Kleine
Schriften

von

J. J. Engel.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1795.

Kleine Schriften

von

J. J. Engel.

Inhalt.

Lobrede auf den König. Gehalten den 24. Januar 1781. Seite 1
Ueber die Schönheit des Einfachen. 38
Ueber die muſikaliſche Malerei. 65
Vorleſung in der Königlichen Akademie der Künſte. 105
Rede am Geburtstage des Königs. Gehalten den 25. September 1786. 117
Ueber einige Eigenheiten des Gefühlsſinnes. 153
Ueber Artikel-, Hülfs- und Perſonenwörter der neuern Sprachen. 177
Fragmente über Gegenſtände der ſchönen Wiſſenſchaften. 203

Ver-

Inhalt.

Verſuch einer Methode die Vernunftlehre aus Platoniſchen Dialogen zu entwickeln. An Se. Excellenz den Königl. Staatsminiſter Freiherrn von Zedlitz. . . S. 339

Grundriß des Menon. . . 347

Einleitung in die Lectionen. . . 358

Erſte Lection. . . . 369

Zweite Lection. . . . 385

Dritte Lection. . . . 405

Vierte Lection. . . . 423

Fünfte Lection. . . . 448

Sechſte Lection. . . . 460

Siebente Lection. . . . 477

Lob=

Lobrede
auf den König.

Gehalten den 24. Januar 1781.

Meine Herren!

Wenn ſchon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenſtand dem Redner nachtheilig iſt; ſo iſt es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabner. An jenem kann noch immer ſein Witz oder ſein Scharfſinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erſcheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredſamkeit ſeine Zuhörer täuſchen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigſtens Bewunderung für ſich ſelbſt erwecken. Aber wo die Vortreflichkeiten ſeines Helden zu glänzend, zu mannichfaltig, zu unbegränzt ſind; wo er ſchon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewundrung durchdrungen, alle in Erwartung einer eben ſo auſſerordentlichen

Kraft der Beredſamkeit findet, als auſſerordentlich der Mann iſt, der durch ſie geehrt werden ſoll: da muß der Muth auch des kühnſten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie ſeines Helden, und thut vielleicht ſeinem eigenen Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darſtellt, als er in der Natur iſt, und dieſem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunſt mit Schwäche des Redners verwechſelt.

Darf ichs erſt ſagen, wie ſehr dieß der Fall bey dem Lobredner eines Königes ſey, welcher die Ehre ſeines Jahrhunderts, auf das er ſo mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volks iſt, das ihn als ſeinen zweyten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs; jene Thaten, die Europa in Erſtaunen ſetzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menſchlicher Kräfte ſchienen; nicht irgend eine ſeiner einzelnen Tugenden und Vortreflichkeiten, ſeine weiſe Kühnheit und Unerſchrockenheit, wenn er ſchlägt, ſeine vorſichtige Betriebſamkeit, wenn er unterhandelt, ſein über dem ganzen Staate offner, immer wachſamer, alles durchſpähender Blick, der ſo ſchnell jeden Mangel und die Mittel ihm abzuhelfen entdeckt; ſeine Milde, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Mäßigkeit, ſeine raſtloſe Geſchäftigkeit; nicht dieſe einzelnen Thaten und Tugenden ſind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Eintracht und Harmonie, ihrer aller Hinſtreben, durch ſo unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und groſzen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in ſeiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in ſeinem Reich iſt: die höchſte in der Verbindung mögliche Wohlfarth. Ein Blick auf das Ganze eines ſolchen Charakters iſt, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo ſich jeder einzelne Theil in der Vorſtellung verdunkelt: alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinſel des Malers davon faſſen und darſtellen können, ſind nur einzelne Seiten, ſind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze ſelbſt iſt kein Anblick und kein Gemälde mehr; es iſt eine Wirkung der nachſinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn ſich eben hier der einzige Weg eröfnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorſehung geſegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieſer Weg nicht die beredte Erzählung ſeiner zu großen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtloſe Verſuch einer lebendigen Schilderung ſeines ganzen Charakters wäre, wie er ſich durch das Unterſcheidende ſeiner Lage unterſcheidend ausgebildet, und unter ſo unzählig mannichfaltigen Umſtänden, in ſo verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, unterſuchende, nur durch die ſtille

Begeiſterung der Vernunft ſich erhebende Betrachtung jener allgemeinen Vortreflichkeit wäre, die ſich mehr oder minder bey jedem wahrhaftig großen König, und mit einem ganz ſichtbaren, nicht zu verkennenden, Vorzuge bey dieſem Einzigen findet? Freylich wird da an die Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äuſſerſten Linien, treten; aber zu dem vollen, redenden und beſeelten, Gemälde fehlen die Farben, oder wenn dieſe Farben der Sprache ſelbſt nicht fehlen, ſo fehlen ſie wenigſtens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewiſſer und zitternder Hand werde zeichnen können. — —

Wer auf die Stimme der Schmeicheley hört, die muthwillig alle Begriffe verfälſcht, oder des Blödſinns, der keinen ergründet; der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geſchichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen

Grade Alles iſt, was er ſoll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausſtößt, deſſen Regierung nicht durch ihn ſelbſt, ſondern nur durch das glückliche einträchtige Genie vortreflicher Diener glänzte und der nur weiſe genug war, ſich leiten zu laſſen, da er ſelbſt hätte leiten ſollen; wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendſten, Thaten bewundert, ſobald ſie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einſeitige Talent des Kriegers von dem mannichfaltigen, ſo viel andere Talente in ſich ſchlieſſenden eines Monarchen unterſcheidet: der wird der großen Könige, groß im echten Sinne des Worts, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens ſuchen. Er wird, ſchon eh' er ſucht, ihrer nur äuſſerſt wenig zu finden hoffen: Denn wie ſehr er auch ſeine Forderungen mäßigen, wie ſehr er auch ſein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerſtören, herabſtimmen mag; ſo iſt und bleibt das Ideal eines Königs das höchſte denkbare aller menſchlichen Ideale: und wenn, nach dem allgemeinen Geſetz der Natur, das Vortreflichſte in jeder Gattung nur ſo ſelten erſcheint; wie ſelten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des ſchwerſten aller Aemter Genüge thut, und der, das Größte und Höchſte zu ſeyn, was Menſchen ſeyn können, beydes die Kräfte und den Entſchluß hat!

Schon der ſpeculative Denker, ſo viel er von der unendlichen Ideenfülle, die ſich in dem einzigen Begrif eines Staats zuſammendrängen, abſchneidet, und alle die unſäglichen Hinderniſſe der Ausführung von Plänen vergißt, die auf dem Blatt zu zeichnen und zu berechnen, ſo leicht, und in der Wirklichkeit darzuſtellen, ſo ſchwer ſind; ſchon der Philoſoph, ſag ich, ob er gleich nur über ſo vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer ſo unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommnen glücklichen Staate eine ſeiner Genievollſten Arbeiten iſt. Der Philoſoph auf dem Throne, — oder nicht der Philoſoph, ſondern der erleuchtete thätige Weiſe, der das Haupt ſeines Staatskörpers nicht bloß heißen, ſondern ſeyn, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, ſelbſt vielleicht das müſſigſte Glied, hervorragen, ſondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle ſeine Bewegungen ordnen will: welch eine weit größere Maſſe von Ideen muß er umſpannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er ſchaffen, oder wenn es vorhanden wäre, wenigſtens faſſen und durchdenken ſoll, iſt das beſondre dieſes wirklichen Staats, von dieſer eigenthümlichen Lage, dieſem Maaß innrer Kräfte, dieſer Verwicklung äußrer Verhältniſſe, dieſem Charakter des Volks, dieſen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, dieſem Grad der Cultur, dieſen vorhandenen Hülfsmitteln. Es iſt jenes Ideal des Weltweiſen, aber unendlich reicher an Beſtimmungen und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade, zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umſtänden die wichtigſten? wie jede andere nach ihnen abzumeſſen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde und doch auch keine ermangle? wie jedes durch jedes unterſtützen, die zahlloſen Räder der großen Maſchine in einander eingreifen zu laſſen? wie die Geſetzgebung, die Diſciplin, die Staatsökonomie, jedes für ſich und jedes in der Verbindung, auf die höchſte Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Intereſſe, mit welcher Vorſicht, in das eigene zu verweben? wie bey Bündniſſen und Freundſchaften das Anſehen mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? alle dieſe ſo verwickelten, ſo unzählig viel befaſſenden, Aufgaben zu löſen und glücklich zu löſen: Was für Forderungen an einen König! Was für ein Geiſt muß es ſeyn, der ſich bis zu der Höhe, wo die Ueberſicht möglich iſt, emporſchwingen und mit dem Blick des Adlers den ganzen weiten Kreis überſchaun ſoll!

Aber dieſes Ideal nur innerhalb der Seele ſchaffen, iſt nicht genug; der Monarch ſoll ihm auch auſſer der Seele Wirklichkeit geben; ſoll es, bey dem ſteten Fluß und Wechſel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tauſend und aber tauſend ſeiner Beſtimmungen umändern; ſoll jede Lage der Dinge beurtheilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthſeln; ſoll jede Gelegenheit zur Vervollkommung ergreifen und nutzen, jeder Gefahr, die ſein edles Werk zu zerſtören droht, entweder ausbeugen oder ſie niederkämpfen; ſoll beydes die fähigſten und die redlichſten Diener wählen, ſie weder durch Vertrauen läſſig, noch durch Mistrauen ſchüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen ſehn, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunſt an der Seite der Wiſſenſchaft, welche Menſchenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorherſehungsgabe, welche Geiſtesgegenwart, welche Vereinigung aller der namenloſen Eigenſchaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geſchäfte möglich iſt, deren Mangel ſo oft die weiſeſten Maaßregeln unkräftig gemacht und die überlegteſten Entwürfe hat ſcheitern laſſen! Nicht bloß den allgemeinen Geiſt aller der Kenntniſſe, auch die Gaben, die praktiſchen Fertigkeiten aller ſeiner Diener, des Kriegs und des Friedens, muß der vereinigt beſitzen, der ſich in der That als aller Meiſter und König zeigen, der ſie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur

Richtung und Anſtoß geben, ſondern auch überall ſelbſt an ihrer Spitze wirken, ſelbſt ſeinen Geſchäften vorſtehn, ſeine Heere führen, ſeine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, ſo groß ſchon dieſe erſte Forderung an den Geiſt eines Königs iſt, ſo iſt die zweyte an ſeinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geſchäftigkeit überhaupt: denn ein großer Geiſt iſt ein gebohrner thätiger Geiſt, dem Muße bald unerträglich und Wolluſt ekelhaft wird; aber die ſtrenge, ſchwere, faſt nie erfüllte Forderung der unausgeſetzten, ganzen und wahrern, Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verſchiebt, die nie das Leichtere dem Schweren, das Angenehmere dem Nothwendigern, vorzieht, die nicht dem ſchmeichelhaften liebkoſenden Locken der ſtärkern Neigung, ſondern dem ernſten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er ſie zu Beſchwerlichkeiten oder Ergetzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des Gefahrvollen Kriegs oder des ſichern Friedens, wecken; die nicht das eine Mal aus Ekel und Ueberdruß weit vor dem Ziel ermattet, noch das andre Mal im hitzigen, leidenſchaftlichen Anlaufe über das Ziel hinausſetzt.

Der untergeordnete Diener, in ſeinem engern Kreiſe von weit gleichförmigern Geſchäften, denen er ſich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch, in der Verbindung aller, eine Menge kleiner, leerer, reizloſer Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er ſo viel als möglich von ſich abwälzt: und ein König? Er, deſſen Kreis von Geſchäften gegen jeden andern ſo gränzenlos iſt; wie viele, ſelbſt der nothwendigern, umumgänglichern, muß er mit aller ſeiner Neigung ſtreitend, wie peinlich alle die mechaniſchen, geiſtloſen, in ekler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Verſäumniß gleichwohl gefährlich wäre; die alle gethan, und von Ihm, dem großen Genievollen Geiſte gethan ſeyn wollen, der hier über ſeiner Kraft ſelbſt zu ermatten in Gefahr iſt, den ſeine Thätigkeit ſelbſt an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite hat jeder Geiſt ſeine Lieblingsentwürfe, die den andern ſo gern alle Aufmerkſamkeit rauben: jedes Herz hat ſeine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödtlichſten giftigſten Uebeln, ſo iſt der große kraftvolle Geiſt den ſchrecklichſten verderblichſten Leidenſchaften unterworfen: Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerſpenſtige Herz in Gehorſam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, auſſer der ſanften Stimme der Pflicht, die in ſeinem eignen Innern erſchallt, noch die gebietende, warnende, ſtrafende Stimme des Obern; er hat für ſeine Trägheit einen Sporn, für ſeine Leidenſchaft einen Zügel: aber ein König? Er, der Geſetzgeber der Nation, ſelbſt keinem Geſetz un-

unterwürfig, der Richter Aller, von keinem andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig ſeine eigene Tugend? als die Gewalt ſeiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen ſeines Buſens? Und doch iſts um ſeine echte Größe gethan; verloren iſt der Ruhm, den er durch ſeine Talente ſich ſelbſt, die Glückſeligkeit, die er ſeinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht ſeiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben ſo unumſchränkt giebt, als er ſelbſt ſie in ſeinem Reiche ausübt; wenn er für ſeine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Beſten ſeines Volkes und ſeines Throns hat; wenn er nicht zu den ſeltnen, vortreflichen, Geiſtern gehört, bey denen Erkenntniß des Beſten Wille und Wille That iſt.

Aber einer Thätigkeit, bloß auf Geheiß der Vernunft, hängt ſo gerne, von ihrem Urſprunge her, jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langſamkeit, an, der immer ihre

Wirkung ſchwächen, oft ſie vernichten, dann und wann ſelbſt verderblich ſeyn würde. Fordre die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umſtände, den Krieg, und fordre ſie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft iſt, die den vorzüglichſten Kräften ſeines Geiſtes freyes Spiel geben, für die er ſich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr ſie ſchon Sorgen gekoſtet haben, und die er nun alle mit widerſtrebendem Herzen aufgeben ſoll: welche Uebel kann da Kälte, Trägheit, Langſamkeit ſtiften! Nur eine raſche kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Anſprengen wirft große Hinderniſſe zu Boden. Soll der beſte edelſte Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, ſo muß noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig ſeyn, ohne Leidenſchaft, Leidenſchaftähnlich zu handeln: er muß eine Seele voll Feuer und dieß Feuer in ſeiner Macht haben; nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weiſe ausbricht, zu mäßigen oder zu dämpfen, ſondern auch überall, wo es ausbrechen ſoll, es hinzugebieten. Die allgemeine Liebe des Beſten ſeines Volkes, und der edle große Ehrgeiz, durchaus den Beyfall der Weiſeſten, vor allen aber ſeiner ſelbſt zu haben, muß die reine, herrſchende und mächtige, Flamme ſeines Buſens ſeyn, an der ſich jeder einzelne Vorſatz entzünde, die jede ſeiner Thaten befeure. — —

Wer ſich ſelbſt zu ſchwach fühlt, um Seelen von dieſer Stärke, oder zu eingeſchränkt, um Geiſter von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Weſen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten; den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen großen edlen Geiſt, der bey innrer Vortreflichkeit auch die äuſſern Anläſſe ſich zu bilden und zu entwickeln fand; den wird vor allen das unſrige durch das Beyſpiel eines Monarchen beſchämen, deſſen Geſchichte die einzige ſeiner würdige Lobrede iſt.

Seine Thaten, ſowohl des Kriegs als des Friedens, ſein öffentlicher und ſein beſondrer Charakter; Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Urſache, das Werk von dem Werkmeiſter, zeugt; ſo mag das Reich von dem Geiſte zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo iſt zu unſern Zeiten das Reich, das an abſichtsvoller Weisheit d[illegible] innern Baues, an richtiger Ordnung u[illegible]er Verbindung der Theile, dem unſrigen [illegible]ade? Oder vielmehr: Wo iſt das Reich, das, als Syſtem mit Syſtem, mit dem unſrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundnen, auf die höchſte durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte; ſo iſts der unſrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majeſtät des Throns ſo innig mit der aufmerkſamſten Sorge für die Unterthanen zuſammenhing, in welchem beyder Erhaltung und Wohl ſo vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht ſo richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, ſchnellen, ausdaurenden Wirkſamkeit die ganze öffentliche Haushaltung ſo unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch ſo mannichfaltige Canäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in Kleinem, ſo tief gegründet, Alles ſo ganz nur Ein Räſonnement war; ſo iſts der unſrige. Wenn je ein Staat unverträglich ſcheinende Eigenſchaften in Harmonie ſtimmte, die rauhen Künſte des Kriegs mit den ſanften Künſten des Friedens verſöhnte, und gleich ſehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geiſtesfreyheit, als der äuſſern Sicherheit durch Macht und durch Bündniſſe wahrnahm; ſo iſts der unſrige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Uebel, nicht die Schuld des bildenden Geiſtes, ſondern der widerſtrebenden Materie, waren; ſo iſts der unſrige. — Nur der Unverſtand meiſtert, und ſteht erſtaunt, wenn ſich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Uebeln verräth, die er mit beßrer Erkenntniß ſo leicht gehoben glaubte: die Klugheit, mit tieferm Blick in den Zuſammenhang, ſieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und ſchweigt, wo ſie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil ſie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans die nehmliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem hellern und offnern entgegenleuchtet.

Dieſen Staat aber, von ſo richtiger, ſeiner Natur ſo gemäßer, durch ſo weiſe Mittel ſo wohl erreichter Abſicht; wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er erfand, mit ſo ſcharfem Blicke gefaßt, ſo meiſterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung ſpricht, läßt uns ſchon die Vernunft errathen: daß ſo ein Syſtem nur Werk eines einzigen Geiſtes ſeyn konnte: und wer war er, dieſer kühne, Genievolle, allumfaſſende Geiſt? Eben der, der für ſeinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand; deſſen Anſchläge ſein Reich von einem nur mittlern Anſehen zu einem Grade der Macht und des Einfluſſes erhoben, daß einſt halb Europa — wer entſcheidet, ob vor Furcht oder vor Eiferſucht? — ſich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreiſſen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von ſicherer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer ſich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn ſeine Feinde ſchon im Geiſte vernichtet ſahn und, ohne Furcht der Beſchämung, laut vor der Welt, von ſeinem Falle und ihrem Triumphe ſprachen; da, als ſeine Freunde und neidloſen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorſehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherſtellung, zur Vergrößrung entdeckte: Er allein wars, der König! Wenn einſt ſein Geſchichtſchreiber die Abſichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geiſt ſucht, der überall verwaltete, und in jeder auch der mißlichſten Lage Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus ſeiner Seele nahmen die Feldherrn, aus ſeiner Seele die Verweſer des Staats, ihre Entwürfe, und all ihr Ehrgeiz, den ſie kannten, war der: zu ſeiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daß ein Geiſt von ſeiner Größe und ſeiner Tiefe der Einſicht eben ſie zu Werkzeugen und zu Mitgehülfen erkohr.

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Abſicht, Anſchlägen, Entwürfen? Als ob ſich nicht in dieſem wunderbaren Könige mit dem Geiſt und den Einſichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Geſetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob ſeine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, dieſe Talente ſchimmern zu laſſen, verſäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm ſelbſt zu verrichten möglich war, Andern übertragen hätte! War Ers nicht ſelbſt, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geiſtesgeſchmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der ſeine Staatsverbindungen errichtete? ſeine Verträge und Bündniſſe ſchloß? Wars nicht ſein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beſchämte? Wars nicht ſein eigener Muth, der ſein unüberwindliches Heer befeuerte? ſeine eigene Kriegskunſt, die aller Orten den zweymal, dreymal, ſtärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem ſchwarzen ſchrecklichen Zeitpunct, da Alles mit einer Wut auf ihn einbrach, daß römiſcher Muth hätte zagen und römiſche Standhaftigkeit wanken können: wars nicht ſeine eigene Entſchloſſenheit, Tapferkeit, Geiſtesgegenwart, unerſchütterte Feſtigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder was ſag ich nur vor dem Untergange? — vor der mindeſten Einbuße einer Hütte oder einer Erdſcholle an den äuſſerſten Gränzen rettete? Wars nicht ſeine eigene haushälteriſche Kunſt, womit er ſo ſchnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aſchenhaufen zu Städten, erbauete? das Heer verſtärkte? die Zeughäuſer anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine ſo anhaltend, ſo wirkſam, auf ſo mannichfaltige Art bewieſene Größe des Geiſtes läßt ſchon von ſelbſt auf den Adel und die Stärke des Willens ſchließen, der ſich ſo einem Geiſte zugeſellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Raſtloſe, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchſten Punct Gerichtete in der

Thätigkeit dieſes Königs, daß er überall Leidenſchaft und Leidenſchaft von ungewöhnlicher Stärke ahndet. Aber bald, bey mehrſeitiger Beobachtung, fällt er von Widerſprüchen in Widerſprüche, bis ſich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung Alles vermögen müſſe; — und die Widerſprüche verſchwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparſamkeit des Monarchen, ſeine große Aufmerkſamkeit auf jede ſchon vorhandne oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, ſeine Sorgfalt ſieht, die Güter der Unterthanen innerhalb den Grenzen zu erhalten; wie ſollte man nicht auf herrſchende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überſchwellende Strom die Aernte nahm, ſeine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Miswachs zu Grunde gerichteter, Adel fordre werkthätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahndeten Leidenſchaft, werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung ſammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutſchland, gerathe Freyheit und Recht Bundesverwandter Fürſten, in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererſtattung, werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu ſetzen!

Wo der König als Feldherr erſcheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer ſeiner Operationen zu einem andern Irrthum. Dieſe anſcheinende Hitze, womit er ſo ſchnell jeden kommenden Frühling aufbrach; dieſe ungeduldige Eile, womit er oft ſchon ein Heer geſchlagen hatte und vor den Hauptſtädten der Provinzen lag, wenn ſie ihn kaum über den Grenzen glaubten; dieſe reiſſende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor ſich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verſchanzungen ſtürmte, in die Hauptſtadt zuſammenpreßte, belagerte, über Felſen und Ströme unter tauſend Gefahren einen andern Feind ſuchte, ihn ſah und in alle Winde zerſtreute; durch neue Provinzen einer noch ſtolzern ſiegreichen Macht entgegenging, ſie angrif, vernichtete, alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptſtadt und eines ganzen feindlichen Heeres ruhte: dieſe erſtaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läßt ſie anders, als den entſchiedenſten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte, vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie ſehr ſeine Leidenſchaft Krieg und Geräuſch der Waffen ſeine Wolluſt war, iſt je mit ſo ungeſtümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siege zu Siege geeilt, als dieſer ſo gefürchtete, ſchreckliche — Friedliebende Weiſe, der, weil er Alles iſt, was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen ſeines Herzens vielleicht am meiſten ſtreitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig ſich ſelbſt gelaſſen handelt, in ſeiner Familienliebe und Freundſchaft, in ſeinen Vergnügungen, in den Arbeiten ſeiner müſſigen Augenblicke: wo iſt da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegriſchen Geiſtes? Blickt nicht vielmehr überall ein ſanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen Geräuſchvollen lärmenden Ergetzungen, wie die der Jagd ſind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe, ſpricht und ihr ſo gerne, für Feinheit und Geſchliffenheit, ein wenig Schwäche vergiebt; jener entſchiedene Geſchmack für diejenige unter allen Künſten, die am meiſten zum Herzen redet; jenes Inſtrument, auf welchem er

Meiſter und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichſte und ſanfteſte unter allen; jener Tonkünſtler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Geſanges, vor Allen den Preis gab; wie ſehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindſamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauren, oder mehr ihm Glück wünſchen, daß ihn die Vorſehung auf einen Thron rief, deſſen wichtigſte Pflichten ihm ſo wahrſcheinlich eine ſtete Verläugnung koſteten? Bedauren werden wir ihn mit der erſten Empfindung, aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wünſchen: daß eine ſo völlige Selbſtbeherrſchung, eine ſo wunderthätige Kraft des Entſchluſſes, die höchſte Ehre der Menſchheit, und ſie fühlen und üben, die edelſte aller Wollüſte iſt.

Nicht ſo glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heers, aber in der That noch bewundernswürdiger iſt der ſtille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Throns, und einmal beſchloſſen konnten Thaten von ſolcher Wichtigkeit einen ſo großen Geiſt nicht anders als anziehn: aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerkſamkeit auch des mindeſten Unterthanen erwidern, und nie von dem einmal gemachten Geſetze ſich losſprechen, nie dieſe oft ſo verächtlich ſcheinenden, über ihrer Geringfügigkeit mühſamen und ihrer Einerleyheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage ausſetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entſchluſſes kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo ſie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch ſo einzelne, feine, in dem Gewirre aller ſo leicht ſich verlierende Fäden verknüpft iſt! Und kennte noch dieſer Monarch nicht Arbeiten von ganz andrer Natur! Aber ſo geliebt, geſchmeichelt, begünſtiget von

von den Muſen, ſich ihnen entwinden, ihren ſo mächtigen, durch Unſchuld ſelbſt ſo verführeriſchen, immer ſchönern und immer gefährlichern Reizen widerſtehen, um freywillig auch die kleinſten reizloſeſten Pflichten zu erfüllen, und in dieſer Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweiſt einen Adel und eine Größe, die, wenn ſie nicht eben ſo ſehr die Einbildungskraft füllt, wenigſtens in den Augen der Vernunft erhabner, als ſelbſt die kühnſte Entſchloſſenheit in Gefahr, iſt. — —

Dieſe Herablaſſung des Königs, dieſe Achtung, deren er alle, auch ſeine geringſten Unterthanen würdigt, iſt das feſteſte Band der Liebe zwiſchen ihm und dem Volk. Wenn ſchon Größe an ſich mit ſo wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt; mit welcher Kraft muß erſt Güte in Verbindung mit Größe wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorſehung und gegen ihn, unter tauſend Wünſchen für die Verlängerung ſeines Lebens, feyert alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich iſt, dieſen Tag; feyern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit ſo herablaſſender Aufmerkſamkeit auch für uns, auch nur noch jüngſt, durch die weiſe Einrichtung unſerer Arbeiten ſorgte. — Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir feyern, dieſen Tag, und was nennen wir feyern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhn, und den erſchlafften Kräften, durch Ergetzlichkeiten, Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele, zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommung, in ſie ſelbſt kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorſätze faſſen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden ſoll? Wenn wir auf dieſe beſſere würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feyern: was für Ermunterungen zur Erfüllung unſers Berufs werden wir, ſelbſt in der Größe des Königs, finden! Dem erleuchteten weiſen Weltbürger iſt der Gedanke an einen Vater der Natur, deſſen Zwecke lauter Güte, ſo wie ſeine Mittel lauter Weisheit, ſind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geiſt: er iſt ihm auch eine belebende Kraft für das Herz; ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderſtehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in ſeinen eignen Augen ſo ſehr, und nichts entzündet ihn mit einer ſo brennenden Liebe ſeiner Pflichten, als die Erkenntniß: daß er durch Tugend mit dieſem Vater der Natur in Gemeinſchaft tritt, daß er durch ſie in ſeinem kleinen Wirkungskreiſe das Gegenbild Gottes in dem unermeßlichen des Weltalls wird; und da ſein kleiner Kreis von jenem unermeßlichen ein Theil iſt: daß er durch Tugend, gleichſam an der Seite des allerhöchſten der Weſen, ein Freund, ein Gehülfe der Gottheit, zu ihren Abſichten mitwirkt. Und ſo, wie dieſe Erkenntniß den Weltbürger; ſollte nicht eben ſo den edeldenkenden Bürger des Staats der ſtolze Gedanke rühren: daß die Abſicht, der er ſich widmet, mag ſie Aufklärung und Sittenbeßrung des Volks, oder Dienſt im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger ſeyn, in den Plan ſeines wohlthätigen, großen, erhabnen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen iſt, die ſeine eigne königliche Seele beſchäftigen? Sollte ihn nicht der ſtolze Gedanke rühren: daß er ſich durch redliche, eyfrige Erfüllung ſeines Berufs mit einem ſo erhabnen Geiſte zu Einem Werke verbindet und in einem höhern Sinne des Worts ſein Geſellſchafter und Freund wird, als manche — die nur ihrer Geburt wegen ſein Angeſicht ſehn und die Vergnügungen ſeiner Tafel theilen? Laſſen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ohnerachtet der Unendlichkeit des Abſtandes, kein ſinnloſer, ſondern vielmehr der erhabenſte aller Gedanken iſt: Gott nachahmen; ſo iſt es, bey einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abſtande, noch weit weniger ein ſinnloſer, es iſt ein würdiger edler Gedanke: dem König nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, ſo wie er, die ganze Natur ſeines Berufs erforſchen, die Erfüllung der Pflichten dieſes Berufs zur herrſchenden Neigung ſeiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle ſeine Thätigkeit gegen den erkannten Punct der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut, und bey vorzüglichern Kräften groß ſind; ſo ſind wirs überall, auf dem Thron, im Pallaſt, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. Der Unterſchied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit iſt unendlich; aber im Grunde und im Weſen iſt es die nehmliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt, erleuchtet.

* * *

Ueber

die Schönheit des Einfachen.

Geſchrieben 1776.

Das Geſpräch, das Sokrates mit dem Sophiſten Hippias über die Schönheit hält,*) entſcheidet nichts in der Sache ſelbſt, aber den Punct, worauf es ankommt, beſtimmt es ganz richtig.

Wir könnten ſagen, heißt es, daß bloß dasjenige ſchön ſey, was wir durch die Sinne des Geſichts und Gehörs erkennen. Aber Geruch und Geſchmack und Gefühl geben doch auch Vergnügen, haben doch auch ihre angenehmen Gegenſtände; und warum befaſſen wir denn nicht alles unter dem einzigen Begriff des Angenehmen? Warum machen wir aus dem Schönen eine eigne Untergattung, die wir dem bloß Angenehmen entgegenſetzen? — Liegt etwa die Schönheit des Sichtbaren bloß darinn, daß es geſehn wird? Nein!

---

*) Beym Platon im erſten Geſpräche: Hippias.

denn ſo könnte das, was gehört wird, nicht ſchön ſeyn. Liegt die Schönheit deſſen, was dem Ohre angenehm iſt, bloß darinn, daß es gehört wird? Auch nicht! denn ſo wäre wieder das nicht ſchön, was wir ſehen. Oder entſpringt etwa das Schöne allererſt aus der Vereinigung beyder Sinne? Wiederum nicht! denn Geſicht ſowohl als Gehör haben jedes ſeine Schönheit für ſich, ohne von einander abhängig zu ſeyn. — Worinn liegt alſo das Gemeinſchaftliche, das ſich bey jedem dieſer beyden Sinne, aber auch nur bey ihnen, nicht bey den andern findet? —

Für die zuſammengeſezten Empfindungen hat man dieſe Frage bereits beantwortet, aber noch nicht für die einfachen. Man hat gezeigt, warum Figur, Colorit, Muſik, aber noch nicht, warum auch einzelne Farben und Töne ſchön ſind. Gleichwohl fängt der Unterſchied, den der feinere Sprachgebrauch unter den Sinnen macht, ſchon bey ihren einfachſten Empfindungen an. Die Eindrücke des Geruchs, Geſchmacks und Gefühls nennt man nur gut oder angenehm; die einfachen Empfindungen des Geſichts und Gehörs nennt man auch ſchön. Man ſpricht von der ſchönen Farbe eines Gewandes, dem ſchönen Roth einer Roſe, dem ſchönen Schlag einer Nachtigall, dem ſchönen Ton einer Flöte. Wenn alſo der Sprachgebrauch nicht Unrecht hat, ſo muß ſchon in den einfachen Empfindungen des Geſichts und Gehörs etwas Allgemeines und Eigenthümliches liegen, wodurch ſie ſich von den Eindrücken der übrigen Sinne unterſcheiden; und damit kommt dann die Frage wieder: Worinn beſteht dieſes Allgemeine und Eigenthümliche?

Bey Geruch, Geſchmack und Gefühl liegt die Urſache, warum uns die Eindrücke ſo oder anders rühren, im Körper. Die Seele ergezt ſich über eine vortheilhaft ſcheinende oder beunruhigt ſich über eine nachtheilig ſcheinende Veränderung des Nervengewebes. — Sollte bey Farben und Tönen die Urſache, warum ſie uns angenehm oder widrig ſind, nicht auch körperlich ſeyn?

Das Grüne, ſagt man, iſt für die Nerven des Auges ſtärkend und heilſam, und ſo findet ſichs in der That. Wenn ein Auge nur überall Licht vertragen kann, ſo iſt ein ſanftes Grün die ihm zuträglichſte Farbe. Das zu helle Roth des Scharlachs iſt dem kränkelnden Auge ſchmerzhaft, und ſelbſt dem ſtärkſten, wenn es in zu hellem Lichte geſehn wird, empfindlich. Man mache dieſen Fall allgemein, und die Urſache des Gefallens und Misfallens liegt bey den Farben ſo gut im Körper, wie bey Geruch und Geſchmack. — Eben alſo mit den Tönen: denn einige verſtimmen gleichſam die Nerven; andre geben ihnen einen Grad der Spannung, der für ſie wohlthätig iſt. Man weiß, daß einſt Leibnitz den Aerzten eine größere Aufmerkſamkeit auf die Wirkung der Töne empfahl.

Schwächer iſt freylich Luſt und Unluſt bey Geſicht und Gehör, als bey den übrigen

Sinnen. Aber ſollte denn Schönheit nur einen geringern Grad der Sinnenluſt bezeichnen? — Wir würden dann nicht das Schöne dem bloß Angenehmen entgegenſetzen; wir würden uns nicht etwas Anders und etwas Höhers darunter denken.

Oder ſollte vielleicht ein Unterſchied in dem Geſetze liegen, nach welchem Luſt und Unluſt erfolgt? Ich denke: eben ſo wenig! Denn überall iſt der gewiſſe und feſte, aber mittlere, gemäßigte Eindruck der angenehme. Was auf irgend eine Art das Werkzeug zu heftig angreift, das misfällt; was es zu matt und zu weichlich angreift, ein zu ungewiſſes, ohnmächtiges Beſtreben, auf die Nerven zu wirken, äuſſert, das misfällt auch. Dem Geſchmack iſt das Strenge und das Schale, dem Geruch das Heftige und das Fäulichte, dem Gefühl das Starre und das Nachgiebige widrig; und eben ſo dem Geſicht das zu Glühende und das Fahle, dem Ohr die betäubende Pfeife und das dumpfe Murmeln eines Cicerokopfs. —

Burke, um dieß hier beyläufig zu ſagen, ſucht die Urſache alles poſitiven Vergnügens in dem Erſchlaffen.*) Die einzige Bemerkung widerlegt ihn, die für alle Sinne wahr iſt: daß von den mittlern Eindrücken, wo das Maximum des Angenehmen und Schönen iſt, ſich die Empfindung des Vergnügens und ſo auch die Benennung: Angenehm und Schön, viel weiter nach oben gegen die ſtärkern Eindrücke, als nach unten gegen die ſchwächern erſtreckt. Nach oben hin nehmlich iſt die erſte Grenzſcheidung zwiſchen dem angenehmen Schönen und dem auch angenehmen Erhabnen: nach unten hin die andre zwiſchen dem allein angenehmen Schönen und dem nie angenehmen Ekelhaften. Wo alſo das Ekelhafte eintritt, da hört das

---

*) Philoſ. Unterſuchungen über den Urſprung unſrer Begriffe vom Erhabnen und Schönen. S. 251. der deutſchen Ueberſ.

Vergnügen ſehr frühe auf; wo das Erhabne eintritt, da währt das Vergnügen noch lange fort. Das Schöne verliert ſich in das Erhabne, und erſt bey den ſehr merklichen Graden der Erſchütterung wird man inne, daß die Grenze iſt überſchritten worden. — Es iſt doch ſchön! ſagt man vom Scharlach, gerade als ob man ſichs ungern geſtünde, daß man für ſtärkere Eindrücke zu ſchwach iſt, und alſo mit Vergnügen die Kraft bemerkte, ſie zu ertragen. —

In dem körperlichen Eindrucke ſcheint nach dem, was wir hier ausgemacht, der geſuchte Unterſchied nicht gegründet zu ſeyn: ſollt er mehr in der Vorſtellung liegen, welche die Seele erhält? Denn irgendwo muß doch ein Unterſchied ſeyn, wenn der Sprachgebrauch Grund haben ſoll, und den hat er faſt immer.

Home unterſcheidet die feinern und die gröbern Sinne ſo: Bey dieſen; ſagt er, wird die Seele die Berührung des körperlichen

Werkzeuges gewahr und denkt ſich die Empfindung ſelbſt in dem Werkzeuge; bey jenen hingegen nicht. Der Geruch ſcheint ihm einige Schwierigkeit zu machen, aber er thut, als ob er ihm keine machte, und entlehnt eben von ihm ſein erſtes Beyſpiel. — Wir müſſen doch ſehen, ob dieſer Unterſchied hier anwendbar iſt?

Zuerſt würde denn folgen: daß wenigſtens für Bonnets belebte Statue der Geruch eine ſchöne Empfindung wäre. Denn ich behaupte: ſo lange dieſe Statue keine andern Sinne geübt, ſo würde ſie die Berührung des ſinnlichen Werkzeuges nicht inne werden und ſich auch die Empfindung nicht im Werkzeuge denken. — Doch dieſe Anmerkung trifft noch den rechten Punct nicht; ich hätte ſie ſparen können.

Aber zweytens giebt es für das Ohr Empfindungen, die unſtreitig angenehm ſind, bey denen die Seele die Berührung des Werkzeugs eben ſo wenig gewahr wird, und die gleichwohl

wohl

wohl kein Menſch ſchön nennt. Nicht leicht iſt ein Dichter, der nicht von dem angenehmen Flüſtern des Zephyrs, von dem ſanften Murmeln der Quelle, von dem lieblichen Rauſchen des Bachs ſollte geſungen haben. Aber noch niemand hat ſich leicht des Ausdrucks bedient: ein ſchönes Flüſtern, ein ſchönes Murmeln, ein ſchönes Rauſchen. Und inſoferne beſtimmt Sokrates den Begriff des Schönen nicht völlig richtig, wenn er alles das Angenehme ſchön nennet, was uns durch Geſicht und Gehör kommt.

Dieſer Unterſchied, den der Sprachgebrauch macht, ſcheint uns indeſſen Licht zu verſprechen. Wie, wenn wir ihm nachgingen und durch ihn die Aufgabe zu löſen ſuchten? —

So wie in allen Erſcheinungen der Natur, ſo giebt es unſtreitig auch im Rauſchen, und andern dem ähnlichen Eindrücken, Verſchiedenheiten. Gleichwohl fiel es noch niemanden ein, mannichfaltige Eindrücke dieſer

Art ſo zu verbinden und abzuändern, daß etwas der Harmonie und Melodie Aehnliches entſtünde. Die Eindrücke ſind hier, jeder für ſich, angenehm; aus dem wahrgenommenen Verhältniſſe derſelben, aus dem Uebergange von einem zum andern quillt kein Vergnügen. Mit andern Worten: es giebt hier keine Einheit im Mannichfaltigen, keine Schönheit des Zuſammengeſezten.

Hingegen mit den Tönen, und ſo auch mit den Farben, iſt es ein anderes. Für jene iſt die Kunſt der Muſik bereits erfunden; für dieſe hat ſie erfunden werden ſollen: und wenn es noch keine Melodie der Farben giebt, ſo giebt es doch, in jedem ſchönen Gemälde, eine gewiſſe Harmonie derſelben. Harmonie unter Farben aber will in Abſicht auf Schönheit mehr ſagen, als Harmonie unter Tönen. Ein einzelner Accord iſt eigentlich nur als einfache Empfindung ſchön; denn bey dem Sinn des Gehörs, der bloß abgeleitete Eigenſchaften gewahr wird, fallen, eben wie bey

Geruch und Geſchmack, alle gleichzeitigen Eindrücke in einander, ohne daß ſich das Mannichfaltige darinn unterſcheiden ließe. Beym Geſicht hingegen, das die abgeleitete Eigenſchaft der Farbe nie anders, als in der urſprünglichen der Figur erkennt, fallen bey jener wie bey dieſer die Theile aus einander, und das Mannichfaltige wird nicht bloß Schlußweiſe oder durch Auflöſung, es wird unmittelbar durch den Sinn ſelbſt unterſchieden.

Aus mehrern Tönen und Farben alſo kann durch ſchickliche Verbindung Schönheit hervorkommen; ſie ſind die Elemente der Schönheit, wie die Realitäten der Vollkommenheit. Eben darum nehmen ſie Theil an der Benennung, ob ſie gleich an ſich, als bloß einfache Empfindungen, noch nicht ſchön ſind.

Dieſe Auflöſung ſcheint richtig; aber nun entwickelt ſich eben aus ihr eine andre Frage, ohne deren Beantwortung keine Befriedigung iſt. Wie kommt es nehmlich, daß nur Farben und Töne fähig ſind, Elemente des Schönen zu werden? Was unterſcheidet ſie, als ſolche, von den einfachen Empfindungen, aus deren Verbindung keine Schönheit entſteht? — Oder, da wir nun eine Empfindung des Gehörs kennen, die den Empfindungen der gröbern Sinne gleich gilt: was unterſcheidet das bloße Geräuſch, das man nur angenehm nennt, von dem muſikaliſchen Ton, den man ſchön nennt?

Ein leicht zu bemerkender Unterſchied zwiſchen beyden iſt der: daß ein fortwährendes Geräuſch uns weit ſpäter, als ein ausgehaltener Ton zur Laſt fällt. An das Ufer eines Bachs wirft man ſich Stundenlang hin; aber ein Schall, ein Laut, und am meiſten ein Ton, der nicht aufhört oder immer hartnäckig wiederkommt, wird ſehr früh unerträglich. — Die Seele, die überhaupt einen Ekel an allen zu einförmigen Vorſtellungen hat, muß alſo die Vorſtellung des

Tons am allereinförmigſten finden; das heißt: es muß hier in dem Mannichfaltigen, welches noch immer auch die einfachſte Empfindung enthält, weniger Verſchiedenheit geben, oder: der Ton muß eine unvermiſchtere, reinere, einfachere, und eben darum auch beſtimmtere, abgemeßnere Vorſtellung ſeyn, als das bloße Geräuſch.

Bey dem Geſange und der Rede kann man dieſen Unterſchied, der in der Wirkung Statt findet, auch in der Urſache bemerken. Wer bloß ſpricht, alſo Schall hervorbringt, der läßt das Organ in ſeinem gewöhnlichen ſchlaffern und ſchwankendern Zuſtande; wer ſingt, ſpannt es an und giebt ihm, bey jeder Veränderung des Tons, eine ganz abgemeßne, durchaus beſtimmte Bildung.

Was aber dieſe Beſtimmtheit und Abgemeſſenheit zur Hervorbringung der muſikaliſchen Schönheit wirke? ſieht man von ſelbſt. Alle Harmonie, und ſo auch alle Melodie, gründet ſich auf die Wahrnehmung beſtimmter Verhältniſſe; aber unmöglich könnten die Verhältniſſe beſtimmt ſeyn, wenn es die Glieder nicht wären. — Man laſſe Mehrere in einander reden, und es entſteht nichts, als ein dumpfes Geräuſch, das weder wohlklingt noch misklingt: man laſſe ſie in einander ſingen, und es entſteht entweder der prächtige Wohllaut eines Hendelſchen und Grauniſchen Chors, oder ein wildes wüſtes Geheul, vor dem ein jeder davonläuft.

Verbindet man Rede mit Geſang oder Muſik, ſo entſteht abermals weder Harmonie noch Disharmonie. — In einer neuerlich verſuchten Gattung von Schauſpielen,*) die zwiſchen Oper und Drama mitten inne fällt, ſpricht zuweilen der Schauſpieler mitten in die Muſik: zuweilen fällt die Muſik mitten in die Declamation ein. — Feine Ohren wollten hier Misklang bemerken; noch feinere waren bloß unzufrieden, daß ſich nicht Alles zu Einem Wohlklang vereinigte: von eigentlichem Uebelklang wußten ſie nichts. Jene ſchienen für wirkliche Empfindung zu nehmen, was bloß Folgerung aus dem falſchen Grundſatze war: daß Alles, was nicht harmonire, disharmonire. Aber der bloße Schall iſt nur inſoferne widrig, als er die Aufmerkſamkeit ſtört: eigentlich harmoniren kann er ſo wenig als disharmoniren: denn er ſelbſt iſt viel zu wenig beſtimmt, um ein beſtimmtes Verhältniß zu geben.

---

*) Den ſogenannten Monodramen, Duodramen, Melodramen.

Dieſen Fall mit den Tönen allgemein gemacht, würde ich ſagen: Jede einfache Empfindung, die Element der Schönheit werden ſoll, muß eine ſo beſtimmte abgemeßne Vorſtellung ſeyn, daß, wenn eine andre eben ſo beſtimmte und abgemeßne dazu kommt, ein ſichres und faßliches Verhältniß der einen zur andern entſtehe. Durch ihre Abgemeſſenheit und Beſtimmtheit wird jede einzelne Empfindung fähig, Glied einer Reihe zu werden, in welcher die Seele durch lauter ſichre Verhältniſſe von einer zur andern fortſchreitet, und eben dieſe Fähigkeit charakteriſirt ſie, als Element der Schönheit.

Die Anwendung hievon auf die Farben iſt leicht, und, obgleich die Theorie derſelben noch einigermaßen ſtreitig iſt, unbedenklich. Euler, wie man weiß, verwirft die Neutoniſche Erklärungsart und leitet die Entſtehung und Verſchiedenheit der Farben aus eben den Gründen her, aus welchen die Entſtehung und Verſchiedenheit der Töne erklärt wird. Man halte dieſe Theorie für annehmungswürdiger, weil ſie mehr Simplicität in die Natur bringt, oder für gleich unzureichend, weil ſie doch nur anders das Phänomen überſezt, nicht erklärt: es iſt für uns genug, daß die Farben nicht bloß einzeln gefallen, daß wir ſie vergleichen und Mishelligkeit oder Uebereinſtimmung unter ihnen gewahr werden; daß wir beſtimmte Verhältniſſe derſelben allgemein anerkennen, und daß ſchon Verſuche, dieſe Verhältniſſe feſtzuſetzen, gemacht ſind. — Ja, wären auch noch keine gemacht, ſo empfindet doch das Ohr die Verhältniſſe der Töne, auch ohne daß man an ihre Berechnung denkt, und das Auge würde die Verhältniſſe der Farben ſchätzen, auch ohne daß die Theorie ſie entwickelte.

Nunmehro zu dem Puncte zurück, von dem wir ausgingen: warum iſt der Geſchmack einer Frucht oder der Geruch einer Blume nicht ſchön? Warum würde es jeden befremden, wenn man mit Burke *) das Süße die Schönheit für den Geſchmack, oder nach der Analogie dieſes Ausdrucks, das Balſamiſche die Schönheit für den Geruch nennte? — Weil die Empfindungen dieſer gröbern Sinne nicht die Beſtimmtheit, nicht die Abgemeſſenheit haben, daß aus ihrer Verbindung Schönheit

---

*) Am angef. Orte S. 261.

hervorkommen könnte. Nicht deßwegen fehlt dieſen Empfindungen die Schönheit, weil ſie nicht mannichfaltig genug ſind, ſondern aus dem ganz entgegengeſezten Grunde, weil ſie nicht einfach genug ſind. — Warum entlehnen aber die feinern Sinne für die ihnen eigenthümlichen Empfindungen Ausdrücke von gröbern Sinnen? Warum ſind Farben ſanft und Töne ſüß? Weil ſich dieſe Ausdrücke nur auf den gemilderten körperlichen Eindruck, auf die angenehme Erſchütterung des Werkzeüges beziehen und dieſe Erſchütterung allen Sinnen gemein iſt.

Angenehm alſo für den ſinnlichen Eindruck und völlig abgemeſſen und beſtimmt in der Vorſtellung; das ſind die Bedingungen, ohne welche dieſe Empfindungen nicht ſchön ſeyn können. Bey Farben und Tönen finden ſich dieſe Bedingungen unzertrennt bey einander: ſo daß mit der Beſtimmtheit zugleich die Anmuth, und mit der Anmuth zugleich die Beſtimmtheit wächſt und abnimmt. Immer ſind die mittlern Töne zugleich die lieblichſten für das Ohr und die beſtimmteſten in der Vorſtellung: je tiefer oder je höher ſie werden, deſto weniger ſchmeicheln ſie dem Sinne und deſto ſchwerer wird ihre Stimmung. Auch für das Auge ſind die zu hohen blendenden und die zu tiefen ſchwärzlichen Farben zugleich die am wenigſten angenehmen und die am wenigſten beſtimmten. —

Aber bis izt war bloß von Farben und von Tönen die Rede: Giebt es nicht noch andere Schönheit, die aus andern Elementen entſpringt? Und wenn es deren giebt; werden die Merkmale allgemein ſeyn, die wir hier für die Elemente des Schönen gefunden haben?

Die erſte Frage beantwortet ſich leicht; denn die Hauptſchönheit für das Geſicht und die einzige für das Gefühl entſpringt aus ganz andern Elementen, die auch nicht in dem Sinne einfach ſind, wie Farben und

Töne: aus Linien nehmlich oder aus Flächen. Wenn dieſe Linien, bleibend und feſt, zuſammenhängende Umriſſe bilden, ſo haben wir die Schönheit der Geſtalt oder Figur; wenn ſie eben jezt erſt entſtehen und wieder verſchwinden, wie in einer anſchwellenden und wieder herabſinkenden Welle, ſo haben wir die Schönheit der Bewegung. Mit Locken zu reden, geben uns die Linien die Schönheit urſprünglicher; Farben und Töne die Schönheit abgeleiteter Eigenſchaften.

Was die zweyte Frage betrifft; ſo erhellt ſogleich, daß auch Linien eine beſtimmte Vorſtellung geben müſſen, da nichts der genaueſten Berechnung ſo fähig iſt, als ſie. Es bleibt alſo nur das zu unterſuchen: ob auch ihre Empfindung körperlich angenehm ſeyn kann?

In der Bewegung iſt zweyerley zu unterſcheiden: Geſchwindigkeit nehmlich und Richtung. Ein zu hoher Grad der Geſchwindigkeit iſt körperlich unangenehm; das zu heftig erſchütterte Auge ſchließt ſich, und im Gehirn entſteht Schwindel. Es iſt ein Eindruck, der nach der Seite des Erhabenen hin ausſchweift; ſo wie das zu langſam Kriechende ein widriger Eindruck iſt, nach der Seite des Ekelhaften hin. — Ich folgere, weil das Extremum körperlich unangenehm iſt, daß der mittlere Eindruck körperlich angenehm ſeyn muß.

Die Frage von der Richtung reducirt ſich auf die von der Figur. — Allzujähling abändernde Linien und Flächen, „Körper, ſagt Burke,*) die uneben und eckigt ſind, verletzen die Werkzeuge des Gefühls, und erregen eine Art von ſchmerzhafter Empfindung, die aus der gewaltſamen Spannung oder Zuſammenziehung der muskulöſen Fibern entſteht." — Beynahe das Nehmliche ſagt er von dem Geſicht; denn er glaubt, daß die Schärfe der Ecken in den Sehnerven eine Art von gewaltſamer, krampfhafter Bewegung verurſache.*) — In Anſehung des Gefühls hat er ſichtbar Recht; in Anſehung des Geſichts ſcheint er ſich ein wenig zu ſtark auszudrucken; indeſſen iſt doch immer Wahres in dieſer Behauptung. Allein um gründlich hierüber zu urtheilen, müßte man vorher die Urſache des Wohlgefallens an der Continuität der Eindrücke unterſuchen, die eben das Hauptmerkmal der Schönheit iſt.

---

*) Am angef. Orte S. 253.

---

*) Ebendaſ. S. 261.

Vorläufig indeß läßt ſich das Vergnügen, welches die Betrachtung einer ſchönen Figur der Seele gewährt, als ein reineres, von körperlicher Wolluſt unvermiſchtes Vergnügen betrachten. Es kommt mit dieſer Wolluſt durchaus zu keinem Bewußtſeyn; das ganze Vergnügen, das hier genoſſen wird, ſcheint immer ſeinen Sitz in der erkennenden und vergleichenden Seele zu haben. Dieß iſt ſogar auch der Fall mit dem äuſſerſten entgegenſtehenden Misvergnügen an den eckigtſten und verwickeltſten Umriſſen; denn wie krank auch das Auge und wie empfindlich es auch gegen die geringſte zu lebhafte Farbe ſeyn mag, ſo weiß es doch von keinem Schmerz, wenn man ihm eckigte Körper, und von keiner Erleichterung, wenn man ihm Körper von ſanftern Umriſſen vorhält. Es darf nur überall Licht vertragen können, ſo öfnet es ſich eben ſo willig für den Würfel, als für die Kugel, und verſchließt ſich vor dem egyptiſchen Obelisk ſo wenig, als vor der korinthiſchen Säule. — —

* * *

Ueber
die muſikaliſche Malerey.

An den
Königl. Kapellmeiſter
Herrn Reichardt.

Geſchrieben 1780.

C

Liebſter Freund!

So viel ich ſehe, wird die Unterſuchung die Sie mir aufgegeben, auf folgende vier Fragen hinauslaufen:

Erſtlich: Was heißt Malen?

Zweytens: Was für Mittel hat die Muſik zum Malen?

Drittens: Was iſt ſie durch dieſe Mittel im Stande zu malen?

Viertens: Was ſoll ſie malen und was ſoll ſie nicht malen?

Die Beantwortung dieſer Fragen, wenn man ſie völlig gründlich geben will, führt hie und da in ſehr feine, faſt ſpizfindige Unterſuchungen: Ich will dieſen Spizfindigkeiten ausweichen, nur das, was mir unumgänzlich nöthig ſcheint, voranſchicken, und zum Praktiſchen eilen.

Malen heißt: Einen Gegenſtand, nicht durch bloß willkührliche verabredete Zeichen für den Verſtand andeuten, ſondern ihn durch natürliche Zeichen vor die ſinnliche Empfindung bringen. Das Wort: Löwe erweckt bloß eine Vorſtellung in meinem Verſtande; das Gemälde eines Löwen ſtellt mir das ſichtbare Phänomen wirklich vor die Augen. Das Wort: Brüllen hat bereits etwas Maleriſches; der Bendaiſche Ausdruck in der Ariadne iſt die vollſtändigere Malerey des Brüllens.

In der Poeſie zwar wird das Wort noch etwas anders gebraucht. Ein Dichter heißt um ſo mehr ein Maler;

Erſtlich: Je mehr er mit ſeinen Vorſtellungen ins Beſondere, ins Individuelle geht; je mehr er ihnen durch nähere Beſtimmung Sinnlichkeit und Lebhaftigkeit giebt. Die Sprache liefert ihm meiſtens nur allgemeine Notionen für den Verſtand, die erſt der Zuhörer oder Leſer in Bilder der Einbildung verwandeln muß; der Dichter kommt, durch nähere Beſtimmung jener Notionen, der Einbildung zu Hülfe, und erweckt ſie, ſich die Bilder aus einem beſtimmtern Geſichtspunkte, mit einer vorzüglichen Kraft und Deutlichkeit, zu denken.

Zweytens: Je mehr er das Mechaniſche, Klang der Wörter und Fall des Sylbenmäßes, mit dem innern Sinn der Rede in Uebereinſtimmung bringt. Anders: Je mehr er Aehnlichkeit mit dem vorzuſtellenden Gegenſtande ſelbſt, in die ſinnliche Empfindung der Zeichen legt, die dieſen Gegenſtand andeuten. Oder noch anders: Je mehr er ſeine bloß willkührlichen Zeichen den natürlichen nähert.

In der Muſik fällt der erſte Verſtand des Worts: Malerey weg, und nur der zweyte bleibt. Die Töne der Muſik ſind keine willkührlichen Zeichen; denn es iſt nichts, was man ſich dabey denken wollte, verabredet; ſie thun ihre Wirkung nicht durch etwas, das durch ſie angedeutet würde, ſondern durch ſich ſelbſt, als ſolche und ſolche Eindrücke auf unſer Gehör: Der Tonſetzer hat nichts Allgemeines zu individualiſiren; er hat keine Notionen des Verſtandes dadurch, daß er ſie ſpecieller machte, zu verſchönern. Allein er kann durch ſeine Töne, als durch natürliche Zeichen, Vorſtellungen anderer verwandten Gegenſtände erwecken; kann uns durch ſie dieſe Gegenſtände, wie der Maler die ſeinigen durch Farben, andeuten wollen: Und dann muß er thun, was der Dichter, als Maler in der zweyten Bedeutung, that; er muß ſeine Töne ſo nachahmend machen, und ihnen mit dem Gegenſtande ſelbſt ſo viel Aehnlichkeit geben, als möglich.

Dieſe Malerey nun iſt entweder vollſtändig oder unvollſtändig. Jene bringt uns das ganze Phänomen vor die Empfindung; dieſe nur einzelne Theile oder Eigenſchaften deſſelben.

Die vollſtändige Malerey findet ſichtbar nur da ſtatt, wo der Gegenſtand ſelbſt hörbar iſt, und ſich mit abgemeſſenem Ton und Rhythmus verträgt.

Was die unvollſtändige Malerey betrift; ſo kann

Erſtlich der Gegenſtand ein aus Eindrücken verſchiedener Sinne zuſammengeſeztes Phänemen ſeyn, wo Hörbares mit Sichtbarem u. ſ. w. vermiſcht iſt. Der Tonkünſtler erweckt in der Phantaſie die Vorſtellung des Ganzen, indem er das Hörbare nachahmt. So malt er eine Schlacht, ein Gewitter, einen Ocean.

Zweytens kann zwar der Gegenſtand ganz und gar nichts Hörbares enthalten; aber er trift mit den hörbaren Tönen in gewiſſen allgemeinen Eigenſchaften zuſammen, die der Phantaſie einen leichten Uebergang von dieſen auf jenen verſchaffen.

Es giebt nehmlich Aehnlichkeiten, nicht bloß zwiſchen Gegenſtänden einerley Sinnes, ſondern auch verſchiedner Sinne. Langſamkeit und Geſchwindigkeit z. B. finden ſich eben ſowohl in einer Folge von Tönen, als in einer Folge von ſichtbaren Eindrücken. Ich will alle dergleichen Aehnlichkeiten tranſcendentelle Aehnlichkeiten nennen.

Solche tranſcendentelle Aehnlichkeiten nun ſpürt der Tonſetzer auf, und malt den ſchnellen Lauf einer Atalante, den freylich nur die Mimik vollſtändig nachahmen kann, durch die geſchwinde Folge ſeiner Töne wenigſtens unvollſtändig. Kann er damit die Nachahmung des Keuchens vereinigen; ſo hat er zugleich den hörbaren Theil des Phänomens dargeſtellt; er hat zwiefach gemalt.

Hierdurch nun werden die Gegenſtände, die der Tonſetzer malen kann, ſchon gar ſehr vervielfältigt. Viele Gegenſtände der andern, beſonders des an Begriffen ergiebigſten äußern Sinnes, des Geſichts, fallen durch ihre tranſcendentellen Aehnlichkeiten mit den Tönen, unter die muſikaliſche Nachahmung.

Zugleich erklärt ſichs aber, wenigſtens ſchon zum Theil: Warum die muſikaliſche Nachahmung insgemein nur ſo unbeſtimmt, warum es, ohne Hülfe der Worte, ſo ſchwer iſt, den malenden Tonſetzer zu verſtehen. Die Nachahmung geſchieht faſt immer nur unvollſtändig, nur Theilweiſe, nur nach allgemeinen Eigenſchaften; es mag nun äußerer ſinnlicher Gegenſtand, oder innere Empfindung nachgeahmt werden. Denn die Empfindung wird gleichfalls nur allgemein nachgeahmt; individualiſirt kann ſie nur durch beſtimmte Vorſtellung des ſie erweckenden Gegenſtandes werden. Bald ein mehreres hievon.

Die ſämmtlichen tranſcendentellen Aehnlichkeiten, welche zu dieſer Nachahmung dienen, hier anzuführen, wäre eben ſo überflüſſig, als es unmöglich wäre. Die Natur geht hier ſo ſehr ins Feine, daß kaum die ſpizfindigſte Unterſuchung ihr nachgrübeln kann. Doch haben diejenigen, welche dem Urſprung der Sprachen nachgeforſcht, unter andern eine berühmte Secte alter Weltweiſen,*) ſchon manche, auch für dieſe Theorie brauchbare, Idee geliefert.

Eben dieſe alte Weltweiſen erinnern mich, daß es noch ein andres wichtiges Mittel zu unſerer unvollſtändigen Malerey giebt. Nehmlich der Tonſetzer malt noch

Drittens: indem er weder einen Theil, noch eine Eigenſchaft des Gegenſtandes ſelbſt, ſondern den Eindruck nachahmt, den dieſer Gegenſtand auf die Seele zu machen pflegt. Durch dieſes Mittel erhält die muſikaliſche Nachahmung ihren weiteſten Umfang. Denn nun brauchts an dem Gegenſtande ſelbſt auch jener Eigenſchaften nicht mehr, die ich tranſcendentelle Aehnlichkeiten nannte. Auch ſogar die Farbe wird malbar. Denn der Eindruck einer ſanften Farbe hat etwas Aehnliches mit dem Eindruck eines ſanften Tons auf die Seele.

---

*) Die Stoiker. S. Tiedemanns Syſtem der Stoiſchen Philoſ. Th. I. S. 147 ff.

Um einzuſehen, wie dieſe Eindrücke, oder überhaupt alle innern Empfindungen der Seele gemalt werden können, und warum dieſe Malerey der Muſik am beſten gelinge? ferner: warum doch auch dieſe Malerey noch immer unvollſtändig bleibe? müſſen wir zuvor unſre obige zweyte Frage beantworten: was für Mittel hat die Muſik zum Malen?

Ich ſetze hieher, was ich weiß und ſo gut, als ichs weiß. Dem Meiſter in der Kunſt kommt es zu, meine irrigen Ideen zu verbeſſern und meine mangelhaften zu ergänzen. — Die Mittel zur muſikaliſchen Malerey ſind alſo, meiner Kenntniß nach,

Erſtlich: Die Wahl der Tonart. Wir haben harte und weiche.

Zweytens: Die Wahl des Tons, aus welchem das Stück gehen ſoll. Jede der zwölf Dur- und Molltonleitern unterſcheidet ſich von den übrigen durch verſchiedene eigene Intervalle, und bekommt dadurch einen eigenen Charakter. C dur und As dur gehn in ihrem Charakter am meiſten von einander ab, weil die Fortſchreitungen ihrer Tonleitern am meiſten verſchieden ſind; und ein charakteriſtiſches Inſtrumentalſtück aus C dur, in As dur transponirt, würde faſt unkenntlich werden. Das Nehmliche gilt von den Molltönen.

Drittens: Die Melodie. Es iſt ſehr wichtig, ob die Töne in engen oder in weiten, in leichten oder in ſchweren Verhältniſſen fortſchreiten, ob in einförmig langen, oder in kurzen, oder in vermiſchten Noten. Eben ſo: Ob die Vermiſchung nach ſichtbarer Ordnung oder mit anſcheinender Unregelmäßigkeit geſchieht, ob die Verzierungen einfach, oder mannichfaltig und reich ſind, u. ſ. w. Ich zweifle, ob ſich alles, was hier in Betrachtung kommt, angeben läßt.

Viertens: Die Bewegung. Darunter iſt begriffen: gleiche oder ungleiche, lange oder kurze Tactart; geſchwinde oder langſame, einförmige oder abwechſelnde und mannichfaltige Bewegung in verſchiedenen Stimmen; gleiche oder ungleiche, oft auch gegen einander laufende Bewegung, u. ſ. w.

Fünftens: Der Rhythmus. Die Perioden und ihre Abſchnitte ſind entweder lang oder kurz, gleich oder ungleich.

Sechstens: Die Harmonie, die Zuſammenſetzung mit einander klingender Töne zu unmittelbarem oder mittelbarem Wohlklange. Hier kommt in Betrachtung: Die Art der Zuſammenſetzung einfacher oder mannichfaltiger, leichterer oder ſchwererer Verhältniſſe; die Art der Fortſchreitung dieſer zuſammengeſetzten Verhältniſſe, die in einer unendlichen Zahl von Ausweichungen geſchehen kann; die Trägheit oder Schnelligkeit in den Ausweichungen; die Fülle oder Leere, Klarheit oder Dunkelheit, Reinigkeit oder Unreinigkeit der

Harmonie, die oft nur ſcheinbare Unreinigkeit iſt, u. ſ. w.

Siebentens: Die Wahl der Stimme. Tiefe, hohe, Mittelſtimme, ſolche und ſolche Miſchung der Stimmen, thut jedes eine andere Wirkung.

Achtens: Die Wahl der Inſtrumente, nach ihren eigenen ſehr verſchiedenen Charakteren, und die Art der Vermiſchung der Inſtrumente.

Neuntens: Die Stärke und Schwäche, die Nüancirung derſelben durch ihre verſchiedenen Grade und die Art der Nüancirung.

Wie durch den Gebrauch dieſer Mittel, ſo weit er reicht, der Tonſetzer die innern Empfindungen und Bewegungen der Seele malen könne, wird durch folgende Betrachtungen deutlich werden.

Zuerſt: Alle leidenſchaftlichen Vorſtellungen der Seele ſind mit gewiſſen entſprechenden Bewegungen im Nervenſyſtem unzertrennlich verbunden, werden durch Wahrnehmung dieſer Bewegungen unterhalten und verſtärkt. Aber nicht allein entſtehn im Körper dieſe entſprechenden Nervenerſchütterungen, wenn vorher in der Seele die leidenſchaftlichen Vorſtellungen erweckt worden, ſondern auch in der Seele entſtehn die leidenſchaftlichen Vorſtellungen, wenn man vorher im Körper die verwandten Erſchütterungen bewirkt. Die Einwirkung iſt gegenſeitig; eben der Weg, der aus der Seele in den Körper führt, führt zurück aus dem Körper in die Seele. Durch nichts aber werden dieſe Erſchütterungen ſo ſicher, ſo mächtig, ſo mannichfaltig bewirkt, als durch Töne. Daher bedient ſich auch die Natur vorzüglich der Töne, um die unwillkührliche Sympathie, die ſich unter Thieren einerley Gattung findet, zu bewirken. Das Schreyen des leidenden Thiers ſetzt die Nerven des nicht leidenden in eine ähnliche Erſchütterung, welche in der Seele des leztern die ähnliche Empfindung erweckt, die daher den Namen des

Mitleidens führt. Das Nehmliche gilt von der Mitfreude.

Zweytens: Jede Art leidenſchaftlicher Vorſtellungen unterſcheidet ſich durch die Fülle, den Reichthum der mehrern darinn vereinigten Vorſtellungen; durch die größere Mannichfaltigkeit des Vielen, was in jeder verbunden iſt; durch die größere oder geringere Uebereinſtimmung dieſes Mannichfaltigen, woraus eine größere oder geringere Schwierigkeit entſteht, die ganze Vorſtellung zu faſſen und zu durchdenken; durch die langſamere oder ſchnellere Folge der Vorſtellungen auf einander; durch die engern oder weitern Schritte, da bald mehr bald weniger Zwiſchenvorſtellungen überſprungen werden; durch die größere oder geringere Gleichförmigkeit des Fortgangs, da die einen immer langſam, die andern immer geſchwinde in ihrem Fortgange ſind, und wieder andre, äußerſt unregelmäßig, bald ihren Lauf anhalten, bald mit größerer Geſchwindigkeit wieder fortſetzen, u. ſ. w.

Um nur einige Beyſpiele zu geben, ſo ſind erhabne Vorſtellungen von vielem ſchweren Inhalt; der Gang iſt langſam: fröhliche Vorſtellungen ſind von leichtem faßlichen Inhalt; der Gang iſt munter, die Sprünge nicht groß: Angſt arbeitet ſich mit großer Geſchwindigkeit, aber unterbrochen, durch eine Menge mißhelliger Ideen hindurch; Wehmuth ſchleicht mit langſamen und verweilenden Schritten durch Ideen fort, die in nahen Verbindungen ſtehen.

Aus dieſen Bemerkungen erklärt ſich

Erſtlich: Wie die Muſik die innern Empfindungen der Seele malen, nachahmen könne? Sie wählt Töne von ſo einer Wirkung auf die Nerven, welche den Eindrücken einer gegebenen Empfindung ähnlich iſt; wählt zu dieſem Endzwek Inſtrument, Höhe und Tiefe der Töne: Wenn die Töne einer Franklinſchen Harmonika einen Menſchen von nur etwas empfindlichen Nerven unwiderſtehlich zur Wehmuth hinreiſſen; ſo erweckt dagegen der

Schall der Trompete und das Rollen der Pauken eben ſo unwiderſtehlich zu freudig erhabnen Empfindungen. Und wenn die höhern Töne für alle muntern, fröhlichern; die mittlern für alle weichern, ſanftern Empfindungen ſchicklicher ſind: So ſind es die tiefen wieder für alle traurigen, ſchauervollen, lügübern. Daher iſt Haſſe in der Zeile:

Sacri orrori, ombre felici!

mit den drey erſten Wörtern immer weiter in die Tiefe geſtiegen; das dritte hat er auf einmal in die Höhe gelegt.

Aber noch unendlich beſſer malt die Muſik die Empfindungen, indem ſie in die Vorſtellung von dieſen entſprechenden Nervenerſchütterungen und beſonders in die Folge derſelben, durch eine weiſe Wahl des Tons, der Tonart, der Harmonie, Melodie, Taktart, Bewegung, alle die oben bemerkten Analogieen mit den Empfindungen bringt, der Harmonie mehr oder weniger Reichthum oder Armuth, Leichtigkeit oder Schwierigkeit giebt, die Melodie durch nähere oder entferntere Verhältniſſe fortſchreiten läßt, die Bewegung ſchneller oder langſamer, gleichförmiger oder ungleichförmiger macht, u. ſ. w.

Zweytens erklärt ſich, warum der Muſik die Malerey der Empfindungen am beſten gelinge. Sie wirkt hier nehmlich mit allen ihren Kräften zuſammengenommen; gebraucht hier mit eins alle ihre Mittel; concentrirt hier ihrer aller Wirkung. Dieſes wird faſt nie der Fall ſeyn, wenn ſie nur die Gegenſtände malt, welche Empfindung veranlaſſen. Die leztern kann ſie faſt immer nur durch einzelne, ſchwache, und entfernte Aehnlichkeiten, die erſtern durch eine Menge ſehr beſtimmter Aehnlichkeiten andeuten.

Drittens erklärt ſich, warum gleichwohl auch dieſe Malerey der Empfindungen noch unvollſtändig bleibe? Wie ſchon oben bemerkt worden, ſo wird die Empfindung nicht anders individualiſirt, als durch beſtimmte Vorſtellung des ſie erweckenden Gegenſtandes. Darinn aber bleibt die Muſik immer unendlich zurück. Sie kann, durch vereinigte Kraft aller ihrer Mittel, nur Klaſſen, Arten, wenn gleich ſchon untere, beſtimmtere Arten von Empfindungen angeben: Das mehr Specielle, das Individuelle, was erſt aus der beſondern Beſchaffenheit und Beziehung des Gegenſtandes erkannt werden muß, bleibt eben deswegen, weil ſie dieſe beſondere Beſchaffenheit und Beziehung nicht zugleich andeuten kann, ebenmäßig unangedeutet.

Aus den beyden letztern Bemerkungen, die ich richtig und einleuchtend glaube, folgen nun ſogleich die zwey Regeln;

Die erſte: Daß der Muſiker immer lieber Empfindungen, als Gegenſtände von Empfindungen malen ſoll; immer lieber den Zuſtand, worinn die Seele und mit ihr der Körper durch Betrachtung einer gewiſſen Sache und Begebenheit verſezt wird, als dieſe Sache und Begebenheit ſelbſt. Denn man ſoll mit jeder Kunſt dasjenige am liebſten ausführen wollen, was man damit am beſten, am vollkommenſten ausführen kann. Beſſer alſo immer, daß man in einer Gewitterſymphonie, dergleichen in verſchiedenen Opern vorkömmt, mehr die innern Bewegungen der Seele bey einem Gewitter, als das Gewitter ſelbſt male, welches dieſe Bewegungen veranlaßt. Wenn gleich in dieſem Phänomen ſo viel Hörbares iſt, ſo geräth doch das Erſtere noch immer beſſer, als das Leztere. Die Hilleriſche Gewitterſymphonie in der Jagd hat ſchon aus dieſem Grunde einen ungezweifelten Vorzug vor der Philidoriſchen.

Es giebt aber noch einen andern, und wie ich glaube, wichtigern Grund dieſer Regel. Denn da die Muſik eigentlich für die Empfindung geſchaffen iſt; da bey ihr auf dieſen Zweck alles hinwirkt: ſo kann es nicht fehlen, daß der Tonſetzer, auch wenn er blos einen Gegenſtand zu malen vorhat, nicht gewiſſe Empfindungen angebe, in welche ſich die Seele einläßt und welche ſie zu verfolgen wünſcht. Nun aber wird ſich faſt immer finden, daß über dem Beſtreben des Tonkünſtlers, eine Sache oder Begebenheit nachzuahmen, die Seele auf eine widrige Art von Empfindung auf Empfindung verſchlagen und in der ganzen Folge ihrer Vorſtellungen irre gemacht wird.

Die Zweyte Regel iſt: daß der Tonſetzer keine ſolche Reyhe von Empfindungen muß malen wollen, die von einer andern Reyhe von Begebenheiten oder Betrachtungen abhängig, und deren Folge unbegreiflich oder gar widerſinnig iſt, ſo bald man nicht zugleich dieſe andere Reyhe denkt, von welcher jene eben abhängt. Ich will mich näher erklären.

Setzen ſie, daß das ſchönſte accompagnirte Recitativ eines Haſſe ohne die Singſtimme, oder noch beſſer vielleicht, daß ein Bendaiſches Duodram ohne die Rollen, bloß vom Orcheſter ausgeführt werde; was würden Sie in dem beſten, mit dem feinſten Geſchmak und der richtigſten Beurtheilung geſchriebenen

Stücke zu hören glauben? Ganz gewiß die wilden Phantaſieen eines Fieberkranken. Warum das aber? Offenbar, weil die Folge von Ideen oder Begebenheiten, aus welcher allein die Folge der Empfindungen konnte begriffen werden, aus dem Ganzen weggenommen worden. Und wird es nicht das Nehmliche ſeyn, wenn ſich ein Tonſetzer vornimmt, wie das Einige wirklich gethan haben, in die Vorbereitungsſymphonie einer Oper ſchon die ganze Folge von Empfindungen zu legen, welche während des Verlaufs der Handlung bey den Zuhörern rege gemacht werden? Mir wenigſtens iſt die von Manchen bewunderte Symphonie, womit Monſigny ſeinen Deſerteur, ſo wie eine andere, womit er ſeine ſchöne Arſene eröfnet, immer nur ſehr abgeſchmackt vorgekommen.

Eine Symphonie, eine Sonate, ein jedes von keiner redenden oder mimiſchen Kunſt unterſtüztes muſikaliſches Werk — ſobald es mehr als bloß ein angenehmes Geräuſch, ein liebliches Geſchwirre von Tönen ſeyn ſoll — muß die Ausführung Einer Leidenſchaft, die aber freylich in mannigfaltige Empfindungen ausbeugt, muß eine ſolche Reyhe von Empfindungen enthalten, wie ſie ſich von ſelbſt in einer ganz in Leidenſchaft verſenkten, von auſſen ungeſtörten, in dem freyen Lauf ihrer Ideen ununterbrochenen Seele nach einander entwickeln. Wenn ich eine noch nicht bekannt gewordene Theorie von den verſchiednen Ideenreyhen und ihren Geſetzen hier vorausſetzen dürfte; ſo würd ich ſagen, daß die Ideenreyhe keine andere als die lyriſche ſeyn muß.

Ich komme zu dem, was Sie vorzüglich von mir erwarten: zur Beſtimmung der Regeln für die Singkompoſition. Hier muß ich vor allen Dingen die Stimme von der Begleitung unterſcheiden. Zuerſt von jener.

Alles, was ich hier zu ſagen habe, beruht auf den Unterſchied von Malerey und Ausdruk, den man zwar längſt gemacht, aber wie ich fürchte, noch nicht ganz ins Licht geſezt hat.

Eine bloße Idee des Verſtandes ohne Beziehung auf unſre Begehrungskraft; die bloſſe kalte Vorſtellung einer Sache, wie ſie iſt, ohne mitverbundene Vorſtellung, ob ſie gut oder böſe ſey? ob ſie irgend einer der Neigungen unſrer Natur ſchmeichle oder zuwiderlaufe? iſt kein äſthetiſcher für die ſchönen Künſte ſchicklicher Gedanke; kein ſolcher, den der wahre Dichter ſchreiben, und am wenigſten, den er für die Muſik ſchreiben wird. In jedem wahrhaftig poetiſchen, und noch mehr in jedem muſikaliſchpoetiſchen, Gedanken muß alſo zweyerley können unterſchieden werden: die Vorſtellung des Gegenſtandes, und die Vorſtellung der Beziehung, welche dieſer Gegenſtand auf unſer Begehrungsvermögen hat, da wir ihn ſchätzen oder verachten, lieben oder haſſen, darüber zürnen, erſchrecken, oder uns freuen, ergötzen, uns davor fürchten oder uns darnach ſehnen, u. ſ. w.

Mit einem Worte: in jedem ſolchen Gedanken muß zweyerley können unterſchieden werden: das Objektive und das Subjektive.

Um aller Verwirrung und Mißdeutung zuvorzukommen, erinnre ich: daß das, was urſprünglich Subjektives war, Objektives werden kann. Die Vorſtellung einer Empfindung nehmlich, ſey es eines Andern oder unſre eigne Empfindung, kann Urſache einer neuen Empfindung werden; manchmal einer verſchiednen, ſogar entgegengeſezten Empfindung. Die Freude eines Andern kann mich zum Zorn reizen; es kann mich betrüben, in mir ſelbſt ein Wohlgefallen an etwas, das meine Vernunft nicht billigt, gewahr zu werden. In dieſen Fällen iſt die Freude und das Wohlgefallen das Objektive; der Zorn und die Betrübnis das Subjektive.

Nun heißt man Malen in der Singmuſick: das Objektive darſtellen; hingegen das Subjektive darſtellen heißt man nicht mehr Malen, ſondern Ausdrücken.

Im Grunde zwar fällt beydes unter unſern obigen Begrif von Malerey. Ausdruk könnte man erklären durch Malerey des Subjektiven, Malerey der Empfindung. Doch mögt ich nicht gerne ſagen: Empfindung; eben weil das, was Empfindung iſt, nicht immer das Subjektive iſt, nehmlich die jezt in der Seele herrſchende Empfindung. — Subjektives, ſagte ich oben, kann zu Objektivem werden; eben ſo, ſage ich jezt, kann Ausdruk zu Malerey werden. Nehmlich, wenn Empfindung Gegenſtand einer Empfindung iſt, und der Muſiker drückt jene, den Gegenſtand aus, nicht dieſe; ſo malt er. Oder wenn ein Gegenſtand gewöhnlicher Weiſe eine ſolche und ſolche Empfindung, in dem jetzigen Fall aber eine verſchiedene, vielleicht ganz entgegengeſezte wirkt, und der Tonſetzer hat jene für dieſe gegriffen, ſo hat er nicht ausgedrückt, ſondern gemalt.

Hiedurch nun, hoffe ich, iſt die Regel völlig beſtimmt und erklärt, die man dem

Singkomponiſten ſo oft wiederholt hat: Er ſoll ausdrücken, nicht malen.

Bewieſen braucht dieſe Regel kaum zu werden. Denn

Zuerſt: Wenn das Objektive nicht an ſich ſelbſt Subjektives, wenn es äußre Sache oder Begebenheit iſt; ſo würde, nach einer der obigen Bemerkungen, der Singkomponiſt, der lieber malen als ausdrücken wollte, auf diejenige Wirkung arbeiten, die er am wenigſten erreichen kann. Und wenn auch das Objektive urſprünglich Subjektives iſt; ſo wär es doch äußerſt widerſinnig, lieber die Empfindung malen zu wollen, die jezt nicht die herrſchende iſt, als die, welche jezt die ganze Seele des Sängers einnehmen ſoll.

Zweytens: Was ſoll der Geſang anders ſeyn, als die lebhaftſte, ſinnlichſte, leidenſchaftlichſte Rede? Und was ſucht nun der Menſch in Leidenſchaft vor allem andern mit der Rede? Was iſt ihm das Wichtigere? Ganz gewiß nicht, die Natur des Gegenſtandes bekannt zu machen, der ihn in Leidenſchaft ſezt, ſondern ſich dieſer Leidenſchaft ſelbſt zu entſchütten, ſie mitzutheilen. Darauf arbeitet alles bey ihm, Ton der Stimme, Geſichtsmuſkeln, Hände und Füße.

Alſo: nur Ausdruk erreicht den Zwek des Geſanges; Malerey zerſtört ihn.

Wie aber, wenn zuweilen Malerey und Ausdruk zuſammenfielen? Das will ſagen: Wie, wenn zuweilen Malerey des Objektiven für Ausdruk des Subjektiven gelten; wenn wohl gar zuweilen der Ausdruk des Subjektiven ohne Malerey des Objektiven nicht geſchehen könnte?

Dieſes aber iſt wirklich ſo oft der Fall, daß ich wünſchte, man mögte obige Regel lieber anders faſſen; man mögte, ſtatt zu ſagen: der Singkomponiſt ſoll nicht malen, ſondern ausdrücken, lieber nur ſo ſagen: Der Singkomponiſt ſoll ſich hüten, wider den Ausdruk zu malen. Denn daß er gemalt hat, iſt an ſich noch kein Fehler; er kann es und darf es: nur dann wirds Fehler, wenn er das Unrechte, oder wenn er am unrechten Ort gemalt hat.

Die Einſicht hierinn beruht auf einem Unterſchied in unſren Empfindungen, der vielleicht noch zu wenig bemerkt worden. Ich weiß ihn, in der Geſchwindigkeit, nicht beſſer anzugeben, als wenn ich ſage: bey der einen Art von Empfindungen verſchmilzt, verliert ſich das Subjektive ins Objektive; die Leidenſchaft befriedigt ſich nicht anders, als indem ſie das Objekt ſo viel umfaßt, wie möglich; die ganze Seele demſelben ſo viel nachbildet, als möglich: bey der andern Art von Empfindungen ſteht Subjektives und Objektives einander deutlich entgegen; die Leidenſchaft befriediget ſich dadurch, daß ſie die Seele in eine der Natur des Objekts ganz entgegenſtehende Faſſung ſezt. Da durch dieſen Unterſchied die Empfindungen anders abgetheilt werden, als ſie es in irgend einer der bekannten Klaſſifikationen ſind, ſo wage ich eine neue

Benennung, um mich kürzer ausdrücken zu können. Jene Art von Empfindungen will ich die homogenen, dieſe die hetrogenen nennen.

Beyſpiele werden alles deutlicher machen. — Bewunderung eines großen oder erhabenen Gegenſtandes, iſt eine homogene Empfindung. Das betrachtende Subjekt nimmt ſo viel, wie möglich, die Natur und Beſchaffenheit des betrachteten Objekts an; die Stimme wird voll, die Bruſt erweitert ſich, ſagt Home, wenn man große Gegenſtände denkt. Denkt man erhabne, ſo richtet man das Haupt empor, erhebt Stimme und Hände. Das Subjekt ſucht ſich auf alle Art dem Objekt nachzubilden.

Bey der Verehrung, der Anbetung iſt das ſchon anders. Hier ſezt ſich das Subjekt dem Objekt entgegen; fühlt ſeine Schwäche, Niedrigkeit, Kleinheit, Unvollkommenheit im Verhältniſſe gegen dieſes Objekt: das Haupt beugt ſich; Stimme und Hände ſinken nieder.

Eben ſo und noch mehr mit der Furcht. Die Größe, die Stärke, die im Objekt wahrgenommen wird, iſt gegen das Subjekt gerichtet; je größer, je ſtärker alſo jenes, deſto nichtiger, deſto ſchwächer dieſes: je voller, erhabener, prächtiger die Malerey ſeyn würde; deſto ſchwächer, geſunkner, kleinlauter iſt der Ausdruk.

Daraus ergiebt ſich nun ſogleich die Regel: bey homogenen Empfindungen iſt Malerey Ausdruk; bey heterogenen zerſtört Malerey den Ausdruk.

Aber darum darf nun doch der Tonkünſtler, auch wo ihm wirklich die Malerey erlaubt iſt, nicht ins Wilde hinein malen. Ich will die Kautelen, die bey dieſer Regel zu merken ſind, nur ohne Beweis hieherſetzen, weil ich denke, daß ſie ſich aus dem Obigen ſelbſt beweiſen.

Erſtlich: An dem zu malenden Objekte können ſich mehrere muſikaliſch malbare Prädikate finden: Der Tonſetzer muß Acht geben,

daß

daß er nur diejenigen faſſe, die in der jedesmaligen Ideenreyhe von der Seele beachtet werden. An dem Begriffe Meer z. B. können, in der jetzigen Verbindung der Gedanken, vielleicht nur die Gefahren, die Tiefe, der weite Umfang in Betrachtung kommen: es wäre der offenbarſte Fehler wider den Ausdruk, wenn man in dieſem Fall das ſanfte Schlagen der Wellen malte. Wenn ich mich von ſo vielen Jahren her recht erinnere; ſo iſt Haſſe in der ſchon oben angeführten Arie der S. Elena von dieſem Fehler nicht frey geblieben. Die Dehnung, die er in den Zeilen:

Queſto è il ſuol, per cui paſſai
Tanti regni e tanto mar

dem lezten Worte, nach italieniſchem Gebrauch, gegeben hat, drükt ein ſanftes Wallen aus, woran hier die ſingende Elena unmöglich denken konnte. Ueberhaupt war hier dieſe Idee ganz und gar nicht zu malen. Aber es iſt unglaublich, wie ſehr, auch bey unſern

Genievollſten Tonſetzern, der italieniſche Singſang den Ausdruk zerſtört hat.

Zweytens: Wenn an dem ganzen Begriffe nichts, als gerade ſo ein Prädikat, muſikaliſch malbar iſt, was in der jetzigen Ideenreyhe nicht auf eine vorzügliche Art die Aufmerkſamkeit reizt; ſo muß ſich der Tonſetzer aller ausbildenden Malerey enthalten, und nur ſchlechtweg deklamiren.

Drittens: Aus der ganzen Reyhe von Vorſtellungen muß er urtheilen, wie wichtig jede einzelne ſey; wie lange, mit welchem Grade von Intereſſe die Seele dabey verweile, und alſo, wenn der Fall eintritt, daß Malerey Ausdruk wird, wie tief er ſich in die Malerey einlaſſen dürfe. Wenn er ſtatt des Hauptbegriffs, auf den die ganze Seele ſich hinrichtet, um den ſich alle andern herumbauen und ſich in ihm einigen, einen der Nebenbegriffe haſcht, um ihn vorzüglich auszumalen: ſo iſt das völlig eben derſelbe Fehler, als wenn er einen falſchen Accent ſezt; ja, weil die

Malerey nicht ſo ſchnell, wie ein Ton vorüberſchlüpft, ein noch unangenehmerer Fehler.

Viertens: der ärgſte Verſtoß wider den Ausdruk wäre, wenn der Tonſetzer nicht die Idee, ſondern das Wort malte; wenn er vielleicht eine Vorſtellung ausbildete, die in der Rede verneint und aufgehoben wird; wenn er ſich an das bloße Bild, an die Metapher hielte, ſtatt ſich an die Sachen zu halten. —. Doch vor Fehlern dieſer Art ſollte man gar nicht warnen; denn wer ſie begehen kann, an dem iſt alle Warnung verlohren.

Ich ſetze noch ein Paar Anmerkungen hinzu, um Einwürfen, die Sie mir etwa machen könnten, vorzubeugen.

Zuerſt kann es kommen, daß auch bey heterogenen Empfindungen Malerey zufälliger Weiſe Ausdruk iſt. Der Gegenſtand der Verehrung z. B. ſey die Demuth, die Sanftmuth, die Unterwürfigkeit eines Heiligen; der Gegenſtand der Furcht ſey die Unſicherheit der umgebenden Finſterniß, ein in dieſer Finſterniß vernommenes tiefes, fernes, unterbrochenes Getöſe; ſo kann der Tonſetzer faſt keinen andern Ausdruk wählen, als womit er auch den Gegenſtand malen würde.

Zweytens kann es kommen, daß die Malerey eines Nebenumſtandes, der eigentlich nicht in der Ideenreyhe ſollte beachtet werden, entweder ſelbſt zum Ausdruk hilft, oder ihn wenigſtens doch nicht hindert. Haſſe hat in dem mehrmalen angeführten Oratorium bey der Arie:

Del Calvario già ſorger le cime
Veggo altere di tempio ſublime,
E i' gran Duci del Rè delle ſfere
Pellegrini la tomba adorar

eine ſolche Malerey eines Nebenumſtandes angebracht, die wenigſtens mein Gefühl nicht beleidiget hat. Er malt die Ankunft der groſſen Heerführer durch einen prächtigen marſchmäßigen Satz, der zu der freudig erhabnen Empfindung, welche durchs Ganze der Arie herrſchen ſoll, gar nicht übel zu paſſen ſcheint. Dergleichen nur ſcheinbare Vernachläſſigungen der Regeln begeht das Genie in allen Künſten, und die Kritik hat Unrecht, es darüber in Anſpruch zu nehmen. Aber gleich Unrecht hat man, wenn man deßwegen dem Genie erlaubt, ſich über alle Regel hinauszuſetzen. So lange das Genie wirklich Genie iſt, bleibt es gewiß in der Regel, und ſcheint ſie nur darum zu übertreten, weil die Regel noch nicht hinlänglich beſtimmt und eingeſchränkt war. — Wirklich herrſcht noch ſo ziemlich in allen Künſten zwiſchen ihrer Theorie und ihren Werken das Verhältnis: daß man weniger die Theorie brauchen kann, um die Werke dadurch zu vervollkommen, als die Werke, um die Theorie zu berichtigen. ——

Was ich von der Begleitung der Inſtrumente zu ſagen habe, läuft hauptſächlich darauf hinaus: daß hier weit mehr Malerey, als in der Singſtimme erlaubt iſt. Daher haben auch die beſten ausdrukvollſten Tonſetzer im Accompagnement ihrer Arien, und vorzüglich ihrer Recitative, nicht immer bloß den Ausdruk der Empfindung fortgeſezt, ſondern oft auch durch Darſtellung des veranlaſſenden Gegenſtandes ihn zu unterſtützen und zu heben geſucht. Graun hat in der bekannten Arie:

Wenn ich am Rande dieſes Lebens
Abgründe ſehe, u. ſ. w.

prächtige Malerey des gefürchteten Richters in die Begleitung gelegt, und es iſt kein Fehler; in der Singſtimme hingegen iſts offenbarer Fehler.

Indeſſen muß auch in der Begleitung die Malerey nur weſentliche, auf die Empfindung einflieſſende, Prädikate des Objekts darſtellen, und nicht ſo heterogen mit dem Ausdrucke ſeyn, daß ſie, anſtatt die Empfindung zu unterſtützen, ſie zerſtöre. Dieſes wäre z. B. der Fall, wenn eine ernſthafte Gedankenreyhe von einer komiſchen Malerey unterbrochen würde. Ein neuerer oder vielmehr erſt ſeit einiger Zeit recht bekannt gewordener und ſonſt vortreflicher Tonſetzer hat hierinn öfter gefehlt. Es thut die widrigſte Wirkung von der Welt, wenn in einem durch und durch ernſthaften und ſelbſt erhabnen Stücke das Schlagen des Herzens mit Pizzicato begleitet, oder das Ziſchen der Schlangen von den Violinen nachgeahmt wird.

Wenn es in einem Briefe an Sie nicht zu unſchiklich wäre, ſo würd ich die herausgebrachten Regeln auch noch auf Deklamation und Pantomime anwenden. Denn in der That gelten ſie für alle energiſchen Künſte. Doch dieſe Anwendung macht ſich auch von ſelbſt, ſobald man von dieſen Künſten und den Mitteln, wodurch ſie wirken, nur den geringſten Begrif hat.

Ich bin mit gröſter Hochachtung u. ſ. w.

Vorleſung

in der

Königlichen Akademie der Künſte.

Gehalten 1786.

Die erſte Abſicht, zu welcher ſich Menſchen in Geſellſchaft vereinigten, mag entweder Sicherheit, oder leichtern Erwerb der Nahrung, oder mag ſonſt geweſen ſeyn, welche ſie wolle: — dieſe erſte Abſicht kann vielleicht immer die wichtigſte, aber nie die einzige bleiben. Wie dem einzelnen Menſchen alles durch ſeine Kräfte erreichbare Gute Zweck wird; ſo wird dem Staate alles Gute Zweck, was durch die Vereinigung der Kräfte Aller erreicht werden kann. Ein Monarch, dem der ganze Staat ſich unterordnet, dem er die ganze Sorge für ſein Beſtes aufträgt, hat daher keinen eingeſchränktern Wirkungskreis; als den Kreis aller der Vollkommenheiten, der Vorzüge, der Glückſeligkeiten, die durch die mancherley Verknüpfungen und Richtungen der ihm anvertrauten Kräfte aller bewirkt werden können.

So, wie ich hier ihn angebe, hat ſich den Umfang ſeiner Pflichten der große Monarch gedacht, deſſen Leben die Vorſehung bis in das ſpäteſte Alter nur darum zu verlängern ſcheint, damit er in jeder Abſicht den Königen Muſter werde. Was hat dieſer erhabene, umfaſſende, thätige Geiſt nicht alles in ſeinen Wirkungskreis gezogen! Welche Quelle des Guten hat er nicht zu öffnen, zu reinigen, mit neuen Zuflüſſen zu bereichern geſucht? Welche Art von Kräften, von Talenten, von Fähigkeiten hat er nicht ſeiner Aufmerkſamkeit, ſeiner Ermunterung gewürdigt? Welcher Thätigkeit für gemeines Beſte hat er nicht Richtung und Regel gegeben, ſobald ſie, ihrer Natur nach, Richtung und Regel vertrug, und nicht das freyeſte, uneingeſchränkteſte Spiel der Kraft auch das heilſamſte zu ihrer Erhöhung und Veredelung war?

Einen neuen, unſrer ganzen Verehrung würdigen Beweis von der allumfaſſenden Aufmerkſamkeit dieſes Königs giebt uns ſein

Entſchluß, der Akademie der Künſte neue Vorzüge, neuen Glanz zu verſchaffen. In einem Alter, wo ſonſt die Liebe des Schönen mit Empfindung und Phantaſie erkaltet, und die Beſchäftigung mit dem Ernſthaften, bloß Nützlichen, der Seele die liebſte wird; in dieſem Alter wirft der gekrönte Greis noch einen der huldreichſten Blicke auf die zwar nie von Ihm vernachläſſigten, immer geliebten, belohnten, aber noch nie ſo ſehr ermunterten Künſte. Unzufrieden, bloß die alten Vorrechte Seiner Akademie wieder geltend zu machen, verleiht er ihr neue; öffnet ihr reizende Ausſichten zu immer größern Belohnungen für die Zukunft; giebt ihr unter den erſten und verdienteſten Verweſern des Staats einen Mann zum Beſchützer, *) der gleich durch ſeine erſten Schritte zeigt, wie ſehr er den Geiſt des Künſtlers und die wirkſamſten Mittel, ſeine Kräfte ins Spiel zu ſetzen, kenne. Durch ihn genießt das gebildete, durch ihn erwartet

*) Den Staatsminiſter, Freiherrn von Heinitz.

das keimende Talent die erſte und höchſte Belohnung des Künſtlers: Ehre. Im Gefolge mehrerer geſchmackvoller Kenner vom erſten Range erſcheint hier, nicht bloß als Zeuge, ſondern ſelbſt als Theilnehmer der Bemühungen des Künſtlers, ein Fürſt, **) deſſen Name den Verehrern der Muſen ewig heilig ſeyn muß, weil durch Ihn dieſen Wohlthäterinnen der Menſchheit einer der ſchönſten Tempel errichtet ward, und Er überall, wo Er hinkam, Merkmale Seiner Liebe und Seiner Achtung für ſie zurückließ. —

Aber daß eben jetzt der König die Künſte mehr, als ſonſt je, ermuntert, daß eben in dem höhern Alter, wo natürlicher Weiſe ihre Reize Ihn kälter finden mußten, die Verbreitung und Verfeinerung derſelben Ihm Angelegenheit und mehr Angelegenheit wird, als in jenen glücklichen Jahren der reizbarern Sinne, der ſchnellern, feinern, wärmern Empfindung; muß uns nicht das auf den erſten An-

---

**) Der regierende Herzog von Curland.

blick ſonderbar und befremdend ſcheinen? Oder ſollte ſich vielleicht auch hier das Durchdachte, das Planvolle zeigen, das die ganze Regierung dieſes weiſen, erhabenen Monarchen auszeichnet? — Wo man überall auf Abſichten gearbeitet, der Abſichten ſo viele erreicht ſieht, da wird man am Ende gewohnt, ihrer zu ſuchen.

So wahr es iſt, daß jede im Staat erreichbare Vollkommenheit dem Regenten Ziel des Beſtrebens werden muß; ſo giebt es doch unter dieſen Vollkommenheiten eine Ordnung — beydes des Rangs und der Folge. Schönheit hat nicht gleichen Werth mit Geſundheit und Kraft; aber geſetzt auch, daß ſie ihn hätte; ſo iſt doch jene nie ohne dieſe; und Sorge für Schönheit, wo noch Geſundheit und Fülle der Säfte mangelt, wäre verloren. — Wir ſahen bisher den Monarchen, der mit dem Umfang Seiner Regentenpflichten auch ſo ganz ihre verhältnißmäßige Wichtigkeit kennt; wir ſahen Ihn mit Verſtärkung ſeiner Macht, mit Verbeſſerung der Geſetze, mit Beförderung der Induſtrie, mit Gründung ſichernder Bündniſſe beſchäftigt; und wer wird zweiflen, daß dieſe Gegenſtände die erſten, die wichtigſten ſind, die den Künſten, welche für das Vergnügen arbeiten, auch ſchon darum mit Recht vorangehen, weil ohne ſie dieſe Künſte nothwendig kränkeln müßten? Wenn alſo eben jetzt der König auch den Künſten ſeine Aufmerkſamkeit gönnt, auch ſie ſo vorzüglich zu ermuntern anfängt; warum ſollten wir nicht den frohen entzückenden Gedanken faſſen, daß Er für jene Zwecke glaube genug gethan zu haben? daß Er ſein großes Werk, den Staat hinlänglich geordnet, gebildet, geſichert finde, um nun an Verfeinerung des Geſchmacks, an die beſte edelſte Richtung eines Luxus zu denken, der immer Gefahrte des Friedens unter einem gebildeten, wohlhabenden Volk iſt? — Der König hat das wichtigſte, das glorreichſte Seiner Werke vollführt; Er hat mit dem Gleichgewichte Deutſchlands die Ruhe ſeiner

ſeiner eignen Staaten geſichert; hat das Intereſſe mächtiger Fürſten an das Seinige unzertrennlich geknüpft; und nun winkt Er mit freundlichem huldreichen Blick auch den Künſten.

Doch dieß allein ſcheint noch nicht die Weisheit in dem Verfahren des Königes zu erſchöpfen. Wenn Er eben jetzt die Künſtler, nicht mehr einzeln wie ſonſt; wenn Er ſie als Glieder einer Akademie, als Geſellſchaft von Lehrern ermuntert, die eine zahlreiche Jugend bilden, durch dieſe Bildung die Vervielfältigung von Kunſtwerken befördern und feinen echten Geſchmack von den ſchönen auch auf die nützlichen Künſte hinüberleiten ſollen; ſo ſah Er vielleicht Sein Volk eben jetzt erſt auf derjenigen Stufe der Kultur, wo eine Anſtalt dieſer Art allein nicht fruchtlos iſt, oder wo ſie doch allein ihre volle, ſichere Wirkung thun kann. Der Gang der Natur iſt langſam, und die Mühe ihn zu beſchleunigen, kann immer nur in gewiſſem Maaße gelingen. Der

Sinn für das Schöne entwickelt ſich in dem einzelnen Menſchen nur allmälig, wenn ſchon längſt die äußern Sinne in voller Thätigkeit ſind; noch weit allmäliger und alſo weit ſpäter entwickelt er ſich bey einem Volke, beſonders bey einem nördlichern Volke. Die ſchönen Künſte, die in Griechenland einheimiſch waren, und in Italien noch jetzt die blühendſte ihrer Kolonien haben, ſind für unſere Gegenden gleichſam fremde Gewächſe; es hilft nichts, daß man Samen und Pflanzen zum allgemeinen Anbaue austheilt, ſo lange der Himmel noch zu rauh, und der Boden noch zu verwildert, zu kalt iſt. Auf dieſer und jener Anhöhe, die eine mildere Sonne wärmt, mögen ſie unter ſorgfältiger Wartung gedeihen; aber daß ſie gemeine Früchte des Landes würden, das läßt ſich eher nicht hoffen, als bis durch eine ſorgfältige, weit verbreitete Kultur die Luft gelinder, und der Boden wärmer geworden. — In dem halben Jahrhunderte, welches nun beynahe ſeit der Regierung des Königs verfloſſen iſt; wie ſehr hat der Geiſt der Nation ſich erweitert! wie viel milder ſind Denkungsart und Sitten, wie viel feiner und zärter iſt der Sinn für das Schöne, wie viel ausgebreiteter der Geſchmack an den Künſten geworden! Eben dieſen Zeitpunkt ſcheint Er, Der ſo ungern fehl trift, nur erwartet zu haben, um alle fähigen, und unter dieſen, die großen, vortreflichen Männer, die durch ihr Genie eine der vornehmſten Zierden Seines königlichen Sitzes ſind, zur Vereinigung der Kräfte im Unterrichte der Jugend, zur Vervielfältigung der mancherley Werke des Geſchmacks, zur immer weitern Fortbildung eines ſchon ſo aufmerkſamen, der feinern, edlern Vergnügungen ſchon ſo fähigen Publikums, zu ermuntern. —

Daß der ſcharfe, durchdringende Blick des Monarchen auch hier nicht fehl ſah; daß er von der Verbreitung feinerer Kenntniſſe und Empfindungen unter ſeinem Volke nicht zu vortheilhaft dachte: das beweiſt die allgemeine

Theilnehmung an dem glücklichen Schickſale der Akademie, die allgemeine Freude über den neuerworbenen Glanz, über die erweiterten Vortheile derſelben. Dieſe Freude kann bey tauſenden die Folge von tiefern Kenntniſſen der Kunſt und einem gebildetern feinern Geſchmack ſeyn; aber lebhafter iſt ſie ſicher bey keinem, als eben bey dem, den Sie, gnädiger Protector der Akademie, und Sie, ruhmvolle Mitglieder derſelben, durch die Erlaubniß, ein näherer Zeuge ihrer Bemühungen zu ſeyn, ſich ſo huldreich und ſo gütig haben verpflichten wollen.

Rede
am Geburtstage
des Königs.

Gehalten den 25ſten September 1786.

Meine Herren,

Die Vorſehung, die das Leben unſers unſterblichen **Friederichs** ſo groß und ſo herrlich gemacht hatte, hat Sein Ende nicht minder groß und herrlich gemacht. Noch hat kein König, deſſen Namen uns die Geſchichte aufbehielt, eine ſchönere Laufbahn ſchöner vollendet, als Er. Wenn **Guſtav Adolph** — einer der Wenigen, die ich neben Ihm aufzuſtellen wage — mitten auf ſeinem ruhmvollen Wege in die Arme des Sieges hinſinkt; wenn ſein Vaterland laut um den Edelſten ſeiner Söhne, das unterdrückte Deutſchland laut um ſeinen großmüthigen Retter jammert; wenn das Schikſal von Nationen, wenn die Wage Europens ſchwankt, weil ein Einziger fiel: — iſt er ſchöner, dieſer geprieſne, bewunderte Tod, als wenn **Friederich**, nach ſo viel Thaten der Unſterblichkeit in den Jahren der Kraft, noch als Greis Seine Feinde in Ehrfurcht, Seine Freunde in ungeſchwächtem Vertrauen erhält? wenn Er im hohen Alter, und auch da noch, wo Ihn Mattigkeit niederdrückt, und Schmerzen Ihn foltern, mit unermüdetem Eifer jede kleinſte Pflicht Seines großen Amtes erfüllt! wenn Er nur einmal, nur das leztemal von Seinem langen Todesſchlafe erwacht, ohne Seiner Geſchäfte zu denken; und ſo endlich, an Kräften, aber nicht an Willen, erſchöpft, mit ruhiger Seele und ruhigem Angeſichte entſchlummert?

Eben ſo ſchön, als dieſer edle Tod war, iſt die Trauer des allgemein gerührten, aber nicht wehklagenden Volks. — Jener Jammer, der um das Grab eines Vaters ertönt, der ſein Haus in Zerrüttung, ſeine Waiſen in Sorgen zurückläßt: wie unangenehm durchdringt er das Herz, und wie ein unſichrer zweideutiger Beweis iſt er von den Tugenden des Entſeelten oder der Liebe ſeiner Verlaßnen!

Aber wie ehrenvoll und zugleich wie rührend iſt jene Thräne, die dem Auge von Kindern entzittert, deren ganzer Verluſt nur ihr Herz, nicht ihren Wohlſtand, ihr Glük trift! Wäre **Friederich** in jenem blutigen Kriege gefallen, den nur Er, mit Seinem Muthe, Seiner Fruchtbarkeit an Hülfsmitteln, Seiner Standhaftigkeit der Seele, ſo ruhmvoll endigen konnte; ſo wäre unſre Klage lauter erſchollen, unſre Thräne hätte voller geſtrömt; aber ſie wäre gleich ſehr die Zeugin unſrer eignen Noth, als die Lobrednerin Seiner Verdienſte, geweſen. Unſre jetzige Trauer um Ihn iſt reines Opfer der Ehrfurcht; unſre jetzige Thräne lautre unverdächtige Thräne kindlicher inniger Rührung; zwar gehaltner und ſanfter, aber eben dadurch ehrenvoller, und ſchöner. — Nach gegründeter ſiegreicher Macht, nach aufgehäuftem Ueberfluſſe von Schätzen, nach feſtgeſtellter weiſer Verfaſſung, nach geſichertem tief in das Intereſſe Deutſchlands verwebten Frieden, ſtirbt der gekrönte unvergeßliche Greis, wie ein Vater unter dankbaren Kindern, die eben durch Seine Güte, Thätigkeit, Weisheit, jeder nagenden Sorge für die Zukunft überhoben ſind; die keinen Seufzer um ſich ſelbſt zu verlieren haben, alle nur Ihm, dem Stifter ihres Glüks, ihres Wohlſtandes, widmen.

Doch an dieſer Sanftheit und Ruhe, an dieſer ſchönen Mäßigung unſers nur dankbaren, nur zärtlichen Schmerzens, haben auch die Tugenden **Friederich Wilhelms** Antheil, und größern wichtigern Antheil, als ihn ſelbſt die Verdienſte **Friederichs** haben. — Das Schikſal der Staaten iſt veränderlich, wie das Schikſal der Menſchen; und je ſtolzer die Höhe, die wir errungen, deſto ſchwärzer zu unſern Füßen der Abgrund, deſto jäher und zerſchmetternder der Herabſturz. Hätten wir fürchten müſſen, daß mit dem Monarchen, der unſer Stolz war, auch Seine Königlichen Tugenden unſern Thron verlaſſen würden; ſo hätte ſelbſt der Ruhm und der Wohlſtand, den Er gegründet hatte, uns nur tiefer erſchüttern, mehr unſre Wange mit Schrekken zeichnen, als unſer Auge mit der Thräne der Rührung erfüllen müſſen. Aber Dank ſey der Vorſicht, die uns noch ferner durch unſre Regenten zu ſegnen verſpricht, daß jene Aufmerkſamkeit, die immer ein Volk auf ſeinen Thronfolger richtet, die auch wir auf den unſrigen zu richten ſo mächtige Antriebe hatten, uns mit Hofnungen, nicht mit Sorgen erfüllte; daß wir den Erben **Friederichs** ſo achtungsvoll gegen jedes Verdienſt, ſo empört gegen jede Handlung der Ungerechtigkeit, ſo begierig nach jeder Kenntniß, beides der innern Verfaſſung und der äußern Verhältniſſe; daß wir Ihn in dem lezten glorreichſten unſrer Feldzüge ſo freudigthätig, ſo muſterhaftwachſam, ſo voll Muths in der Gefahr, ſo ganz nur Seiner Pflicht lebend, nur ſie denkend und übend erbliken; daß wir neben der Güte und Wärme des Herzens, die im Charakter **Friederich Wilhelms** der erſte Zug iſt, auch die Mannheit, Feſtigkeit, Kraft entdekten, durch die allein jene Güte aus der liebenswürdigſten der Schwachheiten zur erhabenſten der Tugenden wird!

Wie ſehr hat alle die Hofnungen, die durch dieſe Eigenſchaften der Thronerbe von Sich erwekte, der König beſtätigt! Mit welcher Liebe, Bewunderung, Zuverſicht hat der neue Monarch, ſeit der kurzen Zeit Seiner Regierung, die Seelen aller Unterthanen erfüllt! Ich wage es, die Gründe dieſer Zuverſicht zu entwickeln; wage es, die Erwartungen vorzulegen, zu denen der Monarch, durch den glorreichen Anfang Seiner Regierung, das Vaterland und das ganze Deutſchland berechtigt. Wenn ich, weil ich es muß, in dieſe frohen Erwartungen noch immer Friederich, den Unvergeßlichen, miſche: ſo fürcht' ich nicht, durch den Schmerz dieſer Erinnerung die gerechte Freude dieſes Tags zu entweihen: feinern, empfindlichern-Seelen, weiß ich, iſt Zuſaz von einem ſo edlen

Schmerz nur Würze, nicht Verbitterung ihrer Freude. — —

Es giebt Lagen und Augenblicke, in denen das Herz des Menſchen ſich aus ſeinen geheimſten Falten wickelt; wo durch zu ſchnellen Stoß alle ſeine Triebfedern in zu volle Bewegung kommen, als daß Vorſatz und Ueberlegung ſie hemmen oder mäßigen könnte. Wie der Menſch in dieſen Augenblicken ſich zeigt, ſo iſt er; oder es gilt durchaus kein Schluß vom Aeußren aufs Innre, von Wort und That auf Geſinnung. — So ein Augenblik, wenn ſonſt irgend ein andrer, iſt der einer gewonnenen Krone. Wer, bei der Ausſicht auf ſie, mehr ſich ſelbſt, mehr den Glanz und die Vortheile der Hoheit, die Entfeſſelung ſeiner Begierden, die Befriedigung ſeines Ehrgeizes dachte; wie ganz anders wird er in dem prüfenden Augenblicke erſcheinen, als der, dem mehr ſein Volk, mehr die Bürde des erſten und wichtigſten aller Aemter, mehr die unendliche Größe und Schwietigkeit ſeiner Pflicht vor der Seele ſchwebte. Wenn jener ſich am Ziel ſeiner Einſchränkung ſieht, ſo ſieht ſich dieſer am Ziel ſeiner Ruhe; wenn jener, bey ſeiner frohern Stimmung, von jeder traurigen Idee, der Stöhrerin ſeines erſten Genuſſes, ſich loswindet; ſo nimmt dieſer, bey ſeiner ernſten feyerlichen Stimmung, ſie willig auf; wenn bey jenem die Rührung der Natur nur Mine der Anſtändigkeit iſt, ſo iſt ſie bey dieſem wahres tiefes Gefühl ſeines erſchütterten Herzens.

Friederich Wilhelm, in jener unvergeßlichen Nacht, die dem Vaterlande ſeinen Beſchützer, den Königen ihr Beiſpiel, dem Jahrhunderte ſeinen Helden nahm; wie ſehr bewies Er, daß Er der Edle war, der ſchon längſt die Würde, Wichtigkeit, Erhabenheit ſeiner Beſtimmung fühlte! — Ich erzähle ſie nicht, die Geſchichte dieſer traurigen Nacht; **Friederichs** lezte Stunden und die erſten Worte und Schritte Seines Thronerben waren zu wichtig, zu merkwürdig für uns, als daß nicht jeder nach ihnen geforſcht hätte: ich erinnre nur an das Allen Bekannte: an die Thränen der Rührung, die beim Empfange der großen Nachricht, unaufgehalten und unverborgen, auf die Wange des neuen Monarchen floſſen; an jeden Beweis Seines leidenden empfindlichen Herzens; an Sein ängſtliches liebevolles Forſchen nach dem lezten Kampfe des Königs; an Sein ſtillerhobnes dankendes Auge, da Er von dem ſanften ſchmerzloſen Tode des großen Verblichnen hörte; an die Bezeugung innigen Danks gegen den unermüdeten Arzt, gegen die umgebenden beſtürzten Getreuen, die über der Pflege des theuren Gebieters ſchon längſt des Schlafs und der Nahrung vergaßen; und mehr als an Alles — denn es öfnet uns den freiſten rührendſten Blik in Sein Herz — an Sein Forſchen nach dem Orte des Leichnams, an Sein langſames feierliches Hinzutreten, an Sein gedankenvolles Verweilen vor dem großen belehrenden Anblik.

Dieſer Anblik, den der leichtſinnigere Fürſt würde geflohen, von dem er würde zurükgebebt haben; was für Betrachtungen und Gefühle konnt' er in der Seele des neuen Königs wecken? Was für andre, als die erſchütterndſten, aber auch heilſamſten von allen; als Betrachtungen, die jedes Volk ſeinem Fürſten von der Vorſehung erflehen ſollte? — In dem Augenblik der Erhebung ſelbſt ertrug nicht nur der neue Monarch, ſondern wollt' Er, ſucht' Er, durchdacht' Er den Anblik der Vergänglichkeit aller Hoheit, drükt' Er Sich freiwillig die große Wahrheit ins Herz, die nur zu oft auf den Thronen vergeſſen wird; daß keine Erhabenheit und keine Größe auf Erden, auch nicht den Erſten der Könige, von dem Schikſale des lezten der Menſchen rettet; daß es einen noch unendlich wichtigern Schritt giebt, als den vom Unterthan zum König, den lezten allentſcheidenden Schritt vom König — zum Staub; daß unfehlbar die Stunde kommt, wo die furchtbare Wagſchal der Geſchichte,

ſchichte, wo die unendlich furchtbarere Gottes die Könige wägt; wo nichts auf Erden von ihnen übrig bleibt, als der Ruhm ihrer Tugenden oder der Fluch ihrer Uebelthaten; nichts ihnen in die Ewigkeit nachfolgt, als das freudige Bewußtſeyn der beglükten, oder das qualvolle vernichtende der gekränkten untertretenen Menſchheit. —

Wie in dieſem einzigen Zuge, wie in der ganzen Geſchichte jener Nacht der König dem Menſchenkenner erſcheint, ſo erſcheint Er jedem, auch dem gemeinſten Auge in der Geſchichte aller nachfolgenden Tage. Noch iſt das Gefühl Seiner Pflicht, verbunden mit dem lebendigſten Vorſatz, ſie zu erfüllen, keinen Augenblik aus Seiner Seele gewichen. — Wer die Fluth von Geſchäften, wer die unſägliche Mannichfaltigkeit von Sorgen und Arbeiten kennt, die beim Antritt einer Regierung auf den neuen Monarchen zuſtürmen; wer das Heer von Leidenden, Bittenden, Anſpruchvollen, Ehrgeizigen kennt, die alle den

Augenblik nutzen, alle nach Hülfe, Vortheilen, Belohnungen, Blicken und Worten der Gnade ſtreben: der ſehe **Friederich Wilhelm**, den Geſchäftigen, den Gütigen, wie Er alles Selbſt, das Kleinſte wie das Größten, das Unwichtigſte wie das Wichtigſte, verrichtet; wie Er die Angelegenheiten Seines Staats, Seines Heers, Seiner Kammern, Seiner Gerichtshöfe beſorgt, und doch auch keinem, ſelbſt nicht dem Zudringlichen und Beſchwerlichen, den Troſt oder die Freude königlichen Gehörs, königlicher Antwort verſagt; er ſehe Ihn mit dieſer immer gleichen, immer ruhigen Heiterkeit, wie Er ohne Klage jedes Vergnügens, jeder Zerſtreuung entbehrt und noch immer für Seine Arbeiten die Zeit dem Schlaf und der Tafel, nie für Schlaf und Tafel die Zeit den Arbeiten abbrach; er ſehe Ihn, und er zweifle, wenn er es kann, an dem edelſten Willen, an der feurigſten Pflichtliebe, an der muthigſten Entſchloſſenheit dieſes Königs, für deſſen Geſundheit und Leben wir zittern, und dem nur Sein ſtündiger Eifer, Sein unaufhaltſamer Trieb die Kraft geben kann, die Ihn mitten in dem Wirbel von Geſchäften aufrecht erhält.

Friederich war es, der dieſe allumfaſſende, nichts verachtende, nichts verſäumende Thätigkeit, durch die groſſen Wirkungen, die man von ihr erblikte, den Königen ehrwürdig machte; Er war es, der ihr eine Genauigkeit und Pünktlichkeit gab, die ſo ſehr Ihm eigen ward, daß ſelbſt ſeine Erholungen und Vergnügungen Tag und Stunde und Augenblik hatten: eine Pünktlichkeit, über die der Unwiſſende lächelt, und die der Weiſere bald als unumgängliche Bedingung zum Weiterkommen, zum Abkürzen und zum Vollenden, erkennt. — Wie ganz iſt der Geiſt, der dieſen groſſen unſterblichen Mann beſeelte, der Geiſt Seines Nachfolgers geworden! Wie ſehr hat Friederich Wilhelm die Nothwendigkeit gefühlt, überall Selbſt zu ſehen, zu prüfen, zu handeln, und daß Er's könnte, Sich unverbrüchliche Geſetze der Ordnung zu geben! Wie zuverſichtlich dürfen wir hoffen, daß dieſe Stärke der Seele, die bis jezt in dem wildeſten Drang der Geſchäfte ſo unerſchüttert aushielt, nimmer ermatten, uns immer mit ihren wohlthätigen Einflüſſen zu ſegnen fortfahren werde! — Zu ſegnen, ſag' ich: denn jener Geiſt der allwaltenden eigenen Wirkſamkeit und der nichts verſäumenden Ordnung; — er wird der Geiſt aller Diener; er wirkt vom Throne, wie von einem Mittelpunkt aus, durch den ganzen umgebenden Kreis: das große Beiſpiel des Erſten im Staat macht ihn nicht nur zur Pflicht, auch, was mehr iſt, zur Sitte, zum Ton; er gießt durch die Gewißheit, nicht unbemerkt zu bleiben, dem Edlen neuen Eifer ins Herz, ſpornt den Trägen an, ſchreckt den Eigennützigen, den Unedeln zurük; und indem er ſo, durch regen Umtrieb, die Stockung in jeder Ader, in jeder Nerve hindert, wird er

Quelle von Leben, Kraft, blühender Geſundheit des Staats.

Ich vergeß' es hier nicht, daß Thätigkeit, die keinen echten Grundſatzen folgt, oder die auch ewig in Grundſätzen ſchwankt, eher verderblich als wohlthatig ſeyn kann: aber ſo echt, wie die Grundſätze **Friederichs**, ſind die **Friederich Wilhelms**, denn ſie ſind ihnen ähnlich; und ſo feſt wie jene ſtehn dieſe, denn ſie ſind geprüft und durchdacht. Wären ſie mehr als ähnlich, wären ſie **gleich** in jeder Anwendung, jeder Beſtimmung; dann mögten wir an ihrer Prüfung und eben damit an ihrer Dauer zweifeln: aber ſelbſt daß ſie abweichen, daß ſie hier eine Einſchränkung, dort eine Erweiterung leiden, ſelbſt das beweiſt uns, daß **Friederich Wilhelm** Seines großen Berufs im Stillen eingedenk war, daß Er ſchon längſt Erfahrungen ſammelte, forſchte, prüfte, ſich nach Einſichten entſchied. Und dieſe Einſichten — wohl uns, daß ſie, nach dem Zeugnis der

Weiſeſten und Erfahrenſten, ſo ſehr die richtigern ſind! daß der Monarch, bei dem beſten edelſten Willen, auch jenes Auge, jenen eindringenden Blik beſizt, der das Wahre vom Falſchen, das Echte vom Scheinbaren, ſelbſt im Kleinern und im Zufälligern, ſondert! Wohl uns, daß Er, unter den tauſend oft ſo abweichenden Stimmen, die Stimme des tiefern Kenners, des gründlichern Denkers, des redlichern Patrioten ſo treffend auskennt! Vor ſo einem Geiſte ſtehen ſie ewig feſt, unwankend und bald auch unangetaſtet, jene lichthellen, unwiderſprechlichen, und doch, zum Erſtaunen des Weiſen, faſt überall verkannten oder vernachläſſigten Grundſätze, die **Friederichs** Regierung ſo herrlich machten, und zu denen auch **Friederich Wilhelm**, der Weiſe, der Edle, gleich beim Antritt der Herrſchaft Sich ſo laut und ſo kraftvoll bekannt hat.

Wer erräth hier nicht ſchon, daß ich vor allem von dem Grundſatze der Duldung, von der Schonung des erſten und heiligſten aller Rechte der Menſchheit rede, des Rechtes zu denken, zu forſchen, ewige Wahrheiten mit beſcheidnem Ernſt, aber laut und ohne Rückhalt, zu prüfen? — Traurig für den Freund der Wahrheit und des Menſchengeſchlechts, daß je ein Volk es als Vorzug hat rühmen, es als Gnade und Huld hat empfinden müſſen, wenn es nicht an ſeinem innerſten weſentlichſten Eigenthume gekränkt, nicht gewaltthätig des beſten und ſchönſten Guts beraubt ward, das über alle Güter der Erde eben ſo weit erhaben iſt wie der unſterbliche Geiſt über den Staub! Traurig, daß je ein Volk hat frohlocken müſſen, nicht in Feſſeln zu ſchmachten, die dem edelſten Theil der Natur mit der Freiheit der Bewegung auch ſeine Kraft, ſeine Geſundheit nehmen! Und doch iſt dieſes traurige Schikſal noch immer das Schickſal von Millionen; doch iſt unter den Monarchieen Europens die unſrige faſt die einzige, wo Staatsklugheit und Menſchenliebe jene entbehrende Feſſeln nicht blos weiter gehängt, nicht blos erträglicher und leichter gemacht, ſondern ſie zerriſſen, zerbrochen haben. Mit dieſer einzigen ewig unvergeßlichen Wohlthat — wie viel Seegen hat **Friederich**, der Gütige, der Gerechte, über Sein Volk ergoſſen! Wie viel Adel und Muth hat Er dem Herzen; wie viel Nerven und Schwungkraft dem Geiſte; den Wiſſenſchaften, wie viel Ausbreitung und Licht; dem Geſchmacke, wie viel Echtheit und Feinheit gegeben! Und in alle dem — wie viel nie verſiegende Quellen der Glükſeligkeit, des reinſten, untadelhafteſten, ſüßeſten Genuſſes hat Er geöfnet! **Friederich Wilhelm**, ſo viel Er ſchon menſchenfreundliche, große Geſinnungen, ſo viel er königliche erhabne Worte zu Seinen Edlen ſprach — Er hat noch kein größeres[*], würdigeres, königlicheres geſprochen, als das, womit Er die Erklärung Seiner Ehrfurcht für die Religion, Seines Eifers ſie zu befördern, verſiegelte:

daß Er Duldung liebe, und Verfolgung verabſcheue. Mit dieſem einzigen inhaltvollen erhabnen Worte tritt jene Zeit ein, der die Beſten unter den Menſchen und die Weiſeſten unter den Gottesverehrern entgegenharrten: die Zeit des Triumphs für die Wahrheit, wo der Glaube, auch wenn er auf dem Throne Macht hat, die Freiheit der Seele nicht nur ſchont, ſondern begünſtigt; wo er die Duldung für das erkennt, was ſie iſt: für Hülfe, Beförderungsmittel, einzige Bedingung einer Religion, die, nach dem Ausſpruche ihres göttlichen Stifters, Geiſt und Wahrheit ſeyn ſoll, und es nie werden kann, wenn ſie nicht der freiſten anhaltendſten Unterſuchung eben ſo offen ſteht, wie jede andre Erkenntnis. Nur durch Freiheit, nur durch Schonung und ſelbſt Beförderung des Prüfungsgeiſtes, wird das Ungeheuer der Heuchelei, wird der fromme Betrug, der Empörer gegen Gott und Menſchheit, vertilgt; er, der die Religion aus dem Innerſten der Seelen riß, und ſie an die Spitze der Lippen pflanzte; die ſie aus Geiſt und Wahrheit zum leeren Formelngeſchwätz, zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle machte. — **Friedrich Wilhelm** will durch Vermehrung und Beförderung der Erkenntnis, will durch Unterricht und Ueberzeugung der Seele, dem Glauben Verehrer erwecken, freie, rechtſchaffne, edle Verehrer; und wer wird den großen Sinn nicht anbeten, der in dieſer Erklärung ſo ſichtbar lebt? den Sinn des göttlichſten unter den Lehrern, der die Religion ſeiner Väter von Satzung und Ceremonie losriß, damit ſie dem Geiſte Gegenſtand der Erkenntnis, und dem Herzen hohes Gefühl der Tugend würde? —

Gleiche Achtung, als hier in dem größten Punkte der Religion, hat der Monarch in einem andern großen wichtigen Punkte der Freiheit des Denkens, dem muthigen Forſchungsgeiſte bewieſen. Schon Jahrhunderte hatten den Mangel einer weiſern Gerechtigkeitspflege und eines neuen beſſern Gebäudes der Rechte gefühlt; — eines von Grund aus neuen! denn das alte, mit allen ſeinen unzähligen Strebpfeilern, wankte, und war minder Gebäude, als roher Haufe von Trümmern; — ſie hatten ihn gefühlt, dieſen Mangel, aber nur ihn beſeufzt, nicht ihm abgeholfen. Die Schikane, bey aller Verachtung und allem Haß gegen ſie, triumphirte, und noch immer war's Rom, das, nach mehr als einem Jahrtauſende, ganz andern Völkern in ganz andern Verhältniſſen Recht ſprach. Bey dem Schwunge, den die Denkkraft unter Friederich gewann, und bey dem freiern edlern Muthe, den der Geiſt durch das Gefühl ſeiner geübten und erſtarkten Kräfte erhielt; wie konnt' er noch fehlen, der kühne; aber verdienſtvolle Gedanke, beides die Schikane zu tödten und das tyranniſche Rom des gemißbrauchten Throns zu entſetzen? Er iſt verſucht, dieſer letzte, und ausgeführt, jener erſte Gedanke; — ausgeführt! troz den Zweifeln, dem Spott und dem Tadel, womit hier die Trägheit, dort die Anhänglichkeit ans Gewohnte, womit noch bitterer der gekränkte Eigennuz oder die gehemmte Streitſucht ſich gegen ihn wafneten; — ausgeführt! denn Friederich war nicht der Mann, der ohne Gründe wählte, oder wenn Er gewählt hatte, zurükwich. Und Friederich Wilhelm? — mit einem Gleichmuthe, Seiner Einſichten und Seines Herzens würdig, hat Er über Zweifel und Spott und Tadel hinweggehört; hat der Gerechtigkeit Beifall gewinkt, da ſie jene ſtaubigten Spinneweben zerriß, in denen Einfalt und Armuth gefangen werden, während daß Liſt und Reichthum durch ſie dahinfahren; hat ganz und tief den glüklich kühnen Gedanken gefaßt: an den Buchſtaben des Geſetzes zu binden, und doch auch das Geſez unabläſſiger Prüfung, Einſchränkung, Erweiterung zu unterwerfen. Er hat noch mehr, als ſelbſt Sein großer unſterblicher Vorgänger gethan: hat das neue Gebäude des Rechts nicht nur gewollt, ſondern mit Wärme, mit Eifer gefodert; hat Geſeztafeln gefodert — erkenne, Volk, Seine Denkungsart, Seine Milde! — Geſetztafeln, die von der Nation geprüft, von ihren Weiſen und Edlen gebilligt, nach den Rechten jedes Standes, jeder Provinz beſtimmt, und allen zu Richtenden faßlich, verſtändlich wären. — Edler, vortreflicher Geiſt! der Du ſo die Würde der Menſchen und die Rechte der Deinigen achteſt! ſo die Nation zu ihrer eignen Geſetzgeberin weihſt, und mit dieſer Wohlthat die größre verbindeſt, daß Du ihren Geiſt zu höherm Beginnen, ihr Herz zu edlern Gefühlen erweiterſt! — der Du ſo durch unauflösliche Bande der Liebe, durch das Gefühl ihrer Wohlfahrt, und des ſüßeſten Gutes der Freiheit, ſie an Deinen Thron ketteſt, und mehr an Macht, ſelbſt durch Nachlaß der Macht, gewinnſt, als je der Deſpot mit alle dem Raube, den er an den Rechten der

Menſchheit und den Freiheiten ſeiner Edlen bezeigt! — —

Jener erhabne, wahrhaft-königliche Gedanke, den Geiſt der Nation zu befeuern, ihm Muth, Thatkraft, Vertrauen zu ſich ſelbſt einzuflößen; wie ſehr iſt er überhaupt in den Handlungen dieſes Königes ſichtbar! Wie ſehr auch in jenem Zuge, da Er, gleich im Anfange der Herrſchaft, einen ſo ermunternden milden Blik auf Deutſchlands Sprache, Deutſchlands Schriftſteller warf! — Als König Friederich auf den Thron ſtieg, da hatte Deutſchland nur noch Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, aber nicht Litteratur, nicht Geſchmack; ſeine Werke des Wizes waren matt, froſtig, ſteif; ſeine ernſthaftern Werke trocken, langweilig, ohne Geiſt, ohne Seele. Und wer konnte denn Ihn, den ſo gebildeten, ſo geſchmakvollen Fürſten, tadeln; — Ihn, deſſen Geiſt mit den beſten Werken des feinſten Volks in Europa genährt war — wenn Er jene rohen Erzeugniſſe des deutſchen

Himmels mit kalter Verachtung anſah? wenn er Seinen milden erwärmenden Einfluß einem Stamme entzog, deſſen erſte Früchte ſo ſchaal, ſo herbe, ſo ungeſchmak waren? — Jezt, da durch Ausbildung und Veredlung der Sprache, durch Studium der Meiſterwerke der Fremden, durch fortgeſezten Wetteifer glüklicher Genies, die Muſe Deutſchlands Fortſchritte gemacht hat — nur den Fortſchritten Friederichs zu vergleichen! — jezt, da ſie königlicher Aufmerkſamkeit, königlicher Ermunterung nicht mehr unwürdig, nur um ſo würdiger iſt, weil ſie noch in der ſchönern Periode dieſſeits der Vollkommenheit ſteht: jezt beſteigt König Friederich Wilhelm den Thron, und bemerkt ſie, belohnt ſie. — Soll ich hier alle die endloſen Vortheile entwickeln, die durch den Beifall eines Monarchen, durch die vermehrte Achtung der Groſſen, durch den Eintritt in die feinere Welt, durch die Theilnahme dieſer feinern Welt ſelbſt, der Litteratur der Deutſchen zuwachſen können? Soll ich den unſchätzbaren Gewinn erheben, der für ein Volk aus der Veredlung ſeines Geſchmacks entſpringt? den vermehrten feinern Genuß? die Ausbeſſerung aller Kräfte der Seele? die Achtung der umgebenden Völker? die Vortheile alle, die mit dieſer Achtung verknüpft ſind? Oder ſoll ich den nähern glücklichen Einfluß zeigen, den es auf uns, auf die Staaten des Königes haben muß, wenn einſt hier der erſte Sitz deutſcher Kunſt, hier der Vereinigungsplatz der feinſten Denker, hier der Zuſammenfluß der Kenner, der Liebhaber, der ſich bildenden Jugend iſt? wenn einſt hier die künftigen Großen Deutſchlands und Nordens die Zeit ihrer Blüthe verleben, und ihre Liebe zu uns eben ſo unvergänglich in ihrem Herzen bleibe, als das ſüße Andenken an die Jahre ihrer Geſundheitsfülle, ihres Eintritts in die Welt, ihres erſten frohſten Genuſſes? — Wahrlich! es könnte Gedanke der

der feinſten Staatskünſt werden, was bey unſrem edlen Monarchen reiner Eifer für die Erhebung der Nation, echte Liebe zum deutſchen Namen, patriotiſche Freude an deutſchem Ruhm iſt.

Wie gerecht dieſes Lob ſey, das ich dem deutſchen Geiſte, der patriotiſchen Denkart des Königes gebe; das mag auch Sein ſo thätiger, warmer Eifer für jenen Bund erhärten, den mit **Friederich** die Erſten und Mächtigſten Deutſchlands ſchloſſen. War nicht der Gedanke zu dieſem Bunde ſchon eher in des Thronfolgers, als in des Königes Seele? Würde nicht eben jezt die Vollführung dieſes Gedankens Ihn ſelbſt verherrlichen, hätte nicht **Friederich**, mit Seinem Scharfblicke, auch dieſen Lorbeer entdekt, und mit Seiner nie ruhenden Thätigkeit ihn für Sich ſelbſt, für Seine eigene Schläfe gebrochen? — Sey es, daß hier Deutſchlands Vortheil der unſrige, deutſcher Patriotismus Klugheit war; war er darum nichts mehr, als

Klugheit? War darum in der edlen Seele **Friederich Wilhelms** dieſes höhere Gefühl von Wärme und Eifer nichts mehr, als Streben nach Vortheil? Erkannten nicht auch wir in dem Vortheile des Vaterlandes den unſrigen, und machte nicht dennoch dieſer Bund tiefern Eindruk auf uns, als ihn jeder andre, auch mit den erſten Mächten Europens, würde gemacht haben? Waren die Glükwünſche nicht allgemein, daß unſre Brüder, durch gleiches Blut, gleichen Geiſt, gleiche Sprache uns theurer, ſich ſo uns anſchloſſen? ſo uns Herzen und Hände boten? ſo in unſrer Treue und Macht ihre Sicherheit fanden? Denn was auch Neid oder Schmähſucht läſtre! Deutſcher Gemeinſinn, deutſche Vaterlandsliebe, wenn ſie noch irgendwo ſonſt in den weiten Grenzen des Reichs ihren Siz haben; ſo haben ſie ihn hier, in den Staaten **Friederich Wilhelms**; hier wo auch noch jener echte alte Biederſinn wohnt; der Muth, der nichts fürchtet, und die Standhaftigkeit, die alles erträgt; die Staatskunſt, die zum kurzen Inhalt hat: Redlichkeit und das Schwert! und jener ofne kühne Freiheitsſinn, der durch die edelſte Art von Freiheit genährt ward, durch die Freiheit der Seele!

Aber daß ich hier nicht die ſchönſte, reizendſte Seite vergeſſe, die uns dieſer Eifer für das Bündnis mit Deutſchland an dem Charakter des Königes zeigt! — Zu deutlich iſt der ganze Zweck, der ganze Geiſt dieſes Bündniſſes Friede; nicht Angriff fremder, ſondern Vertheidigung eigener Rechte. — **Friederich**, der ehemals geglaubte eroberungsſüchtige, der von der Schmähſucht ausgeſchrieene wilde raubgierige Krieger; Er ward doch endlich an Seiner edlen Nachgiebigkeit, an Seiner uneigennützigen Großmuth, für den erkannt, der Er war: für den Freund, den Beförderer, den Schuzgeiſt des Friedens; und wer könnte den gleichen, menſchlichſchönen Charakter an Seinem Nachfolger verkennen? Oder wie ſollt' auch Er, mit Seinem ſo empfindlichen theilnehmenden Herzen, nicht mehr als alles den Frieden, dieſen Schoner, Vermehrer, Ernährer, Beglücker der Menſchheit, lieben? Er, der nach dem Sinn einer Seiner edelſten Erklärungen auch des Bluts der Verbrecher ſchonen mögte; wie ſollt' Er nicht mit Freuden des Bluts der Unſchuld, des unſchätzbaren Bluts Seiner Edlen ſchonen? Er, der größere, höhere, ſüßere Empfindugen kennt, als jener unſelige Stolz iſt, der mitten unter Schaaren Erſchlagner das fühlloſe Herz eines Siegers aufſchwellt? Er, der andre Wege zum Ruhm und zur Unſterblichkeit offen ſieht, die nicht mit Leichnamen, ſondern mit Blumen beſäet ſind; Wege, auf denen das Auge des Geſchichtſchreibers den wahrhaftgroßen, talentvollen König immer mehr zu ſuchen und zu verfolgen anfängt, je weiter die Menſchheit zur Sittlichkeit, zur Vollkommenheit vorrükt? Er, der ſchon jezt dieſe Wege ſo rühmlich, unter dem Zujauchzen der Völker, betrat; ſchon jezt die Welluſt empfand, mit königlicher Milde Thränen zu troknen, Nahrungsquellen zu öffnen, für Bildung und Erziehung einer edlen Jugend zu ſorgen? — Aber gerüſtet zur Schlacht, fertig, muthig, ſelbſt bis zum Trotze; das darf der Liebhaber des Friedens, und das muß er ſeyn: denn nur ſo ſchreckt er die Raubſucht von ſeinen Grenzen, bändigt den immer laurenden Groll, vereitelt die Entwürfe der Ehrſucht. Eben darum war die erſte Aufmerkſamkeit **Friederichs** immer Sein Heer, Sein zahlreiches, tapfres, unüberwundenes Heer; und eben darum iſt es ſo ſehr die erſte Aufmerkſamkeit **Friederich Wilhelms.** Dieſes Heer zu üben — in welchem die Stärke liegt, um die man den Löwen fürchtet; in welchem der lebendige Trieb liegt, der den Unterhandlungen Fortgang verſchaft; in welchem die Kraft königlicher Stimme liegt, wenn ſie droht, wenn ſie das Recht der Verbündeten ſodert, wenn ſie Frieden gebeut; — dieſes Heer zu üben, fanden ſich Stunden am frühen Morgen, wenn kaum am ſpäten Abend ſich der Augenblik fand, wo der Monarch, durch den Anblik der Natur im ſanften Lichte der Dämmerung, für Seine Sinne wieder Ruhe, für Sein Herz wieder Stille ſuchte.

Wenn uns dieſer lezte Blik auf den Charakter des Königs; wenn uns dieſe Ausſicht auf Ruhe, auf die große allerſehnte Wohlthat des Friedens entzükt: ſo erhebe noch dieſes Entzücken ein Rükblik auf die Grundſätze alle, die für den Gebrauch dieſes Friedens in der Seele des geliebten Monarchen leben! So erhebe noch dieſes Entzücken der allumfaſſende Eine Gedanke: wie Sich Friederich Wilhelm ein Volk wünſcht, durch Seine eigne nie ſchlummernde Vaterſorge gebildet; ein Volk, das frey denke und edel, gut ſey aus Fülle der Aufklärung, und Religion verehre aus Ueberzeugung der Seele; ein Volk, das unter den weiſeſten menſchlichſten Geſetzen lede, und um ſo freudiger ihnen gehorche, weil es ſie ſelbſt ſich gab; ein Volk, das durch Bildung ſeiner Sprache, durch Feinheit ſeines Geiſtes, des edelſten Vergnügens empfänglich, und durch Reichthum an Werken echten Geſchmaks, dieſes Vergnügens theilhaftig ſey; ein Volk, das durch ſeinen eignen Ruhm den Ruhm des deutſchen Namens erhöhe, ſein eignes wohlthätiges Licht über alle die brüderlichen Stämme verbreite, die mit ihm zugleich in den weitgeſtrekten Gefilden Deutſchlands, des gemeinſchaftlichen Vaterlands, wohnen. — Edle, große, erhabne Gedanken! Grundſätze, des weiſeſten, menſchlichſten, beſten Monarchen würdig! — Mög' Er es ſehen, dies Volk! Möge in dem Anblik unſers Wachsthums, unſrer Vollkommenheit, Seine königliche Seele Sich freuen! Möge unter dieſen Freuden Sein Haar ſo grau werden, und grauer, als Friederichs

Haar! Mög' Er, wenn auch Ihn einſt der Himmel fordert, unter zärtlichen Thränen des Ihn liebenden Volks, und mit dem frohen, wonnevollen Gedanken entſchlummern, daß Er uns einen Thronfolger läßt, Seiner Krone ſo würdig, wie Er ſelbſt der Krone Friederichs war!

Ueber
einige Eigenheiten
des
Gefühlsſinnes.

Vorgeleſen
in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften 1787.

N 5

Die beyden Sinne des Geſichts und Gefühls haben unter einander eine merkwürdige Aehnlichkeit, wodurch ſie ſich von den drey übrigen unterſcheiden. Wenn die leztern von den Körpern nur Eigenſchaften einerley Art gewahr werden; ſo werden jene Sinne Eigenſchaften von verſchiedener Art gewahr, und zwar von ſo völlig verſchiedner, daß dieſe Eigenſchaften, bey aller ihrer Unzertrennlichkeit in der Erſcheinung, doch ſchlechterdings nicht eine auf die andre zurückgebracht, nicht eine aus der andern erklärt werden können. Die Empfindung von Wärme und Kälte, und eben ſo die Empfindung von Schwarz und Weiß, haben mit der Idee von Ausdehnung und Figur durchaus keine Verwandtſchaft; es liegt in dieſer Idee, ſo weit man ſie auch entwickeln mag, nicht das mindeſte Merkmal, in welchem ſie mit jenen Eigenſchaften, die doch in der Empfindung ſich nie von ihr wollen abreißen laſſen, zuſammenhinge.

Eine andere Aehnlichkeit beyder Sinne, wodurch ſie aber nicht ſo ſchneidend von allen übrigen abgeſondert werden, iſt die: daß man von den Eindrücken des einen auf die Eindrücke des andern zurückſchließen kann. Nicht zwar von Wärme und Kälte auf Farbe oder umgekehrt, aber von den Erſcheinungen der Ausdehnung für den einen Sinn auf die correſpondirenden Erſcheinungen für den andern. Etwas Aehnliches findet ſich hier bey den beyden Sinnen des Geruchs und Geſchmacks; denn überall, wo das Schmeckbare auch riechbar iſt, und in ſo fern es riechbar iſt, kündigt die Empfindung des einen Sinns, die zu erwartende Empfindung des andern an; daher auch die gemeine Sprechart der Oberdeutſchen das Riechen in ein Sch[illegible]cken verwandelt. Der Unterſchied iſt nur der: daß die Correſpondenz der gröbern Sinne, des Geruchs und Geſchmacks, auf wahre innre

Verwandtſchaft; die der feinern Sinne, des Geſichts und Gefühls, auf bloße äußre Gemeinſchaft beruht. Die Eindrücke jener Sinne, ſo wie ſie durch einerley Materien geſchehen, ſo haben ſie auch eine ſehr merkliche Aehnlichkeit; man riecht eben das, was man ſchmeckt: die Eindrücke dieſer Sinne haben nicht die mindeſte Aehnlichkeit; Figur, in ſo fern die Hand ſie fühlt, iſt etwas ganz anders, als Figur, in ſo fern das Auge ſie ſieht. Nur das immer regelmäßige Zuſammentreffen ſolcher und ſolcher Geſichtsbilder mit ſolchen und ſolchen Gefühlseindrücken, hat die Menſchen auf den ſonderbaren und doch ſo gemeinen Gedanken gebracht, als ob ſie mit den Händen ſehen oder mit den Augen taſten könnten.

Bey dieſen Aehnlichkeiten beyder Sinne, des Geſichts und Gefühls, giebt es zwiſchen ihnen auch ſehr merkwürdige Verſchiedenheiten. — Um mich kürzer über dieſe Materie ausdrucken zu können, werde ich mich der eingeführten Benennungen **urſprünglicher** und **abgeleiteter** Eigenſchaften bedienen, ohne übrigens an der Lockiſchen Beſtimmung dieſes Unterſchiedes Antheil zu nehmen. Unter urſprünglichen Eigenſchaften (Qualités premieres) werden, wie jeder weiß, Ausdehnung, Figur, Solidität, Bewegung; unter abgeleiteten (Qualités ſecondes) Farbe, Wärme, Kälte u. ſ. w. verſtanden.

Die erſte Verſchiedenheit ſetzt das Gefühl nicht bloß dem Geſichte, ſondern allen übrigen Sinnen entgegen. Alle nehmlich haben entweder nur Ein Werkzeug, oder nur zwey, und dieſe von völlig gleichförmigem Baue. Das Erſte iſt der Fall mit dem gröbern Sinne des Geſchmacks, und nach dem erſten äuſſern Anblick auch mit dem des Geruchs; das Lezte findet ſich bey den beyden feinern Sinnen des Geſichts und Gehörs. Das Gefühl, in ſo fern es abgeleitete Eigenſchaften wahrnimmt, hat in dieſer Hinſicht Analogie mit den gröbern; in ſo fern es urſprüngliche erkennt, Analogie mit den feinern Sinnen. Für Wärme und Kälte iſt der ganze Körper nur Ein Organ: und ſo hat hier der Gefühlsſinn das Eigne, das er kein beſonders, nur ihm gehöriges, Werkzeug hat, und daß er mit allen andern Sinnen zugleich in einerley Werkzeugen beſteht; dahingegen ſonſt die Werkzeuge, jedes ſein eigenes Geſchäft, ohne Einmiſchung in die Geſchäfte des andern verrichten. Für die urſprünglichen Eigenſchaften der Ausdehnung und Figur, hat das Gefühl zwey Organe, die eben, wie bey allen übrigen Sinnen, unterſcheidend gebaut, und wie bey den feinern, ganz ſichtbar getrennt ſind. Aber auch hier findet ſich wieder das Eigne: daß dieſe Werkzeuge das ihnen zukommende Geſchäft zwar vorzüglich und beſſer, als jedes andere Glied, aber doch nicht allein und ausſchließend verüben. Wenn es bloß die Augen ſind, womit wir ſehen; bloß die Ohren, womit wir hören u. ſ. w.; ſo ſind es dagegen nicht bloß die Hände, womit wir das

Runde oder das Eckigte unterſcheiden. Dieſes geſchieht auch durch jeden andern Theil unſers Körpers, der ſich um einen Gegenſtand mehr oder minder herumbiegen kann; wir können gewiſſermaßen mit der Zunge, zwiſchen den Lippen, mit den Zehen, die wir nur ſo gar nicht zu dieſer Verrichtung üben, und mit noch andern Juncturen des Körpers fühlen. Die Aehnlichkeit, die das Gefühl, in Anſehung der Zahl und des gleichförmigen Baues der Werkzeuge, mit Geſicht und Gehör hat, iſt alſo immer nur unvollkommen; indeſſen nähert ſich der Sinn, in ſo fern er urſprüngliche Beſchaffenheiten erkennt, doch ganz deutlich den feinern Sinnen. Er hat doch, ſo wie dieſe, der Werkzeuge mehrere, und wenn wir nur diejenigen rechnen wollen, die ihm ohne Vergleichung am beſten dienen, ſo hat er eben, wie jene, nur zwey, die auch eben ſo ſichtbar getrennt und eben ſo gleichförmig gebaut ſind.

Dieſer äußern Beſchaffenheit der Werkzeuge entſpricht die innre der Wahrnehmungen: und dieß iſt die zweyte Eigenheit des Gefühls, wodurch es ſich beſonders vom Geſichtsſinne, dem es ſonſt ſo ähnlich iſt, unterſcheidet. Das Geſicht nehmlich iſt durchaus ein feinerer Sinn, nicht bloß in ſo fern er Figur, ſondern auch in ſo fern er Farben erkennt; das Gefühl hingegen theilt ſich, und iſt ein **feinerer** Sinn, in ſo fern er **urſprüngliche** Eigenſchaften; ein **gröberer**, in ſo fern er **abgeleitete** wahrnimmt. Durch die leztern Wahrnehmungen iſt das Gefühl ein bloß thieriſcher, durch die erſtern iſt es ein menſchlicher Sinn; hier arbeiten für ihn die ſchönen Künſte der Sculptur und der Plaſtik: und die vollkommenſte aller Wiſſenſchaften, die Mathematik, hat ihm mehr als ſelbſt dem Geſichte zu verdanken. Er ergänzt und berichtigt die Wahrnehmungen dieſes leztern Sinns; und bey einem Saunderſon tritt er ſo völlig an die Stelle deſſelben, daß er ſelbſt zur Wiſſenſchaft der Optik alle nur erforderlichen Begriffe liefert. So einen Sinn aber, deſſen Wahrnehmungen uns Empfindung des Schönen gewähren und uns Stoff zu wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen liefern, nenne ich einen *feinern* Sinn; deſſen Wahrnehmungen nur Wolluſt, nicht das höhere Wohlgefallen am Schönen wirken, auch nicht zu wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen ſich verarbeiten laſſen, nenne ich einen *gröbern*.

Wenn ich hier den Unterſchied zwiſchen feinern und gröbern Sinnen gerade ſo faſſe, wie er ſchon in der undeutlichen Erkenntniß eines jeden enthalten iſt; ſo können unmöglich die Erklärungen richtig ſeyn, die uns gewiſſe Weltweiſe von dieſem Unterſchiede gegeben haben. Dieſe Erklärungen haben den zwiefachen Fehler, daß ſie zu *enge* und daß ſie *unfruchtbar* ſind; daß ſie zuerſt den Sinn des Gefühls ſchlechterdings von der Zahl der feinern Sinne ausſchließen, und ihn ganz und gar unter die gröbern verſtoßen, und daß ſie zweytens uns durchaus nicht begreiflich machen, warum nur die feinern, nicht die gröbern Sinne dem Geiſte dienen; warum nur die Wahrnehmungen von jenen Stoff zu Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten geben, nicht die Wahrnehmungen von dieſen.

Ein deutſcher Weltweiſer beſtimmt den Unterſchied, von dem die Rede iſt, nach der Beſchaffenheit des Mediums, vermittelſt deſſen der Sinn empfindet. Die feinſten Materien ſind ihm Licht und Luft; eine gröbere die Salze und Oele der Körper, und die gröbſte die ganzen ſoliden Körper ſelbſt. Wenn man nach dieſem Eintheilungsgrunde von der feinſten Materie anfängt und mit der gröbſten aufhört; ſo kommt die gewöhnliche Rangordnung der Sinne heraus: Geſicht, Gehör, Geruch, Geſchmack, Gefühl. Hier wird offenbar der Sinn des Gefühls, eben in ſo fern er den Wiſſenſchaften dient, nicht allein ein gröberer, ſondern der gröbſte Sinn, und der Sinn des Geruchs, der zu ſeinem Medium die feinern flüchtigern Salze der Körper hat, wird ein bey weitem feinerer, ſo wenig er auch Empfindung des Schönen oder wiſſenſchaftliche Kenntniſſe gewährt. Ueberdem erhalten wir nicht die mindeſte nähere Einſicht in die Natur der Sinne; wir lernen es nicht begreifen, warum die Wahrnehmungen des einen nur **angenehm**, die des andern hingegen **ſchön** ſind; warum für Geſicht und Gehör Künſtler von **höherm** Range, für den Geſchmack nur Künſtler von **niedrigerm** Range arbeiten; für jene der Maler und Tonkünſtler, für dieſen der Koch. Zugegeben, daß wirklich vielleicht Feine oder Gröbe des Mediums der Anlaß zur **Benennung** der beyden Arten von Sinnen geworden; ſo iſt doch ſchlechterdings nicht begreiflich, wie die körperliche Feine oder Gröbe der Materie, die geiſtige Schönheit und Deutlichkeit der Erkenntniß befördern oder verhindern könne.

Bey den feinern Sinnen, ſagt ein ſchottiſcher Weltweiſe, werden wir nie die Berührung des Werkzeuges inne; aber allemahl bey den gröbern Sinnen. Die Empfindungen der letztern ſetzen wir daher in die Werkzeuge ſelbſt, hingegen die der erſtern unmittelbar in die Seele: und ſo halten wir die Vergnügungen von jenen für körperlicher und gröber, die Vergnügungen von dieſen für geiſtiger und feiner. Hier geſchieht abermals dem Gefühl das Unrecht, daß es gänzlich unter die gröbern Sinne verſtoßen wird; denn wir werden, wie dieſer Schriftſteller ſelbſt bemerkt, die Berührung unſrer Fingerſpitzen bey jedem Betaſten gewahr, und verſetzen eben in ſie hinein unſre Empfindung und unſer Vergnügen. Zur Unterſcheidung der feinern von den gröbern Sinnen, dient alſo auch dieſer Eintheilungsgrund nicht, und um ſo weniger, da er an der andern Seite einen der gröbern Sinne, den Geruch, zum Range eines feinern erhebt. Denn ſo wahr es iſt, daß wir den Eindruck einer Roſe auf unſre Naſe ſinnlich gewahr werden, wenn wir nehmlich die Blume an das Werkzeug drücken, ſo gehört doch dieſe Wahrnehmung nicht dem Geruch, ſondern dem Gefühl: die innern Fibern des Geruchs fühlen wir von dem Aushauch der Roſe eben ſo wenig berührt, als die Augen vom Lichtſtrahl oder das Ohr vom Tone. Auch verſchaft der Umſtand, daß wir die Berührung des Werkzeuges gewahr oder nicht gewahr werden, uns ſchlechterdings nicht die Einſicht: warum Wiſſenſchaften und Künſte nur für die eine Art von Sinnen möglich ſind, nicht für die andre.

Um uns dieſe Einſicht, und mit ihr zugleich die völlig richtige genugthuende Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen gröbern und feinern Sinnen zu verſchaffen, müſſen wir folgende Beobachtungen, deren Richtigkeit die eigne Erfahrung eines jeden beſtätigen wird, zuſammenfaſſen.

Zuerſt: Geſicht, Gehör, Gefühl, in ſo fern das leztere urſprüngliche Eigenſchaften erkennt, haben vor Geruch, Geſchmack und demjenigen Gefühl, welches abgeleitete Eigenſchaften gewahr wird, das Eigne voraus: daß ſie alle eine weit ſchnellere Folge von ſucceſſiven Eindrücken unterſcheiden können. Die Sinne werden nicht ſo von jedem einzelnen Eindrucke angegriffen; die Vibration währet nicht ſo lange, daß nicht ſchnell hinter einander — obgleich freylich auch dieß ſeine Grenzen und für jeden Sinn ſeine eigenen Grenzen hat — mehrere Umriſſe, Bewegungen, Töne, ſollten erkannt, und mit voller Unterſcheidung erkannt werden können. Bey Geruch, Geſchmack und dem gröbern Gefühl, dauert dagegen der Eindruck länger; jeder vorhergehende verdunkelt, verfälſcht jeden nachfolgenden, und ehe der Sinn wieder in den Stand kommt, rein zu empfinden, hat die Seele ſchon tauſend andre Ideen durchlaufen, wodurch die Ueberſicht und Vergleichung der ſucceſſiven Eindrücke noch mehr erſchwert wird. Die feinern Sinne halten, ſo zu reden, mit der Imagination mehr gleichen

Schritt; die Geſchwindigkeit in der Folge ihrer Eindrücke, iſt der natürlichen Geſchwindigkeit der Ideenfolge mehr angemeſſen.

Zweytens: Geſicht und Gefühl — ich verſtehe hier wieder das feinere — unterſcheiden das Mannichfaltige in gleichzeitigen Eindrücken, welches bey keinem der übrigen Sinne zutrifft. Ein Blumenſtrauß, ein vermiſchtes Gericht, geben eine in ſich ſelbſt freylich mannichfaltige Empfindung, worinn man aber die Mannichfaltigkeit durch den Sinn ſelbſt nicht aus einander ſetzen kann. Eben ſo zwar auch bey dem Sinn des Gehörs. Eine ganze gleichzeitige Harmonie iſt nur Ein, vom Gehör nicht aus einander zu ſetzender, Eindruck. Wenn dennoch der Tonkünſtler, wenn ſelbſt der Koch, jener die im Accord verbundenen Töne, dieſer die in der Speiſe vermiſchten Zuthaten richtig anzugeben wiſſen; ſo rührt das nur von der vorgängigen Erfahrung her: daß ſolche und ſolche einzelne Töne oder Geſchmackseindrücke bey ihrer Vermiſchung ſolche und ſolche Totaleindrücke hervorbringen; die Mannichfaltigkeit wird nicht empfunden, ſondern geſchloſſen. Auch bey Getränken will man bemerkt haben, daß geübte Kenner in einem vermiſchten Weine die verſchiednen Arten oder Jahrgänge zu unterſcheiden wiſſen; welches ich eben ſo erkläre.

Drittens, und was das wichtigſte iſt: die Eindrücke des Geſichts, des feinern Gefühls, des Gehörs, ſind einer Beſtimmtheit, einer Abgemeſſenheit fähig, welche ſchlechterdings bey den Eindrücken der gröbern Sinne mangelt. Zur Erläuterung dieſes Unterſchiedes dient, wie ich ſchon ſonſt gezeigt habe, die Verſchiedenheit in den Eindrücken des Gehörs. Wir können das Eigenthümliche in den Stimmen der Thiere und Menſchen, das Beſondre im Geräuſch eines Bachs, eines Baums, eines Gewandes u. ſ. w. ſehr wohl unterſcheiden; aber es fehlt doch dieſen Empfindungen das genau Abgemeſſene, wodurch wir im Stande wären, ein beſtimmtes feſtes

Verhältniß von einer zur andern gewahr zu werden. Sobald das Geräuſch zum muſikaliſchen Tone, die Stimme des Redenden zum Geſange wird; ſo iſt die Beſtimmtheit der Eindrücke da; die ſichre Erkenntniß der Verhältniſſe wird möglich, und mit ihr Harmonie, Disharmonie, Melodie. Ich leite dieſe Beſtimmtheit aus der größern Einförmigkeit des Mannichfaltigen her, welches noch immer in jeder ſogenannten einfachen Empfindung der Sinne mit einander vermiſcht iſt. In dem Geräuſch eines Bachs, eines Baumes, verbinden ſich ſo unendlich viele und ſo verſchiedene kleine Tönchen der einzelnen Wellen und Blätter, daß wir immer nur eine ſehr verworrne Vorſtellung von der ganzen Miſchung erhalten, und nie ein feſtes Verhältniß von dem einen Geräuſche zum andern wahrnehmen können. Hingegen die verſchiedenen Fibern einer Saite oder des Holzes in einer Flöte ſind ſo gleich geſtimmt, geben alle einen ſo einförmigen Schall, daß eine genau abgemeſſene Vorſtellung des ganzen Eindrucks, und eben damit die ſichre Schätzung des Verhältniſſes von einem Eindrucke zum andern möglich wird. Die Eindrücke der gröbern Sinne, des Geruchs, Geſchmacks, Gefühls — in ſo fern es abgeleitete Eigenſchaften wahrnimmt — ſind gleichſam alle nur Geräuſch, nur Schall, der ſich zwar unterſcheiden, aber nie mit Genauigkeit abmeſſen, nie in Zahlen ausdrucken läßt; die Eindrücke der feinern Sinne ſind gleichſam Ton, völlig beſtimmt, und einer genauen Schätzung ihrer Verhältniſſe fähig. Eben darum nun geben dieſe Sinne Stoff für ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften; für jede durch bloß klare undeutliche, für dieſe durch entwickelte deutliche Erkenntniß der Verhältniſſe, die zwiſchen ihren mannichfaltigen Eindrücken ſtatt finden. Der größten Deutlichkeit ſind die vom Auge und Gefühl erkannten Dimenſionen, der nächſtgrößten die vom Ohr empfindbaren Töne, der geringſten die vom Geſichte wahrgenommenen Farben fähig.

Wenn wir die hier gemachten Beobachtungen zuſammen nehmen, ſo haben wir auf einmal die geſuchte Erklärung des feinern Sinnes. Es iſt ein ſolcher, der mannichfaltige Eindrücke, unvermiſcht und rein, in ſehr naher Verbindung unterſcheiden, und wegen der Beſtimmtheit und Abgemeſſenheit dieſer Eindrücke ſelbſt, ein genau beſtimmtes Verhältniß zwiſchen ihnen wahrnehmen kann. Aus dieſer Erklärung des feinern Sinnes, ergiebt ſich die des gröbern von ſelbſt.

Da der Unterſchied zwiſchen gröbern und feinern Sinnen von Wichtigkeit iſt; ſo wäre zu wünſchen, daß wir das Gefühl, in ſo fern es zu den feinern gehört, mit einem eignen Namen bezeichnen könnten. Sonderbar iſt es, daß die deutſche Sprache dem Worte Gefühl das ungewiſſe Geſchlecht, nicht wie den

Wörtern, womit ſie die andern gröbern Sinne bezeichnet, das männliche gegeben hat. Wir ſagen: **der** Geruch, **der** Geſchmack, aber **das** Gefühl, ſo wie wir **das** Geſicht, **das** Gehör ſagen. Doch dieſe kleine Verſchiedenheit in der Bezeichnung iſt ohne Vortheil, da das ungewiſſe Geſchlecht für den gröbern Theil des Gefühls eben ſo gut gebraucht wird, als für den feinern, und uns bey dieſem Worte immer der ganze Sinn mit dem vollen Umfange ſeiner Wahrnehmungen einfällt. Andere Sprachen haben hier vor der unſrigen einen Vortheil: das Toucher der Franzoſen erinnert immer nur an die feinern Wahrnehmungen des Sinns, und eben ſo das Tatto der Italiäner. Im Deutſchen haben wir das Wort **taſten**, welches nie von Wärme und Kälte oder andern dunklen Wahrnehmungen gebraucht wird; und ich ſehe nicht ab, warum wir von dem Vortheile unſrer Sprache, die durch ihre End- und Vorſylben die Bildung neuer Wörter ſo ſehr erleichtert, keinen Gebrauch machen, und nicht, mit Beybehaltung des für die feinern Sinne angenommenen ungewiſſen Geſchlechts, das Getaſt ſagen ſollten. Wir zählten dann freylich, ſtatt der bisherigen fünf Sinne, ihrer ſechſe; wir hätten drey gröbere: Geruch, Geſchmack, Gefühl, drey feinere: Geſicht, Gehör, Getaſt: aber warum ſollten wir nicht lieber eine Neuerung einführen, zu der wir ſo gute Gründe haben, als immer die alte unvollkommne Bezeichnung beybehalten? Ueberhaupt läßt ſich nicht wohl einſehn, wie die Menſchen darauf gekommen ſind, der Sinne nur fünf zu zählen. Wenn ſie ſich an die

Beſchaffenheit der Materien hielten, welche den Sinnen dienen, ſo iſt es falſch, daß dieſer nur fünfe ſind; die ſoliden Körper, als ſolche, machen weder kalt noch warm, und es ließ ſich hier ſehr wohl eine eigne Materie vermuthen. Wenn ſie ſich an die Zahl der Organe hielten; ſo habe ich gezeigt, daß das Gefühlsorgan, da es der ganze äußre Körper iſt, mit dem des Getaſtes nicht mehr als mit allen andern Organen zuſammenfällt. Indeſſen ſcheint es mir, daß man ſich in der That an die Zahl der Organe gehalten; daß man aber den ganzen Körper als nur Ein Organ zu betrachten, zu fremde gefunden; daß man daher den Sinn des Gefühls zum Sinn des Getaſtes geſchlagen: nicht bloß, weil man an den Werkzeugen des letztern Wärme und Kälte der Gegenſtände am öfterſten gewahr wird, ſie mit dieſen gemeiniglich unterſucht; ſondern auch, weil mit den Wahrnehmungen dieſes Sinns, die Wahrnehmungen des Gefühls immer eben ſo unzertrennlich verknüpft ſind, als die Wahrnehmungen der Farben mit denen der ſichtbaren Ausdehnung und Figur, die beyde auch durch einerley ſinnliches Werkzeug geſchehen und nur einerley Sinne zugeſchrieben werden.

Ueber

Artikel, Hülfs- und Personenwörter der neuern Sprachen.

Vorgeleſen
in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften 1793.

Die neueren Sprachen verlieren in Vergleichung mit den alten unendlich durch das lange Geſchlepp ihrer Artikel, ihrer Hülfs- und Perſonenwörter. Schriftſteller, denen Nachdruck und Eleganz nicht gleichgültig ſind, vorzüglich Dichter und Redner, machen nur zu oft die Erfahrung: wie viel die Kürze, die Kraft, die Ründung des Styls bey dieſer Einrichtung leiden. Es iſt den Neuern faſt unmöglich, in Schilderungen ſo gedrängt, im Ausdruck der Leidenſchaften ſo ſtark, in Sentenzen ſo kraftvoll, in Gegenſätzen ſo präcis, in witzigen Einfällen ſo geſpitzt, wie die Alten, zu ſchreiben. Inſchriften, deren Seele die Kürze iſt, wollen in neuern Sprachen vollends gar nicht gelingen.

Bei allen dieſen unläugbaren Nachtheilen ſieht unſer vortrefflicher Sprachforſcher, Herr

Adelung, in den Artikeln, den Hülfswörtern und den übrigen Eigenheiten der neuern Sprachen nicht allein einen Beweis von der fortgeſchrittnen Kultur unſers Geiſtes, ſondern er hält ſie auch für eine Wirkung dieſer Kultur, für eine Frucht der immer wachſenden Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe.*) Nicht etwa nur Zufall, ſondern Ueberlegung, Wahl, Gefühl der Unſchicklichkeit, dasjenige länger dunkel zu laſſen, wovon man ſich endlich klare Begriffe erworben, ſoll die Italiäner und überhaupt die Völker, deren Sprachen Töchter der lateiniſchen ſind, dahin gebracht haben, von ihrem Urbilde abzuweichen, Artikel und Perſonenwörter einzuführen, und die verſchiedenen Verhältniſſe der Begriffe nicht mehr durch Biegungsſylben, ſondern durch eigene Wörter auszudrucken. Dieſes, wenn auch nur dunkel gedachte, Abſichtliche, was Herr Adelung den genannten Völkern bei Ver-

---

*) S. Magazin für die Deutſche Sprache: erſten Jahrganges zweites Stück. Nr. 1.

Änderung ihrer Sprachen unterſchiebt, iſt ohne Zweifel der auffallendſte Theil ſeiner Behauptung. Wenn man ihm alles Uebrige gelten läßt, ſo kann man doch unmöglich in jenen ſo zweideutigen Vortheilen mehr, als höchſtens einen glücklichen Fund erkennen, der in Zeiten der Barbarey gemacht, und erſt dann wieder hervorgeſucht oder von außen her angenommen worden, als die Römer von der Höhe ihrer Kultur ſchon längſt herabgeſtürzt waren.

Veränderungen einer Sprache, wodurch zugleich ihr ganzes Genie verändert, ihr ganzer innrer Bau zerrüttet wird, laſſen ſich überhaupt weit weniger während des Fortganges der Kultur, als während eines gänzlichen Rückganges derſelben denken. Je mehr ein Volk in ſeiner Sprache ſchon geleiſtet, je mehr Meiſterwerke es darin aufzuweiſen hat, und je verbreiteter unter demſelben Geſchmack und Lectüre ſind, deſto ſchwieriger wird jede in der Sprache vorzunehmende Hauptverändrung. Man ſetze, was wohl wenige zugeben möchten, daß die deutſche Art zu conſtruiren vorzüglicher, als die franzöſiſche ſey; man nehme an, daß Franzoſen, die dieſes einſähen, die vortheilhafte Neuerung eben jetzt, während der vollen Blüthe der Litteratur, in die Sprache einzuführen verſuchten: iſt wohl irgend einige Wahrſcheinlichkeit, daß es gelingen ſollte? Aber nun denke man ſich, daß die Nation von Jahr zu Jahr immer tiefer in Elend verſinke, von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr verwildre; man laſſe die ſchönen Künſte mit den Wiſſenſchaften gänzlich verſchwinden, die vortrefflichen Schriftſteller im Staube der Klöſter Jahrhunderte lang vergraben liegen; man laſſe deutſche Schwärme ſich in alle Provinzen einniſten und mit den Eingebornen zu Einem Volke vermiſchen: wird es auch da noch unbegreiflich ſeyn, wenn die Nation ihre ehemalige Conſtructionsart unvermerkt gegen die deutſche umtauſcht? Und wenn dieſe, wie wir angenommen, die vorzüglichere iſt: wird die Sprache ihren gewonnenen Vortheil dem Fortſchritte oder dem Rückgange in der Kultur zu danken haben? Auch wenn in der Folge die Nation ſich aus der Barbarey wieder aufraffte und die ſo veränderte Sprache beybehielte; ſo wäre das nichts weniger, als die Wirkung der Einſicht: es wäre nothwendige Unterwerfung unter die einmal herrſchend gewordne allgemeine Gewohnheit.

In welchem Zuſtande Italien, und überhaupt das ganze lateiniſch ſprechende ſüdliche und weſtliche Europa, eben in dem Zeitraume war, da ſich die jetzigen Sprachen zu bilden anfingen, iſt jedem, auch dem mittelmäſſigſten Geſchichtkenner bekannt. Staat, Wiſſenſchaften, Künſte, Litteratur, alles lag zertrümmert. Theils bewirkte dieſen traurigen Verfall die eigene innere Verderbniß, theils der verheerende Einbruch barbariſcher Völker, die freilich von den Römern ſehr vieles annahmen, aber ihnen wahrſcheinlich auch manches mittheilten. Wenn es ſich darthun ließe, daß dieſe Völker jene Redetheile: Artikel, Hülfswörter, Perſonenwörter in ihrer Sprache ſchon gehabt, und daß die Römer, durch beſtändigen Umgang mit ihnen, ſich allmählig an den Gebrauch ähnlicher Redetheile gewöhnt hätten: ſo wäre es auf einmahl um die Behauptung des Herrn Adelung geſchehen. Denn was, nach ihm, im Fortgange der Kultur, ſich bey immer wachſender Einſicht von ſelbſt müßte gefunden haben, das wäre beym Verſchwinden aller Kultur, von völlig fremden Völkern hinzugebracht worden, und man denke, von was für Völkern! Wie glüklich würde ſich Italien geſchätzt haben, hätten jene Barbaren eben ſo wenig Arm, als Geiſt, eben ſo wenig Muth, als Feinheit beſeſſen!

Eine nicht kleine und meines Wiſſens noch unberührte Schwierigkeit ſcheint es bey dieſer Hypotheſe zu machen: daß die Barbaren, die faſt das ganze Wörterbuch der Ueberwundrien annahmen, gerade jene Eigenheiten ſo hartnäckig ſollten beybehalten, und daß die Ueberwundnen, die ſonſt ihre Sprache ſo ziemlich fortſprachen, eben dieſe Eigenheiten ſo allgemein ſollten angenommen haben. Ein dunkles Gefühl größerer oder geringerer Vollkommenheit findet ſich allerdings auch auf den unterſten Stufen der Kultur; ſonſt wäre die Menſchheit nie aus der Barbarey hervorgegangen; nie von niedern zu höhern Stufen emporgeklommen. Und wie? könnte man ſagen, wenn es eben dieſes Gefühl geweſen wäre, was den einen Theil in der Beybehaltung jener Eigenheiten ſo hartnäckig, den andern zu ihrer Annahme ſo willfährig machte?

Es giebt, wenn man auch in der obigen Hypotheſe bleiben will, eine andere weit leichtere Erklärung der Sache. Einen großen Theil von den Wörtern der Ueberwundnen mußten die Ueberwinder zugleich mit den Begriffen annehmen, die ihnen als einem rohen Volke, fremd waren, und wofür alſo ihre höchſt arme barbariſche Sprache auch keine Zeichen hatte. Hieher rechne ich alle Wörter, die zu den Künſten des Luxus gehören, zu den feinern geſellſchaftlichern Verhältniſſen und Einrichtungen, zu den abſtracten Begriffen der Seelenkunde, der Sittenlehre, der Politik, die aus der ehemaligen Philoſophie in die Sprache übergegangen waren. Andre, die der Barbar in ſeiner Sprache ſo gut, als der Italiäner in der ſeinigen fand, erwählte jener von dieſem, weil er die Nothwendigkeit fühlte, ſich mit ihm zu verſtändigen, und weil es ihm weit leichter ward, die weicheren Töne des Südländers nachzubilden, als dieſem, die rauhern Töne des Nordländers. Die Wörter blieben alſo, dem größten Theile nach, in ihrem Grundſtoffe römiſch: nur einige barbariſche wurden eingemiſcht, und für mehrere Begriffe entſtanden, eben wie im Engliſchen, zweierley Wörter, das eine barbariſchen, das andre römiſchen Urſprungs. Der öftere Gebrauch hatte jedem der vermiſchten Völker die

Benennungen des andern geläufig gemacht, und für Reinheit der Sprache trug man in jenen Zeiten der Verwilderung keine Sorge.

Anders verhielt es ſich mit dem, was immer in den Sprachen das Schwerſte, in ihrem noch rohen Zuſtande das Mangelhafteſte, und bei ihrer Ausbildung das Letzte iſt, mit der Bezeichnung der verſchiednen Verhältniſſe der Begriffe, mit der Verſchmelzung der Neben- in die Hauptideen, mit der Zuſammenreihung aller zu Einer Gedankenfolge. Wer hierin einmahl eine gewiſſe Art gefaßt, ſich an eine gewiſſe Methode gewöhnt hat, der braucht ſchon viel Aufmerkſamkeit, Nachdenken, Biegſamkeit, um ſich in eine ganz verſchiedene Art und Methode zu finden. Den täglichen Beweis geben uns Kinder und Ausländer, wenn ſie fremde Sprachen lernen. Immer möchten ſie dieſe in die gewohnte Form der ihrigen beugen; ſie überſetzen von Wort zu Wort, und wo das verſchiedne Genie der Sprachen dieß nicht mehr geſtatten will, da werden ſie verlegen und irre. Was von dieſer allgemeinen Bemerkung hieher gehört, iſt die unter ihr begriffne beſondre: daß der rohe wörtliche Ueberſetzer jeden Begriff, der in ſeiner Sprache einzeln angegeben wird, eben ſo einzeln auch in der fremden zu bezeichnen ſucht. Wenn unſre Vornehmen, die von Jugend auf franzöſiſch ſtammeln, ſich einmal zum Deutſchſprechen herablaſſen, ſo ſetzen insgemein unſre Biegungsfälle ſie in Verlegenheit; ſie glauben, indem ſie heimlich aus dem Franzöſiſchen überſetzen, die Präpoſition nicht weglaſſen zu dürfen; und ſo geben ſie ein Geſchenk nicht dem Freunde, ſondern an den Freund, nicht dem Sohn eines gewiſſen Herrn, ſondern an den Sohn von einem gewiſſen Herrn. Der Barbar, der in ſeiner Sprache jedem Subſtantiv einen Artikel vorzuſetzen, die Perſon beym Verbum beſonders zu bezeichnen und den Begriff des Concreſcirens, wie es die Grammatiker nennen, in gewiſſen Zeitfällen einzeln anzugeben gewohnt war, behielt bey der Ueberſetzung ſeiner Gedanken ins Römiſche dieſe Gewohnheit bey, zufrieden, nur verſtanden zu werden, und um Richtigkeit und Eleganz unbekümmert. Der Italiäner, der in ſeinem damaligen tiefen Verfall gleiche Denkungsart hatte, ſtammelte dieſe immer gehörten Fehler nach, bis ſie endlich allgemeine Gewohnheit, das heißt, bis ſie Regel wurden.

Ich habe hier diejenige Hypotheſe über den Urſprung der neuern Sprachen, die Maffei noch zu ſeiner Zeit mit Recht die gemeine nannte, aufs beſte auszuführen geſucht. Die neuern Gelehrten Italiens läugnen den Einfluß der Barbaren auf ihre Sprache zwar nicht ganz, aber beſchränken ihn doch bloß auf Einmiſchung einiger einzelen Wörter. Maffei behauptet in ſeiner vortrefflichen Geſchichte von Verona mit guten Gründen: daß die Barbaren alles von den Römern, die Römer faſt nichts von den Barbaren angenommen. *)

---

*) *Verona illustrata P. I. L. XI. p. 306.*

Nicht Longobarden oder Gothen oder Vandalen ſind es, welche die zeichnenden Künſte verderbt; nicht ſie, welche die Baukunſt verſchlechtert; nicht ſie, welche die Sprache des alten Roms in die Sprache des heutigen Italiens umgeſchaffen: dieſe iſt vielmehr ganz aus der ehemaligen gemeinen oder Pöbelſprache in Rom entſtanden. **) Ich überlaſſe jedem, die ganze gelehrte und intereſſante Ausführung hievon im Maffei ſelbſt nachzuleſen. Es gelingt ihm in der That ſehr wohl, den Urſprung mancher jetzt in Italien üblichen Wörter aus der ehemaligen Pöbelſprache nachzuweiſen, die theils ihre ganz eigenen Wörter hatte, theils die Wörter der Bücherſprache in ganz verſchiedenem Sinne nahm. Nicht weniger gelingt es ihm, zu zeigen, wie durch Zuſammenziehung von Sylben und Wörtern, durch Abreiſſen und Ausſtoßen von Mitlautern, durch Umwechslung von Selbſtlautern eine Menge Wörter entſtanden, denen man

---

**) Ebendaſ. p. 310.

jetzt ihren Urſprung kaum mehr anſieht. Nach den Beyſpielen, die ſich davon in ältern lateiniſchen Schriftſtellern, ſelbſt der beſten Zeiten, finden, kann man urtheilen, wie weit ſich dieß erſtreckt haben mag. Ob es dem Maffei gleich gut gelinge, den jetzt ſo durchgängig eingeführten Gebrauch der Artikel und der Hülfswörter in gewiſſen Zeitfällen, aus den Ueberreſten des alten Roms nachzuweiſen, möcht' ich bezweifeln. Vielleicht käme hier eine Verbindung beider Hypotheſen, der ältern und der Maffeiſchen, der Wahrheit am nächſten. Was beſonders die Hülfswörter betrifft: ſo ſind in der That einzelne Beyſpiele in den Alten da, daß man mit ihnen ausgedruckt hat, was auch ohne ſie konnte gegeben werden; es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Gebrauch ſich noch weiter in der gemeinen, als in der vornehmern Welt erſtreckt hat: und ſo gelang es denn um ſo eher, daß die unabänderliche Gewohnheit der Barbaren, ſich durch Hülfswörter auszudrucken, auch bei den Eingebornen mit der Zeit allgemein ward. Nur dann freylich würde man dieſer Verbindung beider Hypotheſen entſagen und mit den beſten Gelehrten Italiens ganz auf die Seite des Maffei treten müſſen, wenn, wie viele Sprachforſcher wollen, die Barbaren von den Hülfswörtern urſprünglich nichts gewußt, ſondern ſie erſt von den Römern angenommen hätten. Salmaſius behauptet ausdrücklich, daß die nördlichen Völker die zum Verbinden der Begriffe ſo unentbehrlichen Wörter ſeyn und haben, eher nicht kennen lernen, als da die Sprache der Römer ſchon ſo ausgeartet war, daß man ſtatt feci ſagte: ego habeo factum. *) Ich enthalte mich gern des tiefern Eindringens in eine Materie, die

von

---

*) *De Helleniſtica Comment. p. 383. Duo illa verba, quibus hodie conjunctionem ſuam colligant et conſtituunt omnes illi ſeptentrionales populi, eſſe et habere, Romana plane ſunt. Qui in antiquitatibus linguae Teutonicae et Saxonicae verſati ſunt, affirmant carere eos duobus illis verbis, quibus tanquam vinculis hodie utuntur ad coagmentandam ſermo-*

von meinem jetzigen Zweck zu entfernt iſt, und die ohnehin in ein Alterthum hinausführt, wo man nur noch einzelne Spuren der Wahrheit bey ſehr zweydeutigem Schimmer findet.

Man mag von den vorgetragenen Meinungen beypflichten, welcher man will; man mag mit dem Maffei glauben, daß die italiäniſche Sprache, wie er ſich ausdrückt, von Kopf bis zu den Füßen echt römiſch ſey, oder man mag ſie unter dem Bilde jenes Barbaren denken, der über und über römiſch gekleidet gieng, aber ſeinen lieben altgothiſchen Bart nicht miſſen wollte: die Behauptung des Herrn Adelung ſinkt bey der einen dieſer Hypotheſen, wie bey der andern. Denn was liegt

---

ſermonis ſui contextum. Et ſane non videtur antiquior haec loquendi eorum ratio, quam latinitatis infimae. Non enim eam prius uſurpare coeperunt, quam a Latinis [illegible] *uſurpari coepta eſt. Tunc dixere:* Ego habeo factum, *pro:* Ego feci. *Quod Germani et Saxones et Belgae aliique ſeptentrionales populi, quorum dialecti hodie vigent, imitati ſunt ac retinuere.*

liegt daran, ob es der ausländiſche Wilde oder der inländiſche Pöbel war, der die Sprache der kultivirtern Welt verderbte: genug, daß die hier in Rede ſtehenden Veränderungen offenbar keine Folge wachſender, ſondern zurückgehender Kultur, keine Frucht der Einſicht und des Geſchmacks, ſondern der Unwiſſenheit und der Rohheit geweſen. Ob übrigens dieſe Veränderungen für die Sprache nicht ſehr vortheilhaft geworden, iſt eine ganz andere Frage; denn auch der Wilde und der Pöbel kann einen ſehr glücklichen Fund thun. Aber ſollte dieß hier wirklich der Fall ſeyn? Sollte wirklich der Italiäner damit gewonnen haben, daß er ſtatt des kürzern: habuiſſet, fuiſſet, nunmehr ſagen kann: egl' averrebbe avuto, egli ſarebbe ſtato?

Herr Adelung geht von dem Grundſatze aus: daß verſtanden zu werden, die Abſicht der Sprache, und alſo möglichgrößte Klarheit und Beſtimmtheit ihr höchſtes Geſetz ſey.

Dieſer Grundſatz an ſich ſelbſt iſt ſehr alt; aber völlig neu ſcheint mir die Anwendung, die Herr Adelung davon macht. Neben dem höchſten Geſetze, denke ich, ſollen noch andre beſtehen; das höchſte ſoll nicht das einzige ſeyn, nicht ſo tyranniſch über die Sprache herrſchen, daß die Erreichung jedes andern durch ſie bezielten Zweckes unmöglich werde. Nun aber iſt der Zweck der Sprache nicht bloß, Gedanken, ſondern auch Bilder und Empfindungen mitzutheilen; zu erwärmen, zu vergnügen, zu rühren. Nicht diejenige Sprache alſo iſt die vollkommenſte, in welcher die Deutlichkeit, mit Aufopferung aller Lebhaftigkeit, auf den höchſten erſinnlichen Grad ſteigt, ſondern diejenige, welche in der glücklichſten Verbindung beiden Zwecken zugleich dient, und nicht bloß dem Philoſophen, ſondern auch dem Redner, dem Dichter gerecht iſt. Wird aber nicht alle Kraft, alle Wärme, alles Leben einer Sprache verſchwinden, wenn kein ſchneller Ueberblick der Gedanken mehr möglich iſt, wenn keine Nebenideen mehr in die Hauptideen können verſchlungen werden, wenn jeder einzele Theil eines logiſchen Satzes, jeder bedeutende oder unbedeutende Nebenumſtand ſich nicht mehr flüchtig andeuten läßt, ſondern ausdrücklich einzeln geſagt werden muß? Wie viel mehr Leben und Feuer iſt in den Worten des Römers: Veni, vidi, vici, als wenn der ſchleppende Deutſche [illegible] handelnde Perſon und den Umſtand der vergangenen Zeit, die der Römer in die Hauptidee der Handlung mit hineinreißt, in einzelnen Wörtern hingiebt: ich bin gekommen, ich habe geſehen, ich habe geſiegt. Und leidet denn etwa bey der Kürze des Römers die Klarheit? Fehlt es ihm etwa in ſeiner Sprache an Mitteln, wenn ja einmahl die Perſon oder der Umſtand der Zeit von Wichtigkeit iſt, ſie einzeln herauszuheben? Die unglückliche Kultur unſerer Zeitwörter ſcheint dem einen Zwecke der Lebhaftigkeit unendlich geſchadet und den andern der Klarheit um nichts beſördert zu haben *).

Man gehe dem Begriffe nach, den Herr Adelung von der Kultur der Sprachen angiebt, und man wird ſehen. daß dieſe Kultur nur noch einen ganz kleinen armſeligen Anfang genommen. Wie vieles wird noch immer durch Biegungsſylben, durch Umlaute, durch Zuſammenſchmelzungen bloß verworren bezeichnet! Geſetzt nun, dieſe Kultur ginge immer weiter und weiter, alle jene Gedankenverſchmelzungen würden in ihre Elementartheile aufgelöſt, und dadurch die vorgebliche Deutlichkeit auf den höchſten möglichen Grad gebracht: welch ein todtes, markloſes,

---

*) Von dem Artikel indeſſen, der manche Zweydeutigkeiten zu heben dient, geſtehe ichs gern, daß er ein Vortheil der neuern Sprachen iſt, ſo wie er ſchon ein Vorzug der griechiſchen war. Nur muß es nicht nothwendig ſeyn, daß er jedesmahl dem Subſtantiv vorangehe: er muß auch fehlen können, und das kann er wirklich im Deutſchen oft, wenn gleich zu wünſchen wäre, daß ers noch öfter könnte.

ſchauderhaftkaltes Ding würde die Sprache werden! Weg, würd' es heißen müſſen, mit dem Genitiv! denn eine beſondre Präpoſition giebt ja klärer das darin verſteckte Verhältniß an. Weg mit dem Plural! denn ein eigenes Wort wird die Mehrheit ſchärfer, als eine Biegungsſylbe oder ein Umlaut bezeichnen. Weg mit dem Imperfect! denn warum ſoll das Einverleiben von Prädicat in Subject, das Concresciren, weniger klar bezeichnet werden, wo die Zeit nächſt vergangen, als wo ſie völlig vergangen iſt! Weg mit dem Imperativ! denn wer wird die drey Begriffe: deſſen, der will, deſſen, der ſoll, und der Sache, die man will und die man ſoll, in die einzige armſelige Sylbe: gieb! komm! ſprich! ſchweig! ſo eng und erdrükkend zuſammenpreſſen? Weg überhaupt mit dem Verbum! denn was iſt dieſer Redetheil anders, als Verbindung eines Prädicats mit einem Subject, die man ſich nicht mehr, wie im Infinitiv, als bloß möglich, ſondern als wirklich geſchehen vorſtellt? Lieber alſo ganz klar und beſtimmt geſagt: ich bin jetzt wirklich liebend, als ſo dunkel und kurz: ich liebe! — — Darf ich erſt fragen, ob der Zweck der Deutlichkeit, für ſo wichtig man ihn erkennen mag, einer ſo völligen Aufopferung des Zwecks der Lebhaftigkeit werth ſey? Zwar glaubt Herr Adelung, die Dichtung ſey in der Sprache eine bloſſe Nebenzierde, die höhern Vorzügen nachſtehen müſſe *); aber wenn man auch kalt genug gegen die göttlichen Reize der Dichtkunſt wäre; um auszurufen: Schade für alle Dichtung! würde man auch ausrufen wollen: Schade für alle Darſtellung, alle Kraft, allen Nachdruck?

Doch es iſt ganz falſch, daß Deutlichkeit und Lebhaftigkeit ein ſo entgegengeſetztes Intereſſe haben ſollten. Sie führen unter einander ihre kleinen Streitigkeiten über gewiſſe Grenzen; aber im Grunde ſtehn ſie im engſten

---

*) S. 25. 26 der angeführten Schrift.

Bündniß, beſonders gegen ihre gemeinſchaftliche unverſöhnliche Feindinn, die Weitläuftigkeit. Wer, um mehr Licht zu gewinnen, die glückliche, in der That bewundernswürdige Erfindung, durch Biegungen und Umlaute und Vorſylben ſo manche Neben- und Verhältnißidee auszudrucken, vertilgen wollte, der würde, aus lauter Eifer für die Deutlichkeit, die Deutlichkeit ſelbſt verbannen. Denn wie unſchlüſſig würde nicht in dem unſäglichen Schwall von Wörtern die Aufmerkſamkeit umherirren! wie ſehr würde das ſchnelle, leichte, präciſe Faſſen eines Gedankens nicht erſchwert werden, wenn alle kleine Nebenbeſtimmungen und Verhältniſſe ſich eben ſo weit, als die Hauptbegriffe ſelbſt, in den Vorgrund drängten, und eine groſſe unförmliche Maſſe, ohne Licht und Schatten, ohne Haltung und Gruppirung bildeten! Bücher, ſelbſt über die trockenſten Wiſſenſchaften, deren ganzer einziger Endzweck Deutlichkeit iſt, verfehlen dieſen Endzweck mehr, als daß ſie ihn erreichten, wenn ſie alle einzelen Glieder eines Satzes, alle Zwiſchenſätze einer Schlußreihe zu gewiſſenhaft angeben, und uns dadurch die Hauptideen, die wir faſſen und verbinden ſollen, zu weit aus einander werfen. Das rechte Mittel hierin zu treffen, der eigenen Thätigkeit des Leſers nicht zu viel und nicht zu wenig zuzumuthen, weder zu abgebrochen noch zu ausführlich zu ſeyn, iſt daher eine der vornehmſten Tugenden eines wiſſenſchaftlichen Schriftſtellers.

Was völlig gegen Herrn Adelung entſcheiden muß, iſt das vereinte Beſtreben aller guten Schriftſteller, ſich von dem barbariſchen Ueberfluß ihrer Sprachen, ſo viel als möglich, loszumachen, oder auch, wo es ſeyn kann, ihm auszuweichen. Der Zeitfall, worin die Geſchichte erzählt, iſt überall derjenige, worin eine Biegung, nicht ein eignes Hülfswort, die Vergangenheit ausdrückt; bey den Deutſchen, wie bekannt, iſt es das Imperfect. Der Artikel wird, wo er keine Dienſte zur nähern Beſtimmung des Subjectes thut, immer fleiſſiger weggeworfen; die Hülfswörter werden in abhängigen Conſtructionen gern verſchluckt, und Fürwörter, beſonders die unbeſtimmten: Es, das, werden in dialogiſchen Werken, oft auch in andern, immer häufiger ausgeſtoſſen. „Thut nichts, kann ſeyn, iſt ſchon wahr, habs gehört:“ dergleichen lieſt man jetzt in unſern Schauſpielen auf allen Seiten. Wie weit man, nach den Vorſchriften eines guten Geſchmacks, hierin gehen oder nicht gehen dürfe, iſt eine Unterſuchung, die vielleicht künftig den Stoff zu einer eignen mehr practiſchen Abhandlung geben könnte.

Fragmente
über Gegenſtände
# der ſchönen Wiſſenſchaften.

Geſchrieben im Jahr 1754.

Sulzer hat, in ſeiner Theorie der Künſte, unſtreitig Recht, wenn er die bisherigen Eintheilungen des Gedichtes tadelt; aber Unrecht hat er, wenn er überhaupt alle Eintheilungen als überflüſſig oder entbehrlich verwirft. *) Ich kann mir durchaus keine Theorie ohne Eintheilung, und keine gute Theorie ohne gute, vollſtändige, aus weſentlichen Gründen hergeleitete Eintheilung denken. Eben daß dieſe gefehlt hat, iſt Urſache an dem Verfall einer Kritik, deren eigenſinnige, willkührliche Fo-

---

*) S. den Artikel Gedicht, gegen das Ende. — „Man hat verſchiedentlich verſucht, die mancherley Gattungen und Arten der Gedichte in ihre Claſſen und Abtheilungen zu bringen, ſich aber bis dahin noch nicht über den Grundſatz vereinigen können, der die Abzeichen jeder Art beſtimmen ſoll. Von großer Wichtigkeit möchte auch die beſte Eintheilung der Dichtungsarten nicht ſeyn, wiewohl man ihr auch ihren Nutzen nicht ganz abſprechen kann.„ — Und nachher: „Es verlohnt ſich vielleicht der Mühe nicht, dergleichen Eintheilung zu ſuchen.„

derungen ſo oft mit dem Genie des Künſtlers und dem Geſchmack des Leſers in Streit geriethen.

Die Poetik, ſo wie wir jezt ſie haben, iſt zu ſehr mit dem Beſondern beſchäftigt, und vernachläſſigt darüber das Allgemeine. Sie geht, in ihren weitläuftigen Hauptſtücken, nur diejenigen Dichtungsarten durch, für welche ſie Namen findet, denkt ſich unter jedem Namen ſchon immer ein Werk, wie es dieſer und jener Dichter bereits gemacht hat, und verlangt nun im ganzen Ernſt, daß keine andre als ſolche Werke, und auf keine andre als ſolche Art, ſollen geſchrieben werden. Aber die Materien, ſo wie die Köpfe, die ſie bearbeiten, ſind unendlich verſchieden; und jede Materie, jeder Kopf hat ſeine Regeln für ſich, die man mit den allgemeinen der Kunſt nicht in Streit verwickeln darf, wenn man nicht beydes, Kopf und Materie, will verdorben wiſſen. — Eine wahre Poetik ſollte weiter nichts, als zuerſt den Begriff eines Gedichts nach ſeinem ganzen Umfang entwickeln, dann nach weſentlich verſchiedenen Merkmalen die Hauptgattungen feſtſetzen, und endlich für jede die Regeln beſtimmen, die ſich unmittelbar aus ihrem Weſen ergeben. Sie ſollte der Geſchichte alles, was ſie ihr bisher ſo widerrechtlich entwandt hat, zurückgeben; ſollte ſich um die eigne Manier, wie **Homer** ſeine Iliade, **Pindar** ſeine Oden, **Sophokles** ſeine Trauerſpiele geſchrieben, nicht anders als beyläufig bekümmern; ſollte es ganz der beſondern Kritik überlaſſen, daß ſie uns mit den Karakteren dieſer großen Meiſter bekannt machte, denen wir nur dann näher kommen werden, wenn wir uns weniger ängſtlich darum bemühen.

Den beſten Grund zur Eintheilung der Dichtungsarten glaubt **Sulzer** in den verſchiedenen Graden der dichteriſchen Laune zu finden. *)

---

*) Ebendaſelbſt. — „Vielleicht könnte man eine „fruchtbarere Eintheilung der Gedichte in ihre „Hauptgattungen (als nehmlich Ariſtoteles ge„geben hat) aus den verſchiednen Graden der

Aber Grad, wie mir deucht, iſt ein zu unbeſtimmter, zu ſchwankender Begriff, um irgend einer guten Eintheilung zum Grunde zu liegen; und dann ſind auch offenbar die Hauptgattungen der Gedichte durch etwas ganz anders, als durch den bloßen **Grad** der Laune verſchieden. Sie ſind es weit eher durch die **Natur** dieſer Laune, durch die **Natur** der Begeiſterung ſelbſt. Die Tragödie, zum Beyſpiel, erfordert eine ganz andere Art von Begeiſterung, als die Ode: und wer in der einen dieſer Gattungen vortreflich iſt, kann immer, bey aller Mühe, die er ſich giebt, in der andern ſehr mittelmäßig oder ſehr ſchlecht ſeyn. Der Grund hiervon liegt in der ganz verſchiedenen Form und Materie dieſer Gedichte: und geſezt alſo auch, daß man mit jener Eintheilung ausreichte, ſo würde ſie doch immer noch eine andre voraussetzen,

die

„dichteriſchen Laune hernehmen, und denn die „untern Arten aus dem Zufälligen der Materie „oder Form der Gedichte.„

die eben darum, weil ſie die erſte war, auch die einzige richtige ſeyn würde.

Es giebt zwey Wege, auf denen ſich die geſuchte Eintheilung finden läßt, und man kann völlig gewiß ſeyn, daß man die wahre gefunden, wenn beyde Wege zu einerley Ziele führen. Der eine iſt, daß man irgend eine beſtimmte Dichtungsart mit andern, die am weiteſten von ihr entfernt und die ihr am nächſten verwandt ſcheinen, vergleiche und ihre Unterſchiede von jenen ſo wohl, als von dieſen aufſuche. Dieſe beſtimmte Dichtungsart ſey die Tragödie; ſo werden die von ihr entfernteſten Dichtungsarten, die Ode, das Lehrgedicht, die Schilderung der ſichtbaren und der moraliſchen Natur; eine weniger entfernte wird die Epopoe und jedes epiſche Gedicht überhaupt; eine ſehr verwandte wird das Luſtſpiel, das Poſſenſpiel ſeyn. Der Unterſchied der erſtgenannten Dichtungsarten iſt der: daß die Ode Empfindungen ausſtrömt, das Lehrgedicht allgemeine Wahrheiten vorträgt, die

Schilderung das Verſchiedene, welches in Raum und Zeit verbunden iſt, einzeln nach einander aufſtellt; dahingegen die Tragödie Begebenheiten mit Begebenheiten ſo zuſammenreyht, daß wir die Gründe von jeder in den Leidenſchaften des menſchlichen Herzens finden. Der Unterſchied der weniger entfernten Dichtungsarten iſt der: daß zwar auch jedes epiſche Gedicht, eben wie die Tragödie, eine Entwickelung von Begebenheiten aus ihren moraliſchen Gründen iſt, aber in jenem, in dem epiſchen Gedichte, ſchon vergangene Begebenheiten nur erzehlt, in dieſem, in der Tragödie, eben jezt geſchehende Veränderungen durch die Perſonen ſelbſt, welche ſie bewirken, dargeſtellt werden. Der Unterſchied der zulezt genannten, am wenigſten entfernten, Dichtungsarten iſt: daß zwar auch Luſt- und Poſſenſpiel ähnliche Entwickelungen menſchlicher Begebenheiten ſind, daß zwar auch in ihnen durch wirkliche Vorführung der Perſonen alles gegenwärtig gemacht wird;

daß aber der Zweck der Tragödie iſt, zu rühren, zu erſchüttern, der Zweck des Luſt- und Poſſenſpiels, zu ergötzen, zum Lachen zu reizen. — Wenn wir den hier gefundenen Unterſchieden eigene Namen geben, ſo haben wir der Eintheilung für die Dichtungsarten drei: Materie, Form, Wirkung.

Eben dieſe Eintheilungsgründe finden wir auf dem andern Wege, und zwar ſo, daß wir die Begriffe deutlicher und vollſtändiger denken. Wir fangen hier von der durchgängig angenommenen Erklärung des Gedichts an: daß es eine ſinnlich vollkommne Rede ſey, und ſuchen die Arten durch nähere Beſtimmung der beiden weſentlichen Merkmale: Rede und ſinnliche Vollkommenheit. Rede iſt Ideenreihe in Worten, und Worte ſind hörbare Zeichen unſerer Gedanken. Wir können hier die einzelnen Wörter, nach ihrer Bedeutung, die Zuſammenfügung derſelben zu ganzen Redensarten und Sätzen, nach ihrem Sinne betrachtet, von dem Aeußern, von dem, was blos das Gehör rührt, oder wie man es auch genannt hat, von dem Mechaniſchen unterſcheiden. Jene beiden Stücke betrachtet nach ihrer Richtigkeit die Sprachkunde, nach ihrer Schönheit die Theorie des Styls; dieſes, das Mechaniſche, gehört zu den Gegenſtänden der Muſik, in ihrem weiteſten Sinne genommen, wo ſie die ganze Proſodie und Rhythmik in ſich begreift. Was alſo der Poetik übrig bleibt, iſt blos die beſondre Anwendung dieſer Lehren auf das Gedicht überhaupt und auf die verſchiedenen Gattungen deſſelben. — — Die Ideenreihe iſt, wie wir aus der Seelenlehre wiſſen, dreifach. Sie folgt entweder der Ordnung der Sinne, oder ſie hält den Gang der Vernunft, oder ſie richtet ſich nach dem Geſetze der Phantaſie. Das erſte giebt Beſchreibungen; das zweite theils didaktiſche, theils pragmatiſche; das dritte lyriſche Stücke. — Dieſe erſte Eintheilung führt uns, wie von ſelbſt, zu der zweiten: denn jene

Ideenreihen ſind entweder rein, oder in einander verflochten; wo denn die eine, die herrſchende, den Namen der Materie behält, die andre ihr untergeordnete die Form genannt wird. So iſt im Trauerſpiele die Materie die Handlung; die Form der Darſtellung flicht das Lyriſche und mit dem Lyriſchen die Charakterſchilderung ein. — Sehen wir auf das zweite weſentliche Merkmal eines Gedichtes, auf die ſinnliche Vollkommenheit; ſo gerathen wir auf die mannichfaltigen Wirkungen, die durch ein Gedicht bezielt werden können. Das eine ſoll Bewunderung, das andre ſanfte Empfindung der Unſchuld und Ruhe, das dritte Furcht und Mitleiden u. ſ. w. erregen. Dieſe drei Eintheilungen laufen neben einander; und ſo ſieht man leicht, welche Mannichfaltigkeit poetiſcher Werke durch Verbindung der verſchiednen Glieder derſelben hervorkommt.

Es ſcheint der Mühe nicht unwerth, den Unterſchied zwiſchen blos beſchreibenden und pragmatiſchen Werken, beide Wörter in ihdem weiteſten Sinne genommen, etwas näher zu unterſuchen.

Jeder Zuſtand eines Dinges hat ſeine Urſachen, durch die er bewirkt worden, in einer Reihe vorhergehender Zuſtände, es ſey nun des Dinges ſelbſt oder anderer Dinge; und nun kömmt alles darauf an, ob man ihn blos ſo behandelt, wie er iſt, ohne Rückſicht auf die Urſachen, durch die er iſt, oder mit Rückſicht auf dieſe Urſachen.

Nach der allgemeinen Möglichkeit müßte ſich alſo jeder Gegenſtand auf eine zwiefache Weiſe behandeln laſſen; denn bey jedem läßt ſich die zwiefache Frage aufwerfen: wie iſt der Zuſtand des Dinges? und: wie iſt dieſer Zuſtand geworden? Zu jener erſten Frage aber gehört nicht bloß die: wie der Zuſtand jetzt iſt? ſondern unter gewiſſer Beſtimmung auch die: wie er geweſen iſt, ehe er ſo, wie jetzt, war? Man kann nehmlich eine ganze Folge von veränderten Zuſtänden eines Dinges angeben, ohne zugleich die Urſachen zu zeigen, die dieſe Veränderungen bewirkt haben: und dieſes wird allemal dann der Fall ſeyn, wenn man die Beſchaffenheit jeder Veränderung oder die ununterbrochene Folge derſelben nicht vollſtändig angiebt. Die Urſache ſey nun, weil man ſie entweder überhaupt nicht angeben kann, oder weil es den Schriftſteller nur eben jetzt nicht beliebt hat, ſie anzugeben.

Bey jeder Naturerſcheinung, jeder Ideenverknüpfung, jeder Veränderung des äuſſern Verhältniſſes ſind die beyden angegebenen Fragen möglich. Beyſpiele von jeder Art werden die Sache in mehreres Licht ſetzen.

Ein Naturkundiger beſchreibe uns eine Pflanze nach allen ihren Eigenſchaften, als z. B. nach der Beſchaffenheit ihrer Blätter, der Figur ihrer Blume, den Staubfäden, Staubbehältern, Samenbehältern derſelben; er mache uns eine Raupe nach ihrer Geſtalt, Größe, Struktur, Art ſich zu nähren und zu bewegen, bekannt; oder er gehe die verſchiedenen abwechſelnden Zuſtände der Pflanze mit uns durch, wie ſie erſt als ein unanſehnliches Saamenkorn erſcheint, dann einen zarten Keim hervortreibt, dann nach weiterer Entwicklung eine Knoſpe anſetzt, dann endlich mit einer herrlichen Blume prangt; er zeigt uns die abwechſelnden Geſtalten des Inſektes, wie es erſt als Wurm auf dem Blatte kreucht, dann als ſchlummernde Puppe in ſeinem Geſpinſte eingewikkelt liegt, dann als geflügelter Schmetterling ſich in die Luft erhebt: Und er hat in beyden Fällen nichts gethan, als beſchrieben; er hat uns den Zuſtand oder die mehrern Zuſtände dieſer Dinge ſo gezeigt, wie ſie ſind, aber nicht ſo, wie ſie geworden. Er hätte uns von jedem eine weit vollſtändigere Kenntniß geben, uns von einem zum andern weit mehr Schrittweiſe führen müſſen, wenn wir hätten einſehen ſollen, wie der eine Zuſtand aus dem andern hervorgekommen wäre. Demnach giebt es eine zweyfache Art der Beſchreibung.

die auch **Sulzer** ſehr richtig und dem Sprachgebrauch ſehr gemäß, unterſchieden hat. „Die eine druckt die Beſchaffenheit einer auf „einmal vorhandenen Sache aus, als einer „Gegend, die andre die Beſchaffenheit einer „ſich nach und nach äuſſernden Sache, als „einer Begebenheit" *)

So wie die äuſſern Veränderungen der körperlichen Natur, eben ſo können auch die innern Veränderungen der Seele **bloß beſchrieben** werden; obgleich hier der Sprachgebrauch dieſen Ausdruck weniger zu rechtfertigen ſcheint. Ein Geſchichtſchreiber der Weltweisheit lege uns die mancherley Lehrſätze eines philoſophiſchen Syſtems einzeln vor Augen; er löſe uns, nach der bekannten **Bruckerſchen** Methode, die für den Schriftſteller ſo bequem und für den Leſer ſo wenig unterrichtend iſt, die Metaphyſik oder Moral eines Philoſophen in eine Reihe einzelner Sätze und Maximen auf; oder er gehe mit

---

*) Am angeführten O. Artik. Beſchreibung.

uns die verſchiedenen Abänderungen durch, die ein gewiſſes Syſtem, eine gewiſſe Lehrart, in dem Kopfe des Erfinders ſelbſt oder in den Köpfen ſeiner Schüler erlitten; er ſage uns z. B. , in was für Punkten die ältere Akademie anders, als die mittlere, die mittlere anders als die neuere gedacht: und es iſt wieder in beyden Fällen eben das, was es oben bey dem Naturkündiger war; der Geſchichtſchreiber hat die verſchiedenen Erſcheinungen in der Geiſterwelt, wie jener die Erſcheinungen in der Körperwelt, vorgetragen; er hat Handlungen in bloße Begebenheiten verwandelt. Wahre Erzählung wäre ſein Werk nur dann, wann er uns von einer Idee auf die andre, von einer Veränderung des Syſtems auf die andre, durch alle dazwiſchenliegende mittlere Ideen, hindurch geführt hätte.

Die äuſſern Veränderungen des menſchlichen Zuſtandes, auch wenn ſie von der freyen Wirkſamkeit der menſchlichen Seele abhangen, laſſen ſich nach eben dieſer Methode behandeln. Ein unpragmatiſcher Geſchichtſchreiber wird uns den berüchtigten **Cromwell** in allen verſchiedenen Auftritten ſeines Lebens zeigen, wie er aus einem bloßen Privatmann, erſt Offizier bey der Armee, dann oberſter Befehlshaber derſelben, dann gebietender Herr des Parlements, dann Protector von England geworden; er wird uns von der Gewalt, der Regierungsart, den Siegen, den mancherley Verbindungen dieſes Protectors eine Menge einzelner Nachrichten geben: aber wie denn nun eigentlich der unbedeutende Edelmann zu einer ſo großen Herrſchaft gediehen ſey; das werden wir immer aus ſeinen Nachrichten nicht einſehen; höchſtens werden wir eine ohngefähre ſchwankende Vermuthung haben, wie etwa die Sache zugehen können. Der Geſchichtſchreiber hat nehmlich ſeine Pflicht nicht gethan; er hat die ganze zuſammenhängende Reihe innerer und äuſſerer Zuſtände, welche die Urſache dieſer ſo auſſerordentlichen Erhebung **Cromwells** enthielten, in eine magere, abgeriſſene Folge bloßer Begebenheiten verwandelt; er hat uns die Staatsveränderung nur gezeigt, wie ſie geſchehen, nicht wie ſie geworden, wie ſie zu Stande gekommen.

Coexiſtenz und Succeſſion alſo, die letzte als bloße Succeſſion betrachtet, machen keinen weſentlichen Unterſchied aus. Will man ſagen, daß gleichwohl nur das Coexiſtente eigentlich **beſchrieben**, das Succeſſive erzehlt werde, beſonders wenn von freyen Veränderungen des menſchlichen Zuſtandes die Rede ſey; ſo muß man gleichwohl zugeben, daß hier die Erzehlung die ganze Natur der Beſchreibung habe, da ſie uns die Sachen bloß ſo vorſtellt, wie ſie **ſind** und **geſchehen**, nicht ſo, wie ſie **werden**, wie ſie ſich aus vorhergehenden Zuſtänden entwickeln. Zum Unterſchiede alſo von der eigentlichen Erzehlung, könnte man dieſe die beſchreibende, oder, wenn man lieber will, die unpragmatiſche nennen.

Nun aber wollen wir die drey obigen Fälle verändern: wir wollen ſetzen, ein philoſophiſcher Naturkündiger gehe von einem erſten Zuſtande der Pflanze oder des Inſekts mit uns aus; er mache uns von dieſem Zuſtande und alſo auch von den Verhältniſſen, worinn ſie mit den einwirkenden Urſachen ſtehen, einen hinlänglich klaren Begriff, und führe uns dann durch eine an einander hangende Folge von Veränderungen, deren jede wir aus ihrer vorhergehenden ſchon kommen ſähen, bis zu der endlichen Erſcheinung der aufgeſchloſſenen Blume oder des geflügelten Schmetterlings hindurch: So wäre nun auf einmal die Beſchreibung zur Erzehlung geworden; wir hätten nun dieſe Naturerſcheinungen werden ſehen und könnten Rechenſchaft von ihrem Entſtehen geben.

Eben alſo in den beyden übrigen Fällen. Ein Geſchichtſchreiber der Weltweisheit zeige uns Neuton in ſeinem Garten ſitzend, wie ſein Geiſt, der eben mit Betrachtungen über den Druck des Mondes erfüllt iſt, durch einen herabfallenden Apfel auf die glückliche Idee von der allgemeinen Schwere der Weltkörper geführt wird, wie er von dieſer Idee immer mehr und mehr Anwendungen entdeckt, immer mehr und mehr Schwürigkeiten dadurch gelöſt, immer mehr und mehr Einförmigkeit in die Wirkungen der Natur dadurch gebracht ſieht; oder er zeige uns die Seele des großen Leibnitz, wie ſich darinn zu einem ſchon vorhandenen Fond von Ideen immer andre und andre geſellen, wie er dieſe Ideen bald trennt, bald verknüpft, bald ſeine Grundſätze einſchränkt, bald ſie erweitert; Zweifel und Einwürfe bald widerlegt, bald zu fernerer Berichtigung der Wahrheiten anwendet; er laſſe uns gleichſam ſein Syſtem von der vorherbeſtimmten Harmonie, oder die erſten Gründe zur Rechnung des Unendlichen noch einmal erfinden: So haben wir nun keine todte Beſchreibung, wir haben eine wahre pracktiſche Geſchichte dieſer Syſteme; wir haben die zuſammenhangende Folge von den innern Veränderungen dieſer groſſen Seelen vor uns, und können von ihren philoſophiſchen Lehrgebäuden völlige Rechenſchaft geben.

Der politiſche Geſchichtſchreiber werde pragmatiſch, und decke die geheimen Triebfedern auf; er mache uns auf der einen Seite den ganzen ſchwärmeriſchen, ehrſüchtigen, tapfern, argliſtigen Charakter Cromwells, auf der andern die ganze damalige Lage der Sachen in England bekannt; er entwickele uns aus dieſen Gründen die ganze Geſchichte ſeines Lebens, und laſſe uns einſehen, wie ihn, unter dem fortwährenden günſtigen Einfluſſe der äuſſern Umſtände, immer die eine Abſicht auf die andre, der eine günſtige Erfolg zum andern geführt, bis er ſich endlich der oberſten Gewalt in ſeinem Vaterlande bemächtigt: Und es iſt auch hier wieder aus der Beſchreibung eine wahre Geſchichte geworden;

wir haben die Staatsveränderung werden ſehen, wir können Rechenſchaft davon geben.

Man ſieht, daß hier gleichfalls Coexiſtenz und Succeſſion iſt; aber ganz anders beſtimmt, wie oben: und eben dieſe ganz andere Beſtimmung macht den weſentlichen Unterſchied aus. Das Coexiſtente jedes augenblicklichen Zuſtandes wird uns hier nicht bloß einzeln gezeigt, wie es neben oder in einander **iſt**, ſondern wie es zu einerley nachfolgenden Veränderungen **conſpirirt**; es iſt die Coexiſtenz mehrerer **zuſammenwirkender** Urſachen in der Natur, mehrerer **zuſammentreffender** Ideen, mehrerer **vereinigter** Vorſtellungen, Abſichten und Neigungen in einem oder in verſchiedenen freyen Weſen, die unter dem gemeinſamen Einfluſſe mehrerer äußerlicher Umſtände, der Zeit, des Orts, u. ſ. f. wirken. Das Succeſſive iſt hier keine abgeriſſene Folge von weit getrennten, unentwickelten Phänomenen; es iſt eine näher zuſammengebrachte Reihe von Veränderungen, wo uns immer die

die eine ſchrittweiſe zur andern führt; es iſt eine Kette mehrerer von einander abhangender, aus einander ſich entwickelnder Glieder, wovon das letzte ohne alle vorhergehenden, und jedes in der Reihe ohne ſeine vorhergehenden, entweder gar nicht ſeyn würde, oder doch nicht ſo, wie es jetzt iſt. Vieles muß freylich auch der beſte Geſchichtſchreiber in dieſer Reihe unentwickelt laſſen, wovon ſich vielleicht die Perſonen ſelbſt keine Rechenſchaft würden geben können; auch kommen ganz unvorgeſehene Urſachen von auſſen hinzu, die er als bloße Begebenheiten einführen muß, weil es bald an ſich, bald bedingt unmöglich iſt, auch dieſe zu erklären und vorzubereiten; aber ſo bald dieſes geſchieht, ſo unterbricht der Geſchichtſchreiber den Gang ſeiner Handlung, und ſetzt ihn dann, nachdem ſich dieſe äußere Urſache an die Reihe mit angeſchloſſen, ununterbrochen wieder fort, bis von neuem eine ſolche äuſſere Urſache hinzu kommt, ſich wieder an die Reihe anſchmiegt, und zu dem Folgenden mitwirkt.

Ich habe von Naturerſcheinungen, von Ideenverknüpfungen, von Veränderungen des äuſſern Verhältniſſes geſprochen. Alles läuft auf den Unterſchied zwiſchen körperlichen und geiſtigen Wirkungen hinaus.

Nun iſt aber der Menſch in der Körperwelt, ſo gut er ſie auch zu kennen glaubt, nur ein Fremdling; er iſt nirgends, als in der Geiſterwelt einheimiſch. Von ſich ſelbſt hat die Seele eine weit unmittelbarere, weit anſchauendere Erkenntniß, iſt mit jedem ihrer Zuſtände weit genauer und völliger bekannt, weiß den Gang ihrer Veränderungen in einem weit bündigern, innigern, nähern Zuſammenhange. Was uns als **werdend** gezeigt werden kann, iſt daher vorzüglich das, was in der Seele, oder was durch die Seele wird, und zwar, wenn ſie im Zuſtande klarer Vorſtellungen iſt, oder wenn man aus dem bekannten Gange ihrer klaren Vorſtellungen nachfinden kann, wie es bey den dunkeln in ihr zugegangen. — Daß es ein ganz Anders

ſey,

ſey, wenn uns ein Philoſoph dieſes **Werden** zeigt, und wenn es ein Dichter thut, darf ich wohl kaum erinnern. Der eine ſucht Deutlichkeit, der andre nur Klarheit in der Erkenntniß; der eine will, daß wir die Richtigkeit des Zuſammenhanges begreifen, der andre nur, daß wir ſie empfinden ſollen. Auch iſt jener in ſeiner Bemühung nie ſo glücklich, als dieſer; denn der Menſch iſt mehr zum Empfinden, als zum Begreifen geſchaffen. Wie Wirkung an Kraft hange, das iſt ihm ſtets ein Geheimniß geweſen, und wird's ihm auch bleiben.

Aus dem Bisherigen ergiebt ſich nun der ſo oft verfehlte, wahre Begriff der **Handlung**. Ich glaube dieſes Wort nicht richtiger und fruchtbarer erklären zu können, als wenn ich ſage: daß in einem Gedichte nur dann und nur in ſo ferne **Handlung** iſt, als wir darinn eine **Veränderung durch die Thätigkeit eines Weſens werden ſehen, das mit Abſichten wirkt.** Alle äuſſern Umſtände der Zeit und des Orts, ſo wie alle äuſſern Begebenheiten, gehören zwar mit zum Werden des Dinges, aber ſie ſind keine Theile der Handlung, ſie modificiren ſie nur, flieſſen auf ſie ein, ſind ihr zuwider oder begünſtigen ſie.

Was überhaupt dazu gehört, daß wir eine Veränderung **werden** ſehen; das gehört mithin auch nothwendig zur Handlung. Von einem erſten beſtimmten Zuſtande des einen oder der mehrern Weſen, die bey der Handlung zuſammen wirken, geht der Schriftſteller aus, und zwar von einem ſolchen Zuſtande, der bekannt möglich und mithin jedem Leſer und Zuſchauer begreiflich iſt; dieſen Zuſtand zeigt er uns vornehmlich insoferne, als darinn der Saame der künftigen Veränderungen liegt, und führet uns dann durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günſtigen oder ungünſtigen Revolutionen bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und alle während der Handlung geſchäftigen Kräfte und Leidenſchaften zur Ruhe kommen. Die handelnden Perſonen ſtreben zu gewiſſen Zwecken hin, und bieten zur Erreichung derſelben alle Mittel auf, die ſie in ihrer Gewalt haben; ſie ſehen in der Ferne den Schimmer einer Wahrheit, die ſie gern im vollen Lichte erblicken möchten, und zu der ſie bald auf dieſem, bald auf jenem Wege, der eine ſcheinbare Richtung dahin nimmt, zu gelangen ſtreben; oder ſie werden in der Zukunft ein Glück gewahr, das ihren Begierden ſchmeichelt, ein Unglück, das ihren Wünſchen entgegen ſteht; ſie ſetzen alle erforderliche Maſchienen an, um ſich des erſtern zu verſichern, dem letztern zuvorzukommen; es eräugnen ſich dort, wie hier, bald größere, bald geringere Schwierigkeiten: Ungewißheiten und Zweifel, die gelöſt ſeyn, entgegenſtehende Abſichten andrer, die vereitelt ſeyn wollen: auf dem erſten Wege iſt die Wahrheit unzugänglich; der Geiſt muß andere verſuchen: die erſten Maſchienen ſind zu ſchwach oder werden entdeckt; die Leidenſchaft muß zu andern greifen: bald bleiben die anfänglich gehegten Abſichten; bald entſtehen während des Verlaufs der Handlung ganz entgegengeſetzte und neue: und ſo geht endlich die Handlung, bald nach einem längern, bald nach einem kürzern Wege, bald mit mehrern, bald mit wenigern Krümmungen, auf eine letzte Kataſtrophe hinaus, wo alle bisher gehegten Abſichten der Handelnden, alle bisherige Thätigkeiten und Leidenſchaften, entweder ſo oder anders, ihr Ende finden. Bald iſt die Veränderung, wie ſie der eine, bald, wie ſie der andre wünſchte; bald iſt ſie dem Wunſche ganz, bald nur halb gemäß; bald iſt ſie ſo, wie ſie keiner geſucht, keiner gehofft und erwartet hatte.

Batteux in ſeinem bekannten Werke erklärt die Handlung durch eine **Unternehmung, die mit Wahl und Abſicht**

ſicht geſchieht. *) Da Leſſing, der ſcharfſinnigſte Kunſtrichter, den ich kenne, unter einer Einſchränkung, die hier in keine Betrachtung kömmt, dieſer Erklärung zugeſteht, daß ſie mit dem Sprachgebrauch übereinſtimme, und kurz, daß ſie richtig ſey; **) ſo muß ich um ſo eher die Urſachen angeben, warum ich hier von ihr abgehe.

Eigentlich bin ich nicht von ihr abgegangen, ſondern habe ſie nur anders gewandt. Man weiß, wie viel oft zur Richtigkeit und Fruchtbarkeit eines Gedankens auf die Seite ankömmt, von der man ihn faßt; und diejenige, die ich bey Erklärung der Handlung vorkehre, ſcheint mir weit unterrichtender, und an Folgen weit ergiebiger, als die andre, die Batteux vorkehrt. Man ſieht, deucht mir, beſſer, wie eine Handlung von dem Dichter müſ-

---

*) Einleitung in die Sch. Wiſſenſchaften, Th. 1. S. 252 der Ramlerſchen Ueberſetzung.

**) Vom Weſen der Fabel. S. 156.

müſſe bearbeitet werden, wann wir ſie in ſeinem Werke wiederfinden ſollen; auch ergiebt ſich nun deutlicher, worinn die Einheit und worinn die Vollſtändigkeit der Handlung beſtehe.

Nach der Erklärung des Batteux wird man die Einheit der Handlung in die Einheit der Abſicht ſetzen; man wird mit Leſſing ſagen, daß der Dichter in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter Eine Hauptabſicht müſſe zu bringen wiſſen. *)

Aber es laſſen ſich Stücke denken, worinn ſich die anfänglich gehegten Abſichten der Perſonen, während daß ſie ſolche zu erreichen ſtreben, in die gerade entgegengeſetzten, und dieſe wieder in andre verwandeln, und wo man dieſe Verwandelung zwar aus Einem Charakter wird erklären, aber nicht unter Eine Hauptabſicht wird bringen können. Ich ſetze nehmlich

---

*) Am angeführten Orte. S. 154.

lich voraus, daß man dieſe Hauptabſicht nicht in einer abſtracten Idee ſuche, noch die Abſichten der Perſonen mit der Abſicht des Dichters verwechſele. Nach unſrer Erklärung fällt dieſe Schwierigkeit weg; denn nun liegt die Einheit der Handlung in der Einheit der hervorgebrachten Veränderung; und wenn wir von dieſer rückwärts ausgehen, um nach den Urſachen zu fragen, die ſie uns, ſo ganz wie ſie iſt, erklären können; ſo gehört alles, was uns da geantwortet wird, zu dieſer Einen Handlung, bis wir zuletzt auf gewiſſe erſte Urſachen hinaus kommen, wo wir nicht mehr fragen. Die Vollſtändigkeit der Handlung wird man nach dem Batteux darinn ſetzen, daß die Abſicht der Unternehmung entweder ganz erreicht, oder ganz verfehlt ſey: aber die erſte Abſicht der Handelnden kann völlig verfehlt, und nun eben die Handlung am unruhigſten, das Schickſal der Perſonen am zweifelhafteſten, und die Erwartung des Leſers am größten werden. Eher ſo iſt eine ung nicht vollſtändig, als bis auch die letzte Abſicht der Perſonen, die ſich aus dem Vorherigen entwickelte, entweder erreicht oder verfehlt iſt; und dieſe lezte Abſicht iſt eben die, die zu der letzten Veränderung führt, bey welcher alle bisher thätigen Kräfte und Leidenſchaften zur Ruhe kommen. Ich denke alſo, es iſt in aller Abſicht vortheilhafter, bey Erklärung der Handlung den Begriff der letzten Veränderung, als den Begriff der anfänglich gehegten Abſichten vorzukehren.

Eine andre Urſache, warum ich die Erklärung des Batteux verlaſſe, iſt die, weil er ſelbſt ſie an einem andern Orte,*) wo er ſie zuerſt wiederholt, und dann ein Beyſpiel hinzuſetzt, das uns ſeine Meynung erläutern ſoll, völlig unrichtig macht. Er will nehmlich an dieſem Orte den Unterſchied zwiſchen einer Fertigkeit, einer Leidenſchaft und einer Handlung beſtimmen, und dieſes thut er auf fol-

---

*) Einleitung. Th. 2. S. 22.

folgende Art. „Der älteſte unter den Horaziern, ſagt er, liebt die Ehre Roms; das „iſt bey ihm eine Fertigkeit. Kamilla, ſeine „Schweſter, vergießt Thränen über den Sieg, „der zur Ehre Roms gereicht; er wird darüber „zornig: das iſt bey ihm eine aufwallende Leidenſchaft. **Er tödtet ſie im Zorne; das „iſt eine Handlung.** — Die Fertigkeit iſt „ein entferntes Principium; der Gegenſtand, „der die Seele rührt, belebt dieſes Principium; das belebte Principium **neigt ſich zu „einer Handlung** mit mehr oder weniger „Lebhaftigkeit, nachdem es mehr oder minder „lebhaft gerührt worden iſt.„ — Man ſieht hier offenbar, daß ſich **Batteux** durch die Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs verführen läßt, und **Handlung**, ſo wie dieß Wort in der Kunſtſprache genommen wird, mit **That** verwechſelt; daß er ſich ordentlich Mühe giebt, alles, was innerhalb der Seele vorgeht, von dem Begriffe derſelben auszuſchließen. Zwar, was die Fertigkeit betrifft, hat er Recht; ſie wird bey der Handlung nur vorausgeſetzt, ohne ſelbſt ein Theil derſelben zu ſeyn: aber wenn er nun auch die Wirkung, die eine beſtimmte Urſache auf die Seele thut, wenn er die empörte Leidenſchaft der Seele, das ganze **Hinneigen** zur Befriedigung derſelben von der Handlung abſondert; ſo widerſpricht er damit dem Sprachgebrauche aller Kunſtrichter und ſelbſt ſeinem eigenen. Denn gleich in dem zweiten Perioden des folgenden Abſchnitts redet er von zwei Handlungen, die zuſammen fortgehen, und verſteht alſo unter dieſem Worte eine **Reihe** von Veränderungen, die doch wohl unmöglich eine Reihe von lauter ſolchen Thaten ſeyn kann, wie der Mord der Kamilla iſt!

Ueberhaupt haben ſich die Kunſtrichter in die oben bemerkte Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs nicht zu finden gewußt, und ſich nur ſelten von der Handlung einen recht beſtimmten Begriff gemacht. „Es giebt ihrer,

„ſagt

„ſagt Leſſing, *) die einen ſo materiellen Begriff damit verbinden, daß ſie nirgends Handlung ſehen, als wo die Körper ſo thätig ſind, daß ſie eine gewiſſe Veränderung des Raums erfordern. Sie finden in keinem Trauerſpiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füſſen fällt, die Prinzeſſin ohnmächtig wird, die Helden ſich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs ſpringt, der Wolf zerreißt, und der Froſch die Maus ſich an's Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innre Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo einer den andern aufhebt, Handlung ſey; vielleicht, weil ſie viel zu mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabey bewußt wären.“

Ich freue mich, daß ich eine ſo wichtige Anmerkung mit den Worten eines ſo vortrefli-

chen

---

*) Am angef. Orte. S. 146 fg.

chen Schriftſtellers habe ſagen können. Aber ich muß noch eine andere mit meinen eigenen ſagen, wodurch ich die Handlung von dem, was ich bloße Bewegung (mouvement, buſineſs) nenne, unterſcheide. Es giebt nehmlich ganze Reihen von Wirkungen, die zwar mit zur Handlung gehören, aber in ſich ſelbſt weiter keine Handlung enthalten; Scenen auf der Bühne, wie im Kriege des Soldaten, und Gemählde in der Epopee, wie in Homers Iliade, wo Hände und Füße in der äußerſten Geſchäftigkeit ſind, aber alles zuſammen nur ein einziges Glied der Kette ausmacht.

Wo Handlung ſeyn ſoll, da müſſen allemal mehrere Glieder ſeyn, geſetzt auch, daß ihrer nur zwei wären; ein einziges Glied, aus der Reihe heraus genommen, iſt ein einziger Zuſtand, in dem wir nichts weiter werden ſehen. Zugleich aber gehört zu dem Begriff der Handlung eine ſolche Verknüpfung von Zuſtänden, da der eine auf den andern einfließt,

ihn

ihn erweckt, ihn veranlaßt. Wo alſo in einer Folge von Veränderungen dieſer Zuſammenhang fehlt, da fehlt auch die Handlung; da iſt alſo nichts als Bewegung. Indeſſen kann das Ganze zur Handlung gehören; aber es macht nicht viele; es macht nur ein einziges Glied der Kette. — Das beſte Beyſpiel wird uns der erſte Schiffer von Geßner geben; dieſes vortreffliche kleine Stück, das uns die beyden intereſſanteſten Gemählde, der Entwickelung einer Idee im Verſtande, und einer Leidenſchaft im Herzen zugleich vorſtellt. Der zärtliche Jüngling, von ſeiner geliebten Melida durchs Meer getrennt, voll heißer Sehnſucht, zu ihr hinüber zu kommen, und doch in der Unmöglichkeit, die zu weit entfernte Inſel durch Schwimmen zu erreichen, muß nothwendig, wenn die Handlung zu dem abgezweckten Ende hinaus ſoll, ein Fahrzeug haben. Aber die Kunſt, über Meer zu ſchiffen, iſt eine noch unentdeckte Kunſt; der Jüngling fängt alſo an Ueberlegungen zu machen;

chen; es bieten ſich ihm günſtige Umſtände dar, die er fleißig beobachtet; nun verknüpft er die eine Beobachtung mit der andern, gelangt zu der erſten Idee eines Fahrzeuges, fängt an zu arbeiten, verſucht, wird verſchiedene Unvollkommenheiten inne, hilft ihnen ab, und gelangt zu ſeiner Geliebten. Hier iſt nach dem Begriff, den ich eben gegeben habe, keine bloße Bewegung, ſondern wirkliche Handlung. Aus dem erſten Zuſtande, worinn uns der Jüngling erſcheint, entwickelt ſich alles andre; aus ſeiner Leidenſchaft begreifen wir, wie er auf die Abſicht gerath, über Meer zu ſchiffen; aus dieſer Abſicht die Aufmerkſamkeit, womit er jeden ſich darbietenden günſtigen Umſtand beobachtet; aus der Verbindung dieſer Beobachtungen die erſte Idee; aus dieſer den erſten Verſuch; aus dem Verſuche die Entdeckung der Unvollkommenheiten ſeiner Erfindung; aus dieſer ſeine neue Aufmerkſamkeit im Beobachten, u. ſ. w. Geſezt aber, dieſer erſte Schiffer wäre nicht der erſte geweſen, er hätte

alles

alles gewußt, was zu einem Fahrzeuge gehört, und die ganze Kunſt es zu bauen verſtanden; ſo würde nun die ganze Zimmerung und Zuſammenſetzung deſſelben nur ein einziges Stück der Handlung ſeyn, in welchem ſelbſt keine weitere Handlung, in welchem bloße Bewegung wäre.

Eben ſo im **Homer** bei der Auszierung des berühmten Schildes des Achilles, oder der Zuſammenſetzung des Wagens der Juno. Wir ſehen hier eine Folge von körperlichen Wirkungen; aber keine ſolche, wo immer eine die andre herbeiführte und hervorbrächte; daher auch die ganze Folge kann herum geworfen werden, ohne daß ein Unterſchied in der Wirkung entſtände. Ob Vulkan dieſes oder jenes Bild zuerſt auf das Schild äzt; ob Hebe dieſes oder jenes Rad zuerſt an die Aſche laufen läßt, iſt eins: das Schild wird darum nicht weniger fertig, und der Wagen kömmt nicht minder zu Stande. In den körperlichen Wirkungen ſelbſt iſt der Zuſammenhang ihrer Folge durchaus nicht zu finden; unbeſtimmt von der Seele, würde der Körper gar nichts thun: und in der Seele haben wir einen einzigen bleibenden Vorſatz, der, wie ich hier den Fall ſetze, nach einer einzigen bleibenden Einſicht, wie die Sache zu Stande kommen müſſe, die körperlichen Kräfte zur Vollendung des Werks immer von neuem anſtrengt. Geſchähe die Reihe der äußern körperlichen Veränderungen nach einer correſpondirenden Reihe innerer Veränderungen der Seele, die ſich eben jetzt erſt aus einander entwickelten, und zeigte ſich jene in ihrer Abhängigkeit von dieſer: dann wär' es ein andres.

Man ſieht alſo, um auf das Vorige zurückzukommen, wie Unrecht diejenigen haben, die immer nur da **Handlung** ſehen, wo ſie **Bewegung** finden. Der eigentliche Schauplatz aller Handlung iſt die denkende und empfindende Seele: und die körperlichen Veränderungen gehören nur in ſo ferne mit in die Reihe, als ſie durch die Seele bewirkt werden,

den, die Seele ausdrücken, in der Seele als Zeichen von den Abſichten und Bewegungen einer andern Seele, Begriffe und Entſchlüſſe hervorbringen, oder irgend einen andern zur Handlung gehörigen Eindruck auf ſie machen. Darum iſt auch in der Pantomime, im Tanz nicht anders Handlung, als in ſo fern ſich die Seele durch Gebährden und Bewegungen darinn ausdrückt.

Um meiner Anmerkung ihre völlige Ausdehnung zu geben; ſo iſt da nirgends **Fortgang der Handlung**, wo nur alle zu einer gewiſſen ganzen Idee, oder einem gewiſſen ganzen Verſatz gehörige Theile nach einander durchgegangen werden. So, wenn ein beſtimmter Begriff in der Seele ſchon völlig da iſt, und nun der Redende die einzelnen Theile derſelben nur nach einander vorträgt, nicht erſt aus einander entwickelt, ſo iſt da kein Fortgang der Handlung. Man müßte ſonſt auch behaupten, daß bei jeder neuen Redensart, jeder neuen Beugung des Organs, wodurch er Wörter und Silben ausſpricht, die Handlung um einen Schritt weiter rücke. Aber nur dann rückt ſie hier weiter, wenn während dem Reden in der Seele neue Ideen, neue Bewegungen hervor kommen, die auf die nachherigen Zuſtände Einfluß haben; als wenn z. B. jemand ſich ſelbſt in Hitze ſpricht, oder ſich durch das Reden verkühlt, und dann in der Folge die Sache anders läuft, als es ohne diese Hitze, oder ohne dieſe Verkühlung würde geſchehen ſeyn.

Die wichtigſte Eintheilung der Handlung ergiebt ſich aus der Verſchiedenheit der letzten Hauptveränderung, auf welche ſie zuſtrebt. Dieſe iſt entweder bloß eine Veränderung des innern, oder zugleich des äußern Zuſtandes; es ſey nun unſer ſelbſt oder eines andern: entweder nur eine Veränderung in dem Syſtem unſrer Gedanken und Neigungen, oder in den beſtimmten individuellen Verhältniſſen, worinn wir mit gewiſſen Dingen und Perſonen außer uns ſtehen. Wir wollen in unſrer,

oder

oder in eines andern Erkenntniß eine gewiſſe Idee entwickeln, eine gewiſſe Wahrheit entweder finden, oder beſtätigen, oder aufklären; einen gewiſſen Irrthum ans Licht ziehen und widerlegen; einen gewiſſen Zweifel, der ſich der Wahrheit entgegen ſtellt, aus einander ſetzen und heben; wir wollen in unſerm, oder in eines andern Willen eine gewiſſe allgemeine Neigung oder Abneigung, einen gewiſſen bleibenden Vorſatz bewirken, oder umändern: eine Abſicht, die ſich wieder nicht anders, als durch veränderte Einſicht des Guten oder Schädlichen, vermittelſt des Räſonnements, erreichen läßt. Alle dieſe Veränderungen gehören bloß zu dem innern Zuſtande der Seele; ſie zielen auf die Vollkommenheit der Erkenntniß, auf die Verbeſſerung des Charakters ab: und ob ſie gleich nachher auf den äußern Zuſtand den wichtigſten Einfluß haben können, ſo ſehen wir doch hier keine beſtimmte individuelle Anwendung von ihnen. In andern Fällen wollen wir unſre beſtimmten äußern Verhältniſſe ändern; wir treten als Menſchen von den und den jetzigen Bedürfniſſen, in den und den wirklichen geſellſchaftlichen Verbindungen auf, als Väter, Brüder, Freunde, Gatten, Liebhaber, Kinder, Herrn, Unterthanen u. ſ. f. Dort konnte die Handlung geſchehen, auch wenn wir ganz allein, mit dem geſammelten Vorrathe unſrer Ideen und den hinlänglich geübten Kräften unſrer Seele, auf die Bühne traten; hier werden faſt immer außer uns ſelbſt noch äußere Gegenſtände, mehrere ſpielende Perſonen erfordert, deren Intereſſe mit dem unſrigen, bald ſo, bald anders, verwickelt iſt: dort, wenn wir mit andern zu thun hatten, intereſſirten uns dieſe andern nur als Denker, als Menſchen von dem und jenem allgemeinen Charakter; hier als Menſchen von gewiſſen beſtimmten Abſichten, die den unſrigen günſtig oder ungünſtig ſind, von gewiſſen individuellen Neigungen und Leidenſchaften, die mit den unſrigen übereinſtimmen, oder im Streit gerathen; dort als

Freund

Freund oder Feind der Wahrheit und Tugend; hier als Freund oder Feind unſer ſelbſt. Jene Handlung geht vornehmlich den Verſtand, dieſe vornehmlich das Herz an: jene, wenn ſie in einem Werke vorgeſtellt wird, ſoll vornehmlich unſre obern, dieſe vornehmlich unſre untern Seelenkräfte vervollkommnen. Die eine kann man, wenn man will, die philoſophiſche Handlung nennen; die andre iſt die in der Dichtkunſt eigentlich ſo genannte Handlung.

Einer der wichtigſten Unterſchiede zwiſchen philoſophiſcher und eigentlich ſogenannter Handlung iſt der: daß die letztere, weil ſie auf Veränderung äußerer Verhältniſſe abzweckt, ohne Mitwirkung oder Hinzukunft äußerer Gegenſtände, und im Drama beſonders, ohne Einführung anderer Perſonen, ſchwerlich zu Stande kommen kann; dahingegen die erſtere, die philoſophiſche Handlyng, in den meiſten Fällen nichts als die Wirkſamkeit einer einzigen nachdenkenden Seele fodert. In allen den Fällen nehmlich, wo die abgezweckte Veränderung in dem philoſophirenden Kopfe ſelbſt liegt; wo man nicht andere, ſondern ſich ſelbſt unterrichten, nicht für anderer, ſondern für ſeinen eigenen Gebrauch einen Gedanken berichtigen, weiter führen, widerlegen, beſtätigen will. Dieſes giebt eine neue, ſo wohl von philoſophiſcher Geſchichte, als philoſophiſchen Dialogen, unterſchiedene Art von Werken, die gleichwohl einigermaßen die Natur

tur des letztern annimmt, indem nehmlich der Philoſoph ſich gleichſam ſelbſt in mehrere Perſonen theilt, bald ſeine eigene, bald die Rolle der andern ſpielt, und ſich, ſo zu reden, aus der Seele des andern Einwürfe macht, die er dann aus ſeiner eigenen beantwortet. Um deſto eher will ich dieſe ganze Art von Werken mit dem Namen philoſophiſcher Selbſtgeſpräche belegen. Sie ſind von einer höhern und edlern Natur, als die Abhandlungen: indeſſen erſcheinen ſie insgemein unter der Geſtalt derſelben; ſo wie auch oft bloße Abhandelungen mit der Mine von Selbſtgeſprächen täuſchen. In der Abhandlung, die uns nur die endlichen Reſultate mit dem Allerweſentlichſten aus der Geſchichte der Unterſuchung liefert, ſehen wir ſchon immer mehr das vollendete Gebäude; nicht die erſte Anlage mit ihren nachherigen Aenderungen und den Urſachen derſelben, nicht die Zurichtung der noch rohen Materialien, nicht das zum Baue nöthige Gerüſte, nicht die Kunſtgriffe bey Handhabung der Werkzeuge, nicht die ganze Art der Zuſammenſetzung und Aufführung des Baues. Dieſes alles aber ſehen wir mehr oder weniger in dem, was ich **philoſophiſches Selbſtgeſpräch** nenne. Der Schriftſteller thut, als ob er von keinem Zuhörer wüßte, und bei ſich ſelbſt noch nicht ausgemacht hätte, was er vortragen wolle; er ſchließt ſich gleichſam in ſein Kabinet ein, und fängt laut an zu denken, indeſſen wir Leſer unvermerkt an ſeine Thüre ſchleichen und horchen. Dieſe Art des Vortrags hat ihre ausnehmenden Vortheile, wenn ſie geſchickt behandelt, und bey Materien von Wichtigkeit gebraucht wird. Sie unterrichtet uns fürs erſte beſſer und gründlicher von dem Gegenſtande der Unterſuchung ſelbſt; ſie **verpflanzt**, um mich mit dem Kanzler **Baco** auszudrücken, die Wahrheit ſo in die Seele des Leſers, wie ſie in des Schriftſtellers eigenen Seele gewachſen iſt; ſie giebt ihm nicht bloß den abgehauenen und unfruchtbaren Stamm, ſondern die ganze Pflan-

Pflanze, mit ihrer Wurzel und ein wenig daran hangender Erde: ſo daß nun der Leſer ſelbſt, wenn er ſie wartet und pflegt, die ſchönſten Früchte der Erkenntniß davon zu hoffen hat. *)

Fürs zweite flößt dieſe Methode uns ſelbſt den Geiſt der Unterſuchung ein; ſie giebt unſrem

---

*) De Augment. Scient. L. V. c. 2. p. m. 152. wo er überhaupt von ſeiner Methodo initiativa, im Gegenſatze der Magiſtralis, Vieles ſagt, das hier ganz eigentlich anwendbar iſt. Ich empfehle die ganze Stelle zum Nachleſen, und führe hier nur folgende Worte daraus an: Artibus idem uſu venit, quod plantis. Si planta aliqua uti in animo habeas, de radice quid fiat, nil refert: ſi vero transferre cupias in aliud ſolum, tutius eſt radicibus uti, quam ſurculis. Sic traditio (quae nunc in uſu eſt) exhibet plane tamquam truncos (pulcros illos quidem) ſcientiarum, ſed tamen absque radicibus, fabro lignario certe commodos, at plantatori inutiles. Quodſi disciplinae ut creſcant tibi cordi ſit, de truncis minus ſis ſollicitus; ad id curam adhibe, ut radices illaeſae, etiam cum aliquantulo terrae adhaerentis, extrahantur.

rem Kopfe den Anſtoß zum Denken, und bildet ihn zu der Geſchicklichkeit, in andern Materien eben ſo glücklich, wie der Schriftſteller in der ſeinigen, zu arbeiten. Dieſer große Vortheil, den die Selbſtgeſpräche mit den echten philoſophiſchen Dialogen gemein haben, macht die Werke der **Sokratiker** zu ſo unſchätzbaren Denkmälern des Alterthums, ob ſich gleich Meinungen und Grundſätze ſeit ihrer Zeit ſo unendlich verändert haben. Und hätten ſie auch ſonſt kein Verdienſt, ſo würde ſchon dieſer Charakter ſie jeder Nachwelt überliefern, und ſie beſſer, als Cedernöhl, vor der Vergänglichkeit ſchützen.

Eben ein ſolches Recht zur Unſterblichkeit haben um eben dieſes Charakters willen die Schriften unſers **Leſſings**, aus denen man ſich mehr, als aus jeden andern, einen Begriff von dem bilden kann, was ich unter philoſophiſchem Selbſtgeſpräche verſtehe. In ſeinem Laokoon haben alle einſichtsvolle Kunſtrichter dieſen Charakter auf den erſten Anblick

er-

erkannt. „Leſſings Schreibart, ſagt einer von ihnen,*) iſt der Styl eines Poeten, das heißt, eines Schriftſtellers, nicht der gemacht hat, ſondern der da machet, nicht der gedacht haben will, ſondern der uns vordenket; wir ſehen ſein Werk werdend, wie das Schild Achills beym Homer. Er ſcheint uns die Veranlaſſung jeder Reflexion gleichſam vor Augen zu führen, ſtückweiſe zu zerlegen, zuſammen zu ſetzen; nun ſpringt die Triebfeder, das Rad läuft; ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgeſatz kommt näher; da iſt das Product der Betrachtung! Jeder Abſchnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμένον eines vollendeten Gedankens: ſein Buch ein fortlaufendes Poëm, mit Einſprüngen und Epiſoden, aber immer unſtätt, immer in Arbeit, im Fortſchritt, im Werden. — Selbſt in der Philoſophie ſeiner Schriften iſt Leſſing ein muntrer Geſellſchafter; ſein Buch ein unterterhaltender Dialog für unſern Geiſt." — Der Kunſtrichter hat hier den Charakter der Leſſingſchen Methode vortreflich gefaßt; über den Nutzen hat ein andrer, mit allem ihm eigenen Scharfſinne, Bemerkungen gemacht, die ich faſt noch lieber anführen würde, wenn die Stelle nicht zu weitläuftig wäre. *) Aber noch einmal: Kleinigkeiten, oder gar Armſeligkeiten, die wieder mit nichts, als lauter andern Armſeligkeiten, zuſammen hängen, muß man ſo nicht behandeln wollen. Die Methode führt unausbleiblich ins Weite; und wenn nun die Materien alle geringfügig, alle nichts als Spitzfindigkeiten ſind; ſo hat am Ende ſie allein nicht Intereſſe genug, den Leſer in Athem zu erhalten. Wir gehen gern mit dem Schriftſteller einen weitläuftigen Umweg, um mit dem Lande beſſer bekannt, und im Gehen geübter zu werden; aber ſo viel fodern wir doch, daß er uns nicht in einem fort über

---

*) Der Verf. der kritiſchen Wälder I. S. 14 flg.

dürre

---

*) Allgem. deutſche Bibliothek IX. 1. S. 329 flg.

dürre Haiden, ſondern durch blühende und fruchtbare Gegenden führe.

Was ich hier vom Selbſtgeſpräch geſagt habe, kann uns die eigene Natur mancher philoſophiſchen Dialogen erklären. Nicht in allen, oder vielmehr in den wenigſten, wirken die Perſonen ſo zuſammen, wie in dramatiſchen Werken; die geſuchte Wahrheit wird insgemein nur durch die Geſchicklichkeit und Bemühung der Hauptperſon gefunden: und dieſe Hauptperſon iſt beim **Platon** allemal **Sokrates** ſelbſt. Der zweite Unterredner thut wenig mehr, als daß er fragt, beſtätigt, zweifelt, um weitere Erklärung anhält. Gleichwohl iſt das Geſpräch voll wahrer, **jetziger** Handlung; die Hauptperſon docirt nicht, was ſie ſchon längſt bei ſich ausgemacht hat; ſie ſpinnt erſt jetzt den Faden der Unterſuchung an, ſie bringt erſt jetzt, im gegenwärtigen Augenblick, das Gewebe zu Stande. Zu dieſer Entwickelung auf der Stelle, die ſo ſehr in den Dialogen der meiſten Neuern fehlt,

weil

weil die Herrn faſt immer Dogmatiker ſind, die ein feſtgeſetztes Syſtem haben; zu dieſer Entwickelung, ſage ich, iſt kein Charakter ſo ſchicklich, als eben der, den Sokrates hatte; ein Mann, der über die meiſten Gegenſtände des Nachdenkens unentſchieden, und daher immer nach neuen Gründen der Entſcheidung begierig war, der immer zweifelte, immer ſuchte, immer ſelbſt die Wahrheiten, die in Rede ſtanden, erſt lernen wollte. Eben daher kommen auch die mancherlei Wiederholungen, die man dann weniger nöthig hat, wenn man ſeine Unterſuchungen an ſchon ausgemachte Lehrſätze eines Syſtems knüpft: beſonders kommen daher die kleinen Widerſprüche, die St. Mard den Dialogen des Platon nicht hätte zum Vorwurf machen ſollen, da ſie ſo natürlich mit dem ſkeptiſchen Charakter des Sokrates zuſammen hängen. — Sehr oft alſo iſt der philoſophiſche Dialog nichts, als eine Art von Selbſtgeſpräch, unter der Form des Dialogen. Indeſſen iſt die

zwei-

zweite Perſon darinn nichts weniger als überflüſſig; ſie giebt die Veranlaſſung, daß gerade dieſe Materie unterſucht wird, und beſtimmt nicht allein die erſten Ideen, wovon die Unterſuchung ausgeht, ſondern auch den ganzen Gang derſelben, indem der Hauptunterredner auf ihre beſondern Meinungen und Geſinnungen dabei Rückſicht nimmt.

Eine andre Art von Dialogen iſt wirklich nichts als Abhandlung unter der zufälligen Form des Geſprächs. Dieſes iſt der Fall im **Hieron** des **Xenophon**. **Simonides** will wiſſen, ob der Regent oder der Privatmann glücklicher lebe; eine Frage, die ihm niemand beſſer, als eben der Tyrann von Syracus muß beantworten können, weil dieſer Privatmann war, eh' er Tyrann ward, und alſo über beide Stände zu urtheilen weiß. **Hieron** zeigt ſich gefällig, und um den **Simonides** von dem Vorzuge des Privatſtandes zu überzeugen, geht er Punct vor Punct das Elend der Tyrannen durch, indem er im-

immer die Glückſeligkeit des bloßen Bürgers dagegen hält. Von den Vergnügungen der Sinne fängt er an, geht von dieſen zu den moraliſchen über, redet von mannigfaltigen Unterſchieden ihres beiderſeitigen Zuſtandes, und beweiſt durch dieſe Art von Induction, was er gleich anfangs als wahr und ausgemacht behauptet hatte. Er entwickelt alſo nicht erſt jetzt auf der Stelle, ſondern wiederholt nur Gedanken, über die er ſchon längſt bei ſich einig iſt; er ſpricht von dem, was ſchon durch ehemalige Ueberlegungen, durch ehemalige Handlungen ſeiner Seele herausgebracht worden. Es iſt ſchon alles ſo in ſeinem Kopfe fertig, wie die ganze Moral auf der Tafel des Cebes; er geht gleichſam nur mit erhobenem Finger von einem Theile des Gemähldes zum andern fort, und ſucht es dem Simonides zu erläutern. — Das Werk iſt in ſeiner Art ſchön, wie alle vom Xenophon; aber doch nur immer in ſeiner Art: denn welch ein Unterſchied, wenn man ſo ſo manche Stücke der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten, und beſonders die Dialogen des **Platon** dagegen hält! Man nehme des letztern erſten Alcibiades oder Menon, oder irgend einen andern ſeiner unterſuchenden und widerlegenden Dialogen zur Hand: und welch eine weit größere Thätigkeit wird man in ſeiner eigenen Seele fühlen! Welch ein weit lebendigers Intereſſe wird man an dem Fortgange der Unterſuchung nehmen! Mit welcher weit größern Ungeduld wird man ihrem glücklichen oder unglücklichen Ausgange entgegen ſehen!

„Dem **Cicero**, ſagt einer unſrer berühmteſten Kunſtrichter,*) iſt die Methode des **Sokrates** nicht ſonderlich gelungen." Das Urtheil iſt richtig; aber noch lieber würde ich ſagen, daß ſie in ſeinen Dialogen faſt gar nicht zu finden ſey. Hieran iſt theils ſein eigner ſchriftſtelleriſcher Charakter, da er mehr

---

*) Berl. Litteraturbr. Th. VII. S. 25.

Redner als Philoſoph war, theils die Beſchaffenheit, und der zu große Umfang ſeiner Materien Urſache. Seine Dialogen vom Redner müßten ein ungeheures Buch geworden ſeyn, wenn er dieſe Sokratiſche Manier darinn hätte anwenden wollen. Aber ſie iſt, wie ſchon **Sigonius** *) von dieſem und andern ſeiner Dia-

---

*) De Dialogo, Venet. 1562. Fol. 51 - 53. Von den partitionibus oratoriis ſagt er: — quae doctrina deinceps ſine ulla concertatione traditur. Etenim patris ejusdemque magiſtri Ciceronis auctoritas et res ipſa, quae diviſionem quandam continet praeceptorum, longiorem aut obſcuriorem adhiberi orationem non patitur„ — Von dem erſten und zweiten Buche de orat. heißt es: perpetua Antonius, Caeſar et Craſſus oratione eandem diſputationem, lectiſſimorum adoleſcentium voluntate commoti, conficiunt, ſine ullo argumentorum et rationum, quibus ea confirmentur, inſtructu; aut enim, quod dicunt, Graecorum Rhetorum, unde ea mutuati ſunt, auctoritate defendunt, aut etc. — Itaque omnis illa actio contentionis et altercationis eſt expers, cum tamen ſit ex iis, quibus ea traduntur, qui aut ab

Dialogen bemerkt hat, durchaus nicht darinn zu finden; man lieſt, ſtatt des immer in Arbeit und Unterſuchung begriffenen Sokratiſchen Geſprächs ganz ruhig ausgeführte Abhandlungen, und ſieht offenbar, daß ſich **Cicero** ſchon vorher einen förmlichen Entwurf zu ſeinem Vortrage gemacht, den er nun Punct vor Punct bald durch den Mund des Antonius, bald durch den Mund des Craſſus ausführt, indem die übrigen nur ziemlich eitle Complimente dazwiſchen werfen, ewige Bitten um Unterricht, ewige Lobſprüche, die gar nicht in dem launichten Geſchmacke derer ſind, welche **Sokrates** den Sophiſten machte. Seine Perſonen ſind ihrer Meinung, noch ehe ſie den

ab eorum auctoritate velit discedere, aut ea, quae praecipiuntur, audeat improbare. — Eadem vero ratione legum in libris usus est etc. Er geht auf eben dieſe Art noch andre dialogiſche Schriften des **Cicero** durch, und es ergiebt ſich überall, daß ſie von der Sokratiſchen Manier unendlich entfernt ſind.

Mund öfnen, ſchon völlig gewiß; denn gleich das erſte, womit ſie anfangen, iſt der Satz, den ſie behaupten wollen, und dann ſuchen ſie ihn durch lange ununterbrochene Reden zu erläutern, zu beweiſen, auszuſchmücken, gegen Zweifel und Einwürfe zu ſichern. Der erſte Punct iſt abgehandelt, alſo folgt nun der zweite: die Unterredner könnten aus einander gehen, wenn ſie wollten, und das Uebrige ruhig auf morgen oder übermorgen verſchieben. In den beſten Dialogen des Sokrates iſt immer nichts aus, als bis alles aus iſt: wir haben nur Eine Reihe von Ideen, gehen aus auf Wegen, von denen wir nicht wiſſen, wie ſie uns zum Ziel führen werden, kommen aber durch alle ihre Krümmungen glücklich hindurch, und das Geſpräch iſt zu Ende. Wir werden in Einem Intereſſe, in Einer Erwartung erhalten, weil nur Eine Haupthandlung da iſt. Auch der Ausdruck hat im Cicero durchgängig eine gewiſſe Fülle, einen gewiſſen oratoriſchen Schmuck und Numerus, den wir in in Abhandlungen, wenn ſie gleich dialogirt ſind, noch ertragen können, aber in einem ächten Sokratiſchen Geſpräche ſehr unſchmackhaft finden würden. Man weiß, was für Vorwürfe dem **Platon**, wegen ſo mancher redneriſcher, oder vielmehr dichteriſcher Auswüchſe, und gewiß nicht mit Unrecht, gemacht worden ſind. Ueberdem findet ſich beym **Cicero** immer ſo viel Beleſenheit, ſo viel philoſophiſche Geſchichte und Widerlegung fremder Meynungen, daß darüber der Dialog erſt vollends das Anſehn einer Abhandlung gewinnt. —

Indeſſen möchte ich nicht gern, daß man dieſes alles für Tadel des **Cicero** nähme. Einen Alten zu tadeln, auch wenn man es zum Vortheil eines andern Alten thäte, iſt ſo gefährlich! Seine Abhandlungen, wenn ſie ſchon keine Platoniſchen Dialogen ſind, können vortrefliche Abhandlungen ſeyn, und ſind es: auch kann ihnen die zufällige Form des Dialogs ausnehmende Schönheiten geben,

und

und giebt ſie ihnen. Ohne einmal auf das Charakteriſtiſche, und auf ſo viele kleine Züge zu ſehn, womit ſie die Rede belebt: wer würde nur die bloßen Eingänge, ja nur den einzigen Eingang zum dritten Buche entbehren wollen, die eben der Gebrauch dieſer Form herbeygeführt hat?

So wie man bloße Abhandlungen unter der Geſtalt von Dialogen machen kann, ſo kann man auch bloße Erzehlungen unter der Geſtalt von Scenen machen. Beiſpiele darf ich wohl nicht weit ſuchen, da das ganze franzöſiſche Theater von ſolchen Scenen voll iſt, beſonders in den erſten, und wenn es Trauerſpiele ſind, auch in den fünften Akten ihrer Stücke. Nicht, als wenn Erzehlung kein nothwendiger Theil der Handlung wäre, und nicht oft die lebendigſten Scenen gäbe, denn ich dürfte mich ja nur der Erzehlungen im Oedip und ſo mancher beim Schakeſpear erinnern, ſondern, weil jene Erzehlungen nicht als wahre Theile der Handlung erſcheinen, weil ſie bloß zum Unterrichte des gähnenden Zuſchauers da ſind; weil der zweite Unterredner nur ſein Ach und O, ſein Wie? und Warum? dazwiſchen wirft, ohne weiter zu irgend einer Thätigkeit dadurch belebt zu werden; weil auch dieſe Erzehlungen nicht den ſimplen, forteilenden, dramatiſchen Ton, ſondern ganz den vollen, ausbildenden, epiſchen haben. — Jede Dichtungsart wird etwas anders, wenn ſie ſich mit einer verſchiednen vermiſcht, die dem Werke ſeinen Hauptton giebt. Nicht nur die Erzehlung im Drama iſt etwas anders, als die in der Epopee; auch das Dramatiſche in der Epopee iſt etwas anders, als das im Drama ſelbſt; und ein Trauerſpieldichter würde ſich wegen einer zu ununterbrochenen, oder zu periodiſchen Rede ſehr ſchlecht entſchuldigen, wenn er ſich auf Homer oder Milton beriefe. Der epiſche Dichter, der ein zu weitläuftiges Feld vor ſich hat, um es ſchrittweiſe zu durchwandern, und der auch einen Theil ſeines Plans nicht zu weit entwickeln um nicht Alle Proportion zu zerſtören, bleibt auch da, wo er ſeine Perſonen ſelbſtredend einführt, gemeiniglich noch epiſcher Dichter; bei ihm iſt das Geſpräch ſchon aus, und er weiß ſchon alles, was vorgefallen; er macht alſo von den Reden ſeiner Perſonen eine Art von Auszug, und dieſen legt er, um des eindringendern und beſeeltern Vortrags willen, ihnen ſelbſt in den Mund; nicht, als ob ſie wirklich alles, mit dieſer Fülle, in dieſer Verbindung ſelbſt geſagt hätten, ſondern weil es ohngefähr das Weſentlichſte von allem, was ſie wirklich geſagt haben, ausmacht.

Den Unterſchied zwiſchen einer wirklich dramatiſchen Erzehlung und einer ſolchen, die es nicht iſt, kann ich nicht beſſer als durch ein Beiſpiel aus dem **Moliere** erläutern. Man hatte ſeiner Weiberſchule den Vorwurf gemacht, daß ſie leer an Handlung wäre, und nichts als Erzehlung enthielte. **Moliere** antwortete hierauf in einem an-

dern

dern kleinen Stücke unter der Perſon des Dorante: *) Les recits eux-mêmes y ſont des actions, ſvivant la conſtitution du ſujet, d' autant plus qu' ils ſont tous faits innocemment, ces recits, a la perſonne intereſſeé, qui par là entre a tous coups dans une confuſion a rejouir les ſpectateurs, et prend a chaque nouvelle toutes les meſures, qu' il peut, pour ſe parer du malheur, qu' il craint. Leſſing giebt Molieren, wie billig, Recht, aber allein aus dem erſtern Grunde, weil Arnolph durch die Erzehlungen des Horaz in ſo mancherlei Leidenſchaften geſetzt wird, die uns zu lachen machen; nicht aus dem letztern, den ich doch für weit treffender halte. Hier iſt die Stelle: *) „Es iſt bloße Wortklauberey, „den Erzehlungen in dieſem Stücke den Na„men der Handlung ſtreitig zu machen. Denn

„es

---

*) Critique de l' Ecole des Femmes. Sc. VI. nicht gar weit vom Ende.

**) Hamb. Dramat. 2ter Th. St. LIII

„es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzehlt werden, als auf den Eindruck, welchen dieſe Vorfälle auf den betrogenen Alten machen, wenn er ſie erfährt. Das Lächerliche dieſes Alten wollte Moliere vornehmlich ſchildern; ihn müſſen wir alſo vornehmlich ſehen, wie er ſich bei dem Unfalle, der ihm droht, gebährdet; und dieſes hätten wir ſo gut nicht geſehen, wenn der Dichter das, was er erzehlen läßt, vor unſern Augen hätte vorgehen laſſen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzehlen laſſen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er ſich anthut, dieſen Verdruß zu verbergen, der höhniſche Ton, den er annimmt, wenn er den weitern Progreſſen des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubt; das Erſtaunen, die ſtille Wut, in der wir ihn ſehen, wenn er vernimmt, daß Horaz demohnerachtet ſein Ziel glücklich verfolge: das ſind Handlungen, und weit komiſchere Handlungen, als alles, was außer

„der

„der Scene vorgeht. Selbſt in der Erzehlung der Agneſe, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntſchaft, iſt mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir dieſe Bekanntſchaft auf der Bühne wirklich machen ſähen. — Alſo, anſtatt von der Frauenſchule (mit dem Herrn von Voltäre) zu ſagen, daß alles darinn Handlung ſcheine, obgleich alles nur Erzehlung ſei, glaube ich mit mehrerm Rechte ſagen zu können; daß alles Handlung darinnen ſei, obgleich alles nur Erzehlung ſcheine.„ — — Dieſer Ausſpruch an ſich ſelbſt iſt richtig, und Voltäre hat ſichtbar Unrecht; ob aber Leſſing ihm ſein Unrecht bis zur völligen Befriedigung gezeigt habe, möcht' ich bezweifeln. Er hat ihm, deucht mir, nicht viel mehr bewieſen, als daß die Erzehlung komiſcher ſei, als die Handlung ſeyn würde; eine Sache, die Voltäre nicht läugnen wird: aber er hätte ihm beweiſen ſollen, die komiſchere Erzehlung ſei wirklich mehr Handlung, als die erzehlte Hand-

Handlung ſelbſt. Und daß dieſes ſey, möchte ſich weit eher aus dem ergeben, was Moliere noch hinzuſetzt: Arnolph nehmlich nimmt bei jeder Zeitung, die er hört, alle nur mögliche Maaßregeln, um das Unglück, was ihm droht, von ſich abzuwenden. Aber dieſe Maaßregeln ſind nicht nur unnüz; ſie dienen ſo gar, die Liebe im Herzen der Agnes erſt völlig zu entwickelln, und den Horaz ſeinem Zweck auf einmal näher zu bringen. Eben das, und nichts anders, macht, daß dieſe Erzehlungen Handlung, daß ſie nothwendige Glieder in der Kette der Begebenheiten ſind. Wäre es weiter nichts, als daß Arnolph von dem Vergegangenen ſo oder anders gerührt würde, ſo könnte man ſich nicht beſſer ausdrücken, als es Voltäre gethan hat: die Erzehlungen nehmlich ſchienen Handlung, es würden Leidenſchaften empört, die ein Beſtreben, eine Tendenz zur Wirkſamkeit enthielten; wir erwarteten alle Augenblicke, daß ſie ausbrechen, und die wichtigſten Veränderungen

gen hervorbringen würden: aber die Wirkſamkeit ſelbſt bliebe aus; die Leidenſchaften hielten ſich in Arnolphs Seele verſchloſſen, und die Sache ginge eben den Gang, den ſie auch ohne ſie würde gegangen ſeyn; kurz, die **ſcheinbare Handlung** wäre Erzehlung. Man denke ſich nur den Arnolph in ein Gefängniß eingeſperrt, ohne das mindeſte Vermögen, den Entwürfen des Horaz entgegen zu arbeiten, von keinem als nur von ihm beſucht, und mit jenen luſtigen Erzehlungen, die ihm ſo wehe thun, unterhalten; man nehme an, daß die Scenen unverändert blieben, wie ſie jetzt ſind: ſo würden ſie nun immer noch komiſch, immer noch lebendig und unterhaltend ſeyn, aber an Handlung wäre nicht mehr zu denken. — Ich weiß ſehr wohl, daß man das Weſentliche des Luſtſpiels nicht in die Reihe der Begebenheiten, ſondern in die Entwickelung des Charakters ſetzt; aber beide Dinge bleiben demohngeachtet verſchieden, und nicht alles, was den Charakter zu entwickeln dient, iſt darum auch Handlung.

Außer der zufälligen Vermiſchung der Formen, von der ich bisher geredet habe, giebt es noch eine andere, der Handlungen ſelbſt. Die Veränderung des *innern* Zuſtandes, iſt zugleich *unmittelbar* eine Veränderung des äußern, und umgekehrt, die Veränderung des äußern, zugleich *unmittelbar* eine Veränderung des innern Zuſtandes. Dieſes bringt beſonders in den philoſophiſchen Geſprächen einen Unterſchied hervor, den jedermann muß bemerkt haben. In einigen derſelben herrſcht bloß das philoſophiſche Intereſſe; und das Räſonnement iſt weiter nichts, als eine Situation für den Geiſt; in andern herrſcht außer dem philoſophiſchen noch ein perſönliches Intereſſe, und das Räſonnement iſt zugleich Situation für den Menſchen.

Ueberhaupt möchte man in dieſer Abſicht dreyerley philoſophiſche Geſpräche unterſcheiden können. Einige derſelben ſind durchaus

und

und rein philoſophiſch; es iſt darinn den Perſonen um nichts, als um die Erkenntniß einer Wahrheit zu thun; ſie treten bloß unter einem allgemeinen Charakter ihres Verſtandes auf, als von dem und dem Grade der Fähigkeiten, mit den und den vorläufigen Begriffen, aus der und der philoſophiſchen Schule. In andern hängt der philoſophiſche Charakter der Perſonen, mit ihrem allgemeinen ſittlichen zuſammen; die Grundſätze ihres Kopfs ſind mit Neigungen und Leidenſchaften ihres Herzens ſo verwickelt, daß wir immer von einem den Grund in dem andern finden; ihr ganzes Verfahren, ihr ganzer Ton im Philoſophiren lehrt uns das Innerſte ihres Charakters kennen. Dieſe zweite Art, wenn alles Uebrige gleich iſt, hat ſchon weit mehr Intereſſe. Indeſſen ſind beide, nach dem Begriffe, den ich oben bei Eintheilung der Handlung gegeben habe, noch unvermiſcht philoſophiſch. Endlich iſt in noch andern das dramatiſche Intereſſe mit dem philoſophiſchen aufs genaueſte verknüpft;

es iſt an dem Ausgange des Räſonnements dem Ehrgeitze, dem Eigennutze der Perſonen gelegen; es kömmt auf Demüthigung ihres Stolzes, auf Entlarvung ihrer Heucheley, auf Beſchämung ihrer Wolluſt, ihres Geitzes, ihres Betruges, ihrer Ungeſchicklichkeit an; ſie haben, wenn ſie gewinnen, Ehre, wenn ſie verlieren, nichts als Schimpf und Schande, und oft noch den Verluſt anderer wichtiger Vortheile zu erwarten. Daher miſchen ſich nun ſo mancherlei Leidenſchaften ins Spiel, die ſonſt nur auf der Bühne erſcheinen; auch iſt mit dem Intereſſe der Perſonen das Intereſſe des Zuſchauers zwiefach; er erwärmt ſich nicht allein für oder wider die Sache; auch für oder wider die Perſon, die ſie führt: nicht bloß die Entdeckung der Wahrheit macht ihm Vergnügen; auch der gedemüthigte Stolz, auch die entlarvte Heuchelei, auch die beſchämte Wolluſt, auch der bloßgeſtellte niedrige Eigennutz. So ſind zum Theil die Geſpräche des **Sokrates** mit den Sophiſten beſchaffen.

Es iſt ein wahres Feſt für den Geiſt, wenn dieſer eben ſo vortrefliche Mann, als Denker, einen aufgeblaſenen Sophiſten in Gegenwart der Athenienſer faßt, daß er Stand halten muß, und dann die beſcheidne Weisheit über die prahlende Thorheit, die uneigennützige Wahrheitsliebe über den lohnſüchtigen Betrug ihren glorreichen Sieg erhält.

Eine andere Vermiſchung der Handlungen iſt die, wo die eine als ein einzelner Theil in der andern enthalten iſt. So kann ein dramatiſches Geſpräch das erſte Glied oder ein Mittelglied des philoſophiſchen ſeyn, und das philoſophiſche Geſpräch kann ein Theil des dramatiſchen werden. Man führe nehmlich Perſonen ein, die nicht immer nur hingehn, wohin ſie Leidenſchaft und jetziger Eindruck treiben, ſondern die nach Grundſätzen handeln, oder denen dieſe Grundſätze nur eindringend genug dürfen vorgeſtellt werden, damit ſie anders handeln; man mache ſie über die Wahrheit oder Allgemeinheit dieſer Grundſätze zweifelhaft, es ſey aus wirklichen Gründen der Vernunft, oder aus bloßen Scheingründen einer Leidenſchaft, die gerne die Vernunft in ihr Intereſſe zöge: ſo hat man nun philoſophiſche Geſpräche im Drama; wo um eines beſondern individuellen Falls willen eine allgemeine Wahrheit erörtert wird. Selbſtgeſpräche ſind es, wenn die Perſon ſich durch ihre bloß eigene Einſicht zu überzeugen ſucht; Scenen, wenn die Ueberzeugung durch Hülfe der Einſichten eines andern entſteht. Von jener Art Auftritte iſt der ſo ſehr und mit ſo großem Rechte bewunderte Monolog des Hamlet über den Selbſtmord, dem man in der komiſchen Gattung einen andern über die Ehre, welchen Fallſtaff hält, entgegen ſetzen könnte. Dergleichen Scenen, wenn ſie mit Schakeſpearſchem Geiſte bearbeitet werden, haben immer einen ausnehmenden Werth; theils wegen des lebendigen Intereſſe, das die Perſon an der Wahrheit nimmt, theils wegen des hellen Lichts, worinn oft die Wahrheit durch

durch das Eigenthümliche der Situationen geſtellt wird. — Aber auch hier gilt wieder die Anmerkung: daß philoſophiſches Geſpräch im Drama ganz etwas anders iſt, als in wirklichen philoſophiſchen Dialogen. Es wird alles mehr auf den wirklichen vorhabenden Fall gerichtet; der Ton iſt wegen des erhöheten Intereſſe feuriger, forteilender, ſtärker: und was Quintilian den Rednern ſagt, daß ſie nicht ſo ſpitzfindig, wie die Dialektiker, diſputiren ſollen, das hat ſich der dramatiſche Schriftſteller vor allen andern zu merken. — Sulzer [**] war auf dem Wege, über alle dieſe Puncte viel Gutes zu ſagen[*], und es iſt zu bedauren, daß er ſeine Ideen darüber ſo gar wenig entwickeln wollen.

Man erlaube mir bei dieſer Gelegenheit eines Vorwurfs zu erwähnen, den man zuweilen den Monologen viel zu allgemein ge-

---

[*] Inſt. Orat. L. v. c. 14.

[**] S. allgem. Th. der ſch. K. Artik. Geſpräch.

macht hat, als ob ſie die Handlung aufhielten. Freylich, wenn ſie zu weiter nichts dienen, als in einem übel verbundenen Plane die leeren Zwiſchenräume zu füllen; wenn ſie gleichſam nur die Brücken ſind, die dem Schriftſteller von der einen Scene zur andern hinüberhelfen; ſo iſt dieſer Vorwurf ſehr richtig. Aber es giebt ja Beiſpiele genug von beſſern Monologen, die in dem Gemüthszuſtande der Handelnden, und eben dadurch in der ganzen Handlung ſelbſt, eine wichtige Veränderung bewirken. Unſer philoſophiſcher und überhaupt jeder räſonnirender Monolog kann beides ſeyn, bloße Verbindungs-, oder wirkliche, zum Erfolge mitwirkende Scene. Wird das Räſonnement bloß bei Gelegenheit des vorhergehenden Auftrittes von der zurückbleibenden müßigen Perſon geführt; ſo iſt der Monolog Epiſode; — ob eine zuläſſige? das hängt von Beantwortung der Fragen ab, ob wirklich die Perſon ſelbſt, und dann, ob der intereſſirte Zuſchauer jetzt die Geduld und

die

die Zeit haben, jene, das Räſonnement zu führen, dieſer, es anzuhören? Iſt aber der Perſon an dem Ausſchlage des Räſonnements um der Folge willen gelegen; ſind ihre nachherigen Schritte nun wirklich anders, als ſie ohne den Monolog würden geweſen ſeyn, oder geſchehen ſie wenigſtens, wegen veränderter Faſſung der Seele, auf eine ganz andre Art, und iſt dieſe andre Art von wirklichem Einfluß: ſo iſt alsdann der Monolog ein nothwendiges untrennbares Glied der Kette, ohne das kein Zuſammenhang wäre, und das alſo nicht blos einem andern Gliede als Zierrath neben angehängt worden.

Eben dieſe Anmerkung läßt ſich auch auf die mehr pathetiſchen Monologen anwenden, worinn eine Perſon nur ihrem Herzen Luft zu machen, und alle die Empfindungen auszuſtrömen ſucht, die durch Veranlaſſung der vorhergehenden Situationen in ihr rege geworden. Wenn weiter nichts dabei herauskömmt, als daß ſie das Herz erledigen, ſo ſind freylich dieſe affektvollen Auftritte wieder nichts als epiſodiſche Auswüchſe, die indeſſen an ihrer rechten Stelle ſehr gut, und wenn nur die Imagination darinn nicht zu wild, zu hochfahrend, zu prächtig wird, nicht zu lyriſch von der jetzigen wirklichen Situation abſchweift, ſehr ſchön ſeyn können. Geſetzt aber, daß der Grad der Leidenſchaft durch dieſe Art von Befriedigung abnimmt: geſetzt, daß er durch die nähere Betrachtung des Gegenſtandes während dem Reden anſchwillt; geſetzt, daß irgend ſonſt eine Veränderung dadurch zu Stande kommt, die andre Entſchlüſſe, eine andere Art des Verfahrens zur Folge hat: ſo gehört wiederum der Monolog als ein weſentliches Glied in die Reihe. Alles dieſes ergiebt ſich aus unſerm obigen Begriff von der Handlung. — Die am meiſten epiſodiſchen Monologen ſind zugleich die unnatürlichſten und unintereſſanteſten; die, wo die Perſon ſich ſelbſt eine Erzehlung oder eine Beſchreibung vorſagt, bloß aus Gefälligkeit gegen den zu ungeſchickten oder zu bequemen Dichter, um ihm die Mühe einer beſſern Expoſition zu erſparen.

Eine vollſtändige Claſſification der Werke zu verſuchen, die durch Miſchung und Verbindung der oben angegebenen beiden Arten von Handlung möglich ſind, ſchreckt mich **Diderot** durch die zweite der ſchönen Erzehlungen ab, die **Geßner** dem fünften Theile ſeiner Schriften beigefügt hat. *) Die Idee zu dieſer Erzehlung, oder vielmehr zu dieſem philoſophiſchen Geſpräche, iſt ſo originell, daß vor dem wirklichen Daſeyn dieſes Werkes wohl ſchwerlich jemand auf eine ſolche Verbindung der Gattungen gefallen wäre. Ich nenne das Werk philoſophiſches Geſpräch; denn unmöglich kann es bloßes ſatyriſches oder moraliſches Charaktergemälde ſeyn, und viel weniger noch ein Drama. Das Schickſal der Perſonen intereſſirt darinn lange nicht ſo ſehr, als die aufgeworfene Frage; auch hat der Verfaſſer ſeinen ganzen Plan nur auf dieſe Frage hinge-

---

*) Die Unterredung eines Vaters mit ſeinen Kindern.

richtet. Alle die Scenen, die er zuſammen bringt, machen nur in ſofern ein Ganzes, als in allen dieſelbige Schwierigkeit wieder kommt; unter ſich ſelbſt ſtehen ſie in gar keiner Verbindung. Auch werden wir, zum ſichern Beweiſe, daß es dem Verfaſſer weit weniger um Beſchäftigung unſers Herzens als unſers Verſtandes zu thun war, über das Schickſal der meiſten darinn vorkommenden Perſonen in völliger Ungewißheit gelaſſen.

Nun aber vergleiche man dieſe neue Art philoſophiſcher Dialogen mit den Werken der Alten oder derjenigen Neuern, die ihnen nachgeahmt haben; und welchen groſſen, weſentlichen Unterſchied wird man finden! die letztere hat Quintilian ſehr richtig ſo charakteriſirt: Illi homines docti, et inter doctos verum quaerentes, minutius et ſcrupuloſius ſcrutantur omnia, et ad liquidum confeſſumque perducunt; ut qui ſibi et inveniendi et judicandi vindicent partes. *) Aber nichts von dem Al-

---

*) Inſtit. L. V. c. 14. 27. Ed. Geſn. p. 261.

Allen findet ſich in dieſer Diderotſchen Unterredung. Wir haben darinn nur einen einzigen hominem doctum; der iſt Diderot ſelbſt; und dieſer ſcheint von ſeiner Gelehrſamkeit keinen großen Gebrauch zu machen; auch kann er das nicht wohl, ohne den Pedanten zu ſpielen. Die übrigen Perſonen ſind: ein alter Hammerſchmidt, von viel geſunder Vernunft, aber darum noch lange kein Philoſoph; ein gutes ehrliches Mädchen, das für Recht und Unrecht Gefühl hat, aber keine Vernunftſchlüſſe, ihr Gefühl zu vertheidigen; ein gewiſſenhafter, aber noch mehr eigennütziger Hutmacher; ein Arzt, der ſein philoſophiſches Collegium, wenn er je eins gehört, ſchon längſt ſcheint vergeſſen zu haben; ein Mathematiker, der an nichts als Zahlen und Dreiecke denkt, und endlich — was in Abſicht auf Philoſophie noch weit weniger ſagen will — ein frommer Abbé und ein wohlgemäſteter Prior. An ſcharfſinnige tiefe Unterſuchung der Wahrheit iſt hier gar nicht zu denken.

Keiner von allen, auſſer Diderot der Sohn, wäre dazu fähig; aber der eine Theil der Anweſenden würde ihn nicht verſtehen, der andre nicht aushören; und ſo thut er ganz recht, daß er nur Gründe im Ganzen hinwirft, ohne bis zu den erſten Begriffen zurückzugehen. Daher giebt denn auch Keiner von allen nach; jeder bleibt, wie faſt immer bei ſolchen Streitigkeiten, auf ſeiner Meinung, und der Leſer muß am Ende die Entſcheidung ſelbſt übernehmen, wenn ihm an der Streitfrage gelegen iſt.

Folglich, könnte man ſagen, iſt das Werk ein Zwittergeſchöpf, das zu gar keiner Gattung gehört? ein Unding, ohne Zweck in der Anlage und ohne Geſchmack in der Ausführung: Das wäre allerdings die ſchnellſte Art, damit fertig zu werden, wenn es ſich nur erweiſen ließe, daß in der bisherigen Claſſification der Werke alle Gattungen ganz erſchöpft wären. Aber wenn der Naturkenner eine Pflanze oder ein Inſect findet, das noch von

kei-

keinem **Linnäus** beſchrieben worden; ſoll er darum gleich ausrufen: dieſe Pflanze iſt ein Mißgeſchöpf? dieſes Inſect iſt ein Unding? Jene hat aber ihre Wurzel, ihre Blätter und ihren Saamen; dieſes hat ſeine Organiſation, ſeine Bewegung, ſein Leben: und wenn ſie alſo noch keinen Namen haben, was folgt daraus? Nichts, als daß ſie einen erhalten müſſen. - Eben ſo, wenn ein Werk des Geſchmacks erſcheint, das man unter keine der ſchon bekannten Claſſen zu bringen weiß, ſoll man es darum ſogleich verwerfen. Es rührt aber, gefällt, unterrichtet, befriedigt; und ſo hat es ja alles, was es haben muß, um kein Mißgeſchöpf, kein poetiſches Ungeheuer zu ſeyn. Man unterſuche alſo ſeine Natur, und gebe ihm ſeinen Namen, oder wenn man das nicht will, ſo ſpreche man ihm wenigſtens ſein Weſen, ſeine ihm eigne Vollkommenheit und Güte nicht ab! — Daß andre Gattungen beſſer ſind, weil ſie höhere Zwecke erreichen, kann ſeyn: aber auch die Producte der Natur

ſind

ſind an Vollkommenheit unendlich verſchieden, und doch iſt jedes gut und vollkommen, wenn es nur alles das iſt, was es als ſo ein Ding gerade ſeyn ſoll.

Der eigene Charakter unſers Diderotſchen Dialogen möchte ſchwerlich beſſer zu beſtimmen ſeyn, als wenn man ihn mit den Theaterſtücken vergleicht, die bei den Franzoſen pieces a tiroir heißen. „Dieſe Stücke beſtehen aus lauter epiſodiſchen Auftritten, die unter ſich keine Verbindung haben, oder nur aufs höchſte vermöge einer kleinen Intrigue, die ſich durch ſie hinſchlingt, zuſammen hängen.“ *) Dergleichen Stücke haben ihren Zweck, der ſehr gut iſt, uns einen Charakter in verſchiedenen Situationen, von ſeinen verſchiednen Seiten zu zeigen: und wenn ſie dieſem Zwecke Genüge thun, wenn die kleinen Handlungen, die darinn zu einem Gemälde verbunden werden, wirklich alle zu dieſem Zwe-

---

*) Theater des Herrn Diderot. 2. Th.

Zwecke arbeiten, und aus ihrer aller Verbindung das vollſtändige, helle Bild eines merkwürdigen Charakters wirklich hervortritt, ſo haben ſie alle die Vollkommenheit und Güte, deren ſie fähig ſind. Vielleicht ſind ſie unendlich geringer, als andre Stücke, aber in ihrer Art eben ſo vortreflich, als das beſte einer vortreflichern Gattung in der ſeinigen. Und wie, wenn nun das Diderotſche Geſpräch ein ſolches Stück in der Gattung der philoſophiſchen Dialogen wäre? wie, wenn es wegen eigenthümlicher Beſchaffenheit der Hauptgattung, wovon es Unterart iſt, noch etwas mehr zu bedeuten hätte, als jene Stücke auf dem Theater bedeuten? Ich will mich näher erklären.

Was in der einen Art Werke der Charakter iſt, das iſt in der andern die philoſophiſche Frage. Dort werden Situationen aufgeſucht, in welchen ſich der Charakter anders und anders entwickelt; hier particuläre Fälle, die in die Frage andre und andre Beſtimmungen bringen. Dort gehören alle verſchiednen Seiten zur Einſicht des ganzen Charakters: hier alle verſchiednen Beſtimmungen zur Einſicht der ganzen Frage. Dort ſchlingt ſich durch die Scenen eine kleine Intrigue; hier ein unausgeführter Diſcurs, in welchem Gründe für und wider angegeben, aber nichts bis zu voller Deutlichkeit entwickelt, nichts bis zu voller Befriedigung durchgeſetzt wird. Die Regeln beider Arten von Werken liegen ſchon ſelbſt in ihrem Begriffe. Ein bedeutender Charakter; eine bedeutende Frage. Jede neue Scene zur Entwickelung des Charakters gehörig; jede neue Beſtimmung zur Entſcheidung der Frage gehörig. Erſchöpfung der wichtigſten Züge des Charakters; Erſchöpfung der wichtigſten Entſcheidungsgründe der Frage. Jede Situation ſo intereſſant und belebt, als möglich; jeder particuläre Fall ſo einleuchtend und treffend, als möglich. Keine zwei Scenen, die den Charakter nur von einerlei Seite zeigten; keine zwei Fälle, die nur einerlei Geſichtspunct enthielten. — Je mehr ein Werk dieſen Forderungen Genüge thut, deſto vollkommner wird es ſeyn, je weniger, deſto unvollkommner.

Ohne noch fürs erſte auf das Beiſpiel zu ſehen, das Diderot von dieſer Gattung gegeben hat, will ich die Idee derſelben nur im Allgemeinen betrachten. Sie gefällt mir gar ſehr, und ich wünſchte darinn der Werke eben ſo viel, als ich der ähnlichen auf dem Theater weniger wünſchte.

Der Philoſoph, wenn er in der Gegend der abſtracten Begriffe glücklich fortkommen will, muß allemal vom Individuellen ausgehn und ſich nie tiefer ins Labyrinth begeben, als der Faden der Erfahrung reicht, den er am Eingange befeſtiget hatte. Wer ſich in ſeinem öden Zimmer, von Natur und Menſchen abgeſondert, bei ein paar trocknen Metaphyſikern einſperrt, der müßte ſehr glücklich ſeyn, wenn er einmal eine brauchbare Wahrheit ertappte; Irrthümer, Ungereimtheiten, unnütze Wortkrämerei wird er uns geben, aber keine wahre brauchbare Philoſophie. — Wenn denn aber alles auf Facta, auf Erfahrung ankommt, ſo kann es unmöglich gleichgültig ſeyn, von welchen Factis die Unterſuchung ausgeht, oder wie die Erkenntniß des Philoſophen davon beſchaffen iſt. Die eine Erfahrung enthält weit mehr, als die andre; enthält dieſes Mehrere weit deutlicher, lebhafter, beſtimmter, als die andre. Das wohlgefaßte, in vollem Licht erkannte Factum bringt auch mehr Licht, mehr Beſtimmung ins Räſonnement; das ſchiefgefaßte, dunkel und halb erkannte macht auch das Räſonnement dunkel, ungewiß, ſchwankend. Die unglücklichen Stunden des philoſophiſchen Geiſtes ſind die, wo das Gedächtniß nur Wörter, die Imagination keine Bilder hat, oder doch nicht die rechten, lebhaftern Bilder; die glücklichen, die, wo die willige Imagination alles das Beſte aus ihrem Vorrathe hergiebt, was die Vernunft ihr abfordert. Dem Philo-

ſo-

ſophen iſt daher unendlich an gewählten, ausführlichen, deutlich vorgetragenen Beobachtungen gelegen; und wer ſie ihm giebt, leiſtet ihm den wichtigſten Dienſt von der Welt. Er giebt ihm das, worauf die ganze Begierde ſeines Geiſtes gerichtet iſt: ausgeſuchten und wohlzugerichteten Stoff zum Denken.

Aber alles Räſonnement geht aufs allgemeine; mit einem, zwei Factis wird die Vernunft nicht wohl auskommen. Alſo damit das Räſonnement nicht einſeitig werde, verlangt der Philoſoph ihrer mehrere; und wie müſſen die ſeyn, wenn ſie ihm nützen ſollen? Verſchieden! Je ähnlicher ſie ſind, deſto minder unterrichten ſie ihn; deſto mehr läuft er Gefahr, der ganzen Gattung zuzuſprechen, was nur von der Art gilt, das Weſentliche mit dem Zufälligen zu verwechſeln, die allgemeine Frage zu entſcheiden, wie nur die beſondre ſollte entſchieden werden. Doch die ſtarken auffallenden Unterſchiede entwiſchen ſchon dem aufmerkſamen Philoſophen nicht ſo leicht;

alſo mit denjenigen Erfahrungen wird ihm hauptſächlich gedient ſeyn, wo ihm auch die feinern, verſtecktern aufgedeckt werden. Dann werde er noch an die verſchiedenen Meinungen erinnert, welche über die vorhabende Frage aufgekommen oder möglich ſind; er werde an die wichtigſten Beweisgründe, an die wichtigſten Einwürfe erinnert; und er hat Alles, was er zur Vollendung ſeines Räſonnements nur wünſchen kann; er wird, das Ohr gegen den Philoſophen und den Blick auf die vorgelegten Facta gerichtet, ohne Schwierigkeit ausmachen können, was wahr, was falſch, was zu allgemein, was zu eingeſchränkt geurtheilt iſt; und ſo wird er durch alle verſchiedenen Meinungen und Zweifel ſich glücklich zur Gewißheit, zur höchſten Wahrſcheinlichkeit, zum Rathſamſten und Klügſten, nachdem nun der Fall iſt, hindurch finden.

Ein Werk alſo, wie davon das Diderotſche die Idee giebt, das dem Philoſophen eine Auswahl der merkwürdigſten, ins. frappante-

ſte

ſte Licht geſtellten, hinlänglichen Erfahrungen und Fälle liefert, die zum glücklichen Erfolg einer gewiſſen Unterſuchung nöthig ſind; ein Werk, das ihm gleichſam ſeine ganze Werkſtätte aufs bequemſte zuſammen baut, ihm alle Inſtrumente zu ſeinem Lieblingsgeſchäfte in die Hand giebt; das ihm einen ganzen Reichthum von Ideen vorhält und ihm die Wohlluſt nicht wegnimmt, ſich dieſe Ideen ſelbſt völlig aufzuklären, zu verbinden, zu ordnen, Schlüße und Folgen herauszuziehen; ſo ein Werk muß ihm äußerſt willkommen, muß für ihn höchſtintereſſant ſeyn. —

So erſchien mir dieſe Gattung, indem ich ſie nach ihrer Brauchbarkeit für den denkenden Philoſophen anſah: aber es giebt noch einen andern nicht minder intereſſanten Geſichtspunct; und wie erſcheint ſie in dieſem? Wie wird ſie dem Leſer von Geſchmack gefallen? Dem Manne, der ſich nicht mag unterrichten laſſen, ohne zugleich vergnügt zu werden?

Beſſer, ſollt ich meynen, als die Gattung der eigentlichen philoſophiſchen Geſpräche; denn dieſe hier iſt weit dichteriſcher. In jenen muß die Materie und der Gang der Unterſuchung, müſſen Umſtände und Charaktere ſchon mit großer Freiheit gewählt ſeyn, wenn das Werk nicht in ſeinen meiſten Theilen das poetiſche Intereſſe verlieren, und nur das philoſophiſche behalten ſoll. Im Platon giebt es dergleichen, die auch den wollüſtigſten Leſer feſſeln können; unter den Neuern wird es deren nur ſelten geben. Das Räſonnement iſt hier metaphyſiſcher, ſpitzfindiger; wo ſich Socrates mit Analogieen behalf, da holen die Neuern ihre Schlüße aus den erſten Begriffen hervor. Aber erſte Begriffe ſind trocken; haben keine Schönheit, kein Leben mehr; auch verlängert ſich nun die Kette der Schlüſſe: die methodiſche Ordnung, worinn ſie ſich am leichteſten überſehen ließen, wird durch die Form des Dialogs zerſtört; man hat die größte Aufmerkſamkeit nöthig, um nur den

Fa-

Faden nicht zu verlieren: und dieſe Aufmerkſamkeit; wer iſt ihrer fähig oder wer wird ſie anwenden wollen, als der Philoſoph von Handwerk, der eben im Denken und Räſonniren ſeine Wohlluſt findet? Hier hingegen ſind es Erfahrungen, Facta, wirkliche individuelle Fälle, die man uns vorlegt; es iſt mehr Mannichfaltigkeit, mehr Leben in Sachen und Ausdruck möglich; das Herz wird zugleich mit dem Verſtande beſchäftigt; wir ſind uns bei unſrer Aufmerkſamkeit keiner Anſtrengung bewußt; wir werden durch die Anmuth der Lectüre mit fortgeriſſen. Der Unterricht, den man uns giebt, geſchieht weniger durch Vernunftſchlüſſe, als durch Anblick und Eindruck; durch das helle Licht, worinn der Schriftſteller ſeine Facta geſetzt hat. So ein Lehrgedicht, ſollt ich denken, wäre mehr Gedicht, als die meiſten der poetiſchen Abhandlungen oder Maximenſammlungen, die man uns unter dieſem Namen gegeben hat.

In dieſer Betrachtung nun würd ich von einem ſolchen Werke folgendes fodern: Einen allgemein intereſſanten Inhalt; Wahrheiten aus der Philoſophie des Lebens, über die für jeden der Unterricht wichtig und das zwiſchen die Facta eingewebte Räſonnement faßlich iſt; Wahrheiten, die den großen Vortheil haben, daß ſie durch die Charakterſchilderungen, die ſie herbeiführen, unſre Kenntniß des Menſchen vermehren, beſonders in Abſicht der geheimen Verbindung, die zwiſchen dem Verſtande und dem Herzen Statt findet und deren Erkenntniß immer ſo intereſſant, ſo lehrreich, ſo beſſernd iſt. Ferner müßte der Schriftſteller uns zu täuſchen wiſſen; er müßte die Kunſt verſtehn, alle die einzelnen Fälle, an denen zur völligen Einſicht der Wahrheit gelegen iſt, ſo in Einen Plan zu ſammeln, daß ihrer aller Verbindung nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich wäre. In Hinſicht auf dieſe Kunſt iſt das Werk von Diderot Muſter. Die Erzehlung des alten ſchon ſchwachen Vaters, der mit ſeinen Kindern des Abends am Camine ſitzt und gern mit ihnen plaudern will, kommt ſo natürlich herbei: zu dem alten ſchwachen Manne kommt ſein Arzt — denn wer ſollte wohl eher kommen? — und das führt dann auf ein andres Factum, wovon es ganz natürlich die Rede giebt. Nachdem der Arzt weg iſt, unterbricht der Hutmacher das Geſpräch, der ſich in ſeinem Anliegen wohl bei keinem andern, als bei dem klügſten und erfahrenſten Manne des Ortes Raths erholen kann, und zum Glücke iſt ſein Anliegen wieder zur Streitfrage gehörig. Ein wenig wunderbar! wird man ſagen, aber doch wirklich nichts wunderbarer, als man ſichs ohngefähr von jedem Plane muß gefallen laſſen und auch gern gefallen läßt. Endlich das Factum, das der leichtſinnige Prior erzehlt: wie natürlich wird er darauf durch die vorhabende Unterredung gebracht! Und wer wirds denn auch dem Verfaſſer verdenken, daß er uns zuletzt noch mit einer jungen lebhaften Frau in Geſellſchaft bringt, deren Geſchichte mit dem vorhin geführten Streite in einer neuen obgleich feinern Verbindung ſteht? — So die Zuſammenordnung der verſchiedenen Fälle zu Einem Plan: die Wahl der Unterredner, die nun über dieſe Fälle ihr Urtheil ſprechen, iſt eben ſo glücklich. Alle ſind verſchieden geſtimmt; bei allen ſehen wir, wie die Gründe ihrer Entſcheidung mehr noch in ihnen ſelbſt als in der Materie liegen; wir ſehen, wie ihre Grundſätze mit ihrem Charakter, Stande, Intereſſe zuſammenhangen; und ſo wird es uns leicht, das Falſche vom Wahren zu ſondern, indem wir noch überhaupt die Klugheit lernen, dem Räſonnement der Menſchen bis ins Innerſte ihrer Herzen nachzuſpüren und uns vor Irrthum und Verführung zu hüten.

Was mir in dieſer Abſicht an dem Diderotſchen Werke mißfällt, iſt dieß: es befriediget nicht; es hat Anfang und Mittel, aber kein Ende. Von allen Meinungen nimmt ſich keine ſo durch Billigkeit und Mäßigung aus, daß wir ſie ohne Bedenken den übrigen vorzögen; keine der Partheien iſt ſo ruhig, ſo von Vorurtheilen uneingenommen, daß wir volles Vertrauen zu ihr gewonnen. Hat Diderot der Vater Recht, ſo hat Pater Bouin Recht, und das kann ſchwerlich ſeyn; hat Diderot der Sohn Recht, ſo kann ers doch auch nicht ohne Einſchränkung haben; denn er treibt die Sache zu weit, zeigt ſich zu ſehr als Enthuſiaſten. Wir wiſſen alſo nach geendigter Lectüre nicht, woran wir ſind; wir befinden uns in der peinlichen Lage jenes Tonkünſtlers, *) dem ſeine leichtfertige Frau mitten in der Diſſonanz vom Claviere lief, und der bei allem ſeinen podagriſchen Schmerz vom Stuhl mußte, um ſie zu löſen. Das letzte Wort, das der Alte dem Sohn ins Ohr ſagte: „Es würde mich nicht verdrüßen, wenn „in der Stadt zwei oder drei dergleichen Bürger „wären, wie du; aber ich möchte nicht darinn

le-

---

*) Sebaſtian Bach.

„leben," wenn ſie alle ſo dächten:„ dieſes Wort ſcheint die Entſcheidung angeben zu ſollen: aber ſie iſt zu dunkel darinn enthalten; man bleibt zu ungewiß, ob man den wahren Sinn getroffen; ihre Richtigkeit iſt aus dem Vorhergehenden nicht einleuchtend genug.

Zwar, wenn Diderot blos für den Philoſophen ſchrieb; ſo hätte dieſer Einwurf nicht viel zu ſagen. Mein Werk, könnte er ſagen, gehört zur Gattung der blos verſuchenden Dialogen (πειραστικων), worinn man die Meditation nur anfängt, die Wahrheiten nur gleichſam ſondirt; es iſt mir ſchon recht, wenn der Denker in jene halbpeinliche, halbangenehme Unbehäglichkeit geräth, die ihn ſelbſt an das Inſtrument zieht, das ich eben darum verlaſſen hatte. Schrieb aber Diderot für die Welt — und er mußte vorausſetzen, daß die Welt einen ſo intereſſanten Aufſatz nicht würde ungeleſen laſſen — ſo hatte er aus einem zwiefachen Grunde Unrecht: Zuerſt, weil ohne Vollendung keine Befriedigung iſt, und

nicht

nicht jeder das Inſtrument verſtehen möchte, von dem er fortläuft; Zweitens, weil er die Leſer über eine Materie in Ungewißheit ſtürzt, die ſo nahe mit Rechtſchaffenheit und Tugend verwandt iſt. In andern Materien mag es gut ſeyn, die Menſchen zu Skeptikern zu machen; aber doch wohl ſchwerlich in dieſer? Er hätte alſo bei ſich ſelbſt zur Gewißheit kommen, und dann eine ſeiner Perſonen durch philoſophiſche Kaltblütigkeit und überwiegende Einſicht ſo vor den übrigen auszeichnen, ihren Gründen und Entſcheidungen ſo viel einleuchtende Wahrheit, ihrem Tone ſo viel Sicherheit und Stärke geben ſollen, daß der Leſer keinen Augenblick wegen der Parthei, die er zu ergreifen hätte, wäre ungewiß gelaſſen worden.

„Es wäre der Mühe wohl werth, ſagt Sulzer,*) daß jemand den eigentlichen Charakter des Geſprächs, den ſich dazu vorzüglich ſchickenden Inhalt, und dann den beſten Vortrag deſſelben beſonders unterſuchte. Ich wünſchte, daß Sulzer dieſe Arbeit ſelbſt übernommen hätte, da er ihr ohne Zweifel beſſer, als ich, gewachſen war: indeſſen will ich hier wenigſtens einen Verſuch über die weſentlichſten allgemeinſten Unterſchiede beider Formen, des Geſprächs und der Erzehlung wagen, und wenn es mir damit nicht glücken ſollte, wie **Charmides** beim Platon**) denken: Ich habe wenigſtens meine Kräfte geübt, ich habe gerungen, und das iſt mir genug!

Alle Eigenthümlichkeiten des Geſprächs und der Erzehlung ergeben ſich aus dem erſten Hauptunterſchiede derſelben. In der Erzeh-

---

*) Artik. Geſpräch. am angef. Orte.

**) In Theage.

lung iſt die Handlung bereits geſchehen; in dem Geſpräch geſchieht ſie eben jetzt im gegenwärtigen Augenblicke: dort giebt uns ein Zeuge Nachricht davon, der alſo auf ſeine Zuhörer Rückſicht nimmt, und einen gewiſſen Zweck hat, zu dem er erzehlt; hier kommen wir gleichſam nur zufälliger Weiſe hinzu, und die redenden Perſonen wiſſen durchaus von keinem andern Zeugen, als von ſich ſelbſt, durchaus von keinen andern Abſichten, als die ſie ſelbſt unter einander durchſetzen wollen.

Die Spuren der Vergangenheit laſſen ſich in der Erzehlung durchaus nicht vertilgen; ſelbſt nicht da, wo der Erzehler von ſich ſelbſt, und in der gegenwärtigen Zeit ſpricht; viel weniger, wo er in der vergangenen Zeit oder von einer dritten Perſon redet. Er muß doch immer, auch in jenem Falle, von den übrigen, mit denen er zu thun hat, in der dritten ſprechen; er muß doch immer ihre Reden, ſo lange er aus dem Ton des Erzehlers nicht heraus geht, an ſeine eigenen hängen. Führt

er

er ſie ſelbſtredend ein; ja führt er ſeine eigene Perſon ſo ein, indem er ſich aus der gegenwärtigen in die vergangene Zeit zurückſetzt: ſo iſt er nicht mehr Erzehler; er wird auf dieſen Augenblick dramatiſcher Schriftſteller. Der Erzehler kann alſo zwar der Gegenwart durch verſchiedene Stufen näher rücken; er kann der Imagination durch Verwechſelung der Zeitfälle, in ihrem Beſtreben nach Gegenwart und Anſchauen zu Hülfe kommen; aber ſo ganz kann er ſie doch nie in die Wirklichkeit hineinſetzen, als der Dialogiſt, bei welchem Alles Gegenwart, Alles jetziger Augenblick iſt. Zu geſchweigen, daß der Erzehler, um verſtanden zu werden, ſo Vieles in ſeiner eigenen Perſon hinzuſagen muß, was der Dialogiſt ſchlechterdings dem Anblick ſelbſt überläßt.

Aus dieſem erſten Hauptunterſchiede ergiebt ſich ſogleich ein zweiter, der von allen der wichtigſte iſt. Die Erzehlung nehmlich kann von dem jedesmaligen Zuſtande einer handelnden Seele; ſie kann auch von dem ganzen genauen Zuſammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen nie eine ſo ſpecielle, vollſtändige Idee geben, als das Geſpräch.

Es iſt unglaublich, wie ſehr ſich die Seele den Worten einzudrucken, wie ſie die Rede gleichſam zu ihrem Spiegel zu machen weiß, worinn ſich ihre jedesmalige Geſtalt bis auf die feinſten und zärteſten Züge darſtellt. Der logiſche Satz, oder der bloße allgemeine Sinn, aus den Worten herausgezogen, iſt immer das Wenigſte; die ganze Bildung des Ausdrucks, die uns genau die beſtimmte Faſſung der Seele bei dem Gedanken zu erkennen giebt, iſt Alles. Dieſe Bildung enthält zuweilen eine ſolche Menge von Nebenideen, daß man ſie einzeln mit aller Mühe nicht anzugeben, und aus einander zu ſetzen weiß: es giebt Reden im Euripides und Schakeſpear, die der Erzehler in ganze Bogen; Scenen, die er in ganze Bücher verwandeln müßte, wenn von ihrem Inhalte, von allen den feinſten Ideen, die ſie ausdrucken, nichts verlohren gehen ſollte: und doch würden uns dieſe Bücher noch immer nicht das liefern, was uns die einzige kleine Scene liefert; denn es würden Schattirungen, es würden Geheimniſſe der Verbindung zurückbleiben, die ſich ſchlechterdings von keinem Beſchreiber faſſen laſſen. Die feine Auswahl der Wörter, die zwiſchen ſie eingeſtreuten Partikeln, die oft in den Geſinnungen der Seele ſo unendlich viel beſtimmen, die Inverſionen der Rede, das, was geſagt, und das, was verſchwiegen wird, die Verbindungen, die gemacht und die nicht gemacht werden, das plötzliche Abbrechen eines Gedankens, der mannigfaltige richtige Gebrauch der Figuren, der Fall, der Klang, der ganze Zuſammenbau der Perioden: — alles dieſes giebt erſt dem Gedanken ſeine individuelle Beſtimmung, ſein Leben: die ſchlechthin geſagte Idee zeigt uns kaum den Schattenriß, kaum die äuſſerſten Linien von dem Zuſtande der Seele; die ſo beſtimmt ausgedruckte Idee iſt

das

das ausgeführte, lebendige, kolorirte Gemählde ſelbſt. Aber dieſes alles iſt noch wenig gegen den neuen Reichthum von Nebenideen, den uns ein dialogiſches Werk in ganzen weitläuftigen Scenen von dem Zuſtande einer Seele giebt. Das Eigne des Ganges, den die Gedanken nehmen, der beſtimmte Ort, wo ein jeder hintritt, die Puncte, wo die Seele einhält, wo ſie forteilt, bald mit dieſer, bald mit jener Geſchwindigkeit forteilt; der mannigfaltige Wechſel von Leidenſchaften und Tönen; das gefliſſentliche Vermeiden der einen Idee, und das öftre Zurückkommen auf eine andere; die große Menge vorhergehender Eindrücke, deren ganze Kraft ſich oft in einer einzigen Rede zuſammendrängt: und über das alles noch der Ton der Stimme, der Blick, das ganze Gebärdenſpiel, das durch die Worte in einer feinen und ſchnellen Imagination ſchon mit beſtimmt wird: wie weit muß in allen dieſen ſo großen Vortheilen die Erzehlung zurückbleiben!

Wenn irgend eine Nation dieſen Unterſchied recht lebhaft empfinden kann, ſo muß es die unſrige ſeyn. Denn in der That hat unſre Sprache wegen ihrer großen Freiheit im Conſtruiren, beſonders wegen ihrer Inverſionen und ihrer Partikeln, in deren Menge und Feinheit ſie vielleicht nur der griechiſchen nachſteht, die ſchönſte Anlage zum kräftigſten und ſeelenvollſten Dialog; doch macht auch freilich eben dieß den guten Dialog in ihr ſchwerer; und ich fürchte, wir werden in dieſer Gattung immer weniger Gutes haben, [illegible] übrigen Nationen. In einer Sprache n[illegible]h, die einer mehrern Beſtimmung der Ideen fähig iſt, verlangt man auch dieſe mehrere Beſtimmung: das will ſagen, man verlangt von dem Schriftſteller eine beſeeltere, wärmere Einbildungskraft, die ſich ihren Gegenſtand nach ſeinen feinſten Nüancen gegenwärtig zu machen weiß. Und es beſonders aufs Drama anzuwenden, man verlangt ein größeres Genie, das in die ganze eigenthümliche Faſſung der Seele, die es an ſeinen Perſonen ſchildern will, tiefer hineindringt.

Aber, wird man mir einwenden, ſteht denn nicht dem Erzehler die Sprache mit allem ihrem Reichthume, und allen ihren mannigfaltigen Kräften eben ſo gut, als ſeinen handelnden Perſonen, zu Dienſten? Ja, ſie ſteht ihm zu Dienſten; aber, ſo lange er Erzehler bleibt, nur zu ſeinem eigenen Gebrauche, nur um die Gedanken und Empfindungen ſeiner eigenen Seele auszudrucken. Wenn es ihm alſo auf Beſchreibung der Wirkungen ankömmt, welche die Betrachtung ſeines Gegenſtandes bei ihm ſelbſt hervorbringt; ſo kann er die freilich mit ſo viel Reichthum, und ſo viel Leben machen, als er nur will: aber er wird dann aufhören, Erzehler zu ſeyn, und Redner oder lyriſcher Dichter werden. Er ſelbſt wird in ſeinem Werke die Hauptperſon ſpielen, ſeine Handlung verdunkeln, und uns ſtatt der Seelen der darinn verwickelten Perſonen, von deren Zuſtande doch einzig die Frage war, ſei-

ne

ne eigne kennen lehren. Will er dieſes nicht, ſo muß er entweder ſeine Perſon ſelbſtredend einführen; und dann iſt er nicht mehr Erzehler; oder er muß die Reden der Perſonen durch Verbindungspartikeln an ſeine eigenen hängen; aber das zieht unausbleiblich die Einförmigkeit der Conſtruction nach ſich, mit deren Mannigfaltigkeit und Freiheit die meiſten der oben angeführten Vortheile verloren gehen. Er giebt uns alſo immer nur die allgemeine Idee von dem jedesmaligen Zuſtande der Seele, entkleidet von den meiſten ſie umhüllenden und verſtärkenden Nebenideen: oder will er auch dieſe uns mitgeben, ſo muß er uns das, was wir dort in einem einzigen Gedanken zuſammendachten, hinter einander in einer Reihe einzelner Begriffe zuzählen; das heißt, er muß aus dem lebendigen Gemählde der Seele eine kalte todte Beſchreibung machen. Aber fürs erſte kömmt hier doch nie der volle Gedanke heraus, wie alles Einzelne im Ganzen beſtimmt und verbunden ſey; und

fürs

fürs zweyte geht über der Weitläuftigkeit der Beſchreibung die ganze große Wirkung, die ſich nun in ihre Elemente zerſtückt, verloren.

Es iſt mit der Beſchreibung der Seele völlig ſo, wie mit der Beſchreibung körperlicher Gegenſtände. Der Anblick unterrichtet uns immer unendlich vollſtändiger, ſchneller, und um beider Urſachen willen, auch lebhafter, als die ausführlichſte und ſchönſte Beſchreibung. Wie ein hohes und lebendiges Colorit der Dichter auch mag gewählt, wie tief er ſich auch ins Beſondre mag eingelaſſen haben; ſo kann er doch immer nur gewiſſe Seiten des Gegenſtandes faſſen, immer nur in allgemeinen Ausdrücken von ihnen reden, immer nur eine Imagination, die dieſe Gegenſtände, wenigſtens theilweiſe, ſchon ſonſt gedacht hat, an ſie bloß erinnern, ohne ſelbſt die neue noch nie gehabte Idee in ihr hervorzuzaubern. Will er weiter, ſo wird er nur allzubald das Unvermögen des Mittels fühlen, auf deſſen Ge-

Gebrauch ſeine Kunſt ihn einſchränkt; er wird inne werden, daß die Sprache aus lauter Zeichen allgemeiner Begriffe beſtehe, und daß er dieſe allgemeinen Begriffe nur vergebens zuſammenhäuft, weil doch immer das Individuelle etwas anders, als eine Summe allgemeiner abſtracter Eigenſchaften iſt. Er muß alſo nothwendig ſeines Endzwecks verfehlen, und was noch das ſchlimmſte iſt, ſo muß er, wenn er ſich der eigentlichen Wörter bedient, eine Menge trockner abſtracter Begriffe häufen, die den Leſer ermüden, oder wenn er in Metaphern und Gleichniſſen ſpricht, eine Menge Bilder zuſammentragen, deren Aehnlichkeiten mit dem Gegenſtande, eben weil ſie wieder allgemeine Ideen ſind, den Zweck nicht erreichen, und deren beygemiſchte Verſchiedenheiten die Einbildungskraft erſt vollends erdrücken. — Eben ſo dürftig aber, und eben ſo unvollkommen, wie hier, iſt die Sprache auch in Abſicht der Veränderungen der Seele, wenn ſie ſolche nicht

un-

unmittelbar durch die Rede ausdruckt, ſondern zum Gegenſtande ihrer Beſchreibung macht. Sie hat nur Wörter für die oberſten Gattungen und Arten derſelben, und muß eine unendliche Menge feiner Nüancen und Nebenbeſtimmungen unangegeben zurücklaſſen.

Aus eben den Gründen alſo, aus welchen man überhaupt die beſchreibende Poeſie verworfen hat, und mit eben den Einſchränkungen, muß man auch die Beſchreibungen der Seele verwerfen. Dort fällt der Dichter dem Mahler; hier der Erzehler dem Dialogiſten ins Amt; und was man nicht recht machen kann, das bleibt beſſer ganz und gar ungemacht. Der Erzehler gehe alſo, nach der Vorſchrift des Ariſtoteles und dem Beiſpiele **Homers**, ſobald es auf Schilderung der Seele ankömmt, ins Dramatiſche über; oder will er das nicht, ſo faſſe er ſich immer nur unbeſtimmter; es wird ihm zu keinem Vorwurfe gereichen. Er gebe uns immer von jedem Zuſtande der Seele nur eine allgemeine

Idee: „Der König erſchrack;„ — „der Vater ward innig gerührt,„ — „der Krieger gerieth in die äußerſte Wuth.„ — Er faſſe immer nur eine ganze Reihe von Zuſtänden und Veränderungen in einen einzigen Zug zuſammen: „Sie verſöhnten ſich wieder, und wurden Freunde.„ — „Nach tauſend vergeblichen Bemühungen gelang es endlich.„ — „Alle ſein Zureden war umſonſt„ u. ſ. w. — — Ein genaueres Detail, das im Geſpräche ſo gut thut, wird in der Erzehlung ekelhaft und langweilig, weil es hier mit der individuellen Beſtimmung der Ideen alle Wärme und alles Leben verliert. Man kann dieſes nicht deutlicher als an ausgezogenen Entwürfen dramatiſcher Stücke ſehen, die, wie ſchön auch an ſich ſelbſt das Stück, und wie wohl auch der Auszug gerathen ſeyn mag, doch immer nur eine unangenehme Lectüre geben.

Dieſer Erlaubniß zu generaliſiren, wiſſen ſich denn die Erzehler auch ſehr wohl, und oft nur allzuwohl zu bedienen. Sie ſind ſelten

ten die großmüthigen Richardſone, die ſich zu unſerm Vortheil ihrer Freiheit begeben, und ſobald nur die Handlung intereſſant genug wird, den Vorhang aufziehn: ſie brauchen nur gar zu gern die Flügel, die ihre Form ihnen anſetzt, und rauſchen in einem Augenblick über die dornigſten Gegenden hin; wenn der Dialogiſt, der immer Schritt vor Schritt auf dem Boden fortſchleicht, ſich mit tauſend Mühe und Arbeit hindurch winden muß. — **Diderot** *) hat bereits dieſen Vortheil der Erzehlung bemerkt; nur redet er bloß von dem Romandichter, da ſich doch ſein Ausſpruch auf jeden Verfaſſer erzehlender Werke anwenden läßt. „Es iſt keine Schwierigkeit zu finden, ſagt er, der ein Romanſchreiber nicht „ausweichen könnte. Er ſpricht z. E.: „Auf „„die ſchweren Augenlieder, durch den ermatteten Körper eines Wanderers, fließt ſüßer

„„nicht

---

*) Von der dramatiſchen Dichtkunſt im 2ten Th. ſ. Theaterſ. S. 229. der Leſſing. Ueberſ.

„„nicht der Balſam des Schlafs, als die
„„ſchmeichelnden Worte der Göttin floſſen;
„„doch immer widerſtand ihr eine geheime
„„Macht, und vereitelte ihre Reitze. — —
„„Aber Mentor in ſeinen weiſen Vorſchlägen
„„unveränderlich, ließ vergebens in ſich drin-
„„gen; zwar manchmal ließ er ſie hoffen; als
„„ſetzten ihn ihre Fragen in Verlegenheit; doch,
„„wenn ſie nun eben ihre Neugier zu befriedigen
„„glaubte, verſchwand ihre Hoffnung wieder
„„auf einmal. Was ſie feſt zu halten glaubte,
„„war ihr entwiſcht, und eine kurze Antwort
„„ſtürzte ſie in ihre erſte Ungewißheit zu-
„„rück.„„ — „Und damit hat ſich der Ro-
„manſchreiber glücklich aus dem Handel gezo-
„gen. So ſchwer aber ein dergleichen Ge-
„ſprach auszuführen iſt, ſo muß dennoch der
„dramatiſche Dichter entweder ſeinen ganzen
„Plan verändern, oder die Schwierigkeit über-
„winden. Welch ein Unterſchied zwiſchen:
„eine Wirkung beſchreiben, und ſie hervor-
„bringen!

Je trockner meine Materie iſt, um deſto eher wird man mir eine kleine Abſchweifung erlauben. Was will alſo Diderot mit dem Ausſpruche ſagen: der dramatiſche Dichter müſſe ſeinen ganzen Plan verändern, oder die Schwürigkeit überwinden? Er kann nur zweyerlei meinen: entweder, daß er die ganze Handlung verändern muß, ſo daß die ſchwürige Scene darinn durchaus nicht vorkommt; oder daß er die Handlung in die verſchiedenen Acte anders vertheilen muß, ſo daß die ſchwürige Scene von ihnen ausgeſchloſſen bleibt, und entweder hinter die Scene, oder in den Zwiſchenact fällt.

Jenes erſten Mittels ſich zu bedienen, ſteht jedem dramatiſchen Dichter frei, ſobald er es nur übers Herz bringen kann, ſeine Arbeit freiwillig zu verſchlechtern, und ſich ſelbſt ein Bekenntniß von der Schwäche ſeines Genies, oder von ſeiner Trägheit abzulegen. Das letztere Mittel hingegen ſteht keinem frei, als bloß dem regelmäßigen, der ſich genau an die Ein-

Einheiten der Zeit und des Orts hält. Wenn wir dieſem über eine ausgelaſſene vortrefliche Situation einen Vorwurf machen, ſo wird er ſchlau genug ſeyn, zu antworten: man kann nicht Alles auf einmal. Die Scene wäre freilich vor[illegible]ich, und ich hätte ſie auch ſo äußerſt gern in meinen Plan gezogen, aber es war nicht zu machen. So manche andere Scenen hätten darüber wegfallen; ich hätte meine Auftritte ſo ſchlecht verbinden; hätte ſo offenbare Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit begehen müſſen, daß am Ende dieſe einzige Situation ſo vieler Aufopferungen nicht werth war. Seyd alſo zufrieden, daß ich euch nicht jeden Augenblick aus der Jlluſion reiſſe, nicht Scene vor Scene einen neuen Vorhang aufflattern laſſe, und euch, wie auf Fauſtens Mantel, aus Deutſchland nach Frankreich, aus Frankreich nach Deutſchland verſetze! Seyd zufrieden, daß ich euch in der natürlichſten Folge nur noch ſo viel Gutes geliefert, nur noch ſo wenig Verbindungsauftritte und matte Erzehlungen gemacht, als ihr in meinem Stücke finden werdet! Es iſt ja kein Vortheil in der Welt, den man nicht mit einigem Verluſt erkaufen müßte. — Auf dieſe Art wird er ſich aus dem Handel wickeln, und was wird man ihm antworten können? Man wird ihm die großen Vortheile der Einheiten läugnen müſſen, die doch auch wieder ſo manche Gründe für ſich haben: oder man wird ihm einen andern eben ſo regelmäßigen, und eben ſo natürlichen Plan vorzeichnen müſſen, wo die ausgelaſſene Scene hineingeht; und dann, wenn er hartnäckig iſt, wird er noch immer den Beweis fordern, daß dieſer Plan wirklich vollkommner, und die gewonnene Situation beſſer, als die nun wegbleibenden, ſey: kurz, der Prozeß, den man dieſem regelmäßigen Dichter macht, führt, wie man ſieht, gar ſehr ins Weite, und möchte wohl Jahre lang hängen bleiben.

Mit dem unregelmäßigen Dichter hingegen, der uns immer wie auf der Schaukel herumwirft, und von keinem **Ariſtoteles** oder d'Aubignac hören will, iſt man im Augenblick fertig. Keine einzige der ſchweren Situationen, die in ſeiner Handlung liegen, will man ausgelaſſen wiſſen; denn eben die ſchwerſten ſind, wenn ein Genie ſie bearbeitet, immer die ſchönſten. Was ſie ſchwer macht, iſt eben das: daß ſie einen ſo tiefen Blick in das Innerſte des Charakters, in die verborgenſten Winkel des Herzens erfordern; daß der Dichter, der ihnen genug thun will, eine ſo feine Temperatur der Leidenſchaften, eine ſo delicate Auswahl der Reden treffen, ſich mit einem ſo hohen Grad von Begeiſterung hineindenken muß: und wodurch ſonſt iſt eine Theaterſcene vortreflich? Wenn ich alſo den Kaufmann von London ſehe; ſo weiß ichs Lillo Dank, daß er mir einen neuen Vorhang aufzieht, wo der Oheim ermordet wird, einen neuen, wo Barnwell zur Milwood zurückkömmt: aber wie viel vortrefliches er mir auch geben mag; ich bleibe unzufrieden,

oder

oder er muß mir Alles geben. Es liegt ganz offenbar noch mehr Gutes in ſeinem Stoffe; und was kann ihn hindern, es auszuführen? Ich ſetze Mißtrauen in ſein Genie, wenn er ſich zwei Bedienten einander erzehlen läßt, was gewiß, wenn ich es ſelbſt ſähe, die größte Scene des Stücks werden müßte, aber auch freilich die ſchwerſte. Barnwell, bei allem ſeinen Abſcheue vor einer ſo ſchwarzen That, als der Meuchelmord ſeines Wohlthäters, ſeines Oheims, ſeines zweiten Vaters iſt, ſo voll Wuth über ſich ſelbſt, indem ſchon ſeine Seele den mörderiſchen Entſchluß faßt: welch ein Gemählde müßte das geben! Welch ein Gemählde der beiden Seelen, der ſeinigen und der Seele Millwoods! Mit welchen Wendungen, mit welchen Künſten der Buhlerinn, mit welcher ſcheinbaren Verzweiflung mag die entſetzliche Milwood es angehen, den unglücklichen Jüngling ſo weit zu treiben? Wie mag ſie, noch ſelbſt bei der ſchwärzeſten Aeußerung ihres Charakters, die ganze Abſcheulichkeit ihrer Seele zu verbergen wiſſen? Welches mögen die Augenblicke ſeyn, wo ſie ſich zurückzuziehen, alles aufzugeben, lieber ſterben als etwas fodern zu wollen ſcheint, was ihrem geliebten Barnwell ſo ſchwer wird? Und welches die andern Augenblicke, wo ſie wieder mit verdoppelter Gewalt auf ihn eindringt, ihm mit Liebe, mit Wuth, mit den bitterſten Vorwürfen zuſetzt? Und welche Ebbe und Fluth von Leidenſchaften; welche Stürme der entgegengeſetzteſten und gewaltſamſten Bewegungen mögen nicht Barnwells Herz zerreiſſen? Wie mag endlich, trotz ſeines Abſcheues vor dieſer That, der mörderiſche Entſchluß ſo feſt in ihm wurzeln, daß kein Nachdenken, keine Reue ihn auf halbem Wege zurückführen kann? — Alle dieſe ſo intereſſanten, ſo ſchweren Probleme muß der Dichter uns auflöſen; er hat ſich, durch ſeine ungebundene Freiheit, die Pflicht dazu auferlegt: und erfüllt er ſie nicht, ſo mag er es ſich ſelbſt beimeſſen, wenn wir von ſeinen Talenten eine

ver-

verächtliche Idee faſſen. — Daß man alſo ja nicht glaube, die unregelmäßige Schakespearſche Manier ſey die leichtere Manier! In ihrer ganzen Vollkommenheit iſt ſie ſicher die ſchwerſte, und alſo eben die, worin ſich der Stümper und der Pfuſcher am erſten verrathen können. — Da man jetzt in Deutſchland an unregelmäßigen Schauſpielen Geſchmack gewinnt, ſo wird vielleicht dieſe Anmerkung um ſo weniger unnütze ſcheinen. —

Aus dem oben feſtgeſetzten zweiten Unterſchiede der Formen: daß die Erzehlung von dem jedesmaligen Zuſtande einer handelnden Seele, und von dem ganzen genauen Zuſammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen, keine ſo ſpecielle und vollſtändige Idee geben kann, als das Geſpräch, folgt unmittelbar der nur anders ausgedruckte Unterſchied: daß alſo in einem Geſpräche weit mehr Handlung möglich iſt, als in einer Erzehlung. Zwar, in Abſicht der Menge deſſen, was geſchieht, können die erzehlenden Werke unendlich mehr befaſſen: aber in Abſicht deſſen, daß wir im Geſpräche mehr die Entſtehung der Veränderungen begreifen, iſt mehr Handlung in dialogirenden Werken. Denn worauf ſonſt kam es bei der Handlung an, als zuerſt auf eine vollſtändigere Kenntniß von jedem Zuſtande der Seele? und dann auf den nähern innigern Zuſammenhang ihrer Veränderungen?

Es folgt aus dieſem Unterſchiede zweitens: daß die dialogiſche Form zur Schilderung von Charakteren unendlich fähiger als die erzehlende iſt. Da die letztere von dem Zuſtande einer Seele immer nur einen allgemeinen Begriff giebt, ſo kann ſie auch nicht viel mehr, als eine allgemeine Claſſe von Charakteren angeben, wo der Charakter der handelnden Perſon hinein gehört; hingegen die erſtere kann uns dieſen Charakter in ſeiner ganzen feinern Miſchung, mit allen ſeinen eigenen Schattirungen weit mehr ins Beſondere, und wenn ſie will als Porträt ſchildern.

Es folgt aus dieſem Unterſchiede drittens: daß ein dramatiſcher Dichter noch immer Erfinder bleibt, wenn er gleich ſeinen Plan aus einem erzehlenden borgt. Auch wenn er ihn von einem andern dramatiſchen Dichter borgt, ſobald er nur Veränderungen in die Charaktere und Begebenheiten bringt: denn nun wird auf einmal alles anders, und ſeine Einbildungskraft muß jeden Augenblick etwas neues ſchaffen. Nur ein Sir Tremendous,*) oder ein Verfaſſer der Briefe über den Werth einiger deutſchen Dichter kann dem dramatiſchen Schriftſteller ſeine Räubereien an den Alten, und ſeine Freibeutereien an den Neuern zum Vorwurfe machen. —

Ein dritter Hauptunterſchied der beiden Formen iſt dieſer: die Erzehlung hat nicht bloß die Freiheit, eine ganze Reihe von Veränderungen in Einem allgemeinen Zug zu befaſſen, ſie hat auch die Freiheit, bald größere, bald kleinere Sprünge zu thun, mehrere Momente, und oft ganze Reihen derſelben, Tage, Monate, Jahre zu überhüpfen; ſobald nehmlich in dieſen Momenten nichts Wichti-

---

*) S. den Hypochondriſten 2. Th. S. 585.

ges, nichts weſentlich zur Handlung Gehöriges vorgeht. In allen dieſen Fällen iſt der Erzehler völlig Herr ſeiner Materie, der mit ihr machen kann, was er will; eben weil er die Handlung als ſchon vergangen betrachtet. „Man fertigt Boten ab und er kömmt;„ Sie geriethen an einander, und der Feind ward geſchlagen; „Ich kam, ich ſah, ich ſiegte;„ und die Erzehlung iſt fertig. Alles, was zwiſchen dem Abfertigen und dem Anlangen, zwiſchen dem erſten Angriff und dem endlichen Siege, zwiſchen dem Kommen und dem Ueberwinden vorgeht, wenn es nicht zur Abſicht gehörig oder unwichtig iſt, verſchlingt die Erzehlung. Und ſo überhaupt reißt ſie den Faden an hundert Orten ab, und knüpft ihn oft weit von dem abgeriſſenen Ende wieder an, ſo bald er nur gleich und eben genug iſt, um einen feſten Knoten zu ſchürzen. Die Wirkung kann um eine ganze Reihe Mittelglieder von der erſten Urſache entfernt ſeyn: ſo bald nur dieſe Mittelglieder die gewöhnlichen ſind, und ſich der Leſer nur eine allgemeine Idee machen kann, wie die Wirkung aus der Urſache hervorkommt; ſo überhüpft die Erzehlung alle Zwiſchenmomente, und hängt ſie unmittelbar an einander. Sie iſt gleichſam nur ein Auszug, aber wenn ſie gut gemacht iſt, ein wohlzuſammenhangender Auszug der Handlung. Das Geſpräch, das die gegenwärtige Handlung ſelbſt enthält, hat dieſe Freiheit des Ueberhüpfens nicht, ſondern muß, ſo lange es fortdauert, Punkt vor Punkt, Moment vor Moment, ununterbrochen durchgehn. Zwar giebt es Kunſtgriffe, die Reihe dieſer Momente, wenn ſie zu wenig intereſſiren würde, abzukürzen, ſo wie andere dieſe Reihe, wenn ſie intereſſant bleiben kann, zu verlängern; und vielleicht hat ſich der erſtern niemand beſſer, als **Schakeſpear**, der andern niemand beſſer als **Moliere** zu bedienen gewußt: aber der Gebrauch dieſer Kunſtgriffe hat Grenzen; und ſobald ein Dichter zu enge zuſammenzieht, oder zu weitläuftig ausſpinnt, wird ihm der Mann von feinerem Geſchmack augenblicklich zurufen: zu ſchnell! oder: zu langſam! Dort haſt du dir die Kunſt nicht zugetraut, mit mehrere Momente intereſſant zu machen, oder haſt auch die zu feinen Nüancen dieſer Momente nicht zu finden gewußt; hier haſt du dir Raum zu noch ein paar Einfällen, die du auf dem Herzen hatteſt, zu noch ein paar tönenden Declamationen verſchaffen wollen. Aber die Wahrheit der Natur iſt das höchſte Verdienſt deiner Kunſt, und das ſollteſt du nie deinen kleinen Nebenabſichten aufopfern.

In dieſem dritten Unterſchiede ſieht man nun einen neuen Grund, warum die Erzehlung eine ſo große Menge von Thatſachen umſpannen kann; das Geſpräch hingegen eine einzige Seite epiſchen Gedichts oft zu ganzen Werken erweitert.

Aus den angeführten Vortheilen der Erzehlung ergiebt ſich ein neuer, und der iſt dieſer: Der Erzehler kann mehr, als der Dialogiſt, auf einen beſtimmten Geſichtspunct, auf eine gewiſſe feſtgeſetzte Abſicht arbeiten. Ein und eben derſelbige Stoff hat oft mancherley

Sei-

Seiten, von denen er gefaßt werden kann; von der einen iſt er rührend, von der andern beluſtigend, von der dritten belehrend. Man nehme an, daß eine Handlung von drei verſchiedenen Schriftſtellern, aber ohne Veränderung der Begebenheiten, aus dieſen drei verſchiedenen Geſichtspuncten behandelt werde; und es wird beinahe ſeyn, als ob man drei verſchiedene Geſchichten hörte. Was nehmlich der eine mitnahm, das hat der andere überhüpft; was der eine in allgemeine Züge zuſammen faßte, das hat der andere mit beſondern Umſtänden erweitert. — Jeder der oben angegebenen Geſichtspuncte leidet wieder verſchiedene Abänderungen, denn, wenn z. B. der Erzehler lehren will, ſo kann er ſeinen Stoff bald mehr von der moraliſchen, bald mehr von der politiſchen, bald mehr von der eigentlich philoſophiſchen Seite anſehn; ja er kann zuweilen ſein Augenmerk auf eine ganz ſpecielle einzelne Wahrheit richten, für die er aus einer gegebenen Handlung ein beſonderes Licht, oder eine neue Beſtätigung vorherſieht. Dieſes beſtimmt alsdann die ganze Einrichtung ſeines Plans, die Scenen, die er nur flüchtig berühren, und die er weitläuftiger ausführen, die Züge, die er hervorheben, und die er zurücktreiben, die Zwiſchenfälle, die er als bloße Begebenheit einführen, und die er als Handlung entwickeln will. — Auch der Dialogiſt kann, durch Anordnung ſeiner Scenen, und durch geſchickte Vertheilung des Lichts und Schattens, mehr auf den einen als auf den andern Geſichtspunct arbeiten; aber ſo ganz und ſo ausſchließend kann ers doch nie, als der Erzehler. Seine Form verpflichtet ihn, ſich weit tiefer ins Individuelle einzulaſſen, und in jeder Scene, die er uns einmal vors Geſicht bringt, ſeine Handlung Schritt vor Schritt durch alle ihre Momente zu verfolgen. Er darf alſo nicht bloß einen Theil der Reden anführen; er muß ſie in ihrem ganzen vollen Zuſammenhange geben: er darf in einer Sceue, die natürlicherweiſe noch weiter ſpielen müßte, nicht in der Mitte abbrechen, er muß ſie ganz bis ans Ende hinausſpielen laſſen: er kann alſo auf keine Art nur eine gewiſſe Seite des Charakters zeigen; er muß ihn ſo ganz, wie er iſt, uns vor Augen ſtellen. Auch benimmt ihm ſeine Form die Freiheit, dem Leſer oder Zuſchauer von dem Geſichtspuncte, worin er ihn gern möchte treten laſſen, in ſeiner eigenen Perſon einen Wink zu geben. Indem alſo der Erzehler dem Weſen ſeiner Form getreu bleibt, und ein ſehr gutes Werk macht, müßte der Dialogiſt, wenn er ſo ganz, wie jener, auf Einen beſtimmten Geſichtspunct arbeiten wollte, dem Weſen der ſeinigen zuwider handeln, und folglich nothwendig ein ſchlechtes machen.

„Als Favart, ſagt Leſſing,*) die Erzehlung des Marmontel (von der Roxelane) auf das Theater bringen wollte, ſo empfand

---

*) Hamburg. Dramaturgie. Th. 1. Stück 35.

er bald, daß durch die dramatiſche Form die Intuition des moraliſchen Satzes größtentheils verloren gehe, und daß, wenn ſie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen doch nicht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabei ein anderes, welches dem Theater weſentlicher iſt, entbehren könne.„ — In der Ausführung dieſer Behauptung geht Leſſing mehr auf den letztern als auf den erſtern Punct: und auch dieſen faßt er, wie es ſein Entzweck mit ſich brachte, mehr von der moraliſchen als von der poëtiſchen Seite; er zeigt uns mehr wie die unveränderte Handlung des Marmontel unſer ſittliches Gefühl beleidigen, als wie dadurch ein ſchlechtes Drama entſtehen würde. Jener erſte Punct: daß nehmlich durch die Form des Geſprächs — und zwar auch ohne noch hinzukommende Pantomime — die Intuition des moraliſchen Satzes verſchwinden würde, iſt aus dem Obigen klar. Sollte dieſe Intuition erhalten werden; ſo müßte in der

Aus-

Ausführung des Geſprächs zu viel von demjenigen wegfallen, was ſie nicht befördert, und alſo nothwendig hindert. Der Dichter müßte ganze zur Handlung gehörige Scenen in bloße Erzehlungen zuſammen raffen, oder nur ſehr unvollkommen errathen laſſen; er müßte in denjenigen Scenen, die er uns wirklich vors Auge brächte, den Charakteren zu vieles von ihrem Detail, und folglich von ihrer Wahrheit, von ihrem Leben nehmen. Das heißt, er müßte in aller Abſicht ein ſehr mittelmäßiges und verſtümmeltes Drama machen, wenn allenthalben ſeine Eine Wahrheit, oder ſeine Eine Lehre durchſchimmern, wenn uns alles auf ſie hinweiſen ſollte. — Aber, könnte man ſagen, hat nicht jede Fabel die Intuition einer beſtimmten moraliſchen Wahrheit zur Abſicht? und hat uns nicht **Willamov** dialogiſche Fabeln gegeben, deren einige ohne Tadel ſind? Oder haben nicht auch die Verfaſſer moraliſcher Erzehlungen, z. B. Marmontel ſelbſt, ihre Hauptſcenen dialogirt?

girt? Beides iſt richtig; allein es iſt auch hier nur von der Ausführung größerer Handlungen, und in einem ganz dialogirten Werke, die Rede. Zu geſchweigen, daß in den meiſten Fabeln, das, was man ihre Handlung nennt, wie Leſſing ſo gründlich gezeigt hat, etwas ganz anders iſt, als die eigentlich von uns ſogenannte Handlung.

Ich berühre nur noch flüchtig einige andere Unterſchiede der beiden Formen, die ſich aus dem Umſtande ergeben, daß der Erzehler in ſeiner eigenen Perſon ſpricht, und Rückſicht auf ſeinen Zuſchauer nimmt. Da er ſeiner ganzen Materie Herr iſt, weil er die Handlung als ſchon vergangen betrachtet; ſo giebt er um ſo leichter ſeinem Vortrage diejenige Ordnung, die ihm zur Einſicht des Zuſammenhangs der Begebenheiten die ſchicklichſte dünkt. Er holt aus der Vergangenheit Umſtände zurück, die auf den jetzigen Punct der Handlung ein Licht werfen können; er bringt die eine Handlung bis auf einen gewiſſen

Punct,

Punct, wo eine andere gleichlaufende anfängt, Einfluß auf ſie zu haben; er giebt alſo jene, oft ganze Seiten lang auf; geht mit uns ganze Jahre hinterwärts, und vollendet erſt die Erzehlung dieſer zweiten Handlung bis auf den Punct, wo ſie ſich mit den ſpielenden Urſachen jener erſtern vereinigt. Eben ſo blickt er zuweilen in die entfernteſte Zukunft hinein, wenn er davon dem jetzigen Augenblicke ein Licht verſprechen, oder eine Reflexion, die ihm eben hier an ihrer Stelle dünkt, dadurch beſtätigen kann. — Dem Dialogiſten, wie man ſogleich gewahr wird, iſt dieſe Freiheit durchaus benommen; denn bei ihm iſt die Handlung allererſt im Werden begriffen, und die Zukunft iſt für ihn noch wirklich Zukunft, mit allem ihren trüben und ungewiſſen Nebel umgeben. Das Zurückblicken in die Vergangenheit ſteht ihm nur inſofern frei, als es von ſeinen Perſonen ſelbſt, auf eine ihren wirklichen Bedürfniſſen, und ihren eigenen Abſichten gemäße Art geſchehen kann. Hat

er

er zwei gleichlaufende Handlungen in ſeinem Plane; ſo muß er ſich ſo zu helfen wiſſen, daß er ſie auch wirklich gleichlaufend verſtelle; eben weil wir ihm nicht erlauben, ins Vergangene zurückzugehn, oder das Künftige vorwegzunehmen. — Ferner miſcht der Erzähler Beſchreibungen ein, wo die Einſicht der Handlung von der beſondern Lage der Perſonen, oder der eigenen Beſchaffenheit der Scene abhängt; er ſagt die Pantomime, wo ſie eine nothwendige oder erklärende Beziehung auf die Handlung hat, ausdrücklich hinzu: hingegen der Geſprächſchreiber, bei dem alles Gegenwart iſt, und der von keinem Zuhörer weiß, überläßt dieſes Alles dem Anblick; er kann nur ſo viel davon zu verſtehen geben, als die Perſonen ohne Zwang, und ohne wider die Natur zu verſtoßen, in ihre Reden davon ausdrücklich mit einfließen, oder durch ihre Beziehung darauf errathen laſſen. — Bei dem Erzähler iſt oft manches in der Vergangenheit ungewiß; das giebt Unterſuchungen: manches hängt

von

von kleinen Umſtänden ab, die in der Entwickelung der Haupturſachen nicht vorbereitet wurden; das giebt Erläuterungen: manches gehört auf eine ganz vorzügliche Art zu der beſondern Abſicht des Erzehlers; das giebt Räſonnements und Bemerkungen. Bei dem Dialogiſten iſt alles gewiß; weil alles eben jetzt erſt geſchieht; nichts bedarf einer Erläuterung, weil die ganze Handlung mit ihren kleinſten Umſtänden da iſt, und weil er von keinem Zuhörer weiß; nichts veranlaſſet eigene Räſonnements, weil er ſelbſt nicht auf der Bühne erſcheint, und alſo alles Räſonniren über ſeine Facta dem Zuſchauer überlaſſen muß, — Dieſes alles gehört zu dem fünften Unterſchiede der beiden Formen: Der Erzehler nimmt jeden Augenblick offenbare Rückſicht auf ſeinen Zuhörer; der Dialogiſt ſieht auf keinen Zuhörer und weiß nur immer von ſeinen Perſonen.

Alle wichtigern und allgemeinern Vergleichungspuncte der beiden Formen möchten alſo folgende ſeyn: Jetziger Augenblick; vergangene Zeit: Allgemeinheit; Individualität: Sprung; Moment vor Moment: Ein Geſichtspunct; alle Geſichtspuncte: Abſichten des Erzehlers; alleinige Abſichten der Handelnden. Aus dieſen hier vorbereiteten Gründen wird ſich nun leicht im Allgemeinen folgern laſſen: was für Gegenſtände ſchicklicher für die eine und für die andere Form ſind; welche von beiden Formen, und bei welchen Gegenſtänden ſie die vollkommnere und intereſſantere ſey: in welchen Fällen man lieber die Formen zu vermiſchen, als ſie rein zu erhalten habe; welches eigne Genie zum Erzehler, und zum Dialogiſten gehöre; und endlich, was für Regeln im Geſpräch, und was für andere in der Erzehlung müſſen beobachtet werden.

Verſuch einer Methode
die
Vernunftlehre
aus
Platoniſchen Dialogen
zu entwickeln.

An Se. Excellenz
den Königl. Staatsminiſter
Freiherrn von Zedlitz.

Gnädiger Herr,

Die Frage Ew. Excellenz iſt: wie für das Studium der alten Sprachen mehrere Stunden auf den Gymnaſien können gewonnen werden, ohne daß gleichwohl die wiſſenſchaftlichen Lehrſtunden völlig wegfallen. Denn ſo ſehr Sie überzeugt ſind, daß das Studium der Sprachen und der Philologie überhaupt auf Schulen der vornehmſte Zweck bleiben muß, weil ohne gründliche Kenntniß derſelben keine wahre Gelehrſamkeit möglich iſt: ſo ſehr erkennen Sie doch auch die Nothwendigkeit, daß man die Jugend frühzeitig zu eignem Denken gewöhne, und ihr von den Wiſſenſchaften um derentwillen die philologiſchen

Kenntniſſe eigentlich ſchätzbar ſind, wenigſtens einen Vorſchmack gebe. *)

Zur

---

*) Das Wahre von der Sache iſt: daß der König in einer eignen ſehr weitläuftigen Cabinetsordre mehr Lectionen für die Hauptgymnaſien ſeines Landes befohlen hatte, als man in Einen Lectionsplan zu vereinigen wußte. Da Einwendungen bei Friedrich dem Zweiten nicht galten; ſo blieb nichts übrig, als daß man ſuchen mußte, mehrere Stunden in Eine zuſammenzuziehen. Man ſah die Möglichkeit ein, daß die Alterthümer bei Leſung der griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber, die Rhetorik bei Gelegenheit der berühmteſten, alten Redner, und die Schickſale der ältern Philoſophie bei Erklärung der philoſophiſchen Schriften des Cicero könnten vorgetragen werden: nur wie der Vortrag der Logik mit Leſung Platoniſcher Dialogen ſich vereinigen laſſe, wollte nicht einleuchten. Es ward ein Verſuch gefodert, aus welchem die Möglichkeit einer ſolchen Vereinigung hervorbringe. Daß der Verfaſſer bei Entwerfung dieſes Verſuchs ſein Augenmerk ganz auf die Form richtete; daß er mit Fleiß an Inhalt und Folge der bis dahin üblichen Lectionen nichts Bedeutendes änderte, um nicht die Aufmerkſamkeit, ganz wider ſeinen Zweck, von

der

Zur Vereinigung dieſer zwiefachen Abſicht iſt kein anderes Mittel, als daß man die Wiſſenſchaften, ſo viel ihrer und in ſo weit ſie auf Gymnaſien ſollen getrieben werden, in den Werken der Alten ſelbſt, oder wenigſtens bei Gelegenheit dieſer Werke, ſtudire. Das lezte würde mir noch beſſer, als das erſte gefallen. Ich würde z. B. die Vernunftlehre lieber bei Gelegenheit einiger Platoniſchen Dialogen, als aus dem Organon des Ariſtoteles lehren. Denn zuerſt ſind die Wiſſenſchaften in neuern Zeiten, wenn auch nicht immer ſo viel weiter gekommen, doch wenigſtens ſo verändert, daß der Widerlegungen, Berichtigungen, des Hinzuſetzens, Einſchränkens, Wegwerfens

---

der Form auf die Materie abzuziehen, und daß alſo auch nur die Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit dieſer Form, mit einiger Rückſicht auf das Unwillkührliche ihrer Wahl, an ihm dürfe beurtheilt werden, ergiebt ſich aus der angegebenen Entſtehungsart dieſes Verſuches von ſelbſt.

kein Ende ſeyn würde; und zweitens wird der Scharfſinn, werden alle höhern Verſtandeskräfte der Lehrlinge weit mehr geübt, wenn ſie ſich ſelbſt die Begriffe abſtrahiren, ſich ſelbſt die Wiſſenſchaft, unter Anleitung des Lehrers, gleichſam erfinden müſſen.

Um Ew. Excellenz aus einem Beiſpiele urtheilen zu laſſen, daß in der That dieſe Idee leicht realiſirt werden könne, und wie ſie es könne? ſo mache ich hier einen Entwurf der Methode und zugleich einen Verſuch, die Begriffe und Regeln der Vernunftlehre, bei Gelegenheit nur Eines Platoniſchen Dialogen, zu entwickeln. Ich wähle dazu vorzüglich den Menon; ein Geſpräch, welches nicht allein ſelbſt mit viel dialektiſcher Kunſt geſchrieben iſt, ſondern worinn auch hie und da ausdrücklich dialektiſche Materien erörtert werden. Ueberdieß iſt der Inhalt ſo faßlich; der Vortrag hat ſo viel von der eigenthümlichen Platoniſchen Süßigkeit und Anmuth, daß die Entwickelung äuſſerſt leicht und mehr ergötzendes

Spiel

Spiel als angreifende Arbeit ſeyn muß. Vorausgeſetzt nehmlich, daß der Lehrer nur etwas von der Freundlichkeit und Jugendliebe des Sokrates, von ſeiner Naivetät und ſeinem Talent zur Geburtshülfe habe.

Das Erſte; was der Lehrer mit ſeinen Schülern zu thun hätte, wäre die curſoriſche Leſung des Dialogen, bei welcher alle grammatiſche Analyſis wegfiele, und dagegen die nöthigen Erläuterungen aus der philoſophiſchen Geſchichte u. ſ. w. in möglichſter Kürze beigebracht würden. Da aber nicht alle Schüler hinlängliche Kenntniß des Griechiſchen haben; da auch die fremde Sprache, ſelbſt den beſten Griechen unter ihnen, die Aufmerkſamkeit auf die Sachen und die Ueberſicht einer ganzen Reihe von Begriffen erſchweren mögte; ſo würde der Lehrer, wenn er nun zum logiſchen Unterrichte fortſchritte, vor allen Dingen den Dialogen, entweder ganz oder Theilweiſe, nachdem er dieſes oder jenes Stück davon brauchte, in die Mutterſprache überſetzen und niederſchreiben laſſen.

Nach geendigter curſoriſcher Leſung überſahe er nun mit ſeinen Schülern das Ganze, beſtimmte den Hauptgegenſtand der Unterſuchung, zeichnete ihnen den Weg zum geſuchten Ziele mit allen ſeinen dialogiſchen Ausbeugungen und Krümmungen vor, damit der Schüler ſich überall zu finden, ſich von der Beziehung, welche jeder einzelne Theil der Unterſuchung auf das Ganze hat, Rechenſchaft zu geben wiſſe. Ich zeichne hier den Grundriß des Menon: und Ew. Excellenz werden ſehen, wie leicht und mit wie wenig Zeitverluſt das geſchehen kann. Das Geſpräch ſelbſt überſetze ich nicht; denn ich weiß, daß es Ew. Excellenz weit lieber in der Grundſprache leſen.

Grundriß des Menon.

Der Hauptgegenſtand der Unterſuchung iſt die unter den alten Weltweiſen ſo berühmte Frage, die auch im Platon mehrmalen vorkömmt: ob die Tugend gelehrt werden könne? oder ob ſie durch Uebung erlangt werde? oder ob ſie angebohren, oder endlich, ob ſie ein Geſchenk der Götter ſey? denn dieß letzte, ob es gleich in der Frage nicht ausgedruckt iſt, liegt, wie man am Ende ſieht, in dem letzten Gliede derſelben: αρα αλλω τινι τροπω ἡ αρετη παραγιγνεται τοις ανθρωποις;

Um hierauf antworten zu können, ſagt Sokrates, müſſen wir vor allen Dingen den Begriff der Tugend haben. Denn ὁ μη οιδα τι εϛι, πως αν, ὁποιον γε τι, ειδειην; Es fragt ſich alſo: was iſt die Tugend?

Menon verſucht die Beantwortung; allein da ſein Begrif nur klar, nicht deutlich iſt, ſo kennt er zwar die Tugend, aber er weiß die we-

weſentlichen Merkmale derſelben im Allgemeinen nicht anzugeben. Er nennt lauter ſpecielle Tugenden, die unter dem **generiſchen** Begrif enthalten ſind; aber er ſollte dieſen generiſchen Begrif ſelbſt erklären, ſollte die **weſentlichen** Beſtandtheile davon angeben. Sokrates läßt ihn ſeinen Fehler einſehn, und Menon verſucht andere Erklärungen, die aber alle fehlerhaft ſind. Die eine iſt zu eng; in der andern wird ein **Zirkel** begangen u. ſ. f. Die Beiſpiele von anderweitigen Erklärungen, die Sokrates macht, um dem Menon auf die Spur zu helfen, enthalten, mit jenen zuſammengenommen, eine vollſtändige Theorie der **Definitionen**.

Menon geſteht endlich, nach ſo manchem mißlungenen Verſuche, daß er nicht wiſſe, was die Tugend ſey? Sokrates behauptet, er wiſſe es eben ſo wenig: doch will er es unterſuchen. Menon ſieht nicht ein, wie dieſe Unterſuchung geſchehen könne?

ne? τινα τροπον ζητησεις τȣτο, ὁ μη οισθα το παραπαν ὁ τι εϛι; ποιον γαρ ὧν ουκ οισθα προθεμενος, ζητησεις; η, ει ϗ ὁτι μαλιστα εντυχοις αυτῳ, πως εισῃ ὁ, τι τȣτο εϛιν, ὁ συ ουκ ηδεισθα;

Dieſen Einwurf beantwortet Sokrates, — (oder vielmehr Platon in der Perſon des Sokrates; denn er leiht nur zu oft ſeinem Lehrer die ihm eigne Pythagoräiſche Metaphyſik, ſo wie die ihm eigne Spitzfindigkeit;) — er beantwortet, ſage ich, dieſen Einwurf, durch die Behauptung: daß der Menſch, wenn er zu lernen ſcheint, eigentlich nicht das Nichtgewußte lerne, ſondern ſich nur des Vergeßnen, das die Seele in einem ehemaligen Zuſtande ſchon gewußt, wieder erinnre.

Menon fordert davon einen Beweis, und Sokrates ruft aus dem Gefolge deſſelben einen jungen Sclaven herbei, den er durch Fragen dahin bringt, daß er einen tiefſinnigen geome-

tri-

triſchen Satz von ſelbſt erfinden muß. Er läßt ihn nehmlich die Linie beſtimmen, aus welcher ein Viereck conſtruirt werden kann, das doppelt ſo groß als ein gewiſſes gegebenes Viereck iſt. Der Begrif, den der junge Sclave von dieſer Linie hat, iſt nur ganz dunkel; darum irrt er, und macht eine falſche Auflöſung der Aufgabe. Sokrates überführt ihn von ſeinem Irrthum und läßt ihn endlich den Lehrſatz finden: daß die Diagonallinie (διαμετρος) des Quadrats die geſuchte Linie ſey. — Du ſiehſt, ſagt Sokrates zum Menon, daß ich ihn nichts gelehrt, daß ich ihn bloß über eine Sache, an die er nicht dachte, zweifelhaft gemacht, ihn dadurch zum Suchen veranlaßt und ſo dahin gebracht habe, ſich des Vergeßnen wieder zu erinnern. — In dieſer gelegentlichen geometriſchen Ausſchweifung liegt ein ganzer Reichthum logiſcher Begriffe. Beſonders kann ſie auch dienen, den Unterſchied zwiſchen mathematiſchen und philoſophiſchen Begriffen, zwiſchen

ſchen **ſynthetiſcher und analytiſcher Lehrart** zu zeigen.

Das Geſpräch kehrt von dieſer beiläufigen Unterſuchung zur Hauptfrage zurück. Menon möchte ſie aber beantwortet haben, ohne daß er vorher das Weſen der Tugend genau beſtimmen dürfte, weil ihm dieſe Unterſuchung entweder zu ſchwer oder zu langwierig ſcheint. Der nachgiebige Sokrates ſchlägt alſo einen andern Weg ein. Συγχωϱητὸν εξ ὑποθεσεως αυτο σκοπεισθαι, ειτε &c. — λεγω δε το εξ ὑποθεσεως ὡδε ὡσπεϱ οι γεωμετϱαι &c. Er nimmt alſo an: die Tugend ſey eine **Wiſſenſchaft**; dann iſt die **unmittelbare Folge**: ſie kann gelehrt werden. Iſt ſie keine Wiſſenſchaft, ſo folgt, daß ſie nicht kann gelehrt werden: denn beide Begriffe ſind **identiſch**,

Aber iſt denn jene Vorausſetzung richtig? Iſt die Tugend in der That eine Wiſſenſchaft? — So viel, ſagt Sokrates, wiſſen wir doch immer von ihr, daß ſie gut iſt. Es fragt

ſich:

ſich: giebts Güter, die nicht Wiſſenſchaft ſind? oder iſt alles, was gut iſt, in Wiſſenſchaft enthalten? Im erſten Fall bleibts zweifelhaft; im zweiten iſts gewiß, daß die Tugend eine Wiſſenſchaft iſt.

Sokrates macht das letzte auf folgende Art wahrſcheinlich. Weil wir durch die Tugend gut ſind, ſo ſind wir eben darum auch durch die Tugend nützlich. παντα γαρ ταγαθα ωφελιμα. Alle Dinge aber, die wir nützlich nennen, ſowohl innere Eigenſchaften der Seele als äuſſere Dinge, wie Stärke, Schönheit, Reichthum, ſind nur in ſoferne nützlich, als ein guter Gebrauch davon gemacht wird. Mithin: ει αρετη των εν τη ψυχη τι εστι, και αναγκαιον αυτω ωφελιμω ειναι, φρονησιν αυτο δει ειναι, επειδηπερ παντα τα κατα την ψυχην, αυτα μεν κατ ἀυτα ουτε ωφελιμα ουτε βλαβερα εστι, προσγενομενης δε φρονησεως η αφροσυνης, βλαβερα τε και ωφελιμα γιγνεται. κατα δη τουτον τον λογον, ωφελιμον

γε

πασαν την αρετην, Φρονησιν δει τιν' ειναι. — (Ich mag das griechiſche Φρονησις nicht überſetzen. Denn Klugheit iſt zu deutlich, auch in unſerm gemeinen Redegebrauch, von Wiſſenſchaft unterſchieden, und doch ſoll Menon, wie unten ſehr deutlich erhellt, weil die Tugend Φρονησις iſt, ſie auch für επιςημη halten. Auch Sokrates ſagt gegen das Ende des Dialogen: ουκουν διδακτον εδοξεν ειναι, ει Φρονησις ἡ αρετη; και ειγε διδακτον ειη, Φρονησις αν ειναι; Im Anfange hieß es επιςημη. Daß alſo auch Sokrates beide Begriffe, wenn gleich nicht für einerlei, doch für innigſt verbunden halten muß. Vielleicht würd' ich das Hauptwort von verſtändig brauchen, wenn ich das hätte.)

„Aus dieſen Gründen zieht Sokrates ſogleich den wahrſcheinlichen Schluß: daß die Tugend (oder dieſe Φρονησις, die wo nicht ganz die Tugend, doch ein Theil derſelben iſt) nicht angebohren ſeyn könne. Denn alsdann, meynt er, würd es Leute geben, welche die von Natur tugendhaften, alſo verſtändigen und der Republik äußerſt nützlichen, Jünglinge ausſonderten, und man würde ſie, damit ſie nicht verderbt würden, als einen koſtbaren Schatz heilig aufbewahren.

Iſt aber die Tugend nicht angebohren, ſo wird ſie können erlernt werden. Das ſcheint Menon richtig, um ſo mehr, da es ihm nunmehr ausgemacht ſcheint: die Tugend ſey eine Wiſſenſchaft. Aber wie? ſagt Sokrates, würde dann die Tugend nicht Lehrmeiſter haben? — Allerdings! — Und welche würden dieſe Lehrmeiſter ſeyn? Sokrates ſchließt aus Analogie, daß es diejenigen ſeyn müßten, die ſich öffentlich dafür bekennten und als ſolche beſolden ließen: die Sophiſten. Dieſe ſind es aber nicht; denn nach dem glaubwürdigen Zeugnis des Anytus, der hier mit ins Geſpräch geflochten wird, verderben ſie eher die Jugend, als daß ſie ſie beſſerten. Es müſſen alſo wohl die Tugendhaften ſelbſt ſeyn?

ſeyn? Aber auch dieſe, ſchließt Sokrates aus mehreren Erfahrungen, ſind es nicht. Nun ſind es aber auch ſonſt keine, und mithin kann die Tugend nicht gelehrt werden; mithin iſt ſie auch keine Wiſſenſchaft.

Menon ſieht ſich durch dieſes Räſonnement in einen Widerſpruch verwickelt, den er nicht zu löſen weiß. Sokrates hilft ihm heraus, indem er ihn bemerken läßt, wie ſie beide vorhin zu voreilig geweſen. Nicht blos Φρονησις, die auf Wiſſenſchaft zurückgebracht werden kann, macht die Menſchen gut und nützlich; wahre richtige Meynungen (δοξαι,) thun dieſelbige Wirkung. Und der Tugendhafte, behauptet Sokrates, iſt das, was er iſt, durch wahre richtige Meynungen. Denn es iſt ausgemacht: wer nützlich iſt, der iſt es entweder durch Wiſſenſchaft, (durch verſtändige Einſicht) oder durch wahre Meynungen. Die Eintheilung iſt vollſtändig; der disjunctive Saz richtig. Wenn alſo das eine Glied hinweggeräumt iſt, ſo muß das andere gelten.

Dieſe wahren Meynungen aber werden nicht angebohren, noch werden ſie erlernt. Und woher können ſie denn die Menſchen haben? Es iſt nichts übrig, als zu ſagen, durch unmittelbare göttliche Gnade. Die Tugendhaften ſind eine Art von Inſpirirten, von Θειοις. — Dieſes mag in der That die Meynung des Sokrates geweſen ſeyn; denn im Aeſchines giebt er die nehmliche Entſcheidung, und zum Theil mit den nehmlichen Worten. So daß, wenn nicht beide dem Sokrates nachgeſprochen, ſie einander müßten ausgeſchrieben haben. — —

Der hier gezeichnete Entwurf des Menon könnte um die Hälfte kürzer ſeyn, wenn ich nicht, wie Ew. Excellenz werden bemerkt haben, ſo viel Fremdes oder doch Unweſentliches hineingemiſcht hätte. Auch dadurch hab' ich ihn angeſchwellt, daß ich die darinn enthaltene Dialektik überall habe durchblicken laſſen.

Ob die Entſcheidung des Sokrates richtig, ob ſein Räſonnement überall bündig und

gründ-

gründlich ſey? darauf kömmt es, wenigſtens im Anfang, dem Lehrer nicht an. Er kümmert ſich weniger um die Gedanken ſelbſt, als um die Regeln des Denkens. Doch kann es am Ende der Lectionen, einen guten Stoff zu eignen Ausarbeitungen für die Jugend geben, wenn der Lehrer ſie aus den weiter entwickelten, deutlichern Begriffen unſrer jetzigen Philoſophie die eigentlich wahre Entſcheidung ziehen läßt.

Einleitung in die Lectionen.

Nach geendigter curſoriſcher Leſung und Vorzeichnung des Plans, käme nun der Lehrer zu ſeiner Abſicht, die Begriffe und Regeln der Vernunftlehre zu entwickeln.

Vorher ſagte er einige Worte von der Vernunftlehre überhaupt, von ihrem Gebrauch, ihrem Nutzen. — Ich werfe hier dieſen Discurs hin, wie etwa ich ihn an meine Zuhörer halten würde. Nicht, als ob ich etwas Neues zu ſagen hätte, ſondern blos, um Ew. Excellenz zu überzeugen, daß alle Begriffe weit mehr Licht und Leben annehmen, wenn man ſie aus beſtimmten einzelnen Beiſpielen hervorzieht, als wenn man ſie in ihrer trocknen Allgemeinheit vorträgt. — —

„Sie haben ſich, glaube ich, alle, bei Durchleſung dieſes Geſprächs, in dem Fall des Menon oder des jungen Sclaven befunden. Sie haben es überall leicht gemerkt, wo die

Wahrheit verfehlt oder getroffen, wo richtig oder wo unrichtig geſchloſſen ward. Dieß muß ſie überzeugen, daß Sie alle eine natürliche Anlage zur Erkenntniß der Wahrheit haben. Wenn ja hie und da die Sache einige Schwierigkeit hatte, ſo brauchte Sokrates die Begriffe nur ein wenig zu entwickeln, und Sie empfanden bald, daß Sie geirrt hätten oder daß Sie auf dem rechten Wege wären. — Zugleich aber kann der große Unterſchied, der ſich zwiſchen einem Menon und einem Sokrates fand, ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſeyn. — Eins zwar hatten ſie ſichtbar mit einander gemein: die Geſetze des Denkens. Denn ſonſt wäre es unbegreiflich, wie ſie einander hätten verſtändigen, wie ſie in irgend einem ihrer Urtheile hätten zuſammentreffen können. Darin aber lag der große Unterſchied zwiſchen beiden: daß der eine ſo ſchnell und ſo ſicher, der andre ſo langſam und ſo unſicher war; daß der eine immer einen Faden hatte, der ihn aus dem Labyrinth zurückführete, der an-

andere, wenn er einmal verirrt war, ſich nicht zu helfen wußte.

„Wenn Sie die Urſachen dieſes Unterſchiedes angeben ſollten; ſo würde wohl das Erſte, worauf Sie fielen, die Ungleichheit des natürlichen Talents ſeyn. Die thut nun freylich ſehr viel: aber thäte ſie alles? Setzen Sie, daß ſich beide Unterredner, ſtatt in eine philoſophiſche Streitfrage, in ein Wettrennen eingelaſſen hätten, wo vermuthlich Sokrates den Kürzern würde gezogen haben: wie würden Sie da vom Sokrates urtheilen? Würden ſie ſagen, daß er von Natur kein Geſchick zur Reitkunſt gehabt? Oder würden Sie nicht vielmehr geneigt ſeyn, die Schuld auf ſeinen Mangel an Uebung zu ſchieben? — Menon war aus Theſſalien, dem Vaterlande der Reitkunſt; Sokrates aus Athen, dem Vaterlande der Weltweisheit, gebürtig. Nehmen Sie jeden in des andern Umſtänden an: und Sie würden vielleicht im Menon

non das größere philoſophiſche Genie, im Sokrates das größere Talent zur Reitkunſt zu finden glauben.

„Uebung alſo, die überhaupt alle unſere Kräfte vervollkommt, muß auch die Kraft unſrer Vernunft, die angebohrne Fähigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit, vervollkommen. Die Natur mag mit ihren Gaben ſo verſchwenderiſch ſeyn, als ſie will; ſo giebt ſie doch weiter nichts, als die Anlagen, die Fähigkeiten: und nur durch lange anhaltende Uebung werden dieſe Fähigkeiten in Fertigkeiten verwandelt. — Das iſt, wie geſagt, mit allen unſren Kräften der Fall; mit den geiſtigen, wie mit den körperlichen Kräften.

„Aber noch Eins, das dem Sokrates einen ausnehmenden Vortheil gab; müſſen wir nicht aus der Acht laſſen. Nicht allein war er im Gebrauch der Regeln, deren richtige Anwendung zur Wahrheit führt, ſo viel fertiger und geübter, als Menon, ſon-

ſondern er hatte auch eine ſo viel beſſere Kenntniß davon; er empfand ſie nicht blos, ſondern er wußte ſie anzugeben, wußte die Urſache jedes begangenen Irrthums mit Namen zu nennen. Dieß rührte ganz ſichtbar daher, weil er mit andern Uebungen ſeiner Vernunft auch die verbunden hatte, ihre eigenen Geſetze zu erforſchen; weil er, unter andern mannichfaltigen Gegenſtänden des Nachdenkens, auch über die Mittel zur Wahrheit zu kommen und über die verſchiednen Quellen des Irrthums nachgedacht hatte. Alle anderweitigen Uebungen ſeiner Vernunft würden ihn weit langſamer und nur zu einer weit unvollſtändigern, weit undeutlichern Erkenntnis der Grundſätze, der Verfahrungsarten und der Kautelen gebracht haben, die ihm während der Unterſuchung ſo wohl zu Statten kamen. Er würde nur immer in der Dämmerung geſehen haben; jezt ſieht er am hellen Tage.

„Ge-

„Geſetzt alſo, daß Sie mir über die Geſchicklichkeit des Sokrates eben die Frage vorlegten, die ihm Menon über die Tugend vorlegte: auf was für Art ſie erlangt werde? ob ſie ein Geſchenk der Natur ſey? oder ob ſie ſich durch Uebung erlangen oder ob ſie ſich als Wiſſenſchaft erlernen laſſe? ſo würd ich antworten, wie vielleicht auch Sokrates hätte antworten ſollen, daß ſich alles Dreyes vereinigen muß: glückliche natürliche Anlage zum Denken, lange mannichfaltige Uebung im Denken, und wiſſenſchaftliche Erkenntnis von den Regeln des Denkens. Lieſſe ich irgend eines dieſer Stücke aus der Acht, ſo würde ich mit den übrigen ſchwerlich ausreichen; und das könnte mich dann verführen, von der Vollkommenheit der Vernunft, eben wie Sokrates von der Vollkommenheit des Willens, zu urtheilen: daß ſie ein unmittelbares göttliches Geſchenk, eine Art von Begeiſterung ſey.

„Das letzte der angegebenen Erforderniſſe, die Wiſſenſchaft von den Regeln des Denkens, pflegt man **Logik** zu nennen. Doch ſpricht man gemeiniglich in den Lehrbüchern auch von einer **natürlichen** Logik, und verſteht darunter eine blos undeutliche Erkenntnis der Regeln, ſo wie ſie durch den bloßen öftern Gebrauch der Vernunft, ohne beſonderes Nachdenken über die Operationen derſelben, erlangt wird. Alsdann nennt man jene wiſſenſchaftliche Erkenntnis, zum Unterſchiede, die **künſtliche** Logik. — Ich brauche da freylich eine Menge Wörter, mit denen ſie noch ſchwerlich die rechten Begriffe verbinden; aber Sie müſſen mir das im Anfange zu Gute halten: Sie werden mich verſtehen, wenn ich einige Vorleſungen werde geendiget haben.

„Die Abſicht dieſer Vorleſungen iſt, ihre undeutliche Erkenntnis der Regeln des Denkens, die Sie alle ſchon haben, und die Sie nur, nach Verſchiedenheit Ihres natürlichen Talents und Ihrer Erziehung, der eine mit

mehr,

mehr, der andere mit weniger Leichtigkeit anzuwenden wiſſen, in eine deutliche zu verwandeln: und zwar ſo, daß ich Ihnen zugleich eine Fertigkeit im Gebrauch derſelben durch unabläßige Uebung verſchaffe. Ich will Sie nicht blos lehren, was Andre vor Ihnen erfunden haben; ich will Sie, eben wie Sokrates den jungen Sclaven, ſo lange fragen und wieder fragen, bis Sie ſichs von neuem erfunden. Kurz, ich will mein Möglichſtes thun, damit ich aus jedem einzelnen Menon unter Ihnen einen Mann wie Sokrates mache. Mehr brauch ich wohl nicht zu ſagen, um mich Ihrer aller unermüdeten Aufmerkſamkeit zu verſichern.

„Daß Naturgaben dazu erfordert werden, wenn mein Werk mir gelingen ſoll; das muß Niemanden unter Ihnen irre oder kleinmüthig machen. Sogar denjenigen nicht, der ſich durch die Langſamkeit ſeines Fortganges, troß aller Mühe, die er ſich giebt, für überzeugt hält, daß er nicht

zum

zum Philoſophen gebohren ſey. Er muß wiſſen, daß auch ein weniger gutes Talent, ſo wie ein unfruchtbares Erdreich, durch anhaltenden Fleiß ſich verbeſſern läßt, und daß ein ſchwerer langſamer Kopf darum nicht nothwendig ein unfähiger Kopf iſt. — Xenokrates, der freilich von der Natur nicht beſtimmt war, ein Ariſtoteles zu werden, ward doch immer Xenokrates; das heißt: ein würdiger Nachfolger des Platon in der Akademie und ein berühmter Name unter den griechiſchen Weltweiſen.

„Doch ich faſſe Sie da ſchon wieder blos beim Ehrgeiz, und das mögt' ich nicht gerne. Die Ausbildung unſrer Vernunft hat noch ganz andre und ganz wichtigere Folgen, als daß ſie uns vor den Menſchen ein Anſehn verſchafft. Sie iſt zugleich eine Quelle des reinſten und würdigſten Vergnügens für unſer ganzes Leben, und ein nothwendiges Erfordernis zu unſrer höhern innern Glückſeligkeit. Von der Vollkommenheit unſ-

rer

ter Vernunft hängt die größere Vollkommenheit unſers Willens ab, und wer in Erkenntnis der Wahrheit zurückbleibt, der bleibt in der Tugend zurück. In der Frage unſers Menon: wie wird man tugendhaft? war im Grunde auch die andre Frage begriffen: wie klärt man ſeine Vernunft auf?„ — —

Dieſer kurze Diſcurs, denk' ich, den ich im mündlichen Vortrage noch etwas ausſpinnen würde, enthält alles Weſentliche, was in einer Einleitung zur Logik geſagt werden ſoll. Den Begriff der Vernunft, den man hier ſchon mitzunehmen pflegt, würd ich erſt ſpät unterſuchen. — Nunmehr zur Entwickelung der logiſchen Begriffe ſelbſt.

Daß dieſe Entwickelung möglich ſey; daran iſt gar kein Zweifel. Der einzige Menon enthält alle Arten von Operationen des Verſtandes; alle Arten von Begriffen, von Sätzen, von Folgerungen, von Schlüſſen. Er enthält Schlüſſe mit bedingten und mit theilenkenden Sätzen; Schlüſſe; aus Analogie und Induktion; mit einem Worte, wenn man ſie nur herauszufinden weiß, die ganze Logik. Ja, wenn es darauf ankäme; ſo könnte der Lehrer ſogar die Ordnung der Hauptſtücke, wie ſie gewöhnlich in den Lehrbüchern der Logik auf einander folgen, beibehalten.

Erſte Lection.

Ew. Excellenz erwarten nicht von mir, daß ich Ihnen hier die ſämmtlichen Vorleſungen ausgearbeitet vorlege. Sie verlangen nichts, als einen oder einige einzelne Verſuche, aus denen die Möglichkeit, die Logik auf dieſe Art zu lehren, erhelle, und die zugleich als Probe davon dienen können. — Meine erſte Lection ſey über die Lehre von den Begriffen. Ich verſetze mich in die Claſſe, vergeſſe, daß Ew. Excellenz zugegen ſind, und habe einzig mit meinen Schülern zu thun. — —

„Die Unterſuchung, die hier Sokrates gemeinſchaftlich mit dem Menon angeſtellt hat; was für einen Gegenſtand betraf ſie?

Die Tugend.

„Und was ſollte von der Tugend ausgemacht werden?

Ob ſie gelehrt werden könne?

„Wie viel, glauben Sie, ſind auf dieſe Frage Antworten möglich?

Nur zwei. Ja oder Nein.

„Nicht noch eine dritte? Sokrates giebt ſie gleich Anfangs, wenn Sie ſich noch erinnern. Er ſagt: er wiſſe es nicht. Doch Sie ſehen wohl: eine ſolche Antwort iſt ſo gut, wie gar keine Antwort. — — Alſo eine wirkliche, eine beſtimmte Antwort kann nur auf folgende zwei Arten gegeben werden: die Tugend läßt ſich lehren. Die Tugend läßt ſich nicht lehren. Was geſchieht in der erſten dieſer Antworten? Werden da zwei Begriffe verbunden oder getrennt?

Verbunden.

„Und in der zweiten?

Getrennt.

„Sie wiſſen nunmehr, was Urtheilen heißt. Eben dieſes Trennen oder Verbinden zweier Begriffe. Das ſezt dann nothwendig voraus, daß man beide Begriffe vergleichen, daß man

man durch dieſe Vergleichung einſehen muß, ob ſie mit einander übereinſtimmen oder ſich widerſprechen. — — Dieſe Vergleichung nun; können Sie die nicht blos in Gedanken anſtellen? nicht blos ſtillſchweigend urtheilen, ohne mit Worten ihr Urtheil auszudrücken?

„So lange Sie das thun, heißt nun das Urtheil noch nicht ein Satz, ſondern ſchlechtweg ein **Urtheil**. Wenn Sie es aber in Worten ausdrucken; wenn Sie z. B. ſagen: die Tugend kann nicht gelehrt werden: was wird da aus dem Urtheil? — Ich hab es vorhin ſchon geſagt.

Ein Satz.

„Sie **verneinen** in dieſem Satze. Und alſo iſt der Satz? —

Ein **verneinender**.

„Wenn Sie aber behaupten: die Tugend kann gelehrt werden: was iſt er da?

Ein **bejahender** Satz.

„Jede Kunſt und jede Wiſſenſchaft hat für ihre eigenthümlichen Begriffe, eigenthümliche Wörter, die man **Kunſtwörter** (Terminos technicos) nennt. So auch die Logik. Deren können Sie hier gleich noch einige merken, die öfter vorkommen werden. Sie ſehen, daß in jedem Satze zween Begriffe oder Termini (denn ein durch articulirte Töne bezeichneter Begriff heißt ein Terminus) vorkommen. — Der eine iſt der, von dem der andre ausgeſagt wird; der andre der, welcher von jenem ausgeſagt wird. Jenen pflegt man das **Subject**, dieſen das **Prädicat** zu nennen.

„Wenn Sokrates ſagt: Ich bin unwiſſend, oder Anytus: die Sophiſten ſind Betrüger; was iſt in jenem Satze das Subject?

Ich.

„In dieſem?

Die Sophiſten.

„Das Prädicat in jenem?

Unwiſſend.

„In

„In dieſem?

Betrüger.

Aber da iſt noch ein Verbindungswörtchen: **bin, ſind,** das eben die Uebereinſtimmung der Begriffe in beiden Sätzen anzeigt. Sollten Sie nicht ſchon wiſſen, wie das heißt?

Die *Copula.* Oder deutſch: das Verbindungswörtchen. —

„Die aufgeworfne Frage: ob die Tugend gelehrt werden könne? enthält noch ſo wenig Trennung, als Verbindung der Begriffe. Es iſt dennoch ein Satz, aber ein unvollkommner, in welchem Bejahung oder Verneinung erſt ſoll ausgemacht werden. — Sollten Sie ſich nicht aus der Geometrie erinnern, wie ſo ein unvollſtändiger Satz, in welchem auch einer der andern weſentlichen Theile, Subject oder Prädicat, fehlen kann, genannt wird?

Eine Aufgabe. (Problema.)

„Und die befriedigende Antwort?

Die Auflöſung. (Solutio.)

„Künftig von allen dieſen Begriffen, mit denen ich Sie jezt nur vorläufig bekannt mache, ein Mehreres.

„Was ſagte nun Sokrates gleich zu Anfang des Geſprächs, daß zu ſo einer Auflöſung; zu ſo einer Antwort gehöre? — Wenn ich die ganze Sache nicht kenne, ſagte er; wie kann ich wiſſen, was ihr zukomme oder nicht zukomme? Geſezt: ich wüßte gar nicht, wer Menon iſt; könnt ich wiſſen, ob er ſchön, oder reich, oder von edler Geburt ſey? — Unmöglich!

„In der Frage: Iſt Menon reich? was iſt da das Subject?

Menon.

„Das Prädicat?

Reich.

„Um den Reichthum vom Menon zu bejahen, behauptet Sokrates, muß er erſt einen Begrif vom Menon haben. Setzen Sie für Menon, Subject, für Reich, Prädicat, und machen Sie die Behauptung

des

des Sokrates allgemein: wie wird es dann heiſſen?

So: um das Prädicat vom Subject bejahen zu können, muß man erſt den Begrif vom Subject haben.

„Aber nicht auch vom Prädicat? — Wenn ich gar nicht wüßte, was das Wort: Reich bedeute; könnt ich da antworten?

Offenbar, nein.

„Alſo: um das Prädicat vom Subject bejahen zu können, muß ich erſt von beiden die Begriffe haben. — Aber wie? Wäre dieß nur alsdann nothwendig, wenn man Begriffe verbindet, wenn man bejaht? nicht auch alsdann, wenn man ſie trennt, wenn man verneint? Oder kann man das, ohne von Subject und Prädicat die Begriffe zu haben?

Eben ſo wenig. Weder bejahen noch verneinen.

„Was iſt das Allgemeine, worunter ſowohl Bejahen als Verneinen enthalten ſind?

Urtheilen.

„Alſo: ohne Begriffe iſt kein Urtheil möglich. Ehe die Seele urtheilen kann, muß ſie Begriffe bilden.

„Sonach iſt Begriffe bilden die erſte Operation unſrer Vernunft. Denn man zählt in allem nur drei Operationen derſelben: Begriffe bilden, Urtheilen, Schließen. Schlüſſe beſtehen aus Urtheilen; Urtheile aus Begriffen. Begriffe ſind alſo das erſte, was wir zu unterſuchen haben, wenn wir die Ordnung der Natur beibehalten wollen.

„Vor allen Dingen müſſen wir nun wiſſen: was iſt ein Begriff? Mit andern Worten: wir müſſen uns zuerſt um den Begriff des Begriffs bemühen. — Ich frage Sie: hatte Menon einen Begriff von der Tugend?

Nein.

„Nein? Leſen Sie nur ſeine Antworten nach! Was er für die Tugend des Mannes ausgiebt, das iſt doch Tugend?

Und

Und eben ſo, was er die Tugend des Weibes nennt?

Das freilich.

„Und würd er denn, wenn er gar keinen Begriff von der Tugend, auch nicht im Ganzen hätte, nur noch ſo richtig antworten können? Würd er nicht in Gefahr ſeyn, ganz das Gegentheil zu greifen? — Er muß nicht allein einen Begriff, er muß ſchon einen klaren Begriff haben. Nicht wahr?

Es ſcheint.

„Nein, es iſt. Sokrates verwirft nur darum ſeine Antwort, weil er mehr als einen blos klaren, weil er einen deutlichen, einen ausführlichen Begriff, eine Definition verlangt. — — Doch bald ſollt ichs machen, wie Menon, und Ihnen Arten von Begriffen nennen, eh ich Ihnen im Allgemeinen geſagt hätte, was ein Begriff ſey? — Um es herauszubringen, will ich mich lieber an den Sclaven des Menon wenden, als an den Menon ſelbſt. Es ſcheint mir mit ihm der Fall zu ſeyn, den man ſo oft trifft: daß er einen beſſern Kopf hat, als ſein Gebieter. Wenigſtens wird Sokrates mit ihm eher fertig, und ich denke, wir werdens auch werden.

„Was war es alſo für eine Frage, die Sokrates dem jungen Sclaven vorlegte?

Die: was das für eine Linie ſey, aus der ein Viereck, doppelt ſo groß als ein gewiſſes gegebenes Viereck, conſtruirt werden könne.

„Wie nannten wir oben ſo eine Frage?

Eine Aufgabe.

„Sie erinnern ſich, daß der junge Menſch endlich die Antwort fand. Wie nannten wir oben ſo eine Antwort?

Die Auflöſung. —

„Auf welche Art behauptet nun Sokrates, daß der junge Menſch dieſe Auflöſung gefunden habe?

Durch Wiedererinnerung.

„Laſ-

„Laſſen Sie das dem guten Alten einmal gelten! Und nun ſagen Sie mir: kann man ſich an etwas erinnern, wovon man nie eine Vorſtellung gehabt hat? oder wovon die Vorſtellung, wenn ſie auch einmal da war, gänzlich aus der Seele vertilgt iſt? — Kann man ſich daran wieder erinnern?

Unmöglich.

„Mithin hatte der Sclave ſchon die Vorſtellung von der geſuchten Linie?

Nach der Meynung des Sokrates: Ja!

„Ich merke, was Sie mit dieſer Einſchränkung ſagen wollen: nach der Meinung des Sokrates. — Um zum Zweck zu kommen, muß ich lieber meine Frage nur anders faſſen: Ward nicht die Vorſtellung der geſuchten Linie aus lauter andern Vorſtellungen, die der Sclave ſchon wirklich hatte: von Viereck, von Linie, von Dreieck, von Hälfte u. ſ. w. herausgewickelt?

Offenbar.

„Woraus erkennen Sie das?

So-

> Sokrates erklärt eigentlich dem jungen Sclaven nichts; er fragt nur, und der Sclave, wie aus ſeinen Antworten erhellt, verſteht ihn.

„Wohl! Ich frage nun weiter: Läßt ſich etwas aus etwas andern herauswickeln, ohne daß es darinn eingewickelt ſey?

Unmöglich.

„Die Vorſtellung der bewußten Linie mußte alſo in jenen Vorſtellungen ſchon eingewickelt ſeyn?

Offenbar.

„Und dieſe Vorſtellungen, worinn ſie eingewickelt war, lagen ſchon in der Seele der Sclaven?

Wie zugegeben.

„Nun, ſo lag denn auch die Vorſtellung jener Linie ſchon in ſeiner Seele; aber noch eingewickelt, noch dunkel. — Beiläufig ſehn ſie hier zugleich, wie die Meinung des Sokrates müſſe berichtiget werden. —

„Was meinen Sie nun aber ferner? War wohl bis dahin, da Sokrates den Knaben aufmerkſam auf dieſe Linie machte, die Vorſtellung davon, die, wie wir übereinkommen, doch wirklich in ſeiner Seele lag, jemals zu einiger Klarheit bei ihm gekommen?

Das ſcheint nicht. Eher läßt ſich annehmen, daß er vielleicht an ſo eine Linie in ſeinem Leben noch nicht gedacht hatte.

„Sie lag alſo, ihm völlig unbewußt, in ſeiner Seele?

Wahrſcheinlicher Weiſe.

„Und wenn ihn nicht der gute Sokrates durch ſeine Fragen zur Aufmerkſamkeit gereizt, nicht ſeine Vorſtellung zum Bewußtſeyn, zur Klarheit gebracht hätte, ſo würde er vielleicht in ſeinem ganzen Leben kein Bewußtſeyn davon erlangt haben?

Das läßt ſich annehmen.

Sie erkennen alſo, daß wir zweierlei Arten von Vorſtellung haben: Vorſtellungen mit,

und

und Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn. — Fragen Sie nun den Redegebrauch: würden Sie beiden Arten von Vorſtellungen, oder nur Einer, und welcher würden Sie den Namen des Begriffs geben?

Wohl nur der erſten Art: den Vorſtellungen mit Bewußtſeyn.

„Da haben Sie nun alſo den Begriff des Begriffs. Es iſt die Vorſtellung Einer Sache, mit Bewußtſeyn verbunden. Mit Bewußtſeyn, daß wir eine Vorſtellung haben, und wovon wir ſie haben. —

„Um zu ſehen, ob wir uns vollkommen verſtanden haben, thu ich noch Eine Frage. Als Sokrates dem jungen Sclaven das Viereck, worauf er die Aufmerkſamkeit deſſelben heften wollte, in den Sand zeichnete — denn das war ſo die Art der Alten: — glauben Sie, daß da in der Seele des Sclaven die beiden Vorſtellungen des fragenden Sokrates und des Vierecks, worüber er gefragt ward, die einzigen waren?

Wohl

Wohl nicht.

„Sicherlich nicht. Denn es zeichneten ſich außerdem die Bilder ſeines Herrn, ſeiner Mitſclaven, des Stabes des Sokrates, der umliegenden Gegend und aller ihrer verſchiedenen Gegenſtände in ſeinem Auge ab: ſeine Gehörnerven wurden von mancherlei Tönen und Schällen, die immer bei Tage die Luft erfüllen; die Fibern ſeines Geruchs von mancherlei in der Luft ſchwimmenden Ausdünſtungen erſchüttert. Auf jede Erſchütterung des ſinnlichen Werkzeuges aber erfolgt, nach dem Geſetz der Natur, eine Vorſtellung in der Seele. — Die ganze Menge aller zugleich in der Seele befindlichen Vorſtellungen heißt die Totalvorſtellung. Was war nun von der Totalvorſtellung, die der Sclave hatte, in jenem Augenblicke Begriff?

Nur die Vorſtellung vom Sokrates und dem Viereck.

„Warum das?

Weil er ſich ihrer allein bewußt war.

„Und

„Und warum war er ſich ihrer allein bewußt?

Weil er auf ſie allein ſeine ganze Aufmerkſamkeit richtete.

„Alles übrige alſo von der Totalvorſtellung? —

War in dieſem Augenblicke nicht Begriff, ſondern nur Vorſtellung ohne Bewußtſeyn.

— „Sie haben ſehr wohl geantwortet, wie ich ſehe, haben wir uns vollkommen verſtanden.

Zwei-

Zweite Lection.

„Der gute Erfolg Ihres erſten philoſophiſchen Verſuchs wird Sie hoffentlich nicht nur willig, ſondern begierig gemacht haben, ihrer mehrere zu wagen. — Sie erinnern ſich noch, was Sie in voriger Stunde entwickelt haben?

Den Begriff des Begriffs.

„Weiter nichts? Hätten Sie's denn nicht gemerkt, daß ſie in der That noch weit mehr geleiſtet; daß Sie auch die wichtige Frage von dem Urſprunge der Begriffe, von der Art und Weiſe, wie ſie ſich in der Seele bilden, beantwortet haben? — Ich nenne dieſe Frage wichtig, weil wir ohne ihre Beantwortung der Wahrheit unſrer Begriffe nicht gewiß ſeyn können. Sind wir aber der Wahrheit der Begriffe nicht gewiß, ſo ſind wirs auch der Wahrheit der darauf gebauten Urtheile und Vernunftſchlüſſe nicht. Die Grundlage der

Erkenntnis iſt unſicher, und ſo müſſen wir fürchten, daß das ganze Gebäude einmal zuſammenſtürze.

„Um Sie zu überzeugen, daß Sie wirklich das Weſentlichſte vom Urſprung der Begriffe ſchon wiſſen, und daß Sie ſich, mit Sokrates zu reden, ihrer Gedanken darüber nur erinnern dürfen, will ich die zuletzt gethanen Fragen, nur ein wenig ausführlicher, wiederholen. — Was dünkt Ihnen alſo? Würde der Sclave des Menon, wenn er blind geweſen wäre, von dem Viereck, das ihm Sokrates vorzeichnete, einen Begriff erhalten haben?

Offenbar mußte er ſehende Augen haben.

„Aber mit dieſen ſehenden Augen konnt er ja Alles, was in der Welt ſichtbar iſt, ſehen, und doch ſah er nur etwas. Was ſah er?

Wovon die Lichtſtrahlen in ſeine Augen fielen.

„Und

„Und eben ſo: Um von der Stimme des mit ihm redenden Sokrates einen Begriff zu erhalten; was ward erfordert?

Ein ofnes Ohr.

„Wäre das Alles? Wir machten aus: Wenn der Sclave ſehen ſollte, ſo mußten Lichtſtrahlen in ſeine Augen fallen; denn Licht iſt die Materie, vermittelſt welcher wir ſehen. Was iſt nun das für eine andre Materie, vermittelſt welcher wir hören?

Die Luft.

„Was wird alſo zum Hören noch ferner erfordert?

Daß die Luft erſchüttert werde.

„Aber hören wir denn alle Erſchütterungen der Luft, oder nur diejenigen, die zu unſerm Ohr gelangen?

Nur dieſe leztern.

„Alſo, anſtatt zu ſagen: die Luft muß erſchüttert werden, ſagen Sie lieber: das Gehör muß vermittelſt der Luft erſchüttert werden. — Gehn Sie nunmehr die ſämmt[illegible]n Sinne

durch.

durch, und Sie werden überall das Nehmliche finden.

„Das Auge iſt ein ſinnliches Werkzeug. Nicht wahr?

Allerdings.

„Und iſt geſund, wenn es klar ſieht?

Freylich.

„Auch das Ohr iſt ein ſinnliches Werkzeug, und geſund, wenn es wohl hört?

Es iſt der nehmliche Fall.

„Und wenn Lichtſtrahlen ins Auge fallen oder Schälle das Ohr erſchüttern: ſo wird in beiden Fällen ein ſinnliches Werkzeug berührt?

Natürlich.

„Machen Sie mir nun den Satz allgemein. Um zu Begriffen des Geſichts zu gelangen, mußte der Menſch geſunde Augen haben, und die Lichtſtrahlen mußten hineinfallen. Sagen Sie mir nun überhaupt: was muß geſchehen, um zu Begriffen zu gelangen?

Man muß zuerſt geſunde ſinnliche Werkzeuge haben und **zweitens** müſſen die Werkzeuge berührt werden.

„Doch wie berührt? Iſt es gleichgültig, von welcher Materie? — Werden Sie ſehen, wenn Ihr Auge nur von der Luft, oder hören, wenn Ihr Ohr nur vom Lichte berührt wird?

Offenbar nein.

„Alſo, von welcher Materie muß das Werkzeug berührt werden?

Von derjenigen, vermittelſt welcher der Sinn empfindet.

„Da hätten wir alſo zwei Erforderniſſe zur Entſtehung jedes Begriffs ſchon gefunden. — Antworten Sie weiter: Entſtand bei unſerm Sclaven ſchon mit dem bloßen Sehen der Begriff der Figur? — Sie meynen ja? Sie dürfen ſich nur zurückerinnern.— Wurden wir nicht einig, daß in jenem Augenblick nur die beiden Vorſtellungen des Vierecks und des Sokrates in ſeiner Seele Begriffe wa-

waren; daß gleichwohl auch die ausſtrömenden Lichtſtrahlen andrer umgebenden Gegenſtände ſeine Augen berührten? und er auch von dieſen andern Gegenſtänden Vorſtellungen hatte?

Ja! aber Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn.

„Woran lag das? Doch wohl daran, weil er in dieſem Augenblicke nur auf jene beiden Gegenſtände Acht gab?

Ganz gewiß.

Was gehört alſo noch ferner zur Erzeugung eines Begriffs?

Die Beachtung der Veränderung, die im Werkzeuge bewirkt worden.

„Ganz recht! Die Seele muß ihre vorſtellende Kraft auf den einen Gegenſtand ſammeln, und ihn dadurch aus dem düſtern verworrnen Chaos der Totalvorſtellung herausſondern. Dadurch erhält dann die Vorſtellung dieſes Gegenſtandes ein beſonders Licht, eine vorzügliche Klarheit. In eben dem Maaße aber

wer-

werden auch die Vorſtellungen der übrigen Gegenſtände verdunkelt. Das ſehen Sie an einer gewiſſen Art von Abweſenden, die, wenn ſie ganz in Einen Gedanken vertieft ſind, weder ſehen noch hören, und wenn man ſie anredet, entweder gar keine oder eine ganz verkehrte Antwort geben. — Eine andre weniger gute Art von Abweſenden, die man Zerſtreute nennt, ſind wachende Träumer; dieſe vertheilen ihre vorſtellende Kraft auf ſo viel Gegenſtände zugleich und denken ſo viel auf einmal, daß ſie darüber ſo gut wie gar nichts denken.

„Wiederholen Sie mir das Geſagte noch einmal! Auſſer der geſunden Beſchaffenheit des Werkzeuges, und auſſer der Berührung deſſelben durch die ihm zuſagende Materie wird zu einem Begriffe **drittens** erfordert? —

Die **Beachtung** der Veränderung im Werkzeug.

„Warum? damit nehmlich die Vorſtellung nicht im Dunkeln bleibe; ſondern? —

zur Klarheit komme.

„Iſt denn aber auch dieß ſchon genug? — Sokrates erſte Frage an den jungen Sclaven war: ob er wiſſe, daß dieß, was er ihm hier vorzeichne, ein Viereck ſey? Der Sclave antwortet ohne alles Bedenken: ja. Würd er das gekonnt haben, wenn er ſich nicht anderer ſchon ehemals geſehener ähnlicher Figuren erinnert, dieſe mit jenen verglichen und ihre Aehnlichkeit erkannt hätte?

Gewiß nicht.

„Bloß durch dieſe Aehnlichkeit, ſehen Sie wohl, iſt er im Stande, jedes vorkommende Viereck von andern Figuren, die nicht Vierecke ſind, zu unterſcheiden?

Freilich.

„Aber von jenem erſten Viereck, womit er alle nachher geſehenen verglich; wie glauben Sie, daß er da den Begriff erhalten habe? Ohne Vergleichung?

Es ſcheint.

„Der

Der Schein iſt trüglich. Ohne Vergleichung mit andern ähnlichen und beſonders mit andern unähnlichen Figuren würd es ſichtbar nie zum Unterſcheiden des Vierecks kommen, und nur durch Unterſcheiden kennt man, iſt man ſich bewußt. — Zu dieſem Unterſcheiden nun, dieſem Bewußtſeyn ſind die Wörter vortrefliche, beinahe unentbehrliche Hülfsmittel. Eben durch ſie ſondern wir die jedesmalige Vorſtellung, die wir haben wollen, von der Menge der übrigen, zugleich in der Seele befindlichen Vorſtellungen ab; wir ziehen damit gleichſam um die vorzuſtellenden Gegenſtände die Grenzlinien, und werfen auſſer dieſe Grenzlinien alles, nicht zur Vorſtellung Gehörige, hinaus. Daher geſchieht unſer Denken immer vermittelſt der Sprache. — Wenn Ihr akademiſcher Lehrer Ihnen künftig das Entſtehen der Sprachen wird erklären wollen, ſo wird ihm eben dieß die vornehmſte Schwierigkeit machen. Eins ſcheint das andre nothwendig vorauszuſetzen: der Gebrauch der Vernunft die Erfindung der Sprache, und die Erfindung der Sprache den Gebrauch der Vernunft. Ich überlaſſ' es ſeinem Scharfſinne, Sie aus dieſer Schwierigkeit herauszuführen: für Uns wäre eine ſolche Unterſuchung noch zu ſchwer und zu tief.

„Setzen Sie das zuletzt Herausgebrachte zum Vorigen hinzu; ſo gehört zur Entſtehung eines Begriffs **viertens**? —

Die **Vergleichung** der Vorſtellung mit andern ähnlichen und unähnlichen Vorſtellungen.

„Die alſo in der Seele zugleich vorhanden ſeyn müſſen. Es mag nun ſeyn, daß auch ſie gegenwärtig wirklich empfunden, oder nur von dem Gedächtnis zurückgerufen werden. Und **fünftens** gehört noch dazu? — Ich hab es geſagt: die **Bezeichnung** der Begriffe. Durch? —

Durch Wörter.

„We-

„Wenigſtens ſind Wörter die Zeichen, die alle uns bekannte Nationen für ihre Begriffe angenommen. Es müſſen alſo wohl die bequemſten und die natürlichſten ſeyn. Doch ſind auch andre Bezeichnungsarten der Begriffe möglich, wenn ſie gleich weniger Vollkommenheit haben.

„Wir wollen nunmehr zur Frage von der **Wahrheit** der Begriffe fortgehn, als um derentwillen wir die ganze bisherige Unterſuchung angeſtellt haben. Aber vor allen Dingen müſſen wir doch wiſſen, was wir unter Wahrheit verſtehen. — Werden Sie ſagen, daß ein rundes Viereck, ein ſchwarzes Weiß wahre Begriffe ſind?

Nein.

„Warum nicht?

Weil ſie ſich gar nicht denken laſſen.

„Und warum laſſen ſie ſich nicht denken?

Weil es unmögliche Dinge ſind.

„Sie nennen alſo einen Begriff **unmöglich**, der einen **Widerſpruch** in ſich faßt,

ſo

ſo wie hier die Vorſtellungen von Rund und Eckigt, Schwarz und Weiß einander vernichten?

Freilich.

„Alſo läge die Wahrheit der Begriffe darinn, daß das Verſchiedene, was ſie enthalten, einander nicht aufhebt, ſondern mit einander beſteht, übereinſtimmt? Kurz, ſie läge in der innern **Möglichkeit** derſelben?

Allerdings.

„Aber wenn nun unſer Sclave auf die Frage, ob die ihm vorgezeichnete Figur ein Viereck ſey? geantwortet hätte: ſie iſt ein Zirkel: hätte er da einen wahren oder einen falſchen Begriff gehabt?

Einen falſchen.

„Ein Zirkel aber iſt doch etwas ſehr Mögliches, etwas ſehr Denkbares?

Das wohl. Allein der Sclave hätte den Begriff unrecht angewandt; hätte Zirkel und Viereck verwechſelt.

„Alſo

„Alſo ſehen Sie wohl, daß es eine zwiefache Wahrheit der Begriffe giebt. Zuerſt muß der Begriff keinen **innern** Widerſpruch enthalten; das heißt: die verſchiedenen darinn verbundenen Merkmale müſſen einander nicht aufheben, müſſen zuſammen beſtehen können: und zweitens muß auch der Begriff von **äuſſerm** Widerſpruch frei ſeyn; deutlicher: er muß dem Gegenſtande zukommen, wovon man ihn hat; muß mit ihm übereinſtimmen. Jene Wahrheit pflegt man die **metaphyſiſche**, dieſe die **logiſche** zu nennen. — In unſrer Frage iſt von der logiſchen Wahrheit die Rede, die aber jene metaphyſiſche immer vorausſezt.

„Wenden Sie den Begriff, damit Sie ihn deſto beſſer und ſichrer faſſen, auf einige Beiſpiele an! Die logiſche Wahrheit beſtand? —

In der Uebereinſtimmung des Begriffs mit der Sache, wovon man ihn hat.

„Wann

„Wann glauben Sie alſo, daß man den wahren Begriff von der Farbe einer Blume, eines Gewandes habe?

Wenn man die Farbe ſo ſieht, wie ſie iſt.

„Das will ſagen, wenn man das Blaue blau, das Grüne grün, das Weiſſe weiß ſieht?

Freilich.

„Kurz, wenn man die Farbe ſo ſieht, wie ſie auſſer dem Auge in der Blume, in dem Gewande da iſt?

Nicht anders.

„Antworten Sie doch, als ob Sie aus der Schule eines Gorgias oder Empedokles kämen! Denn erinnern Sie ſich, wie Sokrates, nach dem Syſtem dieſer Weltweiſen, die Farben erklärte? — Als ſichtbare Ausflüſſe der Körper; wodurch er alſo die Farben in die Körper ſelbſt zu verſetzen ſchien. — Iſt denn aber dieſe Vorſtellungsart richtig? Iſt die Farbe, ſo wie wir ſie empfinden, wirklich auch auſſer uns in dem Gegenſtande? Oder um ein Beiſpiel von einem andern Sinn zu entlehnen: Iſt der Geſchmack einer Speiſe nicht etwa blos auf der Zunge? Iſt er auch in ihr ſelbſt?

Beides auf der Zunge und in ihr ſelbſt.

„Verſtehn Sie ſich recht! Sie urtheilen nur darum ſo, weil Sie ſich von der Sprache verführen laſſen. Man ſagt freilich, ſowohl von der genoßnen Speiſe, als von der genieſſenden Perſon, daß ſie einen guten, ſchlechten, feinen Geſchmack habe. — Allein, ſo bald Sie ſich den Geſchmack als das, was er iſt, als Empfindung, als Vorſtellung der Seele denken: müſſen Sie da nicht ſogleich gewahr werden, daß er als ſolche, als Empfindung, nur bei dem Genieſſenden, nur in der Seele deſſelben Statt finden kann?

Das allerdings.

„Und daß in dem Genoßnen, in der Speiſe, weiter nichts, als die Veranlaſſung zu dieſer Empfindung liege?

Ganz ſichtbar.

„Eben ſo auch mit den übrigen Sinnen: daß in den Gegenſtänden des Geſichts weiter nichts, als die Veranlaſſung zur Empfindung einer ſolchen und ſolchen Farbe liege? daß die Farbe nicht eben ſo in den Dingen ſey, wie in unſrer Vorſtellung davon?

Es ſcheint der nehmliche Fall.

„Sie ſind alſo doch auf des Sokrates Meynung. Sie verwerfen, wie Er, die Erklärung der Farben, nach dem Syſtem des Gorgias und des Empedokles. — Aber nun ſagen Sie: was wird aus unſrer ganzen logiſchen Wahrheit? Wo bleibt die Uebereinſtimmung zwiſchen Vorſtellung und Vorgeſtelltem? zwiſchen Begriff und Sache? Wie können wir je von dieſer Uebereinſtimmung urtheilen, wenn wir die Beſchaffenheiten der Dinge, ſo wie ſie in ihnen wirklich ſind, durch die Sinne vielleicht gar nicht kennen lernen? — — Sie ſchweigen? Scheint ihnen die Schwierigkeit unauflöslich?

In der That, ſo ſcheint ſie.

„Aber geſezt nun, ich wollte von dieſer weiſſen Leinewand hier behaupten, ſie wäre gelb: würd' ich Sie nicht alle wider mich haben? Würden Sie nicht, wie aus Einem Munde ſagen: ſie wäre weiß? — Es muß alſo doch noch, außer der innern metaphyſiſchen, eine äuſſere logiſche Wahrheit geben, und wir wollen nicht nachlaſſen, bis wir ihr auf der Spur ſind.

„Doch, wo mir recht iſt, ſo ſind wir ihr ſchon auf der Spur. Sagte ich nicht, wenn ich dieſe weiſſe Leinwand gelb nennte, daß ich Sie alle wider mich haben, daß Ihrer aller Zeugnis meine Behauptung umſtoßen würde?

Freilich.

„Hatt ich Recht, das zu ſagen?

Sehr Recht.

„Und wenn ich jezt wirklich, wegen einer Verderbnis in meinen Säften, das Weiſie für gelb erkennte: würd ichs da nicht ganz anders ſehn, als ichs ſonſt immer in meinem ganzen Leben ſah, und als ichs nach wiederhergeſtellter Geſundheit auch künftig ſehen würde?

Freilich ganz anders.

„Oder geſezt, wir ſähen es alle gelb, weil von einem hellerleuchteten gelben Körper ein Schlagſchatten, ein Widerſchein auf die Leinewand fiele: würden wir nicht bald unſer Urtheil ändern, wenn wir die Leinewand aus dem Widerſchein weg an das reine Tageslicht brächten, das wir nun einmal in Allem, was Farbe betrifft, zum Schiedsrichter gemacht haben?

Allerdings würden wirs ändern.

„Nehmen Sie einen andern Fall. Glatt und rauh, Flach und Erhaben, Gerade und Gekrümmt, ſind Empfindungen beides für Gefühl und Geſicht, obgleich für jeden der beiden Sinne anders. — . Geſezt nun, wir ließen uns durch eine geſchickte Malerei täuſchen, und hielten das Glatte für rauh, das Flache für erhaben, das Gerade für gekrümmt: würden wir nicht in einen Widerſpruch verfallen, wenn wir nachher das Gefühl dem Geſicht zu Hülfe riefen?

Ganz offenbar.

„Alſo giebt es doch noch, auſſer der metaphyſiſchen, eine logiſche Wahrheit; eine Uebereinſtimmung des Begriffs mit den unveränderlichen Regeln, nach welchen der Sinn im gewöhnlichen geſunden Zuſtande, unter den vortheilhafteſten allgemein bekannten Umſtänden, empfindet; eine Uebereinſtimmung mit der Vorſtellungsart aller andren Menſchen von unverdorbenen Sinnen; eine Uebereinſtimmung mit den entſprechenden Vorſtellungen anderer verwandten Sinne. — So die Frage gefaßt, können wir nun ohne alle Ungereimtheit die Unterſuchung anſtellen: was zur logiſchen Wahrheit, zur Uebereinſtimmung der

Begriffe mit ihren Gegenſtänden erfodert werde.

„Für dießmal wollen wirs bei der Beſtimmung der Frage bewenden laſſen. Wir würden unſre Aufmerkſamkeit nur ermüden, wenn wir ſie länger anſtrengen wollten.

Dritte Lection.

„Was in voriger Lection der Fall war, daß Sie in der That ſchon Alles wußten, was ich Sie lehren wollte; das iſt auch jezt wieder der Fall. Die Erforderniſſe zur logiſchen Wahrheit der Begriffe liegen ſchon alle in der Art ihrer Erzeugung. Nur auf etwas weiter Entwickelung kömmt es an.

„Geſezt, daß ich einen Gegenſtand für wirklich, für gegenwärtig halte, der entweder gar nicht vorhanden, oder wenigſtens abweſend iſt: hab ich einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Einen falſchen.

„Geſezt wieder, daß zwar ein Gegenſtand da, aber nicht derjenige iſt, den ich mir einbilde, nicht von der Beſchaffenheit, die ich mir von ihm vorſtelle: hab ich einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Abermals einen falſchen.

„Was ergeben ſich hieraus für zwei Haupterforderniſſe zur Wahrheit?

Zuerſt, daß wirklich ein Gegenſtand vorhanden, und zweitens, daß er von der geglaubten Beſchaffenheit ſeyn muß.

„Dieſes Leztere will eigentlich ſagen? —

Daß die Vorſtellung von dem Gegenſtande den unveränderlichen Regeln gemäß ſeyn muß, nach welchen die Sinne, in ihrem gewöhnlichen geſunden Zuſtande und unter den vortheilhafteſten Umſtänden, empfinden.

„Wann entſteht denn aber der Fall, daß wir für wirklich oder für gegenwärtig halten, *was doch nicht iſt, oder wenigſtens jezt nicht* da iſt?

Im Traume.

„Gäbs nicht auch ſonſt noch Fälle? Sie haben gewiß ſchon einen Fieberkranken oder ſonſt einen Unglücklichen geſehen, der bei offnen Sinnen die Schwärmereien ſeiner Einbildungs-

kraft

kraft für Empfindungen nimmt. — Der Fall entſteht alſo zweitens?

Im Wahnſinn. Wenn man ſeiner Vernunft nicht mächtig iſt.

„Seneca, wie Ihnen bekannt ſeyn wird, nennt den Zorn einen vorübergehenden Wahnſinn. Sie können, mit dem Stertin beim Horaz, von jeder heftigen Leidenſchaft das Aehnliche ſagen. Denn nicht nur verführt ſie den Menſchen zu den ausſchweifendſten Handlungen, ſondern täuſcht ihn auch, wie z. B. die Furcht, mit Phantomen, als ob es Empfindungen wären. — Der Fall entſteht alſo drittens? —

Bei heftigen Leidenſchaften.

„Und endlich viertens: hat man nicht oft, auch im wachenden Zuſtande, ohne Leidenſchaft, ohne Wahnſinn, Empfindungen von etwas, das gleichwohl nicht iſt? Giebts nicht ein Flimmern vor den Augen, ein Brauſen im Ohre, das uns mit falſchen Empfindungen von einem geſehenen Schimmer, einem gehörten Sturme täuſche? Die Nerven nehmlich werden zuweilen von innen auf eben die Art, wie ſonſt von auſſen, erſchüttert. Der Fall entſtehe alſo noch? —

Von innerer Erſchütterung der Nerven.

„Die denn immer eine Unordnung im Körper, eine Krankheit zur Urſache hat.

„Nehmen Sie dieß Alles, was Sie hier gefunden, zuſammen. Dem Traum ſteht der wachende Zuſtand, dem Wahnſinn der freye Gebrauch der Vernunft, den Leidenſchaften die Ruhe des Gemüths, endlich der Krankheit die volle Geſundheit entgegen. Wenn man alſo gewiß ſeyn will, daß man nicht leere Einbildung mit Empfindung verwechsle: was wird erfodert?

> Daß man ſich ſeines wachenden Zuſtandes, des freyen Gebrauchs ſeiner Vernunft, eines ruhigen Gemüths und eines geſunden Körpers bewußt ſey.

„Aber wie, wenn nun ohnerachtet alles deſſen, unſre ſämmtlichen Begriffe von äußern körperlichen Dingen nichts als Träume, als Erſcheinungen; wenn dieſe Dinge außer der Vorſtellung nirgends vorhanden wären? Dieſe Meynung, die viele ſcharfſinnige Köpfe gehabt haben, wird Idealiſmus genannt. In ihre Prüfung, und falls ſie möglich wäre, in ihre Widerlegung können wir uns hier noch nicht einlaſſen. — Aber ich fürchte, oder vielmehr ich hoffe: was Sie jezt lächeln macht, wird Sie einſt künftig ſehr ernſthaft machen.

„Ich nehme jezt an, daß das erſte Haupterfordernis zur Wahrheit ausgemacht, daß wirklich ein äuſſrer Gegenſtand vorhanden ſey: was iſt dann noch das zweite Haupterfordernis? —

Daß auch der Gegenſtand die geglaubte Beſchaffenheit habe.

„Wie werden wir nun davon verſichert? — In voriger Stunde ſagt' ich, ein weißer Gegenſtand könne, wegen innrer Verderbnis der Säfte, gelb erſcheinen. Iſt ein Werkzeug, in welchem die Säfte verderbt ſind, ein geſundes oder ein ungeſundes Werkzeug?

Ein ungeſundes.

„Alſo wird hier abermals erfordert? —

Daß man ſich eines geſunden Werkzeugs bewußt ſey.

„Doch wie? Wären denn alle innre Urſachen, wodurch die Erſcheinungen der Gegenſtände verfälſcht werden, Krankheiten? Wenn dem Fieberhaften die Speiſe anders als dem Geſunden ſchmeckt, weil die Säfte, die ſich mit den Speiſen miſchen, bei jenem verderbt ſind; kann nicht auch dem Geſunden ein friſches mildes Getränk ſchaal oder herbe ſchmecken, weil er es unmittelbar auf ſo oder ſo eine Frucht nimmt? — Beſſer demnach, wir faſſen das Erfordernis ſo: Um zu unterſcheiden, was bei dem Eindruck von dem äuſſern Gegenſtande ſelbſt und was von dem

dem Werkzeuge herrühre, muß man den jedesmaligen Zuſtand ſeiner Werkzeuge kennen — Finden Sies ſo nicht allgemeiner, nicht richtiger?

Ohne Zweifel.

„In voriger Stunde ſagt' ich ferner: ein Gegenſtand könne gelb erſcheinen, weil das Licht nicht rein, weil es von einem fremden Lichte verfälſcht ſey. Wenn wir alſo von der Farbe einen richtigen Begriff erhalten ſollen; ſo iſt ein neues Erfordernis? —

Daß das Licht unverfälſcht ſey.

„Das gilt dann für den einen Sinn des Geſichts. Aber ſo ein Medium, wie Licht für das Geſicht iſt, haben mehrere Sinne. Allgemeiner alſo iſt dieſes Erfordernis?

Daß das Medium rein ſey, durch welches der Sinn empfindet.

„Laſſen Sie ſehen, ob Sie hiedurch einen Einwurf widerlegen können, den ſchon alte

Weltweiſe gegen die Zuverläſſigkeit der Sinne gemacht haben. Ein ganzes gerades Ruder, ſagten Sie, wenn mans in die Fluth getaucht ſieht, erſcheint gebrochen. Was iſt die Antwort hierauf?

Daß man hier das Ruder durch ein unreines, verfälſchtes Medium ſieht.

„Wenigſtens durch ein ungewöhnliches, durch ein fremdes. Ein ſolches fremdes Medium. alſo kann zu Irrthümern verführen. Für Sie zwar, die Sie ſchon die Erfahrung haben, daß das Gerade im Waſſer immer gebrochen erſcheint, iſt mir nicht bange: aber wem dieſe Erfahrung fehlt? wer die Natur und Wirkung des fremden Mediums noch nicht kennt? —

Der kann freilich leicht irren.

„Was war bei Ihnen das Verwahrungsmittel gegen dieſen Irrthum?

Die Erfahrung, daß das Medium immer dieſe Wirkung thue. Die Kenntnis von der Natur deſſelben.

„Dieſe Erfahrung alſo und dieſe Kenntnis wird auch für andre das Verwahrungsmittel ſeyn. Daraus folgt dann die Regel: daß man ſich mit der Natur jedes Mediums bekannt machen muß. — Haben Sie ſchon in der Naturlehre die Gründe gehört, warum das Waſſer die Erſcheinungen der Gegenſtände ſo verändert?

Nein.“

„Nun ſo iſt denn ihre Erkenntnis noch bloß **hiſtoriſch**. **Philoſophiſch** wäre ſie, wenn Sie die Gründe des Factums, nicht bloß das Factum, wüßten. — Indeſſen kann jene Erkenntnis ſchon hinlänglich ſeyn; doch iſt dieſe unſtreitig beſſer.

„Wir wollen ſehen, wie weit ſchon die bisher gefundenen Erforderniſſe zur Richtigkeit der Begriffe hinreichen. — Ich gebe Ihnen einen wirklich vorhandenen Gegenſtand, nehme Ihre Werkzeuge völlig geſund, Ihr Gemüth völlig heiter und ruhig an; ich geſtehe Ih-

Ihnen überdieß noch ein unverfälſchtes Medium, ein reines aber ſehr ſchwaches Licht zu; ein Licht, wie es in der erſten Morgendämmerung iſt: werden Sie nicht Gefahr laufen, bei zu ungewiſſem Eindruck, den hier die ſparſam erleuchteten Gegenſtände machen, falſche Begriffe zu bilden?

Natürlich.

„Wiederum geb ich Ihnen ein volles unverfälſchtes Licht, rücke aber den Gegenſtand weit von Ihnen weg in die Ferne: werden Sie nicht auch da wieder Gefahr zu irren laufen?

Allerdings. Denn der Eindruck iſt auch hier wieder zu ſchwach.

„Ein neues Erfordernis alſo iſt?

Die hinlängliche Stärke des Eindrucks.

„Darunter war, nach dem Obigen, zweierlei begriffen, und ich wünſchte es einzeln angegeben.

Es wird hinlängliche Fülle des Mediums und Nähe des Gegenſtandes erfordert.

„Wie

„Wie aber, wenn zuweilen der Gegenſtand auch zu nahe ſeyn könnte? Bei denjenigen Sinnen nehmlich, die, wie das Auge, nicht unmittelbar durch Berührung des Gegenſtandes ſelbſt empfinden. — So giebt es für Sie, der Sie nicht Myops ſind, bei Geſichtsgegenſtänden eben ſo wohl ein zu Nah, als zu Ferne. Statt des Worts Nähe alſo ſetzen wir beſſer? —

Rechte Entfernung des Gegenſtandes.

„Die nun zu beurtheilen, muß man abermals die Natur des Sinnes kennen. Sey es philoſophiſch oder hiſtoriſch.

„Doch auch die rechte Entfernung machts noch nicht aus. Treten Sie ſeitwärts, indem ich Ihnen hier auf dieſer Tafel einen Zirkel ſchlage! — Wenn Sie jezt bloß nach dem ſinnlichen Scheine urtheilten; würden Sie die Linie für einen Zirkel oder für eine Eylinie halten?

Für eine Eylinie.

„Alſo

„Alſo nicht bloß auf Entfernung, auch auf Lage kömmts an. Und auch in dieſe Lage weiß ein jeder, nach bloß gemeiner Erkenntnis, die beweglichen Gegenſtände ſo zu rücken, oder bei unbeweglichen ſeine eigene ſo zu verändern, daß er der Wahrheit ſeiner Vorſtellungen dadurch gewiß wird.

„Die Wiederholung der hier herausgebrachten neuen Erforderniſſe hat ſchon Cicero Ihnen erſpart. Sie müſſen ihn ſelber hören; denn mit ſeiner Gabe, Alles was er will zu ſagen, druckt er ſich ſo vortreflich aus, daß er in der Ueberſetzung gewiß verlieren würde. Meo quidem judicio, ſagt er, ita eſt maxima in ſenſibus veritas, ſi & ſani ſunt & valentes, & omnia removentur, quae obſtant & impediunt. Itaque & lumen mutari ſaepe volumus, & ſitus earum rerum, quas intuemur, & intervalla aut diducimus aut contrahimus, multaque facimus usque eo, dum adſpectus ipſe fidem faciat ſui judicii. Quod idem fit in vocibus, in odore, in ſapore: ut nemo ſit

ſit noſtrum, qui in ſenſibus ſui cuiusque generis judicium requirat acrius. (*Acad. Quæſt. IV. 7.*)

„Wie ſehr Cicero in der Bemerkung Recht habe, daß man, auch ohne daran zu denken, die Erforderniſſe zur Richtigkeit und Vollkommenheit der Begriffe weiß und anwendet; das können Sie aus alltäglicher Erfahrung lernen. Sehen Sie einem Kunſtkenner zu, wenn er ſich an dem vollen Anblick eines Gemäldes ergötzen will. Bald hängt ihm das Bild in falſchem, bald in zu ſchwachem Lichte; er hebt es herab, bringt es dem Tage näher, rückt es ſo, daß das Licht auf eben die Art, wie im Zimmer oder in der Phantaſie des Malers einfälle; reinigt das Gemälde vom Staube, das Auge von den geſammelten Feuchtigkeiten, und tritt dann umher, bis er die beſte Entfernung, den vortheilhafteſten Geſichtspunct findet.

„Es ſcheint Alles erſchöpft zu ſeyn, was ſich auf Gegenſtand, Werkzeug, Medium, Berührung des Werkzeugs bezieht. Aber wir brachten noch andere Erforderniſſe zur Erzeugung der Begriffe heraus: die waren? —

Beachtung, Vergleichung, Bezeichnung.

„Das wird uns der Regeln vermuthlich noch mehrere geben. Denn ſollt es nicht in Irrthümer führen, wenn die Aufmerkſamkeit zu nachläſſig, zu zerſtreut, kurz, wenn ſie nicht wach genug iſt?

Aller Wahrſcheinlichkeit nach.

„Auch Ihnen wird man in der Kindheit manchen Winterabend durch Geſpenſtermährchen vertrieben haben. Was halten Sie von ſolchen Geſpenſtermährchen? — Nicht gar viel, wie ich merke. Aber die gute Amme hatte geſehn, hatte gehört: ſie ſchwur, daß ſie wahr erzehlte, und ſie ſchien doch zu fromm, um falſch zu ſchwören?

Vielleicht auch, daß ſie wirklich geſehn und gehört hatte; nur nicht das, was ſie glaubte.

„Das

„Das Weiße alſo, was ſie im Mondenlicht ſah, war kein Geiſt; das Geräuſch, was ſie um Mitternacht hörte, kein Geklirr von Ketten? Es ward nur durch ihre abergläubiſche Einbildung dazu?

Ganz gewiß.

„Und wenn ſie ihre Furcht hätte überwinden, ihre erhitzte Einbildung in Schranken halten können; wenn ſie mit freier ungefeſſelter Aufmerkſamkeit ſich den Gegenſtänden genähert, ſie beobachtet hätte: ſo wäre plötzlich das Schreckenbild verſchwunden geweſen?

Unfehlbar.

„Ziehen Sie daraus die Regel: um richtige Begriffe zu erlangen, muß man die Aufmerkſamkeit frei erhalten, muß man ſich vor falſchen Einbildungen, mithin auch vor allen den Leidenſchaften hüten, die ſolche Einbildungen zu erzeugen pflegen.

„Doch nicht immer iſts nur die Einbildung, die der Erfahrung ſolche Zuſätze giebt.

giebt. — Sie wiſſen, daß bei voller Windſtille, in einer nicht mit ſchweren Dünſten beladenen Luft, der Rauch in die Höhe zu ſteigen pflegt. Ich beobachte das, und glaube erfahren zu haben, daß der Rauch keine Schwere habe. — Hab' ich es wirklich erfahren?

Nein.

„Was hab ich denn wirklich erfahren?

Nichts, als daß der Rauch in die Höhe ſteige.

„Ich machte alſo den Fehler, daß ich für Erfahrung nahm, was ich nur zur Erfahrung hinzuſchloß. Nicht wahr?

Allerdings.

„Was folgt daraus für eine zweite Regel?

Daß man Schlüſſe nicht mit Erfahrung verwechſeln müſſe.

„Denn zuerſt: Man erfährt ja nicht wirklich, was man nur ſchließt, und zweitens: was man aus einſeitiger Erfahrung ſchließt, iſt im-

immer ſehr unſicher. — So iſt z. B. die Erſcheinung des Rauchs auf hohen Bergen, wo die Luft ſehr leicht iſt, ganz anders, als in niedrigen Gegenden. Wer den Äetna beſteigt, ſieht den Dampf aus dem Schlunde ſich vom Berge herunterwälzen, bis er in der dichtern mittlern Luft, wo er ſein Gleichgewicht findet, ſich ſetzt und wie eine Wolke fortzieht. —

„Die beiden obigen Regeln können Sie nun in die eine zuſammenfaſſen: Man muß die Aufmerkſamkeit wach erhalten, um nicht mehr zur Erfahrung zu rechnen, als was ſie wirklich enthielt. Das wird dann auch alle die Fehler verhüten, die in Anſehung der Vergleichung vorfallen könnten. — Doch da auch falſche, mangelhafte Erinnerung des Vergangnen, eben ſo wohl als vernachläſſigte Beachtung des Gegenwärtigen, auf falſche Begriffe führen kann; ſo faſſen wir die Regel lieber ſo: Man muß beides die Aufmerkſamkeit und das Gedächtnis ſchärfen.

„Ueber die Bezeichnung der Begriffe ſtellen wir künftig eine eigne Unterſuchung an. Die Materie iſt wichtig, und die Veranlaſſung zu dieſer Unterſuchung wird ſich zeigen, wenn wir bei Gelegenheit unſers Menon die Grundſätze der Erklärungskunſt lernen. — Merken Sie nur noch, daß der Fehler, da man ſeinen Erfahrungen falſche Einbildungen und Schlüſſe einſchiebt, der **Erſchleichungsfehler** (vitium ſubreptionis) genannt wird.

Vierte Lection.

„Aus der Erklärung des Begriffs, wozu uns der Sclave des Menon Gelegenheit gab, haben ſich ſo viel andre Betrachtungen entſponnen, daß wir uns faſt ganz vom Menon verloren hätten. Einmal müſſen wir doch mit unſrer logiſchen Unterſuchung dem Sokrates in ſeiner moraliſchen nachgehn, und ſo mag fürizt der Sclave unter das Gefolge wieder zurücktreten. — So, wie dieſer ſchon einen Begriff vom Viereck, ſo hatte jener ſchon einen Begriff von der Tugend. Nicht wahr?

Wir haben es zugegeben.

„Wie mogt' er nun den erhalten haben? — Sie wiſſen ja ſchon alles, was zur Erzeugung eines Begriffs erfodert wird. Wiederholen Sies nur!

Durch Berührung eines ſinnlichen Werkzeugs.

„Welches ſinnlichen Werkzeugs? — — Sie ſtocken?

Des Auges.

„Des Auges? — Sie meynen vermuthlich, weil er tugendhafte Handlungen wird geſehn haben, von denen er zum allgemeinen Begriff der Tugend übergegangen. — Aber denken Sie nur etwas weiter nach, und Sie werden bald gewahr werden, daß wir mit dem Auge eigentlich nichts, als Figur, Farbe und räumliche Veränderungen ſehen. — Iſt denn nun eine tugendhafte Handlung; iſt das, was ſie tugendhaft macht, eine Figur, oder eine Farbe, oder eine räumliche Veränderung?

Keins von allem.

„Alſo kein Gegenſtand des Auges?

Nein.

„Und welches Sinnes denn ſonſt? — Wir zählen ja ihrer fünfe.

„Sie ſtutzen. Wenn ich Sie nun weiter um die Erzeugung der Begriffe: Vergnügen, Schmerz; Wiſſenſchaft, Meynung; Liebe, Haß; Weisheit, Thorheit, u. ſ. f. fragte; ſo würden Sie bald gewahr werden, daß es eine ganze Menge von Begriffen giebt, die nicht auf die Art, wie oben angegeben, erzeugt werden. Aber auf welche Art denn ſonſt? — — So viel wiſſen Sie doch aus gemeiner Erkenntnis, daß man Körper und Seele unterſcheidet und einander entgegengeſetzt. Nicht?

Allerdings.

„Seele nennen Sie das, was in ihnen empfindet, denkt und will?

Nicht anders.

„Und jene Begriffe, deren Erzeugung Sie nicht zu erklären wußten, beziehen ſich alle auf ein Empfinden, Denken, Wollen?

Ganz ſichtbar.

„Auch Sokrates, wenn Sie ſich noch erinnern, machte einen Unterſchied unter Dingen, die **in** und die **auſſer** der Seele ſind. — Zu welcher von beiden Klaſſen rechnete er die Tugend?

Zu der erſtern. Zu den Dingen, die in der Seele ſind.

„Sollte das den Knoten nicht auflöſen? — Wenn der Sclave des Menon den Begriff vom Viereck, ſo wie von allen äuſſern Dingen, mittelbar durch den Körper erhalten mußte: wie mußte Menon ſelbſt den Begriff von der Tugend erhalten?

Unmittelbar durch die Seele.

„Das ſcheint nun ſo richtig, ſo klar; denn die Tugend iſt eine Eigenſchaft der Seele ſelbſt; ſie iſt in ihr. Gleichwohl bleibt noch eine zwiefache Dunkelheit übrig. — Denn zuerſt: Glauben Sie, daß eine Seele in eine andere Seele ſo unmittelbar hinüberblicken könne, wie Auge in Auge?

Unmöglich.

„Iſt denn alſo nicht deutlich, daß wir Alles, was wir von ſolchen Dingen unmittelbar

bar erkennen ſollen, in unſrer eignen Seele erkennen müſſen?

Sehr deutlich.

„Zugegeben demnach, ich begriffe durch Ihre Antwort, wie Menon zur Kenntnis männlicher Tugend gelangt ſey, da er ſelbſt Mann war; begreif' ich darum ſchon, wie er auch weibliche Tugend habe erkennen lernen? — Oder ein beſſeres Beiſpiel! Begreif' ich durch Ihre Antwort, wie Sokrates und Anytus nicht nur von ihrer eigenen Tugend; wie ſie auch von der klugen Tapferkeit eines Themiſtokles, von der ſtrengen Gerechtigkeit eines Ariſtides Begriffe erhielten?

Sie ſchloſſen die Tugenden dieſer Männer aus den allgemein bekannten Handlungen derſelben.

„Sehr wohl geantwortet! Allein dieſe Handlungen, ſo fern ſie in die äuſſern Sinne fielen, waren abermals körperlich, und in die Seele der beiden Tugendhaften konnten doch weder Anytus noch Sokrates blicken. Wenn ſie nun gleichwohl ſo beſtimmt von den äuſſern Wirkungen auf die innre Urſache ſchloſſen; wenn ſie davon nicht, als von einer unbekannten, ſondern als von einer bekannten Sache ſprachen, von der ſie reelle Begriffe hatten: mußten ſie da nicht ſchon anderswoher die Kenntnis derſelben haben?

So ſcheint es.

„Schöpfen aber konnten ſie den Begriff der Tugend nirgends anders, als in der Seele, und da ſie ihn aus Anderer Seelen unmöglich ſchöpfen konnten: was blieb da übrig? —

Daß ſie ihn aus ihrer eigenen ſchöpften.

„Sonach hätten Anytus und Sokrates ſich nie eines Ariſtides Gerechtigkeit, eines Themiſtokles Tapferkeit denken können, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt gewiſſe den Tugenden jener Männer analoge Empfindungen und Geſinnungen wahrgenommen hätten? Ihre Begriffe davon wären Begriffe geweſen, aus ih-

rem

rem eigenen Innern gezogen und auf jene Männer übergetragen?

Es ſcheint anders Nichts zu ſagen übrig.

„Freilich nicht. Auch iſt es ſehr deutlich, daß wirklich dieß die Entſtehungsart aller pſychologiſchen Begriffe ſeyn muß. Denken Sie ſich einen Menſchen ohne alles Gefühl von Muth, von Recht und von Unrecht; — welches zwar in der That ein unmöglicher Fall iſt — und Sie begreifen ſehr leicht, daß für ſo einen Menſchen Tapferkeit und Gerechtigkeit ewig Namen ohne Sinn, leere Schälle, nicht bedeutende Wörter ſeyn werden. — Zugleich erhellt auch, daß unſre Begriffe von Anderer Empfindungen und Charakter um ſo viel mangelhafter oder vollſtändiger ſeyn müſſen, je mehr oder je weniger Analogie ſich zwiſchen unſrer und ihrer Empfindungsart, unſerm und ihrem Charakter findet. Der gerechte Sokrates konnte ſich in die Seele eines Ariſtides ohne Zweifel viel leichter, viel völliger ver-

verſetzen, als ſein boshafter ungerechter Ankläger Anytus.

„Warum iſt denn aber die Beobachtung anderer Menſchen ein ſo gutes Mittel zur Selbſterkenntnis? Denn, um hier eine Platoniſche Idee aus dem erſten Geſpräch: Alcibiades, mit einiger Veränderung, anzuwenden: ſo erkennt ſich das Auge, indem es ſich in einem andern Auge: die Seele, indem ſie ſich in einer andern Seele ſpiegelt. — Die Antwort hierauf iſt leicht. Wir erhalten durch Beobachtung Anderer Geſichtspuncte, uns ſelbſt zu beobachten. Ueberdem; wo wir gerade die beſte Gelegenheit hätten, unſer Innerſtes zu erforſchen, da iſt die Seele zu ſehr beſchäftigt, zu ſehr bewegt; und Beobachtung erfodert einen ruhigern Zuſtand. Wenn wir hingegen bei Anderer Handlungen und Leiden in uns ſelbſt zurückkehren, ſo haben wir weit mehr die Faſſung zum Reflectiren: die bloßen Ideen der Erinnerung ſind ſchwächer;

die

die bloſſen Bewegungen der Sympathie weniger lebhaft. — —

„Wir haben jezt ſo viel gewonnen, daß wir zwei Fragen auf Eine zurückgebracht haben. Denn ſobald wir nun wiſſen, wie wir Begriffe von unſrer eigenen Seele bilden, ſo wiſſen wir zugleich, wie wir ſie von Andrer Seelen erlangen. — Sie erinnern ſich ohne Zweifel noch der Antworten, die Sie mir gaben. Die Begriffe von äuſſern Dingen werden uns mittelbar durch den Körper zugeführet; die von innern Seelenveränderungen? —

Erhalten wir unmittelbar durch die Seele.

„Unmittelbar, ſagen Sie. Urtheilen Sie ſelbſt, in wie fern das ſeyn kann? — Sokrates ſagt in unſerm Geſpräch, daß er für alle ſchönen Jünglinge eine Art von Schwachheit habe. — Dieſe ſeine Schwachheit fürs Schöne, ſein Wohlgefallen am Schönen:

rech-

rechnen Sie es zu den Dingen, die in, oder die auſſer der Seele ſind?

Zu denen, die in ihr ſind.

„Wenn nun aber Sokrates nie einen ſchönen Jüngling, einen Xenophon, Alcibiades, Menon gekannt, nie überhaupt einen ſchönen Gegenſtand geſehen hätte: würde ſich je dieſe Empfindung in ſeiner Seele geregt; würd' er je eine Vorſtellung davon erhalten haben?

Gewiß nicht.

„Wenigſtens nicht vom ſichtbaren Schönen; das iſt ganz deutlich. — Denken Sie ſich nun einen Menſchen, der von je her aller ſeiner Sinne beraubt, blind, taub, geruchlos, geſchmacklos, an allen Gliedern paralytiſch wäre: würde ſo ein Menſch je zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt kommen? je von den Kräften und Eigenſchaften ſeiner Seele Begriffe bilden?

Wohl ſchwerlich.

„Mithin muß ja der Menſch erſt ſehen, hören, riechen, ſchmecken, fühlen; kurz, er muß erſt durch den Körper empfinden, eh er auf ſich ſelbſt zurückblicken, eh er von den Kräften und Eigenſchaften ſeiner Seele irgend einen Begriff bilden kann?

Nach dem Obigen freilich.

„Gleichwohl behaupteten ſie, wir ſchöpften jeden Begriff von der Seele unmittelbar aus ihr ſelbſt. Jezt erhellt ja, wir erhalten ihn mittelbar durch den Körper.« Und erhalten ihn folglich auf eben die Art, wie auch alle Begriffe von äuſſern Dingen. — Oder wäre doch noch ein Unterſchied da? — Denken Sie nach!

Es muß nothwendig.

„Warum?

Weil doch die Seele mit ihren Kräften und Eigenſchaften nicht ſo in die Sinne fällt, wie die äuſſern Dinge.

„Sie empfinden, worauf ich hinaus will; aber ich wünſchte, daß Sie es deutlich machten. — Alles, was zur Seele gehört, muß innerlich aus ihr ſelbſt erkannt werden, weil ſie nicht in die Sinne fällt; ſo viel iſt klar. Aber die Seele äußert ſich nicht anders, als bei Gelegenheit der äußern Bilder und Eindrücke, welche die Sinne ihr zuführen. Erſt muß der ſchöne Gegenſtand ſich dem Auge darſtellen, ehe die Seele einen Begriff davon bilden und ihr Wohlgefallen daran gewahr werden kann. Und ſo iſt überhaupt bei allen unſern ſinnlichen Vorſtellungen das, was zur Seele, mit dem, was zum Körper gehört, innigſt verbunden. Dieſe ſinnlichen Vorſtellungen aber ſind die Grundlage aller unſrer Erkenntniſſe. Daraus folgt dann zweierlei. Zuerſt, wenn kein anderes Mittel iſt, die Seele kennen zu lernen, als bei Gelegenheit der ſinnlichen Eindrücke: wie muß mans anfangen, um Begriffe von ihr zu erhalten?

> Man muß ſie, eben bei Gelegenheit dieſer ſinnlichen Eindrücke, beobachten.

„Und zweitens: Wenn die Vorſtellung deſſen, was die Seele angeht, immer mit der Vorſtellung deſſen, was zum Körper gehört, ver-

bun-

bunden iſt: wie muß mans anfangen, um die Begriffe von der Seele rein und richtig zu haben?

Man muß das, was zur Seele gehört, von dem äußern Körperlichen ſorgfältig abſondern.

„Sie ſehen alſo, wir haben zweierlei gefunden, da wir nur Eines geſucht haben. Außer der Art, wie alle pſychologiſchen Begriffe urſprünglich gebildet werden, haben wir zugleich ein Haupterfordernis zur Wahrheit derſelben entdeckt: die ſorgfältige Abſonderung des zur Seele Gehörigen von allem Körperlichen, Sinnlichen, Aeuſſern. — Wenn Sie ſich alſo die Ideen der Seele als wirkliche Bilder dächten, oder gar, wie es der Stoiker Kleanth nach dem Sextus Empirikus (*adv. Math. L. VII*) ſoll gethan haben, als wirkliche Abdrücke der Gegenſtände mit Erhebungen und Vertiefungen, ſo wie die Abdrücke des Siegelringes im Wachs ſind: hätten Sie einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Sicherlich einen falſchen.

„Allein in Anſehung der Geſichtsideen iſt es doch richtig, daß erſt ein Bild im Auge da ſeyn muß, eh ein Begriff in der Seele entſtehen kann?

Dieſes Bild im Auge aber iſt nicht ſelbſt der Begriff.

„Und was denn ſonſt? —

Es iſt bloß die Urſache dieſes Begriffs.

„Oder noch beſſer vielleicht: die Bedingung dazu. — Merken Sie alſo die Regel: daß man die Seelenveränderung nicht mit der körperlichen verwechſeln muß, die von jener nur die veranlaſſende Urſache iſt. — Wenn Sie ſich ferner das, was man Gemüthsbewegung nennt, als wirkliche Bewegung, mithin als räumliche Veränderung dächten: hätten Sie einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Wiederum einen falſchen.

„Indeſſen ſind doch alle Gemüthsbewegungen mit gewiſſen Erſchütterungen des Nervenſyſtems, mit gewiſſen Wallungen im Blute verbunden?

Dem ohnerachtet. Denn dieſe Erſchütterungen und dieſe Wallungen ſind doch immer nur Folgen der bewirkten Seelenveränderung, nicht die Seelenveränderung ſelbſt.

„Merken Sie alſo die zweite Regel: daß die äußern körperlichen Folgen innerer Seelenmodificationen, wie innig ſie auch damit vergeſellſchaftet ſeyn mögen, doch nicht mit ihnen ſelbſt müſſen verwechſelt werden. — Wenn Sie ſich endlich drittens das, was man Neigung der Seele nennt, als ein wirkliches räumliches Hinneigen dächten: hätten Sie einen wahren oder einen falſchen Begriff?

Auch hier einen falſchen.

„Warum?

Weil hier Neigung ein blos entlehnter, metaphoriſcher Ausdruck iſt, der nicht im eigentlichen Sinn muß genommen werden.

„Vortreflich! — Aber iſt es nicht ſeltſam, daß man der Gefahr, in Irrthümer zu fallen, nicht lieber ausweicht? daß man in der Philoſophie, wo es auf Schönheit der Begriffe ſo wenig ankömmt, nicht ohne Bilder, ohne Metaphern ſpricht? — — Wie können Sie für Neigung der Seele noch ſonſt ſagen?

Hang der Seele.

„Das ſehen Sie wohl, iſt nur ein andres Wort, aber das nehmliche Bild. — Trieb? — iſt gleichfalls ein vom Körperlichen übergetragenes Wort, und erinnert uns an die Kraft einer geſpannten Feder. — Diſpoſition? — ſagt vielleicht nicht völlig das Nehmliche, und iſt abermals ein fremder entlehnter Ausdruck, der ſich ſichtbar auf Ort und Lage bezieht. — Kurz, wie viel Sie umherdenken mögen; Sie werden für pſychologiſche Begriffe ſchwerlich andre, als ſinnliche oder vom Sinnlichen entlehnte Namen finden. Selbſt das Wort: Begriff iſt Metapher. Und wenn ja bei einigen Ausdrücken, wegen veralteter Wurzel oder wegen ſonſt einer Urſache, die Ableitung kaum mehr kenntlich wäre; ſo wird ſie doch oft der

ge-

gelehrtere Sprachforſcher, ein Adelung, ein Fulda, noch anzugeben wiſſen. Die Urſache, warum das ſo ſeyn muß, daß ſich die Menſchen alle ihre Begriffe von der Seele vermittelſt körperlicher Zeichen mittheilen, werden wir künftig ſehen. Aber was folgt aus dieſer Bemerkung für eine Regel? Was für eine Vorſicht, in Anſehung der Bezeichnung pſychologiſcher Begriffe, müſſen wir anwenden?

> Wir müſſen uns durch die ſinnlichen Zeichen nicht verführen laſſen, auch die Begriffe ſinnlich zu denken.

„Alſo, wenn ein Zenon den Ausdruck τυπωσις einführt, müſſen wir uns nicht, wie Kleanth, den wirklichen Abdruck eines Bildes, ſondern, wie der weiſere Chryſipp, eine bloße Modification, (ἑτεροιωσις) der Seele denken.

„Der ganze Unterſchied körperlicher und pſychologiſcher Begriffe, in Anſehung ihrer Erzeugung, liegt blos da, wo wir anſtießen: alles Uebrige iſt das Aehnliche. Alſo werden

den auch alle die Regeln, die für jene galten, für dieſe gelten. Wir müſſen die Seele in Zuſtänden faſſen, wo ſie ſich hinlänglich verräth, wo es, ſo zu reden, hinlänglich licht in ihr iſt; wir müſſen das, was jedesmal in ihr vorgeht, mit Genauigkeit und Sorgfalt beobachten; müſſen in unſre Erfahrungen von ihr keine falſchen Schlüſſe und Einbildungen mengen. — Araſpes, wie Sie aus der Cyropädie des Xenophon wiſſen, glaubte erfahren zu haben, daß er zwo Seelen, eine gute und eine böſe, hätte. Was hatt' er wirklich erfahren?

Daß ſich beides moraliſch gute und moraliſch böſe Neigungen bei ihm fänden.

„Aber daß dieſe Neigungen nicht aus einem einzigen gemeinſchaftlichen Principium, ſondern aus verſchiedenen flöſſen? —

Das hatt' er nicht erfahren, ſondern nur zur Erfahrung hinzugeſchloſſen.

„Alſo, wenn ers wirklich für Erfahrung nahm; welchen Fehler begieng er?

Einen Erſchleichungsfehler.

„Da-

„Dazu verführte ihn aber? — Offenbar die Dunkelheit, worinn er ſich wegen der Natur der Seele befand, verbunden mit der natürlichen Begierde, dieſe Dunkelheit aufzuhellen.“ Die nehmliche Urſache hat der abgeſchmakten Idee teufliſcher Eingebungen und Beſitzungen den Urſprung gegeben. Unwiſſenheit iſt die Mutter des Aberglaubens. — Daher halten alle unaufgeklärten Völker, ſo wie unter den aufgeklärtern der Pöbel, die Traume für prophetiſch; weil ſie nehmlich die Verbindung, wodurch die Seele von ihren Empfindungsideen bei entfeſſelter Phantaſie dazu übergeht, nicht begreifen können. Eben ſo ſchmeicheln ſich oft ſchwachſinnige Gläubige mit einem außerordentlichen Gnadengefühl, weil ſie den geheimen Einfluß des körperlichen Wohlbehagens auf die Faſſung der Seele nicht einſehn, und Weltweiſe ſelbſt erträumen ſich Erfahrungen von freier unbeſtimmter Willkühr, weil die Bewegungsgründe, die ſie bei ihren Handlungen wirklich leiten, in der Region ihrer dunkeln Ideen vergraben liegen. — Merken Sie ſich alſo noch zum Schluß die Regel: daß wir gegen den Erſchleichungsfehler um ſo mehr auf der Hut ſeyn müſſen, je verborgner die Gründe der Erſcheinungen ſind, die wir in unſrer Seele gewahr werden.

Fünfte Lection.

„Bisher haben wir noch weiter nichts, als überhaupt die Quelle entdeckt, aus welcher der Begriff der Tugend geſchöpft werden muß. Wie dieſer Begriff aus einzelnen tugendhaften Handlungen und Empfindungen in ſeiner Allgemeinheit gebildet, oder nach dem Ausdruck des Sokrates, wie das Eine gefunden werde, das alle Tugenden zu Tugenden macht, iſt noch beſonders zu unterſuchen. — Laſſen Sie uns dieſe Unterſuchung ſo anſtellen, daß wir zugleich ein Räthſel im Philebus des Platon löſen, wo unſer Sokrates ſagt: Eins ſey Viel, und Viel ſey Eins. — Was dünkt Ihnen zu dieſem Paradoxon? Iſt es nicht offenbar widerſprechend?

Es ſcheint wohl nur ſo.

„Und wie wär' es denn zu erklären?

Sokrates will vermuthlich nur ſagen, daß es gleichgültig iſt, wie man die Einheit anſetzt. Man kann ein Talent, eine Seſterzie, eine Drachme zur Einheit machen, und ſich dann in jeder noch viel andere Einheiten denken.

„Sie tragen da in die Worte des Sokrates einen ſehr richtigen Sinn, und es macht Ihnen Ehre, ſo ſchnell darauf gefallen zu ſeyn. Allein was ſich Sokrates dabei dachte, war etwas anders. — Um es Ihnen durch Beiſpiele aus unſerm Menon begreiflich zu machen; wie viel geb' ich Ihnen Begriffe, wenn ich nichts weiter ſage, als: Biene?

Nur Einen?

„Wenn ich aber ſage: Mutterbiene, männliche Biene, Werk- oder geſchlechtloſe Biene; wie viel da?

Mehrere. Ihrer drei.

„Eben ſo, wenn ich ſage: Figur; wie viel hab' ich Ihnen Begriffe gegeben?

Nur Einen.

„Wenn ich aber ſage: Dreieck, Viereck, Zirkel, Sechseck, Rhombus; wie viel da?

Ihrer mehrere. Viele.

„Jede der verſchiedenen Bienarten aber; Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene, iſt Biene? Jede der verſchiedenen Figuren, Dreieck, Zirkel, Viereck u. ſ. w. iſt Figur?

Allerdings.

„Biene aber, haben Sie zugegeben, iſt nur Ein Begriff; auch Figur iſt nur Ein Begriff?

Freilich.

„Welchen Sinn alſo werden Sie nun in dem Satz des Sokrates ſehen, daß das Eine Viel iſt?

Es iſt in ſo ferne Viel, als der Eine Begriff in mehrern andern vorkömmt.

„Und wie werden Sies verſtehen, daß das Viele Eins iſt?

So: daß ſich die vielen Begriffe alle auf Einen zurückbringen laſſen.

„Sokrates alſo verſteht unter dem Einen einen allgemeinen Begriff, der in allen ihm untertergeordneten beſondern oder einzelnen enthalten iſt; unter dem Vielen eben die untergeordneten Begriffe, die jeder den allgemeinen in ſich ſchließen. — Ziehen Sie ſich nun daraus ſelbſt die Erklärung des allgemeinen Begriffs!

Es iſt ein ſolcher, der in mehrern andern enthalten iſt.

„Aber wie das? wie kann er das ſeyn? — Die Mutterbiene iſt doch von der Werkbiene, der Zirkel vom Viereck verſchieden? Beide ſind doch einander unähnlich?

Freilich; allein dieſe Verſchiedenheit oder Unähnlichkeit kömmt hier in keine Betrachtung.

„Was kömmt alſo allein in Betrachtung? — Was ſteht der Unähnlichkeit entgegen?

Die Aehnlichkeit.

„In dem Begriff: Biene alſo iſt blos das enthalten, was Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene; in dem Begriff: Figur, blos bloſs das, was Dreieck, Zirkel, Viereck, u. ſ. w., bei aller ihrer übrigen Verſchiedenheit, Aehnliches haben?

Nicht anders.

„Biene aber iſt ein allgemeiner Begriff? Figur iſt ein allgemeiner Begriff?

Wie wir ausgemacht haben.

„Was iſt alſo überhaupt ein **allgemeiner Begriff?** (Notio univerſalis.)

Ein ſolcher, der bloſs das enthält, was mehrere andere Begriffe Aehnliches haben.

„Beurtheilen Sie hieraus zugleich, wie allgemeine Begriffe müſſen gebildet werden!

So, daſs man, bei angeſtellter Vergleichung mehrerer Begriffe, das Verſchiedne vom Aehnlichen unterſcheidet, jenes wegläſst und dieſes allein behält.

„Alſo, da die Bildung allgemeiner Begriffe immer durch Abſonderung, durch Abſtraction geſchieht; wie können Sie die

die allgemeinen Begriffe auch noch ſonſt nennen?

Abgeſonderte oder abſtracte Begriffe.

„In der vorigen Lection haben wir beiläufig des Begriffs der Schönheit erwähnt. Iſt nicht dieſer Begriff in mehrern Dingen wirklich? Iſt er nicht in den verſchiedenen Bildungen eines Xenophon, Alcibiades, Menon enthalten?

Freilich.

„Zu was für Begriffen alſo rechnen Sie ihn?

Zu den abgeſonderten oder allgemeinen Begriffen.

„Sie ſagen, abgeſondert: — aber von den Gegenſtänden welches Sinnes?

Von Geſichtsgegenſtänden.

„Freilich, wenn Sie das Wort in ſeinem eigentlichen urſprünglichen Sinne nehmen, ſo mögte ſich Schönheit nur von ſichtbaren Dingen ſagen laſſen. Hat man aber nachher den Begriff nicht erweitert, und auch auf hörbare Ge-

Gegenſtände ausgedehnt? Spricht man nicht auch von ſchönem Geſang, ſchöner Melodie?

Allerdings.

„Alſo in ſeiner größern Allgemeinheit giebt uns dieſen Begriff des Schönen? —

Nicht blos Ein, ſondern mehrere Sinne.

„Aber haben Sie nicht auch ferner von einer innern, intellektuellen und moraliſchen Schönheit, von ſchönen Handlungen, ſchönen Geſinnungen reden hören? — Iſt nicht das, was man bei der Schönheit Ausdruck nennt, der Verſtand, die Güte des Herzens, die aus Blick und Gebehrde hervorleuchten, das Reizendſte, Anziehendſte bei der Schönheit?

Ohne Zweifel.

„Dieſer Verſtand aber und dieſe Güte des Herzens; wie werden Sie erkannt? Durch

Beachtung äußerer Gegenſtände, die in die Sinne wirken?

Nein, ſondern durch Beachtung der Seele.

„Denn nicht wahr? Blick und Gebehrden ſind nur die äuſſern Zeichen, die uns jene innern Eigenſchaften der Seele ankündigen, aber nicht dieſe Eigenſchaften ſelbſt?

Ganz offenbar.

„In ſeiner weiteſten Bedeutung alſo hat dieſer Begriff der Schönheit eben ſehr vielfachen, ſehr gemiſchten Urſprung: denn nicht allein wird er durch mehr als Einen äuſſern Sinn, er wird auch noch durch innere Beachtung der Seele erlangt. — Verſuchen Sies nun mit dem Begriff der Farbe! Woher haben Sie den?

Nur durch den Sinn des Geſichts.

„Denken Sie nach! Nicht noch durch andere Sinne?

Durch keinen.

„Aber

„Aber auch nicht innerlich durch die Seele?

Noch viel weniger.

„Hingegen den Begriff der Figur? —

Haben wir wiederum nur durch den Sinn des Geſichts.

„Wie? Nicht auch durch den des Gefühls?

Doch. Alſo durch mehrere Sinne. —

„Aber auch nur durch dieſe Sinne, durch keine andere, und am allerwenigſten durch die Seele. — Sie erkennen alſo nun einen merkwürdigen Unterſchied unter den Begriffen, in Anſehung des Urſprungs derſelben. Einige haben wir blos der inneren Empfindung, andere zugleich einem oder mehrern äußern Sinnen, wiederum andere einzig und allein dieſen äußern Sinnen; und von den letztern abermals einige blos Einem, andre mehrern Sinnen zu danken. Die, welche wir allein durch die innre Emppfindung, oder allein durch Einen äußern Sinn erhalten, ſind einfachen Urſprungs; die übrigen mannichfaltigen oder gemiſchten Urſprungs.

„Es wäre nur eine allzuweitläuftige Abſchweifung; ſonſt könnt ich Ihnen leicht begreiflich machen, wie ausnehmend wichtig dieſe Begriffe gemiſchten Urſprungs ſind. Nur ſo viel will ich erinnern, daß größtentheils auf dieſe Begriffe der Zauber der dichteriſchen Harmonie, und die Möglichkeit einer philoſophiſchen Sprache beruht. Jene Harmonie, worunter ich hier die nachahmende verſtehe, wäre äußerſt eingeſchränkt, wenn es nicht allgemeine Aehnlichkeiten gäbe, in welchen die hörbaren Töne und Rhythmen mit ſichtbaren und andern Gegenſtänden zuſammenträfen, und der beträchtlichſte Theil der philoſophiſchen Sprache fiele weg, wenn nicht die ſinnlichen Dinge mit den unſinnlichen gewiſſe abſtracte Merkmale gemein hätten,

durch

durch welche jene zu geſchickten Metaphern für dieſe würden. —

„Ich werfe einen zweiten Blick in unſern Philebus, und finde, daß Sokrates nicht blos von Einem und Vielem, ſondern auch von Einem und Unendlichem ſpricht. Und zwar ſagt er, daß es, zwiſchen dieſem Unendlichen und dieſem Einem, verſchiedene zwiſchenliegende oder Mittelbegriffe gebe. — Auch hiervon iſt der Sinn leicht zu faſſen. Nehmen Sie den allgemeinen Begriff des Thiers; ſo haben Sie, nach dem Ausdruck des Sokrates, Eins. Nehmen Sie alle wirkliche Thiere, die in der Welt geweſen ſind, ſind und ſeyn werden; ſo haben Sie Vieles. Aber was für ein Vieles? — Nicht wahr? Ein unüberſehliches, unzählbares, und wenn Sie ſich ſo ausdrücken wollen, unendliches?

Ganz recht.

„Nehmen Sie nun aus dieſer Unendlichkeit irgend ein einzelnes, z. B. eine wirkliche

Biene heraus; etwa die, die beim Anakreon den Amor ſticht, oder eine von denen, die am Hymettus dem jungen Platon Honig auf die Lippen trugen — Fabeln, die hier für Wirklichkeiten gelten mögen: — müſſen Sie da nicht erſt eine Menge anderer Begriffe durchlaufen, die immer allgemeiner und allgemeiner werden, ehe ſie zu dem ſehr allgemeinen des Thiers kommen?

Freilich.

„Mutterbiene oder männliche Biene konnten jene nicht ſeyn; denn die ſammeln nicht Honig. Was war alſo der nächſte Begriff, unter den ſie gehörten?

Der Begriff einer Werkbiene.

„Die Werkbiene aber iſt, ſo gut wie jede andere, Biene: und alſo iſt hier wieder der nächſte Begriff? —

Eben dieſer der Biene.

„Nun gehört aber die Biene unter die Fliegen; die Fliege unter die Inſecten: und ſo haben Sie eine Menge von zwiſchenliegen-

den

den Einheiten; eine Leiter von Mittelbegriffen, durch die Sie ſich von dem Unendlichen zu der höhern Einheit erheben oder von dieſer Einheit zu dem Unendlichen herabſteigen können. — Das Nehmliche wird ſich, in Anſehung aller andern einzelnen Dinge, finden. Nehmen Sie, aus der unzählbaren Menge von Linien und Körpern in der Natur, die Spirale auf Jakob Bernoullis Grabmal heraus, die er zu einem ſo ſchönen Sinnbilde der Unſterblichkeit ſeiner Seele machte, oder die geometriſchen Körper, an denen Cicero die Grabſtätte des Archimedes erkannte, und Sie finden abermals verſchiedene Mittelbegriffe, die Sie erſt durchlaufen müſſen, ehe Sie zu den höhern Begriffen der Linie und des Körpers gelangen.

„Merken Sie ſich nun folgende in der Logik und überhaupt in den Wiſſenſchaften eingeführte Terminologie. Jedes Ding aus dem Unendlichen heißt ein einzelnes Ding (individuum); der nächſte allgemeine Begriff, unter

wel-

welchem die Individuen enthalten ſind, die Art (species); der höhere allgemeine Begriff, der die Arten unter ſich faßt, die Gattung oder das Geſchlecht (genus). — Die Bienen am Hymettus waren Individuen; Werkbiene iſt die Art; Biene das Geſchlecht: Fliege das höhere Geſchlecht (genus ſuperius): Inſect das noch höhere Geſchlecht. Unendlich aber kann dieſe Reihe untergeordneter Begriffe nicht ſeyn: das höchſte Geſchlecht (genus ſummum), welches alle andern höhen und niedrigen Geſchlechter, Arten und Unterarten (species inferiores), nebſt allem möglichen Individuellen, unter ſich faßt, iſt der Begriff des Dinges (entis).

„In dem Fortgange unſerer Unterſuchungen wird es Ihnen immer deutlicher werden, daß aller Gebrauch der Vernunft, mithin aller Vorzug des Menſchen, eben auf ſeiner Gabe zu abſtrahiren und auf die hiervon abhängende Subordination der Begriffe beruhet. Dieſe Gabe alſo iſt das edelſte Ver-

mö-

mögen, die höchſte Kraft ſeiner Natur; diejenige, wodurch er der Gottheit ſo nahe kömmt, als ſeine Endlichkeit es verſtattet. Und wenn nun überhaupt die leichte ungehinderte Uebung jeder Kraft mit Vergnügen verbunden; wenn jede Art von Vergnügen, wie ſich aus näherer Entwickelung deſſelben ergiebt, auf Uebung der Kräfte gegründet iſt: ſo begreifen Sie leicht, daß der Vernunftgebrauch, vermittelſt der wahrgenommenen Unterordnung der Begriffe, ein empfindliches Vergnügen gewähren, und daß dagegen alle Hinderniſſe, die ſich dieſem Gebrauch entgegenſetzen oder ihn aufhalten, ſehr unangenehm ſeyn müſſen. Je unangenehmer aber die Hinderniſſe, deſto lebhafter das Beſtreben, ſie aus dem Wege zu räumen. — Nur dieſe wenigen Ideen gefaßt, und Sie werden keine Schwierigkeit finden, auch noch folgende ſchöne Stelle zu verſtehen, die ich Ihnen zum Schluß aus unſerm Philebus überſetzen will. Sokrates hatte kurz vorher das Räthſel von Einem und Vielem vorgetragen, und fährt nun fort: „Dieſes „Werk des Räſonnements, dieſes Eine in Vielem und Viele in Einem, findet ſich überall „und fand ſich von jeher in allen unſern Begriffen; es iſt nicht jetzt erſt entſtanden, und „wird auch nie wieder aufhören; denn der „Trieb des Menſchen zum Räſonnement iſt, „glaub' ich, unwandelbar und unſterblich. „Der Jüngling, der ihn zuerſt befriedigen „lernt, geräth vor Freuden auſſer ſich ſelbſt; „es iſt ihm, wenn er dieß Geheimniß entdeckt, „als ob er einen Schatz von Weisheit beſäße; „vor- und rückwärts verſucht ers damit auf „allerlei Art: bald rollt und drängt er das „Viele in Eins zuſammen, bald entwickelt und „theilt er's wieder in Vieles. — Sich ſelbſt „ſtürzt er zuerſt, und ſich am meiſten, in „Schwierigkeiten; dann aber auch Alles, „was ihm zu nahe kömmt, Jung oder Alt: „weder Vater, noch Mutter, noch ſonſt ein „lebendiges Geſchöpf, mögt' ich ſagen, hat „Friede vor ihm; Barbaren ſelbſt würd er

„nicht

„nicht Ruhe laſſen, wenn er nur irgendwo ei„nen Dollmetſcher wüßte.„

„Ich nehme an, daß auch Sie zuweilen in ähnliche Schwierigkeiten gerathen werden. Sie kennen in dieſem Falle den Freund, bei dem Sie keines Dollmetſchers bedürfen, und der Ihnen gern helfen wird, ſo viel ers vermag.

Sechſte Lection.

„Sokrates hat uns die Lehre von der Unterordnung der Begriffe ſo wichtig gemacht, daß es Sie nicht befremden kann, wenn ich noch einmal darauf zurückkomme. Auch iſt in der That noch Manches, das Sie in Anſehung der einzelnen Dinge, der Arten und der Gattungen, zu bemerken haben.

„Zuerſt von dem einzelnen Dinge. — Sphäre und Cylinder zierten das Grabmal des Archimedes, weil dieſer große Geometer das Verhältnis beider Körper zuerſt entdeckt hatte. Sie ſtanden auf einer kleinen Säule, vor dem Agrigentiniſchen Thore zu Syrakus, mit einer Menge anderer Grabſtätten umringt, und mit Dornen und Diſteln umwachſen. (*Cic. Tuſcul. Quaeſt. V. 23.* — Sie ſehen, wie genau ich Ihnen hier den Ort beſtimme, wo ſie zu finden waren. Die Zeit, wann Archichimedes umkam, wiſſen Sie ohne Zweifel ſelbſt?

Er ward von einem Römer, nach Einnahme von Syrakus durch den Marcellus, im zweiten puniſchen Kriege, ermordet.

„Alſo auch die Zeit, wann dieß Grabmal geſetzt ward, iſt ſo ziemlich beſtimmt. Wenn ich alles Uebrige nicht gleich genau beſtimme; ſo rührt es blos daher, weil ich keine Nachrichten mehr finde. Aber mußte es nicht nothwendig ein namhafter Künſtler ſeyn, der dieß Grabmal, dieſe Figuren machte? eine beſtimmte Materie, Holz, Stein, Thon; woraus er ſie machte?

Unſtreitig.

„Mit Einem Worte: mußte nicht alles an dieſen Individuen von Körpern durchaus beſtimmt ſeyn? Oder, wenn Ihnen das deutlicher ſcheint: muß nicht jede Frage, die man in Betreff derſelben nur immer aufwerfen konnte, genau können beantwortet, bejaht oder verneint werden?

Wohl freilich.

„Und nun überhaupt? muß nicht das Aehnliche von jedem Individuum, jedem einzelnen wirklich vorhandenen Dinge gelten? Muß nicht Menon, muß nicht Sokrates, muß nicht jeder Andre, den Sie nur nennen können, von den und den Aeltern, den und den Jahren, der und der Geſtalt, den und den Gemüthseigenſchaften; kurz, durchgängig beſtimmt ſeyn?

Es fällt in die Augen.

„Wie nun aber mit den abgeſonderten, allgemeinen Begriffen? Wie mit Art und mit Gattung? — Die Art haben wir in voriger Stunde erklärt? —

Als allgemeinem Begriff, unter welchem die Individuen enthalten ſind.

„Und den allgemeinen Begriff? —

Als ſolchen, der blos das Aehnliche mehrerer andren Begriffe enthält.

„Al-

„Alſo iſt nun die Art? —

Ein Begriff, worinn man ſich blos die Aehnlichkeit mehrerer Individuen vorſtellt.

„Mithin wird der Begriff der Art gebildet? —

Indem man, bei der Vergleichung mehrerer Individuen, blos auf ihre ähnlichen Beſtimmungen achtet, und alle Verſchiedenheit derſelben (differentiam individualem ſ. numericam) wegläßt.

„Zum Beiſpiel: der Begriff einer Sphäre? eines Cylinders?

Indem man weder auf Ort, noch auf Werkmeiſter, noch auf Größe, noch auf Materie, noch auf ſonſt eine Verſchiedenheit ſieht.

„Wie haben wir ferner den Gattungsbegriff erklärt?

Als ſolchen, der mehrere Arten unter ſich faßt.

„Das will ſagen?

Als

Als allgemeinen Begriff, worinn man ſich blos das Aehnliche mehrerer Arten vorſtellt.

„Er wird alſo gebildet? —

Indem man wieder alle **Verſchiedenheit der Arten** (differentiam ſpecificam) abſondert.

„Zum Beiſpiel: der Begriff des regelmäßigen geometriſchen Körpers? —

Indem man alles vergißt, was Sphäre, Cylinder, Prisma, u. ſ. w. Verſchiedenes haben.

„Und ſo ferner der Begriff der höhern Gattung?

Indem man wieder alle **Verſchiedenheit der untern Gattungen** (differentiam genericam) wegläßt.

„Die Begriffe der Arten und Gattungen ſind alſo, in manchen Abſichten, nothwendig unbeſtimmt. Denn in den erſtern fehlen alle individuellen, in den leztern noch überdem alle ſpeciellen Verſchiedenheiten. Durchgängig be-

beſtimmt zu ſeyn, iſt demnach ein unterſcheidendes Kennzeichen des Individuums. — Zugleich liegt noch im Obigen, daß die Begriffe um ſo mehr an Inhalt verlieren, je mehr ſie an Ausbreitung gewinnen, und umgekehrt, um ſo mehr an Inhalt gewinnen, je mehr ſie an Ausbreitung verlieren. Daher halten ſich die Dichter, die freilich kaum andre, als abſtrakte Begriffe in der Sprache vorfinden, dem Individuellen ſo nah als möglich, und weichen den zu abſtrakten Ideen ſo ſorgfältig aus. Lebhaftigkeit der Vorſtellungen iſt das Weſen ihrer Kunſt, und Lebhaftigkeit erfodert Fülle des Inhalts. —

„Aus den gegebenen Erklärungen von allgemeinen und beſondern Begriffen fließen noch andre Wahrheiten, die aber ſehr leicht erkannt werden. — Allgemeine Begriffe, haben Sie geſehen, ſind nichts als Aehnlichkeiten mehrerer beſondern Begriffe; ähnlich aber nennt man Dinge, in ſofern ſie einerlei Beſtimmungen haben. Kann alſo in den allgemeimeinen Begriffen irgend etwas ſeyn, das nicht auch in den beſondern wäre? Widerſtritte das nicht den feſtgeſetzten Erklärungen?

Ganz ſichtbar.

„Muß alſo nicht der ganze Begriff der obern Gattung in der untern, dieſer ganz in dem einzelnen Dinge liegen?

Natürlich.

„Aber gilt das auch umgekehrt? Liegt auch der Begriff des Individuums ganz in der Art? der Begriff der Art ganz in der Gattung? überhaupt der beſondre Begriff ganz in dem allgemeinen?

Nein. Denn in dem allgemeinen fehlen manche Beſtimmungen des beſondern, durch deren Weglaſſung er eben gebildet worden.

„Sie ſehen alſo, daß ſich vom Beſondern nicht aufs Allgemeine, aber dagegen vom Allgemeinen aufs Beſondere ſchließen läßt. Man kann nicht ſagen: weil jedes Quadrat rechte Winkel hat, ſo hat auch jede vierſeitige Figur rech-

rechte Winkel; aber das kann man ſagen: weil jede vierſeitige Figur vier Winkel hat, ſo hat auch das Quadrat vier Winkel.

„Doch ſo ganz möchte dieſer Schluß vom Allgemeinen aufs Beſondere doch nicht gelten. — Eine vierſeitige Figur, allgemein genommen, kann ungleiche Seiten haben. Nicht wahr?

Allerdings. Das Rhomboides hat ſie.

„Aber kann ſie auch das Quadrat haben?

Nein. Es widerſpräche ſeiner Erklärung.

„Hier alſo wäre der Schluß vom Allgemeinen aufs Beſondere falſch. Warum aber, nur hier, und nicht oben? — In jenem Schluſſe hieß es beſtimmt: **hat**; in dieſem heißt es unbeſtimmt: **kann haben.** Dort war von einer wirklich ſchon feſtgeſetzten, hier von einer nur möglichen Beſtimmung die Rede. Der Schluß alſo vom Allgemeinen aufs Beſondre iſt unrichtig? —

Wenn von blos möglichen Beſtimmungen des Allgemeinen die Rede iſt.

„Aber

„Aber vielleicht machen wir dieſe Regel zu voreilig? — Ich denke, wohl nicht. Denn der Grund davon läßt ſich ſelbſt in den Begriffen angeben. Der beſondere Begriff enthält mehr, als der allgemeine. Unter den Beſtimmungen aber, die er mehr enthält, kann ſich, wie hier beim Quadrat, gerade diejenige finden, die jene beim allgemeinen Begriffe denkbare aufhebt. — So aber, wie mit der bloßen Möglichkeit einer Beſtimmung, ſo auch mit einer gewiſſen Unmöglichkeit. Kann der allgemeine Begriff, in ſo fern er allgemein iſt, exiſtiren?

Nein.

„Warum nicht?

Weil ihm die durchgängige Beſtimmung fehlt, und weil das Exiſtirende dieſe nothwendig haben muß.

„Sonach iſt, auſſer der Vorſtellung, jeder allgemeine Begriff ein Unding. Iſt darum auch das Einzelne Unding? Kann darum auch das Individuum nicht vorhanden ſeyn, weil es die

Art,

Art, die Gattung nicht ſeyn kann? Würde das folgen?

Durchaus nicht.

„Da hätten wir alſo zwei Fälle, wo der Schluß offenbar falſch iſt. Vergleichen Sie dieſe Fälle! — Fand ſichs nicht in dem erſtern, daß die Möglichkeit einer ſolchen und ſolchen Beſtimmung dem allgemeinen Begriff nur zukam, in ſo fern er allgemeiner Begriff war? Findet ſichs nicht in dem zweiten, daß die Unmöglichkeit der Exiſtenz ihm auch nur zukömmt, in ſo fern er allgemeiner Begriff iſt?

Ganz deutlich.

„Machen Sie ſich alſo folgende Regel: Alles, was von dem allgemeinen Begriff nur in ſo ferne gilt, als er allgemeiner oder allgemeinerer Begriff iſt; das gilt darum nicht auch von dem untergeordneten beſondern Begriffe.

„Nunmehr zur Anwendung unſrer Theorie auf den Begriff der Tugend! — Tugend, wiſſen Sie, hatten Sokrates, Themiſtokles, Perikles, und ſo viele andere. Wenn ſie gleich bei jedem, nach der verſchiedenen Miſchung ihrer Charaktere, eine andere Farbe annahm; ſo war ſie doch immer in allen dieſen Männern Tugend. Nicht wahr?

Allerdings.

„Alſo ſchon in dieſer Hinſicht iſt Tugend ein allgemeiner Begriff?

Wie aus dem vorigen folgt.

„Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotismus, ſind alles Tugenden?

Freilich.

„Und wenn Sokrates mäßig war, ſo war es auch Phocion; wenn Themiſtokles tapfer war, ſo war es auch Miltiades; wenn Perikles Patriot war, ſo war es auch Demoſthenes.

Nach dem Bericht der Geſchichtſchreiber.

„Alſo Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotismus finden ſich gleichfalls bei mehrern? ſind gleichfalls allgemeine Begriffe?

Nicht anders.

„Sind es eben ſo allgemeine, als Tugend, oder weniger allgemein?

Weniger allgemein.

„So, daß es nicht eben ſo viel Mäßige, Tapfre, Patriotiſchgeſinnte giebt, als überhaupt Tugendhafte?

Das folgt ganz deutlich.

Denn nicht wahr? Es giebt ja auch weniger Dreiecke, Vierecke, Zirkel, als überhaupt Figuren?

Ohne Zweifel.

„Dreieck, Viereck, Zirkel; wie verhalten ſie ſich gegen den Begriff: Figur? Doch wie Arten gegen die Gattung?

Ganz recht.

Und jene beſondern Tugenden: Mäßigkeit, Tapferkeit, Patriotismus; wie verhalten ſich die gegen den Begriff: Tugend?

Ebenfalls, wie Arten gegen die Gattung.

„Das dacht ich! — Sie konnten mir freilich nicht anders antworten, da nicht blos der gemeine Sprachgebrauch, da auch Sokrates ſelbſt Sie verführt. Er hat durch die Beiſpiele, die er dem Menon giebt, den Begriff der Tugend gleichſam in ein fremdes Medium geſtellt, worinn er, eben wie das Ruder in der Fluth, gebrochen erſcheint, da er doch ganz iſt.

„Sagen Sie mir: Können Sie ſich eine Biene denken, die zugleich Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene; eine Figur, die zugleich Zirkel, Dreieck, Viereck wäre?

Unmöglich.

„Eben dieß allgemeiner: können Sie ſich einen Begriff denken, in dem ſich alle die verſchiedenen, einander aufhebenden, widerſprechenden Beſtimmungen der mancherlei Arten vereinigten?

Durchaus nicht.

„Wenn ſich alſo mehrere Begriffe in einem dritten vereinigen, und vereinigen müſſen, wenn anders dieſer Begriff nicht zerſtört werden ſoll: kann alsdann dieſer Begriff Gattung ſeyn, ſo daß die in ihm enthaltenen andern Begriffe die Arten wären?

Offenbar nein.

„Ein Beiſpiel wirds vielleicht noch einleuchtender machen. — Feuer, wiſſen Sie, wenn es auf dunkle Körper fällt, ſo erleuchtet es; wenn es brennbare faßt, ſo zerſtört es; wenn ſich ihm kalte nähern, ſo erwärmt es. Nicht?

Wie bekannt.

„Geſetzt nun, ich wollte ſagen: Erleuchten, Erwärmen, Zerſtören wären drei Arten von Feuer: Würd ich da richtig reden?

Sehr unrichtig.

„Und doch würd ich eben ſo reden, wie Sie. Nannten Sie nicht Tapferkeit, Mäßigkeit, Patriotismus, drei Arten von Tugend?

Das wohl; aber — —

„Der Fall, ſagen die Moraliſten, iſt gleich. — Unſer Sokrates, wie ſie aus ſeiner Geſchichte wiſſen, war ein Tugendhafter, in jedem Verſtande des Worts. Er war tapſer, weiſe, gütig, wahrhaft, gerecht; alles, was ein Biedermann ſeyn ſoll. Aber alle dieſe einzelnen Tugenden waren, nach der Behauptung der Weltweiſen, nur Eine Tugend. Es war das nehmliche Feuer, die nehmliche ungetheilte Flamme in ſeiner Seele, die im Treffen zerſtörte, in philoſophiſchen Geſprächen erleuchtete, im ganzen Lebenswandel erwärmte. Tapferkeit, Wahrheitsliebe — was ſonſt für Namen man der innern Seelengüte des Mannes nur geben mag — waren nur verſchiedene Aeußerungen, verſchiedene Anwendungen der nehmlichen Vollkommenheit ſeines Willens. Und ſo, wie Feuer nicht mehr Feuer bleibt, wenn man ihm eine der obigen Kräfte abſpricht; ſo, behaupten die Moraliſten, bleibt Tugend nicht mehr Tugend, wenn man eine der einzelnen ſogenannten Tugenden wegnimmt.

„Die Gründe dieſer Behauptung — kann ich Ihnen füritzt noch nicht anführen. Aber eine Autorität will ich anführen, die mehr andere Autoritäten in ſich enthält. — Cicero hatce von Klugheit und Gerechtigkeit, als zwei verſchiednen Tugenden geſprochen, und ſetzt hinzu: Sed ne quis ſit admiratus, cur, cum inter omnes philoſophos conſtet, a meque ipſo ſæpe diſputatum ſit, qui unam haberet, omnes habere virtutes, nunc ita ſejungam, quaſi poſſit quisquam, qui non idem prudens ſit, juſtus eſſe: alia eſt illa, cum veritas ipſa limatur, in diſputatione ſubtilitas, alia, cum ad orationem communem omnis accommodatur, oratio. Quamobrem, ut vulgus, ita nos hoc loco loquimur, ut alios fortes, alios bonos viros, alios prudentes dicamus. (*de Off. II.* 10.

„Sie ſehen: wenn hier Cicero Recht hat, ſo hat uns Sokrates mit ſeinen Beiſpielen nicht ſo ganz auf den richtigen Weg geleitet. Auch offenbart ſich das ziemlich deutlich in dem Fortgange ſeines Geſprächs. — Die ſogenannten beſondern Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Großmuth, ſind nicht unter dem Begriff der Tugend, wie Arten unter der Gattung; ſie ſind in ihm, wie Theile im

Gan-

Ganzen, enthalten. Oder noch richtiger vielleicht: ſie ſind nichts als verſchiedene Seiten, Erſcheinungen, Anſichten, verſchiedene Aeußerungen, Anwendungen, Modificationen eines und deſſelbigen Willens.

„Künftig werden wir über alles dieſes beſſer urtheilen, wenn wir ausdrücklich ſuchen werden, den Begriff der Tugend deutlich zu machen und zu erklären. Vorher fragt ſichs nur noch, was das ſagen wolle: Erklären? — Eben dieß iſt jetzt die nächſte logiſche Unterſuchung, die ſich uns anbeut.

Siebente Lection.

„Ehe wir weiter gehn, wollen wir doch einen Augenblick inne halten, um das Biſherige in Ordnung zu bringen und zu vollenden. Wir haben uns den Punct, zu dem wir wieder zurück müſſen, viel zu gut gemerkt, als daß wir uns ſollten verirren können.

„Es giebt, wie wir geſehen, zweierlei Arten von wirklichen Dingen in der Natur, ſinnliche und unſinnliche. Zugleich giebts zweierlei Wege, zu Begriffen zu gelangen. Die ſind? —

> Die Beachtung der äuſſern Veränderungen in den Sinnen, und der innern in der Seele.

„Sich eines gegenwärtigen wirklichen Gegenſtandes bewußt werden, nennt man Empfinden; den Begriff oder das Bewußtſeyn von ſo einem Gegenſtande ſelbſt, eine Em-

pfin-

pfindung. Wie vielerlei giebt es alſo Empfindungen?

Zweierlei. **Aeußre und innre.**

„Wäre das richtig? — Wenn wir ſehen, hören, ſchmecken: ſieht da das Auge? hört das Ohr? ſchmeckt der Gaumen? Sinds dieſe äuſſern ſinnlichen Werkzeuge, oder iſts die Seele, die ſich bewußt wird?

Die Seele.

„Mithin iſt ja eine jede Empfindung innre Empfindung. Denn Empfindung iſt Begriff; Begriff iſt Bewußtſeyn; Bewußtſeyn iſt in der Seele. Nicht?

Allerdings.

„Wo bleibt denn alſo der Unterſchied, den ſie ſo eben feſtſezten? Das empfindende Weſen iſt ja immer das Aehnliche.

Aber doch nicht die empfundene Sache.

„Wahr! Dann ſollt's aber nicht: äußre und innre Empfindung; es ſollte: Empfindung des Aeuſſern, Empfindung des Innern, heiſſen. Doch wenn ſie ſichs nur einprägen,

daß

daß nicht das empfindende Weſen, ſondern blos die empfundene Sache; nicht das Subject, ſondern das Object den Unterſchied macht: ſo mögen Sie dann immer jene Ausdrücke beibehalten. — Bei der innern Empfindung iſt das vorſtellende Subject?

Die Seele.

„Das vorgeſtellte Object?

Eine Veränderung der Seele.

„Alſo bei der innern Empfindung fällt Subject und Object zuſammen; die Seele betrachtet ſich ſelbſt. Hingegen bei der äußern Empfindung durch die Sinne; was iſt da das Object?

Etwas Körperliches, Materielles.

„Alſo hier fallen Subject und Object außer einander; ſie ſind verſchieden. — Nehmen Sie nun die Liebe des Sokrates zum Schönen. Das Schöne ſelbſt, das er liebte, abgeſondert von dem ſich mit einmiſchenden intellektuellen und moraliſchen Schönen; war es in oder außer der Seele?

Das letzte. Außer der Seele.

„Subject und Object alſo waren verſchieden, und in ſo ferne Sokrates ſeine Aufmerkſamkeit auf das Object richtete, war die Empfindung? —

Eine äuſſere Empfindung.

„Das Wohlgefallen aber am Schönen; die Liebe dagegen? —

War in der Seele des Sokrates ſelbſt.

„Und mithin? —

War es innre Empfindung.

„Beides aber, die Vorſtellung des ſchönen Gegenſtandes und das Wohlgefallen daran, das Objective und das Subjective, waren in der Seele nur Eins? waren innigſt verſchmolzen?

Freilich.

„Worauf kam es alſo an, ob dieſe Empfindung des Sokrates eine äuſſre bleiben, oder in eine innre ſollte verwandelt werden? — Blos auf Lenkung der Aufmerkſamkeit. Sah er aufs Objective, ſo bliebs äuſſre; ſah er aufs Subjective, und machte dieſes ſelbſt zum Objectiven, den, ſo wards innre Empfindung. — Das Aehnliche trift bei jeder andern ſinnlichen Vorſtellung ein. Sieht man auf die Sache, deren man ſich bewußt iſt, ſo hat man eine äußre Empfindung; ſieht man auf das Bewußtſeyn ſelbſt, mit den daran hängenden Seelenmodificationen, ſo hat man eine innre. — Schon in dieſer Rückſicht iſt es unwahr, daß wir von unſrer Seele weniger, als von den Körpern, wüßten. An jedem Begriff von einem äußern körperlichen Dinge hängt ein Begriff von der Seele, der nur von uns darf aufgefaßt und beachtet werden; und wohl unterſucht — — Doch die vollſtändige Ausführung dieſes Gedankens wäre zu weitläuftig, und dieſes Orts nicht.

„Daraus, daß die Seele ſich wirklich Begriffe vom Gegenwärtigen bildet, wirklich empfindet, folgt unmittelbar, daß ſie eine Fähigkeit, eine Kraft dazu hat, ein Empfindungsvermögen. Auch dieſes iſt alſo zwiefach: ein äußres und innres. Mit jenem wird die Seele die ſinnlichen, körperlichen, materiellen

Dinge gewahr — wie Sie ſich ausdrücken wollen: mit dieſem? —

Die unſinnlichen, unkörperlichen immateriellen.

„Außer den Empfindungsideen bildet die Seele, wie wir geſehen, auch noch abſtracte Begriffe. Sie hat alſo, außer ihrem Empfindungsvermögen?

Auch noch ein Abſtractionsvermögen.

„Raum, Solidität, Schwere, Schnellkraft: von was für Gegenſtänden ſind dieſe Begriffe abgeſondert? Von ſinnlichen oder von unſinnlichen?

Von ſinnlichen.

„Sie gehören alſo ſelbſt zu der Klaſſe der ſinnlichen Begriffe, wenn ſie gleich, in ſo fern ſie Abſtractionen ſind, nicht ſinnlich empfunden werden. — Hingegen die Begriffe: Gedanke, Urtheil, Liebe, Verehrung; von was für Gegenſtänden ſind dieſe abgeſondert?

Von unſinnlichen, immateriellen.

„Sie

„Sie ſind alſo ſelbſt unſinnlich und immateriell. — Eben ſo auch die Begriffe: Gott, Geiſt, Thierſeele; denn auch zu dieſen Begriffen ſind alle darinn verbundenen Merkmale aus dem innern Bewußtſeyn unſer ſelbſt gezogen. — Der Begriff: Schönheit war abgeſondert? —

Beides von ſinnlichen und von unſinnlichen Dingen.

„Er iſt alſo auch ſelbſt, wie mehrere andere Begriffe: Geſchwindigkeit, Ordnung u. ſ. f., beides ſinnlich und unſinnlich. — Die höchſten Gattungen nun, in allen Arten von Begriffen werden abſtrahirt; wovon?

Von untern Gattungen.

„Dieſe? —

Von obern Arten.

„Wieder dieſe? —

Von untern Arten.

„Endlich die unterſten Arten; wovon? —

Von einzelnen, wirklichen Dingen.

„Davon erhalten wir die Begriffe? —

Durch die Empfindung.

„Mithin geſchieht im Grunde alle Abſtraction; von was für Ideen? —

Von Empfindungsideen.

„Oder mit einem andern Worte: von der **Erfahrung.** — Wo alſo dieſe, innre und äußre, bei dem Menſchen aufhört, da iſt ſeine Erkenntnisgrenze, innerhalb welcher er allein mit ſeinem Verſtande wirken kann. Wo ſie bei dem ganzen menſchlichen Geſchlechte aufhört und aufhören muß; da iſt die allgemeine menſchliche Erkenntnisgrenze. — Vielleicht, daß es noch Seiten der Natur giebt, die ein ſechſter, ſiebenter Sinn an ihr entdecken könnte; aber für uns ſind dieſe Seiten, mit allen daraus entſpringenden allgemeinen Kenntniſſen, ſo ganz verloren, wie die ſichtbare Welt für den Blindgebohrnen.

„Iſt denn aber mit dieſen beiden Arten von Begriffen, mit Empfindungen und Abſtractionen, alles erſchöpft? Wären alle Begriffe, die nicht Empfindungen ſind, Abſtractionen; alle,

die

die nicht Abſtractionen ſind, Empfindungen? — Denken Sie nach; ob Ihnen vielleicht Begriffe von einer dritten Art beifallen!

Keine.

„Nicht? — Und doch haben wir ihrer ſelbſt im Menon gehabt. Erinnern Sie ſich noch der Dädaliſchen Bildſäulen, die Sokrates zu einer ſo angenehmen Allegorie für Meinung und Wiſſenſchaft machte?

Vollkommen.

„Ich ſagte Ihnen: Dädalus ſey nicht Erfinder, ſondern nur Verbeſſerer der Sculptur geweſen. Worinn beſtand die Hauptunvollkommenheit der vor ihm verfertigten Bildſäulen?

Darin, daß die Arme dicht an den Leib, und die Füße feſt zuſammengeſchloſſen waren.

„Dädalus nun? —

Machte die Arme frei, und trennte nicht nur die Füße, ſondern ließ auch den einen vortreten.

„Daher man denn von ſeinen Bildſäulen ſagte: ſie gingen. Nehmlich in dem Sinne, wie man auch von Vorſtellungen in Gemälden ſagt: die Ringer kämpfen, die Pferde laufen, die Schiffe werden umhergeworfen. — Paläphatus, der dieſe Anmerkung macht, erklärt aus der Mißdeutung dieſer Redensart den Urſprung des ganzen Mährchens. — Aber, werden Sie einwenden, Sokrates ſpricht doch ſo ernſtlich von der Sache? Er macht doch einen ſo beſtimmten Unterſchied zwiſchen fixirten und davonlaufenden Bildſäulen? — Das thut er freilich; allein Sie kennen ſchon ſeine naive launigte Art. Insgemein läßt er von ſeinem Verſtande nur ſo viel blicken, als zu ſeiner Abſicht nothwendig iſt; in allem übrigen ſcheint er gern unwiſſend und einfältig. Vollends, wenn ihm dieſe Einfalt einen ſo guten Dienſt thut, wie hier; wenn ſie ihm ein ſo bequemes Vehikel für eine philoſophiſche Idee giebt; da iſt ſie erſt ganz in ſeinem Charakter. Sonſt wüßt' er ſicher die Wahrheit von dieſen Bildſäuſäulen eben ſo gut, als ſie nach ihm ein Themiſtius, oder Diodor, oder Tzetzes wußte. — —

„Doch, zur Sache zu kommen: glauben Sie, daß der erſte Künſtler, der ſchon vor dem Dädalus arbeitete, an ſein Werk gehen konnte, ohne erſt eine Vorſtellung davon zu haben?

Unmöglich.

„Dieſe Vorſtellung aber; konnt' er ſie aus der Empfindung ſchöpfen?

Nein. Auch ſchon darum nicht, weil noch keine Bildſäulen vorhanden waren.

„Konnt' er ſie abſtrahiren?

Auch nicht. Aus der nehmlichen Urſache.

„Gleichwohl hatt' er ſie, dieſe Vorſtellung. Und da er ſie hatte, ſo muß es in der That noch eine dritte Art von Begriffen, ein drittes von den vorigen verſchiedenes Seelenvermögen geben. Wie wollen wir nun dieſe Begriffe, dieſes Vermögen nennen? — Jener erſte Künſtler erfand, erſann, erdichtete. Nicht?

Allerdings.

„Den Namen alſo hätten wir ſchon. Wir können dieſe Begriffe **erdichtete, erſonnene**; das Vermögen der Seele, ſie zu bilden, **Erdichtungsvermögen** nennen.

„Allein Sie wiſſen ſchon meine gewöhnliche Frage: wie wird ein Begriff von der und der Art gebildet? — Ich frage auch jetzt wieder: Wie geſchieht die Erdichtung? Schafft ſich die Seele dergleichen Ideen aus Nichts? Macht ſie das Nichts zu Etwas? Dünkt Ihnen das möglich?

Die Materialien, ſcheints, muß ſie ſchon haben.

„So daß ihre ganze Arbeit nur im Miſchen und Verknüpfen derſelben beſtünde? —

Das würde dann freilich folgen.

„Aber welches wären denn dieſe Materialien? Woher nähme ſie denn die Seele? — Wir müſſen doch ſehen, ob wir dem unbekannten erſten Künſtler ſeine Idee vielleicht nacherfinden und dadurch das Geheimnis ans Licht

brin-

bringen können. — Sein Werk war, wie alle Werke bildender Künſte, Nachahmung. Das, was er nachahmte, war?

Die ſichtbare Geſtalt des Menſchen.

„Und das, worinn er ſie nachahmte? —

Irgend eine feſte Materie. — Stein.

„Die nun wohl nicht. Denn auch noch die meiſten Bildſäulen des Dädalus waren von Holz. — Der Künſtler hatte die Erfahrung gemacht, daß ſich durch Gebrauch ſchicklicher Werkzeuge dem Holz allerlei beliebige Formen geben lieſſen. Wie, fiel ihm ein, wenn ichs verſuchte, auch die menſchliche Geſtalt darin nachzubilden? — Die Erfindung alſo geſchah durch willkührliche Verbindung zweier, in Empfindung und Abſtraction, bis auf ihn getrennter Begriffe. — Aber dieſe Begriffe waren: von welcher Art? Menſchliche Geſtalt; iſt es ein empfundner Begriff?

Ein abgeſonderter.

„Holz; ſeys nun der oder der Block? —

Iſt gleichfalls ein abgeſonderter.

„Auch

„Auch verſteht ſichs, daß Abſonderung vor Verbindung vorher gehen mußte. Fleiſch iſt nicht Holz, und Holz iſt nicht Fleiſch. Von jenem ward die Form, von dieſem die Materie abgeſondert. — Sonach geſchah dieſe Erdichtung durch willkührliches Zuſammenſetzen mehrerer abgeſonderten Begriffe. Aber, fragt ſichs, geſchehen denn alle Erdichtungen ſo? — Dädalus, dieſer Verbeſſerer und mithin zweiter Erfinder der Kunſt, fand die Arme dicht an den Rumpf gepreßt, die gerade aus geſtellten Füße eng an einander geſchloſſen; kurz er fand die Bildſäule, die noch ganz Ein Stück war, in Ruhe: — was that er?

Er gab ſeinen Bildſäulen Bewegung.

„Wie? das verſtehn wir nun ſchon. Er bildete ſie, wie ein Alter ſehr wohl ſagt: εν απαγγελια τȣ βαδιζειν. — Weil er nehmlich ſah, daß ſich größre Blöcke wählen; daß die nicht zureichenden ſich ergänzen; daß ſich nicht allein rund umher, wie es die Furcht-

ſam-

ſamkeit der erſten Verſuche nur noch gewagt hatte, ſondern auch zwiſchen den Theilen die Späne wegnehmen lieſſen: ſo vertauſchte er in dem ſchon gegebenen allgemeinen Begriff der Bildſäule eins der abgeſonderten Merkmale: Ruhe mit ſeinem entgegengeſetzten: Bewegung. Alſo auch dieſe Erfindung geſchah durch Verknüpfung mehrerer abgeſonderter Begriffe. — Andere Künſtler gingen von der Idee aus, daß nicht die Materie, daß die Nachahmung der Geſtalt nach allen ihren Umriſſen das Weſentliche einer Bildſäule iſt; dazu, fanden ſie, ward nicht nothwendig Holz, es ward nur eine feſte conſiſtente Materie erfordert, deren Härte der Bearbeitung nicht widerſteht; dieſen allgemeinen Begriff nun beſtimmten ſie anders, ſetzten an die Stelle des Holzes Elfenbein, Marmor ꝛc., und wurden gleichfalls Erfinder.

„Noch Andre — wie früh oder wie ſpät? thut hier nichts; — durchliefen folgende Reihe von Ideen: Metall iſt ſchmelzbar; geſchmol-

zen

zen iſt es flüſſiger Körper und nimmt die ganze innre Form desjenigen andern Körpers an, worin man es ſchüttet; dieſer andere Körper iſt, im Zuſtande der Feuchtigkeit, bildſam: man kann ihn convex, kann ihn concav bilden, wie mans für gut findet: wir wollen von innen hinein das Concave der Menſchengeſtalt convex, das Convexe concav machen, wollen den Körper trocknen, und dann geſchmolzenes Gold, Silber, was ſonſt für Metall wir haben werden, hineinrinnen laſſen. Gedacht, gethan; und nun waren gegoßne Bildſäulen da. — — Wie der bekannte Erfinder der Luftpumpe, Otto von Gerike, auf ſeine Idee gerathen ſey; das mögen Sie ſich, nach den gegebenen Muſtern, ſelbſt auseinander ſetzen. Ich gebe Ihnen zu dieſer Unterſuchung die Begriffe: Waſſerpumpe, Waſſer, Fluidum, Luft.

„Nehmen Sie, ſtatt erſonnener materieller Begriffe, nun auch immaterielle. Nehmen Sie die philoſophiſche Idee von Gott, oder die dichteriſche von einem Engel — Wer iſt Gott?

Das allervollkommenſte Weſen.

„Güte, Weisheit, Gerechtigkeit, u. ſ. f. ſind ſeine Eigenſchaften. Woher haben wir dieſe Begriffe?

Aus unſerm innern Bewußtſeyn.

„In uns aber ſind dieſe Eigenſchaften mangelhaft, unvollkommen, begrenzt?

Allerdings.

„Wie bilden wir nun alſo die Idee von Gott? — Sie ſehen: durch Weglaſſen und Zuſetzen. Wir denken die Kräfte und Eigenſchaften unſrer eignen Seele, abgeſondert von aller ihrer Unvollkommenheit, und verbinden damit die Idee einer unendlichen Vollkommenheit. — Den Begriff eines Engels bildet der Dichter, indem er aus ſeiner eigenen Seele das Ideal eines höhern Geiſtes abzieht, vollkommner an Erkenntnis- und an Begehrungskräften, ihm ſtatt des gröbern irrdiſchen Körpers einen feinern Lichtkörper giebt, ihn von der ſchönſten, blühendſten Jugend denkt, u. ſ. f.

„Sie

„Sie erkennen, daß es in allen hier gegebenen Beiſpielen erſonnener Begriffe, man mag nun abgeſonderte Beſchaffenheiten, abgeſonderte Theile zu einem neuen Ganzen verbinden, oder in ſchon vorhandenen Ganzen ein Merkmal ändern, oder zu allgemeiner gemachten Begriffen andere Beſtimmungen hinzuthun, immer das Nehmliche iſt. Insgeſammt haben ſie ihren Urſprung? —

Aus abgeſonderten, allgemeinen Begriffen.

„Die abgeſonderten aber werden gebildet? —

Aus Empfindungsbegriffen.

„Alſo am Ende die erſonnenen? —

Ebenfalls aus Empfindungsbegriffen.

„So ſind denn alſo dieſe, die Empfindungsbegriffe, die Grundlage von allen andern; denn mehrere Arten, als abſtracte und erdichtete, laſſen ſich außer ihnen nicht denken. Wir können unſre Erfahrungsideen, äußre und innre. auf mannichfaltige Weiſe umwandeln,

kön-

können trennen, verbinden, wieder trennen und wieder verbinden: aber wir können nichts Neues erſchaffen, können keinen Urſtoff zu Ideen hervorbringen, müſſen allen unſern Stoff aus der Hand der Natur nehmen. Und in ſo ferne iſt der alte bekannte Lehrſatz wahr: Nihil in intellectu, quod non ante fuerit in ſenſu.

„Was zu der Ueberzeugung gehöre, daß unſre erſonnenen Begriffe nicht ſchimäriſch, ſondern reel ſind; das hab ich ſelbſt im Vortrag meiner Beiſpiele gezeigt. Unſre Phantaſie kann widerſprechende Weſen dichten, kann unverträgliche, unvereinbare Eigenſchaften gatten. Eher alſo muß man einen erſonnenen Begriff nicht für richtig halten, als bis man aus der Natur der zu verbindenden Begriffe, wie ſie durch Vernunft oder Erfahrung erkannt wird, von der Vereinbarkeit derſelben gewiß iſt. Die Möglichkeit der Idee von Gott ſchließt die Philoſophie aus der Vernunft; die Möglichkeit der erſten Idee einer Bildſäule und ihrer nachmaligen Veränderungen ließ ich die Erfinder aus dem

ſchlieſ-

ſchlieſſen, was ſie von der Beſchaffenheit der Materien aus Erfahrung wußten, und aus dieſen Erfahrungen mit Sicherheit abnehmen konnten. — Daraus, daß wir keinen Widerſpruch gewahr werden, müſſen wir nicht ſogleich die Möglichkeit folgern. Denn bei der Einſchränkung unſrer Erkenntnis liegt die Schuld nur zu oft an unſrer Unwiſſenheit.

„Der Dichter kommt bei ſeinen Erfindungen leichter, als der Weltweiſe und der mechaniſche Künſtler davon. Wenn dieſe die langſame bedächtige Vernunft fragen oder auch neue Entdeckungen abwarten müſſen, die oft gar nicht, oft erſt ſehr ſpät erfolgen; ſo darf jener nur die vorſchnelle Phantaſie fragen, die immer gleich mit Antworten da iſt. — Die Dichter hatten ihr Fahrzeug, womit ſie die Luft beſchifften, ſchon längſt, ehe noch die Mechaniker wußten, wie ſie es möglich machten.

„Ich brauche Ihnen wohl kaum erſt zu ſagen, wie Sie ſich nun die bisherigen Materien zu ſammeln und zu verbinden haben. Wir ha-

ben

ben, wenn wir auf die Entſtehungsart ſehen, dreierlei Begriffe: Empfindungsbegriffe, äußre und innre; abſtracte Begriffe, von äußern, von innern Gegenſtänden, von beiden zugleich; erſonnene Begriffe, wiederum von beiderlei Arten, materielle und immaterielle. Von allen dieſen Begriffen haben wir die Erklärungen feſtgeſetzt, die Art ihrer Entſtehung angegeben, die Erforderniſſe zu ihrer Wahrheit gefunden.

Wenn Ew. Excellenz in den hier gelieferten Verſuchen manchen Begriff nicht genau genug beſtimmt, manchen Satz nicht ganz richtig gefaßt finden ſollten, ſo wird das auf die Billigung oder Mißbilligung der Methode ſelbſt keinen Einfluß haben. — Ich ſah nach meiner Abſicht mehr auf den Rahmen, als auf das Gemälde; aber ich bin gewiß, daß ſich in eben den Rahmen, worinn ich ein nur mittelmäßiges Gemälde ſpannte, ein vortrefliches ſpannen läßt.

„In der Ausarbeitung dieſer Verſuche weiter fortzufahren, ſcheint mir unnöthig. Das, wozu ich nun fortgehen würde, die Lehre von der Klarheit der Begriffe und ihren verſchiedenen Stufen, von Erklärungen und Eintheilungen, iſt ſo deutlich in dem Geſpräch enthalten, daß gar nicht die Frage ſeyn kann, ob es ſich auf dieſe Art vortragen laſſe? — Auch die Folge der Materien ſcheint mir ſehr deutlich. Daß Menon keine eigentliche Erklärung

der

der Tugend verlangt und Sokrates ſich alſo mit einzelnen Sätzen begnügt; das führt, wie von ſelbſt, zu der Lehre von den Sätzen: ſo wie die Folgerungen, die er aus dieſen Sätzen zieht, zu der von den Schlüſſen. Den ſogenannten praktiſchen Theil der Logik, wenn man nicht das Weſentlichſte davon ſchon dem theoretiſchen einweben will, giebt die philoſophiſch-kritiſche Durchſicht der ganzen Verfahrungsart des Sokrates, verbunden mit den eigenen Bemühungen des Lehrers, zur Entſcheidung der Frage zu kommen. — Ich habe Manches, oder vielmehr das Meiſte, in obigen Probelectionen nur bei **Gelegenheit** des Menon entwickelt; faſt alles Andre läßt ſich aus dem Menon entwickeln. Ich glaube alſo ſchon völlig meinen Endzweck erreicht, und Ew. Excellenz überzeugt zu haben, daß die vorgeſchlagene Methode für die Vernunftlehre nicht leerer Traum, ſondern reelle Idee ſey.

Alles, was ich noch hinzuzuthun habe, ſind einige Nacherinnerungen über den Gebrauch und die Vortheile dieſer Methode.

So, wie ich einen logiſchen Begriff entwickelt, eine Eintheilung feſtgeſetzt, eine Regel, einen Lehrſatz gefunden hätte, würd' ich ihn von meinen Zuhörern niederſchreiben laſſen. Nach Endigung jeder Hauptlehre würd' ich dann, wie in der ſiebenten Lection, einigen der Beſten Anleitung geben, alles Niedergeſchriebene in Ordnung zu bringen, und es durch einen kurzen Discurs, der das Weſentlichſte des ganzen Vortrags enthielte, zu verbinden. Ich würde ihre Aufſätze durchgehn, jeden begangenen Fehler bemerken, ſie durch neues Fragen dahin bringen, daß ſie ihn auf der Stelle berichtigen müßten, und was dann am Ende herauskäme, würd ich allen Uebrigen mittheilen. So hätten ſie am Schluß der Lectionen ihre vollſtändige, von ihnen ſelbſt entwickelte, in Ordnung gebrachte, alſo gewiß

weit

weit beſſer begriffene, und für ſie weit intereſſantere, brauchbarere Anleitung zur Logik.

Ferner würd' ichs mir durchaus zum Geſetz machen, nur bei den Elementarkenntniſſen ſtehen zu bleiben, und den noch ungeübten Schüler nicht durch zu ſchwere, zu ſpitzfindige Unterſuchungen zu ſchrecken. Doch würd ich ihn oft bis zu dieſen Unterſuchungen hinführen; ich würd ihm die ſchwerern zur Logik gehörigen Fragen, wie z. B. die über den Urſprung der Sprachen, die Zuverläſſigkeit der Sinne, u. ſ. f. nennen, ob ich mich ſchon auf ihre Beantwortung nicht einlieſſe. — Der Nutzen, den das haben würde, iſt ſichtbar. Wenn der Schüler nur einigermaßen philoſophiſcher Kopf iſt, ſo müſſen ihn dieſe Schwierigkeiten beunruhigen; die Lücken, die er in ſeiner Erkantnis wahrnimmt, müſſen ihn verdrüſſen; er muß alſo den akademiſchen Lehrer über manchen Punct ſchon mit Ungeduld erwarten, ihn mit weit mehr Begierde und Intereſſe hören, ihm weit glücklicher folgen.

Endlich würd ich das öfter thun, was ich in obigen Verſuchen nur einmal mit dem Philebus gethan; ich würde den Schüler tiefer in die Leſung des Platon hineinführen, und zuweilen aus andern ſeiner Werke Stellen und Beiſpiele herüberholen. So würd ich, bei der Lehre von den Eintheilungen, vielleicht einen Blick in ſeinen Staatsmann (πολιτικος) werfen; bei der Lehre von den Schlüſſen würd ich einige Sophismen aus dem Euthydemus borgen, und die darin begangenen Fehler aufſuchen laſſen. Dieß hätte den Nutzen, daß ich zugleich den Urſprung der Syllogiſtik erzählen, und dieſe Kunſt von ihrem eingebildeten auf ihren wahren Werth herabſetzen könnte. — Ew. Excellenz erinnern Sich ohne Zweifel, was Sie über dieſen Punct in der Reviſion der Philoſophie von Herrn Meiners geleſen haben.

Ich komme zu den Vortheilen dieſer Methode. — Den philologiſchen, ſo wichtig er manchem dünken würde, übergeh' ich: daß der Schüler mehr Griechiſch lernt, daß er ſo manches von griechiſchen Sitten, Gebräuchen, Alterthümern, philoſophiſcher Geſchichte u. ſ. f. nebenher und ohne Zeitverluſt wegbekömmt. Aber die philoſophiſchen Vortheile, die mit einer ſolchen Platoniſchen Leſung des Platon verbunden ſeyn müſſen, kann ich hier nicht übergehen. Sie ſind der Aufmerkſamkeit Ew. Excellenz allzuwürdig.

Der erſte Vortheil liegt unmittelbar darinn: daß der Jüngling gewöhnt wird, mit den Philoſophen des Alterthums und über ſie zu denken; daß in ſeinem Kopfe eine Verbindung zwiſchen ſeinen Sprach- und ſeinen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen geſtiftet wird. In den meiſten Köpfen liegen beide, die Schul- und die höhern akademiſchen Studien, weit auseinander; nur in einigen wenigen, die ſich aber ſogleich durch ihre Vortreflichkeit ausaufzuzeichnen, ſind ſie innigſt vereinigt. Der Lehrer, der eine ſolche Vereinigung bei mehreren begünſtigt, erwirbt ſich ein weſentliches Verdienſt, beides um Philologie und um Philoſophie. Beſonders um dieſe leztere, in der ſo viele Begriffe aus den Alten beſſer erläutert, und ſo viel andere vielleicht noch geſchöpft werden könnten.

Der zweite Vortheil, bei dem ich mich hier, weil er näher zu meinem Zweck gehört, etwas länger verweilen muß, iſt die **Geiſtesbildung** der Jugend.

Ich hab' es immer bedauert, daß von dem Platon auf Schulen ſo wenig oder faſt gar kein Gebrauch gemacht wird. Zwar hat ein verdienſtvoller Mann ſchon vorlängſt Dialogen deſſelben herausgegeben; aber ich fürchte, man ſchäzt ſie mehr um des geringern als um des größern Nuzens, mehr um der Sprache als um der Sachen willen. Wenn man die leichten lichtvollen Dialogen des Platon — und das ſind ſo ziem-

ziemlich alle, die moraliſchen Inhalts ſind — auf Schulen einführte und aus philoſophiſchen Geſichtspuncten läſe; ſo würde man doch endlich dahin kommen, daß man die Jugend nicht blos Philoſophie, ſondern Philoſophiren lehrte. Faſt in allen unſern philoſophiſchen Stunden ſezt ſich ein tiefdenkender gründlich gelehrter Mann, nicht wie Sokrates mitten unter ſeine Schüler, ſondern weit über ſie weg auf den Lehrſtuhl; erklärt, theilt ein, demonſtrirt, widerlegt; ſezt den Schüler über ſeine Allwiſſenheit und Unbetrüglichkeit in Erſtaunen; füllt ihm ſein Gedächtnis mit halbverſtandenen Wörtern an, aber hellt ihm nicht ſeinen Kopf auf, wezt nicht ſeinen Scharfſinn, lehrt ihn nicht denken. Vielmehr iſt Gefahr, daß er ihn auf ewig vom Denken abſchrecke: denn, im Gefühl ſeines Unvermögens und des unendlichen Abſtandes von ſeinem Lehrer, verzweifelt der Jüngling an ſeinen Kräften, läßt er die Flügel ſinken, die er, ihm nachzufliegen, viel

zu

zu matt, viel zu ſchwer fühlt. — Wie ganz anders würde das ſeyn, wenn ſich der Lehrer zu den Fähigkeiten des Schülers herabließe; wenn er ihm mit einer vortheilhaften Idee von den Fähigkeiten ſeines Verſtandes ſchmeichelte; wenn er Anfangs, ſo zu reden, nur mit ihm flatterte, ihn ſo von Zweig auf Zweig, von Baum auf Baum lockte, und durch dieſe wiederholten, dem Grad der Kraft gemäßen, Anſtrengungen, ſeine Schwingen zu ſtärken und zu entfalten ſuchte.

Dieß eben war die große Kunſt des Unterrichtes, die Platon beſaß. In der Perſon ſeines Sokrates wird er ſelbſt ſo unwiſſend, ſetzt ſich ſeinem Schüler ſo gleich, gewinnt durch dieſe Gleichheit ſo ſehr ſeine Liebe und ſein Vertrauen; flicht ihn ſo innig, und doch ſo unvermerkt, in das Intereſſe der Unterſuchung hinein; giebt ihm nicht eigentlich die Begriffe, ſondern läßt ſie ihn ſelber haſchen, indem er ſie ihm nur auftreibt; läßt ihn die Operationen des Verſtandes, durch welche alle Philoſophie entſtand, ſelber durchmachen, und gönnt ihm den ſüßen Traum, ſich die Wahrheiten erfunden zu haben. Wie viel Licht muß dadurch im Verſtande aufgehn! Wie viel Muth und Luſt zu fernern Verſuchen erwachen! Und dieſe Verſuche; wie ſehr müſſen ſie die ſo oft geübten Kräfte ſtärken, wie viel leichter, ſchneller, ſichrer jede nachfolgende Uebung machen! — Aus einer ſolchen Platoniſchen Schule, (die ſich zwar freilich nicht ganz und nicht mit allen ihren Vortheilen, aber doch im Weſentlichen wieder herſtellen läßt) kann nie ein bloßer Gedächtnisgelehrter, ein bloßes philoſophiſches Wörterbuch; es muß, wenn die Natur nur etwas vorgearbeitet hat, ein Denker, ein philoſophiſcher Kopf hervorgehn. Und den zu bilden, war doch wohl einzig die Abſicht der Lectionen?

Ich bin weit entfernt, irgend einem Erfolge in der Welt nur Eine Urſache zu geben. Aber wenn in Griechenland die ſelbſtdenkenden

Köpfe

Köpfe ſeltner wurden, und in Rom ihrer faſt gar nicht entſtanden; darf ich da nicht unter die mancherlei andern Urſachen dieſer Erſcheinung auch die zählen: daß bei den Griechen dieſe Methode ſpäterhin in Verfall, und bei den Römern niemals in Gang kam?

Das Weitere über die Natur und die Vortheile dieſer Methode hab' ich ſchon vorlängſt in einer Abhandlung geſagt, die, wie ich weiß, Ew. Excellenz zu leſen gewürdiget haben. Ich will alſo nur das Einzige hier herüber nehmen, was ich dort mit Worten des Kanzlers Bako vortrug: daß uns dieſe Methode die Begriffe in weit größerer Vollkommenheit giebt; nicht als abgehauene, unfruchtbare Stämme, ſondern als friſche lebendige Pflanzen, mit ihrer Wurzel und ein wenig daranhängender Erde: ſo daß derjenige, der ſie in ſeinen Boden aufnimmt und wartet und pflegt, die ſchönſten

Früch-

Früchte der Erkenntnis davon zu hoffen hat. —

Aber nicht genug, daß aus der Schule eines Platon beſſere Weltweiſe hervorgehn: auch ſo manches andere Gute, das der menſchlichen Geſellſchaft wichtig iſt, wird darinn vorbereitet. Denn mit den Wiſſenſchaften hat nun der Schüler zugleich die Methode gefaßt: und eben dieſe Methode iſt es, was ganze Stände gut; ihr herrſchender Mangel, was ganze Stände ſchlecht macht. Die Gründe dieſer Behauptung liegen unmittelbar im Vorhergehenden. Der wohlunterrichtete Schüler eines Platon wird ſicher ein beſſerer künftiger Lehrer in jeder Art von Erkenntnis, ſicher ein beſſerer Katechet, ein beſſerer Prediger werden: denn dieſer ſoll doch etwas anders, als ein Redner, wie Cicero, ſeyn? — Alle Arten des Vortrags, wovon die auf Schulen gangbaren Autoren den Schülern Begriff und Muſter geben, ſind Erzehlen und Declamiren. Höchſtens noch, wenn etwa Briefe des Cicero oder Luſtſpiele des Terenz geleſen werden, Epiſtolarſtyl und dramatiſcher Dialog. Das ſo wichtige, ſo unentbehrliche Entwickeln und Unterrichten lernen ſie aus keinem. Denn wenn man von Niemanden lernt, was er ſelbſt nicht weiß, ſo wird mans wahrlich nicht vom Cicero lernen, der es nicht konnte. In ſeinen philoſophiſchen Dialogen iſt wenig oder nichts vom Geiſt und der Manier des Platon. — Ich ſage dieſes freie Urtheil über ihn um ſo zuverſichtlicher, da ſchon vor mehrern hundert Jahren Sigonius die Prämiſſen dazu geſagt hat.

Allein geſetzt auch, es wär' uns wirklich ſo unendlich wichtig, Redner zu ziehn; wie wurden denn jene Alten, unſre großen Muſter, zu Rednern? Aus welcher Schule gingen ſie aus? — Aus der Schule des Platon. — Cicero hatte den Platon, von dem er ſo oft mit Bewunderung ſpricht, vielleicht mehr als den Demoſthenes geleſen; und Geſner urtheilt, mei-

meines Erachtens, ſehr richtig: daß eben aus ſeiner Liebe zur Redekunſt ſein Hang zur akademiſchen Weltweisheit erklärt werden müſſe. Warum wollten denn wir die Schule verachten, in der ſich unſer großes Muſter der Beredſamkeit, ein Cicero; in der ſich auch ſeine berühmteſten griechiſchen Vorgänger bildeten? Ein Iſokrates, den wir aus dem Diogenes von Laerte als einen Freund des Platon kennen, und ein Demoſthenes, cuius ex epiſtolis intelligi licet, quam frequens fuerit Platonis auditor. (*Cic. Orat.* 4.)

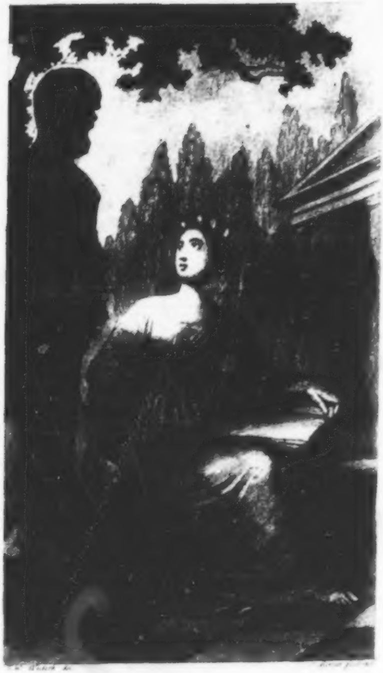
Wir klagen ſo oft über den Verluſt der Originale, der Quellen. Und wie? Die vortreflichſte Quelle der Beredſamkeit wollten wir haben, ohne daß wir nur würdigten, daraus zu ſchöpfen? — —

Ich muß abbrechen, wenn Ew. Excellenz nicht auch von mir urtheilen ſollen, daß ich auf Schulen zu viel habe declamiren lernen. Wirklich hab' ich, den ganzen Aufſatz hindurch, zu viel an die Sache, und zu wenig an den erleuchleuchteten Kenner gedacht, für den die flüchtigſte Erinnerung an ſeine eigenen Beobachtungen und Einſichten genug war. Aber ich ſah ſchon voraus, daß, wenn die vorgeſchlagene Methode Beifall erhielte, ich nicht für Ew. Excellenz allein würde geſchrieben haben.

Ich bin mit der größten Verehrung u. ſ. w.

Verbeſſerungen.

Seite 34 Z. 7. ſtatt wollen wir ſeyern lies wollen wir ihn ſeyern.
— 167 — 3/4. ſt. ſucceſſiven l. ſucceſſiven.
— — — 6. ſt. Vibration l. Vibration.
— — — 3. von unten ſt. ſucceſſiven l. ſucceſſiven.
— 171 — 9. von unten ſt. für jede l. für jene.
— 183 — 7. ſt. als die Wirkung l. als Wirkung.
— 186 — 4. ſt. geſellſchaftlichern l. geſellſchaftlichen.
— 199 — 9. von unten ſetze man ſtatt des ; ein.
— 215 — 7. ſt. den Schriftſteller l. dem Schriftſteller.
— 233 lezte — ſt. ſo l. alſo.
— 260 — 2. in der Anmerk. ſt. partionibus l. *partitionibus.*
— 284 — 7. und 6 von unten ſt. in der Ausführung: l. in der Ausführung?
— 285 — 12. ſt. verwerfen. l. verwerfen?
— 289 — 11. ſt. weniger l. wenige.
— 294 — 6. ſt. Freiheit l. Feinheit.
— 308 — 3. von unten ſt. Und l. Um.
— 327 — 9. von unten ſetze man nach andere ein, .
— 345 — 6. ſt. des ; ein.
— 356 — 8. ſt. im Aeſchines l. beim Aeſchines,
— — — 9. nach den Worten: die nehmliche Entſcheidung, iſt hinzuzuſetzen: als hier beim Platon.
— 372 — 2. von unten nach: in jenem ſetze man ein Fragezeichen.
— 384 — vorlezte Zeile ſt. wie ich ſehe l. und wie ich ſehe.
— 450 — 11. ſt. eben l. einen.
— 456 — 4. von unten ſt. ſeiner l. ſeine.



[illegible] del. [illegible]

J. J. ENGEL'S.

SCHRIFTEN.

ERSTER BAND.

DER PHILOSOPH FÜR DIE WELT.

ERSTER THEIL.

BERLIN 1801.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts-Bibliothek München

Ad Bibl. Acad. Land.

HERRN ASSESSOR

DAVID FRIEDLÄNDER

IN BERLIN

MEINEM EDLEN FREUNDE

GEWIDMET

— — — edel im Buche der
Groſsen Götter, obgleich nicht auf der Rolle des
Censors. — — — —

Ramler.

4-1

NACHRICHT

DER VERLAGSHANDLUNG.

In der *ersten* Ausgabe, erschien der Erste Theil des Philosophen für die Welt im J. 1775, und der Zweite 1777. Die *zweite* Auflage dieser beiden Theile erfolgte 1787. Der Dritte Theil kam 1800 heraus. Die *gegenwärtige* Ausgabe von zwei Bänden begreift was jene drei Theile enthielten: aber in einer etwas andern Folge, und nicht bloſs verbessert, sondern auch mit einem neuen Aufsatze (dem vorletzten) vermehrt; wogegen das von einem Ungenannten frei bearbeitete Stück: »Der arme Jakob, der genug hat,« weggelassen ist, weil es anitzt, und vollständiger, in *Franklin's* Kleinen Schriften übersetzt steht.

INHALT

DES ERSTEN BANDES.

Erstes Stück: Die Göttinnen. . . Seite 3

Zweites Stück: Aus einem Briefe, über die Leiden des jungen Werther. Von Hrn Professor *Garve*. . . . 26

Drittes Stück: Die Höhle auf Antiparos. Von der Gefahr gewisser Lecturen für gewisse Leser. 41

Viertes Stück: Bayle an Shaftesbury. Von Hrn Professor *Eberhard*. . . 67

Fünftes Stück: **Shaftesbury an Bayle.** Von Hrn Professor *Eberhard*. . Seite 74

Sechstes Stück: Tobias Witt. 87

Siebentes Stück: Die Eiche und die Eichel. Ein Gespräch über Hrn Dutens Buch »Von dem Ursprunge der Entdeckungen die den Neuern zugeschrieben werden.« . . 99

Achtes Stück: Erster Brief an Hrn Dutens. 115

Neuntes Stück: Zweiter Brief an Hrn Dutens. 125

Zehntes Stück: Über Emilia Galotti; erster Brief. 137

Eilftes Stück: Zweiter Brief. 151

Zwölftes Stück: Dritter Brief. . . . 166

Dreizehntes Stück: Vierter Brief. . 173

Vierzehntes Stück: Hylas und Philonous. Von Hrn *Moses Mendelssohn*. . Seite 205

Funfzehntes Stück: Der Bienenkorb. . 214

Sechzehntes Stück: Traum des Galilei. Oder: von den Freuden der Erkenntniſs. 239

Siebzehntes Stück: Das Weihnachtgeschenk. Von Hrn Professor *Garve*. 259

Achtzehntes Stück: Der Habicht. Ein Gespräch über die Einführung der Raubthiere in die Natur. . . . 266

Neunzehntes Stück: Proben Rabbinischer Weisheit. Von Hrn *Moses Mendelssohn*. 295

Zwanzigstes Stück: Fortsetzung der Proben Rabbinischer Weisheit. Von Hrn Assessor *Friedländer*. . . . 315

Ein und zwanzigstes Stück: Die Bildsäule. . . . . Seite 335

Zwei und zwanzigstes Stück: Die Curmethoden. 356

Zusatz des Herausgebers. 365

[illegible]

DER

PHILOSOPH

FÜR DIE WELT.

ERSTER THEIL.

ERSTES STÜCK.

DIE GÖTTINNEN.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in steter Uneinigkeit. Beide wünschten ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altären der andern; erst muſste er des Dienstes der Venus überdrüſsig seyn, ehe er sie verlieſs und sich dem Dienste Minervens weihte. Nur hie und da fand sich ein Sterblicher, der seine Opfer unparteiisch zwischen beiden theilte: und dieser war immer, nach dem eignen geheimen Urtheile Minervens, der weiseste. Jede der Göttinnen hatte Hoffnung ihn ganz zu gewinnen, und jede überschüttete ihn daher mit ihren süſsesten Wohlthaten und ihrem schönsten Segen.

Indessen kam die Eifersucht beider Göttinnen nur selten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten seine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter seines Hauptes, und gegen solche Kinder ist die Liebe sehr zärtlich; auf der andern, hatte er auch der Venus groſse Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm so manche selige Schäferstunde verschafft, worin er seiner Majestät vergaſs, und sich für die vielen Sorgen seiner Regierung eben so belohnte, wie sich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für einem erhabnern Beiſpiele könnten ſie auch folgen, als dem Beiſpiele Jupiters? —

Gemeiniglich blieb es alſo zwiſchen beiden Göttinnen bei Blicken, bei Ironieen, bei Anſpielungen; kurz, bei dem ganzen kleinen Nadelgefechte, womit ſich die Damen oft ſchmerzhaftere Wunden zu ritzen pflegen, als die Männer ſich ſchlagen. Die Göttinn von Cythere fuhr dabei noch am beſten. Minerva war zu ernſthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philoſophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihre Soriten Apollo gähnte, daſs ihm von der Bewegung der Lorbeer um ſeine Schläfe rauſchte; wenn Bacchus, zurück gelehnt an einer der Säulen des Götterſaals, mit vorgeſtrecktem Bauch und beide Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegſchnarchte; wenn ſelbst der Adler

Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener süſsen und malerischen Stellung schlummerte, worin ihn Pindar beschreibt: so fing auf einmal die sorglose Venus an, mit ihrem Buben zu tändeln, oder warf sich wohl gar auf ihren beruſsten Vulkan, an den sie so viel Liebkosungen verschwendete, ihm so viel süſse Thorheiten vorsagte, so oft den ambrosischen Kuſs auf seine Wangen und Lippen drückte, daſs Alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten Alle vor Lachen über den guten Ehemann ersticken, der alle diese Schmeicheleien für baare Münze nahm, und sich vor Freude und Zärtlichkeit nicht zu lassen wuſste. — Auftritte dieser Art gingen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte sie oft die gröſsten Bitterkeiten ausgeströmt, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit sich erinnert hätte daſs sie die Göttinn der Weisheit wäre.

Liebes Kind, zischelte oft Jupiter seiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es sollte dein Vortheil seyn, wenn du mit der von Cythere Freundschaft hieltest. — Minerva selbst sah das ein; aber sie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eifersucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. Alle Welt drängte sich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die ersten, die schönsten Früchte geopfert: zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten um sich der Venus Gunst zu versprechen; und so bekam die gute Tochter Jupiters nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre sah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mädchen: es war an ihren Festen das lebendigste Gewühl um sie her; im Heiligthume Minervens standen nur sparsame Gruppen kraftloser Greise und welker Matronen, die mühsam an ihren Stäben herzuschlichen, statt Opfer Weihrauch brachten, und ihrem Reiche nur noch wenig Dienste versprachen. Selten fand sich ein Jüngling, und noch weit seltner ein Mädchen. — Kam einst von der Liebe, aus Verdruſs nicht erhört zu seyn, ein Mann oder ein Jüngling zu der Weisheit herüber; so war es mit unwillig langsamen Schritt, und immer den Blick mehr hinterwärts als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es selten, daſs er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Nur ein einziges flüchtiges Lächeln, das die Göttinn ihm nachschickte; so war aller Unwille aus seiner Brust verschwunden, und er eilte nur desto brünstiger wieder zurück. Ja selbst unter den abgelebtesten Greisen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meisten forderten ihre Gunstbezeugungen nur, um doch Etwas zu haben, da sie das nicht mehr haben konnten was sie sonst freilich am liebsten gehabt hätten.

Einst, da sich Minerva, beim einsamen Schimmer des Mondes, zu dem geliebtesten ihrer Lieblinge herabließ, um ihn mit ihren geheimen Einflüssen zu begünstigen, und sein innres Auge zum seligen Anschauen der intellectuellen Schönheit zu öffnen, fand sie ihren Platz schon von der Göttinn der Liebe eingenommen, und den ernsthaften Weisen mitten in dem noch seligern Anschauen einer sinnlichen Schönheit begriffen. Dieser neue Triumph ihrer Feindinn war allzu kränkend, als daſs sie ihn so im Stillen hätte verschmerzen sollen. Sie verfolgte von diesem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendsten Anmerkungen, und fand bei den entferntesten Veranlassungen Übergänge zu Bitterkeiten.

Jupiter, auf den Frieden in seinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und schrecklich zusammengezogenen Augenbraunen hervorschoſs; aber umsonst: Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttinn der Weisheit hinlänglich glaubte, daſs Neckereien dieser Art einer Gottheit nicht anständig wären.

O Jupiter! rief Minerva aus, indem sie mit dem Gespräche zur Seite absprang; sage mir: was ist eine Gottheit? Ich bin schon längst in meinem Begriff davon irre geworden. Es giebt ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Altäre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildsäulen die Nationen gebückt liegen, und denen doch gerade das erste Kennzeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttinn der Liebe geworfen, verpflichtete diese, zu antworten.

Das erste Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was ist das?

Wie! was das ist? — Wenn der Mensch fragt: wer bin ich? so behauptet er seinen Vorzug über den Wurm. Wenn eine Göttinn so fragt, so sinkt sie zur Menschheit hinab. — Die Wohlthätigkeit ist es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrschen.

Und die Gottheit, der dies Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten? —

Sehr gerne! Eine beschämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Diese Gottheit sind Sie.

Ich? lächelte Venus, und sah mit der freien Miene eines reinen Gewissens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer sonst, Madame? — Wenn die Stimme des Jammers die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels so weit übertönt, daſs oft Jupiter selbst in seinem innersten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in seinem Himmel vermiſst: wer sonst ist Ursache, als Sie? — Es ist die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: in den klagendsten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer-gefühlte Wollust, als in den feurigsten eines Allegro. — Ich; ich sollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde, die Dichter — was darf ich Ihnen mehr sagen? — sind Dichter.

Armer Apoll! lispelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunstgriff sich eine Partei zu machen, ist sehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeisterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt sein Gesang von Göttern und Weisen und Helden; aber die Sänger der Liebe sind auch die Sänger des Weins, und schöpfen ihre Begeisterung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der sorglose Bacchus, und reichte seinen Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus stand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fing sie an, mit jener freundlichen Holdseligkeit, die jeden Verdruſs verscheucht und jede Sorge hinwegschmelzt; und dann streichelte sie seine Wangen, daſs die kleinste Runzel von seiner Stirne schwand, und die ernsthafte Juno vor eifersüchtigem Zorne glühte. Lieber Vater! rief sie noch einmal: du muſst es wissen; du kennst mich. Ist es wahr, daſs ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeschreiblich, und Juno knirschte vor Wuth. Denn so feind sie auch den Ausschweifungen ihres Gemahls war, so sehr haſste sie doch alle Anspielungen darauf; sie muſsten denn von ihr selbst, zwischen den stummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fing endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an: was zankt Ihr denn immer, Ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva sagte, das Kennzeichen der Gottheit ist, so dürft Ihr euch nur versöhnen, um beide mehr Gottheiten zu seyn. Apoll hat euch das so oft schon gerathen, und ich so oft euch befohlen. — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erst über den Kocyt dürfen um ein Elysium zu finden; es wird ihnen an seinen beiden Ufern blühen. — Du, Minerva, bist allzustrenge, und du, Venus, zu leichtsinnig.

Allzustrenge? sagte Minerva; und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne bewilliget ward. Sie sagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris schoſs auf ihrem farbigen Bogen zur Erde. — Ich erbiete mich zu jenem ewigen Bunde, Jupiter, den du mir anträgst; aber nur Geduld! und du selbst magst dann richten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Gestalt mit sich, die den ganzen Himmel in Erstaunen setzte. Es war kein Mensch mehr; es war nur die unvollkommne Idee eines Menschen: ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worin der letzte Funke Feuers erloschen war, lagen tief in ihren Höhlen; sein Nacken war krumm und gebückt, und seine Stimme keuchend, wie eines Nestor.

Da seht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückseligkeit, womit die Göttinn von Cythere ihren Anbetern lohnt! Und solcher Elenden ist der ganze Erdboden voll. Ihr haltet sie für die Göttinn des Lebens? Ihr irrt euch. Sie steht mit den Göttern des Todes in Bündniſs. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grausam als sie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; so ist sie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerschneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfahrt der Menschen am Herzen — wurden über diesen Anblick erbittert. Jupiter schüttelte sein Haupt, daſs der himmlische Pallast durch alle Gemächer erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und selbst der menschenwürgende Mars fluchte in seiner Wuth alle Ströme der Hölle zusammen. Indeſs saſs die Göttinn von Cythere da, als wollte sie durch den krystallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefsten Abgründe am Kaukasus sinken: nur dann und wann erhob sie ein schüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Besserung zu geloben schien.

Aber schon hatte sie heimlich, sobald sie Minervens Absicht errieth, dem Mercur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verstand, und schnell, als ob er vom ersten der Götter käme, zu vollstrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel stand der kleinen süſslächelnden Cytherea zu Gebote. Sie war mehr Königinn des Olymps, als Jupiter selbst. Alles liebte sie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus: die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und stand eben in der Mitte einer der gründlichsten Abhandlungen — gründlicher, als sie je ein Mitglied vor der französischen Akademie eines deutschen Königs verlas — worin sie mit gröſster Scharfsinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre Glückseligkeit sei? und mit den triftigsten Beweisgründen darthat, daſs alles was die Göttinn der Liebe den Sterblichen anböte, nichts als Scheingüter wären, nichts, als eitle, hinfällige, sinnliche, thierische, thörichte ——

Und hier kam Mercur wieder zurück. — Ein neues Gespenst? riefen die Götter. Hatten wir nicht schon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft sie hinaus! schafft sie hinaus! oder wollt Ihr den Himmel zu einem Orcus machen?

O Mercur! seufzte Venus, als ob sie

ihre Beſchämung nicht länger ertragen könnte: muſst denn auch du, Mercur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dies Gerippe hier Sie an? Schämen Sie Sich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieses hier laſsen Sie sich Minerva schämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indeſs der Göttinn der Weisheit die Worte im Munde erstarben. — Aber beim Jupiter, ja! das ist kein Liebhaber; das ist ein Weiser. — Armes Geschöpf! Laſs mich dich ansehn! Du blinzelst? Kann dich dieses sanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven so schwach? —

O Göttinn! Und meine Gehörnerven noch schwächer. Rede leiser mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerstimme des Jupiter.

Ist es möglich? Und doch ist meine Stimme, wie alle Götter sagen, die sanfteste im Olympus. — Du zitterst? Dich schaudert? Fühlst du denn nicht den Einfluſs dieses holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt' ich, Göttinn? Der erwärmende Saft des Lebens ist in allen meinen Gefäſsen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttinn! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine desto tödtlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem sich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte: — jene Farbe, und diese Farbe; jene Wangen, und diese Wangen; jene Ohnmacht, und diese Ohnmacht — —

Ist's denn meine Schuld, rief Minerva mit höhnischaufgezogener Oberlippe, daſs dieser Thor sich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und ist es meine, erwiederte Venus, wenn auch jener, im Genusse der meinigen, keine Gränzen kannte?

Schamlose Vergleichung! sagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, so hat doch der meinige zu dem edelsten Endzwecke gearbeitet. Er hat gesucht, die Menschen zur Weisheit und Tugend zu bilden.

Und der meinige, die Menschen selbst zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach sie. Alle weibliche Gottheiten, selbst die alte groſsmütterliche Ceres, versteckten das Gesicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen über die Schamlosigkeit ihrer Mitgöttinn zu. Aber Jupiter befahl dem Mercur, beide Gerippe hinauszuschaffen, deren Anblick ihm die Freude seines Himmels verderbte. Nimm sie nur gleich mit zum Styx, sprach er: denn warum willst du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt sie sicher für Schatten!

Und dann wandte er sich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit! Sehet da die Früchte eurer ausschlieſsenden Herrschsucht! Wir alle, so viel unser sind, sollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wollüste des Geistes, noch für die Wollüste des Körpers ist der Mensch allein geschaffen; in beiden stürzt Übermaaſs ihn ins Elend. So wie der äuſsere Mensch ohne unsre vereinigten Wohlthaten, ohne meinen Äther, und ohne deine Luft, o Juno, und ohne deine Wasser, Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres, und ohne dein Feuer, Vulcan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus dazwischen, *mit* emporgehobenem Becher —

Nicht bestehen kann: so kann auch der innre Mensch ohne eüre vereinigten Gaben, ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine Triebe, o Venus, ohne deine Musen, Apoll, zu keiner Vollkommenheit aufblühen; und der ganze Mensch kann ohne uns alle — —

* * *

O verzweifelt, mein Leser! Indem ich eine der treflichsten philosophischen Deductionen aus dem Archiv des Himmels, wovon Mercur einige Blätter für mich entwandt hat, dir abschreiben will; so fährt durch meine einsame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich also mit dem was du hast, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein es zu suchen.

ZWEITES STÜCK.

ÜBER DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER.

AUS EINEM BRIEFE.

— Auch für mich ist der Charakter des *jungen Werther* äuſserst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, dahingegen sie bei der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stecken. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verachtet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich sehr weit und richtig seyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der groſse Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und Teufel; das andere, Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele Statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — —

Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluſs haben werden. Er hat Herz, Verstand, und Dreistigkeit; Gunst beim Publikum, und Begierde zu herrschen.

Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unsrer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen gelangen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechselnde, immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich groſsen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Örter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaſst, wird überwogen, und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht, kommt dabei alles auf die eine Betrachtung an: daſs der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiederbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verständigsten, gröſsten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher giebt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläſst, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhangen. Ich weiſs nicht, sagt *Werther* selbst, was das heiſst: Leben, Sterben. Ich weiſs es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht?

Ich weiſs, daſs man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur, für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophiren nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nemlich in dem groſsen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniſs, Beurtheilung und Activität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel; mit Einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf, Statt. So weit als diese Erkenntniſs der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinauslaufen wird wenn ich mir den Arm glücklich ablösen lasse; ich werde mit Einem Arme fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe! Ja, da weiſs ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiſs keine der Folgen, die der Schuſs ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich geboren werden, wachsen, leben, und sterben läſst; der alles weiſs was vor mir war, weiſs, was nach mir seyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders ist, untersuchen: ob es der Natur des Menschen und der

Dinge gemäſs, das heiſst, erlaubt sei, sich zu ermorden; etwas anders die Frage: wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten; wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch davor bewahret werden soll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punct!

Dies macht bei *Werthern* einen Theil seiner Schuld aus, daſs er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen groſsen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und alles was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz; der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insecten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne als er Ähnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt auf sie mit der vollen

Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein; ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Ähnlichkeiten der Andern, besonders je näher ihm diese Andern an Stande und äuſsern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwierigkeit in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daſs es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntschaft gewiſs an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeiniglich von uns völlig vergessenen und vernachlässigten Werke, lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm Alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstellung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht *zuerst* Hang zur Einsamkeit und zu bloſsem ungeselligen Nachdenken; *zweitens* Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrükken, die aus der Achtung und Liebe gegen Andre entspringen; *drittens* Haſs und Widerwillen dieser Andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehn, ohne daſs sie seine gröſsern Vollkommenheiten kennten oder Genuſs davon hätten: *viertens* gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist; lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden, und darin unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen groſsen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weiſs, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und gröſser. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. *Ihre* Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meinungen über diesen Punct der Mensch bei sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es freilich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe *für* die That mit aller

Stärke der Beredtsamkeit vorzutragen, indeſs die wahren Gründe *dawider* übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspuncte zu betrachten: aus dem einen, wenn sie begangen worden ist; aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beide Gesichtspuncte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt; wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäſs er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kenntniſs des Menschen, meine Liebe des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muſs er dabei den andern Gesichtspunct vergessen; das heiſst, er muſs mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der gröſste Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen lieſse. — —

Chr. Garve.

DRITTES STÜCK.

DIE HÖHLE AUF ANTIPAROS.

Herr *von Millwitz* war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiſs, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faſste endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluſs, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluſs kostete ihm um so weniger, da er bei groſsem natürlichen Muthe, ein brennendes Verlangen hatte die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäſslichkeit, und der Rath der Ärzte die ihm die Seeluſt nicht zuträglich ſanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er ging auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron *von B***, dessen Rittersitz nur einige Meilen von dem seinigen lag. Das Bedürfniſs des Umgangs machte zwei Menschen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptstadt nie würden geworden seyn.

Einst, da *Millwitz* zu dem *Baron* unvermuthet hereintrat, warf dieser, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worin er eben gelesen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lectüre um so begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! wie Sie wollen! — Für mich freilich noch neu; aber für einen so groſsen Leser wie Sie, vermuthlich schon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als es der Baron ihm mit einer lustigen Miene wegriſs, und ihn mit vieler Selbstzufriedenheit fragte, für was für ein Buch er's wohl halte?

Ich wette, Baron, daſs es ein verliebter Roman ist.

Ei denkt doch! weil *ich* es lese. — Aber, mein Herr Gelehrter; dasmal irren Sie Sich. Rathen Sie besser!

Eine Reisebeschreibung? — und schon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! das darf man bei Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bei mir nicht erwarten? — Sie bilden Sich doch nicht ein, daſs Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland sind?

Da wär' ich sehr unverschämt. Bin ich denn nicht bei Ihnen?

Spötterei! Spötterei! Ich verstehe. — Aber, was man nicht ist, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem Wege dazu. — Philosophie, Freund! Philosophie! — indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt. — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefsten Metaphysik!

Wie? Das sollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erstaunte nicht wenig, als es das berufne *Systéme de la nature* war.

Ist es möglich? Sie lesen ein Werk wie dieses?

Also kennen Sie's doch? —

Von Livorno her! Ein Engelländer lieh es mir, da ich krank war.

Nun? und fanden Sie's nicht wirklich vortreflich?

Vortreflich? Ein Buch von solchen Grundsätzen, vortreflich!

Ich meine, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? — Ein Gift, das durch seine Süſsigkeit den Geschmack reizt, ist nicht weniger Gift, und man muſs nur um desto mehr davor warnen. — In aller Welt! wie sind Sie auf dieses Buch verfallen?

Je nun, wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ungefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es sich fand, lieſs man mich's theuer bezahlen. Es kostet mich, wie es da ist, sechs Rubel.

Nun, beim Himmel, Baron! Ich wollte, Sie hätten Ihre sechs Rubel einem Armen, oder — — hätten sie einem Mädchen gegeben. Eins ist nicht so schlimm, als das andre.

Pfui, Millwitz! pfui! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machen's auch, wie ein Pfaffe. — Erst genieſsen die Herren selbst, und nachher, wenn wir armen Laien nun auch genieſsen wollen, sind wir verdammt. — Warum denn nicht lesen? Haben doch Sie es gelesen!

Guter Baron! Ich und Sie, ist ein Unterschied. — Hätt' ich nie trockne deutsche Metaphysik gelesen, so würd' ich mich vor der beredten französischen fürchten. — Sagen Sie mir; wie konnten Sie, bei Ihrem Abscheu vor aller Anstrengung, bei Ihrer Unlust zu allem tieferen Nachdenken, bei Ihrem wirklichen

Mangel an den vielen Kenntnissen die so ein Buch voraussetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen — —

Je nun — die Wahrheit zu sagen — man sitzt in Gesellschaft von euch Herren immer da, wie ein Ölgötze. Man muſs doch einmal mitsprechen können.

Mitsprechen, Baron! — Für das was Sie aus diesem Buche mitsprechen können, wäre Zuhören besser. — Und leider! — auf Gegenstände dieser Art fällt die Rede so selten.

So muſs man sie darauf bringen, zum Henker!

Um sich ein Ansehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie stellen Sich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich sehe da keine. — Man amüsirt sich, man lies't, man denkt nach —

Wenn man kann, guter Baron. — Und wenn man's nicht recht kann; so wird man ungewiſs, läſst sich hinreiſsen, giebt Beifall; verliert seinen Glauben an Gott, seine Beruhigung, seine Tugend vielleicht: — und das alles ist Kleinigkeit. Nicht? — — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bei Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! schrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; sind Sie bei Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er sich ein wenig wieder erhohlte — aber man heizt eben nicht mit sechs Rubeln, wenn man's mit einer Kopeke kann; und das Buch — das Buch ist nun einmal mein! Ich will's lesen. —

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Possen! Possen! — Gesetzt nun auch,

auch, ich werde ein Atheist; was ist's mehr? — Wenn ich's bin, so lasse ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Christen. — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir setzen uns hier an den Kamin: ich mache Ihnen, weil Sie doch frostig sind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flasche Burgunder.

O liebster Freund! fing er dann wieder mit einem Seufzer an: Sie sind gereis't; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daſs ich nicht mitging! — Tausendmal habe ich's schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzählt haben — die ganze Zeit ist's mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle

Abende wenn ich zu Bette gehe, ſchiffe ich mich im Haſen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, bester Millwitz! Noch mehr solche Geschichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiſs keine mehr.

Ei was? Sie müssen noch wissen. — Da! friſchen Sie Ihr Gedächtniſs auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die Türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron! — als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. — Aber auch jetzt — — Doch was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas gesehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen! die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füſse unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaken, von Meerstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör' ich nichts lieber.

Ein Beweis, daſs Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüſste doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel *Antiparos* gehört?

Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm' ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine *Höhle* gebaut hat.

Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein, bei meiner Seele! davon weiſs ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiſs man da von der Welt? — Gütiger Gott! was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fing hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene, Höhle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst *Nointel* und nachher *Tournefort* mit so viel Gefahr hinabstiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstergeschichtchen seiner Amme mogte gehorcht haben.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abschüssiger und abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finstres Loch, wodurch wir nicht anders als gebückt, und bei dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie Sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereitet. Er saſs mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen muſsten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen und vor denen ich so nahe vorbei muſste, drehend geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meinen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig wie Eis, und also äuſserst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinankletterten — freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron?

Nichts, Millwitz! nichts! — Bloſs mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber, da ich nun eben glaubte sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz

sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daſs sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. — Dann muſsten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem gröſsten Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sei gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muſs doch! Sonst tränk' ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt' ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos treffliche Ärzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Millwitz lachte. — Über die groſse Gefahr! — Gleichwohl, Baron; beim Wiederherauſsteigen gings ärger, als beim Hinuntersteigen. Da hätte Rath dazu werden können. — — Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dies alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter wiederfuhr. — Sie erinnern Sich doch? — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neüem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Odem, ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt —

Hier brach mir zu meinem gröſsten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort, und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daſs die Gläser tanzten, und stürzte fast, vor Freuden, den Tisch über den Haufen.

Sind Sie? sind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sei Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdische Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe; und wissen Sie, daſs ich Ihnen vor lauter

Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höhle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel muſste Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen — —

Aber nicht mit so viel Gefahr! — Sehen Sie Sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es giebt ein Ansehen. Man schlieſst auf Herz, lieber Baron. — Und was ist's denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Also, Baron — wenn Sie wären zugegen gewesen; Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? —

Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie

zurückgehalten. — Er stand auf, und gab ihm die Hand. Ja, beim Himmel, Millwitz! und wenn ich mich hätte mit Ihnen ſchieſsen sollen! Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? — Dann muſs ich mich ſchämen, daſs Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweiſen wollen, als ich gegen Sie bewieſen. — Sie haben einen ſchwachen Kopf, wie Sie ſagten?

Den hab' ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen vom Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendſünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen ſchieſsen ſollte, Baron! — Er ſtand auf, kam zurück, und das *Systême de la Nature* lag im Feuer.

Der Baron war zu ſehr erſtaunt, als

daſs er sich sogleich hätte fassen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu spät. Das Buch war schon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fing er darauf nach einigem Stillschweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geist, oder der Teufel? —

Der Geist der Freundschaft, Baron, ist ein guter Geist. Sie waren für meine Erhaltung besorgt; es ist Pflicht, daſs ich's für die Ihrige sei.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Höhle konnten den Hals brechen; und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Ärgers. — Zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorsehung werden; einer Tugend, die ohnedies schon auf schwachen Füſsen steht — verzeihen Sie, Freund! — noch vollends alle Festigkeit nehmen; die Gründe seiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geschöpf, wie der Mensch, das Gröſste und Wichtigste ist: — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie schwärmen. Verlier' ich's denn schon? —

Sie *könnten's* verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für so einen Kopf ist das *Système de la Nature* nicht geschrieben. Es verlangt feste Nerven, und einen dreisten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der mögte so leicht nicht wieder herauskommen. — — Der Fall hat viel Ähnlichs, Baron. In meiner Höhle, wie Sie sagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: in den Speculationen dieses Buchs ist für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. — — Und um die Ähnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: Kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen seyn mir zu helfen; und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höhle ein Kreuz schlagen, und gehn, daſs er fortkäme. —

Der Baron muſste nachdenkend geworden seyn, denn er blieb ernsthaft, ob es gleich über sein Lieblingsthema, den Pfarrer, herging. — Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundschaft die Hand:

Sie erkennen, daſs ich Sie liebe? —

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen. —

Nun, so hören Sie mich! Sie beschworen mich mit der edelsten Hitze, nie wieder in eine Höhle zu steigen, und hier meine Hand! ich will folgen. — Aber nun muſs ich auch Sie beschwören: Bemengen Sie Sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Versehung vom Throne stürzen. Bleiben Sie immer, statt Sich in jene trübe Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menschenverstandes, und statt Sich an einem morschen Seil über Abgründe hinzuhängen, auf dem festen, sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. — Aber, fuhr er fort: meine besten Jahre habe ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daſs ich's bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben? —

Sie sollen lesen, Baron. — Es giebt der Kenntnisse viel, die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freilich, ist die eine mehr als die andere werth. — Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daſs ich Sie unterstütze.

Er schickte ihm den Tag darauf den *Reimarus.*

VIERTES STÜCK.

BAYLE AN SHAFTESBURY *).

Mylord,

Es geht noch immer nicht besser mit meiner Gesundheit: der trockne Husten, der sich schon seit geraumer Zeit bei mir eingefunden, und der in meiner Familie beinahe erblich ist, hat wirklich meine Brust angegriffen. Ich liege nun hier auf meinem Lager, und leide von Mattigkeit, Schmerzen und Schlaflosigkeit; vorzüglich aber von der Unthätig-

---

*) Dieser und der folgende Brief sind an die wirkliche Correspondenz zwischen den beiden berühmten Schriftstellern angehängt. Man sehe *Lettres de Mr. Bayle*, t. III, am Ende.
Anm. d. H.

keit, deren ich so gar nicht gewohnt bin.

Daſs ich mein Lebensende als nahe und gewiſs ansehen muſs, das beunruhigt mich wenig. Da ich einmal auſser Stande bin zu arbeiten, so kann mir das bloſse Leben so viel nicht werth seyn. Nur Einen Kummer hab' ich noch auf dem Herzen, und diesen kann ich allein in *Ihren* Schooſs ausschütten. Ich sehe nun gewiſs voraus, daſs ich die Welt werde verlassen müssen, ohne dasjenige gefunden zu haben, was ich mein ganzes Leben hindurch so eifrig gesucht habe. Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, Mylord, daſs es die Wahrheit war die ich suchte, und von deren weitern Erforschung ich nun abstehen muſs.

Wenn ein Gott ist; woher rührt denn das Übel in der Welt? — Welches ist das unsichtbare und unbegreifliche Band zwischen Körper und Seele? — Welches sind die allgemeinen Gesetze der Körperwelt, und wie hangen sie mit den Weltbegebenheiten zusammen? — Sehen Sie: so schwere und so wichtige Fragen bleiben mir noch zurück; und ich habe keine Zeit mehr, sie zu beantworten.

Verzeihen Sie, Mylord, den Klagen eines Sterbenden, der sich noch glücklich glaubte, so lange er hoffen durfte. Ich befinde mich jetzt an *der* Scene meines Lebens, wo ich das ganze Schauspiel desselben übersehen kann. Es hat die Entwickelung nicht gehabt, auf die ich gehofft hatte, und deren Erwartung mich unter Sorgen und Kummer zu trösten und hinzuhalten pflegte. Ich muſs also urtheilen, daſs ich vielleicht meinen ganzen Lebensplan übel angelegt habe. Ich hätte vielleicht gleich Anfangs wissen sollen, daſs die Wahrheit eine erträumte Göttinn ist, die von den Opfern welche wir ihr bringen, nichts weiſs, sie nicht belohnt, nicht verdient. Dann hätte ich mich nicht so, wie ich gethan, vor der Knechtschaft des Geistes gescheut, meine Gedanken in die Fesseln eines Glaubenssystems schmieden zu lassen; ich hätte, um die Unabhängigkeit meines Verstandes zu bewahren, die mir so kostbar und zur Untersuchung der Wahrheit so unentbehrlich schien, nicht mein erstes Vaterland, das Vergnügen unter meinen nächsten Verwandten und Freunden zu leben, nicht alle häusliche Glückseligkeit aufgeopfert, und ein mühseliges, abhängiges, einsames und sorgenvolles Leben einem bequemen, ruhigen, sorgenlosen und geselligen vorgezogen: ich wäre in Frankreich ein Katholik, in Holland ein Prädestinatianer, und überall der Meinung der Mächtigen und Groſsen gewesen; ich hätte mich als jedermanns Freund, und jedermann sich als den meinigen erwiesen.

Doch vielleicht ist es meine eigne Schuld, daſs ich die Gewiſsheit nicht gefunden, die mich jetzt beruhigen würde. Vielleicht hab' ich mich nicht gehörig gestellt, um das Licht zu sehen, das so viele Andre zu sehen vorgeben; vielleicht hab' ich mich selbst muthwillig verblendet. — Muthwillig! Ich hoffe, Mylord, daſs ich mich über meine Ehrlichkeit bei Ihnen nicht werde rechtfertigen dürfen. Sie kennen mich, und Sie haben ein Herz, das die Verlegenheiten eines Untersuchers, der keinen festen Grund findet wo er ausruhen kann, mitzufühlen weiſs. Wie wohl ist dem undenkenden Nachbeter, der des Glücks seiner Überzeugung ungestört genieſst! Wie oft bin ich in der Versuchung gewesen, ihn wegen seiner Selbstzufriedenheit zu beneiden, wenn mich ein Zweifel ergriffen hatte, der mir spät die Ruhe der Nacht raubte, des Morgens mich frühe weckte, mich in der Einsamkeit nagte, und in der Gesellschaft mir die Miene eines Träumers oder eines Dummkopfes gab!

Wenn der Zweifel eine Folge von der Art meines Studirens war, so weiſs ich nicht, wie ich demselben hätte entgehen können. Noch bis jetzt bin ich überzeugt, daſs ein Forscher der Wahrheit alle Parteien anhören, daſs er auf kein Herkommen und Ansehen der Lehrer achten, daſs er sich in alle Gesichtspuncte stellen muſs, um einen Gegenstand recht kennen zu lernen, und sich einer vernünftigen Überzeugung zu versichern. Diese Methode kann allerdings alte Lehrgebäude, worin wir so bequem wohnten, wankend machen, das Gemüth zwischen Meinungen hin und her werfen, und so die Gewiſsheit die man gesucht hat, entfernen; allein welchen andern Weg soll der Forscher betreten? was soll er thun, um gewiſs zu werden, als lernen und vergleichen? Ich habe gelernt und verglichen; ich habe mein ganzes Leben dazu angewandt, und Sie sehen, wie weit ich bin. — O Mylord! versöhnen Sie mich, wenn Sie können, mit mir selber! Theilen Sie mir einen Funken von dem himmlischen Lichte Ihrer seligen Gewiſsheit mit, das ich so oft — ach! vielleicht zu voreilig — mit dem Namen einer edlen Schwärmerei belegte.

J. A. Eberhard.

FÜNFTES STÜCK.

SHAFTESBURY AN BAYLE.

Mein theurer Sir,

Wie gerne mögte ich Ihnen erst von Ihrem Lager aufhelfen, und dann, wie wir ehemals pflegten, ruhig mit Ihnen fortphilosophiren! Doch lassen Sie uns thun was wir können, wenn wir nicht können was wir wollen. — Wie? Ein Leben wie das Ihrige, zugebracht in der Untersuchung der Wahrheit; das sollte nicht die beste Vorbereitung zu einem ruhigen Tode seyn? Was Sie Ihr ganzes Leben hindurch so edel beschäftiget hat, das sollten Sie sterbend bereuen müssen?

Welches sind denn die Fragen, die Ihnen noch zurück bleiben; die Sie Sich noch nicht haben beantworten können? Sind es Fragen, von deren Beantwortung die Einrichtung unsers Lebens abhängt? ob Gott mächtig, weise, gut sey? ob wir ewig dauren werden? ob in der Tugend das höchste Gut bestehe? — Ich würde begreifen, wie Sie unruhig seyn könnten, wenn Sie mit diesen Untersuchungen noch nicht fertig wären. Aber müssen wir, um sie zu unsrer Zufriedenheit zu endigen, erst in alle Staatsgeheimnisse der göttlichen Regierung dringen? Muſs Gott erst alle seine Maaſsregeln durch den Ausgang gerechtfertiget haben, ehe wir glauben dürfen daſs er ein guter Regent sei? Ich meines Theils traue es sogleich seinem Charakter zu, daſs Alles in seinem Reiche gut seyn müsse, und halte alles Böse nur für *Schein*, der bald verschwinden würde, wenn wir seinen ganzen Regierungsplan überſähen. *Sie,* mein Freund, dachten nicht weniger gut von Gott: Sie betrachteten das Böse, das Sie in der Welt wahrzunehmen glaubten, als Unkraut, welches von einem übelgesinnten Feinde ausgestreuet worden, indeſs Gott an der Einschränkung und Ausrottung desselben arbeite. Sie sehen, daſs wir Beide uns die Zweifel, die uns in dieser wichtigen Untersuchung beunruhigten, aufgelös't haben; nur jeder auf eine andere Art: die Wahrheit, die wir zu unsrer Ruhe bedurften, ist uns Beiden geblieben. Wenn das aber ist, so können wir viele verwickelte Erscheinungen im Reiche der Natur und der Gnade unerklärt lassen; wir können die ganze Welt als den Brief eines weisen Mannes in geheimer Schrift ansehen, wozu wir den Schlüssel errathen müssen. Der Eine, indem er in dem Buche der Natur lies't und auf die Erscheinungen in unserm Sonnensysteme kommt, nimmt die Bewegung der Erde, der Andere die Bewegung der Sonne zum Schlüssel; und ein jeder meint die Schrift zur Ehre ihres Urhebers entziffert zu haben. — Wir wissen im Allgemeinen, wozu der Weltplan angelegt ist; wie aber die Ausführung dem Zwecke zustimme? das ist uns oft ein Geheimniſs. Das Erste lesen wir in der Ideenwelt, die uns näher liegt, weil wir sie in unserm eigenen Busen finden; das Andere in der sinnlichen Welt, wovon uns nur einzelne Anblicke der äuſsersten Schale vergönnt sind. Es ist das Bestreben des Untersuchers, beide Fäden seiner Erkenntniſs zusammen zu bringen, und sich aus der einen Welt in die andere einen Übergang zu verschaffen. Wenn er hier Schwierigkeiten findet, die ihm unübersteiglich scheinen: wird er nicht wohl thun, wenn er sich an das hält was er als gewiſs erkennt, und wegen des Übrigen sich nicht beunruhiget?

Ich weiſs wohl, daſs nicht Alle die sich mit dem Philosophiren abgeben, so bescheiden denken; daſs vielmehr sehr Viele sich's zur Schande rechnen würden, auch bei den schwersten Fragen verlegen zu scheinen. Diese Art Menschen hüten sich sorgfältig, mit den Gedanken Anderer bekannt zu werden; sie müſsten denn schon zum voraus wissen, daſs es die ihrigen sind. Es kommt ihnen mehr auf ihren Ruhm oder ihr zeitliches Glück, als auf das Interesse der Wahrheit selbst an; die Wissenschaft, wie die Tugend, ist ihnen, was den Kindern eine bittere Arzenei ist, von der sie nicht begreifen, wie man sie ohne die Ruthe oder ohne etwas Zucker nehmen könne. Liebt man aber die Wahrheit um ihrer selbst willen, so wird man Alles herzlich umarmen, was uns zu ihr zu führen verspricht; gesetzt, daſs wir auch eine Meinung, bei der wir uns wohl befanden, auf ewig darüber einbüſsen sollten.

Lassen Sie uns indeſs nicht erschrekken, wenn uns dies in tausend Sachen, worüber Andre entscheidend urtheilen, ungewiſs macht; haben wir doch die Hauptsache, alle Wahrheit wovon die Einrichtung unsers Lebens abhängt, in Sicherheit. Nun können wir's ruhig ansehen, wenn sich die Meinungen der Dogmatiker über Gegenstände der Neubegier auf tausendfältige Art durchkreuzen, es gelassen abwarten, für welche Seite der Streitenden sich der Sieg erklären wird, und allenfalls, so wie es uns unsre Einsicht räth, bald zu dieser bald zu jener Partei übergehen. Ich glaube, daſs, wenn es so mit uns steht, die skeptische Laune uns gerade in die behaglichste Lage versetzt. Was wir durch unser ernstliches Forschen herausgebracht haben, wird zwar wenig, aber es wird das Nöthigste seyn, und wir werden es *sicher* besitzen: in allem Übrigen werden wir auf einer breiten bequemen Bahn wandeln, worauf wir, so weit es nöthig ist, zur Rechten und zur Linken ausbeugen können.

Hören Sie also auf, mein theurer Sir, Sich über eine Gemüthsfassung Vorwürfe zu machen, welche die einzige gute ist, worin sich der Weltweise gegen die Wahrheit befinden kann. Wehe ihm, wenn sein Kopf so voll Lehrsätze und Meinungen steckt, daſs nicht noch ein Fleckchen für den Zweifel übrig gelassen ist! Oder glauben Sie, daſs der in der That und gründlich überzeugt sei, der sich vor dem geringsten Zweifel fürchtet? Die Meisten verbieten sich alles Zweifeln recht geflisſentlich; sie besorgen zu ertrinken, wenn sie sich einmal dem Strom der Vernunft überlieſsen. Lieber halten sie sich an jeden Zweig schwacher Hypothesen, ehe sie es wagen, sich durch ihre eigene Kraft über der Fluth zu erhalten. Das ist die Denkungsart des eifrigsten Rechtgläubigen, wie des entschlossensten Freigeistes. Beide fürchten sich, durch den geringsten Zweifel ihr System gleichsam anzubrechen, um nicht am Ende die Kränkung zu haben, es gänzlich verzehrt zu sehen. Der Eine bleibt also durchgängig gläubig, der Andere durchgängig ungläubig. — Wenn Sie das die Wahrheit *ha-*

ben nennen, nun so kann ich Sie nicht bedauren, daſs Sie sie nicht haben.

Aber Sie haben sie, die Wahrheit, die dem Menschen erreichbar ist. Nicht die, die bei dem Allwissenden wohnt; denn ihren Glanz können sterbliche Augen nicht fassen. Ihr schwacher falber Schimmer, der aus unermeſslicher Ferne unsre Tritte in den Gefilden der Nacht nur kümmerlich erleuchtet, ist Alles, was wir von ihr vertragen können; Alles, was uns von ihr vergönnt ist. Sollen wir uns wundern; sollen wir uns betrüben, wenn bei so zweifelhaftem Lichte unser Fuſstritt irrt, oder wir des rechten Weges nicht gewiſs sind?

Die Wahrheit ist kein nahes Ziel, das man erreichen soll, um dann ewig dabei auszuruhen. Sie ist für Menschen nichts, als vollkommnere Erkenntniſs. Sobald sich das Bedürfniſs des Wissens in unsrer Seele fühlen läſst, sobald wir die Sehnsucht in uns wahrnehmen, von den unzählbaren Problemen, die uns die Natur bei jedem Anblick vorlegt, das aufzulösen was uns am nächsten liegt: so spornt die Unruhe unsers Geistes alle Kräfte der Seele an, uns durch die Schwierigkeiten der Untersuchung durchzuarbeiten, in der Hoffnung, jenseit dieser Dunkelheiten das volle Licht und unaufhörliche Ruhe zu finden. — Vergebliche Hoffnung! Neue Zweifel verwirren uns, neue Aufgaben reizen unsern immer regen Trieb nach Wissen. Und so werden wir von einem Ziele zum andern gelockt; mit stets neuer Sehnsucht, die nie ganz betrogen und nie ganz befriediget wird, bis wir uns unvermuthet am Ende unsers Lebens, nicht aber unsrer Untersuchung, befinden. Das iſt das allgemeine Schickſal aller Wahrheitsforscher; und wollen Sie Sich beklagen, theurer Sir, daſs es auch das Ihrige iſt? Wollen Sie mit dem Allerhöchſten rechten, daſs er Ihnen einen Wahrheitstrieb gegeben, der Sie elend mache, weil Sie ihn nicht befriedigen können? Sie werden beſser von Gott denken, wenn Sie beſser von Sich Selbſt denken werden. Iſt denn mein Freund Bayle nicht ein edleres Weſen, als der Matroſe, der ſich durch das Weltmeer von ſeinem Schiffe mit forttragen läſst, ohne ſich je beunruhigt zu haben, nach welchen Geſetzen es über die Fluthen hingleitet? wie die groſse Weltuhr im unbegränzten Oceane ihm ſeine Stunden ſchlägt, und wie ein Fernrohr am Himmel die Straſse findet, die ſein Schiff auf den Gewäſsern der Erde durchlaufen soll? — Sehen Sie da die Auflösung des ganzen Räthsels! Die wonnevolle Aussicht auf Ruhe und Zufriedenheit, wohin uns die enthüllte Wahrheit zu führen verheiſst, lockt aus einer schweren Untersuchung in die andere. Wir sehen uns endlich am Ziel unsers Lebens, ohne vielleicht diese Ruhe gefunden zu haben; was wir aber gewiſs gefunden haben, ist die Erhöhung und Veredelung unsers Wesens, durch Erweiterung unsrer Kräfte und unsrer Erkenntniſs.

Gönnen Sie Sich diesen Trost, auf den Sie so gerechten Anspruch haben! Sie werden mit Sich Selbst ausgesöhnt seyn, sobald Sie Muth haben werden Sich nach Ihrem Werthe zu schätzen. — Empfangen Sie noch zum Schluſs die theuresten Versicherungen meiner gefühltesten Hochachtung; und wenn es die letzten seyn sollen die Sie hienieden von mir annehmen können, wenn Sie mir diesseit des Grabes keine Zeugnisse Ihrer Freundschaft mehr geben sollen: so sey dies noch mein letzter irdischer Wunsch für Sie, daſs Sie die Ruhe schon hier ganz finden mögen, die Sie in jenem Leben gewiſs erwartet.

J. A. Eberhard.

SECHSTES STÜCK.

TOBIAS WITT.

Herr *Tobias Witt* war aus einer nur mäſsigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poëtisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daſs ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr *Till*, seiner Klugheit wegen. —

Ei! fing der alte *Witt* an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muſs nur fleiſsig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muſs es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr *Veit* mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen; das that er noch weniger:

immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daſs die Leute den hieſsen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr *Veit* muſs man's nicht machen. Das ist nicht ſein. — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht; Sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiſs nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr *Flink:* der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daſs die Leute den wieder hieſsen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hieſsen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie muſst du's denn machen, um klug zu heiſsen? — Weder ganz, wie der Herr *Veit*, noch ganz, wie der Herr *Flink*. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr *Flink*, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr *Veit*. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniſs.

Ein andermal besuchte ihn ein junger

Kaufmann, Herr *Flau,* der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte *Witt* an und schüttelte ihn: Er muſs das Glück nur suchen, Herr *Flau;* Er muſs darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooſs, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muſs Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straſse voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr *Trick;* damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daſs die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoëte, Herr *Schall:* der muſste entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riſs ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und muſste ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muſs? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daſs man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen ſein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn *Witt* ein junger Anfänger, Herr *Wills;* der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daſs Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht daſs ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloſses Histörchen. — Ich hatte hier in meiner

Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr *Grell* mit Namen:[*] der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieſs? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr *Grell?* Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr *Grell?* Sie haben ja auch bei dem Bankerutto verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saſs in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er muſste zum Thore damit hinaus. —

Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniſs verläſst mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr *Tomm:* der baute von einer andern Redensart das ganze groſse Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen! Die mögt' ich wissen. — Die hieſs? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr *Tomm?* Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte: — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: Was ist Ihnen? War-

Warum so mürrisch, Herr *Tomm?* — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze groſse Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr *Tomm.* Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr *Grell,* mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr *Grell*, und bald wie der Herr *Tomm*.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn *Tomm*. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht *Er*, Herr Wills? *Er* wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muſs man sprechen, wie der Herr *Tomm*; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muſs man sprechen, wie der Herr *Grell*.

SIEBENTES STÜCK.

DIE EICHE UND DIE EICHEL*).

Nicht lange nach der Herausgabe des Buchs, worin Herr *Dutens* die sämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweisen schon in den Alten fand, besuchte er seinen Freund, den Marchese *Gemelli*, auf dessen unweit Turin gelegenem Landgute. Er traf ihn im Park, und das Ge-

---

*) *Plato schrieb Sokratische Gespräche, noch bei Lebzeiten des Sokrates. »Was hat dieser junge Mensch mich nicht alles plaudern lassen!« sagte einst Sokrates, da er eins dieser Gespräche lesen hörte. — Wenn Herr Dutens diesen Aufsatz sehen und das Aehnliche sagen sollte, so mag der Verfasser es leiden. Das wird jener schwerlich zu ihm sagen: Du bist nicht Plato; denn er würde sich der Antwort aussetzen: Du bist nicht Sokrates.*

spräch fiel, sogleich nach den ersten Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutens.

In der That, Herr Dutens; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte fast allen, die sich an diese Untersuchung wagten, an hinlänglicher Einsicht und Unparteilichkeit. — Wer die Alten genugsam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte sich für seine gelehrten Nachtwachen durch den unmäſsigen Werth belohnen, den er den Gegenständen seines Fleiſses gab; dieser wollte sich, wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit, eben durch seine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wissen, wie das ist, liebster Freund. Man ergötzt sich über das was man hat, durch den Werth den man ihm giebt, und tröstet sich über das was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben also, daſs ich beide Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Daſs ich gleiche Unparteilichkeit gegen Alte und Neue bewiesen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als andre, Herr Dutens. — Auch vereinigten Sie mehr, als andre, jene zwieſache Kenntniſs, die zu so einer Vergleichung nothwendig ist.

Sie schmeicheln mir sehr, Herr Marchese. — Aber wenn ich Sie kenne, so ist eben Ihr Lob schon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Lassen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das ist? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutens! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die schönste und gröſseste dieser Gegend. — Wie weit hat sie ihre Wurzeln verbreitet! wie tief in den Boden geschlagen! — Der Orcan kann sie nicht stürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! Welche Pracht ihrer Krone! Wie herrlich sie ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land sie be schattet! — — Nicht wahr? Sie sind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marchese?

Betrachten Sie mir jetzt diese Eichel! — Unläugbar schlieſst sie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in sich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Haupttheile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Ist darum die Eichel eins mit der Eiche? Ist dieses hingestreute, dem Zufall überlaſsne, vielleicht zum Vermodern bestimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freistatt giebt: ist es jenem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher schattenden Baum zu vergleichen, der aus der unansehnlichen Eichel hervorkeimte, und langsam, in ganzen Jahrhunderten, zu dieser Höhe, dieser Stärke und Majestät empor wuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir sprachen. — Der erste Keim eines Systems ist Ihnen gleich das System; das erste Element eines Gedankens, gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichsam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Bestimmungen hingeworfen, ohne alle Untersuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten, verlassen worden? oder ob sie von den Neuern in ihrem Zusammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden? — das alles ist Ihnen eins wie das andre. Sie sehen schon immer in einem einzelnen Gedanken ein ganzes System, und geben dem alle Ehre, der die erste flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieser Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutens. Wenn das was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler ist, so begehen Sie ihn fast in jedem Capitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehn, die mir gleich Anfangs am meisten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Systems ab, das seinen Namen vom Copernicus führt; den Anfang dieses Absatzes machen Sie mit einer ernstlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, sagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er schrieb ihr, weit entfernt sie für den Mittelpunct der Welt zu halten, einen kreisförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Also, schlieſsen Sie, kannte schon Pythagoras das System des Copernicus. So auch Aristarch von Samos; auch Timäus von Lokris: denn beide behaupteten, daſs die Erde beweglich sei, und einen kreisförmigen Lauf halte.

Die Stellen sind in den Alten da, Herr Marchese.

Das sind die alle, die Sie uns anführen; — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders sehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras *).

Aber was ist denn das Wesentliche im System des Copernicus? das Erste? — Doch unstreitig die Voraussetzung: daſs die Sonne der Mittelpunct, und die Erde beweglich sei.

Das will ich zugeben, Herr Dutens. Aber welcher Unterschied zwischen jenen hingeworfnen, mit Irrthümern vermischten, mehr errathenen als bewiesenen Sätzen; und zwischen dem so richtig bestimmten, so wohl in Ordnung gebrach-

---

*) Man sehe das itzt erschienene Werk von Hrn Tiedemann: Erste Philosophen Griechenlands.

ten, durch so viele zusammenstimmende Beobachtungen festgegründeten Systeme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir diesen Unterschied ein? —

Allerdings, Herr Marchese. Aber bedenken Sie auch, daſs von den Werken der Alten so vieles verloren ging? Daſs vielleicht eben in dem was verloren ging — —

Genug, Herr Dutens! Bis in diesen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bei unserm jetzigen Streite, dieses so unwiderlegliche, obgleich so unwahrscheinliche, Vielleicht? Aus Quellen die nicht vorhanden sind, haben doch die Neuern nicht schöpfen können? Räumen Sie mir also immer ein, daſs jener Unterschied vollkommen so groſs ist, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er soll es seyn, Herr Marchese.

Und um mich erkenntlich zu zeigen; so sollen Sie wieder in allem Recht haben, was *Sie* behaupten. — Die Alten sollen sich selbst so verstanden haben, wie Sie sie verstehen; die angeführten Stellen sollen wirklich die Quellen seyn, aus welchen die Neuern schöpften; ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vortheil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern? — Und von dieser Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen.

Das thut jedermann, Herr Marchese. Der erste Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, so hat jedermann Unrecht. Und ein Philosoph sollte nie etwas aus *dem* Grunde thun, weil es jedermann thut.

Alſo ſchätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiſs? —

Allerdings ſchätze ich's höher.

Und iſt denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleiſses?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den Ihrigen bitten? —

Sie ſagen ſo, liebſter Freund: Dieſe Eichel ſchlieſst die ganze Anlage der Eiche in ſich. Die Eiche iſt nichts, als die Entwickelung dieſer Eichel.

Nun ja! Werden Sie anders ſagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: Dieſe Eichel iſt wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urſtoffs. Die Natur war nichts thätiger, da ſie die Eichel aus ihrem Urſtoffe, als da ſie die Eiche aus der Eichel entwickelte: die

Elemente muſsten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem ersten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Wasser, muſsten das eine mal so wirksam seyn, wie das andere mal. Die Natur hat von der einen Wirkung so viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den ersten Urstoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geschaffen.

Und die Anwendung auf unsern Streit? —

Die ist so leicht, sollt' ich meinen. — Die Gegenstände der Philosophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philosophischen Wahrheiten lagen in jeder menschlichen Seele. — Was der denkende Geist von jeher gethan hat und thun konnte, bestand bloſs in der Entwickelung dieser Keime, in der Aufklärung, Auseinandersetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es ist eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur ersten Klarheit, und die sie zur Deutlichkeit, zur Vollständigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr Dutens.

Eben die Kraft; allerdings! Aber ich frage noch immer: in welchem Fall ist mehr Anstrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daſs sich diese Frage so im Allgemeinen beantworten läſst? — Es kommt alles auf die Beschaffenheit der Idee, auf die Fassung des Geistes, auf die schon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erste Idee haben, heiſst oft nichts; sie schätzen, verfolgen, ausbilden, oft alles. — Sie bewundern den Shakespear, Herr Dutens?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundsätzen müſsten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, bewundern. Shakespear hat viele seiner vortreflichsten Stücke aus italiänischen Novellen geschöpft, die nichts weniger als vortreflich waren. Sagen Sie mir: wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterschilderungen, von eignen, fruchtbaren, erstaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle seines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem ersten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als diesen Stoff? Den Geist, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie?

terie? Shakespear geringer, als den Novellenschreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philosoph, Herr Marchese —

Mögen so verschieden seyn, als sie wollen: in unserm Fall sind sie's nicht. — Wenn bei einem Alten eine nur halbe schwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere sie auffaſste, richtig bestimmte, in vollem Lichte vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte, der Neuere sie von den einzelnen Fällen rein absonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundsatz eines Systems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeinung aus ganz falschen Gründen durch sophistische Schluſsreihen herleitete, ein Neuerer sie aus ihren wahren Erkenntniſsgründen durch richtige Schluſsketten erwies: wollten Sie da so ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigstens dann und wann, der Neuere ein eben so groſses, oder gröſseres Genie seyn, als jener? — — Doch ich sehe, daſs ich Ihnen zur Last bin, Herr Dutens. Wir haben hier reizendere Gegenstände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, daſs ich Ihnen in einem oder zwei Briefen mittheile, was ich etwa sonst über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

ACHTES STÜCK.

ERSTER BRIEF AN HERRN DUTENS.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutens, die zur Vollendung unsers neulichen Gesprächs gehört, und die sich bloſs einem denkenden Kopfe thun läſst! — Sollte es Ihnen nicht oft wiederfahren seyn, daſs Sie durch eigenes Nachsinnen auf Ideen, Grundsätze, Hypothesen, Auflösungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem gröſsten Befremden, schon bei Andern gefunden? Wenn das ist; so darf ich um desto dreister die Voraussetzung zurücknehmen: daſs die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten geschöpft haben; und dann fällt auf einmal der groſse Vorzug der Alten hinweg. — Cartesius, sagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt, Locke die und die Wahrheit im Aristoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen; aber wie in aller Welt können Sie das beweisen? Wär' es denn nicht möglich, daſs zwei verschiedne Genies, die einerlei Seelenkräfte auf einerlei Gegenstände anwenden, auch einerlei Ideen daraus entwikkelten? Oder ist es nicht in manchen Fällen ganz sichtbar, daſs jeder zu dem gemeinschaftlichen Resultat auf seinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee, von dem einzigen Umstande ab: ob sie sich an diese oder jene Gedankenreihe hängte? von diesen oder jenen Gründen das Resultat war? — — Freilich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen: aber nur im vorzüglichen, nicht im ausschlieſsenden Verstande; insoferne sie nehmlich die ersten waren, die gewisse Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienst dabei fällt nun weg, und wird Glück. Leibnitz, Locke, Cartesius, stehen nun jenen Alten nicht weiter nach, als insoferne sie später geboren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr Dutens, daſs Sie in dem ersten Keim eines Systems sogleich *das System*, in dem Element eines Gedankens sogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutens, setze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als die der Alten, gelesen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher bestimmt, richtig bewiesen gefunden, was in diesen nur noch roh, dunkel und unbewiesen angegeben war. Er hatte sich durch eine vertraute Bekanntschaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff seine Bestimmung, zu jedem Satz seine Einschränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte diese von Andern geschehene Entwickelung kein eigenes Nachsinnen, nur Aufmerksamkeit auf den Vortrag seiner Lehrer, gekostet. Er konnte sich also keiner Mühe und Schwierigkeiten dabei bewuſst seyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verworrne Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen, und von den Gründen zu den Folgen mit gröſster Leichtigkeit auf - und abzusteigen. So unterrichtet und so gewöhnt, ging er an die Werke der Alten: und was war nun natürlicher, als daſs er gleich in jeder dunklen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgerissenen Trümmer das Gebäude eines Systems; kurz, daſs er in der Eichel die Eiche sah? die er gewiſs nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachsen wäre. — »Wie!« rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektrischen Versuchen Neutons sagte: »Neuton keinen Funken gesehen? Sie scherzen. Er fährt ja so sichtbar heraus!« —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutens. So lange es bei der eigentlichen Philosophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklärungsart noch so ziemlich von statten; aber in Physik, Mathematik, und andern ähnlichen Wissenschaften, haben die Neuern zu viel Eignes, als daſs man so *leicht* mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derselben offenherzig gestanden, und ihrem Genie wenigstens eben so viel als dem *Zufall* eingeräumt haben; aber einmal hatten Sie Sich bei Gelegenheit der philosophischen Materien zum Vortheil der Alten erwärmt, und so riſs Sie denn der Enthusiasmus unvermerkt mit sich fort. Der Mensch hat in seiner Natur einen gewissen Trieb zur Vollendung, vermöge dessen er nichts gerne halb läſst. Kommt er einmal ins Erheben oder Verachten, so kommt er nicht so leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Capitel einzulassen; will ich Sie nur an Ihre Vorrede erinnern. »In der Vergleichung, sagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienste der Alten und der Neuern anstellt, muſs man vornehmlich diejenigen Künste und Wissenschaften, die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn sie zur Vollkommenheit gedeihen sollen, von denen unterscheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen. . . . Man muſs auch das nicht aus der Acht lassen, daſs die mehresten der so bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren sich unser Zeitalter berühmt, als z. B. das Pulver, der Compaſs, die Ferngläser, u. s. w. nicht das Werk philosophischer Genies, sondern die Wirkung des bloſsen Ungefährs oder die Versuche unwissender Künstler gewesen sind.«

Der kurze Inhalt dieser ganzen Stelle ist der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhing, das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und fast zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhing, das haben die Alten schon alles weggenommen. Also bloſs der Fleiſs, bloſs das Sammeln und Beobachten, macht den Vorzug der Neuern aus? Bloſs in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von Ihnen angeführten Wissenschaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — sind sie weiter gekommen? Sie haben gleichsam nur unter den Augen der Alten nach Maaſsgabe der Ideen, die diese alleinige Genies ihnen angegeben, mechanisch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den sie in der Schiffahrt, in der Astronomie, in allen Theilen der Physik gemacht, der hinge bloſs von der Erfindung des Compasses, der Ferngläser, der Vergröſserungsgläser und anderer Werkzeuge; die-

München

se Erfindung wieder vom Zufalle, und also am Ende *Alles* vom Zufalle ab? — Wahr ist es, der Zufall hat dabei sehr viel gethan, aber doch nimmermehr Alles. Viele der wichtigsten Erfindungen, die uns groſse Aufschlüsse in der Natur gegeben, sind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es sind wahre, mit Absicht gesuchte Erfindungen gewesen, zu denen aber freilich die Data erst muſsten vorhanden seyn. Und dann hat auch der Zufall zu jenen glücklichen Entdeckungen nur den Anlaſs geliefert, den erst das arbeitende Genie der Entdecker, oder derer die ihre Entdeckungen auffingen, zu seiner völligen zweckmäſsigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht selten die künstlichsten Ideenverbindungen und eine sehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr Dutens, daſs Sie zwar dem Zufalle lieſsen was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienste der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben sowohl unsere Genies, und haben gewiſs eben so groſse Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That sehr sonderbar, wenn es anders wäre. Warum sollte denn nur die geistige Natur an Kräften erschöpft seyn, da die körperliche noch immer eben so wacker und eben so voll Zeugungskraft ist, als vordem? — Die Neuern haben nicht bloſs Erfahrungen angestellt, sie haben auch vortreflich darüber gedacht; sie haben nicht bloſs entdeckt, sie haben auch wirklich erfunden; sie haben es in ihren Entdeckungen nicht bloſs bei dem bewenden lassen was der Zufall that; sie haben diese auch mit groſsem Verstande vervollkommnet, mit groſsem Verstande die Beobachtungen verglichen, mit groſsem Verstande Grundsätze heraus gezogen, und zur Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaften angewandt.

Ich bin u. s. f.

NEUNTES STÜCK.

ZWEITER BRIEF AN HERRN DUTENS.

Sie scheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengesetzt, einigermaſsen in Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutens. Man darf ja denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausschlieſsungsweise hochachten kann. In der That gehöre ich zu den gröſsten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienste, die *Sie* ihnen beilegen, sondern überdas noch manche andre des Vortrages und des schriftstellerischen Charakters zugesteht, die schon allein zu ihrer eifrigsten Lesung ermuntern müſsten. Nur das konnte ich nicht zugeben, daſs Sie die Genies der Alten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philosophen eher niederschlagen, als zu weiterm Forschen beseelen muſs, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangstreit ist, wie überall, so auch hier, ein sehr unnützer Streit; und hier noch um desto unnützer, da es in dieser Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich so viele giebt, daſs man nie eine sichre endliche Entscheidung zu hoffen hat. Überdies, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur dem einen Theile ausschlieſsungsweise vor dem andern beizulegen; so würde die ganze Untersuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beiden Theilen mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maaſsstab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bei Ihren Kenntnissen unstreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum verdrieſst es mich, daſs Sie jenen alten fast vergeſsnen Rangstreit wieder hervorgesucht haben. Die Aufschrift Ihres Buchs: eine Untersuchung über den Ursprung der Entdeckungen der Neuern, versprach mir so viel! Ich erwartete von dem Verfasser der Monadologie und dem verdienstvollen Herausgeber der Leibnitzischen Werke nichts Geringers, als daſs er den Systemen der Neuern bis zu den ersten unvollkommnen, zerstreuten Ideen, woraus sie geworden sind, nachspüren, daſs er mich von den vollen und tiefen Strö-

Strömen, die sich jetzt mit solcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntniſs ergieſsen, bis zu den ersten unansehnlichen Quellen hinaufbegleiten, und mir während seines Ganges zeigen würde, wie sie durch allmähliche Aufnahme einzelner Zuflüsse bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachsen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worin nicht sowohl die Philosophen, als die Ideen der Philosophen verglichen, und das allmähliche Wachsthum der menschlichen Erkenntniſs, wenn auch nur zum Theil, wenn auch nur in einigen Puncten, entwickelt würde. Und in der That, liebster Freund, hätten Sie die Schwierigkeiten, die sich freilich bei so einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermaſsen zu den philosophischen Absichten hingelenkt, um derentwillen so ein Werk eigentlich gewünscht wird: was für Dank würden Sie Sich nicht bei der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bei dem Gelehrten sowohl als dem Denker gestiftet haben!

Lassen Sie mich hier einen der Gesichtspuncte angeben, aus welchem ich so eine Geschichte geschrieben wünschte. — Wir sind unläugbar seit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen: nicht bloſs in solchen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo erst ein glückliches Ungefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muſs; sondern auch in den höhern metaphysischen Wissenschaften, auch in den abstractern Speculationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. s. f. Wir finden überall mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben so unläugbar ist's, daſs wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniſs, trotz den fortgesetzten unablässigen Bemühungen der gröſsten Köpfe, noch immer eben so unwissend sind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen; so ist es nur darin, daſs wir unser Unvermögen zu wissen besser einsehen: denn auch dieses heiſst weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wissenschaften einige niedrige Hügel, auch einige ansehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Aussichten in neue Gegenden erhalten; aber die wichtigsten Höhen, von denen die weitesten Aussichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeſsliche

Beute von Erkenntniſs geben muſs: diese haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerstiegen gelassen. Der ganze Unterschied zwischen uns und ihnen mögte der seyn: Die Alten suchten zu dem unersteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Versuch war umsonst: aber immer blieb noch die Hoffnung, daſs ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher seyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung versucht, wo der gerade Pfad zu steil war; wir sind auch den ganzen Fuſs der Höhe, so weit er sich umgehen lieſs, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Versuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich efunden. Wir haben also vor den

Alten den Vortheil, oder sollten ihn wenigstens haben: daſs wir alle Absichten auf diese fruchtlosen Unternehmungen aufgegeben, und nun unsre sämmtlichen Kräfte dran setzen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwierigkeiten für menschliche Kraft überwindlich sind, immer mehr und mehr wüstes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieses, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht bloſs in leeren Tiraden über das Unvermögen des menschlichen Geistes zu declamiren, sondern die wohlgefaſsten Schwierigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die so gefundenen unauflöslichen Probleme unsrer Erkenntniſs in deutlichen Sätzen anzugeben, damit der Philosoph jede einzelne Materie auf sie zurückführen, und wie weit er sich einlassen dürfe, vorhersehen könne: das, liebster Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philosophischen Absichten, die der pragmatische Geschichtschreiber der Philosophie vor Augen haben müſste, und die seinem Werke einen unsterblichen Werth geben würden. Wenn die philosophische Geschichte, ihrem gröſsten Theil nach, eine Geschichte der Verirrungen unsers Geistes und seiner verschwendeten Kräfte ist: zu welchem Endzwecke sollte sie dann eher hingerichtet werden, als daſs wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verschwendung unsrer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer so viel Vergebliches unter uns geschrieben: Akademieen werfen Fragen auf, und philosophische Köpſe strengen ihren Scharfsinn an, sie zu beantworten; Fragen, worin sich der wesentliche Punct sogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man sie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie sagen — gehört nicht vielleicht diese ganze Idee in die Zahl jener süſsen Träume, die so leicht erdacht und so schwer realisirt sind? Ich fürchte das nicht, liebster Freund. Denn, wie Sie wissen, so ist in manchen schätzbaren Werken schon vieles geschrieben worden, woraus sich die Möglichkeit eines solchen Werkes begreifen läſst. Wäre dies nicht, so würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich hasse von ganzem Herzen die schwindelnden Planmacher, die immer so stolze und so unmöglich auszuführende

Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob *es* nur auf ihren Willen ankäme, sie auszuführen. Leider ist die Miene an diesen Herren das Beste, wo nicht gar Alles. Sollte es vom Reden zur That kommen; so mögten sie oft gegen die getadelten und gehohnneckten Autoren, denen sie von der Höhe ihrer Ideale herab so verächtliche Blicke geben, nicht viel besser, als Marsyas gegen den Apoll, bestehen.

Ich bin u. s. w.

ZEHNTES STÜCK.

ÜBER EMILIA GALOTTI.

ERSTER BRIEF.

Sie haben Recht, liebster Freund: wenn auch *Emilia Galotti* alle die Fehler hätte, die verschiedne Kunstrichter darin haben finden wollen; so würde man sie doch alle über den einzigen *Marinelli* vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des *Odoardo* und der *Orsina*, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfang bis zu Ende so wohl erhaltnen Charakter des *Marinelli*. Von der moralischen Seite betrachtet, sei er so schwarz als er wolle; ich bin der erste, ihn zu verwünschen: aber von der poëtischen, ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint *Marinelli* als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Übung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleien sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und Alles wird was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persifflirende Witz, womit er über *Appiani* und *Orsina* herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortreflich weiſs, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Puncte wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem gröſsten Vortheil zu nutzen weiſs; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszureden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiſs; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läſst, neue

Hülfsquellen zu eröfnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läſst — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die so wohl zusammen geordnet, so fein in einander verflöſst, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daſs ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint (welches doch vielleicht nur im fünften Act der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt), so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie Selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende Ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht *ein* zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr *Lessing* hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daſs es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eignen Werken zu Schulden kommen lieſse. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen, entscheidend genug sind: nur das könnte etwa beleidigen, daſs er diese

Bosheiten mit so groſser Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne daſs er oft selbst mehr weiſs, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des *Appiani*. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äuſserste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweikampf, gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit groſser Kunst im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde, erscheint er am häſslichsten, als — ich will es mit dem Worte der

Claudia sagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äuſserste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Prinzen zu seinem Zwecke verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muſs man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heiſsesten Begierden sind; weil sie durch anders nichts zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie Sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben deswegen nur fester gegründeten Begriſſen von Hofleben, von Gnade, von der Person des Prinzen, von Rang, von Einfluſs, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Prinzen zu seyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bei der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen: das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Dasein hassen würden, und auch Ursache hätten es zu hassen. Denn was können doch diese Armseligen, deren ganze Kenntniſs sich auf

auf Etikette und Ränke einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Galla mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor Langerweile den Tod zu wünschen und zu sterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muſs, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten!

Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Prinzen; und diese zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienste um den *Staat*: oder Verdienste um seine *Person*. Zu jenen, die noch überdies, wenn der Prinz ein Wollüstling oder ein Müſsiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die *Camillo Rota;* — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Eigensinnigkeiten ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeischaffen, ihnen darin zuvorkommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh' sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können: aber was in aller Welt sollen sie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgend mehr als in der Gegend der Höfe: was also *sie* nicht thäten, würde ein Anderer thun; dieser Andere würde sie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten; würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehn; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken: er giebt sich die äuſserste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen gesellt sich dann noch die Cabale, der Neid, die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung miſslicher Projecte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiſs nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniſs des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häſslichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, groſsmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muſs man noch mehr, muſs man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daſs ich Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daſs eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer und gewiſs für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortreffliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten konnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniſs der Welt und des Menschen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daſs sie ihnen nehmlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgingen. —

EILFTES STÜCK.

ZWEITER BRIEF.

Auch über den Charakter des *Appiani* bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle mögliche Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie; wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat: und bei alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn: — so muſs sie nothwendig in seiner jetzigen besondern Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daſs er bei dem Prinzen noch vorfahren und ihm seine Vermählung kundmachen soll; aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimniſsvollen *Ahnungen*, deren er gegen Emilie und ihre Mutter erwähnt; aber bloſs erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen.

Ich will nicht läugnen, daſs dergleichen Ahnungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entstehen: so viel aber weiſs ich, daſs ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahnungen haben mögte. Jene sind gewöhnlicher, und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrükken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch eine freie umherschwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äuſsersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauren und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne wegwünschte, so mögte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so auſserordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so groſs, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, daſs er das Züngelchen in der Wage kaum um eine Linie verrücken sollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Wage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reiſst sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahnung, wovon niemand, Appiani selbst nicht, weiſs wo sie herkommt; ein gewisses unnennbares Etwas, das sich vielleicht eben deſswegen nicht nennen läſst, weil es ein bloſses Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sei? Ob er durch dieses Mittel bloſs den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin muſste, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber mögte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch; nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel wo der Dichter zunächst

hin muſste, war der *Tod* des Appiani. Wäre der Graf beim Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bey dem Angelo ausgemacht hätte; so wäre der ohnedies schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroſse Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan: er will nur für's erste die Vermählung hindern und die Braut haben; daſs er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloſs zu verwunden, sondern niederzuschieſsen: davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweikampfe. Wie sollte nun aber der

Dichter zu diesem Zweikampfe hin? Beide muſsten sich schon groſse Beleidigungen sagen, eh' es bis zur Ausforderung kam; es muſste geschimpſt werden, und Appiani schimpſt denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfaſsung an; überlegen Sie dabei den ganzen Charakter des Marinelli: und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwierigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener, sagt er schwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Personen die er auf's tödtlichste haſst; er hat bei seinen Hofsitten auch Hofton: Honig auf der Zunge, bei der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffner, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt; so ist es weniger durch das was er sagt, als durch die Art, wie er es sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzucken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem höhnischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortreflich geschildert ist: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäſsigung und Zurückhaltung! Ja, es scheint, daſs er nach seiner Hofart und bei seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterei sich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt hätte, die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles was er denkt, so rund ins Gesicht: und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffnern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation; verlöre sich sein wollüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen: so würde bei dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen.

Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Miene, so manchen Ton; warum muſs sie sich eben so bitter äuſsern? — Marinelli, werden Sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; bloſs um dieses Günstlings willen, hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daſs gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint? dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn? der ein für allemal den seligen Entschluſs gefaſst hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muſs ihm also Appiani diese

Be-

Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können: der Haſs fällt weg, und es bleibt also nichts als Verachtung übrig. Nun sieht man freilich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüſslich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieser kleine flüchtige Verdruſs, sollte der Einfluſs genug haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage herauszusetzen? Sonach bliebe Appiani in seiner völligen Heiterkeit: und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Drucke in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe gewaltsame Weise von sich stoſsen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäſsigung zeigt. Finge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruſs über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was meinen Sie wohl, daſs bei dem entzückten Liebhaber, bei dem ruhigen gesetzten Manne, dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt' er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund: dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes wie Odoardo werden. Wen er nicht werth hält, daſs er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daſs er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müſste er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insect wie Marinelli herabblickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen solchen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein andrer Umstand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieser hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt: mürrisch, tieſsinnig, ärgerlich; so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht sowohl die verächtliche als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht bloſs in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interessirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bei dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung, und bis zum Menchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund: es ist sehr miſslich, eines Andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht: daſs, wenn auch der Dichter bei der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf diesen Endzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Endzwecks gute Dienste geleistet hat.

ZWÖLFTES STÜCK.

DRITTER BRIEF.

Der Widerspruch, den Sie in dem Charakter der *Emilie* glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein gröſserer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein

Freund, nicht einmal ein eben so groſser; und sobald Sie den Gang der Ideen in *Emiliens* letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwei entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen; und diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muſs nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heiſst, er muſs uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt, und die beiden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilie findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus bloſsem Temperament so furchtsam, noch aus bloſsem Temperament so entschlossen den Tod zu leiden; sie ist beides aus herrschender, beinahe schwärmerischer *Liebe zu ihrer Religion.* Bei ihrem Anfalle von Furcht, hat der Dichter diesen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben sowohl bei ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äuſsert Emilie in allem was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: »Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen, und sind Heilige;« aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da: wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bei ihrem endlichen Hinsinken, bei dem letzten Zuschlieſsen ihrer brechenden Augen, hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freiwillig aus den Händen zu geben. »Du kennst sie,« läſst er die Mutter zu Odoardo sagen: »sie ist die »Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Überlegung, in alles sich findend, »auf alles gefaſst. Sie hält den Prinzen »in einer Entfernung; sie spricht mit ihm »in einem Tone u. s. w.« Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwierigkeit nur angeben würde statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen lieſs, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre daſs sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die an sich so vortreffliche Stelle, worin Emilie über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: »Ich habe Blut, mein »Vater; so jugendliches, so warmes Blut, »als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. »Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts »gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. »Es ist das Haus der Freude u. s. f.;« so weiſs ich in der That nicht, was aus dem Mädchen geworden ist. Ich mögte fast argwöhnen, daſs ihre Liebe zu Appiani bloſse Coketterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund; wie kann sich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiſs, wie sie selbst gesteht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer, geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mädchen ist, an die innerste Seele gehen muſs; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen des Prinzen kleben: und wäre nun dieser Prinz ein Adonis, wäre er der Liebenswürdigste aller Sterblichen; so müſste er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke *der empörten Leidenschaft*, das *gräſslichste, verabscheuungswürdigste Un-*

geheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kommt noch, daſs sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan: und wie sehr muſs nicht das, bei einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mädchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daſs bei der Verderbniſs des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sei; in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äuſsersten Abscheue gegen den Prinzen gemäſs ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daſs je der Prinz ihr gefallen, daſs je ihr Blut für ihn wallen, daſs je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daſs ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daſs Emilie ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von dem Prinzen verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mädchen. Ich sage nur, daſs sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese

ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortreflich sie an sich selbst ist, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mir's erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groſs seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe auſser ihm keinen Retter. . . . Wie? wenn dann der verwirrte, in Wuth gesetzte, erschütterte Vater, der eben so sehr als Emilie vorbereitet ist von dem Prinzen das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daſs er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilie ihm antwortete, daſs, nichts Geringers zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen und Heilige sind; wenn dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wuth, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig bestürmten, den tödlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher und den beiden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilie, weit angemeſsner werden? — Freilich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge; aber die ersetzte gewiſs der reiche Geist des Dichters durch andre, die uns jene vergessen machten. Für Sie, weiſs ich, wäre schon das Ersatzes genug, daſs Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiſs nicht, mit welchem Rechte? — so anstöſsig finden; daſs Sie nun keine Rose mit einem Affecte zerpflücken sähen, der freilich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist; daſs Sie nicht an die Geschichte der *Virginie* erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiednen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden; und daſs Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Über das, was ich hier von der Geschichte der *Virginie* gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher.

Ich

Ich will darin von dem Charakter des *Odoardo* reden, der, bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewunderung hat.

DREIZEHNTES STÜCK.

VIERTER BRIEF.

Der Plan der *Emilia Galotti* ist, deucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der *Virginie* entstanden. Sie wissen, mein Freund, daſs es in Italien eine fürstliche Familie *Gonzaga* gab, deren jüngere Linie sich von *Guastalla* schrieb; aber wüſsten Sie von irgend einem *Gonzaga* eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie *Emilie*, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freilich in der Geschichte der kleinen italiänischen Häuser wenig bewandert bin — wüſste keine; und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbare Rücksicht auf die Geschichte *Virginiens* genommen worden: so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daſs der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die groſse Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären; Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies, von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche *Le Bossu* es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiſs, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein: es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch alchymistischen Proceſs erst hervorzubringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet: desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worin das Wesentliche schon meistens beisammen ist, aus der wirklichen selbstbeobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daſs sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahe umgebenden Natur, wo sie ihn heraushoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daſs der Dichter aus der Geschichte der *Virginie* gerade das Letzte, die Katastrophe, heraushob. Es scheint mir ausnehmend miſslich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur hing, loszureiſsen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläſst, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sie's auch hier seyn. Am gröſsten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so auſserordentlich, so ungewöhnlich, wie hier ist. Ein rechtschaffener Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat es von der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, daſs sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen, habe geschehen können? Und wie kühn muſs also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungsverfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms herausgeht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlaſsungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worin die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sei, wie in jenen! — Wenn ich bedenke, daſs Herr *Lessing* so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog; und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Gröſse der Kraft, die er dazu anwenden muſste. Doch zugleich werde ich unwillig, daſs der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will er habe keines; wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der *Virginie* mit der Geschichte der *Galotti* vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewiſs, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniſs; oder wo nicht, so haben Sie Ihren *Livius* bei der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu wiederholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur Eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande *Appius* sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe. *Nudum*, sagt er, *videtur proponendum: decresse vindicias secundum servitutem.* Das kann nun freilich wohl der Geschichtschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch mögt' es dem letztern schwer werden, in der Aufsuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indeſs der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat — wozu ihm vielleicht *Dionys von Halikarnaſs* behülflich seyn könnte — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bei Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. s. w. ereignen mögten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern; die ganze Arbeit besteht bloſs in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als daſs dort der Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters *zwiefach*, hier nur einfach, ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freie Römer, dem Sclaverei verhaſster als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreiſsen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: *hoc te uno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico;* und bei Andern, so wie auch nachher bei ihm selbst, steht er vor: ελευθεραν σε και ευσχημονα, τεκνον, αποστελλω τοις κατα γην προγονοις. *Si libe-*

rae ac pudicae vivere licitum fuisset, etc. . . . Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beides, Sclaverei und Entehrung: er darf nur Eins, nur das Letztere, fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens, der zweite, der große Vorzug der Geschichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hingegen nicht. — Sie werden mir das zugeben, hoff' ich, sobald Sie nur die beiden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Über Virginien ist der *letzte richterliche Ausspruch* von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht bloſs mehr zu fürchten, nicht bloſs mehr wahrscheinlich, daſs sie werde zur Sclavinn erklärt werden: sie ist es schon wirklich. Ihre Freiheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre, läſst sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sclavinn, nicht die geringste Mäſsigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so groſser

Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, ist auf die Drohungen des Appius schüchtern zurück gewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden *(deserta praeda injuriae)*; auf der andern, der mächtige Decemvir, den sein Ansehen im Staat und seine Lictoren schüzzen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern: es ist der letzte entscheidende Augenblick; nur noch zwei gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muſs den Dolch entweder gegen Claudius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beiden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frei stände? Und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das Erstere, deucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewiſs ist es natürlicher, daſs der Hirt den Wolf, als daſs er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergieſsen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht, als die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürlichste Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl gesichert; Virginius könnte den ersten, zweiten, dritten Lictor niederstoſsen: unter den Streichen des vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber, was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sclaverei gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht echte Tapferkeit einer wahrhaft groſsen Seele; blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äuſserst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, daſs von den beiden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das erste, das an sich natürlichste, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das zweite, das an sich unnatürlichste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth: er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur herausreiſsen, um es in seine eigene zu stürzen; nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freiheit und ihre Ehre; es ist besser, deucht ihm, daſs er sein Kind durch den Tod, als daſs er's durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaft groſsen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig: verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung mit Tochter und Amme, führt beide, nach erhaltener Erlaubniſs vom Decemvir, seitwärts, und durchbohrt der erstern, mit einem Messer, das er von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That giebt ihm seine römische Vaterliebe, so groſs und so echt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat: mitwirkende Ursache bei dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daſs er ihm den Gegenstand seiner heiſsesten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die gröſste Menschenseele diese äuſserste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worin der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worin Virginius war. Zugegeben für's erste, die Schande

Emiliens sei vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen gewaltsamen Mitteln übrig: warum muſs er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern ins Herz seines eigenen Kindes stoſsen? — Freilich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz: aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter: und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den gröſsten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, muſste die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Prinzen: und äuſserlich möglich ist, nach allem

Umständen, das eine so gut, wie das andre. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit Roms, und Virginius gewiſs ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo: gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daſs weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läſst nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äuſsern? Kann er nicht darauf dringen, daſs sie der Aufsicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtschaffnen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frei, um Erkundigungen einzuziehn, und ist keine Möglichkeit mehr, daſs noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läſst sich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läſst sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden die sie führt, selbst ihre äuſserste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als sicher machen? Muſs nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken faſst, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlaſs zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Muſs ihm nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, im zweiten Augenblicke der Überlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen, Vorzuge der Geschichte des Livius; und dieser besteht darin: daſs der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad von Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sclavinn war; darf den Lictor nur hinzutreten sehn, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Miſsbrauch, in die Hände zu liefern; darf nur Einen Blick auf den wehrlosen verlaſsnen Virginius und dann auf den so wohl bewaſneten unerreichbaren Decemvir werfen: und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewundert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dies in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daſs der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen dürfe, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daſs auch hinlänglicher Grund vorhanden sei, warum der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift: so wird schon durch das Einzige, daſs beides nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daſs man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken muſs; schon durch dieses Einzige, sag' ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war; und es hilft nichts, daſs man hinterher nach geschehener Untersuchung einsicht, er sei dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiäner zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn; so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie, ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sei? ob es dem *Odoardo* nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbniſs ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdreuſst daſs die Welt so und so von ihr urtheilen werde? Ich will nicht anführen, daſs die That um desto mehr interessiren muſs, je einer gröſsern richtigern Absicht gemäſs sie erfolgt; ich will bloſs fragen: ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sei, ohne daſs der Schande vor der Welt nur mit Einer Silbe erwähnt werde? Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daſs Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspuncte nehmen sollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daſs auch wir in eben diesen Gesichtspunct getreten wären. Er würde den Italiäner eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiäner haben reden lassen, ehe er als ein solcher gehandelt hätte.

Wegen des zweiten Puncts, daſs der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift, könnten Sie sagen: daſs auch hier Odoardo als ein echter Italiäner handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daſs er ihn niederstieſse? Besser, daſs er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daſs er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke selbst entreiſse, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daſs er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daſs eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahingiebt; aber gewiſs ist der Mensch der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaſstesten Menschen: und doch ist es deutlich, daſs der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabei erkennten, oder auch nur muthmaſsen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst müſsten wir, wie in der Geschichte beim Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daſs Emilie anders als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden; und dann mögte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst auf's höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen: aber, daſs bei der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht, die väterliche Liebe ersticken und den Dolch freiwillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheuslich und ungeheuer, als daſs es Herr Lessing gewollt haben sollte, bei dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

VIERZEHNTES STÜCK.

HYLAS UND PHILONOUS.

Wenn auch die Materie, sagt man, ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist: kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Ansehen eines groſsen Namens unterstützt zu werden. *Locke* hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht; und seit der Zeit ist er von so manchem Schriftsteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die *Cartesianer* lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte, so müſste sich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber, sagten sie, Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und Wahrnehmen oder inneres Bewuſstseyn der Bewegung, von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften: denn man mag die Theilchen der Materie versetzen und verbinden, wie man will; so entsteht daraus noch kein Begriff, keine Vorstellung von dieser Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, schlossen sie, muſs also bloſs beweglich seyn, das Denken hingegen einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen.

Da man durch diese Gründe nur zu

beweisen schien, daſs die Gedanken der Materie nicht natürlich sind; so fragte *Locke* mit Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleihen könne, die sie von selbst nicht haben würde?

So, wie andere Weltweise den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, ist diese Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Substanzen in einer Einzigen (durch die Vorstellung) zusammenkommen müssen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu bestehen: so läſst sich eine denkende Materie eben so wenig ohne Widerspruch annehmen, als ein viereckiger Kreis.

Aber auch selbst nach der angeführten *Cartesianischen* Beweisart, läſst sich der Zweifel des Engländers auf eine sehr einleuchtende Weise heben. Man kann zeigen, daſs die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daſs die Allmacht selbst keinem Wesen eine Kraſt zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukommt. Man sehe hier ein Gespräch, das über diesen Punct zwischen zwei Weltweisen vorgefallen ist, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas. Und wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraſt zu denken mittheilen können?

Philonous. Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daſs sie am Dorne Rosen wachsen läſst? Erschaſt sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestiget sie an den Strauch?

Hylas. Das nicht. Vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Saamen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervorsproſsen.

Philonous. Also, wer den Rosensaamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann; der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Saamen, durch die Entwickelung, Rosen aufblühen können?

Hylas. Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergröſsern.

Philonous. Gesetzt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensaamen führt, Citronen wachsen lassen; würde sie nicht diese dem Strauch unnatürlichen Früchte besonders erschaffen, und an den Stengeln befestigen müssen?

Hylas. Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur zu wachsen *scheinen,* nicht wirklich wachsen.

Philonous. Mehr aber als diesen bloſsen Schein, dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müſste denn den Rosendorn in einen Citronenbaum *verwandeln:* das heiſst — nach der Sprache einer gesunden Philosophie — den Rosendorn *vernichten,* und einen Citronenbaum *an die Stelle setzen.*

Hylas. Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous. Freilich nicht! Und es bliebe also bei dem Vorigen: die Allmacht würde die Citronen besonders erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden müssen. — Wie aber? Der Stamm führt ja keine Citronensäfte. Woher werden denn die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas. Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philonous. Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Citronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hylas. Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hingen, sie weder hervorgebracht noch genährt hatte.

Philonous. Nunmehr wieder zu unsrer Hauptfrage! — Sie haben mir eingeräumt, daſs die Materie an und für sich nicht denken könne; das heiſst, daſs sie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Gestalten, Farben und Bewegungen, aber keiner Gedanken, fähig sei.

Hylas. Ich gebe zu, daſs *Cartesius* dieses so gut als erwiesen hat.

Philonous. Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, ſo wenig als Citronenſaamen im Roſendorn. Aber Gott ſoll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muſs er nicht dieſe Kraft beſonders erſchaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas. Allerdings! — ſo wie wir an unſerm Beiſpiele geſehen haben.

Philonous. Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken; dieſe kann ihr in der That ſo wenig eigenthümlich werden, als am Roſenſtocke wirklich Citronen wachſen können?

Hylas. Auch das muſs ich zugeben.

Philonous. Die Frage war alſo nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dies iſt unmöglich; ſondern: ob ſie nicht eine Kraft zu denken erſchaffen und mit der Materie verbinden könne? und ſiehe!

dies hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beide zusammen machen das *lebendige Thier* aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daſs jene mehr als ihre Stütze verlöre.

Moses Mendelssohn.

FUNFZEHNTES STÜCK.

DER BIENENKORB.

Aber um's Himmels willen! — sagte ein junger Deutscher, Herr *von Bertheim*, zu Monsieur *Le Grand*, einem Pariser groſsen Geist nach der Mode und einem eifrigen Apostel des Atheismus — durch was für eine andere Idee, mein Herr, wollen Sie mir diejenige, die Sie mir zu nehmen suchen, ersetzen? Ich erkenne die Abhängigkeit meiner selbst und aller mich umgebenden Dinge; ich suche, vermöge einer Nothwendigkeit meiner Vernunft, wovon nichts mich entbinden kann, eine erste, eine Grundursache der Dinge: und diese Ursache —

Werden Sie auf Ihrem Wege nie finden.

Nie finden? Hab' ich sie nicht schon in dem Gedanken von einem Gott gefunden?

Wie? Die Ursache von Wirklichkeiten in einem Gedanken? die Quelle von Realitäten in einem Namen? in einem Schalle? — Sie wollen begreifen durch's Unbegreifliche? wollen aufklären durch Finsternisse?

Wenn das Ideen sind, was Sie da sagen, nicht Worte — —

Eben Worte verwerf' ich!

Nun, so würdigen Sie einen Irrenden Ihrer Leitung! Führen Sie mich zu eben der Quelle der Weisheit, aus welcher Sie Selbst mit so tiefen Zügen Gewiſsheit schöpften! — Ich wiederhole Ihnen: ich suche eine erste Ursache der Dinge; ich bin durch eine Nothwendigkeit meiner Vernunft gezwungen, daſs ich sie suche; diejenige, welche ich in dem Gedanken von einer Gottheit glaubte gefunden zu haben, erklären Sie mir für Traum, für Unwesen, für Nichts. Hoffentlich werden Sie doch nun ein Wesen, ein Etwas, eine Realität, an die Stelle setzen?

Wie sonst? — Das erste und einzige Wesen, welches die aufgeklärte Vernunft erkennt; die Quelle alles Gedenkbaren, alles Wirklichen, alles, was Himmel und Erde, was Vergangenheit und Zukunft befassen!

Nun? und diese Quelle wäre nicht Gott?

Aberglaube! Eindrücke von der ersten Erziehung her! — Diese Quelle ist allein *die Natur.*

So hör' ich und so les' ich jetzt oft.

Aber wenn ich doch von dieser Natur — —

Er wollte sagen: wenn ich doch einen Begriff von ihr hätte! Allein es war nicht möglich, zum Wort zu kommen. Die Lunge des Monsieur *Le Grand* hatte nun einmal Athem geschöpft; und sicher wär' er der Erste aller Philosophen gewesen, wenn die Lunge und nicht der Kopf den Philosophen machte. Er setzte es als die erste, evidenteste, unumstöſslichste Wahrheit fest: daſs Alles in der Natur seinen Grund habe, und daſs es irgend etwas Nothwendiges und Ewiges gebe, woraus sich Dasein und Beschaffenheit jedes Dinges begreifen lasse; er fand dieses Nothwendige, dieses Ewige, in nichts anderm als in den beiden allein reellen Ideen: Materie und Bewegung; er lieſs aus dieser Materie und Bewegung Alles, was im Himmel und auf Erden entstanden war, allein entstanden seyn, spottete der trügerischen Idee eines freien, aus eigner Kraft wirkenden Geistes, weil nichts selbstthätig sei, nichts sich aus seiner eignen Kraft bewege, sondern Alles seine Bewegung von auſsen erhalte; er machte zur ersten und einzigen Quelle dieser Bewegung, und also aller durch sie entstandenen Dinge, die Natur: und erklärte dann doch diese Natur eben durch den Zusammenfluſs der Materie und der mannichfaltigen Bewegungen der Materie. Er zeigte das Lächerliche, das Ungereimte in dem Gedanken eines ersten Bewegers, eines unsichtbaren, nach keiner seiner Eigenschaften zu begreifenden, nicht einmal zu denkenden Gottes, schilderte mit schwarzen, fürchterlichen Farben das Elend, welches

Aberglaube und Pfaffenbetrug über die Erde gebracht *); und lief diesen engen, armseligen Kreis von Ideen so oft, mit so mannichfaltigen Wendungen, wieder durch, daſs Herr von *Bertheim* alle Lust ihn zu widerlegen verlor, und nur auf Mittel sann wie er sich losreiſsen könnte. Er fand das Genie des Monsieur *Le Grand* zu bewundernswürdig, als daſs er's wagen dürfte, sich mit ihm einzulassen; er begriff nicht, wie so viel Tiefsinn sich mit so viel Wohlredenheit vereinigen lieſse, und bat um Zeit, alles das Schöne und Groſse, was er gehört hätte, zu fassen und zu durchdenken. Monsieur Le Grand, ohne den mindesten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutschen eine viel zu kühne Figur schien, schmeichelte sich mit der Ehre, Herrn von

---

*) Man sehe das *Système de la Nature.*

Bertheim noch öfter zu unterhalten; und die atheistische Declamation hatte ein Ende. —

Die Scene dieser Unterredung war ein Garten auf dem Landgute der Marquise *von Vaillac*, einer erklärten Gönnerinn und Beschützerinn des Monsieur Le Grand, den sie, als einen vortreflichen Kopf, zu allen ihren Soupers und Landpartieen zog. Die gute Dame war nicht mehr jung genug für die Liebe, und noch nicht alt genug für die Andacht: sie hatte sich, um in der Zwischenzeit glänzen zu können, in die Metaphysik geworfen, sammelte sich, durch witzigen Spott über Himmel und Hölle, reichen Stoff für die künftige Buſse, und arbeitete jetzt mit an der Bekehrung des jungen Deutschen, um dessen vortheilhaftes Äuſsere ihr es wehe that, das Innere noch so verfinstert zu finden. —

Indem unſre Weltweiſen um eine Ecke der hinterſten groſsen Allee des Gartens beugten, fanden ſie ſich plötzlich vor einem wilden unbebauten Platze, der mit dem zu gekünſtelten, in zu regelmäſsige Form gezwungenen, Garten einen nicht unangenehmen Abſatz machte. Sie traten hinaus, und ſtanden hier bald vor einer Reihe *Bienenkörbe* ſtille, deren kleine Bewohner die Nahrung, die ihnen der Garten ſo reichlich darbot, mit emſigem Fleiſs in die Zellen trugen.

Wie unendlich viel angenehmer, fing Herr von Bertheim an, iſt doch der Anblick des Lebens, als aller, auch der reizendſten, lebloſen Schönheit! Wie weit mehr, als alle die Gänge und Blumenbeete des Gartens, den wir verlaſsen haben, ergötzt mich die Betrachtung dieſer glücklichen Bürger eines ſo ordnungsvollen, so freien, so ruhigen kleinen Staats! —

Und der Anblick ihres Fleiſses, ihrer Geschäftigkeit, setzte Monsieur Le Grand sehr richtig hinzu: denn sehen Sie, wie das unablässig kommt und geht; wie das eilt und wimmelt; wie das keinen Augenblick rastet!

Ja wohl! Und vollends erst der Zweck dieses Fleiſses! die Auferziehung einer hoffnungsvollen Nachwelt! die Ernährung der kleinen künftigen Bürger! —

Die denn doch aber nicht Haupt-, nicht einziger Zweck ist. —

Ich weiſs. Und wenn auch nicht einziger, da freilich diese Arbeiter auch für das eigne künftige Bedürfniſs sammeln; so ist sie doch immer Mitzweck: und Jungenpflege, wo ich sie in der Natur nur gewahr werde, ist mir überall so anziehend, so rührend! Jedes, auch das verächtlichste Thier, sobald es mir als aufmerksame liebende Mutter erscheint, ist mir gleich so achtungswürdig, so unverletzlich, so heilig!

Aber, mein Herr — daſs Sie von Jungenpflege sprechen, das ist schon recht; allein Sie sprechen nun auch von Müttern. Sie sollten noch nie gehört haben — ? indem er einhielt.

Noch nie gehört haben? Was? —

Es läſst sich nicht sagen, mit welchem groſsen Auge und welchem Blick voll Erstaunens Monsieur Le Grand zurück trat. Daſs man unfähig seyn könne, eine etwas verwickelte Kette abstracter tiefsinniger Wahrheiten zu fassen, begriff er; denn nur zu oft war ihm die groſsmüthige Absicht, Andre bis zu sich selbst zu erheben, verunglückt: aber eine so tiefe

Unwissenheit, als Herr von Bertheim in der gemeinsten Naturgeschichte zu verrathen schien, war ihm bis itzt nicht vorgekommen. Dennoch befand es sich bei der Nachfrage nicht anders: Herr von Bertheim, so viel Bienenzucht er auf seinen eignen Gütern trieb, hörte jetzt zum erstenmale in seinem Leben, daſs alle die kleinen Fliegen, die er so fleiſsig arbeiten sähe, ohne Geschlecht und ohne Zeugungskraft wären; er fand es zwar unglaublich und wider alle Analogie der Natur; allein er muſst' es endlich für Wahrheit nehmen, da Monsieur Le Grand ihm auf Ehre versicherte, daſs es so wäre.

Gestehn Sie indessen, fing er nach mehrern Ausdrücken seines gröſsten Erstaunens an, daſs die Sache nicht wenig sonderbar ist. Denn die hier arbeitenden Bienen sind doch wohl nimmermehr so alt, als die Welt? sind doch wohl auch, wie alle andren irdischen Wesen, sterblich? Gleichwohl, wenn sie ohne Zeugungskraft sind —

Nun?

Wie soll ich da immer und ewig ihren Ursprung begreifen? Woher, soll ich denken, daſs nach dem Tode der alten Schwärme die neuen kommen?

Woher? sagte Monsieur Le Grand, und konnte unmöglich ein kleines spöttisches Lächeln lassen. Sind denn die hier sichtbaren arbeitenden Bienen die einzigen in der Natur? Müssen denn nothwendig alle Bienen ausfliegen und Honig machen? — Lassen Sie Sich sagen, mein Herr! — indem er in selbstzufriedner Stellung, mit ausgestrecktem Finger und weit gesperrten Füſsen, vor ihn hintrat — Dort innerhalb dieses Korbes, und so innerhalb jedes andern, wohnt eine kleine Königinn, die von ihrem männlichen Serail, wie ein Sultan von seinem weiblichen, umgeben, in ganz eigentlichem Sinne das ist, was sich unsre Königinnen nur nennen: Landesmutter; eine Gottheit, an deren Dasein dieses ganze System, diese ganze kleine Welt hängt, und die in ihrer stolzen seligen Unthätigkeit — —

Eine Gottheit? fiel ihm Herr von Bertheim ins Wort, und schlug, nach einem kleinen flüchtigen Lächeln, den Blick wie beschämt zur Erde nieder.

O, Sie verstehen mich, hoff' ich. Eine Gottheit, wie eine Königinn: nur der Ähnlichkeit wegen! nur weil diese innre verborgne Biene die erste Person ihres Staats ist; weil sie allein ihn zusammenhält; weil ohne sie sich alles zerstreuen, alles verlieren würde.

Ja dann — wenn Sie Sich so erklären — Aber nach Ihrer Beschreibung von dieser Biene, von dieser innern verborgnen Biene, wie Sie sie nennen, muſs sie wohl auch eine ganz andre Beschaffenheit, eine ganz andre Natur haben, als die bisher mir bekannten Bienen?

Wenigstens ist sie gröſser, hat einen andern Bau, eine andre Lebensart, andre Instincte.

Daſs ich also noch gar keinen Begriff von ihr habe? daſs sie für mich im Grunde so viel wie nichts ist?

So viel wie Nichts? — Ist denn gleich Alles nichts, wovon Sie nicht den hellen, den vollen Begriff der Anschauung haben? Muſs denn Alles was für Sie etwas seyn soll, mit Augen können gesehn oder mit Händen gegriffen werden? — Einmal sind doch diese Bienen in der Natur: Sie sehen sie, hören sie; Sie dürften sie nur reizen, um auch ihren Stachel zu fühlen: und so denk' ich — wenn diese Wesen nicht aus dem Nichts haben hervorspringen sollen — ich denke, Sie werden mir meine Mutterbiene schon müssen gelten lassen.

Verzeihn Sie! Ich hätte doch Lust, sie zu läugnen.

Wie! sie zu läugnen? — Wenn Sie mir gleichwohl eingestehen, daſs diese sichtbaren, arbeitenden Bienen ohne Geschlecht sind?

Wenn ich dieses auch eingestehe. Das thut hier nichts.

Thut hier nichts? — Nun beim Himmel! — und er lachte, daſs die Thränen ihm aus den Augen liefen — Sie sind von einer Naivetät zum Erstaunen. Wie in aller Welt wollen Sie denn nun den

Ursprung der Bienen begreifen? Wo glauben Sie, daſs die neuen Schwärme herkommen sollen? — Oder sind Sie etwa schon wieder in Ihrem Schöpfungssystem? haben Sie schon wieder Ihre erste Grundquelle der Wesen im Sinne?

O Monsieur Le Grand! — mit einer Miene, als ob er im Ernst empfindlich wäre — ein Mann, wie Sie, könnte spotten, wo er Gelegenheit zu belehren hätte? Ich bin ja einmal Ihr Schüler. — — Doch, Sie wollten auch wohl nicht spotten, sondern nur meinen Scharfſinn wekken. Sie wollten versuchen, ob ich aus den Principien, die Sie mir so groſsmüthig mitgetheilt, das Räthsel nicht von selbst würde lösen können. Und wirklich — je mehr ich der Aufgabe nachsinne — — es ist mir, als ob ich schon einen Schimmer von etwas sehr Schönem, sehr Bündigem sähe.

Worauf ich unendlich neugierig bin; ich versichere Sie.

Wenigstens ist es ganz nach Ihrem eignen Muster.

Schön! Um so lieber werde ich's mir gefallen lassen.

Vielleicht. — Doch um, als Anfänger im Denken, nicht etwa Fehler zu machen: erlauben Sie, daſs ich mein Muster noch einmal vor mir aufstelle und Ihr ganzes Räsonnement wiederhole! — Behaupteten Sie nicht als denkender Atheist, der sich von den Vorurtheilen der Erziehung losgerissen, daſs die Idee einer unsichtbaren, verborgnen, nach keiner ihrer Eigenschaften begriffenen Gottheit eine hirnlose Idee, und daſs es der wahnsinnigste aller Einfälle sei, durch so eine Gottheit die Entstehung einer Welt zu erklären?

Nun ja! Und die Anwendung?

Behaupteten Sie nicht ferner als gründlicher Materialist, der sich durch keine Schattenbilder der Einbildung täuschen läſst, daſs die Idee eines sich selbst bestimmenden, aus eigner Kraft handelnden Wesens thöricht sei, und daſs, eigentlich zu reden, alle Bestimmung, alle Bewegung von auſsen komme?

Das behauptete ich; allerdings!

Wohl! — Sagten Sie nicht, daſs alle Dinge nur durch Bewegung der Materie entstanden wären? und müssen Sie also, wenn alle Bewegung von auſsen kommt, nicht zugeben, daſs bei keinem Dinge der Grund seines Daseins und seiner Einrichtung in ihm selbst liege?

Freilich! Haben Sie Zweifel dagegen?

Ich würde sie anführen. — Heiſst Ihnen das: Kein Ding hat den Grund seiner Entstehung und Einrichtung in sich selbst, etwas anders, als: Der Grund seiner Entstehung und Einrichtung, insofern er in ihm selbst liegt, ist nichts?

Wenn Sie's so lieber hören — Was liegt am Ausdruck, mein Herr?

Dann und wann viel. — Behaupteten Sie nicht, daſs die Natur allein die gesuchte, nothwendige, ewige Ursache, die einzige Quelle der Bewegung sei, die Alles wirke, hervorbringe, bilde?

Sehr richtig!

Und erklärten Sie nicht diese Natur durch den Zusammenfluſs, die Summe, die Verbindung aller Dinge und aller Bewegungen, deren aber keine ihren Ursprung in den einzelnen Dingen selbst habe, sondern nur in der Kette des Ganzen?

Wiederum richtig! — Aber ich sehe

nicht, wo Sie mit diesen Fragen hinaus wollen?

Dahinaus, wo ich schon bin. Denn nur des groſsen, Ihrem Systeme so eignen, mir noch so neuen Grundsatzes wollt' ich gewiſs seyn: daſs unzählig viel Nichtgründe in der Verbindung Grund, unzählig viele Nichtbewegungen in der Summe Bewegung geben, und daſs also Nichts, zu Nichts hinzugethan, Etwas werde. Mit diesem Axiom gerüstet, geh' ich nun muthig an meine Aufgabe, und bin gewiſs, sie zu lösen. — Meine Gedankenfolge ist diese: Ich sehe hier Bienen arbeiten, die ohne Zeugungskraft sind; ich spüre Eindrücke von ihnen auf mein Gesicht, mein Gehör, meinen Gaumen, auch, wenn ich sie reize, auf mein Gefühl: ich kann ihr Dasein nicht läugnen. Gleichwohl begreife ich auch, daſs sie den Grund ihrer Entstehung auſser sich haben; daſs sie nicht von sich selbst sind, nicht ewig. Wo soll ich denn aber sonst ihren Ursprung suchen? In andern ihnen ähnlichen Bienen? — Denen fehlt, so gut wie ihnen selbst, die erzeugende Kraft. — Also etwa in einer Mutterbiene, die eher als sie und von ihnen verschiedner Natur sei? — Aber wo wäre denn die? Und was sollte ich mir für einen Begriff von ihrer Beschaffenheit machen? — Nein, das wäre sehr thöricht, wenn ich nach leeren Unwesen haschte, und Wirklichkeiten durch Namen, durch Schall erklärte! — Besser, ich fasse die sämmtlichen Bienen, die hier und anderswo arbeiten, in den allgemeinen Begriff: Bienen-All; ihre sämmtlichen Zeugungskräfte in den allgemeinen Begriff: Bienen-Natur. Nun ist zwar freilich, einzeln genommen, jede dieser Zeugungskräfte, ein bloſses Unding, ein Nichts; — aber wenn gleich! Unendlich viel Nichts, hab' ich gelernt, giebt in der Summe allwirkendes Etwas; und so werden unzählig viel Unmöglichkeiten zu zeugen, in Einen Begriff verbunden, zu Möglichkeit, zu mehr als Möglichkeit werden, zu wirklich zeugender Kraft. So also, durch eine aus Nichts zusammengeflossene zeugende Kraft, kamen diese Bienen zum Vorschein; so entstand, was den Grund seines Daseins nicht in sich selbst, nicht in Dingen seiner eigenen Art haben konnte, und ihn doch auch in nichts Verschiedenem hatte. — — Nun, Monsieur Le Grand? Sehen Sie, daſs ich Ihre Schluſskette gefaſst habe, und daſs ich ohne Mutterbiene davon komme? daſs ich dieses verborgene, ungesehene, so wenig von mir begriffene Wesen nicht brauche? daſs ich mich nur lächerlich würde gemacht haben, wenn ich mich so leicht hätte fangen lassen? — Oder finden Sie etwa meine Erklärung nicht genugthuend? nicht für den gemeinsten Verstand evident?

O ausnehmend genugthuend, ausnehmend evident! sagte Monsieur Le Grand, und zuckte voll Bedaurens die Achseln. — Theilen Sie Ihre Ideen dem Publicum mit! Es wäre Jammer, wenn sie verloren gingen.

Wenn Sie so meinen — —

Ich verſichere Ihnen: Sie werden davon Ehre haben, alle ersinnliche Ehre! —

Die ich demjenigen zurückgeben werde, dem sie gebührt. — Mit diesem kühlen Tone verlor sich die Unterredung, und beide gingen nun schweigend neben einander her an die Tafel. —

Monsieur Le Grand konnte die Zeit nicht erwarten, wo er mit der Marquise und der übrigen Gesellschaft allein wäre, um ihnen von dem Vorgefallnen Bericht zu geben. Doch versteht sich, dafs er alles verschwieg, was seinem System oder ihm selbst zum Nachtheil gereichte. — So eine Unwissenheit, und so eine Albernheit, wie die: durch lauter zeugungsunfähige Wesen Zeugung erklären zu wollen, konnte nicht fehlen, Gelächter, Verachtung, Mitleiden, Spott, eins um's Andere zu erwecken. — Aber, sagte zuletzt die Marquise: gestehen Sie mir, meine Herren, dafs eine so ungeheure Stupidität doch nirgend als jenseit des Rheins erhört ist. Denn hier in Frankreich, dem Himmel sei Dank! sind wir doch eine ganz andere Menschenart; haben doch ganz anders organisirte Gehirne. — Ja wohl! ja wohl! riefen Alle; und dann erhob sich ein lebhafter Streit: ob die Ursache dieser Stupidität mehr im Klima, oder im Gouvernement, oder in der Erziehung, oder in irgend sonst etwas läge? Indessen, über die Sache selbst war man einig; und Herr von Bertheim, so viel Hoffnung Anfangs die Marquise von ihm geschöpft hatte, sank auf einmal in eine tiefe Verachtung.

SECHZEHNTES STÜCK.

TRAUM DES GALILEI *).

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu *Arcetri* im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

---

*) Galilei ward zweimal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweitemal safs er lange gefangen, und in gröfster Ungewifsheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, dafs er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genofs in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb, und seinen Namen nie anders als

Einst, in seinem letzten Frühling, lieſs er sich von *Viviani*, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daſs er sich für sei-

---

mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in *Montucla Histoire des Mathematiques*, Heumanns *Acta Phil.*, und andern bekannten Büchern. — (Man s. vor allen die jetzt erschienene Lebensbeschreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weiſst, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — *Viviani* setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saſs, erinnerte er sich der heiſsen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: ***Der Geist des Copernicus mögte zürnen.***

Viviani, der noch von dem Traum

nicht wuſste, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weiſst, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daſs auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der *Medici*, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herablieſs, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal und voll innrer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daſs der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daſs sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daſs nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimniſsreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daſs nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Pallästen, des Kummers! wie genieſsen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Äcker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen lieſsest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest: muſst du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unparteiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läſst sie alles an sich reiſsen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeſs mein Auge voll Verwundrung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — *Galilei!* sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die *ich* dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist *Copernicus!* rief ich, und schloſs ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süſs, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süſser noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniſs, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloſs, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniſs des Unendlichen leitet, bin *Ich*. — Er führte mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeſsliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraſse, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die *der* nie fühlen kann, der leer an Erkenntniſs in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniſs, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblikken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, *daſs* ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Gröſse verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Äther; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeſslichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu

Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faſst doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiſs, er kennt sie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die

Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniſs aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun alles in herrlicher Übereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Ähnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooſse so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und lieſs sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groſs dünken, die stolzen Bewohner dieser Palläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeſs der freie Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoſs einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daſs sie bald freier und mächtiger fortwirken im Erkenntniſs der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniſs: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniſs des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniſs zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner

Ver-

Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laſs ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laſs ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoſsnen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoſs; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

SIEBZEHNTES STÜCK.

DAS WEIHNACHTGESCHENK.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht warum sie es so eilfertig wegriſs. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

»So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen mögten: so sind doch gewiſs an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem

Herzen gemacht worden; und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst.«

»Ich habe es dir schon mehrmal gesagt: Ein wenig Athem oder ein paar Federstriche, die wir für unsre Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung, und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daſs man von einer so kleinen Ursache so groſse Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. Solange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloſs; aber er dachte nicht. Solange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, und redte schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den

Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen.«

»Du, mein Kind, hast schon den einen groſsen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein groſser Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daſs es lies't; so ist es noch immer einer, daſs es aus Lehrbegierde lies't, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloſsen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daſs sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Übung, um sie ganz zu erreichen.«

»Unsre Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Copieen von guten Originalen malt. Jene sind ihre eignen Empfindungen, ihre eignen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lectüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Copieen nur als Schulen — so nennen sie ihre Übungsstücke — um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen; Schlechte bleiben dabei stehen, und gründen darauf ihren ganzen Ruhm.«

»Es kommt also alles darauf an, das was Andre aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läſst sich doch am Ende alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eignen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch beherzter thun muſst: Werde aus einer Leserinn zu einer Schriftstellerinn! Wenn du liesest, so sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Groſse Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen.«

»Aber nicht lange werden diese Auszüge bloſs abgekürzte fremde Gedanken seyn; du wirst in kurzem deine eignen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die electrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat: so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigner über. Ehe man sich's versieht, kommt aus dem eignen Schatz unserer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es, mein Kind; denn ich bin bei deinen Fähigkeiten gewiſs, daſs es dir glücken muſs: und ist es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiſs, daſs du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daſs, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann.«

Chr. Garve.

ACHTZEHNTES STÜCK.

DER HABICHT.

„Verdammter Dieb!“ — schrie der hypochondrische *Tuff*, als vor unsern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabschoſs und es erwürgte. — Sein äuſserst ängstlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebische Klaue an seinem eigenen Herzen fühlte.

Freund! fing ich an, wenn Sie auf alles was junge Hühner stiehlt, so ergrimmt sind, so mögt' ich wissen, wie Sie Sich Selbst ertragen. Denn wohl bedacht, sind Sie der schlimmste Habicht im Lande. — *Tuff*, wie man wissen muſs, lebte bei seiner Brunnencur, wie ein anderer *Law* oder *Newton*, von nichts als Hühnern.

Alles andere Fleisch, sagte sein Arzt, wäre zu schwer, und Gemüse wären zu blähend.

Er fand, daſs ich Recht hatte, und ward noch ängstlicher als zuvor. — Schlimm genug, sagte er endlich, daſs ich armer schwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuff. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm selbst die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüse.

Dieser Grund war zu einleuchtend, und setzte den Habicht zu genau in den eignen Fall unsers Tuff, als daſs er noch hätte weiter können. Er sah sich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geschehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fing er nun an: die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wundernswürdigen Fertigkeit des Gedächtnisses — ob er gleich alles Gedächtniſs glaubte verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsstrichen zusammen brachte. Ist nicht die Natur, schloſs er endlich, eine grausame Mutter? Zeigt sich nicht ein offenbarer Widerspruch in ihren Werken und Anstalten?

Ein Widerspruch, lieber Tuff? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widersprüchen könnte ja die Natur nicht bestehen.

Warum nicht? — Sie besteht, wie trotz allen seinen Krankheiten mein Körper besteht; und Krankheiten sind ja auch nichts anders, als Widersprüche in der Maschine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeſs die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu lassen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens sah, plötzlich zurück, und fing von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieser liebreiche Instinct der Henne, ihr Ei zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu schützen; wenn da oben in seiner Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit seinen durchdringenden Augen ausspäht, und auf pfeilschnellen Flügeln herabschieſst, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerspruch in der Natur ist! — —

Nun es sei einer! Ich gebe nach, lieber Tuff. — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie dann, daſs dies Läuten ist? Auf dem Thurme, oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es ist freilich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, daſs es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun also! die Anwendung gemacht! — Auch jene Widersprüche sind einzig in Ihrem Kopfe, und entstehn von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann seyn, sagte Tuff; ich will's glauben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Brust einen Seufzer — bei so schwachen Nerven, wie ich sie habe, wär' es besser, lieber gar nicht zu leben. Man wird sein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bei so ohnmächtigen Kräften unsrer

Vernunft; wär' es da nicht auch besser, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum daſs man sie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie spricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! spricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommt's nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften, und einem etwas fleiſsigern Gebrauch dieser Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig gesunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuff, ist's das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf sie nur unermüdet gebrauchen; so wird sie gewiſs — nicht zu einer ganz zweifelfreien, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einsicht kommen. — Um mit dem vorhabenden Fall einen Versuch zu machen; tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde die vortrefflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werkzeuge zum Ausspähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerschöpflichreiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instincte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt. Aber von der andern Seite? — o, da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mördrische, nach Blute lechzende,

zum

zum Blutvergieſsen gerüstete Thiere: sehe so viel Rachen und Klauen gewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet: daſs meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiſs, soll es mehr Vergnügen oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh' ich Sie, lieber Tuli? Sie wollen sagen, daſs es die Natur fast so arg macht, als der Herr dieses Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospect durch ein schattiges Wäldchen zu schlieſsen, maſs ein unfruchtbares Stück Land *ab*, und säte Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten; was thut er? Er schickt Arbeiter drüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Axt an, und läſst weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben so nun, glauben Sie —

Nicht doch! nicht doch! rief Tuff. Jener Aushau war nothwendig, selbst zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles so in's Wilde hineinwüchse, so würde bald nichts mehr wachsen; denn Eins würde das Andre ersticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieses Wäldchen weit unvollkommner.

Meinen Sie doch? Nun, so wäre ja eben dies ein Beweis, daſs oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm Anfangs durchaus entgegen schienen. — Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung suchen! — Worin setzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, versteht sich.

Also, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens, jene Aufopferungen nothwendig machte; so wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch so viel Leben, als nur bestehen kann? Und wollen doch dieses Leben so gesund, so blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, so muſs ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern also alle Himmelsstriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der leblosen Natur finden, da setzen wir eine Thierart hin, die es genieſse. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bei, die sich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den überflüſsigen Säften der andern Thiere nähren. Meinen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere schaffen wir fort: alle blutgierigen Tieger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen schütten wir zu; alle hinterlistigen Spinneweben stäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus! rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuff? — Die ungefiederten wenigstens!

Nein, auch damit fort! laſs sie Gemüse essen! Auch mit den Iltissen fort! Aus jedem Eie muſs nun ein Küchlein, und aus jedem Küchlein ein Huhn werden. —

Recht! Und dann und wann auch ein Hahn! Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das versteht sich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie sie jetzt wird, zu verlieben. Dieses ungestörte Glück aller Geschöpfe, diese holdselige Eintracht, dieser tiefe, unschuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zusehn, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wär' es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daſs kein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erschallte, als Hahnengekräh und Hühnergeschrei? — Denn wenn alle die Hähne der ersten Generation zum Buhlen und alle die Hühner zum Brüten kommen, so sehen Sie wohl, daſs schon bei der zehnten dieses eine Geschlecht viele andern verdrängt haben muſs. — Oder sähen Sie's lieber, daſs ohne Unterlaſs eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältniſs zurücksetzte, wobei jede bestehen könnte?

Warum das? Ich sehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu groſse Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit ist gehoben.

Gehoben? So, daſs sieben andre entstehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geselligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen; wenn Revolutionen der leblosen Natur die Geschlechter verwüsten: soll es Jahrhunderte dauren, ehe die Lücke sich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückseligkeit in der Schöpfung wieder ersetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — sagte er nachdenkend.

Sie stocken schon, seh' ich. — Doch gesetzt, daſs Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig so fortleben? Die Kräfte der Natur müssen sich doch endlich erschöpfen?

Nun ja! erschöpfen freilich: nur nicht gewaltsam in der besten Blüthe vertilgt werden.

Aber *wenn* sie sich nun erschöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wissen, ist die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und so viel Leben soll doch da seyn als nur immer bestehen kann. — Was fangen wir mit diesen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir übergeben sie der Verwesung, lassen die zerstörten organischen Theile sich in ihre Elemente auflösen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und so im Kreislauſe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur diese Auflösung das Werk eines Augenblicks wäre! — Erinnern Sie Sich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen erging? was für schnelle Beine Sie da bekamen?

O ums Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abgewandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Gesichte zurücktrat: an was erinnern Sie mich? Wissen Sie, daſs mir das scheusliche Bild noch jetzt den Athem versetzt? daſs ich die ganze Nacht durch — —

Stille! stille davon! Wo ich Sie in's Erzählen Ihrer Zufälle lasse, so ist's um unser Gespräch gethan, und das wäre doch Schade. — Sie sehn also nun, daſs unsre zu weichherzige Güte Grausamkeit wird; daſs wir den Thieren die Luft, die sie einathmen, verpesten, sie tausend unangenehmen und schmerzhaften Empfindungen aussetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie sehen, daſs wir über dem gar zu ängstlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verschwendern des Lebens werden, und die Welt, die wir zum Paradiese verschönern wollten, zu einem Kerker von *Calcuta* *) verschlimmern. — Sehen Sie's nicht, lieber Tuff? —

---

*) Wo die eingesperrten Engländer in ihren eignen Dünsten ersticken muſsten. Man s. *Ives* Reisen.

Nicht so recht! Sie überschleichen mich, deucht mir. — Ich habe Ihnen nur so viel Leben eingeräumt, als zusammen bestehen könnte. Setzen Sie also gleich Anfangs nicht mehr, als daſs keine Fäulniſs, keine Verpestung der Luſt zu besorgen stehe.

Aber wenn ich das setze — können Sie wissen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einschränken? Oder ist es nicht bloſser Eigensinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl der Wesen, die sich ihres Daseins freuen und glücklich seyn können, so sehr vermindern zu wollen? — Sterben müssen sie doch, die Thiere; und wer sagt Ihnen denn, daſs der gewaltsame Tod nicht, eben so wie er der kürzeste ist, auch der leichteste sei? —

Der leichteste? Man stirbt noch leichter, denk' ich, vor Alter, wo Sterben nur Einschlummern heiſst. — Und kommt's denn nur darauf an, leicht zu sterben? Nicht auch, glücklich zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode geboren?

Aber sie *dürfen* nicht alle sterben. Das heiſst, den Tod der Natur nicht. Wir sind schon einig über den Punct.

Er stand stille, und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir sind's noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn selbst der Anblick beim Wäldchen mir hier zu statten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anstalten wider die Verpestung bereits gemacht hätte? —

Die mögt' ich kennen. Die wären? —

O erinnern Sie Sich! — Jene zahmern Raubthiere, die sich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzu finden, die aus den Ruinen der todten Körper selbst zu Legionen geboren werden, ihre in Fäulniſs übergehenden Säfte sogleich wieder in frische verwandeln, und der Erde kaum andre Befruchtungstheile lassen, als die reinern, gesündern, die von ihnen selbst, als lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedunstet werden. — Sollten nicht diese Thiere zur Reinigung der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, hinlänglich seyn?

Nein! Denn auch sie werden Leichen. Es ist kein Grund vorhanden, warum wir nur sie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn also auch sie sterben, so kommt ja das Übel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freilich ein wenig später.

Sei es! Es kommt zurück; aber vermindert. Das Thier hat bei seinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bei seinem Tode zurückläſst. — Und eben darum, dächt' ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre ersännen, und wieder: endlich müſsten wir dann so weit kommen, daſs der eigentlichen unmittelbaren Verwesung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur mögt' ich dann einsehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verpestung vorbeugen sollen, waren doch so zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der scheusliche Anblick —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick scheuslich war, so war er's nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Gesicht an sich ist nicht ekel. — Und wo mir recht ist, so fahren wir mit der Hand nach der Nase, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal stille, und blickte nieder. — Sie sehen, sagte er, wie erstaunlich schwach jetzt mein Kopf ist.

Verzeihen Sie! Nur die Sache war schwach. Wer klüger als die Natur seyn will, der zieht freilich den Kürzern. — Sie geben mir also zu, daſs wir die Welt durch unsre Einrichtung unendlich verschlimmert haben? —

Es scheint wohl nicht anders.

Nun wohl denn! So müssen wir sehn, wie wir helfen. — Ich wüſste hier freilich ein Mittel, ein meines Bedünkens sehr heilsames Mittel: allein — ob Sie's billigen werden? — —

Lassen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir lieſsen nicht nur unsern fruchtfressenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, lieſsen nicht nur Millionen, die nach unserm ersten Plan würden gefehlt haben, geboren werden, und doch alle ihr Dasein genieſsen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirksameres Leben in die Natur, das ohne dieses Mittel durchaus nicht da seyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält: durch Kräfte, die einander entgegenkämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältnisse neben einander fortdauren, und immer kämpfen und sich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie sagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein so schwaches und kurzsichtiges Geschöpf, wie der Mensch, auf wahrhaft weise Mittel gerathen können, die der allsehende Schöpfer nicht schon lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Ist auch nur der schwächste Schimmer von Licht in unsrer Seele, den nicht unsre Finsterniſs von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unser Verstand etwas anders, als seiner Herrlichkeit nachsehn? — — Kurz, wir setzen den Menschen in die Natur, daſs er täglich Millionen Leben zerstöre und sogleich wieder in Lebenssäfte verwandle; wir lassen für jede fruchtfressende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüssen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsstrichen, Räuber zu, die immer für tausend und mehr Lei-

chen

chen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe sie selbst noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Mensch, so wie er das Haupt der thierischen Schöpfung ist, so ist er auch das wichtigste Mittel ihrer Erhaltung: denn sein Geschlecht ist sehr zahlreich, er bringt sein Leben sehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch, er hat die Vernunft seine Todten zu verbrennen, oder in die Erde zu scharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viel werden, auch diese. — So und nicht anders, mein Freund — —

Ich seh' es: Sie haben Recht! fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — daſs er seine

Welt schuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahllosen Geschlechter der Raubthiere in die Natur; erlauben den fruchtfressenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege; ziehen immer neuen Anwachs zum schnellen Ersatz des Verlorenen an; bringen mehr Geselligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt; erhalten die Thiere bei einer reinern Luft gesünder, fröhlicher, muntrer; geben den Raubthieren diese schärferen Sinne, dieses wärmere Blut, diese höhere Wirksamkeit, die ihr Leben um so viel Stufen höher setzt, als das Leben der andern Thiere. — In diesem Tone fuhr er fort, und sprach mit einer Wärme, mit einer Beredtsamkeit! — daſs ich aufmerksam ward und ihn ansah.

Ihre Cur, rief ich, hat Wirkung gethan. Wie hält's nun die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt auf die Schulter; die Füsse erschleppten ihn kaum; er war der elendeste Mann. — Einbildung! Einbildung! rief ich. Und ob er dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch die Erklärung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugniss darüber, einen sichtbaren Trost. Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäftigung untersagt, so würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das diese Materie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortrefflichsten Apologieen der Vorsehung ist. Meinem nicht hypochondrischen Lesern will ich's doch nennen; es sind die *Philosophischen Betrachtungen über die thierische Schöpfung* *). Eine Schrift, die eben so unterhaltend durch die gewähltesten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wichtigen Gesichtspuncte ist, worein dieselben gestellt werden. Auf allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorsehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kennen mögten, zu reizen, will ich eine Stelle hersetzen, die ungefähr das Resultat von den Untersuchungen des Verfassers enthält.

»Leben, sagt er, ist eine Glückseligkeit; und der Wille des Schöpfers ist, daſs unzählige Schaaren dieser Glückseligkeit genieſsen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige erschaffen, die wir bewohnen: eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechselt, durch Flüsse und Seen erfrischt, durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsichtbare Ursachen die Elemente, die mit allen Principien des Lebens geschwängert sind, in beständigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime noch wunderbarere Kräfte, die reichen Schätze der Elemente an sich ziehen, aufsammeln, und sie zur Erhaltung der thierischen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn so unendlich groſs ist die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Substanz gleichsam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Wesen, durch ewige und unveränderliche

---

*) Aus dem Englischen. Leipzig, 1769.

Gesetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten sich vervielfältigen, es dazu geschieht, den Verlust leicht wieder zu ersetzen, dem ihre Hinfälligkeit sie bloſsstellt, und wenn sie sich einander aufreiben, wenn ihr Dasein in gewisse Gränzen eingeschränkt ist, dieses geschieht, das Übermaaſs in ihrem Anwachse zu verhüten. — Die groſse Absicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet ist, besteht in der Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems. Es giebt allgemeine Gesetze, die jede Classe der Geschöpfe antreiben, diese Absicht zu befördern; und diese Geſetze sind so genau mit einander verknüpft, daſs sie nothwendig einander wechselsweise voraussetzen und nach sich ziehen.«

NEUNZEHNTES STÜCK.

PROBEN RABBINISCHER WEISHEIT *).

1.

»Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben.«

Rabbi *Assi* war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand daſs er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er.

---

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzählungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranstehen.

Muſs nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe, deine Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt, Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bessern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daſs man dich zum Richter der Gemeinde wählte, so sehr auch die Gemeinde es wünschte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus miſsverstandener Demuth hab' ich es unterlassen. »Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes.«

2.

»Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr.«

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam *Alexander*, der Macedonier, zu einem Volke in Africa, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen, und goldnes Brot vor. — Esset Ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher: genieſsbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach

Alexander; aber eure Sitten mögte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein: denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte; und nach einiger Überlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwundrung . . . Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. *Ihr* verdientet es nicht.

3.

Das erste Weib.

Gott schuf der Weiber Erste
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daſs sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Das sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daſs sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte sonst nach allem;

Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Füſsen,
Sie lieſe sonst nach allem.
Er schuf sie aus der Ribbe,
Der unbescholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4.

»Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen gröſsern Schatz, denn köstliche Perlen.«

Einen solchen Schatz hatte Rabbi *Meir*, der groſse Lehrer, gefunden. Er saſs am Sabbat in der Lehrschule, und unterwies das Volk. Unterdeſs starben seine beiden Söhne: beide schön von Wuchs, und erleuchtet im Gesetz. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette, und breitete ein weiſses Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hauſe. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daſs ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbats *), trank und fragte abermal: Wo sind meine Söhne, daſs sie auch trinken vom Wein des Se-

---

*) Eine Ceremonie der Juden beim Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornehmlich des Sabbats.

gens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dies sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwissen nicht. — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber Ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Namen des Herrn sei gelobet! — Der Namen des Herrn sei gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heiſst es: »Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen gröſsern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.»

5.

5.

Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiser sprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet sich in seiner Schrift einen *Eiferer*, der keinen andern Gott neben sich dulden kann, und giebt bei allen Gelegenheiten seinen Abscheu wider den Götzendienst zu erkennen. Wie kommt es aber, daſs er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen selbst, zu hassen scheint? — Ein gewisser Fürst, antwortete der Rabbi, soll einen ungehorsamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherlei Art, hat er die Niederträchtigkeit, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürst auf den Prinzen, oder soll er auf die Hunde zürnen?

Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiederte jener, so würde weniger Gelegenheit zur Verführung seyn. — Ja, versetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloſs Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft, u. d. gl. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getreide stiehlt und es einsäet; soll das Getreide nicht aufschieſsen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beiwohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer läſst der von ihm selbst so wohl geordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der sie miſsbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode

machte ihm der Weltweise folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt sind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn dieser liegt, wenn die Seele Abschied nimmt, wie ein Erdklos da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben sündigen können. Und die Seele? Ohne das Fleisch würde sie sich eben so wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie schwebt in der reinsten ätherischen Luft, sobald sie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefesselt ist. Welches von beiden soll also der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit seyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege seiner Gerechtigkeit. Indeſs ist dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in seinem Obstgarten zwei Sklaven, wovon der eine lahm und der andere blind war. Dort sehe ich köstliche Früchte, sprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dies thaten sie, und bestahlen ihren Wohlthäter, der sie, als unbrauchbare Knechte, bloſs aus Mitleiden ernährte. Er kam, und stellte die Undankbaren zur Rede. Jeder schob die Schuld von sich, indem der Eine sein Unvermögen die Früchte zu sehen, der Andere sein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorschützte. Was that aber der Hausherr? Er setzte den Lahmen auf den Blinden, und strafte sie in der Lage ab, in welcher sie gesündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menschen Leib und Seele.

6.

Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willſt die Buſse verschieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur beſsre dich ***Einen*** Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiſs ich den Tag wann ich sterben werde?

Der Lehrer. Wenn du dieſen nicht weiſst, so ist kein andrer Rath, als heute noch anzufangen.

7.

»Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.«

Wer seinen Gott so liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, ihm für das Böse das er uns widerfahren läſst, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyrannischen Regierung der Griechen, ward einst den Israeliten bei Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen. Rabbi *Akiba* hielt gleichwohl öffentliche Versammlung, und unterwies im Geſetze. Ihn fand *Pappus*, der Sohn *Juda*, und sprach: Akiba! fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen? — Ich will dir eine Fabel erzählen, sprach

Rabbi Akiba, die mit unsern Umständen viel Ähnliches hat. Der Fuchs ging einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sah die Fische bald hier bald dort sich zusammendrängen. — Was lauft Ihr da so ängstlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fische, und wir suchen ihnen zu entkommen. — Wiſst Ihr was? erwiederte der Fuchs. Kommt zu mir auf's Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll. — Bist du der Fuchs, war ihre Antwort, den man sonst für das klügste unter den Thieren hält? Du muſst das einfältigste seyn, wenn du uns diesen Rath im Ernste ertheilest. Siehe! hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! ist leicht. Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens; denn so stehet von ihr geschrieben: Sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen, und in dasselbe Gefängniſs gesetzt. — Was hat dich hiehergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast; aber wehe dem Pappus, der leiden muſs, weil er sie vernachläſsiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Israel! zu lesen. »Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen *).« — In der Vorbereitungsandacht, unterwarf sich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Qualen. — O meine Lieben! sprach ihr Lehrer: seitlebens habe ich nach der Gelegenheit gebanget, dieses göttliche Gebot halten zu

---

*) Dieses Capitel der Schrift wiederholt jeder Jude zweimal des Tages, nachdem er sich durch Vorbereitungsgebete dazu angeschickt hat.

können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden, muſs ich sie nicht vernachläſsigen. Er weilte so lange bei den Worten: ein einiger Gott! bis sein Geist ihn verlieſs. Und eine Stimme lieſs sich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten emporschwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn ist!

Moses Mendelssohn.

ZWANZIGSTES STÜCK.

PROBEN RABBINISCHER WEISHEIT.

[FORTSETZUNG.]

1.

Der Segen des Gastfreundes.

Der alte Rabbi *Isaak* besuchte seinen Freund, Rabbi *Nachman*. Mehrere Wochen blieb er gastfreundlich in seinem Hause, und die ganze Zeit über unterhielten sie sich vom Gesetz, tauschten Meinungen und Gründe, und belehrten sich gegenseitig. Die Stunde des Scheidens rückte heran. Rabbi Nachman war gerührt. Der Gedanke, daſs er seinen bejahrten Freund wahrscheinlich nie wiedersähe, befeuchtete seine Augen. Endlich sagte er zu ihm: Segne mich, ehrwürdiger Freund, ehe du von dannen scheidest! — Ich dich segnen? Dich, du Vortrefflicher? Bist du doch jenem Palmbaume so ähnlich! — Welchem Palmbaume, Rabbi? — Sieh, mein Lieber! Einst gerieth ein Wandrer in eine Wüste. Er war ermüdet. Hunger und Durst überfielen ihn; er verlechzte schier. Auf einmal erspäht sein Auge am Ufer eines kleinen Bachs einen schönbelaubten Palmbaum, voll reifer Datteln. Er eilt in dessen Schatten, lagert sich hinein, stillt den Hunger mit den Früchten des Baumes, und sättigt seinen brennenden Durst aus dem Bache, wird erquickt und neu belebt. Nun steht er auf, und blickt dankbar, beide Hände auf den Wanderstab gestützt, in die Schatten.

Wohlthätiger Baum, spricht er, ich sollte dich segnen. Aber womit kann ich dich segnen? Sollen deine Früchte gedeihen? O wie sind sie so süſs und würzhaft! Sollen deine Zweige sich verbreiten? O wie schön wölbt sich deine Krone, wie kühlend ist dein Schatten! Soll ein Bach sich zu deinen Füſsen schlängeln? Flieſst doch schon der klarste, hellste Krystall neben dir hin! Dennoch, dennoch segne ich dich, edler Baum: mögen alle deine Spröſslinge dir gleichen! — So auch ich, redlicher Gastfreund! Siehe, du hast groſse Kenntnisse erworben; Rang und Vermögen ist dir zu Theil worden; das Bewuſstsein eigener Würde, das Glück des Hausvaters, die Achtung der Tugendhaften, besitzest du in seltner Fülle. Mögen dann deine Kinder dir gleichen! Möge *ihr* Loos wie das *deinige* seyn!

2.

Äuſsrer Feind und innrer Verräther.

Aus einer Eisenschmiede fuhr ein mit neugehämmerten Äxten beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erscheinung. — Wer wird vor ihnen bestehen? Diese Eisen fällen uns alle! So klagte ihr Angstgeräusch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! Solange keiner von euch diesen Äxten Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nicht schaden.

3.

Die Schöpfung des Weibes.

Jene Matrone sagte zu Rabbi *Josse:* In der Schöpfungsgeschichte der Eva erscheint euer Gott nicht in dem schönsten Lichte. Warum muſste er dem Adam die Ribbe entwenden? warum sie ihm in tiefem Schlaf gleichsam rauben? — Vater! sagte Rabbi Josse's anwesende Tochter: laſs *mich* ihr antworten! — Weiſst du schon, edle Frau, daſs diese Nacht Diebe bei uns eingebrochen sind? daſs sie uns eine Silberstange geraubt, und ein goldnes schöngearbeitetes Prachtgefäſs dafür hingesetzt haben? Sage, was däucht dir zu diesem Frevel? — Du scherzest, Mädchen, erwiederte die Matrone: kannst du *das* Rauben nennen? Kann eine solche Handlung dir Frevel scheinen? — Nicht? sagte die Jungfrau. So klage auch du unsern Gott nicht an, daſs er eine entbehrliche Ribbe nahm, und statt ihrer eine unschätzbare Gehülſinn baute.

4.

Der Wein in irdnen Gefäſsen.

Je mehr die Kaisertochter *) mit dem Rabbi *Josua*, dem Sohn *Ananias*, sich unterhielt, desto mehr ergötzte sie sein Scharfsinn, erfreuten sie seine Kenntnisse, erbauten sie seine Tugendlehren. Doch entschlüpfte ihr einst, gleichsam unwillkürlich, das Wort: Welche schöne Seele und welche widrige Hülle! Konnten so lieb-

---

*) Vermuthlich die Tochter *Antonins des Frommen*.

liebliche Tugenden nicht in einem schöneren Körper wohnen? — Sage mir, große Fürstentochter, fragte sie der Rabbi nach einer Weile: worin wird der edle Rebensaft deines erhabnen Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäßen. — Unmöglich! Darin bewahrt ja den seinigen jeder Bürger. Man sollte doch des Kaisers Weine in goldenen und silbernen aufbehalten. — Du hast nicht Unrecht, erwiederte die Fürstinn: das wäre schicklicher, und das soll von nun an geschehen. — Der Wein verdarb; sein Geist entfloh. — Du hast mich übel berathen, sagte nach einiger Zeit die Fürstentochter. In den Prachtgefäßen ist der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr möglich! erwiederte Josua: auch Tugend und Kenntnisse gedeihen am besten in wenig glänzenden Körpern.

5.

Die Reue des Frommen.

Ein alter Diener des Hauses *Amram* bracht' ein Mädchen aus der Gefangenschaft zurück. Räuber hatten sie den Eltern entführt; Rabbi Amram lieſs sie auslösen. Das Mädchen war in ihrer blühendsten Jugend, und von blendender Schönheit. — Das Haus des Frommen ist der Zufluchtsort der Tugend. — Führt sie auf den Söller des Seitengebäudes, sagte der Rabbi, und nehmt die Leiter weg die hinaufführt. Dort weile sie bis morgen, wo ich sie dem weinenden Vater überantworten will. — Aber kaum war der Rabbi in sein Haus getreten, als das Herz des Frommen von unlautrer Begierde entbrannte. Das dankbare aus der

Sclaverei losgekaufte Mädchen hatte ihn liebevoll angeblickt, und das Feuer der Leidenschaft in seinem Innern entzündet. Er kämpft, aber umsonst; das Herz wird des Kopfes Meister. Er eilt in den Hof, ergreift die beiseite gestellte Leiter, ergreift sie mit einer Kraft die nur heftige Leidenschaft giebt, legt sie an, und besteigt sie. Das Mädchen tritt schüchtern vor die Öfnung des Eintritts. Tugend und Begier erneuern den Streit bei ihrer Erscheinung. Endlich, auf halbem Wege, ermannt sich Amram, erhebt plötzlich die Stimme, und ruft, auf der Leiter stehend: Feuer! es brennt! Im Hause Amrams brennt's! — Auf sein durchdringendes Geschrei eilen Hausgenossen, Nachbarn, die ganze Schaar seiner Schüler herbei. Der Fromme bleibt mit Feuergluth im Gesicht und mit niedergeschlagenen Augen stehen. Die Anwesenden schweigen erstaunt; aber ihr Blick irrt von dem Lehrer auf das Mädchen, von dem Mädchen auf den Lehrer, und sie verstehen den Ausruf. Endlich öffnet er den Mund, und mit bewegter Stimme sagt er: Besser, ich stehe jetzt beschämt vor euch in dieser Welt, als einst beschämt vor dem ewigen Weltrichter in jener.

6.

Bescheidenheit.

Rabbi *Elieser,* der Sohn *Simons,* reis'te von der hohen Schule *Migdal eder* nach dem Orte, wohin man ihn zum Lehrer beruſen hatte. Er ritt auf einem Esel, war sehr heitern Gemüths, und überhob sich innerlich der groſsen Kenntnisse, die schon im Jünglingsalter ihn zu ansehnlichen Ämtern führten. Ein Wandrer zu Fuſs holte ihn ein. Der Mann war ungestaltet und von schwärzlicher Farbe. Friede sei mit dir, groſser Rabbi! rief dieser ihm zu. Jener erwiedert den Gruſs nicht, sondern sagt spöttisch zum Wandrer: Mensch! wie bist du so ungestaltet! Sind alle Bewohner deines Geburtsortes so? — Ich weiſs nicht, antwortet der Mann beleidigt. Aber geh zum Meister, der mich schuf und erhält, und frag' ihn, warum er einem solchen Unwesen das Dasein verlieh. — Rabbi Elieser fühlte alsbald die Übereilung, zu der ihn jugendlicher Übermuth verleitet hatte; er warf sich vom Esel herab und vor dem Wandrer auf die Kniee: Ich habe dich beleidigt; vergieb mir! — Nein! nein! Hin zum Meister, und frag' ihn, warum er eine solche Miſsgestalt schuf. — Er setzt seinen Wanderstab weiter; der Rabbi folgt ihm, zerknirscht von Reue. Unfern der Stadt strömen ihnen die Bürger entgegen. — Friede sei mit dir, Rabbi! Groſser Lehrer, sei uns gesegnet! — Wem gilt dieser Gruſs, dieser Zuruf? fragt hier der Wandrer. — Wem anders, als dem Manne, der dir nachtritt? — Wie? den nennt Ihr Rabbi! den begrüſst Ihr, als Lehrer? Mögte seines Gleichen keiner in Israel seyn! — Warum? Was sprichst du? — Der Ungestaltete erzählt; der Rabbi bekennt durch Stillschweigen die Übereilung. — Ach vergieb ihm, Fremdling, den jugendlichen Unbedacht; vergieb ihm um seiner Gelehrsamkeit willen! — Ich vergeb' ihm um Euretwillen; nur mag er nicht wieder fehlen!

Rabbi Elieser bestieg den folgenden

Tag den Lehrstuhl mit dem Spruche: »Immer sei der Mensch nachgebend wie das Rohr, nicht unbiegsam, wie die Ceder.«

7.

Der weise Richter und die zärtliche Gattinn.

Einst führte ein Mann sein Eheweib nach Sidon vor den Rabbi *Simeon*, den Sohn *Jochai*. Groſser Lehrer! sagte er zu ihm, mit dieser Frau leb' ich nun zehn volle Jahre in Eintracht und Frieden; aber unsre Ehe ist kinderlos. Aus Ehrfurcht für die Gesetze will ich ihr den Scheidebrief geben. — Das Weib stand schamroth da wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und heiſse Thränen flossen von ihren schönen Augen. Gerührt wendete sich der Ehemann zu ihr. O weine nicht, sprach er, nimm was du willst, nimm das Schätzbarste aus dem Hause mit dir; ich gestatt' es dir gerne: nur kehre ohne Unmuth in das väterliche Haus zurück! — Die Trostlose schwieg, weinte bitterlich, und blickte auf den Richter. — Freund der Gesetze, sagte endlich der Rabbi: als du das Eheband knüpſtest, nicht wahr? da ſeiertest du ein Fest? — Freilich! und ein groſses und frohes. — So gehe hin, und feire ein gleiches wieder, ehe du es lösest.

Die Eheleute entfernten sich ehrerbietig: er heitern Sinns, sie mit einem Strahl von Hoffnung in der Seele.

Das Mahl wird bereitet. Das Fest beginnt. Des Weines ist vollauf. Die Frau hat Alles angeordnet. — Der Becher kreiset, die Freunde trinken. Der Ehemann wird heiter und fröhlich, zecht, leert Becher auf Becher, und fällt endlich in tiefen Schlaf. — Kaum sind die Gäste verschwunden; so winkt die wachsame Frau den wartenden Sclavinnen. Diese tragen leise und sorgfältig den Berauschten ins schwiegerelterliche Haus. Um Mitternacht erwacht er. Wo bin ich? Wie komm' ich in dieses Haus? — Mein Lieber! antwortet mit sanftem Tone die Frau, ihn umarmend; sagtest du nicht in Gegenwart des groſsen Lehrers: Nimm, was du willst, nimm das Schätzbarste, und kehre heim in's väterliche Haus? Warst nicht du das Schätzbarste in unserm Hause? Zürnest du mir, daſs ich's nahm? — Der Vorhang fiel. Der heilige Segen der Ehe blieb nicht aus.

8.

Rabbi Elieser und seine Gegner.

Daſs Wunder keine Beweismittel für Wahrheit sind, ist eine unterscheidende Lehre des Judenthums, und wohl unmöglich konnte diese Lehre stärker vorgetragen werden, als in folgender so ganz orientalisch gedichteten Erzählung des Talmud, worin besonders der letzte Zug von der Freude der Gottheit über das Festhalten an beſsrer Einsicht jedem auffallen wird.

In der Lehrschule entstand ein heftiger Streit zwischen Rabbi *Elieser* und andern Gesetzlehrern. Der Streit betraf eine gewisse Anwendung der Lehre vom Reinen und Unreinen. Rabbi Elieser, um seine Meinung geltend zu machen, brachte alle nur mögliche Gründe vor; aber man fand sie nicht überzeugend. — Ob mein Ausspruch gegründet sei, rief endlich Rabbi Elieser, mag dieser Bochshorn *) bezeugen! Auf dieses Wort reiſst sich der Baum von seiner Stelle, und wird auf eine weite Strecke fortgeführt. — Gut! entgegnen die Mitstreiter; aber was beweis't man mit entwurzelten Bochshornbäumen? — Nun, fährt Rabbi Elieser fort, so mag denn dieses vorbeiflieſsende Wasser die Wahrheit meines Ausspruchs bezeugen. Und siehe! das abwärts strömende Wasser ändert seinen Lauf, und flieſst aufwärts. Die Gegner erwiedern: Was beweis't zurückströmendes Wasser? — So mögen denn die Wände dieses Lehrsaals zeugen, sagt Rabbi Elieser, ob nicht das

---

*) Johannisbrot-Baum.

Recht auf meiner Seite sei! Was geschieht? Die Ecksteine des Hauses treten aus, und die Mauern neigen sich zum Einsturz. Aber Rabbi *Josua* ruft ihnen zu: Mauern! Mauern! Wenn Schüler der Weisen mit einander wetteifern; was mischt Ihr euch in den Streit? Und nun fallen sie nicht, aus Ehrfurcht für den einen Lehrer, richten sich auch nicht auf, aus Ehrfurcht für den andern: überhangend bleiben sie stehen.

So entscheide denn die Stimme Gottes! ruft endlich Rabbi Elieser aus. Und fürwahr! eine Stimme vom Himmel erschallt und ruft: Was streitet Ihr mit Rabbi Elieser? Sein Ausspruch entscheidet. — Aber Rabbi Josua fährt auf, und ruft der Stimme entgegen: *Es ist nicht im Himmel!* *)

---

*) Ein Halbvers aus folgender Stelle des 5. B.

Rabbi *Jeremia* deutete diese Gegenrede: *Wir achten auf keine Stimme des Himmels;* denn in deinem Gesetzbuch, auf dem Berge Sinai hast du, Gott, selbst gelehrt: Nach der Stimmenmehrheit, nach der Menge, sollst du dich neigen.

Als nun Rabbi *Nathan* den *Elia* *) fand, und diesen fragte: Lieber! was sagte um diese Stunde die Gottheit? da

---

Mose, Cap. 30, V. 11, 12: »Denn dies Gebot, das ich dir jetzt gebe, ist dir nicht verborgen, auch nicht ferne. *Es ist nicht im Himmel*, daſs du etwa sagen mögtest: wer steigt für uns in den Himmel hinauf, um es herunterzuholen und uns zu verkündigen?«

*) Der Prophet *Elia* aus Tisbi spielt im Talmud eine sehr wichtige Rolle. Als Vorläufer des Messias nicht allein; sondern immer, wenn der Wahrheit einer Sache durch Autorität noch ein Siegel aufgedrückt werden soll, läſst der Talmud ihn erscheinen und wieder verschwinden.

erwiederte der Prophet: Die Gottheit lächelte zufrieden, und sprach: Meine Kinder haben obgesiegt! Meine Kinder haben obgesiegt!

D. Friedländer.

EIN UND ZWANZIGSTES STÜCK.

DIE BILDSÄULE.

Wie traurig, rief ein junger Schüler *Bonnets*, daſs ich immer nur die Eigenschaften der Seele erforschen, immer nur in der Entwickelung ihrer Kräfte fortfahren, aber nie bis zur Erkenntniſs ihres eigentlichen Wesens gelangen soll! Die ausdrückliche Erklärung meines Lehrers benimmt mir alle Hoffnung dazu; die Mystiker, die mir ein näheres Licht versprechen, führen mich in ein noch tieferes Dunkel; und alle meine eignen Bemühungen, bis zum Grundwesen meiner Seele hindurchzudringen, sind fruchtlos. — Der Mensch, sagt man, ist nicht für diese Erkenntniſs gemacht. — Das fühl' ich leider; aber woher denn in mir dieser lebendige, ungeduldige Trieb, sie zu haben? Woher in einer sonst so weislich eingerichteten Natur, wie die meinige, dieser Durst, wenn nirgend eine Quelle flieſst, die ihn löschen könnte? Mag mir doch die Antwort ausbleiben, wie lange sie wolle; ich werde nicht aufhören können, mich selbst zu fragen: Wer bin ich? Ich empfindende, denkende, wollende Seele; was für ein Wesen hab' ich? Was ist in mir das Unbekannte, dem jene mir bekannten Eigenschaften beiwohnen? dem sie anhangen? in dem sie sind? —

Einst, im Morgenschlummer, bemächtigte sich bei unserm jungen Denker die Phantasie dieser Grübeleien seiner Vernunft, und webte aus dem luftigen Gespinnst derselben eine ganze Folge von Phänomenen. Er sah die philosophische

Dich-

Dichtung seines Lehrers realisirt: eine belebte menschliche *Bildsäule*, die also mehr als Bildsäule, die ein Mittelding zwischen der vollkommensten Pflanze und dem unvollkommensten Thier war. Ihre Sinne waren noch alle gebunden; sie erwarteten noch alle die erste Rührung, den ersten Eindruck eines Objects: sonst waren die Nerven gespannt, die Säfte in Umlauf; der Puls schlug, und sämmtliche Verrichtungen des animalischen Lebens gingen von Statten. — Man weiſs, zu welchem Endzweck *Bonnet* und sein Vorgänger *Condillac* eine solche Bildsäule erdichteten. Sie glaubten dadurch die Untersuchung zu simplificiren und zu erleichtern, wie bei Gelegenheit der sinnlichen Eindrücke sich nach und nach die Kräfte unsrer Seele entwickeln.

Die lebhafte Freude des jungen Mannes, der auf einmal Hoffnung zur Beantwortung der tiefsinnigsten Fragen der Weltweisheit faſste, läſst sich nur denken. Auch jene berühmte Frage des *Molyneux*, die Ähnlichkeit zwischen Gefühls- und Gesichtseindrücken betreffend, sah er nun im Geist schon entschieden. — O, rief er aus, wenn ich doch von der Göttinn der Weisheit eine ähnliche Gnade erbitten könnte, wie sich einst Pygmalion von der Göttinn der Liebe erbat! Wenn sie doch die verschloſsnen gefesselten Sinne dieser wunderbaren Bildsäule entlösen wollte! . . . . Aber das müſste nicht zugleich, nicht zu plötzlich seyn, theure Göttinn, damit ich Raum zum Beobachten hätte. Erst müſsten die gröbern, dann die feinern Sinne, und nur allmählich, nur langsam, immer einer nach dem andern, entbunden werden. —

Kaum war der Wunsch vollendet: so hörte er schon den schnaubenden *Athem* der Bildsäule, und sah entzückt wie sie beide Nasenflügel bewegte. Er sprang mit der höchsten Ungeduld eines Beobachters in's Fenster, und pflückte aus einem kleinen dort aufgestellten Blumengarten eine Rose, die noch spät neben einer frühzeitigen Nelke blühte.

Er bot der Bildsäule die Rose, und sie zog mit sichtbarem Vergnügen den sanften Wohlgeruch ein. Er bot ihr die Nelke, und mit noch sichtbarerm Vergnügen schlürfte sie den erquickenden aromatischen Aushauch in sich. — Himmel! wenn sie doch auch nur spräche! rief er. Denn was hilft's mir, daſs ich ihre innern Veränderungen nur so im Allgemeinen erkenne? Das ganz Eigne der Empfindungen, der Modificationen ihrer Seele, mögt' ich erfahren. . . . Aber wie sie wohl alle Gebehrden verstellen mögte, wenn ich plötzlich ihre Empfindungen abänderte und widrigen Duft auf Wohlgeruch folgen lieſse? — In demselbigen Nu sprang er wieder ins Fenster, um eine Todtenblume, die er ihrer Gestalt wegen gepflegt hatte, zu brechen. Die Bildsäule, die in Erwartung neuen Vergnügens noch immer den Athem an sich zog, fand sich treflich betrogen. Sie ward nicht sobald den widrigen Eindruck inne, als sie mit gekräuster Nase zurück fuhr, und aus aller Kraft ihrer Lungen den Duft hinwegblies.

Der junge Mann war jetzt in der ungeduldigsten Erwartung, ob nicht bald ein neuer Sinn sich entwickeln würde. Aber welch ein weit gröſseres und unerwartetes Vergnügen stand ihm bevor!

Die Bildsäule warf plötzlich ernsthafte Falten, wie von einem tiefen Nachdenken, auf die Stirne, und siehe! sie konnte reden und räsonniren. — Das waren zwei Eindrücke, rief sie, von ganz verschiedner Natur. Die eine Blume duftete lieblich, die andre widrig; aber ich, die ich beide Eindrücke empfand, ich die Riechende, bin von beiden verschieden, und bin nur Eins. Wär' es sonst möglich, daſs ich diese Eindrücke verglichen, sie einander entgegengesetzt, geurtheilt hätte? Wenn ich denn aber etwas Anders, etwas für mich Bestehendes bin; was bin ich? was für ein Wesen hab' ich? . . . Wie jene Blumen dufteten, weiſs ich; aber wie mag wohl ich, die empfindende, die genieſsende Blume, duften? —

Die Frage war eben so drollicht als unerwartet, und unser Träumer lachte laut auf. — Gute Bildsäule! dacht' er, laſs nur erst deine feinern Sinne in's Spiel kommen, und du wirst das Alberne deiner Frage schon inne werden. Genie hast du wirklich, und das recht viel. denn in so kurzer Zeit und über bloſse Gegenstände des Geruchs eine so metaphysische Frage zu thun; beim Platon! das ist mehr, als ich hoffen durfte. Aber sich die Seele wie eine Blume, ihr Wesen wie einen Duft zu denken; das ist denn doch immer sehr lächerlich! sehr possierlich! das schmeckt noch gar sehr nach der Bildsäule! — Während daſs er noch sprach, fing eine Nachtigall, die schon seit Wochen geschwiegen hatte, noch einmal zu schlagen an; und ihre Töne waren so süſs, so hinreiſsend, so schmelzend. Die Bildsäule *horchte* hoch auf; denn nun hatte sich in ihr auch der Sinn des Gehörs entwickelt. Alle ihre Mienen zeigten Ausdruck des innigsten Wohlgefallens, und sie rief einmal über das andere dem kleinen Virtuosen ein Bravo! Die Nachtigall schwieg; und nun kam ein Rabe mit gelähmtem Flügel, den unser Philosoph zu seinem Vergnügen unterhielt, krächzend herbei gehüpft, als ob er sich auch ein Bravo hätte verdienen wollen. Die Bildsäule schüttelte miſsfällig den Kopf, und schien zu wünschen daſs der heisre widerwärtige Schreier ein Ende machte. Dann warf sie wieder eine ernste tiefe Falte auf ihre Stirne, und fing von neuem an zu vernünfteln. — Das waren neue und abermals sehr verschiedene Eindrücke, sprach sie; aber ich, die ich sie hatte, ich blieb dieselbige, und bin noch jetzt dieselbige, welche die verschiedenen Gerüche einsog. Auch bin ich Empfindende von dem Empfundnen verschieden, bin ein Wesen für mich, und bin Eins. Aber was ich bin, und was für eine Natur ich habe; das ist mir noch immer ein Räthsel. Sollt' ich vielleicht ganz unrecht gefragt haben: wie duft' ich? und sollte vielleicht die Frage so müssen gefaſst werden: wie tön' ich? —

Herrlich verbessert! rief unser junge Weltweise spöttisch. Wenn sich Abgeschmacktheit gegen Abgeschmacktheit messen lieſse; so mögt' ich sagen, daſs diese hier noch ärger als jene wäre. Denn Duft ist bei alle dem doch noch etwas Reelles, etwas für sich Bestehendes; aber ein Ton! was ist der mehr, als bloſse Veränderung, bloſse Bewegung? — In diesem Augenblick fing die Bildsäule an, auch die Finger zu rühren, den Arm zu bewegen, mit der Hand um sich her zu greifen. Sie konnte nunmehr auch *fühlen*. Der Philosoph, der — ich weiſs nicht, ob im Cicero oder selbst im Platon — gelesen hatte, daſs unter allen Figuren die Sphäre die schönste sei, legte schnell in die offne Hand der Bildsäule eine kleine elfenbeinerne Kugel, und es schien als ob sie die sanften Umrisse mit Wohlgefallen betastete. Er sah sich eben nach einem eckigen unregelmäſsigen Körper um, der dem Gefühle unangenehm wäre, als er für diesmal den zweiten widrigen Eindruck unnöthig fand; denn die Bildsäule, ohne denselben abzuwarten, fing von neuem ihr Räsonnement an. Sie lachte nun selbst der Albernheit ihrer vorigen Fragen. — Nicht, wie ich dufte, oder wie ich töne, sagte sie, muſs ich fragen: denn das sind nur Eigenschaften, nicht Wesen. Jetzt endlich bin ich so glücklich, daſs ich Wesen erkenne; und die einzige Frage, sehe ich wohl, die ich mit Verstande über mich aufwerfen kann, ist die: welche Figur ich habe? Meine Eigenschaft ist weder Duften noch Tönen, sondern Empfinden; aber welchem Wesen, von welcher Figur, wohnt diese Eigenschaft bei? —

Hier erwachte der Träumer, noch eh' er das Vergnügen genossen hätte, Gesichts- mit Gefühlseindrücken vergleichen zu hören. Er wuſste erst nicht, da er seinem Traume nachdachte, ob er mehr lachen oder sich ärgern sollte. Wie muthwillig, sagte er endlich, spielt doch im Traume die Phantasie mit der Vernunft! Welch eine schale Dichterinn ist sie, wenn sie nicht von der letztern geführt wird, und welch eine noch schalere Philosophinn! Sprache, noch vor geöfnetem Ohr!

Bewuſstsein gleich auf die erste Rührung eines der dunkelsten Sinne! Fertigkeit in Räsonnement und Rede, noch ehe die mindeste Übung da war! Bildliche Ausdrücke von Sinnen her, die noch aller Empfindung verschlossen waren! Tiefe Metaphysik über ein paar verworrne, armselige Geruchsideen; . . . welch ein Haufen von Abgeschmacktheiten, wovon gleich die erste mich hätte wecken sollen! Und kann ich denn die eben so groſse Abgeschmacktheit der Fragen vergessen, die sie über sich selbst, über ihre Natur, ihr Wesen aufwarf? Eine Seele, die sich fühlen, betasten läſst; eine Seele, die eine Figur hat; wie widersinnig! . . . obgleich immer noch weniger widersinnig, als eine Seele, die sich hören, die sich durch den Geruch erkennen läſst, die tönt und duftet! Denn Figur — —

Hier hielt er inne, bis er nach langem Nachſinnen fortfuhr: Nun? und was iſt denn *Figur?* Was hat die Frage von der Figur der Seele für einen begreiflichen Vorzug vor der Frage von dem Ton oder dem Duft der Seele? In jeder derſelben liegt die Abgeſchmacktheit, das Unnſinnliche ſinnlich erkennen, das was nur durch inneres Bewuſstſein gefaſst werden kann, der äuſsern Empfindung unterwerfen zu wollen. Iſt weiter unter jenen Fragen ein Unterſchied, als daſs in der einen geforſcht wird, wie die Seele den feinern; in der andern, wie ſie den gröbern Sinnen erſcheinen würde? Und iſt das Eine zu fragen, im Grunde nicht eben ſo abgeſchmackt, als das Andre zu fragen? —

Aber woher rührte es denn, daſs es mir gleichwohl auf den erſten flüchtigen Anblick weniger abgeſchmackt ſchien?

Daher vermuthlich: weil wir unter den sinnlichen Empfindungen immer die der dunklen Sinne auf die der klärern zurückzuführen, jene an diese zu knüpfen, sie nur in diesen, als ihnen einwohnend, als von ihnen abhängig, zu denken pflegen. An Figur und Solidität, diese Phänomene für Gefühl und Auge, schliefst sich nach unsrer Vorstellungsart, alles Andere an, was wir von Körpern kennen. Was tönt? was duftet? was schmeckt? So fragt alle Welt; und alle Welt glaubt diese Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das Ohr hört, die Nase riecht, die Zunge schmeckt, wenn eben da auch die Augen sehn und die Finger tasten können. An die sichtbare Erscheinung des Honigs binden wir seinen Duft, seinen Geschmack; und die sanfte Ründe seiner Bestandtheile, die mit so leichter Berührung über die Nervenspitzen des Gaumens hinwegrollen, muſs für Erklärung seiner Süſsigkeit gelten. Der Sehende will alles auf Gesichts-, der Blinde auf Gefühlsideen zurückbringen: und war es denn von meiner Bildsäule so abgeschmackt, wenn sie, mit noch verschloſsnem Auge und noch fühlloser Hand, auf den klärsten Sinn, womit sie bis dahin empfunden hatte, auf den Sinn des Gehörs, zurückging? —

Dennoch; daſs sie die innern Modificationen ihres eigentlichen Selbst, Denken und Empfinden, an die Idee eines Tons knüpfen wollte — nun freilich! wenn diese Ungereimheit ihr zu verzeihen war, so ist und bleibt sie doch Ungereimtheit. Indessen keine gröſsre, als die: jene Modificationen an eine Figur knüpfen, sie als dieser einwohnend und von ihr unzertrennlich denken zu wollen. Wenn es schon in der Region äuſserer Empfindungen Täuschung ist, die Ideen des einen Sinns so an die des andern zu hängen, und die einen als mehr substantiell, mehr für sich bestehend wie die andern zu denken; so ist es vollends grobe Täuschung, die innern Wahrnehmungen des unsinnlichen Selbst auf ähnliche Art an irgend eine äuſsere Wahrnehmung gleichsam anhängen, sie in diese, als in ihr Grundwesen, gleichsam hineinbilden zu wollen. — —

Wornach aber frage denn ich, wenn ich, nach erkannten Eigenschaften und Kräften der Seele, noch immer fortfahre nach ihrem *Wesen* zu forschen? Nicht nach ihrer Figur: das wäre zu unphilosophisch, zu abgeschmackt; sondern ... Hier hielt er abermals inne, schärfte den innern Blick, was er konnte, und erstaunte am Ende, sich mit einer Antwort gemartert zu haben, eh' er sich noch der Frage bewuſst war. — Sollt' es denn möglich seyn, rief er, daſs ich im Grunde eben so abgeschmackt und noch ein wenig abgeschmackter, als meine Bildsäule, erschiene? Denn diese, so wunderlich ihre Fragen auch klingen mogten, wuſste denn doch, was sie wollte. Sollt' ich wirklich mit diesem mir angebornen Triebe, alle meine andern Empfindungen auf die klärsten zurückzuführen, sie an diese zu knüpfen und von ihnen abhängig zu machen; sollt' ich mit diesem Triebe, ohne mir's zu gestehen und ohne vielleicht es zu muthmaſsen, auch die Erscheischeinungen meines innern Selbst, Denken, Wollen, Empfinden, an die klärste meiner Vorstellungsarten, an die des Gesichts und Gefühls, haben anknüpfen wollen? Sollt' ich eben so unphilosophisch sinnlich, als irgend einer aus dem gemeinen Haufen, gleichsam gefragt haben: wie wohl meine Seele, wenn sie sichtbar wäre, dem Auge erscheinen würde? . . . Fast muſs ich fürchten, so ist's! Denn setzte ich nicht die Erkenntniſs des Wesens meiner Seele der Erkenntniſs ihrer Eigenschaften und Kräfte entgegen? Und was für Ursache dazu? Was trieb mich, auſser dieser letztern Erkenntniſs, noch jene andre zu suchen? Warum lieſs ich die ganze Summe aller ihrer Eigenschaften und Kräfte nicht für die ganze Seele gelten? — Wahrlich, ich fürchte: meine träumende Phantasie hat meine wachende Vernunft beschämt; aber dann hätte sie ihr zugleich einen wichtigen Dienst gethan: sie hätte sie vor einem schimpflichen Irrwege gewarnet.

Doch ich will mich nicht übereilen. Für künftige Muſse will ich es aufſparen, die Richtigkeit dieses Gedankens zu prüfen. Was mir jetzt wahr scheint, ist dies: So weit ich in der Entwickelung der Kräfte und Eigenschaften der Seele kam; eben so weit kam ich in der Erkenntniſs von ihrem Wesen. Ich kenne noch nicht ihr Wesen; was heiſst das? Ich habe von jener Entwickelung nur noch einen so dürftigen Anfang gemacht. Schaute ich alle ihre Eigenschaften und Kräfte in ihrem innigsten Zusammenhange durch und durch, so würde ich eben damit ihr Wesen kennen; denn die eine Erkenntniſs ist auch die andre: also will ich fleiſsig in der Erforschung von jenen fortfahren, und eben damit werd' ich zu einer hellern Erkenntniſs von diesem kommen.

ZWEI UND ZWANZIGSTES STÜCK.

DIE CURMETHODEN.

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte *Dümmler,* mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daſs er sich selbst ertödte; daſs er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie *Drangsturm,* mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daſs er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daſs er kein reiner Geist ist; der andre ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden mögte.

Sie beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn

Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war? kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloſse Gestalten von Menschen. Herr *von Schlaff* sah aus, wie das Fieber; Herr *von Quöch*, wie die Auszehrung; und Herr *von Hemm*, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Ärzte: Doctor *Süſs*, Doctor *Mark*, Doctor *Sinn*. Die beiden erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Ärzte von Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor *Süſs* galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor *Mark* machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor *Sinn* ward von den Klugen gebraucht, und ging zu Fuſse; die andern beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr *von Schlaff* fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctors *Süſs*. Doctor Süſs fand in seinem Kranken nichts, als scharfgewordne Säfte, die er versüſsen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbne, die er früh oder spät herausschaffen müſste. Er griff also frisch zum Werke, versüſste, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Öfnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuſs, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränke war Mandelmilch, und besonders Tisane von süſsen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten; und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele: und auch die schickte der Doctor Süſs mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr *von Quäch*, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, lieſs sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors *Mark*. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken: er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad: Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bittrer Magenessenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matrazze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doctor Mark, müſste aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu gestärkte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte, und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoſs. — Seine China hatt' er noch eingenommen; Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr *von Hemm* an den demüthigen Fuſsgänger, den Doctor *Sinn*. Doctor Sinn sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse

Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen wollen, das hieſse bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieſse bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Übel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muſs auf beides zugleich bedacht seyn, und vor Allem muſs mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fibern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wiedergeben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlne Bewegung: und so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. — —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar; denn der muſste doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand ins Hirn, daſs er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der eine behauptete, daſs die Natur grundverderbt, der andre, daſs sie sehr gut sei: jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht; und ich sah zu spät, daſs es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute die einmal Partei genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

ZUSATZ.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bei der Wahl des Titels gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am besten zeigen. — Unter einem *Philosophen,* scheinen sie überhaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt: gleichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der *Welt,* das ganze gemengte Publicum, wo der Eine mehr für diese, der Andre mehr für jene Gegenstände ist, der Eine mehr diesen, der Andre mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war dabei zu beobachten, daſs nichts mit unterliefe, was für irgend einen der schon zu dem feinern gebildetern Theile des Publicums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosophie über den Menschen enthalten muſs, so konnten die *Briefe über Emilia Galotti* hier nicht am unrechten Platze stehen, sobald sie nur sonst ihres Platzes werth waren. Dieses aber schienen sie doch immer zu seyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr scheinen, so viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen Statt finden mögten. Gegen den dritten Brief habe ich selbst eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzusetzen.

Es ist offenbar, dünkt mich, daſs der Verfasser in dem Charakter der Emilie einen sehr wesentlichen Zug übersehen habe. Er scheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umstande herzuleiten: daſs sie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas so Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, gestört worden; und das zwar von einem Manne, der so viel zu bedeuten hat, und wenn er Ernst macht, so gefährlich ist, als der Prinz. Aber eigentlich entsteht wohl diese so groſse Schüchternheit aus dem Bewuſstsein, wie wenig sie sich selbst bei dem Prinzen zu trauen habe. Dieses erklärt sich schon Anfangs, ehe sie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich sagt, durch einige Züge, die zwar freilich, weil sie in Emiliens eignen Reden liegen, sehr fein sind; besonders aber erklärt es sich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer ist ihr erster Gedanke auf ihre Mutter, der zweite auf den Grafen gerichtet. Was sie für diesen empfindet, scheint mehr Hochachtung und Freundschaft zu seyn, als Liebe; sie scheint ihm mehr aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber sie wagt es bei ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, diese strafbare Neigung zu nähren; sie kämpft ihr vielmehr aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick dessen, der diese Neigung in ihr erweckt hat. Eben hieraus nun erklärt sich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äuſsert. Es ist völlig eben die Furcht, die sie Anfangs, da sie den Prinzen in der Messe sprach, und nachher da sie ihn in Dosaſo unvermuthet wiedersah, so schüchtern, so ängstlich machte. —

Um dem Verfasser der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch das hier anführen, was ihm zu seiner Entschuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Act *), kann er sagen, haben mich bei der Beurtheilung dieses Charakters irre geführt. Auch ist keine Rede der Emilie, die sich nicht so verstehen lieſse wie ich sie verstanden habe. Die Züge wodurch sie ihr Herz verräth, sind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweideutiger, weil der Liebhaber ein Prinz ist, gegen den sie sich aus einem weit allgemeinern Grunde so schüchtern zeigen könnte, als weil sie ihn liebt. Gleichwohl ist dieser Umstand im Charakter so wichtig, und hat auf die

---

*) Man s. oben S. 169.

Hauptscene des Stücks einen so groſsen Einfluſs, daſs er wohl durch mehr und durch bestimmtere Züge hätte sollen herausgehoben werden. In Nebensachen erläſst man dem Dichter eine zu ängstliche Vorbereitung, eine zu umständliche Entwickelung gern; aber über einen so wesentlichen und zur Einsicht ins Ganze so unentbehrlichen Punct, sollte er völlig bestimmt seyn. Man bedenke ferner, daſs Emilie ihren Grafen, als einen sehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer sehr hochachtet; daſs er als Freund und als künſtiger Gemahl, gegen den sie wenigstens nicht den mindesten Widerwillen, vielmehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muſs; daſs ihre Liebe gegen den Prinzen eine noch ganz unentwickelte, noch gar nicht zur Reiſe gediehene Leidenschaft ist; daſs die That, derentwegen sie ihn in Verdacht hat, auch wenn sie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äuſserst verabscheuungswürdig zeigt; daſs endlich die Absicht bei dieser That, die sie nur allzuwohl vermuthet, ihr die schändlichste Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein so frommes und sittsames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daſs Emilie, so frisch nach der Entdeckung dieser That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlasse die Entscheidung dem Leser, wer bei diesen Gründen und Gegengründen das meiste Recht haben mag; ob der Verfasser der Briefe oder der Dichter?

D. H.

ENDE DES ERSTEN BANDES.

Berlin.
Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

J. J. ENGEL'S

SCHRIFTEN.

ZWEITER BAND.

DER PHILOSOPH FÜR DIE WELT.

ZWEITER THEIL.

BERLIN 1801.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG

Universitäts-
München
Bibliothek

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

INHALT
DES ZWEITEN BANDES.

Drei und zwanzigstes Stück: Der Ätna. Oder: über die menschliche Glückseligkeit. . . . . Seite 3

Vier und zwanzigstes Stück: An Hrn Z***. Von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst. 49

Fünf und zwanzigstes Stück: Elisabet Hill. 65

Sechs und zwanzigstes Stück: Die Wissenschaften; eine Allegorie nach dem Platon. Von Hrn Professor *Eberhard*. . . . . Seite 77

Sieben und zwanzigstes Stück: Das Zaubermahl. 85

Acht und zwanzigstes Stück: Über den Tod.

Erste Unterredung. 97

Zweite Unterredung. 138

Neun und zwanzigstes Stück: Fragment eines Gastmahls. 165

Dreiſsigstes Stück: Das Irrenhaus. . . 180

Ein und dreiſsigstes Stück: Zwei Gespräche, den Werth der Kritik betreffend.

Erstes Gespräch: Zwischen einem Schüler Eulers und einem Schüler Grauns. . Seite 202

Zweites Gespräch: Zwischen Moses Mendelssohn und einem jungen Dichter. 212

Zwei und dreiſsigstes Stück: Mäcen an August. 225

Drei und dreiſsigstes Stück: Die Spinne; ein Selbstgespräch. 248

Vier und dreiſsigstes Stück: Joseph Timm. 264

Fünf und dreiſsigstes Stück: Entzückung des Las Casas. Oder: Quellen der Seelenruhe. 279

Sechs und dreiſsigstes Stück: Eine Standrede. 300

Sieben und dreiſsigstes Stück: An Hrn S**. Über den Werth der Aufklärung. . . . . Seite 316

Acht und dreiſsigstes Stück: An Hrn G*z. Über die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens. . . . 333

DREI

DER

PHILOSOPH

FÜR DIE WELT.

ZWEITER THEIL

DREI UND ZWANZIGSTES STÜCK.

DER ÄTNA *).

Ein Malteserritter von der neuen Ordenszunge in Baiern, der *Graf von S***, machte aus seiner Reise der Pflicht nach Valetta eine Reise des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf seinem Wege dahin die vornehmsten Merkwürdigkei-

---

*) Wenn der Werth dieses Aufſatzes in seinem beschreibenden Theile läge; so würde er für diejenigen sehr geringe seyn, die an der Richtigkeit der Erzählung von *Brydone* zweifeln. Es ist sehr sichtbar, daſs beide Briefſteller genau zusammenstimmen, und es wird eben kein Odip erfordert werden, um das Räthsel dieser Zusammenstimmung zu lösen

ten Italiens und Siciliens in Augenschein. Ein Tagebuch dieser Reise, das er an seinen Freund in München, den *Freiherrn von Th***, überschrieb, empfiehlt sich durch genauere Schilderung mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunst, vorzüglich aber durch die überall eingestreuten, meistens philosophischen Betrachtungen. Ich habe Erlaubniſs, von folgender Stelle, die aus einem von *Catania* datirten Briefe gezogen ist, öffentlichen Gebrauch zu machen.

»— Von *Nicolosi* aus, ging jetzt die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava, und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hie und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler, und auf schönbekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu genieſsen: die Natur litt zu sehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäſsigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweiten waldichten Region des *Ätna* näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert; und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäſsig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloſses Juan Fernandez, das nur durch seinen Absatz mit der verlaſsnen öden Wüste des Meers ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That einen Garten Eden.«

»Und dieses entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannichfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischsten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daſs die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradieſen; sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden?«

»Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geiſshöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsre Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsre Sinne waren gestärkt und wacker: der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewiſs auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That unsre Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt: nicht um abergläubisch Sünden zu büſsen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt; sondern um den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu genieſsen und zu bewundern.«

»Doch so wollüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verlieſsen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinanging: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unsrer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der reizendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die

Mitternachtstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her; wie wär' es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie *ich* mich fühlte, war ich noch nie, bei der aufgehenden Sonne, so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Unsre ganze Gesellschaft schweifte umher, der eine hierhin, der andre dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken: denn die unsägliche Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschlieſst, ein Tempe Griechenlands und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend; hier Elysium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstrecken — ein trauriges Denkmaal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende, Meer mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen, umschwärmt — und was soll ich das groſse, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Partieen zeichnen? — alles dies macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läſst, der nie selbst etwas Ähnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die groſse Künstlerinn, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und so unnachahmlich hinwirft.« —

»Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluſs eine Wollust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlichschönen Anblick nur halb gesättigt; so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Ätna, die sich noch Millien weit über mir emporhob. — Wenn schon hier, dacht' ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groſs und so herrlich ist; wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meers oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuſs meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orcane ras'ten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehn, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch ein Gedanke! welch ein groſser, stolzer Gedanke! Und muſs er denn mehr nicht, als das; muſs er nur Gedanke, nur Traum seyn?«

»Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäſsigen und meinem Entzücken Gränzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon Alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daſs es ihnen unmöglich werden muſste, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsre Reise zwar etwas später fort als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die ringsumgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Ächzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsre Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritt hinankeuchten; und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeſslichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg: er fürchte, uns an Örter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sei, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir muſsten also, ungewiſs ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war gränzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen, leider! dahin war; die schöne Hoffnung: früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in

dem

dem groſsen Concerte der ganzen sie begrüſsenden Natur die ersten Stimmen zu werden.«

»Eben daſs dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Ätna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste *seiner* Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloſse Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. *Selbst* sich aufzumachen, *selbst* den Ätna zu erklettern, ist der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der ersten Genüsse des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht bloſs niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht: sie will nicht, daſs der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand; sie will nicht, daſs er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war.«

»Aber — frag' ich mich jetzt so oft,

indem ich den Berg, auf welchen meine Fenster die Aussicht haben, betrachte — ist es möglich, daſs ich mit dieser Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? daſs die am Vorabende der Ersteigung so glühende, sich selbst so unauslöschlich dünkende Begierde bis zu diesem Grade der Kühle gedämpft ist? daſs ich jenen Standort, auf dem ich so viel Seligkeit holte, und so viel Seligkeit fand, mit dieser —— nicht Gleichgültigkeit; denn nie werd' ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und so oft meine Einbildung schwärmt, wird sie am liebsten auf jene Höhe schwärmen; aber mit dieser Stille, diesem Gleichgewichte der Seele, anblicken kann? Wahrlich! wenn jetzt die Warte gebaut stände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünschte, wenn kein Schnee und kein Eis sie bedeckte, kein Sturm sie umheulte, kein hervorbrechender Lavastrom sie bedrohte; ja, wenn der Weg hinan so gefahrlos und leicht würde, wie auf unsre vaterländischen Hügel: ich würde dennoch — — etwa nie sie betreten? nie in der unaussprechlichgroſsen Ansicht mich wieder verlieren, und den erhabenen Schöpfer in seiner Schöpfung anbetend bewundern? — o wie oft noch! wie oft! und immer mit erneueter Wollust! Aber sie wirklich zu meinem Wohnsitz erwählen? mich ganz und gar in die Herrlichkeit der groſsen Ansicht versenken, und nur für sie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — Nein, mein Freund! *so* hat der Schwärmer einmal geschwärmt, und so kann er ewig nicht wieder schwärmen. Noch war ich, bei der natürlichen Hitze meines Bluts, vor Frost nicht erstarrt; noch trieb mich keine Furcht, den Augenblick meiner Rückkehr zu weit hinauszusetzen, vom Gipfel; noch schreckten mich keine Auswürfe des so stillen, seine Dämpfe so ruhig hinabwälzenden Kraters. Anfang von Ersättigung war's, allmähliches Schwinden gestillter Begierde war's, was den übrigen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Vorsatz und Reue, von den Eisfeldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern von Catania brachte.«

»Und so hätt' ich denn, auf jener gesegneten Höhe, außer dem herrlichsten Bilde für die Phantasie, auch noch eine der wichtigsten Wahrheiten für den Verstand erbeutet, oder wenn nicht sie selbst, diese Wahrheit, da ich sie in der That schon hatte, wenigstens eine Ansicht, eine Überzeugung von ihr, wie sie auf keinem andern Standpunct so leicht mögte gewonnen werden. Fragen Sie wen Sie wollen, den Schlemmer, den Wollüstling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erste und Höchste in jeder Gattung: um den lieblichsten Gaumenkitzel, die bezauberndste Schönheit, die einnehmendste der Erkenntnisse, die entzückendste der Empfindungen; und Alle werden mit ihren Antworten anstehen, werden schwanken, zurücknehmen, bessern. Aber fragen Sie den Freund schöner Natur, der, von glühender Liebe für sie getrieben, fast ganz Europa durchstrich, und Helvetiens und Nordens romantischste Ansichten kennt: fragen Sie ihn um den weitesten, erhabensten, stolzesten Blick auf die Schöpfung; und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: es giebt nur Ein Sicilien, und nur Einen Blick von dem Ätna. — Wie? Und auch dieses Erste, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüsternen Späher nicht fesseln? nicht so ihn fesseln, daſs es ihm den Wunsch nach stetem ungestörten Genusse entlockte? Welcher andere Blick, von welchem Piko, welchem Ophyr *), welchem Riesen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann diesen Wunsch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das ist's, wovon der erstiegene Ätna mir eine so tiefe, lebendige Überzeugung gab: daſs nicht Haben und nicht Besitzen des Menschen Seligkeit macht, sondern Streben, Erreichen.«

---

*) *Ophyr* heiſst ein Berg in *Sumatra*, der, nach einer Berechnung von *Marsden*, so viel höher als der Piko ist, daſs er, nachst dem Montblanc, der höchste der alten Welt seyn würde.

»Aber, läſst sich hier fragen, warum wähnt denn gleichwohl der Mensch, wenn er irgend einem höhern ersehntern Ziele zustrebt, daſs er, dort angelangt, ruhen, daſs keine Leidenschaft weiter ihn dem Schooſse der Zufriedenheit entlocken werde, in welchen schon jetzt die Hoffnung ihn zu so süſsem, so erquickendem Schlummer bettet? Weil die Begierde, so lange sie währt, ihm für keinen andern Gegenstand Sinn läſst, als für den ihres Strebens; weil die Phantasie diesem Gegenstande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er sie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch selbst die Vernunft wenigstens darin einstimmt: daſs die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit setzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche diese Thätigkeit kostet, sondern allerdings im Besitz, in der Ruhe. Aber, setzt die Vernunft, wenn man sie aushört, hinzu: eben darum ist diese Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bei unbeschränktem Triebe immer in so beschränktem Kreise wirkest, und zum Schöpfen aus dem Strome, dessen ganze Fülle deinem Durst kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks hast, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffaſst; sie ist einzig für Den, der vor seinem Blick alle Möglichkeit sieht, und in seiner Hand alle Wirklichkeit trägt, dessen Unermeſslichkeit keine Erweiterung, dessen Ewigkeit keinen Zusatz gestattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beschränktheit, der du des erreichbaren Guten immer so viel mehr siehst, als des erreichten; wie könntest du anders, als Wünsche auf Wünsche erzeugen? als Bestrebungen an Bestrebungen reihen? als unablässig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannst, nur an seiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieser Erweiterung deine Zufriedenheit finden? Und daſs doch ja dieser Trieb deiner Natur nicht matt werde, stillstehe, ersterbe! Er ist für deine Glückseligkeit das, was für dein Leben der Herzschlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünschende, nichts mehr hoffende Mensch empfindet, ist der traurigste aller denkbaren Zustände, mehr zum Selbstmorde hinneigend, als die drückendste Sorge oder der peinlichste Schmerz; denn in Sorge und in Schmerz offenbart sich ein Gut, das höchst anlockend, höchst begehrungswürdig ist, und also die Seele in Wirksamkeit, das Leben in Werth erhält: die Erlösung.« —

»Ich blicke, auf meine Ätnareise zurück, und ich finde diese Aussprüche der Vernunſt nicht allein bestätigt, sonder auch in's Licht gesetzt und erweitert. – Gewiſs waren die Tage, da ich den B erstieg, die mühevollsten, beschwerlichsten meines Lebens; das empfind' ich noch jetzt an dieser Trägheit, dieser Steifheit und Zerschlagung der Glieder, die ich zwar nach jeder Bergreise mehr oder minder, aber noch nie so stark oder so anhaltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beschwerde gegen das groſse Ziel, dem sie mich näher brachte, und wie belohnt ward sie mir, schon durch die süſsen Augenblicke des Ausruhens; in dem schattichten Walde hinter der Lava von Nicolosi, auf dem himmlischschönen Berge in der Nachbarschaft unsrer Ruhestätte! Das Andenken dieser Augenblicke wird mir nie aus der Seele weichen, und sehr oft werd' ich aus dem Schooſse der Ruhe, die ich mir als das Glück meines Alters träume, auf sie zurücksehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden den Abgang von gegenwärtigen zu ersetzen. Aber wenn ich sie nun näher erforsche, diese Augenblicke, um das eigentlich Anziehende in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in die Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere ruhige Fortstreben der Phantasie, als die Pflege und Erquickung der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab? — Als ich auf jenem schwellenden Rasen, unter Blumenduft und Nachtigalltönen, mir den Schweiſs von der Stirne trocknete, und den lechzenden Gaumen mit ſüſsem Nektar erfrischte; labte mich da nicht mehr, als der Nektar selbst, der Gedanke: so viel Mühe schon überstanden! so viel Wegs schon gewonnen! so viel schon näher dem groſsen Ziele? War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns so schnell wieder aufrafften und auf unsre Maulthiere zurückwarfen, ein lautes Zeugniſs, wie viel schwächer uns die Gegenwart festhielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrschte, die Hoffnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem wonnevollen Berge in der Nähe der Geiſshöhle; war es nicht mehr das *über*, als das *unter* mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebne hinab, mehr was kommen sollte, als was schon war, wodurch ich meine Brust so erweitert, meinen Geist so gehoben fühlte? Würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genossen, als mit der Phantasie geschwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erspart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte?«

»Doch noch lauter, als diese schönen Augenblicke der Reise, zeugt von dem steten Vorwärtsstreben der Seele jener schreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns so fest auf unsre Maulthiere bannte, daſs auch Stimme und Athem in unsrer Brust, und selbst der Gedanke in unsrer Seele, stillstand. Freilich war das erste Schreckbild, das uns hier vorschwebte, der Tod, dieses volle schleunige Abreiſsen alles Bewuſstwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das schwärzeste und gefürchtetste unter den

Übeln. Aber auch bei wiederkehrender Fassung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hoffnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der schon erreichten Höhe an den Fuſs des Berges zurückzukehren: wie wenig wollte sich diese Zufriedenheit finden! wie hielten wir unsre ganze Ätnareise für so vereitelt, verloren, verunglückt! Und doch hatten wir Undankbaren schon einen der frohsten, seligsten Tage gelebt; hatten mit gierigem entzückten Auge der reichsten, eigensten, mannichfaltigsten Schönheiten schon so viele verschlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns, und war Nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidisches feindseliges Geschick uns zu nehmen drohte, war Alles.«

»Aber, hör' ich Sie sagen, Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fuſstritt, der sie erstieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über Sich sahen als Luft und Äther; war denn da mit der Begierde, die hier freilich ersterben muſste, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich gestehe Ihnen, mein Freund: dieses Erreichen eines lange ersehnten, mühsam errungenen Zieles, das sich des Sehnens und des Erringens durch seine Vortrefflichkeit werth zeigt; dieses erste Umschlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jetzt in der Wirklichkeit selbst, wie vorher in der Phantasie, mit Unerschöpflichkeit täuscht; dieses augenblickliche Stillestehen und Verweilen der überraschten, fast über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es ist ein Annähern an die Freuden der Gottheit, ein kurzes flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfassender Ruhe; ein Kuſs, mögte ich sagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falsch ist's, daſs die Begierde so schnell ersterbe, oder der Fortgang so frühe gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweiſs des Strebens, nur auf Wonne des Genusses gerichtet; und Genuſs ist für Menschen nicht Ruhe, Stillestand, Schlaf: es ist daurender, aber ungehinderter, leichter, wollüstigsanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele schwärmt entzückt in dem ganzen ihr preisgegebenen Überflusse umher, ohne nur noch zu ahnen, daſs sie ermüden, daſs sie in dieser Fülle der Wollust sich je ersättigen könne; aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder, und werden durch Wiederkehr schwächer. Die Seele genieſst noch fort; aber schon sinkt sie allmählich zum Mangel und zum Bedürfniſs, dem gewöhnlichen Zustande der Menschheit, zurück: und durch diesen so entgegengesetzten Weg, da es jetzt von Reichthum zu Armuth geht, statt vorher von Armuth zu Reichthum, wird der Gegenstand des Genusses immer weniger anziehend, so wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechsel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart sich zu sehr die Erschöpflichkeit auch des gröſsten, des umfassendsten Gegenstandes: die Begierde läſst nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verschwindet.«

»In dieser allgemeinen Geschichte aller menschlichen Genüsse, haben Sie auch die des meinigen auf dem Atna. — Wie war der erste Blick, den wir auf die unermeſsliche Weite unsers Gesichtskreises warfen, so stolz, so wonnevoll, so entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdische so emporgehoben, und der Gottheit so nahe! — Dieses vor uns ausgespannte, unendlichscheinende Meer, dieses gegenüberliegende malerische Calabrien, diese Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig funkensprühenden Stromboli; dieses Königreich mit allen seinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern, zu unsern Füſsen: — — es ist unmöglich, mein Freund, daſs die Seele eines Sterblichen mehr gespannt, gehoben, erweitert werde, als es die unsrige war. — Wenn, nach der Meinung jener Weisen des Alterthums, nicht umschlieſsende Mauern, sondern freie Höhen von weiter Aussicht die bessern Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit sind; so befanden wir uns hier auf dem ersten, dem erhabensten unsrer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergossen wurden, schienen es zu verkündigen. Wir riefen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unser Erstaunen, unser Entzükken entgegen; und dies so lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichsam abrief, nun auch seinen Krater, den Ursprung so vieler Schrecken seit ganzen Jahrtausenden, zu betrachten.

Wir fanden, als wir von dieser Betrachtung zurückkehrten, die Aussicht in der That *noch verherrlicht;* die höher heraufgestiegene Sonne zeigte Alles in vollerm verklärenderm Lichte, und wir sahen die Gegenstände, mit bloſsem wie mit bewaffnetem Auge, weit schärfer: aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig sind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegenstände, so groſs und herrlich sie waren, fielen zu wenig mehr auf. Wir bemerkten jetzt zuerst, wie unerträglich strenge die Luft in dieser Höhe über der Meeresfläche sei; erinnerten uns zuerst, wie viel wir sie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Ansehens seiner äuſsersten Gegend, wie einladend und erquickend wir sie tiefer hinab, zwischen den Blumen und Blüthen, gefunden; und nun? — erfolgte, was Sie Sich denken können: daſs wir zwar immer noch standen, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinabwarfen, um das groſse, nie wiederkehrende Bild desto tiefer in die Seele zu drücken; aber denn doch, von der Kälte getrieben, uns endlich zu dem ersten und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entschlossen: denn jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerksamkeit mehr, als auf die Sicherheit unsers Fuſstritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Ersättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe selbst der Gedanke ergriffen: daſs ich hier ewig weilen, daſs ich in stetem Anschaun dieser überschwenglichen Schönheiten meine Tage beschlieſsen sollte; ich glaube, daſs er mich mehr hätte erstarren machen, als das umgebende Eisfeld. — Wenn der Weise von Agrigent auf der Höhe des Ätna wirklich gelebt, und wenn er Ursachen gehabt hat, zu seinen Mitbürgern nicht wieder zurückzukehren; so ist der

Selbstmord, den er an sich verübt haben soll, mir aus einem bessern Grunde erklärbar, als daſs er sich für einen Gott hat wollen gehalten wissen: er war ermüdet von dem ewigeinförmigen, obgleich unaussprechlich groſsen, unaussprechlich erhabenen Anblick, und wollte sich lieber in den bodenlosen Schlund stürzen, als noch länger ein Dasein schleppen, das ihm zur Last und zur Qual ward.« —

»Das also, hör' ich Sie hier mit spöttischem Lächeln sagen, der Erfolg Ihrer Ätnareise? das, der Gewinn von so viel übernommener Mühseligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantasie und einige Zusätze zu meinen Naturkenntnissen abrechnen; das und nichts anders! Ich habe gelernt, daſs die Glückseligkeit eine spröde Geliebte ist, die, bei aller holden Gesinnung für uns, der vollen vertrauten Umarmung sich schlau entwindet, durch strenge Blicke, wenn wir sie festhalten wollen, uns scheinbar ungütig abschreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder weiterer Ferne, uns süſse Hoffnungen lächelt. Doch ich sollte vielleicht in einem andern, als diesem spielenden, scherzenden Tone eine Erzählung schlieſsen, aus welcher sich Wahrheiten ableiten lassen, die für das Leben von der gröſsten Wichtigkeit sind.«

»Ich berühre hier nur zwei dieser Wahrheiten, weil eben sie aus dem Obigen am deutlichsten hervorzuspringen scheinen. Die erste ist: daſs, um wahrhaftglücklich und um daurendglücklich zu seyn, man sich eine Höhe zum Ziel setzen muſs, wo das Ausruhen der Kräfte immer süſser, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühseligkeiten immer freudiger werde; eine Höhe, die sich unabsehbar emporhebe, oder (um diesem Gedanken seine Vollendung zu geben) deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weise, der diese Wahrheit erkennt, kann also unmöglich zu seinem letzten Ziele körperliche Wollüste machen; kann unmöglich seine Glückseligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortschleichen von Hügelchen zu Hügelchen suchen: wo die Aussicht nie weder ihre Dürftigkeit noch ihre Beschränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerlei mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt; die Begierde, statt zu wachsen, sinkt; die Kraft, statt neues Leben und Feuer zu gewinnen, sich schwächt, abstumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Daseins, statt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer, träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erscheinen aus diesem Gesichtspuncte: Macht, Ehre, Einfluſs, Geschicklichkeit, Kunst; als der ersten und würdigsten eines: Wissenschaft, Erkenntniſs der Wahrheit; weil hier, nach *Popens* schönem Bilde, sich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie gesättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geschwellt wird.

Die zweite nicht minder wichtige Wahrheit ist: daſs man sich eine Höhe zum Ziel setzen muſs, auf welche sich ein gangbarer Pfad hinanwinde, der, wenn auch steil und mühsam, doch nirgend durch unübersteigliche Hindernisse versperrt sei; eine Höhe, von welcher kein feindseliges Schicksal uns mit rauher Cyklopenstimme ein Halt! entgegendonnern könne, das vielleicht alle unsre Kräfte plötzlich lähme, alle unsre Erwartungen schrecklich zu Boden schlage. Durch diese zweite Wahrheit werden, als höchste und letzte Ziele, auch jene entfernt, welche die erste zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zulieſs; und nur ein einziges bleibt, wenn wir wahrhaftweise seyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nehmlich das letzte Ziel, nach welchem alle unsre Wünsche und Bestrebungen, wie nach ihrem Mittelpuncte, sich hinrichten, entweder *auſser* uns, oder wenn auch *in* uns, doch in eine solche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortstreben und Weiterbilden äuſserer Gegenstände, Vortheile, Hülfen bedarf: so sind und bleiben wir in den Händen des Schicksals, und dieser tückische Dämon kann, nach Gefallen, sein neckendes oder sein grausames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Äuſsern ewig unabhängig bleibt, in den Willen selbst; setzen wir zum höchsten Punct unsers Bestrebens die gränzenloseste Vervollkommnung und Veredlung dieser besten Kraft unsrer Natur: so haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden ist — denn wo hätte noch der Weise und der Gute gelebt, über den kein Weiserer und kein Besserer möglich gewesen wäre? — sondern was mehr heiſst, unsre Abhängigkeit vom Schicksal hört auf: seine schlimmsten Tücken können nichts, als unsern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlaſs zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unsrer Seele sich immer schöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückseligkeit am fähigsten sind, in unserm eigentlichsten, unserm innersten Selbst.

Daſs dieses Selbst mehr noch in unserm Willen, als in unsrer Denkkraft bestehe, davon belehrt uns ein unwidersprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es sich, warum das Anschauen der Vollkommenheiten unsers Geistes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wollust bewirken soll, sich mit Erinnerung der Arbeiten, Anstrengungen, Aufopferungen verbinden muſs, die uns jene Vollkommenheiten gekostet haben. Würden wir, wie die kunstvollen

Insecten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloſsen Anlagen und Fähigkeiten, geboren: so würden wir an den vorzüglichsten Kräften unsrer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den schönen Umrissen unsers Gesichts, oder dem regelmäſsigen Wuchs unsrer Glieder; aber daſs es freie edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbestimmten Anlagen und Fähigkeiten erst zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten: das ist es, was uns diese Kräfte und Fertigkeiten am meisten werth macht, warum wir auf sie so vorzüglich stolz sind. Wir haben durch jene Thätigkeit sie gleichsam zu unserm vollen Eigenthume gestempelt, sie in unser wahres Selbst mit hineingezogen; und da es allgemeines Gesetz ist, daſs die Vollkommenheiten eines Gegenstandes uns immer um so mehr rühren, je nähere Verwandtschaft mit unserm Selbst dieser Gegenstand hat: so ist nun die Freude an unsern Geisteskräften weit inniger, als wenn sie bloſse Geschenke der Natur, bloſse zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchste reinste Quelle der Freude aber muſs, nach eben diesem Gesetze, die unmittelbar an dem Willen selbst erkannte Vollkommenheit seyn, oder mit einem völlig gleichbedeutenden Worte: die Tugend.« — —

»Doch ich vergesse, daſs ich an einen Mann schreibe, der ein wenig nach den Grundsätzen der neuern Epikureer hinhängt, und der meine etwas stoischen Betrachtungen schwerlich nach seinem Geschmack finden wird. Lassen Sie mich also geschwinde mit der Versicherung der Hochachtung und Ergebenheit schlieſsen, die ein so milder Stoiker, wie ich, gegen einen so edlen Epikureer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. s. w.«

VIER UND ZWANZIGSTES STÜCK.

AN HERRN Z***.

VON DEM MORALISCHEN NUTZEN DER DICHTKUNST.

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der, sehr verzeihlich ist; denn gewissermaſsen hat ihn *Sokrates* selbst begangen. Sie wollen die Dichtkunst ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen einschränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Sokrates nicht beging: Sie wollen auch, daſs man das was Sie für den höchsten Zweck der Dichtkunst halten, in der eignen Theorie derselben zum Grundsatz mache. — Sehen Sie hier die Ursachen, warum ich in beiden Puncten von Ihnen abgehe.

Das dichterische Talent, wie Sie wissen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber wollen, der ästhetischen Seelenkräfte. Die Gabe, sich das Abwesende gegenwärtig zu machen, mit bloſsmöglichen Vorstellungen sich so zu täuschen als ob sie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von Allem was die Neigungen des menschlichen Herzens interessiren kann, gerührt zu werden; mit einem Worte: Phantasie, Fictionsvermögen, Witz, empfindliches Herz, machen den Dichter. Die Schönheiten, die das Genie vermittelst dieser Kräfte hervorbringt, können den Leser nicht beschäftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daſs die ähnlichen Kräfte seiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekämen. In der geistigen Welt herrscht eben das geheime Verständniſs unter den Kräften, das in der physischen herrscht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, sobald die eine im Spiel ist; alle gerathen in Unruhe, in Thätigkeit: und wie nichts in der Natur plötzlich aufhört, ohne Folgen zurückzulassen, so ist auch keine solcher Übungen fruchtlos für diese Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geistigen, wie in der physischen Welt, zur Erhöhung der Kraft; jede neue Äuſserung macht zu künftigen Äuſserungen der Thätigkeit geschickter. Nicht genug also, wenn wir bei der lebendigen Schilderung eines Dichters unsre Phantasie erhoben fühlen, daſs wir nun um dieses Eine Gemälde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geschwindigkeit seines Witzes folgen, daſs wir nun dieses Eine von ihm bemerkte Verhältniſs von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von seinen Empfindungen zur innigsten Theilnehmung hingerissen worden, daſs wir nun mit diesem Einen Gefühle sympathisirt haben: unsre ganze Phantasie ist nun lebhafter, unser ganzer Witz ist nun schneller, unser ganzes Herz ist nun weicher geworden. Nicht nur dies Einemal haben die ähnlichen Kräfte unsrer Seele mitgewirkt: auch zu künftigem Wirken haben sie mehr Fähigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darin nun, liebster Freund, würde ich den wahren, den höchsten Endzweck der Dichtkunst suchen. Unsre

Glückseligkeit, wie wir alle einig sind, liegt in der Vollkommenheit unsrer Natur; unsre Natur besteht aus allen uns anerschaffenen Kräften: und wer also die eine oder die andre erhöht, es sei welche es wolle; der hat zu unsrer Vollkommenheit, zu unsrer Glückseligkeit beigetragen. Es ist eine irrige Vorstellungsart, wenn man sich die Belustigung die ein Gedicht giebt, entweder bloſs als schädlich, oder bloſs als Belustigung, ohne Einfluſs auf's Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluſs, und ihren *nützlichen* Einfluſs; nur daſs man freilich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern gut gemacht hat.

Schlieſsen Sie hieraus weiter auf die wahre Vorschrift für die Anwendung der dichterischen Talente! Es ist nicht nothwendig, daſs der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen arbeite; das sittliche Gefühl ist nicht das einzige Vermögen der Seele, das er vervollkommnen kann und vervollkommnen soll: es gehört nur mit in die Reihe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöht seyn wollen, und die Übung der einen Kraft schlieſst nicht nothwendig die Übung aller andern in sich. — Aber, so wie am Körper der eine Sinn der edlere, höhere ist, der dem Geiste reichere und mannichfaltigere Ideen zuführt; so wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; so wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenstände können gerichtet, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, können verwöhnt werden: eben so ist in der Seele die eine Kraft die edlere, höhere, schätzbarere; eben so läſst sich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern stärken; eben so können die Kräfte der Seele an den unrechten Gegenständen geübt, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, verstimmt werden. — Und so wie man, in Ansehung des Körpers, mehr den Sinn des Gehörs, als den Sinn des Geschmacks schärfen, nicht, um den Geruch zu ergötzen, das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen soll: eben so soll man, in Ansehung der Seele, zur Unterstützung ihrer edelsten und höchsten Kräfte am liebsten wirken; nicht die untern gegen die höhern empören, nicht den Kräften eine Richtung geben, die wider die Absichten der Natur ist. Der Dichter soll zwar die Einbildungskraft stärken, aber nicht so daſs er die Vernunft zerrütte; er soll den Witz schärfen, aber nicht so daſs die geselligen Tugenden leiden; er soll die Liebe besingen, aber nicht so daſs wir ihren Ausschweifungen, oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beifall geben. —

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundsatz hoffentlich gelten lassen: denn eigentlich ist er nichts, als der erweiterte und verbesserte Ihrige; aber bei der Anwendung auf einzelne Fälle mögten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieser Anwendung, däucht mir, ist *Sokrates*, oder wenn Sie lieber wollen, *Platon* zu weit gegangen. Zwar, was die griechische Mythologie betrifft, so hatte er für sie einen Gesichtspunct, der heutiges Tages wegfällt; denn was jetzt zur bloſsen poetischen Fiction geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks: und manche Vorstellungsart konnte also zu jener Zeit einen Einfluſs haben, den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein, auch in Ansehung des Sittlichen scheint mir Platon hie und da vor Irrlichtern zu warnen, die bloſs in seiner Einbildung schweben; er scheint mir zu oft das Unmoralische des *Gegenstandes* mit dem Unmoralischen der *Schilderung* zu verwechseln. — Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, sondern nur die Regel bestimmen; und da wir diese bereits gefunden haben, so fragt sich nur noch: wo wir sie hinsetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunst selbst, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wissen, richtet

ihren Blick nicht bloſs auf einige, sondern auf alle Kräfte unsrer Natur; sie betrachtet jede in dem Verhältniſs, worin sie zur Vollkommenheit unsers ganzen Wesens steht, und sucht sie alle in diejenige Harmonie zu stimmen, von der unsre Glückseligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunst hat einen weit engern Umfang; denn da die Dichtkunst selbst nur auf die untern oder ästhetischen Kräfte der Seele wirkt, so kann auch jene Theorie nur auf diese Kräfte Rücksicht nehmen. Der Gegenstand derselben ist die sinnliche Vollkommenheit oder die Schönheit; also bloſs diese, insoferne sie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunst ist, erreicht werden kann, ist der eigentliche Gegenstand der Poetik. Will diese Wissenschaft auf mehr als auf Schönheit, will sie auf Vollkommenheit dringen, die nicht vor das Anschauen kommt, nicht für das Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieses Kunstwort erlauben wollen, die nicht *Phänomen* ist; so vergiſst sie ihrer eigentlichen Bestimmung, und verirrt sich aus ihren Gränzen.

Es ist mit dem Poetisch*guten*, wie mit dem Poetisch*wahren* beschaffen; die Vernunft, die in's Innre und auf die Folgen sieht, schätzt es nach einem ganz andern Maaſsstabe, als die sinnliche Erkenntniſs. Was bekümmert's den Dichter, der bloſs für die Einbildungskraft schreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft, nach einer philosophischen Analyse der Begriffe, die Dinge ganz anders erscheinen, als sie sich jener malen? Was fragt er nach Widersprüchen, die es nicht unmittelbar für die sinnliche Erkenntniſs sind, sondern erst durch mühsames Überdenken und Entwickeln herausgebracht werden? — Es mag seyn, daſs jenes goldene Zeitalter, worein sich der Dichter versetzt, nicht vorhanden, nicht einmal möglich war; daſs sich bei einer so einfachen und bedürfniſsfreien Lebensart, in so kleinen und eingeschränkten Gesellschaften, die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen, nicht zu so einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unsre Phantasie täuschen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen, rühren, ergötzen wollte? Hat er den Widerspruch zu verbergen gewuſst; ist er seiner Voraussetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die *Gestalt* der Wahrheit gegeben: so hat er alles gethan, was die Gesetze *seiner* Kunst von ihm fordern.

Fehler wider die *Logik* mag er in Menge begangen haben; wider die *Dichtkunst* hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem ästhetischen *Wahren* auf das ästhetische *Gute!* Die Dichtkunst fordert weiter nichts, als daſs der Dichter nicht unmittelbar das moralische Gefühl beleidige, oder daſs er sich vor dem Gegentheil des *sittlichen Schönen* hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichterischen Schönen ist. Um die innre sittliche Güte ist sie eben so unbekümmert, als um die innre logische Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenschaften streiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag sie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als schwärmerisch, als leichtsinnig verwerfen; mag sie doch die Charaktere, Gesinnungen, Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiſs, als falsch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunst an, die allein auf's Schöne sieht? allein mit der Empfindung zu thun hat? die zufrieden seyn muſs, wenn der Mangel der sittlichen Güte des Werks nur nicht Phänomen wird, nur nicht in fühlbare *sittliche Häſslichkeit* ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter; wer ihn verklagen will, muſs sich nicht an den Richterstuhl der Kritik, er muſs sich an den höhern Richterstuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem so ist, liebster Freund, so kann der Grundsatz, daſs der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmöglich in die eigne Theorie der Dichtkunst kommen. Er würde ohne alle Verbindung, nicht als Erkenntniſsgrund, sondern als bloſse unfruchtbare Maxime da stehn; nicht im Werke selbst, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ungefähr, wie in der Kriegskunst die nicht weniger wichtige Maxime da stehen würde: daſs kein Staat den andern bekriegen soll, als zur Vertheidigung seiner Rechte, und zum Schutz seiner Unterthanen. Der gerechte Krieg wird nicht anders, als wie der ungerechte, geführt; alle kriegerischen Evolutionen geschehen hier wie dort, und dort wie hier: und wenn *Folard* entscheiden soll, so ist immer *Cäsar* der ungleich gröſsere Held als *Pompejus*, obgleich jener sein Vaterland umzustürzen, dieser es aufrecht zu halten sucht. Eben also wird das sittliche Gedicht nicht anders, als wie das unsittliche, geschrieben; und wenn es bloſs auf den Ausspruch eines kritischen *Aristarch* beruht, so ist immer *Voltaire* der unendlichbessere Dichter, als *Racine* der Sohn ist.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringste von ihrer Wahrheit, oder von ihrer Verbindlichkeit, entzogen? Ich denke nicht, liebster Freund. Denn was für die Kriegs*kunst* kein Grundsatz ist, das bleibt noch immer einer für den *Krieger;* was für die Dicht*kunst* keiner ist, das bleibt noch immer einer für den *Dichter.*

In theoretischen Wissenschaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt wie sie sind, macht man häufig Absonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit selbst nicht hinübertragen kann, ohne in Irrthümer zu fallen. In praktischen Wissensenschaften, wo man uns vorschreibt was zu thun sei, macht man ähnliche Absonderungen; aber in die Wirklichkeit selbst darf man sie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunst schreibt freilich *nur* vor, was der Dichter zu thun hat, insoferne er nichts ist als Dichter: aber ist er denn in der That weiter nichts? Ist er denn nicht auch Mensch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Gesellschaft? nicht auch Bürger des Staats? Und insofern er dies alles ist; hat er nicht andre Pflichten, die wichtiger und nothwendiger sind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu sich sagen: Ich will jetzt nichts seyn als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältnisse! Wenn er diese Verhältnisse nicht aufheben kann — und wie ist es ihm möglich daſs er sie aufhebe? — so kann er sich auch nicht von den Pflichten, die sie ihm auflegen, freisprechen. Auch würden wir, seine Leser, diese willkürliche Trennung seiner selbst, diese spitzfindige Absonderung seiner Verhältnisse, zu ahnden wissen. Insofern er *Dichter* ist, sind wir nur seine *Kunstrichter;* aber wir sind auch seine *Sittenrichter*, insofern er *Mensch* ist: und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt, als an dem Spotte des Kunstrichters!

So wie ich mich hier erklärt habe, mein Freund, bleibt der Unterschied, auf den wir am Ende hinauskommen, nur sehr geringe. In der Sache selbst sind wir nur wenig uneins; es ist beinahe das Nehmliche, was wir von einem *Aristoteles* wollen vorgetragen haben: wir streiten nur noch, ob er es lieber in der

Poetik vortragen soll, oder lieber in der Moral und Politik? Was er gethan hat, wissen Sie Selbst; und wenn es also auf Autoritäten ankommt, so habe ich die meinige, so gut wie Sie die Ihrige haben. — Doch wenn Sie auch die Gedanken des Philosophen, von dem Sie in Ihrem Briefe ausgehn, etwas genauer und in ihrem ganzen Zusammenhange erwägen, so werden Sie finden, daſs er eher auf meiner Meinung, als auf der Ihrigen ist, und daſs ich seine Ideen nicht sowohl widerlegt, als vielmehr gesammelt und commentirt habe.

Ich bin, u. s. w.

FÜNF UND ZWANZIGSTES STÜCK.

ELISABET HILL.

Frau ***Elisabet Hill*** war eine junge und reiche Witwe zu *R**** in Schwaben. — Es hielt sehr schwer, aus ihr klug zu werden; denn die Frau war nie was sie schien, und ohne Unterlaſs war sie anders.

So lange noch in dem Städtchen ein gewisser Hofrath lebte, der ein groſser Freund von galanten Lectüren war, that sie vom Morgen bis in den Abend nichts, als Romane lesen. Da der starb, und ein Doctor der Arzeneikunst hinkam, der viel auf Schmäuse und Bälle hielt, gab sie die Bücher auf, und legte sich auf's Putzen und Tanzen. Endlich, da der

Landesherr einen sehr frommen Superintendenten an den Ort setzte, der bis dahin noch keinen gehabt hatte, trug sie sich nicht anders als aschgrau, und hielt geistliche Conventikel.

Über diese plötzliche Veränderung der Frau *Hill* herrschten unter den Gelehrten der Stadt dreierlei Hauptmeinungen. Der *Rector* der Schule, der ein schöner Geist und Mitarbeiter an einem gelehrten Journal war, ward am leichtesten fertig; denn er behauptete: die Frau Hill hätte keinen Charakter, und lieſse sich von einem Dichter weder im Roman, noch auf dem Theater brauchen.

Der Superintendent und die andern *Geistlichen* dachten viel, weder an Theater, noch an Roman. — Die Frau Hill, sagten sie, war ein Weltkind, das Anfangs durch Lesen verbotner Schriften nur im Stillen sündigte, dann aber auf dem Wege des Verderbens tiefer hineingerieth, und sich öffentlich durch Springen und Tanzen zur Schau stellte. Jetzt, da sie von der Gnade ergriffen worden, hat sie sich aufrichtig bekehrt.

Der *Doctor* sah auf den Leib und ganz und gar nicht auf die Seele der Frau Hill, weder kritisch, noch theologisch. — Die Frau, sagte er, hat sich Anfangs durch vieles Sitzen beim Lesen, und dann durch vieles Nachtschwärmen auf den Bällen verderbt, und dickes Geblüt erzeugt. Ein paar Aderlässe und im Frühjahr einige Flaschen Selterser sollten ihr gut thun.

Die Herren, wie man sieht, hatten sämmtlich zu einem System geschworen; das will sagen: sie hatten jeder eine gefärbte Brille auf, durch die sie alles auf einerlei Art und nichts recht klar sahen. Gleichwohl, da die übrigen Einwohner sich ihrer Blödsichtigkeit bewuſst waren, und in die Brillen der Herren groſses Vertrauen setzten; so nahm ein jeder eine dieser Meinungen an, je nachdem er mehr mit diesem oder mit jenem zusammenhing, oder sonst seine Ursachen hatte.

Der Buchbinder, der an der Menge geistlicher Quartanten und Folianten, die er für die Frau Hill zu beschicken hatte, viel Geld verdiente, war der vortheilhaften Meinung der Geistlichkeit, und wünschte ihr aufrichtig Glück zu ihrer Bekehrung.

Der Schneider, der viel verdient hatte, und nun nichts mehr verdiente, trat der härtern Meinung des Doctors bei, und machte aus einem kleinen Ansatz zur Melancholie eine völlige Narrheit.

Der Schuster, der etwa noch die Hälfte verdiente, war der gemäſsigten Meinung des Rectors, und bedauerte nur, daſs so eine gute Frau, wie die Frau Hill, so veränderlich wäre, und niemals wüſste was sie recht wollte.

Ein einziger ganz gemeiner Mann in der Stadt, ein *Leinewandhändler*, der sein natürlich gutes Gesicht durch keine Brille verderbt, und auch sonst mit der Frau Hill nichts zu theilen hatte — denn sie trug keine Leinewand, als aus Holland — dieser war klüger als Alle, und traf glücklich das rechte Fleckchen.

Denn da er einst Sonntags mit den übrigen Bürgern im Gasthofe zusammenkam, und der Buchbinder mit einem andächtigen Seufzer anfing: die Gnade hätte an der Frau Hill ein Groſses gethan; da behauptete der Leinewandhändler ihm in's Gesicht, die Gnade hätte an ihr nichts gethan, ganz und gar nichts. Eben so widersprach er dem Schneider, der sie für wahnsinnig hielt, und dem Schuster, der sein altes Klagelied sang, sie wüſste nie was sie wollte.

Die Frau, sagte er, weiſs gar wohl, was sie will; und wenn Ihr guten Leute nicht alle den Staar hättet, so wüſstet Ihr's auch. — Sagt mir doch nur: Als der selige Hofrath noch lebte; wer war da der respectabelste Mann hier im Städtchen? Der Hofrath! — Und als der starb und der Doctor herkam; vor wem nahmen wir da am tiefsten die Hüthe ab? Vor dem Doctor! — Und als der Landesherr den Superintendenten hersetzte; wer galt da mehr, als der Doctor! Der Superintendent! — Denkt dem Umstande ein wenig nach, Ihr Leute! Da wird sich's finden.

Die Bürger lachten, und meinten sämmtlich: so wenig der kleine Leinewandhändler darnach aussähe, so dick hätt' er's hinter den Ohren. Dies freute ihn nun gar sehr; denn er hatte gern, daſs man ihm Recht gab. — Ja, setzte er noch mit einem lauten Faustschlag hinzu: laſst den Superintendenten sterben und keinen andern kommen! so wett' ich euch Kopf und Kragen, sie geht wieder zum Doctor.

Das geschah nun zwar nicht, aber es geschah etwas anders. Denn der Landesherr, der gar ein gottseliger Herr war, rief den Superintendenten an den Hof, um ihn zum Beichtvater zu machen; und legte bald darauf in das Städtchen ein Bataillon, das einen gar stattlichen Mann zum Major hatte. — Es verging kein Monat, so speiste der Major bei Frau

Hill, und Frau Hill beim Major. Nun ward des Majors Gemahlinn von der ganzen Stadt, wegen ihrer ſeinen Geſtalt und ihres zierlichen Anſtandes, sehr bewundert, wenn sie als Amazone zu Pferde ſaſs. Frau Hill, die sich keiner schlechtern Geſtalt und keines unebnern Anſtandes bewuſst war, hatte flugs ihren Gaul im Stall, und erschien, in Grün mit Gold, an der Seite der Frau Majorinn, als Amazone.

Die Frau hat keinen Charakter! triumphirte der Rector, als sie die Classe vorbei ritt. — Die Frau ist aus der Gnade gefallen! ſeufzte ein Geiſtlicher, der von einem Krankenbesuche zurückkam. — Die Frau hat diät gelebt und macht sich Bewegung, sagte der Doctor, der mit seiner Morgenpfeiſe in der Thüre stand; sie wird wieder werden!

So fanden die Herren alle drei in ihrem eigenen System einen Schlupfweg, durch den sie sich aus dem Handel zogen: und was sie von ihren Gedanken hätte abbringen sollen, bestätigte sie darin. — Aber der Leinewandhändler traf's wieder besser; denn da ihm Frau Hill vor dem Thor an der Bleiche begegnete, schüttelte er den Kopf und sagte in sich: Sieh! sieh! Was nicht Eitelkeit thut!

* * *

Lacht über mein Geschichtchen, so viel Ihr wollt! Es hat das Verdienst, daſs es wahr ist; und wenn Ihr Acht gebt, so werdet Ihr's mannichfaltig anwenden können.

SECHS UND ZWANZIGSTES STÜCK.

DIE WISSENSCHAFTEN.

EINE ALLEGORIE NACH DEM PLATON.

Als die sublunarische Welt noch durch Genien regiert ward, glaubte man, daſs die *Scham* und die *Gerechtigkeit*, diese Gesandten des höchsten Gottes, allein geschickt waren, die Menschen glücklich zu machen. Nachdem aber *Saturn*, der letzte von ihnen, sich in den Schooſs des groſsen *Alls* zurückgezogen hatte, und die Menschen Anführern überlassen blieben, die aus ihrem eigenen Mittel genommen waren; so fingen sie an, ein Raub schlauer und gewaltsamer Unterdrücker zu werden.

Anfangs zwar hielten sich *Scham* und

Gerechtigkeit noch in diesen neuen Staaten auf. Aber allgemach geriethen die Menschenhirten, unter deren Stabe nunmehr die armen Erdensöhne lebten, auf den unglücklichen Wahn, daſs sie der beiden Boten des Weltschöpfers entbehren könnten; ja da dies himmlische Paar bald anfing, ihren Rathschlägen im Wege zu stehen, so sannen sie auf Mittel, wie sie so lästiger Rathgeberinnen los werden möchten. Sie verriethen kaum diesen Gedanken, als ihre Tafeldiener schon ihre Verwundrung bezeugten, wie man sich so lange Zeit von den alten Spröden habe äffen lassen. Diese gefälligen Senatoren waren schon längst der alten Sitte nicht mehr hold gewesen; und nachdem sie ziemlich früh den Götterkindern ihre eignen Thüren verschlossen, hatten sie nur auf die Gelegenheit gewartet, sie bei ihren Gebietern verhaſst zu machen, und sobald als möglich vom Hofe und aus dem Lande zu treiben. Es fehlte auch nicht an Beschwerden über die beiden Himmelskinder. Man gab ihnen Schuld, daſs sie mit benachbarten Völkern verdächtige Verständnisse unterhielten, die Unterthanen zum Aufruhr geneigt machten, die Hoflustbarkeiten störten; und wenigstens die Berathschlagungen, die in ihrer Abwesenheit so schnell und sanft fortglitten, durch allerhand feige und milzsüchtige Bedenklichkeiten hemmten. — Ihre heimlichen Freunde waren zu schüchtern, und auch schon selbst zu verdächtig, als daſs sie sich, ihre Rechtfertigung ganz laut zu führen, hätten unterwinden sollen. Alles was ihnen übrig blieb, um die beiden Himmelskinder noch einigermaſsen zu retten, waren einige Vorschläge, ihre Beibehaltung ihren Feinden unschädlich zu machen. Sie meinten, daſs man sich gegen alle Besorgnisse sicher stellen würde, wenn man auf sie ein wachsames Auge hätte, sie nur zuweilen zu Rathe zöge, und dem Volke nur dann und wann und in gewissen Angelegenheiten ihren Umgang verstattete. Allein diese Vorschläge wurden unzuverlässig gefunden. Die Gegenpartei wandte ein, man könne sie nicht genug bewachen, und es stünde immer zu fürchten, daſs sie sich in verbotne Händel mischen, und dem Volke Ansprüche eingeben mögten, die bedenklich wären. Ihre Verbannung ward also beschlossen; sie nahmen ihren Flug zu ihrer Heimat, und kehrten zurück zu den Himmlischen.

Nun ging Alles weit besser: die Mächtigen

tigen fühlten sich mächtiger, und die Fröhlichen fröhlicher; denn keine Sittenrichter schienen ihre Freiheit fernerhin einzuschränken. — Aber diese Freude währte nicht lange. Der Schwächere fühlte bald den Druck des Mächtigern; Arglist ersetzte bald den Mangel der Gewalt, und machte sich mit ihren unsichtbaren Pfeilen fürchterlich. Durch den Untergang des nützlichen Geringen, versiegte bald die Quelle des Überflusses für den schwelgenden Groſsen. List gegen List, Gewalt gegen Gewalt, Schwerter gegen Schwerter gekehrt, würden endlich das Geschlecht der Menschen zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht *Jupiter* sich ihrer erbarmet hätte. Geh! redete er seine weise Tochter *Minerva* an: und nimm aus meinem unzugänglichen Vorrathshause *Verstand* und *Weisheit* für diese Unglücklichen. Sie können anders nicht mehr erhalten werden, als wenn ich ihnen diesen Schatz öffne. *Prometheus* hat in der Eile nur so viel entwenden können, als genug war um die Menschen verschlagen zu machen; jetzt sind die *Scham* und die *Gerechtigkeit*, die ich ihnen zur Hülfe sandte, zum Himmel zurückgekehrt: und wenn du ihnen nicht Weisheit bringst, sind sie verloren.

Minerva, dem Befehl des Vaters der Götter und der Menschen gehorsam, schickte sich an, sich mit dem Lichte der Weisheit auf die Erde herabzulassen, und den Sterblichen die göttlichen Gaben der *Wissenschaften* auszutheilen. Ihrer ernsten Hoheit sich bewufst, und mit der Schwachheit der Sterblichen bekannt, sandte sie ihre jugendlichern Schwestern, die *Musen*, voran, um sich durch die anmuthigen und absichtlosen Spiele dieser Unschuldigen den Zugang zu bereiten. Dieses Mittel gelang ihr. Zwar trieben einige Musen ihre Gefälligkeit zu weit, und wurden Buhlerinnen der Mächtigen. Aber die Übrigen, die ihre himmlische Unschuld behielten, hauchten doch spielend manchen Funken der Weisheit in die Busen der Menschen. Allgemach lebte in ihnen der ätherische Theil wieder auf, wodurch sie mit den Himmlischen verwandt sind, und sie begannen nach den Gaben der Minerva dankbare Hände auszustrecken. Nunmehr lernten sie: daſs Schwelgerei Thorheit, und Verheerung Unsinn sei; daſs die Menschen *Ein* Geschlecht ausmachen, und daſs aus dem Wohl der Einzelnen das Wohl des Ganzen entspringe. Seitdem hofft man: jemehr sie von den Funken des heiligen

Lichtes auffangen werden, desto mehr werden sie sich mit Scham und Gerechtigkeit wieder aussöhnen; und dann wird die Seligkeit des Saturnischen Zeitalters auf die Erde zurückkehren.

J. A. Eberhard.

SIEBEN UND ZWANZIGSTES STÜCK.

DAS ZAUBERMAHL.

Im Queens - College zu Oxford saſs ein Fellow, *Richard Blount* mit Namen, beide Arme über einen Tisch gebreitet, der mit Kosmogonieen, ältesten Völkergeschichten, ägyptischen Weisheitsystemen bedeckt war, und las, in einer süſsen Stunde der Erholung, das Buch eines Londner Schwärmers über den dritten Himmel. — Er war aus der Hülle seines irdischen Körpers rein heraus in einen ätherischen gefahren, schoſs mit der Geschwindigkeit eines Lichtstrahls von Planeten zu Planeten umher, trümmerte bald eine Welt in ein wüstes schreckliches Chaos zusammen, bald erbaute er sie wieder mit unaussprechlicher Weisheit, und nahm dann über sein Werk, mit inniger Wollust, die Lobsprüche der Himmlischen an, die sich mit ihm auf eine unerklärbare Art, nicht durch Worte, sondern vermittelst deutlich abgeänderter Gerüche, besprachen.

Mitten in diesem Entzücken, trat sein Mitfellow *Mowbray* zu ihm herein: ein Mann von eingeschränkter Sphäre, der immer mit allen seinen Ideen bei seiner jetzigen wirklichen Lage zu Hause war, und der von der Natur weiter nichts erhalten hatte, als ein wenig gesunde Vernunft, und ein wenig leichtfertigen Witz. — Hätte ihn Blount durch einen Wunderglauben, den er nicht hatte, bis in den äuſserstan Fixstern verbannen können: ich wüſste nicht, was er gethan haben mögte; so aber empfing er ihn mit einem leisen Willkommen, und einer Miene, als ob er Kopfschmerz hätte.

Mowbray eilte zum Tisch, warf hier ein Paar Urkunden des Menschengeschlechts, dort ein Paar Theorieen der Erde bei Seite, und machte sich Platz für den *Cornelius a Lapide* über den Jesaias. — Freund! fing er dann an, da hat sich in diesen trocknen Commentar eine Geschichte verirrt: eine Geschichte, die so ganz für Sie gemacht, so vollkommen Ihres Geschmacks ist, daſs ich unmöglich umhin konnte, sie Ihnen mitzutheilen. — Werfen Sie da Ihre Lectüre nur aus der Hand; denn Sie mögen nun so beschäftigt und so verdrüſslich thun, als Sie wollen: — Sie müssen mich anhören.

Wenn ich muſs, sagte Blount, nun so muſs ich; aber wahrlich, ich bin begieriger auf das Ende, als auf den Anfang. — Was betrifft Ihre Geschichte?

Einen Schmaus, lieber Blount; aber einen der gröſsten und prächtigsten, die in Europa erhört worden. — Ein ganz gemeiner holländischer Edelmann gab ihn, und gab ihn, was das Sonderbarste ist, ohne dazu das Geringste weder in der Küche, noch im Keller, noch im Beutel zu haben. — Die Gäste waren alle die vornehmsten Familien aus der Gegend. Denn es waren da, auſser dem Gouverneur von Utrecht, der eben der Gewährsmann unsers Cornelius ist, und auſser den Häuptern der Stadt, und auſser dem ganzen umliegenden Adel —

Gott sei bei uns! schrie Blount: Sie wollen, glaub' ich, bis in die Nacht erzählen; Sie wollen mich zu Tode erzählen. Wenn Sie mit den Gästen fertig sind, so kommen Sie ganz gewiſs zu den Gerichten.

Der Gerichte, Freund, war eine unbeschreibliche Menge. Denn, daſs ich der vornehmsten aus unsern Gegenden nicht erwähne, der Fasanen, der Ortolanen, der frisch von den Klippen gebrochenen Austern; so waren da indianische Vogelnester, eben erst ausgenommen, Schildkröten, gebraten, gekocht und geröstet, chinesische Asiaſse, von was für Art Sie nur wollten; und Pisange, Blount! — Pisange! — Er küſste die Spitzen seiner Finger, und betheuerte, daſs er den ganzen Mund voll Wasser hätte.

Blount wollte vom Stuhl herunter. Ehe Sie mit allen den Gästen fertig werden, und allen den Gerichten, schrie er, und allen den Weinen —

Ja die Weine, Blount; — beim Himmel! die hätt' ich vergessen können. Sie erinnern mich noch. — Er zog den ungeduldigen, schon in die Höhe springenden Fellow ganz sanſt wieder auf seinen Sitz nieder. — Die Weine, können Sie Sich vorstellen, waren vortreſſlich. Oben stand das Büſet über und über voll Capweins, Madera, Weins aus Georgien, aus Cypern, ſeiner Liqueure; und drunter herum standen in einem groſsen groſsen Cirkel noch so viel spanische, deutsche, französische, portugiesische, ungarische, italiänische Weine —

Aber was wird's denn nun endlich? Was kommt denn nun aus dem allen heraus? —

Was Sie Sich vorstellen können: daſs die Gäste sich's ganz vortreſſlich schmekken lassen, und essen und trinken, wie die Epikureer.

Und das ist's Alles? —

Das ist der Anfang, mein guter Blount. Denn nun die Gäste satt sind, stehen sie auf, murmeln gegen den Wirth ein Paar Worte zum Abschied, und gehn ihrer Wege.

Daſs Sie mit ihnen gingen! Sie haben's ausdrücklich darauf angelegt, mich zu ärgern.

Nicht doch! nicht doch! Ich komme jetzt eben zur Sache. — Der eine, der zu Fuſse wandert, bekommt auf freier Straſse den Schwindel, und die Vorübergehenden schleppen ihn fort; ein andrer, der in der Sänfte sitzt, fällt mit dem Kopf in die Scheiben, und zerschlägt sich das ganze Gesicht; ein dritter, der sich fahren läſst, sinkt vom Sitz auf den Boden, und wird sinnlos aus der Kutsche gehoben. — Kurz, die sämmtlichen Gäste liegen in Ohnmacht; und die Ärzte der Stadt rennen, wie wahnsinnig, mit den Köpfen gegen einander, um sie wieder zu sich zu bringen. — Was meinen Sie nun aber, was an diesem Unglücke Schuld war?

Ich kann's ja denken! Die feinen Liqueure.

Auch! Aber doch die nicht allein. — Die Gerichte hatten sämmtlich aus *Schaum*, die Getränke sämmtlich aus *Luft* bestanden; die Zunge hatte zwar viel zu schmekken, aber der Magen nichts zu verdauen bekommen. — Doch dies allein hätt's ihm noch nicht gethan; aber der verschluckte *Wind* war auch ein so hämischer giftiger Wind, daſs er das bischen Nahrungssaft, das etwa von vorigen Mahlzeiten noch übrig war, bis auf den Schlick aus den Gedärmen mit wegnahm. —

Durch strenge Diät kam indessen noch mancher wieder zu sich; aber auch mancher, der sich zu unmäſsig mit Wind überfüllt hatte, muſste an der Auszehrung sterben. — Und was meinen Sie nun wohl, wer dies Kunststückchen gemacht hatte?

Vermuthlich doch Ihr *Cornelius,* oder Sie Selbst! Wer denn sonst? —

Allzuviel Ehre für uns! Das hatte ein ganz ausnehmendes Genie gethan; ein Wesen von unvergleichlich viel Thatkraft. Sie können's errathen. — Aus leidigem Hochmuth, wollte unser Edelmann auch einmal schmausen; Küche und Keller, wie gesagt, waren leer, und der Beutel dazu: was blieb ihm also übrig, als einen Bund mit dem Bösen zu machen?

Aber nun bitt' ich Sie, sagte Blount, indem er die flachgefalteten Hände gegen die Erde und die Augen gen Himmel kehrte: auf was verfallen Sie noch? Kann ein Mann von Vernunft an einem so abgeschmackten, armseligen Mährchen Vergnügen finden? —

Mowbray, ohne zu antworten, riſs von den Büchern, die auf dem Tische lagen, eins nach dem andern zu sich, und las: Von der Entstehung des Weltgebäudes; Betrachtungen über die Freuden des dritten Himmels; Ägyptische — Hier sprang er auf, als ob ihm ein plötzliches Schrekken durch alle Glieder führe, und riſs den armen unwilligen Fellow mit sich, der, was er noch nie gethan hatte, ihn fortwies.

Wie! sagte Mowbray: Sie schelten mein Mährchen abgeschmackt; und sitzen da offenbar an einer Tafel, die niemand anders, als unser Genie kann gedeckt haben? Ist's denn nicht lauter Luft - lauter Schaumgericht, was Sie da haben? Ist's denn nicht lauter Zauber- und Gaukelwerk, wenn da ein Embryo, mit seinen freilich schon vorhandnen, aber noch unentwickelten Sinnen, die ganze Geschichte des Lebens ausspäht? oder wenn ein stolzer Geweihter, dem deutliches Wissen ein Abscheu ist, mit keckem Fuſs des Genies eine Hieroglyphe zerstampft, daſs der ſüſse Kern aller Erkenntniſs hervorspringt? oder wenn gar ein dritter, der mir den Schöpfer spielt —

Aber Blount ſaſs stöckisch im Winkel, als ob kein Mowbray mehr bei ihm wäre, und las Betrachtungen über den dritten Himmel. Es war die Stelle von der Wollust der Seligen, wenn sie, hoch vom Sirius herab, die Organisation einer irdischen Milbe betrachten.

Gut, gut! sagte Mowbray: Sie wollen, seh' ich, allein seyn, und ich will Sie denn lassen. Es schmeckt Ihnen, wie ich merke, vortrefflich; aber! aber! — Er sah ihn nachdenklich an, und erhob einen warnenden Finger. — Nehmen Sie Sich vor dem Hunger in Acht! Nehmen Sie Sich vor der Auszehrung in Acht! Der Unglaube, Freund, ist die Auszehrung der Seele; und der Wind, den Sie da in Sich schlucken, nimmt in der Stunde der Verdauung auch das Vorhandene mit sich. Gewiſs wären Sie nicht der erste, der aus einem begeisterten Schwärmer ein entschloſsner Freigeist geworden.

ACHT UND ZWANZIGSTES STÜCK.

ÜBER DEN TOD.

ZWEI UNTERREDUNGEN.

Nicht weit von Besançon lebte auf einem kleinen Landgute ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muster eines liebenswürdigen Greises. Sein Name war *Merville*, und er hatte schon über siebzig Jahre. Da er in seiner Jugend unter den Armeen Ludewigs des Vierzehnten diente, träumte er auch den Traum des französischen Adels, daſs für die Ehre des Königs und für die Wohlfahrt des Vaterlands sterben, Eins sei; aber kaum war er durch seinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadiers gestiegen, als er plötzlich zu seinem Schrecken inne ward, daſs er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre. Von diesem Augenblick an, suchte er unter dem Vorwande der Untüchtigkeit seinen Abschied, schlug das Gnadengehalt aus, das ihm der König zur Vergeltung seiner Tapferkeit anbot, und schämte sich seiner Wunden, wie man sich der Thorheiten seiner Jugend schämt. Er baute nun selbst das kleine Erbgut seiner Familie, und widmete alle die Stunden, die ihm die Sorge für sein Hauswesen frei lieſs, der Philosophie und den Musen. Da ihm sein Vermögen keinen groſsen Aufwand erlaubte, so hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwei bis drei, aber auserlesene, Freunde. Unter diesen war in seinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Besançon, Namens *Che-*

vreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menschen, die von der Natur die beneidenswürdigste Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut ist. Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen seiner Nation zum Vorwurf macht; er war mehr feurig als hitzig, mehr nachsinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, gingen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von seiner ganzen Seele. Und da ihm das gröſste Glück wiederfahren war, wofür ein Mensch der Vorsehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu seyn und eine edle Erziehung zu finden; so war er mit diesen Eigenschaften seines Charakters ein Mann von unerschütterter Rechtschaffenheit, ein unbeweglichstandhafter Patriot, und der ganzen innigsten Freundschaft eines Merville würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber wie es von seinem Geschmack zu erwarten war, das schönste und geistreichste Frauenzimmer von Besançon. Sie hieſs *Therese*, und war die Tochter des Präsidenten von eben dem Gerichtsstuhle, wobei nachher Chevreau Beisitzer ward. Die Hindernisse, die sich seiner Verbindung mit ihr ganze Jahre hindurch entgegensetzten, schienen unüberwindlich: aber was in schlaffern Seelen die Liebe unterdrückt haben würde, gründete sie in der seinigen desto fester. Therese selbst war seit dem ersten Augenblick ihrer nähern Bekanntschaft für ihn entschieden; nur war sie zum Unglücke reich, und ihre Eltern hofften, eine Million Livres mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchsten Range im Königreiche zu verbinden. Sie stand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unsägliche Bedrückungen aus; aber sie erklärte sich standhaft, daſs keine Überredung und keine Gewalt in der Welt sie bewegen sollte, anders als zwischen Chevreau und einem Kloster zu wählen. Da ihre Eltern durch diese feste Beharrlichkeit gezwungen waren, mehrere der vornehmsten Bewerber zurückzuweisen, und da noch überdies das Beispiel einer entfernten Verwandtinn dazu kam, die kaum einige Monate Marquisinn war, als sie schon ihr Vermögen auf den Toiletten der Mätressen und vor den Busen der Operistinnen schimmern sah; so bewegte dieses die Eltern der Therese, daſs sie endlich dem Chevreau den

Zutritt verstatteten und ihre Einwilligung zu der Heirath gaben. Beide Liebende, die sich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung so sehr bewiesen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth ist.

Therese ward schwanger, und Chevreau's Einbildungskraft hatte sich nun schon mehrere Monate mit nichts als dem süſsen Gedanken beschäftigt, wie unendlich sein Glück durch den Besitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der so ängstlich und doch so ungeduldig erwartete Augenblick erschien, wo Therese entbunden ward. Seine Freude war unbeschreiblich; aber es war die ernste wehmüthige Freude des gefühlvollsten Menschen, der mit seinem Glücke zugleich die ganze Gröſse seiner Pflichten empfand,, und in seinem Innersten schwur, daſs sie ihm heilig seyn sollten. Theresens Entbindung war glücklich gewesen; aber nachherige Zufälle, die sich von Tage zu Tage verschlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer seine nothwendigsten Geschäfte übrig lieſsen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unaussprechlichen Leiden, womit ihr so junges Leben dem Tode entgegenkämpfte. Endlich erlag die Natur; sie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden schon ersterbenden Händen Chevreau's Hand an ihr Herz, und stammelte mit ihrem letzten Odem die Worte: Vergiſs unsrer Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden

ein treues Gedächtniſs fand, so war es dieses Wort der Therese. — Chevreau besorgte alles, was zu ihrem Begräbniſs gehörte, mit der ruhigsten Gleichmüthigkeit: er betrachtete Stundenlang ihren Leichnam, ohne daſs ihm nur eine Thräne entfiel: und dann ging er allein, und machte sich Vorwürfe, daſs er so fühllos wäre. Erst den Tag nach der Versenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte wo er sich nichts vermuthend war, eine Perlenschnur fand, die er einst Theresen zu ihrem Geburtstage schenkte, erwachte gleichsam sein Herz aus dem bisherigen Todesschlaf aller Empfindungen: er fiel hin, und vergoſs einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unschuldige Ursache ihres Todes war, riſs ihm seine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labsal für seinen *Schmerz*. Es trug schon die sanften und liebenswürdigen Züge Theresens, die sich *auf* seinem zarten Gesichte immer mehr zu entwickeln schienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefste Rührung, worin sich der herbste Schmerz mit der süſsesten Wollust vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren, war der kleine *Charlot* (denn so hieſs der Knabe) das angenehmste Kind von der Welt, und der Neid aller Mütter von Besançon. Die Schönheit seiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die offne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen seinen Gesichtszügen hervorsah. Chevreau wandte an seine Bildung allen möglichen Fleiſs, und genoſs der Wollust, die gewöhnlichen vornehmen Vätern so fremd ist, daſs er selbst den Fortgang seines

Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fing jetzt Charlot an, die kleinen Ideen und Begierden seiner unschuldigen Seele etwas freier zu entwickeln, und zeigte schon die schönste Morgenröthe eines künftigen heitern Verstandes und edelmüthigen Herzens; als er von den Blattern, diesen groſsen Verwüstern des menschlichen Geschlechts, befallen ward, und nach unaussprechlich viel Angst und Schmerzen dahin starb. Chevreau war von der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unschuldigen, der ihn so oft mit ausgestreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben so Zeuge, wie er's von der Krankheit und dem Tode Theresens gewesen war.

Dieser zweite Streich war für Chevreau schrecklicher, als der erste, dessen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beiden Wesen verloren hatte, die seinem Herzen das Theuerste waren, so war ihm fernerhin nichts mehr theuer; auch seine Freunde nicht, auch er selbst nicht. Denn der Mensch, der einmal unglücklich genug ist, daſs er nichts mehr auſser sich liebt, der kann auch sich selbſt nicht mehr lieben. Alle das Feuer seines Charakters, das sich sonst gegen Theresen und Charlot, diese vornehmsten Gegenstände seiner Liebe, gewandt hatte, trat nun in sein Innerstes zurück, und brütete über jenen finstern Betrachtungen, womit sich der Mensch an der Vorsehung gleichsam zu rächen sucht, wenn er sich Unrecht gethan glaubt. Bei seinem festen Trübsinne, hatte er Einbildungskraft und Scharfsinn genug, um bald die Welt um sich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und so lebte er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein freidenkender Menschenfreund in den Staaten eines Despoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermaſsen an sein Herz drang, war *Mervillens* Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte sehr bald aus *Chevreau's* Reden seinen ganzen Zustand; aber er schonte seiner, und brachte mit Fleiſs die Rede nie auf den Verlust, den sein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als daſs er bald diesen, bald jenen Versuch machte, seine erstorbne Empfindlichkeit für irgend einen andern Gegenstand zu reizen, und wie von ungefähr Ideen hinzustreuen, die eine heilsame Revolution bei ihm bewirken könnten. Endlich, da Chevreau immer finstrer und immer trüber ward, hielt

Merville seine Schonung für Grausamkeit; er beschloſs, die Wunden seines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor sich das Gift ihres Eiters in die innersten Gefäſse des Lebens schliche und seiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot sich dar, als einst Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um seine öftern Besuche zu erwiedern, als aus Antrieb des Herzens, auf seinem Landgute einsprach.

Es ist étwas in Ihrer Seele nicht recht, sagte der Greis, indem er beide Hände voll der zärtlichsten Freundlichkeit auf seine Schultern legte; und Sie thun übel, Chevreau, daſs Sie Sich so ganz in Sich Selbst verschlieſsen. Öffnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ich's durch die aufrichtigste Liebe gegen Sie werth bin, öffnen Sie's mir! — Sie nannten mich so oft Ihren Vater; und ich habe ja auch in der Welt gelebt, und bin unglücklich gewesen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menschen, dem sein eignes Unglück zu schwer fällt, als daſs es ihm für fremdes Gefühl lieſse.

Ich habe meine Gattinn und meine Kinder sterben sehen; und was nur je ein menschliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weiſs, was das heiſst, mit einem einzigen Streiche alle seine innigsten Bande zerrissen, alle die liebsten Hoffnungen seiner Seele vernichtet zu sehen. Und dennoch, Chevreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch schrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menschlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Wesen die mir ähnlich sahen, wie unter Rasenden oder Verbrechern zu leben; und nur ein Mann wie Sie, kann mich fassen, wenn ich ihm sage daſs ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie diesen schrecklichen Zustand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch schrecklichern kennte? — Der menschlichen Gesellschaft entflieht man; denn es giebt ja Einöden und Wüsten: aber Merville — — Er schwieg, und sah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum soll ich das sagen, was schon Elend genug ist zu denken? — Er schwieg noch einmal, und setzte dann mit einer Erschütterung der Seele hinzu, die sich seinem ganzen Körper mittheilte: Wie entflieht man vor Gott? — In eben dem Augenblick ſtand er auf, und nahm den Weg nach dem Garten, um ſich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, loszureiſsen. Der Greis folgte ihm auf dem Fuſse.

Sie ſind in meinen Händen, und Sie ſollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit Ihren eignen Gedanken reden! — Sie ſind unzufrieden mit Gott?

Entſetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entſetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau! — indem er einen feſten und zuverſichtlichen Ton nahm — Sie ſind's nicht; denn Sie können's nicht ſeyn. Unzufrieden mit Gott; hieſse unzufrieden mit allem ſeyn,

was

was vollkommen und gut ist: und wie kann das eine denkende Seele? — Verstehn Sie Sich Selbst, liebster Freund: Sie sind nur unzufrieden mit Ihrer *Vorstellung* von Gott. Und nun sehen Sie, wie viel Sie durch diese einzige Berichtigung schon gewinnen! — Läge die Ursache in *Gott,* in diesem unendlich über Sie erhabnen, allmächtigen Wesen: wie wollten Sie helfen, Chevreau? wie die Einrichtung der Welt ändern, oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiderstehlich mit fortreiſst? — Liegt aber die Ursache bloſs in Ihrer *Vorstellung* von Gott: nun wohlan! da ist Hülfe. — Lassen Sie uns die irrige Vorstellung ändern, und statt des falschen Gesichtspunctes den wahren suchen!

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das

Haus des Merville lag, einen jähen Abschuſs in's Thal machte. Hier zog der Greis seinen Freund, unter dem Schatten breiter Kastanienbäume, auf eine Rasenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückendschöne Gegend ausgestreckt, die, so weit nur das Auge trug, mit Heerden und Ärnten und Weinbeerhügeln bedeckt war, und sagte dann mit dem zuversichtlichen Tone der Überzeugung: Klagen Sie die Vorsehung an, und ich will sie rechtfertigen!

Wie, Merville? Soll sich der Wurm gegen den Unendlichen, das Geschöpf eines Tages gegen den ewigen Schöpfer empören? — O lassen Sie mich anbeten und schweigen! Gott ist da, wo ich rede.

Er ist auch da, wo Sie denken, Chevreau.

Und wenn ich nun rede? — Können

Sie alle die Zweifel lösen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben — —

Alle, mein Freund? — Ich steh' am Rande des Grabes, und die Stunden die mir noch übrig sind, mögten nicht zureichen. Wann ist der Witz des Menschen erfinderischer, oder wann ist seine Zunge beredter gewesen, als wenn es darauf ankam, seinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein vorzüglicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängstigt — —

Nun dann, Merville! Sie öffnen, auch wider Willen, mein Herz; ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Meinigen ist das, was mich noch unglücklich macht: sie sind dahin, und ich habe meinen Schmerz überwunden. — Aber ausgegangen bin ich von dem Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menschheit, einen Blick auf die Natur geworfen. — — O liebster Freund! Um ruhig zu seyn, muſs der Mensch nicht denken; er muſs nur träumen. Es ist nirgend Ruhe für ihn, als in der Vergessenheit seines Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die sich in der Natur regt: und sie hört auf in Zerstörung; ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude: und es wird zur Stimme der Wehklage; ich sehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wollust: und indem ich sehe, wird sie Zuckung der Todesangst. — Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran, und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit, die stets tief in der Zukunft ist, machen uns das Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns desto schrecklicher fasse. — Und wenn ich nun den ganzen namenlosen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlaſsnen, Verwaisten; wenn ich zu jeder Spanne Land sage, auf die mein Fuſs tritt: du bist Grabstätte von Tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen, und starben! zu jedem Staube sage, der vor mir auffliegt: du warst Nerve eines empfindenden Wesens, und erzittertest vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniſs von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, daſs ich noch Freude habe? noch lächle? — Ich habe an meinen edelsten Begriffen gelitten; ich vermisse in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts ist mir übrig geblieben, als die schreckende Idee einer Allmacht. — Sie streckten Ihre Hand, Merville, gegen diese blühenden Thäler aus, als ob ihr Anblick schon Widerlegung wäre; aber auch diese Schönheit, dies Leben, das sich hier regt: — aus Verwesung ist es hervorgegangen, und in Verwesung wird es zurücksinken. — Für mich ist nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich sind Sie! — Aber warum war denn vormals diese Natur, die Ihnen jetzt so öde scheint, der Gegenstand Ihres Entzückens? — Erinnern Sie Sich, wie Sie einst hier an der Seite Ihrer Therese saſsen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor sich sahen? wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend, aus Ihrer Seele verbannt waren?

Ich erinnere mich's, Merville. Es waren die Tage meiner Glückseligkeit, diese so schnell vorübergeeilten Tage. — Eine Phantasie, zu lauter Freude gestimmt; — o, wie leicht kann sich die aus einer Wüste ein Elysium schaffen!

Kann das wirklich die Phantasie? — Nun, dann kann sie mehr, diese Zauberinn; dann kann sie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elysium eine Wüste schaffen. — Wollen Sie ihrer Eingebung trauen? Wollen Sie einer Führerinn folgen, die immer in der Richtung fortgeht, welche ihr der Anstoſs unsrer Empfindungen gab, und sich dann, mit ihrem einseitigen Fluge, so weit von der Wahrheit verirrt? — Mäſsigen Sie durch Vernunft diese Ausschweifungen! Werfen

Sie, nach jenen parteiischen, noch einen dritten unparteiischen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finstrer Kummer wird sanfte Schwermuth; Ihr Widerstreben gegen ein feindseliges Schicksal, ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden. — — Sollt' ich läugnen, daſs Elend in der Natur ist? Sollt' ich läugnen, daſs der Gedanke des Todes fürchterlich sei? Ich würde meinem innersten Gefühl widersprechen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verschont mich nicht, so wenig als der Engel des Todes. Oft vielleicht ergreift er den schwachen furchtsamen Greis noch gewaltiger als den Jüngling. — Aber wollten nun auch Sie läugnen, daſs das Leben Freuden hat? überschwängliche Freuden? Sie, der Sie ihrer

Selbst aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten: wollten Sie undankbar seyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat also seine Freuden?

Seine kurzen, seine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind sie kürzer, sind sie geträumter, als unser Elend? — War die Thräne der Wollust, die hier in Ihren Augen schimmerte, als Sie Sich an Theresens Seite und glücklich sahen; war sie weniger wirklich, als diese Thräne der Wehmuth, die jetzt in eben diesen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch diese Thräne versiegen? — Das Dasein *hat* seine Freuden, seine wirklichen, mannichfaltigen Freuden; und worauf wird es nun ankommen, als auf die Frage: ob die Freude, des Elends; ob das Leben, des Todes werth sei? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie *kann* ich es finden? — Das Elend des Menschen liegt vor mir da, in seiner ganzen unendlichen Gröſse, in seiner ganzen namenlosen Mannichfaltigkeit: aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe sind sie! wie unvollkommen!

So denkt der Mensch in der Stunde des Unmuths, des Kummers! — Ich könnte sagen, daſs vielleicht das Leben von Tausenden unendlich glücklicher ist, als das Ihrige; aber nein! ich bleibe bei Ihrem eignem Leben. — Sie glauben also, Sie hatten der Freuden so wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewiſs bin?

München

Sie betrügen Sich, Chevreau.

Das heiſst, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andere Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder Vergnügen ankommt, soll denn gültig seyn, als unsre Empfindung?

Aber eben diese Empfindung — —

Ist in dem Innersten meines Herzens, und kein Vernunftschluſs wird sie mir da herausreiſsen.

Auch denk' ich auf keine Vernunftschlüsse. Ohne Zweifel ist jede Empfindung die gültigste Richterinn ihrer selbst; aber nicht soll sie über das Vergangne, nicht über das Zukünftige richten. — — Liebster Chevreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über Ihr Leben; einen Schatten, der Alles entstellt, Alles verfinstert. — Wenn

Sie in die *Vergangenheit* blicken, so ist nichts, das so leicht im Gedächtniſs hervorspränge, nichts, das so voll, so ganz, so lebendig vor Ihnen da stünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden; und die *Zukunft* — was ist die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punct, zu einem Leben erweitert. Sie geben Ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verlust ewig dauren wird, so müsse auch diese seine Folge gleich ewig dauren. — Bei einer so unglücklichen Fassung, da alles Übel, das Sie betroffen, so gedrängt, so schwarz, so fürchterlich vor Ihnen steht, da die Bilder der genossenen Freuden so sparsam und trübe hervorschimmern, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel: wie können Sie Sich da auf den Ausspruch Ihrer Empfindung verlassen? wie entscheiden, ob die Freuden das

Elend ersetzen? das Leben des Todes werth sei? — O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten müſste, Sie zu tief zu verwunden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nūn so hören Sie denn! Ich wünschte, ich könnte mit der Stimme der Allmacht zu Ihnen sagen: »Chevreau, mich gereut meines Rathschlusses. Ich will dein Leben machen, wie das Leben von Tausenden ist. Sieh hier deine Gattinn wieder, deine Therese! Sieh auf ihren Armen den Liebling wieder, dessen Leben ihr Tod war!« — Und wenn Sie dann, auſser Sich vor Entzücken, an ihren Busen sänken; wenn Sie mit dem ganzen Wonnegefühl eines Vaters den Engel in Menschengestalt an Ihre Lippen hüben: dann wollt' ich nach den ersten Stürmen der Freude ein ruhigers Lächeln erwarten, wollte Sie bei der Hand fassen und wollte sagen: »Chevreau, wessen ist mehr in der Natur? der Freude oder des Elends?« Und wie bald würde sich Ihre ganze Vergangenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum sichtbaren Nebel würden diese Wolken zerflieſsen, die jetzt mit einer so schrecklichen Nacht Ihr Leben decken! — Aber wäre denn dadurch dies Leben, oder wäre bloſs die Ansicht, die Vorstellung davon, verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie sie war? und könnten Sie oder irgend ein Sterblicher voraus wissen, wie Ihre Zukunft seyn würde? — »Chevreau, wollt' ich noch einmal sagen: ist diese Empfindung der Wollust werth, daſs man auch Elend ertrage?« Und wie leicht, wie geringe würde dies Elend werden! Wie schnell würde die Waagschale, die es jetzt mit so überwiegender Last zu Boden drückt, in die Höhe steigen! — — Ich betrübe Sie, Freund; verzeihen Sie mir! Aber da ich nun jenes nicht sagen kann, mit der Stimme der Allmacht; versuchen Sie, wie viel Gewalt Ihre Vernunſt hat! Stehen Sie bei dem gegenwärtigen Augenblick stille, und theilen Ihr Leben! Ihre Zukunſt wird so nicht seyn, wie Ihr jetziger Schmerz sie darstellt: aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hineindichtete, würde Sie kränken, würde Ihnen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehlichen und der väterlichen, dünken. Sehen Sie also bloſs in's Vergangne! Bestreben Sie Sich nach Unparteilichkeit in der Schätzung! Untersuchen Sie, wessen da mehr war, des Vergnügens oder des Kummers? —

Welch ein Gespräch, worein Sie mich

sagen! — O Merville! Wie sehr ist immer das was ich antworten soll, meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabscheue den Undank; und soll ich nun selbst ein Undankbarer werden? nur einer scheinen? — Nein, mein Freund? Nein, ich will sagen, daſs ich der Freuden viel hatte.

Nur sagen, wenn Sie's nicht denken? —

Ich will's sagen, weil ich's auch denke. — Und gewiſs! Der Gott, der mir diesen Odem gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie sehen, wie gern ich's bekenne.

Sie müssen es auch bekennen. Denn, hatten *Sie* keine Freuden; woher der Kummer über ihren Verlust? Oder waren dieser Freuden so wenig; woher das Übermaaſs Ihres Kummers? — Wenn *Sie* nun aber jene Schätzung *Ihres Lebens*

vor-

vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie schätzen? Bloſs nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeiten? —

Wie anders, wenn ich sie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falscher? — Eben das ist der Fehler, der uns so ungerecht gegen den Himmel macht: daſs wir immer mit unsern Begriffen Gränzen ziehen, die nicht in der Natur sind, immer trennen und sondern, wo in der Wirklichkeit sich Alles vermischt, Alles vereinigt. — Schmerz ist oft mehr Wollust als Schmerz; Schrecken hat seine süſsen Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Schwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder feinern Empfindung das

Herz; Noth giebt Gefühl unsrer Kraft, unsers Werthes; Träume von Glückseligkeiten sind wahr in der Empfindung. — So, Chevreau; so das Leben berechnet — — Aber wie kann ich das jetzt, bei einer Fassung wie die Ihrige, fordern? — Hören Sie also mich, der ich unglücklich war! mich, der ich Alles verlor was auch Sie verloren, und ein Herz hatte das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenschaften schweigt jetzt in meiner Brust; nichts kann mich mehr parteiisch gegen den Himmel machen, nicht übermäſsige Freude, nicht übermäſsiger Kummer; der Zustand meiner Seele ist Ruhe. Mit dieser Ruhe, seh' ich zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählig mehr, als des Bösen. — In eben dem Lichte erscheint mir das Leben von Tausenden, insoweit ich es schätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Thiers und des Wurms, weil sie eben der Gott schuf, der auch mich in's Dasein rief; und — nun, Chevreau! wie soll ich Ihnen für die Vermehrung danken, die *Sie* meiner Glückseligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergossen? — Jede Spanne Land also, auf die ich trete, ist Grabstätte von Tausenden? Willkommner Gedanke! Diese Tausende waren da, genossen des Lebens, fühlten sich glücklich. Jeder Staub, der vor mir auffliegt, war empfindende Nerve? Süße Idee, und wenn du ein Traum wärst! Diese Nerve ward zum Vergnügen gespannt. Sie hat öfter der Wollust, als dem Schmerze gezittert. — — Ich sehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieses Einzige: warum währt diese Freude nicht ewig? warum muſs *Tod* in der Natur seyn?

Ich weiſs, was Sie antworten werden. Wenn Leben seyn muſs, werden Sie sagen — —

Nun ja! dann muſs nothwendig auch Tod seyn. Tod ist die Bedingung des Lebens; gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm vorangehenden Elende, in eben der Natur, worin auch unsre Freuden sich gründen. — Aber ob *Leben* seyn müsse? Das, Chevreau; das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum *dieses* Leben seyn müsse, kein andres? warum eben diese Natur seyn müsse, die uns zu Theil geworden? diese zerstörbare, hinfällige, so unendlichem Jammer ausgesetzte, Natur?

Was soll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze System der Schöpfung verweisen? auf den unzertrennlichen Zusammenhang aller Glieder dieser Kette, wo keins ohne das andre seyn kann? — Nein, Chevreau! diese Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Lassen Sie mich Ihrer Frage eine andre entgegensetzen: Sie wünschen doch Freuden? Sie begehren doch Glückseligkeiten?

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückseligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun so sehen Sie denn! sehen Sie, in welche Widersprüche Sie Sich verwickeln!

in welche Widersprüche sich jeder verwickelt, der anfängt mit Gott zu rechten! — *Unsre* Freuden wollen wir haben, gerade diese unsre eignen Freuden, gebunden an diese unsre eigne Natur, uns werth geworden durch diese unsre eigne Empfindung; aber diese unsre Natur nicht, mit der sie doch nothwendig verknüpft sind. — Sollten wir nicht erröthen, Chevreau, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor unsern Richterstuhl ziehen? — Kein Wort mehr von diesem Einwurfe! Er ist zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat also seine Freuden, seine großen überschwänglichen Freuden: wir Undankbaren vergessen den größten Theil derselben bei der Berechnung: eben die Natur, die uns diese gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich: es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, daſs sie uns diese Natur gab und keine andre, daſs sie den Menschen zum Menschen schuf, nicht zum unsterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie konnt' ich bis jetzt diesen gröſsten Gedanken vergessen! — sie werden uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüſst, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntniſs unser selbst, die Erkenntniſs der Welt und des Schöpfers. Und wenn nun das alles so ist, wie es ist; wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan seines Lebens nur Spuren einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Chevreau; immer erscheint uns noch der Tod als ein bloſses Übel, obgleich als ein nothwendiges Übel. Sollt' er nicht mehr seyn, als das? Sollt' er nicht auch Vater des Guten seyn? Urheber von Glückseligkeiten, die ohne ihn nicht Statt finden würden?

Urheber von Glückseligkeiten? der Tod? —

Wie es alle Übel in der Natur sind. — Sie sehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schooſs dieser Wolken schläft Zerstörung bei Fruchtbarkeit, Heil bei Verderben. — Und wenn wir Acht gäben, Chevreau; — sollte sich nicht eben das auch bei diesem schrecklichsten Übel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel, und dieser jähe Sturm der den Staub durch's Thal treibt: sie verkündigen uns die Herannäherung des Gewitters. Lassen Sie uns den Schutz unsrer Wohnung suchen! Lassen Sie uns dort unter dem

Brüllen des Donners und unter fürchterlich herabströmenden Regengüssen unsre Betrachtungen über den Tod, unsre Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben so anbetungswürdig ist, als in dem lieblichsten Wehen der Morgenluſt, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln heraufsteigt.

Der Greis und sein Freund hatten kaum ihre Wohnung erreicht, als sich der Himmel umzog, und Blitze auf Blitze fielen. Chevreau, voll der innigsten Theilnahme, welche die lachende Natur nicht hatte erwecken können, stand schweigend am Fenster, und sah in das öde nächtliche Dunkel und in den wüthenden Sturm hinaus, der die ältesten Stämme entwurzelte, und die Wipfel jüngerer Bäume bis zum Boden hinabbeugte. Indeſs ging Merville ruhig unter diesem Kampf der Elemente umher, und dachte den fernern Gründen nach, womit er die Vorsehung rechtfertigen wollte.

Die glückliche *Therese!* sagte er endlich. Wie viel groſses und kleines Ungemach hat sie durch ihren Tod überwunden! Ungehört und ungefürchtet fahren jetzt diese Wolken über ihr Haupt hin. — Erinnern Sie Sich, als sie hier zum ersten Mal den Freund ihres Geliebten sah, wie theuer sie diese Freude erkaufen muſste? wie unbeweglich das Gewitter zwischen den Bergen feststand, und wie viel schmetternder noch, als heute, die Schläge waren?

Ich erinnere mich's, Merville. Es war das Loos ihres Lebens, jede Freude erkaufen zu müssen. Sie hatte wohl auch Freude, als *Charlot* geboren war. — Das Bild ihres Todes trat vor ihn, und seine Lippen bebten vor Wehmuth.

Um so gegönnter sei ihr die Ruhe! Sie war für diese Welt nicht allein geboren. Und wer kann wissen, Chevreau, welche Erhöhung den Freuden der künftigen Welt die Leiden der jetzigen geben? — Noch seh' ich sie vor mir, die

Holde, die Gute: wie bei jedem heftigern Schlage das Knie unter ihr sank, wie nach jedem stärkern Erguſs des Feuers ihr schwimmendes frommes Auge gen Himmel blickte, gleichsam um seinen Zorn, den man die Kindheit in diesen Naturerscheinungen fürchten lehrt, zu besänftigen. Noch hör' ich sie, als endlich der Donner schwächer rollte, wie sie, nach tiefgeholtem Seufzer, die Einwohner des entferntesten Nordens beneidete, und aus vollem Herzen den Wunsch that, mit ihrem Geliebten an den Küsten Grönlands oder Lapplands zu leben. Sie glaubte diese Küsten von den Schrecknissen der Ungewitter freier, als sie wirklich es sind. — Wissen Sie noch, wie Sie ihr diesen Wunsch beantworteten, Chevreau?

Mit einem Lächeln des Mitleids.

Und wie es Therese erwiederte?

Mit einem stummen vor sich Niedersehen, mit einer flüchtigen Schamröthe. — O, ihr Geist war eben so schnell und durchblickend, als ihre Empfindung zärtlich und fein war.

Das ist so gern bei einander. — Aber lassen Sie uns doch näher erforschen, was damals in der Seele Ihrer Geliebten vorgehen, was diese Verwirrung und diese Schamröthe verursachen mogte. Wir verweilen uns bei ihrem süſsen Andenken um desto länger. — »Therese! hör' ich sie innerlich mit sich selbst rechten: hast du bedacht, was du wünschtest? Hast du bedacht, wie viele Vortheile du aufopfern müſstest, um einem einzigen Ungemach zu entfliehen? — Setze dich in Gedanken an jene Küsten! — Wenn dort sich keine Donnerwolken versammeln, und keine Feuerströme vom Himmel stürzen: so erhebt auch kein schattichter Wald seine Wipfel; kein Schlag der Nachtigall wird in schauervollen Büschen gehört; keine Saaten wallen über das Feld hin, und keine Reben schmükken die Hügel; kein Jauchzen der Schnitter und kein Lied der Winzer ertönt; keine Blume haucht Wohlgerüche, und keine Frucht beut Erfrischung: todt, unfruchtbar, öde, in ewige Trauer gehüllt, erscheint ringsum die Natur. Und du, mit dieser Empfindlichkeit deiner Seele; du, so reizbar und so erkenntlich für jede Schönheit, jede Wohlthat der Schöpfung: du wolltest das Alles dahingeben, wolltest in jenen traurigsten aller Einöden schmachten, um nur nicht dann und wann vor einem zu lauten Schall, einem zu jähen Licht zu erschrecken? Du wolltest das noch unendlich Gröſsre dahingeben, was du an deinem Geiste, deinem Herzen verlieren müſstest? — Betrachte jene Hütten voll Ekels! Lies in den groben leeren Gesichtszügen ihrer Bewohner das Seelen- und Fühllose, das mit ihrem ungünstigen Himmel so natürlich verknüpft ist! Überlege die ganze Unmöglichkeit, daſs bei ihrer tiefen unabhelflichen Armuth sie je diese höhere Bildung erreichen, aus welcher deine liebsten, deine süſsesten Freuden quillen! — Therese! und du wolltest auch diese verlieren? wolltest die holden Spiele der Phantasie, die schönen Zauberwerke der Künste, die unschätzbaren Kenntnisse, die deinen Verstand erheben, die wonnevollen Empfindungen, die dein Herz veredeln; wolltest sie alle, alle entbehren, um nur ja nicht auf Augenblicke betäubt oder geblendet zu werden? — Erröthe über das Unbesonnene deiner Wünsche! Fliehe dem ersten dem besten Schiſſe zu, und kehre in dein verlassenes Paradies, in das Land der Ungewitter, aber auch des Segens, der Bildung, zurück!«

Merville! Sie spinnen sehr weit einen Gedanken aus, den Sie, wie ich, nur belächeln, nicht widerlegen sollten. Eine augenblickliche Angst stieſs ihn hervor, und ein augenblickliches Nachdenken nahm ihn zurück.

Sollt' ich denn auch den Ihrigen nur belächeln?

Den meinigen? — Welcher war der?

Daſs kein Tod in der Natur seyn sollte. — Chevreau! Wie viel grausamer und zerstörender war *dieser* Wunsch, als der Wunsch Ihrer Therese!

Zerstörender? Und er traf die Zerstörung?

Eben weil er sie traf. Sie bannen mit ihm die Geschlechter aller Lebendigen, bannen vor allen das Geschlecht des Menschen, unter den traurigsten, kältesten, freudenlosesten Himmel.

Ich? —

Denn mit diesem verglichen, ist jenes wahrlich noch ein lachender, freundlicher Himmel, der sich über den eisbedeckten Küsten am Nordpol hinwölbt.

Ich begreife Sie nicht. —

An jenen Küsten gedeiht doch noch Leben; aber in Ihrer neuen, schrecklichen Schöpfung — —

Schrecklich, Merville?

Nicht anders. — Jede Besserung an der Einrichtung dieser Welt wäre schrecklich, wenn sie nicht zum Glück Unmöglichkeit wäre. Aber was weiſs von dieser Unmöglichkeit, die bloſs durch Vernunft erkannt wird, die Phantasie? Immer nur mit den äuſsern Gestalten der Dinge spielend, und um den innern unauflöslichen Zusammenhang unbekümmert, macht diese Schwärmerinn Trennungen, wie sie Verbindungen macht; baut neue Welten auf ein Gerathewohl hin, das nie geräth: und stellt dann ihr nichtiges, haltungsloses Gebilde, als das bessere, vortrefflichere Werk, neben einer unendlichweisen Schöpfung auf, in welcher Alles in Allem so tief gegründet, Alles so fest und unzertrennbar verwebt ist. — In den äuſsersten Norden trägt sie die Vortheile gemäſsigter Erdgürtel hinein, denkt etwa nur höhere Grade der Kälte, nur längere Dauer des Winters, aber nicht den Verlust aller Reize des Frühlings, aller Wohlthaten des Herbstes, nicht das Verschwinden alles des unsäglichen Guten, das aus der feinern höhern Bildung hervorkommt. So die Phantasie unsrer Therese; und die Ihrige, Chevreau? — Gewiſs läſst auch *sie* die menschliche Natur unzertrümmert, läſst die theuersten, innigsten Bande der Gesellschaft unzerrissen, läſst die süſsesten, seligsten Freuden des Daseins unvermindert: da doch jene unmöglich sich knüpfen, diese unmöglich hervorblühen können, wenn ihre wesentlichste Bedingung entfernt, wenn aus der Natur der Tod verbannt ist, dieser erste, dieser gröſste Wohlthäter des Lebens.

Der Tod? —

Der uns Allen und der auch Ihnen, vor tausend andern, wohl that.

Auch mir? —

In Ihren redlichen Eltern, in Ihrer zärtlichen Gattinn, in Ihrem liebenswürdigen Kinde.

Dann verachten Sie mich! Denn ich kalter, fühlloser Undankbarer — — Aber was will ich? Ich trage ja seine Wohlthaten in diesem Herzen.

Nein, Chevreau! Das Herz wird sie ewig verwerfen. Diese Wohlthaten können begriffen, aber können unmöglich empfunden werden.

Begriffen also! Und wie?

Ich schaffe mir eine Erde, auf der kein Tod ist, und setze auf diese Erde den Menschen. — Den Menschen, sag' ich? *Hab'* ich noch einen Menschen? Wer ist er und wie denk' ich mir ihn? Er ist nicht Kind, nicht Knabe, nicht Jüngling, nicht Mann, nicht Greis; nicht des einen und nicht des andern Geschlechts; nicht von diesem Körper, von diesen Seelenkräften, von diesen Willenstrieben; er ist — — ein Gebilde, das in der Luft flattert, eine wesenlose Gestalt, eine hirnleere Larve. — Doch sei es! Auch *meine* Phantasie weiſs zu träumen. Auch sie weiſs mit Schattenbildern, wie mit Wirklichkeiten, zu spielen; und so bleib' er denn, dieser Mensch! Aber ihm bloſs das Dasein zu geben, ist wenig, ist kaum das halbe Werk eines Schöpfers; ich muſs diesem Dasein auch Süſsigkeiten, auch Freuden geben. Und welche also theil' ich ihm zu, damit er seinen Schöpfer nicht hasse, nicht freiwillig — aber leider umsonst! — dem Tode *rufe*, ihn zu vernichten? — Die *mich* beglückt, *mich* an's Dasein gekettet haben, sind für diesen Menschen undenkbar. — Ich sehe zurück in mein Leben. Welche Wonne fühlt' ich Knabe in der Anhänglichkeit an meinen redlichen Vater, an meine sorgsame Mutter! Bis wie tief in mein Dasein hinein genoſs ich Jahr vor Jahr der Zufriedenheit, eine liebende einzige Schwester an diese Brust zu drükken, besuchenden edlen Brüdern entgegenzueilen, in frohen Abendgesprächen meine Kindheit mit ihnen zurückzurufen! — Das Geschöpf meiner Einbildung — weh ihm! es steht allein in der Welt; es hört sich nie bei den theuren Namen des Sohnes, des Bruders rufen; es ist losgerissen von der Natur in ihren ersten, in ihren heiligsten Banden. Und die Liebe — was für Bande kann ihm die Liebe knüpfen? — Ich, als Jüngling, als Gatte, als Vater, welche Seligkeiten fühlt' ich bei dem Lächeln meiner Geliebten, bei den Umarmungen meines Weibes, bei den Liebkosungen meiner Kinder! — Sie sind mir entrissen, und ich bejammerte sie: aber auch noch ihr Andenken ist

Wollust; auch noch dies Andenken lieſse der Greis mit allen Schätzen der Erde sich nicht aus dem Herzen kaufen. — Der immer daurende, der unsterbliche Mensch; — er ist auch hier ein Verlaſsner*: ihm lächelt nie eine Geliebte; an seinen Hals hängt sich nie eine Gattinn; um seine Kniee spielen nie die muntern Söhne, die holden Töchter. Er ist ein mürrischer düstrer Einsiedler, ein rauher fühlloser Wilder. — Soll ich Beweis führen, Chevreau?

Ich sehe in Ihrem Gange Ihr Ziel. Sie fürchten Überfüllung der Erde.

Muſs ich das nicht?

Sie helfen durch einmalige Bevölkerung ohne Zeugung, durch stillstehendes Seyn ohne Zuwachs.

Kann ich denn anders? — Ich zerstöre damit die ganze Natur des Menschen und aller ihn umgebenden Dinge; aber wissen Sie bessere Hülfe?

Ich? — Ich bin nicht Schöpfer, und kann Welten weder entwerfen, noch bauen.

So sind Sie Mensch, und können Mögliches vom Unmöglichen unterscheiden. — Antwort, nur auf die einzige Frage: Sollen in der Welt, die Sie wünschen, die Vortheile der jetzigen bleiben? Wollen Sie die theuren, seligen Bande erhalten wissen, wodurch Sie mit Ihren Eltern, Ihrer Therese, Ihrem Charlot zusammenhingen? Oder denken Sie nicht, wie Therese dachte, die den Ungewittern entfliehen wollte, aber im Arm des Geliebten? Sollen jene Bande lieber nie seyn, nur damit sie nie können zerrissen werden?

O Merville!

Sobald sie sind, ist ihre Hinfälligkeit

unerläſslich. Sie hatten in dieser Hinfälligkeit ihren Ursprung.

Aber so frühe, so grausam, so schrecklich zerrissen zu werden!

Sie werden es spät, sanft, leicht, wo die Natur ungehindert fortwirkt. Ein hohes Alter und eine unmerkliche Auflösung liegen im Grundentwurf unsers Lebens; und wenn tausend und aber tausend Ursachen diesen Entwurf, vielleicht schon hoch hinauf in unsern Vätern, zerrütteten: so gehören zwar auch diese Ursachen zum Lauf der Natur, und können Anlaſs zu neuen Klagen geben; aber man versuche es in Gedanken, sie wegzunehmen, und es werden gleich traurige Folgen entstehen, als durch Wegnahme des Todes selbst. — Doch zurück, Chevreau, zu der ursprünglichen Klage, die nicht den frühzeitigen, nicht den schrecklichen

Tod, sondern den Tod überhaupt traf! Auf der Höhe des Allgemeinen, zu der Sie Selbst mich hinaufzogen, ist Licht; in der Tiefe des mehr Besondern, herrscht Dunkel; und im Abgrunde des Einzelnen, Nacht. Die Seele verliert sich hier in der zahllosen Menge des Verschlungnen, und in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Verschlingung. Nur in der Nothwendigkeit, Güte, Weisheit allgemeiner Gesetze, sehen wir heller. — An dem Gesetz des Todes, erkannten wir, hängt das Gesetz der Erzeugung; an der fortdaurenden allmählichen Verminderung des Geschlechts, die Möglichkeit seiner fortdaurenden allmählichen Vermehrung. Und so ist denn der Tod, wofür ich ihn gab: der erste, der größte Wohlthäter des Lebens. Denn nur durch ihn ist die Liebe da, die Schöpferinn unsrer süßesten Freuden und unsrer edelsten Vorzüge; nur durch ihn sind die einzelnen theuren Bande häuslicher Gesellschaften da, und das groſse der bürgerlichen Gesellschaft, die alle jene einzelnen Bande zusammenfaſst, und sie in Einen Knoten verschlingt; nur durch ihn ist jeder Vorzug des Geistes und Herzens da, der uns über den einsamen Wilden emporhebt, jede Verfeinerung und Veredlung durch Umgang, Wissenschaft, Kunst, jede sanfte, jede menschliche Tugend. — Erkennen Sie jetzt, wie wahrhaft schrecklich das Bessern an der Natur seyn würde, wenn es in unsern Kräften stände? Erkennen Sie das Verwerfliche und Strafbare des Stolzes, womit wir unsre so beschränkte, so ärmliche Einsicht gegen die unendliche Weisheit des Schöpfers setzen? Wir gehen aus mit dem redlichen Vorsatze zu bauen, und wir werden die fürchterlichsten Zerstörer; wir wollen das Leben unsrer Geliebten retten, und wir nehmen ihm Alles was des Rettens werth ist, bewaffnen uns mit einer Wuth, wie sie noch nie der Haſs gehegt hat, und verfolgen es bis in seine ersten Keime, bis in das groſse Gesetz hinauf, wodurch wir Alle das Dasein und jede Freude des Daseins haben. — Ich schweige von der Unendlichkeit anderer Widersprüche, die sich mir darstellt, und frage Sie: ob wir nicht, wie unsre edle Freundinn, erröthen, in das Paradies, das wir verlieſsen, zurückkehren, und um der zahllosen Freuden willen, die es uns darbeut, die Schrecken der Ungewitter ertragen wollen?

Chevreau, ohne zu antworten, sah mit starrem Blick auf den Boden; seine Vernunft schien gewonnen, aber seine Stirn blieb unerheitert. Merville erkannte, daſs sich seine Freundschaft in dem Mittel, ihm zu helfen, vergriffen hatte; er erkannte, daſs ein wundes Herz nicht durch Schlüsse, sondern durch Eindrücke, nicht durch Betrachtungen, sondern durch Empfindungen geheilt wird; und schon trug er sich mit einem Entwurfe, den Tiefsinn des Unglücklichen auf eine andere, wirksamere Art zu zerstreuen. — Indessen hatte sich das Gewitter verzogen, die Wolken sich abgeregnet; Chevreau, eines Gespräches müde, das seine Wunden auf's schmerzlichste wieder aufgerissen hatte, eilte voll Ungeduld nach der Stadt: und der Greis hatte kaum noch Zeit ihm zu sagen, daſs er an dem ersten geschäftsfreien Tage kommen und ihm eine Bitte vortragen werde, an deren Bewilligung seine ganze Zufriedenheit hange. Die

Antwort, die er erhielt, war ein leiser Händedruck, und ein trübes, kaum merkbares Lächeln.

Mervillens Entwurf war auf Chevreau's Reichthum und auf seinen Hang zum Wohlthun gegründet. Wie glücklich, sagte er zu sich selbst, könnte mein Freund durch die Groſsmuth werden, womit er der Thränen so viele trocknet, wenn nicht alle seine Wohlthaten durch die Hände von Mittelspersonen gingen, und er den Dank der Geretteten selbst, nicht bloſs den Wiederhall dieses Dankes hörte; wenn er mit eigenem Auge auf den bleichen Wangen und unter den nassen Blicken der Unglücklichen das erste Lächeln sich wieder bilden sähe! Zu ekle Sinne bringen den einen Reichen, zu groſsmüthige Grundsätze den andern, um den schönsten Lohn ihrer Wohlthätigkeit.

Die Herzensgüte meines Freundes kann Mittel werden, ihm die Liebe zum Leben zurückzugeben; aber er muſs den Gegenstand seiner Wohlthätigkeit sehen, muſs gerührt von ihm werden, muſs ihn anfangen zu lieben: und damit nicht falsche Scham ihn zurückscheuche, noch Verdacht von erkünstelter Rührung ihm die Freude vergälle, muſs der erste Gegenstand seiner Milde ein Kind seyn, ganz Unschuld, ganz unverdorbne Natur, eines Vaters bedürftig, und vorbereitet, in Chevreau den zärtlichsten, liebreichsten zu finden.

Sie haben mich oft, sagte Merville, als er bei Chevreau den versprochnen Gegenbesuch machte, einen Jugendfreund nennen hören, den ich zärtlicher, als selbst meine Brüder, liebte, und der in der unglücklichen Schlacht bei Malplaquet fiel. Er hatte mich sterbend zum Vormunde seines einzigen Sohnes ernannt, von dem Sie aus meiner Erzählung wiſsen, wie ich ihn als meinen eignen behandelte, ihn unterstützte, versorgte, vermählte; und so urtheilen Sie denn, was ich fühlen muſste, als ich vor wenig Wochen aus der Hand seiner untröstlichen Gattinn diese Zeilen empfing: die letzten, die der Unglückliche schreiben konnte. — Auch Er gefallen? fragte hier Chevreau nicht ohne Rührung. — Lesen Sie! erwiederte Merville, und wandte sich seitwärts, um eine herabrollende Thräne zu trocknen. Ich soll seinem Sohne seyn, will er, was ich einst ihm war; aber, Chevreau — welche Verpflichtungen kann ich zitternder, ohnmächtiger Greis noch eingehn, der ich schon so nahe am Grabe stehe? Käm' es auf nichts an, als auf groſsmüthige Unterstützung eines Verwaisten, der viel-

vielleicht nur zu bald auch seine kränkelnde Mutter verliert; so wüſst' ich den Edlen, an den ich einzig mich wenden würde — Chevreau ergriff die Hand des Greises mit Wärme; — aber es kommt hier auf mehr, auf unendlich mehr an: auf einen väterlichdenkenden Freund, an den das Herz des Unmündigen sich mit ehrerbietiger Liebe anschlieſsen könne, der es nicht verschmähe ihm einen Theil seiner Zeit zu schenken, um über seine Bildung, seine Sitten, sein Glück mit aufmerksamer Güte zu wachen. — Chevreau! Sie sehen meine Rührung und meinen Kummer. Ich habe niemanden, auf dessen Herz ich diese Last von dem meinigen abwälzen könnte, als Sie. Junger, reicher, tugendhafter Mann! Wenn Ihnen die Ruhe meiner letzten Tage lieb ist; wenn Sie wollen, daſs Merville zufrieden sterbe — — Aber ich Unbesonnener! wie kann ich Ihre Groſsmuth auffordern, noch eh' ich Sie wissen lasse, für wen? — Mit diesen Worten entfernte der Greis sich schnell, und lieſs Chevreau in dem unangenehmsten Kampfe zurück zwischen seiner Gesinnung als Freund, und zwischen seinem Widerwillen gegen jede neue Verbindung mit Menschen; einem Widerwillen, den er vor sich selbst mit seinem Unvermögen zu entschuldigen suchte.

Nur zu bald für Chevreau kehrte der Greis zurück, und hielt an seiner Hand einen muntern liebenswürdigen Knaben in Trauerkleidern. — Sieh hier, sagte er, *Charlot*, den edlen Mann, den ich dir zum zweiten Vater bestimme, den du bitten sollst, daſs er es werde, dem du versprechen sollst, ihn innigst zu lieben und zu verehren, ihm seine Vatersorgen mit dem freudigsten Gehorsam, mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit zu erwiedern. — Chevreau, von dem Namen *Charlot* ergriffen, warf sich in einen Stuhl; und der Knabe, der schon mit der freundlichsten Offenheit ihm näher getreten war, kehrte schüchtern zu Merville zurück. Aber auf das erste freundliche Zureden des Greises, wandte er sich sogleich wieder zu Chevreau, der jetzt in Thränen ausgebrochen war, bat ihn mit der gerührtesten Zärtlichkeit, nicht zu weinen, lieſs sich auf seinen Schooſs von ihm heben, und schlang die kleinen Arme fest um seinen Hals, indem er selbst unwillkürlich zu schluchzen anfing. — Von diesem Augenblicke an, war stillschweigend ein zärtlicher Bund zwischen dem Manne und dem Kinde errichtet.

Es war natürlich, daſs die Bekanntſchaft mit dem Kinde die mit der Mutter nach ſich zog, die ſich von ihrer Krankheit, oder eigentlicher von ihrem Grame, langſam erholte. Es war gleich natürlich, daſs zwei Perſonen, die beide das zärtlichſte Andenken an den Gegenſtand ihrer Liebe im Herzen trugen, ſich gegenſeitig hochachteten, ſich bald vertraulicher mittheilten, ihre Seufzer und ihre Thränen mit einander vermiſchten. — Welche Folgen dies endlich haben muſste, das darf man einem Leſer wohl nicht erſt ſagen, der das Herz des Menſchen kennt, weil ihm ſelbſt ein Herz in der Bruſt ſchlägt.

NEUN UND ZWANZIGSTES STÜCK.

FRAGMENT EINES GASTMAHLS.

Die Alten ſchrieben gerne Gaſtmähler, unter denen das berühmteſte und ſchönſte das *Platoniſche* iſt. Der Gegenſtand, der darin behandelt wird, iſt die Liebe: in jenem weitern Sinne des Worts, da es auch die Freundſchaft, als die edelſte Art der Liebe, mit in ſich begreift. — Wie, wenn einſt ein Neuerer, der einige Funken von Platons Geiſte hätte, uns mit einem Gaſtmahl beſchenkte, worin auf ähnliche Art das dichteriſche Genie behandelt würde? An der Wahl des Stoffs würde es wenigſtens nicht liegen, wenn das Gegenbild zu weit hinter seinem Vorbilde bliebe. Die schönen Rollen eines *Agathon*, eines *Aristophanes*, und wie die Theilnehmer des Gastmahls alle heiſsen, mögten sich finden; dem Genie eine ſeurige Lobrede zu halten, oder in einer drollichten Dichtung den Grund seiner Verschiedenheiten anzugeben, mögte so schwierig nicht seyn: aber wer würde so leicht sich an die Rolle eines *Sokrates* wagen? wer sich zutrauen, daſs er mit gleichem Scharfsinne gleiche Phantasie und gleiche Grazie des Ausdrucks verbinden könne?

Ein verstorbener Freund, dessen Papiere so eben vor mir liegen, hat gleichwohl die Idee zu einem solchen Gastmahle gehabt, und hat sich darin weit genauer als nöthig gewesen wäre, an sein Vorbild halten wollen. Ich vermuthe die ses aus der Rede eines Arztes über das Genie, die sich auf ein paar einzelnen verworfenen Blättern findet, und die sich gerade mit eben der Wendung, wie die des griechischen Arztes, *Eryximachus*, anfängt. Vielleicht weiſs man mir es Dank, wenn ich dieses kleine Bruchstück, so sehr es auch nur erster Entwurf scheint, von dem Untergang rette.

»Auf den ersten Unterredner folgte in der Ordnung, worin die Gäste saſsen, der Arzt. Mein Vorgänger, sagte dieser, hat seine Rede vortrefflich angefangen und unsre ganze Erwartung erregt; ob er sie gleich vortrefflich beschlossen, und unsre Erwartung befriediget habe? darüber, meine Herren, urtheilen Sie Selbst!«

»Phantasie ist das Erste, was wir zum Begriff des dichterischen Genies erfordern; und der Phantasie wird aller Stoff, den sie bearbeitet, von der Erfahrung geliefert. Über diese Sätze, von denen er ausging, sind wir ohne Zweifel ganz mit ihm einig. In den Träumen des Blindgebornen, sagte er sehr schön, werden Töne gehört, werden Körper gefühlt; aber Licht und Farben sind darin eher nicht, als bis durch die wohlthätige Hand eines *Casamatta* sich seine Augen dem Tage öffnen. Folglich, schloſs er, ist jede Phantasie — des Dichters, wie des gemeinsten Menschen — abhängig von der Empfindung; sie kann nichts, als die Bilder die ihr diese gab, anders und anders, es sei im Ganzen oder in Theilen, zusammensetzen.«

»Diese letztere Behauptung ist es, die ich, nicht sowohl dem Sinne, als dem Ausdrucke nach, in Anspruch nehme. — Sie erwarten wohl nicht, daſs Sie bei dieser Gelegenheit den Arzt in mir hören werden; und doch werden Sie dieses wirklich: denn eben aus meiner Wissenschaft, oder wenn Sie wollen, aus einer der Vorbereitungswisserschaften dazu, denke ich die Berichtigung dessen herzunehmen, was ich in jener Behauptung Irriges finde.«

»Wenn ich von Zusammensetzung höre; so führt mich meine Einbildung in die Werkstätte eines mechanischen Künstlers: und das ist nicht die des Genies. Dort bleibt der Stoff, der bearbeitet wird, in seinen Elementartheilen ganz derselbige, ganz unverändert; und so läuft freilich die ganze Arbeit nur auf Trennen und auf Zusammensetzen hinaus. Bei Werken des Genies hingegen, ist es hiemit durchaus nicht gethan; hier muſs etwas weit Anders, weit Höhers geschehen:

etwas, bei dessen Ermangelung man zwar noch immer Erfinder, und ein sehr originaler seyn kann, aber sicher auch ein sehr elender, ein völlig genieloser ist.«

»Sie alle, meine Herren, haben von jenem gehirnkranken Sicilianer, dem Fürsten von Palagonien, gehört. Wenn irgend Gedanken neu waren, so waren es die dieses Prinzen; aber wie ungeheuer, wie lächerlich, wie zurückstoſsend in ihrer Neuheit! — Und dies woher? — Weil eben dieser Prinz der gröſste und kühnste Zusammensetzer war, den es noch jemals gab. Der Löwe muſste ihm seinen Kopf, der Schwan seinen Hals, die Eidechse ihren Leib, die Ziege ihre Beine hergeben; und dies Alles setzte dann der unbegreifliche Sonderling zu einer einzigen scheuslichen Chimäre zusammen.«

»Aber, werden Sie sagen, hier waren auch alle Theile im Widerspruche: sie waren aus der ganzen Thierwelt ohne Zweck und Wahl zusammengerafft; und was da ihre Verbindung geben konnte, muſste freilich ein eben so widriges als unmögliches, ein der Natur völlig unbekanntes Ungeheuer werden. Muſs denn das immer so seyn? Muſs denn jede Zusammensetzung nur fremdartige, unpassende Theile verbinden? — Ich fürchte, so lange sie bloſs Zusammensetzung ist, muſs sie es in der That: denn einmal gehören die Theile nicht zu Einem, sondern zu verschiedenen Ganzen; und wenn da ihre Verbindung auch nicht immer Ungeheuer, lächerliche oder zurückschrekkende Fratzen giebt: so giebt sie doch sicher auch keine schönen übereinstimmenden Werke, keine echten Werke des Genies und der Kunst.«

»Erinnern Sie Sich hier des berühmten griechischen Malers *Zeuxis!* Um seine *Helene* *) zu bilden, versammelte er um seine Staffelei fünfe der bezauberndsten Schönheiten von Kroton: nicht, daſs er sich eine von ihnen auswählte und die andern zurückschickte, sondern daſs er die Reize, die unter sie einzeln vertheilt waren, alle in Eine Göttergestalt zusammenbrächte.«

»Denken Sie einmal Selbst, meine Herren, was dieses hat werden können! — Von jener sanften schlanken *Chloe,* nahm also der Maler die schöne Wölbung des Auges mit dem bescheidnen niedergeschlagenen Blick; von dieser kleinen wollustathmenden *Glycerion*, nahm er die halbgeöffneten süſseinladenden Lippen; von jener königlichen ehrfurchtgebietenden *Danae*, borgte er die ernste Stirn und den schönen Rücken der Nase; von dieser muntern niedlichen *Daphne*, wählte er das feingerundete Kinn und das kleine schalkhafte Grübchen. — Was ihm die fünfte hat geben sollen, um das Gesicht zu vollenden, ob Augenbraunen, oder Wangen, oder Haarlocken, oder irgend sonst etwas: das bestimmen Sie Selbst!«

---

*) Wenn man will, kann man für *Helene*, auch *Juno*, und für Kroton, Agrigent setzen; denn die Erzählungen der Alten sind nicht übereinstimmend. Man s. *Bayle* unter dem Artikel: *Zeuxis*.

»Ich frage jede, auch die willigste Phantasie, ob es ihr möglich sei, alle diese Theile in Ein harmonisches Ganze zu fassen, und ob sie glaube, daſs durch Verbindung derselben die beabsichtigte idealische Schönheit unter dem Pinsel des Malers hervorkommen werde? —

Will man, statt des Gesichts, lieber die ganze Figur nehmen, und Nacken, Brust, Schultern, Arme, Füſse, von den versammelten fünf Schönheiten zusammenborgen; so ist mir das Eins. — Wahrlich! wenn diese ganze schöne Erzählung vom Zeuxis kein Mährchen ist, als wofür ich nicht stehe: so hat etwas weit Anders geschehen müssen, als die Erzählung besagt; so hat Zeuxis die ausgewählten Schönheiten bloſs gebrauchen müssen, um seine Phantasie zu begeistern, um sich in dieser Begeisterung ein Ideal zu formen, das von Allen borgte, und doch, bis in's Kleinste hinein, von Allen verschieden war; eine Analogie, die gleichsam alle jene Einzelnheiten in sich auflöste, sie mit sich verschmelzte, sie beibehielt, und ihnen dennoch ein ganz neues, eigenes Wesen verlieh.«

»Sie sehen, daſs ich Wort halte, und daſs ich, mitten in der Wissenschaft des Schönen, den Arzt spiele: denn für Zusammensetzung habe ich Ihnen Mischung untergeschoben, und aus einer mechanischen, habe ich Sie in eine chemische Werkstätte geführt.«

»Um hiemit noch zufriedner zu seyn, als ich hoffe daſs Sie schon sind; so wenden Sie jetzt Ihren Blick von dem Maler ab auf den Dichter! — Wie? Jener bewunderte, unnachahmliche Charakter eines *Othello* wäre im Grunde nichts, als ein Aggregat von einzelnen geschickt zusammengefügten Erfahrungen? Aus hie und da gesammelten Zügen der Eifersucht, theils selbst beobachtet, theils von Andern entlehnt, wäre das so herrliche, übereinstimmende, in sich selbst so vollendete und geründete Ganze entstanden, das mit so lebendiger Kraft auf uns einwirkt? Nicht auch hier hätte ein Ideal müssen gebildet, eine Analogie müssen geschaffen werden, in welcher sich alle jene Erfahrungen aufgelöst, und so durch innige Mischung ein neues, die Natur übertreffendes und doch der Natur so höchstähnliches Werk geliefert hätten?«

»Doch auch das scheint mir noch irrig, daſs ich den Dichter seinen Stoff nur immer von auſsen erhalten, ihn bloſs Andre beobachten, und durch Verschmelzung dieser Beobachtungen sein Werk hervorbringen lasse. Wie, wenn *Shakespear* die meisten und die herrlichsten Züge seines Othello eben dadurch gefunden hätte, daſs er freiwillig seine eigene Seele zur Eifersucht stimmte, daſs er die Symptome derselben sich nicht bloſs dachte, sondern sie ursprünglich in seinem eige-

eigenen Innern entstehen ließ? — Fremde Erfahrungen, vielleicht nur sehr wenige, aber auffallende, wesentliche, reichhaltige Züge, hätten dann seine so warme, regsame Phantasie gleichsam nur angeschwängert, hätten ihm nur einen Keim zum Ausbilden gegeben, und er wäre selbst dieser Othello, dieser traurige Raub der schrecklichsten unter den Leidenschaften geworden: indem er denn doch — was eben die unterscheidende, unbegreifliche Gabe des Genies ist — mitten in dem selbsterregten Sturme der Leidenschaft, alle Besonnenheit, alle Scharfsichtigkeit des Beobachters erhalten hätte.«

»Wenn ich eben hier, wie ich kaum zweifle, das Wahre traf; so genügen mir nun, zum Bilde für die Wirkungsart des Genies, auch die chemischen Kräfte nicht mehr; ich springe von ihnen ab auf arganische Kräfte. Weg mit dem Gedanken an eine bloſse Werkstätte, wo nur todte Stoffe bearbeitet oder verwandelt werden! Das Genie ist mir nun etwas weit Vollkommners, weit Edlers: es ist mir für die geistigen Erzeugnisse das, was die Mutter des weiblichen Thiers für die körperlichen ist. Die Erfahrung thut weiter nichts, als daſs sie einen Keim zur Empfängniſs hergiebt, oft einen sehr geringen, unansehnlichen Keim; augenblicklich werden im Innersten des Genies alle Kräfte zum Leben geweckt; ein Überfluſs mannichfaltiger Elementarstoffe drängt sich hinzu, um den Keim zu schwellen, zu entwickeln, zu nähren, ihn nach und nach, aber unausgesetzt, bis zur endlichen Vollkommenheit fortzubilden. — Auf welche Art dieses geschehe? darüber hängt auch hier, wenn gleich kein so dichtes, wenigstens ein ähnliches Dunkel, wie über der körperlichen Erzeugung; ein Dunkel, das nur derjenige ganz durchblickt, der aller Kräſte Vater, in der unsichtbaren, wie in der sichtbaren Natur ist.«

DREISSIGSTES STÜCK.

DAS IRRENHAUS.

Friedberg war noch sehr jung, als ihm schon seine vorzüglichen Fähigkeiten einen Ruf nach der Hauptstadt erwarben. Sein Vater, ein würdiger Landgeistlicher, der selbst der erste Lehrer dieses einzigen Sohnes gewesen war, und der nachher an die Bildung desselben alles das Seinige verwandt hatte, lieſs sich weder die Weite der Reise, noch die Schwachheiten des Alters abschrecken, ihn zu begleiten. — Ich muſs doch sehen, sagte er, wo er bleibt, und muſs ihm noch einen letzten Beweis der Liebe geben, der ihm mein Andenken theurer mache. Er selbst wird einmal ein desto liebreicherer Vater werden, je eines liebreichern er sich zu erinnern hat. Und so riſs er sich, mit ihm zugleich, aus den Armen der Mutter.

Sie besahen, nach ihrer Ankunft, die Merkwürdigkeiten der Stadt, und noch den Tag vor der Rückreise des Vaters gingen sie in die öffentliche Anstalt für Wahnsinnige und Rasende. Die mancherlei schreckensvollen Auftritte, die sie hier fanden, wirkten auf den Sohn mit aller Stärke der Neuheit; er hatte noch nie die menschliche Natur in so tiefer Erniedrigung gesehen. Aber mehr als Alles rührte ihn der Anblick eines freundlichen Greises, der ehemals ein Mann von Ansehen und Verdiensten gewesen war, und jetzt in Allem was er sagte und that, sich völlig als Kind zeigte. — Der Aufseher erzählte ihnen, wie dieser Unglückliche durch die Laster seiner Söhne um Güter und Ehre, und zuletzt auch um seine Vernunft gekommen; und zu jedem Puncte dieser Erzählung winkte der Greis lächelnd, als ob er ihre Wahrheit bestätigen wollte. Vormals, fuhr der Aufseher fort, hatte er Augenblicke, wo er seinen Zustand inne ward; und dann bat er Gott mit einer Wehmuth, die selbst mich Abgehärteten rührte, ihn von der Welt zu nehmen: jetzt hat er nun dieser Augenblicke nicht mehr; der Kummer um seine Vernunft hat sie selbst völlig in ihm ertödtet. Auch dies bestätigte der Greis mit einem freundlichen Winken, und sah dann doch, als ob noch eine dunkle Erinnerung bei ihm übrig wäre, mit einem trüben Auge gen Himmel. —

Der Sohn ging stillschweigend an der

Seite des Vaters, bis sie wieder in ihrer Wohnung waren. — Groſser Gott! rief er dann aus, wie entsetzlich ist doch das Schicksal, seine Vernunft zu verlieren! Noch nie, weil ich denken kann, hab' ich diesen Schauder, diese Vernichtung in mir empfunden. — Zu seyn und doch nicht mehr zu seyn! Bei aller Blüthe des Lebens ein bloſser athmender Leichnam zu werden, der bloſse umherirrende Schatten einer abgeschiedenen Seele! — Denn was sind diese Unglücklichen anders? Wenn unser Selbst in dem Bewuſstsein unser selbst besteht; was ist dann der Verlust dieses Bewuſstseins, als Tod, als Vernichtung? — Und selbst das Verfahren mit diesen Elenden! wie man sie aus der Zahl der Lebendigen ausstöſst, sie einkerkert, vergräbt; behandelt, als ob sie nicht da wären, nicht hörten! Wie man in ihre Gegenwart tritt und ihre Leiden erzählt, indeſs sie ruhig dasitzen und lächeln; nicht anders, als ob man vor das Bild eines Todten träte, der einst ein edler Mann war, und nun dahin ist!

Er schwieg einige Augenblicke, und ging umher, eh' er fortfuhr: O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsetzt, daſs ich *war*, wenn ich erwog was ich *werden* könnte.

Und doch, nahm hier der Vater das Wort — so sehr der Zustand dieser Elenden auch mich gerührt hat; — in der Vorstellung ist er schrecklicher, als in der Empfindung. Kann der Mangel des Bewuſstseins für den noch Elend seyn, der es verlor?

Das nicht. So wenig, als der Tod für den Todten. — Aber wenn es nun noch da ist, oder zurückkehrt, dieses Bewuſstsein? wenn der Elende Gott mit Thränen um seinen Tod bittet; oder, gleich Jenem, auf den dürren Wipfel eines Baums zeigt, dessen untere Zweige noch grünen, und mit Erschütterung ausruft: Er stirbt von oben!

Mäſsige deine Empfindungen! sagte der Vater. Du denkst dir das Bewuſstsein dieser Unglücklichen mit aller der Klarheit, aller der Kraft, wie dein eignes; aber deren sind ihre zu geschwächten, zerrütteten Seelen wohl nicht mehr fähig. — Und wären sie ihrer fähig: — der Arzt verzweifelt nur dann, wenn der Kranke nicht mehr fühlt daſs er leidet. Es wäre Hoffnung zum Leben.

Hoffnung! — ah, ich fürchte: wie auf dem Gange zum Hochgerichte; ein matter, trüber Schimmer von Hoffnung! —

Und die Furcht, die sich ihr anhängt, mein Vater! — Wenn man bedenkt, was das sagen will: seine ganze Kraft so gehemmt zu fühlen! nur noch Vernunft zu haben, um ihrem Verschwinden mit zuzusehen! um dem Verlöschen dieses göttlichen Funkens mit zuzusehen, der unsre Würde, unsre ganze Seligkeit ausmacht! in dem tödlichsten aller Gedanken nicht bloſs das Ziel seines Fortgangs zu denken, auch sein Zurücksinken von jeder erreichten Stufe bis zur Kindheit, bis unter die Kindheit hinab; Gott! Gott! welch Gefühl muſs das seyn! — Und wenn nun das vollends einen Mann trifft, der sich näher an den Gipfel hinangearbeitet hatte; wenn so ein Mann nun in die entsetzliche Kluft schaut, die sich unter ihm aufthut; wenn er seinen Fuſs schon ausgleiten fühlt, den Boden schon vermiſst, der ihn tragen könnte: — o, ich seh' ihn! ich seh' ihn! — noch hängt er mühsam da an einem zitternden Arme; noch ringt er mit aller Kraft seines Wesens, sich neuen Schwung zu geben; — umsonst! umsonst! Sein Gewicht zieht ihn tiefer und immer tiefer, und in ohnmächtiger Verzweiflung giebt er sich auf, und verschwindet. — — Sie sprachen von schwächerm, von dunklerm Bewuſstsein? Und wenn dies auch beim Erwachen derer wäre, die nur Kinder, nur Schwachsinnige wurden; was wird's bei denen seyn, deren wildes, tobendes Blut man nur mit Ketten bändigt? Werden auch diese, wenn sie erwachen — —

Er schwieg von neuem, und auch der Vater saſs nachdenkend und traurig; denn er hatte schon den Schmerz des Abschieds im Herzen. Er überdachte die künftige weite Entfernung von seinem Sohne, überdachte die Gefahren, die ihn umringen würden, sein noch so jugendliches Alter und das rasche Feuer seines Charakters: und alles das, mit den Eindrücken zusammengenommen, die er gehabt hatte, erfüllte sein ganzes Herz mit Wehmuth.

Man hat den Tod, fing der Sohn wieder an, das Schrecklichste unter dem Schrecklichen genannt; was müssen Wahnsinn und Raserei seyn, wenn diese jenen zur Wohlthat machen? — Und im Grunde: was heiſst auch Sterben? Wenn es das allgemeine Schicksal Aller ist, die geboren wurden; wenn es oft nur auf uns, auf die Gröſse unsrer Seele ankommt, daſs es zu unserm letzten, herrlichsten Ruhme werde; wenn jeder, der den fühllosen Leichnam ausgestreckt sieht, mit Gedanken seines eigenen Todes an seine

Brust schlägt, und wir dann, den Augen der Menschen entnommen, in ewiger Ruhe schlummern: o, wie wenig, wie nichts ist denn das! wie nichts gegen jenen schrecklichern Tod, wo in so mancher Seele das Mitleiden Verachtung, stolzer Spott über den Unglücklichen wird; wo sich so gar nichts thun läſst, das unser Elend ehrenvoll mache; wo man oft im Grabe wieder lebendig wird, um den Gräuel seiner Verwesung zu sehen!

Deine Bilder werden gräſslich, sagte der Vater.

Übertreib' ich sie aber? — Das Elend der Menschheit, in seinen tausend und tausend Gestalten, steht vor mir; aber in keiner seh' ich es so schwarz, so furchtbar, so meine ganze Natur erschütternd.

Weil jetzt diese eine Gestalt hervorspringt; weil sie beleuchteter ist. — In

Augenblicken lebhafter Theilnahme, verbleicht und verschwindet jedes andere Bild, und immer scheint das Eine, das in voller Gluth seiner Farben dasteht, das einnehmendere oder das grausenvollere. — Wie, wenn ich selbst dir ein Elend nennen könnte, das weit, weit über dieses wäre?

O verschweigen Sie's, bitt' ich.

Du schlossest von den Schrecknissen des Todes auf die gröſsern des Wahnsinns, weil dieser jenen wünschenswerth macht; schlieſse weiter auf die noch gröſsern des höchsten Elends, wo wieder Wahnsinn als Wohlthat erscheint. Oder, wenn du glaubst, daſs ich zu viel sage; wirf einen Blick auf die Lasterhaften, die dem Greis, ihrem Vater, dessen Schicksal dir so an's Herz ging, dieses Schicksal bereiteten! Wenn sie nun früher oder später aus ihrem Taumel erwachen, und allen den Jammer, den sie bewirkten, die ganze Unmöglichkeit des Ersatzes, die ganze schreckliche Zerstörung ihrer eignen Kräfte erblicken; wenn sie, mit Fluch und Schande bedeckt, sich selbst ein Abscheu leben, und auch die Aussicht in die Ewigkeit, die sonst der Elenden letzter Trost ist, sich ihnen verfinstert: — sprich! wird nicht ihr Erwachen schrecklicher seyn, als das Erwachen des Rasenden auf seinem Strohlager, in seinen Ketten? wird nicht jener fortdaurende, zwar schreckhafte Traum ihnen Wohlthat dünken, vor dessen Wiederkehr jene Unglücklichen, als vor ihrem einzigen Übel, zittern?

Wahr! wahr, mein Vater! — Sie führen mich vor den Eingang der Hölle.

Und doch widersprach ich dir allzurasch. Denn auch dieses Elend ist Wahnsinn. — Prüfe nur den Grund deiner Pflichten! Sind sie Gesetze eines eigennützigen Obern, der durch deine Unterdrückung gewinnt? eines schadenfrohen Tyrannen, der sich Gelegenheiten zu Strafen durch sie bereitet? Oder sind sie in dem wesentlichen Zweck deines Daseins, in der höchsten Bestimmung deiner Natur gegründet?

Das Letzte; gewiſs das Letzte! Sie sind Bedingungen meines Wohls, die auch der Schöpfer selbst nicht aufheben kann, ohne daſs er vorher meine Natur zerstöre.

Nun dann! So ist denn die Tugend nichts, als das in Ausübung gebrachte, deutliche, volle Bewuſstsein unser selbst, unsrer Bestimmungen, Verhältnisse, Kräfte. Und ihr Entgegengesetztes, das Laster?

ster? — was wird es seyn, als eine fortwährende Abwesenheit dieses Bewuſstseins? als eine Verfinsterung der Seele, die dann und wann ein lichter schrecklicher Augenblick unterbricht? Frage auch nur das Urtheil der Welt! Sie giebt dem Laster alle Namen des Wahnsinns, von den ersten leichtern Thorheiten an bis zu den letzten wildesten Ausbrüchen der Wuth; und ihre Behandlung der einen Gattung von Rasenden ist, wie die Behandlung der andern. Sie verschlieſst sie, fesselt sie, züchtiget sie; oder wenn sie sie frei läſst, so wandeln die Elenden umher, gleich jenen unschädlichen, ruhigern Wahnsinnigen, die der feinere edlere Mensch bejammert, und die der Pöbel verspottet. — Du stehst in Gedanken, mein Sohn?

O mein Vater! — Sie geben mir für das Laster einen Gesichtspunct — —

Sieh, das wünscht' ich. Ich wünschte, die Eindrücke, die wir gehabt haben, heilsam zu machen. — Daſs wir für jene Unglücklichen zitterten, das war so fruchtlos für uns, wie für sie: denn am Ende war unser ganzer Gewinn, daſs wir ein menschliches Gefühl hatten; aber sage: welch ein Gefühl! Von jener demüthigenden niederdrückenden Art, die unsre ganze Thätigkeit ungereizt läſst, und die es vielleicht besser ist nie gekannt zu haben. — Hier hingegen, hier sehen wir uns im Reiche der Freiheit, und unsre Kräfte finden ihr Spiel: wir können gegen den Tyrannen, das Schicksal, nichts; aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit, Alles. Und so laſs uns nicht mehr da zittern, wo es ohne allen Gewinn ist; lieber da, wo es uns Heil bringen kann! — Oder meinst du nicht, daſs uns das Elend des Lasters in eben dem Grade mehr erschüttern sollte, in welchem es furchtbarer ist?

Es ist vermeidlich, mein Vater! Wir zittern weniger am Tage, als bei der Nacht; weniger vor dem offnen Feinde, als vor dem Meuchelmörder.

Wahr gesagt, völlig wahr! Aber setze dieser Bemerkung eine andere zur Seite: was *vor* dem Einbruche des Übels die Schrecken desselben mindert, das macht sie, *nach* dem Einbruche, gröſser. — Sich selbst als Urheber seines Elendes denken! selbst das Ziel seines Hasses, der Gegenstand seiner Verwünschungen seyn! wie grauenvoll, wie entsetzlich ist das! — Und dieses eingesehen; wozu soll deine Bemerkung uns führen? Daſs wir sorglos, mit halbgeöffneten Augen hinträumen, des Wegs, den wir wandeln, nicht inne werden, und so uns muthwillig aller Vortheile des Lichts berauben? Oder daſs wir über den grauenvollen Abgründen, neben denen sich der Pfad des Lebens hinschlingt, die Augen offen halten, und uns gegen die rings umgebenden Gefahren mit Wachsamkeit, mit Stärke der Seele rüsten? — Komm auf die Bilder zurück, die dich so mächtig erschütterten! Setze dich in Gedanken an die Stelle des Unglücklichen, der schon die ersten Anlagen zum Wahnsinn, die ersten Anwandlungen der Wuth, in seinen trüben Abwesenheiten, in seinen wilden Krämpfen bemerkt! Sich in diesem Zustande eine Möglichkeit, dich zu retten, und sage: wird nicht alle Begehrungskraft deiner ganzen Seele in den einzigen Wunsch zusammenstürzen, diese Möglickkeit zu verwirklichen?

O Gott! —

Auch das Laster, mein Sohn, hat seine Anlagen, hat seine Anwandlungen; und wohl dem Jünglinge, der sie nie in sich gewahr wird, ohne zu schaudern! Sie zeigen sich in der Heftigkeit der Begierden, in dem Ungestüme der Leidenschaften. Jenes deutliche, volle Bewuſstsein unser selbst, worin wir die Tugend fanden, will eine besonnene, ruhige Seele. — Wen also schon öfter seine Begierden über die Gränzen der Mäſsigung rissen; wer schon mehrmal in der Hitze der Leidenschaft heiliger Pflichten vergaſs, der mag erschrecken und wachen! Er ist dem fürchterlichsten der Zustände, dem Wahnsinn des Lasters, so viel näher, als andre Menschen.

Der Sohn verstand nur allzuwohl den liebreichen, aber ernsten Blick seines Vaters. Er erinnerte sich seines vergangenen Lebens, und mehr als Eine Ausschweifung, die ihm hätte verderblich werden können, trat vor ihn.

Aber, fuhr der Vater fort: welche Mittel hat der Jüngling in seiner Macht, der kalten Vernunft über glühende Sinnlichkeit, über tobende Leidenschaften den Sieg zu sichern? — Eine Vernunft, die mit solchem Ansehen, solcher Übermacht herrscht, daſs auf ihren ersten Ruf alle Begierden schweigen und sich ehrerbietig zurückziehn, ist sicher möglich, ist in den Besten und Edelsten des Menschengeschlechtes wirklich; aber sie ist Vorrecht des schon reifen, ausgebildeten Weisen, nicht des noch reifenden, in der Bildung erst begriffenen Jünglings. In diesem herrscht mit Übermacht die Phantasie, die Empfindung: und das Beste, ja vielleicht Einzige, was er zu seiner Sicherung thun kann, ist: eben mit Phantasie und Empfindung seine Vernunft so zu befreunden, den Gedanken der Pflicht mit den feinsten, zärtesten Gefühlen des Herzens so zu verschlingen und zu verketten, daſs auf den ersten nie ausbleibenden Ruf des Gewissens diese Gefühle mit jenem Gedanken zugleich erwachen, und ihm mit all ihrer Stärke, all ihrem Feuer zu Hülfe kommen. — Es giebt Augenblicke im Leben, die sich tief, die sich unauslöschlich in das Gedächtniſs prägen, eben weil sie das ganze Herz entweder zerrissen oder empörten: und in solchen Augenblicken seine Entschlüsse zum Guten fassen, sich selbst es schwören, daſs man immer der Pflicht getreu, immer rechtschaffen und edel seyn wolle — o mein Sohn! das kann so wohlthätige, so heilsame Folgen für unser ganzes Leben haben. Den empörenden Augenblick haben wir heute gehabt; und der herzzerreiſsende — steht uns bevor — morgen — wenn wir zum letzten Male — beim Abschied —

Die Stimme schwankte dem Vater, und der Sohn, von Empfindung überwältigt, warf sich mit lauten Thränen ihm in die Arme. — Sobald der Gebrauch der Stimme ihm wieder frei ward, schwur er ihm an seinem Herzen den Eid: daſs die Erinnerung dieses Tages ihn nie verlassen, daſs sie ihm eine stete ehrwürdige Erweckerinn zur Tugend seyn sollte; und dieser Eid blieb ihm sein ganzes Leben lang heilig. Oft, wenn die Gelegenheit lockte, und die Begierde aufbrauste, erschien ihm plötzlich der gute, zärtliche Greis, mit der Thräne der Rührung auf seiner Wange; er hörte noch den sanften, schmelzenden Ton seiner Stimme, fühlte noch den warmen liebevollen Druck seiner Hand: und keine Leidenschaft, wie ungestüm sie auch war, vermogte etwas gegen die Kraft dieser Erinnerung.

EIN UND DREISSIGSTES STÜCK.

ZWEI GESPRÄCHE.

ERSTES GESPRÄCH.

Nein! sagte der groſse Tonkünstler *Graun* zu dem noch gröſsern Mathematiker *Euler:* die bloſse Kenntniſs der Regeln der Harmonie macht's nicht aus; mit ihr allein ist man kein Meister. Müſsten sonst nicht Sie, der Sie jene Regeln so gründlich inne haben, einer unsrer gröſsten Tonsetzer seyn?

Und wie, wenn ich's wäre? antwortete der Mathematiker lächelnd. Ich habe nur bisher die Kunst nicht geübt; ich muſs es versuchen. — Sie gaben sich das

Wort, beide auf einen bestimmten Tag ein Stück zu liefern.

Die Arbeit des Musikers war, wie immer: nicht nur in der Harmonie völlig richtig, auch einschmeichelnd, sangbar, voller Geist und Gefühl; man war nicht zufrieden, als bis man sie öfter hörte. Die Arbeit des Mathematikers war nach den Regeln untadelhaft; aber unsangbar, steif, ohne die mindeste Anmuth: man war froh, als er die letzte Note anschlug.

Nun? fing der Tonkünstler mit einem kleinen bescheidnen Triumph an: so wenig Vorzügliches meine Arbeit hat, so bin ich doch kühn genug, daſs ich Sie Selbst zum Richter nehme; Sie, der Sie das Gute wenigstens fühlen, wenn auch nicht hervorbringen können. — Sie haben Recht, sagte der Mathematiker, indem er seine Noten zerriſs: mit der Kenntniſs der Harmonie ist's nicht gethan; aber — freuen muſs ich mich, daſs mir meine List so geglückt ist. Ich bin Freund von Musikalien, die niemand als ich allein besitze; abgeschmeichelt hätte ich Ihnen dieses neue reizende Stückchen schwerlich; so habe ich's Ihnen abstreiten wollen. — Der Tonkünstler lachte, und schenkte ihm das Stück auf der Stelle.

Bei diesem kleinen freundschaftlichen Wettstreit waren, durch Zufall, ein paar jüngere Männer, der eine ein Schüler von *Graun,* der andre ein Schüler von *Euler,* zugegen. — Sie sehen, sagte der junge Tonkünstler, indem er mit dem jungen Mathematiker fortging, wie unnütz für unsre Kunst Ihre mathematische Theorie ist.

Unnütz? fragte der Mathematiker. Das sehe ich nicht.

Unnütz in jeder Absicht, mein Herr. Denn für's erste hat sie noch nie ein Genie hervorgebracht, und wird und kann keins hervorbringen — —

So wird sie's doch führen, erleuchten.

Auch das nicht. —

Hat denn Ihr Meister nicht Theorie?

Allerdings! Trotz dem Besten! — Aber ich behaupte, er würde nichts schlechter seyn, wenn er auch keine hätte. Mit diesem feinen, zärtlichen, richtigen Sinn, womit er geboren ist, dieser Kenntniſs der besten Werke vor ihm, dieser vieljährigen Übung, würd' er Alles, was er hervorbringt, allein hervorbringen können.

Die leichtern, einfachern Werke vielleicht. Aber auch die schwerern, vollstimmigern Werke?

Alle. Alle. — So wie man in der

Tonkunst ohne Gehör, Übung, Kenntniſs der Muster, nichts vermag: so vermag man mit diesen Erfordernissen Alles. Ja, Gehör allein, mit einer warmen, innigen Empfindung verbunden, muſs schon genug seyn. Wie wäre sonst der erste vortreffliche Tonkünstler entstanden?

Vortrefflich, mein Herr, ist ein Verhältniſsbegriff. Für seine Zeiten vielleicht war jener erste Tonkünstler vortrefflich; für unsre Zeiten wird mehr erfordert. Jetzt bedarf das Genie der zwiefachen Bildung, die ihm Muster und die ihm Unterricht geben.

Bedarf ihrer? Dann ist es nicht mehr Genie.

Warum nicht?

Das Genie, mein Herr, ist eine lebendige Flamme, die ihr Licht, wie ihre Hitze, in sich selbst hat; eine schöpferische Kraft, deren Werke — —

Ja ja! sagte der Mathematiker, der diesen schneidenden, absprechenden Ton eben nicht liebte; das Genie, wie ich wohl sehe, ist eine Ausnahme von den Regeln der Natur, ist ein Wunder. — Kan̄ ich's Ihnen doch zugeben, daſs nicht allein das Genie, daſs überhaupt jeder Tonsetzer unser entbehren könne! Darum hat noch immer unsre Theorie ihren Werth.

Für wen? — wenn sie für uns keinen hat.

Für uns selbst.

Sonderbar! Die Theorie einer Kunst soll für die Kunst selbst entbehrlich, und soll dennoch schätzbar seyn?

So gut, wie die Sternkunde es ist. Obgleich die Gestirne selbst, zur Erfüllung ihres harmonischen Laufs, ihrer ewig entrathen könnten.

O die Sternkunde! die hat anderweitigen Nutzen. Ohne sie könnte weder Schiffahrt, noch Zeitberechnung — —

Was Schiffahrt und Zeitberechnung! Lassen Sie weder Schiffe, noch Almanache, noch Uhren, noch irgend etwas wozu Sternkunde nöthig ist, in der Welt seyn: sie bleibt dennoch, was sie ist, eine der ersten, der vortrefflichsten Wissenschaften.

Wie? Ohne zu nützen?

Was verstehen Sie unter Nützen? — Oder, um kürzer davon zu kommen: wozu glauben Sie, daſs die Musik nützt?

Himmel! Wozu sie nützt? Die Musik? — Ist sie nicht von allen angenehmen Beschäftigungen, die von Menschen erfunden worden, die edelste? feinste?

So denkt von seiner Kunst jeder Künstler.

Aber

Aber nur Einer mit Recht.

Das fragt sich. — Doch genug, daſs Ihnen angenehm und nützlich nicht sehr weit aus einander scheinen; und in der That sind sie's auch weniger, als man glaubt. — Ihre Kunst nun ist darum schätzbar, weil sie auf eine angenehme Art Ihre sinnlichen Empfindungskräfte beschäftigt. Nicht wahr?

Allerdings! Und zwar die höhern, feinern, edlern Empfindungskräfte.

Wohl! Mir ist wieder die meinige, nach allen ihren verschiednen Theilen, schätzbar, weil sie meine Vernunft, und also eine Kraft meiner Seele beschäftigt, die doch, hoff' ich, auch zu den höhern gehört, und die wohl so viel als jede andere werth ist. — Wollen Sie, statt Beschäftigen, etwas Anders sagen, das natürlicher Weise daraus entspringt: Bilden, Erhöhen, Erweitern; ich bin's zufrieden. Die Tonkunst also bildet, erhöhet, erweitert Ihr Empfindungsvermögen; die mathematische Theorie derselben bildet, erhöhet, erweitert meine Vernunſt. — Mit andern Worten: Diese Theorie ist eine Kunst für sich selbst, die ihren innern, von andern Künsten unabhängigen Werth hat. Mag sie dem Tonkünstler zu seiner Ausübung nützlich oder unnützlich seyn; was kümmert das mich?

Aber, stotterte der Tonkünstler, dem hier seine Phraseologie plötzlich ausging: wenn Sie sonst nichts als Beschäftigung Ihrer Vernunſt suchen, so sollt' ich denken — —

Was?

Ich sollte denken: es gäbe der andern Arten, sie zu beschäftigen, so viele, so mannichfaltige — —

Daſs wir dieser entbehren könnten?

Das meint' ich.

Jene andere Arten, mein Herr, sind andere Arten, nicht diese. Und wie, wenn nun diese Art der Beschäftigung, so wie jede, ihr Eigenes hätte? Wie, wenn sich die geübte Kraft um so mehr vervollkommnen und bilden müſste, von je mehrern Seiten und je mannichfaltiger sie geübt wird? Wie, wenn eben deswegen — — Doch da sind wir ja an unserm Scheidewege, wo wir uns trennen müssen. Leben Sie wohl!

ZWEITES GESPRÄCH.

Sie geben der Kritik einen hohen Werth — sagte einst zu unserm bescheidnen *Moses Mendelssohn* ein junger selbstgefälliger Dichter.

Aber doch keinen *zu* hohen, hoff' ich. Sie ist Philosophie über den Menschen, und ist als solche zu der ersten, der wichtigsten unserer Kenntnisse gehörig.

Von dieser Seite freilich — —

Kennen Sie an ihr eine andre? — Entweder will sie dem Dichter zeigen, wie er seinen Zweck zu vergnügen, zu gefallen, erreichen kann; oder sie will ihn über die Beschaffenheit des Gegenstandes erleuchten, den er bearbeitet. In beiden Fällen entwickelt sie ihm die Natur des innern, des sittlichen Menschen.

Hat denn aber nur diesen die Dichtkunst zum Gegenstande?

Zum Gegenstande, dem sie gefallen will, immer; zum Gegenstande, den sie bearbeitet, nicht nur oft, sondern in allen ihren besten, ihren genievollsten Werken. Immer kommt die Kritik auf den Menschen hinaus; und diesen, bis in seine feinsten Eigenheiten und Schattirungen, zu kennen — —

Ist wichtig; ich gestehe das zu. Nur, ob sich die Kritik nicht unnütze Mühe giebt, wenn sie mit ihrem Unterrichte, statt an den Sittenlehrer, sich an den Dichter wendet; ob diesen unterrichten zu können, nicht eine stolze Anmaſsung ist, von der sie wohl thun würde, zurückzukommen — —

Ich sollte nicht denken.

Sie halten also wirklich die Kritik für

Lehrerinn des Genies? — Ich habe bisher geglaubt, daſs sie nur seine Schülerinn sei.

Das Wahre wird wohl seyn: sie ist beides.

Schülerinn ganz gewiſs, ganz unläugbar.

Nun ja! —

Denn sicher hat sie Alles was sie weiſs, und was sie nun zu lehren sich das Ansehen giebt, einzig und allein von den Genies.

Ich glaube fast selbst. — Nicht zwar, als ob die groſse Schule der allgemeinen Lehrerinn, der Natur, ihr verschlossen wäre; aber sie findet es für sich vortheilhafter, lieber die des Genies zu besuchen. In jener groſsen Schule, tönen der Stimmen so viele tausende durch einander, daſs jede einzelne zu unterscheiden und zu verstehen unendlich schwer ist. Das Genie mit seinem höchstfeinen, höchstglücklich organisirten Sinne hat die einzelnen Stimmen herausgehört, hat sie vollkommen gefaſst; giebt den erhaltenen Unterricht wieder, und giebt ihn in der vernehmbarsten Sprache, mit den deutlichsten Tönen wieder. Kein Wunder also, daſs die Kritik, um sich zu belehren, lieber diese eingeschränktere Schule, als jene unermeſsliche wählt.

Und wenn sie nun diese Schule verläſst, wird sie Lehrerinn ihres Lehrers, unterrichtet ihn mit seiner eigenen Weisheit. Nicht wahr?

Wenn er schlummert und fehlt; warum nicht? — Aber hat sie denn nur in dieser Einen Schule gesessen? — Wie, wenn sie schon vorher eine Menge andrer durchwandert wäre, noch täglich neue besuchte, in allen aufmerkte, lernte, das Gelernte vergliche, sich das Wahrste, Fruchtbarste, Beste herausnähme? War' es nicht da sehr möglich, daſs die Schülerinn mit allen Ehren auch einmal Lehrerinn würde? — Oder muſs vielleicht das Genie, in jedem Augenblick seines Wirkens, Genie seyn? muſs es die Stimme der Natur nie verhören, nie miſsverstehen, sondern, weil es so Vieles faſst, gleich Alles und Alles fassen?

Das behaupt' ich nun nicht; aber gleichwohl — Genie zu seyn, und Unterricht anzunehmen! Von der Kritik!

Sagen Sie lieber: von andern und von höhern Genies. Denn nach Ihrem eigenen Ausspruche, weiſs ja die Kritik Alles was sie weiſs, nur von diesen.

So wendet das Genie sich lieber unmittelbar an diese; wozu an jene? —

Daſs das Studium guter Muster, wenn auch nicht ganz unentbehrlich, doch immer sehr nützlich sei, räume ich ein. Nur das Regeln - Annehmen scheint mir zu klein, zu erniedrigend für das Genie.

Sollten Sie hier nicht in einen Widerspruch fallen?

Ich? — Und wie das?

Sie geben das Studium der Muster nach; und nun muſs ich Sie fragen: Was sucht denn das Genie in den Mustern? Sucht es etwas anders, als Regeln? — Denn daſs es kommen sollte, um zu rauben und zu plündern, will ich nicht hoffen.

Das thun nur Stümper, nicht Meister.

Sehr recht! — Also will das eine Genie dem andern nur gewisse Vortheile abmerken, sich nur gewisse Beobachtungen abziehn, die es künftig bei seinen eigenen Werken anwenden und nutzen könne. Meinen Sie nicht?

So ungefähr. —

Und wenn es nun diese Vortheile oder diese Beobachtungen klar genug denkt, um sie in Sätze zu fassen; werden sie ihm nicht da, gleichsam unter den Händen, zu Regeln? — Wenn also das Studium von Mustern dem Genie nicht zu klein ist; so kann ihm auch unmöglich das Regeln-Annehmen zu klein seyn.

Aber es findet sich diese Regeln schon selbst. Was bedarf es dazu der Kritik?

Verzeihen Sie! Wenn nur nicht das Genie, wie Sie mich fast befürchten lassen, für allen Umgang mit der Kritik zu vornehm ist — und das sind doch sonst die Grofsen nicht, wo es auf ihren Vortheil ankommt; — so, dächt' ich, könnt' es hier von der Willfährigkeit der Kritik guten Nutzen ziehen. Auf das Absondern, das Hinaufſteigen zum Allgemeinern, das zum Regeln-Bilden so nothwendig gehört, versteht sich diese Tochter der Philosophie unstreitig ein wenig beſser. Und wenn also das Studium der Muster, zum Erkennen der Regeln der Kunst, seinen Nutzen hat; so wird, sollte ich meinen, ein *Aristoteles,* neben dem ersten griechischen Tragiker, ein *Home,* neben dem ersten brittischen aufgeschlagen, ein ganz brauchbares Buch seyn. — — Ich hatte, da Sie hereintraten — wo lieſs ich's? — ein Stück in der Hand — —

Das hier vielleicht. Nicht?

Eben das. — Haben Sie's schon gelesen?

O, nicht gelesen — verschlungen!

Es hat wirklich der Schönheiten nicht wenig.

Das sollt' ich denken!

Es könnte mehrere haben. — Der Verfasser, sieht man, hat seinen *Shakespear* gelesen, mit Inbrunst, mit Entzücken gelesen.

Er weiſs ihn auswendig.

Und doch hat er, meines Bedünkens, ihn lange noch nicht genug gelesen.

Andere glauben dagegen: zu viel.

In gewissem Sinne glaub' ich das auch. — Er hat ihn zu viel gelesen, weil man so oft auf Dinge stöſst, die an ein roheres, ungebildteres Zeitalter erinnern, als das unsrige ist. Er hat ihn zu wenig gelesen, weil er gewisse Vollkommenheiten übersehn hat, deren Kenntniſs und Anwendung sein eigenes Werk ungemein würde verschönert haben. — Wie wünscht' ich, er hätte auch den *Home* gekannt, oder sich seiner erinnert!

Nun? Würde der ihm gelehrt haben, wie er es besser machte?

Gewiſs! Nur müssen wir uns über dieses Wie recht verstehen. — Die Kritik kann dem Genie keine Arbeit abnehmen, auch nicht die kleinste; sie kann ihm eben so wenig den erfinderischen Geist, die Herzenswärme, die Macht über die Sprache, in höherm Grade mittheilen, als es sie selbst schon hat. Alles was sie vermag, aber glücklicher Weise auch Alles was das Genie bedarf, sind Winke, Warnungen, Fingerzeige. — Unserm Verfasser, zum Beispiel, wenn er anders für guten Rath empfänglich ist, würde Home weiter nichts gesagt haben, als: Freund! deine Leidenschaften sprechen zu viel von sich selbst; das ist, meine Wissens, nicht ihre Art; beim Shakespear sprechen sie lieber von ihrem Gegenstande. —

Dies gesagt, würde Home bescheiden zurückgetreten seyn: und die wahren Reden zu finden, wäre dann Sache des Dichters geblieben.

Ich gestehe: wie Sie Sich jetzt erklären — —

Hatt' ich mich schon anders erklärt? — Erfinden, eingeben, in die Feder sagen, wird die Kritik nichts; und wenn sie das auch könnte und wollte — —

So würde das Genie sich's verbitten.

Natürlich! Weil es immer lieber selbst denkt, als sich vordenken läſst. Dies ist seine Art überall: auch wo nähere Belehrung, wie in der Mathematik, auf das vollkommenste kann gegeben werden. Der flüchtigste Leser geometrischer Werke ist immer der groſse Geometer selbst. Lehrsatz und Figur, die sind Alles was er bedarf; den Beweis, wenn er ein *Euler* ist, weiſs er ohne Anleitung zu finden. Vielleicht auch, wenn er kein Euler, wenn er nur ein *Abraham Wulff* ist.

Wer ist dieser Abraham Wulff?

Einer meiner jüdischen Freunde. Kein eigentlicher Gelehrter, aber ein Mann von ungemeinem Talent für Mathematik. — Einst fragte er mich um den Beweis eines nicht leichten geometrischen Satzes; ich zeichnete die Figur: aber noch war ich mit den Hülfslinien, die ich zur Führung meines Beweises nöthig hatte, nicht völlig fertig, so schrie er vor Freuden auf, dankte mir wie für eine erwiesene Wohlthat, und war verschwunden.

Kann man ihn kennen lernen, den Mann?

O ja! durch *Lessing*.

Durch Lessing? Der ist ja nicht hier.

Aber sein *Nathan* ist hier. Lesen Sie

die Rolle *Al-Hafi's*, und Sie haben von meinem guten Abraham Wulff, der ihm wirklich zu dieser Rolle geseſsen hat, den ganzen Charakter, die ganze Seele. An dem äuſsern Ansehen des Guten, Wilden, Edlen, wie Nathan seinen Al-Hafi nennt, kann Ihnen nichts liegen.

ZWEI UND DREISSIGSTES STÜCK.

MÄCEN AN AUGUST *).

Ich habe dem Vorschlage nachgedacht, Imperator, den Du mir gestern in einer vertrauten Unterredung mittheiltest. Du willst durch mich die berühmtesten unter den griechischen Dichtern und Weltweisen nach Rom berufen. In ihrem Umgange glaubst Du die beste Erholung von den Geschäften des Staats zu finden, durch ihre Ermunterung und Belohnung Dir um Wissenschaften und Künste ein Verdienst zu erwerben, und in ihren

---

*) Abgeschrieben im Vatican von dem Einbande eines alten Kirchenrituals. Die Echtheit ist schon wegen der Schreibart zweifelhaft, da sie ganz und gar nicht jene weichliche und gekünstelte ist, welche Mäcen gehabt haben soll.

Werken gepriesen, deinem Namen die Unsterblichkeit zu versichern.

Laſs mich Dir gleich Anfangs, Imperator, das Lob wiederholen, das ich schon gestern diesem Vorsatze gab. Es ist ein Gedanke, deiner groſsen, ruhmbegierigen Seele würdig; und ihn auszuführen, ist vielleicht für den Erben eines vergötterten *Julius* das Einzige, wodurch er sich vor Welt und Nachwelt auszeichnen kann. — Kriegesthaten kannst Du schwerlich mehr oder gröſsere, als dein Vater, verrichten; und wie ſein auch deine Staatsklugheit, wie weise deine Gesetzgebung ist, so zweifle ich doch, ob Du ihn mehr als erreicht hast. Nur diesen einzigen Lorbeer hat Dir *Cäsar* noch übrig gelassen. Nicht, als ob er auf Wissenschaften und Künste mit der rauhen Verachtung eines bloſs kriegerischen *Marius* herabgeblickt hätte; das konnte *der* nicht, der Roms erster Redner würde geworden seyn, wenn er nicht sein erster Feldherr geworden wäre: aber unaufhörliche Kriege hinderten ihn, die Künste des Friedens zu pflegen, und in den Monaten der Ruhe war es, bei dem allgemeinen Sittenverderben, ihm wichtiger, der *Solon*, als der *Perikles* seines Volks zu werden.

Nur das Einzige laſs mich bei deinem Entwurfe fragen: warum es nicht Römer, sondern Griechen seyn sollen, die Du des freiern Zutritts zu deinem Palast und deines nähern vertrautern Umganges würdigst? Könnte nicht diese Begünstigung eines fremden Volks, dieses laute Zeugniſs von deiner gröſsern, vielleicht nicht ganz verdienten, Achtung gegen den Geist und die Sprache desselben, einen widrigen, wohl gar einen schmerzlichen, Eindruck auf deine Römer machen? Besonders wenn die Griechen, wie ihre angeborne Eitelkeit fürchten läſst, sich mit dem Vorzuge brüsteten, den der erste Mann der Welt ihren Talenten gäbe, und wenn sie verachtend auf *die* herabblickten, die nicht allein Cäsars Siege, die auch deine eigenen unsterblichen Siege erfochten, und deren Väter mit Strömen ihres Bluts alle die Reiche gewannen, über welche Du jetzt dein glorreiches Scepter ausstreckst. Schon von Dir allein und unmittelbar geäuſsert, müſste die Verachtung ihres Geistes, und ihrer Sprache, die gleichsam der Maaſsstab des Geistes ist, deinen Römern wehe thun; und wie viel mehr noch, wenn übermüthige Ausländer ihnen diese Verachtung mit Dir zugleich, und beschämender und empfindlicher, zeigten. Wahrlich! auch in mir erwacht, bei der bloſsen Vorstellung hievon, der Römer; obgleich ich, wegen der engern Bande der Freundschaft, die uns verknüpfen, weniger den Stolz, als die kriechenden Schmeicheleien dieser Fremdlinge würde zu fürchten haben. Die Selbstliebe, weiſst Du, wird durch unser eigentliches Selbst nicht begränzt; in dem Gliede unsers Hauses, unsers Stammes, unsers Volks, in dem Manne von gleicher Sprache, gleichen Sitten, gleichem Geschäft, fühlen wir auch uns erhoben oder herabgesetzt, geschmeichelt oder beleidigt.

Das erste Ziel deiner Wünsche ist die Liebe, die Anhänglichkeit deiner Römer: nicht bloſs, weil eben dadurch deine Herrschaft am festesten gegründet wird; sondern auch weil deine eigene Liebe für sie, der Natur dieser schönen Empfindung gemäſs, nach Erwiederung strebt. Verbinde Dir also ihre Herzen durch denjenigen Beweis von Achtung, der für Menschen, die aus der ursprünglichen Rohheit zur Verfeinerung übergingen, immer der süſseste und der schmeichelhafteste ist! Laſs sie inne werden, daſs Du nicht bloſs ihren Arm, sondern auch ihren Geist an ihnen schätzest, daſs Du sie fähig glaubst, mit ihrer kraftvollen edlen Sprache ähnliche Wunder, wie mit ihren Waffen, zu thun; und daſs es die Erfüllung deines innigsten Wunsches, der schönste Triumph deines Lebens seyn würde, wenn Du deine Römer allen andern Völkern der Welt, durch ihre Geisteswerke, wie durch ihre Siege, die Palme könntest entwinden sehen! Werde Beschützer, Ermunterer, Beförderer jedes sich auszeichnenden bessern Talents; und sei gewiſs, daſs dein entzücktes dankbares Rom, wenn es Dich an der Spitze seines werdenden schönen Jahrhunderts erblickt, nicht bloſs den Beförderer, sondern selbst den Schöpfer desselben in Dir anbeten wird.

Ich gestehe Dir, Imperator, daſs es mir auſser der Macht auch des gröſsten Beherrschers scheint, den Zeitpunct der Geistesblüthen bei einem Volke herbeizuführen; denn dieser Zeitpunct hängt an einer Unendlichkeit zusammentreffender Ursachen, die der Herrscher so wenig in's Dasein rufen kann, daſs er vielmehr selbst unter ihrem Einflusse steht, und immer nur denjenigen Grad der Bildung, des Geschmacks, der Einsicht besitzt, den sein Jahrhundert ihm zuläſst. Indessen, wenn das Vorurtheil von der Allgewalt der Herrscher, auch in diesem Punct, einmal da iſt; wenn der Römer von Dir wird hervorgelockt glauben, was ohne dein Zuthun, wohl gar ohne dein Wiſſen, ſchon im Verborgenen keimte und reifte; wenn er glauben wird, daſs ohne deine beſchützende Liebe, ohne den Sonnenblick deiner Huld, die ſchönen Früchte ſeines mehr und mehr ſich entwikkelnden Geiſtes nicht würden entſtanden, wenigſtens nicht zu dieſem Grade der Reife und Schmackhaftigkeit würden gediehen ſeyn: ſo nutze dieſen Glauben zur Vermehrung ſeiner Liebe gegen Dich, und zur Verherrlichung deines jeder Glorie ſo würdigen Namens! Laſs ihn wähnen, nur deinem belebenden Einfluſſe die edlern Vergnügungen der Phantaſie und des Herzens ſchuldig zu ſeyn, die dem verfeinerten Erdenbürger ſo viel mehr, als die gröbern Freuden der Sinne gelten, und die auch dem Weisen, wegen ihrer nähern Verwandtschaft mit den höchsten Gütern, der Wissenschaft und der Tugend, so werth sind.

Es ist wahr, daſs bei der Liebe zu den griechischen Wissenschaften, die fast allen Groſsen Roms durch ihre Erziehung eingeflöſst wird, Du gewiſs auch Dank von Römern verdienen würdest, wenn Du den alten ausgedörrten Boden Griechenlands wieder tragbar machen, und neue Blüthen und Früchte aus ihm hervortreiben könntest. Aber wie unendlich verbreiteter würde gleichwohl der Dank seyn, wenn Du als Schöpfer und Ernährer einheimischer römischer Kunst erschienest, wo die ganze Gesammtheit des Volks an deinen Wohlthaten Theil nehmen könnte! Gesetzt, daſs Du jene Tempel und Prachtgebäude, womit Du Rom theils schon wirklich schmücktest, theils zu schmücken noch vorhast, in Attika errichtetest: so würden sie auch dort von deinen Römern gesehen, bewundert, gepriesen werden; aber doch immer nur von den Wenigen, die Geschäft oder Unterricht oder Vergnügen nach Griechenland hinlockt, nicht von der Masse des Volks, die bis auf Krieger und Seefahrer dem väterlichen Boden gemeiniglich treu bleibt. Und würden nicht auch jene wünschen, auf immer und im Vaterlande sehen zu können, was sie nur auf die Zeit ihrer Abwesenheit und im Auslande sahen? Würden sie nicht in das Murren der Menge mit einstimmen, daſs Du die von Römern errungenen Schätze verschwendetest, um mit Meisterstücken der Baukunst einen fremden Boden zu schmücken, während Du dem vaterländischen, der Dir doch unendlich werther seyn müſste, sein rohes, ungefälliges Ansehen lieſsest?

Setze zu diesen Betrachtungen die noch wichtigere: daſs der Geist der Griechen, seit dem Verfall ihrer Staatsverfassung, immer mehr und mehr, und fast bis zur Unkenntlichkeit, gealtert hat; daſs der ehemals so rege, kraftvolle, zum höchsten Schwunge so geeignete Fittig ihres unübertrefflichen Genius schon seit lange gelähmt ist; und daſs all ihr Ruhm nur auf Wunderthaten der Vorzeit beruht, deren Zahl keine Wunderthaten der Enkel vermehren: welche Hoffnung kann Dir da noch bleiben, durch Ermunterung und Beschützung von Griechen deiner Herrschaft Ruhm und Bewunderung zu erwerben? Eben an ihnen würde Rom und würde die Welt dein Unvermögen erkennen, Köpfe zu erwecken, wo keine mehr sind, Kräfte in's Spiel zu setzen, wo schon Alles verwelkt und erschlafft ist. Bewundre also immer, mit jedem denkenden und fühlenden Manne aller Zeiten, die groſsen Griechen die waren, aber hoffe nichts von den Griechen die sind! Statt eines *Homer* oder *Pindar*, würdest Du einen trocknen Erklärer, statt eines *Lysias* oder *Demosthenes*, einen schalen, frostigen Rhetor, statt eines *Sokrates* oder *Zenon*, einen dunkeln, spitzfindigen Wortkrämer haben. Das herrliche Instrument der reichsten, gebildtesten, wohltönendsten Sprache ist da, und ist von der Zeit unzerbrochen; aber die Hände, die es rühren sollen, sind ungeübt oder gelähmt: jene Meister, die ihm seine himmlischen Wohllaute, seine bezaubernden Harmonieen entlockten, sind hinab zu den Schatten gestiegen, und kein Herkules, wie götterähnlich auch seine Macht sei, wird sie von dort wieder auf die Oberwelt führen.

Doch gesetzt auch, was freilich sehr möglich ist, der Geist der Griechen erwachte wieder aus der jetzigen Ohnmacht, und es begönne für ihre Künste ein neues Leben: wird es das schöne Leben der ersten Jugend, voll dieser Kraft, dieser Wärme, dieser kühnen glücklichen Thätigkeit seyn? Wird das neue Jahrhundert, das diesem Volke noch bevorstehen mag, dem ehemaligen schönen Jahrhundert eines *Perikles* — ich will nicht sagen, gleich, sondern nur nahe kommen? Und wird die erhabene Seele eines *August* es ertragen können, indem er diesem Jahrhunderte seinen Namen giebt, sich tief, tief unter dem kleinen attischen Demagogen zu finden?

In deinem Rom, Imperator, ist das Alles so anders; denn hier ist eins der schönsten Jahrhunderte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in vollem Werden, in vollem Aufblühn. Die Aussichten sind hier eben so heiter und anlockend, als in Griechenland traurig und abschrekkend. Jene rauhen Tage, die dem Fortkommen der feinern Geistesfrüchte so nachtheilig waren, sind endlich — Dank sey es Dir und den Göttern! — vorüber; die Staatsverfassung ist durch deine Weisheit festgestellt und gegründet; die Brust des Römers, die bisher von Entwürfen des Ehrgeizes schwoll, oder von Parteigeist zerrissen, von Sorgen für Vaterland, Güter, Leben gefoltert ward, ist durch den innern Frieden, dieses göttlichste deiner Geschenke, beruhigt; unsre Sitten werden sanfter und milder: und indem die Reichthümer, die aus jeder Weltgegend hieherströmen, uns Geschmack und Muſse für jede Art von Ergötzungen geben, neigen wir uns immer sichtbarer zu jenen feinern und edlern hin, die einst das Volk von Athen mit so schwärmerischer Anhänglichkeit liebte. So eröffnet sich dem Talent auch bei uns eine Laufbahn, wo es den Lorbeer nicht mehr vor wenigen einzelnen Freunden des Schönen, sondern im Angesicht einer ganzen ihm zujauchzenden Menge erringt; die Begierde wächst ihm mit der Herrlichkeit der Belohnung, und mit der Begierde die Kraft; es stürzt sich voll Muths in die Schranken, und es findet den Weg, den es zu durchmessen hat, schon unendlich geebneter und leichter, als einst die *Enniusse* und die *Lucile*. Die vormals arme, rauhe, harte Sprache des Römers hat, seit den schönen Tagen der *Scipione*, sich immer mehr bereichert, veredelt, verfeinert; ja die Zeiten der Unruhe selbst haben zu ihrer immer weitern Ausbildung und Vervollkommnung beitragen müssen. Groſse, mächtige Redner, deren Athen keine trefflichern kannte, haben, um das Herz des Römers zu gewinnen, seinem Ohre geschmeichelt, haben die Sprache immer mehr ausgewählt, geregelt, geglättet, mit Wendungen und mit Bildern bereichert, haben sie der Feinheit und Zierlichkeit der griechischen nahe gebracht, ohne ihr gleichwohl an jener Hoheit und Majestät zu schaden, in welcher sich der Charakter des sie redenden Volkes spiegelt.

Was für Werke bis auf die Zeit deiner öffentlichen Thätigkeit in dieser Sprache bereits erschienen waren, das, Imperator,

rator, ist aus deinen jugendlichen Studien Dir bekannt: aber minder bekannt konnt' es Dir, bei der Menge groſser, alle deine Aufmerksamkeit verschlingender Geschäfte, werden, was für unendlich vortrefflichere Werke eben seit dieser Zeit in ihr hervorgebracht worden. — Erinnerst Du Dich des jungen liebenswürdigen Mantuaners, dem Du seine Äcker am Mincius wiedergabst, und der in einer so lieblichgedichteten, so feingewandten Ekloge Dir dafür dankte? Er hat der ähnlichen Gesänge mehr, und hat sie mit einer Süſsigkeit, einer Feinheit gesungen, daſs er es, von dieser Seite wenigstens, seinem Muster, dem *Theokrit*, zuvorthut. Aber noch unendlich mehr thut er's dem *Hesiod* in einem Lehrgedichte zuvor, das auf immer der Stolz unsrer Sprache und unsers Geschmacks bleiben wird, und das ich Dir lesen kann, sobald Du befiehlst, da ich's durch die Freundschaft des Verfassers in Händen habe. Schon dies einzige Werk würde hinreichen, ihn zu verewigen: denn die Musen und die Grazien selbst haben daran gearbeitet; aber es genügt dem Stolzen noch nicht, nur den Hesiod überwältigt zu haben: er ist so eben auch im Kampf mit dem *Homer;* und wenn gleich diesen zu übertreffen, ja nur zu erreichen, ihm unmöglich seyn mögte: so bürgt mir doch Alles, was ich von Entwurf und Ausführung des Werks schon kenne, daſs es, nächst den *Homerischen*, das erste aller epischen Werke seyn wird, und daſs ihm das ganze Griechenland nichts wird entgegenzusetzen haben, als das groſse unübertreffliche Muster selbst. Wie wünsch' ich Dir Glück, Imperator, daſs Dir die Wonne noch erst bevorsteht, die mir schon ward: von so vielen, so überschwenglichen Schönheiten gerührt zu werden!

In einem andern Felde, aber nicht minder rühmlich, hat der junge Tribun sich gezeigt, den *Mercur* bei Philippi in eine Wolke hüllte, um ihn deinen siegreichen Schaaren zu entreiſsen, und ihn zu einer Zierde unsers Parnasses, zu unserm römischen *Alcäus*, zu machen. Welche hinreiſsende Begeisterung, welcher tiefe Sinn, welche Macht über die Sprache, welche hohe bezaubernde Harmonie, in seinen Gesängen! Aber noch mehr, weiſs ich, als das Feurigste, oder Lieblichste, was er zu seiner Lyra sang, werden Dir einige leicht hingeworfene, mehr nur gesprochne — wie soll ich sie nennen? — moralischsatyrische Versuche gefallen, voll Kenntniſs der Welt und des Menschen, voll ernster *Sokratischer* Weisheit, und lachenden *Aristophanischen* Spottes. Das Salz, womit sie gewürzt sind, ist wahrhaft attisch, aber doch nicht aus Attika; wir finden bestätigt, was schon *Lucil* und *Lucrez* uns lehrten: daſs wir so abhängig von den Griechen nicht sind, als diese Stolzen es wähnen; daſs wir zu etwas mehr, als bloſs zu ihren Nachahmern, taugen.

Doch ich erröthe, Imperator, daſs ich die Sprache des Römers vor einem *August* erhoben habe, der sie selbst in dieser Vollkommenheit spricht, in dieser Vollkommenheit schreibt; ich erröthe, daſs ich Dir Urtheile, die dein eigner Geschmack so viel sichrer und richtiger fällen wird, über die Meisterwerke unsrer Dichter habe vorsprechen wollen. Überzeuge Dich von ihrer Vortrefflichkeit

Selbst, und gönne deinem *Mäcen* einen frohen seligen Abend, wo er Dir *Virgil* und *Horaz*, und damit auch der ruhigere Geist nicht fehle, wo er Dir den edlen Geschichtschreiber vorführen dürfe, der schon durch die ersten Bücher seines Werks deine ganze Achtung gewann, und der durch alle nachfolgenden Dir beweisen wird, daſs wir in der Erzählung unsrer Thaten, so wie in den Thaten selbst, den Vorrang vor allen Völkern haben. — Ich freue mich schon im Geist, Imperator, nicht allein der lebhaften Dir gewöhnlichen Art, womit Du deine Zufriedenheit und selbst deine Bewunderung ausdrücken wirst, sondern auch der Wirkung deines Beifalls auf das schon so geschmackvolle, für die vaterländische Kunst schon so eingenommene Volk, und vor Allem auf das neubegeisterte, zu den kühnsten Unternehmungen angefeuerte Talent. Ich höre schon ferne Jahrhunderte das Lob des Deinigen, als des schönsten und blühendsten unsers Staats, und die Werke, die gleichsam unter deinen Augen entstanden, als die ersten Musterwerke des reinen echten Geschmacks, erheben: ich sehe den wachsenden gerechten Stolz des Römers und die gedemüthigte, nicht mehr verachtende Eitelkeit des Griechen, der bei aller seiner Miſsgunst dennoch heimlich die Weisheit und die Gerechtigkeit anerkennen wird, womit Du das eigene und jetzt unstreitig fähigere Volk, einem fremden, weit minder fähigen vorzogst. Mög' er dann immer, zur Versöhnung seiner Eigenliebe, das gleichwohl frühere Verdienst, die gleichwohl süſsere Sprache, den gleichwohl gröſsern Reichthum seines Volkes erheben, und gleich herabgekommenen Söhnen groſser Häuser, sich bei eigenem Unwerth, mit dem hohen Alter seines Geschlechts, und mit den unererbten Tugenden edler, ruhmvoller Vorfahren brüsteſt!

DREI UND DREISSIGSTES STÜCK.

DIE SPINNE.

EIN SELBSTGESPRÄCH.

Das junge Frauenzimmer, dem ihr Vater vor mehrern Jahren ein Buch voll leerer Blätter als Weinachtgeschenk verehrte *), hat dies Geschenk nicht unbenutzt und die Blätter nicht unbeschrieben gelassen. Hier ist, durch ihre erbetene gütige Mittheilung, was sie, nach Lesung der vortrefflichen Schrift von *Reimarus* über die Triebe der Thiere, auf das Papier geworfen. Man wird die Vorhersagung des Vaters erfüllt finden, daſs die

---

*) Man s. das siebzehnte Stück: im Ersten Bande, S. 259.

Wiederholung fremder Gedanken sie zu eigenen veranlassen würde. — —

»Welche muntre, rastlose Thätigkeit, Spinne! Welche Leichtigkeit und Behendigkeit deiner Füſse! Was webst du? Ein Netz, um dir Beute zu fangen. Wenn du diese erhascht, und für jetzige, wie für künftige Nahrung gesorgt hast, bist du zufrieden.«

»Ich, mein gutes Mitgeschöpf, habe auſser dem Triebe, mich zu nähren, noch andre, dir wahrscheinlich ganz fremde Triebe. So, zum Beispiel, den unruhigen, immer regen Trieb, zu wissen. Ich mögte so gerne, so gerne wissen, wie du das machen kannst was du machst, und wie du es mit dieser Fertigkeit, Regelmäſsigkeit, Zweckmäſsigkeit machen kannst.«

»Hast du Erfahrung von dem Wohlgeschmack der Fliege, die in dein Netz sich verwickeln soll? Nein! Denn da du so klein bist, bist du gewiſs sehr jung, und hast wohl deine erste Fliege noch nicht gekostet.«

»Hast du Kenntniſs von der besten Art deinen Fang zu erhaschen? Gleich wenig! Denn dazu müſstest du Kenntniſs des zu Fangenden haben, um nach dessen Beschaffenheit deine Mittel zu wählen.«

»Hast du Unterricht oder Übung gehabt, daſs du mit dieser Sicherheit, dieser Leichtigkeit arbeitest? — Nicht Unterricht; denn dein Leben ist ungesellig, und die dich erzeugt haben, wuſsten nicht von dir. Nicht Übung: denn nach deiner Kleinheit und Jugend zu rechnen, ist diese Weberei deine erste.«

»Daſs dein Körperbau zu deinem Geschäft ganz gemacht, von Meisterhänden gemacht ist, das seh' ich freilich. Aber daſs du bloſs Automat, bloſse kunstvolle Maschine ohne Vorstellung und ohne Begierde seyn solltest, will mir nicht ein. Du änderst deine Arbeit nach den Umständen ab; das würde die Maschine nicht können.«

»Und was hätt' ich denn auch an Einsicht gewonnen, wenn ich nun annähme, du seist Maschine? Die Art des Mechanismus, und wie durch ihn dein ganzes Wirken begreiflich werde, das bliebe mir doch immer verborgen. Ich wäre auf ein unermeſsliches Feld verwiesen, wo ich mir selbst die Erkenntniſs erst suchen müſste, und sie wohl ewig nicht finden würde.«

»Nein nein, *Descartes!* deine Einsichten in allen Ehren! Aber der leistet nicht Zahlung, der mir eine Anweisung in die Hand steckt, die, statt auf ein einzelnes Haus zu lauten, auf einen ganzen Welttheil lautet.«

»Auch müſst' ich dann das, was ich von meiner Spinne glaubte, von allen andern thierischen Wesen glauben. Ich müſste sie alle für nichts, als für todte leblose Maschinen erklären. Welche Entvölkerung der ganzen Natur! Welche Öde! Wie laut widerspricht dem mein Herz, und wie viel lauter noch mein ganzes Wahrheitsgefühl!«

»Nein, ich muſs fortfahren, Spinne, den ersten Grund deiner Arbeiten in deiner Seele zu suchen. Aber nun — wie erkenne ich deine Seele?«

»Für Lichtstrahlen, Töne, Dünste, schmackhafte Säfte, tastbare Flächen, ziehende und stoſsende Kräfte, habe ich Sinne; und erlange durch diese Sinne

Kenntniſs der Körperwelt, so gut sich die haben läſst. Aber welchen Sinn hätt' ich für das, was in fremden Seelen — menschlichen oder thierischen — vorgeht?«

»Das Körperliche tritt hier in's Mittel, und giebt mir Aufschlüsse. Äuſsere Wirkungen und Handlungen lehren mich Zustände und Kräfte meiner eigenen Seele kennen, und aus ähnlichen Wirkungen und Handlungen schlieſse ich auf ähnliche Zustände und Kräfte von andern Seelen. Nur was ich auf diesem Wege von ihnen herausbringe, ist erkennbar für mich.«

»Sind die Fühlhörner der Insecten, sind die Härchen ihrer Bärte, eigene, mir fehlende Sinne? Dann nur gleich Verzicht auf die Erkenntnisse gethan, die von diesen Sinnen abhangen mögen! Was will der Taubstumme von Tönen oder der Blindgeborne von Farben wissen?«

»Und was hülf' es mir auch, wenn ich mit meiner Menschenseele unmittelbar in die Spinnenseele eindringen könnte? Gesetzt, daſs die Kraft die in ihr wirkt, eine ganz andre ist als meine Vernunft: so müſst' ich in die Spinne verwandelt werden, um diese Kraft, als den Gegenstand meiner Beobachtung, zu haben; und doch auch nicht verwandelt werden, um mit meiner Vernunft die Beobachtung zu machen und festzuhalten.«

»Verwandelt, und doch auch nicht verwandelt! Eine schöne Abgeschmacktheit, auf die ich da stoſse!«

»Nein, aus mir selbst, aus meiner Menschenseele, so wie ich sie habe, muſs ich das Eigne und Unterscheidende der Spinnenseele hervorholen, oder es wird mir ewig verborgen bleiben.«

»Das Eigne und Unterscheidende, sag' ich? Da räum' ich ja wohl schon ein, daſs es in mir nicht zu finden sei; und doch will ich mir Mühe geben, und will es suchen?«

»Ich verstehe, ich begreiſe ein Thier; was heiſst das? Ich finde das Thier mir ähnlich, und kann, mit unbedeutenden Abänderungen, mich an die Stelle desselben setzen.«

»Das Windspiel meines Bruders freut sich zur Jagd? Natürlich! Freue doch ich mich zum Tanze! Die Jagd ist *seine* Neigung, der Tanz ist *meine;* und die Befriedigung einer Neigung vorhersehen, das macht Vergnügen.«

»Aber wie fällt denn das Windspiel eben jetzt auf die Jagd? — Kann ich fragen? Mein Bruder hat seine Waidtasche umgeworfen, und hat zur Flinte gegriffen. Das ging sonst der Jagd voran, und wird auch jetzt ihr vorangehen. — Mir bringt man mein Maskenkleid und meine Flitterschuhe. Mit denen ging ich sonst auf den Ball, und werde auch jetzt auf den Ball gehn. Die Einbildung des Windspiels und die meinige folgen einerlei Regel.«

Bei dir, Spinne, macht mir schon meine Verwunderung bange, daſs ich dich minder gut werde verstehen können. Wenn ich mich dir ähnlicher fühlte; ich würde mich wenig oder gar nicht verwundern. Hab' ich mich schon über das Windspiel verwundert?«

»Du kannst stricken; ich auch: du, um dich zu ernähren; ich, um mich zu erwärmen. Die Absicht, und eben so auch die Art, ist verschieden, ob ich gleich nur Fischerinn oder Jagerinn seyn

dürfte,

dürfte, um auch jene mit dir gemein zu haben: aber alle solche Verschiedenheiten kommen hier nicht in Anschlag; die Frage ist: woher wir beide unsre Geschicklichkeit haben?«

»Die meinige ward durch Vernunft erdacht, durch Vernunft begriffen. Ein unangenehm gefühltes Bedürfniſs; ein aus diesem Bedürfniſs sich ergebender, deutlich erkannter Zweck; Mittel, auf diesen Zweck bezogen, und so gut als möglich ihm angemessen; Versuche, die erdachte oder begriffene Kunst aus dem Kopf in die Finger zu bringen; und endlich, nach mancher Stümperei, einige Leichtigkeit, die bis zur Fertigkeit anwächst.«

»*Deine* Geschicklichkeit, Spinne, ist nicht erst erworben, ist angeboren; sie ist weniger dir, als unmittelbar der Natur gehörig: sie wohnt dir ohne Erfahrung und ohne Nachdenken bei, ist die vollkommenste Fertigkeit ohne Übung: ist — —«

»Ist mit einem Worte mir unbegreiflich. Ich durchsuche Alles was mir von meiner eigenen Seele kund ist; aber nichts, was Ähnlichkeit damit hätte! nichts, worauf ich's zurückbringen und es mir dadurch vorstellen könnte!«

»Also hiemit — die ganze Untersuchung nur lieber aufgeben? Lieber an der eigenen Strickerei fortfahren, als mir über die deinige länger den Kopf zerbrechen? — Nicht so gar rasch! Denn am Ende könnte sich doch etwas finden.«

»Zog ich nicht, als Säugling, mit groſser Fertigkeit die Nahrung aus der Brust meiner Amme? Geschah nicht auch das ohne Bewuſstsein des Zwecks, ohne Belehrung und Ubung? War nicht auch dies

Herausziehen eine sehr zusammengesetzte, sehr kunstvolle Handlung? — Gewiſs!«

»Wer doch wieder auf ein paar Augenblicke Säugling werden, und wohl zu merken, es mit voller Besonnenheit, voller Vernunft werden könnte, um, was bei der ersten Übung dieser Fertigkeit in der Seele vorginge, recht scharf zu beobachten! Aber erwachsen, wie ich jetzt bin — und dann — unter so einer Bedingung —«

»Doch stille! Giebt es nicht Nachtwandler, die in ihren Handlungen mit meiner Spinne einige Ähnlichkeit haben? — Mich dünkt fast. Besonders jener in Frankreich.«

»Die Spinne handelt zweckmäſsig, ohne daſs man ihr gleichwohl einen Zweck geben kann. Der Nachtwandler handelt nach Eindrücken, ohne daſs man gleichwohl begreift, woher er sie hat. Er sieht, und sieht doch auch nicht; denn er sieht wider alle Regel des Sehens. Er beschreibt ein vor ihm liegendes Blatt, nicht nur mit vernünftigen, zusammenhangenden Gedanken, sondern auch in geraden, richtig abgesetzten Zeilen; und doch fängt man das Licht vor dem Sehwerkzeuge auf; man hält ihm eine dicke Pappe zwischen Papier und Auge *).«

»Gesetzt, daſs ich Nachtwandlerinn wäre — was ich, dem Himmel sei Dank! nicht bin; — wer weiſs, ob nicht die Einsicht des einen Falls mir zu einiger Einsicht des andern verhelfen könnte?«

»Aber ich Thörinn! Würd' ich denn jene Einsicht schon haben? Würd' ich sie auch nur haben können? — Der Nacht-

---

*) Man s. die *Encyclopédie* unter dem Abschnitt: *Somnambule*.

wandler, wenn er in dieſem Zuſtande iſt, weiſs nicht anders als daſs er wacht, und wenn er nun wirklich wacht, kann er ſich jenes Zuſtandes nicht mehr erinnern. Er glaubt ihn nur auf das Zeugniſs Andrer, oder wegen der unläugbaren Beweiſe, die man ihm vorlegt.«

»Mithin wär' ich, wenn ich Nachtwandlerinn wäre, zwar der Spinne in etwas ähnlich, aber mir völlig ſo fremd als die Spinne; ich wäre gleich erſtaunt über mich als über ſie, hätte zwei Geheimniſſe ſtatt eines, und fühlte mich zwiefach gedemüthigt. — Wie könnte denn da der eine Fall mir zu einer beſſern Einſicht des andern helfen?«

»Ich öffne ein dunkles Zimmer gegen ein erleuchtetes; und es wird hell auch in jenem. Ich öffne zwei dunkle gegen einander; und es bleibt dunkel in beiden.«

»Nein, was ich von meiner eigenen Seele, und durch sie von andern Seelen begreiſen soll, das muſs ich wachend in vollem Licht des Bewuſstseins sehen; muſs es wenigstens ehedem so gesehen haben, um, wenn es im Dunkeln wiederkommt, nicht davon betroffen zu werden.«

»Welche Menge, welche Mannichfaltigkeit meiner Seelenwirkungen, wenn ich in einer *Mozartischen* Symphonie die Saiten hinauf- und wieder herunterstürme! Während ich spiele, bin ich mir keiner derselben bewuſst. Aber sie waren einst alle klar; sie sanken gleichsam nur auf den Grund der Seele hinab, und ich kann sie von dort nach Wohlgefallen wieder heraufholen. Das kann der Säugling nicht, wenn er erwachsen, noch der Nachtwandler, wenn er erwacht ist.« — —

»Also wieder einmal gesucht, ohne zu finden! Wieder einmal die Zeit mit unnützem Nachgrübeln verloren! — Verloren? Wenn ich eine Gränze meiner Erkenntniſs habe kennen lernen, und gewarnt worden bin, dieses Weges nicht wiederzukommen?«

»Nein, nein! Ich habe sie *nicht* verloren. Ich habe gelernt; wenn auch nicht das, was ich wollte. — Guten Fang, meine Spinne!«

VIER UND DREISSIGSTES STÜCK.

JOSEPH TIMM.

Herr *Joseph Timm*, ein ehemaliger Landeigenthümer, der jetzt von seinen ansehnlichen Renten lebte, hegte in seinen letzten Jahren den unauslöschlichsten Haſs gegen das Speculiren. Das bloſse Wort, mit allen verwandten Wörtern von gleicher Wurzel, wirkte auf ihn mit der Kraft einer Zauberformel. Einem vieljährigen Freunde, in dessen Handlung er Capitalien hatte, sagte er Freundschaft und Capitalien auf, weil dieser in seiner Unschuld von Speculationen sprach, die er zu machen gedächte; von den Franzosen, deren Partei er sonst eifrig hielt, sprang er zur Coalition über, weil er von jenen hörte, sie hätten eine Speculation auf Ägypten; und zum Bau der Pfarrwohnung in der St. Pauls-Gemeinde gab er nicht einen Heller, weil der Pfarrer, der ein schlechter Prediger aber ein guter Sternseher war, sich eine Specula darauf wünschte, die auch der Magistrat ihm bewilliget hatte.

Er machte sein Testament, und wollte seine beiden Söhne — jedoch in guter Gesinnung, wie es die Rechtslehrer nennen — enterben, um das Vermögen desto sicherer auf seine Enkel zu bringen. — Aber, sagte der Rechtsfreund, den er zu dieser Handlung erbeten hatte, Herr Doctor *Glau:* ein solcher Schritt, mein werthester Herr *Timm,* will gerechtfertiget seyn; sonst wird, nach Ihrem Tode, das Testament angegriffen, und wohl gar umgestoſsen.

Angegriffen? Von meinen Söhnen? — Sie sollten sich unterstehen!

Wenn man einmal im Grabe liegt, mein Herr Timm —

Ja so! Dann hat es mit dem Ansehen ein Ende. Das fiel mir nicht ein. — Ich bitte Sie um's Himmels willen, Herr Doctor: wie bauen wir vor?

Ei, wir führen die Gründe aus, warum den Söhnen das Vermögen nicht kann und nicht soll in die Hände gegeben werden. Und wenn diese Gründe triftig und gut sind — —

Das sind sie! So triftig, als möglich, Herr Doctor. Denn meine Söhne — — Er zog ein Jammergesicht, und rückte und drehte an seiner Sammetmütze. — Ach! ich rede so ungerne davon, aber vor Ihnen freilich muſs ich mit meinem Unglück heraus. — Sie speculiren, die Narren!

Sie speculiren? — Nun?

Nun? Nun? Ihre Frage klingt ganz wunderlich, mein Herr Doctor. Sie sind doch nicht auch etwa — — He?

Ein Speculant, wollen Sie sagen? — Nein, was mich betrifft; ich bin zu einem Luftschiffer verdorben. Jch gehe der Nase nach, und bleibe auf ebener Erde.

Dabei erhalte Sie Gott! So brechen Sie wenigstens nicht, wie jener Versuchmacher, den Hals, der das Speculatiönchen hatte, über den Canal nach England zu fliegen.

Davon nichts, bitt' ich, kein Wort! So oft ich an *die* Geschichte denke, bekomm' ich den Schwindel. Lieber zu unsrer vorhabenden Sache! — Was Sie also Ihren Söhnen vorwerfen, und was ich in dem Testamente ausführen soll — ist? —

Ihre Speculationswuth, Herr Doctor; ihre unheilbare Narrheit, immer über ihre eigenen Kräfte und über den Kreis hinauszuwollen, in den sie Gott gesetzt hat, um darin zu leben, zu wirken, und glücklich zu seyn. Ich kann das Vermögen in den Händen solcher Menschen nicht lassen. Eben so gerne auf offner Straſse! — Von dem ältesten, dem Kaufmanne, werden Sie ja wohl schon wissen — die ganze Stadt weiſs ja —

Daſs er landflüchtig ward — daſs es mit seinem Handel nicht fort wollte. —

Freilich nicht. Aber die Ursache? — Der Handel an sich war wohl gut, war vortrefflich; er hätte mit nur einiger Aufsicht von selbst gehen müssen. — Das ganze Mütterliche und vom Vater ein ganz artiges Capitälchen zum Fonds; Handlungsfreunde, die man sich besser und redlicher gar nicht wünschen konnte; Abnehmer — die helle Menge, Herr Doctor! und lauter ſichre, ſolvente Leute — keine Polen und Ruſsen — —

Aber wie ging es denn zu, mein Herr Timm, daſs er fiel? Es hat ſich damals Mancher darüber gewundert; auch ich. — Groſser Aufwand ward in dem Hauſe doch nicht gemacht.

Nein! Aber groſse Speculationen im Kopfe. — Hätte der Menſch nicht ſo glücklich hier in Europa bei den Seinigen leben können? und läſst ſich den Satan verblenden, und ſpeculirt mit all ſeinem biſchen Gelde nach Nordamerika hin.

Was ich höre! — In Nordamerika iſt er?

So denk' ich. Denn er wird doch ſein ſchönes, weitläuftiges Fürſtenthum einmal ſehen wollen.

Fürstenthum, mein Herr Timm?

Was denn sonst? Meinen Sie, er wird sich mit Kleinigkeiten befassen? — Groſse, ungeheure Besitzthümer hat er gekauft; Ländereien, die — ich weiſs nicht, ob nur zwanzig oder gar dreiſsig Quadratmeilen halten; kurz, Strecken von einem Umfange, wie manches schöne Fürstenthum ihn nicht hat. — Aber wenn Sie glauben, auf allen den Quadratmeilen nur Eine Menschenseele zu treffen, oder von allen den Strecken Landes nur so viel Korn zusammenzubringen, daſs eine Maus davon satt wird: so schweben Sie in einem erschrecklichen Irrthum.

Sie erzählen mir Wunderdinge, Herr Timm.

Ach, sagen Sie: Jammerdinge. Wunderdinge sind's für mich nicht. Das unruhige Wesen steckte einmal im Geblüte der Mutter; und so etwas, hab' ich immer gehört, ist erblich: Narrheit und Verrücktheit ist erblich.

Also auch Ihre selige Frau — die Frau Timm? —

Was wollen Sie sagen, Herr Doctor? Dem Sohne ward's doch nur hier in Europa; der Mutter ward es im ganzen Erdenleben zu enge. Sie speculirte Ihnen, besonders die letzten Jahre über, so in die Ewigkeit hinein, daſs fast mein Hauswesen darüber zu Grunde ging, und daſs ich armer Mann in dieser Zeitlichkeit ihrer gar nicht mehr froh werden konnte. Der Geruch ihrer Heiligkeit war erstikkend.

So etwas kenn' ich, Herr Timm. Meine Selige war auch nicht viel anders.

Nun, so habe sie Gott alle beide selig!

Ich stimme herzlichst mit ein. — Aber darf ich Ihnen nun sagen, was mir bei dem ganzen Testamente das meiste Bedenken macht? Das ist Ihr jüngerer Sohn, der Herr Hofrath. — Ich höre, das ist ja ein so groſser, berühmter Mann geworden!

Berühmt? — Ja, wenn mir nicht unser Herr Propst gesteckt hätte, wie es um *die* Berühmtheit eigentlich steht. — Sich vor jungen unwissenden Leuten ein Ansehen zu geben, ist keine Kunst; auf die klugen Leute in Deutschland kommt's an. — Sehen Sie, mein Herr Doctor — aber daſs es doch ja unter uns bleibt, und hier am Orte niemand etwas davon erfährt! — da hat mir der Herr Propst eine Schrift von ihm zugestellt; eine Schrift! — ich habe gelesen, und bin fast vom Stuhle gesunken.

Ei,

Ei, wie so denn? wie so?

Unerhörte, unerfindliche Dinge! Speculationen, wie sie noch in keines Menschen Gehirn gekommen! — Diesem hier wird's nicht bloſs in Europa, wie seinem Bruder, oder im Jammerthale hienieden, wie seiner Mutter; ihm wird's in der ganzen weiten Gottes-Natur zu enge. All sein Dichten und Trachten ist auf die übersinnliche Welt gerichtet.

Das ist mir zu hoch. Von der hab' ich noch niemals reden hören. Was ist das für eine Welt?

Herr Doctor! — So viel ich aus dieser Schrift davon sehe, sind die nordamerikanischen Steppen des ältern Bruders, gegen diese übersinnliche Welt, wahre paradiesische Fluren. — Jener hat doch noch einen Boden unter sich, der ihn trägt, eine Sonne über sich, die ihm scheint, und eine Luft um sich, die ihn erfrischt: aber dieser — er ist Ihnen so unbegreiflich arm, so blut- und so bettelarm, daſs er nichts, nichts, schlechterdings gar nichts hat, auch nicht ein Spännchen Raum, oder ein Tröpfchen Zeit: denn wenn er die haben will, muſs er sie erst von sich selbst, von seiner eigenen ärmlichen Denkkraft borgen.

Aber ich begreife doch nicht — ich mögte doch nur zur Probe — —

Wohlan! So viel mir davon beifallen will, steht zu Diensten. — Sie glauben vielleicht, was Sie da mit sich gebracht haben, das sei ein Körper. Nicht wahr?

Allerdings!

Sie glauben; Sie haben Kopf, Brust, Leib, Rücken, Arme, Beine?

Nun zum Henker! die wird er mir

doch nicht abstreiten. Die kann ich ja fühlen.

Alles nichts! Alles Traum! Und wer weiſs einmal, ob Ihr eigener und nicht eines ganz Andern Traum? Denn es steht noch sehr dahin, ob Sie sind.

Ob ich bin? — Ist er bei Sinnen?

Behüte! Sie haben schöne Begriffe. Ein Denker bei Sinnen! — Indessen läſst sich Ihr Dasein vielleicht noch retten; denn so lange mein Sohn seine Denkkraft hat, weiſs er Rath.

Mir wird ganz bange um seine Denkkraft.

Mir auch. — Aber er darf nur hintreten und denken, und indem er denkt, kann er Sie machen.

Mich machen? — Mich alten Mann? Lieber Gott!

Warum nicht? Er macht auch mich, seinen Vater. — Überdies macht er Himmel und Erde, Sonne und Mond, Land und Meer: Alles, was Sie um Sich und über und unter Sich sehen, das macht er. — Kurz, seine Denkkraft ist, wie weiland das Biesambüchschen der Pathe Nixe. Er dreht sie, und spricht sein Sprüchlein dazu, so quillt daraus hervor, was er will *). — Ach Herr Doctor! ich sorge nur, daſs am Ende ein Häuschen daraus hervorquillt, worin ein Vater seinen Sohn nicht denken kann, ohne zu schaudern.

Armer, armer Herr Timm! Sie sind in der That zu beklagen. — Aber wie glaubt denn Ihr Sohn, daſs es mit der Natur einmal werden soll, wenn er stirbt?

---

*) Man s. die Nymphe des Brunnens; in *Musäus* Volksmährchen der Deutschen.

Dann ist sie wahrscheinlich gewesen.

Schade um sie! Ich hätte sie haltbarer geglaubt.

O, er wird der jungen Tausendkünstler schon zustutzen, die auch ihre Denkkraft, wie ein Biesambüchschen, zu drehen wissen.

Nun ja! Und dann bleibt Alles in seiner Ordnung, Alles auf altem Fuſse. — Herr Timm! Ich hatte Anfangs groſses Bedenken: ich muſs es wohl sagen; aber jetzt sehe ich, daſs Sie vollkommen Recht haben, und daſs Sie das Ihrige in solchen Händen unmöglich lassen können. Ich gehe, und mache das Testament.

Recht, mein Herr Doctor! Und wenn's fertig ist, und Sie und ich und die Zeugen es unterschrieben haben; dann mag der Tod kommen, sobald er will. Das Unglück mit meinen Söhnen, gesteh' ich, hat mir das Leben ein wenig verbittert. Der Eine in Nordamerika, der Andre in der übersinnlichen Welt! Der Eine um all sein bischen Hab' und Gut, der Andre um all sein bischen Menschenverstand!

FÜNF UND DREISSIGSTES STÜCK.

ENTZÜCKUNG DES LAS CASAS.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen und um so heller glänzen wird, da er neben den höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer, lag jetzt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, so ward ihm doch im Angesichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. *Las Casas* war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewuſst; er hatte Königen in's Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter: aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit schlägt den Blick, wie das blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füſsen saſs ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewuſstsein geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach *ihm* Hoffnung ein, um Hoffnung bei sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des groſsen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Gröſse: ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten, schien ihm jede bessere That: eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinſchwindet, ohne daſs Halm oder Blume ihr Ufer ſchmücke. Reuig, gedemüthigt, beſchämt, warf er ſich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tieſe der Seele: Gehe nicht in's Gericht mit mir! Laſs mich Erbarmen vor deinem Throne ſinden, Vater der Menſchen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für dieſe Anſtrengung der Seele; ſo ſehr er zu wachen rang, ſo verſiegelte bald der Schlaf ſeine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Geſtirne des Himmels zu ſeinen Füſsen, und ging' auf Wolken einher in einem endloſen Raum, und säh' in tiefer Ferne ein majeſtätiſches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerſchaaren umſchwebt, die aus den Welten herauffuhren und hinab in die Welten. Kaum hatte noch sein Auge gefaſst und seine Seele bewundert; so stand vor ihm da, mit ernstem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanftern Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt: so daſs ihn dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes williggenährte Gefühl der sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr war, als des Sandes am Meer, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Übung im Guten die Neigung und das Vermögen, stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend: denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jetzt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muths im Gefühl seines Rechts, der Rache der

Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaſs; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zwoen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daſs ihm ward als ständ' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriſs als Mann, und wieder dastand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung, der den Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. So wie er fortlas, der Engel; so glühte ihm seine Wange von immer höherm Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter, und rings um ihn her wallte reineres holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und

Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugniſs und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem unnennbaren Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben denkenden Ernst auf der Stirne: denn ihm preſste das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andre erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief in's Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzähligen bessern, diese gefürchtete That: schwarz und scheuslich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geiſselhiebe statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebnen Verzweiflung. — Las Casas stand, als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsterniſs deckt und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens, dacht' er nur das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. — Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unſterblichkeit, hätte geben mögen, um ſeine Schuld zu vertilgen: da entfloſs auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, ſanft und liebreich, wie eines verſöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiſs die Rolle!

Und der Engel zerriſs ſie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. Getilgt, ſprach er, ſind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geſchrieben ſteht vor ſeinem Angeſichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; ſo wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe ſein Himmel. Er hat Seelen in Staub geſenkt, damit ſie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam: nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That; oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiſs, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie, hier im Innersten meines Herzens; oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und der Seligkeit im Schooſse, nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel, wo ist Seligkeit, als in dir? als in deiner eigenen Seele? Und worin sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daſs du dich wirksam zum Guten fühlest mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O! aber dies gränzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte——

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in seiner Herrlichkeit Ihn!

Und er gebot der Wolke, daſs sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriſs, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füſsen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrecknisse schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freier die Brust, und die Wange gewann wieder Röthe: denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daherzog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von Übel zu Übel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniſs dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des

Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daſs kein Fehl und kein Irrthum dableibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom letzten bis zum letzten Gestirn; und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes gröſsten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sclave Eindrücke sammelt — einen Besitz für die Ewigkeit! — Eindrücke, in denen der seligen Erkenntnisse zu vielen tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorn die Ärnte schläft, oder im Schöſsling der Wald; und wie, in höhern Zeitpuncten des Daseins, aus seiner duldenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt, sie der Sittlichkeit

Wipfel, und der Menschheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er selbst, der Peiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genest, so daſs all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegschlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproſst, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Miſslaut der Erde hinschmilzt in Harmonieen, und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart

Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimniſs der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge, wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitere, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wangen herab. — O Du, rief er jetzt aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich *froh emporhoben* gen Himmel: *o Du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwölkt,* wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geschöpfe Vater! und aller deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! der Du mir Ärnten des Heils zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben säte; der Du von mir hinwegnimmst jeden Kummer der Seele, und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daſs Dir anhangen einzig Seligkeit ist, und Deine Herrlichkeit sehn, ihre Vollendung: der Du Wollen des Guten — ach! nur Wollen, nur Ringen darnach, mit diesen Entzückungen lohnst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel, Du, dessen Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter; meine Seele erliegt.

So war es! Seine Seele erlag; seine

Zunge verstummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieſs ihn: Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge: er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küſste seinen erstarrten verlornen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daſs sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanſt, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooſs der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniſs Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

SECHS UND DREISSIGSTES STÜCK.

EINE STANDREDE.

Wir befinden uns hier, meine Herren, auf geweiheter Erde, die wir nie anders als in feierlicher Stimmung betreten sollten. Wir stehen auf dem geheiligten Boden der philosophischen Geschichte, auf dem allgemeinen Gottesacker der Denker und ihrer Systeme.

Die Leiche, die wir heute zu ihrer Ruhe bestatten, ist das System eines unsrer ruhmvollsten Brüder, eines der Fürsten unter den Weisen, dem das herrlichste Denkmaal, wenigstens in Zukunft, gewiſs nicht fehlen wird, wenn auch die Scheelsucht der Zeitgenossen gleich im Anfang es ihm verweigern sollte.

Es war böse Sitte der Vorfahren, daſs sie oft lange Jahre, wohl gar Jahrhunderte, verstreichen lieſsen, ehe sie so manchem höhern Verdienst die ihm zukommende Belohnung ertheilten. Unter gemeinen Grabhügeln, mit Dornen und Unkraut bewachsen, und mitten unter einem namenlosen, zur Dunkelheit und Vergessenheit gebornen Gedankenpöbel, lieſsen sie oft die edelsten, achtungswürdigsten Ideen schlafen: bis endlich eine gerechtere Nachwelt die Stätte reinigte, und dem fast vergessenen Verdienst das ihm gebührende Denkmaal weihte.

Jetzt, im Angesicht eines Jahrhunderts, das, wie wir hoffen, den Namen des aufgeklärten mit mehrerm Rechte, als sein Vorgänger, führen wird, sollten wir endlich von dieser barbarischen Sitte ablassen; sollten, ohne auf die Enkel zu warten, mit eigener Hand den geringern Lehrgebäuden wenigstens einen rühmlichen Stein, den bedeutendern ein schon besseres, sich auszeichnendes Denkmaal, und einem so groſsen, als wir heute bestatten, ein glänzendes, prachtvolles Mausoleum errichten.

Der Grund jener ungerechten Vernachläſsigung war der Wahn, womit immer die Denker ihre noch lebenden Systeme für die einzigen ansahn, die ewig und unvergänglich seyn würden. Ein wahrhaft thörichter Wahn! Denn von dem Entstehen dieser Systeme an, muſsten so manche innere Anwandlungen von Schwachheit, und noch mehr so manche drohende Anfechtungen von auſsen, auch für sie das Schicksal ihrer Brüder befürchten lassen.

Ein weiser Denker — und wo sollte

die Weisheit wohl eher, als bei den Denkern, wohnen? — schmeichelt sich nie mit der Unsterblichkeit seines Systems: er bereitet sich auf den möglichen Hintritt desselben durch fleiſsige Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen vor; und wenn, vielleicht frühe, vor seinen eigenen Augen, der Liebling hinstirbt, tröstet er sich, wie jener philosophische Vater, und ruft mit einer ihm anständigen stillen Ergebung: ich hatt' ihn sterblich gezeugt!

Die Stätte, auf der wir hier stehen, und die lehrreichen *rührenden* Beispiele, die uns von allen Seiten umringen, müssen uns eine edle, echt philosophische Bescheidenheit lehren, die uns die abgestorbenen Systeme nicht mit Verachtung und Hohn, sondern mit Gedanken an die Vergänglichkeit unsrer eigenen, ansehen laſse, und uns eben ſo gerecht gegen unsre Vorgänger mache, als wir wünſchen, daſs es unsre Nachkommen dereinſt gegen uns ſeyn mögen.

Dort, meine Herren, unter jenem zerſtörten Denkmaal, wo aber noch jetzt in unvergänglichem Marmor die Muſen der Ton- und der Meſskunſt trauren, ruht die Aſche der *Pythagoreiſchen* Weisheit, deren Bekenner ſo zuverſichtlich auf das bloſse Wort ihres Meiſters ſchwuren. Jetzt — und ach! ſchon ſeit langen Jahrhunderten — liegt dieſe ehemals ſo geprieſene, ſo angebetete Weisheit im Staube.

Hier, unſerm Standpunct ein wenig näher, verwahrt die Geſchichte unter einem vormals glänzenden, aber jetzt, bis auf die Bildsäule Melpomenens, faſt verwitterten Grabmaal das hagere Gerippe der

der *Aristotelischen* Lehre, die, nach einer kränkelnden Jugend, im spätern Alter so kraftvoll herrschte, daſs sie sogar mit den heiligen Büchern um den Preis des Ansehens rang. Wo ist es jetzt hin, dieses ehemals so verehrte, so unvergänglich geglaubte Ansehen?

Zu unsrer Linken, unter diesem verfallnen Gemäuer, wo noch ein ziemlich wohl erhaltener Amor und Bacchus durch die Epheuranken blickt, schlafen die ganz aufgelösten Atomen *Epikurs*, auf dessen Altar ehemals die priesterliche Hand eines *Lucrez* so verschwenderischen Weihrauch streute. Wie lange ist schon dieser Weihrauch verdampft, wenn gleich der Altar selbst, von welchem er aufstieg, noch unzertrümmert dasteht!

Und wie traurig liegt, auf der Grabstätte der *Plotinischen* Weisheit, die

Bildsäule des Philosophen, von ihrem Würfel geworfen; statt daſs ehemals schwärmerische *Porphyre* sie mit Rosen bekränzten, und mit einer fast abgöttischen Verehrung sich vor sie hin auf ihr Angesicht warfen!

Doch wozu der Stimmen noch mehrere wecken, die aus jedem der hier sichtbaren Gräber Ihnen zurufen würden: daſs die Werke der Menschen so vergänglich sind, als sie selbst; nicht bloſs die, welche ihre sterbliche Hand, sondern auch die, welche ihr unsterblicher Geist geschaffen?

Lieber, meine Herren, lassen Sie mich zum Lobe unsers wahrhaftgroſsen Systems und zur gerechten Klage über die traurigen Schicksale übergehen, die es nur allzufrüh, theils durch eigene Schuld, theils durch den Miſsverstand seiner Anhänger, erfahren. — —

Sie wiſsen, daſs von den Weisen des Alterthums keiner ist, der noch jetzt so allgemeiner Verehrung genöſse, als der preiswürdige edle *Sohn des Sophroniskus.* Und dies nicht bloſs wegen der Reinigkeit seiner Sitten und der Lieblichkeit seiner Rede, oder wegen der Seelengröſse, womit er für die erkannte Wahrheit sein Leben hingab; sondern auch vorzüglich wegen seines groſsen Zwecks, den Blick der Denker, der zu sehr auf den Himmel gerichtet war, auf die Erde herabzuziehen, und sie von unnützen Grübeleien auf wahrhaft nützliche Nachforschungen zu lenken.

Eben dieser Zweck war's, welchen der ruhmvolle Erfinder unsers neusten Systems unablässig vor Augen hatte, und welchen zu erreichen, er einen bis jetzt unerhörten Aufwand von Scharfsinn machte. Er ſah die Denker, an den Gränzen der Erfahrung, in ewigen Kriegen über die Beſitzthümer jenseit, ohne daſs mit allen dieſen Kriegen auch nur eine Spanne davon gewonnen ward; er wollte dieser Verwirrung ein Ziel ſetzen, wollte die Kräfte, die ſich in dieſen traurigen Kämpfen ſo unnütz aufrieben, zum gemeinſamen friedlichen Anbau von fruchtbaren Gefilden und zum Hervorgraben von Schätzen vereinigen, deren im weiten Schooſse der Natur ſo viel mehrere verdeckt liegen, als an's Tageslicht kamen.

»Was gehn euch Dinge an, die über euch ſind?« hatte ſchon der Weiseſte unter den Griechen gerufen, und hatte durch ſein Beiſpiel bewirken wollen, daſs die Denker künftig auf das wahrhaft Nützliche arbeiteten. Aber die einmal aufgeregte Denkkraft verſchmäht die Gränzen des Nützlichen, und strebt hinaus in's Unendliche; sie will nur Einsicht, nur Wahrheit, und ist um so erhitzter auf diese Wahrheit, nicht, je anwendbarer und heilsamer, sondern je schwieriger und verborgener sie ist.

Der neuere Weise, durch den geringen Erfolg des ältern belehrt, wählte ein kräftigers, und, wie er hoffte, ein untrügliches Mittel, der unruhigen Denkkraft Ziel und Schranken zu setzen. Er zeigte, daſs da wo die Erfahrung aufhört, nicht bloſs die Gränze des Nützlichen, sondern auch die des Möglichen sei; und nun glaubte er, sollte die Begierde des Wissens, wie jede andre Begierde, von der erkannten Unmöglichkeit abstehn, sollte sich gegen das Gebiet des Möglichen umwenden, und sich innerhalb dieses Gebiets zu hoffnungsvollern Arbeiten entschlieſsen.

Aber o des traurigen Schicksals, daſs unserm tiefforschenden Weisen die Gabe des leichten Ausdrucks versagt war, und daſs sich kein Aaron fand, der ihm, zum Vortrage seiner Lehren, ein leichteres, geschmeidigers Organ hätte leihen können! Jeder seiner Schüler hatte etwas Anders, und jeder schwur, er hätte das Rechte gehört; die Köpfe, statt sich zu vereinigen, entzweiten sich ärger als je: und aus dem gehofften ewigen Frieden ward, unter dem sardonischen Gelächter der Zuschauer, neuer endloser Hader.

Oder lag vielleicht die Schuld der Dunkelheit und des Miſsverstandes weniger an dem unglücklich gebauten, vielleicht auch zu wenig geübten Organ des Weisen, als an der Beschaffenheit der Gegend selbst, in welcher er die Stimme erhob? — Wenn wir ältere Beispiele von ähnlicher Dunkelheit auch der beredtesten Männer betrachten; so muſs uns dieser Gedanke mehr als wahrscheinlich werden.

Welchem Sterblichen war wohl je die Gabe der Rede mehr, als einem *Platon*, verliehen? Sie sehen dort, meine Herren, sein Denkmaal, mit dem Gott des Tages geschmückt, der seine himmlische Leier rührt, und mit Myrten- und Rosenhecken umgeben, in welchen noch jetzt die Nachtigall ihre lieblichsten Töne anschlägt. Aber wie dumpf und unvernehmlich ward die sonst so helle, reine Sprache des Weisen, sobald er es unternahm, in das wüste Leere jenseit der Erfahrung hinüberzurufen! Wie dunkel und unkenntlich wurden die Bilder, die er aus dem Gebiete der Sinne mit sich gebracht hatte, sobald er sie über jene Gränze hinaushielt! Dort, wo jede Wirklichkeit aufhört, fehlt auch die Luft, welche die Töne fortpflanzen, und das Licht, welches die Bilder erleuchten könnte.

Freilich, rief der neue Weise nicht, wie der ältere, über die Gränze hinüber, nur an die Gränze hinan; freilich hielt er die Bilder nicht selbst in das Leere hinein, nur hart an den Anfang des Leeren: aber in jener äuſserſten Gegend, scheint es, ist die Luft schon zu fein, um die Töne noch bis zur Hörbarkeit fortzuschwingen, und das Licht schon zu dämmernd, um die Bilder noch bis zur Sichtbarkeit zu erleuchten.

Dennoch lebte wahrscheinlich noch jetzt unser System, und wenn auch nur ein schwächliches, kränkelndes Leben; aber daſs es Anhänger fand, die selbst das überhörten, was in der dunkeln Rede das Vernehmbarste war, und die eben da Wissenschaft bauen wollten, wo der Weise alle Hoffnung zur Wissenschaft abschnitt: das ohne Zweifel ward unserm System weit mehr, als sein eigener innerer Fehler der Dunkelheit, verderblich. Es schien veranlaſst zu haben, was es nur nicht hatte verhindern können; der beleidigte Menschenverstand schien mit den Lächerlichkeiten, die man dem Systeme angeklebt hatte, auch selbst das System zu verwerfen, und der ausgestreckte spottende Finger der Verachtung, indem er auf jene deutete, schien unglücklicher Weise auch auf dieses zu deuten.

So fiel in der Achtung der Mehrheit der Denker, woran das Leben jedes Systemes hängt, auch das unsrige, nachdem es bei seinem Eintritt in die Welt mit stummem Erstaunen über sein Neues und

Auſserordentliches war aufgenommen, und dann, nach vorgängigem leisen Murmeln der Bewunderung, mit lautem Jubelgeschrei in die Schulen war eingeführt worden. Ich theile, meine Herren, den Schmerz, der bei diesem neuen Beispiele von der Hinfälligkeit alles Irdischen Ihre Brust durchwühlt und Ihre Blicke zur Erde schlägt; aber in den Seelen von Philosophen darf auch der gerechteste Schmerz nie zu groſs, und noch weniger darf er hoffnungslos werden. — Ob die Geister der Menschen, wie es der edle Pythagoras glaubte, indem sie die Hülle des einen Körpers abstreifen, in die eines andern schlüpfen: das ist eine noch nicht beantwortete oder vielmehr nie zu beantwortende Frage; aber von den Geistern der Systeme ist es gewiſs, daſs sie, nach kürzerer oder längerer Zeit, sich gern eine neue Hülle suchen, und dann in jugendlicher, oft gröſserer Kraft wieder hervorgehn. So hat der Geist des *Epikureischen* Systems in den Werken eines *Gassendi,* des *Xenophanischen* in denen eines *Spinoza,* des *Platonischen* in denen eines *Leibnitz,* des *Pyrrhonischen* in denen eines *Hume,* ein neues Leben begonnen. Und warum sollten denn wir nicht hoffen, daſs auch der Geist des unsrigen sich dem Staube, dem wir seine erste Hülle anvertrauen, entschwingen, und bald in einem andern Körper jugendlich wieder aufblühen werde? Mög' es dann nur ein Körper seyn, dem es weder an Ebenmaaſs, noch an Leichtigkeit der Bewegung, noch vor Allem an einem Sprachorgan fehle, das, wenn nicht stark, doch vernehmlich, wenn nicht süſs, doch gefällig töne!

SIEBEN UND DREISSIGSTES STÜCK.

AN HERRN S**.

ÜBER DEN WERTH DER AUFKLÄRUNG.

Wahrlich, mein guter S**, Sie sind ein zu strenger, um nicht zu sagen, ein ungerechter Richter. — Gleich die Aufschrift des Buchs, von welchem Sie mit so vieler Miſsbilligung reden, soll tadelhaft seyn? Die ganze Frage, die zur Untersuchung vorgelegt wird, soll keiner Untersuchung bedürfen? Nur die tiefste Unwissenheit soll noch zweifeln können, ob Aufklärung für die Menschheit heilsame oder verderbliche Folgen habe?

Ich bin nicht boshaft genug, um Sie, eben des zu groſsen Eifers wegen, womit

Sie die Sache der Aufklärung führen, eines Mangels an ihr zu bezüchtigen. Ich dürfte Sie sonst nur fragen: ob es nicht ganz wesentlich zur Aufklärung gehöre, daſs die Seele von Vorurtheilen rein, und die Denkkraft in Ansehung aller der Gegenstände, die sich ihr zur Prüfung darbieten, völlig ungehindert und frei sei? ob nicht die Aufklärung eben da ein Ende nehme, wo das Vorurtheil und mit ihm die Beschränkung der Denkkraft anfängt? — Und wenn Sie mir dieses eingestanden hätten, wie Sie denn ohne Zweifel müſsten: so dürft' ich nur fortfahren: ob es denn ein Beweis von Aufklärung sei, ein allgemeines Verdammungserkenntniſs gegen alle Vorurtheile ergehen zu lassen, aber ein einziges kleines Lieblingsvorurtheil, das für die Aufklärung selbst, sich vorzubehalten?

Doch ich sehe schon ungefähr, mit welcher Wendung Sie dieser Frage ausweichen würden. — Das, würden Sie sagen, was für die Aufklärung spricht, und was alle Untersuchung ihres Werthes für überflüſsig erklärt, ist nichts weniger als ein Vorurtheil; es ist das schnelle, unmittelbare, und eben darum unumstöſsliche Urtheil, das eine geläuterte Vernunft in eben dem Augenblicke fällt, da die Frage ihr vorgelegt wird. Aufklärung nehmlich strebt nach Wahrheit; und Wahrheit hat ihren eignen unabhängigen Werth in sich selbst, der ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, und auf die Folgen welche ihre Erkenntniſs haben kann, zum Nachforschen antreibt. Mögen diese Folgen seyn wie sie wollen; Wahrheit, und also auch Aufklärung, die immer Wahrheit sucht, sind durch sich selbst begehrungswürdig: denn ein eigner unabhängiger Grundtrieb der Seele ist auf Wahrheit gerichtet, und so kann von dem Werthe der Aufklärung keine Frage mehr seyn. —

Sie reden also, würd' ich Ihnen antworten, von dem absoluten Werthe der Aufklärung? Sie haben Recht. Diesen absoluten Werth zu untersuchen, soll so überflüſsig seyn, als Sie wollen; aber was kann uns abhalten, nach dem relativen zu fragen? nach dem Verhältniſs, in welchem die Aufklärung mit den gesammten Kräften und Trieben unsrer Natur, und durch diese mit unsrer Glückseligkeit, steht? — Auch Tugend hat, nach einem bekannten System, ihren höchsten, unabhängigen Werth in sich selbst, der ihr ohne Rücksicht auf Glückseligkeit zukommt; aber wer wird es darum verboten glauben, auch ihren relativen Werth, ihr Verhältniſs zur Glückseligkeit, in die Frage zu ziehen? — Wenn jemand auf den Fall daſs die Aufklärung in dieser oder jener Rücksicht schädlich befunden würde, einen vergeblichen, thörichten Kampf mit ihr beginnen, sie verrufen, gehässig machen, Vorschläge thun wollte, wie sie unterdrückt oder gar vertilgt werden könnte: dann mögte gegen einen solchen Verfolgungssüchtigen jener Grundsatz sich anwenden lassen. Aber wenn es dem arglosen Forscher auf weiter nichts ankommt, als das Verhältniſs der Aufklärung zur menschlichen Glückseligkeit zu bestimmen, ohne daſs er Censur- und Religions-Edicte, die er vielleicht für sehr unnütz, sogar für zweckwidrig erkennt, dadurch veranlassen will: so muſs jener Grundsatz, statt die Untersuchung zu wi-

der-

derrathen, sie weit eher empfehlen. — Ich begreiſe nicht, könnte Ihr getadelter Autor Sie anreden: was Sie nach Ihrer eigenen Denkungsart, die vollkommen auch die meinige ist, mir entheben können. Das Forschen nach dem angegebenen Verhältniſs verspricht, so wie jedes Forschen, mich zu irgend einer Wahrheit zu führen; und nur diese will ich aus reiner Wahrheitsliebe haben, gesetzt auch, daſs sie noch so unangenehm, noch so traurig wäre. Mag meine Zufriedenheit den empfindlichsten Stoſs erleiden: der Trieb nach Wahrheit dringt vor, und ich habe für sie Eifer und Anhänglichkeit genug, um ihr Alles zum Opfer zu bringen.

Hätten Sie unserm Manne die Galle ein wenig zu sehr gereizt; so würd' er, fürcht' ich, seinen Ton noch viel höher stimmen. — Wie? würd' er ausrufen:

mit was für einer Art von Gegner bin ich denn hier verwickelt? Mit einem Weltweisen? Mit einem Freunde der Wahrheit? Unmöglich! Denn der würde die heilige Wahrheit selbst nicht zum Vorwande brauchen, um irgend eine Untersuchung, sie sei welche sie sei, zu verspotten, und eben dadurch zu hindern. Ständ' ich zu Madrit oder zu Rom vor dem heiligen Amte, das mich, wegen geäuſserter Zweifel an der unbefleckten Empfängniſs Mariä, hätte vorfordern lassen; so würd' ich wissen, woran ich wäre und was ich zu denken hätte. Aber ein Philosoph sollte mir keinen augenblicklichen Zweifel an der Nützlichkeit der Aufklärung erlauben? Er, der es doch wissen muſs, daſs eben Zweifeln die unerläſsliche Bedingung alles Weiterkommens in der Erkenntniſs, aller Aufklärung ist? — Oder glaubt er etwa, daſs auch die Aufklärung nöthig habe, von jener heiligen Scheu bewacht zu werden, die ehemals den Glauben bewachte? —

Doch ich bin schon zu lange auf der Seite Ihres Gegners, und trete jetzt mit Vergnügen auf die Ihrige. Was Sie über den Unterschied sagen, den jener zwischen wahrer und falscher Aufklärung festsetzt, und über seine Entscheidung: daſs wahre Aufklärung für die Menschheit allemal nützlich, nur falsche ihr schädlich sei; darüber bin ich völlig mit Ihnen einig. Auch ich fragte unsern Verfasser, indem ich sein Büchelchen las: Was verstehn Sie denn aber unter Wahr, und was unter Falsch? Doch nicht geradezu unter Ersterm das was Sie für nützlich, und unter Letzterm das was Sie für schädlich erkennen? Alsdann, sehen Sie wohl, hätten Sie keine sehr groſse, keine sehr tiefe Entdeckung gemacht; Sie hätten uns bloſs gesagt, daſs eine Sache sei was sie sei: das Nützliche nützlich, und das Schädliche schädlich.

Sind denn, mögt' ich gegen unsern Verfasser fortfahren, die Wahrheiten die Sie zum Gebiet der Aufklärung ziehen, lauter Auflösungen praktischer Fragen, in welchen das Beste, Vortheilhafteste, Wünschenswürdigste für die Menschheit gesucht wird? Alsdann freilich hätten Sie ohne Widerspruch Recht; die Wahrheit fiele mit der Nützlichkeit, die Nützlichkeit mit der Wahrheit durchaus zusammen; und die vollkommenste Aufklärung würde zugleich die heilbringendste seyn. Aber eben damit, fürcht' ich, läge dann auch das Überflüſsige der Untersuchung am Tage, und ich würde Sie gegen den

Tadel meines Freundes S** nicht mehr retten können: denn wer in der Welt wird Fragen über Dinge aufwerfen, die sich von selbst verstehen? Sind aber zur Aufklärung, nach Ihrer eigenen Angabe, auch theoretische Wahrheiten gehörig, Fragen, auf welche die Antwort, die uns freilich am glücklichsten machen würde, darum nicht gleich die richtigere ist; so hatten Sie ohne Zweifel Unrecht, Nützliches und Wahres für Einerlei zu nehmen, und jenes gleichsam zu einem Kennzeichen von diesem zu machen.

Wahr heiſst sonst nach gemeinem Sprachgebrauche, was die eigenthümlichen Merkmaale von demjenigen an sich trägt, wofür man es ausgiebt; falsch, was nur gewisse gemeinsame Merkmaale besitzt, indeſs die eigenthümlichen fehlen. So ist wahres Gold, was ganz die specifische Schwere, Streckbarkeit, Zähigkeit, Feuerbeständigkeit des Goldes hat; falsches, was nur durch unsichre Merkmaale täuscht, die gewissen Mischungen aus andern unedlern Metallarten eben so gut als dem Golde zukommen: durch den Glanz, durch die Farbe. Um also auszumachen, was wahre und was falsche Aufklärung sei, müſste man erst tiefer in das Wesen derselben eindringen, müſste genau ihre eigenthümlichen unterscheidenden Merkmaale angeben, nicht so geradehin sie nach ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit schätzen. Feuer heiſst uns ja immer Feuer, es mag verderbliche oder wohlthätige Wirkungen äuſsern, mag der Luft um uns her die gehörige Temperatur geben und die Speisen zu leichterer Verdauung bereiten, oder mag das Dach des Hauses ergreifen, und uns alle unsre

Habseligkeiten in Asche legen. Wir erkennen es in dem einen Falle für eben so wahres Feuer, als in dem andern; und wer sagt uns denn, daſs der Trieb nach Wahrheit, der Muth gegen Vorurtheile, der Scharfſinn im Entwickeln und Prüfen, nicht auch dann noch Aufklärung, wahre echte Aufklärung gebe, wenn das Gebäude von Meinungen und Hoffnungen, worin uns bisher so wohl war, dadurch verzehrt wird? Offenbar müſste man erst beweisen, was man so unbekümmert voraussetzt; und einen solchen Beweis zu führen, mögte seine Schwierigkeit haben. —

Mich selbst mit Untersuchung der aufgeworfenen Frage zu beſassen, fühle ich keine Neigung: und zwar darum nicht, weil ich gar nicht absehe, wie ich sie endigen sollte. Da ich mir doch unmöglich herausnehmen könnte, die letzten unabänderlichen Resultate der Aufklärung festzusetzen: so wüſste ich keinen andern Weg, als daſs ich zuerst Alles für Aufklärung gelten lieſse, was nicht bloſs die Lehrer gewisser Schulen, sondern was überhaupt alle denkende Männer Scharfsinnigers, Gründlichers, Einleuchtenders, als ihre Vorgänger, gesagt; daſs ich dann ferner dem ganzen Gange dieser Aufklärung bis auf unsre gegenwärtigen Zeiten nachspürte, und bei jedem merklichern Fortschritte fragte: was der Mensch, nicht bloſs als erkennender Geist — denn da verstände der Gewinn sich von selbst — sondern überhaupt als Mensch, in der Gesammtheit seiner Kräfte, Neigungen, Verhältnisse, gewonnen habe? daſs ich endlich die oft so sichtbare, so ganz nicht zu verkennende innige Verbindung zwischen wachsender Einsicht und vermehrtem Menschenwohl, die in gewissen Puncten unzertrennlich an einander hangen, bemerkte; aber auch gleich aufrichtig angäbe, ob und wann und in welchen Puncten das immer weitere Forschen der innern Ruhe des Menschen, wohl gar seiner Sittlichkeit, gefährlich geworden, oder noch jetzt es zu werden drohe? Wenn ich nun aber bis hieher gekommen wäre, und an den gegenwärtigen Zeiten hielte; was für ein Resultat, glauben Sie, daſs ich ziehen könnte? In den meisten Hinsichten gewiſs ein höchstvortheilhaftes, in andern vielleicht ein minder vortheilhaftes, wohl gar ein ungünstiges; aber — ein ungünstiges für alle, auch die künftigen Zeiten? Unmöglich! Denn wie könnte ich wissen, ob nicht, bei dem steten Fortschreiten der Aufklärung, sich eben aus dem jetzigen beunruhigenden Zustande der Einsicht ein desto angenehmerer entwickeln; ob nicht, durch unablässiges Weiterdenken, die Schwierigkeiten, womit ich jetzt noch groſse, mir äuſserst wichtige Fragen umwunden sehe, sich lösen, und Wahrheiten, an denen mein ganzes Herz hängt, in einem Grade der Reinheit, Klarheit, Gewiſsheit hervorgehen werden, wie sie ohne jenen miſslichscheinenden Zustand der Erkenntniſs nie gehabt haben würden? — Mein Resultat also wäre nur dies: man verehre mit dankbarer Seele alles das Gute, was man bis jetzt von der Aufklärung empfing; allein die Frage von ihrem Werthe im Allgemeinen lasse man ausgesetzt, bis sie nicht mehr im Fortschreiten begriffen, sondern zu ihrer Vollendung gediehen ist, und ihre letzten unabänderlichen Resultate der Welt vor Augen liegen.

Eine bessere Frage würde seyn, wenn sie nicht von allen Vernünftigen schon entschieden wäre: ob man die Aufklärung da wo sie gefährlich werden könnte, hemmen? oder ob man unbesorgt bleiben, und sie ihren Gang ruhig solle fortgehen lassen? — Wenn das Hemmen durch bloſse Vernunftgründe geschähe; so würd' es eigentlich kein Hemmen, sondern ein Vorwärtsbringen seyn, und würde allgemeine Billigung finden. Wenn es durch andre, durch gewaltsame Mittel geschehen sollte; so würde sich Alles dagegen empören: die Klugheit, die nichts will angefangen wissen, was nach allgemeiner Erfahrung unmöglich durchgesetzt werden kann; der Wahrheitstrieb, der auf Richtigkeit und Vollendung in der Erkenntniſs dringt, und als einer der ersten Vorzüge unsrer Natur auf das zärtlichste und schonendste will behandelt werden: selbst der Glückseligkeitstrieb, dem nichts so sehr entgegen ist als Beschränkung der Freiheit, und der, bei dem Unvermögen des gebildeten Menschen, andere Beruhigung anzunehmen als die ihm von der Vernunft kommt, sich enge an den Wahrheitstrieb anschliesst, um durch ihn zu dem Puncte hinzukommen, wo beide zugleich ihr Ziel und ihre Zufriedenheit finden.

Ich bitte den Philosophen in Ihnen, diese flüchtig hingeworfenen Gedanken zu prüfen, und den Freund, mir das Resultat dieser Prüfung mit aller der Offenheit mitzutheilen, wovon ich selbst Ihnen das Beispiel gegeben. Ich bin u. s. w.

ACHT UND DREISSIGSTES STÜCK.

AN HERRN G*Z.

ÜBER DIE FURCHT VOR DER RÜCKKEHR DES ABERGLAUBENS.

Sie sind dafür bestraft worden, mein lieber *G*z*, daſs Sie gestern aus der Gesellschaft so frühe aufbrachen, und durch keine Bitten der Wirthinn, die doch noch so jung und so liebenswürdig ist, Sich bewegen lieſsen zum Abendessen zu bleiben. Während Sie zu Hause, Gott weiſs über welchen staubichten Barbaren des Mittelalters oder über welches unleserliche Archivstück, Sich die Augen verderbten, hatten wir Andern das belustigende

Schauspiel eines förmlichen literarischen Kampfs zwischen dem entschiednen Skeptiker *F*** und dem eben so entschiednen Dogmatiker *I***. Sie glauben vielleicht, daſs der Letztere vor dem gröſsern Scharfsinne des Erstern bald werde gewichen seyn; aber ich versichre Ihnen, daſs *F*** in groſser Bedrängniſs war, und daſs er von der kecken, bilderreichen Beredtsamkeit seines Gegners die traurigste Niederlage hätte erleiden können, wenn nicht noch *L*** zu rechter Zeit ihm einige Ideen zu Hülfe geschickt hätte, die wenigstens seinen Rückzug zu decken dienten.

Mit einer scheinbaren Lobrede auf den Skepticism fing der immer streitlustige I** die Unterredung an; und F**, der als Fremder ihn nicht kannte, lieſs sich die Süſsigkeiten, die ihm über sein

System gesagt wurden, und deren widerlichbittern Nachschmack er freilich nicht ahnen konnte, gar trefflich zu Gaumen gehen. Der Skepticism, sagte I**, ist das Letzte, worauf ein scharfsinniger, tiefer Denker am Ende nothwendig hinauskommt — (denn bei I**, wie Sie wissen, ist Alles nothwendig, Alles ausgemacht und entschieden) — er ist das Sublimste, wohin der menschliche Geist jemals reichen kann, der äuſserste höchste Gipfel aller Erkenntniſs. Mehr als Einer in der Gesellschaft widersprach; aber I** erweiterte seinen Gedanken mit groſser rhetorischer Kunst, berief sich auf die Griechen, deren Geistesgröſse sich in allen Fächern der Literatur so glänzend offenbart habe, und zeigte, wie alle ihre philosophischen Schulen ohne Ausnahme am Ende zur skeptischen übergetreten wären. Er ging auf eben die Art die Weltweisen der aufgeklärtesten unter den neuern Völkern durch; und auch hier ſand sich, daſs die jüngsten, und also, nach I**s Behauptung, nothwendig die hellsten und weitsehendsten, sich theils dem Skepticism schon genähert, theils auch ohne Rückhalt sich schon völlig für ihn erklärt hätten. Kurz, er sagte Alles, um den guten F** zu bezaubern, der sich die Bekanntschaft eines so gründlichen Denkers in einer so unphilosophischen Stadt, wie er bisher die unsrige gefunden, wohl nie hätte träumen lassen.

Bitten um Freundschaft und Versicherungen von Freundschaft waren in dem herzlichsten Tone gewechselt; und unsre Wirthinn freute sich ungemein, daſs sie zu der Bekanntschaft zweier Männer, die so ganz für einander gemacht schienen, den Anlaſs gegeben: als auf einmal zu F**s Erstaunen das Blatt sich wandte, und I** mit trauriger Gebehrde anfing, daſs er nichts destoweniger das Jahrhundert bejammre, wo die Aufklärung bis zu einem Grade gestiegen sei, der eine ganz nahe bevorstehende Finsterniſs mit Sicherheit voraussehen lasse; daſs er die groſsen Geister bejammre, die den äuſsersten Gipfel menschlicher Einsicht erreicht hätten, weil dieser Gipfel eben so nackt für die Erkenntniſs, als für das Herz zum Erfrieren kalt sei. Beides ward von der Gesellschaft angefochten, und besonders das so nahe Bevorstehen der Finsterniſs; aber I** beharrte darauf, daſs nach der glänzenden Periode des Skepticism die tiefste, schrecklichste Nacht des Aberglaubens mit allen ihren Gräueln unausbleiblich zurückkehren müsse. Einige von uns bestritten nur dieses »unausbleiblich«, und lieſsen die Möglichkeit gelten, — welches denn auch ich that, der ich in der Welt genug erlebt zu haben glaube, um nichts für unmöglich, aber auch nichts für unausbleiblich zu halten; — Andere tasteten selbst die Möglichkeit an, daſs Zeiten, wie die unsrigen, je zu einer vollen Barbarei zurücksinken sollten: und unter diesen war, trotz seines Skepticism, niemand so eifrig, als F**.

Ich erstaune, sagte hier I**, daſs eben Sie mir entgegen sind: denn wie ich von einem der wahrhaftesten Männer die ich kenne, von unserm hier gegenwärtigen *L***, weiſs; so haben Sie jüngst in einer Gesellschaft, wo von dem Werth der Aufklärung die Rede war, behauptet, daſs es sich mit dem geistigen Lichte in allen Stükken, wie mit dem körperlichen, verhalte, und haben daraus geschlossen, daſs eben so, wie dieses von Allen geliebt werde, auſser von Blödsichtigen und Verbrechern, auch jenes von Allen geliebt werden müsse, auſser von Schwachköpfen und von Betrügern. Vermöge dieser von Ihnen festgesetzten vollkommnen Analogie zwischen dem geistigen und körperlichen Lichte, werden Sie mir zugeben müssen, daſs bei erreichter höchster Klarheit — welche in Ansehung des geistigen Lichts der Skepticism, so wie in Ansehung des körperlichen die ungetrübteste Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft ist — eine fürchterliche Zersetzung ganz nahe bevorstehe.

Zersetzung schien ein Wort, mit welchem F**, der wegen des gar zu schwer gewordenen Studiums der Philosophie die andern Wissenschaften ein wenig mogte vernachlässiget haben, nicht den hellsten Begriff verband; er bat also um nähere und deutlichere Erklärung. — Der Meteorologe, erwiederte I**, wird Ihnen sagen, daſs gerade dann, wenn die Sonne am klärsten und ohne die mindesten Dünste aufgeht, nicht der beste heiterste Abend zu erwarten sei; daſs eben der nebelfreiste, scheinbarreinste Himmel mit allen Schrecknissen der Atmosphäre schwanger gehe, mit Schlossen, Stürmen, Platzregen, Ungewittern. Mithin wird auch nothwendig, vermöge der Analogie zwischen körperlichem und geistigem Lichte, in welcher ich ganz mit Ihnen einverstanden bin, nach der vollkommensten, reinsten Helligkeit des Skepticism, aller Unsinn, Wust, Gräuel des Aberglaubens wieder zum Vorschein kommen.

F** warf dem rüstigen Kämpfer die

alte Regel von dem nicht zu verfehlenden Vergleichungspuncte in den Weg, und erinnerte ihn, daſs jedes Gleichniſs seiner Natur nach hinke; aber I**, statt über diesen Einwurf zu stolpern, schritt mit kühnem Muthe darüber hin, und berief sich abermal auf das Beispiel der Griechen, das, wie er sagte, überall auf dem Felde menschlicher Cultur und Bildung eine vorleuchtende Fackel sei. Er breitete sich über die Folgen aus, die in Griechenland entstanden wären, als endlich alle philosophische Schulen sich zu der des *Pyrrho* geflüchtet hätten: wie in eben dem Maaſse, als der Grübler Erkenntnisse verloren, der rohe undenkende Haufe sich mit Erkenntnissen vollgestopft, und während jener in tiefster Armuth geschmachtet, dieser im üppigsten Reichthume geschwelgt habe; wie am Ende die ganze Philosophie in eitle leere Diſputirkunst zusammengeschrumpft, und in allgemeine tiefe Verachtung gesunken sei, indem zu gleicher Zeit der blindeste Aberglaube das Haupt erhoben, und jenes goldene Zeitalter der schamlosesten Betrüger herbeigeführt habe, der Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; wie damals Alles den Kopf voll Mysterien, voll Zeichen und Wunder gehabt, und wie ein jeder für den einfältigsten Thoren würde gegolten haben, der noch an Dämonen, Geistererscheinungen, magischen übernatürlichen Kräften hätte zweifeln wollen.

Aber, nahm hier unser bescheidner *Z*** das Wort: wenn das einmal so war — wie ich denn allerdings nicht läugnen kann daſs es so war — —

So wird es auch immer so seyn; und kann wegen der Natur der Sache ganz unmöglich anders seyn! rief ihm I** mit seiner gewöhnlichen Keckheit entgegen.

Woran Sie mir erlauben werden zu zweifeln, erwiederte L**; denn wie viele andere Umstände trafen in jenen unglücklichen Zeiten zusammen, die das in Rede stehende traurige Phänomen — welches übrigens nicht bloſs in Griechenland, sondern im ganzen römischen Reiche Statt hatte — eben so gut und vielleicht ein wenig besser erklären können. Überlegen Sie nur, wie Vieles schon die Abschwächung aller edlern Seelenkräfte durch die übertriebenste viehischste Sinnlichkeit, wie Vieles die ewige zitternde Furcht, worin man unter den blutgierigsten tyrannischsten Despoten und unter einer der unsichersten Regierungen auf Erden lebte, wie Vieles endlich das immer höher steigende, bis zur Unerträglichkeit anwachsende Elend wirken, und wie es, mit der Lust zum Denken, auch allen Muth, alles Vermögen dazu ersticken mußte.

Und dann, setzte F** hinzu: überlegen Sie noch, daß in der ganzen Geschichte, soweit die Jahrbücher derselben hinaufreichen, der Fall, wo sich hohe Aufklärung und tiefer Aberglaube so nahe berührt haben, erst einmal dagewesen ist. Ohne, wie Herr L**, Ihnen andre mögliche Ursachen dieser Erscheinung zu nennen, dürfte man Sie nur fragen: welche Folgen denn wohl aus einem solchen einzelnen isolirten Falle sich herleiten lassen? ob daraus, daß einmal und nur erst einmal zweierlei Dinge auf einander gefolgt sind, auch nur die Vermuthung erwachsen könne, daß diese Dinge als Ursache und Wirkung zusammenhangen?

Einmal und nur erst einmal! rief I**,

indem er mit angenommener Miene des Erstaunens in der ganzen Gesellschaft umhersah. Und das, meine Herren, können Sie so mit anhören und können schweigen? Hat denn die Wahrheit unter uns keinen Freund, keinen Vertheidiger mehr, der seine Stimme erhebe? Oder sind wir lauter Fremdlinge in Israel, die nicht wissen was in diesen Tagen geschehen ist? Einmal und nur erst einmal wäre der Aberglaube dem Skepticism auf die Ferse getreten? — und vor unsern Augen hat er, so wie er die Stimme seines Vorläufers nur wieder laut werden hörte, sich aus den Hütten der Niedern hervorgewagt, in die er sich zu den Zeiten der Trübsal und der Verfolgung geflüchtet hatte, und die von jeher zu seiner Aufnahme so willig waren! Vor unsern Augen hat er die Lichtscheu abgelegt, um wieder Zutritt zu den Häusern der Vornehmen, zu den Paläſten der Groſsen zu ſuchen, und hat ihn dort nur allzuhäufig gefunden: hie und da zwar in der Dämmerung und durch irgend ein verborgenes Nebenpförtchen; aber auch oft genug am hellen Mittage, durch's groſse Thor, und ohne alle Verheimlichung, allen Rückhalt.

Man fing an, ſich gewiſse Namen ins Ohr zu flüſtern, und L** geſtand, daſs auch ihm einige Verbindung zwiſchen der angeblichen Urſache und dem zu erklärenden Erfolge durchſchimmre. Aber, ſagte er, Sie ſollten uns dieſe Verbindung in volles Licht ſetzen, ſollten uns allen Zweifel benehmen, ob etwa auch hier nur der Zufall ſpiele, und die Begebenheiten ſich einander, wie ſo oft, bloſs begegnen; oder ob ſie wirklich in einem innern Zuſammenhange ſtehen, ſo daſs die eine durch die andere veranlaſst, hervorgebracht wird. Das Letztere müſste doch nothwendig Statt finden, wenn wir von dem Dasein der einen mit so vieler Sicherheit, wie Sie, auf die baldige Erscheinung der andern schlieſsen sollten.

Und meinen Sie, rief hier I**, daſs ich mich bedenken werde, Ihre Aufforderung anzunehmen? daſs es mir im mindesten schwer fallen wird, das Verlangte, und zwar in vollem Maaſse zu leisten? Ich werde dabei nichts Tiefes, nichts Verborgenes voraussetzen; bloſs eine Kenntniſs der menschlichen Natur, wie man sie von jedem auch weit minder gebildeten, weit minder unterrichteten Zuhörer erwarten darf, als die ich hier zu unterhalten die Ehre habe. Ich denke, es soll Ihnen so klar werden als der Tag, daſs der Skepticism für die Aufklärung im höchsten Grade gefährlich, und daſs er, wenn Sie mir dieses Bild erlauben wollen, der eigentliche Säemann für den Saamen des Aberglaubens ist, der leider! in unsrer Natur einen nur zu günstigen, mit allen ihm zusagenden Homöomerieen geschwängerten Boden findet. Mein einziger Wunsch bei diesen Umständen ist, daſs nur nicht wieder ein so ungeheurer Giftbaum, wie jener, hervorwachse, der einst von Rom aus, wo er seine Wurzel schlug und sie bis zur Hölle hinabtrieb, die Zweige über ganz Europa verbreitete, und jedes nützliche Pflänzchen der Erkenntniſs in seinem verderblichen Schatten erstickte.

L** schüttelte hier bedenklich den Kopf, und schien sich fertig zu machen, den wahren Ursprung von der Barbarei des Mittelalters und von dem übertriebenen Ansehen des römischen Stuhls aus der

Geschichte anzugeben; auch F** brachte schon die ersten Worte zu einer widerlegenden Anmerkung hervor: aber beide zogen sich bescheiden zurück, weil eben hier zum ersten Mal unsre liebenswürdige Wirthinn sich in das Gespräch mischte. — Ihre Prophezeihungen, sagte sie, werden ganz fürchterlich, mein Herr I**, und ich fange an, so viel Theil an der Unterredung zu nehmen, daſs ich irgend einen der Herren bitten muſs, meiner Unwissenheit über die eigentliche Natur des Skepticism, wie Sie dieses schreckliche Übel nennen, abhelfen zu wollen. — F** war augenblicklich dazu bereit, indem er zum voraus versicherte, daſs Madame nichts so gar Schreckliches daran finden würde; aber die Ausdrücke deren er sich bediente, waren so hoch und so dunkel, so ganz aus der Schulsprache entlehnt, daſs es für Madame eben so viel war, als ob er Sanscritta gesprochen hätte. — I** bat um Erlaubniſs, ihr den Begriff durch ein einziges völlig passendes Bild zu versinnlichen; durch ein Bild, wie er sagte, das beinahe für die Sache selbst gelten könnte. Sehen Sie, Madame! fing er dann an, der Skeptiker ist Anfangs ein Mensch, wie wir Alle: er sieht die Gegenstände der Sinne am Lichte der Sinne; die Wahrheiten der Vernunft am Lichte der Vernunft: und man muſs ihm zugestehen, daſs er nicht allein eine eben so gute, sondern oft noch eine feinere und schärfere Vernunft, als wir Andern, besitzt. Aber nun wandelt ihn unglücklicher Weise die Lust an, sich von der Wahrheit seines Sehens und von der Wirklichkeit des Gesehenen eine noch völligere Gewiſsheit zu verschaffen, als die er bereits durch sein Sehen hat; er sieht also den Blick von den Gegenständen ab, und sieht hinein in das Licht selbst, das doch nur da ist um zum Sehen zu leuchten, sieht so lange, so starr, mit so unverwandtem Blick hinein, bis ihm beide Augen von Lichte strotzen: und wenn er sich nun wieder umwendet, und nicht mehr die Gegenstände sieht, sondern Licht, lauter Licht, nichts als Licht; kurz, wenn er von Überfüllung mit Licht so gut als blind ist; dann, Madame — ist der Skeptiker fertig.

Die Gesellschaft lachte laut auf über das Gemisch von Wahrheit und von Possierlichkeit in dieser Erklärung; niemand aber lachte mehr, als Madame, die sich Anfangs gar nicht wollte bereden lassen, daſs mit so viel Possierlichkeit auch etwas Wahrheit vermischt seyn könnte. F**, der bisher noch ziemlich gute Fassung behalten hatte, war hier unglücklich genug sich zu ärgern: und ob er gleich aus aller Macht seinen Verdruſs zurückschlang, um nicht das Lachen, wozu man einmal im Gange war, geradeweg auf sich zu ziehen; so war doch innerlich die gute Laune dahin, und I** konnte nun um so freier seine oft trüglichen Phantasiebilder für gute, echte Vernunftgründe verkaufen.

Ich dürfte jetzt nur fragen, fing I** wieder an: ob ein Blinder, wie unser Skeptiker, nicht ein armer Verlaſsner sei; und ob er sich im Stande befinde, allen den Fallstricken, die der Aberglaube dem Menschen legt, und allen den Gruben, die er ihm gräbt, aus dem Wege zu gehen? Aber ich will das obige Bild gern verlassen: und dies aus Achtung für unsern Freund L**, der, wie ich weiſs, in phi-

philosophischen Unterredungen den Bildern eben nicht hold ist.

Weil er sie in Verdacht hat, sagte L**, die Begriffe oft mehr zu trüben als zu erläutern, und weil er sie schon mehrmal darauf ertappt zu haben glaubt, neben dem Erläutern auch noch ein wenig beweisen zu sollen.

Das können sie nun freilich nicht, erwiederte I**; und so will ich denn nur in ganz schlichten Worten fragen: ob es nicht, auch nach Ihrer Meinung, der schlechten undenkenden Köpfe, in welchen die Sinnlichkeit über die Vernunft den Meister spielt, und welche durch sich selbst keiner gesunden Begriffe fähig sind, ohne Vergleichung mehr unter den Menschen giebt, als der guten selbstdenkenden Köpfe? ob also nicht bei weitem der gröſste Theil des Lichts, welches sich unter der Menschheit verbreitet hat, statt ursprüngliches Sonnenlicht zu seyn, nur abgeleitetes Mondenlicht ist; mithin ein Licht, welches augenblicklich wieder verschwindet, oder doch, gleich dem bononischen Stein, nur noch einige Zeit lang fortleuchtet, wenn ihm seine Quelle entweder entzogen oder verstopft wird? ob die Quelle, aus welcher das Licht der schwachen Köpfe seinen Ursprung nimmt, eine andre ist als die Einsichten der wenigen Selbstdenker, die sich aus eigener Kraft zu bessern Erkenntnissen emporarbeiteten, und ob also diese bessern Köpfe selbst ihr Licht verlieren können, ohne daſs die Menge der schwachen Köpfe unausbleiblich in die vorige Finsterniſs zurücksinke?

Die Wirthinn, die seit der Beschreibung des Skeptikers ganz für I** gewonnen schien, gab auf alle diese Fragen die günstigsten Antworten; und da die Übrigen, vielleicht aus Höflichkeit, schwiegen: so wollt' ich nicht der Einzige seyn, der den Unhöflichen und Klugen spielte. Ich unterdrückte also die Frage, die mir schon auf den Lippen schwebte: ob denn, nach einmal erwachter gesunder Vernunft und allgemeiner gewordenen Aufklärung, die Menschheit noch immer so abhängig von einigen vorzüglichen Köpfen bleiben könne, als sie im Zustande der ursprünglichen Rohheit und Geistesdumpfheit es freilich war?

I** fuhr nun fort: Sie sehen demnach, meine Herren, worauf es ankommen wird, wenn Aufklärung auf Erden bleiben, und nicht eine allgemeine traurige Nacht wieder einbrechen soll. Bloß auf das Beharren der bessern Köpfe bei ihren mehr geläuterten Begriffen; bloſs auf ihre fortdaurende treue Anhänglichkeit an die einmal angenommenen Grundsätze, auf ihren nie verschwindenden bittern Widerwillen gegen den Aberglauben.

Und halten Sie's denn für möglich, sagte F**, daſs, wo jene Anhänglichkeit und dieser Widerwille sich einmal festgesetzt haben — —

Festgesetzt! fiel ihm I** in die Rede. Ich halt' es durchaus für unmöglich, daſs in der menschlichen Seele sich irgend etwas festsetze, was nicht verträglich mit ihrer Natur ist: und eben auf diese Natur wollt' ich jetzt kommen, um zu zeigen, wie sehr das Beharren im Skepticism ihr entgegenlaufe. Lassen Sie uns also sehen, meine Herren, in welcher Lage sich der Denker befinden wird, wenn er sich bis zum Skepticism — den ich noch einmal für das Sublimste in der Aufklärung feierlich anerkenne — hinaufgedacht hat, und ob er in dieser Lage wird bleiben können, wenn er auch wollte, oder wird bleiben wollen, wenn er auch könnte? Ich fürchte, ich fürchte, das irdische Licht der Aufklärung wird, gleich den himmlischen Lichtern, nur dazu aufgehen, höher steigen und culminiren, um sogleich nach erreichtem höchsten Puncte sich dem Horizonte wieder zu nähern und zu verschwinden.

Zuerst frag' ich Herrn F** und alle Gegenwärtige: ob es der Natur unsrer Seele gemäſs sei, in irgend einem Zustande, wie man diesen auch annehmen mag, zu beharren? ob nicht vielmehr die Seele, vermöge ihres wesentlichen Grundtriebes, immer sich ausdehnen, weiter gehen, höher steigen wolle? — Man beantwortete ihm dieses mit Ja. — Ich frage ferner: ob derjenige höher könne, der die äuſserste Spitze erreicht hat; oder ob er, da kein Weilen Statt findet, und das Höhersteigen zur Unmöglichkeit wird, nicht durchaus wieder herunter müsse? Bei dem Skepticism vollends wäre das Ruhigbleiben zwiefach unerträglich, weil hier die Ruhe auf den spitzigen Dornen des Zweifels gesucht werden müſste, wo sie in Ewigkeit nicht Statt finden kann. Mithin muſs der Skeptiker von seiner Höhe, er mag wollen oder nicht, über kurz oder lang wieder fort; — und nun wohin?

Doch nicht gleich in die Tiefe des Aberglaubens? fragten die Gegenredner.

Unfehlbar! Ganz unfehlbar! versetzte I**.

Entweder ist das Scherz, sagte L**, oder Sie machen da einen Sprung — —

Vergeben Sie, lieber L**! Es ist kein Sprung, sondern ein Fall.

Ein Fall? —

Die Extreme, wie Sie wissen, berühren einander; und der Skeptiker muſs entweder bleiben — was ich doch für so gut als unmöglich halte — oder er muſs auf einmal bis in die Tiefe wieder hinunter. — Um dieses deutlicher einzusehen, bitte ich Sie, auf die Art und Weise Acht zu geben, wie der Skeptiker auf die Höhe hinankommt. Er bedient sich dazu einer Reihe von abstracten Begriffen, die gleichsam eine Leiter bilden, deren Sprossen je höher je dünner, und immer dünner und zum Auftreten immer bedenklicher werden. So wie er mit dem einen Fuſse ängstlich die höhere Sprosse erfaſst, tritt er mit dem andern Fuſse die untere Sprosse durch; und wenn er nun endlich angelangt ist, und von seiner Höhe hinter sich blickt, so ist die ganze Leiter mit allen ihren Sprossen verschwunden. Er hat alle seine Erkenntnisse bis auf die, daſs er nichts erkenne, verloren.

Drollig genug! rief hier L**, halb mit Kopfschütteln, und halb mit Lachen; aber daſs der arme Skeptiker nun gleich fallen, und gleich so unbarmherzig bis in den Abgrund hinabfallen soll — —

Kann er denn anders? erwiederte I**. Seine Leiter, die ihn hinantrug, hat er verloren; und was bleibt ihm da übrig, wenn er nicht auf seinem Dornenlager ruhen soll, als daſs er sich dem Schwindel überlasse, der auf jener Höhe die Meisten anwandelt, und so über alle mittlern Erkenntniſsstufen hinweg, geradezu in den Abgrund zurücktaumle? Mit seinem Denken leider! ist's aus, und ich sehe nichts für ihn zu thun, als zu glauben.

Sie haben den Bildern treflich entsagt! rief hier F**, nicht ohne einige Bitterkeit; aber ich dächte, Sie nähmen, um Sich das Mitleiden mit Leuten zu ersparen die es Gottlob! nicht nöthig haben, lieber ein anderes Bild, würfen Ihre Leiter bey Seite, und liefsen den Skeptiker die Höhe nicht ersteigen, sondern erfliegen.

Erfliegen? fragte ihn I**. Geht das an?

F**, ohne zu antworten, fuhr fort: Wenn alsdann die freilich nackte und kalte Höhe der Speculation dem Skeptiker zum Verweilen nicht anstände, oder wenn er auch überhaupt das Verweilen seiner Natur nicht gemäfs fände; so braus'te er mit eben dem Fittig, der ihn auf die Höhe hinantrug, in andere Gegenden fort, wo er den Aufenthalt angenehmer, und zum Weitergehen des Raumes mehr fände, als er je überschreiten würde.

Sehr wohl gesagt! erwiederte I**; aber wie, wenn er aus der Gegend wo er jetzt ist, nicht hinwegkönnte, und wenn das Brausen seinem armen Fittig beschnitten wäre? Sie bringen mich hier auf den Punct, zu dem ich eben kommen wollte: auf das Interesse des Herzens, das uns ewig von den Erkenntnissen nicht fortläſst, in welchen eben der Skeptiker sich am weitesten zu verklettern pflegt, von den Erkenntnissen des Übersinnlichen und der Zukunft. — Ich setze hiebei aus gemeiner Menschenkunde voraus, daſs der Kopf vom Herzen gar nicht so unabhängig, gar nicht so sehr sein eigner Herr ist, als er's wohl glaubt; daſs es sehr oft unsre Empfindungen sind, durch welche wir unsre Meinungen haben, und daſs wir nur in gewisse Lagen gerathen dürfen, um zu handeln, und selbst zu glauben, wie wir handeln und glauben zu können ohne diese Lagen uns nie hätten einfallen lassen. — Vielleicht wünschen Sie ein Beispiel, um dies deutlicher einzusehen, und ich kann damit dienen.

O ich — fingen hier zwei zugleich an, F** und die Wirthinn, und nun wollte jeder, daſs der Andere reden sollte. Die Wirthinn, natürlicher Weise, sprach ihr Wort zuerst: O ich bitte darum; — und nun sprach es ihr F** in einem Tone nach, der uns Alle zum Lächeln brachte.

Denken Sie Sich also, sagte I**, einen Mann, der Erfahrung, Einsichten, Grundsätze hat, der aber mit zeitlichen Gütern schlecht versehen ist, und der eben jetzt eine namhafte Summe herbeischaffen muſs, wenn er nicht seinen Credit und seine

Ehre will zu Grunde gerichtet wissen. Ehemals hatte dieser Mann einen Freund, auf den er mit Sicherheit rechnen durfte, der mit der uneigennützigsten Groſsmuth in jeder Noth ihm beisprang, oder vielmehr, der es nie mit seinem Bedürfniſs so weit kommen lieſs daſs es zur Noth ward. Dieser Freund ist jetzt selbst gefallen, ist durch gewagte, tolldreiste Unternehmungen selbst zum Bettler geworden. An wen soll er nunmehr sich wenden? An einen schmutzigen Wucherer, an einen unbarmherzigen Blutsauger, der sein Geld zu den ungeheuresten Zinsen ausborgt? Es ist offenbar nur Hinhalt, nur Vergröſserung des Ruins; aber wird der Unglückliche das überlegen? Wird er nicht, in seiner Noth, einen Schritt thun, dessen er bei seinen Erfahrungen, Einsichten, Grundsätzen, völlig unfähig schien? —

Oder ein anderes Beispiel! — Nehmen Sie auf einen Augenblick die Lüge für wahr an, womit uns einst die öffentlichen Blätter unterhielten, daſs Frankreichs Ärzte die Trüglichkeit und Charlatanerie ihrer Kunst öffentlich und einmüthig anerkannt hätten: wird darum der leidende, von Schmerzen gefolterte Kranke aufhören, um Hülfe zu jammern? wird er nicht, wenn der kunstverständige Arzt sie ihm verweigert, sich mit halbem oder mit vollem Glauben dem ehemals verspotteten, marktschreierischen Empiriker in die Hände liefern? Wird es ihm nicht immer noch besser dünken, mit einer falschen, als mit gar keiner Hoffnung zu leiden?

Daſs eine Neigung zu so etwas entstehen könne, sagte L**, räume ich ein; aber ob es mit dieser Neigung bis zur That kommen werde — —

Bei starken Seelen, bei kraftvollen Charakteren nimmermehr! rief hier F**.

Also doch bei schwächern Seelen, bei biegsamern Charakteren, erwiederte I**: das will sagen, in jedem Fall bei den meisten; und in unserm Fall, eben nicht bei den schlechtesten Seelen, bei den verächtlichsten Charakteren.

In unserm Fall? fragten die beiden Gegenredner. In welchem?

Hm! sagte I**; hätt' ichs doch nicht geglaubt, daſs ich meine Beispiele, die ich für so klar und treffend hielt, noch erst anwenden müſste! Doch wenn Sie es fordern — — Der Mann von Einsicht und Erfahrung, dessen Credit und Ehre auf dem Spiele stehen, und der sich nach Mitteln zu seiner Rettung umsieht; der leidende Kranke, der um Hülfe und um Linderung seiner Schmerzen jammert: ist das Bild von uns Allen, die wir so schwache, bedürftige, hinfällige Wesen sind, und die wir doch in unsrer Natur die unauslöschlichste Begierde nach Glückseligkeit und nach Fortdauer haben; der uneigennützige, aber durch seine gewagten Unternehmungen selbst in Armuth versunkene Freund, der kunstverständige, aber seine eigene Kunst verlachende und verhöhnende Arzt, ist die ehemals hülfreiche Vernunft, der wir uns mit Zutrauen nahten, und Muth und Hoffnung von ihr empfingen; der schmutzige, unbarmherzige Wucherer, der verspottete marktschreierische Empiriker, ist die Phantasie mit ihrer scheuslichen Ausgeburt, dem Aberglauben: und die ganz vollkommne Ähnlichkeit der Fälle ist's, warum der leidende, von der Vernunft verlassene *Denker*, wie sehr auch Anfangs *Kopf* und Herz sich sträuben mögen, doch am Ende zu dem nichtswürdigen Wucherer, an dem verachteten Marktschreier hinan muſs.

Immer muſs! sagte L**; nichts als muſs! Das ist denn doch wahrlich mehr, als Sie durchsetzen können, mein Freund. Ein Hinneigen dazu räum' ich wiederholt Ihnen ein; aber diesem Hinneigen stemmen sich gleich Anfangs so groſse Zweifel, so mächtige Überzeugungen entgegen — —

Daſs es durchaus ohne alle Wirkung bleiben muſs, sagte F**. Eine starke, muthvolle, entschloſsne Seele —

Ist doch wohl, fragte I**, eine auſserordentliche, ungewöhnliche, über die gemeine Menschheit sich weit emporschwingende Seele?

F** machte eine Miene, die den Lobspruch, der in dieser Frage versteckt zu seyn schien, eben nicht ablehnen sollte.

Un-

Unvergleichlich! *rief* I**. Sie geben mir da den Sieg in die Hände. — Schildern Sie uns den Skeptiker nur so, daß er mit der übrigen Menschheit in vollem Gegensatz komme; daß er in seiner Empfind- wie in seiner Denkart gleichsam ein Geschöpf aus einer ganz andern Welt werde! Lassen Sie ihn bei dem Grabe seines redlichen Freundes, seines zärtlichen Weibes, seines einzigen Sohnes sich gleichgültig darüber hinsetzen, ob der Tod Vernichtung ist, oder Übergang zu einem andern und bessern Leben! Lassen Sie ihn sein eigenes Dasein mit einer Verachtung wegwerfen, womit man eine alte, abgetragene, zerrissene Hülle wegwirft; und hören Sie jetzt das Ihnen aufgesparte Dilemma! Entweder ich habe Recht, oder Sie. Entweder fällt unser Denker selbst, gleich einer der schwächern gemeinern

Seelen, in den verlaſsnen Aberglauben zurück; oder er bleibt, als eine starke ungewöhnliche Seele, in seiner Zweifelei unerschüttert. Den dritten Fall, daſs er sich gemach auf einen vernünftigen, bescheidnen Dogmatism zurücksenken sollte, nehmen wir beide nicht an. Setzen wir jetzt von den obigen Fällen den einen, daſs der Denker selbst in den Aberglauben zurückstürzt; so ist die ehemalige Lichtquelle für die Menschenmenge verloren: denn ich bitte Sie, was für Licht läſst sich von einer ausgebrannten Sonne hoffen, die selbst kein's mehr hat? Setzen wir den andern Fall, daſs der Denker auf seinem Sinn unerschüttert beharrt; so ist er von der gewöhnlichen Menschheit in einem so ungeheuren Abstand, ist für sie so ganz wie nicht da, als für unsere Erde ein Fixstern nicht da ist, der im äuſsersten Äther irgendwo leuchten mag, ohne daſs seit dem Anfang der Dinge nur Ein Strahl von ihm sie erreichen konnte. In beiden Fällen also, bleibt die arme Menschheit sich selbst und jedem betrüglichen Irrlicht überlassen, das so lange vor ihr hergaukeln wird, bis sie sich, zum Ersticken tief, in grundlose mephitische Sümpfe verirrt hat. — O meine Herren! Lassen Sie uns doch ja die Weisen der ältern Sch[illegible] in Ehren halten, die dem Verstande und dem Herzen der Menschen nahe genug blieben, um auf beide einwirken zu können! Lassen Sie uns den Himmel bitten, daſs diese menschlichern Weisen, deren Licht, indem es erhellte, auch erfreuete und erwärmte, nie unter uns aussterben mögen! Denn nur zu bald mögten wir sonst die Klage des Propheten wieder anstimmen müssen: Siehe! Finsterniſs bedecket das Erdreich, und Dunkel die Völker! — —

Es war spät geworden, und man sehnte sich aufzustehen: die Ermüdung, die gewöhnliche Friedensstifterinn, schloſs auch diesmal den Krieg. L** nahm mich in seinem Wagen mit sich. Daſs es ein wenig scharf über I**, seine Streitsucht und seinen absprechenden Ton in Dingen herging, die doch wahrlich weder Thatsachen noch geometrische Lehrsätze sind, können Sie denken. Indessen, sagte L**, so viel Unrichtiges er auch vorgebracht, und so wenig er auch seinen Satz mit allen seinen Bildern, Wendungen und Redefiguren erwiesen hat: so scheint mir doch das nicht zu läugnen, daſs ein so gränzenloses Zweifeln, wie es jetzt Ton werden will, weder der Natur unsers Verstandes, noch unsers Herzens gemäſs ist; daſs wir, in Ansehung der religiösen Gegenstände, durchaus Etwas haben müssen woran wir uns halten, und daſs hier zu kühne Schritte in der Aufklärung thun, uns eher der Finsterniſs wieder nähert, als uns weiter von ihr zurückbringt. Ich verehre das immer weitere *Verbreiten* der Aufklärung, als eines der gröſsten Verdienste die man sich um die Menschheit erwerben kann, und ich wünschte, daſs es damit so weit und so tief getrieben würde, als immer möglich, bis in die entferntesten Länder hinein, und in die untersten Stände hinab; aber das ewige *Erhöhen* der Aufklärung, so wenig es auch gehemmt werden kann und gehemmt werden darf, scheint mir wahrlich! keine sehr verdienstliche, keine sehr dankenswürdige Sache. —

Der Wagen hielt, und der Bediente öffnete den Schlag; wir muſsten das Weitere, was wir noch auf dem Herzen haben mogten, einander schuldig bleiben. — Ich habe die Mühe nicht gescheut, das ganze Gespräch, weil ich es noch frisch im Gedächtnisse hatte, für Sie aufzuschreiben: theils, um Ihnen das verlorne Vergnügen einigermaſsen zu ersetzen; theils und hauptsächlich, um Ihre Gedanken darüber zu hören, die für mich immer so viel Neues und Belehrendes haben. Ich hoffe, daſs Sie dieses Mal mit den meinigen ziemlich nahe zusammentreffen sollen; und ich schreibe diese bloſs darum nicht nieder, weil ich sie des schönern Ausdrucks nicht berauben will, den gewiſs Sie ihnen geben werden. Ich bin u. s. w.

ENDE.

J. J. ENGELS

SCHRIFTEN.

DRITTER BAND.

DER FÜRSTENSPIEGEL.

BERLIN 1802.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

NACHRICHT
DER VERLAGSHANDLUNG.

Der Fürstenspiegel, welcher hier in einer vom Hrn Verfasser nicht bloſs verbesserten, sondern auch einigermaſsen vermehrten Ausgabe erscheint, ward zum erstenmale im Jahr 1798 gedruckt. Diese kleine Bemerkung erklärt, was man unter dem hin und wieder etwa noch vorkommenden Ausdruck: »in unserm Jahrhundert,« zu verstehen haben wird.

VORREDE.

Die Moral ist für alle Menschen nur Eine: eben die Wahrheiten, die der Sklave *Epiktet* sich entwickelte, waren auch brauchbar für einen Statthalter und einen Kaiser, für *Arrian* und für *Marc Aurel.* Aber gewisse Anwendungen dieser Moral gehören nur für gewisse Stände, weil sie nur auf die Geschäfte, Verhältnisse, eigenen Vorurtheile und Leidenschaften dieser Stände Beziehung haben. — In eben dem Sinne giebt es eine eigene Moral für das Frauenzimmer und für den Mann, eine eigene für das Alter und für die Jugend.

So wie besondere Sittenlehren, so giebt es auch besondere Erfahrungen von Menschen, besondere praktische Kenntnisse, die für gewisse Stände ganz unentbehrlich, für andere desto unbrauchbarer sind. Wer das Scepter und wer den Pflug, wer den Degen und wer den Richterstab führt, hat jeder seine eigenen Beobachtungen, Grundsätze, Warnungsregeln nöthig. —

Die Absicht bei nachstehenden Aufsätzen ist: jungen Prinzen, und besonders solchen die zum Regieren bestimmt sind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu sagen; nicht, wie gewöhnlich, in Bildern, als wodurch der Vortrag zwar ſeiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, sondern mit aller der Offenheit, die sich ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht diesen die Furcht vor Anwendungen bände.

Ist der Ton in manchen dieser Aufsätze spottend, oder selbst bitter; so hat ihn wahrlich weder Muthwillen noch Galle dazu gemacht: bloſs die Wirkung, die der Aufsatz bezielte, hat ihn so vorgeschrieben. Durch zu bescheidene Verschleierung wird keine Scham, und durch zu ſurchtsame Schonung wird kein Abscheu erregt.

Die einzige pflichtmäſsige Schonung war die: Beispiele von Fehlern und Lastern nicht aus der Mitwelt, sondern aus einer schon entferntern Vorwelt zu nehmen.

Übrigens wird man Recht haben, diesen Versuchen vorzuwerfen, daſs sie mehr den Gedanken zu einem Buche geben, als selbst das Buch. Noch weit mehrere Gegenstände hätten können behandelt, und von denen, die vorkommen, hätte so viel mehreres gesagt werden können. Aber wenn die hier gelieferten Aufsätze Beifall finden, so wird das Ermunterung seyn, sie zu vermehren; und wenn sie keinen finden, so war es schon an diesen zu viel.

INHALT.

Krieger - Ehre . . . . Seite 3
Fürsten - Wolluſt . . . . — 9
Der Mann von Roſs . . . . — 22
Verschwendung . . . . — 28
Freundschaft . . . . — 35
Wahrheit . . . . — 46
Anstand . . . . — 59
Empfehlungen . . . . — 75
Spiel . . . . — 82
Aufwand . . . . — 87
Redlichkeit . . . . — 97
Jagd . . . . — 107
Wildbahnen . . . . — 110
Feinheit . . . . — 116
Offenheit . . . . — 121
Denkfreiheit . . . . — 128
Witz . . . . — 141

INHALT.

Nationalehre . . . . Seite 146
Culturgrad . . . . — 154
Vergeltung . . . . — 166
Geschichte . . . . — 172
Widerruf . . . . — 182
Fassung . . . . — 192
Menschenwürdigung . . . . — 204
Vertrauen . . . . — 212
Jugendfleiſs . . . . — 228
Zeitvertreibe . . . . — 243
Müſsiggang . . . . — 251
Schmeichelei . . . . — 255
Nachruhm . . . . — 273
Sittenwerth . . . . — 279
Vorsicht . . . . — 296
Bescheidenheit . . . . — 299
Rache . . . . — 309
Sicherheit . . . . — 322

FÜRSTENSPIEGEL.

Drei Lehren faſs' ein Herrscher wohl in's Herz.
Die erste: daſs er über Menschen herrscht;
Die andre: daſs er nach Gesetzen herrscht;
Die dritte: daſs er nicht auf immer herrscht.
AGATHON nach VOSS.

KRIEGER - EHRE.

»Der Staat, sagte ein Held und Weiser vom ersten Range, hat zweierlei Mittel, wodurch er belohnt: Metall, und Ehre. Beide werden durch Aufopferungen erworben, und nach dem Werth dieser Aufopferungen vertheilt.«

»Wessen Dienste nichts als körperliche Kräfte erfordern, der hat dafür nichts als Metall zu erwarten. Anstrengungen von nicht gewöhnlichen Seelenkräften wollen zugleich mit Ehre belohnt seyn; mit mehr Ehre, groſse Tugenden, groſse Eigenschaften des Charakters; mit der meisten Ehre, die höchste Tugend.«

»Wenn es edel ist, seine Einsichten, seine Fähigkeiten, seine Bestrebungen, ein ganzes Leben hindurch, dem Wohl des Ganzen zu widmen; so ist es noch edler, das Leben selbst, dieses liebste und kostbarste aller Besitzthümer, die Bedingung und den Inbegriff aller Güter, dafür hinzugeben. Der höchste Glanz der Ehre gebührt daher ohne Zweifel dem Krieger.« — —

Und so hätte denn der Krieger vielleicht nicht Unrecht, wenn er auf die übrigen Stände mit einer Art von Verachtung herabsähe? Das höchste Unrecht! Denn gerade er, wenn die angeführte Schluſsfolge auf ihn passen soll, muſs gegen alle Stände die gröſste Achtung, das wärmste Wohlwollen zeigen.

Für wen wagt der Krieger sein Leben? Für den Staat, oder wenn man will, für den Regenten; denn Beides ist Eins. Der Regent ist, nicht als Einzelner, sondern nur dadurch wichtig, daſs sich das Interesse Aller in ihm vereinigt. Der Staat aber ist der Inbegriff aller Stände, sowie jeder Stand der Inbegriff aller ihm zugehörigen Individuen ist. Wie könnte nun der denkende Krieger irgend eines davon verächtlich finden, wenn Alle in ihrer Verbindung ihm es werth scheinen sollen, daſs nicht nur er, sondern noch Tausende seiner tapfern Mitkrieger, für die Sicherheit und Wohlfahrt derselben ihr Leben opfern? Wären sie ihm wirklich verächtlich, und er wagte dennoch für sie sein Leben: so würde er das Bekenntniſs ablegen: daſs er sein Bestes, sein Leben, und das Leben so vieler Tausende seiner Mitbrüder, für noch verächtlicher, als das Verächtliche, halte.

Darum aber darf er seinen wahren Werth nicht verkennen. Indem er jedem andern Stande Achtung erweiſt, darf er für den seinigen eine noch höhere Achtung fordern. Die Krämerseele, die ihm diese verweigert, weil sie ihren kleinen Beitrag zu den Unterhaltungskoſten des Kriegſtandes berechnet, und Blut und Leben eines edlen tapfern Mannes gegen Gold wägt, iſt seiner ganzen Verachtung — vielmehr seines ganzen Mitleidens — würdig. Leben hätte der edle Krieger in jedem andern Stande auch können, und vielleicht beſſer leben: er wählte den seinigen, weil er in ihm den erſten, den verdienſtvollſten erkannte. —

Aber weſſen Wahl nun nicht aus so edlen Bewegungſgründen geschah? Wen ein ſtumpfſinniges Vorurtheil, oder Armuth, oder Ungeschicklichkeit zu jedem andern Geschäfte, oder gar Scheu vor Arbeit, zum Helden machte? — Ein solcher freilich hat der Krämerseele, die ihn verachtet, nichts vorzuwerfen, und eben für ihn ist obige Betrachtung geschrieben. Denn, was den wahrhaft edlen Krieger nie anwandeln wird, das könnte leicht ihn in seiner Einfalt anwandeln: daſs er auf die übrigen Stände geringschätzige Blicke würfe, und dadurch sich diesen Ständen, als selbst geringschätzig, verriethe.

In Zeiten der Barbarei, wo der Krieger Räuber, oder unter zügellosen Despoten, wo er blindes Werkzeug einer willkürlichen Macht ist; da ist von der Ehre desselben ganz und gar nicht die Rede. Er kann hier nur gefürchtet und geflohen, aber unmöglich kann er geachtet werden. Die Ehre dieses Standes fällt nur auf den edeldenkenden Patrioten, nicht auf den Räuber, oder den Söldner.

FÜRSTEN - WOLLUST.

Ohne noch auf die Gefahr zu sehen, die aus einem zu groſsen Drucke des Volks für die Regierungen erwachsen kann, wird jeder Regent von einigem Edelmuth wollen, daſs der Geringste im Volk soll leben, und daſs er dann und wann auch des Lebens soll froh werden können. Er wird dem fleiſsigen Arbeiter, dessen saure Mühe die erste Quelle der Nahrung und des Wohlstandes ist, nicht nur für alle Tage sein gutes, reichliches Brot, sondern auch, mit jenem wohldenkenden Könige, für den Sonntag sein Huhn im Topfe gönnen.

Dazu aber wird gehören, daſs sich der Fürst, der Alles was er hat, nur durch sein Volk haben kann, in seinen Begierden zu mäſsigen wisse; daſs er nicht Forderungen auf Forderungen mache, Abgaben auf Abgaben häufe, sondern für das Vermögen der Unterthanen Achtung und Schonung beweise.

Ein vortreffliches Beispiel, welchem alle Fürsten nachahmen sollten, giebt in dieser Hinsicht *Ludewig der Zwölfte* von Frankreich. Man erzählt, daſs, wenn ihn zuweilen die Noth getrieben, dem Volke irgend eine neue, wenn auch nur geringe, Last aufzulegen, er es nicht ohne den gröſsten Kampf und ohne Thränen im Auge gethan habe. Aber nie rührte die Noth dieses Königs von seiner Üppigkeit und Verschwendung, nie von jener übelverstandenen Groſsmuth her, womit oft Fürsten an einige Einzelne wegwerfen, was viele Tausende haben erarbeiten müssen. Ludewig war, bei aller seiner Herzensgüte, doch nur karg mit Geschenken; er betrachtete das was er von seinen Unterthanen zog, nicht als eigenes, sondern als fremdes, bei ihm niedergelegtes Gut; und er war viel zu sehr Mann von Ehre, um mit fremdem Gute nach eigener Willkür zu schalten.

Für diese edelmüthige, oder vielmehr für diese pflichtmäſsige, rechtschaffne Denkungsart hieſs er *Vater des Volks:* eine Benennung, welche die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen, die bis zur Schwärmerei ging, ihm beigelegt, und die Gerechtigkeit der Nachwelt ihm bestätiget hat. —

Kommen Zeiten, in welchen gröſsere Aufopferungen für den Staat nothwendig werden; so wird das geschonte, väterlich behandelte Volk nicht allein fähiger, sondern auch bereitwilliger und freudiger seyn, sie zu machen. Es darf die Nothwendigkeit dieser Aufopferungen nur einsehn; und es wird ohne Murren, ja oft unaufgefordert, seine Schätze, seine Ersparnisse, selbst einen Theil seiner Nothdurft, dem geliebten Fürsten entgegentragen, dessen Erhaltung und Wohl mit Erhaltung und Wohl des Vaterlandes Eins ist. Wenn der patriotische Bürger sein Theurestes was er hat, das Blut seiner Kinder, für sein Vaterland hingeben kann; wie sollt' er Schwierigkeit machen, für den Schutz desselben einen Theil seiner weit geringern Güter zu opfern?

Aber freilich: wenn mitten im Frieden und im Überflusse ein Volk das Elend des Krieges und des Mangels tragen; wenn es sich von demjenigen selbst, der es gegen fremden Raub zu schützen verbunden wäre, soll ausrauben lassen, und zwar zu Absichten, die auf öffentliches, allgemeines Wohl schlechterdings keine Beziehung haben; wenn es nicht allein jede Freude, sondern selbst die Nothdurft des Lebens, wie in einer belagerten Festung, entbehren soll, damit der Fürst seine sinnlosen Verschwendungen, vielleicht auſserhalb Landes, bestreiten, eine Schaar verächtlicher Ausschweiflinge und Schmeichler besolden, oder in den Schooſs lasterhafter Wollust ganze Haufen des so schwer gewonnenen und noch schwerer entbehrten Goldes hinschütten könne: da muſs nach und nach Kälte, Unzufriedenheit, Erbitterung, Lust zur Empörung, alle Gemüther erfüllen, und Vaterland und Fürst, zu welchen die Liebe sonst so natürlich ist, müssen es endlich kaum mehr werth scheinen, daſs man sich ihrer annehme und sie beschütze. —

Ein guter Fürst wird immer suchen, zweierlei Vortheile zu vereinigen; zuerst: sein Volk mit so wenigen Lasten zu beschweren, als möglich; und zweitens: ihm von dem was es hergiebt, einen allgemein nützlichen, wohlthätigen Gebrauch zu zeigen. Der beste Fürst wird seyn, wer dies beides am eifrigsten will; der glücklichste, wer es zugleich am leichtesten kann. Zu diesem Können aber wird gehören: daſs ihm sein gutes Gestirn eine ruhige, friedliche Herrschaft verleihe, daſs er von seinen Vätern keine zu groſse, drückende Schuldenlast erbe, und daſs er, bei der Beschränkung seiner eigenen Kräfte, das Glück habe, einsichtvolle, redliche Diener zu finden. Mit diesen Vortheilen, und mit seinem groſsmüthigen Herzen, wird er sich dann eine Quelle öfnen, aus der ihm für sein ganzes Leben die süſsesten Freuden strömen werden; und wenn er einst nicht mehr ist, so wird er sich ein Denkmaal errichtet haben, an dessen Fuſse auch die spätere Nachwelt ihm noch Dank weinen wird.

Wahrlich! wenn so manche Fürsten sich besser auf die eigentliche höchste Freude des Lebens verständen; sie würden sehr gern alle nur mögliche Ersparungen für sich selbst machen, um desto mehr für Andre zu wirken. Man wirkt nicht besser für sich, als durch dieses Wirken für Andre: denn je mehr man Gutes, das aus eigener Kraft und Tugend entsprang, um sich her verbreitet; desto mehr wächst die innere Zufriedenheit und das Wohlgefallen an sich selbst, das alle Vergnügungen der Erde nicht geben können, und das nie in der Seele erwacht, ohne sich sogleich als die erste und höchste aller Vergnügungen anzukündigen. Jedes gestiftete Gute ist gleichsam ein Spiegel, der uns das reizende Bild unsrer eigenen sittlichen Vortrefflichkeit vorhält; ein Bild, dessen Anschauen eine weit feinere, tiefere Wollust gewährt, als das Anschauen der vollendetsten körperlichen Schönheit, die doch nie eignes Verdienst, sondern nur Geschenk der Natur ist. Ein Fürst, der diese Wahrheit verkennt, oder dem es an Muth zu den Anstrengungen und Aufopferungen fehlt, ohne die jenes höchste Glück freilich nicht zu erreichen steht, die aber im Grunde so äuſserst leicht sind, verliert dabei in weit gröſserm Maaſse, als Andre; denn er hatte vor Andern so viel gröſsere Vortheile voraus: einen weit ausgedehntern, freiern Wirkungskreis, und weit mannichfaltigere, kräftigere Mittel zum Wirken. —

Wä-

Wäre denn die Wollust, Einöden mit Leben zu bevölkern, Armuth in Reichthum umzuschaffen, Niedergeschlagenheit zum Frohsinn zu erheitern, Unvermögende zu versorgen, Träge nützlich zu machen, Unwissenden Kenntnisse zu geben; wäre eine so edle, so mannichfaltige Wollust nicht einiger kleinen Entbehrungen werth? Oder wären's auch nur Entbehrungen, wenn jene üppigen, verschwenderischen Hoffeste wegfielen, die immer im Genusse so fade, und im Nachschmakke so ekelhaft sind? wenn die übertriebenen Ausgaben für Hofstaat, Tafel, Garderobe, Marstall, Spieltisch, Jagden, Lustreisen, auf die Hälfte herabgesetzt würden? — Soll das Volk zu jenen wohlthätigen Absichten alles allein geben; so erliegt es unter der Last. Aber, nur die bezeichneten Ersparnisse in die Hand genommen, und dann die Augen auf die Mängel des Landes umhergeworfen; wie viel wird der Fürst aus ganz eigener Kraft, oder doch mit nur sehr mäſsigen Zuschüssen, ausrichten können! — Dort werden faule, ungesunde Moräste sich in fruchtbare Wiesen verwandeln, die ganze Heerden ernähren; hier, auf diesem trocknern ungünstigern Boden, werden junge für die Nachwelt nutzbare Waldungen keimen, und Reichthum und Schönheit zugleich vermehren. Dort wird ein Strom, der alljährlich die fettesten Felder verheerte, durch Dämme in seine Ufer gewiesen werden; hier werden gepflasterte Heerstraſsen, oder schiffbar gemachte, verbundne Gewässer, dem Handel Ausbreitung und Leben ertheilen. Dort werden Werkstätten emporkommen, wo eigner Fleiſs gewinnt was sonst fremder verschlang;

hier werden Müſsiggänger genöthiget werden, sich selbst zu erarbeiten, warum sie sonst das Mitleid betrogen. Dort werden Lehrer den künftigen Bürger bilden, der ehemals in roher Unwissenheit aufwuchs; hier wird für Alter und Unvermögen sich eine Freistätte öffnen, wo es Obdach, Ruhe, Nahrung und Pflege finde. — Doch wer berechnet das unzählige Gute alle, das durch fürstliche Sparsamkeit, Thätigkeit, Menschenliebe, bewirkt werden kann? Und wer beschreibt die Seligkeit eines Regenten, wenn er die Früchte seiner Sorgen und Arbeiten rings um sich her gedeihen, wachsen, reifen sieht; wenn er die unverdächtigen Gesinnungen seines Volkes wahrnimmt, vor dem er nie erscheint, ohne daſs Alles hinzuströme den allgemeinen Vater und Wohlthäter zu sehn und zu segnen; ohne daſs

Freude und Dank ihm aus jedem Munde entgegenlalle, aus jedem Blicke entgegenstrahle! —

Ein Fürst von solchem Eifer für das gemeine Beste darf dann auch kühnlich von seinen Unterthanen fordern; und sie werden mit Freuden ihm geben. Dies erkannte der unglückliche *Karl* von England, aber zu spät. In dem so merkwürdigen und rührenden Briefe, den er an seinen Sohn aus dem Gefängnisse schrieb, heiſst es unter andern: »Du siehst, wie alle Menschen ihr Geld da anlegen, wo es ihnen wuchert; und wenn ein Fürst, gleich dem Meere, die frischen Gewässer welche die Ströme ihm zuführen, nur aufnimmt um sie zurückzugeben, so wird sein Volk nicht murren, sondern sich's zur Freude machen, ihn zu einem Ocean zu erweitern. Diese Betrachtungen, mein

Sohn, können dich zu einem ſo groſsen Prinzen erheben, als dein Vater ein kleiner iſt, und deine Regierung kann um ſo mehr befeſtiget werden, je mehr die meinige iſt erſchüttert worden.«

DER MANN VON ROSS.

Zu *Roſs*, einem Flecken in der Englischen Grafschaft Hereford, lebte noch zu Anfange des jetzt verfloſsnen Jahrhunderts ein Edler, dessen ganzes Leben in Freuden der Wohlthätigkeit hinfloſs. Sein Name war *John Kyrle;* aber kaum war in der ganzen Gegend dieser Name bekannt: er hieſs bei Alt und Jung anders nicht, als *der Mann von Roſs.*

Eine reinere, von aller Nebenabsicht entferntere Tugend, als die Tugend dieses Mannes war, hat es wohl nie gegeben. So viel er baute, hat er seinen Namen, seine Familie, seine Verdienste, in keiner Inschrift, keinem Denkmaal verewigt. Er fand sich überflüssig belohnt durch die Zufriedenheit einer Seele, die keine andere Leidenschaft kannte, als Menschenglück zu vermehren, und Menschenelend zu mindern.

Nicht genug, daſs dieser Groſsmüthige einer Menge von Armen wöchentlich ihr Brot austheilte; daſs er alljährlich eine Anzahl dürftiger Mädchen ausstattete, verwaister Knaben in die Lehre gab; daſs er zum Beistande jedes Kranken von dem er hörte, mit Rath und mit Arzeneien bereit war, Streitigkeiten seiner Mitbürger mit Weisheit und Billigkeit schlichtete, und durch beides die ganze Gegend für die verderblichen Menschenarten der Marktschreier und der gewinnsüchtigen Anwalde brotlos machte: — er unternahm auch groſse kostbare Werke, die ohne fürstlichen Aufwand nicht vollbracht werden konnten. Mitten durch ein unwegsames Thal lieſs er eine bequeme, geräumige Heerstraſse pflastern, sie mit schönen Reihen schattiger Bäume bepflanzen, und Ruhebänke für ermüdete Wanderer in gehörigen Entfernungen setzen. Die nackten Gipfel benachbarter Berge, die eine unangenehme Ansicht gewährten, bedeckte er mit Waldung, leitete frische Quellen in die Ebene, um Menschen und Vieh zu erquicken, und machte durch alles dieses die Gegend besuchter, fruchtbarer, schöner. Der Kirche des Fleckens fehlte ein Thurm: Er, aus seinen Mitteln, baute ihn auf; es fehlte an einem Versorgungshause für Alte und Unvermögende: Er, ohne Beisteuren zu sammeln, lieſs den Grund dazu legen, vollendete es, und versorgte die Anstalt mit Einkünften. Noch itzt wird sein Andenken von Greisen und Kranken, die dort Verpflegung finden, gesegnet.

Als der edle, lebenssatte Greis in seinem neunzigsten Jahre entschlief, hörte man in Roſs und in der ganzen Gegend umher laute Klage. Alles drängte sich hinzu, um die Züge des Menschenfreundes noch einmal zu sehen; Alles wollte die erstarrten wohlthätigen Hände noch einmal küssen. —

Natürlich schlieſst man aus einer so verschwenderischen Wohlthätigkeit, daſs sie von ungewöhnlichen Reichthümern unterstützt worden sei; daſs dieser Edle entweder zahlreiche Landgüter besessen, oder ausgebreiteten Handel getrieben, oder eigene ergiebige Bergwerke gebaut habe. Aber ganz im Gegentheil war er, nach Brittischem Maaſsstabe, so wenig reich, daſs er kaum oder nur eben wohlhabend war; der einzige Vortheil, daſs er in ehelosem Stande und bis zum höchsten Alter hinauflebte, kam seiner Tugend zu Statten. Sein ganzes jährliches Einkommen war, nach entrichteten Abgaben, mehr nicht, als — fünfhundert Guineen. Mit diesen so eingeschränkten, beinahe dürftigen Mitteln, konnte sparsame Genügsamkeit, im Bunde mit unermüdeter Menschenliebe, solche Wunder verrichten! —

Pope, der in dem dritten seiner moralischen Versuche das Andenken dieses Mannes verherrlicht, ruft aus: »Erröthe, »Gröſse! Falscher Glanz stolzer Höfe, »verschwinde!« Und wahrlich! nicht bloſs erröthen; vor Scham vergehn sollten Fürsten, die, mit so viel mehr Beruf und so viel gröſsern Mitteln zum Wohlthun, auch nicht Ein Denkmaal ihrer Milde und Groſsmuth stiften; die, wenn sie einst in die Gruft hinabfahren, weiter nichts zurücklassen werden, als Flüche von Unterdrückten, Thränen von Gemiſshandelten, und — o der Schande! — zu allen hindurchgebrachten Reichthümern noch eine Schuldenlast, die zu tilgen kaum ein halbes Jahrhundert hinreichen wird.

VERSCHWENDUNG.

Jakob der Erste von England verschenkte dreisausend Pfund, die so eben in den Schatz sollten gelegt werden, an einen unwürdigen Günstling: bloſs, weil er diesen Günstling seinem Nachbar zuflüstern hörte: Wie glücklich, wer im Besitz dieses Geldes wäre!

Eben dieser *Jakob* machte, vor übergroſser Freude, daſs er aus einem Könige von Schottland ein König von Groſsbritannien geworden war, zweihundert und drei und siebzig Personen, innerhalb sechs Wochen, zu Rittern. — Ein lustiger Kopf bot, bei dieser Gelegenheit, ein Arcanum zur Stärkung des Gedächtnisses an, um die vielen Namen der neugeadelten Herren besser behalten zu können.

Es fragt sich: welche von diesen beiden Verschwendungen die grössere war; ob die des Geldes, oder die der Titel und Ehrenzeichen?

Jene erstere war im Grunde nicht klein; denn der an Einkünften beschränkte und immer mit Schulden belastete *Jakob* hatte sicher keine so beträchtliche Summe zum Wegwerfen. — Und welcher König auf Erden hat sie? Der reichste wird arm, wenn er alles das Gute überrechnet, das er stiften, die Mängel, denen er abhelfen, die Verdienste, die er belohnen, die Talente, die er ermuntern könnte. Soll ein schmeichlerischer, verdienstloser Günstling wegnehmen, was zu so würdigen, zu so wahrhaftköniglichen Zwecken verwandt werden kann?

Dennoch mögte die zweite Verschwendung, die der Titel und Ehrenzeichen, noch ein wenig tadelnswürdiger seyn. Sie mögte einen noch gröſsern Beweis von jener Schwäche und Unbesonnenheit geben, die in dem Charakter *Jakobs*, und man darf sagen, aller *Stuarts*, ein so hervorstechender Zug ist. —

Wenn alle Menschen den Trieb fühlen, sich vor ihren Mitbrüdern auszuzeichnen, so fühlen ihn vornehmlich die talentvollern, die edlern Menschen: und auf diese kömmt es bei dem Glück einer Regierung immer vorzüglich an. Geld wirkt auf solche Menschen nur schwach; oder wenn es auch auf einige stärker wirkt, so beseelt es doch nie zu so kraftvoller Thätigkeit, zu so glühendem Eifer, als Ehre. Ehre daher ist das edlere, höhere

Belohnungsmittel, das weit sorgfältiger, als Geld, geschont werden muſs.

Ferner: was von Gelde übrig bleibt, oder was vielleicht noch künftig hinzu erspart werden mag, das behält, trotz des weggeworfenen, seinen Werth, und kann noch immer zu allen den Zwecken dienen, die mit Gelde erreichbar sind. Wie ganz anders ist das mit Würden und Ehrenzeichen! Wenn diese nicht mit der sparsamen Hand einer *Elisabet*, der Vorgängerinn *Jakobs*, ausgetheilt werden, so sinkt ihr Werth immer tiefer und tiefer, und wird am Ende zum völligsten, entschiedensten Unwerth. An ganze Schaaren von Menschen diese Ehrenzeichen auf einmal wegwerfen, heiſst vollends, sie wie falsche Münze verrufen. Welcher Mann von feinerm Ehrgefühl, wenn er nicht aus innern höhern Beweggründen dem Staat seine Kräfte opfert — und solcher Edlen giebt es zu allen Zeiten nur wenig — wird die Ruhe von nur Einer Nacht entbehren wollen, um sich eine Auszeichnung zu verschaffen, die keine mehr ist? um mit einem Sterne oder einem Kreuze zu prunken, womit schon jede Hofschranze, jeder unbärtige Knabe herumläuft? — Was zu ausgezeichneten Verdiensten ermuntern soll, das muſs auch nur an solche gegeben werden; und weil Verdienste, von Vielen erworben, nicht mehr ausgezeichnet seyn würden, so kann es immer nur an sehr Wenige kommen. —

Welchen Werth auch eine ganz kleine Gabe durch ihre Seltenheit und durch die kluge Auswahl der Theilnehmer erhalten könne, erfuhren einst die Korinthier, als sie *Alexandern* das Bürgerrecht über-

überreichten. Der König lächelte über die Geringfügigkeit des Geschenks. »Wisse,« sagte einer der Abgeordneten, der sein Lächeln bemerkte: »seit dem *Herkules* bist du der Erste, dem wir unser Bürgerrecht gaben.« Auf diese Erklärung nahm es der Welteroberer mit Freude und mit Hochachtung an; er sah nun nicht mehr, wie sich *Seneca* etwas kostbar ausdrückt, auf die, die gaben, sondern auf den, dem sie gegeben hatten. —

Hätte *Jakob* zu jenen Zeiten gelebt, wo es den Königen noch darauf ankam, den Trotz des Adels zu brechen und den Stolz der Ritter zu demüthigen; so wollten wir sein Verfahren für einen Beweis von Staatsklugheit nehmen. Eben das war zur Erreichung jenes Zwecks ein höchstwirksames Mittel, daſs man die Zahl der Ritter, ohne Rücksicht auf rühmliche Thaten und Eigenschaften, die ehemals allein zu diesem Stande geführt hatten, in's Unendliche mehrte. Der Edelmann von echtem Stolze erröthete nunmehr, sich einem Stande zuzugesellen, den er so schändlich entweiht sah; er fing an zu verachten, was seine Ahnen ehemals mit so bewundernswürdiger Anstrengung, als eine Ehre, die selbst die königliche übertraf, sich errungen hatten. — —

Man preist an *Jakob* einstimmig, daſs er ein sehr unterrichteter, ein gelehrter Herr war; aber wohl nicht immer muſs ein gelehrter Herr auch ein kluger seyn. Denn es wäre sonst unbegreiflich, wie *Jakob* so offenbar und so freiwillig an einem Vermögen hätte verarmen wollen, das für Regenten von so unschätzbarem Werth ist: an dem Vermögen, zu ermuntern und zu belohnen.

FREUNDSCHAFT.

Wer zuerst den Ausspruch that, daſs Fürsten keinen Freund haben können; der mogte eine sehr gute, aber er konnte auch eine sehr boshafte Absicht haben. Jenes, wenn er die Fürsten aufmerksam auf die Fehler machen wollte, wodurch sie sich selbst des höchsten Erdenglückes berauben: auf ihren Leichtsinn, ihren Stolz, ihren Eigenwillen; dieses, wenn er sie gegen die Menschheit erbittern, und sie das gar nicht zu suchen bereden wollte, was doch einmal für sie nicht zu finden wäre.

Laſst einen Fürsten eine theilnehmende, edle, offne Seele besitzen; laſst ihn mit allen den Liebenswürdigkeiten des Geistes und des Charakters geschmückt seyn, die jenes schöne Band unter den Menschen zu knüpfen dienen: warum sollte nur Er seine Arme der Freundschaft vergebens öffnen? warum nur für ihn kein theilnehmendes Wesen da seyn, das sich mit Freuden hineinwürfe?

Wahr ist an jenem Ausspruche nur das: daſs Fürsten, auch wenn sie selbst durch keinen Fehler des Charakters sich der Freundschaft unwürdig machen, dennoch mehr Schwierigkeiten, als Andere, finden, einen wahren Freund zu besitzen. Zu Ihnen hin drängt sich Alles, und der Eigennützige eifriger als der Edle; während zu dem Privatmanne weit eher nur der sich anfindet, den eine gewisse Sympathie, oder auch wahre Achtung für den Charakter anlockt. Es gehört mehr als Unterscheidungsgabe, es gehört auch noch gutes Glück dazu, um unter jenem vermischten Haufen, wo ein jeder die Miene der wärmsten Anhänglichkeit heuchelt, nicht fehl zu greifen, nicht den Falschen mit dem Rechtschaffnen, den bloſs angenehmen Gesellschafter mit dem wahrhaft wohlwollenden Freund zu verwechseln.

Und wenn nun auch wirklich ein Fürst so glücklich war, die beste, richtigste Wahl zu treffen; wie soll er sich die Überzeugung davon, und mit ihr den vollen Wohlgeschmack seines Glücks verschaffen? wie unterscheiden, was aus Freundschaft, und was aus Eigennutz; was um sein selbst, und was um der Vortheile willen geschah, die mit seiner Zuneigung verknüpft sind?

Sei es, daſs der Freund von ihm keine Güter, keine Ehrenämter, keine Standeserhöhung, keine Ordensbänder verlangt; daſs er wohl gar, wenn solche Vortheile ihm angetragen werden, sie als überflüssig für seine Zufriedenheit ablehnt: giebt das einen sichern, zweifelfreien Beweis seiner Gesinnungen? — Schon die Achtung und der Einfluſs, die der bloſse nähere Umgang mit dem Fürsten verschafft, können dem klugen Weltmanne von feinerer Eitelkeit genug seyn, und hinter dem Schein von Uneigennützigkeit kann der höchste Eigennutz sich verbergen.

Aber wenn nun der Freund, bei wichtigen Anlässen, nicht etwa nur dem Staate, sondern unmittelbar der Person des Fürsten sehr, groſse, vielleicht sehr gefahrvolle Dienste leistet? — Mögen diese Dienste so groſs, und so gefahrvoll seyn, als sie wollen! Mit einiger Menschenkenntniſs — denn so nennt man ja gern den Unglauben an Tugend und Rechtschaffenheit — lassen sie sich alle verdächtig machen.

Groſse Dienste fordern groſse Belohnungen: und wer diese zu ertheilen hat, iſt der Fürst. Woher nun entscheiden, ob der Dienstleistende mehr den Fürsten, oder mehr die Belohnung im Auge hatte? — Es ist, sagt man, ein wahrhaft wohlgesinnter, uneigennütziger, vortreflicher Mann. — Sehr wohl. So bleibt auch dann noch die Frage: ob er nicht bloſs aus patriotischer Anhänglichkeit an den Staat handelte, dessen Schicksal mit dem Schicksale des Fürsten so innig verwebt ist? Vielleicht, daſs eben der Fürst, den er aus den feindlichen Schaaren mit Gefahr seines Lebens herausriſs, ihm für seine Person äuſserst gleichgültig war, ja, daſs er eben ihn unter allen Menschen zuletzt zum Freunde würde gewählt haben, wenn nicht der Gedanke: Es ist der Fürst! ihn anders gestimmt hätte. — Obne persönliche Anhänglichkeit aber und ohne wahre herzliche Theilnahme giebt's keine Freundschaft. Nicht, wie *Kraterus,* nur den König; auch, wie *Hephästion,* den Mann, muſs man lieben: dann ist man Freund *Alexanders.*

Wer so grübeln will, grüble! Das Gefühl, eines Freundes werth zu seyn, und ein gewisser innerer Sinn für Freundschaft, der sich weder beschreiben noch mittheilen läſst, der aber mit der Untrüglichkeit jedes andern Sinnes seine Gegenstände zu fassen weiſs, wird alle solche Grübeleien verscheuchen, und den verbindlich gemachten Freund mit voller Wärme des Dankgefühls in die Arme des verbindenden werfen.

Als im Treffen bei Steenkerken der Herzog von *Vendome* sich zu tief in's Feuer wagte, sah er auf einmal seinen

Kammerdiener *Campistron* an seiner Seite. — »Was wollt Ihr?« fuhr der Herzog ihn an. — »Ihnen sagen, daſs Sie hier fort sollen, gnädiger Herr; hier ist Ihr Ort nicht.« Ton und Miene des ehrlichen Mannes verriethen seine innere Empörung. — Gesetzt, daſs auch bei diesem Zuge von Ergebenheit, so rein er aus dem Herzen zu kommen schien, noch eigennützige Absichten möglich waren; würden wir es dem Herzoge vergeben können, wenn er selbst so etwas geargwohnt hätte? In der Hitze des Kampſs mogt' er den ehrlichen *Campistron* seiner Wege weisen — und das wird er um so eifriger gethan haben, je mehr ihm seine Treue gefiel; — aber wenn er bei der Rückkehr in's Zelt, ihm nicht einen herzlichen Händedruck gab, und nicht eine Thräne im Auge ihn sehen lieſs, so werden wir ihn nicht werth achten, daſs er ein Prinz war. —

Nach ganz entschiednen, unumstöſslichen Beweisen von Freundschaft werden sich Fürsten wohl schwerlich sehnen. Sie müſsten da erst in Lagen kommen, die ihnen unmöglich gefallen könnten; müſsten, wie *Karl* von England, auf den Tod gefangen sitzen, oder, wie *Anton* von Portugal, ohne Hoffnung der Wiedereinsetzung entthront seyn. Wenn Liebe erst so gefährlich wird, als sie gegen jenen durch die Erbitterung eines fanatischen Volks, gegen diesen durch den Haſs und die Meuchelmörder *Philipps* es wirklich war; dann sind doch wohl endlich ihre Auſserungen über allen Verdacht der Falschheit erhaben?

Hamilton, der für die Sache *Karls* sein Auſserstes gewagt hatte, und jetzt zu

Windsor gefangen saſs, fand Mittel vor den unglücklichen König zu kommen, als dieser, auf dem Wege in sein letztes Gefängniſs, durch eben jenen Ort muſste. — »Mein liebster Herr!« sagte *Hamilton*, und stürzte, voll der innigsten Rührung, dem König zu Füſsen. — »Ihr habt mich wahrhaft geliebt!« erwiederte *Karl*, indem er ihn aufhob, um die Herzlichkeit dieses Zeugnisses durch eine Umarmung zu bestätigen. Man riſs den König hinweg, und *Hamiltons* Augen schwammen in Thränen. — *Karl* verdiente einen so schönen Liebesbeweis; denn er selbst hatte, bei dem Anblick eines Mannes, der um einen andern seiner Freunde, um den ermordeten Ritter *Karl Lukas*, in Trauer war, einen Strom von Thränen vergossen. Ein Tribut, sagt *Hume*, den kein einziger von seinen eigenen auſserordentlichen Unglücksfällen ihm hatte abzwingen können! —

Die Inschrift, die man zu Paris auf dem Grabe des edlen Portugiesen *Diego Botelho* liest, gehört zu den rührendsten, die man hat. — König *Anton* hatte seine Ansprüche auf die Portugiesische Krone gegen die Macht *Philipps* von Spanien nicht durchsetzen können. Er hatte die Schlacht am Alcantara verloren, und muſste, nach erlittenem unsäglichen Ungemach, sich noch sehr glücklich schätzen, aus seinem Reiche nur entfliehen zu können. Sein Begleiter auf dieser Flucht, und nachheriger unzertrennlicher Gefährte aller seiner Leiden und Gefahren, war eben oberwähnter *Botelho*. Die Grabschrift sagt uns: daſs er ursprünglich aus königlich-böhmischem Blute abgestammt sei; daſs er Haupt der portugiesischen

Familie seines Namens gewesen; daſs er Vaterland, Freunde, Gattinn, Kinder, Alles, für seinen König verlassen, und daſs er durch keine Bitten, durch keine versprochenen Ehrenstellen und Belohnungen sich zur Rückkehr in's Vaterland habe bewegen lassen. Nach dem Tode des Königs, den er volle zwölf Jahre überlebte, blieb er noch der Asche desselben getreu. Er ging auch da noch in sein Vaterland nicht zurück, sondern behielt seinen Aufenthalt zu Paris, weil dort *Anton* begraben lag; und das letzte Wort seiner erstarrenden Lippen war: daſs seine Gebeine nirgend anders, als neben den Gebeinen seines Freundes und Königes, ruhen sollten.

WAHRHEIT.

Wenn man Niemanden lobt, weil er seinem eigenen Vortheile nachgeht; so, scheint es, sollte man auch Fürsten nicht loben, weil sie sich's gefallen lassen Wahrheit zu hören. Wahrheit ist ja Licht auf dem Lebenswege; und welcher Vernünftige wird nicht lieber im Licht, als in der Finsterniſs, wandeln?

Gleichwohl ist es nur zu gewiſs, daſs die meisten Menschen dieses Licht wenig achten, ja daſs sie es tausendmal lieber auslöschten, wo es ihnen gerade am nützlichsten werden könnte: bei Beleuchtung ihrer eigenen Irrthümer und Fehler. Fremde Thorheiten geben ein allerliebstes Gespräch, bei welchem die Eigenliebe sich auf's angenehmste gekützelt fühlt; aber eigene Thorheiten müssen, um's Himmels willen! nicht mit zur Sprache kommen, oder die Unterhaltung wird auf einmal höchst geschmacklos und widerwärtig. Ein *Diogenes* ist ein spaſshafter, vortrefflicher Mann, solange er die Laterne gegen Andere richtet; er wird unerträglich, sobald er sich umkehrt, und uns selbst unter die Augen leuchtet.

Wer die Menschen genauer kennt, und wem daran gelegen ist ihre Gunst zu besitzen; der wird auch durch ihre dringendsten Aufforderungen nicht leicht bewogen werden, ihnen Wahrheiten zu sagen. Er wird sich erinnern, wie es dem armen *Gil Blas* mit seinem Gönner, dem Erzbischofe, und dem guten *Sheridan* mit seinem Freunde, dem Dechanten, erging. —

Wenn Prinzen, im Punct des Tadels, noch ein wenig zärtlicher und empfindlicher, als andre Menschen, erscheinen; so sind sie in gewisser Absicht zu entschuldigen, und in andrer sogar zu rechtfertigen. Zu entschuldigen, insofern der sie umgebende Haufe, und besonders der adliche, der ganz ausdrücklich dazu erzogen wird, sie von ihrer Kindheit an nichts als Lob und Bewunderung, auch für die seichtesten Urtheile und die thörichtsten Einfälle, hat hören lassen. Zu rechtfertigen, insofern sie, um ihr nothwendiges Ansehen zu schützen, es nicht wohl dulden können, daſs man zu sehr auf den Fuſs der Gleichheit mit ihnen lebe, oder wohl gar, wie es bei freierm Tadel der Fall scheint, sich in der Eigenschaft eines Lehrers und Sittenaufsehers über sie hinaussetze. —

In ältern Zeiten hatten die Fürsten den Vortheil, daſs sie manche ihnen nützliche Wahrheit von ihrem Hofnarren hörten, und daſs dabei ihre Würde durch die Verächtlichkeit eines Menschen gedeckt ward, der bloſs zum Spaſsmachen da schien, und dem man, weil gegen ihn so gar Manches erlaubt war, auch seinerseits etwas erlauben muſste. — Wenn jener Narr den Namen seines Königs, *Alphonsens* von Arragonien, in sein Narrenverzeichniſs eintrug, weil dieser König einem sehr unsichern Menschen eine sehr ansehnliche Summe vertraut hatte; oder wenn *Kunz von der Rosen* Kaiser *Maximilian* seinen Vetter hieſs, weil er doch gewiſs aus eben der Arche *Noah* abstamme, in welche der Kaiser seinen Stammbaum hatte hinaufführen lassen: so waren das Einfälle, die wegen des Charakters der Urheber mehr Lachen als Zorn erregten, und die denn doch nicht ermangelten, im Stillen ihre Wirkung zu thun.

Ob von den heutigen Höfen der Narr so ganz verschwunden sei, wie es scheint, läſst sich bezweifeln. Aber Kappe und Kolbe, diese ehemaligen Insignien der Narrheit, sind doch wirklich verschwunden, und es ist nur Schade, daſs der Muth zum Wahrheitsagen ihnen scheint nachgewandert zu seyn. Die Eitelkeit, und der gute Geschmack, wovon die erstere vielleicht noch mehr als der letztere sich verfeinert hat, lassen nicht hoffen, daſs jenes nützliche Ämtchen je, nach seinem vollen Umfange, wieder hergestellt werde. Um so mehr müssen wir wünschen, daſs die Weisheit an den Höfen immer höher steigen und einen Grad erreichen möge, der die Narrheit, die ihr sonst zuweilen aushelfen muſste, entbehrlich mache.

Indeſs, wenn auch dieser Wunsch in Erfüllung geht; so wird doch bei bloſsen Erdengöttern, wie man die Fürsten genannt hat, die Weisheit wohl nie so hoch steigen, daſs ihre Einsicht in jedem Falle die richtigste, ihr Entschluſs überall der vortrefflichste wäre. Und so wird es, wie viel sie auch Weisheit besitzen mögen, immer den besten Theil davon ausmachen, daſs sie fremde Einsichten schätzen und also Widerspruch ertragen, fremde Rechtschaffenheit ehren und also Erinnerungen annehmen lernen. Es ist ein so wahres und in einem königlichen Munde ein so schätzbares Wort, was einst *Heinrich der Vierte*, in Gegenwart *Sülly's*, zu seiner Gemahlinn sagte: »Sehen Sie, meine Liebe! es giebt keinen so richtigen Verstand und keinen so rechtschaffenen Charakter, daſs man nicht schwer damit zu fallen in Gefahr wäre, wenn nicht gleich beim ersten Straucheln der gute Rath treuer Diener und wohlmeinender Freunde zu Hülfe käme.« —

Der Unannehmlichkeit, seine Würde beim Widerspruche verletzt zu sehen, kann ein Fürst dadurch ausweichen, daſs er Freimüthigkeit seinen Dienern willig erlaubt, ja sie ihnen zur Pflicht macht. Ein ehrerbietiger Widerspruch — denn ehrerbietig allerdings muſs er seyn — giebt alsdann keinen Beweis von Kühnheit mehr, sondern einen Beweis von Gehorsam. — Zwar legt der Fürst, indem er die Erlaubniſs zum Widerspruche giebt, das stillschweigende Bekenntniſs ab: daſs er nichts als ein sterblicher, dem Irrthume unterworfener Mensch ist; aber daſs er kein Gott ist, weiſs man schon ohnehin, und sich für einen bloſsen Menschen zu geben, ist ehrenvoller, als sich für einen Sohn *Jupiter Ammons* zu halten. *Heinrich* erscheint uns gewiſs nicht nur liebens- sondern auch hochachtungswürdig, wenn er den Abgeordneten des Pariser Parlements mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit sagt: »Ich bin nie unzufrieden über Einwendungen, die man mir macht; ich ändre vielmehr meine eigne Meinung sehr gern, sobald ich eine fremde für besser erkenne. Keiner von Euch würde mir darum miſsfallen, weil er mir frei heraus sagte: Sire, was Sie vorhaben, ist etwas höchst Ungerechtes.« —

Doch in Geschäften, und überhaupt, wo es nur auf Meinungen ankömmt, ertragen Fürsten einen bescheidnen Widerſpruch noch ziemlich gern, ſie müſsten denn ſchon leidenſchaftlich Partei genommen haben, oder auſserordentlich viel Stolz und Eigenwillen beſitzen. Manchem zu widerſprechen, mögte auch gar nicht angehn, weil er leider! keine Meinungen hat. Das eigentliche Verdienſt, in Hinſicht der Achtung für Wahrheit, hat erſt derjenige Prinz, der Vorſtellungen über ſeine perſönlichen Fehler, Schwachheiten, Leidenſchaften duldet, ja der ſich geradezu kann erinnern und tadeln hören, ohne deswegen ungehalten, oder um ſtandesmäſsig zu reden, ohne ungnädig zu werden.

Daſs dieſe Freiheit etwa nur Einem, oder doch nur ſehr wenigen Auserwählten zugeſtanden werden kann, leuchtet ein: Verdienſt, Anſehen, Alter, nähere Verhältniſse mit dem Fürſten, müſsen dazu berechtigen; aber irgend Einen muſs denn dieser doch haben, dem er Freimüthigkeit nicht etwa nur zu gute halte, sondern sie als Liebesdienst von ihm fordre. — Man wird sagen, daſs ein solcher Vertrauter schwerlich zu finden seyn wird; aber wenn man Recht hat, so ist die hauptsächlichste, wo nicht einzige, Ursache die: daſs man schwerlich ihn sucht. Sei der Prinz nur ein *Heinrich*, der Offenheit fordre, und Offenheit schätze; so wird sehr wahrscheinlich auch ein edler, ehrwürdiger *Sülly* da seyn, von dem er ohne Erröthen sich, wo er irrt, darf zurechte weisen, und wo er strauchelt, darf unter die Arme greifen lassen. Liebt er aber dergleichen Hülfsleistungen nicht, und fordert er für seine Person jene übertriebene Ehrfurcht, welche die Spanische Etikette für die Person der Königinn vorschreibt: nun, so muſs er dann auch zufrieden seyn, wenn sein Roſs ihn schleift, ohne daſs irgend jemand herzueile, der ihm den Fuſs aus dem Bügel ziehe. —

Wie viel *Heinrich* von seinem *Sully* hören konnte, und wie sehr er die Freimüthigkeit dieses vortrefflichen Dieners schätzte; davon finden sich in den Denkwürdigkeiten des Letztern so angenehme, als überzeugende Proben. Er konnte zuweilen nicht wenig empfindlich, ja sogar zornig werden; aber immer war das Ende dieses Zorns, daſs seine Freundschaft und sein Zutrauen wuchsen. »Es giebt der Narren,« sagte er einmal, »die sich einbilden, wenn ich mit Herrn *von Sully* gespannt bin, daſs das lange dauern soll; aber sobald ich erwäge, daſs er mir nie Einwendungen macht, und nie mir entgegen ist, als zu meinem eigenen Besten und um meiner eigenen Ehre willen, so gewinn' ich ihn immer lieber und lieber, und werde dann gleich ganz ungeduldig, es ihm zu sagen.« —

In dieser und andern ähnlichen Äuſserungen hört man ohne Zweifel den guten und wohlgesinnten, aber nicht auch den weisen und glücklichen König? — Zwar weise hätte *Heinrich* noch etwas mehr seyn können, wenn er den Ermahnungen seines *Sülly* öfter gefolgt wäre; aber glücklicher kann man sich ihn unmöglich denken, als in Augenblicken der vertraulichsten Herzensergieſsung gegen einen Mann, der mit jedem Blicke und jedem Worte ihm sagt, wie so innig er Theil an ihm nehme. Gewiſs zählte auch *Heinrich* selbst diese Augenblicke zu seinen schönsten, und fühlte sich überreichlich für die kleine Verläugnung entschädigt, die sie seinem Stolze zuweilen kosten mogten. Diese Verläugnung zu üben, hatte er in eben der Schule gelernt, worin er noch sonst so viel Gutes und Groſses lernte: in der Schule des Unglücks. Aber sollte denn Weisheit, nicht auch mitten im Glücke, zu dieser Verläugnung führen können, wenn ein so süſser und herrlicher Genuſs, als der Genuſs der Freundschaft, der Preis ist? Oder wäre vielleicht diese Freundschaft, mit der ganzen Weisheit selbst, so fest an das Unglück gekettet, daſs sie davon durchaus nicht zu trennen wäre?

ANSTAND.

So wie jedes Alter und jedes Geschlecht, so hat auch jeder Stand sein ihm eigenes Schickliche, sein Decorum. Dies ist so wahr, daſs selbst der Narr von Profession keinen Unterschied macht. Er erscheint als zwiefacher Narr, wenn er sich ein Ansehen geben, eine Würde behaupten will, die mit seinem bekannten Charakter in Widerspruch steht.

Gundling, der am Preuſsischen Hofe, trotz des goldnen Schlüssels den er trug, nichts als der Lustigmacher war, vermehrte das Lächerliche seiner Person durch seine hochmüthige, verachtende Miene, durch seinen pathetischen feierlich abgemessenen Gang, durch seine lang herabhangende spanische Knotenperücke. Man würde sich seltner an ihm gerieben und ihn weniger bitter verspottet haben, wenn er sich in seine Lage hätte finden und gute Miene zu schlechtem Spiel machen können. —

Das Schickliche, wie sich schon hieraus abnehmen läſst, ändert sich nach Verschiedenheit der Personen unendlich ab; aber die Regel desselben ist doch nur Eine: Übereinstimmung des äuſsern Betragens mit einem solchen innern Charakter, als entweder schon die Natur ihn angiebt, oder doch das sonstige bekannte Verhältniſs eines Menschen ihn schlieſsen läſst.

Warum wird ein Weib verlacht, wenn es die Fäuste keck in die Seiten stämmt, oder mit ausgreifendem Schritt und von sich geschleudertem Arm einhergeht? Warum ein Mann, wenn er Schminke und Schönpflästerchen auflegt, oder ängstlich vor einem Frosch, einer Spinne davonläuft? — Warum macht sich ein Krieger verächtlich, wenn er seinen Putz zu sorgfältig wählt, oder wohl gar von Ambra und wohlriechenden Wassern düftet? und warum ein öffentlicher Volkslehrer, wenn er zu muthwilligen Scherz treibt, oder sich von wilden heftigen Leidenschaften hinreiſsen läſst? —

Weil wir immer wollen, daſs der Mensch das seyn soll, was entweder die Natur aus ihm haben will, oder wozu ihn Wahl, Geburt, Umstände bestimmt haben. Weil wir daher von dem Weibe wollen, daſs es nachgebend und sanft; von dem Manne, daſs er edeleinfach und muthvoll; von dem Krieger, daſs er gesetzt und abgehärtet; von dem Volkslehrer, daſs er bescheiden und daſs er Herr über sich sei. —

Was für ein Äuſseres einem Fürsten anstehen könne, läſst sich hiernach ohne Schwierigkeit aus seinem Beruf, seiner Bestimmung, finden. Er ist der erste Beschützer, Gesetzgeber, Richter, Sittenaufseher des Volks. Alle diese so wichtigen, groſsen Verhältnisse deuten auf hohe Bildung, auf Weisheit, auf Männlichkeit hin; und das Bewuſstseyn derselben kann unmöglich anders, als der Seele, wenn sie einigermaſsen denkt und fühlt, eine gewisse Erhebung geben. Unsre erste, unnachlaſslichste Forderung an einen Fürsten ist daher: Würde.

Diese Würde kann überspannt, oder vielmehr, der Ausdruck derselben kann verfehlt, kann vergriffen werden; wie denn *Philipp der Zweite* von Spanien und der Sohn des groſsen *Constantins* ihn vergriffen. Die wahre Würde zeigt sich weder in der verachtenden Kälte des einen, noch in der unbeweglichen Steifheit des andern; sie bindet sich vielmehr äuſserst gern mit Freundlichkeit, mit Güte, mit Anmuth: und wenn diese letztgenannten Eigenschaften eine so groſse, siegende Gewalt über die Herzen haben, so kömmt das weit weniger von ihnen selbst, als von der Würde, die sich ihnen beigemischt hat.

Indeſs, wenn doch einer von beiden Fehlern seyn soll; so ist der Fehler der Übertreibung der Würde noch unendlich erträglicher, als der ihrer zu groſsen Vernachläſsigung. Ein Volk kann nicht tiefer gekränkt und nicht empfindlicher beschämt werden, als wenn es in seinem Fürsten, den es zu verehren verpflichtet iſt, und den es auch wirklich zu verehren, wegen Erhabenheit des Amtes ſich kaum entbrechen kann, bald einen verzärtelten Weichling, bald einen poſſenhaften Tändler, bald einen rohen zügelloſen Wüſtling gewahr wird.

Das ſind harte Benennungen: in der That; aber man urtheile, ob ſie in Vergleichung mit dem verächtlichen Betragen ſo mancher Fürſten nicht noch viel zu ſchwach, viel zu ſchonend und ſanft ſind. Aus den neuern Zeiten darf man ſich nur des einzigen *Heinrich des Dritten* von Frankreich, und aus den ältern nur jener Miſsgeburt des Menſchengeſchlechts, des Kaiſers *Nero*, erinnern.

Welch ein König, dieſer *Heinrich der Dritte* von Frankreich! In ſeinem Geſchmacke ſich zu kleiden, zeigt er ſich, als ein Weib; in ſeinen Liebhabereien, als

als ein kleines, spielendes Kind; in seinem Umgange und Ergötzlichkeiten, als ein wilder, schamloser Jüngling. Wie mag die Galle so manches ehrliebenden Franzosen innerlich gesprudelt haben, wenn er sich unter den Befehlen eines so lächerlichen, eines so wahrhaft verächtlichen Halbmannes dachte!

Der Kopfputz *Heinrichs* war ganz von den Hofdamen entlehnt: eben die Art, das Haar in den Nacken hinab und wieder gegen den Scheitel zurückzuschlagen; eben das kleine sammetne Käppchen, und eben die niedlichen kleinen Locken um dies Käppchen herum! Sein Latz war in gleichem Geschmack: mit eben den drei Kragen geziert, die damal beim Frauenzimmer gebräuchlich waren; auch weit genug offen stehend, daſs man die nackte Brust und zugleich eine Perlenschnur sehen konnte, die er vom Halse herabhangen hatte. Die Beschäftigung dieses Weichlings war seines Anputzes würdig: er schnitt Bilderchen aus, die er an den Wänden seiner Gemächer umherklebte; oder er begab sich, in Begleitung seiner geliebten, ihm in Kleidung und Sitten vollkommen ähnlichen Günstlinge, mitten unter seine Hunde, Affen und Papageien, an deren Anschaffung und Unterhalt er, Jahr für Jahr, an die zwei Tonnen Goldes verwandte. Das Spielen mit diesen Thieren war ihm so zur Gewohnheit und zum Bedürfniſs geworden, daſs er sie, mit dem ganzen dazu gehörigen Personengeschlepp, überall, auch auf seinen Reisen mitnahm; ja gegen die Hunde ward er zuletzt so äuſserst zärtlich, daſs er sich ein rundes Körbchen an die Schärpe befestigen lieſs, und in diesem Körbchen immer einige der niedlichsten Schooſshündchen liegen hatte, die seine königliche Hand nicht müde ward, unter tausend süſsen Benennungen zu streicheln und zu liebkosen.

Dieser läppische, verächtliche Nichtsthuer *Heinrich* war indeſs bei weitem der beſsre *Heinrich:* der schlimmere warf sich, zur Carnevalszeit, mit dem ganzen nichtswürdigen Gefolge seiner Lieblinge, in Masken; durchschwärmte, bald zu Pferde und bald zu Fuſs, unter tausend Kindereien und Possen, die ganze Hauptstadt; brachte nicht allein bei Tage alle Straſsen in Aufruhr, sondern brach auch bei Nacht in das Innere der Wohnungen ein; störte die Ruhe der Familien und das Vergnügen der Gesellschaften, beschimpfte, beleidigte, miſshandelte Alles, was er ansichtig ward. — Da es sein Gewissen ihm vorhielt, daſs mehrere dieser Unanständigkeiten auch Sünden wären, die dem Heil seiner Seele Gefahr brächten; so war er schlau genug, daſs er sie bei dem Himmel durch gewisse andere Unanständigkeiten wieder gut zu machen suchte. Frankreichs König zog einen Pilgerrock an, und wallfahrtete an heilige Örter; Frankreichs König warf einen Sack um, und trug an seinem Gürtel hier eine Geiſsel, dort einen Rosenkranz, dessen Korallen zu lauter kleinen Todtenköpfen geschnitzt waren; Frankreichs König trieb sich in allen Klöstern umher, machte zu Fuſs alle Processionen mit, stiftete, zur Erbauung des Volks, eigene Brüderschaften von Büſsenden.

Daſs er durch diese Gaukelwerke weder sein Volk noch die Nachwelt versöhnt hat, zeugt die Geschichte. Er hat auf die Schande eines höchstverächtlichen Weichlings noch die eines abergläubischen Phantasten, eines schwärmerischen Andächtlers gehäuft. —

Allein so viel auch Paris an diesem seinen *Heinrich* gesehn hat; so hat doch Rom, welches die ganze übrige Welt im Ungeheuren, wie im Groſsen, hinter sich läſst, an seinem *Nero* noch etwas mehr gesehen. Es ist unmöglich, zu dem Sittengemälde dieses Nichtswürdigen den Pinsel nur aufzuheben, ohne daſs die Scham sich abwende und Schonung fordre; einige einzelne Züge aus diesem Gemälde werden genug seyn müssen.

Und so denke man sich denn diesen ersten Mann seiner Zeit, diesen Beherrscher Roms und fast der ganzen bekannten Erde, wie er, in Sklavenkleider gehüllt, unter Begleitung einer Bande von Nichtswürdigen, alle Straſsen durchschweift, sich in öffentlichen Wirthshäusern und gemeinen Badstuben herumtreibt, seine Begleiter ungeahndet rauben und plündern läſst, schimpfliche Wunden im pöbelhaften Handgemenge davon trägt, und von dem Gemahl einer edlen Römerinn, die er zur Nachtzeit auf der Straſse anfällt, so empfindliche körperliche Züchtigungen empfängt, daſs er ganze Tage das Zimmer hüten muſs, und beinahe sein Leben darüber einbüſst.

Oder man denke sich diesen glorreichen Imperator, wie er als Schauspieler und Sänger und Citharschläger zuerst zwar nur in Privathäusern und vor Personen von Rang und Ansehen, dann aber auch öffentlich auf der Schaubühne des Volks, und im Angesichte des ganzen versammelten, ja ausdrücklich dazu eingeladenen Pöbels auftritt. Um ihn herum steht eine Cohorte seiner kaiserlichen Leibwache, und eine Anzahl der vornehmsten Kriegsbedienten: aus ihrer Mitte und vor den Augen derselben tritt er schamlos hervor, gesellt sich zu der Bande der gemeinen Citharschläger und Sänger, unterwirft sich demüthig jeder Regel, welche die Ehrerbietung gegen die Zuschauer vorschreibt, sinkt fast nieder vor Ohnmacht, aber wagt es nicht, nur einen Augenblick sich zum Ausruhen zu setzen, steht dann endlich mit gebeugtem Knie vor allem Volk, und erwartet mit aufgehobnen, flehenden Händen das Urtheil. Der gegen die Scham schon abgehärtete Römer jauchzt Bewunderung und Entzücken; der durch Zufall anwesende gesittetere Einwohner der Freistädte oder entfernter Provinzen steht erstaunt, unwillig, erbittert: seine Zunge und seine Hände schweigen, aber die Schläge der überall vertheilten Soldaten wissen sie in Bewegung zu setzen. — Trunken von dem überströmenden Beifall eilt der gekrönte Sieger, mit ganzen Schaaren von Schauspielern, Sängern, Possenreiſsern, auch nach Griechenland hin, gewinnt dort zu Olympia über alle seine Mitstreiter den Preis, ja sogar, ob ihn gleich seine Pferde vom Wagen geworfen haben, auch über die Kutscher; durchzieht dann weiter, unter unaufhörlichem Singen und Citharschlagen, das ganze Land, und erfüllt alle Griechische Städte mit seinem Kunsttalent, seinem Kaiserglanze, und — seiner Schande.

Es ist kaum möglich, so ungeheure, aber von den glaubwürdigsten Schriftstellern bestätigte Ausschweifungen anders, als durch eine Art von Wahnsinn, von Wuth zu erklären, in welche den *Nero* vielleicht jene Furien geiſselten, die ihn unablässig wegen des Mordes seiner Mutter, seiner Lehrer, und so vieler edlen, unschuldigen Römer verfolgten. — —

Wofür aber, könnte man sagen, zu unsern jetzigen Zeiten so empörende Sittengemälde? Hätte man uns nicht den Ekel und den Widerwillen ersparen können, den die Betrachtung derselben einflöſsen muſs? *Heinrich* ist nun lange schon Staub, und *Nero* noch länger; und wie sehr auch eine unwissende Frömmelei den immer zunehmenden Verfall der Sitten bejammern mag, so sind doch gewiſs diese Sitten, nach so langen Zeiträumen, immer besser, immer feiner geworden. Alle Warnung, welche sich aus jenen Beispielen etwa ziehen lieſse, kömmt für unsre heutigen Fürsten zu spät. — Unvergleichlich, wenn dem so ist! Mögen dann diese Blätter zu weiter nichts dienen, als jungen Prinzen zu zeigen, wie schamlos ehemalige Regenten ihre Fürstenwürde mit Füſsen traten, und wie treu dagegen unsre jetztlebenden sie bewahren!

EMPFEHLUNGEN.

»Gut, daſs ich Sie hier treffe!« — sagte der Aufseher der fürstlichen Vergnügungen zu dem Capellmeister, den er bei Hofe im Vorzimmer fand. — »Der Fürst ist unzufrieden, höchst unzufrieden mit der Capelle.«

Das geht mir nahe. —

»Es muſs damit anders werden. Es müssen beſsre Instrumente hinein.«

Wir haben so gute, als möglich. Nur die, welche sie spielen sollen — —

»Davon red' ich ja nur. Es sind Stümper, wahre Stümper darunter.«

Gewiſs! — Und ich habe also Erlaubniſs, ihrer einige zu verabschieden? Den

Geiger zum Beispiel, der vor einigen Monaten angesetzt ward?

»Den habe ja *ich* empfohlen! Der bleibt!«

Ich muſs sagen: es ist der Elendeste unter Allen. —

»Er bleibt. Er ist der Sohn meines Kammerdieners.«

So werd' ich wohl auch den Bruder von der Kammerfrau der Fürstinn nicht wegschicken dürfen; den Flötenisten.

»Wo denken Sie hin? Sie würden Sich die höchste Ungnade der Fürstinn zuziehn. Ihro Durchlaucht lieben die Kammerfrau über Alles.«

Da ist noch ein schwindsüchtiger Fagottist: den hat der Erbprinz; ein halblahmer Contrebassist: den hat die Frau Oberhofmeisterinn empfohlen.

»Die bleiben alle. Aber unter den Übrigen – —«

Da wüſst' ich keinen, der zu entbehren wäre. Wir würden Mühe haben, ihres Gleichen zu finden.

»Eine Änderung aber muſs seyn. Schlechterdings!«

So werden also mehrere Stellen doppelt besetzt werden müssen; und dann bitte ich nur, die dazu nöthigen Summen anzuweisen.

»Sind Sie bei Sinnen? Der Fürst ist so eben in gröſster Verlegenheit wegen Geldes. Alle Cassen sind leer.«

Wenn man aber Leute ansetzt, muſs man ihnen zu leben geben.

»Schon recht! Aber von Gelde kein Wort; darum bitt' ich. Sie müssen Sich anders zu helfen suchen.« — —

Daſs durch ein so abgeschmacktes Gespräch die Capelle nicht besser ward, läſst sich errathen; vielmehr ward sie tagtäglich schlechter. So wie gute Spieler abgingen, kamen durch Empfehlungen, die gröſstentheils von dem weichern, theilnehmendern Geschlechte herrührten, mittelmäſsige, auch wohl elende, an ihren Platz; und am Ende war die Capelle nicht mehr Capelle, sondern Institut zur Versorgung. Der Fürst, der sich an seinem Vergnügen beeinträchtiget sah, griff zuletzt mit einem Machtworte durch, vor welchem Alles verstummen muſste. — Jetzt stehn nun die Unterthanen und erwarten mit banger Sehnsucht, daſs ein ähnliches Machtwort auch die Collegien treffen und sie von einer Menge unnützer Glieder reinigen soll, die durch ähnliche Gunst und Fürsprache hineingekommen. Die würdigsten Personen haben bis jetzt zurückstehen müssen; die ältesten, gerechtesten Ansprüche sind überhört worden; alle Geschäfte stocken: und die fürstlichen Räthe sind in Gefahr, eben so mit der Regierung umzuwerfen, wie die Capelle schon mehrmalen mit Musikstücken umwarf. Indeſs, da hier nicht vom Vergnügen des Prinzen, sondern nur vom Landesbesten die Rede ist; so steht dahin, was geschehn wird.

Allerdings ist es auch keine Kleinigkeit, Ämter, die einmal gegeben worden, wieder zu nehmen. Das Geschrei der Verabschiedeten würde nicht ungerecht seyn; es würde selbst diejenigen rühren, die von der Nothwendigkeit einer Änderung am meisten durchdrungen sind; alle würden urtheilen, daſs man keinen Untüchtigen anstellen, aber auch keinen Angestellten brotlos machen müsse. Der Fürst, um sich nicht durch Grausamkeiten verhaſst zu machen, würde eine Menge Gnadengelder zu zahlen haben; und seine Cassen, wie wir von dem Aufseher der Vergnügungen wissen, sind leer. Es ist also sehr zu fürchten, daſs zum gröſsten Nachtheil des Landes Alles bleiben wird, wie es ist.

Wie Recht hatte doch der Vater des jetzigen Fürsten! Er selbst nahm durchaus keine Empfehlungen an; er hielt sich wegen der untergeordneten Diener schlechterdings an die vorgesetzten Oberhäupter, die er zu ihren Posten mit groſser Sorgfalt zu wählen pflegte: diese allein durften vorschlagen; und sie wuſsten, daſs sie sich der höchsten Ungnade des Fürsten aussetzten, wenn sie bei ihren Vorschlägen auf irgend ein Fürwort, und wenn

wenn auch von den höchsten Personen, Rücksicht nehmen. Das Empfehlen kam hiedurch nach und nach aus der Mode; der eigne Vortheil trieb die Oberhäupter an, zu ihren Unterarbeitern die geschicktesten, würdigsten Männer auszusuchen; alle Geschäfte wurden aufs beste besorgt, und alle Unterthanen segneten die Ordnung und Thätigkeit dieser Regierung.

SPIEL.

Es hat groſse Fürsten gegeben, die sich nie herabgelassen haben, weder mit Fremden, noch mit Unterthanen, und am wenigsten mit den letztern, zu spielen.

Das Spiel ſührt, unter denen die daran Theil nehmen, eine Art von vollkommener Gleichheit ein. — Beleidigte es vielleicht den Stolz jener Fürsten, sich Niedrigern auch nur auf einen Augenblick gleich zu setzen? Wir wollen ihnen lieber den bessern Bewegungsgrund geben, daſs sie überhaupt am Spiel keinen Geschmack gefunden.

Sei das Spiel nur nicht eine Art von Erwerb, sondern wirklich Spiel; übe es nur auf eine vortheilhafte Art die Kräfte der Seele oder des Körpers; werde nur nicht die nöthige Zeit den Geschäften des Staats darüber entzogen: so ist es sicher einem Fürsten nicht unanständig. Ein Schach, um der bloſsen Ehre willen, in einer müſsigen Stunde gespielt, hat durchaus nichts was der fürstlichen Würde entgegen wäre.

Weniger anständig wird das Spiel, sobald der Preis desselben Gewinn ist. Die Börse des Unterthanen zu leeren, den man nach der Regel für ärmer annehmen muſs, hat etwas Kleines und Ungroſsmüthiges; und es zu machen, wie *August*, der mit Fleiſs verlor da er hätte gewinnen können, hat für den Spielgenossen etwas Kränkendes und Herabsetzendes. Es müſste denn, wie in der That beim *August*, der Spielgenoſs ein engerer Vertrauter, oder wohl gar ein Glied der Familie seyn.

Am unanständigsten wird für Fürsten das Spiel, wenn es zu den bloſsen Glücksspielen gehört, die alle Überlegung, alle Geschicklichkeit ausschlieſsen. Daſs *August* das Spiel liebte, war so sehr nicht zu tadeln: daſs er um Gewinn spielte, war bei seiner Wahl der Gesellschaft und bei seiner Groſsmuth mehr als verzeihlich; daſs er ein gedankenloses Würfelspiel spielte, das verdreuſst uns auf ihn.

Es scheint, als ob es auch die Römer verdrossen. Während des Sicilianischen Krieges, wo der jüngere *Pompejus* zweimal seine Flotten schlug, erschien ein Sinngedicht, in welchem die Liebe *August's* zum Würfeln durch die Begierde, doch auch einmal zu gewinnen, hämisch genug erklärt ward.

Hohe Glücksspiele sollte ein Fürst schon darum verabscheun, weil sie in wohlgeordneten Staaten, als verderblich für das Vermögen und die Sitten der Unterthanen, pflegen verboten zu werden. Einem Laster, das aus allen öffentlichen, vielleicht auch aus allen Privathäusern durch die Gesetze verbannt wird, sollte doch wahrlich der Wächter der Gesetze keine Zuflucht in seinem eigenen Pallast gönnen.

Auch findet sich bei diesen hohen sinnlosen Glücksspielen noch sonst eine Bedenklichkeit. Sie erregen oft die brausendsten, wüthendsten Leidenschaften, denen ein Fürst, um der Gefahr seiner Ehre willen, mit gröſster Sorgfalt ausweichen, nie sich ihnen bloſsstellen sollte. Man erzählt von einer groſsen Unannehmlichkeit, die dem Könige von Polen, *Kasimir dem Zweiten*, beim Spiel widerfahren. Ein Edelmann seines Hofes, dem er sein ganzes Vermögen abgewonnen hatte, vergaſs sich in seiner Wuth so sehr, daſs er sich an dem Könige mit etwas mehr, als mit Worten, vergriff. Die Gesetze erkannten dem Edelmanne das Schwert zu; aber *Kasimir* dachte zu billig, um dieses Bluturtheil zu bestätigen. — »Ich allein,« sagte er, »bin hier strafbar; ich hätte eine Gewohnheit nicht mitmachen sollen, die, wenn sie allgemein würde, das Verderben der Nation bewirken müſste. Auch war der Verurtheilte in jenem Augenblicke seiner selbst nicht mächtig; er schnaubte in seiner Wuth nach Rache, und da er sie an dem Glücke selbst nicht nehmen konnte, so nahm er sie an dem Günstling desselben.«

AUFWAND.

Das erste Todesurtheil zu unterzeichnen, muſs für einen Regenten, der nicht mit der Seele eines *Caligula* geboren ist, ein höchsttrauriges Geschäft seyn. — Königinn *Christina* von Schweden sagte einst von sich selbst: daſs sie, aus Liebe zur Gerechtigkeit, zwar nur selten Missethäter begnadigt, aber auch nie einen verurtheilt habe, ohne Thränen dabei zu vergieſsen.

In der That: wenn der junge Regent nur einige Einbildungskraft hat, um sich die Scene des Gerichts zu vergegenwärtigen, das zitternde, schon halb erstorbene Opfer, das von Blute triefende Schwert, das im Sande hinrollende Haupt: wie verhaſst muſs er sein Richteramt, und wie verhaſst das Angesicht seines Kanzlers finden, der ihm das weggewiesene schauerliche Blatt immer hartnäckig zurückschiebt, und endlich durch Gründe auf Gründe ihm den Federzug abpreſst, womit er einen Menschen — ein ihm ähnliches Wesen — vernichtet! —

Aber, junger edler Regent! nicht diesen würdigen rechtschaffnen Greis sollten Sie hassen, der bei aller anscheinenden Härte doch ein fühlendes Herz hat, und der gewiſs, wenn er das Gesetz zu strenge oder die Anwendung zweifelhaft fände, mit Freuden der Erste seyn würde, Sie zum Gebrauch Ihres schönsten Rechtes, des Rechtes der Begnadigung, aufzufordern. Ein ganz anderer ist es, und leider! Ihr Vertrauter, Ihr Günstling, dem Sie seine ruchlosen Plane, die Sie so unbefangen zu zeichnen pflegen, in Stücke reiſsen; den Sie mit Ihrem bittersten, gerechtesten Abscheu verfolgen sollten. Was Ihnen der Kanzler vorlegt, ist doch nur Ein Todesurtheil, und über einen Verbrecher; was Ihnen der Günstling vorlegt, sind tausend vereinigte Todesurtheile, und über ganz schuldlose Wesen.

Sie lieben Pracht und Vergnügen, und wünschen Sich einen Landsitz, der an Gröſse, Geschmack und Auszierung weit und breit alle Fürstenwohnungen übertreffe. Sie wünschen einen Park voll mannichfaltiger kostbarer Anlagen: hineingeleitete Wasser zu Cascaden und ganzen Seen; marmorne Bildsäulen von den Händen der ersten Meister; Gewächshäuser, wovon das eine, um ostindische Temperatur darin zu erhalten, des Holzes mehr fressen wird, als woran das ganze Armuth Ihrer Hauptstadt sich wärmen könnte.

Sie wünschen ein Schauspiel, das den vornehmsten Bühnen Europens, die Sie auf Ihren Reisen sahen, weder an äuſsrer Pracht noch an innerm Werthe der Künstler weiche; ein glänzendes Carneval, das der Fremde, wie der Einländer, bewundre, und das von vielen Meilen her alle Neugierigen und alle Freunde des Vergnügens an Ihren Hof locke: kurz, Sie hegen eine Menge fürstlicher Wünsche, die auf den ersten Blick nicht nur unschuldig, sondern selbst rühmlich und ehrenvoll scheinen.

Aber, Prinz, die Ausführung aller dieser Ideen wird unsäglich kostbar werden; sie wird nicht Tonnen Goldes, worauf man aus Unwissenheit oder Hinterlist sie Ihnen anschlägt; sie wird vielleicht Millionen verschlingen: und in welch' einem Zustande sich Ihre Cassen durch den hohen Geist, die Reisen, die militärischen Spielwerke Ihrer in Gott ruhenden Vorväter befinden, wissen Sie Selbst. — Doch Sie haben ja da den immer lächelnden, immer gefälligen Vorsitzer der Kammer: ihm entdecken Sie Ihre Wünsche, und er wird gewiſs aus dem Reichthume seines unerschöpflichen Genies neue Entwürfe hervorziehen, und wird es um so freudiger, da der Witz des Erfinders bei der Ausführung solcher Entwürfe nicht ohne Lohn bleibt. — — Sehen Sie, wie sehr Sie Recht hatten, ihm zu vertrauen? Er ist schon fertig mit seinem Entwurf; und da die Abgabe nicht auf das Entbehrliche, das sich die Meisten versagen mögten, da sie klüglich auf Nothwendigkeiten des Lebens gelegt ist, wo auch der Ärmste und der Sparsamste ihm nicht entwischen kann: so ist nach allem Ansehen der Ertrag, den er Ihnen so meiſterhaftfertig vorrechnet, unfehlbar. — Sie werden doch in Ihrer Dankbarkeit mehr thun, als den edlen Mann bloſs umarmen? Sie werden doch endlich das ersehnte Ordenszeichen ihm mit eigener Hand um den Nacken werſen? —

Das Volk, an Druck und an Gehorsam gewöhnt, unterzieht sich dem Joche, und schweigt; aber nur zu bald werden die schrecklichen Folgen der Überspannung sichtbar werden. Während einige Wenige sich bereichern, wird die Dürftigkeit, die vorher schon in jeder Hütte wohnte, sich in tiefes Elend, der Unmuth in volle düstre Verzweiflung, der Fleiſs, der sich nicht mehr vergebens abmatten will, in Lust zu Missethaten verwandeln. Dann, Prinz, werden zuerst Ihre Versatzhäuser und die Schränke der Wucherer sich mit Gütern, bald darauf Ihre Gefängnisse sich mit Verbrechern füllen, und Ihre Henker werden Arbeit erhalten. — Sehen Sie dort den kleinen unmündigen Knaben? Er ist schon Bettler! Der hülflose Vater, von schlechter Nahrung bei harter Arbeit erkrankt, hat ihn an die Landstraſse geschickt. Schaudert Sie's nicht bei der Aussicht auf eine Nachwelt, die im Geschmack am Müssiggange, im Schmutz, in Unwissenheit und in Schamlosigkeit aufwuchs? Welche Sitten werden entstehen! Dieses zarte weibliche Geschöpf hier, mit Lumpen bedeckt, aber nicht ohne Spuren von Schönheit; wie frühe wird es, und auf welch' einem Lager, und an welch' einer Krankheit wird es verblühen! —

Es bleiben freilich der Rechtschaffnen, der Edlen, auch in der niedrigsten Volksklasse übrig; aber wie ist ihr Zustand beschaffen! Können Sie, Prinz, wenn Sie in der That jene fühlende Seele haben, die Sie bei Unterzeichnung des ersten Todesurtheils verriethen; können Sie Sich diesen Zustand nur denken, ohne erschüttert zu werden? Jener Greis mit dem redlichen Angesichte, und jenes treue gute Weib ihm zur Seite: sie saſsen sonst Tag und Nacht, bei magrer spärlicher Kost, er am Weberstuhl, sie an der Spindel; und bei dem Ehrgefühl, das in den Seelen der Geringern oft so viel feiner und zärter, als in den Seelen der Vornehmsten ist, war ihr ganzer Wunsch für ihr Alter nur der: nicht nach Brot gehen zu dürfen. Jetzt fühlen sie ihre Kräfte erschöpft, und ein tödtliches Fieber hält sie an ihr Lager gefesselt. Wären denn diese Unglücklichen, nach einem so mühevollen, so nützlichen, so rechtschaffen vollbrachten Leben, keiner Hülfe des Arztes, keiner kleinen Erquickung im Tode würdig? Sie hatten gesorgt für diese Erquickung; sie hatten in bessern Jahren, auf den Fall einer Krankheit, ihren Sparpfennig zurück gelegt; aber nachfolgende schlimmere Zeiten haben ihn weggenommen: Sie, Prinz, haben ihn in Ihren Gärten verbaut, und Ihre Sänger und Sängerinnen haben ihn mit über die Gränze getragen. —

Nieder, rufen Sie, mit dem Vorhang vor diesen Scenen! — Es sei! — Aber, Prinz, entfernen Sie auf immer von Ihrem Angesichte den gefälligen Fühllosen, der, auf Kosten des Glücks und der Sittlichkeit Ihres Volks, jedem Wunsche von Ihnen so demüthig entgegenkriecht; rufen Sie den kühnen Widersprecher zurück, der Ihnen durch lauten pflichtmäſsigen Tadel Ihrer Verschwendungen so verhaſst ward, und lassen Sie tausendmal eher alle Ihre Anlagen verfallen, als daſs die Hütte des Fleiſses und der Tugend verfalle!

REDLICHKEIT.

Octavius und *Antonius* hatten ſich, nach verabredetem Frieden, auf das Schiff des jüngern *Pompejus* zu einem Gastmahl begeben. — »Willst du Herr der Welt seyn und den Tod deines Vaters und Bruders rächen?« zischelte dem *Pompejus* sein erster Schiffshauptmann *Menas* in's Ohr: »ich darf nur gehn und das Ankertau kappen.«

Pompejus miſsbilligte und verwarf dieſen Antrag; aber mit welch' einer Äuſserung? — — »Wenn du für deinen eigenen Kopf die That gethan hättest,« sagte er, »so hätt' ich sie gut seyn lassen; ich selbst kann mich unmöglich entschlieſsen, mein Wort zu brechen.«

Wie? Macht es denn einen Unterschied, ob man eine nichtswürdige Handlung vor oder nach ihrer Ausübung billigt? Kann ein edler Mann sie zwar nicht selbst befehlen, aber ohne Bedenken sie gut heiſsen und die Früchte davon genieſsen? *Pompejus* blieb ja Herr, die Verrätherei wieder gut zu machen; er durfte die Feldherren, die sich ihm auf Glauben vertraut hatten, nur sicher wieder an's Land setzen: und konnt' er denn das mit Ehren unterlassen, wenn er die That selbst nicht mit Ehren befehlen konnte?

Ein gewisser Deutscher Fürst, *Albrecht*, soll einst mit dreitausend Reisigen nach Wien gekommen seyn, und eine völlig ähnliche Antwort gegeben haben. — »Wollt Ihr,« sagte sein oberster Hauptmann zu ihm, »so nehm' ich den Kaiser gefangen, und Ihr seid Herr über Wien und ganz Österreich.« — »Ihr hättet handeln können, ohne mich zu fragen,« soll *Albrecht* erwiedert haben; »ich selbst kann Euch eine schlechte That, wie die, nicht befehlen.« — Ganz derselbige Miſsverstand und derselbige Mangel an wahrer Ehre! Hätte denn *Albrecht* den gefangenen Kaiser nicht wieder losgeben können? losgeben müssen? Hätt' er nicht, zu seiner Rechtfertigung vor der Welt, noch obendrein den Hauptmann bestrafen, oder ihn dem Kaiser selbst zur Bestrafung ausliefern müssen?

Wie ganz besser klingt eine andere Erzählung des Vorfalls zwischen *Pompejus* und *Menas!* — »Ein Mann wie Menas,« soll der Erstere gesagt haben, »mag sein Wort brechen und seine Ehre schänden: eines Sohns des Pompejus ist das nicht würdig.« — Dieser Ton ist der echte, der wahrhaft edle: an ihm erkennt man den Mann von ungeheucheltem Ehrgefühl, der Anspruch auf unsre ganze Hochachtung und Zuneigung hat. — Man bemerke, daſs *Menas* ein bloſser Freigelassener war, und daſs *Pompejus* ihm gleichsam die Gesinnung eines Sklaven vorwirft, die nie die Gesinnung eines freigebornen, edlen Römers seyn könne.

Nach jener ersten Erzählung ist *Pompejus*, so wie sein Gegenbild *Albrecht*, nicht im mindesten besser, als jener berüchtigte König von Bithynien, der seinen Gastfreund *Hannibal* zwar nicht selbst ausliefern wollte, aber ihn den Römern verrieth. Vielmehr ist jenes Paar noch ein wenig schlechter und tadelnswürdiger. Der Bithynier, wie man annehmen kann, hielt die Rettung *Hannibals* für unmöglich, und sich selbst glaubte er in Gefahr zu setzen, wenn er den Aufenthalt desselben nachzuweisen sich weigerte. Er handelte also aus Furcht und aus Noth, wie er nicht gehandelt haben würde, wenn er seinem Herzen hätte folgen dürfen; und es war noch immer löblich von ihm, daſs er seinen Gastfreund selbst zu fangen, entweder zu gefühlvoll oder zu ehrliebend war. Aber welche Furcht oder welche Noth konnte einen *Pompejus* und einen *Albrecht* bewegen, den Ersatz des begangenen Unrechts zurückzuhalten? Der Bithynier erscheint in seiner Handlung mehr als ein Unglücklicher; diese in ihren Erklärungen mehr als Heuchler, als Schlechtdenkende, die an dem Verrath nicht sowohl das Wesen, als die Schande des Namens hassen. — Dennoch hatte *Hannibal* noch immer Recht, über beleidigte Gastfreundschaft zu klagen: denn hätte der Bithynier ganz untadelhaft handeln wollen: so hätte er den ungerechten Zorn der Römer nicht achten, seinen Freund, wenn auch nicht schützen, doch warnen, und falls er auch das für nicht thunlich oder für unnütz hielt, wenigstens an seinem Unglücke nicht den mindesten Theil nehmen müssen.

Noch mehr Recht aber hatte *Hannibal* in seinen Klagen über die Römer. Es war höchstunwürdig gehandelt, einen Greis, der durch Jahre und widrige Schicksale schon so unschädlich geworden, in seinem letzten Zufluchtsorte aufzusuchen, und seinen Beschützer zur Verletzung des bei allen Völkern heilig geachteten Gastrechtes zu reizen. — »Sind das die Römer,« rief der erbitterte Feldherr aus, »deren Vorfahren den *Pyrrhus*, ob er gleich als Feind mit einem Kriegsheere in Italien stand, so edelmüthig vor einer Vergiftung warneten? Können die Söhne solcher Väter einen Gesandten, der Consul war, abfertigen, um einen fremden Fürsten zu der Schandthat aufzufordern, seinen Gast zu ermorden?« — —

Ein vortreffliches Beispiel unbedingter Redlichkeit, das ganz im Geiste der alten Ritterschaft ist, giebt die Geschichte *Johann's des Ersten* von Frankreich. Dieser König war von dem Prinzen von Wallis in dem blutigen Treffen bei Poitiers zum Gefangenen gemacht, aber gegen eine Menge von Geiseln, die er für die Bezahlung eines sehr ansehnlichen Lösegeldes stellte, wieder frei gegeben worden. Unter diesen Geiseln befand sich auch sein zweiter Sohn, Herzog von *Anjou:* und dieser beging die Unwürdigkeit, sich, wider Wissen und Willen des Königs von England, aus seiner Gefangenschaft zu entfernen. *Johann*, um sein Miſsfallen an dieser That öffentlich zu zeigen, und die Treulosigkeit seines Sohnes auf's vollkommenste wieder gut zu machen, schiffte sich ein nach England, und stellte sich selbst. Besser konnte er die schöne Maxime nicht bestätigen, die man ihm beilegt: daſs, wenn Treue und Glauben von der ganzen übrigen Erde verschwunden wären, sie in dem Munde der Könige sich wiederfinden müſsten.

Ein ähnliches, nicht minder schönes, Beispiel von Redlichkeit enthält *die* Deutsche Geschichte. — Kaiser *Ludewig* von Baiern hatte seinem *gefangenen* Gegenkaiser, *Friederich* von Österreich, die Freiheit unter gewissen Bedingungen wieder gegeben, die dieser, in der vollsten

Hoffnung sie erfüllen zu können, eingegangen war. Diese Hoffnung aber schlug fehl, und *Friederich* kam in den unangenehmen Fall, daſs er entweder seinem gegebenen Worte untreu werden, oder in seine Gefangenschaft zurückkehren muſste. Es wäre ihm äuſserst leicht gewesen, sich durch den Papst, der ganz dazu gestimmt war, seines Eides entbinden zu lassen: aber über eine solche Maſsregel, so wenig sie zu jenen Zeiten befremdet hätte, fühlte *Friederich* sich erhaben: er entschloſs sich kurz, und ging nach München zurück. *Ludewig*, von so viel Tugend gerührt, empfing ihn mit aller Zärtlichkeit eines Bruders; er aſs mit ihm an Einer Tafel, schlief mit ihm in Einem Bette, und nahm ihn in der Folge, vermittelst eines feierlichen Vertrages, zu seinem Mitkaiser an. —

Wie angenehm wird durch solche Beispiele von edler Fürstentreue das Herz gerührt und erweitert! Und welche unglückliche Wirkung thut dagegen eine treulose, wortbrüchige, immer nur auf den eigenen, oder vielmehr auf den gegenwärtigen Vortheil sich einschränkende Politik! Diese Politik macht das Andenken *Ferdinand's* des Katholischen so verhaſst, der von allen Königen, die Europa gesehn hat, der unzuverlässigste und bundbrüchigste war. — Ein gewisser Schriftsteller, der ihn loben wollte, sagte mit groſser Naivetät: er sei in der That ein sehr preiswürdiger Monarch gewesen; nur mit dem einzigen kleinen Fehler, daſs er nicht Wort gehalten. — Welcher Fürst, der noch einiges Gefühl von Ehre hat, mögte so ein Lob mit dem falschen Aragonier theilen?

JAGD.

Die ehemaligen, eben so grausamen als kostbaren Hetzjagden sind endlich, dem Himmel sei Dank! aus der Mode. Noch im Anfange und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machten sie eine der vornehmsten fürstlichen Vergnügungen aus.

Es war auch wohl wahrhaftig! sehr fürstlich, ein armes unschuldiges Thier, unter der wüthendsten Todesangst, bis zum Stürzen zu hetzen, um am Ende den unnützen Brotfressern, den Hunden, einen leckern Fraſs zu verschaffen. —

Sonst, sagt man, ist die Jagd eine der anständigsten und nützlichsten Vergnügungen. Sie erhält die Gesundheit des Körpers, weckt den Muth, schärft das Auge, härtet ab gegen Beschwerden.

Alles recht schön! wenn nur nicht bei so manchen Fürsten die Jagd zu einer Leidenschaft würde, die sie von ihren nothwendigern, bessern Geschäften abzieht. Denn über Recht und Ordnung im Lande zu wachen, ohne sich blindlings den Dienern des Staats zu vertrauen; Anstalten zum allgemeinen Wohl in allen Fächern zu treffen, und selbst den Fortgang dieser Anstalten zu beobachten und zu befördern: das ist denn doch, beim Himmel! ein wenig wichtiger, als einen Hasen aus seinem Lager zu stöbern, oder einem Schmahlthiere die Kugel durch's Herz zu jagen, oder mit eigener höchster Hand eine Sau abzufangen.

Ein gewisser *Antiochus* von Syrien, der sich einst auf der Jagd von den Seinigen verloren hatte, soll in einer Baurenhütte, worin man ihn nicht erkannte, sehr derbe Wahrheiten hierüber gehört haben. Wenn doch jeder fürstliche Jäger sich eben so, wie *Antiochus*, verirren und gleiche Wahrheiten über sich hören müſste! Doch wer weiſs, ob er den Edelmuth hätte, sie eben so dankbar, wie *Antiochus*, aufzunehmen? —

Die einzige Leidenschaft, die sich einer fürstlichen Seele bemächtigen sollte, ist die der Ehre, der wahren, wohlverstandenen Ehre. Es giebt Fürsten genug, die durch Thaten im Kriege; und Gottlob! auch solche, die durch schönere, wenn gleich nicht so schimmernde, Thaten im Frieden sich einen groſsen Namen gemacht haben: aber durch Thaten der Jagd und durch erlegte Hirschböcke und Rehe hat es, seit dem *Nimrod*, noch keiner.

WILDBAHNEN.

Der gröſste Schaden, den die heutige Jagdlust der Fürsten stiftet, kömmt nicht mehr von ihnen und ihrem Gefolge selbst, aber von ihrem Wilde: Die Felder, die sie nicht mehr am lichten Tage zertreten lassen, lassen sie nächtlicher Weile abäsen oder umwühlen. Den Unterthanen wird die saure Frucht ihrer Arbeit nicht mehr öffentlich geraubt, sie wird ihnen nur heimlich gestohlen.

Und nun komme der arme, zu Grunde gerichtete Landmann mit leeren Händen in's Amt, und erkläre sich unvermögend, die ihn drückenden ungeheuren Abgaben zu zahlen. — Er mag sich vorsehen, der Thor! Denn er wird doch nicht

Lust haben, den Topf, in dem er kocht, und das Bett, auf dem er schläft, zu verlieren?

Besser, er bedient sich des Vortheils der Nacht, und schafft sich durch eine gute Kugel den Feind, der ihm seine Äcker verwüstet, vom Halse. — Was? schreit hier laut die Gerechtigkeit: der Bube will zum Wilddiebe werden? Er will sich an den erklärten Schützlingen seines gnädigsten Landesvaters vergreifen? Weiſs er denn nicht, daſs er in Ketten und Bande kommen, und Jahre lang auf der Festung die Karre schieben würde? —

Und so bleibt denn dem Landmanne nichts übrig, als daſs er das was er nicht vertheidigen darf, bewache, und durch blinden Lärm, so gut es gehn will, seinen Feind zu verscheuchen suche. Freilich ist es für ein fühlendes Herz empörend, daſs der so nützliche und doch so unglückliche Bettler, der Landmann — denn was ist er in so manchen Gegenden mehr, als Bettler? — nachdem er vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne unter drückender Arbeit geächzt hat, nun noch der Erquickung des Schlafs entbehren soll, um das Erarbeitete — nicht für sich, der ja so wenig davon genieſst, sondern für den Fürsten, der fast allen Gewinn davon zieht, zu bewachen. Wer eigentlich für diese Bewachung zu sorgen hätte, wäre nach aller Vernunft der Fürst; denn sein ist das Wild, und sein der Vortheil der Ärnte: aber was gilt nun einmal Vernunft gegen Macht? — Und Menschlichkeit und Gerechtigkeit vollends! — Wo ja noch Einhägungen um die Wildbahnen befindlich sind; da mögten wohl die Meisten, wie König *Johann*

von

von England, sie lieber niederreiſsen lassen, um ihrem theuren, werthen Wilde einen reichlichern Fraſs zu verschaffen. —

Wunder, daſs die Fürsten nicht auch mit ihrem zahmen Viehe thun, was sie sich mit ihrem Wilde erlauben! Sie könnten viel Kosten ersparen, und an rühmlichen Beispielen dazu, aus sehr gesitteten und sehr nachahmungswürdigen Zeiten, würd' es nicht fehlen. Ein gewisser *Ferdinand* von Neapel drang seinen Unterthanen Schweine zum Masten auf, und zwang sie, den Schaden zu ersetzen, wenn ihnen diese Thiere, auch ohne all' ihr Verschulden, starben. Ein Anderer, ein gewisser *Eberulph*, Zeitgenosse des Merovingischen Königes *Chilperich*, lieſs Huf und Klaue geradezu auf die Äcker und in die Weinberge der Geringern treiben, und jeden der sich widersetzte, nach

Beschaffenheit seiner Laune, entweder nur abprügeln, oder auch gar verstümmeln.

Mit seinen Jagdhunden hat es, noch im letzten Jahrhunderte, ein Deutscher Fürst so gemacht, daſs die Bürger seiner kleinen Residenzstadt sie in ihre Häuser nehmen und füttern muſsten, und daſs jeder unglücklich ward, der sich nur im mindesten an ihnen vergriff. — —

Seit einigen Jahren, wie es heiſst, hat die Grausamkeit des Wildhegens sich ein wenig vermindert. Es kamen so böse Gerüchte über den Rhein her, daſs man es auf einmal billig fand, dem Landmann Erleichterung zu verschaffen, und alle Büchsen aller Förster gnädigst dazu in Bewegung setzte. — Das war gut an sich selbst! Aber muſste denn nur durch schändliche Furcht bewirkt werden, was so ehrenvoll durch Menschlichkeit und Gerechtigkeit hätte bewirkt werden können?

FEINHEIT.

Was man im sittlichen Verstande Feinheit nennt, ist, mit Bosheit verbunden, das Hassenswürdigste; mit Güte verbunden, das Liebenswürdigste in der Menschheit.

Es giebt eine rauhe, unfreundliche Art des Wohlthuns, die kaum dem gemeinen Bettler gerecht ist, und die den Mann von Ehre kränkt und beleidigt. Es giebt eine andre, zwar gutgemeinte, aber plumpe unzärtliche Art, wodurch die Wohlthat ihr Erfreuendes, ihr Verbindliches verliert; wodurch sie für den Empfänger zu einer neuen, und oft drückendern Last wird, als die war, die man ihm abnahm.

Das wahre Geheimniſs der Wohlthätigkeit ist, daſs man die Wohlthat zu verbergen, wenigstens sie herabzusetzen wisse; daſs man dem Unglücklichen die Beschämung, seinen Mangel und seine Abhängigkeit zu gestehen, erspare; daſs man sich weniger das Ansehen gebe, einen Schuldner zu machen, als ein Schuldner zu werden. Durch eine solche Schonung des Ehrgefühls können die unbedeutendsten Dienstleistungen einen Werth, eine Kraft zu verbinden, erhalten, die ohne sie die gröſsten, wesentlichsten Aufopferungen nicht hätten. —

»Sie reiten da ein gutes, sehr ruhiges Pferd,« sagte *Türenne* zu einem Officier, der eigentlich ein altes, sehr schlechtes ritt, der aber zu arm war, um ein bessers bezahlen zu können. »Die meinigen sind für mich alten Mann ein wenig zu flüchtig, zu feurig: Sie würden mich Ihnen verbinden, wenn Sie einen Tausch treffen wollten.« — Im Grunde, sieht man wohl, war dieser Tausch ein Geschenk, und für einen Mann, wie *Türenne*, eben kein groſses; aber wie ausnehmend gütig und schonend war die Art, womit er es antrug. Wie sehr muſste sich der Officier diesem edlen Manne verpflichtet fühlen, der mit der Aufmerksamkeit auf sein Bedürfniſs so viel feine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband. —

Verweise sind, ihrer Natur nach, beschämend und herabwürdigend, und mit dem rauhen Tone der Superiorität gesprochen, müssen sie eher erbittern, als bessern. Auch hier giebt es eine feinere, mildere Art, wodurch der Verweis seine Herbe, aber durchaus nicht seine Wirkung verliert; ja wodurch seine Wirkung vielmehr nur gröſser und sichrer gemacht wird. *Türenne,* der sich so gut auf's Wohlthun verstand, verstand sich nicht weniger gut auf's Verweisegeben.

Seine Soldaten plünderten im Hennegauischen ein Schloſs, das sie im Sturm erobert hatten. Sie fanden darin eine Frau von bewundernswürdiger Schönheit, und brachten diese Frau, als den besten Theil der Beute, dem Feldherrn. *Türenne,* der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, lieſs sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich fordern. — »Hier, mein Herr,« sagte er, »empfangen Sie Ihre Gattinn zurück! Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie em pfanden Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie sie zu mir, ihrem Feldherrn.«

OFFENHEIT.

Verſtellung iſt für edle Seelen unerträglicher Zwang; ihr Element, worin ſie leben, iſt Wahrheit. — Es läſst daher auf einen guten Charakter bei Fürſten ſchlieſsen, und es iſt rühmlich für ſie, wenn ſie keine falſche Geſinnungen erheucheln; wenn ſie, zum Beiſpiel, ein gefaſstes Miſstrauen nicht in ihr Herz verſchlieſsen können. Aber wieder iſt es unausſprechlich klein, wenn ſie dieſes Miſstrauen nicht geradezu in Worten, ſondern nur von weitem durch Blicke und durch finſtre Geſichter äuſsern.

So wie Falſchheit, ſo iſt auch alles verſteckte, hinterhältiſche Weſen einer edlen Seele zuwider; denn es hängt ſich darin an einen Rest von Falschheit noch eine gewisse Feigheit, die es nicht wagt gerade und offen herauszugehen, oder eine gewisse Tücke, die ihre Lust daran ſindet, Personen, welche doch unschuldig und redlich seyn mögen, auf die Folter zu spannen.

Vielleicht zwar, daſs dieser Schein von Feigheit und Tücke trügt, und daſs vielmehr eine gewisse Gutherzigkeit zum Grunde liegt, der es schwer wird, zu beschämen und wehe zu thun. Aber dann ist diese Gutherzigkeit wenigstens sehr übel verstanden. Mag immerhin der Schuldige erblassen und zittern, wenn nur nicht der Unschuldige gekränkt und beleidiget wird!

Oft auch mag ein Fürst seiner eigenen Einsicht nicht trauen; er mag fürchten, beim Geständniſs seines Argwohns

Univ. Bibl. München

als ein schwacher Kopf erfunden zu werden, der sich von jedem Schleicher, jedem Ohrenbläser miſsbrauchen läſst. — Aber muſs er sich denn gleich das Ansehen geben, als ob er glaube? Muſs er sein Miſstrauen geradezu bekennen, da er es ja in Form einer bloſsen Angabe, eines bloſsen Zweifels vortragen kann?

Überdies, was ist denn so Unerhörtes darin, wenn selbst die besten und klügsten Fürsten einmal getäuscht werden? Ward es doch auch *Heinrich der Vierte*, und zwar in Ansehung seines *Rosny*, eines so geprüften, rechtschaffnen, ihm so eifrig ergebenen Dieners! Jene heroische Sicherheit und Festigkeit im Urtheil, die einst *Alexander* gegen seinen Leibarzt bewies, ist nicht jedermanns Sache; und auch *Alexander* selbst wird gewuſst haben, Unterschiede zu machen.

Anklagen mit der vorläufigen Bitte um Schweigen, um Geheimhalten, muſs ein Fürst gar nicht hören. Denn die einzige gute, würdige Art, wie er sich bei Anklagen nehmen kann, ist die: daſs er beides, sich und den Angeklagten, durch offne Darlegung der Sache auf einmal in's Licht setze; daſs er von der einen Seite Beweise der Schuld, von der andern Beweise der Unschuld fordre, und daſs er dann handle, wie er es findet: entweder den treulosen Diener, oder den verläumderischen Ohrenbläser bestrafe.

Hätte *Heinrich* aus falscher Furcht, seine Leichtgläubigkeit zu verrathen, oder einen würdigen Mann unverdient zu kränken, hinter dem Berge gehalten; so hätte er sich und seinen Minister um einen der schönsten Augenblicke ihres Lebens gebracht. Ja, vielleicht hätte er diesen groſsen, unersetzlichen Minister darüber verloren. Denn ganz verbergen konnte sich ihm ein *Heinrich* unmöglich; und welcher Mann, der sich fühlt, wird sich lange das lauliche, miſstrauische Wesen, das Schmollen und das Gesichterziehen gefallen lassen? Er wird denken, daſs man einem Herrn, der nicht mehr traut, nicht mehr dienen, und Arbeiten, die nicht mehr fruchten, nicht mehr fortsetzen müsse.

So wie sich *Heinrich* nahm, nahm sich auch *Johann der Fünfte* von Portugal, einer der beſsren Könige unsers Jahrhunderts. Zwei seiner Finanzräthe vereinigten sich zum Neid gegen einen dritten, der wegen seiner vorzüglichen Fähigkeiten auch in vorzüglicher Gunst stand. Sie überreichten dem Könige eine geheime, mit vieler Wahrscheinlichkeit ausgedachte Anzeige von allerhand Unterschleifen und Betrügereien, die ihr Amtsgenoſs sich erlaubt haben sollte. *Johann* gerieth in Erstaunen; aber, einmal zum Miſstrauen aufgefordert, wandt' er es noch mehr gegen die Ankläger, als gegen den Angeklagten. Er lieſs ungesäumt den Letztern rufen, legte ihm, Punct vor Punct, die Anklage vor, und gab ihm zugleich sein königliches Wort: daſs, wenn er sich schuldig wüſste und es nur frei und offen gestände, dieses Geständniſs seine ganze Strafe ausmachen, und er gegen das Versprechen, künftig rechtschaffner zu handeln, nichts von seinen Vortheilen verlieren sollte. Der Finanzrath bestand darauf, sich zu rechtfertigen, und es gelang ihm damit auf eine Art, daſs kein Schatten eines Zweifels zurückblieb. Jetzt schrieb und siegelte der König mit eigner Hand einen Brief, den der Präsident des Finanzdepartements, an den er gerichtet war, Marquis von *Alegrete*, nicht anders als in voller Sitzung, eröffnen sollte. Der Brief enthielt: daſs die beiden boshaften Verläumder ihrer Stellen entsetzt, zu jedem andern Amte für unfähig erklärt, und nicht nur aus der Residenz, sondern auch aus dem Königreiche entfernt werden sollten. So verband der weise Regent mit dem Vortheile, sich einen redlichen Diener zu erhalten, auch den, zweier unredlicher los zu werden, und allen übrigen eine nachdrückliche Warnung zu geben.

DENKFREIHEIT.

Ein Gewässer, das nicht freien Abfluſs und nicht immer frische Zuflüsse hat, wird zum faulen stehenden Sumpf, unter dessen grüner Decke nur Fröschen und Unken wohl ist. Einen solchen Sumpf wollte aus der Menschheit die Hierarchie, und wollen noch jetzt gewisse Eiferer daraus machen, die ihr das laute, gemeinsame Denken gar zu gerne verwehren mögten.

Das stille, einsame Denken zu verwehren, sind diese Herren, wie man rühmen muſs, allzu billig. Auf seinem Kopfkissen, und im Verborgensten seines Herzens, mag ein jeder die Lehrsätze des eingeführten Glaubenssystems oder die Ver-

Verordnungen einer hohen Landesregierung mit den verwegensten, bittersten Zweifeln angreifen: sie werden das nie, auch nicht mit einem Gedanken, zu ahnden suchen.

Weil sie leider! nicht *können*: wird man hier sagen; aber wenn nur sonst jene Herren einige Einsicht besitzen, so darf man ihnen zutrauen, daſs sie auch wirklich nicht wollen. Darum nicht: weil zuerst jenes leise, einsame Denken immer unwirksam und also unschädlich bleibt; und weil zweitens es auch hiemit ein Ende nehmen muſs, sobald nur erst die heilsame Absicht, das laute gemeinsame Denken zu verwehren, erreicht ist.

Jener Seemann, der auf eine wüste Insel des Südmeers ausgesetzt und beim Absegeln des Schiffs zurückgeblieben war, hatte, als man nach einer Reihe von Jahren ihn endlich wiederſand, seine Sprache verloren. Warum? weil er in so langer Zeit Niemanden gehabt hatte, mit dem er laut hätte reden können. — Laſst die Menschen, nur Ein Menschenalter hindurch, nicht mehr laut mit einander denken dürſen; und seid gewiſs, sie haben ihre Denkkraft verloren. —

Was bewegt denn aber jene Eiſerer zu ihrem so bittern, erklärten Haſs gegen das Denken? — Wenn wir sie selbst hören, so ist es theils ihre Frömmigkeit, ihre herzliche Anhänglichkeit an die Religion; theils ihr patriotischer Eifer für den Staat, ihre Vaterlandsliebe. »Die Zweiſel, sagen sie, werden so ſrech und so wild, daſs sie Alles umzukehren und auſzulösen drohen, und wenn man sich nicht bei Zeiten entgegenstämmt, so werden sie zuletzt alle Staaten, ja selbst den

Himmel erschüttern.“ — Den Himmel! — Es scheint als ob die Herren noch an das alte Mährchen von einem himmeltragenden *Atlas* glaubten, und als ob sie Lust hätten, die Ehre eines so erhabenen Amtes mit ihm zu theilen. Aber sie mögen den gekrümmten Nacken nur wieder aufrichten, und die angestrengten Arme nur wieder sinken lassen: denn jenes groſse Gewölbe hat seine volle Sicherheit in sich selbst, und braucht zum Feststehen wahrlich nicht solcher ohnmächtigen Stützen. So lange eine Vernunft noch denkt und ein Herz noch fühlt, ist die Gottheit sicher auf ihrem Throne.

Mit den Staaten freilich ist es ein andres; aber doch klingt es seltsam, daſs gerade die Denkfreiheit sie untergraben und umstürzen sollte. Was diese thun kann, ist doch nur einzig das: daſs sie die Schwächen in der Grundlage und Verfassung des Staats, die Fehler in der Führung und Verwaltung desselben aufdeckt; daſs sie den Mitteln nachforscht, wodurch ihm kann geholfen, wodurch er blühender und glücklicher kann gemacht werden; und das soll heiſsen: ihn umkehren, zerrütten, zertrümmern? — Wenn ein Bauverständiger mit aufmerksamem Blick ein schadhaftes Gebäude durchgeht, und nun dem Besitzer räth, welche Wand er einschlagen, welchen Boden er aufbrechen soll; wirft er ihm damit das Haus über den Kopf zusammen? Oder wenn ein Arzt die Ursache von den Leiden seines Kranken ausspäht, und ihm die Mittel nennt, wodurch ihm kann geholfen, wodurch sein Schmerz kann gelindert werden; thut er ihm damit an seiner Geſundheit, an seinem Leben Abbruch? — Wer Gefahr läuft, ist hier offenbar nicht der Hausbesitzer und nicht der Kranke: es ist das Ungeziefer, das in der Wohnung des einen, oder in den Eingeweiden des andern sein Wesen treibt, und das freilich in groſse Noth kömmt, wenn es beim Einreiſsen und Umbauen seine gewohnten Schlupfwinkel verliert, oder wenn die Arzenei an dem Schlamm und dem Moder, worin es zuchtet, zu lösen und wegzuräumen anfängt.

Mag es seyn, was man klagt: daſs es den meisten der Rathschläge, die gegeben werden, an Weisheit und Anwendbarkeit; dem Tone, worin sie gegeben werden, an ehrerbietiger Bescheidenheit fehlt: muſs man darum ein allgemeines todtes Schweigen, auch dem Klugen und dem Bescheidnen, gebieten? — Ob jene erstere Klage Statt finde, das kann man doch, beim Himmel! nicht eher wissen, als bis man hört; und durch diese letztere wird man doch nimmermehr sich wollen abhalten lassen, einen wirklich weisen, heilsamen Rath zu erfahren? Überdies wird ja den Thoren ein Klügerer schon zurechte weisen; und dem Machthaber bleibt es ja unbenommen, Frechheit an einem Denker so gut, als an jedem Andern, zu strafen.

Doch wozu eine Sache noch erst vertheidigen wollen, deren Güte auch ihre eignen Feinde wohl nicht bezweifeln! Oder wie? Sollten wirklich die Herren, die gegen die Denkfreiheit ein so lautes Geschrei erheben, und uns den Schaden den sie in Zeit und Ewigkeit anrichten soll, mit so gräſslichen Farben schildern; sollten sie wirklich nicht wissen, daſs eine bis zur höchsten Einfalt geläuterte Religion zu den beiden Zwecken, der Besserung und der Beruhigung des Menschen, noch immer hinreichend, ja daſs nur sie zur Erreichung dieser Zwecke geschickt ist? Sollten sie wirklich nicht wissen, daſs man einem Staate Glück wünschen muſs, wenn er in seinem Schooſse recht viel der denkenden, patriotischen Bürger nährt, die seine Mängel, wie seine Vorzüge, ergründet haben, und die keins der Mittel unerforscht oder ungeprüft lassen, wodurch seine Wohlfahrt kann erhöht, seinem Verfalle kann vorgebaut werden? — Es scheint, daſs Eins von Beidem jene Herren uns nothwendig werden erlauben müssen: entweder, daſs wir sie ihres Verstandes wegen bedauren, oder sie ihrer Denkungsart wegen verachten. Denn bewundern und lobpreisen werden wir doch die Falschheit nicht sollen, womit sie immer nichts, als Himmel und Vaterland, auf den Lippen, und nichts, als ihr eignes armseliges Ich, auf dem Herzen tragen. —

Die Religion sollt' es seyn, wofür der Diener des Altars mit diesem frommen Schaum vor dem Munde eifert? Das Vaterland sollt' es seyn, wofür der Diener des Machthabers in einem so empörten und so empörenden Ton seine Edicte abfaſst? — Das Ansehen, die Vortheile sind's, die der eine dieser Herren dem blinden Glauben des Volks, der andre seinem blinden Gehorsam verdankt, und die sie nun beide sich wollen erhalten wissen, sollte auch alle Wahrheit und alles Menschenwohl darüber zu Trümmern gehen. — Daſs sie so eifrig einer für des andern Rechte, wie für ihre eigenen, kämpfen; das mag uns weder irren, noch

Wunder nehmen: sie wissen zu gut, diese Herren, daſs ihre Vortheile, wie verschieden sie immer scheinen und in andern Verhältnissen auch wirklich sind, doch im Kriege gegen die Denkfreiheit ganz genau in einander greifen; daſs blinder Glaube für blinden Gehorsam, und wieder blinder Gehorsam für blinden Glauben, die eigentlich passende Stimmung giebt, und daſs Gewissen allein, oder Furcht vor Strafen allein, lange nicht so sicher und kraftvoll wirkt, als beide Mittel vereinigt. Daher ihr Zusammentreten, ihr groſsmüthiges Vergessen aller gegenseitigen Klagen, sobald es ihrer gemeinschaftlichen Feindinn, der verhaſsten Denkfreiheit, gilt. Und freilich ist diese Denkfreiheit von so unruhiger, aufrührerischer Natur, daſs sie auf nichts weiter sinnt, als wie sie die Altäre des Aberglaubens umstoſsen, Miſsbräuchen und Unordnungen aller Art auf die Spur kommen, Entwürfe und Absichten jedes Schlechtdenkenden an das Licht ziehn, und Fürsten und Völker über ihre eigentlichen wahren Vortheile belehren soll. Was, nach ältern Rechten, für so schreiende Bosheiten der Empörerinn zukäme, wäre, wenn Geistliche urtheilten, der Scheiterhaufen, wenn Weltliche urtheilten, das Schwert; aber in unsern verderbten — oder, wie man es gerne beschönigen will, in unsern verfeinerten, gesitteten — Zeiten darf man ein so hartes Urtheil schon nicht mehr sprechen, um nicht ganz seinen Zweck zu verfehlen. Das gelindeste indessen, was gesprochen werden kann, ist: Verbannung. —

Unbegreiflich bleibt hiebei nur das: woher man den Muth oder vielmehr die

Schamlosigkeit nimmt, dem Fürsten ein solches Verbannungsurtheil vorzulegen, und ihm zur Vollziehung desselben, auch nur von fern, einen Antrag zu thun. Ist er weise, und versteht er sich auf seinen wahren Vortheil, der mit dem Vortheile des Staats immer so Eins ist, so scheint das Unternehmen in der That etwas tollkühn. Denn ihm sagen: Unterzeichnen Sie, gnädigster Herr, diesen Befehl gegen die Denkfreiheit! heiſst dann anders nichts, als ihm sagen: Verläugnen Sie, gnädigster Herr, Ihre gewohnte Einsicht und Klugheit! handeln Sie einmal, als ob Sie ganz so schlecht und so unedel dächten, wie wir! Treten Sie mit uns, den unwürdigen Dienern des Hauses, von welchem Sie Vater und Herr sind, zu Einer Verschwörung zusammen; und werfen Sie diese beschwerliche Aufseherinn, die Denkfreiheit, die uns bei unsern kleinen Diebereien jeden Augenblick zittern macht, mit eigner höchster Hand über die Schwelle!

WITZ.

»Aber was haben Sie denn gegen den Herrn?« — fragte man einen Gelehrten, als er seine Abneigung gegen einen gewissen Staatsminister zu erkennen gab, und ihn durchaus nicht besuchen wollte.

»Er ist witzig,« erwiederte der Gelehrte.

»Nun? Und ist Witz denn ein Fehler?«

»An einem Groſsen — ja!« —

Vorausgesetzt, daſs hier der neckende, der spöttelnde Witz gemeint war; so hatte der Gelehrte nicht Unrecht: denn wirklich hat der Groſse weit mehr Ursache, über seinen Witz zu wachen, als der Privatmann.

Mit einem Privatmanne kann man zu thun, oder nicht zu thun haben, kann zu ihm kommen, oder nicht zu ihm kommen. Zu dem Groſsen führen uns theils unsre Verbindungen, theils sind wir ihm, Standes und Ansehens wegen, die Aufmerksamkeit schuldig, wenn er selbst uns sucht, ihm nicht auszuweichen. Im Dienste fehlen, ist oft lange nicht so gefährlich, als, wenn man geladen ist, an der Tafel fehlen. Gnade von Höhern will angenommen seyn; Höflichkeit von unsers Gleichen läſst sich verbitten.

Dem witzigen Privatmann kann man mit seiner eigenen Münze bezahlen, wenn man selbst nicht ohne Witz ist; mit einem Groſsen muſs man behutsamer gehen. Ihn zu beleidigen, ist gefährlich, und im Witzspiel einen empfindlichen Fleck zu treffen, so leicht. Ja selbst, daſs man ihm im Witz überlegen ist und ihn zum Stillschweigen bringt, kann ihm Beleidigung dünken.

Der Geringere also, wenn er einige Weltklugheit besitzt, findet sich gegen den Groſsen in einer sehr nachtheiligen Lage, und es ist von dem letztern höchst unedelmüthig, diese nutzen zu wollen.

Aber auch für den Groſsen selbst ist wenig Vortheil bei seinem Witze. Schweigt der Angegriffne, oder sucht er eine bescheidne Wendung, um auszuweichen; so mögen Schmeichler den Witz des erstern mit noch so lautem Lachen bewundern: im Herzen fühlt doch ein jeder, daſs der Kampf nicht wegen Überlegenheit des Geistes, sondern des Standes, ungleich ist, und daſs der Spötter sehr unsanft mögte zu Boden gestreckt werden, wenn nicht seine äuſsre Würde ihn hielte.

Und wenn nun der Angegriffne frei genug denkt, um sich über sein Verhältniſs hinwegzusetzen, und es auf Wohl- oder Übelnehmen zu wagen: wie unangenehm kann der Ausgang des Kampfs für den Groſsen werden! Vorzüglich, wenn der Geringere wirklich gereizt worden, und Galle in seinen Witz mischt; oder wenn der Groſse, wie das so oft der Fall ist, zwar gerne Stöſse austheilt, aber die Miene nicht finden kann, womit er Gegenstöſse hinnehmen soll.

Gleichwohl würd' es Albernheit verrathen, wenn man nur immer Ausfälle thun, und keine Gegenausfälle erlauben wollte. — Wem für seine Würde bange wird, der bleibe in seiner Würde!

Zar *Peter*, den seine Zeit, sein Vaterland, seine Erziehung entschuldigen, zeigte einem gewissen Koch, so oft er ihn

ihn anſichtig ward, das Zeichen der Hahnreihſchaft, weil die Untreue von dem Weibe des Kochs öffentlich bekannt geworden. Er trieb den Scherz ſo oft und ſo ausgelaſſen, daſs der erbitterte Koch ihm endlich derb auf die Finger ſchlug, um ſich Frieden vor ihm zu ſchaffen.

Schickte es ſich für den Zar, ſo etwas zu dulden? Und gleichwohl: mit welchem Rechte konnt' er es übel nehmen oder beſtrafen? —

Nicht, als ob aus dem Umgange und von der Tafel der Groſsen aller geſellſchaftliche Witz, alles frohe Gelächter verbannt ſeyn ſollte.. Es iſt hier offenbar nur von muthwilligen perſönlichen Neckereien und Ausfällen die Rede, die dem Groſsen gegen den Geringern nie ziemen, obgleich der Hang dazu ſo gemein iſt.

NATIONALEHRE.

Zu dem letzten Herzoge von Celle, der mit einer Französinn vermählt und von lauter Franzosen umringt war, sagte einst einer dieser Ausländer: »Drollicht, Monseigneur! Sie sind der einzige *Etranger* hier im Zimmer.«

Ob dieser Einfall bei dem Fürsten gemag Glück gemacht haben? O ganz gewiſs! Was von einem Franzosen herkömmt, ist Leckerbissen; es sei Ragout oder Bonmot.

Aber, ruft hier ein Deutscher Prinz, kann man denn auch mit andern Menschen leben, als mit Franzosen? Sie sind mitunter ein wenig zudringlich, frivol, süffisant; immerhin! Sie haben doch unendlich viel Geist, Lebhaftigkeit, Witz, und dabei etwas ſo Souples in ihrem Charakter, etwas ſo Sociables — —

Wohl! So leben denn Ihro Durchlaucht mit Franzoſen! Es wäre ſehr anmaſsend, Ihren Geſchmack beſpötteln, oder Sie in der Wahl Ihres Umgangs beſchränken zu wollen. Auch haben Sie in dem, was Sie ſagen, nicht Unrecht: die Franzoſen ſind wirklich ein Volk, das ſich eben ſo viel Liebe zu erwerben weiſs, als es Hochachtung verdient.

Nur, wenn man bitten darf, ſo laſſen es Ihro Durchlaucht mit dem Lobe des fremden Volks genug ſeyn, und gehen Sie nicht zu einer Vergleichung deſſelben mit dem Ihrigen über! Der Nationalcharakter, den Sie kennen, mögte ſich ſonſt in's Spiel miſchen, und die Vergleichung ein wenig zu deutſch gerathen.

Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn Ihro Durchlaucht dem lebhaften Franzosen nun gleich den trägen Deutschen, dem feinen Franzosen den plumpen Deutschen. dem witzigen Franzosen den geistlosen Deutschen entgegenstellten.

Möglich, daſs über ein solches Urtheil Niemand so sehr erschräke und so sehr in Verlegenheit käme, als ein eben anwesender Franzose selbst. — Himmel! würde er bei sich denken, sind Monseigneur denn nicht selbst ein Deutscher? Trifft nicht Sie die Verachtung mit, die Sie auf Ihr ganzes Volk wälzen wollen? Glauben Sie, die Natur eines Deutschen darum ausgezogen zu haben, weil Sie eine fremde Sprache jargonniren?

Jargonniren klingt hart; aber im Denken, muſs man wissen, ist der Franzose eben so geradezu, als der Deutsche; er ist nur darin feiner, daſs er seine Gedanken versteckt.

So würd' er, zum Beispiel, in vorliegendem Falle weder zustimmen noch abstimmen wollen; er würde sich mit einer Wendung herausziehn. Das Genie, würd' er etwa mit Lächeln sagen, thut doch nichts so gern, als verstärken: der lebhafteste Dichter bringt in seine Charaktere den schärfsten Contrast, der ausdruckvollste Maler in seine Gesichter den meisten Schatten.

Und damit hätte er dann dem Prinzen ein scheinbares Compliment hingeworfen, das dieser selbst vielleicht für Lob, jeder Andere für Spott nehmen würde.

Wär' es nicht besser gewesen, Ihro Durchlaucht hätten Ihr Urtheil ein wenig gemildert, und lieber bloſs gesagt: die

Nation hat der Stufen zu erreichen noch vor sich; andere Nationen sind ihr in diesem, in jenem Stücke zuvorgekommen; sie ist indessen auf gutem Wege, und man darf viel von ihr hoffen?

Ein solcher Ton würde weder den Deutschen verdrossen, noch den Fremden gejammert haben: beide würden den Prinzen seiner Einsichten, seines Geschmacks wegen loben; und wenn vollends der Letztere in wahre Bewunderung ausbrechen sollte, so dürften Ihro Durchlaucht nur noch fortfahren: Was Literatur betrifft, so ist der Deutsche mit den Werken der Ausländer genau bekannt; es ist unmöglich, daſs die Wunder, welche er von diesen gethan sieht, ihn nicht eifersüchtig machen sollten, und diese Eifersucht wird ihn anfeuern, spornen; sie wird ihn über sich selbst erheben.

Vortrefflich! würden hier vereinigt Franzose und Italiäner rufen, die nun weder mit ihrer Eitelkeit noch mit ihrer Artigkeit mehr zu kämpfen hätten. Einen solchen deutschen Prinzen lassen wir gelten; der weiſs sich in seiner eigenen Nation zu schätzen, und ist dabei gegen fremde Nationen so höchst gerecht. — —

Ärger als arg macht es derjenige Prinz, der die Nation, in Hinsicht auf ihre Geisteskräfte, nicht bloſs für jetzt, sondern für alle Zukunft herabwürdigt: der sie nicht bloſs darum verachtet, weil sie noch wenig *ist*, sondern auch darum, weil sie nie etwas seyn wird.

Aber, fragt man, wie ist ein solches Urtheil wohl möglich? So: daſs Seine Durchlaucht, wie Sie so gerne thun, über die ganze Sprache der Nation Gericht halten, und solche für äuſserst rauh, bar-

barisch, miſstönend, weitschweiſig, ungelenk; kurz, für elend in Bestandtheilen und im Zusammenbaue erklären. Mit einer solchen Sprache, wie man wohl sieht, führe die Nation äuſserst übel: sie könnte sich nicht von ihr losreiſsen, und doch auch nichts mit ihr leisten; alle Seelenkräfte wären ihr wie gelähmt, und all' ihr Aufstreben nach Vortrefflichkeit wäre eitel. Das Vögelchen säſse an der Leimruthe fest, und könnte wohl flattern, aber nicht fliegen.

Soll man hier lieber ausrufen: die arme Nation! oder: der arme Prinz? — Daſs Letzterer die Sprache fast gar nicht kennt, ist entschieden; und doch wagt er es, sie zur Beschämung eines ganzen Volks zu verwerfen? Weiſs er denn nicht, daſs Völker, wie einzelne Menschen, sich nichts so ungern absprechen lassen, als ihren Kopf, ihren Witz? —

Nordens Herrscher haben sich hierin anders genommen, und wie man sagen muſs, feiner. Sie haben dem Geiste der Nationen, denen sie einmal angehörten, keine verächtliche Blicke gegeben; haben die Sprache derselben sich nicht anekeln lassen. *Gustav* und *Katharina* haben es ihrer nicht unwürdig geglaubt, in der eigenen Sprache ihrer Völker zu schreiben.

Steht Geist und Sprache Deutschlands hinter Geist und Sprache Schwedens und Ruſslands zurück? Oder fehlte es etwa *Gustaven* und *Katharinen* an Kenntniſs, an feiner Empfindung, an Urtheilskraft und Geschmack? —

Laſst uns den Himmel bitten, daſs es den Prinzen Deutschlands nur nie mehr daran fehle!

CULTURGRAD.

Prinzessinn *Kunegunde* von N . . , ein Kind von nicht weniger Geist als Herzensgüte, sah aus ihrem Fenster dem traurigen Abschiede zu, den Väter, Mütter, Geschwister, von einer Menge junger Leute nahmen, die der Fürst, ihr Vater, nach Amerika hin bestimmt hatte. Sie fühlte sich durch diesen Anblick bis zu Thränen bewegt; und da sie weiter nichts für die armen Unglücklichen thun konnte, so raffte sie wenigstens ihr ganzes Bischen Baarschaft zusammen, um es ihnen hinunter zu schicken.

Noch an eben diesem Tage hatte sie eine Stunde in der Erdbeschreibung. — Wir gehen jetzt, sagte der Lehrer, nachdem wir die vier Welttheile im Allgemeinen betrachtet haben, zu unserm Europa, und gleich zu demjenigen Staate über, der für uns das meiste Interesse haben mufs, zu Deutschland. Deutschland ist eines der gröfsten, volkreichsten, mächtigsten, und in Ansehung seiner meisten Provinzen, wozu auch ganz vorzüglich die Provinzen Ihres Durchlauchtigsten Herrn Vaters gehören, eines der aufgeklärtesten und gesittetsten Länder Europens. —

»Ich bitte Sie, lieber Herr *S*..,« unterbrach ihn hier die Prinzessinn, »geben Sie doch ja auf Alles was Sie mir sagen, recht Achtung, und machen Sie nicht, dafs ich wieder, wie gestern, an öffentlicher Tafel beschämt werde.«

Beschämt, meine gnädigste Prinzessinn?

»Man sprach von einer abscheulichen Menschenart, die man Seelenverkäufer nannte, und bezeichnete die Häfen, in welchen sie ganz vorzüglich ihr Wesen trieben. Ich, um zu zeigen was ich gelernt hätte, fuhr heraus: das wären Afrikanische Häfen. — Der fremde Prinz, der jetzt hier ist, und der sich immer so gern über Alles aufhält, fing an zu lachen; die übrigen an der Tafel folgten ihm nach; und *cher père*, nachdem er erst recht gewiſs geworden, daſs wirklich die genannten Häfen Europäische wären, wollte gar nicht aufhören mich auszuschelten.«

Aber wie kamen Sie denn auch auf diesen Gedanken, liebste Prinzessinn?

»Durch Sie! — Wissen Sie noch, als wir die vier Welttheile mit einander durchgingen, daſs Sie mir von Afrika so sehr viel Böses und Häſsliches sagten, und mir am Ende, als das Allerhäſslichste, den abscheulichen Menschenhandel nannten, der in der Welt nirgend, als dort, getrieben würde? Konnt' ich denn anders glauben, als daſs die Häfen, wo die schändlichen Seelenverkäufer sich aufhielten, in Afrika lägen?«

Es war aber damals, meine gnädigste Prinzessinn, nur von dem groſsen Menschenhandel die Rede; von dem nach Amerika hin.

»Da machen Sie mich nun wieder ganz irre. — Heute sagen Sie mir, unser Deutschland sei zu Europa gehörig, und doch sehe ich, wird auch hier Menschenhandel getrieben, und auch im Groſsen, und auch nach Amerika hin. Denn hat nicht *cher père* alle die schönen jungen Leute, die diesen Morgen von hier muſsten, nach Amerika hin verhandelt? Es waren ihrer ja mehr, als einige tausend. Da müſste denn doch gewiſs, wenn auch keiner der Seehäfen, wo man die Menschen nur einzeln aufgreift, wenigstens unser Land hier, wo man sie bei Tausenden fortschickt, in Afrika liegen. — Und daſs Sie es nun zu den aufgeklärtesten und gesittetsten Ländern Europens rechnen!« —

Wär's denn das nicht, liebste Prinzessinn?

»Unmöglich! Oder ich habe Alles von Ihnen ganz falsch verstanden. Sie sagten mir, eben bei Gelegenheit von Afrika, daſs sich Aufklärung und Cultur dieses Welttheils schon aus dem einzigen Umstande des Menschenhandels beurtheilen lieſse. Denn gewiſs sei in einem Lande weder Licht noch Bildung — o! ich erinnre mich genau Ihrer Worte — — wo die Geringeren es duldeten, daſs man sie wie Schlachtvieh verhandeln dürfte, und wo die Groſsen den Muth und die Abscheulichkeit hätten, dergleichen zu wagen. — Ach, Sie setzten noch so Vieles hinzu, lieber Herr *S* . . . , das mir seit diesem Morgen gar nicht mehr aus dem Sinne will, und das mir ein recht schweres, drückendes Gewicht an das Herz hängt. Ich seufze in einem fort; und gewiſs nicht bloſs wegen der armen Menschen, die man hier weggeschleppt hat, sondern auch besonders, ganz besonders wegen *cher père.*«

Gnädigste Prinzessinn, sagte der sehr beunruhigte Lehrer: was kann ich gesprochen, was auch nur gedacht haben, das Sie Ihres gnädigsten Herrn Vaters wegen in diese Bewegung setzte? Ich beschwöre Sie bei der Güte, die Sie gegen mich zu hegen so oft versichert haben — —

»Seyn Sie ruhig, lieber Herr *S . . .!* Was wir hier reden, bleibt ja ganz unter uns: die Hofmeisterinn ist zum Glücke nicht da; und wenn ich's auch nicht um Ihrentwillen verschwiege, da man Ihnen wohl Manches sehr übel deuten mögte, so würd' ich es schon aus Wehmuth verschweigen; aus Scham, daſs es mein sonst guter und lieber Vater seyn muſs, den solche Vorwürſe treffen.«

Aber was denn für Vorwürſe? Um's Himmels willen! —

»Meinen Sie etwa, daſs ich nicht Achtung gebe? — Es war gleich in einer der ersten Stunden, daſs Sie mir von den vier Welttheilen im Allgemeinen einen Begriff zu machen suchten. Hier bei dieser

ser groſsen und bei den andern kleinen Inseln dort — — sie hatte in ihrem Atlas die Karte vom Südmeere aufgeschlagen — — sagten Sie mir, daſs man sie zum Fünſten Welttheile hätte erheben wollen — womit aber Sie wenig zufrieden schienen; — und dann erzählten Sie, als Sie mir hier Neuseeland zeigten, von den dortigen Einwohnern und ihrer abscheulichen Sittenrohheit, und wie sie die armen Gefangnen, die ihnen in die Hände fielen, nicht allein todtschlügen, sondern sich auch ein Freudenmahl daraus machten und sie verzehrten. Eine Sitte, die sich auch noch bei andern wilden Völkern, als z. B. in Amerika fände. Die Engländer, fuhren Sie fort, hätten sich selbst von dem Wohlgeschmacke, den diese Barbaren am Menschenfleische fänden, durch gemachte Probe überzeugt;

und ein Otaheitischer Knabe auf ihrem Schiffe hätte sich still in einen Winkel gesetzt, und über das Elend der Menschheit Thränen vergossen. Ach, er ward mir so werth, dieser Knabe! — Merken Sie, sagten Sie dann zum Schluſs, daſs es die allerunterste Stufe der Barbarei ist, wenn Menschen ihres Gleichen verzehren: ein Gräuel, wovor auch unter den vernunftlosen Thieren alle edlere Gattungen einen Abscheu haben.«

Nun, meine liebste Prinzessinn? ich sehe nicht ein — —

»Lassen Sie mich nur erst Afrika haben! Da ist es! — Hier bei dieser Küste, lieber Herr *S* . . . , und dort weiter oben bei jenen Flüssen, wiederholten Sie erst, was Sie bei Gelegenheit von Neuseeland gesagt hatten; und dann machten Sie mich auf die zweite Stufe der Barbarei aufmerksam, von der Sie ausdrücklich behaupteten, daſs sie über jene unterste des Menschenfressens sich nur wenig erhebe: auf das Menschenverhandeln. Sie konnten gar nicht fertig werden, mir Ihren Abscheu vor einer so ungeheuren Nichtswürdigkeit auszudrücken — Nichtswürdigkeit, lieber Herr *S*..., war Ihr Wort! — und dann sprachen Sie noch so Vieles von der Rohheit, der Verworfenheit Aller derer, die in diesen schändlichen Handel verwickelt wären; besonders auch von den afrikanischen Hungerleidern von Prinzen, die um eines geringen nichtswürdigen Gewinnstes willen das Blut ihrer Unterthanen an ein fremdes Volk nach einem fremden Welttheile hin verkauften. — Ich gab Ihnen damal in Allem so Recht, und stimmte in Ihren Abscheu mit ein; aber seit diesem Morgen — — ach lieber Herr *S*..., ich mögte mich hinsetzen, wie der gute junge Mensch aus Otaheiti, und mögte vor Jammer und Scham über mein Vaterland, über *cher père*, und über das Schicksal der armen Menschheit weinen.« — Ihre Thränen flossen hier wirklich, indem sie ihr Gesicht, das ganz mit Schamröthe bedeckt war, zur Seite wandte. Sie bestätigte die Wahrheit von der Bemerkung des alten Griechen: daſs ein Kind durch nichts so gedemüthiget werde, als durch Gefühl von der Schmach seiner Eltern.

Die Verlegenheit des Lehrers über diese freilich von ihm veranlaſsten, aber so wenig beabsichtigten Ideenverbindungen läſst sich begreifen. Er versuchte allerhand Erklärungen, Einschränkungen, Unterscheidungen; deren aber keine dem zu feinen und richtigen Verstande der

Prinzeſsinn genug that. Zum Glück für ihn war sie edeldenkend genug, daſs sie schwieg; sonst, wenn die böse Laune *Sauls* über den Durchlauchtigsten Herrn Vater gekommen wäre, hätte Herr *S*..., zum Dank für seine Bemühungen, das Schicksal haben können, daſs er den nächsten Transport nach Amerika hätte schmücken müssen.

VERGELTUNG.

Bei dem steten, oft so schrecklichen Wechsel der Dinge, können Personen vom höchsten Ansehen in den Fall kommen, daſs sie des Erbarmens der Niedrigsten bedürfen. Wohl dann denen, die selbst, in den Tagen ihres Glücks, Erbarmen geübt haben! sie werden die guten Folgen davon, in den Tagen ihres Unglücks, empfinden.

Was in unsern Zeiten geschehen ist, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch niemand die Ahnung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiſs, daſs auch von dem rohsten, ergrimmtesten Pöbel, mitten in der wildesten Wuth des Aufruhrs, Unterschiede gemacht wurden, die ihren

Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geschichte hat uns ähnliche Beispiele hinterlassen. —

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der *Gracchen*, das Elend der dort befindlichen Sklavenmenge, die fast die Hälfte der Bevölkerung dieser Insel ausmachte, bis auf's Höchste gestiegen. Einer der fühllosesten Wüthriche war ein gewisser *Damophilus* aus Enna, der alle seine Sklaven mit glühenden Eisen an der Stirne hatte brandmarken lassen, sie Nachts in enge Kerker zusammenpreſste, und mit anbrechendem Morgen sie bei der magersten Kost, die kaum ihr Leben zu fristen hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib *Megallis* war gegen den weiblichen Theil des Gesindes nicht minder grausam. Die geringsten

Fehler wurden mit den entsetzlichsten Züchtigungen bestraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefordert.

Unter diesen unerträglichen Leiden, war der einzige Trost der Elenden die junge Tochter des Hauses, deren Herz für die Gefühle der Menschlichkeit eben so offen als das Herz ihrer Eltern dafür verschlossen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte sie oft die wüthende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte sie Qualen, die sie nicht hatte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit ersetzte sie, so viel sie konnte und durfte, die den Sklaven versagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der sich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem

Stoff, bis in alle drei Spitzen der Insel verbreitete. Auf den Feldern des *Damophilus* brach er aus: er selbst, dieser Nichtswürdige, sein Weib, seine Tochter, da sie sich eben in einem Garten der Vorstadt sorglos erlustigten, fielen in die Hände der Sklaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewissen *Eunus*, sollte über den *Damophilus* ein förmliches Verhör gehalten werden, bei welchem Ankläger und Zeugen aufträten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltsame Wuth zweier Sklaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, machte diesem Scheingerichte ein Ende: sie stürzten über ihren Tyrannen her, und schlugen ihn mit wiederholten mörderischen Streichen zu Boden. Das Schicksal seines Weibes war fürchterlicher; denn sie fiel in die Hände ihrer

Sklavinnen, die erst mit Furienwollust jede Art von Marter und von Miſshandlung an ihr erschöpften, und sie dann nach ersättigter Rache, auf eine Anhöhe schleppten, um sie in die Tiefe zu stürzen.

Mitten unter diesen Stürmen der empörtesten, sinnlosesten Wuth blieb die Tochter nicht allein verschont, sondern erhielt auch die unverkennbarsten Beweise der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbietung. Ihr so oft bewiesenes Erbarmen war in Aller Herzen; das Lob ihrer Menschlichkeit, ihrer Tugend, auf Aller Lippen. Das geringste Vergehen gegen sie mit Wort oder That würde auf das empfindlichste seyn gerächt worden. Man beschloſs, sie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Eltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorstehenden wüthenden Krieges zu entfernen; durch ein sichres Gefolge brachte man sie hinweg nach Katana, und überlieferte sie dort, unberührt, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geschichte hat uns so manche verabscheuungswürdige Namen, auch die eines *Damophilus* und einer *Megallis*, aufbehalten; warum hat sie uns doch den Namen dieser Guten, dieser Edlen verschwiegen? Doch auch ohne Namen verehrt der Freund der Menschheit ihr Andenken, und freut sich der so schön an ihr bestätigten Wahrheit: daſs auch über die rohesten und fühllosesten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

GESCHICHTE.

Die Geschichte ist für Könige eine treffliche Lehrerinn, die aber so unglücklich ist, etwas unachtsame Schüler zu haben. — Würden wir sonst die ehemaligen Fehler mit den ehemaligen schlimmen Folgen immer zurückkommen sehen? Würden so oft neue Beispiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älterer Beispiele gefruchtet hätte? —

Könige! ruft so laut die Geschichte, wagt es nicht, gegen den herrschenden Geist eurer Zeit anzukämpfen; er ist durch eine Folge von Jahrhunderten eben so unwidertreiblich herbeigeführt, als es durch die periodischen Umwälzungen des Himmels die Jahreszeiten sind: es ist gleich thöricht, diese oder jenen zurückhalten zu wollen; und das geringste Übel, was für Euch daraus erwachsen kann, ist, daſs man an Euren Einsichten zweifelt. — Könige! laſst endlich ab von dem Wahne, als ob Ihr durch stete Erweiterung Eurer Gränzen immer mächtiger würdet: der gedrungene, saftreiche Staatskörper ist stärker, als der aufgedunsene, entnervte; und wollt Ihr mächtiger werden, so sorgt für Thätigkeit, Sparsamkeit, Sitten, Gemeingeist. — Könige! verlaſst Euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zusammengestückte: Cabale, Ungehorsam, Eifersucht, Neid, drohen Euch mit Zerrüttung Eurer durchdachtesten Plane; und am Ende werdet Ihr nicht, wie Ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhütet, wenn immer möglich, daſs nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zusammentreffe: besänftiget die Gemüther durch Herstellung der alten Ordnung, eh' Ihr Euch in den Krieg wagt; sucht und sichert den Frieden, eh' Ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt: denn Faulstoff in den Eingeweiden des Staats, und äuſsre Wunden dazu, drohen den Tod. — Alles dieses, und wie viel mehr! ruft so laut die Geschichte: ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden; oder wenn sie ja etwas fassen, so verlieren sie's wieder im Taumel der Ehrsucht, aus deren Zauberkelche sie nicht satt werden sich zu berauschen. — —

Man hat vergleichende Lebensbeschreibungen von einzelnen groſsen Männern geschrieben; vergleichende Erzählungen von einzelnen groſsen Weltbegebenheiten wären vielleicht keine schlechtere Arbeit. Hier zur Probe solcher parallelen Erzählungen nur eine, oder vielmehr nur die Hälfte davon: denn sobald der Fall aus der Vorwelt erzählt ist, wird den Fall aus der Mitwelt das Gedächtniſs eines Jeden ihm selbst erzählen. —

Die anfängliche Macht und Gröſse des Griechischen Kaiserthums war im siebenten und achten Jahrhundert schon tief herabgesunken, und das Reich in nicht der vortheilhaftesten Lage. Seine östlichen Provinzen wurden unablässig von einem eben so tapfern als grausamen Feinde, den Saracenen, bedroht, die schon öfter die kaiserlichen Heere überwunden, und vor den Thoren von Constantinopel selbst ihre Feldzeichen aufgepflanzt hatten. In den westlichen entferntern Provinzen hatte die Macht der Longobarden sich immer weiter verbreitet, und es war von dem fruchtbaren obern Italien dem Kaiser schon nichts mehr übrig, als das sogenannte Exarchat von Ravenna. Im Norden hatte das Reich einen eben so muthigen, als mächtigen Feind an dem Bulgarenkönige, der in mehrern Schlachten gesiegt, sich in Thracien festgesetzt, und die umliegenden Gegenden der Hauptstadt auf das fürchterlichste verwüstet hatte.

So groſs noch immer, trotz allen diesen Unfällen, die Macht des Kaiserthums blieb; so gehörte doch nicht weniger Weisheit, als Tapferkeit dazu, um sie unter so nachtheiligen und schwierigen Umständen zu erhalten. Was man am sorgfältigsten zu verhindern hatte, waren innere Unruhen und Empörungen, als wodurch die Kraft, der Menge äuſserer Feinde de zu widerstehen, nothwendig gelähmt werden muſste. Reformen, und besonders in Religionssachen, wo sie immer so sehr bedenklich und gefahrvoll sind, muſsten entweder ganz unterbleiben, oder doch nicht ohne die äuſserste Vorsicht und Behutsamkeit unternommen werden. —

Das Bilderstürmen, das demungeachtet Kaiser *Leo*, mit dem Zunamen der Isaurer, anfing, giebt uns freilich einen Beweis von seiner richtigern tiefern Einsicht in das eigentlich Wesentliche der Religion; auch können wir nicht anders, als den Muth und die Standhaftigkeit bewundern, womit er, trotz dem Widerstande herrschsüchtiger Geistlichen und eines schwachsinnigen fanatischen Volks, darin fortfuhr. Aber ganz wider alle Staatsklugheit war die Heftigkeit seines Verfahrens, da er das Übel nicht bloſs allmählich einschränken, sondern auf einmal ausrotten, nicht durch Lehre und Unterricht das Volk nach und nach vom Aberglauben abziehen, sondern auf einmal durch Ansehen und Befehl erzwingen wollte was unmöglich zu erzwingen steht: eine vernünftige Gottesverehrung. Alle Rechtgläubigen, oder was ganz das Nehmliche sagt, alle Altgläubigen wurden von Entsetzen und Abscheu ergriffen, als sie die so heilig geachteten Gegenstände ihrer Verehrung, und unter diesen selbst das Bildniſs des Religionsstifters, überall heruntergebrochen, in Winkel geworfen, zerstückt oder verbrannt; in der Folge auch Klöster eingezogen, und Personen, die bereits der Gottheit geweiht waren, in die Welt und das bürgerliche Leben zurückgeführt sahen.

Der Geist der Empörung ward unter dem abergläubischen Volke, über diese zu rasche Aufklärung, in allen Provinzen rege: indessen gelang es dem Kaiser, obgleich nicht ohne Kämpfe und Blutvergieſsen, die Hauptstadt und die zunächst sie umgebenden Länder in Ehrfurcht zu erhalten. Aber unmöglich fand er dieses in Ansehung der entlegnern westlichen Provinzen, wo seine Macht natürlicher Weise schwächer, und das Volk dem alten Aberglauben, so wie dem Beschützer desselben, dem Bischofe von Rom, mit äuſserster Schwärmerei ergeben war. Die Unzufriedenheit brach hier in öffentliche Empörung aus, die bei der Beharrlichkeit des Kaisers auf seinem einmal erklärten Entschlusse, durch nichts mehr gedämpft werden konnte. Das ganze Land gerieth unter die Herrschaft der Longobarden, der es zwar Anfangs durch fremde Hülfe wieder entrissen ward, aber auch sogleich unter dieselbe zurückfiel. Als die Longobarden es dennoch endlich verloren; so geschah dieses nicht an die ehemaligen Besitzer, die Griechischen Kaiser, sondern an den Gallischen Usurpator *Pipin*, der diese wichtige Eroberung dem Stuhle zu Rom zum Geschenke machte, und dadurch den ersten Grund zu der weltlichen Hoheit und Souveränetät des Römischen Erzpriesters legte. Für das Griechische Kaiserthum waren diese schönen Provinzen nun auf immer dahin; die Nachfolger *Leo's* fanden es unmöglich, auch noch im Westen zu fechten, da sie schon im Osten und Norden fochten, und da sie nicht selten alle ihre Kräfte anstrengen muſsten, um sich nur aufrecht zu halten. —

Hätte, nach einer so deutlichen Warnung, als sich aus diesem Falle für alle künftigen Herrscher ergab, der Fehler des *Leo* je wiederholt werden sollen? Hätte ein neues, schöneres und blühenderes Exarchat in die Gefahr kommen sollen, eben so wie Ravenna, und aus Anfangs sehr ähnlichen Ursachen, verloren zu gehen?

WIDERRUF.

Daſs unsre Groſsen lieber die Französische, als die Landessprache reden, ist an sich eben nicht tadelnswürdig. Ein gemeinschaftliches Mittel zur Verständigung mit Fremden, als mit welchen die Groſsen ohne Unterlaſs zu thun haben, muſs freilich seyn; und um dieses Mittel in die Gewalt zu bekommen, muſs man es üben. Aber zu bedauren ist es, daſs gerade im Französischen so manche zur Sittlichkeit gehörige Begriffe in ein Licht treten, worin sie von ihrer Wahrheit verlieren.

Redensarten sind gleichsam das Kleid der Gedanken, und es ist nicht bloſs von Personen, sondern auch von Begriffen wahr, daſs man sie nach ihrem Kleide behandelt. Nur zu oft richten sich Achtung oder Verachtung, Wohlgefallen oder Miſsfallen, nach bloſsen Ausdrücken, die, nachdem sie zu milde oder zu hart sind, das Böse angenehm, oder das Gute verächtlich zeigen.

Die Redensart: seine Meinung widerrufen, seinen Entschluſs zurücknehmen, läſst unser Urtheil über den Werth der Handlung unentschieden, und verweist uns, um diesen zu finden, auf Untersuchung der jedesmaligen Umstände. Die Redensart: sich Lügen strafen, sich ein *démenti* geben, rennt dieser Untersuchung zuvor, und läſst uns jeden Widerruf, wie pflichtmäſsig und heilsam er seyn mag, als schändlich und gehässig betrachten. Wenn uns ein Fremder ein *démenti* giebt, so reiſsen wir den Degen aus der

Scheide, um es zu rächen; und wie? wir sollten so leichtsinnig mit unsrer Ehre spielen, daſs wir uns selbst eines gäben? —

Freilich hat sich der Fürst eine Verordnung entreiſsen lassen, die tausend Unruhen und Verdrüſslichkeiten nach sich ziehen kann; freilich hat er ein Versprechen gegeben, das wider alle Staatsklugheit ist, oder in die Rechte eines Dritten unverantwortlich eingreift; freilich hat er, durch ein unvorsichtiges Wort, die Ehre eines rechtschaffnen Mannes auf's empfindlichste gekränkt: aber so gern er alles das wieder gut machte; wie soll er es anfangen? Das bloſse *Widerrufen,* wie es der Deutsche nennen würde, ginge schon an; aber sich ein *démenti* zu geben, wie es der Franzose nennt, ist doch unmöglich. Ja, wenn es hieſse: sich eine *Aufklärung* geben! da wäre auf einmal die ehrlose Sache, wenigstens in solchen Ländern, ehrlich, wo die Aufklärung nicht noch verhaſster klingt als die Lüge.

Aber sollte man denn einer bloſsen Redensart, einem bloſsen armseligen Worte, diesen Einfluſs verstatten? Sollte um eines übelgewählten, zu harten Ausdrucks willen, unterlassen werden, was Klugheit und was Gerechtigkeit fordern? — *Heinrich der Vierte*, mit allem seinen richtigen Sinn für das Schickliche, gab sich, kurz vor der Schlacht bei Ivry, ein ganz öffentliches *dementi*, indem er einen beleidigten Officier, den Obersten *Schomberg*, mit einer Art von Abbitte umarmte; und wer fühlt nicht, wie sehr ihm dieses *dementi* zur Ehre gereicht? *Schomberg*, der brave Deutsche, verachtete den

König darum so wenig, daſs er eben in dieser Schlacht mit einem Muthe und einer Hitze focht, die ihm sein Leben kosteten. — —

Die Sache genauer erwogen; so heiſst Widerrufen freilich: sich zu einer Unvorsichtigkeit, zu einem Fehltritte des Verstandes oder der Leidenschaft, kurz, zu einem Irrthume bekennen; und darin liegt nun Schlimmes und Gutes neben einander: der Irrthum, und das Bekennen des Irrthums. Nur ist das Schlimme, wie man bald einsehen wird, bei weitem nicht in gleichem Grade schlimm, als worin das Gute gut ist.

Irren, wissen wir, ist das Schicksal der Menschheit; und wer sich zu einem Irrthum bekennt, giebt sich damit nicht einer Schande, nur einer Schwachheit schuldig, und einer Schwachheit, die er mit den weisesten, edelsten Menschen gemein hat.

Hingegen, wer seine Schwachheit abläugnen und beschönigen mögte; wer, um sich nicht bloſs zu geben, lieber die Folgen des Irrthums, wie verderblich sie immer seyn mögen, fortdauren läſst: der vermehrt zuvörderst die alte Schwachheit mit einer neuen, und setzt dann noch wahre Schande hinzu; er läſst sich, durch falsche Scham einer armseligen Eitelkeit, zu einer Handlung der Bosheit verleiten.

Der edle Mann, der seine Eitelkeit so gut wie jeder Andre hat, fühlt den Widerstand derselben, aber ohne daſs er ihr nachgäbe: er bekämpft und besiegt sie, und bringt sie der wahren Ehre zum Opfer. Durch das Geständniſs einer sehr verzeihlichen Schwachheit giebt er den Beweis einer sehr hochachtungswürdigen Stärke.

Aber ohne Mühe ist denn doch nie dieser Kampf; ohne Scham ist für feinere Seelen, die den Trieb nach Vollkommenheit fühlen, und lieber schon in ihrem Besitze wären als um sie würben, nie das Geständniſs von Schwachheiten: und so nehmen sich diese aus jedem solchen Falle die Warnung, nicht so leicht von neuem zu irren, um nicht von neuem widerrufen zu dürfen. —

Verächtlich kann der Widerruf nur in zwei Fällen machen: wenn er entweder nicht freiwillig, sondern erzwungen, nicht aus Edelmuth oder verbesserter Einsicht, sondern aus Furcht und aus Feigheit erfolgt; oder wenn er so oft, mit so vielem Leichtsinn geschieht, daſs man sich nicht entbrechen kann, auf Mangel an Einsicht und Mangel an Ehre zugleich zu schlieſsen.

Der weiſe Fürſt wird ſich vor beiden Fällen ſo ſorgfältig hüten, als möglich; er weiſs, daſs er in dem erſtern ſeinem perſönlichen Anſehen, und in dem andern der ganzen Kraft ſeiner Regierung unendlich ſchaden würde. Einmal dafür bekannt, daſs er ſich durch Widerſtand eintreiben laſſe; wie viel Widerſtand bei jeder Gelegenheit muſs er fürchten! und einmal ſeine Verordnungen in dem Rufe, daſs ſie nach Monaten, Wochen, Tagen ſchon ihm ſelbſt nichts mehr gelten; was für Folgſamkeit für dieſe Verordnungen, auch in den dringendſten, wichtigſten Fällen, kann er erwarten?

Aus dieſem Grunde iſt es ihm Regel: ehe er irgend einen Entſchluſs von Wichtigkeit faſst, alle Gründe dafür und dawider genau gegen einander abzuwägen, um, wenn er erſt einmal dieſen Entschluſs erklärt hat, mit mannhafter Festigkeit ihn durchzusetzen, und den Schein eines schwankenden Willens, der immer von so übler Wirkung ist, zu vermeiden. Kleinere Unvollkommenheiten der getroffenen Einrichtungen wird er aus eben dieser Ursache so sehr nicht achten; nur, wenn er gröſsere, die von ernsthaften, bedeutenden Folgen seyn können, gewahr wird: so wird er durch keine falsche Scham sich hindern lassen, diese Einrichtungen wieder aufzuheben; er wird jeden besondern Entschluſs dem allgemeinen unabänderlichen Entschlusse unterordnen: so viel er kann und weiſs, die Glückseligkeit seines Volks zu erhöhen. Eben so, wenn ihn einmal Menschlichkeit zur Beleidigung der Unschuld, oder gar des Verdienstes, hinriſs, wird er nicht erröthen, seinen Fehler zurückzunehmen; er wird auf das Beispiel *Heinrichs des Vierten*, oder das gleichermunternde *Karls des Fünften* von Frankreich sehen, der *darum* in der Geschichte gewiſs nicht weniger glänzt, weil er eine Ungerechtigkeit gegen einen würdigen und edlen Diener, den berühmten *du Guesclin*, wieder gut machen konnte.

FASSUNG.

Mangel an Geistesgegenwart bei unerwarteten widrigen Vorfällen ist einer der gröſsten Fehler an einem Fürsten. Wer sich an ein Steuerruder setzt, es sei um ein Schiff oder einen Staat zu regieren; der darf nicht immer nur auf heitern Himmel und hohes Meer, er muſs auch auf Stürme und klippige Ufer rechnen, und in Gefahr sich zu nehmen wissen.

Philipp von Spanien, der durch alle übrigen Eigenschaften seines Charakters empört und zurückstöſst, zeigt sich in dem einzigen Stücke groſs und bewundernswürdig, daſs er die widrigsten, selbst die schrecklichsten Nachrichten mit so viel Ruhe und Gleichmuth aufnahm. Als er den Untergang seiner gegen *Elisabet* gerüsteten unüberwindlichen Flotte erfuhr, sagte er ohne sichtbare Erschütterung: »Ich hatte sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme gesandt.« — Diese Besonnenheit, diese augenblickliche Fassung des Gemüths, scheint uns einen wahrhaften König, einen Mann anzukündigen, der über ein ganzes zahlloses Volk nicht bloſs durch seinen Rang, sondern auch durch seine Seelengröſse hervorragt.

Klein und ärmlich finden wir dagegen *Philipp den Sechsten* von Frankreich, wenn wir von der Noth und Angst seiner Hofleute lesen, da sie ihm die unglückliche Seeschlacht bei *Sluys* hinterbringen sollen. Es war zwar freilich nichts Kleines, eine ganze Flotte von vierhundert Segeln an einem einzigen Tage einzubüſsen; aber, einmal in Krieg begriffen, muſste *Philipp* auf Verlust, wie auf Gewinn, auf Niederlagen, wie auf Triumphe, gefaſst seyn, und man muſste ihm ein Unglück ankündigen können, ohne daſs man für ihn oder für sich selbst zu zittern brauchte.

Völlig kalt, oder wie man es zu nennen pflegt, sich völlig gleich, auch bei den gröſsten Unfällen, zu bleiben, ist nur dann möglich, wenn man gedankenlos ist; und eine solche Kälte würde also keinen Anspruch auf Ehre haben. Aber wahrlich hat ihn auch nicht jenes Unvermögen zum Widerstande, jene Seelenschwäche, die den Unfällen so ganz erliegt, daſs der Mensch entweder ohnmächtig niedersinkt, oder in eine wilde, sinnlose Wuth versetzt wird. In welchen von diesen Zuständen das Schrecken sich auflösen mag, so fühlen wir uns gewiſs zur Verachtung gereizt; nur wird das eine mal diese Verachtung einen Zusatz von Mitleiden, das andre mal von Hohn oder von Abscheu haben. Tobt nehmlich der Unglückliche gegen todte fühllose Gegenstände oder gegen Wesen der bloſsen Einbildung an, wie gegen die Elemente, die Gestirne, das Schicksal: so hören wir nichts, als kindische Thorheiten, und können spotten; bricht er gegen lebende, empfindende Wesen aus, wie gegen den unschuldigen Boten oder den unglücklich gewesenen Führer: so sehen wir vielleicht auch Gräuelthaten, und müssen zittern. In Karthago hätte man den Admiral, den *Philipp* von Spanien gütig bei sich aufnahm, an's Kreuz geschlagen. —

Wie unendlich wichtig die Gabe der Fassung, des ruhigen Gleichmuths sei, das zeigt sich vorzüglich da, wo gehandelt werden soll; wo ein groſses Interesse, vielleicht von ganzen Staaten, an der Entscheidung steht, und wo die Augen Aller, wie mit Einem Blick, sich auf den Mann an der Spitze heften. Hier nicht jeden sich darbietenden Vortheil, jeden vom Gegentheil begangenen Fehler, auf der Stelle inne werden und nutzen; zweifeln und Anstand nehmen, wo mit Blitzesschnelle müſste gedacht und ausgeführt werden; sich selbst erschrocken und bange zeigen, und gleich beim ersten Schwanken der Schale verzweifeln, statt mit rascher, kühner Hand sie zu ergreifen und niederzudrücken: welche Hoffnung zum guten Erfolg läſst das übrig, und welchen vortheilhaften Eindruck auf die Seelen der Mithandelnden kann es machen?

»Auch in mein Lager?« — ruft der

ganz verwirrte *Pompejus*, da er nach der Schlacht bei Pharsalia hört, daſs *Cäsar* zur Bestürmung desselben heranrücke. Und so, ohne irgend eine Vorkehrung zu machen, ohne die tapfern Cohorten, die nach seiner Flucht noch so muthigen Widerstand thaten, zu sammeln, zu ordnen, durch eigenen Muth zu befeuern, wirft er die Zeichen seiner Würde von sich, und flieht — einem Schicksal entgegen, das für ihn unendlich trauriger seyn muſs, als der Tod auf dem Schlachtfeld. Das Glück, das sein ganzes Leben hindurch bei ihm ausgehalten hatte, verläſst hier den Mann, der sich selbst hat verlassen können.

»*Labienus* flieht!« — ruft der unerschütterte *Cäsar*: nicht, weil der tapfre Feldherr wirklich floh, sondern weil er sich einen Augenblick entfernte, um sein

Lager zu decken. Und durch dieses einzige Wort wie zu neuem Leben erweckt, sammeln die schon wankenden, ermatteten, kaum mehr fechtenden Truppen ihre letzte Kraft, stürmen mit unwiderstehlicher Wuth auf den Feind, und entscheiden die berühmte, blutige Schlacht bei Munda, wo es, nach *Cäsars* eigenem Geständniſs, nicht bloſs den Sieg galt, sondern das Leben. Ein einziger wohlgenutzter Augenblick wirft dem Feldherrn das stolze Rom und fast alle Königreiche der Erde zu Füſsen. —

In neuern Zeiten hat vielleicht Niemand durch Ruhe in den miſslichsten Lagen, durch Festigkeit und Furchtlosigkeit mehr sich ausgezeichnet, als *Cromwell.* Das Schicksal, das er befürchten muſste, wenn der junge *Karl,* mit Rache für seinen ermordeten Vater im Herzen, sich auf den Thron schwang, war schrecklich, und in mehr als einem Zeitpunkt war dies Schicksal ihm nahe. — Das eine mal hat *Karl*, oder haben vielmehr seine trefflichen Generale, die in Schottland stehenden Truppen *Cromwells* und den aus Irland zur Verstärkung herübergeeileten *Ireton* schon auf's Haupt geschlagen; der Schottische Thron ist gewonnen, und der Weg zum Englischen scheint geöffnet. Das andre mal steht *Karl* schon tief in England selbst, mit einem furchtbaren, durch Englische Groſse verstärkten und unterhaltenen Heere; schon ist er Herr von Worcester, und wie bald ist nun Oxford, wie bald ist London erreicht! — *Cromwell*, als ob er ausdrücklich die Gefahr ihren höchsten Punkt will erreichen lassen, um mit desto gröſserm Ruhme sie niederzuschlagen, und Krieg und Empörungsgeist auf ewig zurückzuschrecken, bleibt ruhig zu London bei seinen Geschäften: keine Miene, kein Wort von ihm verräth die mindeste Sorge; man sollte die Nachricht von den Fortschritten *Karls* für Erdichtung halten: so faltenlos und so heiter ist seine Stirne. Durch diesen Gleichmuth, diesen festen Glauben an sich selbst und an die Überlegenheit seines Geistes, wirkt er so, wie er will, beides auf Freunde und Feinde: der Haß von diesen, so gern er in Thaten ausbräche, liegt ruhig fort an der Kette der Forcht; und der Muth von jenen, so natürlich er sinken müßte, schwillt empor und wird kühner. Auf einmal heißt es: *Cromwell* steht an der Spitze des Heers! und gleich darauf: *Cromwell* hat Alles vor sich niedergetreten; der Feind ist nicht bloß besiegt; ist vernichtet! — —

Aber, kann man hier sagen, ist es erlaubt, einen Mann wie *Cromwell*, der in der Geschichte eine so äuſserst verhaſste Rolle spielt, gleichsam zum Muster der Nachahmung aufzustellen? — Er war Kronenräuber, dieser *Cromwell*, Fanatiker, Königsmörder, ein in vielen Rücksichten verabscheuungswürdiger Mann; aber sein Muth und seine Festigkeit waren doch sicher gut und groſs: und Gutes und Groſses, muſs man nicht verschmähen, auch an einem Bösewicht zu bewundern.

Schade nur, daſs man hier mit dem bloſsen Bewundern sich wird begnügen müssen; denn zu lernen und nachzuahmen ist so etwas schwerlich. Beispiele, wie das angeführte, wirken bloſs auf diejenigen Seelen, in denen sie die schon vorhandene Kraft nur zu reizen und zu beleben brauchen; schwächern Seelen theilen sie die Tugend, die sie aufſtellen, eben so wenig mit, als der Magnet seine Eigenschaften, auſser dem harten ihm befreundeten Eisen, irgend sonst einem Metalle mittheilt. In andern Hinsichten läſst eine unvollkommene Natur durch Einsicht und festen Vorsatz sich um ein Groſses verbessern; in Hinsicht der Entschlossenheit und des Muths, gerade am wenigsten: und das ist denn freilich wohl schlimm, da man seine Natur sich nicht wählt.

Ohne allen Nutzen wird indessen das Gesagte nicht seyn, wenn Fürsten von schwächerm Charakter sich die Lehre daraus abziehen wollen: daſs sie mit dem Schlimmsten was in einer Lage geschehen kann, sich bei Zeiten vertraut machen, um, wenn es eintritt, weniger heftig davon gerührt zu werden. Vornehmlich aber: daſs sie aus eitler Ruhmbegierde sich bei keiner Gelegenheit an die Spitze stellen, wo ihre Verwirrung, Unschlüssigkeit, Muthlosigkeit, dem Vaterlande und ihnen selbst höchst verderblich seyn könnte. Doch dieser letztere Rath wird so gar wichtig nicht scheinen; die Muthlosen geben ihn am liebsten sich selbst.

MENSCHENWÜRDIGUNG.

Könige und Fürsten sehen die Menschen so viel öfter von ihrer schlechten, als guten, von ihrer verächtlichen, als hochachtungswürdigen Seite, daſs sie gewissermaſsen zu entschuldigen sind, wenn sich Geringschätzung oder gar Haſs der Menschheit bei ihnen festsetzt.

Sind sie von Natur zur Milde geneigt, so wird dieser Haſs sich mehr in Betrachtungen, als in Handlungen ergieſsen; sind sie mit geringerer Empfindlichkeit geboren, so wird er sie hart und grausam, und dadurch, auſser ihrem Volke, auch sie selbst elend machen: denn Menschenhaſs duldet keine Zufriedenheit in der Seele.

Das Verwahrungsmittel gegen dieses Übel muſs die Betrachtung geben: daſs zum richtigen Urtheil über die Menschheit die Lage eines Regenten die am wenigsten vortheilhafte ist. Wenn dieser sich fragt: was sehe ich, das nicht böse oder verächtlich wäre? so muſs er zugleich sich fragen: was *kann* ich viel weiters sehen?

Der Regent ist zuerst Ausspender von Ämtern, Ehrenstellen, Reichthümern, Gnadenzeichen. Wie natürlich ist es, daſs ihm hier Habsucht und Hochmuth, mit den sie begleitenden Lastern des Neides, der Verläumdung, der Schmeichelei, jeden Augenblick sichtbar werden, indessen die sanften ruhigen Tugenden der Genügsamkeit und Bescheidenheit sich seinen Blikken entziehen!

Der Regent ist ferner nicht bloſs Gesetzgeber; er ist auch oberster Richter. Wie selten kann er da Friedfertigkeit, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Groſsmuth, die alle keiner richterlichen Erkenntnisse bedürfen, und wie oft muſs er Streitsucht, Unterdrückung, Raublust, Bosheit erblicken!

Der Regent führt endlich über alle untergeordneten Diener und Verwalter des Staats die Aufſicht. Wie leicht übersieht er hier Treue, Pflichtmäſsigkeit, Ordnungsliebe, die, weil sie der Regel gemäſs sind und nicht anders erwartet werden, immer nur schwachen Eindruck machen; aber wie nothwendig müssen Untreue, Versäumniſs, Verrath, als wider die Regel und dem öffentlichen Wohl gefährlich, seine ganze Aufmerksamkeit fesseln!

Sind denn aber jene liebens- und

hochachtungswürdigen Tugenden darum, weil sie weniger sichtbar als die entgegenstehenden Laster sind, in der Menschheit nicht da? — Man mache doch nur die einzige Betrachtung: daſs ohne Genügsamkeit und Bescheidenheit das Gewühl um den Thron unabsehlich, ohne Friedfertigkeit und Gerechtigkeit die Zahl der Gerichtshöfe unendlich, ohne Wohlthätigkeit und Groſsmuth das Elend viel verbreiteter und schrecklicher, ohne Treue und Pflichtliebe die ganze Verwaltung des Staats unmöglich seyn müſste. —

Jungen Prinzen sollte man, zu ihrem und ihrer Völker Besten, recht früh es einprägen: daſs die bei weitem gröſsere Zahl ihrer Mitmenschen wenigstens nicht ihrer Verachtung und ihres Hasses, viele ihrer ganzen Hochschätzung und Liebe, und einige, wenn der Fürstenstolz dieses

Wort nicht zu stark findet, so gar ihrer Verehrung werth sind. Auf Verehrung nehmlich macht das gröſsere Verdienst, die erhabnere Tugend Anspruch; und wohl sehr selten, wenn anders je, mogt' es der Fall seyn, daſs unter den Tausenden, oder gar unter den Millionen, die ein Staat befaſst, gerade der Herrscher der edelste, würdigste Mann war. Was er von Tugenden besaſs, konnte freilich, wegen Erhabenheit seines Standortes, in vollerm Lichte und in weitere Ferne strahlen; aber dieser nur äuſsre, zufällige Vortheil giebt doch für den wesentlichen innern Werth keinen Maaſsstab. —

Indessen läſst sich noch zweifeln, ob Haſs und Verachtung gegen die Menschheit, diese traurigsten Erscheinungen in der sittlichen Welt, nicht vielmehr aus

dem

dem Bewuſstseyn seiner selbst, als aus der Beobachtung Andrer, entspringen. So wie bei den übrigen empfindenden Wesen, so ist es wahrscheinlich auch bei dem Menschen das Selbstgefühl, das, gleichsam instinctartig, sein Benehmen und seine ganze Gesinnung gegen die Mitgeschöpfe leitet; eine Gesinnung, die durch äuſsre Veranlassungen nur zum Ausbruche geweckt, nicht ursprünglich durch sie hervorgebracht wird. Eben deswegen sind Menschenverachtung und Menschenhaſs, wie sehr auch Manche in diesen Gesinnungen sich gefallen mögen, fast immer Schande für den der sie nährt; sie öffnen einen Blick in sein Innerstes, und lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf seine eigne Hassenswürdigkeit und Verächtlichkeit schlieſsen. Wer selbst gut ist, hegt einen fast unüberwindlichen Trieb, die Menschen zu lieben; wer selbst böse ist, sie zu hassen.

Laſst also nie, Prinzen, durch die zunächst Euch umgebenden oder am öftersten Euch vorkommenden Unwürdigen Euer Urtheil von der Menschheit überhaupt bestimmen! Laſst, um der Ehre Eures eigenen Charakters willen, Euch nie zu Handlungen oder auch nur zu Äuſserungen hinreiſsen, die Euer Volk zur Wiedervergeltung auffordern und es reizen könnten, Euch für Menschenhaſs Fürstenhaſs, für Menschenverachtung Fürstenverachtung zurückzugeben! Ihr wähnet irrig, wenn Ihr Euren Stand zu erhaben glaubt, als daſs Ihr die Folgen dieser traurigen Wechselgesinnung zu fürchten hättet; es wird von Umständen, und oft von ſolchen abhangen, die völlig auſser Eurer Gewalt ſind, für welchen von beiden Theilen diese Wechſelgeſinnung verderblicher werden ſoll: ob für Euer Volk, oder für Euch?

VERTRAUEN.

Rosny hatte von *Heinrich dem Vierten* den Auftrag, mehrere der gröſsten und wichtigsten Generalpachtungen von Frankreich zu bereisen und die Verwaltung der Finanzen zu untersuchen. Seine Rechtschaffenheit, mit der ihm eigenen Thätigkeit und Klugheit verbunden, machte den Mitgliedern des Finanzrathes bange, daſs ihre Unterschleife hiebei an's Licht kommen mögten. Um sich zu retten, sprengten sie über das Benehmen *Rosny's* die nachtheiligsten Gerüchte aus, und wurden am Ende mit ihren Lügen so laut, daſs *Heinrich* wenigstens Unvorsichtigkeiten von seinem Günstlinge argwohnte, und ihn eiligst zurückrief.

Der Empfang des guten *Rosny* war ziemlich frostig. — »Warum beladet Ihr Euch nun,« fragte der König, »mit Gelde, das an Ort und Stelle von den Personen, denen ich es schuldig bin, pflegt gehoben zu werden? Ihr reizt dadurch Leute, an denen mir viel gelegen ist, zum Miſsvergnügen gegen mich.«

»Sire! von Allem was ich mitbringe, gehört kein Pfennig weder den Prinzen von Geblüt, noch irgend jemanden, der von Ewr Majestät Besoldung zieht. Die sind alle bezahlt.« —

»Nicht möglich!« versetzte der König.

»Und werden auch den laufenden und die folgenden Monate bezahlt werden; denn vom Vorschuſsnehmen bin ich kein Freund.«

Heinrich lieſs sich diese Aussage mehr als einmal wiederholen und am Ende so gar beschwören: so fest hatte man ihn vom Gegentheil zu überreden gewuſst. — »Aber,« fuhr er fort, »daſs Ihr eine solche Menge von Einnehmern und Beamten beim Kopfe genommen und sie hieher geschleppt bringt« — —

»Ich, Sire? — Ich habe wohl freilich einigen Ernst gebraucht; aber von Leuten, die ich beim Kopfe genommen und hieher geschleppt brächte, weiſs ich kein Wort.«

Das Erstaunen des Königs stieg immer höher. »Denkt Euch,« rief er voll Unwillens aus, »was für Niederträchtigkeiten man sich erlaubt! was für Lügen man ausheckt! — Ich begriff auch nicht, wie Ihr so viel Lärmens hättet machen sollen, um eine so kleine und armselige Summe aufzutreiben, als ich weiſs daſs Ihr mitbringt.«

»So klein und so armselig, Sire? Es sind anderthalb Millionen Reichsthaler.« — —

Man urtheile, wenn die Verläumdung mit solcher Frechheit vor einem klugen Könige lügt, mit welcher Frechheit sie vor einem einfältigen lügen werde; und wenn sie selbst Vertraute und Günstlinge angeht, deren Sache doch höchstwahrscheinlich zur Sprache kömmt, was von ihr der Fremde und der Gleichgültige zu erwarten habe, den sie hoffen darf ungehört zu erdrücken.

Wahrlich! es ist keine Untugend an Fürsten, etwas schwergläubig zu seyn: denn nie oder selten fehlt es, daſs sie nicht mit feinern oder gröbern Cabalen umsponnen wären; und Parteigeist, Eigennutz, Rachgier, Neid — was lieſsen wohl diese kleinen, eben so unruhigen als nichtswürdigen, Leidenschaften zu ihrer Befriedigung unversucht?

Nur schlieſse man nicht zu voreilig, daſs ein Fürst also wohl thue, keiner Anklage sein Ohr zu leihen, und in seiner vorgefaſsten vortheilhaften Meinung durch nichts sich irren zu lassen. Glaube an Rechtschaffenheit und an Ehre ist freilich schön; aber blinder Glaube, so wie er nirgends in der Welt taugt, so taugt er auch hier nicht.

Einem Fürsten zwar, dessen eigener Charakter zweideutig ist, darf man diese Warnung kaum geben; ein solcher wird weit eher durch Miſstrauen fehlen. Aber ein Fürst von eigner ehrenvoller, biederer Denkungsart bedarf ihrer um desto mehr: die Leichtigkeit, womit er sein Vertrauen hingiebt, kann ihn in das gröſste Ungemach, oft wohl gar in's Verderben stürzen. —

Ein solcher Fürst, wenn sonst irgend ein andrer, war *Franz der Erste* von Frankreich: voll Ehre, voll Freimüthigkeit, voll Zutrauens, und durch diese so schönen und liebenswürdigen Eigenschaften einer der anziehendsten Charaktere in der Geschichte. Wer betrachtet ihn nicht mit Wohlgefallen, wenn er mit *Heinrich dem Achten* von England in dem sogenannten Lager von Goldstück zusammenkömmt, und durch einen einzigen Beweis edlen Zutrauens alle ängstlichen Verabredungen aufhebt? Oder wenn er mit Vergessenheit aller Beleidigungen, die in einer schlechtern Seele den unvertilgbarsten Groll würden erzeugt haben, sich auf das Schiff *Karls des Fünften* wagt, das im Sturm an die Küsten von Provence verschlagen worden, und in Person den Kaiser an das Land nöthiget, wo er ihn mit Höflichkeit überhäuft?

Aber eben diese arglose, gutmüthige Denkungsart führte auch den König in die nachtheiligsten Unbesonnenheiten. — Daſs er *Karln*, den er auf der bekannten Reise zur Bestrafung der Genter so vollkommen in Händen hatte, ruhig seinen Weg ziehen lieſs, ohne, wie es dieser in ähnlichem Falle gewiſs gethan hätte, ihn bis zur Erfüllung seiner Versprechungen zu verhaften: das wahrlich! kömmt hier nicht in Betrachtung; denn so zu handeln, war *Franz* der Achtung für sein Wort, war es dem Edelmuth seines Charakters schuldig: und wenn er am Ende betrogen ward, so fällt die Schande davon einzig auf *Karln*, der bei dieser Gelegenheit sich als echten, würdigen Enkel *Ferdinand's* des Katholischen zeigte. — Was hier vorzüglich gemeint wird, ist das Benehmen des Königs gegen den schon verdächtig gewordnen, verrätherischen *Bourbon,* der durch seinen groſsen Ruf, seine Verbindungen, seine Talente, für ihn so wichtig war, und als Feind ihm so nachtheilig werden konnte.

Es lag ganz in der offnen biedern Denkungsart *Franzens,* daſs er, gleich auf den ersten Wink von den verrätherischen Absichten *Bourbons,* in Person zu ihm aufbrach, um von der Wahrheit oder Falschheit seines Verdachtes gewiſs zu werden. Der Herzog war angeblich krank; es lieſs sich annehmen, daſs diese Krankheit bloſs gemacht sei, um den König auf seinem vorhabenden Feldzuge nicht begleiten zu dürfen; der erhaltene Wink von den geheimen Verbindungen des Herzogs machte diesen Argwohn natürlich. Offenheit lieſs sich schon ohnehin von dem stolzen, verschloſsnen Charakter *Bourbons*, auch bei gleichgültigern Gelegenheiten, kaum hoffen, und wie viel weniger bei einem so schändlichen, so verbrecherischen Entwurfe! Dennoch konnte *Franz* die Krankheit des Herzogs für wahr, dennoch die Betheurungen der Unschuld, mit denen dieser freilich nicht karg war, für aufrichtig, und seine Äuſserungen von Empfindlichkeit und Kummer für lautre Sprache des Herzens nehmen. Die klügsten und wohlmeinendsten Räthe des Königs drangen auf die Verhaftung des Herzogs, obgleich diese in dem eignen Lande desselben nicht ganz ohne Gefahr war; aber *Franz*, von seiner Gutmüthigkeit und seinem Glauben an die Ehre eines sonst tapfern Ritters hingerissen, verwarf diesen Rath.

Was den Verdacht gegen *Bourbon*

auf's höchste trieb, oder vielmehr, was ihn eigentlich recht begründete, war ein Umstand, der *Franzens* ganze Aufmerksamkeit hätte fesseln sollen. *Bourbon* sah sich von der Herzoginn von *Angouleme*, Mutter des Königs, und von dem Könige selbst auf das bitterste gekränkt; sein Stolz und sein Eigennutz waren bei dem berüchtigten Rechtshandel, den er mit der erstern über die großen Besitzungen seiner verstorbenen Gemahlinn führte, gleich sehr verwickelt, und dieser Rechtshandel nahm für ihn eine höchstunglückliche Wendung. Die Schuld davon lag keinesweges an der Schwäche der Gründe, die der Sachwalter des Herzogs für ihn anzuführen hatte; sie lag ganz sichtbar an den Ränken seiner mächtigen, durch verschmähte Liebesanträge empörten Gegnerinn, und an der zu zärtlichen

Nachgiebigkeit *Franzens*, der bei dieser Gelegenheit wohlgethan hätte, etwas weniger guter Sohn, und desto mehr guter König zu seyn. *Bourbons* ganzer, nur zu bekannter Charakter muſste den König fürchten lassen, daſs er auf die ausgezeichnetste, bitterste Rache sänne; wenn gleich freilich von der andern Seite es kaum zu glauben stand, daſs ein Prinz von Geblüt, und ein so ruhmvoller, sein Vaterland sollte verrathen, und es seinem Untergange, seiner gänzlichen Auflösung nahe bringen wollen. Genug, daſs, bei dem Widerstreit dieser Gründe, es wenigstens sehr zweifelhaft blieb, welche von beiden Empfindungen, ob die der Rache oder die der Ehre und Vaterlandsliebe, die mächtigere seyn würde: und so hätte *Franz* allerdings den Rathschlägen der Klugheit mehr, als den Eingebungen seiner Gutmüthigkeit, folgen; hätte nicht zögern sollen, das Vaterland und sich selbst durch Verhaftung eines so gefährlichen Mannes sicher zu stellen.

Um indessen gerecht gegen den König zu seyn, muſs man bemerken, daſs eben der Grund, der den bloſs klugen Mann hauptsächlich zu dieser Maſsregel hintrieb, den edlen gefühlvollen Mann desto mächtiger davon abzog. — *Franz*, der nur durch kindliche Anhänglichkeit an seine Mutter bei dem Rechtshandel des Herzogs geblendet und irre geleitet war, fühlte gewiſs in seinem Innersten, was er sich laut nicht gestand: daſs der Herzog unverantwortlich gemiſshandelt werde; und er sollte ihn jetzt, ohne noch entscheidende Beweise von seiner Verrätherei in Händen zu haben, von neuem, und noch grausamer, miſshandeln? sollte durch Verhaltung desselben dem ganzen Königreiche, ja dem ganzen Europa sagen, daſs er den schimpflichsten Verdacht gegen seine Treue und Ehre hege, indem er ihn einer Felonie fähig halte, die, wie es vor *Bourbon's* und aller Menschen Augen da lag, auſser der Herzoginn und dem Könige, diesen eigentlichen Gegenständen seiner Rache, auch den ganzen schuldlosen Staat in's Verderben reiſsen muſste? — So zu handeln, fühlte *Franz* ohne Zweifel einen gerechten Abscheu, und dieser Abscheu, mit seiner natürlichen Arglosigkeit zusammengenommen, verführte ihn, dem Herzoge Glauben zu geben, und sich mit der unzulänglichen Maſsregel zu begnügen, daſs er ihn, unter freundschaftlichem Vorwande, bloſs der heimlichen Beobachtung *Pierrot's von Warry* übergab. Der Mann von

Ge-

Gewissen scheut neue Beleidigungen um so mehr, je mehr er schon ältere zu bereuen hat; und der Mann von Ehrgefühl behandelt Andere so gern mit eben der Zärtlichkeit, womit er sich selbst will behandelt wissen. —

Bei der Achtung, die man für diesen König zu empfinden, und bei dem Antheil, den man an seinem Ruhme zu nehmen, sich nicht entbrechen kann; wie sollte man nicht wünschen, daſs er hier, statt einer Handlung der Gutmüthigkeit, lieber eine Handlung der Gerechtigkeit ausgeübt, oder wenn er jene sich nicht versagen konnte, wenigstens diese der erstern vorausgeschickt hätte? — Ein freies Geständniſs, daſs er nicht völlig klar in der Sache des Herzogs mit seiner Mutter sähe, begleitet von dem königlichen Versprechen, daſs er die Vollziehung eines widrigen Urtheils ohne eigne Überzeugung von der Rechtmäſsigkeit desselben nie gestatten würde, hätte wahrscheinlich den Vorsatz *Bourbon's*, zu den Feinden Frankreichs überzutreten, erschüttert; hätte ihn in der pflichtmäſsigen Treue gegen seinen angestammten rechtmäſsigen König erhalten: oder wo nicht, so hätte doch ein solches Versprechen den Verräther in den Augen aller Welt noch weit schwärzer, so wie die Unvorsichtigkeit des Königs, der auf die Wirkung seines Edelmuths bei einem nicht ganz fühllosen Manne rechnen durfte, weit geringer gemacht. Wir hätten dann über den Fall mit dem Herzoge ohngefähr eben so, wie über den Fall mit dem Kaiser, geurtheilt.

Mögten doch Fürsten den tiefsten Abscheu gegen alle Ungerechtigkeiten gewinnen, weil jede sie so gern entweder in eine Kette von neuen Ungerechtigkeiten, oder auch in Fehler und Widersprüche hineinzieht, die gleich nachtheilig für ihre Ehre, als für ihre Ruhe und Zufriedenheit sind.

JUGENDFLEISS.

Jünglinge von einigem Geist tragen sich gern mit allerhand groſsen Erwartungen, mit allerhand stolzen Entwürfen für ihre Zukunft. — Wenn aus dem, was sie einst zu werden sich einbilden, kein Schluſs auf das gilt, was sie einst wirklich seyn werden; so ist doch gewiſs, daſs die gänzliche Abwesenheit solcher Jugendträume nicht viel Gutes verspricht. Wünsche können ohne Kraft und Talent seyn; aber nie sind Kraft und Talent ohne Wünsche.

Den Inhalt jener wachenden Träume giebt gemeiniglich die vorhergesehene künftige Bestimmung, verbunden mit der überwiegenden Neigung. Der Prinz von feuriger Seele wird in Gedanken an der

Spitze siegreicher Heere glänzen: nicht, wenn er edel ist, als Eroberer, aber als Schutzgott eines geängsteten Volks; der Prinz von mildrer Gesinnung wird seinen Namen durch weise Wohlthätigkeit und durch Gesetze verewigen, die einen *Numa* eben so, wie die Thaten von jenem einen *Cäsar*, verdunkeln werden. —

Um zu wissen, welche Hoffnung zur Frucht diese lieblichen Blüthen geben, die den Frühling des Lebens so schön und angenehm machen, müssen wir aufmerken, wo die Thätigkeit des Jünglings hinwirkt. Ein sehr schlimmes Zeichen wird seyn, wenn er zu sehr den Zerstreuungen und Vergnügungen nachhängt, als welche die Seele nicht allein leer lassen, sondern sie auch erschlaffen; ein desto bessers, wenn er den regen lebendigen Trieb fühlt, sich alle die Fertigkeiten und Kenntnisse zu verschaffen, durch welche die Erreichung seines Zwecks einzig möglich ist: Kenntnisse, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, so wie die Menschheit vorwärts geht, immer verwickelter, mannichfaltiger, mühsamer werden.

Also: mit welchem Eifer bereitet der Prinz sich zu dem groſsen Manne vor, der er einst künftig im Felde oder im Cabinette seyn will? Welche Meister in der Kunst, worin er zu glänzen denkt, sucht er auf, und mit welcher Aufmerksamkeit, welcher Theilnahme hängt er an ihren Lippen? Wie viel hat er schon in den nöthigen Vorarbeiten geleistet; welche Fortschritte in Meſskunst, Länderkunde, Geschichte, populärer Weltweisheit gemacht? Über welche Feldzüge welcher Helden, oder welche Verfassungen welcher Länder, weiſs er schon mit einiger

Einsicht zu reden? Welche der vortrefflichen Werke, die für sein Fach geschrieben worden, hat er bereits gelesen, und welche andre liegen noch da zum Lesen?

Daſs man uns ja nicht antworte: alles das werde kommen; die Jugend sei die Zeit des Genusses, und man sei nicht umsonst mit groſsen Ansprüchen geboren; jetzt schon anhaltenden eisernen Fleiſs von dem Prinzen fordern zu wollen, sei grausam. Einmal will doch der Prinz zu dem Ziele hin, wo er den Lorbeer aufgesteckt sieht, und der Weg bis zu diesem Ziele ist weit; wer nicht, raschen muntern Tritts, gleich am Morgen des Lebens ausgeht, der mag sehen, wie früh vor Abend er ankömmt. — Aber leider! müssen wir fürchten, daſs der jetzt noch unthätige, auf nichts als Vergnügen erhitzte Jüngling den ganzen Weg nie betreten, daſs er die Ausführung seiner Vorsätze von einem Tage, Monate, Jahre zum andern aufschieben, und so am Ende entschiednen Hang für jenes selige *Far niente* gewinnen werde, worin schon so mancher groſse, edle Gedanke zum ewigen Vergessen entschlief. »Der Faule stirbt über seinem Wünschen,« hat der Mund eines weisen Königs gesagt.

Hiemit ist indessen nicht ausgemacht, daſs die Regierung des Prinzen nicht einst wirklich sehr glänzend seyn werde; aber wohlgemerkt: sie ist es nun nicht mehr durch ihn selbst, sondern durch seine Diener; nicht mehr durch seine eigenen, sondern durch fremde, für ihn thätig gewordene Kräfte. Der Antheil, der von der Ehre dieser Regierung ihm zufällt, wird genau derselbige seyn, den er an ihren Sorgen und Arbeiten nahm, und dieser, wie man leicht erkennt, wird wieder im genausten Verhältniſs mit den ihm beiwohnenden Einsichten, Kräften, Tugenden stehen. So wie diese sich stufenweise vermindern werden, so auch nothwendig sein Ruhm; bis hinab zu jener untersten Stufe, wo weiter nichts von ihm gesagt werden kann, als daſs er das Gute wenigstens nicht gehindert, die groſsen Männer, die das Glück ihm zuführte, nicht neidisch entfernt, die ihm vorgelegten Entwürfe gut geheiſsen, und ihre Ausführung begünstiget habe. Waltet bei diesem Allen noch einige eigne Einsicht und wirkliche Neigung ob, Gutes und Groſses, wenn auch nicht selbst zu stiften, doch zu befördern: so hat der Prinz noch immer einige Ehre, und die Geschichte nennt ihn nicht ohne Beifall; geschiehet Alles aus bloſsem Unvermögen zum eigenen Wirken, aus Sorglosigkeit, aus Furcht wohl gar vor den schon zu angesehenen, zu mächtig gewordenen Dienern: so geht natürlicher Weise die Ehre, zugleich mit der Geisteskraft und der Charaktergüte, in ihr Gegentheil über.

Aber, kann man hier sagen, dringt denn der Blick der Welt bis in's Innre der Cabinetter, und wird sie so genau die Verdienste des Prinzen ausmessen, seinen Antheil an allem dem Guten und Groſsen, was geschieht, so pünctlich bestimmen können? — Dies heiſst mit andern Worten: wenn der Prinz die Kleinheit der Seele hätte, fremdes Verdienst sich zueignen, mit fremden Federn sich schmücken zu wollen; würd' er zu fürchten haben, daſs man diese fremden Federn sogleich erkennen, und grausam genug seyn würde. sie ihm auszurupfen? —

Wenigstens wird er klug thun, wenn er nicht das Gegentheil hofft. Der Zeitgenosse zwar mögte schweigen, und schmeichlerisch, statt des verdienstvollen Dieners, den verdienstlosen Prinzen bewundern; aber heimlich wird doch auch er schon wissen, wessen Kopf eigentlich die Gedanken und wessen Arm die Kraft zur Ausführung hergab; dieses auszubreiten, wird der Ehrgeiz der Hauptpersonen, oder die Geschwätzigkeit, Bewunderung, Gerechtigkeit der untergeordneten Mitwirker, schon sorgen: und so wird einst sicher die Nachwelt den Namen eines *Richelieu* oder *Türenne* lesen, wo ein *Ludewig der Dreizehnte* oder *der Vierzehnte* sich schmeicheln mogten, daſs der ihrige glänzen würde.

Nicht genug aber, daſs der gehoffte Ruhm der Regierung über die jugendliche Unthätigkeit verloren geht; es ist auch sehr zu fürchten, daſs Schande an seine Stelle trete. Die volle tieſe Unwissenheit, womit der Prinz seine Regierung antrat, war bei weitem das geringere Unglück; es hätte sich, bis auf einen gewissen Grad, wieder gut machen lassen, wenn nicht eben die Unthätigkeit, deren Folge diese Unwissenheit war, ihr so gerne noch eine Schwester gäbe: die Trägheit. Diese, wenn sie sich einmal in der Seele festgesetzt hat, nimmt ihr nach und nach alle ihre Spannkraft, ihr Leben; der Mensch kann sich für nichts mehr erwärmen, sich zu nichts mehr entschlieſsen; sein ganzer Wille ist wie ohnmächtig, wie todt. Man zeige ihm das höchste Glück oder das tieſste Unglück; er thut keinen Schritt mehr, um jenes zu erreichen, oder diesem aus dem Wege zu gehen. — Wäre der Prinz nicht so äuſserst tief herunter, daſs er nur noch einiges Interesse an den Gegenständen der Berathschlagungen fände, daſs er auf die Vorträge achtete, die Gründe der gefaſsten Entschlieſsungen merkte: so würden denn doch am Ende gewisse Kenntnisse und Grundsätze sich in seinem Kopfe verbinden; er würde mitreden können, und man würde Unrecht haben, ihm durchaus allen Antheil an der Leitung der Geschäfte abzusprechen, ihn für einen bloſsen Schattenregenten, für eine Art von *Dalai Lama* zu halten. So aber ist seine ganze Seelenkraft schon viel zu abgespannt und zu schlaff, als daſs nicht jeder, wenn auch noch so deutliche oder so kurze, Vortrag ihm Überdruſs und Ekel erwecken sollte; er hat nur eben noch Aufmerksamkeit und Beurtheilung genug, um zu finden, daſs er für die Regierungsgeschäfte schlechterdings nicht gemacht, und daſs von Allen, die sich zu den Berathschlagungen einfinden, gerade Er, der die Seele derselben seyn sollte, der Überflüssigste und Entbehrlichste ist. Diese Entdeckung, so sehr sie ihn beschämen und demüthigen müſste, ist für seine Trägheit Triumph; er sieht sich nun auch des letzten kleinen Zwangs überhoben, und kann mit voller Ruhe sich, der Länge nach, auf das Rosenbette des Müssigganges hinstrecken, von welchem sich wieder aufzurichten, er durch Wollüste zu geschwächt seyn wird, wie sehr auch endlich die Dornen des Uberdrusses und der Langenweile ihn peinigen mögen. — Die Regierung geht indessen aus den Händen des Fürsten in die seiner Minister über; diese werden jetzt Herrn unter dem Namen von Dienern, werden eine Art *Major domus*, wie sie ehemals die Fränkischen Könige hatten; Vormünder des geistesschwachen, unvermögenden Prinzen, dem sie Alles willigst abnehmen, was ihm zu schwer ist: Denken, Arbeiten, Befehlen; so daſs nun Er, der Überglückliche! weiter nichts zu thun hat, als daſs er sein Ja nickt und nach Herzens Wohlgefallen genieſst.

Man setze: ein bisher unabhängiger, unumschränkter Regent würde von übermüthigen Reichsräthen oder von unruhigen empörerischen Landständen so tief herabgesetzt, daſs ihm weiter nichts zu thun bliebe, als unter fremde Befehle seinen Namen zu schreiben, vielleicht auch nur die Züge seiner Hand zu einem Stempel ein-für allemal herzugeben; würde nicht die traurigste Wehklage erhoben, nicht Himmel und Erde bewegt werden, um das Joch und die Schande einer solchen Abhängigkeit von sich abzuwälzen? Aber dieses Joch und diese Schande bereitet der Prinz, der seine Jugend in Unthätigkeit hinträumt, sich freiwillig selbst; er setzt sich einmal in die Nothwendigkeit, Führer zu haben, denen er bei jeder wichtigern Angelegenheit sich blindlings vertraue: und ob nun da diese Führer den einen oder den andern Namen tragen, ob sie Reichsräthe, Landstände, Minister heiſsen, das kömmt im Grunde auf Eins. Ja, für die Ehre des Prinzen ist das Letztere ohne Zweifel das Schlimmre: denn wenn er in den ersten beiden Verhältnissen gehorcht, so liegt die Schuld vielleicht bloſs an der einmaligen unabänderlichen Verfassung, oder an einem ungünstigen tyrannischen Schicksal; wenn

er

er in dem dritten gehorcht: so liegt sie ganz offenbar an ihm selbst, an seiner Geistes - oder Charakterschwäche, an seiner Unwissenheit, Blödsinnigkeit, Trägheit. — —

Es giebt unter den Tyrannen des Meers einen sehr merkwürdigen, von *Le Vaillant* beschriebnen, der einen ungeheuren Rachen zum Verschlingen, aber durchaus keinen Verstand hat, sich zu bewegen. Dieser Verstand steckt außer ihm in zwei Dienern, die ihren gnädigen Herrn nie verlassen, sondern auf zwei hervorragenden Enden seines Kopfes beständig Wache halten. Soll der Tyrann geruhen weiter zu gehn: so schwimmen diese Diener voran, und er getrost hinter drein; soll er sich tiefer herablassen: so fahren sie ihm über den Rücken, und er gehorsamlich nieder; soll er höher heraufsteigen; so berühren sie ihn unten am Bauch, worauf er gnädigst sich hebt. Die Matrosen, die bei Benennung dieser dirigirenden Fische im Kreise ihrer gewohnten Begriffe blieben, haben sie Pilotenfische genannt; man könnte sie sonst, mit gutem Fug und Recht, auch Ministerfische nennen.

ZEITVERTREIBE.

Es ist wohl traurig, daſs oft die sanftesten, gutmüthigsten Fürsten so viel Undank von ihren Völkern erfahren. Man sollte sich Glück wünschen, daſs man sie hat, und man wird nicht müde, ihrer zu spotten und sie in den Augen der Welt herabzusetzen.

»Was dünkt euch dazu, sagt das eine Volk, daſs unser durchlauchtigster Herr den ganzen Tag nichts thut, als an der Drechselbank sitzen?« — »Da mag ihm weniger heiſs, als dem unsrigen werden, erwiedert das andre; denn dessen ganze Lust ist, am Feuerheerde zu stehn und Pasteten zu backen.« — »Der unsrige, ruft ein drittes, ist ein ganz andrer Mann;

der fordert die Schlössermeister von ganz London heraus, ein schöneres Vorlegeschloſs, oder einen künstlichern Schlüssel zu machen, als er.«

Ist es zu begreifen, was diese Unsinnigen wollen? — Soll denn etwa der Fürst, gleich dem letzten *Mediceer*, sein ganzes Dasein im Bette verträumen, oder gleich dem wilden Jäger, der noch jetzt durch die Forsten spukt, Feld und Wald mit seinen Hunden durchstreifen, und alle Saaten, alle Ärnten zu Schanden reiten? Soll er auf jeder Wachtparade, wenn irgend eine Binde zu locker oder ein Zopf nicht steif genug sitzt, die Helden des Vaterlandes halb todt schlagen lassen? Soll er unermeſsliche Summen am Spieltisch vergeuden; oder in schwärmerischen Andachtsübungen allen seinen Verstand, seinen Frohsinn ersticken?

Regieren, schreit man, regieren soll er; denn wofür sonst ist er da? — Als ob es um das Regieren eine so leichte Sache wäre! Er ist zum Fürsten geboren: das ist schon wahr; aber die Kunst zu regieren ist nicht mit ihm geboren: und was man in jüngern Jahren hätte thun können, sie ihm beizubringen, das ist nun einmal versäumt. Zum Lernen, weiſs man, hatte der junge Prinz niemals Lust, und wirklich auch niemals Zeit: denn das Muster der Fürstenmütter konnte durchaus nicht dulden, daſs der geliebte Erbe bei irgend einer Ergötzlichkeit fehlte; und da sie selbst von einer zur andern unaufhaltsam fortschwärmte, so kam auch der gute Knabe aus dem betäubenden Hofgeschwirr, aus den geisttödtenden Indigestionen, und aus den trunknen Erwartungen neuer, immer schönerer Vergnügungen nie heraus.

Aber, schreit man von neuem, wenn er denn nicht regieren kann, und wir einmal an Miethlinge verkauft seyn müssen; so soll er uns wenigstens nicht dem Vorwurfe aussetzen, daſs wir einem Drechsler, einem Koch, einem Schmiede gehorchen: er soll sich edler und würdiger beschäftigen, als er thut. — Edler und würdiger? — Lieber Gott! — Wenn man nun diesen Beschäftigungen nachfragt: so wird gewiſs herauskommen, daſs der Prinz sich an lehrreichen Unterhaltungen ergötzen, Bücher lesen, wohl gar, wie ein *Cäsar* und *Antonin*, selbst die Feder in die Hand nehmen soll. — Aber wenn er nun, von seiner zartesten Kindheit an, vor allen solchen Beschäftigungen einen Ekel hatte? wenn noch jetzt der Angstschweiſs ihm vor die Stirne tritt, so bald er nur eine halbe Seite Gedrucktes oder

Geschriebnes herablesen soll? wenn man schon aus dem Einzigen was er wohl schreiben muſs, aus seinem Namen sieht, daſs Schreiben seine Sache nun gar nicht ist: — kann man ihm da als Vergnügen vorschlagen, was für ihn die grausamste Marter wäre? Oder sieht man denn nicht, daſs, wenn der Prinz zu solchen Beschäftigungen Lust hätte, er zur Regierung schon weit weniger untauglich wäre? — Zu zeichnen, oder ein Instrument zu spielen, ist, wenn es schlecht geschieht, bei weitem nicht so viel werth, als gut zu drechseln oder zu schmieden; und daſs doch übrigens der Herr von den schönen Künsten einige Kenntniſs hat, das erhellt aus der Leichtigkeit und Anmuth, womit er tanzt. Auch nennt er, in der Gallerie, von mehr als einem Gemälde den Namen des Meisters, und ist ein groſser eifriger Bewunderer der Italiänischen kleinen Oper. —

Kurz, es ist unverantwortlich, wie man den armen Groſsen zuweilen mitspielt. Man scheint die boshafte Absicht zu haben, sie vor lauter Langerweile umkommen zu lassen; aber man bedenkt nicht, was für ein Schicksal man da ihrer sie umgebenden Dienerschaft bereiten würde. In ihrer mürrischen Laune würde nichts ihnen recht gemacht werden; sie würden ewig tadeln, nergeln, schelten; und noch ein Glück, wenn es beim bloſsen Schelten bliebe! Lästermäuler wollen von Prinzen erzählen, die in Anwandlungen ihrer bösen Laune mit Fäusten sollen um sich geschlagen, wohl gar mit Füſsen um sich getreten haben.

Nein, Ihr guten, lieben, sanftmüthigen Prinzen, bleibt, wenn Ihr einmal Beruf dazu fühlt, vor eurer Drechselbank, eurem Heerde, und eurem Amboſs! Laſst euch durch das Geschrei von Menschen nicht irre machen, die auf ihre Unterthanenpflicht: zu schweigen, sich wenigstens nichts besser verstehen, als Ihr euch auf eure Fürstenpflicht: zu regieren! Laſst euch, für keinen Preis, aus dieser frohen Laune herausspotten, die uns um euret- und selbst um unsertwillen so lieb ist! Wenn Ihr das vorgesetzte Tagewerk vollbracht habt, und eure Puppen für's Schachspiel vortrefflich gerathen sind; wenn eure Pasteten einen feinern Geschmack, als die Hanauer oder Straſsburger, oder selbst als die Pariser, haben; wenn eure Schlüssel in ihre Schlösser vollkommen passen: dann tretet Ihr aus eurer Werkstätte hervor, so froh und so heiter, so wohlgesinnt und so mildthätig; — wir könnten uns gar keine gnädigern, liebenswürdigern Fürsten wünschen, als wir, dem Himmel sei Dank! an euch haben.

MÜSSIGGANG.

Ein einfältiger Reichsstädter sah in X . . den Landesherrn mit einem äuſserstsauren Gesichte und einer Eile vorbeijagen, daſs die Pferde stürzen mogten. — Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herumführte; was muſs er vorhaben, der Herr?

»Er? — Er ist müde, auf seinem Schloſs in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um drauſsen in seinem Belvedere zu gähnen.«

Das wär' es Alles? fragte der Reichsstädter erstaunt.

»Das ist's rein Alles! Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit an dem Orte zu seyn, wo er nichts zu thun hat.«

Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr auch auf seinen jährlichen weitern Reisen ins Bad und auf die Messe so ganz entsetzlich fährt —

»Anders niemals.«

Da müſsten ja, dächt' ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen.

»Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen.«

Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu versäumen?

»Nichts in der Welt.«

Man sollte aber doch glauben: bei den mancherlei Regierungsgeschäften — —

»Die besorgen die Räthe.«

Und bei der ansehnlichen Armee, die er hält — —

»Die besorgen die Generale.«

Und bei der vorfallenden vielen Correspondenz — —

»Die besorgen die Secretäre.«

Hm! Hm! — Aber sehn Sie doch! sehn Sie! Da ist er schon die ganze lange Straſse hinunter; da ist er schon drauſsen vor dem Thor auf der Höhe. Man sollte glauben, alles Geschirr müſste reiſsen. — Und daſs der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitz fällt!

»Das hat nichts auf sich. Er hat feste Gehirnnerven.«

Je nun — er nutzt sie eben nicht ab. — Aber auf jenen weitern Reisen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?

»Versteht sich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für sich.«

Nun, das ist denn doch gnädig! Auch etwas für sich?

»Prügel.« — —

Ob Gespräche dieser Art, ganz so hämisch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? ist nicht die Frage. Es wäre zu wünschen, daſs Fürsten ihre Unterthanen belauschen, oder daſs sie Blicke bis in ihr Innerstes werfen könnten; sie würden finden, daſs sie nur allzuhäufig von ihnen verachtet, und oft dann am meisten verachtet werden, wenn sie am meisten vor ihnen zu glänzen wähnen. Der Grund dieser Verachtung ist immer erkannter Mangel an Einsicht, an Wohlwollen, an Sitten, an Arbeitsliebe.

SCHMEICHELEI.

Höfe sind der Lieblingssitz der Schmeichler: denn hier tragen die Bienen des Landes ihren Honig zusammen, und locken also natürlich auch die Raubbienen herbei. Hier sind Vergnügungen, Tafel, Ämter, Gnadengehalte, und wenn auch nicht Ehre, die freilich ein Jeder sich selbst verschaffen muſs, wenigstens der äuſsre Schimmer davon: Titel und Bänder, zu haben. —

So begreiflich es hieraus wird, daſs Schmeichler nach Höfen hinstreben; so unbegreiflich würde ihre dortige gute Aufnahme seyn, wenn man nicht aus so manchen Erfahrungen schon gelernt hätte, sich den Menschen als ein Gewebe von

Widersprüchen zu denken. — Was scheut man wohl an Höfen mehr, als das Lächerliche? Was ist seiner Natur nach lächerlicher, als eine schwachsinnige verblendete Eitelkeit? Was sollte man also eifriger, als jeden, auch den entferntesten Verdacht von Eitelkeit, zu vermeiden suchen? — Dennoch duldet man nicht nur, man liebt und belohnt den Schmeichler, der dadurch daſs er jeden Augenblick die Eitelkeit des Geschmeichelten aufdeckt, ihn jeden Augenblick dem Spott, wo nicht gar dem Mitleiden Preis giebt.

In gewissen bestimmtern Fällen ist es auch dem Blödsichtigern unverkennbar, daſs der Schmeichler nichts ist, als ein hämischer verkappter Spötter. Wenn er einem bekanntlich Feigen Lobsprüche über seinen unerschütterlichen Muth, einem notorischen Schwachkopfe über die Tiefe

sei-

seiner Einsichten vorsagt; wie kann man zweifeln, daſs er, bei aller Ernsthaftigkeit seines Äuſsern, sich innerlich über den Leichtgläubigen lustig mache, der den lieblichen Weihrauchdampf sich mit einer Miene entgegenweht, als ob es ein ihm zukommendes Opfer wäre? —

Bis zu welchem Grade Eitelkeit steigen und wie sehr sie lächerlich machen könne, das sehen wir leider! an einer der verehrungswürdigsten Fürstinnen, an *Elisabet* von England. Wie konnte doch diese so kluge, hellsehende, mit so männlichen Tugenden begabte Königinn, von ihrer nie sehr blühenden, und im hohen Alter natürlicher Weise ganz verwelkten und eingeschrumpften Schönheit so stolze Begriffe hegen, daſs sie die unverkennbarsten Spöttereien ihrer Hofleute für ernstlichgemeinte Lobsprüche, für unwillkürliche Ausbrüche eines Gefühls, das sich durch keine Ehrfurcht wollte hemmen und einschränken lassen, für schuldige, ihren Reizen mit Recht gebührende Huldigungen aufnahm? Eine sechzigjährige Dame lieſs sich ohne Erröthen, oder was hier noch eher zu erwarten war, ohne die lebhaftesten Äuſserungen des Unwillens, mit den süſsen liebkosenden Namen einer Nymphe, eines Engels, einer Göttinn, einer Venus begrüſsen! Wer den groſsen Geist dieser unsterblichen Frau aus der Geschichte ihrer so langen und so glorreichen Regierung kennt, der fühlt sich, mitten in der Anwandlung des Lachens, von Unwillen ergriffen, wenn er die unglaublichtolle Erzählung hört, die *Heinrich Unton*, ihr gewesener Abgesandter in Frankreich, ihr von den Entzückungen macht, in welche *Heinrich* der Vierte bei Erblickung ihres Bildnisses gerathen. Diese Entzückungen — man denke sich die Unverschämtheit des Schmeichlers! — erfolgen unmittelbar auf den Augenblick, da der König dem Gesandten seine ſchöne *Gabriele* vorgestellt hat: eine Dame, die sich damal in der vollen Blüthe der Jugend befand, während die gute *Elisabet* von der hohen Dekade, sechzig bis siebenzig, schon mehr als die Hälfte hinter sich hatte. Der König fragt den Gesandten, welchen Eindruck seine Gebieterinn auf ihn gemacht habe? und dieser weiſs davon nur wenig zu rühmen; er bekennt gerade heraus, daſs er so glücklich sei, ein weit schöneres Bild zu besitzen, und daſs gleichwohl dieses Bild die Vollkommenheit des Originals bei weitem noch nicht erreiche. Hiemit, wie man sich schon gedacht haben wird, zieht er das Bild seiner Monarchinn hervor, und *Heinrich* geräth in eine solche Begeistrung, daſs er es mehrmalen, so wie *Unton* es in der Hand hält — denn natürlicher Weise ist auch dieser verliebt, und kann sich von einem so kostbaren Besitzthume keinen Augenblick trennen – auf das innigste und ehrerbietigste küſst. Mag nun *Unton* sich gebährden, so übel er will: der König besteht durchaus auf das Bild, und einem Könige schlägt man so leicht nichts ab; *Unton* muſs Abschied davon nehmen, und es in den Händen *Heinrichs* lassen, der nun höhern Werth darauf setzt, als auf alle Reichthümer der Erde. — Ist uns nicht, wenn wir so unverschämte Lobsprüche ins Angesicht hören, als ob die Ungnade *Untons* völlig entschieden seyn müſste? als ob ihm für sein ganzes übriges Leben der Hof müſste verboten werden? Aber davon sagt uns *Hume*, der diesen Beweis von *Elisabets* Schwachheit anführt, kein Wort; solche schmeichlerische *Untons* waren der eitlen alten Königinn eben recht, die in dem holden Wahn von Schönheit, welche der verrätherische Spiegel ihr täglich wankender machte, sich gar zu gern ein wenig nachgeholfen und unterstützt sah.

Essex, in seiner Wuth gegen die Königinn, bediente sich einst des unehrerbietigen Ausdrucks von ihr, daſs ihre Seele schon eben so verkrüppelt sei, als ihr Körper. *Elisabet*, die mit Feinden des Grafen umringt war, und der man Äuſserungen dieser Art auf das sorgfältigste zutrug, erhitzte sich darüber mit allem Recht; gleichwohl, wenn ein jäher Ausbruch des Zorns verzeihlicher, als eine überlegte muthwillige Spötterei ist: so scheint es, hätte die Königinn sich weniger gegen *Essex*, und desto mehr gegen *Unton* erhitzen müssen. Aber so fest kann sich Eitelkeit in dem weiblichen — oder warum nur das schwächere Geschlecht hier nennen, da gewiſs das stärkere mit ihm theilt? — so fest sich in dem menschlichen Herzen setzen, daſs man den Klang, auch eines offenbar falschen Lobes, viel zu reizend und lieblich findet, um ihn unterbrechen oder auch nur dämpfen zu wollen; daſs man dem Schmeichler seinen unverkennbaren kleinen Eigennutz übersieht, selbst seine kleine Bosheit lieber nicht merkt, damit er nur gar nicht aufhöre zu loben. Eine halb ernste, lächelndstrafende Miene soll dann die Ehre der Selbstkenntniſs retten, und den Vorwurf der Eitelkeit ablehnen; aber das

Lächelnde dieser Miene beruhigt vollkommen über ihr Strafendes, und schwerlich wird der Schmeichler sich irren, wenn er auf nachfolgende thätige Beweise der erregten Zufriedenheit hofft. —

Feinere Schmeichler kennen das Schlüpfrige ihres Gewerbes, und kundschaften erst sorgfältig, wie weit ungefähr die Schwachheit desjenigen geht, den sie sich verbindlich zu machen wünschen. Bei kältern, scharfsichtigern Personen sind sie äufserst auf ihrer Hut, dafs ihr Lob ja nicht Spott, sondern reiner Ergufs des Herzens, oder allenfalls gutmüthige Einfalt scheine; aber auch ihrer Seits sind es diese Personen nicht minder, dafs ja der Schmeichler keinen Vortheil über sie gewinne, sie ja nicht ihrer Eitelkeit oder ihrer Einfalt wegen verlachen könne.

Krisson aus Himera, erzählt uns *Plu-*

tarch, lieſs den *Alexander* im Laufen vor sich hinkommen; aber so sichtbar mit Fleiſs, daſs *Alexander* es merkte, und ihn mit seiner Ungnade beſtrafte. Die Ursache dieser Ungnade bedarf wohl keiner Entwicklung. Dieser Elende, dachte der König, hält mich entweder für den eitlen Thoren, der sich eines ihm fälschlich beigelegten Vorzuges freut, weil er doch in den Augen des Einfältigen Ehre dadurch erlangt; oder er hält mich selbst für den Einfältigen, der zwischen Wahrheit und Betrug keinen Unterschied kennt, und dem man eins für das andre, ohne Furcht der Entdeckung, aufheſten kann. Ich muſs ihm seinen Triumph doch ein wenig verbittern; ich muſs ihm selbst Verachtung zeigen, um vor seiner Verachtung mich zu verwahren. —

Ob es feſte, untrügliche Merkmaale

gebe, durch welche wahres gefühltes Lob von falschem erheucheltem Lobe sich unterscheiden lasse? diese Frage zu beantworten, ist schwer; aber zum Glück ist sie auch für die Ausübung nur wenig wichtig. Es giebt ein ganz andres, in jedem Falle untrügliches Mittel, allem Lächerlichen, welches Schmeicheleien uns zuziehen können, aus dem Wege zu gehen; dieses: daſs wir überhaupt keinen Werth auf Lobsprüche setzen, daſs wir jedem, der den Päan auf unsere Vortrefflichkeiten anhebt, eine gleichgültige, oder nach Beschaffenheit der Umstände, eine verächtliche, eine unwillige Miene zeigen; daſs wir selbst da, wo unser eignes Urtheil mit dem seinigen zusammentrifft, ihm die Mühe, uns mit uns selbst bekannt zu machen, ersparen. Ein weiser Mann wird immer ungefähr wissen, wie viel er von sich zu halten hat, ohne daſs er des Lichtes fremder Einsicht dazu bedürfte; und wenn er sich auch ein wenig unter seinem Werthe schätzt, so ist ihm das zu seinem Wachsthum im Guten weit ersprieſslicher, als wenn er den Begriff von seinen Vollkommenheiten zu hoch spannt. *Karl der Fünfte* von Frankreich, der die gröſsten Lobsprüche verdiente, hörte nie ein Lob ohne Widerwillen; »er hegte, sagt *Mezerai,* die tiefste Verachtung dagegen, weil Niederträchtige von jeher es den schlechtesten Fürsten so gut, als den besten, ertheilt haben.« Wie wahr dieses Urtheil sei, kann die einzige Römische Geschichte durch die ungeheuren Lobsprüche zeugen, die der Senat von Rom an seine *Cäsarn*, die verderbtesten und nichtswürdigsten aller Menschen, wegwarf.

So viel indessen scheint doch unläugbar, daſs aufrichtiges Lob eines gewiſs verständigen, gewiſs uneingenommenen Mannes, wo es wahre, wesentliche Vorzüge betrifft, auch dem Weisesten und dem am wenigsten Eitlen, ein süſser Wohllaut, eine erquickende Harmonie ist; und daſs Verachtung alles Lobes, auch von dem Selbstlobenswürdigen, einen Stolz auf eigene Einsicht, ein Vorurtheil für eigene Gröſse verräth, wie sich wohl schwerlich mit echter Weisheit und echter Charaktergüte vertragen mögte. Jedem, der nach Vollkommenheit hinstrebt, muſs die Kenntniſs der Stufe wichtig seyn, auf welcher er hält; muſs die Überzeugung wichtig seyn, daſs er sich von seinem Ziel nicht entferne, sondern ihm näher rücke; muſs also, bei dem Mangel eines untrüglichen Maaſsstabes, die Übereinstimmung fremder Urtheile mit seinem eigenen wichtig seyn, sobald nur jene fremden Urtheile, in Rücksicht auf Kopf und Herz der Urheber, ohne Verdacht sind. Am meisten muſs es erfreuen, durch ein solches verdachtloses Urtheil sich auf einer höhern Stufe zu finden, als worauf man selbst sich zu glauben wagte. — Aber eben dieses, das Verdachtlose, ohne welches doch aller Werth, alles Erfreuliche des Lobes hinwegfällt, ist der dunkle schwierige Punkt, den oft kaum der Mann in geringerm Stande, und wie viel seltner der im höchsten, sich aufhellen und festsetzen kann. Das sicherste, geprüfteste Kennzeichen, nicht zwar von der Einsicht, aber doch von der Aufrichtigkeit des Lobenden, wäre wohl das, welches jener König von Sparta dafür erkannte: daſs der welcher unser Gutes lobt, auch das Herz haben müsse, unser Böses zu tadeln. Aber wie viele giebts unter den Fürsten der *Agesilaus*, die Tadel ertragen könnten? oder unter den Dienern der *Cyneas*, die Fehler und Schwachheiten an ihren Gebietern zu rügen wagten?

Gleichwohl, wenn nur die Gränze der Ehrerbietung nicht überschritten wird, und der Tadel nur eben so frei von Muthwillen als von Bitterkeit ist; wie viel mehr wahre Anhänglichkeit, wahre Achtung läſst sich aus ihm, als aus allen Kriechereien des Schmeichlers, schlieſsen! Entweder zeigt der Tadler eine ängstliche oder eine gesetzte Miene; entweder scheint ihm bange, daſs dem Fürsten seine Freimüthigkeit miſsfallen und ihm die Ungnade desselben zuziehen werde, oder er scheint über diesen Punkt so ruhig, als ob er auch nicht die Möglichkeit davon dächte. In dem erstern Falle, wie viel Treue und Liebe; in dem zweiten, wie viel Achtung und Zutrauen beweist der Tadler! Das eine mal will er lieber sich selbst um dasjenige bringen, was nach gemeiner Denkungsart dem Hofmanne das Höchste und Begehrungswürdigste ist, um die Gnade des Prinzen, als auf dem Charakter desselben einen Flecken dulden, als ihn ruhig eine Handlung begehen lassen, die seinem Glück und seiner Ehre nachtheilig werden könnte. Das andre mal schätzt er den Prinzen über die Schwachheit gemeiner Seelen erhaben; er setzt ihn, mit voller Zuversicht, unter die Zahl der Edlen, die einem Freunde Dank wissen, der sie aufmerksam auf ihre Schwachheiten macht, weil eben das sie in den Stand setzt, dem Ziele welches sie unverrückt im Auge haben, der Vortrefflichkeit, näher zu kommen. Kann der Prinz, wenn er einigermaſsen nachdenkt, in dem einen oder dem andern dieser Fälle sich beleidiget finden? Kann er dem Furchtsamen die Selbstverläugnung der Liebe; dem Zuversichtlichen die hohe Achtung verübeln, womit ihn dieser den edelgesinntesten, vortrefflichsten Menschen beizählt? Höchstens mögte der Erstere ihm eben darum miſsfallen können, weil aus seiner Ängstlichkeit der Verdacht hervorscheint, daſs der Prinz mehr eitel als gut sei, mehr die Schmeichelei als die Wahrheit liebe; aber wie der Letztere mit seinem unbefangenen Blick, seinem offnen Zutrauen zu dem Seelenadel des Prinzen, ihn mehr als einen Augenblick verwirren, ihn wirklich aufbringen und beleidigen könne: das ist nur dann begreiflich, wenn man ihn eines solchen Zutrauens für unwürdig, wenigstens seine Beurtheilungsgabe für nicht die feinste erklärt. Er würde sonst einsehen müssen, daſs auch der glattzüngigste Schmeichler, mit den ausgesuchtesten Wendungen, ihm unmöglich etwas Feiners, etwas wahrhaft Verbindlichers sagen könne, als der edelfreimüthige Mann ihm eben dadurch sagt, daſs er ihn tadelt.

NACHRUHM.

Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, Leben.

Gröbere Seelen hangen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere, schweifen damit hinaus bis über das Grab. Wenn alles Übrige aufhört, soll der Nachruhm noch dauren; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben gebaut hat, soll die Ehrensäule noch dastehn.

Es hilft nichts, daſs man den Ruhmsüchtigen fragt: wird das Lob, das im Tode hinter dir bleibt, zu deiner Kenntniſs gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr; das Blatt der Geschichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzükken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms selbst, einen Beweis der Unsterblichkeit und des fortdaurenden Zusammenhangs mit dem Erdenleben; oder er giebt wenigstens, durch die Allmacht der Phantasie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen schlafen, liest Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen. —

Aber, mögte man ausrufen: Prophetischer Träumer! wie kannst du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechseln? Sind denn jene schon eins mit den Urtheilen der Zeitgenossen? — Schmeichler, weiſst du, sind gerne Lügner; und der gröſste Schmeichler ist immer der Mensch sich selbst.

Oder achtest du vielleicht der Wahrheit deiner Vorstellungen nicht, und erfreust dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdest du den, der dich vom Wahnsinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit hassen? — Dann bist du der Mittheilung des Geheimnisses unwerth, wie man sich die Zukunft gewiſs macht. Dann träume!

Die Nachwelt ist unparteiisch, unbestechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann Anfangs schwanken; aber bald werden die

Weisesten und die Edelsten ihm Festigkeit geben. — Du selbst kannst dein unparteiischer Richter nicht seyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mußt du dir die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und suche dir unter den Mitlebenden einen der Weisesten, Edelsten auf: strebe seiner Freundschaft würdig zu werden; und hast du, in der seligsten Minute deines Daseyns, dies Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir giebt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offnen, hellsehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unparteiischen, unbestechlichen, gerechten Zukunft.

Zwar ist er Freund; und Freundschaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber sei wahrhaft ruhmwerth; und meinst du, nicht auch die Nachwelt werde sie haben? Reine volle Unparteilichkeit giebt's einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, strenger Richtermiene naht sich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geschlechtstafeln, Schätze, Kronen, können ihn blenden: das Alles ist im Tode dahin; was ihn noch einzig anzieht, ist der Geist und das Herz: denn deren Rechte sind ewig. Laſs ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden: und seine Kälte erwärmt sich, seine Strenge wird milder; er wägt itzt ängstlich am Tadel, und weniger ängstlich am Lobe: sein Scharfsinn wird erfinderisch an Entschuldigungsgründen. Ohne daſs er es weiſs, daſs er es will; hat er Flecken übersehen, hat er Schönheiten hervorgehoben. —

O, eure Eitelkeit, euer Stolz, Ihr Fürsten, den Ihr so ungerne ablegt! Den Durst nach Unsterblichkeit habt Ihr: aber wo ist an eurer Seite der Freund, dessen strenges Urtheil sie euch verbürgte?

SITTENWERTH.

Laster, die unbedeutenden Privatpersonen Schande machen, machen sie unfehlbar auch Fürsten. Groſse Regententugend kann allerdings den persönlichen Fehler so überglänzen, daſs wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von diesem, sicher in gröſserer Reinheit, in gröſserer Fülle stralen.

Jener ruhmvolle Fürst, sagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an dessen Märschen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch itzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch seinen Ruhm durch schändliche Wollust? Dieser andre war ein musterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiſs, mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte: warum entehrte er doch so viel Verdienst durch Zornmuth, durch barbarische Grausamkeiten? Hier ein dritter war eifriger Beförderer der Wissenschaften, nach dessen Namen die Nation ihr goldnes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verschwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, *Scipio*, *Lucull*, sind Namen, die im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. Aber eben die Geschichte, die uns die Thaten dieser Helden erzählt, setzt hinzu: daſs dem Einen seine Liebe zum Weine, dem Andern sein Hang zum Schlafe, dem Dritten seine verschwenderische Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn schon solche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm groſser Männer verdunkeln können; was wird erst volle Lasterhaftigkeit, volle Unsittlichkeit thun? Kein Verdienst um den Staat, wie vollwichtig es immer sei, giebt auf Seite der Ehre den Ausschlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daſs man doch ja, was man Verdienst um den Staat nennt, nicht miſsverstehe, nicht einseitig bloſs das gestiftete Gute berechne, und das mitgestiftete Böse vergesse! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhaftesten Verhältnisse mit den umgebenden Mächten gesetzt: wahre groſse Verdienste! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wissenschaften, Kunstfleiſs, Handel, zu einer Höhe, wie noch Keiner seiner Vorgänger, getrieben: äuſserst ruhmvoll und edel! Aber warum sieht denn gleichwohl der Geschichtforscher von tieferm Blick eben in dieser glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher so schrecklich gewordnen Verderbens? — Das unglückliche Beispiel des Fürsten hat seinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigern Ständen, zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beispiel hat um so mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaftgroſsen Eigenschaften des Fürsten seine Fehler zu entschuldigen, sie nicht nur verzeihlich, sondern selbst liebenswürdig zu machen schienen. Man rechnete sich's zur Ehre, ihm ähnlich zu seyn; und da man dies in dem, worin er wirklich groſs war, nicht konnte, so ward man's um so lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in seiner Zügellosigkeit, seiner Sittenverspottung.

Wie weit ein solcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingerissene Verderben anschwellen könne, das haben ältere und neuere Beispiele nur zu schrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rausche, worin es dem Abgrunde zutaumelt, durch drohende Schicksale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürsten ein wahrhaftedler auftritt, der durch weise Gesetze wieder Ordnung, und wenn auch Anfangs nur äuſsre Ordnung, erzwingt, bis durch stete kraftvolle Handhabung dieser Gesetze, und mehr noch durch das eigne ehrwürdige Beispiel des Fürsten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erst alle Schau verschwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Ansehen der Gesetze schützen müſste, in den Gemüthern dahin ist! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in sich und mit dem Throne verknüpften, werden sich lösen; das ehemals durch Tugend so genau, so innig vermischte Interesse Aller, wobei der Staat einer so vollen Gesundheit, eines so frohen Lebens genoſs, wird sich zu schändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird seinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieses daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflösung verspäte: so wird doch diese gewiſs, und wer kann sagen, unter wie schmerzhaften Krämpfen, mit wie gräſslichen Symptomen? erfolgen.

Wie? Und den ersten Urheber dieses Verderbens, dessen Laster so unendlich mehr einrissen, als seine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unsittlichkeit gewöhnte und zu eigener Unsittlichkeit verleitete: ihn sollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um sein Volk hochverdienten Fürsten verehren? sollten sein Bild im Tempel des Nachruhms aufstellen und unter lauten Lobgesängen es mit Lorbeer bekränzen? — Zwar ihm ganz seinen Lorbeer versagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypressen in diesen Lorbeer flechten, werden trauren, daſs so groſsen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen muſste, wodurch sie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz so strenge Forderungen an Fürsten, als an andere Menschen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, auſser der Gewalt der Gesetze zu seyn, in gar keinem Stücke zu Gute kommen? Freilich, einem *Cäsar Borgia*, einem *Karl dem Schlimmen* von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürsten schänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es giebt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laster nennt, da man sie nur Schwachheiten nennen sollte; Sünden, worin gerade die fühlendsten Herzen, die feinsten wohlwollendsten Charaktere, am liebsten verfallen. Schwachheiten dieser Art haben wir mehreren der besten, der gepriesensten Könige zu verzeihen; und warum nicht sie allen Fürsten als eine Erholung von ihren Arbeiten, als eine Zerstreuung und Gemüthsstärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind sie nur im Übrigen weise, tugendhaft, edel; — ob sie nicht die treusten Gemahle, nicht die beständigsten Liebhaber sind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen so groſsen Schaden der Nation thun?

Allerdings ist ein Unterschied zwischen Fehlern; allerdings ist der bloſse, besonders feinere, Wollüstling in unendlich geringerm Grade verächtlich und hassenswerth, als der Blutsauger, der Tyrann, der Vergifter. Aber auch die kleinste Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüsse so viele aufnehmen, daſs sie zum wilden verheerenden Strom wird; und der unbedeutendste Sittenfehler kann durch alle die, die sich nach und nach ihm zugesellen, in die gehässigsten, verderblichsten Laster führen. Wie, wenn die erste zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geist und Witz, die den Prinzen von der gesetzlichen zu der ungesetzlichen Verbindung hinzog, wenn diese so unschuldig, selbst so liebenswürdig scheinende Empfindung ihm eine Gebieterinn gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abschlagen zu dürfen, und die es verstände, alle Anfangs versteckten, aber nach und nach sich entwickelnden Laster ihrer eigenen Seele in die seinige hinüber zu pflanzen? Wie, wenn der Hang dieser Gebieterinn zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Üppigkeit; wenn die glänzende Versorgung der unechten, vielleicht sehr zahlreichen Nachkommenschaft zu ungeheurer Verschwendung, zu gänzlicher Erschöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauren, nichts weiter übrig bliebe, als sich die ungerechtesten, grausamsten Erpressungen zu gestatten? Wie, wenn die lautesten Ansprüche des Verdienstes überhört, alle die Besten und Edelsten zurückgesetzt werden müſsten, um Würden, Ehrenstellen, Reichthümer auf die Zweige des oft so dunklen Hauses der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günstling oder Schützling derselben zusammenzuhäufen? Wie, wenn die Rachsucht der Stolzen, die leicht Verachtung sieht, weil sie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die schwache Seele des Prinzen nicht zu widerstehen vermag, die würdigsten Männer des Staats zum Opfer forderte; und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abscheulichkeit, so wie zur kriechendsten Schmeichelei, zur unbedingtesten Unterwerfung, zur freudigsten Erfüllung jedes nur halbgeäuſserten verderblichen Wunsches bereit wären? Hätte nicht da der Anfangs nur schwache, in seiner Schwachheit liebenswürdige Fürst sich plötzlich in einen boshaften, tyrannischen, verabscheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Daſs man es doch niemals vergesse! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinschaftlichen heiligen Bande, dessen leichtsinnige Trennung Gefahr bringt, daſs sie sich alle zerstreuen werden. Man löst den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu lassen; aber siehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführerischen Beispiele des Fürsten hingerissen, gleiche Grundsätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Masse allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachsen! Oder sollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals so zärtliche Band der Familien zerrissen, der Friede des Hauses gestört, eben dadurch das Haus verekelt, das Interesse nach aufsen verschleppt, von dem Vermögen verschleudert, an den Geschäften versäumt wird? — Ohne des andern unsäglichen Übels zu erwähnen, wovon das gröſste die Nachbildung der Jugend nach dem elterlichen Muster ist; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verschleudrung des Vermögens bewirken! Der Ruin selbst ist das geringere Übel; das unendlich gröſsere ist, daſs man, um diesem Ruine auszuweichen und die einmal angefangene Lebensart, sei es aus Geschmack oder aus Nothwendigkeit, fortzusetzen, sich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer bessern Lage, eben wie der Gesunde vor künstlichen Wunden, denen sich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückschaudern würde. Die heiligsten Pflichten scheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtsinn, der das eine Verhältniſs verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewissenhaftigkeit, wahre Ehre verschwinden; Betrug, Eidbrüchigkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Lastern selbst hing, hängt itzt nur noch an dem Mangel der Feinheit, der List, womit man sie hätte verdecken sollen. Also bis dahin, bis zu einer so wilden Gesetzlosigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daſs man sich Freiheiten nahm, die für unschuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreiſsung von abergläubischen Grillen, für edle Erhebung über altväterisches Vorurtheil galten! Die Laster, wie die Tugenden, sind sich innig verwandt: jedes trägt den Samen der übrigen in sich: und wenn nur eins davon unter dem Volke Wurzel faſst, so werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauren.

Aber, sagt man vielleicht, muſs denn der Fürst, was er sich selbst erlaubt, darum auch Andern gestatten? Ist er nicht Herr, um durch weise Gesetze die Unordnungen einzuschränken und dem Verderben zuvorzukommen? Hat er es nicht in seiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über diese Gesetze zu halten? — Wie? Seine eigenen Handlungen soll er verdammen? Soll mit jedem Gesetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande seines Fürsten erkenne? Soll mit seinen Untugenden allein stehen wollen, um ihren Anblick desto auffallender, desto empörender zu machen? — Laster hat immer gern Gesellschaft von Laster; es zieht sich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häſslichkeit vor der

Schönheit, zurück; es findet in Beispielen Entschuldigung, und fürchtet, durch Unduldsamkeit noch verhaſster, noch verabscheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Gesetze haben, die auf dem Throne selbst und rings um den Thron verlacht und verspottet würden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurücktreten sollen: so muſs der Fürst selbst ein Edler seyn, der zu jedem seiner Gesetze das Beispiel gebe; so muſs das Laster nicht bloſs zittern sich ihm zu nähern, es muſs auch erröthen: so muſs das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegenzureden oder zu knirschen: es muſs sich gedrungen fühlen, sein eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es schlägt, zu verehren.

VORSICHT.

Theodos der Jüngere, Griechischer Kaiser, bestieg den Thron, als ein Kind von acht Jahren. Die Geschäfte des Reichs verwaltete seine Schwester *Pulcheria*, eine Dame, deren Geist und Charakter sie dieser hohen Bestimmung würdig machten. —

Als Kind, hatte *Theodos* die Schriften, die ihm seine Staatsdiener vorlegten, unterzeichnet, ohne nach ihrem Inhalt zu fragen; als Mann, behielt er diese üble Gewohnheit bei. *Pulcheria* suchte ihn auf die Gefahr, worin ihn seine Sorglosigkeit stürzen könnte, aufmerksam zu machen; aber ihr Warnen blieb fruchtlos, bis sie ihm endlich die Wirklichkeit dieser Gefahr überzeugend vor Augen legte.

Theodos hatte sich, eben auf Anrathen *Pulcheriens*, mit einer sehr reizenden jungen Griechinn vermählt, die in der Taufe den Namen *Athenais* gegen den Namen *Eudocia* verwechselt hatte, und die er mit Leidenschaft liebte. Einst, als *Eudocia* ihrer Schwägerinn einen Besuch gab, kündigte diese ihr an, daſs es ihr nicht erlaubt seyn würde zu ihrem Gemahl zurückzukehren, sondern daſs sie bei ihr, als ihrer künftigen Gebieterinn, bleiben müſste. *Eudocia*, wie man denken kann, hielt das für Scherz: aber *Pulcheria* nahm es so sehr im Ernst, daſs endlich der Kaiser selbst kommen muſste, um seine Gemahlinn zurückzufordern. — »Deine Gemahlinn?« ſagte *Pulcheria*. »Erkennst du eine Person, die in meinen

Diensten und meine Leibeigene ist, für deine Gemahlinn? Du hast ja allen deinen Ansprüchen auf sie entsagt; ich habe ja die Urkunde darüber, von dir selbst unterzeichnet, in Händen.« — »Welche Urkunde?« rief *Theodos.* — Und in diesem Augenblick legte ihm *Pulcheria* seine eigenhändige Unterschrift einer Schenkungsacte vor, die sie die Geschicklichkeit gehabt hatte, unter andre, von ihm zu unterzeichnende, Staatsschriften zu mischen. Dieser Kunstgriff that Wirkung; *Theodos* sah das Gefährliche seiner Nachlässigkeit ein, und gab *Pulcherien* sein heiliges Wort, künftig vorsichtiger zu verfahren. —

Ob wohl auch heutiges Tages noch *Theodose* leben, denen man eine Schwester, wie *Pulcheria*, wünschen mögte?

BESCHEIDENHEIT.

Es ist schön, einen Mann zu erblicken, der in niedrigerm Stande geboren, von Glücksgütern entblöſst, vielleicht durch Schicksale heruntergekommen, dennoch auf Ehre hält, Verachtung und Unterdrückung nicht duldet, sein Antheil an den allgemeinen Menschenrechten behauptet, und ohne thörichten Hochmuth, der für ihn ein unnatürlicher, also gröſserer Fehler wäre, sich in keiner seiner Handlungen wegwirft.

Es ist noch schöner, einen Edlen zu finden, der durch Geburt oder durch Verdienste emporgehoben, mit Reichthum, mit glänzenden Vorzügen begabt, von allen diesen Vorzügen bescheidnen Gebrauch macht, auf keinen seiner Mitmenschen verachtend herabblickt, keinen durch sein Ansehen beschränkt, und ohne sich wegzuwerfen, welches wieder für ihn ein unnatürlicher, also gröſserer Fehler wäre, überall, wo nicht besondere Verhältnisse eintreten, sich dem Ärmern und Niedrigern gleichsetzt.

Auf unsre Achtung haben Beide, der im Unglück nicht Kleinmüthige, der im Glück nicht Übermüthige, Anspruch; aber Liebe erwirbt sich der Letztere, wenn nicht ausschlieſsend, doch mehr. Sie zeigen Beide Gefühl von dem Werthe der Menschheit, und Schätzung der Rechte derselben: und dieses ist uns lieb, wo wir es finden; aber der Eine schätzt diese Rechte in sich selbst, der Andre in uns: und dieser Unterschied ist für das Herz von Bedeutung. So sehr es auch bloſse Pflicht ist, seine Vortheile nicht zum Nachtheile Anderer zu gebrauchen, als wozu keine Befugniſs sich denken läſst; so nimmt man doch nur zu gern, wegen der Seltenheit einer so bescheidnen und gemäſsigten Denkungsart, die Erfüllung dieser Pflicht für Verdienst.

An Personen des höchsten Standes, an Fürsten, ist Bescheidenheit um so liebenswürdiger, je erhabner ihre Vorzüge sind, und um so schätzbarer, je weniger man Mittel hätte, sie beim Miſsbrauch dieser Vorzüge in Schranken zu halten. Einmal ist ihr Ansehen jedermann heilig: dem Einfältigen, weil er es fürchtet; dem Klugen, weil er es achtet. Und wenn also Fürsten vergessen, daſs nicht sie allein an die Menschen Forderungen haben, sondern auch die Menschen an sie; wenn sie sich Freiheiten erlauben, die gewiſs kein Huldigungseid ihnen gab, weil zum Ertragen von Beleidigungen und Unarten keine Verpflichtung Statt finden kann; wenn sie, zum Beispiel, Höflichkeitsbezeugungen mit kaltem oder verachtendem oder gar keinem Blicke erwiedern; unbekümmert um Vergnügen, Bequemlichkeit, Gesundheit der Mitmenschen, nichts als ihr eignes Geluste zu Rathe ziehen; durch volkreiche Straſsen mit einer Wildheit sprengen oder jagen, daſs Kind und Greis nicht wissen, wie sie sich retten sollen; zahlreiche Versammlungen, mitten in der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ein Werk der Kunst, durch das Geräusch ihrer verspäteten Ankunft, durch Gespräch und Gelächter, ohne Scheu unterbrechen; kalt und stolz über Männer hinsehn, denen ihr Verdienst gerechte Ansprüche auf ihre Hochachtung, vielleicht auf ihre Dankbarkeit giebt; Personen, die in nichts ihnen zu nahe traten, mit Gebehrden, wohl gar mit Spottreden necken, und was der ähnlichen, vielleicht noch gröſsern, Unarten mehr sind: wie soll man da die Fehler in ihrer Erziehung gut machen und ihren Sittenmangel verbessern? wie sie von ihren ungebührlichen Anmaſsungen, und den überspannten oder vielmehr völlig falschen Begriffen von ihrer Hoheit, bis zur billigen, bis zur schuldigen Achtung gegen ihre Mitmenschen herunterstimmen? — Man sage nur nicht, daſs zu unsern Zeiten Aufklärung und Sittenverfeinerung solche Spuren ehemaliger Barbarei längst vertilgt haben; das Wahre mögte nur seyn, daſs sie diese Spuren längst vertilgt haben sollten.

Indessen, wo er sich zeigt, so ein

Prinz, der sich des hellern gebildetern Zeitalters würdig beträgt; der bei allem Bewuſstseyn seiner eigenen Rechte nicht vergiſst, daſs auch andre Menschen die ihrigen haben, und daſs kein ſeiner, geschweige denn ein edler Mann diese Rechte muſs verkennen, oder beeinträchtigen wollen: — er wird ein Gegenstand allgemeiner Liebe, allgemeiner Verehrung; er verliert an seiner Hoheit durch die freiwillige Beschränkung, die er ihr giebt, so wenig, daſs er vielmehr unendlich an ihr gewinnt. Und, in der That! wenn Verstand und Güte, die sich beide in Bescheidenheit vereinigen, herabwürdigen sollten; so müſsten Rohheit und Fühllosigkeit, die im Begriff der Barbarei zusammentreffen, erheben und verherrlichen können. Aber Barbarei, wo sie nicht Verachtung oder Mitleiden erweckt, da kann sie nur Grauen und Abscheu erwekken; Bewunderung, Hochachtung, Verehrung mischen sich nie, so wenig als Liebe, in ihr Gefolge.

Die schönste Wirkung thut Bescheidenheit an einem aufblühenden fürstlichen Jüngling: nicht, weil überhaupt der Reiz der Jugend jeden Ausdruck von Güte anziehender und einnehmender macht, oder weil gerade diesem Alter, wo der Mensch noch so wenig ist und Alles erst werden soll, Bescheidenheit so vorzüglich ziemt, oder weil wir den Verstand und die Mäſsigung, die sich in dieser Tugend ankündigen, eher vom reifern als vom jugendlichen Alter erwartet hätten; sondern vor Allem: weil wir dabei in die Zukunft so erfreuliche Blicke werfen; weil wir urtheilen, daſs der mit so hohen Rechten geborne und mit diesen Rechten so wenig sich brüstende Jüngling schon den Werth des Verdienstes kennen muſs, und daſs er, unzufrieden mit Vorzügen, die ihm ein blindes Schicksal zuwarf, alle seine Kräfte aufbieten wird, sich wesentlichere, höhere Vorzüge zu erringen. — Wenn er bei Hoffesten, so gerne und doch so blöde, sich den groſsen verdienstvollen Männern naht, die ihr Vaterland und ihr Zeitalter verherrlichet haben; wenn er durch aufmerksames stilles Zuhören bei ihren Reden, durch schamhafte Verlegenheit bei ihren Ehrfurchtsbezeugungen, durch jeden ihm möglichen Ausdruck seiner innigen Achtung, das Miſsverhältniſs scheint gut machen zu wollen, daſs Greise sich vor einem Jünglinge beugen, und diejenigen Ehrfurcht beweisen, die mit so vielem Rechte Ehrfurcht zu fordern hätten: welche groſse, herzerhebende Hoffnungen muſs das geben! — Dieser Jüngling, sagen wir dann uns selbst, wird seiner Hoheit nicht eher froh werden können, als bis er gestrebt hat, ihrer würdig zu seyn; er wird das Verdienst, das er so sehr in Andern ehrt, in sich selbst hinüberpflanzen, wird das Vergnügen der Menschheit, der Stolz seines Vaterlandes, die Liebe und die Bewunderung der Nachwelt werden. Und wenn dann noch Entfernung von allen eitlen Vergnügungen hinzukömmt, Widerwille gegen Alles was Pracht heiſst, was Aufsehen macht, edle Gleichsetzung in jedem Verhältniſs, wo nicht der Prinz unter Unterthanen, wo nur der Mensch unter Mitmenschen erscheint, hohe Achtung für das Urtheil aller Guten und Edlen, und was mit dieser Achtung verbunden ist, Fleiſs, Anständigkeit, Ordnung, untadelhafte Sittenreinheit — —

Doch genug dieser Züge! Das Gemälde will Bildniſs werden; und Schmeichelei sei, bis auf den schwächsten Schimmer, von diesen Blättern entfernt! Lieber in's Innre des Herzens die Freude zurückgerufen, daſs ein so schöner Fürsten-Charakter nicht Traum blieb; daſs alle Welt Zeuge ist, wie trefflich, als Mann, Einer der Gekrönten Europens seinem Volke Wort hält, dem er, als Jüngling, durch seinen Ernst, seine stille Bescheidenheit, seine fast beispiellose Sitteneinfalt, so gerechte Erwartungen gab!

RACHE.

Die schönste Antwort auf Verläumdungen ist, daſs man sie stillschweigend verachtet. Aber um diese Antwort zu geben, muſs in der eignen Seele des Verläumdeten und in den Seelen seiner Mitbürger der Werth desselben so anerkannt seyn, als es in Athen der Werth eines *Sokrates* war. Ein solcher Edler darf sich dann nur ruhig vor dem Volke hinstellen, und sein bloſser Anblick wird seine Schutzrede; der Spötter, statt daſs er *ihn* sollte zu Schanden machen, wird selbst zu Schanden.

Scipio der Afrikaner ward, auf Anstiften des ältern *Cato*, von den Tribunen des Volks vor Gericht gefordert. Er sollte Rechnung von dem aus Asien mitgebrachten Raube ablegen, und sich wegen der Summen verantworten, womit *Antiochus* den Frieden von ihm erkauft haben sollte. Zufälliger Weise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade ein Jahrestag der groſsen Hauptschlacht bei Zama. *Scipio,* den Gesetzen gehorsam, erschien, und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so riſs er sie mit Verachtung in Stücken. »Was stehen wir, rief er, und verderben hier mit unnützen Händeln die Zeit? An diesem Tage ist *Hannibal* geschlagen und Karthago gedemüthiget worden. Mir nach, Ihr Römer! Dort auf dem Capitol erwarten die Götter unsern Dank und unsre Gelübde.« — Mit diesen Worten stand, vor den Augen aller

Mitbürger, das Verdienst des Mannes in voller Herrlichkeit da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Bosheit; das ganze Forum, die Lictoren selbst, strömte hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende. Einen so schönen, glorreichen Triumph hatte nie ein Römer gefeiert. —

Dieses kalte ruhige Nichtachten der Verläumdung, das schon bei dem unbedeutenden Privatmanne, wie *Sokrates*, oder bei dem zwar groſsen, aber doch abhängigen Bürger, wie *Scipio*, eine so schöne Wirkung thut, thut diese Wirkung gedoppelt bei einem Fürsten, dem es nur Ein Wort, Einen Wink kosten würde, um seinen Feind zu vernichten. Wir bewundern hier, auſser dem edlen stillen Selbstbewuſstseyn, noch die groſsmüthige

Entfernung von aller Rachgier; wir ehren diese Richtigkeit des Verstandes, lieben diese Milde der Denkart, womit der Fürst die Verachtung, die immer so sicher dem Verläumder folgt, seine ganze Strafe seyn läſst. — *Theodos* der Groſse durfte, um seine Rache zu kühlen, nicht einmal ein Rachgieriger scheinen; das Gesetz bestand, welches Jeden der sich an der Majestät des Kaisers vergreifen würde, mit dem Tode bedrohte, und so durfte er Ankläger und Richter nur machen lassen, ohne sich persönlich hineinzumischen; aber gut und groſs, wie er war, gab er die schöne Verordnung: daſs man hämische Angriffe auf seine Person, sie mögten nun Leichtsinn oder Einfalt oder Bosheit zum Grunde haben, keiner Aufmerksamkeit würdigen sollte. »Denn Leichtsinn, sagte er, verdient sonst nichts, als verachtet; Einfalt verdient bemitleidet zu werden, und ohnmächtiger Bosheit muſs man verzeihen können.« —

Bei verdientem gerechtem Tadel wird Verachtung, wenn sie nicht bloſs scheinbar ist, ganz das Gegentheil von dem, was sie bei Verläumdungen war; sie wird aus Ehre zur Schande. Sie kündigt uns hier ein abgestumpftes, erstorbenes Ehrgefühl, eine Seele ohne Scham, und also nicht allein ohne Tugend, sondern auch ohne den Keim von Tugend; kurz, einen Charakter an, der mehr als Unwillen und Haſs, der zugleich jene äuſserstwidrige Empfindung erregt, die man den sittlichen Ekel nennen mögte. Einen solchen Charakter sich auf dem Throne zu denken, macht schaudern. Wo noch irgend Anlage zur Tugend seyn soll, da muſs ein gerechter Tadel die Seele schmerzen, und muſs es um desto mehr, je wichtiger und bedeutender die Fehler sind, die er unsern Mitmenschen aufdeckt. Nur ist es freilich eine ganz falsche Wirkung dieses Schmerzens, wenn er uns mehr zur Rache und zur Verfolgung, als zu dem Bestreben, unsre Fehler zu verbessern und sie in die entgegengesetzten Tugenden zu verwandeln, antreibt. Jene Empfindungen zu ersticken, sollte uns nicht bloſs die Weisheit, sollte uns schon die Klugheit lehren; denn sich ihnen überlassen, heiſst, den Tadel bestätigen, der sonst vielleicht für eine boshafte Erdichtung gegolten hätte. Aus einer zu groſsen Empfindlichkeit gegen Vorwürfe schlieſst man eben so gerne auf Schuld, als aus ihrer ruhigen Verachtung auf Unschuld. Und gesetzt, die Richtigkeit des Tadels wäre zu offenbar, um abgeläugnet zu werden;

welche Wirkung, glaubt man, wird die Befriedigung unsrer Rachgier wohl eher haben; die: daſs sie das Andenken an unsre Fehler vertilgt, oder daſs sie es den Gemüthern noch tiefer einprägt? daſs sie das Verzeichniſs unsrer Untugenden abkürzt, oder daſs sie es um eine neue, vielleicht gröſsre, verlängert?

Fürsten haben noch einen Bewegungsgrund mehr, warum sie sich der Rache enthalten müssen; diesen: daſs für sie die Rache zu leicht ist. Der Geringere, wenn er seinem Beleidiger unter die Augen tritt, zeigt denn doch wenigstens Muth, und Muth gilt für Tugend; aber was für Muth gehört bei einem Fürsten dazu, mit dem Gewicht seiner Macht über einen Ohnmächtigen herzustürzen, dem jedes Mittel, ihm zu widerstehen, versagt ist? Mag er, wenn er das anders kann und es ihm der Mühe werth scheint, Witz mit Witz, Spott mit Spott: aber nie muß er Reden mit Thaten, nie freimüthige Wahrheit mit Ketten und mit Banden erwiedern. Die einzige Rache, die seiner Größe ansteht, und die den schönen Vortheil gewährt, einen Schleier über alle seine Fehler zu werfen, ist die, welche jener Papst wollte genommen wissen, da er, nach Lesung einer bittern Schmähschrift gegen den Römischen Hof, zu den Inquisitoren sagte: »Das ist ein verwegner Mensch, dieser Verfasser! Wir müssen uns an ihm rächen und ihn öffentlich zum Lügner machen. Wir müssen uns bessern.«

Die weiteste Abweichung von der Gesinnung eines *Theodos*, und also zugleich von Ehre und Edelmuth ist, wenn ein Fürst, nicht zufrieden, offenbar gewordne

Feinde seiner Ehre zu züchtigen, auf Entdeckung geheimer, versteckter Feinde ausgeht; wenn er Späher, Auflaurer, Horcher in Dienst nimmt, die an allen öffentlichen Örtern, oft auch in Kammern und Winkeln lauschen müssen, ob sich nicht irgend ein Verächter seiner Person, ein Tadler seiner Handlungen findet. Offenbar können es nur die kleinsten, schwächsten Seelen seyn, die sich zu so niedrigen Maſsregeln, zu so ehrlosen Kunstgriffen herunterlassen. Der edle Mann, je inniger er seiner Güte und seines Werths sich bewuſst ist, desto unbekümmerter ist er um fremdes Urtheil; der tapfre Mann, je kraftvoller und je muthiger er sich fühlt, desto weniger forscht er mit Ängstlichkeit nach Gefahren; der kluge Mann, je lieber er seinen guten Namen und seine Ruhe hat, desto minder ſucht er zu reizen und zu erbittern. Aber was könnte wohl mehr erbittern, als wenn man überall wohin man tritt, ſich mit Schlingen und Fallſtricken umgeben findet; wenn man in jeder Geſellſchaft, oft auch in engern, gewähltern Kreiſen, ja wohl gar bis in's Innre ſeiner Gemächer, ſich belauſcht, beobachtet, verrathen merkt; wenn man alles Zutrauen, vielleicht auch zu den nächſten Anverwandten, zu den ehemaligen beſten Freunden aufgeben ſoll? Ein traurigers, ängſtlichers, und alſo empörenders Leben läſst ſich nicht denken, als in Rom das Leben unter einem *Tiber* war.

Und wenn er nun recht glücklich in ſeinen Bemühungen iſt, dieſer argwöhniſche Späher, ſo daſs er der kränkenden, beklemmenden, oft wohl nur boshaft erdachten Entdeckungen zu ganzen tauſenden macht: was soll denn der Erfolg, der endliche Nutzen dieser Entdeckungen werden? Will er Gericht halten lassen, um an den Unglücklichen Rache zu nehmen, und sie an Freiheit, Ehre, Gütern, Leben zu strafen? Oder will er sich in aller Stille vor seinen Feinden verwahren, und über Mittel nachgrübeln, wodurch er die Gefahr, die er in ihrer Gesinnung erblickt, von sich abwenden kann? — Wie verhaſst wird ihn in dem einen Falle seine tyrannische Grausamkeit; wie unglücklich in dem andern seine stete Furcht und Bangigkeit machen! — Oder will er vielleicht keines von beidem, sondern bloſs das süſse Vergnügen schmecken, auf seine eigene Hand sich recht innig zu ärgern, und aus voller Kraft der Seele, aber ganz im Verborgnen, zu hassen?

Da dies Letztere, wie es scheint, ein

nicht denkbarer, ein unmöglicher Zweck ist; so darf man es wohl sicher für Lüge nehmen, daſs neben einander wohnende, verwandte Fürstenhäuser sich, eines im andern, unter Dienern und Tafelgästen geheime Auflaurer halten sollen, die nicht allein Urtheile, Einfälle, Lächerlichkeiten — wovon die letztern, wie man sagt, immer das Willkommenste und Gesuchteste sind — sondern ganz vorzüglich alle auf sie selbst Bezug habende Reden, alle gehässigen oder spöttischen Bemerkungen über ihre Personen und Handlungen, sich merken und ihnen zutragen müssen. Zum Ausbruche des Zorns, auſser etwa in verdeckten Ausfällen und entfernten Anspielungen, würd' es unter solchen Häusern doch schwerlich kommen; und so wäre der ganze Gewinn: daſs man immer Stoff zu Verdruſs und übler Laune in Vorrath hielte.

hielte, ſich mit jeder Zwiſchenträgerei immer herzlicher Feind würde, und nebenher ſeine ganze Sittlichkeit von Grund aus zerſtörte, indem bei aller geheimen Wuth das Schmeicheln und Loben, das Umarmen und Gefälligkeiten-Erweiſen doch ſeinen Gang gehen würde. — Dieſelbige Verläumdung, die zur Unterhaltung der Leichtgläubigen dieſes Mährchen erfand, hat denn auch noch hinzugeſetzt: daſs Familientafeln, wie man ſie an Höfen nennt, oft nur deswegen ſo langweilig, geſprächarm und freudenlos ſeyn ſollen, weil Alles gegen einander durch Schleicher und Ohrenbläſer bitter verhetzt iſt, und Jeder Jeden, trotz aller erkünſtelten Freundlichkeit, *auf* das vollkommenſte haſst, fürchtet, verabſcheut.

SICHERHEIT.

Nur zu oft mogten Fürsten, in dieser letzten aufrührerischen Zeit des Jahrhunderts, für sich selbst oder für ihre Kinder zittern. Jenes schwarze Gewitter im Westen, mogten sie sagen, hat sich bis über die Alpen gewälzt; was kann es hindern, sich auch über den Rheinstrom zu wälzen? Der verderblichen Dünste, die es nähren können, giebt es auch hier; und wie, wenn es näher zöge, um mit aller seiner Wuth auch über den vaterländischen Fluren zu donnern?

Das Rathsamste bei dieser schrecklichen Möglichkeit wäre wohl das: daſs man nicht zu sorglos im gegenwärtigen Sonnenstrahl spielte, sondern dem fürchterlichen Phänomen, um es von seinem Horizont entfernt zu halten, mit aller der Kraft entgegenwirkte, die dem Menschen in der sittlichen Natur so viel mehr, als in der körperlichen, zu Theil ward.

Daſs es mit diesem Entgegenwirken gelingen werde, wenn es nur durch weise Mittel und mit ausdaurendem Ernste geschieht, das scheint die Sinnesart des Volks zu verbürgen. Ruhig, standhaft, bieder, treu, muſs es guten, und wenn auch nur erträglichen, Fürsten weit weniger Sorge, als die meisten übrigen Völker, machen. Es hat von seiner Anhänglichkeit an gerechte, menschenliebende Herrscher die sprechendsten rührendsten Beweise gegeben; aber am Ende freilich hat auch das taubenartigste Geschöpf seine Galle: und zu sehr oder zu lange gereizt, geängstigt, gemartert, braucht es, instinctmäſsig, alle ihm verliehene Kraft, um sich der Angst und der Qual zu entladen.

Wie schon hieraus erhellt, so wäre kein Mittel, sich zu sichern, gewagter und also sinnloser, als wenn man Strenge und Druck vermehrte, und die Zügel der Regierung auf einmal so kurz faſste, als möglich. Eben dieser ängstliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wuth verleiten, die das sonst gutmüthige Volk über alle Schranken hinausrisse, und den unweisen Führer von seinem Sitz herab unter die Räder seines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag sich bis zu dumpfem Sklavensinne erniedrigen lassen; mit einem schon aufgeklärtern, zum Nachdenken erwachten, wird so ein Versuch schwerlich glücken.

Gleich unweise, und bei grausamen Mitteln gewiſs auch gleich gewagt, würde das Bemühen seyn, der Aufklärung selbst entgegenzuarbeiten, und dadurch daſs man Dummheit und Aberglauben an ihre Stelle setzte, dem Sklavensinne den Weg zu bahnen. Wer einmal von den Phantomen, womit die Menschheit in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frei hat, der verschmäht es auf immer, sie wieder anzunehmen; ihm sie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn in Harnisch zu jagen und zu erbittern. Herrscher, die zu unsern Zeiten sich für höhere, von Gott geheiligte Wesen gäben, und in dieser Eigenschaft blinde Verehrung, blinden Gehorsam verlangten, würden ihren Zweck so ganz verfehlen, daſs sie nur verhaſster und verächtlicher würden.

Also auf diesem Wege, daſs man den Zustand des Volks oder selbst das Volk verschlechtert, scheint das Ziel, nach dem man strebt, nicht erreichbar. Und so schlage man denn lieber den andern bessern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, sondern auf trockner lichter Höhe liegt, und wo man sich weder zu fürchten hat, daſs man versinken, noch, wenn man glücklich hindurchkömmt, von Schande triefen werde. Man kehre die Grundsätze und die Verfahrungsweise, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und sehe zu, ob es dann eher gelingt. — Läſst sich nichts von Verschlechtrung erwarten: so versuche man es mit Verbeſsrung; will die einmal angebrannte Fackel sich nicht wieder auslöschen lassen: so trage man sie mit eigener Hand dem Volke vor; steht der

Thron auf Furcht und auf Elend nicht sicher: so stelle man ihn hin auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt, — vielleicht, daſs er dann weniger wankt.

Was wollen denn Völker, wenn sie ihrem angestammten Herrscher den Gehorsam aufkündigen, und das Panier des Aufruhrs erheben? Wollen sie in die Wälder zurück, in denen ihre Urväter, als einzelne, nackte, bei aller Freiheit elende Wilde umherschweiften? Wollen sie wieder die Eichel zu ihrer Kost machen, und ihren Trunk mit hohler Hand aus dem Bache schöpfen? Oder wollen sie Völker bleiben, und also in Gesellschaft, in bürgerlicher Vereinigung fortleben? — Wenn sie, wie Niemand zweifelt, dieses Letztere wollen: so müssen sie denn auch fortfahren wollen, Führer zu haben, nur kluge und gute Führer; Gesetzen Folge zu leisten, nur weisen und milden Gesetzen; gemeinschaftlich Lasten zu tragen, nur mäſsige, nicht erdrückende Lasten. Sich ein Volk zu denken, das zwar das Eine, aber nicht das Andere wollte, das die Vortheile gesellschaftlicher Vereinigung, aber zugleich die volle Freiheit des Wilden wünschte; das hieſse, sich ein Volk von lauter Wahnwitzigen denken.

Angenommen nun, die ersehnte Verbesserung des Zustandes biete sich freiwillig dar; der kluge gute Führer, dem man zu folgen wünscht, sei in der eignen Person des Fürsten vorhanden; die mildere Gesetzgebung, die Erleichterung der Lasten, nach der man strebt, sei von seiner eigenen Weisheit, Volksliebe, Sparsamkeit, Staatswirthschaft zu hoffen: ist es denkbar, daſs ein Volk nicht lieber in Ruhe diese Wohlthaten sollte entgegennehmen, als durch blutigen, gefahrvollen Kampf sie erringen wollen? daſs es den eben hervorbrechenden schönen Frühling mit allen seinen Lieblichkeiten verachten, und schlechterdings auf die Schöpfung eines neuen Himmels, einer neuen Erde bestehen sollte? Ohne vorhergehendes wüstes, finstres Chaos giebt es solcher Schöpfungen nicht: alle Elemente des aufgelösten Staats würden erst in fürchterlicher Unordnung durch einander gewirbelt werden, und dann würde in Angst zu erwarten stehen, was für ein neuer Staatskörper aus der gährenden, brausenden Masse nach langem Kampf sich entwickeln mögte. Möglich immer, daſs es ein besserer, aber auch eben so möglich, daſs es ein schlechterer wäre, als der zerstörte. Und auf diese Gefahr hin sollte ein Volk es wagen, und den ganzen langen, oft so unseligen Zeitraum zwischen Umsturz der alten und Feststellung der neuen Verfassung durchleben wollen? sollte mitten in der schönsten Hoffnung, die ein weiser guter Fürst ihm giebt, Entschlieſsungen fassen, wie sie nur die äuſserste Noth, nur die wildeste Verzweiflung entschuldigt? — Mag eine so traurige Hirnepidemie unter Völkern auch möglich seyn; unter dem unsrigen, das einen so gemäſsigten Himmel und einen so ruhigen Puls hat, ist sie gewiſs wenig wahrscheinlich.

Versuche es nur der Prinz, der mitten unter den jetzigen Stürmen seine Nächte ruhig durchschlafen mögte — ruhig, nicht wegen der Rasereien fremder Völker, deren Folgen auch ihn treffen können, aber wegen der Gesinnung des eignen — versuche er's, sich wahrhaft weise und gut, und mit dieser Weisheit und Güte unablässig thätig zu zeigen; kenne er durchaus keinen Unterschied zwischen seinem eignen persönlichen, und zwischen dem Vortheile des Volks; suche er jeden gerechten Wunsch zu befriedigen, jede gegründete Klage abzustellen; erleichtre er durch Beschränkung der eignen Ausgaben, durch besser berechnete Staatswirthschaft, durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf jede Nahrungs- und Reichthumsquelle, den Unterthanen die Last; verleihe er, ohne Ansehen der Person, kräftigen Schutz gegen gewaltthätige Unterdrückung, und sei er selbst von allen Unterdrückungen fern; zerbreche er jede der Menschheit unwürdige Fessel, und gönne allen die volle Freiheit, welche die Freiheit der Übrigen zuläſst; befehle er nie ohne Gründe, und nie ohne wahre, einleuchtende, vom eignen Besten des Volks entlehnte Gründe; treſſe er Anstalten, um das von ihm bewirkte Gute auch für die Zukunft zu sichern; und um Alles zusammenzufassen, zeige er in jeder seiner Handlungen, Gemeinsinn, Bürgersinn, Vatersinn: er wird inne werden, daſs, je länger er dieses Weges fortgeht, desto mehr ihn alle Unruhe verläſst; daſs, je würdiger er sich des Vertrauens vom Volke macht, desto mehr sein eigenes Vertrauen zum Volke zunimmt. Nur zaudre er nicht, bis sich schon die ersten Spuren anhebender Gährung zeigen und seine Tugend das Ansehen von Furcht hat; denn Furcht macht verächtlich, und Verachtung ist gefahrvoller, als Haſs: freie, edle, groſsmüthige Wirkungen seines Geistes und Herzens müssen alle jene Wohlthaten scheinen; und dann laſs immer, nahe an seinen Gränzen, furchtbare Gewitter toben! Über diese Gränzen hinüber zieht keines; sein eigener Thron wird von keinem Donner erschüttert, sein eigenes Scepter durch keinen Blitzstrahl ihm aus der Hand geschlagen. Wenn schon jedem Verdienste geringerer Art ein Grad von Hochachtung folgt: so muſs einem so groſsen fürstlichen Verdienste unausbleiblich Verehrung, tiefe, dankbare Verehrung folgen.

Soll diese Verehrung höher steigen, so daſs sie Anbetung werde — und das wird sie, wenn sie sich innig mit Liebe mischt —: so verbinde der Fürst mit jenen ersten, wesentlichsten Regententugenden noch die: daſs er gegen Alle, auch die Niedrigsten im Volke, Zuneigung und

Achtung beweise; daſs er den Zutritt zu sich Jedem offen lasse, den Natur oder Wichtigkeit seines Anliegens zur eigenen Person des Fürsten hinführt; daſs, wenn er Bitten bewilligt, es nicht mit Stolz, sondern mit Güte; wenn er sie abschlägt, es nicht mit Härte, sondern mit Bedauren geschehe; daſs er Liebesbeweise des Volks freudigdankbar erwiedre, und oft und gern, ohne blendenden Prunk, ohne durch seine Gegenwart zu belästigen, mit Vertrauen, aber zugleich mit Würde, vor den Unterthanen erscheine. Ein Fürst von anerkanntem hohem Verdienst, der so den Fürsten verbirgt, und sich so ganz nur als Mensch zeigt, wandelt eben darum als ein Gott unter den Menschen. Ihn begleitet die Herrlichkeit, ihn umgiebt die Sicherheit eines Gottes.

Junge Prinzen, die Ihr zu Regenten bestimmt seid! Ihr habt nach Westen gesehen, und Ihr habt zittern gelernt. Sehet nach Nordosten, und lernet aufhören zu zittern!

J. J. ENGEL'S
SCHRIFTEN.
VIERTER BAND.

REDEN.
ÄSTHETISCHE VERSUCHE.

BERLIN 1802.
IN DER MYL[illegible]SSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

INHALT.

Reden.

Lobrede auf den König (Friedrich den Groſsen). 1781. . . . . . Seite 1

Rede bei der Aufnahme in die Königl. Akademie der Künste. 1786. . . — 45

Rede am Geburtstage des Königs (Friedrich Wilhelms II). 1786. . . — 59

Ästhetische Versuche.

Fragmente über Handlung, Gespräch, und Erzählung. 1774. . . . . . — 101

Über die Schönheit des Einfachen. 1776. . . . . — 267

INHALT.

Über die musikalische Malerei.
1780. . . . . Seite 297

Über Artikel, Hülfs- und Personenwörter der neuern Sprachen.
1793. . . . . — 343

LOBREDE
AUF DEN KÖNIG.

GEHALTEN DEN 24 JÄNNER 1781.

Meine Herren,

Wenn schon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachtheilig ist; so ist es noch weit mehr ein zu groſser und zu erhabner. An jenem kann noch immer sein Witz oder sein Scharfſinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erscheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredtsamkeit seine Zuhörer täuschen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich selbst erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten seines Helden zu glänzend, zu mannichfaltig, zu unbegränzt sind; wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer eben so auſserordentlichen Kraft der Beredsamkeit findet, als auſserordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll: da muſs der Muth auch des kühnsten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie seines Helden, und thut vielleicht seinem eigenen, Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darstellt, als er in der Natur ist; und diesem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

Darf ich's erst sagen, wie sehr dies der Fall bei dem Lobredner eines Königes sei, welcher die Ehre seines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volks ist, das ihn als seinen zweiten Schöpfer verehrt?

Nicht jene glorreichen Siege des Königs; jene Thaten, die Europa in Erstaunen setzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offner, immer wachsamer, Alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel ihm abzuhelfen entdeckt; seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäſsigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit: nicht diese einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und grofsen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaftig grofsen Monarchen in seinem Reich ist: die höchste, in der Verbindung mögliche, Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters ist, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo sich jeder einzelne Theil in der Vorstellung verdunkelt; Alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Malers davon fassen und darstellen können, sind nur einzelne Seiten, sind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemälde mehr; es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn sich eben hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorsehung gesegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieser Weg nicht die beredte Erzählung seiner zu groſsen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäſsigkeit, nicht der fruchtlose Versuch einer lebendigen Schilderung seines ganzen Charakters wäre, wie er sich durch das Unterscheidende seiner Lage unterscheidend ausgebildet, und unter so unzählig mannichfaltigen Umständen, in so verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, untersuchende, nur durch die stille Begeisterung der Vernunft sich erhebende, Betrachtung jener allgemeinen Vortrefflichkeit wäre, die sich mehr oder minder bei jedem wahrhaftig groſsen König, und mit einem ganz sichtbaren, nicht zu verkennenden Vorzuge, bei diesem Einzigen findet? Freilich wird da an die

Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger unvollendeter Schattenriſs, ein Entwurf der äuſsersten Linien, treten: aber zu dem vollen, redenden und beseelten, Gemälde fehlen die Farben: oder wenn diese Farben der Sprache selbst nicht fehlen, so fehlen sie wenigstens mir, der ich auch jenen Schattenriſs nur mit ungewisser und zitternder Hand werde zeichnen können. — —

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die muthwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinns, der keinen ergründet; der wird der groſsen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groſs nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade Alles ist was er soll; wer aus der Anzahl groſser Monarchen jeden ausstöſst, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch das glückliche einträchtige Genie vortrefflicher Diener glänzte, und der nur weise genug war sich leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen; wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendsten, Thaten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einseitige Talent des Kriegers von dem mannichfaltigen, so viel andere Talente in sich schlieſsenden eines Monarchen unterscheidet: der wird der groſsen Könige, groſs im echten Sinne des Worts, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens suchen. Er wird, schon eh' er sucht, ihrer nur äuſserst wenig zu finden hoffen. Denn wie sehr er auch seine Forderungen mäſsigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag: so ist und bleibt das Ideal eines Königs das höchste denkbare aller menschlichen Ideale; und wenn, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, das Vortrefflichste in jeder Gattung nur so selten erscheint: wie selten muſs unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Ämter Genüge thut, und der, das Gröſste und Höchste zu seyn, was Menschen seyn können, beides die Kräfte und den Entschluſs hat!

Schon der speculative Denker, so viel er von der unendlichen Ideenfülle, die sich in dem einzigen Begriff eines Staats zusammendrängen, abschneidet, und alle die unsäglichen Hindernisse der Ausführung von Planen vergiſst, die auf dem Blatt zu zeichnen und zu berechnen, so leicht, und in der Wirklichkeit darzustellen, so schwer sind; schon der Philosoph, sag' ich, ob er gleich nur über so vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer so unzählige zu überblicken und zu verbinden, daſs die Schöpfung des Ideals von einem vollkommnen, glücklichen Staate eine seiner genievollsten Arbeiten ist. Der Philosoph auf dem Throne, — oder nicht der Philosoph, sondern der erleuchtete thätige Weise, der das Haupt seines Staatskörpers nicht bloſs heiſsen, sondern seyn, nicht bloſs vor den übrigen Gliedern, selbst vielleicht das müssigste Glied, hervorragen, sondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle seine Bewegungen ordnen will: welch eine weit gröſsere Masse von Ideen muſs er umspannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er schaffen, oder wenn es vorhanden wäre, wenigstens fassen und durchdenken soll, ist das besondre dieses wirklichen Staats, von dieser eigenthümlichen Lage, diesem Maaſs innrer Kräfte, dieser Verwicklung äuſser Verhältnisse, diesem Charakter des Volks, diesen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, diesem Grad der Cultur, diesen vorhandenen Hülfsmitteln. Es ist jenes Ideal des Weltweisen, aber unendlich reicher an Bestimmungen, und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade, zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umständen die wichtigsten? wie jede andere nach ihnen abzumessen, daſs keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde, und doch auch keine ermangle? wie Jedes durch Jedes unterstützen, die zahllosen Räder der groſsen Maschine in einander eingreifen zu lassen? wie die Gesetzgebung, die Disciplin, die Staatsökonomie, jedes für sich und jedes in der Verbindung, auf die höchste Vollkommenheit hinzurichten? wie das gröſste fremde Interesse, mit welcher Vorsicht, in das eigene zu verweben? wie bei Bündnissen und Freundschaften das Ansehen mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? Alle diese so verwickelten, so unzählig viel befassenden, Aufgaben zu lösen und glücklich zu lösen: was für Forderungen an einen König! Was für ein Geist muſs es seyn, der ſich bis zu der Höhe, wo die Übersicht möglich ist, emporschwingen, und mit dem Blick des Adlers den ganzen weiten Kreis überschaun soll!

Aber dieses Ideal nur innerhalb der

Seele schaffen, ist nicht genug: der Monarch soll ihm auch auſser der Seele Wirklichkeit geben; soll es, bei dem steten Fluſs und Wechsel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tausend und aber tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurtheilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthseln; soll jede Gelegenheit zur Vervollkommnung ergreifen und nutzen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen oder sie niederkämpfen; soll beides die fähigsten und die redlichsten Diener wählen, sie weder durch Vertrauen lässig, noch durch Miſstrauen schüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen sehn, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntniſs, welcher Prüfungsblick, welche Vorhersehungsgabe, welche Geistesgegenwart, welche Vereinigung aller der namenlosen Eigenschaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geschäfte möglich ist, deren Mangel so oft die weisesten Maſsregeln unkräftig gemacht und die überlegtesten Entwürfe hat scheitern lassen! Nicht bloſs den allgemeinen Geist aller der Kenntnisse, auch die Gaben, die praktischen Fertigkeiten aller seiner Diener, des Kriegs und des Friedens, muſs der vereinigt besitzen, der sich in der That als aller Meister und König zeigen, der sie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anstoſs geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, selbst seinen Geschäften vorstehn, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, so groſs schon diese erste Forderung an den Geist eines Königs ist, so ist die zweite an seinen Willen noch gröſser. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geschäftigkeit überhaupt: denn ein groſser Geist ist ein geborner thätiger Geist, dem Muſse bald unerträglich und Wollust ekelhaft wird; aber die strenge, schwere, fast nie erfüllte Forderung der unausgesetzten, ganzen und wahrern, Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläſst, verschiebt, die nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigern, vorzieht; die nicht dem schmeichelhaften liebkosenden Locken der stärkern Neigung, sondern dem ernsten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er sie zu Be-

schwer-

schwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Kriegs oder des sichern Friedens, wecken: die nicht das eine mal aus Ekel und Überdruſs weit vor dem Ziel ermattet, noch das andre mal im hitzigen, leidenschaftlichen Anlaufe über das Ziel hinaussetzt.

Der untergeordnete Diener, in seinem engern Kreise von weit gleichförmigern Geschäften, denen er sich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch, in der Verbindung aller, eine Menge kleiner, leerer, reizloser Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er so viel als möglich von sich abwälzt; und ein König? Er, dessen Kreis von Geschäften gegen jeden andern so gränzenlos ist: wie viele, selbst der nothwendigern, unumgänglichern, muſs er mit aller seiner Neigung streitend, wie peinlich alle die mechanischen, geistlosen, in ekler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Versäumniſs gleichwohl gefährlich wäre; die alle gethan, und von Ihm, dem groſsen genievollen Geiste, gethan seyn wollen, der hier über seine Kraft selbst zu ermatten in Gefahr ist, den seine Thätigkeit selbst an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite, hat jeder Geist seine Lieblingsentwürfe, die den andern so gern alle Aufmerksamkeit rauben: jedes Herz hat seine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödtlichsten giftigsten Übeln, so ist der groſse kraftvolle Geist den verderblichsten Leidenschaften unterworfen. Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerspänstige

Herz in Gehorsam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, auſser der sanften Stimme der Pflicht, die in seinem eignen Innern erschallt, noch die gebietende, warnende, strafende Stimme des Obern: er hat für seine Trägheit einen Sporn, für seine Leidenschaft einen Zügel; aber ein König? Er, der Gesetzgeber der Nation, selbst keinem Gesetz unterwürfig, der Richter Aller, von keinem Andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig seine eigene Tugend? als die Gewalt seiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen seines Busens? Und doch ist's um seine echte Gröſse gethan; verloren ist der Ruhm, den er durch seine Talente sich selbst, die Glückseligkeit, die er seinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht seiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben so unumschränkt giebt, als er selbst sie in seinem Reiche ausübt? wenn er für seine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Besten seines Volks und seines Throns hat; wenn er nicht zu den seltnen, vortrefflichen, Geistern gehört, bei denen Erkenntniſs des Besten Wille, und Wille That ist.

Aber einer Thätigkeit, bloſs auf Geheiſs der Vernunft, hängt so gerne, von ihrem Ursprunge her, jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langsamkeit, an, der immer ihre Wirkung schwächen, oft sie vernichten, dann und wann selbst verderblich seyn würde. Fordre die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umstände, den Krieg, und fordre sie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft ist, die den vorzüglichsten

Kräften seines Geistes freies Spiel geben, für die er sich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr sie schon Sorgen gekostet haben, und die er nun alle mit widerstrebendem Herzen aufgeben soll: welche Übel kann da Kälte, Trägheit, Langsamkeit stiften! Nur eine rasche kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Ansprengen wirft groſse Hindernisse zu Boden. Soll der beste edelste Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, so muſs noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen: Er muſs fähig seyn, ohne Leidenschaft leidenschaftähnlich zu handeln; er muſs eine Seele voll Feuer, und dies Feuer in seiner Macht, haben: nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weise ausbricht, zu mäſsigen oder zu dämpfen, sondern auch überall, wo es ausbrechen soll, es hinzugebieten. Die allgemeine Liebe des Besten seines Volks, und der edle groſse Ehrgeiz, durchaus den Beifall der Weisesten, vor allen aber seiner selbst, zu haben, muſs die reine, herrschende und mächtige, Flamme seines Busens seyn, an der sich jeder einzelne Vorsatz entzünde, die jede seiner Thaten befeure. — —

Wer sich selbst zu schwach fühlt, um Seelen von dieser Stärke, oder zu eingeschränkt, um Geister von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Wesen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten; den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen groſsen edlen Geist, der bei innrer Vortrefflichkeit auch die äuſsern Anlässe sich zu bilden und zu entwickeln fand; den wird vor allen das unſrige durch das Beispiel eines Monarchen beschämen, dessen Geschichte die einzige seiner würdige Lobrede ist. Seine Thaten, sowohl des Kriegs als des Friedens, sein öffentlicher und sein besondrer Charakter; Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von dem Werkmeister, zeugt; so mag das Reich von dem Geiste zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo ist zu unsern Zeiten das Reich, das an absichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder fester Verbindung der Theile, dem unsrigen vorstünde? Oder vielmehr: Wo ist das Reich, das, als System mit System, mit dem unsrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundnen, auf die höchste durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte: so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majestät des Throns so innig mit der aufmerksamsten Sorge für die Unterthanen zusammenhing, in welchem beider Erhaltung und Wohl so vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht so richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, schnellen, ausdaurenden Wirksamkeit die ganze öffentliche Haushaltung so unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch so mannichfaltige Canäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Groſsem und Groſses in Kleinem, so tief gegründet, Alles so ganz nur Ein Räsonnement war; so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat unverträglich scheinende Eigenschaften in Harmonie stimmte, die rauhen Künste des Kriegs mit den sanften Künsten des Friedens versöhnte, und gleich sehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geistesfreiheit, als der äuſsern Sicherheit durch Macht und durch Bündnisse wahrnahm; so ist's der unsrige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Übel, nicht die Schuld des bildenden Geistes, sondern der widerstrebenden Materie, waren; so ist's der unsrige. — Nur der Unverstand meistert, und steht erstaunt, wenn sich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Übeln verräth, die er mit beſsrer Erkenntniſs so leicht gehoben glaubte; die Klugheit, mit tieferm Blick in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil sie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans die nehmliche Weisheit muthmaſst, die ihr aus dem hellern und offnern entgegenleuchtet.

Diesen Staat aber, von so richtiger, seiner Natur so gemäſser, durch so weise Mittel so wohl erreichter Absicht; wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit so scharfem Blicke gefaſst, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung spricht, läſst uns schon die Vernunft errathen: daſs so ein System nur Werk eines einzigen Geistes seyn konnte; und wer war er, dieser kühne, genievolle, allumfassende Geist? Eben der, der für seinen groſsen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand; dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittlern Ansehen zu einem Grade der Macht und des Einflusses erhoben, daſs einst halb Europa — wer entscheidet, ob vor Furcht oder vor Eifersucht? — sich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreiſsen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von sichrer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahn, und ohne Furcht der Beschämung, laut vor der Welt, von seinem Falle und ihrem Triumphe sprachen; da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorsehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Vergröſserung entdeckte: Er allein war's, der König! Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geist sucht, der überall vorwaltete, und in jeder auch der miſslichsten Lage Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherrn, aus seiner Seele die Verweser des Staats, ihre Entwürfe; und all ihr Ehrgeiz, den sie kannten, war der: zu seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewundrung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daſs ein Geist von seiner Gröſse und seiner Tiefe der Einsicht eben sie zu Werkzeugen und zu Mitgehülfen erkor.

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige, mit dem Geist und den

Einsichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Gesetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbinden! oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaſs, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich war, Andern übertragen hätte! War Er's nicht selbst, der mit aller Überredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Groſsen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloſs? War's nicht sein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöſse beschämte? War's nicht sein eigener Muth, der sein unüberwindliches Heer befeuerte? seine eigene Kriegskunst, die aller Orten den zweimal, dreimal, stärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen schrecklichen Zeitpunct, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daſs römischer Muth hätte zagen und römische Standhaftigkeit wanken können: war's nicht seine eigene Entschlossenheit, Tapferkeit, Geistesgegenwart, unerschütterte Festigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder was sag' ich, nur vor dem Untergange? — vor der mindesten Einbuſse einer Hütte, oder einer Erdscholle an den äuſsersten Grenzen, rettete? War's nicht seine eigene haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschenhaufen zu Städten, erbauete? das Heer verstärkte? die Zeughäuser anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannichfaltige Art bewiesene Gröſse des Geistes läſst schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens ſchlieſsen, der sich so einem Geiste zugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Rastlose, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchsten Punct Gerichtete, in der Thätigkeit dieses Königs, daſs er überall Leidenschaft, und Leidenschaft von ungewöhnlicher Stärke, ahnet. Aber bald, bei mehrseitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der groſse Gedanke darbietet: daſs die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung Alles vermögen müsse; — und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine groſse Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandne oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter der Unterthanen innerhalb den Gränzen zu erhalten; wie sollte man nicht auf herrschende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwellende Strom die Ärnte nahm, seine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Miſswachs zu Grunde gerichteter, Adel fordre werkthätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenschaft, werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung sammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten, in Gefahr: und wie

ohne

ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung, werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen!

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Frühling aufbrach; diese ungeduldige Eile, womit er oft schon ein Heer geschlagen hatte und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Gränzen glaubten; diese reiſsende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreſste, belagerte; über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte, ihn sah, und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen einer noch stolzern siegreichen Macht entgegenging, sie angriff, vernichtete, Alles was das Schwert nicht traſs, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres, ruhte: diese erstaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läſst sie anders, als den entschiedensten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte, vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so ungestümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siege zu Siege geeilt, als dieser so gefürchtete, schreckliche, —

friedliebende Weise; der, weil er Alles ist was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am meisten streitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müssigen Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegrischen Geistes? Blickt nicht vielmehr überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuschvollen lärmenden Ergötzungen, wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloſs als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe, spricht, und ihr so gerne, für

Feinheit und Geschliffenheit, ein wenig Schwäche vergiebt; jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdruck des Zärtlichen groſs ward, das weichste und sanfteste unter allen: jener Tonkünstler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Gesanges, vor allen den Preis gab: wie sehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauren, oder mehr ihm Glück wünschen, daſs ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verläugnung kosteten? Bedauren werden wir ihn mit der ersten Empfindung: aber Glück werden wir ihm nach der Überlegung wünschen: daſs eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunderthätige Kraft des Entschlusses, die höchste Ehre der Menschheit, und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heers, aber in der That noch bewundernswürdiger ist der stille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Throns, und einmal beschlossen konnten Thaten von solcher Wichtigkeit einen so groſsen Geist nicht anders als anziehn; aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerksamkeit auch des mindesten Unterthanen erwiedern, und nie von dem einmal gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühsamen und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo sie mit den grofsen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende Fäden verknüpft ist! Und kennte noch dieser Monarch nicht Arbeiten von ganz andrer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstiget von den Musen, sich ihnen entwinden, ihren so mächtigen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schönern und immer gefährlichern Reizen widerstehen, um freiwillig auch die kleinsten reizlosesten Pflichten zu erfüllen, und in dieser Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweist einen Adel und eine Gröſse, die, wenn sie nicht eben so sehr die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabner, als selbst die kühnste Entschlossenheit in Gefahr, ist. — —

Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle, auch seine geringsten Unterthanen würdigt, ist das festeste Band der Liebe zwischen ihm und dem Volk. Wenn schon Gröſse an sich mit so wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt; mit welcher Kraft muſs erst Güte in Verbindung mit Gröſse wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Lebens, feiert Alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich ist, diesen Tag:

feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da Er mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch nur noch jüngst durch die weise Einrichtung unserer Arbeiten, sorgte. — Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir ihn feiern, diesen Tag, und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhn, und den erschlafften Kräften, durch Ergötzlichkeiten, Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele, zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommung, in sich selbst kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feiern: was für Ermunterungen zur Erfüllung unsers Berufs werden wir, ſelbst in der Gröſse des Königs, ſinden!

Dem erleuchteten weisen *Welt*bürger ist der Gedanke an einen Vater der Natur, dessen Zwecke lauter Güte, so wie seine Mittel lauter Weisheit, sind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geist; er ist ihm auch eine belebende Kraft für das Herz: ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderstehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in seinen eignen Augen so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer so brennenden Liebe seiner Pflichten, als die Erkenntniſs: daſs er durch Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt, daſs er durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegenbild Gottes in dem unermeſslichen des Weltalls wird; und da sein kleiner Kreis von jenem unermeſslichen ein Theil ist: daſs er durch Tugend, gleichsam an der Seite des allerhöchsten der Wesen, ein Freund, ein Gehülfe der Gottheit, zu ihren Absichten mitwirkt. Und so, wie diese Erkenntniſs den Weltbürger; sollte nicht eben so den edeldenkenden Bürger des *Staats* der stolze Gedanke rühren: daſs die Absicht der er sich widmet, mag sie Aufklärung und Sittenbeſsrung des Volks, oder Dienst im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger seyn, in den Plan seines wohlthätigen, groſsen, erhabnen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen ist, die seine eigne königliche Seele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze Gedanke rühren: daſs er sich durch redliche, eifrige Erfüllung seines Berufs mit einem so erhabnen Geiste zu Einem Werke verbindet, und in einem höhern Sinne des Worts sein Gesellschafter und Freund wird, als Manche — die nur ihrer Geburt wegen sein Angesicht sehn und die Vergnügungen seiner Tafel theilen? Lassen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daſs wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ungeachtet der Unendlichkeit des Abstandes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist: Gott nachahmen; so ist es, bei einem zwar groſsen, aber doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger edler Gedanke: dem König nachahmen! Denn was heiſst es im Grunde mehr, als, so wie Er, die ganze Natur seines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufs zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle seine Thätigkeit gegen den erkannten Punct der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut, und bei vorzüglichern Kräften groſs sind; so sind wir's überall, auf dem Thron, im Pallast. in der Hütte, nur durch Eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz, und an Herrlichkeit, ist unendlich; aber, im Grunde und im Wesen, ist es die nehmliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt, erleuchtet.

REDE
BEI DER AUFNAHME
IN DIE
KÖNIGLICHE AKADEMIE
DER KÜNSTE.

GEHALTEN 1786.

Die erste Absicht, zu welcher sich Menschen in Gesellschaft vereinigten, mag entweder Sicherheit, oder leichterer Erwerb der Nahrung, oder mag sonst gewesen seyn welche sie wolle: — diese erste Absicht kann vielleicht immer die wichtigste, aber nie die einzige bleiben. Wie dem einzelnen Menschen alles durch seine Kräfte erreichbare Gute Zweck wird; so wird dem Staate alles Gute Zweck, was durch die Vereinigung der Kräfte Aller erreicht werden kann. Ein Monarch, dem der ganze Staat sich unterordnet, dem er die ganze Sorge für sein Bestes aufträgt, hat daher keinen eingeschränktern Wirkungskreis, als den Kreis aller der Vollkommenheiten, der Vorzüge, der Glückseligkeiten, die durch die mancherlei Verknüpfungen und Richtungen der ihm anvertrauten Kräfte Aller bewirkt werden können.

So, wie ich hier ihn angebe, hat sich den Umfang seiner Pflichten der groſse Monarch gedacht, dessen Leben die Vorsehung bis in das späteste Alter nur darum zu verlängern scheint, damit er in jeder Absicht den Königen Muster werde. Was hat dieser erhabene, umfassende, thätige Geist nicht Alles in seinen Wirkungskreis gezogen! Welche Quelle des Guten hat er nicht zu öffnen, zu reinigen, mit neuen Zuflüssen zu bereichern gesucht? Welche Art von Kräften, von Talenten, von Fähigkeiten, hat er nicht seiner Aufmerksamkeit, seiner Ermunterung gewürdigt?

digt? Welcher Thätigkeit für gemeines Beste hat er nicht Richtung und Regel gegeben, sobald sie, ihrer Natur nach, Richtung und Regel vertrug, und nicht das freieste, uneingeschränkteste Spiel der Kraft auch das heilsamste zu ihrer Erhöhung und Veredelung war?

Einen neuen, unsrer ganzen Verehrung würdigen Beweis von der allumfassenden Aufmerksamkeit dieses Königs giebt uns sein Entschluſs, der Akademie der Künste neue Vorzüge, neuen Glanz zu verschaffen. In einem Alter, wo sonst die Liebe des Schönen mit Empfindung und Phantasie erkaltet, und die Beschäftigung mit dem Ernsthaften, bloſs Nützlichen, der Seele die liebste wird; in diesem Alter wirft der gekrönte Greis noch einen der huldreichsten Blicke auf die zwar nie von ihm vernachlässigten, immer geliebten

ten, belohnten, aber noch nie so sehr ermunterten Künste. Unzufrieden, bloſs die alten Vorrechte seiner Akademie wieder geltend zu machen, verleiht er ihr neue; öffnet ihr reizende Aussichten zu immer gröſsern Belohnungen für die Zukunft; giebt ihr unter den ersten und verdientesten Verwesern des Staats einen Mann zum Beschützer *), der gleich durch seine ersten Schritte zeigt, wie sehr er den Geist des Künstlers, und die wirksamsten Mittel seine Kräfte in's Spiel zu setzen, kenne. Durch ihn genieſst das gebildete, durch ihn erwartet das keimende Talent die erste und höchste Belohnung des Künstlers: Ehre. Im Gefolge mehrerer geschmackvoller Kenner vom ersten Range erscheint hier, nicht bloſs als Zeuge, sondern selbst als Theilnehmer der Be-

*) Den Staatsminister *Freiherrn von Heinitz*.

mühungen des Künstlers, ein Fürst *), dessen Name den Verehrern der Musen ewig heilig seyn muſs, weil durch Ihn diesen Wohlthäterinnen der Menschheit einer der schönsten Tempel errichtet ward, und er überall, wo er hinkam, Merkmaale seiner Liebe und seiner Achtung für sie zurücklieſs. —

Aber daſs eben itzt der König die Künste mehr, als sonst je, ermuntert, daſs eben in dem höhern Alter, wo natürlicher Weise ihre Reize ihn kälter finden muſsten, die Verbreitung und Verfeinerung derselben ihm Angelegenheit und mehr Angelegenheit wird, als in jenen glücklichen Jahren der reizbaren Sinne, der schnellern, feinern, wärmern Empfindung: muſs uns nicht das auf den ersten Anblick sonderbar und befremdend schei-

---

*) *Der regierende Herzog von Kurland.*

nen? Oder ſollte ſich vielleicht auch hier das Durchdachte, das Planvolle zeigen, das die ganze Regierung dieſes weiſen, erhabenen Monarchen auszeichnet? — Wo man überall auf Abſichten gearbeitet, der Abſichten ſo viele erreicht ſieht, da wird man am Ende gewohnt, ihrer zu ſuchen.

So wahr es iſt, daſs jede im Staat erreichbare Vollkommenheit dem Regenten Ziel des Beſtrebens werden muſs; ſo giebt es doch unter dieſen Vollkommenheiten eine Ordnung, beides des Rangs und der Folge. Schönheit hat nicht gleichen Werth mit Geſundheit und Kraft; aber geſetzt auch, daſs ſie ihn hätte: ſo iſt doch jene nie ohne dieſe; und Sorge für Schönheit, wo noch Geſundheit und Fülle der Säfte mangelt, wäre verloren. — Wir ſahen bisher den Monarchen, der mit dem Umfang ſeiner Regentenpflichten auch ſo ganz ihre verhältniſsmäſsige Wichtigkeit kennt; wir sahen ihn mit Verstärkung seiner Macht, mit Verbesserung der Gesetze, mit Beförderung der Industrie, mit Gründung sichernder Bündnisse beschäftigt: und wer wird zweifeln, daſs diese Gegenstände die ersten, die wichtigsten sind, die den Künsten welche für das Vergnügen arbeiten, auch schon darum mit Recht vorangehen, weil ohne sie diese Künste nothwendig kränkeln müſsten? Wenn also eben itzt der König auch den Künsten seine Aufmerksamkeit gönnt, auch sie so vorzüglich zu ermuntern anfängt; warum sollten wir nicht den frohen entzückenden Gedanken fassen, daſs er für jene Zwecke glaube genug gethan zu haben? daſs er sein groſses Werk, den Staat, hinlänglich geordnet, gebildet, gesichert finde, um nun an Verfeinerung des Geschmacks, an die beste edelste Richtung eines Luxus zu denken, der immer Gefährte des Friedens unter einem gebildeten, wohlhabenden Volk ist? — Der König hat das wichtigste, das glorreichste seiner Werke vollführt; er hat mit dem Gleichgewichte Deutschlands die Ruhe seiner eignen Staaten gesichert; hat das Interesse mächtiger Fürsten an das seinige unzertrennlich geknüpft: und nun winkt er mit freundlichem huldreichen Blick auch den Künsten.

Doch dies allein scheint noch nicht die Weisheit in dem Verfahren des Königes zu erschöpfen. Wenn er eben itzt die Künstler, nicht mehr einzeln wie sonst; wenn er sie als Glieder einer Akademie, als Gesellschaft von Lehrern ermuntert, die eine zahlreiche Jugend bilden, durch diese Bildung die Vervielfältigung von

Kunstwerken befördern, und feinen echten Geschmack von den schönen auch auf die nützlichen Künste hinüberleiten sollen; so sah er vielleicht sein Volk eben itzt erst auf derjenigen Stufe der Cultur, wo eine Anstalt dieser Art allein nicht fruchtlos ist, oder wo sie doch allein ihre volle, sichere Wirkung thun kann. Der Gang der Natur ist langsam, und die Mühe ihn zu beschleunigen kann immer nur in gewissem Maaſse gelingen. Der Sinn für das Schöne entwickelt sich in dem einzelnen Menschen nur allmählich, wenn schon längst die äuſsern Sinne in voller Thätigkeit sind; noch weit allmählicher, und also weit später, entwickelt er sich bei einem Volke, besonders bei einem nördlichern Volke. Die schönen Künste die in Griechenland einheimisch waren, und in Italien noch jetzt die blühendste ihrer Colonieen haben, sind für unsere Gegenden gleichsam fremde Gewächse: es hilft nichts, daſs man Samen und Pflanzen zum allgemeinen Anbaue austheilt, solange der Himmel noch zu rauh, und der Boden noch zu verwildert, zu kalt ist. Auf dieser und jener Anhöhe, die eine mildere Sonne wärmt, mögen sie unter sorgfältiger Wartung gedeihen; aber daſs sie gemeine Früchte des Landes würden, das läſst sich eher nicht hoffen, als bis durch eine sorgfältige, weit verbreitete Cultur die Luft gelinder, und der Boden wärmer geworden. — In dem halben Jahrhunderte, welches nun beinahe seit der Regierung des Königs verflossen ist; wie sehr hat der Geist der Nation sich erweitert! wie viel milder sind Denkungsart und Sitten, wie viel feiner und zarter ist der Sinn für das Schöne, wie viel ausgebreiteter der Geschmack an den Künsten geworden! Eben diesen Zeitpunct scheint Er, der so ungern fehl trifft, nur erwartet zu haben, um alle fähigen, und unter diesen, die groſsen, vortrefflichen Männer, die durch ihr Genie eine der vornehmsten Zierden seines königlichen Sitzes sind, zur Vereinigung der Kräfte im Unterrichte der Jugend, zur Vervielfältigung der mancherlei Werke des Geschmacks, zur immer weitern Fortbildung eines schon so aufmerksamen, der feinern, edlern Vergnügungen schon so fähigen Publicums, zu ermuntern. —

Daſs der scharfe, durchdringende Blick des Monarchen auch hier nicht fehl sah; daſs er von der Verbreitung feinerer Kenntnisse und Empfindungen unter seinem Volke nicht zu vortheilhaft dachte: das beweist die allgemeine Theilnehmung an dem glücklichen Schicksale der Akademie, die allgemeine Freude über den neuerworbenen Glanz, über die erweiterten Vortheile derselben. Diese Freude kann bei Tausenden die Folge von tiefern Kenntnissen der Kunst und einem gebildetern ſeinern Geschmack seyn; aber lebhafter ist sie sicher bei Keinem, als eben bei dem, den Sie, Gnädiger Protector der Akademie, und Sie, ruhmvolle Mitglieder derselben, durch die Erlaubniſs, ein näherer Zeuge Ihrer Bemühungen zu seyn, Sich so huldreich und so gütig haben verpflichten wollen.

REDE
AM GEBURTSTAGE
DES KÖNIGS.

GEHALTEN AM 25 SEPTEMBER 1786.

Meine Herren,

Die Vorsehung, die das Leben unsers unsterblichen *Friederich* so groſs und so herrlich gemacht hatte, hat sein Ende nicht minder groſs und herrlich gemacht. Noch hat kein König, deſsen Namen uns die Geschichte aufbehielt, eine schönere Laufbahn schöner vollendet, als Er. Wenn *Gustav Adolph* — einer der Wenigen, die ich neben ihm aufzustellen wage — mitten auf seinem ruhmvollen Wege in die Arme des Sieges hinsinkt; wenn sein Vaterland laut um den Edelsten seiner Söhne, das unterdrückte Deutschland laut um seinen groſsmüthigen Retter jammert; wenn das Schicksal von Nationen, wenn die Wage Europens schwankt, weil ein Einziger fiel: — ist er schöner, dieser gepriesne, bewunderte Tod, als wenn *Friederich*, nach so viel Thaten der Unsterblichkeit in den Jahren der Kraft, noch als Greis seine Feinde in Ehrfurcht, seine Freunde in ungeschwächtem Vertrauen erhält? wenn er im hohen Alter, und auch da noch, wo ihn Mattigkeit niederdrückt, und Schmerzen ihn foltern, mit unermüdetem Eifer jede kleinste Pflicht seines groſsen Amtes erfüllt? wenn er nur einmal, nur das letztemal, von seinem langen Todesschlafe erwacht ohne seiner Geschäfte zu denken; und so endlich, an Kräften, aber nicht an Willen, erschöpft, mit ruhiger Seele und ruhigem Angesichte entschlummert?

Eben so schön, als dieser edle Tod war, ist die Trauer des allgemein gerührten, aber nicht wehklagenden Volks. — Jener Jammer, der um das Grab eines Vaters ertönt, der sein Haus in Zerrüttung, seine Waisen in Sorgen zurückläſst: wie unangenehm durchdringt er das Herz, und wie ein unsichrer zweideutiger Beweis ist er von den Tugenden des Entseelten, oder der Liebe seiner Verlaſsnen! Aber wie ehrenvoll und zugleich wie rührend ist jene Thräne, die dem Auge von Kindern entzittert, deren ganzer Verlust nur ihr Herz, nicht ihren Wohlstand, ihr Glück trifft! Wäre *Friederich* in jenem blutigen Kriege gefallen, den nur Er, mit seinem Muthe, seiner Fruchtbarkeit an Hülfsmitteln, seiner Standhaftigkeit der Seele, so ruhmvoll endigen konnte; so wäre unsre Klage lauter erschollen, unsre

Thräne hätte voller geströmt: aber sie wäre gleich sehr die Zeuginn unsrer eignen Noth, als die Lobrednerinn seiner Verdienste, gewesen. Unsre jetzige Trauer um ihn ist reines Opfer der Ehrfurcht; unsre jetzige Thräne lautre unverdächtige Thräne kindlicher inniger Rührung: zwar gehaltner und sanfter, aber eben dadurch ehrenvoller und schöner. — Nach gegründeter siegreicher Macht, nach aufgehäuftem Überflusse von Schätzen, nach festgestellter weiser Verfassung, nach gesichertem tief in das Interesse Deutschlands verwebten Frieden, stirbt der gekrönte unvergeſsliche Greis, wie ein Vater unter dankbaren Kindern, die eben durch seine Güte, Thätigkeit, Weisheit, jeder nagenden Sorge für die Zukunft überhoben sind; die keinen Seufzer um sich selbst zu verlieren haben, alle nur Ihm, dem

Stif-

Stifter ihres Glücks, ihres Wohlstandes, widmen.

Doch an dieser Sanftheit und Ruhe, an dieser schönen Mäſsigung unsers nur dankbaren, nur zärtlichen Schmerzens, haben auch die Tugenden *Friederich Wilhelms* Antheil, und gröſsern wichtigern Antheil, als ihn selbst die Verdienste *Friederichs* haben. — Das Schicksal der Staaten ist veränderlich, wie das Schicksal der Menschen; und je stolzer die Höhe, die wir errungen, desto schwärzer zu unsern Füſsen der Abgrund, desto jäher und zerschmetternder der Herabsturz. Hätten wir fürchten müssen, daſs mit dem Monarchen der unser Stolz war, auch seine Königlichen Tugenden unsern Thron verlassen würden; so hätte selbst der Ruhm und der Wohlstand, den Er gegründet hatte, uns nur tiefer erschüttern, mehr unsre

Wange mit Schrecken zeichnen, als unser Auge mit der Thräne der Rührung erfüllen müssen. Aber Dank sei der Vorsicht, die uns noch ferner durch unsre Regenten zu segnen verspricht, daſs jene Aufmerksamkeit, die immer ein Volk auf seinen Thronfolger richtet, die auch wir auf den unsrigen zu richten so mächtige Antriebe hatten, uns mit Hoffnungen, nicht mit Sorgen erfüllte; daſs wir den Erben *Friderichs* so achtungsvoll gegen jedes Verdienst, so empört gegen jede Handlung der Ungerechtigkeit, so begierig nach jeder Kenntniſs, beides der innern Verfassung und der äuſsern Verhältnisse; daſs wir ihn in dem letzten glorreichsten unsrer Feldzüge so freudigthätig, so musterhaftwachsam, so voll Muths in der Gefahr, so ganz nur seiner Pflicht lebend, nur sie denkend und übend erblickten;

daſs wir, neben der Güte und Wärme des Herzens, die im Charakter *Friederich Wilhelms* der erste Zug ist, auch die Mannheit, Festigkeit, Kraft entdeckten, durch die allein jene Güte aus der liebenswürdigsten der Schwachheiten zur erhabensten der Tugenden wird!

Wie sehr hat alle die Hoffnungen, die durch diese Eigenschaften der Thronerbe von sich erweckte, der König bestätigt! Mit welcher Liebe, Bewunderung, Zuversicht, hat der neue Monarch, seit der kurzen Zeit seiner Regierung, die Seelen aller Unterthanen erfüllt! Ich wage es, die Gründe dieser Zuversicht zu entwickeln; wage es, die Erwartungen vorzulegen, zu denen der Monarch, durch den glorreichen Anfang seiner Regierung, das Vaterland und das ganze Deutschland berechtigt. Wenn ich, weil ich es muſs, in dieso frohen Erwartungen noch immer *Friederich*, den Unvergeſslichen, mische; so fürcht' ich nicht, durch den Schmerz dieser Erinnerung die gerechte Freude dieses Tags zu entweihen; feinern, empfindlichern Seelen, weiſs ich, ist Zusatz von einem so edlen Schmerz nur Würze, nicht Verbitterung, ihrer Freude. — —

Es giebt Lagen und Augenblicke, in denen das Herz des Menschen sich aus seinen geheimsten Falten wickelt; wo durch zu schnellen Stoſs alle seine Triebfedern in zu volle Bewegung kommen, als daſs Vorsatz und Überlegung sie hemmen oder mäſsigen könnte. Wie der Mensch in diesen Augenblicken sich zeigt, so ist er; oder es gilt durchaus kein Schluſs vom Äuſsren auf's Innre, von Wort und That auf Gesinnung. — So ein Augenblick, wenn sonst irgend ein andrer, ist der einer gewonnenen Krone. Wer, bei der Aussicht auf sie, mehr sich selbst, mehr den Glanz und die Vortheile der Hoheit, die Entfesselung seiner Begierden, die Befriedigung seines Ehrgeizes dachte; wie ganz anders wird er in dem prüfenden Augenblicke erscheinen, als der, dem mehr sein Volk, mehr die Bürde des ersten und wichtigsten aller Ämter, mehr die unendliche Gröſse und Schwierigkeit seiner Pflicht, vor der Seele schwebte! Wenn Jener sich am Ziel seiner Einschränkung sieht, so sieht sich Dieser am Ziel seiner Ruhe; wenn Jener, bei seiner frohern Stimmung, von jeder traurigen Idee, der Störerinn seines ersten Genusses, sich loswindet, so nimmt Dieser, bei seiner ernsten feierlichen Stimmung, sie willig auf; wenn bei Jenem die Rührung der Natur nur Miene der Anständigkeit ist, so ist sie bei Diesem wahres tiefes Gefühl seines erschütterten Herzens.

Friederich Wilhelm, in jener unvergeſslichen Nacht, die dem Vaterlande seinen Beschützer, den Königen ihr Beispiel, dem Jahrhunderte seinen Helden nahm; wie sehr bewies Er, daſs er der Edle war, der schon längst die Würde, Wichtigkeit, Erhabenheit seiner Bestimmung fühlte! — Ich erzähle sie nicht, die Geschichte dieser traurigen Nacht; *Friederichs* letzte Stunden, und die ersten Worte und Schritte seines Thronerben, waren zu wichtig, zu merkwürdig für uns, als daſs nicht Jeder nach ihnen geforscht hätte. Ich erinnre nur an das Allen Bekannte: an die Thränen der Rührung, die beim Empfange der groſsen Nachricht, unaufgehalten und unverborgen, auf die Wange des neuen Monarchen flossen; an jeden Beweis seines leidenden empfindlichen Herzens; an sein ängstliches liebevolles Forschen nach dem letzten Kampfe des Königs; an sein stillerhobnes dankendes Auge, da er von dem sanften schmerzlosen Tode des groſsen Verblichnen hörte; an die Bezeugung innigen Danks gegen den unermüdeten Arzt, gegen die umgebenden bestürzten Getreuen, die über die Pflege des theuren Gebieters schon längst des Schlaſs und der Nahrung vergaſsen; und mehr als an Alles — denn es öffnet uns den freisten rührendsten Blick in sein Herz — an sein Forschen nach dem Orte des Leichnams, an sein langsames feierliches Hinzutreten, an sein gedankenvolles Verweilen vor dem groſsen belehrenden Anblick.

Dieser Anblick, den der leichtsinnigere Fürst würde geflohen, von dem er würde zurückgebebt haben; was für Betrachtungen und Gefühle konnt' er in der Seele des neuen Königs wecken? Was für andre, als die erschütterndsten, aber auch heilsamsten von allen: als Betrachtungen, die jedes Volk seinem Fürsten von der Vorsehung erflehen sollte? — In dem Augenblick der Erhebung selbst, ertrug nicht nur der neue Monarch, sondern wollt' er, sucht' er, durchdacht' er den Anblick der Vergänglichkeit aller Hoheit, drückt' er sich freiwillig die groſse Wahrheit in's Herz, die nur zu oft auf den Thronen vergessen wird: daſs keine Erhabenheit und keine Gröſse auf Erden, auch nicht den Ersten der Könige, von dem Schicksale des Letzten der Menschen rettet; daſs es einen noch unendlich wichtigern Schritt giebt, als den vom Unterthan zum König, den letzten allentscheidenden Schritt vom König — zum Staub; daſs unfehlbar die Stunde kömmt, wo die furchtbare Wagschal der Geschichte, wo die unendlich furchtbarere Gottes, die Könige wägt; wo nichts auf Erden von ihnen übrig bleibt, als der Ruhm ihrer Tugenden, oder der Fluch ihrer Übelthaten; nichts ihnen in die Ewigkeit nachfolgt, als das freudige Bewuſstseyn der beglückten, oder das qualvolle vernichtende der gekränkten untertretenen Menschheit. —

Wie in diesem einzigen Zuge, wie in der ganzen Geschichte jener Nacht, der König dem Menschenkenner erscheint, so erscheint er jedem, auch dem gemeinsten Auge in der Geschichte aller nachfolgenden Tage. Noch ist das Gefühl seiner Pflicht, verbunden mit dem lebendigsten

Vorsatz sie zu erfüllen, keinen Augenblick aus seiner Seele gewichen. — Wer die Fluth von Geschäften, wer die unsägliche Mannichfaltigkeit von Sorgen und Arbeiten kennt, die beim Antritt einer Regierung auf den neuen Monarchen zustürmen: wer das Heer von Leidenden, Bittenden, Anspruchvollen, Ehrgeizigen kennt, die alle den Augenblick nutzen, alle nach Hülfe, Vortheilen, Belohnungen, Blicken und Worten der Gnade streben: der sehe *Friederich Wilhelm*, den Geschäftigen, den Gütigen, wie Er alles Selbst, das Kleinste wie das Gröſste, das Unwichtigste wie das Wichtigste, verrichtet; wie er die Angelegenheiten seines Staats, seines Heers, seiner Kammern, seiner Gerichtshöfe besorgt, und doch auch Keinem, selbst nicht dem Zudringlichen und Beschwerlichen, den Trost oder die Freude königlichen Gehörs, königlicher Antwort versagt; er sehe Ihn mit dieser immer gleichen, immer ruhigen Heiterkeit, wie Er ohne Klage jedes Vergnügens, jeder Zerstreuung entbehrt, und noch immer für seine Arbeiten die Zeit dem Schlaf und der Tafel, nie für Schlaf und Tafel die Zeit den Arbeiten abbrach; er sehe Ihn, und er zweifle, wenn er es kann, an dem edelsten Willen, an der feurigsten Pflichtliebe, an der muthigsten Entschlossenheit dieses Königs, für dessen Gesundheit und Leben wir zittern, und dem nur sein freudiger Eifer, sein unaufhaltsamer Trieb die Kraft geben kann, die ihn mitten in dem Wirbel von Geschäften aufrecht erhält.

Friederich war es, der diese allumfassende, nichts verachtende, nichts versäumende Thätigkeit, durch die groſsen

Wirkungen die man von ihr erblickte, den Königen ehrwürdig machte: Er war es, der ihr eine Genauigkeit und Pünctlichkeit gab, die so sehr ihm eigen ward, daſs selbst seine Erholungen und Vergnügungen Tag und Stunde und Augenblick hatten: eine Pünctlichkeit, über die der Unwissende lächelt, und die der Weisere bald als unumgängliche Bedingung zum Weiterkommen, zum Abkürzen und zum Vollenden, erkennt. — Wie ganz ist der Geist, der diesen groſsen unsterblichen Mann beseelte, der Geist seines Nachfolgers geworden! Wie sehr hat *Friederich Wilhelm* die Nothwendigkeit gefühlt, überall selbst zu sehen, zu prüfen, zu handeln, und daſs er's könnte, sich unverbrüchliche Gesetze der Ordnung zu geben! Wie zuversichtlich dürfen wir hoffen, daſs diese Stärke der Seele, die bis jetzt in dem wildesten Drang der Geschäfte so unerschüttert aushält, nimmer ermatten, uns immer mit ihren wohlthätigen Einflüssen zu segnen fortfahren werde! — Zu segnen, sag' ich: denn jener Geist der allwaltenden eigenen Wirksamkeit und der nichts versäumenden Ordnung, — er wird der Geist aller Diener; er wirkt vom Throne, wie von einem Mittelpunct aus, durch den ganzen umgebenden Kreis: das grosse Beyspiel des Ersten im Staat macht ihn nicht nur zur Pflicht, auch, was mehr ist, zur Sitte, zum Ton; er giesst durch die Gewissheit, nicht unbemerkt zu bleiben, dem Edlen neuen Eifer in's Herz, spornt den Trägen an, schreckt den Eigennützigen, den Unedeln zurück: und indem er so, durch regen Umtrieb, die Stockung in jeder Ader, in jeder Nerve hindert, wird er Quelle von

Leben, Kraft, blühender Geſundheit des Staats.

Ich vergeſs' es hier nicht, daſs Thätigkeit, die keinen echten Grundsätzen folgt, oder die auch ewig in Grundsätzen schwankt, eher verderblich als wohlthätig seyn kann; aber so echt wie die Grundsätze *Friederichs*, sind die *Friederich Wilhelms*: denn sie sind ihnen ähnlich; und so fest wie jene, stehn diese: denn sie sind geprüft und durchdacht. Wären sie mehr als ähnlich, wären sie *gleich* in jeder Anwendung, jeder Bestimmung: dann mögten wir an ihrer Prüfung und eben damit an ihrer Dauer zweifeln; aber selbst daſs sie abweichen, daſs sie hier eine Einschränkung, dort eine Erweiterung leiden: selbst das beweist uns, daſs *Friederich Wilhelm* seines groſsen Berufs im Stillen eingedenk war, daſs er schon längst Erfahrungen sammelte, forschte, prüfte, sich nach Einsichten entschied. Und diese Einsichten — wohl uns, daſs sie, nach dem Zeugniſs der Weisesten und Erfahrensten, so sehr die richtigern sind! daſs der Monarch, bei dem besten edelsten Willen, auch jenes Auge, jenen eindringenden Blick besitzt, der das Wahre vom Falschen, das Echte vom Scheinbaren, selbst im Kleinern und im Zufälligern, sondert! Wohl uns, daſs Er, unter den tausend oft so abweichenden Stimmen, die Stimme des tiefern Kenners, des gründlichern Denkers, des redlichern Patrioten, so treffend auskennt! Vor so einem Geiste stehen sie ewig fest, unwankend, und bald auch unangetastet, jene lichthellen, unwidersprechlichen, und doch, zum Erstaunen des Weisen, fast überall verkannten oder vernachläſsigten Grundsätze, die *Friederichs* Regierung so herrlich machten, und zu denen auch *Friederich Wilhelm*, der Weise, der Edle, gleich beim Antritt der Herrschaft sich so laut und so kraftvoll bekannt hat.

Wer erräth hier nicht schon, daſs ich vor Allem von dem Grundsatze der Duldung, von der Schonung des ersten und heiligsten aller Rechte der Menschheit rede: des Rechtes zu denken, zu forschen, ewige Wahrheiten mit bescheidnem Ernst, aber laut und ohne Rückhalt, zu prüfen? — Traurig für den Freund der Wahrheit und des Menschengeschlechts, daſs je ein Volk es als Vorzug hat rühmen, es als Gnade und Huld hat empfinden müssen, wenn es nicht an seinem innersten wesentlichsten Eigenthume gekränkt, nicht gewaltthätig des besten und schönsten Guts beraubt ward, das über alle Güter

der

der Erde eben so weit erhaben ist wie der unsterbliche Geist über den Staub! Traurig, daſs je ein Volk hat frohlocken müssen, nicht in Fesseln zu schmachten, die dem edelsten Theil der Natur mit der Freiheit der Bewegung auch seine Kraft, seine Gesundheit nehmen! Und doch ist dieses traurige Schicksal noch immer das Schicksal von Millionen; doch ist unter den Monarchieen Europens die unsrige fast die einzige, wo Staatsklugheit und Menschenliebe jene entehrende Fesseln nicht bloſs weiter gehängt, nicht bloſs erträglicher und leichter gemacht, sondern sie zerrissen, zerbrochen haben. Mit dieser einzigen ewig unvergeſslichen Wohlthat — wie viel Segen hat *Friederich*, der Gütige, der Gerechte, über sein Volk ergossen! Wie viel Adel und Muth hat er dem Herzen; wie viel Nerven und

Schwungkraft dem Geiste; den Wissenschaften, wie viel Ausbreitung und Licht; dem Geschmacke, wie viel Echtheit und Feinheit gegeben! Und in alle dem — wie viel nie versiegende Quellen der Glückseligkeit, des reinsten, untadelhaftesten, süſsesten Genusses, hat er geöffnet! *Friederich Wilhelm*, so viel er schon menschenfreundliche, groſse Gesinnungen, so viel er königliche erhabne Worte zu seinen Edlen sprach — er hat noch kein gröſseres, würdigeres, königlicheres gesprochen, als das, womit er die Erklärung seiner Ehrfurcht für die Religion, seines Eifers sie zu befördern, versiegelte: daſs er Duldung liebe, und Verfolgung verabscheue. Mit diesem einzigen inhaltvollen erhabnen Worte, tritt jene Zeit ein, der die Besten unter den Menschen und die Weisesten unter den Gottesverehrern entgegenharrten: die Zeit des Triumphs für die Wahrheit, wo der Glaube, auch wenn er auf dem Throne Macht hat, die Freiheit der Seele nicht nur schont, sondern begünstigt; wo er die Duldung für das erkennt, was sie ist: für Hülfe, Beförderungsmittel, einzige Bedingung einer Religion, die, nach dem Ausspruche ihres göttlichen Stifters, Geist und Wahrheit seyn soll, und es nie werden kann, wenn sie nicht der freisten anhaltendsten Untersuchung eben so offen steht, wie jede andre Erkenntniſs. Nur durch Freiheit, nur durch Schonung und selbst Beförderung des Prüfungsgeistes, wird das Ungeheuer der Heuchelei, wird der fromme Betrug, der Empörer gegen Gott und Menschheit, vertilgt; er, der die Religion aus dem Innersten der Seelen riſs, und sie an die Spitze der Lippen pflanzte; der sie aus Geist und Wahrheit zum leeren Formelngeschwätz, zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle machte. — *Friederich Wilhelm* will durch Vermehrung und Beförderung der Erkenntniſs, will durch Unterricht und Überzeugung der Seele, dem Glauben Verehrer erwecken, freie, rechtschaffne, edle Verehrer; und wer wird den groſsen Sinn nicht anbeten, der in dieser Erklärung so sichtbar lebt? den Sinn des göttlichsten unter den Lehrern, der die Religion seiner Väter von Satzung und Ceremonie losriſs, damit sie dem Geiste Gegenstand der Erkenntniſs, und dem Herzen hohes Gefühl der Tugend würde? —

Gleiche Achtung, als hier in dem gröſsten Puncte der Religion, hat der Monarch in einem andern groſsen wichtigen Puncte der Freiheit des Denkens, dem muthigen

Forschungsgeiste bewiesen. Schon Jahrhunderte hatten den Mangel einer weisern Gerechtigkeitspflege und eines neuen bessern Gebäudes der Rechte gefühlt — eines von Grund aus neuen! denn das alte, mit allen seinen unzähligen Strebepfeilern, wankte, und war minder Gebäude, als roher Hauſe von Trümmern — sie hatten ihn gefühlt, diesen Mangel; aber nur ihn beſeufzt, nicht ihm abgeholſen. Die Chicane, bei aller Verachtung und allem Haſs gegen sie, triumphirte; und noch immer war's Rom, das, nach mehr als einem Jahrtausende, ganz andern Völkern in ganz andern Verhältnissen Recht sprach. Bei dem Schwunge, den die Denkkraft unter *Friederich* gewann, und bei dem freiern edlern Muthe, den der Geist durch das Gefühl seiner geübten und erstarkten Kräfte erhielt; wie konnt' er noch fehlen, der kühne, aber verdienstvolle Gedanke: beides die Chicane zu tödten, und das tyrannische Rom des gemiſsbrauchten Throns zu entsetzen? Er ist versucht, dieser letzte, und ausgeführt, jener erste Gedanke; — ausgeführt! trotz den Zweifeln, dem Spott, und dem Tadel, womit hier die Trägheit, dort die Anhänglichkeit ans Gewohnte, womit noch bittrer der gekränkte Eigennutz oder die gehemmte Streitsucht sich gegen ihn waffneten; — ausgeführt! denn *Friederich* war nicht der Mann, der ohne Gründe wählte, oder wenn er gewählt hatte, zurückwich. Und *Friederich Wilhelm?* — Mit einem Gleichmuthe, seiner Einsichten und seines Herzens würdig, hat Er über Zweifel und Spott und Tadel hinweggehört; hat der Gerechtigkeit Beifall gewinkt, da sie jene staubigen Spinneweben zerriſs, in denen Einfalt und Armuth gefangen werden, während daſs List und Reichthum durch sie dahinfahren; hat ganz und tief den glücklich kühnen Gedanken gefaſst: an den Buchstaben des Gesetzes zu binden, und doch auch das Gesetz unablässiger Prüfung, Einschränkung, Erweiterung zu unterwerfen. Er hat noch mehr als selbst sein groſser unsterblicher Vorgänger gethan: hat das neue Gebäude des Rechts nicht nur gewollt, sondern mit Wärme, mit Eifer gefordert; hat Gesetztafeln gefordert — erkenne, Volk, seine Denkungsart, seine Milde! — Gesetztafeln, die von der Nation geprüft, von ihren Weisen und Edlen gebilligt, nach den Rechten jedes Standes, jeder Provinz bestimmt, und allen zu Richtenden faſslich, verständlich wären. — Edler, vortrefflicher Geist! der

Du so die Würde der Menschen und die Rechte der Deinigen achtest! so die Nation zu ihrer eignen Gesetzgeberinn weihst, und mit dieser Wohlthat die gröſsre verbindest, daſs Du ihren Geist zu höherm Beginnen, ihr Herz zu edlern Gefühlen erweiterst! — der Du so durch unauflösliche Bande der Liebe, durch das Gefühl ihrer Wohlfahrt, und des süſsesten Glücks der Freiheit, sie an Deinen Thron kettest, und mehr an Macht, selbst durch Nachlaſs der Macht, gewinnst, als je der Despot mit alle dem Raube, den er an den Rechten der Menschheit und den Freiheiten seiner Edlen begeht! — —

Jener erhabne, wahrhaft königliche Gedanke, den Geist der Nation zu befeuren, ihm Muth, Thatkraft, Vertrauen zu sich selbst, einzuflöſsen; wie sehr ist er überhaupt in den Handlungen dieses Königs sichtbar! Wie sehr auch in jenem Zuge, da Er, gleich im Anfange der Herrschaft, einen so ermunternden milden Blick auf Deutschlands Sprache, Deutschlands Schriftsteller warf! — Als König *Friederich* auf den Thron stieg, da hatte Deutschland nur noch Wissenschaften und Kenntnisse, aber nicht Literatur, nicht Geschmack: seine Werke des Witzes waren matt, frostig, steif; seine ernsthaftern Werke, trocken, langweilig, ohne Geist, ohne Seele. Und wer konnte denn Ihn, den so gebildeten, so geschmackvollen Fürsten, tadeln; — Ihn, dessen Geist mit den besten Werken des feinsten Volks in Europa genährt war — wenn Er jene rohen Erzeugnisse des Deutschen Himmels mit kalter Verachtung ansah? wenn er Seinen milden erwärmenden Einfluſs einem Stamme entzog, dessen erste Früchte so schaal, so herbe, so ungeschmack waren? — Itzt, da durch Ausbildung und Veredlung der Sprache, durch Studium der Meisterwerke der Fremden, durch fortgesetzten Wetteifer glücklicher Genies, die Muse Deutschlands Fortschritte gemacht hat — nur den Fortschritten *Friederichs* zu vergleichen! — itzt, da sie königlicher Aufmerksamkeit, königlicher Ermunterung nicht mehr unwürdig, nur um so würdiger ist, weil sie noch in der schönern Periode diesseit der Vollkommenheit steht: itzt besteigt König *Friederich Wilhelm* den Thron; und bemerkt sie, belohnt sie. — Soll ich hier alle die endlosen Vortheile entwickeln, die durch den Beifall eines Monarchen, durch die vermehrte Achtung der Groſsen, durch den Eintritt in die feinere Welt, durch die Theilnahme dieser feinern Welt selbst, der Literatur der Deutschen zuwachsen können? Soll ich den unschätzbaren Gewinn erheben, der für ein Volk aus der Veredlung seiner Geisteswerke entspringt? den vermehrten feinern Genuſs? die Ausbesserung aller Kräfte der Seele? die Achtung der umgebenden Völker? die Vortheile alle, die mit dieser Achtung verknüpft sind? Oder soll ich den nähern glücklichen Einfluſs zeigen, den es auf uns, auf die Staaten des Königes haben muſs, wenn einst hier der erste Sitz Deutscher Kunst, hier der Vereinigungsplatz der feinsten Denker, hier der Zusammenfluſs der Kenner, der Liebhaber, der sich bildenden Jugend, ist? wenn einst hier die künftigen Groſsen Deutschlands und Nordens die Zeit ihrer Blüthe verleben, und ihre Liebe zu uns eben so unvergänglich in ihren Herzen bleibt, als das süſse Andenken an die Jahre ihrer Gesundheitsfülle, ihres Eintritts in die Welt, ihres ersten frohsten Genusses? — Wahrlich! es könnte Gedanke der feinsten Staatskunst werden, was bei unserm edlen Monarchen reiner Eifer für die Erhebung der Nation, echte Liebe zum deutschen Namen, patriotische Freude an deutschem Ruhm ist.

Wie gerecht dieses Lob sei, das ich dem deutschen Geiste, der patriotischen Denkart des Königes gebe; das mag auch sein so thätiger warmer Eifer für jenen Bund erhärten, den mit *Friederich* die Ersten und Mächtigsten Deutschlands schlossen. War nicht der Gedanke zu diesem Bunde schon eher in des Thronfolgers, als in des Königes Seele? Würde nicht eben itzt die Vollführung dieses Gedankens Ihn selbst verherrlichen, hätte nicht *Frie-*

derich, mit seinem Scharfblicke, auch diesen Lorbeer entdeckt, und mit seiner nie ruhenden Thätigkeit ihn für sich selbst, für seine eigene Schläfe gebrochen? — Sei es, daſs hier Deutschlands Vortheil der unsrige, Deutschlands Patriotismus Klugheit war; war es darum nichts mehr, als Klugheit? War darum in der edlen Seele *Friederich Wilhelms* dieses höhere Gefühl von Wärme und Eifer nichts mehr, als Streben nach Vortheil? Erkannten nicht auch wir in dem Vortheile des Vaterlandes den unsrigen; und machte nicht dennoch dieser Bund tiefern Eindruck auf uns, als ihn jeder andre, auch mit den ersten Mächten Europens, würde gemacht haben? Waren die Glückwünsche nicht allgemein, daſs unſre Brüder, durch gleiches Blut, gleichen Geist, gleiche Sprache uns theurer, sich so uns anschlossen? so uns Herzen und Hände boten? so in unsrer Treue und Macht ihre Sicherheit fanden? Denn was auch Neid oder Schmähsucht lästre! deutscher Gemeinsinn, deutsche Vaterlandsliebe, wenn sie noch irgendwo sonst in den weiten Gränzen des Reichs ihren Sitz haben: so haben sie ihn hier, in den Staaten *Friederich Wilhelms;* hier, wo auch noch jener echte alte Biedersinn wohnt; der Muth der nichts fürchtet, und die Standhaftigkeit die Alles erträgt; die Staatskunst, die zum kurzen Inhalt hat: Redlichkeit und das Schwert! und jener offne kühne Freiheitssinn, der durch die edelste Art von Freiheit genährt ward, durch die Freiheit der Seele!

Aber daſs ich hier nicht die schönste, reizendste Seite vergesse, die uns dieser Eifer für das Bündniſs mit Deutschland an dem Charakter des Königes zeigt! — Zu deutlich ist der ganze Zweck, der ganze Geist dieses Bündnisses, Friede; nicht Angriff fremder, sondern Vertheidigung eigener Rechte. — *Friederich*, der ehemals geglaubte eroberungsüchtige, der von der Schmähsucht ausgeschrieene wilde raubgierige Krieger; er ward doch endlich an seiner edlen Nachgiebigkeit, an seiner uneigennützigen Groſsmuth, für den erkannt, der Er war: für den Freund, den Beförderer, den Schutzgeist des Friedens. Und wer könnte den gleichen, menschlichschönen Charakter an seinem Nachfolger verkennen? Oder wie sollt' auch Er, mit seinem so empfindlichen theilnehmenden Herzen, nicht mehr als Alles den Frieden, diesen Schoner, Vermehrer, Ernährer, Beglücker der Menschheit, lieben? Er der nach dem

Sinn einer seiner edelsten Erklärungen, auch des Bluts der Verbrecher schonen mögte; wie sollt' Er nicht mit Freuden des Bluts der Unschuld, des unschätzbaren Bluts seiner Edlen schonen? Er, der gröſsere, höhere, süſsere Empfindungen kennt, als jener unselige Stolz ist, der mitten unter Schaaren Erschlagner das fühllose Herz eines Siegers aufschwellt? Er, der andre Wege zum Ruhm und zur Unsterblichkeit offen sieht, die nicht mit Leichnamen, sondern mit Blumen besäet sind; Wege, auf denen das Auge des Geschichtschreibers den wahrhaftgroſsen, talentvollen König immer mehr zu suchen und zu verfolgen anfängt, je weiter die Menschheit zur Sittlichkeit, zur Vollkommenheit vorrückt? Er, der schon jetzt diese Wege so rühmlich, unter dem Zujauchzen der Völker, betrat; schon jetzt

die

die Wollust empfand, mit königlicher Milde Thränen zu trocknen, Nahrungsquellen zu öffnen, für Bildung und Erziehung einer edlen Jugend zu sorgen? — Aber gerüstet zur Schlacht, fertig, muthig, selbst bis zum Trotze: das darf der Liebhaber des Friedens, und das muſs er seyn; denn nur so schreckt er die Raubsucht von seinen Gränzen, bändigt den immer laurenden Groll, vereitelt die Entwürfe der Ehrsucht. Eben darum war die erste Aufmerksamkeit *Friedericks* immer sein Heer, sein zahlreiches, tapfres, unüberwundenes Heer; und eben darum ist es so sehr die erste Aufmerksamkeit *Friederich Wilhelms.* Dieses Heer zu üben, in welchem die Stärke liegt, um die man den Löwen fürchtet; in welchem der lebendige Trieb liegt, der den Unterhandlungen Fortgang verschafft; in welchem die Kraft königlicher Stimme liegt, wenn sie droht, wenn sie das Recht der Verbündeten fordert, wenn sie Frieden gebeut: — dieses Heer zu üben, fanden sich Stunden am frühen Morgen, wenn kaum am späten Abend sich der Augenblick fand, wo der Monarch, durch den Anblick der Natur im sanften Lichte der Dämmrung, für seine Sinne wieder Ruhe, für sein Herz wieder Stille suchte.

Wenn uns dieser letzte Blick auf den Charakter des Königs; wenn uns diese Aussicht auf Ruhe, auf die groſse allersehnte Wohlthat des Friedens entzückt: so erhebe noch dieses Entzücken ein Rückblick auf die Grundsätze alle, die für den Gebrauch dieses Friedens in der Seele des geliebten Monarchen leben! So erhebe noch dieses Entzücken der allumfassende Eine Gedanke: wie sich *Frie-*

derich Wilhelm ein Volk wünscht, durch seine eigne nie schlummernde Vatersorge gebildet; ein Volk, das frei denke und edel, gut sei aus Fülle der Aufklärung, und Religion verehre aus Überzeugung der Seele; ein Volk, das unter den weisesten menschlichsten Gesetzen lebe, und um so freudiger ihnen gehorche, weil es sie selbst sich gab; ein Volk, das durch Bildung seiner Sprache, durch Feinheit seines Geistes, des edelsten Vergnügens empfänglich, und durch Reichthum an Werken echten Geschmacks, dieses Vergnügens theilhaftig sei; ein Volk, das durch seinen eignen Ruhm den Ruhm des deutschen Namens erhöbe, sein eignes wohlthätiges Licht über alle die brüderlichen Stämme verbreite, die mit ihm zugleich in den weitgestreckten Gefilden Deutschlands, des gemeinschaftlichen Vaterlands, wohnen. — Edle, groſse, erhabne Gedanken! Grundsätze, des weisesten, menschlichsten, besten Monarchen würdig! — Mög' Er es sehen, dies Volk! Möge in dem Anblick unsers Wachsthums, unsrer Vollkommenheit, seine königliche Seele sich freuen! Möge unter diesen Freuden sein Haar so grau werden, und grauer, als *Friederichs* Haar! Mög' Er, wenn auch Ihn einst der Himmel fordert, unter zärtlichen Thränen des ihn liebenden Volks, und mit dem frohen, wonnevollen Gedanken entschlummern, daſs er uns einen Thronfolger läſst, seiner Krone so würdig, wie Er selbst der Krone *Friederichs* war!

FRAGMENTE
ÜBER
HANDLUNG, GESPRÄCH, UND ERZÄHLUNG.

GESCHRIEBEN IM J. 1774.

Sulzer hat, in seiner »Theorie der Künste,« unstreitig Recht, wenn er die bisherigen Eintheilungen des Gedichtes tadelt; aber Unrecht hat er, wenn er überhaupt alle Eintheilungen als überflüſsig oder entbehrlich verwirft *). Ich kann

---

*) Man s. den Artikel *Gedicht*, gegen das Ende. „Man hat verschiedentlich versucht, die man„cherlei Gattungen und Arten der Gedichte in „ihre Classen und Abtheilungen zu bringen, „sich aber bis dahin noch nicht über den „Grundsatz vereinigen können, der die Ab„zeichen jeder Art bestimmen soll. Von gro„ſser Wichtigkeit mögte auch die beste Ein„theilung der Dichtungsarten nicht seyn, wie„wohl man ihr auch ihren Nutzen nicht ganz „absprechen kann.“ — Und nachher: „Es „verlohnt sich vielleicht der Mühe nicht, der „gleichen Eintheilung zu suchen.“

mir durchaus keine Theorie ohne Eintheilung, und keine gute Theorie ohne gute, vollständige, aus wesentlichen Gründen hergeleitete Eintheilung denken. Eben daſs diese gefehlt hat, ist Ursache an dem Verfall einer Kritik, deren eigensinnige, willkürliche Forderungen so oft mit dem Genie des Künstlers und dem Geschmack des Lesers in Streit geriethen.

Die Poetik, so wie wir itzt sie haben, ist zu sehr mit dem Besondern beschäftigt, und vernachlässigt darüber das Allgemeine. Sie geht, in ihren weitläuftigen Hauptstücken, nur diejenigen Dichtungsarten durch, für welche sie Namen findet; denkt sich unter jedem Namen schon immer ein Werk, wie es dieser und jener Dichter bereits gemacht hat; und verlangt nun im ganzen Ernst, daſs keine andre als solche Werke, und auf keine andre als solche Art, sollen geschrieben werden. Aber die Materien, so wie die Köpfe die sie bearbeiten, sind unendlich verschieden; und jede Materie, jeder Kopf, hat seine Regeln für sich, die man mit den allgemeinen der Kunst nicht in Streit verwickeln darf, wenn man nicht beides, Kopf und Materie, will verdorben wissen. — Eine wahre Poetik sollte weiter nichts, als zuerst den Begriff eines Gedichts nach seinem ganzen Umfang entwickeln, dann nach wesentlich verschiedenen Merkmaalen die Hauptgattungen festsetzen, und endlich für jede die Regeln bestimmen, die sich unmittelbar aus ihrem Wesen ergeben. Sie sollte der Geschichte Alles, was sie ihr bisher so widerrechtlich entwandt hat, zurückgeben; sollte sich um die eigne Manier, wie *Homer* seine Iliade, *Pindar* seine Oden, *Sophokles* seine

Trauerspiele geschrieben, nicht anders als beiläufig bekümmern; sollte es ganz der besondern Kritik überlassen, daſs sie uns mit den Charakteren dieser groſsen Meister bekannt machte, denen wir nur dann näher kommen werden, wenn wir uns weniger ängstlich darum bemühen.

Den besten Grund zur Eintheilung der Dichtungsarten glaubt *Sulzer* in den verschiedenen Graden der dichterischen Laune zu finden *). Aber Grad, wie mir däucht, ist ein zu unbestimmter, zu schwankender Begriff, um irgend einer guten Eintheilung zum Grunde zu liegen; und dann sind auch offenbar die Hauptgattungen der Gedichte durch etwas ganz anders, als durch den bloſsen *Grad* der Laune verschieden. Sie sind es weit eher durch die *Natur* dieser Laune, durch die *Natur* der Begeisterung selbst. Die Tragödie, zum Beispiel, erfordert eine ganz andere Art von Begeisterung, als die Ode; und wer in der einen dieser Gattungen vortrefflich ist, kann immer, bei aller Mühe die er sich giebt, in der andern sehr mittelmäſsig oder schlecht seyn. Der Grund hievon liegt in der ganz verschiedenen Form und Materie dieser Gedichte; und gesetzt also auch, daſs man mit jener Eintheilung ausreichte, so würde sie doch immer noch eine andre voraussetzen, die, eben darum weil sie die erste war, auch die einzige richtige seyn würde.

---

*) Am angeführten Ort. „Vielleicht könnte man eine fruchtbarere Eintheilung der Gedichte in ihre Hauptgattungen [als nehmlich Aristoteles gegeben hat] aus den verschiednen Graden der dichterischen Laune hernehmen, und dann die untern Arten aus dem Zufälligen der Materie oder der Form der Gedichte."

Es giebt zwei Wege, auf denen sich

die gesuchte Eintheilung finden läſst; und man kann völlig gewiſs seyn, daſs man die wahre gefunden, wenn beide Wege zu einerlei Ziele führen. Der eine ist: daſs man irgend eine bestimmte Dichtungsart mit andern, die am weitesten von ihr entfernt und die ihr am nächsten verwandt scheinen, vergleiche, und ihre Unterschiede von jenen so wohl als von diesen aufsuche. Diese bestimmte Dichtungsart sei die Tragödie: so werden die von ihr entferntesten Dichtungsarten die Ode, das Lehrgedicht, die Schilderung der sichtbaren und der moralischen Natur; eine weniger entfernte, wird die Epopöe und jedes epische Gedicht überhaupt; eine sehr verwandte, wird das Lustspiel, das Possenspiel, seyn. Der Unterschied der erstgenannten Dichtungsarten ist der: daſs die Ode Empfindungen ausströmt, das Lehrgedicht allgemeine Wahrheiten vorträgt, die Schilderung das Verschiedene welches in Raum und Zeit verbunden ist, einzeln nach einander aufstellt; dahingegen die Tragödie Begebenheiten mit Begebenheiten so zusammenreiht, daſs wir die Gründe von jeder in den Leidenschaften des menschlichen Herzens finden. Der Unterschied der weniger entfernten Dichtungsarten ist der: daſs zwar auch jedes epische Gedicht, eben wie die Tragödie, eine Entwickelung von Begebenheiten aus ihren moralischen Gründen ist; aber in jener, in dem epischen Gedichte, schon vergangene Begebenheiten nur erzählt, in dieser, in der Tragödie, eben itzt geschehende Veränderungen durch die Personen selbst welche sie bewirken, dargestellt werden. Der Unterschied der zuletzt genannten, am wenigsten entfernten, Dichtungsarten ist: daſs zwar auch Lust- und Possenspiel ähnliche Entwickelungen menschlicher Begebenheiten sind, daſs zwar auch in ihnen durch wirkliche Vorführung der Personen Alles gegenwärtig gemacht wird; daſs aber der Zweck der Tragödie ist, zu rühren, zu erschüttern, der Zweck des Lust- und Possenspiels, zu ergötzen, zum Lachen zu reizen. — Wenn wir den hier gefundenen Unterschieden eigene Namen geben, so haben wir der Eintheilung für die Dichtungsarten drei: Materie, Form, Wirkung.

Eben diese Eintheilungsgründe finden wir auf dem andern Wege, und zwar so, daſs wir die Begriffe deutlicher und vollständiger denken. Wir fangen hier von der durchgängig angenommenen Erklärung des Gedichts an: daſs es eine sinnlich vollkommne Rede sei; und suchen die Arten durch nähere Bestimmung der beiden wesentlichen Merkmaale: Rede, und sinnliche Vollkommenheit. Rede ist Ideenreihe in Worten, und Worte sind hörbare Zeichen unsrer Gedanken. Wir können hier die einzelnen Wörter, nach ihrer Bedeutung, die Zusammenfügung derselben zu ganzen Redensarten und Sätzen, nach ihrem Sinne betrachtet, von dem Äuſsern, von dem was bloſs das Gehör rührt, oder wie man es auch genannt hat, von dem Mechanischen, unterscheiden. Jene beiden Stücke betrachtet nach ihrer Richtigkeit die Sprachkunde, nach ihrer Schönheit die Theorie des Stils; dieses, das Mechanische, gehört zu den Gegenständen der Musik, in ihrem weitesten Sinne genommen, wo sie die ganze Prosodie und Rhythmik in sich begreift. Was also der Poetik übrig bleibt, ist bloſs die besondre Anwendung dieser Lehren auf das Gedicht überhaupt, und auf die verschiedenen Gattungen desselben. — — Die Ideenreihe ist, wie wir aus der Seelenlehre wissen, dreifach. Sie folgt entweder der Ordnung der Sinne, oder sie hält den Gang der Vernunft, oder sie richtet sich nach dem Gesetze der Phantasie. Das erste giebt Beschreibungen; das zweite, theils didaktische, theils pragmatische; das dritte, lyrische Stücke. — Diese erste Eintheilung führt uns, wie von selbst, zu der zweiten: denn jene Ideenreihen sind entweder rein, oder in einander verflochten; wo denn die eine, die herrschende, den Namen der Materie behält, die andre, ihr untergeordnete, die Form genannt wird. So ist im Trauerspiele die Materie die Handlung; die Form der Darstellung flicht das Lyrische,

rische, und mit dem Lyrischen die Charakterschilderung ein. — Sehen wir auf das zweite wesentliche Merkmaal eines Gedichts, auf die sinnliche Vollkommenheit; so gerathen wir auf die mannichfaltigen Wirkungen, die durch ein Gedicht bezielt werden können. Das eine soll Bewunderung, das andre sanfte Empfindung der Unschuld und Ruhe, das dritte Furcht und Mitleiden u. s. w. erregen. Diese drei Eintheilungen laufen neben einander; und so sieht man leicht, welche Mannichfaltigkeit poetischer Werke durch Verbindung der verschiednen Glieder derselben hervorkömmt.

Es scheint der Mühe nicht unwerth, den Unterschied zwischen bloſs *beschreibenden* und *pragmatischen* Werken, beide Wörter in ihrem weitesten Sinne genommen, etwas näher zu untersuchen.

Jeder Zustand eines Dinges hat seine *Ursachen,* durch die er bewirkt worden, in einer Reihe vorhergehender Zustände, es sei nun des Dinges selbst oder andrer Dinge; und nun kömmt Alles darauf an, ob man ihn bloſs so behandelt wie er ist, *ohne* Rücksicht auf die Ursachen durch die er ist, oder *mit* Rücksicht auf diese Ursachen.

Nach der allgemeinen Möglichkeit, müſste sich also jeder Gegenstand auf eine zwiefache Weise behandeln lassen; denn bei jedem läſst sich die zwiefache Frage aufwerfen: wie ist der *Zustand* des Dinges? und: wie ist dieser Zustand *geworden?* — Zu jener ersten Frage aber gehört nicht bloſs die: wie der Zustand jetzt ist? sondern unter gewisser Bestimmung auch die: wie er gewesen ist, ehe er so wie jetzt war? Man kann nehmlich eine ganze *Folge* von veränderten Zuständen eines Dinges angeben, ohne zugleich die *Ursachen* zu zeigen, die diese Veränderungen bewirkt haben: und dieses wird allemal dann der Fall seyn, wenn man die Beschaffenheit jeder Veränderung, oder die ununterbrochene Folge derselben, nicht vollständig angiebt. Der Grund hievon sei nun, weil man sie entweder überhaupt nicht angeben kann, oder weil es dem Schriftsteller nur eben itzt nicht beliebt hat sie anzugeben.

Bei jeder Naturerscheinung, jeder Ideenverknüpfung, jeder Veränderung des äuſsern Verhältnisses, sind die beiden angegebenen Fragen möglich. Beispiele von jeder Art werden die Sache in mehreres Licht setzen.

Ein Naturkundiger beschreibe uns eine Pflanze nach allen ihren Eigenschaften, als z. B. nach der Beschaffenheit ihrer Blätter, der Figur ihrer Blume, den Staubfäden, Staubbehältern, Samenbehältern derselben; er mache uns eine Raupe nach ihrer Gestalt, Gröſse, Structur, Art sich zu nähren und zu bewegen, bekannt. Oder er gehe die verschiedenen abwechselnden Zustände der Pflanze mit uns durch: wie sie erst als ein unansehnliches Samenkorn erscheint, dann einen zarten Keim hervortreibt, dann nach weiterer Entwickelung eine Knospe ansetzt, dann endlich mit einer herrlichen Blume prangt; er zeige uns die abwechselnden

Gestalten des Insectes: wie es erst als Wurm auf dem Blatte kreucht, dann als schlummernde Puppe in seinem Gespinnste eingewickelt liegt, dann als geflügelter Schmetterling sich in die Luft erhebt. Und er hat in beiden Fällen nichts gethan, als *beschrieben;* er hat uns den Zustand, oder die mehrern Zustände, dieser Dinge so gezeigt, wie sie sind, aber nicht so wie sie *geworden.* Er hätte uns von jedem eine weit vollständigere Kenntniſs geben, uns von einem zum andern weit mehr schrittweise führen müssen, wenn wir hätten einsehen sollen, wie der eine Zustand aus dem andern hervorgekommen wäre. Demnach giebt es eine zwiefache Art der Beschreibung, die auch *Sulzer* sehr richtig, und dem Sprachgebrauch sehr gemäſs, unterschieden hat. »Die eine drückt die Beschaffenheit einer

»auf einmal vorhandenen Sache aus, als z. B. einer Gegend; die andre die Beschaffenheit einer sich nach und nach äuſsernden Sache, als einer Begebenheit*).«

So wie die äuſsern Veränderungen der körperlichen Natur, eben so können auch die innern Veränderungen der Seele *bloſs beschrieben* werden; obgleich hier der Sprachgebrauch diesen Ausdruck weniger zu rechtfertigen scheint. Ein Geschichtschreiber der Weltweisheit lege uns die mancherlei Lehrsätze eines philosophischen Systems einzeln vor Augen: er löse uns, nach der bekannten *Bruckerschen* Methode, die für den Schriftsteller so bequem und für den Leser so wenig unterrichtend ist, die Metaphysik oder Moral eines Philosophen in eine Reihe einzel-

---

*) Theorie: Artik. *Beschreibung*

ner Sätze und Maximen auf; oder er gehe mit uns die verschiedenen Abänderungen durch, die ein gewisses System, eine gewisse Lehrart, in dem Kopfe des Erfinders selbst oder in den Köpfen seiner Schüler erlitten: er sage uns z. B, in was für Puncten die ältere Akademie anders als die mittlere, die mittlere anders als die neuere gedacht. Und es ist wieder in beiden Fällen eben das, was es oben bei dem Naturkundiger war: der Geschichtschreiber hat die verschiedenen Erscheinungen in der Geisterwelt, wie jener die Erscheinungen in der Körperwelt, vorgetragen; er hat *Handlungen* in blosse *Begebenheiten* verwandelt. Wahre Erzählung wäre sein Werk nur dann, wann er uns von einer Idee auf die andre, von einer Veränderung des Systems auf die andre, durch alle dazwischenliegenden mittlern Ideen hindurch, geführt hätte.

Die äuſsern Veränderungen des menschlichen Zustandes, auch wenn sie von der freien Wirksamkeit der menschlichen Seele abhangen, lassen sich nach eben dieser Methode behandeln. Ein unpragmatischer Geschichtschreiber wird uns den berüchtigten *Cromwell* in allen verschiedenen Auftritten seines Lebens zeigen, wie er aus einem bloſsen Privatmann erst Officier bei der Armee, dann oberster Befehlshaber derselben, dann gebietender Herr des Parlaments, dann Protector von England geworden: er wird uns von der Gewalt, der Regierungsart, den Siegen, den mancherlei Verbindungen dieses Protectors, eine Menge einzelner Nachrichten geben; aber wie denn nun eigentlich der unbedeutende Edelmann zu einer so groſsen Herrschaft gediehen sei: das werden wir immer aus seinen Nachrichten nicht einsehen; höchstens werden wir eine ungefähre schwankende Vermuthung erhalten, wie etwa die Sache zugehen können. Der Geschichtschreiber hat nehmlich seine Pflicht nicht gethan: er hat die ganze zusammenhangende Reihe innerer und äuſserer Zustände, welche die Ursache dieser so auſserordentlichen Erhebung Cromwells enthielten, in eine magere, abgeriſsene Folge bloſser Begebenheiten verwandelt; er hat uns die Staatsveränderung nur gezeigt, wie sie geschehen, nicht wie sie geworden, wie sie zu Stande gekommen.

Coexistenz und Succession also, die letzte als bloſse Succession betrachtet, machen keinen wesentlichen Unterschied aus. Will man sagen, daſs gleichwohl nur das

Coexistente eigentlich *beschrieben*, das Successive *erzählt* werde, besonders wenn von freien Veränderungen des menschlichen Zustandes die Rede sei; so muſs man gleichwohl zugeben, daſs hier die Erzählung die ganze Natur der Beschreibung habe, da sie uns die Sachen bloſs so vorstellt, wie sie *sind* und *geschehen*, nicht so, wie sie *werden*, wie sie sich aus vorhergehenden Zuständen entwickeln. Zum Unterschiede also von der *eigentlichen* Erzählun[illegible], könnte man diese die *beschre[illegible]*, oder, wenn man lieber will, die *unp[illegible]atische* nennen.

Nun aber wollen wir die drei obigen Fälle verändern. Wir wollen setzen, ein philosophischer Naturkundiger gehe von einem ersten Zustande der Pflanze oder des Insects mit uns aus: er mache uns von diesem Zustande, und also auch von den Verhältnissen worin sie mit den einwirkenden Ursachen stehen, einen hinlänglich klaren Begriff, und führe uns dann durch eine an einander hangende Folge von Veränderungen, deren jede wir aus ihrer vorhergehenden schon kommen sähen, bis zu der endlichen Erscheinung der aufgeschlossenen Blume oder des geflügelten Schmetterlings hindurch. So wäre nun auf einmal die Beschreibung zur Erzählung geworden: wir hätten nun diese Naturerscheinungen *werden* sehen, und könnten Rechenschaft von ihrem Entstehen geben.

Eben also in den beiden übrigen Fällen. Ein Geschichtschreiber der Weltweisheit zeige uns *Neuton* in seinem Garten sitzend, wie sein Geist, der eben mit Betrachtungen über den Druck des Mondes erfüllt ist, durch einen herabfallenden Apfel auf die glückliche Idee von der allgemeinen Schwere der Weltkörper geführt wird; wie er von dieser Idee immer mehr und mehr Anwendungen entdeckt, immer mehr und mehr Schwierigkeiten dadurch gelöst, immer mehr und mehr Einförmigkeit in die Wirkungen der Natur dadurch gebracht sieht. Oder er zeige uns die Seele des groſsen *Leibnitz:* wie sich darin zu einem schon vorhandenen Fonds von Ideen immer andre und andre gesellen, wie er diese Ideen bald trennt, bald verknüpft, bald seine Grundsätze einschränkt, bald sie erweitert; Zweifel und Einwürfe bald widerlegt, bald zu fernerer Berichtigung der Wahrheiten anwendet; er lasse uns gleichsam sein System von der vorherbestimmten Harmonie, oder die ersten Gründe zur Rechnung des Unendlichen noch einmal erfinden. So haben wir nun keine todte Beschreibung, wir haben eine wahre praktische Geschichte dieser Systeme; wir haben die zusammenhangende Folge von den innern Veränderungen dieser groſsen Seelen vor uns, und können von ihren philosophischen Lehrgebäuden völlige Rechenschaft geben.

Der politische Geschichtschreiber werde pragmatisch, und decke die geheimen Triebfedern auf: er mache uns auf der einen Seite den ganzen schwärmerischen, ehrsüchtigen, tapfern, arglistigen Charakter *Cromwells,* auf der andern die ganze damalige Lage der Sachen in England bekannt; er entwickele uns aus diesen Gründen die ganze Geschichte seines Lebens, und lasse uns einsehen, wie ihn, unter dem fortwährenden günstigen Einflusse der äuſsern Umstände, immer die eine

Absicht auf die andre, der eine günstige Erfolg zum andern geführt, bis er sich endlich der obersten Gewalt in seinem Vaterlande bemächtigt. Und es ist auch hier wieder aus der Beschreibung eine wahre Geschichte geworden: wir haben die Staatsveränderung werden sehen, wir können Rechenschaft davon geben.

Man sieht, daß hier gleichfalls Coexistenz und Succession ist; aber ganz anders bestimmt, wie oben: und eben diese ganz andere Bestimmung macht den wesentlichen Unterschied aus. Das Coexistente jedes augenblicklichen Zustandes wird uns hier nicht bloß einzeln gezeigt, wie es neben oder in einander *ist*, sondern wie es zu einerlei nachfolgenden Veränderungen *conspirirt*: es ist die Coexistenz mehrerer *zusammenwirkenden* Ursachen in der Natur, mehrerer *zusam-*

mentreffenden Ideen, mehrerer *vereinigten* Vorstellungen, Absichten und Neigungen in einem oder in verschiedenen freien Wesen, die unter dem gemeinsamen Einflusse mehrerer äuſserlichen Umstände, der Zeit, des Orts, u. s. f. wirken. Das Successive ist hier keine abgerissene Folge von weit getrennten, unentwickelten Phänomenen; es ist eine näher zusammengebrachte Reihe von Veränderungen, wo uns immer die eine schrittweise zur andern führt; es ist eine Kette mehrerer von einander abhangender, aus einander sich entwickelnder Glieder, wovon das letzte ohne alle vorhergehenden, und jedes in der Reihe ohne seine vorhergehenden, entweder gar nicht seyn würde, oder doch nicht so, wie es jetzt ist. Vieles muſs freilich auch der beste Geschichtschreiber in dieser Reihe unentwickelt lassen, wovon sich vielleicht die Personen selbst keine Rechenschaft würden geben können; auch kommen ganz unvorhergesehene Ursachen von auſsen hinzu, die er als bloſse Begebenheiten einführen muſs, weil es bald an sich, bald bedingt unmöglich ist, auch diese zu erklären und vorzubereiten. Aber sobald dieses geschieht, so unterbricht der Geschichtschreiber den Gang seiner Handlung, und setzt ihn dann, nachdem sich diese äuſsere Ursache an die Reihe mit angeschlossen, ununterbrochen wieder fort, bis von neuem eine solche äuſsere Ursache hinzu kömmt, sich wieder an die Reihe anschmiegt, und zu dem Folgenden mitwirkt.

Ich habe von Naturerscheinungen, von Ideenverknüpfungen, von Veränderungen des äuſsern Verhältnisses gesprochen. Alles

les läuft auf den Unterschied zwischen körperlichen und geistigen Wirkungen hinaus.

Nun ist aber der Mensch in der Körperwelt, so gut er sie auch zu kennen glaubt, nur ein Fremdling; er ist nirgends als in der Geisterwelt einheimisch. Von sich selbst hat die Seele eine weit unmittelbarere, weit anschauendere Erkenntniſs, ist mit jedem ihrer Zustände weit genauer und völliger bekannt, weiſs den Gang ihrer Veränderungen in einem weit bündigern, innigern, nähern Zusammenhange. Was uns als *werdend* gezeigt werden kann, ist daher vorzüglich das, was in der Seele, oder was durch die Seele wird, und zwar, wenn sie im Zustande klarer Vorstellungen ist, oder wenn man aus dem bekannten Gange ihrer klaren Vorstellungen nachfinden kann, wie es bei den dunkeln in ihr zugegangen. — Daſs es ein ganz Anders sei, wenn uns ein Philosoph dieses *Werden* zeigt, und wenn es ein Dichter thut, darf ich wohl kaum erinnern. Der eine sucht Deutlichkeit, der andre nur Klarheit in der Erkenntniſs; der eine will, daſs wir die Richtigkeit des Zusammenhanges begreifen, der andre nur, daſs wir sie empfinden sollen. Auch ist jener in seiner Bemühung nie so glücklich, als dieser: denn der Mensch ist mehr zum Empfinden, als zum Begreifen geschaffen. Wie Wirkung an Kraft hange, das ist ihm stets ein Geheimniſs gewesen, und wird's ihm auch bleiben.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich nun der so oft verfehlte, wahre Begriff der *Handlung*. Ich glaube dieses Wort nicht richtiger und fruchtbarer erklären zu können, als wenn ich sage: daſs in einem Gedichte nur dann und insoferne *Handlung* ist, als wir darin eine *Veränderung durch die Thätigkeit eines Wesens werden* sehen, *das mit Absichten wirkt.* Alle äuſsern Umstände der Zeit und des Orts, so wie alle äuſsern Begebenheiten, gehören zwar mit zum Werden des Dinges; aber sie sind keine Theile der Handlung: sie modificiren sie nur, flieſsen auf sie ein, sind ihr zuwider oder begünstigen sie.

Was überhaupt dazu gehört, daſs wir eine Veränderung *werden* sehen; das gehört mithin auch nothwendig zur Handlung. Von einem ersten bestimmten Zustande des einen oder der mehrern Wesen, die bei der Handlung zusammen wirken, geht der Schriftsteller aus; und zwar von einem solchen Zustande, der bekannt, möglich, und mithin jedem Leser und Zuschauer begreiflich ist. Diesen Zustand zeigt er uns vornehmlich insoferne, als darin der Same der künftigen Veränderungen liegt, und führet uns dann durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günstigen oder ungünstigen Revolutionen, bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und alle während der Handlung geschäftigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Die handelnden Personen streben zu gewissen Zwecken hin, und bieten zur Erreichung derselben alle Mittel auf, die sie in ihrer Gewalt haben: sie sehen in der Fernè den Schimmer einer Wahrheit, die sie gern im vollen Lichte erblicken mögten, und zu der sie bald auf diesem bald auf jenem Wege, der eine scheinbare Richtung dahin nimmt, zu gelangen streben; oder sie werden in der Zukunft ein Glück gewahr, das ihren Begierden schmeichelt, ein Unglück, das ihren Wünschen entgegen steht: sie setzen alle erforderlichen Maschinen an, um sich des erstern zu versichern, dem letztern zuvorzukommen. Es ereignen sich dort, wie hier, bald gröſsere, bald geringere Schwierigkeiten: Ungewiſsheiten und Zweifel, die gelöst seyn, entgegenstehende Absichten Andrer, die vereitelt seyn wollen; auf dem ersten Wege ist die Wahrheit unzugänglich: der Geist muſs andere versuchen; die ersten Maschinen sind zu schwach oder werden entdeckt: die Leidenschaft muſs zu andern greifen. Bald bleiben die anfänglich gehegten Absichten; bald entstehen, während des Verlauſs der Handlung, ganz entgegengesetzte und neue: und so geht endlich die Handlung, bald nach einem längern, bald nach einem kürzern Wege, bald mit mehrern, bald mit wenigern Krümmungen, auf eine letzte Katastrophe hinaus, wo alle bisher gehegten Absichten der Handelnden, alle bisherigen Thätigkeiten und Leidenschaften, entweder so oder anders, ihr Ende finden. Bald ist die Veränderung, wie sie der Eine, bald, wie sie der Andre wünschte; bald ist sie so, wie sie Keiner gesucht, Keiner gehofft und erwartet hatte.

Batteux in seinem bekannten Werke erklärt die Handlung durch *eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschieht *).* Da *Lessing*, der scharfsinnigste Kunstrichter den ich kenne, unter einer Einschränkung die hier in keine Betrachtung kömmt, dieser Erklärung zugesteht, daſs sie mit dem Sprachgebrauch übereinstimme, und kurz, daſs sie richtig sei *); so muſs ich um so eher die Ursachen angeben, warum ich hier von ihr abgehe.

---

*) Einleitung in die Sch. Wissenschaften, Th. 1, S. 252 der Ramlerschen Übersetzung. (Nach der 3ten Auflage, 1769, S. 280.)

Eigentlich bin ich nicht von ihr abgegangen, sondern habe sie nur anders gewandt. Man weiſs, wie viel oft zur Richtigkeit und Fruchtbarkeit eines Gedankens auf die Seite ankömmt, von der man ihn faſst; und diejenige, die ich bei Erklärung der Handlung vorkehre, scheint mir weit unterrichtender, und an Folgen weit ergiebiger, als die andre, die Batteux vorkehrt. Man sieht, däucht mir,

---

*) Vom Wesen der Fabel, S. 156. (Schriften, Th. 18, S. 129.)

besser, wie eine Handlung von dem Dichter müsse bearbeitet werden, wenn wir sie in seinem Werke wiederfinden sollen; auch ergiebt sich nun deutlicher, worin die Einheit und worin die Vollständigkeit der Handlung bestehe.

Nach der Erklärung des *Batteux*, wird man die Einheit der Handlung in die Einheit der Absicht setzen; man wird mit *Lessing* sagen, daſs der Dichter in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter Eine Hauptabsicht müsse zu bringen wissen *). Aber es lassen sich Stücke denken, worin sich die anfänglich gehegten Absichten der Personen, während daſs sie solche zu erreichen streben, in die gerade entgegengesetzten, und diese wieder in andre verwandeln, und wo man diese Verwandelung zwar aus Einem Charakter wird erklären, aber nicht unter Eine Hauptabsicht wird bringen können. Ich setze nehmlich voraus, daſs man diese Hauptabsicht nicht in einer abstracten Idee suche, noch die Absichten der Personen mit der Absicht des Dichters verwechsele. Nach unsrer Erklärung fällt diese Schwierigkeit weg: denn nun liegt die Einheit der Handlung in der Einheit der hervorgebrachten Veränderung; und wenn wir von dieser rückwärts ausgehen, um nach den Ursachen zu fragen, die sie uns, so ganz wie sie ist, erklären können: so gehört Alles was uns da geantwortet wird, zu dieser Einen Handlung, bis wir zuletzt auf gewisse erste Ursachen hinaus kommen, wo wir nicht mehr fragen. — Die Vollständigkeit der Handlung wird man nach dem *Batteux* darin setzen, daſs die Absicht der

---

*) Ebendaſ. S. 154 (Schriften, S. 126).

Unternehmung entweder ganz erreicht, oder ganz verfehlt sei; aber die erste Absicht der Handelnden kann völlig verfehlt und nun eben die Handlung am unruhigsten, das Schicksal der Personen am zweifelhaftesten, und die Erwartung des Lesers am gröſsten werden. Eher also ist eine Handlung nicht vollständig, als bis auch die *letzte* Absicht der Personen, die sich aus dem Vorherigen entwickelte, entweder erreicht oder verfehlt ist; und diese letzte Absicht ist eben die, die zu der letzten Veränderung führt, bei welcher alle bisher thätigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Ich denke demnach, es ist in jeder Hinsicht vortheilhafter, bei Erklärung der Handlung den Begriff der letzten Veränderung, als den Begriff der anfänglich gehegten Absichten vorzukehren.

Eine andre Ursache, warum ich die Erklärung des *Batteux* verlasse, ist die: weil er selbst sie an einem andern Orte *), wo er sie zuerst wiederholt, und dann ein Beispiel hinzusetzt, das uns seine Meinung erläutern soll, völlig unrichtig macht. Er will nehmlich an diesem Orte den Unterschied zwischen einer Fertigkeit, einer Leidenschaft, und einer Handlung bestimmen, und dieses thut er auf folgende Art. »Der älteste unter den »Horaziern, sagt er, liebt die Ehre Roms: »das ist bei ihm eine Fertigkeit. Camilla, seine Schwester, vergieſst Thränen »über den Sieg, der zur Ehre Roms gereicht; er wird darüber zornig: das ist »bei ihm eine aufwallende Leidenschaft. »*Er tödtet sie im Zorne: das ist eine* »*Handlung*. Die Fertigkeit ist ein ent-

---

*) Einleitung: Th. 2, S. 22 (5te Aufl. S. 17).

»fernte Principium; der Gegenstand, der »die Seele rührt, belebt dieses Princi»pium; das belebte Principium *neigt sich* »*zu einer Handlung* mit mehr oder we»niger Lebhaftigkeit, nachdem es mehr »oder minder lebhaft gerührt worden »ist.« — Man sieht hier offenbar, daſs sich Batteux durch die Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs verführen läſst, und *Handlung,* so wie dies Wort in der Kunstsprache genommen wird, mit *That* verwechselt; daſs er sich ordentlich Mühe giebt, Alles was innerhalb der Seele vorgeht, von dem Begriffe derselben auszuschlieſsen. Zwar, was die Fertigkeit betrifft, hat er Recht: sie wird bei der Handlung nur vorausgesetzt, ohne selbst ein Theil derselben zu seyn; aber wenn er nun auch die Wirkung, die eine bestimmte Ursache auf die Seele thut, wenn er die empörte Leidenschaft der Seele, das ganze *Hinneigen* zur Befriedigung derselben von der Handlung absondert: so widerspricht er damit dem Sprachgebrauche aller Kunstrichter, und selbst seinem eigenen. Denn gleich in dem zweiten Perioden des folgenden Abschnitts redet er von zwei Handlungen, die zusammen fortgehen, und versteht also unter diesem Worte eine *Reihe* von Veränderungen, die doch wohl unmöglich eine Reihe von lauter solchen Thaten seyn kann, wie die Ermordung der Camilla ist?

Überhaupt haben sich die Kunstrichter in die oben bemerkte Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs nicht zu finden gewuſst, und sich nur selten von der Handlung einen recht bestimmten Begriff gemacht. »Es giebt ihrer, sagt *Lessing*[*]), »die einen so materiellen Begriff damit »verbinden, daſs sie nirgends Handlungen sehen, als wo die Körper so thätig sind, daſs sie eine gewisse Veränderung des Raums erfordern. Sie finden »in keinem Trauerspiele Handlung, als »wo der Liebhaber *zu Füſsen fällt,* die »Prinzessinn *ohnmächtig wird,* die Helden *sich balgen:* und in keiner Fabel, »als wo der Fuchs *springt,* der Wolf »*zerreiſst,* und der Frosch die Maus sich »an das Bein *bindet.* Es hat ihnen nie »beifallen wollen, daſs auch jeder innre »Kampf von Leidenschaften, jede Folge »von verschiedenen Gedanken, wo einer »den andern aufhebt, Handlung ist; vielleicht, weil sie viel zu mechanisch den-

---

[*]) Am angef. Ort: S. 146 (Schriften, S. 119).

»ken und fühlen, als daſs sie sich irgend »einer Thätigkeit dabei bewuſst wären.«

Ich freue mich, daſs ich eine so wichtige Anmerkung mit den Worten eines so vortrefflichen Schriftstellers habe sagen können. Aber ich muſs noch eine andere mit meinen eigenen sagen, wodurch ich die *Handlung* von dem, was ich bloſse *Bewegung (mouvement, busineſs)* nenne, unterscheide. Es giebt nehmlich ganze Reihen von Wirkungen, die zwar mit zur Handlung gehören, aber in sich selbst weiter keine Handlung enthalten: Scenen auf der Bühne, wie im »Kriege« des *Goldoni*, und Gemälde in der Epopee, wie in *Homers* Iliade, wo Hände und Füſse in der äuſsersten Geschäftigkeit sind, aber Alles zusammen nur ein einziges Glied der Kette ausmacht.

Wo Handlung seyn soll, da müssen allemal mehrere Glieder seyn, gesetzt auch daſs ihrer nur zwei wären; ein einziges Glied, aus der Reihe heraus genommen, ist ein einziger Zustand, in dem wir nichts weiter werden sehen. Zugleich aber gehört zu dem Begriff der Handlung eine solche Verknüpfung von Zuständen, daſs der eine auf den andern einflieſst, ihn erweckt, ihn veranlaſst. Wo also in einer Folge von Veränderungen dieser Zusammenhang fehlt, da fehlt auch die Handlung; da ist also nichts als *Bewegung*. Indeſs kann das Ganze zur Handlung gehören; aber es macht nicht viele, es macht nur ein einziges Glied der Kette. — Das beste Beispiel wird uns der »Erste Schiffer« von *Geſsner* geben: dieses vortreffliche kleine Stück, das uns die beiden interessantesten Gemälde,

der

der Entwickelung einer Idee im Verstande, und einer Leidenschaft im Herzen, zugleich vorstellt. Der zärtliche Jüngling, von seiner geliebten Melida durchs Meer getrennt, voll heiſser Sehnsucht zu ihr hinüber zu kommen, und doch in der Unmöglichkeit, die zu weit entfernte Insel durch Schwimmen zu erreichen, muſs nothwendig, wenn die Handlung zu dem abgezweckten Ende hinaus soll, ein Fahrzeug haben. Aber die Kunst, über Meer zu schiffen, ist eine noch unentdeckte Kunst; der Jüngling fängt also an Überlegungen zu machen: es bieten sich ihm günstige Umstände dar, die er fleiſsig beobachtet; nun verknüpft er die eine Beobachtung mit der andern, gelangt zu der ersten Idee eines Fahrzeuges, fängt an zu arbeiten, versucht, wird verschiedene Unvollkommenheiten inne, hilft ihnen ab, und gelangt zu seiner Geliebten. Hier ist nach dem Begriff, den ich oben gegeben habe, keine bloſse Bewegung, sondern wirkliche Handlung. Aus dem ersten Zustande, worin uns der Jüngling erscheint, entwickelt sich alles andre: aus seiner Leidenschaft begreifen wir, wie er auf die Absicht geräth über Meer zu schiffen; aus dieser Absicht, die Aufmerksamkeit womit er jeden sich darbietenden günstigen Umstand beobachtet; aus der Verbindung dieser Beobachtungen, die erste Idee; aus dieser, den ersten Versuch; aus dem Versuche, die Entdeckung der Unvollkommenheiten seiner Erfindung; aus dieser, seine neue Aufmerksamkeit im Beobachten; u. s. w. Gesetzt aber, dieser erste Schiffer wäre nicht der erste gewesen, er hätte Alles gewuſst, was zu einem Fahrzeuge gehört, und die ganze Kunst es zu bauen verstanden: so würde nun die ganze Zimmerung und Zusammensetzung desselben nur ein einziges Stück der Handlung seyn, in welchem selbst keine weitere Handlung, in welchem bloße Bewegung wäre.

Eben so im *Homer* bei der Auszierung des berühmten Schildes des Achilles, oder der Zusammensetzung des Wagens der Juno. Wir sehen hier eine Folge von körperlichen Wirkungen; aber keine solche, wo immer eine die andre herbeiführte und hervorbrächte: weshalb auch die ganze Folge herum geworfen werden kann, ohne daß ein Unterschied in der Wirkung entstände. Ob Vulcan dieses oder jenes Bild zuerst auf den Schild ätzt; ob Hebe dieses oder jenes Rad zuerst an die Achse laufen läßt, ist Eins: der Schild wird darum nicht weniger fertig, und der Wagen kömmt nicht minder zu Stande. In den körperlichen Wirkungen selbst ist der Zusammenhang ihrer Folge durchaus nicht zu finden; unbestimmt von der Seele, würde der Körper gar nichts thun: und in der Seele haben wir einen einzigen bleibenden Vorsatz, der, wie ich hier den Fall setze, nach einer einzigen bleibenden Einsicht, wie die Sache zu Stande kommen müsse, die körperlichen Kräfte zur Vollendung des Werks immer von neuem anstrengt. Geschähe die Reihe der äuſsern körperlichen Veränderungen nach einer correspondirenden Reihe innerer Veränderungen der Seele, die sich eben itzt erst aus einander entwickelten, und zeigte sich jene in ihrer Abhängigkeit von dieser: dann wär' es ein Andres.

Man sieht also, um auf das Vorige

zurückzukommen, wie Unrecht diejenigen haben, die immer nur da *Handlung* sehen, wo sie *Bewegung* finden. Der eigentliche Schauplatz aller Handlung ist die denkende und empfindende Seele; und die körperlichen Veränderungen gehören nur insoferne mit in die Reihe, als sie durch die Seele bewirkt werden, die Seele ausdrücken, in der *Seele*, als Zeichen von den Absichten und Bewegungen einer andern Seele, Begriffe und Entschlüsse hervorbringen, oder irgend einen andern zur Handlung gehörigen Eindruck auf sie machen. Darum ist auch in der Pantomime, im Tanz nicht anders Handlung, als insofern sich die Seele durch Gebehrden und Bewegungen darin ausdrückt.

Um meiner Anmerkung ihre völlige Ausdehnung zu geben; so ist da nirgends

Fortgang der Handlung, wo nur alle zu einer gewissen ganzen Idee, oder einem gewissen ganzen Vorsatz, gehörige Theile nach einander durchgegangen werden. So, wenn ein bestimmter Begriff in der Seele schon völlig da ist, und nun der Redende die einzelnen Theile derselben nur nach einander vorträgt, nicht erst aus einander entwickelt, so ist da kein Fortgang der Handlung. Man müſste sonst auch behaupten, daſs bei jeder neuen Redensart, jeder neuen Beugung des Organs, wodurch er Wörter und Silben ausspricht, die Handlung um einen Schritt weiter rücke. Aber nur dann rückt sie hier weiter, wenn während dem Reden in der Seele neue Ideen, neue Bewegungen hervor kommen, die auf die nachherigen Zustände Einfluſs haben; als wenn z. B. jemand sich selbst in Hitze spricht, oder sich durch das Reden verkühlt, und dann in der Folge die Sache anders läuſt, als es ohne diese Hitze, oder ohne diese Verkühlung würde geschehen seyn.

Die wichtigste Eintheilung der Handlung ergiebt sich aus der Verschiedenheit der letzten Hauptveränderung, auf welche sie zustrebt. Diese ist entweder bloſs eine Veränderung des innern, oder zugleich des äuſsern Zustandes; es sei nun unser selbst oder eines Andern: entweder nur eine Veränderung in dem System unsrer Gedanken und Neigungen, oder in den bestimmten individuellen Verhältnissen, worin wir mit gewissen Dingen und Personen auſser uns stehen. Wir wollen in unsrer, oder in eines Andern Erkenntniſs eine gewisse Idee entwickeln, eine gewisse Wahrheit entweder finden, oder bestätigen, oder aufklären; einen gewissen Irrthum ans Licht ziehen und widerlegen; einen gewissen Zweifel, der sich der Wahrheit entgegen stellt, aus einander setzen und heben. Wir wollen in unserm, oder in eines Andern Willen eine gewisse allgemeine Neigung oder Abneigung, einen gewissen bleibenden Vorsatz bewirken, oder umändern; eine Absicht, die sich wieder nicht anders, als durch veränderte Einsicht des Guten oder Schädlichen, vermittelst des Räsonnements, erreichen läſst. Alle diese Veränderungen gehören bloſs zu dem innern Zustande der Seele: sie zielen auf die Vollkommenheit der Erkenntniſs, auf die Verbesserung des Charakters ab; und ob sie gleich nachher auf den äuſsern Zustand den wichtigsten Einfluſs haben können, so sehen wir doch hier keine bestimmte individuelle Anwendung von ihnen. — In andern Fällen, wollen wir unsre bestimmten äuſsern Verhältnisse ändern: wir treten als Menschen von den und den itzigen Bedürfnissen, in den und den wirklichen gesellschaftlichen Verbindungen auf, als Väter, Brüder, Freunde, Gatten, Liebhaber, Kinder, Herrn, Unterthanen, u. s. f. Dort konnte die Handlung geschehen, auch wenn wir ganz allein, mit dem gesammelten Vorrathe unsrer Ideen und den hinlänglich geübten Kräften unsrer Seele, auf die Bühne traten: hier werden fast immer auſser uns selbst noch äuſsere Gegenstände, mehrere spielende Personen erfordert, deren Interesse mit dem unsrigen, bald so, bald anders, verwickelt ist; dort, wenn wir mit Andern zu thun hatten, interessirten uns diese Andern nur als Denker, als Menschen von dem und jenem allgemeinen Charakter: hier, als Menschen von gewissen bestimmten Absichten, die den unsrigen günstig oder ungünstig sind, von gewissen individuellen Neigungen und Leidenschaften, die mit den unsrigen übereinstimmen, oder in Streit gerathen; dort, als Freund oder Feind der Wahrheit und Tugend: hier, als Freund oder Feind unser selbst. Jene Handlung geht vornehmlich den Verstand, diese vornehmlich das Herz an; jene, wenn sie in einem Werke vorgestellt wird, soll vornehmlich unsre obern, diese vornehmlich unsre untern Seelenkräfte vervollkommnen. Die eine kann man, wenn man will, die philosophische Handlung nennen; die andre ist die in der Dichtkunst eigentlich so genannte Handlung.

Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen *philosophischer* und *eigentlich* sogenannter Handlung ist der: daſs die letztere, weil sie auf Veränderung äuſserer Verhältnisse abzweckt, ohne Mitwirkung oder Hinzukunft äuſserer Gegenstände, und im Drama besonders, ohne Einführung anderer Personen, schwerlich zu Stande kommen kann; dahingegen die erstere, die philosophische Handlung, in den meisten Fällen nichts als die Wirksamkeit einer einzigen nachdenkenden Seele fordert. In allen den Fällen nehmlich, wo die abgezweckte Veränderung in dem philosophirenden Kopfe selbst liegt; wo man nicht Andere, sondern sich selbst unterrichten, nicht für Anderer, sondern für seinen eigenen Gebrauch einen Gedanken berichtigen, weiter führen, widerlegen, bestätigen will.

Dieses giebt eine neue, sowohl von philosophischer Geschichte, als philosophischem *Dialog*, unterschiedene Art von Werken, die gleichwohl einigermaſsen die Natur des letztern annimmt: indem nehmlich der Philosoph sich gleichsam selbst in mehrere Personen theilt, bald seine eigene, bald die Rolle der andern spielt, und *sich*, so zu reden, aus der Seele des Andern Einwürfe macht, die er dann aus seiner eigenen beantwortet. Um desto eher will ich diese ganze Art von Werken mit dem Namen philosophischer Selbstgespräche belegen. Sie sind von einer höhern und edlern Natur, als die Abhandlungen: indeſs erscheinen sie insgemein unter der Gestalt derselben; so wie auch oft bloſse Abhandlungen mit der Miene von Selbstgesprächen täuschen. In der Abhandlung, die uns nur die endlichen Resultate mit dem Allerwesentlichsten aus der Geschichte der Untersuchung liefert, sehen wir schon immer mehr das vollendete Gebäude; nicht die erste Anlage mit ihren nachherigen Änderungen und den Ursachen derselben, nicht die Zurichtung der noch rohen Materialien, nicht das zum Baue nöthige Gerüste, nicht die Kunstgriffe bei Handhabung der Werkzeuge, nicht die ganze Art der Zusammensetzung und Aufführung des Baues. Dieses alles aber sehen wir mehr oder weniger in dem, was ich *philosophisches Selbstgespräch* nenne. Der Schriftsteller thut, als ob er von keinem Zuhörer wüſste, und bei sich selbst noch nicht ausgemacht hätte, was er vortragen wolle; er schließt sich gleichsam in sein Cabinet ein, und fängt laut an zu denken, indeß wir Leser unvermerkt an seine Thüre schleichen und horchen.

Diese Art des Vortrags hat ihre ausnehmenden Vortheile, wenn sie geschickt behandelt, und bei Materien von Wichtigkeit gebraucht wird. Sie unterrichtet uns für's erste besser und gründlicher von dem Gegenstande der Untersuchung selbst: sie *verpflanzt*, um mich mit dem Canzler *Baco* auszudrücken, die Wahrheit so in die Seele des Lesers, wie sie in des Schriftstellers eigener Seele gewachsen ist; sie giebt ihm nicht bloß den abgehauenen und unfruchtbaren *Stamm*, sondern die *ganze Pflanze*, mit ihrer *Wurzel* und ein wenig daran hangender *Erde:* so daß nun der Leser selbst, wenn er sie wartet und pflegt, die schönsten Früchte der Erkenntniſs davon zu hoffen hat *).

Für's zweite flöſst diese Methode uns selbst den Geist der Untersuchung ein; sie giebt unsrem Kopfe den Anstoſs zum Denken, und bildet ihn zu der Geschick-

---

*) *De Augment. Scient. lib. 5, cap. 2, p. m. 152:* wo er überhaupt von seiner *Methodo initiativa*, im Gegensatze der *magistralis*, Vieles sagt, das hier ganz eigentlich anwendbar ist. Ich empfehle die ganze Stelle zum Nachlesen, und führe hier nur folgende Worte daraus an: *Artibus idem usu venit, quod plantis. Si planta aliqua uti in animo habeas, de radice quid fiat, nil refert; si vero transferre cupias in aliud solum, tutius est radicibus uti, quam surculis. Sic traditio (quae nunc in usu est) exhibet plane tanquam truncos (pulcros illos quidem) scientiarum, sed tamen absque radicibus, fabro lignario certe commodos, at plantatori inutiles. Quodsi disciplinae ut crescant tibi cordi sit, de truncis minus sis sollicitus; ad id curam adhibe, ut radices illaesae, etiam cum aliquantulo terrae adhaerentis, extrahantur.*

lichkeit, in andern Materien eben so glücklich, wie der Schriftsteller in der seinigen, zu arbeiten. Dieser groſse Vortheil, den die Selbstgespräche mit den echten philosophischen Dialogen gemein haben, macht die Werke der *Sokratiker* zu so unschätzbaren Denkmäälern des Alterthums, ob sich gleich Meinungen und Grundsätze seit ihrer Zeit so unendlich verändert haben. Und hätten sie auch sonst kein Verdienst, so würde schon dieser Charakter sie jeder Nachwelt überliefern, und sie besser, als Cedernöl, vor der Vergänglichkeit schützen.

Eben ein solches Recht zur Unsterblichkeit haben um eben dieses Charakters willen die Schriften unsers *Lessing*, aus denen man sich mehr, als aus jeden andern, einen Begriff von dem bilden kann, was ich unter philosophischem Selbstge-

sprä-

spräche verstehe. In seinem Laokoon haben alle einsichtsvolle Kunstrichter diesen Charakter auf den ersten Anblick erkannt. »*Lessings* Schreibart,« sagt einer von ihnen *), »ist der Stil eines Poeten, das heiſst, eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern der uns vordenket; wir sehen sein Werk werdend, wie den Schild Achills beim Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammen zu setzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft; ein Gedanke, ein Schluſs giebt den andern, der Folgesatz kömmt näher; *da* ist das Product der Betrachtung! Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das riταγμενον eines vollendeten Gedankens; sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstätt, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden . . . Selbst in der Philosophie seiner Schriften ist Lessing ein muntrer Gesellschafter; sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist.« — Der Kunstrichter hat hier den Charakter der Lessingschen Methode vortrefflich gefaſst; über den Nutzen hat ein Andrer, mit allem ihm eigenen Scharfsinne, Bemerkungen gemacht, die ich fast noch lieber anführen würde, wenn die Stelle nicht zu weitläuftig wäre *). Aber noch einmal: Kleinigkeiten, oder gar Armseligkeiten, die wieder mit nichts, als lauter andern Armseligkeiten, zusammen hangen, muſs

---

*) Der Verfasser der Kritischen Wälder: I, S. 14 folgg.

---

*) Allgem. Deutsche Bibliothek: IX, 1, S. 329 folgg.

man so nicht behandeln wollen. Die Methode führt unausbleiblich in's Weite; und wenn nun die Materien alle geringfügig, alle nichts als Spitzfindigkeiten sind; so hat am Ende sie allein nicht Interesse genug, den Leser in Athem zu erhalten. Wir gehen gern mit dem Schriftsteller einen weitläuftigen Umweg, um mit dem Lande besser bekannt, und im Gehen geübter zu werden; aber so viel fordern wir doch, daſs er uns nicht in einem fort über dürre Heiden, sondern durch blühende und fruchtbare Gegenden führe.

Was ich hier vom Selbstgespräch gesagt habe, kann uns die eigene Natur mancher philosophischen Dialogen erklären. Nicht in allen, oder vielmehr in den wenigsten, wirken die Personen so zusammen, wie in dramatischen Werken; die gesuchte Wahrheit wird insgemein nur durch die Geschicklichkeit und Bemühung der Hauptperson gefunden: und diese Hauptperson ist beim *Platon* allemal *Sokrates* selbst. Der zweite Unterredner thut wenig mehr, als daſs er fragt, bestätigt, zweifelt, um weitere Erklärung anhält. Gleichwohl ist das Gespräch voll wahrer, *itziger* Handlung: die Hauptperson docirt nicht, was sie schon längst bei sich ausgemacht hat; sie spinnt erst itzt den Faden der Untersuchung an, sie bringt erst itzt, im gegenwärtigen Augenblick, das Gewebe zu Stande. Zu dieser Entwickelung auf der Stelle, die so sehr in den Dialogen der meisten Neuern fehlt, weil die Herrn fast immer Dogmatiker sind, die ein festgesetztes System haben; zu dieser Entwickelung, sage ich, ist kein Charakter so schicklich, als eben der, den *Sokrates* hatte: ein Mann, der über die meisten Gegenstände des Nachdenkens unentschieden, und daher immer nach neuen Gründen der Entscheidung begierig war, der immer zweifelte, immer suchte, immer selbst die Wahrheiten, die in Rede standen, erst lernen wollte. Eben daher kommen auch die mancherlei Wiederholungen, die man dann weniger nöthig hat, wenn man seine Untersuchungen an schon ausgemachte Lehrsätze eines Systems knüpft; besonders kommen daher die kleinen Widersprüche, die *St Mard* den Dialogen des Platon nicht hätte zum Vorwurf machen sollen, da sie so natürlich mit dem skeptischen Charakter des Sokrates zusammen hangen. — Sehr oft also ist der philosophische Dialog nichts, als eine Art von Selbstgespräch, unter der Form des Dialogen. Indessen ist die zweite Person darin nichts weniger als überflüssig; sie giebt die Veranlassung, daſs gerade diese Materie untersucht wird, und bestimmt nicht allein die ersten Ideen, wovon die Untersuchung ausgeht, sondern auch den ganzen Gang derselben, indem der Hauptunterredner auf ihre besondern Meinungen und Gesinnungen dabei Rücksicht nimmt.

Eine andre Art von Dialogen ist wirklich nichts als Abhandlung unter der zufälligen Form des Gesprächs. Dieses ist der Fall im »Hieron« des *Xenophon. Simonides* will wissen, ob der Regent oder der Privatmann glücklicher lebe: eine Frage, die ihm niemand besser, als eben der Tyrann von Syrakus muſs beantworten können, weil dieser Privatmann war eh' er Tyrann ward, und also über beide Stände zu urtheilen weiſs. *Hieron* zeigt sich gefällig; und um den Simonides von dem Vorzuge des Privatstandes zu überzeugen, geht er Punct vor Punct das Elend der Tyrannen durch, indem er immer die Glückseligkeit des bloſsen Bürgers dagegen hält. Von den Vergnügungen der Sinne fängt er an, geht von diesen zu den moralischen über, redet von mannichfaltigen Unterschieden ihres beiderseitigen Zustandes: und beweist durch diese Art von Induction, was er gleich Anfangs als wahr und ausgemacht behauptet hatte. Er entwickelt also nicht erst jetzt auf der Stelle, sondern wiederholt nur Gedanken, über die er schon längst bei sich einig ist; er spricht von dem, was schon durch ehemalige Überlegungen, durch ehemalige Handlungen seiner Seele herausgebracht worden. Es ist schon Alles so in seinem Kopfe fertig, wie die ganze Moral auf der »Tafel« des *Cebes;*

er geht gleichsam nur mit erhobenem Finger von einem Theile des Gemäldes zum andern fort, und sucht es dem Simonides zu erläutern. — Das Werk ist in seiner Art schön, wie alle vom *Xenophon;* aber doch nur in *seiner* Art: denn welch ein Unterschied, wenn man so manche Stücke der Sokratischen Denkwürdigkeiten, und besonders die Dialogen des *Platon* dagegen hält! Man nehme des Letztern »ersten Alcibiades,« oder »Menon,« oder irgend einen andern seiner untersuchenden und widerlegenden Dialogen zur Hand: und welch eine weit gröſsere Thätigkeit wird man in seiner eigenen Seele fühlen! Welch ein weit lebendigers Interesse wird man an dem Fortgange der Untersuchung nehmen! Mit welcher weit gröſsern Ungeduld wird man ihrem glücklichen oder unglücklichen Ausgange entgegen sehen!

»Dem *Cicero*, sagt einer unsrer be»rühmtesten Kunstrichter *), ist die Me»thode des *Sokrates* nicht sonderlich ge»lungen.« Das Urtheil ist richtig; aber noch lieber würde ich sagen, daſs sie in seinen Dialogen fast gar nicht zu finden sei. Hieran ist theils sein eigner schriftstellerischer Charakter, da er mehr Redner als Philosoph war, theils die Beschaffenheit, und der zu groſse Umfang seiner Materien Ursache. Seine Dialogen vom Redner müſsten ein ungeheures Buch geworden seyn, wenn er diese Sokratische Manier darin hätte anwenden wollen. Aber sie ist, wie schon *Sigonius* **) von

---

*) Berl. Literaturbriefe: Th. 7, S. 25.

**) *De Dialogo. Venet.* 1562. *fol.* 51—53. *(Opp. omn. Mediol.* 1737. *tom.* 6, *col.* 481.*)* Von den *Partitionibus oratoriis* sagt er: . . . *Quae doctrina deinceps sine ulla concertatione traditur. Etenim patris ejusdemque magistri Ciceronis auctoritas, et res ipsa quae divisio-*

dieſem und andern ſeiner Dialogen bemerkt hat, durchaus nicht darin zu ſinden; man lieſt, ſtatt des immer in Arbeit und Unterſuchung begriſſenen Sokratiſchen Geſprächs, ganz ruhig ausgeführte Abhandlungen, und ſieht offenbar, daſs

---

nem quandam continet praeceptorum, longiorem aut obscuriorem adhiberi orationem non patitur. Von dem erſten und zweiten Buche *De oratore* heiſst es: *Perpetua Antonius, Caesar, et Crassus oratione eandem disputationem, lectissimorum adolescentum voluntate commoti, conficiunt, sine ullo argumentorum et rationum, quibus ea confirmetur, instructu; aut enim, quae dicunt, Graecorum Rhetorum, unde ea mutuati sunt, auctoritate defendunt, aut . . . Itaque omnis illa actio contentionis et altercationis est expers, cum nemo sit ex iis quibus ea traduntur, qui aut ab eorum auctoritate velit discedere, aut ea quae praecipiuntur, audeat improbare. Eadem vero ratione Legum in libris usus est . . etc.* Er geht auf eben dieſe Art noch andre dialogiſche Schriften des Cicero durch, und es ergiebt ſich überall, daſs ſie von der Sokratiſchen Manier unendlich entfernt ſind.

sich *Cicero* schon vorher einen förmlichen Entwurf zu seinem Vortrage gemacht, den er nun Punct vor Punct bald durch den Mund des Antonius, bald durch den Mund des Crassus ausführt: indem die Übrigen nur ziemlich ekle Complimente dazwischen werfen, ewige Bitten um Unterricht, ewige Lobsprüche, die gar nicht in dem launichten Geschmacke derer sind, welche Sokrates den Sophisten machte. Seine Personen sind ihrer Meinung, noch ehe sie den Mund öffnen, schon völlig gewiſs: denn gleich das Erste womit sie anfangen, ist der Satz den sie behaupten wollen; und dann suchen sie ihn durch lange ununterbrochene Reden zu erläutern, zu beweisen, auszuschmücken, gegen Zweifel und Einwürfe zu sichern. Der erste Punct ist abgehandelt, also folgt nun der zweite; die Unterredner könnten aus einander gehen, wenn sie wollten, und das Übrige ruhig auf morgen oder übermorgen verschieben. In den besten Dialogen des Sokrates ist immer Nichts aus, als bis Alles aus ist: wir haben nur Eine Reihe von Ideen, gehen aus auf Wegen, von denen wir nicht wissen, wie sie uns zum Ziel führen werden, kommen aber durch alle ihre Krümmungen glücklich hindurch, und das Gespräch ist zu Ende. Wir werden in Einem Interesse, in Einer Erwartung erhalten, weil nur Eine Haupthandlung da ist. Auch der Ausdruck hat im Cicero durchgängig eine gewisse Fülle, einen gewissen oratorischen Schmuck und Numerus, den wir in Abhandlungen, wenn sie gleich dialogirt sind, noch ertragen können, aber in einem echten Sokratischen Gespräche sehr unschmackhaft finden würden. Man weiſs was für Vorwürfe dem Platon, wegen so mancher rednerischen, oder vielmehr dichterischen Auswüchse, und gewiſs nicht mit Unrecht, gemacht worden sind. Überdies findet sich beim Cicero immer so viel Belesenheit, so viel philosophische Geschichte und Widerlegung fremder Meinungen, daſs darüber der Dialog erst vollends das Ansehn einer Abhandlung gewinnt. —

Indeſs mögte ich nicht gern, daſs man dieses Alles für Tadel des *Cicero* nähme. Einen Alten zu tadeln, auch wenn man es zum Vortheil eines andern Alten thäte, ist so gefährlich! Seine Abhandlungen, wenn sie schon keine Platonischen Dialogen sind, können vortreffliche Abhandlungen seyn, und sind es; auch kann ihnen die zufällige Form des Dialogs annehmende Schönheiten geben, und giebt sie ihnen. Ohne einmal *auf* das Charakteristische, und auf so viele kleine Züge zu sehn, womit sie die Rede belebt: wer würde nur die bloſsen Eingänge, ja nur den einzigen Eingang zum dritten Buche »vom Redner« entbehren wollen, die eben der Gebrauch dieser Form herbeigeführt hat?

So wie man bloſse Abhandlungen unter der Gestalt von Dialogen machen kann, so kann man auch bloſse Erzählungen unter der Gestalt von Scenen machen. Beispiele darf ich wohl nicht erst suchen, da das ganze Französische Theater von solchen Scenen voll ist, besonders in den ersten, und wenn es Trauerspiele sind, auch in den fünften Acten ihrer Stücke. Nicht, als wenn Erzählung kein nothwendiger Theil der Handlung wäre, und nicht oft die lebendigsten Scenen gäbe: denn ich dürfte mich ja nur der Erzählungen im »Ödip« und so mancher beim *Shakespear* erinnern; sondern, weil jene Erzählungen nicht als wahre Theile der Handlung erscheinen, weil sie bloſs zum Unterrichte des gähnenden Zuschauers da sind; weil der zweite Unterredner nur sein Ach und O! sein Wie? und Warum? dazwischen wirft, ohne weiter zu irgend einer Thätigkeit dadurch belebt zu werden; weil auch diese Erzählungen nicht den simplen, forteilenden, dramatischen Ton, sondern ganz den vollen, ausbildenden, epischen haben. — Jede Dichtungsart wird etwas anders, wenn sie sich mit einer verschiednen vermischt, die dem Werke seinen Hauptton giebt. Nicht nur die Erzählung im Drama ist etwas anders, als die in der Epopee; auch das Dramatische in der Epopee ist etwas anders, als das im Drama selbst: und ein

Trauerspieldichter würde sich wegen einer zu ununterbrochenen, oder zu periodischen Rede sehr schlecht entschuldigen, wenn er sich auf *Homer* oder *Milton* beriefe. Der epische Dichter, der ein zu weitläuftiges Feld vor sich hat, um es schrittweise zu durchwandern, und der auch einen Theil seines Plans nicht zu weit entwickeln darf, um nicht alle Proportion zu zerstören, bleibt auch da wo er seine Personen selbstredend einführt, gemeiniglich noch epischer Dichter: bei ihm ist das Gespräch schon aus, und er weiſs schon Alles was vorgefallen; er macht also von den Reden seiner Personen eine Art von Auszug, und diesen legt er, um des eindringendern und beseeltern Vortrags willen, ihnen selbst in den Mund: nicht, als ob sie wirklich Alles, mit dieser Fülle, in dieser Verbindung, selbst

selbst gesagt hätten, sondern weil es ungefähr das Wesentlichste von Allem was sie wirklich gesagt haben, ausmacht.

Den Unterschied zwischen einer wirklich dramatischen Erzählung, und einer solchen die es nicht ist, kann ich nicht besser als durch ein Beispiel aus dem *Moliere* erläutern. Man hatte seiner »Weiberschule« den Vorwurf gemacht, daſs sie leer an Handlung wäre, und nichts als Erzählung enthielte. Moliere antwortete hierauf in einem andern kleinen Stükke, unter der Person des Dorante*): *Les récits eux-mêmes y sont des actions, suivant la constitution du sujet, d'autant plus qu'ils sont tous faits innocemment, ces récits, à la personne intéressée, qui par là entre à tous coups*

---

*) *Critique de l'Ecole des Femmes: Sc. VI,* nicht gar weit vom Ende.

dans une confusion à réjouir les spectateurs, et prend à chaque nouvelle toutes les mesures qu'il peut, pour se parer du malheur qu'il craint. — *Lessing* giebt Molieren, wie billig, Recht: aber allein aus dem erstern Grunde, weil Arnolph durch die Erzählungen des Horaz in so mancherlei Leidenschaften gesetzt wird, die uns zu lachen machen; nicht aus dem letztern, den ich doch für weit treffender halte. Hier ist die Stelle *): »Es ist bloſse Wortklauberei, den Erzäh»lungen in diesem Stücke den Namen »der Handlung streitig zu machen. Denn »es kömmt ja weit weniger auf die Vor»fälle an, welche erzählt werden, als auf »den Eindruck, welchen diese Vorfälle

---

*) Hamb. Dramaturgie, Th. 2. St. *LIII.* (Schriften, Th. 25. S. 9 f.)

»auf den betrogenen Alten machen, wenn
»er sie erfährt. Das Lächerliche dieses
»Alten wollte Moliere vornehmlich schildern;
»ihn müssen wir also vornehmlich
»sehen, wie er sich bei dem Umfalle, der
»ihm droht, gebehrdet: und dieses hätten
»wir so gut nicht gesehen, wenn der
»Dichter das was er erzählen läſst, vor
»unsern Augen hätte vorgehen lassen,
»und das was er vorgehen läſst, dafür
»hätte erzählen lassen. Der Verdruſs,
»den Arnolph empfindet; der Zwang, den
»er sich anthut diesen Verdruſs zu verbergen;
»der höhnische Ton, den er annimmt,
»wenn er den weitern Progressen
»des Horaz nun vorgebauet zu haben
»glaubt; das Erstaunen, die stille
»Wuth, in der wir ihn sehen, wenn er
»vernimmt daſs Horaz demungeachtet sein
»Ziel glücklich verfolgt: das sind Hand-

»lungen, und weit komischere Handlungen, als Alles was auſser der Scene vorgeht. Selbst in der Erzählung der Agnes, »von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntschaft, ist mehr Handlung, als wir »finden würden, wenn wir diese Bekanntschaft auf der Bühne wirklich machen »sähen. — Also, anstatt von der Frauenschule [mit dem Herrn von *Voltaire*] »zu sagen, daſs Alles darin Handlung »scheine, obgleich Alles nur Erzählung »sei; glaube ich mit mehrerm Rechte sagen zu können: daſs Alles Handlung darin sei, obgleich Alles nur Erzählung zu »seyn scheine.«

Dieser Ausspruch an sich selbst ist richtig, und *Voltaire* hat sichtbar Unrecht; ob aber *Lessing* ihm sein Unrecht bis zur völligen Befriedigung gezeigt habe, mögt' ich bezweifeln. Er hat ihm, däucht mir, nicht viel mehr bewiesen, als daſs die Erzählung komischer sei, als die Handlung seyn würde: eine Sache, die Voltaire nicht läugnen wird; aber er hätte ihm beweisen sollen, die komischere Erzählung sei wirklich mehr Handlung, als die erzählte Handlung selbst. Und daſs dieses sei, mögte sich weit eher aus dem ergeben, was *Moliere* noch hinzusetzt: Arnolph nehmlich nimmt bei jeder Zeitung die er hört, alle nur mögliche Maaſsregeln, um das Unglück, das ihm droht, von sich abzuwenden. Aber diese Maaſsregeln sind nicht nur unnütz; sie dienen sogar, die Liebe im Herzen der Agnes erst völlig zu entwickeln, und den Horaz seinem Zweck auf einmal näher zu bringen. Eben das, und nichts anders, macht, daſs diese Erzählungen Handlung, daſs sie nothwendige Glieder in der Kette der Begebenheiten sind. Wäre es weiter nichts, als daſs Arnolph von dem Vorgegangenen so oder anders gerührt würde, so könnte man sich nicht besser ausdrücken, als es Voltaire gethan hat: die Erzählungen nehmlich *schienen Handlung*, es würden Leidenschaften empört, die ein Bestreben, eine Tendenz zur Wirksamkeit enthielten; wir erwarteten alle Augenblicke, daſs sie ausbrechen, und die wichtigsten Veränderungen hervorbringen würde; aber die Wirksamkeit selbst bliebe aus: die Leidenschaften hielten sich in Arnolphs Seele verschlossen, und die Sache ginge eben den Gang, den sie auch ohne sie würde gegangen seyn; kurz, die *scheinbare Handlung* wäre Erzählung. Man denke sich nur den Arnolph in ein Gefängniſs eingesperrt, ohne das mindeste Vermögen den Entwürfen des Horaz entgegen zu arbeiten, von keinem als nur von ihm besucht, und mit jenen lustigen Erzählungen, die ihm so wehe thun, unterhalten; man nehme an, daſs die Scenen unverändert blieben wie sie itzt sind: so würden sie nun immer noch komisch, immer noch lebendig und unterhaltend seyn; aber an Handlung wäre nicht mehr zu denken. — Ich weiſs sehr wohl, daſs man das Wesentliche des Lustspiels nicht in die Reihe der Begebenheiten, sondern in die Entwickelung des Charakters setzt; aber beide Dinge bleiben demungeachtet verschieden, und nicht Alles was den Charakter zu entwickeln dient, ist darum auch Handlung.

Auſser der zufälligen Vermischung der Formen, von der ich bisher geredet habe, giebt es noch eine andere, der Handlungen selbst. Die Veränderung des *innern*

Zustandes ist zugleich *unmittelbar* eine Veränderung des äuſsern; und umgekehrt, die Veränderung des äuſsern, zugleich *unmittelbar* eine Veränderung des innern Zustandes. Dieses bringt besonders in den philosophischen Gesprächen einen Unterschied hervor, den jedermann muſs bemerkt haben. In einigen derselben herrscht bloſs das philosophische Interesse, und das Räsonnement ist weiter nichts als eine Situation für den Geist; in andern, herrscht auſser dem philosophischen noch ein persönliches Interesse, und das Räsonnement ist zugleich Situation für den Menschen.

Überhaupt mögte man in dieser Absicht dreierlei philosophische Gespräche unterscheiden können. Einige derselben sind durchaus und rein philosophisch: es ist darin den Personen um nichts, als um die Erkenntniſs einer Wahrheit zu thun; sie treten bloſs unter einem allgemeinen Charakter ihres Verstandes auf, als von dem und dem Grade der Fähigkeiten, mit den und den vorläufigen Begriffen, aus der und der philosophischen Schule. In andern, hängt der philosophische Charakter der Personen mit ihrem allgemeinen sittlichen zusammen: die Grundsätze ihres Kopfs sind mit Neigungen und Leidenschaften ihres Herzens so verwickelt, daſs wir immer von einem den Grund in dem andern finden; ihr ganzes Verfahren, ihr ganzer Ton im Philosophiren, lehrt uns das Innerste ihres Charakters kennen. Diese zweite Art, wenn alles Übrige gleich ist, hat schon weit mehr Interesse. Indeſs sind beide, nach dem Begriffe den ich oben bei Eintheilung der Handlung gegeben habe, noch unvermischt philosophisch. Endlich ist in noch andern das dramatische Interesse mit dem philosophischen auf's genaueste verknüpft: es ist an dem Ausgange des Räsonnements dem Ehrgeize, dem Eigennutze der Personen gelegen; es kömmt auf Demüthigung ihres Stolzes, auf Entlarvung ihrer Heuchelei, auf Beschämung ihrer Wollust, ihres Geizes, ihres Betruges, ihrer Ungeschicklichkeit an; sie haben, wenn sie gewinnen, Ehre, wenn sie verlieren, nichts als Schimpf und Schande, und oft noch den Verlust anderer wichtiger Vortheile zu erwarten. Daher mischen sich nun so mancherlei Leidenschaften in's Spiel, die sonst nur auf der Bühne erscheinen; auch ist, mit dem Interesse der Personen, das Interesse des Zuschauers zwiefach: er erwärmt sich nicht allein für oder wider die Sache; auch für oder wider die Person, die sie führt: nicht bloſs die Entdeckung der Wahrheit macht ihm Vergnügen; auch der gedemüthigte Stolz, auch die entlarvte Heuchelei, auch die beschämte Wollust, auch der bloſsgestellte niedrige Eigennutz. So sind zum Theil die Gespräche des *Sokrates* mit den *Sophisten* beschaffen. Es ist ein wahres Fest für den Geist, wenn dieser eben so vortreffliche Mann, als Denker, einen aufgeblasenen Sophisten in Gegenwart der Athenienser faſst daſs er Stand halten muſs, und dann die bescheidne Weisheit über die prahlende Thorheit, die uneigennützige Wahrheitsliebe über den lohnsüchtigen Betrug, ihren glorreichen Sieg erhält.

Eine andere Vermischung der Handlungen ist die, wo die eine als ein einzelner Theil in der andern enthalten ist.

So kann ein dramatisches Gespräch das erste Glied oder ein Mittelglied des philosophischen seyn, und das philosophische Gespräch kann ein Theil des dramatischen werden. Man führe nehmlich Personen ein, die nicht immer nur hingehn wohin sie Leidenschaft und jetziger Eindruck treiben, sondern die nach Grundsätzen handeln, oder denen diese Grundsätze nur eindringend genug dürfen vorgestellt werden, damit sie anders handeln; man mache sie über die Wahrheit oder Allgemeinheit dieser Grundsätze zweifelhaft, es sei aus wirklichen Gründen der Vernunft, oder aus bloſsen Scheingründen einer Leidenschaft, die gerne die Vernunft in ihr Interesse zöge: so hat man nun philosophische Gespräche im Drama; wo um eines besondern individuellen Falls willen eine allgemeine Wahrheit erörtert wird.

Selbstgespräche sind es, wenn die Person sich durch ihre bloſs eigene Einsicht zu überzeugen sucht; Scenen, wenn die Überzeugung durch Hülfe der Einsichten eines Andern entsteht. Von jener Art Auftritte ist der so sehr und mit so groſsem Rechte bewunderte Monolog des *Hamlet* über den Selbstmord; dem man in der komischen Gattung einen andern über die Ehre, welchen *Falstaff* hält, entgegen setzen könnte. Dergleichen Scenen, wenn sie mit Shakespearschem Geiste bearbeitet werden, haben immer einen ausnehmenden Werth: theils wegen des lebendigen Interesse, das die Person an der Wahrheit nimmt, theils wegen des hellen Lichts, worin oft die Wahrheit durch das Eigenthümliche der Situationen gestellt wird. — Aber auch hier gilt wieder die Anmerkung: daſs philosophisches Gespräch im Drama ganz etwas anders ist, als in wirklichen philosophischen Dialogen. Es wird alles mehr auf den wirklichen vorhabenden Fall gerichtet: der Ton ist wegen des erhöheten Interesse feuriger, forteilender, stärker; und was *Quintilian* *) den Rednern sagt, daſs sie nicht so spitzfindig wie die Dialektiker disputiren sollen, das hat sich der dramatische Schriftsteller vor allen andern zu merken. — *Sulzer* **) war auf dem Wege, über alle diese Puncte viel Gutes zu sagen, und es ist zu bedauren, daſs er seine Ideen darüber so gar wenig entwickeln wollen.

Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs zu erwähnen, den man zuweilen den Monologen viel zu all gemein gemacht hat, als ob sie die Handlung aufhielten. Freilich, wenn sie zu weiter nichts dienen, als in einem übel verbundenen Plane die leeren Zwischenräume zu füllen; wenn sie gleichsam nur die Brücken sind, die dem Schriftsteller von der einen Scene zur andern hinüberhelfen: so ist dieser Vorwurf sehr richtig. Aber es giebt ja Beispiele genug von bessern Monologen, die in dem Gemüthszustande der Handelnden, und eben dadurch in der ganzen Handlung selbst, eine wichtige Veränderung bewirken. Unser philosophischer und überhaupt jeder räsonnirende Monolog kann beides seyn: bloſse Verbindungs-, oder wirkliche, zum Erfolge mitwirkende, Scene. Wird das Räsonnement bloſs *bei Gelegenheit* des vorhergehenden Auftrittes von der zurückbleibenden *müſsigen* Person geführt, so ist der Monolog Episode; — ob eine zulässige? das hängt von Beantwortung der Fragen ab: ob wirklich die Person selbst, und dann, ob der interessirte Zuschauer, itzt die Geduld und die Zeit haben, jene, das Räsonnement zu führen, dieser, es anzuhören? Ist aber der Person an dem Ausschlage des Räsonnements um der Folge willen gelegen; sind ihre nachherigen Schritte nun wirklich anders, als sie ohne den Monolog würden gewesen seyn, oder geschehen sie wenigstens, wegen veränderter Fassung der Seele, auf eine ganz andre Art, und ist diese andre Art von wirklichem Einfluſs: so ist alsdann der Monolog ein nothwendiges untrennbares Glied der Kette, ohne das kein Zusammenhang wäre, und das also nicht bloſs einem andern Gliede als Zierath neben angehängt worden.

---

*) *Inst. Orat. lib. 5, cap.* 14.

**) Theorie: Artik. *Gespräch.*

Eben diese Anmerkung läſst sich auch auf die mehr pathetischen Monologen anwenden, worin eine Person nur ihrem Herzen Luft zu machen, und alle die Empfindungen auszuströmen sucht, die durch Veranlassung der vorhergehenden Situationen in ihr rege geworden. Wenn weiter nichts dabei herauskömmt, als daſs sie das Herz erledigen, so sind freilich diese affectvollen Auftritte wieder nichts als episodische Auswüchse, die indeſs an ihrer rechten Stelle sehr gut, und wenn nur die Imagination darin nicht zu wild, zu hochfahrend, zu prächtig wird, nicht zu lyrisch von der itzigen wirklichen Situation abschweift, sehr schön seyn können. Gesetzt aber, daſs der Grad der Leidenschaft durch diese Art von Befriedigung abnimmt; gesetzt, daſs er durch die nähere Betrachtung des Gegenstandes während dem Reden anschwillt; gesetzt, daſs irgend sonst eine Veränderung dadurch zu Stande kömmt, die andre Entschlüſse, eine andere Art des Verfahrens zur Folge hat: so gehört wiederum der Monolog als ein wesentliches Glied in die Reihe. Alles dieses ergiebt sich aus unserm obigen Begriff von der Handlung. — Die am meisten episodischen Monologen sind zugleich die unnatürlichsten und uninteressantesten: die, wo die Person sich selbst eine Erzählung oder eine Beschreibung vorsagt, bloſs aus Gefälligkeit gegen den zu ungeschickten oder zu bequemen Dichter, um ihm die Mühe einer bessern Exposition zu ersparen.

Eine vollständige Classification der Werke zu versuchen, die durch Mischung und Verbindung der oben angegebenen beiden Arten von Handlung möglich sind, schreckt mich *Diderot* durch die zweite der schönen Erzählungen ab, die *Geſsner* dem fünften Theile seiner Schriften beigefügt hat *). Die Idee zu dieser Erzählung, oder vielmehr zu diesem philosophischen Gespräche, ist so originell, daſs vor dem wirklichen Daseyn dieses Werkes wohl schwerlich Jemand auf eine solche Verbindung der Gattungen gefallen wäre. Ich nenne das Werk *philosophisches Gespräch;* denn unmöglich kann es bloſses satirisches oder moralisches Charaktergemälde seyn, und noch viel weniger ein Drama. Das Schicksal der Personen interessirt darin lange nicht so sehr, als die aufgeworfene Frage; auch hat der Verfasser seinen ganzen Plan nur auf diese Frage hingerichtet. Alle die Scenen, die er zusammen bringt, machen nur insofern ein Ganzes, als in allen dieselbige Schwierigkeit wieder kömmt; unter sich selbst stehen sie in gar keiner Verbindung. Auch werden wir, zum sichern Beweise, daſs es dem Verfasser weit weniger um Beschäftigung unsers Herzens als unsers Verstandes zu thun war, über das Schicksal der meisten darin vorkommenden Personen in völliger Ungewiſsheit gelassen.

---

*) Die Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern. (Ist in Diderot's Werken, Paris, 1798. tom. 9. p. 305.)

Nun aber vergleiche man diese neue Art philosophischer Dialogen mit den Werken der Alten, oder derjenigen Neuern die ihnen nachgeahmt haben; und welchen groſsen, wesentlichen Unterschied wird man finden! Die letztern hat *Quintilian* sehr richtig so charakterisirt: *Illi homines docti, et inter doctos verum quaerentes, minutius et scrupulosius scrutantur omnia, et ad liquidum confessumque perducunt; ut qui sibi et inveniendi et judicandi vindicent partes*)*. Aber nichts von dem Allen findet sich in dieser *Diderotschen* Unterredung. Wir haben darin nur einen einzigen *hominem doctum:* der ist Diderot selbst: und dieser scheint von seiner Gelehrsamkeit keinen groſsen Gebrauch zu machen; auch kann er das nicht wohl, ohne den Pedanten zu spielen. Die übrigen Personen sind: ein alter Hammerschmied, von viel gesunder Vernunft, aber darum noch lan-

*) *Instit. lib. 5, cap. 14, 27. Ed. Gesn. p. 261.*

ge kein Philosoph: ein gutes ehrliches Mädchen, das für Recht und Unrecht Gefühl hat, aber keine Vernunftschlüsse, ihr Gefühl zu vertheidigen: ein gewissenhafter, aber noch mehr eigennütziger Hutmacher: ein Arzt, der sein philosophisches Collegium, wenn er je eins gehört, schon längst scheint vergessen zu haben; ein Mathematiker, der an nichts als Zahlen und Dreiecke denkt; und endlich — was in Absicht auf Philosophie noch weit weniger sagen will — ein frommer Abbé, und ein wohlgemästeter Prior. An scharfsinnige tiefe Untersuchung der Wahrheit ist hier gar nicht zu denken. Keiner von allen, auſser Diderot der Sohn, wäre dazu fähig: aber der eine Theil der Anwesenden würde ihn nicht verstehen, der andre nicht aushören: und so thut er ganz recht, daſs er nur Gründe im Ganzen hinwirft, ohne bis zu den ersten Begriffen zurückzugehen. Daher giebt denn auch Keiner von Allen nach; Jeder bleibt, wie fast immer bei solchen Streitigkeiten, auf seiner Meinung: und der Leser muſs am Ende die Entscheidung selbst übernehmen, wenn ihm an der Streitfrage gelegen ist.

Folglich, könnte man sagen, ist das Werk ein Zwittergeschöpf, das zu gar keiner Gattung gehört! ein Unding, ohne Anlage und ohne Geschmack in der Ausführung! Das wäre allerdings die schnellste Art, damit fertig zu werden, wenn es sich nur erweisen lieſse, daſs in der bisherigen Classification der Werke alle Gattungen ganz erschöpft wären. Aber wenn der Naturkenner eine Pflanze oder ein Insect findet, das noch von keinem *Linnäus* beschrieben worden; soll er darum gleich ausrufen: diese Pflanze ist ein Miſsgeschöpf? dieses Insect ist ein Unding? Jene hat aber ihre Wurzel, ihre Blätter, und ihren Samen; dieses hat seine Organisation, seine Bewegung, sein Leben: und wenn sie also noch keinen Namen haben, was folgt daraus? Nichts, als daſs sie einen erhalten müssen. Eben so, wenn ein Werk des Geschmacks erscheint, das man unter keine der schon bekannten Classen zu bringen weiſs, soll man es darum sogleich verwerfen? Es rührt aber, gefällt, unterrichtet, befriedigt; und so hat es ja Alles was es haben muſs, um kein Miſsgeschöpf, kein poetisches Ungeheuer zu seyn. Man untersuche also seine Natur, und gebe ihm seinen Namen; oder wenn man das nicht will, so spreche man ihm wenigstens sein Wesen, seine ihm eigne Vollkommenheit und Güte nicht ab! — Daſs andre Gattungen besser sind, weil sie höhere Zwecke erreichen, kann seyn; aber auch die Producte der Natur sind an Vollkommenheit unendlich verschieden: und doch ist jedes gut und vollkommen, wenn es nur alles das ist, was es als so ein Ding gerade seyn soll.

Der eigene Charakter unsers *Diderotschen* Dialogen mögte schwerlich besser zu bestimmen seyn, als wenn man ihn mit den Theaterstücken vergleicht, die bei den Franzosen *pièces à tiroir* heiſsen. »Diese Stücke bestehen aus lauter episodischen Auftritten, die unter sich keine Verbindung haben, oder nur auf's höchste vermöge einer kleinen Intrigue, die sich durch sie hinschlingt, zusammen hangen *).« Dergleichen Stücke haben ihren Zweck, der sehr gut ist, uns einen Charakter in verschiedenen Situationen, von seinen verschiednen Seiten zu zeigen; und wenn sie diesem Zwecke Genüge thun, wenn die kleinen Handlungen, die darin zu einem Gemälde verbunden werden, wirklich alle zu diesem Zwecke arbeiten, und aus ihrer aller Verbindung das vollständige, helle Bild eines merkwürdigen Charakters wirklich hervortritt, so haben sie alle die Vollkommenheit und Güte, deren sie fähig sind. Vielleicht sind sie unendlich geringer, als andre Stücke, aber in ihrer Art eben so vortrefflich, als das beste einer vortrefflichern Gattung in der seinigen. Und wie, wenn nun das *Diderotsche* Gespräch ein solches Stück in der Gattung der philosophischen Dialogen wäre? wie, wenn es wegen eigenthümlicher Beschaffenheit der Hauptgattung, wovon es Unterart ist, noch etwas mehr zu bedeuten hätte, als jene Stücke auf dem Theater bedeuten? Ich will mich näher erklären.

---

*) Theater des Hrn Diderot, Th. 2, S. 175 der Lessingschen Übersetzung.

Was in der einen Art Werke der Charakter ist, das ist in der andern die philosophische Frage. Dort werden Situationen aufgesucht, in welchen sich der Charakter anders und anders entwickelt; hier, particuläre Fälle, die in die Frage andre und andre Bestimmungen bringen. Dort gehören alle verschiednen Seiten zur Einsicht des ganzen Charakters; hier, alle verschiednen Bestimmungen zur Einsicht der ganzen Frage. Dort schlingt sich durch die Scenen eine kleine Intrigue; hier, ein unausgeführter Discurs, in welchem Gründe für und wider angegeben, aber nichts bis zu voller Deutlichkeit entwickelt, nichts bis zu voller Befriedigung durchgesetzt wird. Die Regeln beider Arten von Werken liegen schon selbst in ihrem Begriffe. Ein bedeutender Charakter; eine bedeutende Frage. Jede neue Scene, zur Entwickelung des Charakters gehörig: jede neue Bestimmung, zur Entscheidung der Frage gehörig. Erschöpfung der wichtigsten Züge des Charakters; Erschöpfung der wichtigsten Entscheidungsgründe der Frage. Jede Situation so interessant und belebt, als möglich; jeder particuläre Fall so einleuchtend und treffend, als möglich. Keine zwei Scenen, die den Charakter nur von einerlei Seite zeigten; keine zwei Fälle, die nur einerlei Gesichtspunct enthielten. — Je mehr ein Werk diesen Forderungen Genüge thut, desto vollkommner wird es seyn; je weniger, desto unvollkommner.

Ohne noch für's erste auf das Beispiel

zu sehen, das *Diderot* von dieser Gattung gegeben hat, will ich die Idee derselben nur im Allgemeinen betrachten. Sie gefällt mir gar sehr, und ich wünschte darin der Werke eben so viel, als ich der ähnlichen auf dem Theater weniger wünschte.

Der Philosoph, wenn er in der Gegend der abstracten Begriffe glücklich fortkommen will, muſs allemal vom Individuellen ausgehn, und sich nie tiefer in's Labyrinth begeben, als der Faden der Erfahrung reicht, den er am Eingange befestiget hatte. Wer sich in seinem öden Zimmer, von Natur und Menschen abgesondert, bei ein paar trocknen Metaphysikern einsperrt, der müſste sehr glücklich seyn, wenn er einmal eine brauchbare Wahrheit ertappte; Irrthümer, Ungereimtheiten, unnütze Wortkrämerei wird er uns geben, aber keine wahre bracuhbare Philosophie. — Wenn denn aber alles auf Facta, auf Erfahrung ankömmt, so kann es unmöglich gleichgültig seyn, von welchen Factis die Untersuchung ausgeht, oder wie die Erkenntniſs des Philosophen davon beschaffen ist. Die eine Erfahrung enthält weit mehr, als die andre; enthält dieses Mehrere weit deutlicher, lebhafter, bestimmter, als die andre. Das wohlgefaſste, in vollem Licht erkannte Factum bringt auch mehr Licht, mehr Bestimmung in's Räsonnement; das schiefgefaſste, dunkel und halb erkannte, macht auch das Räsonnement dunkel, ungewiſs, schwankend. Die unglücklichen Stunden des philosophischen Genies sind die, wo das Gedächtniſs nur Wörter, die Imagination keine Bilder hat, oder doch nicht die rechten, lebhaftern Bilder; die glücklichen, die, wo die willige Imagination alles das Beste aus ihrem Vorrathe hergiebt, was die Vernunft ihr abfordert. Dem Philosophen ist daher unendlich an gewählten, ausführlichen, deutlich vorgetragenen Beobachtungen gelegen; und wer sie ihm giebt, leistet ihm den wichtigsten Dienst von der Welt. Er giebt ihm das, worauf die ganze Begierde seines Geistes gerichtet ist: ausgesuchten und wohlzugerichteten Stoff zum Denken.

Aber alles Räsonnement geht auf's Allgemeine; mit einem, zwei Factis wird die Vernunft nicht wohl auskommen. Also damit das Räsonnement nicht einseitig werde, verlangt der Philosoph ihrer mehrere; und wie müssen die seyn, wenn sie ihm nützen sollen? Verschieden! Je ähnlicher sie sind, desto minder unterrichten sie ihn; desto mehr läuft er Gefahr, der ganzen Gattung zuzusprechen, was nur von der Art gilt, das Wesentliche mit dem Zufälligen zu verwechseln, die allgemeine Frage zu entscheiden, wie nur die besondre sollte entschieden werden. Doch die starken auffallenden Unterschiede entwischen schon dem aufmerksamen Philosophen nicht so leicht; also mit denjenigen Erfahrungen wird ihm hauptsächlich gedient seyn, wo ihm auch die feinern, versteckteren aufgedeckt werden. Dann werde er noch an die verschiedenen Meinungen erinnert, welche über die vorhabende Frage aufgekommen oder möglich sind; er werde an die wichtigsten Beweisgründe, an die wichtigsten Einwürfe erinnert: und er hat Alles, was er zur Vollendung seines Räsonnements nur wünschen kann; er wird, das Ohr gegen den Philosophen und den Blick auf die vorgelegten Facta ge-

gerichtet, ohne Schwierigkeit ausmachen können, was wahr, was falsch, was zu allgemein, was zu eingeschränkt geurtheilt ist: und so wird er durch alle verschiedenen Meinungen und Zweifel sich glücklich zur Gewiſsheit, zur höchsten Wahrscheinlichkeit, zum Rathsamsten und Klügsten, nachdem nun der Fall ist, hindurch finden.

„Ein Werk also, wie davon das Diderotsche die Idee giebt, das dem Philosophen eine Auswahl der merkwürdigsten, in's frappanteste Licht gestellten, hinlänglichen Erfahrungen und Fälle liefert, die zum glücklichen Erfolg einer gewissen Untersuchung nöthig sind; ein Werk, das ihm gleichsam seine ganze Werkstätte auf's bequemste zusammen baut, ihm alle Instrumente zu seinem Lieblingsgeschäfte in die Hand giebt; das ihm einen ganzen

Reichthum von Ideen vorhält, und ihm die Wollust nicht wegnimmt, sich diese Ideen selbst völlig aufzuklären, zu verbinden, zu ordnen, Schlüsse und Folgen herauszuziehen: so ein Werk muſs ihm äuſserst willkommen, muſs für ihn höchstinteressant seyn. —

So erschien mir diese Gattung, indem ich sie nach ihrer Brauchbarkeit für den denkenden Philosophen ansah; aber es giebt noch einen andern nicht minder interessanten Gesichtspunct: und wie erscheint sie in diesem? Wie wird sie dem Leser von Geschmack gefallen? dem Manne, der sich nicht mag unterrichten lassen, ohne zugleich vergnügt zu werden?

Besser, sollt' ich meinen, als die Gattung der eigentlichen philosophischen Gespräche; denn diese hier ist weit dichterischer. In jenen muſs die Materie und der Gang der Untersuchung, müssen Umstände und Charaktere schon mit groſser Feinheit gewählt seyn, wenn das Werk nicht in seinen meisten Theilen das poetische Interesse verlieren, und nur das philosophische behalten soll. Im *Platon* giebt es dergleichen, die auch den wollüstigsten Leser fesseln können; unter den Neuern wird es deren nur selten geben. Das Räsonnement ist hier metaphysischer, spitzfindiger; wo sich Sokrates mit Analogieen behalf, da holen die Neuern ihre Schlüsse aus den ersten Begriffen hervor. Aber erste Begriffe sind trocken; haben keine Schönheit, kein Leben mehr; auch verlängert sich nun die Kette der Schlüsse: die methodische Ordnung, worin sie sich am leichsesten übersehen lieſsen, wird durch die Form des Dialogs zerstört. Man hat die gröſste Aufmerksamkeit nöthig, um nur den Faden nicht zu verlieren; und diese Aufmerksamkeit, wer ist ihrer fähig, oder wer wird sie anwenden wollen, als der Philosoph von Handwerk, der eben im Denken und Räsonniren seine Wollust findet? Hier hingegen sind es Erfahrungen, Facta, wirkliche individuelle Fälle, die man uns vorlegt; es ist mehr Mannichfaltigkeit, mehr Leben in Sachen und Ausdruck möglich; das Herz wird zugleich mit dem Verstande beschäftigt; wir sind uns bei unsrer Aufmerksamkeit keiner Anstrengung bewuſst; wir werden durch die Anmuth der Lectüre mit fortgerissen. Der Unterricht, den man uns giebt, geschieht weniger durch Vernunftschlüsse, als durch Anblick und Eindruck: durch das helle Licht, worin der Schriftsteller seine Facta gesetzt hat. So ein Lehrgedicht, sollt' ich denken, wäre mehr

Gedicht, als die meisten der poetischen Abhandlungen oder Maximensammlungen, die man uns unter diesem Namen gegeben hat.

In dieser Betrachtung nun würd' ich von einem solchen Werke folgendes fordern: einen allgemein interessanten Inhalt; Wahrheiten aus der Philosophie des Lebens, über die für Jeden der Unterricht wichtig, und das zwischen die Facta eingewebte Räsonnement faſslich ist; Wahrheiten, die den groſsen Vortheil haben, daſs sie durch die Charakterschilderungen, die sie herbeiführen, unsre Kenntniſs des Menschen vermehren, besonders in Absicht der geheimen Verbindung, die zwischen dem Verstande und dem Herzen Statt findet, und deren Erkenntniſs immer so interessant, so lehrreich, so bessernd ist. Ferner müſste der Schriftsteller uns zu täuschen wissen; er müſste die Kunst verstehn, alle die einzelnen Fälle, an denen zur völligen Einsicht der Wahrheit gelegen ist, so in einen Plan zu sammeln, daſs ihrer aller Verbindung nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich wäre.

In Hinsicht auf diese Kunst, ist das Werk von *Diderot* Muster. Die Erzählung des alten schon schwachen Vaters, der mit seinen Kindern des Abends am Kamine sitzt und gern mit ihnen plaudern will, kömmt so natürlich herbei; zu dem alten schwachen Manne kömmt sein Arzt — denn wer sollte wohl eher kommen? — und das führt dann auf ein andres Factum, wovon es ganz natürlich die Rede giebt. Nachdem der Arzt weg ist, unterbricht der Hutmacher das Gespräch, der sich in seinem Anliegen wohl bei keinem andern, als bei dem klügsten und erfahrensten Manne des Ortes Raths erholen kann: und zum Glücke ist sein Anliegen wieder zur Streitfrage gehörig. Ein wenig wunderbar! wird man sagen; aber doch wirklich nichts wunderbarer, als man sich's ungefähr von jedem Plane muſs gefallen lassen, und auch gern gefallen läſst. Endlich das Factum, das der leichtsinnige Prior erzählt: wie natürlich wird er darauf durch die bisherige Unterredung gebracht! Und wer wird's denn auch dem Verfasser verdenken, daſs er uns zuletzt noch mit einer jungen lebhaften Frau in Gesellschaft bringt, deren Geschichte mit dem vorhin geführten Streite in einer neuen obgleich feinern Verbindung steht? — So die Zusammenordnung der verschiedenen Fälle zu Einem Plan. Die Wahl der Unterredner, die nun über diese Fälle ihr Urtheil sprechen, ist eben so glücklich. Alle sind verschieden gestimmt; bei allen sehen wir, wie die Gründe ihrer Entscheidung mehr noch in ihnen selbst als in der Materie liegen; wir sehen, wie ihre Grundsätze mit ihrem Charakter, Stande, Interesse zusammenhangen: und so wird es uns leicht, das Falsche vom Wahren zu sondern, indem wir noch überhaupt die Klugheit lernen, dem Räsonnement der Menschen bis in's Innerste ihrer Herzen nachzuspüren, und uns vor Irrthum und Verführung zu hüten.

Was mir in dieser Absicht an dem Diderotschen Werke mifsfällt, ist dies: es befriediget nicht; es hat Anfang und Mittel, aber kein Ende. Von allen Meinungen nimmt sich keine so durch Billigkeit und Mäfsigung aus, dafs wir sie ohne Bedenken den übrigen vorzögen; keine der Parteien ist so ruhig, so von Vorurtheilen uneingenommen, daſs wir volles Vertrauen zu ihr gewönnen. Hat Diderot der Vater Recht, so hat Pater Bouin Recht: und das kann schwerlich seyn; hat Diderot der Sohn Recht, so kann er's doch auch nicht ohne Einschränkung haben: denn er treibt die Sache zu weit, zeigt sich zu sehr als Enthusiasten. Wir wissen also nach geendigter Lectüre nicht, woran wir sind; wir befinden uns in der peinlichen Lage jenes Tonkünstlers *), dem seine leichtfertige Frau mitten in der Dissonanz vom Claviere lief, und der bei allem seinen podagrischen Schmerz vom Stuhl *muſste*, um sie zu lösen. Das letzte Wort, das der Alte dem Sohn in's Ohr sagt: »Es würde mich nicht verdrieſsen, »wenn in der Stadt zwei oder drei der»gleichen Bürger wären, wie du; aber

---

*) Sebastian Bachs.

»ich mögte nicht darin leben, wenn sie »alle so dächten:« dieses Wort scheint die Entscheidung angeben zu sollen; aber sie ist zu dunkel darin enthalten: man bleibt zu ungewiſs, ob man den wahren Sinn getroffen; ihre Richtigkeit ist aus dem Vorhergehenden nicht einleuchtend genug.

Zwar, wenn Diderot bloſs für den Philosophen schrieb; so hätte dieser Einwurf nicht viel zu bedeuten. Mein Werk, könnte er sagen, gehört zur Gattung der bloſs versuchenden Dialogen (πειραστικοι), worin man die Meditation nur anfängt, die Wahrheiten nur gleichsam sondirt; es ist mir schon recht, wenn der Denker in jene halbpeinliche, halbangenehme Unbehaglichkeit geräth, die ihn selbst an das Instrument zieht, das ich eben darum verlassen hatte. Schrieb aber Diderot für die Welt — und er mußte voraussetzen, daß die Welt einen so interessanten Aufsatz nicht würde ungelesen lassen — so hatte er aus einem zwiefachen Grunde Unrecht: zuerst, weil ohne Vollendung keine Befriedigung ist, und nicht jeder das Instrument verstehen mögte, von dem er fortläuft; zweitens, weil er die Leser über eine Materie in Ungewißheit stürzt, die so nahe mit Rechtschaffenheit und Tugend verwandt ist. In andern Materien mag es gut seyn, die Menschen zu Skeptikern zu machen; aber doch wohl schwerlich in dieser? Er hätte also bei sich selbst zur Gewißheit kommen, und dann eine seiner Personen durch philosophische Kaltblütigkeit und überwiegende Einsicht so vor den übrigen auszeichnen, ihren Gründen und Entscheidungen so viel einleuchtende Wahrheit, ihrem Tone so viel Sicherheit und Stärke geben sollen, daſs der Leser keinen Augenblick wegen der Partei, die er zu ergreifen hätte, wäre ungewiſs gelassen worden.

»Es wäre der Mühe wohl werth,« sagt *Sulzer* *), »daſs jemand den eigentlichen »Charakter des Gesprächs, den sich dazu »vorzüglich schickenden Inhalt, und dann »den besten Vortrag desselben besonders »untersuchte.« Ich wünschte, daſs *Sulzer* diese Arbeit selbst übernommen hätte, da er ihr ohne Zweifel besser als ich gewachsen war; indeſs will ich hier wenigstens einen Versuch über die wesentlichsten allgemeinsten Unterschiede beider Formen, des Gesprächs und der Erzählung wagen, und wenn es mir damit nicht glücken sollte, wie *Charmides* beim *Platon* **) denken: Ich habe wenigstens meine Kräfte geübt, ich habe gerungen, und das ist mir genug!

---

*) *Theorie: Artik. Gespräch.*

**) Im Theages.

Alle Eigenthümlichkeiten des Gesprächs und der Erzählung ergeben sich aus dem ersten Hauptunterschiede derselben. In der Erzählung ist die Handlung bereits geschehen: in dem Gespräch geschieht sie eben itzt im gegenwärtigen Augenblicke; dort giebt uns ein Zeuge Nachricht davon, der also auf seine Zuhörer Rücksicht nimmt, und einen gewissen Zweck hat, zu dem er erzählt: hier kommen wir gleichsam nur zufälliger Weise hinzu, und die redenden Personen wissen durchaus von keinem andern Zeugen, als von sich selbst, durchaus von keinen andern Absichten, als die sie selbst unter einander durchsetzen wollen.

Die Spuren der Vergangenheit lassen sich in der Erzählung durchaus nicht vertilgen: selbst nicht da, wo der Erzähler von sich selbst, und in der gegenwärtigen

Zeit, spricht; viel weniger, wo er in der vergangenen Zeit oder von einer dritten Person redet. Er muſs doch immer, auch in jenem Falle, von den übrigen mit denen er zu thun hat, in der dritten sprechen; er muſs doch immer ihre Reden, solange er aus dem Ton des Erzählers nicht heraus geht, an seine eigenen hängen. Führt er sie selbstredend ein; ja führt er seine eigene Person so ein, indem er sich aus der gegenwärtigen in die vergangene Zeit zurücksetzt: so ist er nicht mehr Erzähler; er wird auf diesen Augenblick dramatischer Schriftsteller. Der Erzähler kann also zwar der Gegenwart durch verschiedene Stufen näher rücken; er kann der Imagination, durch Verwechselung der Zeitfälle, in ihrem Bestreben nach Gegenwart und Anschauen zu Hülfe kommen: aber so ganz kann er sie doch nie in die Wirklichkeit hineinsetzen, als der Dialogist, bei welchem Alles Gegenwart, Alles jetziger Augenblick ist. Zu geschweigen, daſs der Erzähler, um verstanden zu werden, so Vieles in seiner eigenen Person hinzusagen muſs, was der Dialogist schlechterdings dem Anblick selbst überläſst.

Aus diesem ersten Hauptunterschiede ergiebt sich sogleich ein zweiter, der von allen der wichtigste ist. Die Erzählung nehmlich kann von dem jedesmaligen Zustande einer handelnden Seele, sie kann auch von dem ganzen genauen Zusammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen, nie eine so specielle vollständige Idee geben, als das Gespräch.

Es ist unglaublich, wie sehr sich die Seele den Worten einzudrücken, wie sie die Rede gleichsam zu ihrem Spiegel zu

ma-

machen weiſs, worin sich ihre jedesmalige Gestalt bis auf die feinsten und zartesten Züge darstellt. Der logische Satz, oder der bloſse allgemeine Sinn, aus den Worten herausgezogen, ist immer das Wenigste; die ganze Bildung des Ausdrucks, die uns genau die bestimmte Fassung der Seele bei dem Gedanken zu erkennen giebt, ist Alles. Diese Bildung enthält zuweilen eine solche Menge von Nebenideen, daſs man sie einzeln mit aller Mühe nicht anzugeben, und aus einander zu setzen weiſs: es giebt Reden im *Euripides* und *Shakespear*, die der Erzähler in ganze Bogen; Scenen, die er in ganze Bücher verwandeln müſste, wenn von ihrem Inhalte, von allen den feinsten Ideen, die sie ausdrücken, nichts verloren gehen sollte: und doch würden uns diese Bücher noch immer nicht das liefern, was uns die einzige kleine Scene liefert; denn es würden Schattirungen, es würden Geheimnisse der Verbindung zurückbleiben, die sich schlechterdings von keinem Beschreiber fassen lassen. Die feine Auswahl der Wörter, die zwischen sie eingestreuten Partikeln, die oft in den Gesinnungen der Seele so unendlich viel bestimmen, die Inversionen der Rede, das was gesagt, und das was verschwiegen wird, die Verbindungen, die gemacht und die nicht gemacht werden, das plötzliche Abbrechen eines Gedankens, der mannichfaltige richtige Gebrauch der Figuren, der Fall, der Klang, der ganze Zusammenbau der Perioden: — alles dieses giebt erst dem Gedanken seine individuelle Bestimmung, sein Leben. Die schlechthin gesagte Idee zeigt uns kaum den Schattenriſs, kaum die äuſsersten Linien von dem Zustande der Seele; die so bestimmt ausgedrückte Idee ist das ausgeführte, lebendige, colorirte Gemälde selbst. Aber dieses Alles ist noch wenig gegen den neuen Reichthum von Nebenideen, den uns ein dialogisches Werk in ganzen weitläuftigen Scenen von dem Zustande einer Seele giebt. Das Eigne des Ganges, den die Gedanken nehmen, der bestimmte Ort, wo ein jeder hintritt, die Puncte, wo die Seele einhält, wo sie forteilt, bald mit dieser, bald mit jener Geschwindigkeit forteilt; der mannichfaltige Wechsel von Leidenschaften und Tönen; das geflissentliche Vermeiden der einen Idee, und das öftre Zurückkommen auf eine andere; die große Menge vorhergehender Eindrücke, deren ganze Kraft sich oft in einer einzigen Rede zusammendrängt; und über das alles noch der Ton der Stimme, der Blick, das ganze Gebehrdenspiel, das durch die Worte in einer feinen und schnellen Imagination schon mit bestimmt wird: wie weit muſs in allen diesen so groſsen Vortheilen die Erzählung zurückbleiben!

Wenn irgend eine Nation diesen Unterschied recht lebhaft empfinden kann, so muſs es die unsrige seyn. Denn in der That hat unsre Sprache wegen ihrer groſsen Freiheit im Construiren, besonders wegen ihrer Inversionen, und ihrer Partikeln, in deren Menge und Feinheit sie vielleicht nur der Griechischen nachsteht, die schönste Anlage zum kräftigsten und seelenvollsten Dialog; doch macht auch freilich eben dies den guten Dialog in ihr schwerer: und ich fürchte, wir werden in dieser Gattung immer weniger Gutes haben, als die übrigen Nationen. In einer Sprache nehmlich, die einer mehrern Bestimmung der Ideen fähig ist, verlangt man auch diese mehrere Bestimmung: das will sagen, man verlangt von dem Schriftsteller eine beseeltere, wärmere Einbildungskraft, die sich ihren Gegenstand nach seinen ſeinsten Nüancen gegenwärtig zu machen weiſs. Und es besonders auf's Drama anzuwenden, man verlangt ein gröſseres Genie, das in die ganze eigenthümliche Fassung der Seele, die es an seinen Personen schildern will, tiefer hineindringt.

Aber, wird man mir einwenden, steht denn nicht dem Erzähler die Sprache mit allen ihrem Reichthume, und allen ihren mannichfaltigen Kräften eben so gut, als seinen handelnden Personen, zu Diensten? Ja, sie steht ihm zu Diensten; aber, solange er Erzähler bleibt, nur zu seinem eigenen Gebrauche, nur um die Gedanken und Empfindungen seiner eigenen Seele auszudrücken. Wenn es ihm also auf Beschreibung der Wirkungen ankömmt, welche die Betrachtung seines Gegenstandes bei ihm selbst hervorbringt: so kann er die freilich mit so viel Reichthum, und so viel Leben machen, als er nur will; aber er wird dann aufhören, Erzähler zu seyn, und Redner oder lyrischer Dichter werden. Er selbst wird in seinem Werke die Hauptperson spielen, seine Handlung verdunkeln, und uns statt der Seelen der darin verwickelten Personen, von deren Zustande doch einzig die Frage war, seine eigne kennen lehren. Will er dieses nicht, so muſs er entweder seine Personen selbstredend einführen: und dann ist er nicht mehr Erzähler; oder er muſs die Reden der Personen durch Verbindungspartikeln an seine eigenen hängen: aber das zieht unausbleiblich die Einförmigkeit der Construction nach sich, mit deren Mannichfaltigkeit und Freiheit die meisten der oben angeführten Vortheile verloren gehen. Er giebt uns also immer nur die allgemeine Idee von dem jedesmaligen Zustande der Seele, entkleidet von den meisten sie umhüllenden und verstärkenden Nebenideen; oder will er auch diese uns mitgeben, so muſs er uns das, was wir dort in einem einzigen Gedanken zusammendachten, hinter einander in einer Reihe einzelner Begriffe zuzählen: das heiſst, er muſs aus dem lebendigen Gemälde der Seele eine kalte todte Beschreibung machen. Aber für's erste kömmt hier doch nie der volle Gedanke heraus, wie alles Einzelne im Ganzen bestimmt und verbunden sei; und für's zweite geht über die Weitläuftigkeit der Beschreibung die ganze groſse Wirkung, die sich nun in ihre Elemente zerstückt, verloren.

Es ist mit der Beschreibung der Seele völlig so, wie mit der Beschreibung körperlicher Gegenstände. Der Anblick unterrichtet uns immer unendlich vollständiger, schneller, und um beider Ursachen willen, auch lebhafter, als die ausführlichste und schönste Beschreibung. Wie ein hohes und lebendiges Colorit der Dichter auch mag gewählt, wie tief er sich auch ins Besondre mag eingelassen haben; so kann er doch immer nur gewisse Seiten des Gegenstandes fassen, immer nur in allgemeinen Ausdrücken von ihnen reden, immer nur eine Imagination, die diese Gegenstände, wenigstens theilweise, schon sonst gedacht hat, an sie bloſs erinnern, ohne selbst die neue noch nie gehabte Idee in ihr hervorzuzaubern. Will er weiter, so wird er nur allzubald das Unvermögen des Mittels fühlen, auf dessen Gebrauch seine Kunst ihn einschränkt; er wird inne werden, daſs die Sprache aus lauter Zeichen allgemeiner Begriffe besteht, und daſs er diese allgemeinen Begriffe nur vergebens zusammenhäuft, weil doch immer das Individuelle etwas anders, als eine Summe allgemeiner abstracter Eigenschaften ist. Er muſs also nothwendig seines Endzwecks verfehlen; und was noch das schlimmste ist, so muſs er, wenn er sich der eigentlichen Wörter bedient, eine Menge trockner abstracter Begriffe häufen, die den Leser ermüden, oder wenn er in Metaphern und Gleichnissen spricht, eine Menge Bilder zusammentragen, deren Ähnlichkeiten mit dem

Gegenstande, eben weil sie wieder allgemeine Ideen sind, den Zweck nicht erreichen, und deren beigemischte Verschiedenheiten die Einbildungskraft erst vollends erdrücken. — Eben so dürftig aber, und eben so unvollkommen, wie hier, ist die Sprache auch in Absicht der Veränderungen der Seele, wenn sie solche nicht unmittelbar durch die Rede ausdrückt, sondern zum Gegenstand ihrer Beschreibung macht. Sie hat nur Wörter für die obersten Gattungen und Arten derselben, und muſs eine unendliche Menge feiner Nüancen und Nebenbestimmungen unangegeben zurücklassen.

Aus eben den Gründen also, aus welchen man überhaupt die beschreibende Poesie verworfen hat, und mit eben den Einschränkungen, muſs man auch die Beschreibungen der Seele verwerfen. Dort fällt der Dichter dem Maler; hier, der Erzähler dem Dialogisten ins Amt: und was man nicht recht machen kann, das bleibt besser ganz und gar ungemacht. Der Erzähler gehe also, nach der Vorschrift des *Aristoteles* und dem Beispiele *Homers*, sobald es auf Schilderung der Seele ankömmt, ins Dramatische über; oder will er das nicht, so fasse er sich immer nur unbestimmter: es wird ihm zu keinem Vorwurfe gereichen. Er gebe uns immer von jedem Zustande der Seele nur eine allgemeine Idee: »Der König »erschrak; — Der Vater ward innig ge»rührt; — Der Krieger gerieth in die äu»ſserste Wuth.« Er fasse immer nur eine ganze Reihe von Zuständen und Veränderungen in einen einzigen Zug zusammen: »Sie versöhnten sich wieder, und »wurden Freunde. — Nach tausend ver-

»geblichen Bemühungen gelang es endlich. — Alle sein Zureden war umsonst. . . « — Ein genaueres Detail, das im Gespräche so gut thut, wird in der Erzählung ekelhaft und langweilig, weil es hier mit der individuellen Bestimmung der Ideen alle Wärme und alles Leben verliert. Man kann dieses nicht deutlicher als an ausgezogenen Entwürfen dramatischer Stücke sehen, die, wie schön auch an sich selbst das Stück, und wie wohl auch der Auszug gerathen seyn mag, doch immer nur eine unangenehme Lectüre geben.

Dieser Erlaubniſs zu generalisiren, wissen sich denn die Erzähler auch sehr wohl, und oft nur allzu wohl, zu bedienen. Sie sind selten die groſsmüthigen *Richardsone*, die sich zu unserm Vortheil ihrer Freiheit begeben, und, sobald nur die

Handlung interessant genug wird, den Vorhang aufziehn; sie brauchen nur gar zu gern die Flügel, die ihre Form ihnen ansetzt, und rauschen in einem Augenblick über die dornigsten Gegenden hin: wenn der Dialogist, der immer Schritt vor Schritt auf dem Boden fortschleicht, sich mit tausend Mühe und Arbeit hindurch winden muſs. — *Diderot**) hat bereits diesen Vortheil der Erzählung bemerkt; nur redet er bloſs von dem Romandichter, da sich doch sein Ausspruch auf jeden Verfasser erzählender Werke anwenden läſst. »Es ist keine Schwierigkeit zu finden, sagt er, der ein Romanschreiber nicht ausweichen könnte. Er »spricht z. B.: »Auf die schweren Augen-

---

*) Von der dramatischen Dichtkunst: im 2ten Th. seines übers. Theaters, S. 219. — (Die von ihm zur Vergleichung angeführte Stelle ist aus dem „Telemach," zu Anfang des 7ten Buchs.)

»»lieder, und durch den ermatteten Kör-
»»per eines Wanderers, flieſst süſser nicht
»»der Balsam des Schlaſs, als die schmei-
»»chelnden Worte der Göttinn flossen;
»»doch immer widerstand ihr eine ge-
»»heime Macht, und vereitelte ihre Rei-
»»ze. . . Mentor, in seinen weisen Rath-
»»schlägen unveränderlich, lieſs vergebens
»»in sich dringen: manchmal zwar lieſs
»»er sie hoffen, als setzten ihn ihre Fra-
»»gen in Verlegenheit; doch, wenn sie
»»nun eben ihre Neugier zu befriedigen
»»glaubte, verschwand ihre Hoffnung wie-
»»der auf einmal. Was sie fest zu hal-
»»ten glaubte, war ihr entwischt, und ei-
»»ne kurze Antwort stürzte sie in ihre
»»erste Ungewiſsheit zurück.« — Und
»damit hat sich der Romanschreiber
»glücklich aus dem Handel gezogen. So
»schwer aber ein dergleichen Gespräch

»auszuführen ist, so muſs dennoch der dramatische Dichter entweder seinen ganzen Plan verändern, oder die Schwierigkeit überwinden. Welch ein Unterschied, zwischen: eine Wirkung beschreiben, und: sie hervorbringen!«

Je trockner meine Materie ist, um desto eher wird man mir eine kleine Abschweifung erlauben. Was will also *Diderot* mit dem Ausspruche sagen: der dramatische Dichter müsse seinen ganzen Plan verändern, oder die Schwierigkeit überwinden? Er kann nur zweierlei meinen: Entweder, daſs er die ganze Handlung verändern muſs, so daſs die schwierige Scene darin durchaus nicht vorkömmt; oder daſs er die Handlung in die verschiedenen Acte anders vertheilen muſs, so daſs die schwierige Scene von ihnen ausgeschlossen bleibt, und entweder hinter die Scene, oder in den Zwischenact fällt.

Jenes ersten Mittels sich zu bedienen, steht jedem dramatischen Dichter frei, sobald er es nur über's Herz bringen kann, seine Arbeit freiwillig zu verschlechtern, und sich selbst ein Bekenntniſs von der Schwäche seines Genies, oder von seiner Trägheit abzulegen. Das letztere Mittel hingegen steht keinem frei, als bloſs dem regelmäſsigen, der sich genau an die Einheiten der Zeit und des Orts hält. Wenn wir diesem über eine ausgelassene vortreffliche Situation einen Vorwurf machen, so wird er schlau genug seyn zu antworten: Man kann nicht Alles auf einmal. Die Scene wäre freilich vortrefflich, und ich hätte sie auch so äuſserst gern in meinen Plan gezogen, aber es war nicht zu machen. So manche andere

dere Scenen hätten darüber wegfallen; ich hätte meine Auftritte so schlecht verbinden; hätte so offenbare Fehler wider die Wahrscheinlichkeit begehen müssen, daſs am Ende diese einzige Situation so vieler Aufopferungen nicht werth war. Seid also zufrieden, daſs ich euch nicht jeden Augenblick aus der Illusion reiſse, nicht Scene vor Scene einen neuen Vorhang aufflattern lasse, und euch, wie auf Faustens Mantel, aus Deutschland nach Frankreich, aus Frankreich nach Deutschland versetze! Seid zufrieden, daſs ich euch in der natürlichsten Folge nur noch so viel Gutes geliefert, nur noch so wenig Verbindungsauftritte und matte Erzählungen gemacht, als Ihr in meinem Stücke finden werdet! Es ist ja kein Vortheil in der Welt, den man nicht mit einigem Verlust erkaufen müſste. — Auf diese Art wird er sich aus dem Handel wickeln, und was wird man ihm antworten können? Man wird ihm die groſsen Vortheile der Einheiten läugnen müssen, die doch auch wieder so manche Gründe für sich haben; oder man wird ihm einen andern eben so regelmäſsigen, und eben so natürlichen Plan vorzeichnen müssen, wo die ausgelassene Scene hineingeht: und dann, wenn er hartnäckig ist, wird er noch immer den Beweis fordern, daſs dieser Plan wirklich vollkommner, und die gewonnene Situation besser, als die nun wegbleibenden, sei. Kurz, der Proceſs, den man diesem regelmäſsigen Dichter macht, führt, wie man sieht, gar sehr in's Weite, und mögte wohl Jahre lang hangen bleiben.

Mit dem unregelmäſsigen Dichter hingegen, der uns immer wie auf der Schaukel herumwirft, und von keinem *Aristoteles* oder *d'Aubignac* hören will, ist man im Augenblick fertig. Keine einzige der schweren Situationen, die in seiner Handlung liegen, will man ausgelassen wissen; denn eben die schwersten sind, wenn ein Genie sie bearbeitet, immer die schönsten. Was sie schwer macht, ist eben das: daſs sie einen so tiefen Blick in das Innerste des Charakters, in die verborgensten Winkel des Herzens erfordern; daſs der Dichter, der ihnen genug thun will, eine so feine Temperatur der Leidenschaften, eine so delicate Auswahl der Reden treffen, sich mit einem so hohen Grad von Begeisterung hineindenken muſs: und wodurch sonst ist eine Theaterscene vortrefflich? Wenn ich also »den Kaufmann von London« sehe; so weiſs ich's *Lillo* Dank, daſs er mir einen neuen Vorhang aufzieht, wo der Oheim ermordet wird, einen neuen, wo Barnwell zur Milwood zurückkömmt; aber wie viel Vortreffliches er mir auch geben mag: ich bleibe unzufrieden, oder er muſs mir Alles geben. Es liegt ganz offenbar noch mehr Gutes in seinem Stoffe; und was kann ihn hindern, es auszuführen? Ich setze Miſstrauen in sein Genie, wenn er sich zwei Bedienten einander erzählen läſst, was gewiſs, wenn ich es selbst sähe, die gröſste Scene des Stücks werden müſste, aber auch freilich die schwerste: des Jünglings Überredung durch seine Verführerinn. Barnwell, bei allem seinen Abscheue vor einer so schwarzen That, als der Meuchelmord seines Wohlthäters, seines Oheims, seines zweiten Vaters ist; so voll Wuth über sich selbst, indem schon seine Seele den mörderischen Entschluſs faſst: welch ein Gemälde müſste das geben! Welch ein Gemälde der beiden Seelen, der seinigen, und der Seele Milwoods! Mit welchen Wendungen, mit welchen Künsten der Buhlerinn, mit welcher scheinbaren Verzweiflung, mag die entsetzliche Milwood es angehen, den unglücklichen Jüngling so weit zu treiben? Wie mag ſie, noch selbst bei der schwärzesten Äuſserung ihres Charakters, die ganze Abscheulichkeit ihrer Seele zu verbergen wiſsen? Welches mögen die Augenblicke seyn, wo ſie sich zurückzuziehen, alles aufzugeben, lieber sterben als etwas fordern zu wollen scheint, was ihrem geliebten Barnwell so schwer wird? Und welches die andern Augenblicke, wo ſie wieder mit verdoppelter Gewalt auf ihn eindringt, ihm mit Liebe, mit Wuth, mit den bittersten Vorwürfen zusetzt?

Und welche Ebbe und Fluth von Leidenschaften: welche Stürme der entgegengesetztesten und gewaltsamsten Bewegungen, mögen nicht Barnwells Herz zerreiſsen? Wie mag endlich, trotz seines Abscheues vor dieser That, der mörderische Entschluſs so fest in ihm wurzeln, daſs kein Nachdenken, keine Reue ihn auf halbem Wege zurückführen kann? — Alle diese so interessanten, so schweren Probleme muſs der Dichter uns auflösen; er hat sich, durch seine ungebundene Freiheit, die Pflicht dazu auferlegt: und erfüllt er sie nicht, so mag er es sich selbst beimessen, wenn wir von seinen Talenten eine verächtliche Idee fassen. — Daſs man also ja nicht glaube, die unregelmäſsige Shakespearsche Manier sei die leichtere Manier! In ihrer ganzen Vollkommenheit ist sie sicher die schwerste; und also eben die, worin sich der Stümper und der Pfuscher am ersten verrathen können. — Da man itzt in Deutschland an unregelmäſsigen Schauspielen Geschmack gewinnt, so wird vielleicht diese Anmerkung um so weniger unnütz scheinen. —

Aus dem oben festgesetzten zweiten Unterschiede der Formen: daſs die Erzählung von dem jedesmaligen Zustande einer handelnden Seele, und von dem ganzen genauen Zusammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen, keine so specielle und vollständige Idee geben kann, als das Gespräch; folgt unmittelbar der nur anders ausgedrückte Unterschied: daſs also in einem Gespräche weit mehr Handlung möglich ist, als in einer Erzählung. Zwar, in Absicht der Menge dessen was geschieht, können die erzählenden Werke unendlich mehr befassen; aber in Absicht dessen, daſs wir im Gespräche mehr die Entstehung der Veränderungen begreifen, ist mehr Handlung in dialogirenden Werken. Denn worauf sonst kam es bei der Handlung an, als zuerst auf eine vollständigere Kenntniſs von jedem Zustande der Seele? und dann auf den nähern innigern Zusammenhang ihrer Veränderungen?

Es folgt aus diesem Unterschiede zweitens: daſs die dialogische Form zur Schilderung von Charakteren unendlich fähiger als die erzählende ist. Da die letztere von dem Zustande einer Seele immer nur einen allgemeinen Begriff giebt, so kann sie auch nicht viel mehr als eine allgemeine Classe von Charakteren angeben, wo der Charakter der handelnden Person hinein gehört; hingegen die erstere kann uns diesen Charakter in seiner ganzen feinern Mischung, mit allen seinen eigenen Schattirungen, weit mehr in's Besondere, und wenn sie will als Porträt, schildern.

Es folgt aus diesem Unterschiede drittens: daſs ein dramatischer Dichter noch immer Erfinder bleibt, wenn er gleich seinen Plan aus einem erzählenden borgt. Auch wenn er ihn von einem andern dramatischen Dichter borgt: sobald er nur Veränderungen in die Charaktere und Begebenheiten bringt: denn nun wird auf einmal Alles anders, und seine Einbildungskraft muſs jeden Augenblick etwas neues schaffen. Nur ein *Sir Tremendous* *), oder der Verfasser der »Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter,« kann dem dramatischen Schriftsteller seine Räubereien an den Alten, und

*) Man s. „den Hypochondristen,“ Th. 2, S. 585.

seine Freibeutereien an den Neuern, zum Vorwurſe machen. —

Ein dritter Hauptunterschied der beiden Formen ist dieser: die Erzählung hat nicht bloſs die Freiheit eine ganze Reihe von Veränderungen in Einem allgemeinen Zug zu befassen; sie hat auch die Freiheit, bald gröſsere, bald kleinere Sprünge zu thun, mehrere Momente, und oft ganze Reihen derselben, Tage, Monate, Jahre, zu überhüpfen: sobald nehmlich in diesen Momenten nichts Wichtiges, nichts wesentlich zur Handlung Gehöriges, vorgeht. In allen diesen Fällen ist der Erzähler völlig Herr seiner Materie, der mit ihr machen kann, was er will: eben weil er die Handlung als schon vergangen betrachtet. »Man fertigt Boten ab, und er »kömmt; — Sie geriethen an einander, »und der Feind ward geschlagen; — Ich

»kam, ich sah, ich siegte;« — und die Erzählung ist fertig. Alles, was zwischen dem Abfertigen und dem Anlangen, zwischen dem ersten Angriff und dem endlichen Siege, zwischen dem Kommen und dem Überwinden vorgeht, wenn es zur Absicht nicht gehörig oder unwichtig ist, verschlingt die Erzählung. Und so überhaupt reiſst sie den Faden an hundert Orten ab, und knüpft ihn oft weit von dem abgerissenen Ende wieder an, sobald er nur gleich und eben genug ist, um einen festen Knoten zu schürzen. Die Wirkung kann um eine ganze Reihe Mittelglieder von der ersten Ursache entfernt seyn; sobald nur diese Mittelglieder die gewöhnlichen sind, und sich der Leser nur eine allgemeine Idee machen kann, wie die Wirkung aus der Ursache hervorkömmt: so überhüpft die Erzählung alle Zwischenmomente, und hängt sie unmittelbar an einander. Sie ist gleichsam nur ein Auszug, aber wenn sie gut gemacht ist, ein wohlzusammenhangender Auszug der Handlung. Das Gespräch, das die gegenwärtige Handlung selbst enthält, hat diese Freiheit des Überhüpfens nicht, sondern muſs, so lange es fortdauert, Punct vor Punct, Moment vor Moment, ununterbrochen durchgehn. — Zwar giebt es Kunstgriffe, die Reihe dieser Momente, wenn sie zu wenig interessiren würde, abzukürzen; so wie andere, diese Reihe, wenn sie interessant bleiben kann, zu verlängern: und vielleicht hat sich der erstern niemand besser als *Shakespear*, der andern niemand besser als *Moliere* zu bedienen gewuſst. Aber der Gebrauch dieser Kunstgriffe hat Gränzen; und sobald ein Dichter zu enge zusammenzieht, oder zu weitläuftig ausspinnt, wird ihm der Mann von feinerem Geschmack augenblicklich zurufen: zu schnell! oder: zu langsam! Dort hast du dir die Kunst nicht zugetraut, mir mehrere Momente interessant zu machen, oder hast auch die zu feinen Nüancen dieser Momente nicht zu finden gewuſst; hier hast du dir Raum zu noch ein paar Einfällen, die du auf dem Herzen hattest, zu noch ein paar tönenden Declamationen verschaffen wollen. Aber die Wahrheit der Natur ist das höchste Verdienst deiner Kunst, und das solltest du nie deinen kleinen Nebenabsichten aufopfern.

In diesem dritten Unterschiede sieht man nun einen neuen Grund, warum die Erzählung eine so groſse Menge von Thatsachen umspannen kann; das Gespräch hingegen eine einzige Seite eines epischen

Gedichts oft zu ganzen Werken erweitert.

Aus den angeführten Vortheilen der Erzählung ergiebt sich ein neuer, und der ist dieser: Der Erzähler kann mehr, als der Dialogist, auf einen bestimmten Gesichtspunct, auf eine gewisse festgesetzte Absicht arbeiten. Ein und eben derselbige Stoff hat oft mancherlei Seiten, von denen er gefaſst werden kann; von der einen ist er rührend, von der andern belustigend, von der dritten belehrend. Man nehme an, daſs eine Handlung von drei verschiedenen Schriftſtellern, aber ohne Veränderung der Begebenheiten, aus diesen drei verschiedenen Gesichtspuncten behandelt werde; und es wird beinahe seyn, als ob man drei verschiedene Geschichten hörte. Was nehmlich der eine mitnahm, das hat der andere überhüpft; was der eine in allgemeine Züge zusammen faſste, das hat der andere mit besondern Umständen erweitert. — Jeder der oben angegebenen Gesichtspuncte leidet wieder verschiedene Abänderungen: denn, wenn z. B. der Erzähler lehren will, so kann er seinen Stoff bald mehr von der moralischen, bald mehr von der politischen, bald mehr von der eigentlich philosophischen Seite ansehn; ja er kann zuweilen sein Augenmerk auf eine ganz specielle einzelne Wahrheit richten, für die er aus einer gegebenen Handlung ein besonderes Licht, oder eine neue Bestätigung vorhersieht. Dieses bestimmt alsdann die ganze Einrichtung seines Plans: die Scenen, die er nur flüchtig berühren, und die er weitläuftiger ausführen, die Züge, die er hervorheben, und die er zurücktreiben, die Zwischenfälle, die er als bloſse Begebenheit einführen, und die er als Handlung entwikkeln will.

Auch der Dialogist kann, durch Anordnung seiner Scenen, und durch geschickte Vertheilung des Lichts und Schattens, mehr auf den einen als auf den andern Gesichtspunct arbeiten; aber so ganz und so ausschlieſsend kann ers doch nie, als der Erzähler. Seine Form verpflichtet ihn, sich weit tiefer ins Individuelle einzulassen, und in jeder Scene die er uns einmal vors Gesicht bringt, seine Handlung Schritt vor Schritt durch alle ihre Momente zu verfolgen. Er darf also nicht bloſs einen Theil der Reden anführen: er muſs sie in ihrem ganzen vollen Zusammenhange geben; er darf in einer Scene, die natürlicherweise noch weiter spielen müſste, nicht in der Mitte abbrechen: er muſs sie ganz bis ans Ende hinausspielen lassen; er kann also auf keine Art nur eine gewisse Seite des Charakters zeigen: er muſs ihn so ganz, wie er ist, uns vor Augen stellen. Auch benimmt ihm seine Form die Freiheit, dem Leser oder Zuschauer von dem Gesichtspuncte, worin er ihn gern mögte treten lassen, in seiner eigenen Person einen Wink zu geben. — Indem also der Erzähler dem Wesen seiner Form getreu bleibt, und ein sehr gutes Werk macht, müſste der Dialogist, wenn er so ganz, wie jener, auf Einen bestimmten Gesichtspunct arbeiten wollte, dem Wesen der seinigen zuwider handeln, und folglich nothwendig ein schlechtes machen.

»Als Favart, sagt *Lessing* *), die Er-

---

*) Hamburg. Dramaturgie, Th. 1, Stück XXXV: Schriften, Th. 24, S. 279.

»zählung des Marmontel, (von der Ro»xelane) auf das Theater bringen wollte, »so empfand er bald, daſs durch die dra»matische Form die Intuition des mora»lischen Satzes gröſstentheils verloren ge»he, und daſs, wenn sie auch vollkom»men erhalten werden könne, das dar»aus erwachsende Vergnügen doch nicht »so groſs und lebhaft sei, daſs man da»bei ein anderes, welches dem Drama »wesentlicher ist, entbehren könne.« — In der Ausführung dieser Behauptung geht Lessing mehr auf den letztern als auf den erstern Punct; und auch diesen faſst er, wie es sein Endzweck mit sich brachte, mehr von der moralischen als von der poetischen Seite: er zeigt uns mehr, wie die unveränderte Handlung des Marmontel unser sittliches Gefühl beleidigen, als wie dadurch ein schlechtes Drama entstehen würde. Jener erste Punct: daſs nehmlich durch die Form des Gesprächs — und zwar auch ohne noch hinzukommende Pantomime — die Intuition des moralischen Satzes verschwinden würde, ist aus dem Obigen klar. Sollte diese Intuition erhalten werden; so müſste in der Ausführung des Gesprächs zu viel von demjenigen wegfallen, was sie nicht befördert, und also nothwendig hindert. Der Dichter müſste ganze zur Handlung gehörige Scenen in bloſse Erzählungen zusammen raffen, oder nur sehr unvollkommen errathen lassen; er müſste in denjenigen Scenen, die er uns wirklich vors Auge brächte, den Charakteren zu vieles von ihrem Detail, und folglich von ihrer Wahrheit, von ihrem Leben, nehmen. Das heiſst, er müſste in aller Absicht ein sehr mittelmäſsiges und verstümmeltes Drama machen, wenn allenthalben ſeine Eine Wahrheit, oder ſeine Eine Lehre durchſchimmern, wenn uns Alles auf ſie hinweiſen ſollte. — Aber, könnte man ſagen, hat nicht jede Fabel die Intuition einer beſtimmten moraliſchen Wahrheit zur Abſicht? und hat uns nicht *Willamov* »dialogiſche Fabeln« gegeben, deren einige ohne Tadel ſind? Oder haben nicht auch die Verfaſſer moraliſcher Erzählungen, z. B. *Marmontel* ſelbſt, ihre Hauptſcenen dialogirt? Beides iſt richtig; allein es iſt auch hier nur von der Ausführung gröſserer Handlungen, und in einem ganz dialogirten Werke, die Rede. Zu geſchweigen, daſs in den meiſten Fabeln, das was man ihre Handlung nennt, wie Leſsing ſo gründlich gezeigt hat, etwas ganz anders iſt, als die eigentlich von uns ſogenannte Handlung.

Ich berühre nur noch flüchtig einige andere Unterschiede der beiden Formen, die sich aus dem Umstande ergeben, daſs der Erzähler in seiner eigenen Person spricht, und Rücksicht auf seinen Zuschauer nimmt. Da er seiner ganzen Materie Herr ist, weil er die Handlung als schon vergangen betrachtet: so giebt er um so leichter seinem Vortrage diejenige Ordnung, die ihm zur Einsicht des Zusammenhangs der Begebenheiten die schicklichste däucht. Er holt aus der Vergangenheit Umstände zurück, die auf den itzigen Punct der Handlung ein Licht werfen können; er bringt die eine Handlung bis auf einen gewissen Punct, wo eine andere gleichlaufende anfängt Einfluſs auf sie zu haben: er giebt also jene, oft ganze Seiten lang, auf; geht mit uns ganze Jahre hinterwärts, und vollendet erst die Erzählung dieser zweiten Handlung bis auf den Punct, wo sie sich mit den spielenden Ursachen jener erstern vereinigt. Eben so blickt er zuweilen in die entfernteste Zukunft hinein, wenn er davon dem itzigen Augenblicke ein Licht versprechen, oder eine Reflexion, die ihm eben hier an ihrer Stelle scheint, dadurch bestätigen kann. — Dem Dialogisten, wie man sogleich gewahr wird, ist diese Freiheit durchaus benommen; denn bei ihm ist die Handlung allererst im Werden begriffen, und die Zukunft ist für ihn noch wirklich Zukunft, mit allem ihren trüben und ungewissen Nebel umgeben. Das Zurückblicken in die Vergangenheit steht ihm nur insofern frei, als es von seinen Personen selbst, auf eine ihren wirklichen Bedürfnissen, und ihren eigenen Absichten gemäſse Art geschehen kann. Hat er zwei gleichlaufende Handlungen in seinem Plane; so muſs er sich so zu helfen wissen, daſs er sie auch wirklich gleichlaufend vorstelle: eben weil wir ihm nicht erlauben, ins Vergangene zurückzugehn, oder das Künftige vorwegzunehmen.

Ferner mischt der Erzähler Beschreibungen ein, wo die Einsicht der Handlung von der besondern Lage der Personen, oder der eigenen Beschaffenheit der Scenen abhängt; er sagt die Pantomime, wo sie eine nothwendige oder erklärende Beziehung auf die Handlung hat, ausdrücklich hinzu. Hingegen der Gesprächschreiber, bei dem Alles Gegenwart ist, und der von keinem Zuhörer weiſs, überläſst dieses Alles dem Anblick; er kann nur soviel davon zu verstehen geben, als die Personen ohne Zwang, und ohne wider die Natur zu verstoſsen, in ihre Reden davon ausdrücklich mit einflieſsen, oder durch ihre Beziehung darauf errathen lassen. — Bei dem Erzähler ist oft Manches in der Vergangenheit ungewiſs: das giebt Untersuchungen; Manches hängt von kleinen Umständen ab, die in der Entwickelung der Hauptursachen nicht vorbereitet wurden: das giebt Erläuterungen; Manches gehört auf eine ganz vorzügliche Art zu der besondern Absicht des Erzählers: das giebt Räsonnements und Bemerkungen. Bei dem Dialogisten ist Alles gewiſs, weil Alles eben itzt erst geschieht; nichts bedarf einer Erläuterung, weil die ganze Handlung mit ihren kleinsten Umständen da ist, und weil er von keinem Zuhörer weiſs; nichts veranlasset eigene Räsonnements, weil er selbst nicht auf der Bühne erscheint, und also alles Räsonniren über seine Facta dem

Zuschauer überlassen muſs. — Dieses alles gehört zu dem fünften Unterschiede der beiden Formen: Der Erzähler nimmt jeden Augenblick offenbare Rücksicht auf seinen Zuhörer; der Dialogist sieht auf keinen Zuhörer, und weiſs nur immer von seinen Personen.

Alle wichtigern und allgemeinern Vergleichungspuncte der beiden Formen mögten also folgende seyn: Jetziger Augenblick; vergangene Zeit; — Allgemeinheit; Individualität; — Sprung; Moment vor Moment; — Ein Gesichtspunct; alle Gesichtspuncte; — Absichten des Erzählers; alleinige Absichten der Handelnden. — Aus diesen hier vorbereiteten Gründen wird sich nun leicht im Allgemeinen folgern lassen: was für Gegenstände schicklicher für die eine und für die andere Form sind; welche von beiden Formen, und bei welchen Gegenständen sie die vollkommnere und interessantere sei; in welchen Fällen man lieber die Formen zu vermischen, als sie rein zu erhalten habe; welches eigne Genie zum Erzähler, und zum Dialogisten gehöre; und endlich, was für Regeln im Gespräch, und was für andere in der Erzählung müssen beobachtet werden.

ÜBER DIE SCHÖNHEIT DES EINFACHEN.

GESCHRIEBEN 1776.

Das Gespräch, das *Sokrates* mit dem Sophisten *Hippias* über die Schönheit hält *), entscheidet nichts in der Sache selbst; aber den Punct, worauf es ankömmt, bestimmt es ganz richtig.

Wir könnten sagen, heiſst es, daſs bloſs dasjenige schön sei, was wir durch die Sinne des Gesichts und Gehörs erkennen. Aber Geruch und Geschmack und Gefühl geben doch auch Vergnügen, haben doch auch ihre angenehmen Gegenstände; und warum befassen wir denn nicht Alles unter dem einzigen Begriff des Angenehmen? Warum machen wir aus dem Schö-

---

*) Beim *Platon* im ersten Gespräche: *Hippias*.

nen eine eigne Untergattung, die wir dem bloſs Angenehmen entgegensetzen? — Liegt etwa die Schönheit des Sichtbaren bloſs darin, daſs es gesehn wird? Nein! denn so könnte das was gehört wird, nicht schön seyn. Liegt die Schönheit dessen was dem Ohre angenehm ist, bloſs darin, daſs es gehört wird? Auch nicht! denn so wäre wieder das nicht schön, was wir sehen. Oder entspringt etwa das Schöne allererst aus der Vereinigung beider Sinne? Wiederum nicht! denn Gesicht sowohl als Gehör haben jedes seine Schönheit für sich, ohne von einander abhängig zu seyn. — Worin liegt also das Gemeinschaftliche, das sich bei jedem dieser beiden Sinne, aber auch nur bei ihnen, nicht bei den andern, ſindet? —

Für die *zusammengesetzten* Empfindungen hat man diese Frage bereits beantwortet, aber noch nicht für die *einfachen.* Man hat gezeigt, warum Figur, Colorit, Musik, aber noch nicht, warum auch einzelne Farben und Töne schön sind. Gleichwohl fängt der Unterschied, den der feinere Sprachgebrauch unter den Sinnen macht, schon bei ihren einfachsten Empfindungen an. Die Eindrücke des Geruchs, Geschmacks, und Gefühls, nennt man nur *gut* oder *angenehm;* die einfachen Empfindungen des Gesichts und Gehörs nennt man auch *schön.* Man spricht von der schönen Farbe eines Gewandes, dem schönen Roth einer Rose, dem schönen Schlag einer Nachtigall, dem schönen Ton einer Flöte. Wenn also der Sprachgebrauch nicht Unrecht hat, so muſs schon in den einfachen Empfindungen des Gesichts und Gehörs etwas Allgemeines und Eigenthümliches liegen, wodurch sie sich von den Eindrücken der übrigen Sinne unterscheiden; und damit kömmt dann die Frage wieder: Worin besteht dieses Allgemeine und Eigenthümliche?

Bei Geruch, Geschmack und Gefühl liegt die Ursache, warum uns die Eindrücke so oder anders rühren, im Körper. Die Seele ergötzt sich über eine vortheilhaft scheinende, oder beunruhigt sich über eine nachtheilig scheinende Veränderung des Nervengewebes. — Sollte bei Farben und Tönen die Ursache, warum sie uns angenehm odér widrig sind, nicht auch körperlich seyn?

Das Grüne, sagt man, ist für die Nerven des Auges stärkend und heilsam; und so findet sich's in der That. Wenn ein Auge nur überall Licht vertragen kann, so ist ein sanftes Grün die ihm zuträglichlichste Farbe. Das zu helle Roth des Scharlachs ist dem kränkelnden Auge schmerzhaft, und selbst dem stärksten, wenn es in zu hellem Lichte gesehn wird, empfindlich. Man mache diesen Fall allgemein; und die Ursache des Gefallens und Miſsfallens liegt bei den Farben so gut im Körper, wie bei Geruch und Geschmack. — Eben also mit den Tönen: denn einige verstimmen gleichsam die Nerven; andre geben ihnen einen Grad der Spannung, der für sie wohlthätig ist. Man weiſs, daſs einst *Leibnitz* den Ärzten eine gröſsere Aufmerksamkeit auf die Wirkung der Töne empfahl.

Schwächer ist freilich Lust und Unlust bei Gesicht und Gehör, als bei den übrigen Sinnen. Aber sollte denn Schönheit nur einen geringern Grad der Sinnenlust bezeichnen? — Wir würden dann nicht das Schöne dem bloſs Angenehmen *entgegensetzen;* wir würden uns nicht etwas Anders, und etwas Höhers, darunter denken.

Oder sollte vielleicht ein Unterschied in dem Gesetze liegen, nach welchem Lust und Unlust erfolgt? Ich denke: eben so wenig! Denn überall ist der gewisse und feste, aber mittlere, gemäſsigte Eindruck der angenehme. Was auf irgend eine Art das Werkzeug zu heftig angreiſt, das miſsfällt; was es zu matt und zu weichlich angreiſt, ein zu ungewisses, ohnmächtiges Bestreben, auf die Nerven zu wirken, äuſsert, das miſsfällt auch. Dem Geschmack ist das Strenge und das Schale, dem Geruch das Heſtige und das Fäulichte, dem Gefühl das Starre und das Nachgiebige widrig; und eben so dem Gesicht das zu *Glühende* und das

Fahle, dem Ohr die *betäubende* Pfeife und das *dumpfe* Murmeln, eines Cicerokopfs. —

Burke, um dies hier beiläufig zu sagen, sucht die Ursache alles positiven Vergnügens in dem Erschlaffen *). Die einzige Bemerkung widerlegt ihn, die für alle Sinne wahr ist: daſs von den mittlern Eindrücken, wo das *Maximum* des Angenehmen und Schönen ist, sich die Empfindung des Vergnügens, und so auch die Benennung: Angenehm und Schön, viel weiter nach oben gegen die *stärkern* Eindrücke, als nach unten gegen die *schwächern*, erstreckt. Nach oben hin nehmlich, ist die erste Gränzscheidung zwischen dem angenehmen *Schönen* und dem auch angenehmen *Erhabnen;* nach unten hin, die andre zwischen dem allein angenehmen *Schönen* und dem nie angenehmen *Ekelhaften.* Wo also das Ekelhafte eintritt, da hört das Vergnügen sehr frühe auf; wo das Erhabne eintritt, da währt das Vergnügen noch lange fort. Das Schöne verliert sich in das Erhabne, und erst bei den sehr merklichen Graden der Erschütterung wird man inne, daſs die Gränze ist überschritten worden. — Es ist doch schön! sagt man vom Scharlach, gerade als ob man sich's ungern gestünde, daſs man für stärkere Eindrücke zu schwach ist, und also mit Vergnügen die Kraft bemerkte, sie zu ertragen.

---

*) „Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und „Schönen.“ S. 251 der deutschen Übers.

In dem *körperlichen* Eindrucke scheint, nach dem was wir hier ausgemacht, der gesuchte Unterschied nicht gegründet zu seyn; sollt' er mehr in der Vorstellung liegen, welche die Seele erhält? Denn irgendwo muſs doch ein Unterschied seyn, wenn der Sprachgebrauch Grund haben soll; und den hat er fast immer.

Home unterscheidet die feinern und die gröbern Sinne so: Bei diesen, sagt er, wird die Seele die Berührung des körperlichen Werkzeuges gewahr, und denkt sich die Empfindung selbst in dem Werkzeuge; bei jenen hingegen nicht. Der Geruch scheint ihm einige Schwierigkeit zu machen; aber er thut, als ob er ihm keine machte, und entlehnt eben von ihm sein erstes Beispiel. — Wir müssen doch sehen, ob dieser Unterschied hier anwendbar ist.

Zuerst würde dann folgen: daſs wenigstens für *Bonnets* belebte Statue der Geruch eine schöne Empfindung wäre.

Denn ich behaupte: solange diese Statue keine andern Sinne geübt, so würde sie die Berührung des sinnlichen Werkzeuges nicht inne werden, und sich auch die Empfindung nicht im Werkzeuge denken. — Doch diese Anmerkung trifft noch den rechten Punct nicht; ich hätte sie sparen können.

Aber zweitens giebt es für das Ohr Empfindungen, die unstreitig angenehm sind, bei denen die Seele die Berührung des Werkzeugs eben so wenig gewahr wird, und die gleichwohl kein Mensch *schön* nennt. Nicht leicht ist ein Dichter, der nicht von dem angenehmen Flüstern des Zephyrs, von dem sanften Murmeln der Quelle, von dem lieblichen Rauschen des Bachs sollte gesungen haben. Aber noch niemand hat sich leicht des Ausdrucks bedient: ein *schönes Flüstern*, ein *schönes Murmeln,* ein *schönes Rauschen.* Und insoferne bestimmt Sokrates den Begriff des Schönen nicht völlig richtig, wenn er alles das Angenehme schön nennet, welches uns durch Gesicht und Gehör kömmt.

Dieser Unterschied, den der Sprachgebrauch macht, scheint uns indessen Licht zu versprechen. Wie, wenn wir ihm nachgingen, und durch ihn die Aufgabe zu lösen suchten? —

So wie in allen Erscheinungen der Natur, so giebt es unstreitig auch im Rauschen, und andern dem ähnlichen Eindrücken, Verschiedenheiten. Gleichwohl fiel es noch niemanden ein, mannichfaltige Eindrücke dieser Art so zu verbinden und abzuändern, daſs etwas der Harmonie und Melodie Ähnliches entstünde. Die Eindrücke sind hier, jeder für sich, angenehm; aus dem wahrgenommenen *Verhältnisse* derselben, aus dem Übergange von einem zum andern, quillt kein Vergnügen. Mit andern Worten: es giebt hier keine Einheit im Mannichfaltigen, keine Schönheit des Zusammengesetzten.

Hingegen mit den Tönen, und so auch mit den Farben, ist es ein anderes. Für jene ist die Kunst der Musik bereits erfunden; für diese hat sie erfunden werden sollen: und wenn es noch keine *Melodie* der Farben giebt, so giebt es doch, in jedem schönen Gemälde, eine gewisse *Harmonie* derselben. Harmonie unter Farben aber will in Absicht auf Schönheit mehr sagen, als Harmonie unter Tönen. Ein einzelner Accord ist eigentlich nur als einfache Empfindung schön: denn bei dem Sinn des Gehörs, der bloſs *abgeleitete* Eigenschaften gewahr wird, fallen, eben wie bei Geruch und Geschmack, alle *gleichzeitigen* Eindrücke *in einander*, ohne daſs sich das Mannichfaltige darin unterscheiden lieſse. Beim Gesicht hingegen, das die abgeleitete Eigenschaft der Farbe nie anders als in der ursprünglichen der Figur erkennt, fallen, bei jener wie bei dieser, die Theile *aus einander*, und das Mannichfaltige wird nicht bloſs schluſsweise oder durch Auflösung, es wird unmittelbar durch den Sinn selbst unterschieden.

Aus mehrern Tönen und Farben also kann durch schickliche Verbindung Schönheit hervorkommen; sie sind die *Elemente* der Schönheit, wie die Realitäten der Vollkommenheit. Eben darum nehmen sie Theil an der Benennung, ob sie gleich an sich, als bloſs einfache Empfindungen, noch nicht schön sind.

Diese Auflösung scheint richtig; aber nun entwickelt sich eben aus ihr eine andre Frage, ohne deren Beantwortung keine Befriedigung ist. Wie kömmt es nehmlich, daſs nur Farben und Töne fähig sind, Elemente des Schönen zu werden? Was unterscheidet sie, als solche, von den einfachen Empfindungen, aus deren Verbindung *keine Schönheit* entsteht? — Oder, da wir nun eine Empfindung des Gehörs kennen, die den Empfindungen der gröbern Sinne gleich gilt: was unterscheidet das bloſse *Geräusch*, das man nur *angenehm* nennt, von dem musikalischen *Ton*, den man *schön* nennt?

Ein leicht zu bemerkender Unterschied zwischen beiden ist der: daſs ein fortwährendes Geräusch uns weit später, als ein ausgehaltener Ton zur Last fällt. An das Ufer eines Bachs wirft man sich Stundenlang hin; aber ein Schall, ein Laut, und am meisten ein Ton, der nicht aufhört oder immer hartnäckig wiederkömmt, wird sehr früh unerträglich. — Die Seele, die überhaupt einen Ekel an allen zu einförmigen Vorstellungen hat, muſs also die Vorstellung des Tons am allereinförmigsten finden; das heiſst: es muſs hier in dem Mannichfaltigen, welches noch immer auch die einfachste Empfindung enthält, weniger Verschiedenheit geben; oder: der Ton muſs eine *unvermischtere, reinere, einfachere,* und eben darum auch *bestimmtere, abgemeſsnere* Vorstellung seyn, als das bloſse Geräusch.

Bei dem Gesange und der Rede kann man diesen Unterschied, der in der Wirkung Statt findet, auch in der Ursache bemerken. Wer bloſs *spricht,* also Schall hervorbringt, der läſst das Organ in seinem gewöhnlichen schlaffern und schwankendern Zustande; wer *singt*, spannt es an und giebt ihm, bei jeder Veränderung des Tons, eine ganz abgemeſsne, durchaus bestimmte Bildung.

Was aber diese Bestimmtheit und Abgemessenheit zur Hervorbringung der musikalischen Schönheit wirke? sieht man von selbst. Alle Harmonie, und so auch alle Melodie, gründet sich auf die Wahrnehmung *bestimmter* Verhältnisse; aber unmöglich könnten die Verhältnisse bestimmt seyn, wenn es die Glieder nicht wären. — Man lasse Mehrere in einander *reden:* und es entsteht nichts, als ein dumpfes Geräusch, das weder wohlklingt noch miſsklingt; man lasse sie in einander *singen:* und es entsteht entweder der prächtige Wohllaut eines *Händelschen* und *Graunischen* Chors, oder ein wildes wüstes Geheul, vor dem ein jeder davonläuft.

Verbindet man *Rede* mit *Gesang* oder *Musik*, so entsteht abermals weder Harmonie noch Disharmonie. — In einer neuerlich versuchten Gattung von Schauspielen *), die zwischen Oper und Drama mitten inne fällt, spricht zuweilen der Schauspieler mitten in die Musik; zuweilen fällt die Musik mitten in die Declamation ein. — Feine Ohren wollten hier Miſsklang bemerken; noch feinere waren bloſs unzufrieden, daſs sich nicht Alles zu Einem Wohlklang vereinigte: von eigentlichem Übelklang wuſsten sie nichts. Jene schienen für wirkliche Empfindung zu nehmen, was bloſs Folgerung aus dem falschen Grundsatze war: daſs Alles was nicht harmonire, disharmonire. Aber der bloſse Schall ist nur insoferne widrig, als er die Aufmerksamkeit stört; eigentlich *harmoniren* kann er so wenig, als *disharmoniren:* denn er selbst ist viel zu wenig bestimmt, um ein bestimmtes Verhältniſs zu geben.

---

*) Den sogenannten Monodramen, Duodramen, Melodramen.

Diesen Fall mit den Tönen allgemein gemacht, würde ich sagen: Jede einfache Empfindung, die Element der Schönheit werden soll, muſs eine so *bestimmte* abgemeſsne Vorstellung seyn, daſs, wenn eine andre eben so bestimmte und abgemeſsne dazu kömmt, ein *sichres* und *faſsliches* Verhältniſs der einen zur andern entstehe. Durch ihre Abgemessenheit und Bestimmtheit wird jede einzelne Empfindung fähig, Glied einer Reihe zu werden, in welcher die Seele, durch lauter sichre

Verhältnisse, von einer zur andern fortschreitet; und eben diese Fähigkeit charakterisirt sie, als Element der Schönheit.

Die Anwendung hievon auf die Farben ist leicht, und, obgleich die Theorie derselben noch einigermaſsen streitig ist, unbedenklich. *Euler,* wie man weiſs, verwirft die *Neutonsche* Erklärungsart, und leitet die Entstehung und Verschiedenheit der Farben aus eben den Gründen her, aus welchen die Entstehung und Verschiedenheit der Töne erklärt wird. Man halte diese Theorie für annehmungswürdiger, weil sie mehr Simplicität in die Natur bringt; oder für gleich unzureichend, weil sie doch nur anders das Phänomen übersetzt, nicht erklärt: es ist für uns genug, daſs die Farben nicht bloſs einzeln gefallen, daſs wir sie vergleichen, und Miſshelligkeit oder Übereinstimmung unter ihnen gewahr werden; daſs wir bestimmte Verhältnisse derselben allgemein anerkennen, und daſs schon Versuche, diese Verhältnisse festzusetzen, gemacht sind. — Ja, wären auch noch keine gemacht, so empfindet doch das Ohr die Verhältnisse der Töne, auch ohne daſs man an ihre Berechnung denkt, und das Auge würde die Verhältnisse der Farben schätzen, auch ohne daſs die Theorie sie entwickelte.

Nunmehro zu dem Puncte zurück, von dem wir ausgingen: warum ist der *Geschmack* einer Frucht, oder der *Geruch* einer Blume nicht *schön?* Warum würde es jeden befremden, wenn man mit *Burke* *) das Süſse die *Schönheit für den* Ge-

---

*) Am angef. Orte S. 261.

Geschmack, oder nach der Analogie dieses Ausdrucks, das Balsamische die *Schönheit für den Geruch* nennte? — Weil die Empfindungen dieser gröbern Sinne nicht die Bestimmtheit, nicht die Abgemessenheit haben, daſs aus ihrer Verbindung Schönheit hervorkommen könnte. Nicht deſswegen fehlt diesen Empfindungen die Schönheit, weil sie nicht *mannichfaltig* genug sind, sondern aus dem ganz entgegengesetzten Grunde, weil sie nicht *einfach* genug sind. — Warum entlehnen aber die feinern Sinne, für die ihnen eigenthümlichen Empfindungen, Ausdrücke von gröbern Sinnen? Warum sind Farben *ſanft*, und Töne *ſüſs?* Weil sich diese Ausdrücke nur auf den gemilderten körperlichen Eindruck, auf die angenehme Erschütterung des Werkzeuges beziehen, und diese Erschütterung allen Sinnen gemein ist.

Angenehm also für den sinnlichen Eindruck, und völlig abgemessen und *bestimmt* in der Vorstellung: das sind die Bedingungen, ohne welche diese Empfindungen nicht schön seyn können. Bei Farben und Tönen finden sich diese Bedingungen unzertrennt bei einander, so daſs mit der Bestimmtheit zugleich die Anmuth, und mit der Anmuth zugleich die Bestimmtheit wächst und abnimmt. Immer sind die *mittlern* Töne zugleich die lieblichsten für das Ohr, und die bestimmtesten in der Vorstellung: *je tiefer* oder *je höher* sie werden, desto weniger schmeicheln sie dem Sinne, und desto schwerer wird ihre Stimmung. Auch für das Auge sind die zu *hohen* blendenden und die zu *tiefen* schwärzlichen Farben zugleich die am wenigsten angenehmen und die am wenigsten bestimmten. —

Aber bis itzt war bloß von Farben und von Tönen die Rede; giebt es nicht noch andere Schönheit, die aus andern Elementen entspringt? Und wenn es deren giebt; werden die Merkmaale *allgemein* seyn, die wir hier für die Elemente des Schönen gefunden haben?

Die erste Frage beantwortet sich leicht; denn die Hauptschönheit für das Gesicht, und die einzige für das Gefühl, entspringt aus ganz andern Elementen, die auch nicht in dem Sinne einfach sind, wie Farben und Töne: aus *Linien* nehmlich, oder aus *Flächen*. Wenn diese Linien, bleibend und fest, zusammenhangende Umrisse bilden, so haben wir die Schönheit der *Gestalt* oder *Figur:* wenn sie eben izt erst entstehen und wieder verschwinden, wie in einer anschwellenden und wieder herabsinkenden Welle, so haben wir die Schönheit der *Bewegung*. Mit *Locke* zu reden, geben uns die Linien die Schönheit *ursprünglicher*; Farben und Töne, die Schönheit *abgeleiteter* Eigenschaften.

Was die zweite Frage betrifft; so erhellt sogleich, daſs auch Linien eine *bestimmte* Vorstellung geben müssen, da nichts der genauesten Berechnung so fähig ist, als sie. Es bleibt also nur das zu untersuchen: ob auch ihre Empfindung *körperlich* angenehm seyn kann?

In der Bewegung ist zweierlei zu unterscheiden: *Geschwindigkeit* nehmlich, und *Richtung*. Ein zu hoher Grad der

Geschwindigkeit ist körperlich unangenehm: das zu heftig erschütterte Auge schlieſst sich, und im Gehirn entsteht Schwindel. Es ist ein Eindruck, der nach der Seite des *Erhabnen* hin ausschweift; so wie das zu langsam Kriechende ein widriger Eindruck ist, nach der Seite des *Ekelhaften* hin. — Ich folgere, weil das *Extremum körperlich* unangenehm ist, daſs der *mittlere* Eindruck *körperlich* angenehm seyn muſs.

Die Frage von der *Richtung* reducirt sich auf die von der *Figur*. — Allzujähling abändernde Linien und Flächen, »Körper, sagt *Burke**), die uneben und eckig sind, verletzen die Werkzeuge des *Gefühls*, und erregen eine Art von schmerzhafter Empfindung, die aus der gewaltsamen Spannung oder Zusammenziehung der musculösen Fibern entsteht.« — Beinahe das Nehmliche sagt er von dem *Gesicht:* denn er glaubt, daſs die Schärfe der Ecken in den Sehnerven eine Art von *gewaltsamer, krampfhafter* Bewegung verursache *). — In Ansehung des Gefühls hat er sichtbar Recht; in Ansehung des Gesichts, scheint er sich ein wenig zu stark auszudrücken: indeſs ist doch immer Wahres in dieser Behauptung. Allein um gründlicher hierüber zu urtheilen, müſste man vorher die Ursache des Wohlgefallens an der *Continuität* der Eindrücke untersuchen, die eben das Hauptmerkmaal der Schönheit ist.

---

*) Am angef. Orte S. 253.

Vorläufig indeſs läſst sich das Vergnügen, welches die Betrachtung einer schönen Figur der Seele gewährt, als ein reineres, von körperlicher Wollust unvermischtes Vergnügen betrachten. Es kömmt mit dieser Wollust durchaus zu keinem Bewuſstseyn; das ganze Vergnügen, das hier genossen wird, scheint immer seinen Sitz in der erkennenden und vergleichenden Seele zu haben. Dies ist sogar auch der Fall mit dem äuſsersten entgegenstehenden Miſsvergnügen an den eckigsten und verwickeltsten Umrissen; denn wie krank auch das Auge und wie empfindlich es auch gegen die geringste zu lebhaſte Farbe seyn mag, so weiſs es doch von keinem Schmerz, wenn man ihm *ekkige* Körper, und von keiner Erleichterung, wenn man ihm Körper von *sanftern* Umrissen vorhält. Es darf nur überall Licht vertragen können, so öffnet es sich oben so willig für den Würfel, als für die Kugel, und verschliefst sich vor dem ägyptischen Obelisk so wenig, als vor der korinthischen Säule. — —

---

*) Ebendas. S. [illegible]

ÜBER
DIE MUSIKALISCHE MALEREI.

AN
DEN KÖNIGL. CAPELLMEISTER
HERRN REICHARDT.

GESCHRIEBEN 1780.

Liebster Freund,

So viel ich sehe, wird die Untersuchung die Sie mir aufgegeben, auf folgende vier Fragen hinauslaufen:

Erstlich: Was heiſst Malen?

Zweitens: Was für Mittel hat die Musik zum Malen?

Drittens: Was ist sie durch diese Mittel im Stande zu malen?

Viertens: Was soll sie malen, und was soll sie nicht malen?

Die Beantwortung dieser Fragen, wenn man sie völlig gründlich geben will, führt hie und da in sehr feine, fast spitzfindige Untersuchungen. Ich will diesen Spitzfindigkeiten ausweichen, nur das was mir unumgänglich nöthig scheint, voranschicken, und zum Praktischen eilen.

Malen heiſst: einen Gegenstand, nicht durch bloſs willkürliche verabredete Zeichen für den Verstand andeuten, sondern ihn durch natürliche Zeichen vor die sinnliche Empfindung bringen. Das Wort: Löwe, erweckt bloſs eine Vorstellung in meinem Verstande; das Gemälde eines Löwen stellt mir das sichtbare Phänomen wirklich vor die Augen. Das Wort: Brüllen, hat bereits etwas Malerisches; der *Bendaische* Ausdruck in der »Ariadne« ist die vollständigere Malerei des Brüllens.

In der Poesie zwar wird das Wort noch etwas anders gebraucht. Ein Dichter heiſst um so mehr ein Maler,

Erstlich: Je mehr er mit seinen Vorstellungen in's Besondere, in's Individuelle geht; je mehr er ihnen durch nähere Bestimmung Sinnlichkeit und Lebhaftigkeit giebt. Die Sprache liefert ihm meistens nur allgemeine Notionen für den Verstand, die erst der Zuhörer oder Leser in Bilder der Einbildung verwandeln muſs; der Dichter kömmt, durch nähere Bestimmung jener Notionen, der Einbildung zu Hülfe, und erweckt sie, sich die Bilder aus einem bestimmtern Gesichtspuncte, mit einer vorzüglichen Kraft und Deutlichkeit, zu denken.

Zweitens: Je mehr er das Mechanische, Klang der Wörter und Fall des Silbenmaſses, mit dem innern Sinn der Rede in Übereinstimmung bringt. Anders: Je mehr er Ähnlichkeit mit dem vorzustellenden Gegenstande selbst, in die sinnliche Empfindung der Zeichen legt, die diesen Gegenstand andeuten. Oder noch anders: Je mehr er seine bloſs willkürlichen Zeichen den natürlichen nähert.

In der Musik fällt der erste Verstand des Worts Malerei weg, und nur der zweite bleibt. Die Töne der Musik sind keine willkürlichen Zeichen; denn es ist nichts, was man sich dabei denken wollte, verabredet: sie thun ihre Wirkung nicht durch etwas, das durch sie angedeutet würde, sondern durch sich selbst, als solche und solche Eindrücke auf unser Gehör. Der Tonsetzer hat nichts Allgemeines zu individualisiren; er hat keine Notionen des Verstandes, dadurch daſs er sie specieller machte, zu verschönern. Allein er kann durch seine Töne, als durch natürliche Zeichen, Vorstellungen anderer verwandten Gegenstände erwecken; kann uns durch sie diese Gegenstände, wie der

Maler die seinigen durch Farben, andeuten wollen. Und dann muſs er thun, was der Dichter, als Maler in der zweiten Bedeutung, that: er muſs seine Töne so nachahmend machen, und ihnen mit dem Gegenstande selbst so viel Ähnlichkeit geben, als möglich.

Diese Malerei nun ist entweder *vollständig*, oder *unvollständig*. Jene bringt uns das *ganze* Phänomen vor die Empfindung; diese nur einzelne *Theile* oder *Eigenschaften* desselben.

Die vollständige Malerei findet sichtbar nur da Statt, wo der Gegenstand selbst hörbar ist, und sich mit abgemessenem Ton und Rhythmus verträgt.

Was die unvollständige Malerei betrifft; so kann

Erstlich der Gegenstand ein aus Eindrücken verschiedener Sinne zusammengesetztes Phänomen seyn, wo Hörbares mit Sichtbarem u. s. w. vermischt ist. Der Tonkünstler erweckt in der Phantasie die Vorstellung des Ganzen, indem er das Hörbare nachahmt. So malt er eine Schlacht, ein Gewitter, einen Orcan.

Zweitens kann zwar der Gegenstand ganz und gar nichts Hörbares enthalten; aber er trifft mit den hörbaren Tönen in gewissen allgemeinen Eigenschaften zusammen, die der Phantasie einen leichten Übergang von diesen auf jenen verschaffen.

Es giebt nehmlich Ähnlichkeiten, nicht bloſs zwischen Gegenständen einerlei Sinnes, sondern auch verschiedner Sinne. Langsamkeit und Geschwindigkeit z. B. finden sich eben sowohl in einer Folge von Tönen, als in einer Folge von sichtbaren Eindrücken. Ich will alle dergleichen

chen Ähnlichkeiten *transcendentelle* Ähnlichkeiten nennen.

Solche transcendentelle Ähnlichkeiten nun spürt der Tonsetzer auf, und malt den schnellen Lauf einer *Atalante*, den freilich nur die Mimik vollständig nachahmen kann, durch die geschwinde Folge seiner Töne wenigstens unvollständig. Kann er damit die Nachahmung des Keuchens vereinigen; so hat er zugleich den hörbaren Theil des Phänomens dargestellt: er hat zwiefach gemalt.

Hiedurch nun werden die Gegenstände, die der Tonsetzer malen kann, schon gar sehr vervielfältigt. Viele Gegenstände der andern, besonders des an Begriffen ergiebigsten äuſsern Sinnes, des Gesichts, fallen durch ihre transcendentellen Ähnlichkeiten mit den Tönen, unter die musikalische Nachahmung.

Zugleich erklärt sich's aber, wenigstens schon zum Theil: warum die musikalische Nachahmung insgemein nur so unbestimmt; warum es, ohne Hülfe der Worte, so schwer ist, den malenden Tonsetzer zu verstehen. Die Nachahmung geschieht fast immer nur unvollständig, nur theilweise, nur nach allgemeinen Eigenschaften; es mag nun äußerer sinnlicher Gegenstand, oder innere Empfindung nachgeahmt werden. Denn die Empfindung wird gleichfalls nur allgemein nachgeahmt; individualisirt kann sie nur durch bestimmte Vorstellung des sie erweckenden Gegenstandes werden. Bald ein mehreres hievon.

Die sämmtlichen transcendentellen Ähnlichkeiten, welche zu dieser Nachahmung dienen, hier anzuführen, wäre eben so überflüssig, als es unmöglich wäre. Die

Natur geht hier so sehr in's Feine, daſs kaum die spitzfindigste Untersuchung ihr nachgrübeln kann. Doch haben diejenigen welche dem Ursprung der Sprachen nachgeforscht, unter andern eine berühmte Secte alter Weltweisen *), schon manche, auch für diese Theorie brauchbare, Idee geliefert.

Eben diese alten Weltweisen erinnern mich, daſs es noch ein andres wichtiges Mittel zu unsrer unvollständigen Malerei giebt. Nehmlich der Tonsetzer malt noch

Drittens: indem er weder einen Theil, noch eine Eigenschaft des Gegenstandes selbst, sondern den Eindruck nachahmt, den dieser Gegenstand auf die Seele zu machen pflegt. Durch dieses Mittel erhält die musikalische Nachahmung ihren

---

*) Die Stoiker. Man s. *Tiedemann's* System der Stoischen Philos., Th. 1, S. 147 folgg.

weitesten Umfang. Denn nun braucht's an dem Gegenstande selbst auch jener Eigenschaften nicht mehr, die ich transcendentelle Ähnlichkeiten nannte. Auch sogar die Farbe wird malbar. Denn der Eindruck einer sanften Farbe hat etwas Ähnliches mit dem Eindruck eines sanften Tons auf die Seele.

Um einzusehen: wie diese Eindrücke, oder überhaupt alle innern Empfindungen der Seele, gemalt werden können, und warum diese Malerei der Musik am besten gelinge? ferner: warum doch auch diese Malerei noch immer unvollständig bleibe? müssen wir zuvor unsre obige zweite Frage beantworten: Was für Mittel hat die Musik zum Malen?

Ich setze hieher, was ich weiſs, und so gut als ich's weiſs. Dem Meister in der Kunst kömmt es zu, meine irrigen

Ideen zu verbessern, und meine mangelhaften zu ergänzen. — Die Mittel zur musikalischen Malerei sind also, meiner Kenntniſs nach,

Erstlich: Die Wahl der *Tonart.* Wir haben harte und weiche.

Zweitens: Die Wahl des *Tons,* aus welchem das Stück gehen soll. Jede der zwölf Dur- und Molltonleitern unterscheidet sich von den übrigen durch verschiedene eigene Intervalle, und bekömmt dadurch einen eigenen Charakter. C-dur und As-dur gehn in ihrem Charakter am meisten von einander ab, weil die Fortschreitungen ihrer Tonleitern am meisten verschieden sind; und ein charakteristisches Instrumentalstück aus C-dur in As-dur transponirt, würde fast unkenntlich werden. Das Nehmliche gilt von den Molltönen.

Drittens: Die *Melodie.* Es ist sehr wichtig, ob die Töne in engen oder in weiten, in leichten oder in schweren Verhältnissen fortschreiten, ob in einförmig langen, oder in kurzen, oder in vermischten Noten. Eben so: ob die Vermischung nach sichtbarer Ordnung, oder mit anscheinender Unregelmäſsigkeit geschieht; ob die Verzierungen einfach, oder mannichfaltig und reich sind, u. s. w. Ich zweifle, ob sich Alles, was hier in Betrachtung kömmt, angeben läſst.

Viertens: Die *Bewegung.* Darunter ist begriffen: gleiche oder ungleiche, lange oder kurze Tactart; geschwinde oder langsame, einfache oder abwechselnde und mannichfaltige Bewegung in verschiedenen Stimmen; gleiche oder ungleiche, oft auch gegen einander laufende Bewegung, u. s. w.

Fünftens: Der *Rhythmus.* Die Perioden und ihre Abschnitte sind entweder lang oder kurz, gleich oder ungleich.

Sechstens: Die *Harmonie,* die Zusammensetzung mit einander klingender Töne zu unmittelbarem oder mittelbarem Wohlklange. Hier kömmt in Betrachtung: die Art der Zusammensetzung einfacher oder mannichfaltiger, leichterer oder schwererer Verhältnisse; die Art der Fortschreitung dieser zusammengesetzten Verhältnisse, die in einer unendlichen Zahl von Ausweichungen geschehen kann; die Trägheit oder Schnelligkeit in den Ausweichungen; die Fülle oder Leere, Klarheit oder Dunkelheit, Reinigkeit oder Unreinigkeit der Harmonie, die oft nur scheinbare Unreinigkeit ist, u. s. w.

Siebentens: Die Wahl der *Stimme.* Tiefe, hohe, Mittelstimme, solche und solche Mischung der Stimmen, thut jedes eine andere Wirkung.

Achtens: die Wahl der *Instrumente*, nach ihren eigenen sehr verschiedenen Charakteren, und die Art der Vermischung der Instrumente.

Neuntens: Die *Stärke* und *Schwäche*, die Nüancirung derselben durch ihre verschiedenen Grade, und die Art der Nüancirung.

Wie durch den Gebrauch dieser Mittel, so weit er reicht, der Tonsetzer die innern Empfindungen und Bewegungen der Seele malen könne, wird durch folgende Betrachtungen deutlich werden.

Zuerst: Alle leidenschaftlichen Vorstellungen der Seele sind mit gewissen entsprechenden Bewegungen im Nervensystem unzertrennlich verbunden, werden durch Wahrnehmung dieser Bewegungen unterhalten und verstärkt. Aber nicht allein entstehn im Körper diese entsprechenden Nervenerschütterungen, wenn vorher in der Seele die leidenschaftlichen Vorstellungen erweckt worden; sondern auch in der Seele entstehn die leidenschaftlichen Vorstellungen, wenn man vorher im Körper die verwandten Erschütterungen verursacht. Die Einwirkung ist gegenseitig: eben der Weg, der aus der Seele in den Körper führt, führt zurück aus dem Körper in die Seele. Durch nichts aber werden diese Erschütterungen so sicher, so mächtig, so mannichfaltig bewirkt, als durch Töne. Daher bedient sich auch die Natur vorzüglich der Töne, um die unwillkürliche Sympathie, die sich unter Thieren einerlei Gattung findet, zu erregen. Das Schreien des leidenden Thiers setzt die

Nerven des nicht leidenden in eine ähnliche Erschütterung, welche in der Seele des letztern die ähnliche Empfindung erweckt; die daher den Namen des Mitleidens führt. Das Nehmliche gilt von der Mitfreude.

Zweitens: Jede Art leidenschaftlicher Vorstellungen unterscheidet sich durch die Fülle, den Reichthum der mehrern darin vereinigten Vorstellungen; durch die gröſsere Mannichfaltigkeit des Vielen, was in jeder verbunden ist; durch die gröſsere oder geringere Übereinstimmung dieses Mannichfaltigen, woraus eine gröſsere oder geringere Schwierigkeit entsteht, die ganze Vorstellung zu fassen und zu durchdenken; durch die langsamere oder schnellere Folge der Vorstellungen auf einander; durch die engern oder weitern Schritte, da bald mehr bald weniger

Zwischenvorstellungen übersprungen werden; durch die gröſsere oder geringere Gleichförmigkeit des Fortgangs, da die einen immer langsam, die andern immer geschwinde in ihrem Fortgange sind, und wieder andre, äuſserst unregelmäſsig, bald ihren Lauf anhaltend, bald mit gröſserer Geschwindigkeit wieder fortsetzen, u.s.w.

Um nur einige Beispiele zu geben, so sind erhabne Vorstellungen von vielem schweren Inhalt: der Gang ist langsam; fröhliche Vorstellungen sind von leichtem faſslichen Inhalt: der Gang ist munter, die Sprünge nicht groſs; Angst arbeitet sich mit groſser Geschwindigkeit, aber unterbrochen, durch eine Menge miſshelliger Ideen hindurch; Wehmuth schleicht mit langsamen und verweilenden Schritten durch Ideen fort, die in nahen Verbindungen stehen.

Aus diesen Bemerkungen erklärt sich

Erstlich: Wie die Musik die innern Empfindungen der Seele malen, nachahmen könne? Sie wählt Töne von so einer Wirkung auf die Nerven, welche den Eindrücken einer gegebenen Empfindung ähnlich ist; wählt zu diesem Endzweck Instrument, Höhe und Tiefe der Töne. Wenn die Töne einer Franklinschen Harmonika einen Menschen von nur etwas empfindlichen Nerven unwiderstehlich zur Wehmuth hinreiſsen; so erweckt dagegen der Schall der Trompete und das Rollen der Pauken eben so unwiderstehlich zu freudig erhabnen Empfindungen. Und wenn die höhern Töne für alle muntern, fröhlichern; die mittlern für alle weichern, sanftern Empfindungen schicklicher sind: so sind es die tiefen wieder für alle traurigen, schauervollen, lugubern. Daher ist Hasse in der Zeile:

Sacri orrori, ombre felici!

mit den drei erstern Wörtern immer weiter in die Tiefe gestiegen; das dritte hat er auf einmal in die Höhe gelegt.

Aber noch unendlich besser malt die Musik die Empfindungen, indem sie in die Vorstellung von diesen entsprechenden Nervenerschütterungen, und besonders in die Folge derselben, durch eine weise Wahl des Tons, der Tonart, der Harmonie, Melodie, Tactart, Bewegung, alle die oben bemerkten Analogieen mit den Empfindungen bringt: der Harmonie mehr oder weniger Reichthum oder Armuth, Leichtigkeit oder Schwierigkeit giebt, die Melodie durch nähere oder entferntere Verhältnisse fortschreiten läſst, die Bewegung schneller oder langsamer, gleichförmiger oder ungleichförmiger macht, u. s. w.

Zweitens erklärt sich, warum der Musik die Malerei der Empfindungen am besten gelinge. Sie wirkt hier nehmlich mit allen ihren Kräften zusammengenommen; gebraucht hier mit eins alle ihre Mittel; concentrirt hier ihrer aller Wirkung. Dieses wird fast nie der Fall seyn, wenn sie nur die Gegenstände malt, welche Empfindungen veranlassen. Die letztern kann sie fast immer nur durch einzelne, schwache, und entfernte Ähnlichkeiten, die erstern durch eine Menge sehr bestimmter Ähnlichkeiten andeuten.

Drittens erklärt sich, warum gleichwohl auch diese Malerei der Empfindungen noch unvollständig bleibe? Wie schon oben bemerkt worden, so wird die Empfindung nicht anders individualisirt, als durch bestimmte Vorstellung des sie erweckenden Gegenstandes. Darin aber bleibt die Musik immer unendlich zurück. Sie kann, durch vereinigte Kraft aller ihrer Mittel, nur Classen, Arten, wenn gleich schon untere, bestimmtere Arten, von Empfindungen angeben; das mehr Specielle, das Individuelle, was erst aus der besondern Beschaffenheit und Beziehung des Gegenstandes erkannt werden muſs, bleibt eben deswegen, weil sie diese besondere Beschaffenheit und Beziehung nicht zugleich andeuten kann, ebenmäſsig unangedeutet.

Aus den beiden letztern Bemerkungen, die ich richtig und einleuchtend glaube, folgen nun sogleich die zwei Regeln:

Die erste: Daſs der Musiker immer

lieber Empfindungen, als Gegenstände von Empfindungen malen soll; immer lieber den Zustand, worin die Seele und mit ihr der Körper durch Betrachtung einer gewissen Sache und Begebenheit versetzt wird, als diese Sache und Begebenheit selbst. Denn man soll mit jeder Kunst dasjenige am liebsten ausführen wollen, was man damit am besten, am vollkommensten ausführen kann. Besser also immer, daſs man in einer Gewittersymphonie, dergleichen in verschiedenen Opern vorkömmt, mehr die innern Bewegungen der Seele bei einem Gewitter, als das Gewitter selbst male, welches diese Bewegungen veranlaſst. Wenn gleich in diesem Phänomen so viel Hörbares ist, so geräth doch das Erstere noch immer besser, als das Letztere. Die *Hillersche* Gewittersymphonie in der »Jagd« hat

hat schon aus diesem Grunde einen ungezweifelten Vorzug vor der *Philidorischen.*

Es giebt aber noch einen andern, und wie ich glaube, wichtigern Grund dieser Regel. Denn da die Musik eigentlich für die Empfindung geschaffen ist; da bei ihr auf diesen Zweck alles hinwirkt: so kann es nicht fehlen, daſs der Tonsetzer, auch wenn er bloſs einen Gegenstand zu malen vorhat, nicht gewisse Empfindungen angebe, in welche sich die Seele einläſst und welche sie zu verfolgen wünscht. Nun aber wird sich fast immer finden, daſs über dem Bestreben des Tonkünstlers eine Sache oder Begebenheit nachzuahmen, die Seele auf eine widrige Art von Empfindung auf Empfindung verschlagen und in der ganzen Folge ihrer Vorstellungen irre gemacht wird.

Die zweite Regel ist: daſs der Tonsetzer keine solche Reihe von Empfindungen muſs malen wollen, die von einer andern Reihe von Begebenheiten oder Betrachtungen abhängig, und deren Folge unbegreiflich oder gar widersinnig ist, sobald man nicht zugleich diese andere Reihe denkt, von welcher jene eben abhängt. Ich will mich näher erklären.

Setzen Sie, daſs das schönste accompagnirte Recitativ eines *Hasse* ohne die Singstimme, oder noch besser vielleicht, daſs ein *Bendaisches* Duodram ohne die Rollen, bloſs vom Orchester ausgeführt werde; was würden Sie in dem besten, mit dem feinsten Geschmack und der richtigsten Beurtheilung geschriebenen, Stücke zu hören glauben? Ganz gewiſs die wilden Phantasieen eines Fieberkranken. Warum das aber? Offenbar, weil die Folge von Ideen oder Begebenheiten, aus welcher allein die Folge der Empfindungen konnte begriffen werden, aus dem Ganzen weggenommen worden. Und wird es nicht das Nehmliche seyn, wenn sich ein Tonsetzer vornimmt, wie das Einige wirklich gethan haben, in die Vorbereitungssymphonie einer Oper schon die ganze Folge von Empfindungen zu legen, welche während des Verlaufs der Handlung bei den Zuhörern rege gemacht werden? Mir wenigstens ist die von Manchen bewunderte Symphonie, womit *Monsigny* seinen »Deserteur,« so wie eine andere, womit er seine »schöne Arsene« eröffnet, immer nur sehr abgeschmackt vorgekommen.

Eine Symphonie, eine Sonate, ein jedes von keiner redenden oder mimischen Kunst unterstütztes musikalisches Werk,

— sobald es mehr als bloſs ein angenehmes Geräusch, ein liebliches Geschwirre von Tönen seyn soll — muſs die Ausführung Einer Leidenschaft, die aber freilich in mannichfaltige Empfindungen ausbeugt, muſs eine solche Reihe von Empfindungen enthalten, wie sie sich von selbst in einer ganz in Leidenschaft versenkten, von auſsen ungestörten, in dem freien Lauf ihrer Ideen ununterbrochenen Seele nach einander entwickeln. Wenn ich eine noch nicht bekannt gewordene Theorie von den verschiednen Ideenreihen und ihren Gesetzen hier voraussetzen dürfte; so würd' ich sagen, daſs die Ideenreihe keine andere als die *lyrische* seyn muſs.

Ich komme zu dem, was Sie vorzüglich von mir erwarten: zur Bestimmung der Regeln für die Singecomposition. Hier muſs ich vor allen Dingen die Stimme von der Begleitung unterscheiden. Zuerst von jener.

Alles was ich hier zu sagen habe, beruht auf den Unterschied von *Malerei* und *Ausdruck*, den man zwar längt gemacht, aber wie ich fürchte, noch nicht ganz in's Licht gesetzt hat.

Eine bloſse Idee des Verstandes, ohne Beziehung auf unsre Begehrungskraft; die bloſse kalte Vorstellung einer Sache, wie sie ist, ohne mitverbundene Vorstellung: ob sie gut oder böse sei? ob sie irgend einer der Neigungen unsrer Natur schmeichle oder zuwiderlaufe? ist kein ästhetischer für die schönen Künste schicklicher Gedanke; kein solcher, den der wahre Dichter schreiben, und am wenigsten, den er für die Musik schreiben wird. In jedem wahrhaftig poetischen, und noch mehr in jedem musikalischpoetischen, Gedanken muſs also zweierlei können unterschieden werden: die Vorstellung des Gegenstandes, und die Vorstellung der Beziehung welche dieser Gegenstand auf unser Begehrungsvermögen hat, da wir ihn schätzen oder verachten, lieben oder hassen, darüber zürnen, erschrecken, oder uns freuen, ergötzen, uns davor fürchten, oder uns danach sehnen, u. s. w.

Mit Einem Worte: in jedem solchen Gedanken muſs zweierlei können unterschieden werden: das *Objective,* und das *Subjective.*

Um aller Verwirrung und Miſsdeutung zuvorzukommen, erinnere ich: daſs das was ursprünglich Subjectives war, Objectives werden kann. Die Vorstellung einer Empfindung nehmlich, sei es eines Andern oder unsre eigne Empfindung, kann Ursache einer neuen Empfindung werden;

manchmal einer verschiednen, sogar entgegengesetzten Empfindung. Die Freude eines Andern kann mich zum Zorn reizen; es kann mich betrüben, in mir selbst ein Wohlgefallen an etwas das meine Vernunft nicht billigt, gewahr zu werden. In diesen Fällen ist die Freude und das Wohlgefallen das Objective; der *Zorn* und die Betrübniſs, das Subjective.

Nun heiſst man *Malen* in der Singmusik: das *Objective* darstellen; hingegen das *Subjective* darstellen, heiſst man nicht mehr Malen, sondern *Ausdrücken*.

Im Grunde zwar fällt beides unter unsern obigen Begriff von Malerei. Ausdruck könnte man erklären durch Malerei des Subjectiven, Malerei der Empfindung. Doch mögt' ich nicht gerne sagen: Empfindung; eben weil das, was Empfindung ist, nicht immer das Subjective ist, nehmlich die itzt in der Seele herrschende Empfindung. — Subjectives, sagte ich oben, kann zu Objectivem werden; eben so, sage ich itzt, kann Ausdruck zu Malerei werden. Nehmlich: wenn Empfindung Gegenstand einer Empfindung ist, und der Musiker drückt jene, den Gegenstand aus, nicht diese; so malt er. Oder wenn ein Gegenstand gewöhnlicher Weise eine solche und solche Empfindung, in dem itzigen Fall aber eine verschiedene, vielleicht ganz entgegengesetzte wirkt, und der Tonsetzer hat jene für diese gegriffen; so hat er nicht ausgedrückt, sondern gemalt.

Hiedurch nun, hoffe ich, ist die Regel völlig bestimmt und erklärt, die man dem Singecomponisten so oft wiederholt hat: Er soll ausdrücken, nicht malen.

Bewiesen braucht diese Regel kaum zu werden. Denn

Zuerst: Wenn das Objective nicht an sich selbst Subjectives, wenn es äuſsre Sache oder Begebenheit ist; so würde, nach einer der obigen Bemerkungen, der Singecomponist, der lieber malen als ausdrücken wollte, auf diejenige Wirkung arbeiten, die er am wenigsten erreichen kann. Und wenn auch das Objective ursprünglich Subjectives ist; so wär' es doch äuſserst widersinnig, lieber die Empfindung malen zu wollen, die itzt nicht die herrschende ist, als die, welche itzt die ganze Seele des Sängers einnehmen soll.

Zweitens: Was soll der Gesang anders seyn, als die lebhaftste, sinnlichste, leidenschaftlichste Rede? Und was sucht nun der Mensch in Leidenschaft vor allem andern mit der Rede? Was ist ihm das Wichtigere? Ganz gewiſs nicht, die Natur des Gegenstandes bekannt zu machen, der ihn in Leidenschaft setzt, sondern sich dieser Leidenschaft selbst zu entschütten, sie mitzutheilen. Darauf arbeitet Alles bei ihm: Ton der Stimme, Gesichtsmuskeln, Hände und Füſse.

Also: nur Ausdruck erreicht den Zweck des Gesanges; Malerei zerstört ihn.

Wie aber, wenn zuweilen Malerei und Ausdruck zusammenfielen? Das will sagen: Wie, wenn zuweilen Malerei des Objectiven für Ausdruck des Subjectiven gelten; wenn wohl gar zuweilen der Ausdruck des Subjectiven ohne Malerei des Objectiven nicht geschehen könnte?

Dieses aber ist wirklich so oft der Fall, daſs ich wünschte, man mögte obige Regel lieber anders fassen; man mögte, statt zu sagen: der Singecomponist soll nicht malen, sondern ausdrücken; lieber nur so sagen: der Singecomponist soll sich hüten, wider den Ausdruck zu malen. Denn daſs er gemalt hat, ist an sich noch kein Fehler: er kann es, und darf es; nur dann wird's Fehler, wenn er das Unrechte, oder wenn er am unrechten Ort, gemalt hat.

Die Einsicht hierin beruht auf einem Unterschied in unsern Empfindungen, der vielleicht noch zu wenig bemerkt worden. Ich weiſs ihn, in der Geschwindigkeit, nicht besser anzugeben, als wenn ich sage: Bei der einen Art von Empfindungen verschmilzt, verliert sich das Subjective ins Objective; die Leidenschaft befriedigt sich nicht anders, als indem sie das Object so viel umfaſst, wie möglich; die ganze Seele demselben so viel nachbildet, als möglich. Bei der andern Art von Empfindungen, steht Subjectives und Objectives einander deutlich entgegen; die Leidenschaft befriediget sich dadurch, daſs sie die Seele in eine der Natur des Objects ganz entgegenstehende Fassung setzt. Da durch diesen Unterschied die Empfindungen anders abgetheilt werden, als sie es in irgend einer der bekannten Classificationen sind, so wage ich eine neue Benennung, um mich kürzer ausdrücken zu können. Jene Art von Empfindungen will ich die *homogenen*, diese die *heterogenen* nennen.

Beispiele werden Alles deutlicher machen. — Bewunderung eines groſsen oder erhabenen Gegenstandes ist eine homogene Empfindung. Das betrachtende Subject nimmt so viel, wie möglich, die Natur und Beschaffenheit des betrachteten

Objects an: die Stimme wird voll, die Brust erweitert sich, sagt *Home*, wenn man groſse Gegenstände denkt. Denkt man erhabne, so richtet man das Haupt empor, erhebt Stimme und Hände. Das Subject sucht sich auf alle Art dem Object nachzubilden.

Bei der Verehrung, der Anbetung, ist das schon anders. Hier setzt sich das Subject dem Object entgegen; fühlt seine Schwäche, Niedrigkeit, Kleinheit, Unvollkommenheit, im Verhältnisse gegen dieses Object: das Haupt beugt sich; Stimme und Hände sinken nieder.

Eben so, und noch mehr, mit der Furcht. Die Gröſse, die Stärke, die im Object wahrgenommen wird, ist gegen das Subject gerichtet: je gröſser, je stärker also jenes, desto nichtiger, desto schwächer dieses; je voller, erhabener, prächtiger die Malerei seyn würde: desto schwächer, gesunkner, kleinlauter ist der Ausdruck.

Daraus ergiebt sich nun sogleich die Regel: bei homogenen Empfindungen ist Malerei Ausdruck; bei heterogenen, zerstört Malerei den Ausdruck.

Aber darum darf nun doch der Tonkünstler, auch wo ihm wirklich die Malerei erlaubt ist, nicht ins Wilde hinein malen. Ich will die Cautelen, die bei dieser Regel zu merken sind, nur ohne Beweis hiehersetzen, weil ich denke, daſs sie sich aus dem Obigen selbst beweisen.

Erstlich: An dem zu malenden Object können sich mehrere musikalisch malbare Prädicate finden. Der Tonsetzer muſs Acht geben, daſs er nur diejenigen fasse, die in der jedesmaligen Ideenreihe von der Seele beachtet werden. An dem

Begriffe *Meer* z. B. können, in der itzigen Verbindung der Gedanken, vielleicht nur die Gefahren, die Tiefe, der weite Umfang in Betrachtung kommen; es wäre der offenbarste Fehler wider den Ausdruck, wenn man in diesem Fall das sanfte Schlagen der Wellen malte. Wenn ich mich von so vielen Jahren her recht erinnere; so ist *Hasse* in der schon oben angeführten Arie der *»Sta Elena«* von diesem Fehler nicht frei geblieben. Die Dehnung, die er in den Zeilen:

Questo è il suol, per cui passai
Tanti regni e tanto mar,

dem letzten Worte nach italiänischem Gebrauch, gegeben hat, drückt ein sanftes Wallen aus, woran hier die singende Helena unmöglich denken konnte. Überhaupt war hier diese Idee ganz und gar nicht zu malen. Aber es ist unglaublich, wie sehr, auch bei unsern genievollsten Tonsetzern, der Italiänische Singsang den Ausdruck zerstört hat.

Zweitens: Wenn an dem ganzen Begriffe nichts, als gerade so ein Prädicat, musikalisch malbar ist, das in der jetzigen Ideenreihe nicht auf eine vorzügliche Art die Aufmerksamkeit reizt; so muſs sich der Tonsetzer aller ausbildenden Malerei enthalten, und nur schlechtweg declamiren.

Drittens: Aus der ganzen Reihe von Vorstellungen muſs er urtheilen, wie wichtig jede einzelne sei; wie lange, mit welchem Grade von Interesse, die Seele dabei verweile; und also, wenn der Fall eintritt daſs Malerei Ausdruck wird, wie tief er sich in die Malerei einlassen dürfe. Wenn er statt des Hauptbegriffs, auf den die ganze Seele sich hinrichtet, um

den

den sich alle andern herumbauen und sich in ihm einigen, einen der Nebenbegriffe hascht, um ihn vorzüglich auszumalen: so ist das völlig eben derselbe Fehler, als wenn er einen falschen Accent setzt; ja, weil die Malerei nicht so schnell, wie ein Ton vorüberschlüpft, ein noch unangenehmerer Fehler.

Viertens: Der ärgste Verstoſs wider den Ausdruck wäre, wenn der Tonsetzer nicht die Idee, sondern das Wort malte; wenn er vielleicht eine Vorstellung ausbildete, die in der Rede verneint und aufgehoben wird; wenn er sich an das bloſse Bild, an die Metapher hielte, statt sich an die Sachen zu halten. — Doch vor Fehlern dieser Art sollte man gar nicht warnen; denn wer sie begehen kann, an dem ist alle Warnung verloren.

Ich setze noch ein paar Anmerkungen

hinzu, um Einwürfen, die Sie mir etwa machen könnten, vorzubeugen.

Zuerst kann es kommen, daſs auch bei heterogenen Empfindungen Malerei zufälliger Weise Ausdruck ist. Der Gegenstand der Verehrung z. B. sei die Demuth, die Sanftmuth, die Unterwürfigkeit eines Heiligen; der Gegenstand der Furcht sei die Unsicherheit der umgebenden Finsterniſs, ein in dieser Finsterniſs vernommenes tiefes, fernes, unterbrochenes Getöse: so kann der Tonsetzer fast keinen andern Ausdruck wählen, als womit er auch den Gegenstand malen würde.

Zweitens kann es kommen, daſs die Malerei eines Nebenumstandes, der eigentlich nicht in der Ideenreihe sollte beachtet werden, entweder selbst zum Ausdruck hilft, oder ihn wenigstens doch nicht hindert. *Hasse* hat in dem mehrmalen angeführten Oratorium bei der Arie:

Del Calvario già sorger le cime
Veggo altere di tempio sublime,
E i gran Duci del Rè delle sfere
Pellegrini la tomba adorar!

eine solche Malerei eines Nebenumstandes angebracht, die wenigstens mein Gefühl nicht beleidiget hat. Er malt die Ankunft der groſsen Heerführer durch einen prächtigen marschmäſsigen Satz, der zu der freudig erhabnen Empfindung, welche durch's Ganze der Arie herrschen soll, gar nicht übel zu passen scheint. Dergleichen nur scheinbare Vernachläſsigungen der Regeln begeht das Genie in allen Künsten, und die Kritik hat Unrecht, es darüber in Anspruch zu nehmen. Aber gleich Unrecht hat man, wenn man deswegen dem Genie erlaubt, sich über alle

Regeln hineinzusetzen. So lange das Genie wirklich Genie ist, bleibt es gewiſs in der Regel, und scheint sie nur darum zu übertreten, weil die Regel noch nicht hinlänglich bestimmt und eingeschränkt war. — Wirklich herrscht noch so ziemlich in allen Künsten zwischen ihrer Theorie und ihren Werken das Verhältniſs: daſs man weniger die Theorie brauchen kann, um die Werke dadurch zu vervollkommnen, als die Werke, um die Theorie zu berichtigen. —

Was ich von der Begleitung der Instrumente zu sagen habe, läuft hauptsächlich darauf hinaus: daſs hier weit mehr Malerei, als in der Singstimme erlaubt ist. Daher haben auch die besten ausdruckvollsten Tonsetzer im Accompagnement ihrer Arien, und vorzüglich ihrer Recitative, nicht immer bloſs den Ausdruck der

Empfindung fortgesetzt, sondern oft auch durch Darstellung des veranlassenden Gegenstandes ihn zu unterstützen und zu heben gesucht. *Graun* hat in der bekannten Arie:

> Wenn ich am Rande dieses Lebens
> Abgründe sehe, u. s. w.

prächtige Malerei des gefürchteten Richters in die Begleitung gelegt: und es ist kein Fehler; in der Singstimme hingegen ist's offenbarer Fehler.

Indessen muſs auch in der Begleitung die Malerei nur wesentliche, auf die Empfindung einflieſsende, Prädicate des Objects darstellen, und nicht so heterogen mit dem Ausdrucke seyn, daſs sie, anstatt die Empfindung zu unterstützen, sie zerstöre. Dieses wäre z. B. der Fall, wenn eine ernsthafte Gedankenreihe von einer komischen Malerei unterbrochen würde.

Ein neuerer, oder vielmehr erst seit einiger Zeit recht bekannt gewordener und sonst vortrefflicher, Tonsetzer hat hierin öfter gefehlt. Es thut die widrigste Wirkung von der Welt, wenn in einem durch und durch ernsthaften und selbst erhabnen Stücke das Schlagen des Herzens mit Pizzicato begleitet, oder das Zischen der Schlangen von den Violinen nachgeahmt wird.

Wenn es in einem Briefe an Sie nicht zu unschicklich wäre, so würd' ich die herausgebrachten Regeln auch noch auf Declamation und Pantomime anwenden. Denn in der That gelten sie für alle energischen Künste. Doch diese Anwendung macht sich auch von selbst, sobald man von diesen Künsten, und den Mitteln wodurch sie wirken, nur den geringsten Begriff hat.

Ich bin mit größter Hochachtung u. s. w.

ÜBER ARTIKEL, HÜLFS- UND PERSONENWÖRTER DER NEUERN SPRACHEN.

VORGELESEN IN DER KÖNIGL. AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN 1793.

Die neueren Sprachen verlieren in Vergleichung mit den alten unendlich durch das lange Geschlepp ihrer Artikel, ihrer Hülfs- und Personenwörter. Schriftsteller, denen Nachdruck und Eleganz nicht gleichgültig sind, vorzüglich Dichter und Redner, machen nur zu oft die Erfahrung: wie viel die Kürze, die Kraft, die Ründung des Stils, bei dieser Einrichtung leiden. Es ist den Neuern fast unmöglich, in Schilderungen so gedrängt, im Ausdruck der Leidenschaften so stark, in Sentenzen so kraftvoll, in Gegensätzen so präcis, in witzigen Einfällen so gespitzt, wie die Alten, zu schreiben. Inschriften, deren Seele die Kürze ist, wollen in neuern Sprachen vollends gar nicht gelingen.

Bei allen diesen unläugbaren Nachtheilen sieht unser vortrefflicher Sprachforscher, Herr *Adelung*, in den Artikeln, den Hülfswörtern und den übrigen Eigenheiten der neuern Sprachen, nicht allein einen Beweis von der fortgeschrittnen Cultur unsers Geistes; sondern er hält sie auch für eine Wirkung dieser Cultur, für eine Frucht der immer wachsenden Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe *). Nicht etwa nur Zufall, sondern Überlegung, Wahl, Gefühl der Unschicklichkeit, dasjenige länger dunkel zu lassen, wovon man sich endlich klare Begriffe erworben, soll die Italiäner, und überhaupt die Völker deren Sprachen Töchter der Lateinischen sind, dahin gebracht haben, von ihrem Urbilde abzuweichen, Artikel und Personenwörter einzuführen, und die verschiedenen Verhältnisse der Begriffe nicht mehr durch Biegungssilben, sondern durch eigene Wörter auszudrücken. — Dieses, wenn auch nur dunkel gedachte, Absichtliche, was Hr Adelung den genannten Völkern bei Veränderung ihrer Sprachen unterschiebt, ist ohne Zweifel der auffallendste Theil seiner Behauptung. Wenn man ihm alles Übrige gelten läſst, so kann man doch unmöglich in jenen so zweideutigen Vortheilen mehr, als höchstens einen glücklichen Fund erkennen, der in Zeiten der Barbarei gemacht, und erst dann wieder hervorgesucht oder von auſsen her angenommen worden, als die

---

*) Man s. Dessen Magazin für die Deutsche Sprache: ersten Jahrganges zweites Stück, Nr 1.

Römer von der Höhe ihrer Cultur schon längst herabgestürzt waren.

Veränderungen einer Sprache, wodurch zugleich ihr ganzes Genie verändert, ihr ganzer innrer Bau zerrüttet wird, lassen sich überhaupt weit weniger während des Fortganges der Cultur, als während eines gänzlichen Rückganges derselben, denken. Je mehr ein Volk in seiner Sprache schon geleistet, je mehr Meisterwerke es darin aufzuweisen hat, und je verbreiteter unter demselben Geschmack und Lectüre sind: desto schwieriger wird jede in der Sprache vorzunehmende Hauptveränderung. Man setze, was wohl Wenige zugeben mögten, daſs die Deutsche Art zu construiren vorzüglicher als die Französische sei; man nehme an, daſs Franzosen die dieses einsähen, die vortheilhafte Neuerung eben jetzt, während der vollen Blüthe der Literatur, in die Sprache einzuführen versuchten: iſt wohl irgend einige Wahrſcheinlichkeit, daſs es gelingen ſollte? Aber nun denke man ſich, daſs die Nation von Jahr zu Jahr immer tiefer in Elend verſinke, von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr verwildre; man laſſe die ſchönen Künſte mit den Wiſſenſchaften gänzlich verſchwinden, die vortrefflichen Schriftſteller im Staube der Klöſter Jahrhunderte lang vergraben liegen; man laſſe deutſche Schwärme ſich in alle Provinzen einniſten, und mit den Eingebornen zu Einem Volke vermiſchen: wird es auch da noch unbegreiflich ſeyn, wenn die Nation ihre ehemalige Conſtructionsart unvermerkt gegen die deutſche umtauſcht? Und wenn dieſe, wie wir angenommen, die vorzüglichere iſt: wird die Sprache ihren gewonnenen Vortheil dem

Fortſchritte oder dem Rückgange in der Cultur zu danken haben? Auch wenn in der Folge die Nation ſich aus der Barbarei wieder aufraffte und die ſo veränderte Sprache beibehielte; ſo wäre das nichts weniger, als die Wirkung der Einſicht: es wäre nothwendige Unterwerfung unter die einmal herrſchend gewordne allgemeine Gewohnheit.

In welchem Zuſtande Italien, und überhaupt das ganze Lateiniſch ſprechende ſüdliche und weſtliche Europa, eben in dem Zeitraume war, da ſich die jetzigen Sprachen zu bilden anfingen, iſt jedem, auch dem mittelmäſsigſten Geſchichtkenner bekannt. Staat, Wiſſenſchaften, Künſte, Literatur, Alles lag zertrümmert. Theils bewirkte dieſen traurigen Verfall die eigene innere Verderbniſs, theils der verheerende Einbruch barbariſcher Völker, die freilich von den Römern sehr vieles annahmen, aber ihnen wahrscheinlich auch manches mittheilten. Wenn es sich darthun lieſse, daſs diese Völker jene Redetheile: Artikel, Hülfswörter, Personenwörter, in ihrer Sprache schon gehabt, und daſs die Römer, durch beständigen Umgang mit ihnen, sich allmählich an den Gebrauch ähnlicher Redetheile gewöhnt hätten: so wäre es auf einmal um die Behauptung des Hrn Adelung geschehen. Denn was, nach ihm, im Fortgange der Cultur, sich bei immer wachsender Einsicht von selbst müſste gefunden haben: das wäre, beim Verschwinden aller Cultur, von völlig fremden Völkern hinzugebracht worden; und man denke, von was für Völkern! Wie glücklich würde sich Italien geschätzt haben, hätten jene Barbaren eben so wenig Arm, als Geist, eben so wenig Muth, als Feinheit besessen!

Eine nicht kleine, und meines Wissens noch unberührte, Schwierigkeit scheint es bei dieser Hypothese zu machen: daſs die Barbaren, die fast das ganze Wörterbuch der Überwundnen annahmen, gerade jene Eigenheiten so hartnäckig sollten beibehalten, und daſs die Überwundnen, die sonst ihre Sprache so ziemlich fortsprachen, eben diese Eigenheiten so allgemein sollten angenommen haben. Ein dunkles Gefühl gröſserer oder geringerer Vollkommenheit findet sich allerdings auch auf den untersten Stufen der Cultur; sonst wäre die Menschheit nie aus der Barbarei hervorgegangen, nie von niedern zu höhern Stufen emporgeklommen. Und wie? könnte man sagen, wenn es eben dieses Gefühl gewesen wäre, das den einen Theil in der Beibehaltung jener Eigenheiten so hartnäckig, den andern zu ihrer Annahme so willfährig machte?

Es giebt, wenn man auch in der obigen Hypothese bleiben will, eine andere weit leichtere Erklärung der Sache. Einen groſsen Theil von den Wörtern der Überwundnen muſsten die Überwinder zugleich mit den Begriffen annehmen, die ihnen, als einem rohen Volke, fremd waren, und wofür also ihre höchst arme barbarische Sprache auch keine Zeichen hatte. Hieher rechne ich alle Wörter, die zu den Künsten des Luxus gehören, zu den feinern gesellschaftlichen Verhältnissen und Einrichtungen, zu den abstracten Begriffen der Seelenkunde, der Sittenlehre, der Politik, die aus der ehemaligen Philosophie in die Sprache übergegangen waren. Andre, die der Barbar in seiner

Sprache so gut als der Italiäner in der seinigen fand, erwählte jener von diesem, weil er die Nothwendigkeit fühlte sich mit ihm zu verständigen, und weil es *ihm* weit leichter ward, die weicheren Töne des Südländers nachzubilden, als *diesem*, die rauhern Töne des Nordländers. Die Wörter blieben also, dem gröſsten Theile nach, in ihrem Grundstoffe Römisch: nur einige barbarische wurden eingemischt; und für mehrere Begriffe entstanden, eben wie im Englischen, zweierlei Wörter, das eine barbarischen, das andre römischen Ursprungs. Der öftere Gebrauch hatte jedem der vermischten Völker die Benennungen des andern geläufig gemacht, und für Reinheit der Sprache trug man in jenen Zeiten der Verwilderung keine Sorge.

Anders verhielt es sich mit dem, was immer in den Sprachen das Schwerste, in ihrem noch rohen Zustande das Mangelhafteste, und bei ihrer Ausbildung das Letzte ist: mit der Bezeichnung der verschiednen Verhältnisse der Begriffe, mit der Verschmelzung der Neben- in die Hauptideen, mit der Zusammenreihung aller zu Einer Gedankenfolge. Wer hierin einmal eine gewisse Art gefaſst, sich an eine gewisse Methode gewöhnt hat, der braucht schon viel Aufmerksamkeit, Nachdenken, Biegsamkeit, um sich in eine ganz verschiedene Art und Methode zu finden. Den täglichen Beweis geben uns Kinder und Ausländer, wenn sie fremde Sprachen lernen. Immer mögten sie diese in die gewohnte Form der ihrigen beugen: sie übersetzen von Wort zu Wort; und wo das verschiedne Genie der Sprachen dies nicht mehr gestatten will, da werden sie verlegen und irre.

Was von dieser allgemeinen Bemerkung hieher gehört, ist die in ihr liegende besondre: daſs der rohe wörtliche Übersezzer jeden Begriff, der in seiner Sprache einzeln angegeben wird, eben so einzeln auch in der fremden zu bezeichnen sucht. Wenn unsre Vornehmen, die von Jugend auf Französisch stammeln, sich einmal zum Deutschsprechen herablassen, so setzen insgemein unsre Biegungsfälle sie in Verlegenheit: sie glauben, indem sie heimlich aus dem Französischen übersetzen, die Präposition nicht weglassen zu dürfen; und so geben sie ein *Geschenk* nicht dem Freunde, sondern *an* den Freund, nicht dem Sohn eines gewissen Herrn, sondern *an* den Sohn *von* einem gewissen Herrn. Der Barbar, der in seiner Sprache jedem Substantiv einen Artikel vorzusetzen, die Person beim Verbum besonders zu bezeichnen, und den Begriff des Concrescirens (wie es die Grammatiker nennen) in gewissen Zeitfällen einzeln anzugeben gewohnt war, behielt bei der Übersetzung seiner Gedanken ins Römische diese Gewohnheit bei; zufrieden, nur verstanden zu werden, und um Richtigkeit und Eleganz unbekümmert. Der Italiäner, der in seinem damaligen tiefen Verfall gleiche Denkungsart hatte, stammelte diese immer gehörten Fehler nach, bis sie endlich allgemeine Gewohnheit, das heiſst, bis sie Regel wurden.

Ich habe hier diejenige Hypothese über den Ursprung der neuern Sprachen, die *Maffei* noch zu seiner Zeit mit Recht die gemeine nannte, aufs beste auszuführen gesucht. Die neuern Gelehrten Italiens läugnen den Einfluſs der Barbaren auf ihre Sprache zwar nicht ganz, aber beschränken ihn doch bloſs auf Einmischung einiger einzelnen Wörter. Maffei behauptet in seiner vortrefflichen Geschichte von Verona mit guten Gründen: daſs die Barbaren alles von den Römern, die Römer fast nichts von den Barbaren angenommen *). Nicht Longobarden oder Gothen oder Vandalen sind es, welche die zeichnenden Künste verderbt; nicht sie, welche die Sprache des alten Roms in die Sprache des heutigen Italiens umgeschaffen: diese ist vielmehr ganz aus der ehemaligen gemeinen oder Pöbelsprache in Rom entstanden **). Ich überlasse jedem, die ganze gelehrte und interessante Ausführung hievon im Maffei selbst nachzulesen. Es gelingt ihm in der That sehr

---

*) *Verona illustrata, part. 1, libr. 11, p.* 306 (oder, in der Octavausgabe, *p.* 583).

**) Ebendas. *p.* 310 (oder 597).

wohl, den Urſprung mancher itzt in Italien üblichen Wörter aus der ehemaligen Pöbelſprache nachzuweiſen, die theils ihre ganz eigenen Wörter hatte, theils die Wörter der Bücherſprache in ganz verſchiedenem Sinne nahm. Nicht weniger gelingt es ihm, zu zeigen, wie durch Zuſammenziehung von Silben und Wörtern, durch Abreiſsen und Ausstoſsen von Mitlautern, durch Umwechslung von Selbstlautern, eine Menge Wörter entſtanden, denen man itzt ihren Urſprung kaum mehr anſieht. Nach den Beiſpielen, die ſich hievon in ältern lateiniſchen Schriftſtellern, ſelbst der besten Zeiten, finden, kann man urtheilen, wie weit ſich dies erſtreckt haben mag.

Ob es dem Maffei gleich gut gelinge, den itzt ſo durchgängig eingeführten Gebrauch der Artikel und der Hülfswörter in gewiſsen Zeitfällen, aus den Überreſten des alten Roms nachzuweiſen, mögt' ich bezweifeln. Vielleicht käme hier eine Verbindung beider Hypotheſen, der ältern und der Maffeiſchen, der Wahrheit am nächſten. Was beſonders die Hülfswörter betrifft: ſo ſind in der That einzelne Beiſpiele in den Alten da, daſs man mit ihnen ausgedrückt hat, was auch ohne ſie konnte gegeben werden; es iſt wahrſcheinlich, daſs dieſer Gebrauch ſich noch weiter in der gemeinen, als in der vornehmen Welt erſtreckt hat; und ſo gelang es um ſo eher, daſs die unabänderliche Gewohnheit der Barbaren, ſich durch Hülfswörter auszudrücken, auch bei den Eingebornen mit der Zeit allgemein ward. Nur dann freilich würde man dieſer Verbindung beider Hypotheſen entſagen, und mit den beſten Gelehrten Italiens ganz auf die Seite des Maffei treten müssen, wenn, wie tiefe Sprachforscher wollen, die Barbaren von den Hülfswörtern ursprünglich nichts gewuſst, sondern sie erst von den Römern angenommen hätten. *Salmasius* behauptet ausdrücklich, daſs die nördlichen Völker die zum Verbinden der Begriffe so unentbehrlichen Wörter *seyn* und *haben* eher nicht kennen lernen, als da die Sprache der Römer schon so ausgeartet war, daſs man statt *feci* sagte *ego habeo factum* *). Ich enthalte mich gern des tie-

---

*) *De Hellenistica Comment. p.* 381. *Duo illa verba, quibus hodie elocutionem suam colligant et construunt omnes illi Septentrionales populi, esse et habere, Romana plane sunt. . . Qui in antiquitatibus linguae Teutonicae et Saxonicae versati sunt, affirmant carere eos duobus illis verbis, quibus tanquam vinculis hodie utuntur ad coagmentandum sermonis sui contextum. Et sane*

fern Eindringens in eine Materie, die von meinem itzigen Zweck zu entfernt ist, und die ohnehin in ein Alterthum hinaufführt, wo man nur noch einzelne Spuren der Wahrheit bei sehr zweideutigem Schimmer findet.

Man mag von den vorgetragenen Meinungen beipflichten, welcher man will; man mag mit dem Maffei glauben, daſs die italiänische Sprache, wie er sich ausdrückt, von Kopf bis zu den Füſsen echt römisch sei; oder man mag sie unter dem Bilde jenes Barbaren denken, der

non videtur antiquior haec loquendi eorum ratio, quam Latinitatis infimae. Non enim eam prius usurpare coeperunt, quam a Latinis ἐκβαρβαρωθεῖσιν usurpari coepta est. Tunc dixere: Ego habeo factum, pro Ego feci. Quod Germani et Saxones et Belgae aliique septentrionales populi, quorum dialecti hodie vigent, imitati sunt ac retinuere.

über und über römisch gekleidet ging, aber seinen altgothischen Bart nicht missen wollte: die Behauptung des Hrn Adelung sinkt bei der einen dieser Hypothesen, wie bei der andern. Denn was liegt daran, ob es der ausländische Wilde oder der inländische Pöbel war, der die Sprache der cultivirten Welt verderbte? Genug, daſs die hier in Rede stehenden Veränderungen offenbar keine Folge wachsender, sondern zurückgehender Cultur, keine Frucht der Einsicht und des Geschmacks, sondern der Unwissenheit und der Rohheit gewesen. Ob übrigens diese Veränderungen für die Sprache nicht sehr vortheilhaft geworden, ist eine ganz andere Frage; denn auch der Wilde und der Pöbel kann einen sehr glücklichen Fund thun. Aber sollte dies hier wirklich der Fall seyn? Sollte wirklich der

Italiäner damit gewonnen haben, daſs er statt des kürzern: *habuisset, fuisset*, nunmehr sagen kann: *egli avrebbe avuto, egli sarebbe stato?*

Hr Adelung geht von dem Grundsatze aus: daſs verstanden zu werden, die Absicht der Sprache, und also möglichgröſste *Klarheit* und *Bestimmtheit* ihr höchstes Gesetz sei. Dieser Grundsatz an sich selbst ist sehr alt; aber völlig neu scheint mir die Anwendung die Hr Adelung davon macht. Neben dem höchsten Gesetze, denke ich, sollen noch andre bestehen; das höchste soll nicht das einzige seyn, nicht so tyrannisch über die Sprache herrschen, daſs die Erreichung jedes andern durch sie bezielten Zweckes unmöglich werde. Nun aber ist der Zweck der Sprache nicht bloſs: Gedanken, sondern auch Bilder und Empfindungen mitzutheilen: zu erwärmen, zu vergnügen, zu rühren. Nicht diejenige Sprache also ist die vollkommenste, in welcher die Deutlichkeit, mit Aufopferung aller Lebhaftigkeit, auf den höchsten ersinnlichen Grad steigt; sondern diejenige, welche in der glücklichsten Verbindung beiden Zwecken zugleich dient, und nicht bloß dem Philosophen, sondern auch dem Redner, dem Dichter, gerecht ist. Wird aber nicht alle Kraft, alle Wärme, alles Leben einer Sprache verschwinden, wenn kein schneller Überblick der Gedanken mehr möglich ist, wenn keine Nebenideen mehr in die Hauptideen können verschlungen werden, wenn jeder einzelne Theil eines logischen Satzes, jeder bedeutende oder unbedeutende Nebenumstand, sich nicht mehr flüchtig andeuten läßt, sondern ausdrücklich einzeln gesagt werden muſs? Wie viel mehr Leben und Feuer ist in den Worten des Römers: *Veni, vidi, vici*, als wenn der schleppende Deutsche die handelnde Person und den Umstand der vergangenen Zeit, die der Römer in die Hauptidee der Handlung mit hineinreiſst, in einzelnen Wörtern hingibt: »ich bin gekommen, ich habe gesehen, ich habe gesiegt.« Und leidet denn etwa bei der Kürze des Römers die Klarheit? Fehlt es ihm etwa in seiner Sprache an Mitteln, wenn ja einmal die Person oder der Umstand der Zeit von Wichtigkeit ist, sie einzeln herauszuheben? Die unglückliche Cultur unserer Zeitwörter scheint dem einen Zwecke der Lebhaftigkeit unendlich geschadet, und dem andern der Klarheit um nichts befördert zu haben *).

---

*) Von dem Artikel indeſs, der manche Zweideu-

Man gehe dem Begriffe nach, den Hr Adelung von der Cultur der Sprachen angiebt; und man wird sehen, daſs diese Cultur nur noch einen ganz kleinen armseligen Anfang genommen. Wie vieles wird noch immer durch Biegungssilben, durch Umlaute, durch Zusammenschmelzungen bloſs verworren bezeichnet! Gesetzt nun, diese Cultur ginge immer weiter und weiter, alle jene Gedankenverschmelzungen würden in ihre Elementartheile aufgelöst, und dadurch die vorgebliche Deutlichkeit auf den höchstmöglichen Grad gebracht: welch ein todtes,

---

tigkeiten zu heben dient, gestehe ichs gern, daſs er ein Vortheil der neuern Sprachen ist, so wie er schon ein Vorzug der Griechischen war. Nur muſs es nicht nothwendig seyn, daſs er jedesmal dem Substantiv vorangehe; er muſs auch fehlen können: und das kann er wirklich im Deutschen oft, wenn gleich zu wünschen wäre, daſs ers noch öfter könnte.

markloses, schauderhaftkaltes Ding würde die Sprache werden! Weg, würd' es heiſsen müssen, mit dem Genitiv! denn eine besondre Präposition giebt ja klärer das darin versteckte Verhältniſs an. Weg mit dem Plural! denn ein eigenes Wort wird die Mehrheit schärfer, als eine Biegungssilbe oder ein Umlaut bezeichnen. Weg mit dem Imperfect! denn warum soll das Einverleiben von Prädicat in Subject, das Concresciren, weniger klar bezeichnet werden, wo die Zeit nächst vergangen, als wo sie völlig vergangen ist! Weg mit dem Imperativ! denn wer wird die drei Begriffe: dessen der will, dessen der soll, und der Sache die man will und die man soll, in die einzige armselige Silbe: »gieb! komm! sprich! schweig!« so eng und erdrückend zusammenpressen? Weg überhaupt mit dem Verbum! denn was

ist

ist dieser Redetheil anders, als Verbindung eines Prädicats mit einem Subject, die man sich nicht mehr, wie im Infinitiv, als bloſs möglich, sondern als wirklich geschehen vorstellt? Lieber also ganz klar und bestimmt gesagt: »ich bin jetzt »wirklich liebend,« als so dunkel und kurz: »ich liebe!« — — Darf ich erst fragen, ob der Zweck der Deutlichkeit, für so wichtig man ihn erkennen mag, einer so völligen Aufopferung des Zwecks der Lebhaftigkeit werth sei? Zwar glaubt Hr Adelung, die Dichtung sei in der Sprache eine bloſse Nebenzierde, die höhern Vorzügen nachstehen müsse *); aber wenn man auch kalt genug gegen die göttlichen Reize der Dichtkunst wäre, um auszurufen: Schade für alle Dichtung! würde man auch ausrufen wollen: Schade für

---

*) Im angef. Magazin, S. 24, 26.

alle Darstellung, alle Kraft, allen Nachdruck?

Doch es ist ganz falsch, daſs Deutlichkeit und Lebhaftigkeit ein so entgegengesetztes Interesse haben sollten. Sie führen unter einander ihre kleinen Streitigkeiten über gewisse Gränzen; aber im Grunde stehn sie im engsten Bündniſs, besonders gegen ihre gemeinschaftliche unversöhnliche Feindinn, die Weitläuftigkeit. Wer, um mehr Licht zu gewinnen, die glückliche in der That bewundernswürdige Erfindung, durch Biegungen und Umlaute und Vorsilben so manche Neben- und Verhältniſsidee auszudrücken, vertilgen wollte; der würde, aus lauter Eifer für die Deutlichkeit, die Deutlichkeit selbst verbannen. Denn wie unschlüssig würde nicht in dem unsäglichen Schwall von Wörtern die Aufmerksamkeit umherirren! wie sehr würde das schnelle, leichte, präcise Fassen eines Gedankens nicht erschwert werden, wenn alle kleinen Nebenbestimmungen und Verhältnisse sich eben so weit, als die Hauptbegriffe selbst, in den Vorgrund drängten, und eine groſse unförmliche Masse, ohne Licht und Schatten, ohne Haltung und Gruppirung, bildeten! Bücher, selbst über die trockensten Wissenschaften, deren ganzer einziger Endzweck Deutlichkeit ist, verfehlen diesen Endzweck mehr, als daſs sie ihn erreichten, wenn sie alle einzelnen Glieder eines Satzes, alle Zwischensätze einer Schluſsreihe, zu gewissenhaft angeben, und uns dadurch die Hauptideen, die wir fassen und verbinden sollen, zu weit aus einander werfen. Das rechte Mittel hierin zu treffen, der eigenen Thätigkeit des Lesers nicht zu viel und nicht zu wenig zuzumuthen, weder zu abgebrochen noch zu ausführlich zu seyn: ist daher eine der vornehmsten Tugenden eines wissenschaftlichen Schriftstellers.

Was völlig gegen Hrn Adelung entscheiden muſs, ist das vereinte Bestreben aller guten Schriftsteller, sich von dem barbarischen Überfluſs ihrer Sprachen, so viel als möglich, loszumachen, oder auch, wo es seyn kann, ihm auszuweichen. Der Zeitfall, worin die Geschichte erzählt, ist überall derjenige, worin eine Biegung, nicht ein eignes Hülfswort, die Vergangenheit ausdrückt; bei den Deutschen, wie bekannt, ist es das Imperfect. Der Artikel wird, wo er keine Dienste zur nähern Bestimmung des Subjectes thut, immer fleiſsiger weggeworfen; die Hülfswörter werden in abhängigen Constructionen gern verschluckt; und Fürwörter, besonders die unbestimmten *es, das,* werden in dialogischen Werken, oft auch in andern, immer häufiger ausgestoſsen. »Thut nichts; kann seyn; ist schon wahr; »habs gehört:« dergleichen liest man jetzt in unsern Schauspielen auf allen Seiten. — Wie weit man, nach den Vorschriften eines guten Geschmacks, hierin gehen oder nicht gehen dürfe, ist eine Untersuchung, die vielleicht künftig den Stoff zu einer eignen mehr practischen Abhandlung geben könnte.

J. J. ENGEL'S

SCHRIFTEN.

FÜNFTER BAND.

SCHAUSPIELE.

ERSTER THEIL.

BERLIN 1803.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ad
Bibl.
Univ.
Land.

INHALT

DES FÜNFTEN BANDES.

1. DER DANKBARE SOHN.
Lustspiel in einem Aufzuge . . . . Seite 1
Geschrieben im Jahre 1770.

2. DER EDELKNABE.
Schauspiel in einem Aufzuge . . . . — 71
Geschrieben im Jahre 1772.

3. TITUS.
Vorspiel in einem Aufzuge, zur Feier des Geburtsfestes des Prinzen von Preuſsen (nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II). . . . . — 151
Geschrieben im Jahre 1779.

INHALT.

4. DER VERMÄHLUNGSTAG.
Schauspiel in fünf Aufzügen . . Seite 189
Fragment: nur die drei ersten
Aufzüge.

DER

DER

DANKBARE SOHN.

EIN LUSTSPIEL.

(GESCHRIEBEN IM JAHRE 1770.)

PERSONEN:

RODE, ein alter Bauer.
RACHEL, seine Frau.
GRETCHEN, seine Tochter.
MICHEL, ihr Bräutigam.
KÄTHE, Michels Mutter.
DER KÜSTER aus dem Dorfe.
EIN FELDWEBEL.
EIN RITTMEISTER.
SOLDATEN, und **ALTE BAUREN** aus dem Dorfe.

Die Scene ist ein ländlicher mit Bäumen besetzter Platz vor einer Bauerhütte. Im Hintergrunde erblickt man eine kleine Anhöhe.

Erster Auftritt.

Rode (tritt aus der Hütte, und dehnt sich).

Ich alter Thor! Ich könnte ja länger schlafen. Es liegt mir noch wie Blei in den Gliedern. — Aber, was schlafen? Wer wird den schönen Morgen verschlafen? Wenn ich die Sonne nicht habe aufgehen sehen, so ist mir den ganzen Tag nicht wohl. — Sieh, wie herrlich sie da herauf kömmt! Wie schön! Was für liebliches Morgenroth! Was für Wolken! Es ist immer wieder das Alte, und ist doch immer so anders. — Ach! vielleicht — vielleicht ist auch jetzt mein

Sohn schon heraus — im Kriege schläft man nicht lange —; vielleicht steht er da, und sieht so fröhlich, wie ich, die Sonne an, und denkt an mich, seinen Vater, so wie ich an ihn, meinen Sohn, denke. — Guter, redlicher Junge! Wer mir das gesagt hätte, da du noch klein warst, daſs ich so viel Freude an dir erleben sollte! —

Zweiter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Schon hier, Vater? Ich wuſste nicht, wo du warst.

Rode. Ja, da bin ich, und sehe die liebe Sonne aufgehn. Sie hat mich so eben an unsern Fritze erinnert. Was er wohl machen muſs, Mutter?

Rachel (betrübt). Ach! — Vielleicht macht er nichts mehr.

Rode. Noch immer die alte Sorge? Glaube mir doch! wir werden ihn wieder sehn, so gewiſs als ich lebe. Ich bitte ja Gott alle Tage darum.

Rachel. Er ist Soldat, lieber Vater. Ein Soldat ist keinen Augenblick sicher. Wie viel Angst und Sorge steh' ich darüber aus! — Oft, wenn ich seine Briefe mit anhöre, und Ihr glaubt daſs ich vor Freuden weine, so wein' ich vor Kummer. Es ist vielleicht sein letzter, fällt mir dann ein. Und das Geld, Vater, das immer dabei kömmt; ich kann es nicht ansehn, ohne daſs mir angst und bange ums Herz würde. Mit diesem Gelde, denk' ich, bezahlt ihm der König sein Blut: und wir, seine Eltern, sollens nehmen und uns Guts davon thun? — Ach Vater!

Rode (den Kopf schüttelnd). Sein Blut bezahlt ihm der König?

Rachel. Was sonst? Sein Blut und sein Leben.

Rode. Nein, gute Mutter! Wenn er einem fremden Herrn diente; dann hättest du Recht, und ich nähme dir keinen Heller von seinem Gelde. — Aber so dient er ja unserm eigenen König! Und war er dem nicht längst sein Blut und sein Leben schuldig? War er es nicht dem ganzen Lande schuldig? —

Rachel (seufzend). Wenn doch nur Friede würde!

Rode. Die Leute sprechen, es ist schon Friede.

Rachel. Die Leute, Vater! — Ach! die sprechen es wohl.

Rode. Und müssen doch Recht haben, wenn hie und da schon Regimenter in die Quartiere rücken!

Rachel. Ja dann — wenn das wäre —

Rode. Das ist, Mutter! Verlaſs dich darauf! — Wir werden Friede haben, eh wir's uns versehen; und dann kömmt unser Fritze nicht weit von hier in dem Städtchen zu liegen. Da schlendern wir denn alle Wochen einmal hinein. —

Rachel (vergnügt). Einmal? Ach zweimal, dreimal, Vater! Einmal ist nicht genug. — Aber wie wird uns denn ums Herz seyn, wenn wir ihn wiedersehen? Ob wir ihn auch noch kennen werden?

Rode. Ha! ich werde doch meinen Sohn kennen!

Rachel. In Officierskleidern, Vater; über und über mit Golde besetzt, und ein Band um den Hals mit einem Sterne daran. — Er trägt ja einen Orden, habt Ihr gesagt —

Rode. Ja, den trägt er, weil er so brav gethan hat.

Rachel. Wie er denn aussehen mag, Vater?

Rode. Wie? Als ein rechtschaffner Soldat, sollt' ich meinen. — Zwar auf Rock und auf Band kömmt's nicht an; aber die Narbe, Mutter, die er quer über der Stirne haben soll, die ist das wahre Ehrenzeichen eines Soldaten. Aus der muſs man's sehen, daſs ihm das Herz auf dem rechten Flecke sitzt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Küster.

Küster. Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Mutter!

Rode. Ei sieh da! Unser Herr Küster.

(Sie geben ihm beide die Hand.)

Küster. Nichts Neues von eurem Sohne? Der Monat ist wieder um. —

Rode. Ach! jetzt denk' ich dran, Mutter. Ich legte mich gestern schlafen, ehe noch Gretchen zurück kam. Hat sie denn etwas mitgebracht?

Rachel. O ja, Vater! Auch einen Brief. Aber sie liegt noch und schläft, daſs ein Auge das andre nicht sieht. Soll ich sie wecken?

Rode. Sprich nur, der Vater wollte sie holen.

(Rachel geht ab.)

Vierter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Rode. Und weiſs Er denn auch, Herr Küster, daſs mein Sohn nicht mehr Stabsrittmeister ist? daſs er nun seine eigne Schwadron hat?

Küster. Nicht möglich! Seine eigne Schwadron?

Rode (sich besinnend). Es ist ja wahr. Den letzten Brief hat der Herr Pfarrer gelesen. — Ja sieht Er, Herr Küster! Mein Sohn trifft's immer so, daſs der König dabei ist, wenn er sich brav hält. So ist er zur Officierstelle, zum Gnadenzeichen, zur eignen Schwadron gekommen.

Küster. Aber wofür denn? Erzählt's mir doch, Vater!

Rode. Je nun, seh Er nur an, Herr Küster! In der letzten Schlacht bei Dings da — bei — kann ich doch nie die Namen behalten! — da ist das ganze Regiment schon zerrissen; die meisten Officiere todt oder blessirt; mein Sohn hat auch schon einen Streifschuſs bekommen: aber den achtet er nicht; er rafft mit Gutem und mit Bösem an die dreihundert Mann wieder zusammen; (immer lebhafter) er führt sie gegen den Feind; er haut ein; man schieſst ihm ein Pferd unterm Leibe todt; er läſst sich ein frisches geben; er kömmt mit funfzig Mann wieder zurück. — Der König sieht's, und giebt ihm gleich auf der Stelle eine Schwadron, und verspricht ihm dabei, sein Glück noch weiter zu machen. — Ja, ja, Herr Küster! Was ich ihm sage! (sich in die Seite schlagend) Das hat mein Sohn gethan.

Küster. O, er ist brav; das sah ich gleich in der Schule. — Wenn die Jungen im Dorfe spielten, so war's immer Fritz, der sie anführte; und wenn's Schläge setzte, so thaten seine Kopfstöſse immer am wehsten. — Es steckte schon in ihm, Vater. Es war ihm wie angeboren.

Rode (lächelnd). Gelte? —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel. Gretchen.

Rachel (heimlich). Sag' ihr diesmal nur nichts! Sie war schon auf, als ich kam.

Gretchen. Da, Vater (sie gähnt) — da habt Ihr einen Brief aus der Stadt vom Bruder Fritze. — Und da Euer Monatsgeld. Es sind zwölf Thaler.

Rachel. Sechse, willst du sagen.

Gretchen (noch einmal gähnend). Der Postmeister sprach, zwölfe.

Rachel. O ich errathe es schon. — Er hat uns gewiſs wieder zugelegt, weil sich seine Einkünfte vermehrt haben. Er thut über Vermögen an uns. Meint Ihr nicht auch?

Rode. Der gute Fritze! Ich kan von den sechsen leben.

Gretchen. Und der Wein, Vater, den euch der Bruder bei dem alten dicken Weinhändler mit der blauen Nase ausgemacht hat — wie heiſst er doch nun? — der steht schon in eurer Kammer. Es ist ein ganzer Korb voll.

Küster (sehr aufmerksam). Ein ganzer Korb voll? Ei! ei!

Rode. Davon soll Er auch eine Bouteille haben, Herr Küster. Er mag sie sich holen lassen. (Der Küster bedankt sich sehr freundlich.) — Aber Er muſs auch eins mit trinken, während daſs Er den Brief liest. Geh, Mutter! eine Bouteille und drei Gläser bring' uns. Auch etwas zum Frühstücken. Und du, Gretchen, gieb einen Tisch und zwei Stühle heraus. Mach geschwind!

(Rachel und Gretchen gehen ab.)

Rachel (aus der Thüre der Hütte). Aber lest nur ja nicht eher, als bis ich wiederkomme. Ich bitt' euch! —

Sechster Auftritt.

Rode. Der Küster. Gretchen
(die ab und zu geht).

Rode. Immer brech' Er ihn auf, Herr Küster. Wir lesen der Mutter ja nichts heraus. Ich mögte doch hören, was er vom Frieden schreibt, und ob er bald kommen wird?

Küster. Vom Frieden, sagt Ihr? Je, die Leute schwatzen so viel davon, aber ich traue noch nicht. Warum würde denn noch so stark geworben, wenn's Friede wäre?

Rode. So? Wird noch stark geworben?

Küster. Ei, Ihr wiſst doch, daſs nur gestern Abend noch ein Unterofficier mit einem Commando hier angekommen ist?

Rode. Auf Werbung? Das wäre!

Küster. Ja doch! Und daſs die jungen Leute schon in Furcht und Angst darüber sind? —

Rode. O die Narren! Warum denn in Angst? — Wenn sie zum Dienste tüchtig sind, so laſs sie hingehn! Laſs sie dem Könige dienen! — Jedem Menschen ist sein Ziel gesetzt, spricht der Herr Pfarrer, und ob's eine Kanonenkugel ist, oder ein hitziges Fieber! Wir müssen einmal daran. Sieht Er, Herr Küster? Das ist mein Glaubensbekenntniſs.

Küster. Aber wie da, wenn sie eurer Tochter ihren Bräutigam wegfischten? euren künftigen Schwiegersohn? — Nehmt euch in Acht, Rode! Nehmt euch in Acht! Es ist ein junger, rüstiger Kerl.

Rode. Ach nicht doch! Für den iſt gebeten.

Küster. Nu, nu! hoffen wollen wir's nicht.

(Gretchen, die vorher ſchon Tiſch und Stühle gebracht hatte, bringt jetzt auch den Wein und die Gläſer.)

Gretchen (zieht Roden beim Ermel). Vater —

Rode. Was iſt's? Was hat's?

Gretchen. Ich wollt' euch wohl worum bitten, Vater —

Rode. Nun ja! Nur heraus! —

Gretchen. Geſtern Abend, Vater, als ich wieder zurückkam, da ſtand mein Bräutigam Michel vorm Dorfe; der hatte den ganzen Abend auf mich gewartet, und ſchmälte, daſs ich ſo lange geblieben war.

Rode. Was gilt's? Du willſt hin und willſt mit ihm frühſtücken?

Gretchen (verschämt). Ja, Vater.

Rode. Und das gleich? Ohne erst was Neues von deinem Bruder zu hören? — Mädel! Mädel! Ich halte so groſse Stücken auf dich; denn du bist das jüngste Küchelchen von der Brut, und kamst so hinterher auf die Welt geschlichen, da dich kein Mensch mehr vermuthend war: (ihr drohend) aber, Mädel! Wenn du mir den Bruder Fritze nicht lieb hast! ihn nicht eben so lieb hast, als Vater und Mutter! —

Küster. Aber den Bräutigam, Rode; den darf sie ja lieber haben, als Vater und Mutter! Immer geh, Gretchen! Geh!

Rode. Nun, weil's der Herr Küster so meint — —

Gretchen. Ja, laſst mich, Vater! Ich bin euch wieder da, wie ein Kiebitz. — (Dem Küster ins Ohr, indem sie vor ihm vorbeiläufig) Hab' Er Dank, lieber Herr Küster! (Dieser nickt freundlich mit dem Kopfe.)

Siebenter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Küster (den Brief betrachtend). Was für eine herrliche Hand euer Sohn schreibt! So rein und so leserlich! Das hat er doch mir zu verdanken. — (Er räuspert sich und fängt an) „Mein lieber Vater“ —

Rode (die Ohren über den Tisch hingespitzt). O du herzensguter Fritze!

Küster. „Da jetzt der Friede unterzeichnet ist, so schreibe ich Euch „zum letztenmal aus dem Felde, um — —

Rode. Gottlob! So ist es doch Friede. Wie wird sich die alte Mutter nicht freuen!

Küster. „Um Euch das Monatsgeld

„zu überschicken, das Ihr so gut seyn „wollt, von mir anzunehmen“ —

Rode. Ja!

Küster. „Und da sich jetzt meine „Einkünſte so ansehnlich vermehrt haben, „so erlaubt mir, Euch die sechs Thaler „auſs Künſtige zu verdoppeln.“ —

Rode. Nein, das will ich nicht, Sohn. Alles muſs seine Gränzen haben; auch deine Liebe für mich. — Nur weiter, Herr Küster!

Küster. „Vor einigen Tagen, lieber „Vater, ist mir die gröſste Freude begegnet, die ich noch in meinem Leben „empfunden habe, und die ich Euch „doch erzählen muſs.“ —

Rode (innig vergnügt). Ja! — Was denn? Was denn?

Küster. „Der König hatte die „Gnade, mich zur Tafel zu ziehen“ —

Rode. Zur Tafel? Meinen Fritze zur Tafel? — Alle Welt! Da werden sie Augen gemacht haben, die Herren von Adel! — Nun? Nun? —

Küster. „Er sprach sehr viel mit „mir, und gab mir viele unverdiente Lobsprüche meines Verhaltens wegen.“ —

Rode. Ja!

Küster. „Endlich fragte er mich, „von welchem Hause ich wäre? wo „mein Geburtsort läge? wen ich zum „Vater hätte?“ —

Rode (lacht in sich). Ei, so hat ja gar der König nach mir gefragt! Der liebe Herre! — Nun? Und was hat er ihm denn geantwortet? — O fix, Herr Küster! —

Küster. „Ich nannte ihm unser „Dorf, und Euch. Ihre Majestät, fing ich „an, Ihre Unterthanen sind alle Ihre Un-

„terthanen: und wenn nur derjenige der „würdigste ist, der das beste und rechtschaffenste Herz, der die meiste Liebe „und Treue für seinen König besitzt; so „darf ich sagen, daſs ich einen Ihrer „würdigsten Unterthanen zum Vater habe. „Ich bin stolz auf ihn, und ich freue „mich seiner. Ja, ich würde ihn für alle „Väter der Welt nicht vertauschen, so „arm und niedrig er ist“ —

Rode (mit empor gehobenen Händen). Gütiger Gott! Es ist, als wenn ich ihn hörte, ihn sähe.

Küster. „Ihm verdanke ich alle „meine Rechtschaffenheit, und allen meinen Eifer in Ihrem Dienste. Seit meiner zartesten Kindheit habe ich Ihr Lob „und das Lob der Tapferkeit und der „Tugend von ihm gehört. — So sprach „ich, Vater, und vor Freuden, daſs ich

„Euch im Angesichte des Königes loben „konnte, standen die Thränen mir in „den Augen. (Rode wischt sich die seinigen.) — „Der König ward von meiner kindlichen „Liebe zu Euch gerührt. Er nahm das „Glas, das vor ihm stand, und trank mir „laut vor der ganzen Tafel Eure Gesundheit zu, und befahl mir, daſs ich's Euch „melden, und Euch seiner Gnade versichern sollte.“ — —

Rode (aufspringend). O ist das möglich, Herr Küster? Der König — —

Küster. Ja, wie Ihr hört. Er hat Eure Gesundheit getrunken.

Rode (läuft vor Freuden auſser sich zur Hütte, und ruft hinein). Mutter! Mutter! Laſs alles stehen und liegen, und komm heraus!

Rachel (drinnen). Wie, Vater?

Rode. So komm doch heraus, sag'

ich, und laſs dir erzählen! Komm doch heraus! —

Achter Auftritt.

DIE VORIGEN. RACHEL.

RODE (umfaſst sie). Alte liebe Herzensmutter! Was für einen Sohn hast du mir doch gegeben!

RACHEL (setzt das Frühstück auf den Tisch, worüber sich der Küster unverzüglich hermacht). Was giebt's denn, Ihr Kinder? Ich zittre schon ganz vor Freuden. Ist's Friede? —

RODE. Friede, Mutter! (geschwind hinter einander fort). Und unser Sohn hat bei unserm König gespeist, und der König hat ihn nach unserm Dorf und nach mir gefragt, und da hat er dem König geantwortet, daſs ich ein rechtschaffner Unterthan wäre, und hat ihm gesagt, daſs er mich für alle Väter in der Welt nicht vertauschen wollte — Ach! ich weine vor Freuden — und da hat der König öffentlich meine Gesundheit getrunken, und hat mich dabei seiner Gnade versichern lassen. (Rachel schlägt einmal über das andere in die Hände.) — Ja, liebe Mutter! Und nun wollen wir wieder unsers Königs Gesundheit trinken. — Eingeschenkt! Frisch! — Du, nimm du das, liebe Mutter! Und Er, nehm' Er dies, lieber Herr Küster! Und ich will dies hier nehmen. So! — Und nun laſst uns alle zusammen stoſsen. (Er zieht die Mütze ab) Es lebe der König!

Küster. Er lebe!

Rachel. Er lebe!

Küster (wischt sich den Mund, nachdem er getrunken hat). Das schmeckt nach Mehr, meiner Treu!

Rode. Aber hör' Er, Herr Küster! Nun muſs Er auch meinem Sohne wieder schreiben, wie ich mich an dem König revangirt habe, und daſs er sich bedanken, und ihn auch meiner Liebe versichern soll. Vergeſs Er's doch ja nicht!

Küster. Wie, Vater? Das wird sich nimmermehr schicken.

Rode. Was nicht? Was wird sich's nicht schicken? — Der König, Herr Küster, ist ja ein Mensch, wie wir alle: und so muſs es ihn ja freuen, denk' ich, daſs er von Menschen geliebt wird!

Rachel. Wenns denn aber Friede ist, Vater —

Rode. Je freilich! Hat er's doch selber geschrieben!

Rachel (mit Verlangen und Zärtlichkeit, indem sie die Hand auf Rodens Arm legt, und ihm froh ins Gesicht sieht). So kömmt er ja zurück, lieber Vater? So besucht er uns ja? So werden wir ihn ja wieder sehen?"

Rode. Geduld, Mutter. Das alles werden wir hören.

Rachel. Ach, wenn er doch käme, eh Gretchens Hochzeit würde! Das wäre doppelte Freude.

Rode. Geduld! Geduld! Der Herr Küster ist so gut und liest weiter. — Vorher aber muſs ich noch meines Sohnes Gesundheit trinken; und die, Mutter, bringe ich dir zu. (Giebt ihr ein Glas, und stöſst zusammen) Er war dein Augapfel von Kindes Beinen an, und er soll leben!

Rachel (gerührt). Ich bedanke mich, Vater.

Küster (stöſst auch an). Und soll grünen und blühen!

Rachel. Ich bedank' mich, Herr Küster.

Rode (setzt das Glas weg). Hüpſt mir doch immer das Herz, wenn ich meines Sohnes Gesundheit trinke! Gottes Segen sei mit ihm! — Ach! Er hat mir ein so gutes Zeugniſs vor unserm König gegeben; und ich, lieber Gott! (indem er freudig aufsteht) ich gebe meinem Sohne vor dir das Zeugniſs: Er hat dankbar an mir gehandelt. Er hat sich nicht meiner Niedrigkeit und meiner Armuth geschämt. Er hat sich's zur Freude gemacht, seinen grauen Vater zu ehren. — Es steht in meiner Macht nicht, ihm zu vergelten; aber es steht in deiner.

Rachel. O les' Er weiter, Herr Küster! Vielleicht —

Küster (sucht, wo er geblieben ist, indem er sich mit Roden wieder niedersetzt, und Rachel aufmerksam hinter den Tisch tritt). „Mich zur „Tafel zu ziehen“ — — Wo blieb ich? —

„Eure Gesundheit zu, und befahl mir“ — ja da! — „und befahl mir, daſs ich's „Euch melden, und Euch seiner Gnade „versichern sollte. Ich konnte mich nicht „länger halten; denn mein ganzes Herz „war bewegt. Ich sprang auf. Ich warf „mich dem König zu Füſsen. Ihre Majestät, sagte ich, von allen Gnadenbezeigungen, die Sie mir erwiesen haben“ —

Neunter Auftritt.

DIE VORIGEN. GRETCHEN.

GRETCHEN (schluchzend und schreiend). Ach helft! helft, Vater! Die Werber —

RODE (erschrocken). Wie? Was?

GRETCHEN (wie vorher). Die Werber, Vater —

RACHEL (ängstlich auf Gretchen zulaufend).

So komm doch nur zu dir! Was hat sich begeben?

Gretchen. Als ich zu Micheln kam, Vater —

Küster. Nun da haben wir die Bescherung! Gewiſs haben sie Micheln beim Leibe.

Rachel. O Himmel! Was für ein Unglück!

Rode. Mit Gewalt? Jetzt im Frieden? — Das Ding ist nimmermehr richtig.

Küster. Im Frieden! Mit eurem Frieden! — Als wenn in Königs Landen einen Augenblick Friede wäre! Als wenn wir jemals sagen könnten, wir wären der lieben Unsrigen sicher! Daſs Gott erbarme!

Rode (ärgerlich). Ha schweig Er, Herr Küster! Laſs Er den König in Ruhe! Es geht mir immer ans Herz. — Wir spannen ja täglich unsre Stiere ins Joch; und wie meint Er wohl, daſs es am Ende mit unsern Äckern werden würde, und mit den Stieren selbst, wenn wir's nicht thäten? — Ein Mann wie Er, und solche Reden zu führen!

Gretchen. So geht doch nur, Vater! So sucht doch nur, wie Ihr ihm loshelfen könnt! — Ihr seid ja sein Vater so gut, wie meiner, und vor Euch wird der Feldwebel Respect haben; das weiſs ich gewiſs. Alle Menschen haben Respect vor Euch. —

Rode. Einfältiges Ding! Wenn alle Menschen in unserm Dorfe wohnten!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Käthe.

Käthe. Ich kann nicht mehr. Ich bin des Todes vor Angst.

Rachel. Ach, wie dauert Ihr mich, gute Mutter! Wäre doch jetzt unser Sohn da, daſs er uns helfen könnte!

Rode. Faſst euch! Faſst euch! Mich verdreuſst's, daſs ich so in meiner besten Andacht gestört werden muſs. — Es wird so arg nicht seyn, wie Ihr's euch vorstellt. Er wird euch nicht euren einzigen Sohn vom Pfluge wegnehmen. Das wäre wohl neue Manier. — Ich will hin, und will mit ihm reden.

Gretchen. Und ich auch, Vater. Ich will euch nach. Ich will so lange weinen und bitten, bis wir ihn losgemacht haben.

(Rode und Gretchen gehen ab.)

Rachel (ihm nachrufend). Schone nur deiner selbst, Vater! Mache dich nur nicht unglücklich!

Eilfter Auftritt.

Rachel. Käthe. Der Küster.

Küster (zu Käthen). Eine ſo liebe Witwe ſo zu betrüben! ihr den Biſſen Brot aus dem Munde zu nehmen!

Käthe. Ach Herr Küſter! Ich bin erſchrocken, daſs mir Hände und Füſse zittern.

Küster (ihr einen Stuhl gebend). Setzt euch, ſetzt euch, Mutter! Wir müſſen immer das Beſte hoffen. —

Käthe. Schon zweie riſſen ſie mir mit Gewalt aus den Armen fort, und meine Augen haben ſie nicht wieder geſehen. — Ach! ſie werden auch dieſen nicht wieder ſehen.

Küster (mit einem tröſtlichen Tone). Findet euch in Geduld, Mutter Käthe! Eine so gute Christinn wie Ihr, muſs sich zu ſassen wissen.

Rachel (die bisher voll Ungeduld an der Scene gewartet). Himmel! Es wird Lärmen im Dorf. Wenn nur der alte Vater nicht unglücklich wird! Wenn er nur seine Hitze hat mäſsigen können! — Geh' Er doch nach, lieber Herr Küster!

Küster. Ich? Ich? —

Rachel. Er ist ein Mann von Ansehen, Herr Küster; ein Geistlicher.

Küster. Ei nun ja! Desto schlimmer für mich! — Solche Buben, Mutter, sind über die Geistlichkeit immer am liebsten her; und wenn sie mir eines anhängen könnten — Nein, nein, Mutter! Daſs ich nicht so ein Narre wäre! — Steck' Er seine Nase ins Buch, würden sie sprechen, und laſs Er uns hier ungehudelt! Ins Teufels Namen! — Gott verzeih mir die Rede! — Und ich bin dann auch jähzornig, Mutter; das könnte ein schönes Unglück werden. — Nein, nein! da müſst' ich getrunken haben.

Rachel. Er ist unser Freund, Herr Küster, und Er will uns nicht helſen?

Küster. So nehmt doch Vernunſt an, Mutter! So bedenkt doch nur, wes Standes ich bin! — Trost könnt Ihr bei mir haben, so viel Ihr wollt; aber euch zu helſen ist meines Amtes nicht. Helſt Ihr euch selber!

Zwölſter Auſtritt.

Die Vorigen. Rode. Gretchen. Michel. Der Feldwebel. Soldaten, und einige alte Bauren.

Käthe (läuſt auf Micheln zu). Ich habe dich wieder, mein Sohn? — O! sie sollen mir erst das Leben nehmen, eh ich dich fahren lasse!

Gretchen (ihn streichelnd). Du lieber, du guter Michel!

Feldwebel. Fort mit ihm! Marsch! — Was hilft hier alles das Gewinsele? das Gewimmre? Damit ist's nicht gethan.

Rode (den Feldwebel beim Arme nehmend). Laſs Er mit sich reden, Herr Feldwebel!

Die Bauren (alle durch einander, da der eine dies, der andre jenes sagt, und sie immer einander wiederholen). Einen letzten Erben vom Gute zu nehmen — Einen einzigen Sohn — Nein, das will der König nicht haben — Das kann er nimmermehr haben wollen —

Rode. Schweigt! Ich bitt' euch Kinder. — Ihr macht ja Übel nur ärger.

Feldwebel. Und wenn Ihr euch auf die Köpfe stelltet, Ihr Schurken! (an die Tasche schlagend.) Ich habe hier meine Ordre, und das ist genug.

Die Bauern (wie zuvor). Ordre! Ordre! — Es steht nichts davon in der Ordre. — Ein Gut zu entblöſsen, ist niemals Ordre gewesen.

Rode (den Bauren zuwinkend, daſs sie schweigen sollen). Hieher, lieber Herr Feldwebel! Ein gutes Wort findet ja eine gute Statt.

Feldwebel. Ein gutes Wort? Nun, darauf wart' ich ja nur. Laſst hören, von welchem Nachdruck es ist!

Rode. Sieht Er, Herr Feldwebel? Ich liebe meinen König von Herzen, und der Himmel weiſs, daſs ich's Ursache habe. — Wenn ich nicht mit Gewiſsheit wüſste, daſs der Friede gemacht, und der König schon auf dem Trocknen wäre; wenn ich sähe, daſs ihm das Wasser an die Seele ginge, und daſs er schon anfangen wollte zu sinken —

Feldwebel. Weiter nichts? Das ist noch Alles Gewäsche.

Rode. Ja, geb' Er nur Acht, lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel (sich auf seinen Stock stützend). Nun? —

Rode. Dieser junge Bursche hier ist der Bräutigam meiner Tochter, und ist ein einziger Sohn; aber ich selbst wollte sprechen: In Gottes Namen nehm' Er ihn hin! Was kann er Wichtigers in der Welt zu thun haben, als für seinen König zu fechten? — Nehm' Er auch mich hin! wollte ich sprechen. Mein Kopf ist grau, und meine Knochen sind mürbe, aber so grau und so mürbe noch nicht, daſs ich nicht sollte zuschlagen können. Die Freude über meinen Sohn hat mich noch jung erhalten. Ich will fechten, so lange ich ein Gewehr heben kann; und wenn ich's vor Alter und Müdigkeit nicht mehr kann, so will ich noch die Jüngern um mich her bitten, sich brav zu halten; so will ich mich dem in den Weg werfen, der laufen will, und eh er läuft, soll er mich alten Mann erst zertreten. — Ja, bei meiner Seele, Herr Feldwebel! so wollt' ich sprechen, wenn es aufs Äuſserste käme.

Feldwebel. Und ich wollte sprechen, Alter — daſs Ihr nicht richtig im Kopfe wäret.

Rode (einen Schritt zurück, und die Hand in die Seite). Wie, Herr? Ist Er Soldat?

Feldwebel (trotzig). Das seht Ihr, daſs ich es bin.

Rode. An Seinem Rocke, Herr, aber nicht an Seiner Gesinnung. Wenn Er wahrhaftig Soldat wäre, so sollt's Ihm lieb seyn, von Seinem König so reden zu hören.

Feldwebel (mit aufgehobnem Stocke). Ha, Ihr alter Graukopf! Ihr wagt es? —

Die Bauren. Keine Gewalt, wollen wir hoffen. Keine Gewalt!

Rachel (ängstlich). Ich bitte dich, Vater — du solltest ihn zu besänftigen suchen, und du machst ihn erst böse?

Rode. Kurzum, Herr Feldwebel! Der Friede ist gemacht; das ist uns bekannt: und Seine üble Aufführung hier, die könnt' Ihm leicht zu Hause und Hofe kommen. Wenn Er hier den Herrn über uns nur spielt, so giebts Leute in der Welt, die es über Ihn wirklich sind; und schriebe ich's meinem Sohne, dem Rittmeister —

Feldwebel (stutzig). Wie? Was? Euer Sohn wäre ein Rittmeister?

Rode (trotzig). Vom Schwanenfeldtschen Regimente, wenn Er ihn kennt — Rittmeister Rode.

Feldwebel. Alle Teufel!

Rode (auf einmal vertraulich). O Er kennt ihn gewiſs, lieber Herr Feldwebel; ich seh es. Er kömmt gewiſs von der Armee, und kann mir dies und jenes von meinem Sohne erzählen? — (Zu den Übrigen im Hintergrunde, die bisher ein stummes Spiel zusammen gemacht haben). Geht nur zurück, Kinder! Geht nur zurück! Der Herr Feldwebel soll ein Gläschen Wein mit mir trinken.

Feldwebel. Auch das! Meinetwegen! — Ihr könnt dann gehen, und meiner warten. Ich will schon nachkommen. (Käthe und Gretchen, die nun Micheln los zu bekommen hoffen, sind vergnügt um ihn her, und gehen sammt Soldaten und Bauren ab.)

Rode (zu Racheln). Noch eine Bouteille, Mutter! Geschwind! — (zum Feldwebel) Es ist ein delicat Gläschen Wein.

Küster. Recht sehr delicat; das ist wahr. — (vor sich) Und für so einen Schurken nur zu delicat.

(Rachel geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Nachher auch **Rachel.**

Feldwebel. Also von eben dem Regimente, worunter ich Anfangs gedient habe? Eben der Rode, der mir einmal fast alle Rippen im Leibe zerprügelt? —

Rode. Was Er mir sagt, lieber Herr Feldwebel! Sind Sie so genau mit einander bekannt?

Feldwebel. Ja zum Henker! Ich habe die Ehre.

Rode (der ihm ein Glas reicht). Desto besser! Desto besser! — Und führt denn mein Sohn eine so gute Fuchtel?

(Rachel bringt noch eine Bouteille.)

Feldwebel (nachdem er das Glas hinunser gestürzt). Daſs ihn der Teufel mit seiner Fuchtel! — Um so einer Lapperei willen so zuzugerben! Weil ich ein Gläschen über Verordnung getrunken hatte.

Rode (wieder einschenkend). Nun das erfreut mich von ganzem Herzen —

Feldwebel. Wie? das erfreut euch?

Rode. Daſs Er ihn kennt, lieber Herr Feldwebel! daſs Er ihn kennt! — Und daſs mein Sohn mir in der Liebe zur Ordnung so ähnlich ist. Ich halte auch viel auf Ordnung. (Der Feldwebel stürzt das Glas noch einmal hinunter.)

Küster (ihm neidisch zusehend, vor sich). So sauf du und der Henker!

Rode. Aber da Er vermuthlich von

der Armee kömmt, lieber Herr Feldwebel, und da Er unter eben dem Regimente gedient hat, wobei mein Sohn steht: so weiſs Er vielleicht, ob es nun bald abmarschiren, und ob es wieder, wie vor dem Kriege, vertheilt werden wird? ob ich meinen Sohn bald wieder sehen, und ob ich ihn hier in der Nähe behalten werde?

Rachel. Ja, wenn Er das wüſste, Herr Feldwebel! Unsern Sohn wieder hier zu sehen, das ist die einzige Hoffnung, wofür wir noch leben.

Feldwebel. Nun, nun! Was ich davon weiſs, sollt Ihr bald auch wissen. Schenkt vorher nur noch einmal ein! —

Rodt. Von Grund meines Herzens! Es ist mir recht lieb, daſs der Wein Ihm doch schmeckt. — Diesen Wein giebt mir mein Sohn, daſs ich mich in meinem Alter damit erquicken soll.

FELDWEBEL (das Glas hinunter stürzend). Burr! —

KÜSTER (wie vorhin). Daſs du Gift saufen müſstest! Um das Körbchen voll ist's gethan.

RODE (begierig). Und was weiſs Er denn, lieber Herr Feldwebel?

FELDWEBEL. Nichts weiſs ich, als daſs euer Wein ziemlich gut ist, und daſs ich noch mehr davon trinken würde, wenn ich nicht gleich zu hastig getrunken hätte. — Burr! Er widersteht mir schon ganz. — Aber wenn es auch Champagner gewesen wäre, und wenn Ihr auch noch zehn Rittmeister zu Söhnen hättet; so sag' ich euch, daſs ich entweder Geld sehen, oder Michel mit fort muſs. Also kurz resolvirt!

RODE. Wie, Herr? So nimmt Er auch Geld? Und nimmt es von Königs eignen Unterthanen? —

Feldwebel. Ich so gut, wie der König! Warum nicht? — Geb' ich euch Micheln los, so muſs ich für ihn einen andern stellen, und dazu will Geld seyn. In der Luſt kommen keine Soldaten geflogen, und aus der Erde wachsen sie auch nicht. — Dreiſsig Thaler geschafft, oder Marsch!

Rode. Dreiſsig Thaler, Herre? Wie sollt' ich die in dem ganzen Dörfchen zusammen treiben? — (Er langt ihm das Päckchen mit den zwölf Thalern hin) Hier sind ihrer zwölfe.

Feldwebel. Was soll mir der Bettel? (indem er seine Hand zurückstöſst). Habt Ihr selbst so viel Baarschaft nicht, so laſst die Mutter herausrücken!

Rode. Die Mutter, sagt Er? Ein blutarmes Weib, das nichts weiter hat, als was ihr Sohn ihr mit der Arbeit seiner Hände erwirbt?

Rachel. Hab' Er Mitleiden, lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel. Ich Mitleiden? Mit wem?

Rachel. Mit uns allen, die er unglücklich zu machen droht; mit einem jungen unschuldigen Mädchen, das sich über den Verlust ihres Bräutigams nicht würde trösten können —

Feldwebel (lachend). Hahaha! Ist das Ding so verliebt?

Rachel. Mit einer armen Witwe, die ohne ihres Sohnes Beistand verhungern müſste, und deren Thränen Ihn drücken würden.

Feldwebel. O geht! geht! Bei einem Soldaten ist das Lamentiren nicht angebracht. Was hat der mit dem Mitleiden zu thun? — In Feindes Land solltet Ihr kommen; da wird euch anders gehauſt. Da heiſst es: Geld heraus, oder Naſen und Ohren herunter!

Küster (schaudernd). Huhuhu!

Feldwebel. Ja, wer da erst lange Mitleiden hätte! — Ein Dutzend Zähne in den Rachen geſtoſsen, oder halb zu Schanden geprügelt! Das geſchicht alle Tage.

Küster (vor sich). Der Kerl geht mit dem Teufel um. Gott sei bei uns!

Feldwebel. Fragt nur euern Sohn, wenn er wieder kömmt. Der hat's nicht besser gemacht. Meiner Seele nicht! — Kurz, Ihr habt noch ein Viertelſtündchen Bedenkzeit, und dann entweder Geld oder Marsch!

(Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode (auf das Papier mit dem Gelde sehend). Wie schwer wird mir dieses Geld in der Hand! Hörtet Ihr, was der Bösewicht sagte? Hörtet Ihr, was er von meinem Sohne sagte? (Er sieht Racheln und den Küster unruhig an.)

Rachel. Die unverschämteste Lüge, Vater! Es sollte mir keinen Augenblick wehe thun, wenn Gretchens Unglück nicht wäre.

Küster. Ja gewiſs, Rode! Die alte Mutter hat Recht. Euer Sohn ist ein wackrer, ehrlicher Mann.

Rode. Und wär' er's nicht, lieber Gott! Hätt' ich ihm und dir für unrecht erworbenes Gut gedankt, und das mit

Freuden

Freuden genoſſen, was Andre mit Thränen verloren hätten — Wie angſt und bange wird mir, daſs ich's nur denken ſoll? — O dann wollt' ich arbeiten, bis mir das Blut aus den Händen ſpränge. Ich wollt' ihm jeden Heller wieder erſetzen. — — Doch nein! nein! Da ſtecke du nur wieder! (das Geld wieder zu ſich ſteckend) Ein Böſewicht verachtet gewiſs ſeinen Vater. — Kommt, Kinder! kommt! Wir wollen doch nachgehen. Wir wollen doch Micheln ein Stück Weges begleiten. — Ob er ein acht oder vierzehn Tage fort iſt, oder nicht! Mein Sohn wird ihm ſchon wieder loshelfen.

Rachel. Aber Gretchen, Vater! das arme Gretchen! Wie werd' ich ſie tröſten können?

(Gehn ab.)

Funfzehnter Auftritt.

DER KÜSTER (allein).

(Er sieht beständig nach der Bouteille, und kehrt endlich an der Scene wieder um). Ein acht, vierzehn Tage? Da kömmt er ja ohnedies bald zurück. Was soll ich denn mitgehen? — Ich denke, ich will noch ein Gläschen trinken, damit der Wein nicht verraucht, und derweile den Brief vollends hinauslesen (den er bisher in der Hand gehalten). Ich bin doch neugierig geworden. (Er schenkt ein und liest, indem er sich dazu setzt.) — Den Sechsten? Holla! Der ist ja als gestern gewesen. — (Er liest wieder sehr begierig) Den Siebenten? — (aufspringend) O nun ist Micheln und Gretchen und allen geholfen. Ich muſs die Eltern zurück rufen. (Er trinkt eilig das Glas aus, und läuft an die Scene) Vater Rode! Mutter Rachel! (noch einmal) Vater Rode! Mutter Rachel! (dann winkt er) Kommt! Kommt! — Was werden die beiden Alten für Freude haben! Was für Freude ich selbst, daſs ich's ihnen ankündigen soll!

Sechszehnter Auftritt.

RODE. RACHEL. DER KÜSTER.

Rode. Schon wieder was Neues? — Aber Er sieht ja so vergnügt aus, Herr Küster?

Küster. Ja, was gebt Ihr mir, wenn ich euch Micheln noch heut wieder auf freien Fuſs stelle? — (auf das Papier schlagend) Hier, hier im Briefe steht's!

Rachel. Im Briefe? In meines Sohnes Briefe?

Küster. Nicht anders! Er kömmt heute noch her.

Rode. Er kömmt heute noch her? — O geschwinde, Herr Küster! Ums Himmels willen!

Küster. Nun dann! Hört nur zu! (Er liest) „Auch unser Regiment, lieber „Vater, hat schon Ordre zum Abmarsche „erhalten. Den Sechsten kommenden „Monats wird das Bataillon, bei wel„chem ich stehe, vor eurem Dorfe vor„bei gehn.“ — Seht Ihr, Rode? Das ist als gestern gewesen.

Rode. Ist es möglich, Herr Küster? Was sagt Er?

Rachel. Als gestern? Und er ist noch nicht da? —

Küster. Gebt nur Acht! Hört nur erst weiter! (Er liest wieder) „Aufs längste, „Vater, geschieht es früh Morgens den

„Siebenten;“ — Das ist nun, als heute,
Rode — „und weil ich da nur eine Vier-
„telmeile von eurem Dorfe entfernt bin,
„so will ich die Escadron indeſs dem
„Leutnant übergeben, um zu Euch hin-
„über zu reiten. Ich werde wenigstens
„Euch und meine alte liebe Mutter sehen
„und küssen.“ —

Rode (mit der gröſsten Lebhaftigkeit). O Freude über Freude! So kömmt er! — Ich will hinaus, Mutter. Ich will ins Freie hinaus. Ich will ihm schon von ferne meine Arme entgegen breiten. Ich will ihm zurufen, sobald ich ihn sehe: O mein Sohn! o mein Herzenssohn! —

Rachel. Bleib, bleib! (indem sie ihn aufhält) Wie werd' ich dir nachkönnen, da ich so schwach bin? — Soll er denn glauben, daſs ich ihn weniger liebe?

Küster. Ja, bleibt Rode! Gebt die zwölf Thaler heraus! Macht geschwind!

Rode. Die zwölf Thaler? Wozu? —

Küster. Um den Feldwebel noch aufzuhalten; um sie ihm auf Abschlag der dreiſsig zu geben, und wenn nachher euer Sohn kömmt — —

Rode. Gut! gut! Hier hat Er, Herr Küster! Hier sind die zwölf Thaler! Mach' Er! Lauf' Er! Seh Er zu, was Er ausrichten kann! Ich selbst habe unmöglich Zeit.

(Der Küster eilt ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Nur nicht fort, Vater! Ich bitte dich. Ich würde vor lauter Ungeduld nicht wissen, wo ich mich lieſse. — Tritt lieber hier auf die Anhöhe! Da wirst du ihn eher sehen.

Rode. Ja, das will ich! Das will ich! Mein ganzes Blut ist lebendig geworden. —

Rachel (während daſs Rode hinauf steigt). Und kömmt er denn wieder, o Himmel? Kömmt er nach so viel langen Jahren das erstemal wieder? — Ach! wie schlägt mir das Herz! Ich hatte Freude, als er zur Welt kam, aber diese Freude ist gröſser. — (Sie ruft hinauf) Nun, Vater! Siehst du noch nichts? —

Rode (tritt auf die Zehen, und hält die Hand über den Augen vor). Noch nichts, Mutter! Die Sonne blendet mich noch.

Rachel. O wenn wir uns nur nicht vergebens gefreut haben! — (wieder hinaufrufend) Siehst du denn noch nichts, Vater?

Rode. Ha dort unten! Es blinkt. — Dort kommen sie aus dem Thale heraus. Dort geht's über den Berg hinüber. —

Pferd an Pferd, und Kopf an Kopf! — Sie sind es, Mutter. Sie sind es.

Rachel. Und unser Sohn? —

Rode. Gedulde dich nur! Er kann nun so weit nicht mehr seyn. — (indem sie auch schon hinaufsteigen will) Wart! Wart! Was kömmt denn hier zur Seite geritten? In vollem Galopp, und schon ganz nahe am Dorfe? — (Er wirft die Mütze in die Höhe) Mutter! Mutter! Da springt er herab. Es ist Fritze.

Rachel. O Gott, wie wird mir! Ich muſs ihm entgegen laufen. (Sie eilt mit ausgebreiteten Armen vom Theater, und man hört hinter der Scene) Mein Sohn! — Meine Mutter!

Achtzehnter Auftritt.

DIE VORIGEN. DER RITTMEISTER.

RITTMEISTER (der eben hereintritt, da Rode wieder unten ist). Alter, ehrwürdiger Vater! (Sie eilen mit offnen Armen einander entgegen.)

RODE. Ach mein Sohn! — (ihn wieder umarmend) Noch einmal, mein Sohn! — Jetzt erst fühle ich, daſs meine Arme schon keine Kraft mehr haben. Ich kann dich nicht so an mein Herz drücken, wie ich es wollte. — Aber meine Thränen mögen dir alles sagen. Du hast einen dankbaren Vater.

RACHEL (die eine Hand auf seiner Schulter, indem sie mit der andern eine von seinen nimmt). O ja! und eine eben so dankbare Mutter.

RITTMEISTER. Liebe Eltern! Was sprecht Ihr von Dankbarkeit? Seid Ihr sie mir, oder bin ich sie euch schuldig? —

Rode. Schweig, schweig, liebster Sohn! Ich wills Gott und wills aller Welt sagen, daſs du mir mehr vergolten hast, als was ich dir gegeben habe. — Du bist der ganze Trost, das ganze Glück meines Alters. Du erhältst, du verlängerst mein Leben.

Rachel. Du machst uns tausendfache unaussprechliche Freude.

Rittmeister. Und ist nicht eben das die gröſste Freude für mich? Würde mein Glück ein Glück seyn, wenn eure Liebe nicht Theil daran nähme? — Glaubt es mir, meine Eltern! meine rechtschaffnen Eltern! Ihr seid mir immer gegenwärtig gewesen. Ich habe bei meinem Glücke wenig daran gedacht, wie viel ich selbst könnte gewonnen haben. Ich hab' es nur dann genossen, wenn ich mir euer Vergnügen darüber vorstellte. — Und auch itzt — itzt in diesem glücklichsten Augenblick — Wie durchdringt mich doch eure Zärtlichkeit! Wie entzücken mich doch die Thränen, die ich in euren Augen sehe! — (von jedem eine Hand nehmend und sie wechselweise anblickend) O meine Eltern! Ich kann mich an eurem theuren Anblicke noch nicht ersättigen. — Doch faſst euch! Faſst euch! Mein jetziger Aufenthalt wird nur kurz seyn. — Was macht Ihr? Wie lebt Ihr? Wo ist meine Schwester, die ich nur in der Wiege gekannt habe? Laſst mich sie sehen!

Rode. Ja, ja! ich will laufen, Sohn; ich will laufen. — (nach einigen Schritten wieder umkehrend) Aber, Himmel! in was für Verwirrung ich bin! Ich muſs dir erst sagen —

Rachel. Liebster Sohn; sie wäre ohne dich vielleicht unglücklich geworden. Eben jetzt —

Rode. Diesen Augenblick nahm ihr ein Unterofficier ihren Bräutigam weg: aber zum Glück ist er noch hier. — Er erwartet ein Lösegeld von dreiſsig Thalern, das ich ihm versprechen lieſs, weil ich auf deine Ankunft hoffte. O der Freude, daſs du nun da bist!

Rittmeister. Geht, geht, lieber Vater! Lockt ihn hieher, und sagt ihm kein Wort davon, daſs ich hier bin. Auch meiner Schwester sagt nichts!

Rode. Lieber Gott! Wie will ich das machen? — Ich mögte lieber mit lauter Stimme allen Menschen entgegen rufen: Er ist da! Er ist da!

(geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

RACHEL. DER RITTMEISTER.

RITTMEISTER (sieht sich erst um, und nimmt dann seine Mutter bei der Hand). Wie schön ist's doch hier! Jetzt erst sehe ich, daſs ich an meinem Geburtsorte bin. — Dort ist die Hütte, Mutter, nach der ich so oft mich zurück sehnte. Hier der Platz, wo wir uns an schönen Sommerabenden mit unsern Nachbarn ins Grüne setzten. Dort wieder die Anhöhe, die ich mir immer zu meinen Spielen wählte. — O ihr Jahre der Kindheit! Süſse, glückselige Jahre! Und wohin ich nun sehe, Mutter, da fallen mir wieder Proben von eurer Zärtlichkeit ein. Doch ich wundre mich über euch. Eure Freude ist ja so stumm?

RACHEL. Sie ist zu groſs, liebster Sohn. Sie kann nicht aus meinem Herzen hervor. Ich mögte lieber allein gehn, um auszuweinen. Und dann denke ich auch —

RITTMEISTER. Haltet nicht inne, Mutter! Was denkt Ihr?

RACHEL. Daſs du nun doch nicht mehr unsers Gleichen bist; daſs du für uns zu vornehm geworden.

RITTMEISTER. Ich zu vornehm für euch? O erstickt diesen Gedanken! — Seid nicht Ihr meine Mutter? Bin nicht ich euer Sohn? Müſst Ihr mir nicht ewig lieb und ehrwürdig seyn? Bin ich nicht überzeugt, daſs kein Herz in der Welt ist, dem ich so theuer wäre, als eurem Herzen? Und soll denn nicht auch das meinige für euch am meisten empfinden? (Er umfaſst und küſst sie) Glaubt mir doch, Mutter! Ich liebe euch eben so herzlich, eben so inbrünstig, als jemals.

Rachel. Ja, ich glaub' es dir, und ich verdien's auch um dich. So manche traurige Nacht hab' ich an deines Vaters Seite gelegen, und mich müde geweint. Ich dachte immer, ich würde dich niemals wieder sehen.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen (vor sich, indem sie kömmt). Was muſs es denn geben, daſs der Vater mich herschickt? — (erschrocken) Holla! Ein Officier! —

Rittmeister (leise zu Rachel). Ist sie das, Mutter? (diese winkt ihm; und er geht auf sie zu, um sie zu küssen) Welch ein liebenswürdiges Mädchen!

Gretchen (wehrt sich). O pfui doch, Herr Officier!

Rachel. Wie, Gretchen? Es ist ja dein lieber Bruder.

Rittmeister (zu Rachel). Die groſsen Augen, womit sie mich ansieht! — Ja, dein Bruder, Gretchen, und ich will hoffen, dein lieber Bruder.

Gretchen (indem sie ihm freundlich näher tritt). Doch wohl nicht Bruder Fritze?

Rittmeister (sie küssend). Allerliebste Vertraulichkeit!

Gretchen (läuft vor Freuden auſser sich zu ihrer Mutter). O Himmel, Mutter! Da sind wir ja aus allen unsern Sorgen heraus.

Ein

Ein und zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Michel. Käthe, und Bauren aus dem Dorfe.

Rode (auf seinen Sohn zeigend). Hier, Herr Feldwebel! ist der Mann, der ihm die dreiſsig Thaler bezahlen will.

Feldwebel (erschrocken). Was seh' ich? Ein Officier? (Er zieht ehrerbietig den Hut herunter. Gretchen läuft auf ihren Bräutigam zu. Die Bauren sehen bald auf einander, bald auf den Rittmeister, und scheinen sich zu verstehen zu geben, daſs es Rodens Sohn ist.)

Rode. Ja, das ist er, Ihr Kinder. Es ist mein Sohn. Freuet euch alle mit mir! Wie kann ich allein mich genug freuen?

Rittmeister. Er hat hier gewaltsam geworben, mein Freund? Wo ist Seine Ordre? —

Feldwebel (überreicht sie ihm mit einer furchtsamen Miene). Hier, Herr Rittmeister!

Rittmeister. Von welcher Companie ist Er?

Feldwebel. Von des Hauptmanns von Blumenthal seiner.

Rittmeister (nachdem er die Ordre gelesen). Und Ihr untersteht euch, mir diese falsche Ordre zu überreichen? — Ich kenne euren Hauptmann, und ich kenne auch euch. Was ist eure Absicht gewesen? Erst von Königs Unterthanen Geld zu erpressen, und nachher, weil Ihr hier an der Gränze seid, aus seinen Diensten zu desertiren?

Feldwebel (in bittendem Tone). Herr Rittmeister —

Rittmeister. Schweigt, Nichtswürdiger! Ihr habt von jeher den Soldatenstand nur als einen Freiheitsbrief zu Bosheiten und Niederträchtigkeiten geliebt. Es ist Zeit, daſs Ihr eure Strafe erhaltet. — (Zu den Bauren im Hintergrunde) Nehmt ihn in Verhaft, Ihr Leute, bis auf weitere Ordre! Bemächtigt euch seiner Mitschuldigen, und führt sie sämmtlich zum Richter! (Die Bauren gehen mit dem Feldwebel, bis auf einige wenige, ab.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne den Feldwebel, und einige Bauren.

Rittmeister. Komm, Gretchen! Kommt, Michel! Ihr seid mein liebes Geschwister, und ich verspreche euch, auf eure Hochzeit zu kommen. Ich selbst will sie ausrichten.

Käthe und Michel. Ach lieber Herr Rittmeister!

Die Bauren (kommen vertraulich herzu). Der brave Herre! Er schämt sich doch unser nicht. — Tausendmal willkommen, Herr Rittmeister! Ja, wir haben auch immer eine rechte Freude gehabt, wenn wir von Ihnen gehört haben. (Der Rittmeister giebt jedem die Hand, und unter andern auch dem Küster, der mit vielen Complimenten herzutritt.)

Rode. Alles, Sohn, Alles was ich von dir sehe, erfreut mich. — Aber noch mehr, was ich vorhin von dir hörte. Du hast gewiſs in deinem Soldatenstande immer rechtschaffen gehandelt?

Rittmeister. Immer, mein lieber Vater! Das verdanke ich euren und meiner Mutter Lehren. Es soll kein Ort in der Welt seyn, wo man mir flucht, aber ich hoffe, daſs mancher seyn soll, wo man mich segnet. — (nach der Uhr sehend) Doch, meine Zeit ist schon um. Ich muſs fort, liebste Eltern!

Rachel. Schon fort? Schon fort?

Rode. O einen Augenblick noch! Wir sind ja deiner kaum froh geworden.

Rittmeister. Ich muſs fort, liebste Eltern. Glaubt, daſs mein eignes Herz mich hier festhalten würde, wenn nicht meine Pflicht mich zurück riefe! — Darf ich nun noch worum bitten, ehe ich gehe?

Rode und Rachel. Um alles! Um alles! —

Rittmeister. So kommt, liebste Eltern! Kommt, und begebt euch bei mir zu wohnen! Herrschet in meinem Hause, so wie Ihr in meinem Herzen herrschet! Laſst Alles was mein ist, auch euer seyn!

Rode und Rachel. —Liebster Sohn!

Rittmeister. Nein, wenn Ihrs ungerne thut — Es ist kein Glück für mich, sobald es keines für euch ist.

Rode. Wir sind alt, liebster Sohn, und wir erwarten den Tod. Laſs uns hier sterben, wo wir gelebt haben! Laſs uns in dieser kleinen Hütte sterben, die uns so lieb ist! In dieser Hütte bist du geboren worden. — Nur besuch' uns hier oft; darum bitten wir dich.

Rittmeister. Gewiſs! Gewiſs!

Rachel. Und wir, liebster Sohn, wir wollen dich wieder besuchen. Wir wollen uns an deiner Seite manchen Freudentag machen, und auf jedem Hin- und Herwege wollen wir Gott danken, daſs er uns einen solchen Sohn gab.

DER

EDELKNABE.

EIN SCHAUSPIEL.

(GESCHRIEBEN IM JAHRE 1772.)

Personen:

Der Fürst von ***.
Frau von Detmund.
Fähnrich von Detmund, ihr älterer Sohn.
Der Edelknabe, ihr jüngerer Sohn.
Hauptmann von ***.
Der Director des Fürstlichen Gymnasiums.
Ein Kammerdiener.

Die Scene, ein Vorzimmer. Durch zwei offne Flügelthüren sieht man in ein Kabinet, worin ein Feldbette steht. Vor dem Bette befinden sich auf einem Tabouret eine brennende Lampe und eine Uhr.

Erster Auftritt.

Der Fürst (*liegt beinahe völlig angekleidet, mit über sich geworfenem Mantel auf dem Feldbette*). **Der Edelknabe** (*hat sich im Vorzimmer in einen Sessel geworfen, und schläft*).

Der Fürst (*erwachend*).

Das heiſst geschlafen! — O Gottlob, daſs es Friede ist! Nun schläft man wieder, von Sorgen und vom Lärm ungeweckt. — (*Nach der Uhr sehend*) Zwei Uhr? Erst zwei Uhr? — Es muſs weiter seyn. Ich habe länger gelegen — (*Er ruft*) Page! Page!

Der Edelknabe (fährt in die Höhe und fällt wieder zurück). He! He! — Diesen Augenblick! — Gleich!

Der Fürst. Keiner da? Keine Antwort?

Der Edelknabe (wirft sich herum und murmelt). Ich bin ja nur itzt — nur so eben — Ich habe ja noch so wenig — —

Der Fürst. Das spricht doch. Wer wäre denn das? — (Indem er den Schirm von der Lampe zurück schlägt und hinsieht) Ach! ist's möglich? Das Kind? — Hat das bei mir, oder hab' ich bei ihm wachen sollen? Was hat man gedacht?

Der Edelknabe (ist aufgetaumelt, und reibt sich die Augen). Gnädigster Herr? —

Der Fürst. Komm, komm, Kleiner! Ermuntere dich! — Zieh deine Uhr heraus! Meine hier ist mir abgelaufen.

Der Edelknabe (hält sich an die Armlehne des Sessels und nickt). Wie? — wie, gnädigster Herr?

DER FÜRST (lachend). Du bist trunken vor Schlaf. Du machst die drolligste Figur von der Welt. Ich mögte dich gleich so gemalt haben. — Die Uhr, sag' ich, die Uhr sollst du herausziehn. Du sollst sehn, was die Zeit ist.

DER EDELKNABE (indem er langsam näher tritt). Die Uhr, gnädigster Herr? — Ach verzeihn Sie! ich habe keine.

DER FÜRST. Du träumst noch. Was wolltest du keine Uhr haben?

DER EDELKNABE. Ich habe noch nie eine gehabt.

DER FÜRST. Noch nie? Das ist viel. — Dein Vater schickt dich hieher, und giebt dir nicht einmal das Nothwendigste? das Einzige, was du zu meiner Aufwartung brauchst? —

Der Edelknabe. Ja, wenn ich noch einen Vater hätte!

Der Fürst. Du hast keinen mehr?—

Der Edelknabe. Er ist gestorben, eh' ich zur Welt gekommen. Ich hab' ihn niemals gekannt.

Der Fürst. Du armer Knabe! — Aber so konnte doch deine Mutter, dein Vormund —

Der Edelknabe. Meine Mutter, gnädigster Herr? — Ach! Sie wissen nur nicht. Die ist so unglücklich! so arm! Sie hat an mich ihr Letztes gewandt, und zu einer Uhr war nichts übrig. — Mein Vormund sagte, ich brauchte eine; — aber (gähnend) er hat mir noch keine geschafft.

Der Fürst. Wer ist dein Vormund? —

Der Edelknabe. Mein Vetter, gnädigster Herr.

Der Fürst (lächelnd). Sehr wohl! Aber der Vettern giebt's viel in der Welt. — Also wer ist dein Vetter?

Der Edelknabe. Er ist hier — Hauptmann unter der Garde. Er hat hier heute die Wache.

Der Fürst. Ach ja! Ich erinnere mich. Eben der, von dessen Händen ich dich erhalten habe. — (Ihm das Licht gebend) Da nimm, Kleiner! Halt fest! In dem Kabinet, dort zur Seite (indem er darauf hinzeigt), müssen zwei Uhren unter dem Spiegel hangen. Bring mir *die zur Rechten*, und nimm dich in Acht mit dem Lichte!

Der Edelknabe (abgehend). Ja, gnädigster Herr.

Zweiter Auftritt.

Der Fürst (allein).

Ein guter Knabe! So aufrichtig, so freundlich, so dreist! — Ich glaube, wenn sein kleines Herz Geheimnisse hätte; ich wollte sie alle von ihm herausfragen. — O so ein Mann für ein Kind! und so ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar. — Nein, das Schicksal hat den Fürsten der kleinern Glückseligkeiten zu viel geschenkt; es wäre ungerecht, wenn es ihnen auch die gröſste gewährte. — Schade nur, daſs das Kind mir zu klein ist! Ich kann es nicht brauchen. Ich muſs es der Mutter zurückschicken.

Dritter Auftritt.

DER FÜRST. DER EDELKNABE.

DER EDELKNABE (mit Uhr und Licht). Es ist um fünf, gnädigster Herr.

DER FÜRST. Also bald Morgen! Ich dacht' es. — (Die Uhr ihm abnehmend) Aber ist denn das die Uhr, die ich dir sagte? die Uhr, die zur Rechten hing?

DER EDELKNABE. Nicht? — Ich glaubte es doch.

DER FÜRST. Und wäre sie's auch gewesen, Kleiner! Hättest du deinen Vortheil verstanden; du hättest nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wohl die einem Kinde nütze? — Oder hast du vielleicht deinen Vortheil zu gut verstanden? Ist dir's gegangen, wie manchem, der alles verliert, weil er zu viel gewinnen will? — Sprich!

Der Edelknabe. Wie das? Ich verstehe Sie nicht.

Der Fürst. So muſs ich deutlicher reden. — Du weiſst doch, was Rechts und Links ist?

Der Edelknabe (sich besinnend, indem er auf seine Hände sieht). Rechts und Links, gnädigster Herr? —

Der Fürst (die Hand auf seiner Schulter). Geh, geh, guter Knabe! Du magst es noch eben so wenig, als Gutes und Böses, zu unterscheiden wissen. Und daſs du *den* Unterschied nie erfahren mögtest! — Aber jetzt lauf! Rufe mir deinen Vetter, den Hauptmann! Er soll hereinkommen. Hier herein vor mein Bette. Sage ihm das!

Vierter Auftritt.

Der Fürst (wieder allein).

Sehr unschuldig! Sehr liebenswürdig! Um desto mehr soll er fort. — Der Hof, sagt man, ist der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, daſs er verführt werde. — Aber fort soll er? Wohin? — Wenn die Mutter so arm wäre, wie er sie macht; so auſserordentlich arm, daſs sie das Kind nicht erziehen könnte — Ich muſs das hören. Der Hauptmann muſs mir das näher sagen.

Fünfter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Der Edelknabe. Er kömmt, gnädigster Herr.

Der Fürst. Nun? Wie stehts denn? Wie ist's? — Du sprichst ja mit einer so trübseligen Stimme. Bist du noch müde?

Der Edelknabe. Ach ja! — Ein wenig!

Der Fürst. Wenn es weiter nichts ist! Wirf dich immer wieder in deinen Sessel! — Ich bin ein Kind gewesen, wie du. Ich weiſs, wie süſs in der Kindheit der Schlaf ist. — Wirf dich hinein, sag' ich! Ich erlaube es dir. (Lachend, indem der Knabe geht, und sich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft) Dachte ichs nicht? Er läſst sich das nicht umsonst gesagt seyn.

Sechster Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (*der sogleich wieder einschläft*). **Der Hauptmann.**

Der Hauptmann. Ihre Durchlaucht? —

Der Fürst. Treten Sie her, Herr Hauptmann! — Was dünkt Ihnen zu dem kleinen Boten, den ich Ihnen geschickt habe? Wozu, glauben Sie, daſs ich ihn brauchen könnte? — Zur Aufwartung?

Der Hauptmann (*die Achsel zuckend*). Er ist freilich zu klein.

Der Fürst. Oder zum Ausschicken? Zum Wegreiten? —

Der Hauptmann. Ich fürchte wahrlich, er würde nicht wieder kommen.

Der Fürst. Oder des Nachts hier zu wachen?

Der Hauptmann *(lächelnd)*. Je nun — Wenn Euer Durchlaucht nur Selber schliefen —

Der Fürst. Also wozu, Herr Hauptmann? Zu nichts! Das ist klar. — Doch Sie wollten auch nicht, daſs er mir, sondern daſs ich ihm nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verschaffen. Sie sagten mir von der Armuth der Mutter. — Ist sie denn wirklich so arm?

Der Hauptmann *(die Hand vor der Brust)*. Wirklich! wirklich, gnädigster Herr.

Der Fürst. Und geworden? Wodurch?

Der Hauptmann. Durch eben den Krieg, wodurch Andere reich wurden. — Frei von Schuld war ihr Gut nie gewesen: jetzt ist es völlig in fremder Hand:

Alles ist abgebrannt, ausgeplündert, zu Grund und zu Boden gerissen; kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihre. — Dazu kommen Processe, gnädigster Herr; die sind hinter dem Kriege drein, wie die Pest hinter dem Hunger: und ehe sie aus werden, da müssen Kinder und Kindeskinder verderben. — Zum gröſsten Glück für sie, sind ihre Söhne versorgt: der jüngste ist hier bei Euer Durchlaucht; der älteste ist Fähnrich unter der Garde: sie hilft sich denn durch, wie sie kann —

Der Fürst. Sehr elend vermuthlich?

Der Hauptmann. Das errathen Euer Durchlaucht. — (Kalt) Sie lebt da in einer armseligen Hütte; ganz allein und verlassen; ich komme nie zu ihr hin; ich bin ihr Bruder, und es würde mich jammern, wenn ich es ansähe.

Der Fürst. Ihr Bruder sind Sie?

Der Hauptmann. Leider, gnädigster Herr!

Der Fürst (verächtlich). Leider? — Und kommen nie zu ihr hin? — Ich verstehe, Herr Hauptmann. Sie würden Sich ihres Elends nur schämen, oder wenn Sie Sich rühren lieſsen, würden Sie Unkosten haben. (Der Hauptmann geräth in Verwirrung.) — Wie heiſst Ihre Schwester?

Der Hauptmann. Von Detmund, gnädigster Herr.

Der Fürst (nachsinnend). Von Detmund! Von Detmund! — Hatt' ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund? —

Der Hauptmann. Ganz recht, gnädigster Herr! —

Der Fürst. Der gleich im ersten Feldzuge blieb? —

Der Hauptmann. Im ersten Feldzuge! Ganz recht! — Das war der Vater des Fähnrichs und dieses Kleinen. — Es war ein rechtschaffner Mann. Er stieg auf eine Sturmleiter, als wenn er zum Tanze ginge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Der Fürst. Und wie ein Mensch! Das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann. — Ich erinnre mich seiner sehr wohl, und ich wünschte —

Der Hauptmann (einen Schritt näher tretend). Was wünschten Euer Durchlaucht? —

Der Fürst. Die Bekanntschaft seiner Witwe zu machen.

Der Hauptmann. Das können Sie diesen Augenblick. Sie ist hier.

Der Fürst. Sie ist hier? — Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! Sobald sie auf ist, soll sie hieher kommen. — Ich will sie sehn, und will ihr das Kind wieder zurückgeben.

Der Hauptmann (bittend). Gnädigster Herr —

Der Fürst. Doch braucht ihr das nicht gesagt zu werden. Gehn Sie!

(Der Hauptmann geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (schlafend).

Der Fürst. So arm geworden! Und durch den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! Wie viel Familien mögen nicht über ihn seufzen! — Gut, daſs sie nur über ihn, und nicht über mich seufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran; nicht aus Neigung. — (Aufstehend) Doch heraus! Es ist Tag. — Der Friede hat immer auch sein Schlimmes. Er macht wollüstig und träge. — (Nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Sessel stehen, in welchem der Knabe schläft.) Ein holder Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! Wie sanft! — Er dünkt sich in dem Hause eines Freundes zu seyn, mit dem es keiner Umstände braucht. Er ist die lautre Natur. — (Wieder umhergehend) Seine Mutter — Aber wahrhaftig! ich thäte nicht viel für sie, wenn sie so, wie der Hauptmann, wäre. Ich muſs sie ausforschen. Ich muſs sie prüfen: und dann — dann ist's immer noch Zeit, meinen Entschluſs zu fassen. (Er stützt sich auf die Kopflehne des Sessels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Tasche hervorsteht.) Was ist das? Ein Brief, wie es scheint. — *(Er nimmt es und liest die Unterschrift:)* „Deine ewiggetreue Mutter, „von Detmund.“ — Ha, von der Mutter! — Ob ich ihn lese? — — Ich wünschte sehr, ihren Geist und ihr Herz zu kennen. Gegen das Kind wird sie sich nicht verstellt haben. Ich will ihn lesen. —

„Mein liebster Moritz!

„So viel Mühe dir noch das Schreiben macht, so hast du dich doch meiner Bitte erinnert, und mir sogar mehr geschrieben, als ich verlangt hatte. Ich erkenne darin deine Liebe, und ich umarme dich dafür. — Du schreibst mir, daſs du nun dem Fürsten vorgestellt worden; daſs er die Gnade gehabt, dich anzunehmen; daſs er der beste, der freundlichste Herr sei, und daſs du ihn von deinem ganzen Herzen liebest — —“

(Den Knaben ansehend) Nein, wirklich? Das schriebst du, Kleiner? — Nun, so ist's ja wohl Pflicht, daſs ich dich wieder liebe, daſs ich dir's zu beweisen suche. —

„Du hast das wohl Ursache, mein
„Kind: denn ohne seinen Beistand, was
„würde wohl in der Welt dein Schick-
„sal seyn? — Du bist nicht allein eine
„vaterlose, sondern, wenn schon deine
„Mutter noch lebt, auch eine mutterlose
„Waise: denn mich hat das Glück auſser
„Stand gesetzt, meine Pflicht an dir zu
„erfüllen. Das war immer mein gröſstes,
„mein schwerstes Leiden. Bei jedem Un-
„fall, der mich betraf, blieb ich stand-
„haſt, solange ich nur *an mich* dachte;
„die Thränen kamen erst dann, wenn
„ich auf *dich* sah.“ —

Viel Zärtlichkeit! Viel Gefühl, wie es

scheint! — Und wenn sie eine eben so gute Frau ist, als Mutter — Doch warum nicht? — Gewiſs! Gewiſs!

„So gern ich nun wollte, so kann
„ich dich nicht selbst den Weg zur Glück-
„seligkeit führen. Ich muſs hier in der
„Entfernung stehen bleiben; aber mit al-
„ler Kraft, die mir die Liebe giebt, will
„ich dir nachrufen, solange ich dich er-
„reichen kann, und will dich bitten, daſs
„du die rechte Straſse gehest. — Lieb-
„stes Kind! Mit dem Gehorsame, den
„du mir stets erwiesen hast, trage diesen
„Brief immer bei dir! —"

(Einen Blick auf den Knaben) Er *war* gehorsam. Er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn du deine Pflicht übertre-
„ten, wenn du die Ermahnungen bre-
„chen willst, die ich noch mit dem letz-
„ten Abschiedskusse, mit den letzten

„Thränen dir zurief, — o dann, mein „Kind! dann erinnre dich dieses Briefes, „und überlies ihn! Erinnre dich einer „Mutter, die in ihrer Einsamkeit keine „andere Freude kennt, als die Hoffnung, „die du ihr giebst —“

Keine sonst? — Hat er nicht einen Bruder?

„Erinnre dich, daſs du sie vor Kummer ins Grab bringen, daſs du eben „das Herz durchbohren würdest, das „dich auf Erden am meisten liebt.“ —

Sie fühlt seine Gefahr. Sie hat sehr Recht; denn er *ist* in Gefahr. — Und konnte sie's dennoch wagen? Konnte sie den Entschluſs fassen? — —

„Ich schreibe das nicht aus Miſstrauen zu dir: dein Betragen hat mir „keine Ursache dazu gegeben. — Nein, „mein Kind! nein! Du hast meine Thrä-

„nen um deinen Bruder geſehen; du „wirſt mir den Kummer nicht machen, „den *er* mir machte.“ —

Alſo der Ältere? der Fähnrich? — Das muſs ich näher erfahren.

„Du warſt immer gut, immer gehorſam, immer kindlich geſinnt: dieſes „Zeugniſs gebe ich dir mit Freudenthränen. — Fahre ſo fort, wie du anfingſt, „und werde ein rechtſchaffner Mann! „Dann haſt du keine arme und unglückliche Mutter mehr: du haſt eine reiche „und glückliche Mutter.“ —

Sehr wohl! Sie gefällt mir. — Das Unglück, ſcheint's, hat ſie nur erhoben, ſtatt ſie niederzudrücken.

„Zu Ende deines Briefes ſchreibſt du, „daſs alle deine Mitpagen Uhren hätten. „Ich merke dir's an, wie ſehr auch du „eine zu haben wünſchteſt; aber du

„brichst davon ab, und unterdrückst
„deinen Wunsch. Eben um dieser Be-
„scheidenheit willen geht mir's ans Herz,
„daſs ich ihn nicht soll erfüllen können.
„Aber vergieb mir, mein Kind! Ich kann
„nicht. So eben zeigt sich die Nothwen-
„digkeit, nach der Hauptstadt zu gehn;
„das wird mir alles das Wenige hinneh-
„men, was ich noch habe. Doch laſs
„auch diese Ausgabe nur überstanden
„seyn! und ich will mich aufs äuſserste
„einschränken; ich will mir Alles versa-
„gen, um, wo möglich, deinen Wunsch
„zu befriedigen. Was nur immer in mei-
„nen Kräften ist, das will ich für mei-
„nen Liebling thun, damit es ihm nie
„an Ermunterung zur Tugend und zum
„Gehorsame fehle. — Ich sehe dich nun
„wieder, und bin“ — —

Vortreffliche Frau! — Ich will den

Brief meiner Gemahlinn zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es ist der ganze Reichthum des Knaben. (er steckt ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn gezogen hatte.) — Wie süſs er noch schläft! — Seinen Kindern, sagt man, giebt der Himmel ihr Glück im Schlafe; und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück ist gemacht. — (Er nimmt ihn bei der Hand) Kleiner! — Kleiner! — (Der Knabe erwacht, und sieht den Fürsten eine Weile mit weitoffnen Augen an; der Fürst ihn wieder.) Sehr drollig, beim Himmel! — Komm! Ermuntere dich, Kleiner! Es ist jetzt Tag, und du kannst hier nicht länger schlafen. Steh auf!

Der Edelknabe (langsam aufſtehend). Ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Deine beiden Augen sind noch voll Schlaſs. — Da geh hin in mein

mein Kabinet! (der Knabe geht.) Lösch die Lampe aus! Wirf die Thüren zu! (er löscht die Lampe aus, und wirft die Thüren zu.) — Nun geh nach dem, wo die Uhren hingen! Hübsch schnell! Nein, nein! nach jenem dort gegen über! Geschwinde! — Komm wieder hieher! Komm zurück! — Bist du nun munter?

Der Edelknabe. Ach ja, gnädigster Herr!

Der Fürst. Sage mir doch — denn ich halte dich für einen fleiſsigen und geschickten Knaben — kannst du schon Briefe schreiben?

Der Edelknabe. O wenn ich will! Schon ganzer zwei hab' ich geschrieben.

Der Fürst. Und diese zwei? — An deine Mutter vermuthlich.

Der Edelknabe (sehr freundlich). An meine Mutter, gnädigster Herr.

Der Fürst. Die Freude funkelt dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (vor sich) Wie sehr sich das liebt, weil es arm ist! — Und ist sie denn eine so gute Frau, deine Mutter?

Der Edelknabe (ergreift des Fürsten Hand mit seinen beiden). Ach, wenn Sie sie kennen sollten!

Der Fürst. Das werd' ich, Kleiner.

Der Edelknabe. Sie ist so liebreich, so gut —

Der Fürst. Dann wollt' ich aber nur wünschen, daſs sie auch gute Söhne hätte. — Der Fähnrich, sagt man, soll nicht der Beste seyn; aber du —

Der Edelknabe (den Kopf schüttelnd). Ach, der Fähnrich! der Fähnrich!

Der Fürst. Man sagt wirklich, daſs er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

Der Edelknabe. Je nun, gnädigſter Herr — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenn's der Oberſt erführe — (im Vertrauen) O das iſt ein harter, häſslicher Mann, der Oberſt.

Der Fürst (die Hand erhebend). Behüte! Kein Wort muſs er erfahren! — Was iſt denn aber vorgefallen? Was hats denn gegeben?

Der Edelknabe. Allerhand! Ich weiſs ſelbſt nicht recht, was? — So viel weiſs ich, daſs ſich meine Mutter ſehr übel darum gehabt; daſs ſie ſich ſchon einmal ganz bloſs gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken. — (Ganz nahe an ihn herantretend, und leiſe) Er hätte, ſagte ſie, unglücklich werden; er hätte vom Dienſt kommen können.

Der Fürst. Vom Dienſt? Ei, wie das?

Der Edelknabe. Ja, das kann ich nicht sagen, gnädigster Herr.

Der Fürst. Mir wohl! Warum nicht? —

Der Edelknabe. Man hat's mir selbst nicht gesagt.

Der Fürst (lachend). Da hat man sehr klug gethan. Das ist denn freilich ein anders. — Also wieder auf dich zu kommen: du hattest vorhin keine Uhr. Hast du wohl deiner Mutter um eine geschrieben?

Der Edelknabe. Ein einziges mal, aber nicht wieder!

Der Fürst. Ich merk' es. — Ganz gewiſs hat sie dir einen Verweis gegeben?

Der Edelknabe. Ach nein, gnädigster Herr! Sie will sich behelfen, schreibt sie, um mir so viel zu ersparen, und sie behilft sich so schon so elend. — Das jammert mich viel zu sehr.

Der Fürst. Das *muſs* dich auch jammern. Ein guter Sohn sollte seiner Mutter nicht neue Sorgen machen; er sollte wünschen, daſs er ihr helfen könnte. — — Und eine Uhr — wenns nur um eine Uhr zu thun ist; die wäre ja wohl noch sonst zu bekommen. — (Indem er eine Börse herauszieht) Sieh hier, kleiner Moritz! Da hätt' ich zwölf Ducaten erübrigt, die ich verschenken könnte, — und — ich will sie verschenken. Her deine Hand! (Der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürst zählt) —

Der Edelknabe. Sollen sie mein, gnädigster Herr?

Der Fürst. Dein! Allerdings! — Aber sprich, was beginnst du nun mit dem Gelde?

Der Edelknabe (freudig). Könnt' ich nicht eine Uhr dafür haben? —

Der Fürst. O ja! Eine recht schöne! — in meinem Lande gemacht, und London drauf geschrieben; aber — wenn wirs beim Lichte betrachten — du brauchst keine Uhr. Ich selbst habe ja Uhren genug. — (Indem der Knabe ihn aufmerksam ansieht) Wär' ich wie du, da wüſst' ich schon, was ich thäte, ich machte einen ganz andern, ganz bessern Gebrauch von dem Gelde. — Doch wie du willst! wie du willst! — Jetzt geh ich, um mich ankleiden zu lassen. Du bleib hier, bis ich wieder komme.

Der Edelknabe (ihm nach). Gnädigster Herr —

Der Fürst. Was ist? Was beliebt?

Der Edelknabe. Meine Mutter ist hier. Sie fährt den Morgen wieder zurück, und ich mögte so gerne noch von ihr Abschied nehmen. — (liebkosend) Darf ich? Erlauben Sie mir's!

Der Fürst. Nein, guter Kleiner! Diesmal soll deine Mutter *hieher* kommen. Sie soll *zu dir* kommen. Geduld!

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Der Edelknabe (allein).

Hieher kommen? Zu mir? Ei, wie das? — Aber was geht das mich an? Wenn sie nur kömmt! — Eins, zwei, drei — (Er zählt leise weiter bis zwölf) Zwölf Ducaten zu einer Uhr — O Himmel! Wie freue ich mich! Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, schon gehen hörte, schon aufzöge. — Aber — was sagte der Fürst? Er wüſste schon, was er thäte, wenn er wie ich wäre? Was denn? — — Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; er weiſs viel, wie's einem andern thut, der in seinem Leben noch keine gehabt hat. — Aber — erst sagte er auch, ein guter Sohn sollte seiner Mutter zu helfen suchen. Gewiſs dacht' er hier wieder an meine Mutter. — Zwölf Ducaten! (Indem er sie ansieht) Das ist freilich viel Geld! Gewaltig viel Geld! Wenn sie die hätte, davon könnte sie lange, lange leben. — (Er drückt das Geld mit beiden Händen gegen die Brust) Ach; eine Uhr, eine Uhr! — (und indem er die Hände wieder sinken läſst) Aber auch eine Mutter! eine so gute Mutter! — Sie war noch gestern so niedergeschlagen. Sie sah so blaſs aus, so krank! Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wiedergäbe, ihr wär' auf einmal geholfen. — Soll ichs denn thun? Soll ichs ihr geben? — (Entschlossen) O ja! O ja! — — Aber bald muſs sie kommen; denn sonst gereut's mich wieder. Die Uhr liegt mir zu sehr am Herzen. — (Den Zeigefinger an den Lippen) Horch! Stille! Wer kömmt? —

Neunter Auftritt.

Der Edelknabe. Frau von Detmund. Der Hauptmann.

Der Edelknabe (ihr entgegen). Liebe Mama —

Frau von D. (sich schüchtern umsehend, und ohne auf das Kind zu achten). Ich weiſs nicht; — ich bin so unruhig, mein Bruder. — Wenn ich nur erst seine Absichten wüſste! Wenn ich nur gleich vorher wüſste — —

Der Hauptmann. Seine Absichten? — Da sieh das Kind an! Das Kind giebt er dir wieder. — (Indem sie erschrocken auf den Knaben sieht, der mit groſser Freundlächelnd die Hand küſst.) Es war auch wohl, beim Himmel! sehr thöricht, daſs du es herbrachtest. Was soll es dem Fürsten? — Die andern Edelknaben; die werden groſs, und gehen in Dienst: aber der — (verächtlich die Hand gegen ihn hinwerfend) der ist zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit du ihn aufgesäugt hast! der wird in seinem Leben nicht wachsen!

Frau von D. (schmerzlich). Mein Bruder! —

Der Hauptmann. Kurz: wenn ja der Fürst auf dich hört, so laſs dich nur nicht auf das Kind ein! Das ist umsonst. — Sprich ihn lieber wegen des Fähnrichs zu Gute! Der hat doch noch Wachsthum! Der sieht doch noch einem Manne ähnlich!

Frau von D. Wie sagst du? Wegen des Fähnrichs! —

Der Hauptmann. Nun ja! Er hat zu ihm geschickt.

Frau von D. Ich erschrecke. Sollt' er erfahren haben — —

Der Hauptmann (immer noch kalt). Doch wohl! Wahrscheinlicher Weise! — (Den Stock in die Seite und gegen die Erde lehnend, indem er mit dem Kopf dazu schüttelt) Und *wenn* Er nun hätte; was meinst du? *Wenn* Er nun wüſste, daſs der Bube hat durchgehen wollen? daſs er Gelder untergeschlagen? daſs er nur durch meine Vermittelung — (hitzig den Stock vor sich niederstoſsend) O bei Gott! Es bringt mich noch selbst in die Wache. Ich wollte, ich hätte mich nie um deine Kinder bekümmert. Nie ein Haar! Und ich will auch nicht wieder! — (Er geht murrend ab, und sieht sich noch einmal um) In meinem Leben nicht wieder!

Zehnter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Der Edelknabe (*da er ihre Unruhe sieht*). Der Vetter ist immer böse. — Lassen Sie ihn reden, und fürchten Sie nichts, liebe Mama!

Frau von D. Ach schweig, Kind! Du weiſst nicht — —

Der Edelknabe. Ei ja! Ich weiſs mehr als der Vetter. — Der Fürst ist gar nicht so, wie er sagt; Er thut gewiſs keinem Menschen Übels; Er hat mich nur eben beschenkt. — (*Ihr die Hand mit dem Gelde vorhaltend*) Sehn Sie nur! Sehn Sie! Das hat er mir alles geschenkt.

Frau von D. (*bestürzt*). Ist es möglich? Der Fürst — —

Der Edelknabe (*indem er die Hände in weiter Entfernung über einander hält*). Aus einem groſsen, groſsen Beutel voll Gold. Eben itzt, eh Sie herkamen. — Ach, wenn *der* wollte, Mama! Wenn *der* wollte! Der hat! —

Frau von D. Aber wie? Ich begreife das nicht. — Er muſste doch eine Ursache, eine Veranlassung haben — —

Der Edelknabe. Ei freilich! Seine Uhr stand ihm stille. — Er hatte gestern den ganzen Tag über gejagt, da mögt' er vergessen haben, sie aufzuziehen; und heut den Morgen — (*indem er zum Kabinet läuft, und den einen Flügel öffnet*) Sehn Sie nur hier! Er lag dahier auf dem Bette — — da schrie er in mich hinein, ich sollte nach meiner Uhr sehn; und da — weil ich nun da keine hatte — —

Frau von D. So gab er dir dies?

Der Edelknabe. So gab er mirs, daſs ich mir eine schaffen sollte. — — (Das Geld wieder hinzeigend) Zwölf Ducaten, liebe Mama.

Frau von D. Sieh mich an! Darf ichs glauben?

Der Edelknabe. Gewiſs! Gewiſs! Glauben Sie's immer! — Aber die Uhr thut mir nicht noth, und es wird schon noch sonst eine geben. — (nach ihrer Hand greifend) Stecken Sie ein! Nehmen Sie hin!

Frau von D. (gerührt). Wie, mein Kind? — Wie?

Der Edelknabe. Es geht mir so nahe, daſs ich Sie immer weinen sehe. — O ich wollte, daſs ich nur viel hätte, recht viel! da sollten Sie nie wieder weinen. — Alles; alles, was ich nur hätte; das wollte ich Ihnen geben.

Frau von D. (sich über ihn bückend). Wolltest du das? —

Der Edelknabe. Und ach! da sollten Sie so vergnügt seyn! so glücklich!

Frau von D. (ihn küssend). Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe diesen Augenblick nicht um alles Gold deines Fürsten. — (ihn noch einmal küssend) O du weiſst nicht, wie viel Elend eine Mutter über die Freude an ihrem Kinde vergiſst!

Der Edelknabe (wieder nach ihrer Hand greifend). Sie nehmen's doch aber? — Nehmen Sie's ja, liebe Mama!

Frau von D. Ich *will* es nehmen. Ich darf dich nicht selbst kauſen lassen; denn du würdest betrogen werden. Ich will *für dich* kauſen, mein Kind.

Der Edelknabe. Für mich? Eine Uhr? —

Frau von D. Du wirst hier bleiben; da brauchst du eine.

Der Edelknabe. Ach nicht doch! nicht doch! Wozu? — Der Fürst hat ja Uhren, wo man nur hinsieht. Er hat mir ja selbst gesagt, ich brauchte keine.

Frau von D. Und hat dir doch eine geschenkt?

Der Edelknabe. Wirklich, wirklich! Er hats gesagt.

Frau von D. Du betrügst mich, mein Kind. Du redest die Unwahrheit; und das sollst du nie, auch nicht aus Liebe zu deiner Mutter.

Der Edelknabe. Die Unwahrheit? Sie glauben mir nicht? — Nun, so wollt' ich, daſs der Fürst nur da wäre! daſs er nur käme! — (sich umsehend) Er kömmt auch.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst.

Der Edelknabe (ihm mit ausgestrecktem Finger entgegen). Nicht wahr, gnädigster Herr? Sie haben mir zwölf Ducaten zu einer Uhr geschenkt?

Der Fürst (lächelnd). Das hab' ich, Kleiner.

Der Edelknabe. Sie haben mir gesagt, daſs ich die Uhr nicht nöthig hätte?

Der Fürst. Ja wohl! Das hab' ich gesagt.

Der Edelknabe (schnell herum). Nun, Mama? Nun?

Frau von D. (in Verlegenheit). Mein Kind — (laut) O verzeihen Ihre Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergiſst!

Der Fürst. Verzeihen, Madame? — Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur. — Immer sprich, Kleiner! Was war's? Wollte dir deine Mutter vielleicht nicht glauben?

Der Edelknabe (halb ärgerlich). Nein, gnädigster Herr! — Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

Der Fürst. Was hör' ich? Nicht nehmen? — Also hast du wohl gar mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? — Ich will nicht hoffen!

Der Edelknabe (bestürzt). Gnädigster Herr?

Der Fürst. In der That, das würde mir wenig Lust machen, dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast du's gethan?

Der Edelknabe (sich entschuldigend, indem er auf seine Mutter zeigt). Sie ist so arm, gnädigster Herr!

Der Fürst. Du guter Knabe! (ihm unters Kinn greifend.) — — Und also hast du deinen einzigen Wunsch, deine liebste Begierde aufgeopfert, um deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig! Dann wär' es Jammer, wenn du deine Uhr solltest verloren haben. — (Indem er seine eigne Uhr hervorzieht) Aber sieh! Und wenn ich nur diese einzige hätte; — zur Belohnung deiner kindlichen Zärtlichkeit sollte sie dennoch dein seyn. (er giebt ihm die Uhr.)

Der Edelknabe (freudig zugreifend). Ach gnädigster Herr! — Ist sie im Gange?

Der Fürst. Sei ruhig! In vollem Gange. — (Indem der Knabe zu seiner Mutter läuft, sie ihr zu zeigen) Aber wenn man's bedenkt: ist es nicht schlimm in der

Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie verschlieſsen. Männer, wie du, sollten reicher seyn; da würde die Welt sich besser stehen. — Und was hindert mich denn, dich reicher zu machen? — Komm! Steck die Uhr ein! Geschwind! — Und weil du so gut mit dem Wenigen umgingst — (ihm eine Börse gebend) da nimm! Da sind für zwölf Ducaten ihrer hundert.

Der Edelknabe (erstaunt ihn ansehend). Ah gnädigster Herr?

Der Fürst. Du bedenkst dich? So nimm doch!

Der Edelknabe. Beutel und Alles? — (im Begriff es zurück zu geben) Das ist ja wirklich zu viel.

Der Fürst. Wenns für dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es dir, daſs du es anlegen solltest. Und wer meinst du wohl, der es brauchen könnte?

Der Edelknabe. Brauchen? — (vom Fürsten auf seine Mutter, und dann wieder auf den Fürsten sehend) Da, liebe Mama!

Frau von D. (sich ihm nähernd). Ihre Durchlaucht! —

Der Fürst. Keine Danksagung, Madame! Sie werden finden, daſs es sehr wenig ist, und daſs ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. — Aber — (die Hand gegen den Edelknaben) Sie sehen schon, ohne daſs man es Ihnen sagt — das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Es ist in einem Alter, worin man Andern noch keine Dienste *leisten* kann, worin man selbst ihrer noch *braucht;* und kurz — Sie werden es ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff' ich. — — Sie schweigen?

Frau von D. (vor sich niedersehend). Ich habe Unrecht, Ihre Durchlaucht —

Der Fürst. Wie so? Worin? —

Frau von D. Ich habe Unrecht — daſs ich mich einer Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich *will* mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. — (ihm näher tretend und in die Augen sehend) Ja, Ihre Durchlaucht; ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werd' ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen: und wenn dann mein gröſster Kummer zurückkehrt; wenn Euer Durchlaucht dieses unmündige, unerzogne Kind verstoſsen — (sie will ihre Thränen zurückhalten) dessen Vater zu früh starb — — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

Der Edelknabe. Sie weint? — (des Fürsten Hand ergreifend und wehmüthig) Gnädigster Herr!

Der Fürst. Nun, wenn auch du kömmst! — Was ist's?

Der Edelknabe (bittend). Sie werden doch *mich* nicht verstoſsen? —

Der Fürst. Nicht? Meinst du nicht? — Nun wohlan denn! Um deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame. — (Verstellt) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Sitten, wenn seine Unschuld — Doch nein! Das wird so bald keine Gefahr haben.

Frau von D. (äuſserst aufmerksam). Seine Unschuld, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst (wie vorhin). Nein, nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sie's gut seyn, Madame!

Frau von D. (verlegen). Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — Dürft' ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

Der Fürst (immer verstellt). Ich wollte nur sagen, Madame — ich bin schon längst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, daſs sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt: und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — — Doch Sie sehen: das ist ein bloſses Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wir's wagen.

Frau von D. (etwas zu hitzig des Kindes Hand ergreifend). Nein, gnädigster Herr!

Der Fürst (wie beleidigt). Nicht? — Wie Sie's für gut finden, Madame.

Frau von D. Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittre vor der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

Der Fürst. Aber bedenken Sie doch — —

Frau von D. Ich *darf* nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ichs nur rette — ob ich es nackend rette! —

Der Fürst. Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! — Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Frau von D. Was Gott will! *Mir* soll es gleich seyn. — Kann er seinen Stand nicht behaupten; so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben!

Der Fürst. Das heiſst edel gedacht! Ich sehe, Madame; Sie verdienen Alles, was ich nur für Sie thun kann. — (Ihr näher und mit Wärme) Wie soll ich helfen?

Wie soll ich Ihre Umstände bessern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

Frau von D. (äuſserst verwirrt und gerührt). O Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Wie ist der Zustand Ihres Vermögens? — Ihr Gut? — —

Frau von D. Ist durchaus nicht zu retten.

Der Fürst. So groſs ist die Schuld? — Aber Sie haben Processe, wie man mir sagt. Geben denn die keine Hoffnung?

Frau von D. Keine, gnädigster Herr! — Auſser dem Einen, den ich wegen einer geringen Erbſchaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig; nur der Reichthum anderer Verwandten kämpſt noch mit meinem Rechte. — Eben war

München

ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; — es hat sich zerschlagen.

DER FÜRST. Desto besser! So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. *Ich* hafte dafür. — Nehmen Sie überdies noch hundert Louisdor zum Jahrgelde an! Das wird Sie, hoff' ich, über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

FRAU VON D. (sich niederwerfend). So viele Gnade! — Kann ich sie je — —

DER FÜRST (hält sie zurück). Was soll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Witwe Sie sind; als was ich für jeden thun würde, dessen Verdienste ich so, wie die Ihrigen, schätzte. — Sagen Sie mir: würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurück zu nehmen?

Frau von D. Wie könnt' ich, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst. Und du, Kleiner? — Gingst du wohl gerne mit deiner Mutter?

Der Edelknabe (die Uhr in der Hand). Mit meiner Mutter? — O ja!

Der Fürst. Aber ich weiſs doch, du liebst mich. Du bliebst auch wohl gern hier bei mir?

Der Edelknabe. Sehr gern, gnädigster Herr!

Der Fürst. Nun dann! — Wenn das ist — — Schickt' ich dich fort, so hätt' ich dich doch immer verstoſsen; und du hast mich ja so dringend gebeten, dich *nicht* zu verstoſsen. Auch hat dich deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich muſs denn schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder, Madame.

Zwölfter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Frau von D. Gütiger Gott! — (indem sie sich in den Sessel wirft) Was war das?

Der Edelknabe (fröhlich um sie herum). Nun? Nun? — Ists nun recht? Ists nun gut?

Frau von D. (ihn zärtlich an sich ziehend). O liebstes Kind! — —

Der Edelknabe. Aber Sie freun Sich ja nicht! Sie müssen Sich freun, liebe Mama!

Frau von D. Ich bin beschämt über mein Glück. — Ich denke an mein Miſstrauen gegen die Vorsicht, an den tödtlichen Kummer, den ich fühlte, da du zur Welt kamst. Es war in eben der

Stunde: ſast unmittelbar auf den Augenblick, da ich den Tod deines Vaters erfuhr. — Mit welchem Jammer sah ich dich an! Mit welchem Schmerz, dich geboren zu haben! (Indem sie ihn küſst und die Arme um ihn herum schlägt) Und warst du der, der mir helfen; der schon in seiner frühen Kindheit meine Thränen abtrocknen sollte? — — Gott! Was fehlt mir nun noch? — Nichts! Nichts, als Gewiſsheit von deinem Bruder! dann bin ich glücklich.

Der Edelknabe. Von meinem Bruder? Wie das, liebe Mama?

Frau von D. Wenn der Fürst sein Verbrechen wüſste — —

Der Edelknabe. Ach wenn auch! Es hat ja nichts zu bedeuten. — Sie sehn ja wohl, wie liebreich, wie freundlich er ist.

Frau von D. Gegen uns, mein Kind. — Weil wir unschuldig sind.

Der Edelknabe. Und er hat mir ja versprochen, es sollte geheim bleiben. Der Oberst sollte nichts davon wissen.

Frau von D. (auffahrend). Was? Dir versprochen?

Der Edelknabe. Ganz gewiſs! Ganz gewiſs! Daſs Sie Sich also deswegen nicht ängsten!

Frau von D. Ich erstaune. Du hast ihm gesagt? —

Der Edelknabe (indem er Unrath merkt). Ach nicht viel! — Was ich wuſste. — Er fragte mich nach meines Bruders Aufführung, und da konnt' ich doch nicht die Unwahrheit reden. Das haben Sie ja Selbst mir verboten.

Frau von D. (ängstlich). Aber, Kind! — Liebstes Kind! — Konnte denn deine Einfalt —

Der Edelknabe. Wie? Sind Sie unruhig darüber?

Frau von D. Ob ichs bin! Ob ich unruhig bin? — Wenn er nun weiter fragt? Wenn er erfährt? — O du kannst *mich, deinen Bruder, uns Alle* ins Unglück bringen.

Der Edelknabe (im Begriff zu weinen). Ins Unglück bringen?

Frau von D. Ah! da höre ich schon — (sich auf ihn werfend, und ihm zuredend) Sei nur stille! nur ruhig! — Thränen würden Übel nur ärger machen. Sei ruhig!

Drei-

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst. Hinter ihm der Fähnrich und der Hauptmann.

Der Fürst. Nur herein! Nur mir nach, meine Herren! — (zum Fähnrich) Sie sind also Detmund? Ein Sohn des wackern Majors von Detmund?

Der Fähnrich (sich tief verbeugend). Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Eine groſse Empfehlung! Sie hatten einen sehr rechtschaffenen Vater. — Vermuthlich reizt Sie sein rühmliches Beispiel zur Nachfolge? Sie bestreben Sich, seiner würdig zu seyn?

Der Fähnrich (wie vorher). Ich thue nur meine Pflicht, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Dann thun Sie *Alles*. Der rechtschaffenste Mann thut nicht mehr. — Da, Herr Fähnrich! da sehen Sie Ihre Mutter, eine sehr hochachtungswürdige Frau; auch Ihren Bruder, einen sehr liebenswürdigen Knaben. — Ich bin außerordentlich von der Familie eingenommen; und um sie hier ganz beisammen zu sehen — —

Der Fähnrich (sich immer verbeugend). Euer Durchlaucht haben viel Gnade.

Der Fürst. Doch wohl nicht mehr, als ich sollte? —

Der Fähnrich. Euer Durchlaucht urtheilen sehr gnädig.

Der Fürst. Wirklich; es fehlt nur an der Überzeugung, daß ich richtig urtheile, und Ihr Glück ist gemacht. — Doch diese freie, zuversichtliche Miene, die Ihnen so wohl steht —

Der Fähnrich. O Ihre Durchlaucht —

Der Fürst. Ja, ja! Die zeigt entweder ein sehr edles oder ein sehr verderbtes Herz an; und das letzte — nein, das wird der Sohn solcher Eltern nicht haben. Das wird er nicht haben! — — Was meinen Sie, das sich thun ließe, Herr Fähnrich? — *Ein* Schritt weiter, brächte Sie in der That nicht viel weiter. Was dünkt Ihnen? —

Der Fähnrich (die Hände reibend). Freilich, Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Aber wenn wir nun diesen einen Schritt überhüpften? wie da? — Eine Kompanie! Capitän! Das ist doch immer so das erste Ziel solcher Herren, und dem wären wir dann schon ziemlich nah im Gesichte. — Doch vorher — (indem er sich schnell gegen den Hauptmann kehrt). Was denken Sie zu Ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

Der Hauptmann (etwas betreten). Ich? — Was ich denke? —

Der Fürst. Viel Böses, sollte man glauben.

Der Hauptmann. O nein! Eher Gutes, Ihre Durchlaucht. — Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun.

Der Fürst (mit Beifall auf den Fähnrich sehend). Doch? In der That?

Der Hauptmann. Und da er auch ziemlich gewachsen ist — —

Der Fürst. Nun ja wohl! Da ist er der gemachteste Mensch von der Welt. Das ist sicher. — Aber in seiner Aufführung, in seinen Sitten, Herr Hauptmann — *Ich muſs mich schämen, daſs ich nach so einer Kleinigkeit frage*; — wie ist er in seinen *Sitten beschaffen*?

Der Hauptmann. Je nun — (lächelnd) dann und wann ein wenig zu lustig, zu aufgeräumt: aber — wie Eure Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten.

Der Fürst. Wie ich schon weiſs? Sie lehren mich in der That etwas Neues. — Es fehlt nur noch an *Ihrem* Zeugnisse, Madame. Was sagen denn Sie mir von Ihrem Sohne? — — (nach einer Pause) Gar nichts?

Frau von D. Was sollte ich sagen?

Der Fürst. Was Sie denken — die Wahrheit!

Frau von D. Und kann ich das, Ihre Durchlaucht? — Wenn ich meinen Sohn *loben* müſste; würden Sie wollen, daſs ich ihn in *seiner* Gegenwart lobte? Oder wenn ich ihn *tadeln* müſste: daſs ich ihn in der Gegenwart *dessen* tadelte, der ſein Schickſal in ſeiner Gewalt hat?

Der Fürst (lächelnd). Vortrefflich, Madame! Sie ſind gütig, wie eine Mutter, und ſein, wie ein Frauenzimmer. Ich bewundere Sie *ganz*. — (ernſthaft) Ein jeder, mein Herr Fähnrich, hat ſeine Weiſe, und ich habe die meinige. Wenn ich einen Officier befördern will, ſo fange ich damit an, daſs ich ihn in die Wache werſe. Was dünkt Ihnen dazu?

Der Fähnrich (erſchrocken). Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Ja, ja! Das iſt nun nicht anders. Geben Sie Ihren Degen dem Hauptmann! — Ein beſcheidneres Betragen hätte Alles entſchuldigt; aber dieſe Zuverſicht, dieſe Dreiſtigkeit — Was kann man von einem Menſchen erwarten, der mit einem Gewiſſen, wie

Ihres, so frech ist? der es fühlen muſs, daſs er meine Ungnade verdient; der es weiſs, wie nichtswürdig er gegen die gütigste Mutter gehandelt; und der dennoch — — In die Wache mit ihm! Auf einen Monat, Herr Hauptmann! — Ich will das was vorgefallen, nicht näher wissen; und das um Ihrentwillen, Madame! — um der Art willen, wie ich's erfahren habe; — um der Gröſse des Vergehens willen, das ich aus allen Umständen errathen kann. — — Aber, Herr Hauptmann! — (in seinem strengsten Tone) sobald wieder das Allergeringste vorfällt; gleich Bericht an mich! Auf der Stelle! — Ich habe mir's in den Kopf gesetzt, ich will den jungen Menschen erziehen; und weder Sie, Herr Hauptmann — (gelinder) noch Sie, Madame, sollen mir meine Erziehung verderben. — (Besonders zur Frau von Detmund) Daſs Sie ihm nie womit ausbelfen! nie! auch nicht mit der mindesten Kleinigkeit! auch nicht unter dem Namen eines Geschenks! Durchaus nicht! — — Er kann von seinem Gehalte leben, und er mag sich einschränken lernen. — (Eine Bewegung mit der Hand) Fort! In die Wache, Herr Fähnrich!

(Die beiden Offiziere treten ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst. Frau von Detmund.
Der Edelknabe.

Der Fürst (sie ansehend). Nun? — Sie sind niedergeschlagen, Madame?

Frau von D. (bescheiden). Ich bin Mutter, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Aber doch nicht von den weichlichen, die lieber ihre Kinder nicht bessern, um sie nur ja nicht zu kränken?

Frau von D. Wie falsch wäre denn meine Liebe! — Nein, ich fürchte nur, daſs mein Sohn Dero Gnade auf immer verloren hat.

Der Fürst. Fürchten Sie das? — Und doch habe ich ihn fürs erste der Gnade nur würdig machen wollen, die ich ihm aufbewahre. — Jugend und Unbesonnenheit — denen verzeih' ich so leicht, Madame; aber ich darf nur nicht immer. Was bei dem Einen Bewegungsgrund zur Besserung ist, wird bei dem Andern Einladung zu gröſsern Verbrechen. — — Sorgen Sie indeſs nur nicht! Der junge Mensch wird schon klüger, und nach eben dem Maaſse werde *ich* gütiger werden. — (Sich gegen den Edelknaben wendend) Was den Kleinen betrifft —

— Wissen Sie, welche Absichten ich mit ihm habe?

Frau von D. Nein, Ihre Durchlaucht. — — Aber wie sie auch seyn mögen, sie werden die groſsmüthigsten seyn. — So sehr ich immer meinen Fürsten verehrt habe, so überzeugt mich doch dieser Tag, daſs ich ihn noch zu wenig verehrt.

Der Fürst. Was wollen Sie denn? Sie kennen mich nicht. — Bloſs um dem Staat einen rechtschaffnen Mann, um mir selbst einen nützlichen Diener, um meinem Sohn einen Freund zu erziehen, der einst so willig für ihn sterbe, wie sein Vater für mich starb — — bloſs deswegen — —

Funfzehnter Auſtritt.

Die Vorigen. Ein Kammerdiener.

Der Kammerdiener. Der Director, Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Schon da? Laſst ihn vorkommen! (der Kammerdiener geht ab.) — Ich hoffe, Madame, Sie werden meine Absichten nur hören dürfen, um sie zu billigen.

Sechzehnter Auſtritt.

Die Vorigen. Der Director.

Der Director (sich verbeugend und mit der Stimme zitternd). Auf Euer Durchlaucht höchsten Befehl —

Der Fürst. Näher her, Herr Director! Mit Männern, wie Sie, muſs man nicht bloſs von weitem bekannt seyn. — Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Man hat Sie mir als einen Mann von groſsen Kenntnissen und Verdiensten gerühmt.

Der Director (äuſserst verwirrt). Mich, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst. Auch habe ich mich selbst von der Wahrheit dieses Lobs überzeugt. Ich habe Ihr Buch von der Erziehung gelesen. — Was haben Sie sonst noch geschrieben?

Der Director (zitternd). Ich? — Nichts, das — — Gar nichts, das — —

Der Fürst. Das für mich wäre, wollen Sie sagen?

Der Director. Nein — Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Ja? Und warum nicht für mich? — Vielleicht, weil es einen *ganzen* Gelehrten fordert, und ich nur ein *halber* bin? Hab' ich's getroffen? —

Der Director (erschrocken zurücktretend). Gütiger Gott! — Könnt' ich so kühn seyn? — —

Der Fürst. Nun, nun! Das wäre so kühn eben nicht. Allzuviel Gelehrsamkeit ist eben keine Ehre für einen Fürsten. — Also warum nicht für mich?

Der Director (stotternd). Weil — weil — weil es zu unvollkommen, — zu unwürdig — — zu — —

Der Fürst. Hören Sie auf! Sie beschämen mich sonst. — Ich wollte schon sagen, daſs Ihr Buch ganz vortrefflich wäre, daſs es viel Wissenschaft, viel Kenntniſs des Menschen, viel warmen Eifer für Rechtschaffenheit und Tugend verriethe. — — Aber was ist Ihnen? Sie zittern ja ganz?

Der Director. Die hohe Gnade — die hohe Ehre — —

Der Fürst (nach einigem Stillschweigen) Lieber Herr Director — Sie sind ein Deutscher. Nicht wahr?

Der Director (ehrerbietig zurückweichend). Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst (wieder gütig, indem er ihm näher tritt). Nun was thut das? Ich bin ja auch einer! Schämen Sie Sich darum nur nicht! — Ich wollte nur wünschen, Sie hätten den alten Franzosen gekannt; das alte Erbstück von meinem Vater, das hier am Hofe lebte. — Oder *haben* Sie ihn etwa gekannt?

Der Director. Einigermaſsen. Von Ansehen.

Der Fürst. Nicht näher?

Der Director. Nein, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. O Schade! Das war ein trefflicher Mann. — Wenn man das bischen Witz und Sentiment von der Oberfläche schöpfte; so war das Übrige seines Gehirns eben nicht viel: aber sich geltend zu machen, sich ein Ansehen zu geben — darin war es der erste Kopf von Europa. — Frei, frei, Herr Director! Bescheidenheit ist mir lieb; aber das was man Demuth nennt — unerträglich. — — Um zur Sache zu kommen: was macht die vornehmste adeliche Pension auf dem Gymnasium?

Der Director. Die vornehmste? — Das ist verschieden, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Aber so im Ganzen! so ungefähr?

Der Director. Ungefähr? — Zwischen drei und vierhundert.

Der Fürst. Was es sei! — Ich habe

hier einen Knaben, den ich hinaufgeben will; und es versteht sich, wenn ich gleichsam sein Vater werden will, daſs ich ihn nicht schlechter halten kann, als der beste Edelmann seinen Sohn hält. — Doch das Wichtigste noch! Wer führt die Aufſicht über die Knaben?

Der Director. Die Lehrer, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Wackre Männer vielleicht! aber ich kenne sie nicht. — Sie allein, Herr Director, kenne ich, und hätte Vertrauen zu Ihnen — Würden Sie wohl, wenn ich Sie bäte — —

Der Director (beschämt). Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Würden Sie wohl die unmittelbare Aufſicht über dieses Kind übernehmen?

Der Director. Es ist ja meine Pflicht, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Nein! Als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sie's gerne; würden Sie's mit Vergnügen thun?

Der Director (sich verbeugend). Ich finde in meiner Pflicht mein Vergnügen.

Der Fürst. Wohl! und es ist natürlich, daſs ich mich erkenntlich dafür beweise. — (Zu dem Edelknaben, indem er ihn bei der Hand nimmt) Komm her, Kleiner! Komm! Du siehst, das ist ein liebreicher, freundlicher Mann, zu dem ich dich führe. Hättest du wohl Vertrauen zu diesem Manne? Mögtest du wohl mit ihm gehen, und bei ihm leben?

Der Edelknabe (den Director einen Augenblick ansehend). O ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Aber dann muſst du auch wissen, was dieser Mann dir inskünftige seyn wird: dein gröſster Wohlthäter, dein Lehrer! Du wirst ihm den willigsten Gehorsam, die zärtlichste Ehrerbietung schuldig seyn; und wenn er je über dich klagte — —

Der Edelknabe. Nein, nein! Das soll er nie, gnädigster Herr.

Der Fürst. Du hast ein Beispiel gesehen, daſs ich eben so scharf seyn kann, als ich gut bin. — Also, wenn er je über dich klagte — —

Der Edelknabe (zum Director, dem er ehrerbietig die Hand küſst). Nein, nein! Das sollen Sie nie, Herr Director.

Der Fürst (zum Director). Wie gefällt Ihnen das Kind?

Der Director (gerührt). O Ihre Durchlaucht — Schon, weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theurer seyn, als mir mein eigner Sohn ist. —

Der Fürst. So könnt' er denn mit

Ihnen gehen. — Sind Sie's zufrieden, Madame?

Frau von D. (mit inniger Rührung). Gütiger Gott! — Nur zufrieden?

Der Fürst. Nun so geh' denn! So geh! (die Hand auf seinen Kopf legend) Werde ein rechtschaffner, ein kluger, ein glücklicher Mann! Und was das Übrige anbetrifft; — da sei du froh und getrost! Es soll dir niemals an nichts gebrechen. (ihn ansehend) Nun, Kleiner? Warum so wehmüthig?

Der Edelknabe (sich tief verbeugend, und nach seiner Hand greifend). Leben Sie wohl, gnädigster Herr!

Der Fürst (mit Rührung). Ist es das? — (ihn aufhebend und küssend) Und auch du lebe wohl! auch du, guter Knabe! Du hast das dankbarste Herz. — Ich beurlaube Sie, Herr Director. — Und Sie, Madame; gehn Sie ihm nach, und sehen Sie, wo Ihr Kind bleibt!

Frau von D. (sich niederwerfend, mit Feuer). Kann ich gehn, Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Was soll das? Ich liebe das nicht.

Frau von D. Kann ich gehn, eh ich mein Herz — —

Der Fürst (sie aufhebend). Nein, sage ich! Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich kann es nicht haben, daſs irgend ein Mensch vor mir kniee.

Frau von D. Nun dann! Ich gehorche und gehe. — (Die Hand erhebend) Aber vor Gott will ich knieen, und will ihn bitten, daſs er ewig den groſsmüthigsten Fürsten segne.

Der Fürst (einige Schritte nach, und gnädig). Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich! Madame!

Siebzehnter Auftritt.

Der Fürst allein. (Indem er sich umsieht)

Ein schöner Morgen! Ob ich mir denn noch ein kleines Vergnügen mache? Doch welches? Das gröſste hab' ich nun einmal gehabt. — Nein, arbeiten, arbeiten will ich! Es wird mir trefflich von Statten gehen. Ich bin zufrieden mit mir. — —

TITUS.

EIN VORSPIEL

ZUR FEIER DES GEBURTSFESTES

DES

PRINZEN VON PREUSSEN.

(GESCHRIEBEN IM JAHRE 1779.)

Es bedarf keiner Erklärung, warum bei der frohen Gelegenheit, die diesem kleinen Stück den Ursprung gegeben, gerade dieser und kein anderer Gegenstand ist gewählt worden. — Die wesentlichsten Charakterzüge der Hauptpersonen lieſsen sich durch klare Zeugnisse der Alten rechtfertigen. Kleine Unrichtigkeiten in Geschichte und Costume, und besonders einige mit Fleiſs begangene Anachronismen, wird die bekannte Freiheit jedes dramatischen Schriftstellers entschuldigen.

Personen:

Vespasian, Römischer Imperator.
Titus, sein Sohn und Nachfolger.
Valerius, Sejus, } zwei der ältesten Senatoren.
Mucianus, Nerva, Pedius, Eprius, Cäcina, Priscus, Cesonius, Novius, und eine Menge anderer Senatoren.
Ein Bote.
Diener des Raths.

Die Scene: ein Römischer Tempel, der Versammlungsort des Senats. Im Hintergrunde, ein auf Stufen erhöhter kurulischer Stuhl; zu beiden Seiten, die Sitze der Senatoren.

Erster Auftritt.

Valerius. Bald darauf Sejus.

Valerius.

Willkommen! Willkommen, Sejus!

Sejus. Auch du!

Valerius. Sind doch wir Greise immer die ersten! Wir, die wir so viel langsamer kriechen. —

Sejus. Aber auch so viel früher ausgehn.

Valerius. Wahr! Selbst unsre Schwachheit macht unsern Vorzug. — — Sieh! Schon mehrere Senatoren!

Zweiter Auſtritt.

Vorige. Nerva. Eprius. Nach und nach immer Mehrere.

Die Alten. Willkommen! Willkommen!

Die Neuen. Seid uns gegrüſst!

Eprius. Weiſs man die Ursache dieser Zusammenkunft? — Ist irgend ein neues Gesetz im Vorschlag? Ist in irgend einer der Provinzen Krieg entstanden?

Nerva. Krieg? — Da der Janustempel nur kaum geschlossen worden? Da der Platz zum Tempel des Friedens nur erst gewählt ist?

Eprius. So sagt: wozu diese Versammlung? Wozu die ungewöhnliche Eilfertigkeit, womit man sie ansagte? Eben itzt, da fast alle Senatoren sich auſser Rom befinden! — Was kann er wollen, der Imperator? —

Sejus. Gutes. — Was sonst?

Eprius. Bis itzt freilich wollt' ers noch immer.

Valerius. Und nicht auch künftig? Sei ruhig! — Die Gröſse des Mannes ist Bürge. Der wahrhaftig *groſse* Mann ist der *gute*. — Rom war nur unglücklich, weil es kleinen Seelen gehorchte.

Dritter Auftritt.

Vorige. Pedius. Mehrere folgen.

Ein Senator. Pedius. — So erhitzt?

Pedius (sich den Schweiſs trocknend). Verwünscht sei der Pöbel! — Er hat doch immer Unrecht, auch wo er Recht hat.

Mehrere. Wie das? Was geschieht?

Eprius. Götter! Gäb's einen Aufruhr?

Pedius. Das denk' ich! Den größten, den Rom geſehn hat. Laſs nur erst Mittag werden! — Halb erstickt vor Staub und vor Gewühl komm' ich her. — Aus meiner ganzen Gegend wird kein Senator mehr kommen. Verlaſst Euch darauf!

Mehrere. Nun? — Wirst du reden? — Was hat man vor?

Pedius (trocken). Zubereitungen zu Titus Ankunft.

Alle. Zu Titus Ankunft?

Pedius. Ha, da erheitern sich Eure Stirnen! Ich dacht's. — Seid nur getrost! Fürchtet nur nichts!

Nerva. Also wirklich? Er kömmt?

Pedius. Man sagt's. Das Gerücht wird immer lauter und lauter. — Alles stürzt schon in lichten Haufen zum Thore. Es ist kein Durchbrechens mehr. Da helfen keine Liktorn und keine Fasces.

Ein Senator (zu einem andern). Siehst du? — Darum wars in den Straſsen, die *wir* herabkamen, so öde.

Der Andre. Natürlich!

Eprius. Aber die Zubereitungen? — Du sprachst von Zubereitungen, die der Pöbel machte.

Pedius. Nun ja! Er hat sich in Haufen getheilt. — Der eine wühlt die Straſsen auf, um dem Helden einen sanftern Weg zu bereiten; ein andrer erbaut aus den Marmorstücken Altäre, oder holt die Opferthiere herbei, die daran bluten sollen; ein dritter plündert die Gärten, um die Thiere zu kränzen, oder mit Blumen den ganzen Weg zu besäen. — Titus! Titus! Das ist das allgemeine Geschrei. Heil dem Titus! Man hört nichts anders. — Und wehe dem Tauben oder dem Stummen, der nicht mit einstimmte! Er würde zerrissen werden.

Cäcina (mit dem Ton eines Übelgesinnten). So machts der Pöbel! — Titus ist nun einmal sein Abgott!

Nerva. Wie? Nur des Pöbels Abgott?

Sejus (ernst). Sage: des Volks.

Nerva. Wirklich; es ist keiner, der ihn nicht anbetete, nicht mit brennender Ungeduld auf seine Erscheinung hoffte. Der Vornehmste, wie der Geringste, sind darin einig. — Es ist unendlich, wie er geliebt wird.

Valerius. Und mit Recht. Weil er ein Menschenfreund ist.

Vierter Auftritt.

Vorige. Priscus.

Priscus. Er kömmt. Bald wird er da seyn, der Imperator. — Ich sah ihn.

Eprius. Du sahst ihn?

Priscus. So eben, wie er aus dem Pallast trat. Ich eilte voran.

Eprius. Ha! — Und wie schien er? Wie war sein Ansehn?

Priscus. Wie immer. — Was darfst du fragen?

Pedius (spottend, indem er auf Eprius zeigt). Bedaur' ihn! Er verdients, guter Priscus. — Die Tyrannei hat ihm ein Fieber in die Nerven gejagt; das wird ihn, denk' ich, Zeitlebens schütteln. Seine Fragen sind noch alle vom Nero, vom Claudius her.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Cejonius. Novius.

Cejonius. Ordnet Euch! Ordnet Euch! Begebt Euch zu Euren Sitzen, Ihr Senatoren! — Der Imperator.

Novius. Er kömmt. Er kömmt.

Sechſter Auftritt.

VORIGE. VESPASIAN. MUCIAN. ANDRE.

VESPASIAN. Seid mir gegrüſst, Ihr Väter!

DIE SENATOREN (die an beiden Seiten in Ordnung getreten, ehrerbietig). Heil dir! Heil, Imperator!

VESPASIAN. Ich dank' Euch! — (Sich setzend, und mit ihm Alle.) Den Anlaſs zu dieser Versammlung, Väter, wird Euch das Volk schon verrathen haben. Mein Sohn ist nahe. — Die Boten, die mir's ankündigten, haben mehr ihrer Freude, als meinen Befehlen gehorcht. Sie haben dem Volke Gutes verheiſsen; haben ihm Muthmaſsung gegeben. Und Muthmaſsung, wiſst Ihr wohl, ist beim Volk im zweiten Augenblick Hoffnung, im dritten Gewiſsheit. — Wie soll man nun dem Ungeſtüm seiner Freude wehren?

Mucian. Laſs es doch! Laſs es! — Hat es nicht Ursache zur Freude? Verdient dein Titus nicht Ehre?

Nerva. Wahrlich verdient er sie, Imperator. Aber nicht bloſs vom Volke.

Mucian. Auch von dir. Vom Senat.

Vespasian. Meint Ihr? — Das wünscht' ich von Euch zu hören, Väter. Und wenn wir darin einig sind, so ist unsre Sitzung geendigt, indem sie anfängt. — Nur, um den Titus zu überraschen, verschob ich sie; und itzt hätt' er fast *mich* überrascht. Ich wuſste schon: Ihr erkennet ihn jeder Ehre würdig: — —

Alle (einfallend). Jeder. Jeder.

Vespasian. Nicht bloſs der, die schon das Heer ihm ertheilt, und ich ihm bestätigt habe: des Imperator-Namens.

Alle Jeder neuen; — jeder noch wichtigern, glänzendern Ehre.

Eprius (aufſtehend). Imperator! — Wenn ichs wagen dürfte, vor dir zu reden — —

Vespasian. Wagen? Kannst du wagen, wenn du dein Amt thust?

Eprius. Nun wohl! — Ich beschwör' Euch dann, Väter: Seid nicht voreilig in Eurem Ausspruch! Überlegt, indem Ihr Titus belohnen wollt, wessen Sohn er ist! wer er selbst ist! Denkt auf neue, denkt auf ungewöhnliche Ehren! Jede, die schon einem andern Römer ward; auch die herrlichste, ist zu klein.

Vespasian (ernst). Eprius! —

Eprius (ehrerbietig). Du hast mir's vergönnt. Laſs mich reden! — (wieder zu den Senatoren) Nur durch neue, durch ungewöhnliche Ehren könnt Ihr ungewöhnliches Verdienst belohnen. Strengt alle Kraft Eures Geistes, alle eure Erfindsamkeit an! — Und wenn Ihr's entdeckt habt, was des Sohns eines Vespasians; was des gröſsten Römers nach ihm, nur in etwas werth ist — Denn die Ehre dem Verdienste gleich zu messen, ganz ihn zu belohnen; das ist unmöglich: — Aber wenn Ihr's entdeckt habt, Väter — —

Vespasian (noch ernster). Eprius! — Ich bitte dich: schweig! Ich bin Censor. — Schmeichler duld' ich nicht im Senat.

Eprius (betroffen). Sollte Wahrheit; — sollte dankbare Ehrfurcht? — —

Vespasian. Schweig! Schweig, sag' ich! Reize mich nicht! — Daſs du mir ewig schmeichelst, verräth mir Furcht; und Furcht ist unter allen Beleidigungen die bitterste, die du mir anthun könntest. Gehorche den Gesetzen, und schlafe ruhig! — — (zu den Andern) Nicht von neuen, nicht von ungewöhnlichen Ehren ist hier die Rede. Nur Diejenigen suchen sie, die auch nicht der gewöhnlichen werth sind. — Alles was ich von euch will, Ihr Väter, ist die Ernennung des Nachfolgers, des Cäsars. Wenn euch Titus würdig scheint, auf diese Ehrenstufe zu treten — —

Mehrere (mit dem Lächeln des Beifalls). Würdig? — Würdig?

Mucian. Beim Jupiter, ja! das ist er.

Nerva. Das ganze Heer, alles Volk findet ihn würdig.

Andre. Ein jeder Römer.

Sejus. Die Welt. —

Vespasian. Laſst mich ausreden, Väter! — Wenn Ihr keinen unsrer Feldherrn kennt, der nicht nur gleiches, der noch gröſseres Recht, noch gegründetern Anspruch hätte; — —

Alle. Keinen. Keinen.

Vespasian. Denn bei den Göttern, die das Vaterland schützen! — — Aber was schwör' ich? Meine Handlungen mögen reden! — Wenn ich der Sorge für den Staat meine Ruhe, meine Kräfte, meine Ergötzungen opfere; wenn ich Rom mehr als mich selbst liebe: so werd' ich's auch mehr, als mein Blut lieben. Der beste Sohn, den das Vaterland zeugte, sei auch *mein* bester! mein Erstgeborner! Er gehe meinem Titus vor, meinem Domitian vor! — Lieber soll der Glanz meines Hauses erlöschen, als daſs die Frucht meiner Arbeiten vernichtet werde! — Ich könnte ernennen, Ihr Väter; könnte aus eigner Macht, ohne Widerspruch, den Titus ernennen; könnte

— wenn ich bloſs euch ehren wollte, indem ich euch fragte — durch die Frage selbst schon die Antwort auf eure Lippen legen. — Aber nein! Nein, Senatoren! Redet, wie's eurem Stande zukömmt! redet aus freier Seele! — Und wenn Ihr irgend einen fähigern, würdigern kennt, als Titus; irgend einen, der, besser als Er, die Gröſse des Vaterlandes erhalten könne — —

Nerva. Besser? Besser als Er?

Pedius. Frage die Legionen! — Ist er nicht unsrer jungen Feldherrn unerschrockenster, weisester, wachsamster?

Mucian. Du selbst bist Zeuge. —

Sejus. Du. Seine Thaten. Der Feind.

Nerva. Und was sonst, Väter; was sonst, als Tapferkeit, kann hier entscheiden?

Mucian. Sie allein. Sie allein. Rom,

das durch Waffen groſs ward, muſs durch Waffen erhalten werden.

Alle. Endige! Endige dann! Ernenn' ihn!

Vespasian. Valerius! vor jedem andern pfleg' ich auf *dich* zu sehen. Was hast du? — Mit einem Auge voll Ernstes und Tiefsinns blickst du in die Versammlung. — Rede! Rede! Ich ehre dein graues Haar, deine Weisheit. Und wär' ich der, der ich nicht bin; dürftest du meinen Unwillen fürchten: — Du bist Römer, und das Vaterland fordert dich auf. — Rede frei! Ohne Rückhalt! —

Valerius (aufstehend). Ich will, Imperator.

Nerva. Wär's möglich? — Valerius uneins? — Valerius, der eifrigste Freund des Titus?

Valerius. *Weil* ich's bin, will ich reden. — Wie Nerva? Wie, Mucian? Nur den Feldherrn, den Helden schätzt Ihr der Ernennung zum Cäsar würdig? Nur Tapferkeit, meint Ihr, soll hier entscheiden? Nur sie? — Wahr ist's: Rom, das durch Waffen groſs ward, muſs durch Waffen erhalten werden. — Aber nun sagt: Was nennt Ihr Gröſse? Meint Ihr die echte? die wahre? Nicht, die bloſs von auſsen fürchterlich, die auch von innen gegründet ist? Auf Ordnung, auf Harmonie, auf Glückseligkeit und auf Sitten gegründet? — Wenn sie's ist, die Ihr meint: — Erwuchs denn Rom bloſs durch Waffen zu seiner Gröſse? Können bloſs Waffen es sichern? — Ist Heldenmuth Alles, was Ihr von euren Cäsarn fordert?

Sejus. Auch Weisheit. Weisheit.

Valerius (sich gegen ihn wendend). Und welche? Bloſse unthätige Weisheit? Müſsige, ungebrauchte Fähigkeiten zum Gesetzgeber? zum Staatsverweser? — O ihr unsterblichen Götter! Wie sehr verschwindet der gröſste Feldherr gegen den groſsen Fürsten! — Bloſse unthätige Weisheit? Rede!

Sejus. Und ist *die* Weisheit?

Valerius. Also auch Arbeitsamkeit? Thatkraft? Muth zu unaufhörlicher Aufopferung? Güte der Seele?

Sejus. Sei kürzer! Die wahre Weisheit.

Valerius. Nun dann! Wenn das ist, Imperator; — wenn dich selbst nicht dein Schwert, wenn dich dein Geist zum zweiten Schöpfer des Vaterlands machte; wenn du unsre Gerichtshöfe reinigtest, unsere Gesetze verbessertest, Ordnung und Zucht wieder herstelltest — Thaten, mehr werth als Heldenthaten! — wenn du zu deinem gröſsten Vergnügen die Arbeit wähltest, und kein anderes Vergnügen dir je vergönntest, als bis es durch Arbeit erkauſt war! — Gieb uns dann einen Cäsar, dir selber ähnlich! Laſs es einen Geist seyn, der mehr als ein Schlachtfeld, der ein Reich übersehe! den Liebe fürs Vaterland, Liebe der Menschen zu unaufhörlichem Gebrauch seiner Kräfte sporne! — einen Geist, Imperator — —

Mucian (ungeduldig). Und wen? — Wohin endigt das Alles? — Sprich: wen erkennst du in diesem Bilde?

Alle. Sprich! Sprich! —

Valerius. Den Titus.

Nerva. Den Titus? — Und warst doch unzufrieden?

Valerius. Nicht mit der Wahl, Nerva; aber mit ihren Gründen. — Warum spracht Ihr nur von Tapferkeit? nur von Feldherrentugend? Warum brachtet Ihr euren Liebling um seinen schönsten Lobspruch? — Nein, Imperator: Wär' ich unzufrieden; ich wäre Feind meines Vaterlandes. — Titus sei dein Nachfolger! Sonst keiner! — Mit deinem Blute ist auch dein Geist in ihn übergegangen. — Titus sei Cäsar, weil er ein Held ist! Titus sei Cäsar, weil er ein Menschenfreund ist! — Kühn im Angriff, kalt in der Gefahr, entschlossen in der Vertheidigung, hat er mehr noch als Muth, hat er den fähigsten Geist, das gefühlvollste Herz bewiesen; hat er mitten in der Wuth des Würgens noch auf Rettung gedacht; hat er auf den Trümmern gestanden, und eine menschliche Thräne geweint. — Titus sei Cäsar! (Er setzt sich wieder.)

Vespasian. Valerius! Besser, als heut, hast du noch nie gesprochen. Aus dem Innersten meiner Seele hast du geschöpft — hast entschieden. — So sei denn Titus Cäsar, weil Ihrs billigt, Ihr Väter! Nehmt meinen Dank an! — Wenig Stunden noch, und Ihr seht ihn.

Pedius. Stunden? — Ich denke, Imperator: nur Augenblicke.

Vespasian. Wie das?

Pedius. Hörst du nicht schon? Hörst du nicht ein fernes dumpfes Getöse, das immer zunimmt? — Es ist die herandringende Fluth des Volks. Es ist sein Freudengeschrei.

Vespasian (sich erhebend, und mit ihm Alle). Wär' es möglich? So frühe käm' er? — O hinaus, Pedius! Mach' es wahr, was du sagst! Vielleicht, daſs du unter dem Säulengange — —

Pedius (nach einigen Schritten). Dort kömmt ein Bote.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bote.

Vespasian. Was bringst du?

Bote. Freude! Glück, Imperator! — Dein Sohn ist deinem Pallaste nahe. Ganz Rom umgiebt ihn. — Feld und Thore sind mit Volk überströmt, das aus allen Städten ihm nachzog.

Vespasian. Eile! Sag' ihm, wo ich bin. Hier im Tempel. — Sag' ihm, daſs ich und die Senatoren ihn hier erwarten. Eile!

Bote. Ich gehorche. Ich fliege. (ab.)

Vespasian (nach einigen Augenblicken).

Und doch — doch, Mucian — Warum hab' ich ihn rufen lassen? — Lieber wär' ich im Pallast, als im Tempel. Lieber Vater, als Imperator.

Mucian. Sei's auch hier! Denn was hinderte dich?

Valerius. Nichts. — Deine Würde? Ist irgend etwas erhabner, ehrwürdiger, als die Natur ist? — Der Vater des Vaterlandes darf vor seinen übrigen Söhnen sich des wiederkommenden Sohnes freuen.

Vespasian (ihm die Hand drückend). Und wird, Valerius; wird sich freuen. — — (nach einigen Schritten) Wo verweilt er denn noch? Erst schien er mir allzu früh zu kommen, und itzt find' ich: er zaudert.

Achter

Achter Auftritt.

Vorige. Titus. Einige Diener des Raths.

Titus. Mein Vater — —

Vespasian. Umarme mich! — Sei mir willkommen, mein Sohn! Sei mir willkommen in Rom, Imperator!

Titus. Dieser Name, womit du mich nennst — —

Vespasian. Ich weiſs: auch von mir klingt er dir schön.

Titus. Schöner, als da ihn das ganze Heer rief. — *(zu den Übrigen)* Verzeiht! Ich grüſs' Euch ehrerbietig, Ihr Senatoren.

Die Senatoren. Und wir dich, Titus! — Hoffnung des Vaterlands! — Cäsar!

Titus *(bescheiden)*. Ihr Väter — —

Die Senatoren. Würdiger Sohn unsers Vespasian! — Würdiger Nachfolger im Reich!

Vespasian. Was ist dir? — Du stehst betroffen, Titus? Du schlägst die Augen nieder?

Titus. Daſs mich die Väter mit einem Namen grüſsen — —

Vespasian (die Hand auf seiner Schulter). Der dein ist! Den dein Verdienst dir erwarb, ihre einstimmige Wahl dir zuerkannte, meine Gewalt dir bestätigte. — — (indem Titus niederblickt) Überrascht es dich, das zu hören? Hast du nicht längst es vorausgesehen?

Titus. In Wahrheit hab' ichs.

Vespasian. Und doch? —

Titus. Nimm nicht Rührung für Überraschung! — Täglich; täglich, mein Vater — denn warum läugnete ichs? —

habe ich mich als Cäsar, als deinen Nachfolger gedacht — und habe gezittert.

Vespasian. Gezittert? —

Titus. Daſs die Welt dich verlieren; daſs ich einst in Fuſsstapfen treten soll, die zu füllen so schwer ist! — Mögen die Götter dein Leben schützen! — Besser kann ich dir; (gegen die Senatoren) kann ich euch allen nicht danken.

Vespasian. Und uns besser nicht deines Werths versichern. — Die Augurn, Väter, haben mir Wahrheit gesagt. Ich befragte sie vor meinen Hausgöttern, eh ich hieher ging. Sie verkündigten mir einen Cäsar, der seinen Freunden so liebenswürdig, als seinen Feinden fürchterlich wäre. — — Ich weiſs, Titus: Du bist Redner, auch ohne Vorbereitung. Willst du vor den Vätern von deinen Thaten reden?

Titus. Verschone mich! Was würden sie hören, das sie nicht wüßten? — Und sind sie *mein*, diese Thaten? — Wo ich nicht unter deinen Augen focht, da hab' ich durch deinen Geist gefochten. Dein sind Verdienst und Lorbeer!

Valerius (in sich). Bescheidner Jüngling! —

Titus. Aber doch — weil du mir's einmal vergönnt hast — Nur ein Wort an die Väter!

Vespasian. Rede! — (zu den Dienern) Erhöht seinen Sessel neben dem meinigen! — (und ihn dann hinführend) Rede! — (Die Diener entfernen sich wieder. Vespasian und die Senatoren sitzend; Titus vor seinem Sessel stehend).

Titus (nach einigen Augenblicken Stillschweigen). Die Freude, die Liebe, Väter, womit heute Rom und Ihr mich empfangt, kam mir in allen unſern Provinzen entgegen. — Oft hat mich der Anblick davon bis ins Innre gerührt, und immer hat er Entſchlieſsungen, Vorſätze erzeugt, die, wenn ich ſie einſt erfülle, mich der Hoheit werth machen werden.

Ich habe Zeiten der Tyrannei; habe Zeiten milder Herrſchaft geſehen. — Ich habe geſehen, Väter, wie die Erde, ſonſt reich genug für alle Lebendigen, oft für *Einen* zu dürftig war; wie die innre erhaltende Macht, in den Händen nichtswürdiger Schmeichler, einer äuſsern zerſtörenden glich; wie alles Recht, alle Ordnung verſchwunden waren, und Abgaben Plünderungen wurden. Aber ich hab' auch geſehen, wie die Geſetze wieder Anſehn und Kraft erhielten; wie das wachſame Auge des Fürſten die Boſheit zurückſchreckte, die Rechtſchaffenheit aufmunterte; wie seine eigne Arbeitsliebe und Mäſsigkeit Fleiſs und Sitten wieder ehrwürdig machten. — Ich habe gesehen, wie Aller Muth, Aller Kräfte zu Boden sanken; wie der Fleiſs stillestand und die Werkzeuge aus seiner Hand entfielen, weil kein Eigenthum sicher war; wie Sparsamkeit der Ehen Völkern den Untergang drohte, und Länder verlassen lagen. Aber ich hab' auch gesehen, wie der Fleiſs und alle Künste wieder erwachten; wie das Öde Gestalt gewann, das Verwüstete aus seinen Ruinen emporstieg; wie sich Mütter wieder ihrer Geburt freuten, und Jünglinge Hütten bauten, und Väter wurden.

Wie unendlich anders war jener Eindruck, und dieser! Wie ganz ungleich empfindet man da, wo man Wohlstand, und da, wo man Elend erblickt! Und dies Bewuſstseyn, von Völkern geliebt und angebetet zu werden; wie weit mehr, als aller Weihrauch der Schmeichler, muſs es entzücken! — Voll dieses Gefühls, Ihr Väter, und in Erwartung der Hoheit, die Ihr mir heute ankündigt, hab' ichs schon längst den Völkern gelobt: alle die Freude, die Segnungen, die ich jetzt nur als Botschaften an meinen Vater annahm, einst für mich selbst zu verdienen.

Ich weiſs, daſs es schwer ist, was ich gelobte. Ich weiſs, daſs der Geist, der das Wohl ganzer Völker bewirken will, unzählig Vieles muſs fassen, überdenken, verbinden können. Ich weiſs, daſs es die gröſste aller Forderungen ist, sich freiwillig in Geschäfte, in Sorgen, in Arbeiten vertiefen, jeder Leidenschaft Stillschweigen gebieten, die Freuden, die

Wollüste, die sich unaufhörlich der Macht zur Seite drängen, verschmähen zu sollen. — Wenn schon jedem Andern diese Verläugnung, diese Entäuſserung kostet: wie viel mehr noch dem, den kein Gesetz, keine höhere Macht in Schranken hält; den kein Tadel, kein Spott zurückschreckt, weil vor Ehrfurcht gegen das Amt die Verachtung gegen die Sitten stillschweigt!

Doch, wenn mich diese Betrachtung ernst und nachdenkend macht; so darf sie mich darum nicht irre, nicht zaghaft machen. — Bei den Kräften, die ich mir von den Göttern gegeben fühle, und die verläugnen zu wollen, nicht Bescheidenheit, sondern Undank wäre, beruhet Alles, was von mir selbst zur Glückseligkeit meiner Herrschaft abhängt, auf Tugend. Tugend aber, Väter, beruht auf Vorsatz. — Überzeugt, daſs wir nicht durch Glück oder Verhängniſs, daſs wir durch Wahl und Entschlieſsung gut sind, hab' ich immer mir selbst geschworen, von der Zahl der Edelsten, der Besten zu seyn. Und sollt' ich jetzt gegen mich eidbrüchig werden, da meine Tugend von unendlicher Wichtigkeit wird? von unabsehlichen Folgen? —

Was noch mehr mich erweckt: so haben mir die Götter Hülfen und Antriebe gegeben, wie noch je einem Fürsten. Sie haben mir Kenntniſs und Ausübung jeder Regentenpflicht durch ein Beispiel erleichtert, das ich vor Augen habe; durch eines Mannes Beispiel, der unverrückt, vom Anfang der Herrschaft an, auf sein einzigs erwähltes Ziel, auf die Wohlfahrt des Vaterlands sah; der Alles vermied, Alles aufopferte, was ihn von diesem Ziel zu entfernen drohte; der Tag und Nacht seinen Pflichten weihte, und jetzt seines groſsen Wunsches Erfüllung, seiner Tugend Belohnung sieht: ein blühendes Reich im Frieden!

Dieser erhabne, einzige Mann ist — ich dank' Euch, Götter! — ist in einem noch andern, zärtlichern Sinne *mein*, als des Vaterlands Vater. — (mit gesenkter Stimme) Auf ihn soll ich folgen; nach ihm soll ich das Reich regieren. — (Von den Stufen herabtretend, mit Inbrunst) Ihr Unsterblichen, erhaltet ihn mir! Laſst sein Haar, das zu frühe grau ward, zu Silber werden! Laſst noch lange seine Weisheit, seine Erfahrung walten! noch lange sein groſses Beispiel den Sohn erleuchten! — — Und wenn Ihr ihn einst in den Himmel zurückruſt: — ich hab' Euch dann zu Zeugen des Schwurs genommen: daſs ich ihm nachahmen will! Zu seinen Zeugen, Ihr Götter! zu seinen Rächern! (wieder zu seinem Sitze gehend.)

VESPASIAN (indem er die Hand gegen ihn hinstreckt). Titus! — — (und nach mehreren Augenblicken der Rührung, sich auf einmal an Valerius wendet) Bei Allem, was heilig ist, Greis: ich denke, du hast Wahrheit gesprochen.

VALERIUS (innig gerührt). Das hab' ich. Das hab' ich.

VESPASIAN. Wohl! Aber itzt nichts mehr! Wir würden nicht Männer bleiben. — Stehn doch Euer aller Augen voll Thränen! — — (aufstehend, und mit ihm Alle.) Kommt! Kommt! — Laſst uns vom Capitolinischen Hügel dem Volk seinen Cäsar zeigen, und dem groſsen Jupiter opfern!

ALLE. Wir folgen. Wir folgen. —

VALERIUS. Daſs ich ein Greis bin! Ich kann nicht, Titus. — Aber ein Herz voll Wünsche schick' ich dir nach. Sei so glücklich, als edel!

Neunter Auftritt.

Valerius. Sejus.

Valerius. Komm! — Komm ins Innre des Tempels!

Sejus. Schon ging ich. —

Valerius. Laſs uns hintreten, Freund! Laſs uns den Göttern danken, daſs wir noch glückliche Tage sahn, und daſs auch unsre Enkel sie sehen werden. — Denn sie werden, sie werden sie sehen.

Sejus. Gewiſs. Gewiſs.

Valerius. Wer so, wie Titus, seine Pflichten kennt, wird sie erfüllen. Wer so die Last wägt, die er heben soll, und sie dennoch auf seine Schultern nimmt, wird sie tragen. — Komm! Komm! — Laſs uns für das Leben, die Wohlfahrt des Besten unter den Fürsten beten!

(Sie gehn ins Innere des Tempels.)

DER

VERMÄHLUNGSTAG.

EIN SCHAUSPIEL.

PERSONEN:

LEONATO, ein alter Edelmann in Messina.

ANTONIO, sein Bruder, Besitzer eines Landguts unweit der Stadt.

LAURANA, Tochter des Leonato.

GRAF CLAUDIO, Officier, mit Laurana verlobt.

PEDRO, General und Gouverneur von Messina.

JUAN, Officier, und Hausgenosse des Leonato.

BORACHIO, Unterofficier, Juans Vertrauter.

LUCETTA, erste Bediente des Fräuleins.

BEATRIX, Kammermädchen des Fräuleins.

BEDIENTE in Leonato's und in Pedro's Hause.

Die Scene: zu Messina in Sicilien.

ERSTER AUFZUG.

Ein erleuchteter Saal in Leonato's Hause, mit einer Seitenthüre, die in den Garten führt. Es ist Abend.

Erster Auftritt.

Leonato (umhergehend). **Pedro** (an einem Tische sitzend, und einen Brief in der Hand).

Pedro (steht auf, nachdem er gelesen hat). Aber bekennen Sie's nur! Es hat doch Ihrem Stolze ein wenig geschmeichelt.

Leonato. Was, liebster Freund?

Daſs er mich um eine Reise bittet, die er mir hätte befehlen können?

Pedro. Und daſs er Sie so dringend, so freundschaftlich darum bittet.

Leonato. Wenn er sie doch immer befohlen hätte!

Pedro. Warum denn aber? Sie müssen nicht undankbar seyn.

Leonato. O ich kenne den König. Ich weiſs, wie schwer es ihm wird, die Hoheit seines Rangs zu vergessen; wie viel mehr er Ehrerbietung verlangt, wenn er sich herabläſst, als wenn er seine Würde behauptet. — Auf den Befehl, würde ichs gewagt haben mich zu entschuldigen; auf die Bitte, muſs ich fort von Messina. — Und dies nun ausgemacht, daſs ich fort muſs: was dächten Sie, Pedro? Was würden Sie mir in Absicht des Grafen und meiner Tochter rathen?

Pedro.

Pedro. Daſs Sie die Vermählung noch aussetzten. — Sie können nicht anders.

Leonato. Ich könnte nicht anders?

Pedro. Sie müſsten denn auf die Freude Verzicht thun, Ihre Tochter Selbst zum Altar zu führen.

Leonato. O nein, Pedro! Ein solches Opfer wäre zu wichtig. — Aber ich könnte ja leicht überlegen und zu mir selbst sagen: Was nützt der Verzug? Ist nicht der Mann den meine Tochter gewählt hat, einer der würdigsten, einer der zärtlichsten Männer? — Sie wird gewiſs in seinen Armen glücklich seyn; und wird man denn jemals zu frühe glücklich? Oder soll mich das etwa hindern, daſs ich itzt der Vermählung den Glanz nicht geben kann, den ich ihr sonst würde gegeben haben? — Ich bin nicht eitel, wenn ich gleich stolz bin; ich suche hier nicht den Glanz, sondern die Freude; und weiſs ich denn nicht, daſs die Freude die Einfalt liebt? daſs sie da nicht zu finden ist, wo die Zuschauer umherstehn? — So etwas könnte ich sprechen, mein Freund; und der Graf könnte dazu kommen. Er könnte mich mit den ſeurigsten, mit den ungeduldigsten Bitten bestürmen; er könnte mich leicht so weit bringen —

Pedro. Daſs Sie die Vermählung schon itzt vollzögen?

Leonato. Noch mehr! Daſs ich sie schon morgen vollzöge.

Pedro (etwas unruhig). Schon morgen, mein Freund?

Leonato (sich umsehend). Stille! da kömmt unser Graf. — Er wollte Lauranen bereden; und wenn ich ihr Herz kenne —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Laurana. Der Graf.

Graf (das Fräulein hereinführend). So iſt es, mein Fräulein! Sie werden aus ſeinem Munde hören, daſs ich die Wahrheit ſage. — Er iſt ganz mit mir einſtimmig.

Leonato (einige Schritte entgegen). Ich, Herr Graf?

Graf. Sie, liebſter Vater!

Leonato. So vergeſſen Sie die Bedingung nicht, die ich hinzuſetzte: wenn auch meine Tochter es iſt.

Graf. Nun ja, mein Fräulein! Es kömmt hier alles auf Sie an. Sie allein werden mein Glück machen. — Das Geſchenk Ihrer Hand wird ein freiwilliges Geſchenk ſeyn, und eben dadurch unendlich ſchätzbarer, wenn ichs erhalte.

Leonato. Du bist noch unschlüſsig, Laurana? —

Graf. Ach! Sie hat so kleine Bedenklichkeiten.

Laurana. Kleine, Herr Graf? —

Graf. Sie ist zu furchtsam, zu wenig vorbereitet, sich sobald zu entschlieſsen; sie mögte gerne meinen Bitten nachgeben, aber auch gerne Ihre Rückkunft erwarten; sie wünschte sogar, Ihnen nach Neapel folgen zu dürfen; sie weiſs nicht —

Leonato. Was weiſst du nicht, meine Tochter? — Daſs die neue Verbindung, worin du jetzt mit dem Grafen stehst, dir die liebste und zärtlichste seyn muſs? —

Laurana. Ich weiſs es, und sie ist es mir, liebster Vater.

Graf (ihre Hand küssend). Entzückendes Wort!

Laurana. Aber wie lebhaft würde mir das Bild meiner Trennung von Ihnen werden — die einzige schmerzhafte Seite dieser Verbindung! — wie lebhaft, wenn ich gleich im ersten Augenblicke von Ihnen geschieden würde! Und soll ich Sie denn mit einer Entschlossenheit verlassen, die dem Leichtsinn so gleich sähe? —

Leonato. Dem Leichtsinn, Laurana!

Laurana. Soll ich nicht um Ihrentwillen — um meiner selbst willen wünschen, Sie begleiten zu dürfen?

Leonato. Und der Graf, was würde der dazu sagen? —

Laurana. Er würde mich entschuldigen, liebster Vater. Er würde von der Zärtlichkeit der Tochter auf die Zärtlichkeit der Gemahlinn schlieſsen.

Graf. Ja das würd' ich, mein Fräulein. Aber wie viel sichrer noch von der Zärtlichkeit der Verlobten! — Seyn Sie nur davon gewiſs, daſs ich Sie liebe; daſs es die erste, die süſseste Beschäftigung meines Lebens seyn wird, Sie glücklich zu machen: — und wenn Sie es sind —

Laurana. Sie zweifeln, Herr Graf?

Graf. Ich mögte es sehen, mein Fräulein.

Leonato. Und ich, Laurana — ich mögte dir heute noch für das Geschenk eines Sohnes danken. Ich habe sonst keinen, als den ich von dir erhalte. (indem er ihre Hand mit der seinigen fordert) Nun? — Immer laſs deine Hand deinem Herzen folgen! Sie muſs ihm doch einmal folgen.

Graf (der sie annimmt und mit Entzücken küſst). Mein Fräulein —

Leonato. Sind Sie zufrieden, Herr Graf?

Graf. O, wenn ich nicht mehr wäre, als das! Nur zufrieden, mein Vater? — In der Welt ist niemand glücklicher, als Ihr Sohn.

Leonato (ihn umarmend, während daſs Pedro zum Fräulein tritt, und seinen Glückwunsch abstattet). Und Sie sind denn mein Sohn? Ich kann nun endlich den Namen nennen, den ich seit einem Jahre nicht mehr genannt habe? Ich kann nun aufhören zu klagen? —

Laurana (indem sich Leonato zur Seite wendet). Sie werden traurig, mein Vater—

Leonato. Nicht das! Nur wehmüthig, Laurana! Wehmuth ist das ſüſseste Gefühl eines Vaters. — Doch auch diese Wehmuth wird ganz wieder Freude werden, wenn ich meinem Bruder die Entschlieſsung melde, die wir genommen haben. Du kennst seine Zärtlichkeit gegen dich. Er muſs ein Zeuge deiner Verbindung werden. (*Leonato geht zu einem Tisch und klingelt, worauf ein Bedienter erscheint.*)

Dritter Auftritt.

DIE VORIGEN. EIN BEDIENTER.

BEDIENTER. Gnädiger Herr? —

LEONATO (*nach der Uhr sehend*). Es ist später, als ich geglaubt hätte. — Setzt euch in Bereitschaft! Ihr müſst auf das Gut meines Bruders — (*Der Bediente geht ab. Leonato zu Pedro*) Sie vergönnen mir einige Augenblicke?

PEDRO. Ich bitte Sie, Leonato — Keine Umstände mit Ihrem Freunde!

LAURANA. Mein Vater —

LEONATO. Was willst du, Laurana?

LAURANA. Ich bin überrascht worden, und habe noch Alles zu thun. Der

Graf wird mir erlauben, Ihnen zu folgen.

Graf. Erlauben, mein Fräulein! Welch ein Wort brauchen Sie da? — Folgen Sie Ihrem Vater, wohin Sie wollen, wenn es nur nicht bis Neapel ist. — *(indem er lächelnd ihre Hand nimmt und sie begleitet)* Hören Sie, liebste Laurana? Wenn es nur nicht bis Neapel ist!

Vierter Auftritt.

Pedro. Der Graf.

Graf *(noch an der Scene, wo er Lauranen nachsieht).* So empfindlich! So tugendhaftzärtlich! Wie ist doch meine ganze Seele von ihr bezaubert! — *(Er wendet sich gegen Pedro um)* Was dünkt dir nun, Freund? *(und indem er den einen Arm um seinen Hals schlingt)* Ist der Graf nicht ein glücklicher Mann?

Pedro (*ernsthaft*). Sehr glücklich, wenn er es einsieht! — Der Himmel muſs wohl auch seine Günstlinge haben, wie wir Menschen sie haben.

Graf. Die hat er, Pedro! die hat er! Und weiſst du auch, was sie voraus bekommen? — Einen Freund, wie mein Pedro ist; und eine Gattinn, wie meine Laurana seyn wird!

Pedro. O du Boshafter! Ich verstehe die Wendung. — Du bringst mich zum Lächeln, um meinen Vorwürfen auszuweichen; denn du weiſst, wenn ich erst lächeln muſs —

Graf (*ihm auf die Schulter klopfend*). Daſs du dann ein so redliches, ein so freundschaftliches Gesicht hast!

Pedro. Ist das wahr, lieber Graf? — Nun so seys denn mit allen Vorwürfen! So will ich denn die Freude des

Mannes mit empfinden, den ich mir zum Bruder erwählt habe, da mir die Natur ihn versagte. (indem er vertraulich in seine Hand schlägt) — Aber doch wirklich, mein guter Graf! Ein wenig Scham, deiner Eifersucht wegen, könnte nicht schaden.

Graf. Meiner Eifersucht wegen? —

Pedro. Oder wie du sonst die Krankheit nennen willst, die dich vor einigen Tagen befallen hatte.

Graf. Nein, ich bitte dich, Freund: wann bin ich eifersüchtig gewesen? — Miſsvergnügt wohl ein wenig: ja! — und auch unruhig, wenn du so willst: aber eifersüchtig! Warum denn eifersüchtig? —

Pedro. Da sieh, Graf, wie dein Herz dich herumführt! Es versteckt sich hinter einem Wort, und mögte dich lieber gar für unschuldig halten. — War's denn nicht schon zu viel, daſs du Lauranem volle Sittsamkeit für Kaltsinn, für Verachtung, für — weiſs ich doch selbst nicht mehr, wofür du sie annahmst! daſs du gar einmal von der Tugend ihres Geschlechts —

Graf. Laſs es seyn! Laſs es ruhen, mein Freund! Ich bin schon empfindlich dafür bestraft worden. Von ihr selbst bin ich dafür bestraft worden.

Pedro. Wie das? Von ihr selbst? —

Graf. Durch die Zärtlichkeit, Pedro, die sie nachher gegen mich äuſserte; durch tausend kleine Beweise derselben, die mich in ihr Herz blicken lieſsen.

Pedro. Wahrhaftig! Eine sehr gütige Strafe!

Graf. O ja! Und um desto mehr wird sie auch fruchten. — Doch am meisten die holde, die ungekünstelte Güte, womit sie itzt meinen Antrag aufnahm;

die hohen und liebreichen Begriffe, die sie von meiner Denkungsart, meinem Herzen, zu haben schien: die Bereitwilligkeit, womit sie ihre Hand für mich hingab — O du sahst sie ja, Pedro! Ich war auſser mir in dem Augenblicke. Alle Empfindungen drängten sich auf einmal in meiner Seele zusammen: Scham, Erkenntlichkeit, Reue, Entzücken; und da — Aber rede doch, Freund!* Glaubst du nicht, daſs ich aufs zufriedenste mit ihr leben werde?

Pedro. Das wirst du gewiſs, wenn du nur willst.

Graf. Wenn ich nur will? —

Pedro. Warum sollt' ich dir meine Gedanken verhehlen? Du liebst zu sehr, um recht glücklich zu lieben. Du liebst mit einem Ungestüm — mit einer Hitze, mein Freund — um dereinst ihr Tyrann aus ihrem Liebhaber zu werden.

Graf. Ich, der ich sie anbete?

Pedro. Eben, weil du sie anbetest.

Graf (*mit Zuversicht*). Eher mein eigner Tyrann! —

Pedro. Schon recht! Auch dein eigner Tyrann! Wo ist wohl der Eifersüchtige, der das nicht wäre? Oder war der Zweifel, ob du geliebt würdest, nicht die erste Stufe der Eifersucht? — Dieser Zweifel wird wiederkommen, mein Freund. Es wird Augenblicke geben, wo ihre Zärtlichkeit deiner Inbrunst nicht zu entsprechen scheinet. Und dann wird deine Liebe, so wie sie itzt mit der Fluth zurückgekehrt ist —

Graf (*unmuthig*). Zurückgekehrt, Pedro! Hab' ich denn jemals aufgehört, sie zu lieben? —

Pedro. Nicht aufgehört, aber doch nachgelassen.

Graf. Auch das nicht, Pedro; du irrst dich. Es war, als ob die Zweifel selbst, die ich mir gegen ihre Zärtlichkeit machte — Doch es waren ja keine Zweifel! Es waren ja nichts, als Träumereien eines aufgebrachten, unruhigen Bluts; Miſsgeburten einer Unzufriedenheit, die sich — die sich gewiſs nicht bloſs von Lauranen herschrieb. Alle Welt war mir damal zuwider, Pedro; auch mein redlichster Freund, auch du selbst: du warst mir nur werth, weil ich meinen Verdruſs gegen dich ausschütten konnte.

Pedro (lächelnd). Ich danke dir, Graf. —

Graf. Und an dem allen war niemand anders, als Juan, Ursache. — (hitzig) Der Verläumder! der Boshafte!

Pedro (aufmerksam) Wie, mein Freund? —

Graf. Genug davon! Ich bin izt zu glücklich, um mich gegen einen Nichtswürdigen zu ereifern.

Pedro. Welche Namen sind das? Ein Verläumder, ein Boshafter, ein Nichtswürdiger! Und das alles ist Juan? — Juan ist ein tapfrer Soldat, und ist mein Freund. Ich denke, wer das beides ist, kann kein nichtswürdiger Mann seyn. — Was wird er auch am Ende gethan, oder was wird er gesagt haben?

Graf (indem er stufenweise zu immer gröſserm Verdruſse übergeht). Er? Er? — Er lächelte, wie ich sie lobte. Und mit einem Hohne, sage ich dir! mit einer Verachtung, Pedro! Ich habe noch nie so ein Lächeln gesehn. Ein bittres, boshaftes Lächeln! — Ja, wenn er sie nur getadelt hätte, so hätt' es hingehen mögen! Aber daſs er sie auch lobte, und immer sein

Lächeln

Lächeln behielt — das war es was mir das Herz zerriſs. — Du kannst denken, daſs ich aufgebracht ward, und Erklärung verlangte; aber glaubst du denn, daſs er sie geben wollte? — Statt aller Erklärung fing er mir wieder mit seinen Wendungen an: mit Wendungen von einer Feinheit! von einer Heimlichkeit! — (gegen die Erde tretend) Es mischten sich Ausdrücke darunter! —

Pedro. Die seine gewöhnliche Laune ihm eingab. Das ist Alles. Sonst nichts. Du kennst ihn als einen erklärten Feind des andern Geschlechts; und wer hieſs es dich, seine *allgemeinen* Spöttereien insbesondre zu deuten?

Graf. Wer es mich hieſs? — Seine Miene!

Pedro. Nun beim Himmel! Ich mögte sie sehn, diese Miene. — Er hat mir versprochen, daſs er noch diesen Abend herabkommen wollte. Ich muſs davon anfangen.

Graf (ihn ansehend). Pedro! —

Pedro. Soll ich nicht davon anfangen?

Graf. Sei versichert, Freund! So sehr ich dich liebe; ich würde dich hassen müssen.

Pedro. Mich hassen müssen, weil ich dir einen Dienst erzeigte? weil ich das Gespenst vertriebe, das deine Ruhe gestört hat, und sie auch künftig noch stören könnte? — Fasse dich, Graf! Er kömmt schon, wenn ich nicht irre. — Es soll kein Wort zu Lauranens Nachtheile vorfallen. Ich weiſs, wie ich ihn anreden will.

Fünfter Auftritt.

DIE VORIGEN. JUAN.

JUAN. Werden Sie mir verzeihen, Herr General? Ich erfülle mein Versprechen sehr spät. (Er macht auch dem Grafen ein Compliment, der es äuſserst kaltsinnig erwiedert.)

PEDRO. Aber Sie erfüllen es doch. Sie werden Abhaltung gehabt haben. Nichts von diesem Zwange der Höflichkeit unter Freunden! — (ihm die Hand reichend) Wie geht's Ihnen, Juan?

JUAN. Zu Ihrem Befehle, Herr General. Für mich selbst kann ich zufrieden seyn.

PEDRO. In der That? — Und gleichwohl haben Sie etwas so Schwermüthiges und Finstres in Ihrem Gesichte — als ob

Sie noch unzufriedner wären, wie ich es bin.

Juan. Wie Sie es sind? —

Pedro. Oder gewesen bin, will ich sagen. — Ich habe itzt auf einmal die Quelle meiner Schwermuth entdeckt; und was meinten Sie, Freund, wenn ich unser beider Arzt werden könnte? — Der finstre männliche Ernst, habe ich eingesehen, wenn er von keiner Liebe erheitert wird, artet zuletzt in Verdruſs aus; und überdies hat das Herz seine Bedürfniſse, die auch noch dann, wenn wir sie nicht mehr zu fühlen glauben, insgeheim nach Befriedigung seufzen. — Vielleicht also, wenn eine sanftere Freundinn unsre Rauhigkeit milderte und unserm Herzen Beschäftigung gäbe; vielleicht — Doch wozu ein solches Vielleicht? Wir können ja die Erfahrung fragen. Wie geht es dir.

lieber Graf? — — (indem der Graf ſich verdrüſslich umkehrt und in den Hintergrund der Bühne begiebt.) O der eingebildete Mann! Er fühlt ſich ſo weit über uns weg, daſs er uns kaum einer Antwort würdigt. — Wir müſſen ihn demüthigen, Juan. Wir müſſen uns jeder auch eine Laurana ſuchen.

Juan (der erſt auf Pedro und dann verächtlich zur Seite blickt). Eine Laurana, Herr General? —

Pedro. Wenn wir nur ſo leicht eine finden werden!

Juan. Und wäre denn das ſo ſchwer, eine zu finden? — Die Welt iſt groſs, und ich dächte immer, der Lauranen müſsten noch mehr ſeyn. (Der Graf wird aufmerkſam, und ſteht ſtille.)

Pedro. O ja! dem Namen nach wohl.

Juan. Nun freilich! aber auch den Tugenden nach? — Wenn wir inzwiſchen doch wollten, Herr General, so müſsten wir keine von den Sittsamen wählen, deren Wangen so blutreich sind; die gleich so zweideutig bei dem bloſsen Namen der Liebe erröthen; keins von diesen in sich verschlossenen, heuchlerischen Geschöpfen, die schon durch Ton und durch Blick —

Pedro (in Verlegenheit). Wie, Juan?

Juan. Besser, ich schweige, Herr General! Es wäre so vieles davon zu sagen. — Wir denken immer als Männer zu redlich, und Redlichkeit und Leichtgläubigkeit sind Geschwister. Das verschmitzte Geschlecht zieht von dieser Leichtgläubigkeit seinen Vortheil. Es pflanzt so oft seine Tugend, die es aus dem Herzen verbannt hat, auf die Stirn, um sie da zu unsrer Lockspeise zu machen. — (in einem bedeutenden Tone) Glauben Sie meiner Erfahrung, Herr General! Auf äuſsern Schein der Sittsamkeit kömmt es nicht an.

Graf (der hitzig hervortritt). Komm, Pedro! Komm!

Pedro. Was ist dir?

Graf. Kannst du zuhören, wie er seinen Gift vor dir ausschüttet?

Juan (einen Schritt zurück). Herr Graf! —

Pedro. Welche Hitze befällt dich? Was ist denn vorgegangen? Was hat er gesagt?

Graf (mit Bitterkeit). O nichts! Kein Wort hat er gesagt. Er ist die Vorsichtigkeit selbst, dieser Juan. Seine Klugheit ist so groſs, als seine Bescheidenheit. — — Er nichts gesagt? Und wer ist denn der Mann, der sich immer in so dunkle, in so giftige Nebel verhüllt? der immer in eine so sichre Ferne zurücktritt, wenn er Ehre und guten Namen verletzen will? Wer ist er denn, Pedro? — Entweder bin *ich* ein Neuling, der keine Menschen kennt, (noch an sich haltend) oder *er* — —

Pedro. Ich bitte dich, Graf.

Graf (herausbrechend). Oder er ein Verläumder!

Pedro. Um deiner Ehre willen, mein Freund! —

Graf. Die ist Lauranens Ehre, und ich vertheidige sie.

Pedro. Schlechter Vertheidiger! Du wirst sie noch selbst verwunden, wenn du sie so hitzig vertheidigst. — Warum schwieg ich auch nicht? Ich konnte es ja vorhersehn, daſs deine Hitze — Aber komm, liebster Graf! Kommen Sie, Freund! (indem er jedem eine Hand reicht) Versöhnen Sie Sich, und schweigen Sie ewig von diesem Vorſalle! (Der Graf macht eine unwillige Bewegung und wendet sich ab. Juan, der bisher halb voll Erbitterung, halb voll Unruhe, mit kurzen Schritten umhergegangen, laſst einen schnellen Entſchluſs, und reicht seine Hand hin.)

Juan. Wenn es nichts ist, als schweigen — Gerne, Herr General! — Ich kann mich nie so grausam rächen, als wenn ich schweige.

Pedro (der beide Hände zurückzieht, und sinken laſst). Nein, was ist das wieder? —

Juan. Sie fragen vergebens. Ich werde nicht antworten.

Pedro. Wie? —

Juan. Es ist Rache an einem Stolzen, der von Tag zu Tag unerträglicher wird; der verächtlich von einer Höhe auf mich herabblickt, die er doch mehr durch Glück als durch seine Verdienste erstiegen hat, und der um seines Vorranges willen kein Recht haben soll — — Doch wozu treibt mich die Hitze? Ich erröthe vor Ihnen, Herr General; vor mir selbst. So unwürdig sollte kein Mann reden, den Sie mit Ihrer Freundschaft beehren. — — Wohlan denn, Herr Graf! Damit Sie lernen, wie Juan zu handeln pflegt, wenn er bei ruhigerm Blute handelt, so kommen Sie nach Mitternacht — auch in Gesellschaft des Generals, wenn Sie wollen — hieher in den Garten. (Auf die Seitenthüre zeigend) *Die* Pforte wird zwar nicht offen *für Sie* seyn; aber genug, Sie werden sie *offen* finden. Das ist Alles, was ich ihnen zu sagen habe. (im Begriffe, zu gehen.)

GRAF (mit einem schreckhaften Erstaunen). Nach Mitternacht! Die Pforte offen, und nicht für mich! Hier im Garten! —

PEDRO (der Juan aufhält). Wo eilen Sie hin, Juan?

Juan. In mein Zimmer, Herr General.

Pedro. Ohne uns vorher noch zu sagen — —

Juan. Ohne nur ein Wort weiter zu sagen! — Soll ich mich einer sinnlosen Hitze bloſsstellen, die auf jede falsche Vermuthung —

Pedro. Falsche, Juan? Es ist nichts, was Verbindung mit unserm Gespräche hätte?

Juan. Nichts, was Sie errathen könnten, Herr General.

Pedro. Ich erhole mich wieder. — Es kann auch das nicht seyn, worauf mich unser Gespräch beinahe geführt hätte. Es ist unmöglich, daſs es das seyn kann. — Komm, liebster Graf! Erst noch einige Augenblicke zu Leonato, und dann — Aber was stehst du da, den Blick auf Juan geheftet? Befürchtest du etwas?

Graf (mit erzwungener Gleichgültigkeit). Befürchten! Ich wüſste in der Welt nicht, was zu befürchten wäre. Laſs uns gehn, wenn du das meinst! — (Er geht fort, das Gesicht nach Juan gewandt, und kehrt mit Heftigkeit wieder um) Aber bei allem, was heilig ist! Er hat Dinge im Sinne — —

Juan. Wie nun, Herr Graf? — Ihrem Tone nach scheinen Sie eifersüchtig zu seyn. Ich bedaure Sie, wenn Sie es sind.

Graf (betroffen). Eifersüchtig? Ich? — Laſs uns fortgehen, Pedro! (Pedro und der Graf gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Juan (allein).

Ja Sie, Herr Graf! Wer denn anders, als Sie? Ich wüſste nicht, wo ich meine

Augen hätte, wenn Sie's nicht wären. — Doch nur Geduld! Wir werden's deutlicher sehen. Ist nur Borachio nicht völlig unglücklich mit seinem Anschlage — (voll Leidenschaft) ha! so will ich aus diesem Funken noch eine Flamme machen, die gen Himmel emporschlägt! — (Er geht in einer unruhigen Pause umher) Sie halfen mir selbst, dafs ichs anfangen konnte. Desto besser! So mufs es nun durchgesetzt werden. — Ja, wenn auch Borachio unglücklich wäre; so mufs es nun durchgesetzt werden. Noth und Rache sind ja erfinderisch.

Siebenter Auftritt.

JUAN. BORACHIO.

BORACHIO (nachdem er sich umgesehen). Frisch, frisch, gnädiger Herr! Alles geht glücklich.

Juan. O was sagst du? Hast du meinen Wink also verstanden? —

Borachio. Ich werde doch wohl. —

Juan. Auch schon Abrede genommen? —

Borachio. Was sonst?

Juan. Und will denn Beatrix —

Borachio. Wie Sie schon wissen: Ich bin behutsam gegangen. Ich hatte sie schon zum Eide gebracht, eh sie noch ein Wort von dem wuſste, was sie mir schwören sollte.

Juan. Das weiſs ich; aber —

Borachio. Nun? Und was fürchten Sie denn? Kömmt nicht Beatrixens Ehre hier mit ins Spiel? — Wenn eine Närrinn sich einmal zur verliebten Tändelei hat verführen lassen, und sich dann vor dem Ausplaudern fürchtet; was wird die nicht für ihre Ehre thun? Alles! — Genug, das Mädchen ist so ganz in meiner Gewalt, wie ich selbst: und wenn sie nun auch Argwohn ſchöpft, wenn sie nicht will; was kümmert das uns, gnädiger Herr? Sie muſs, wenn sie nicht will.

Juan. Das ist das Beste, Borachio; denn ein Eid — so ein Eid —

Borachio. Wie? Sie halten nicht auf die Eide?

Juan. Sehr wenig! Wie leicht ist ein Eid gebrochen!

Borachio. Nachdem die Gewissen sind, gnädiger Herr!

Juan. Und ein erschlichener Eid —

Borachio. O der gilt schon für voll, wenn man einfältig ist; und einfältig — das ist Beatrix trotz der Einfältigsten hier in Messina. — Sie ist auch fromm, gnädiger Herr; desto besser! Fromme Einfalt ist eben das, was ich zu meiner Absicht am brauchbarsten halte. Zu Allem läſst sie sich nutzen. Nur irgend ein Gaukelspiel, ein Blendwerk, das man ihrem Gewissen vormacht; und gleich —

Juan. Nun wohl, Borachio! Wohl! Wenn wir glücklich zu Stande kommen — —

Borachio. Kein Wenn! Wir kommen sicher zu Stande.

Juan. Ich will erkenntlich gegen dich seyn. Ich will meinen ganzen Vorrath von Gelde daran setzen. Dreihundert Zechinen —

Borachio. O nicht deswegen! Das hat ja Zeit, gnädiger Herr! Wofür halten Sie mich? — Hören Sie itzt nur, was ich verabredet, wie ichs ausgedacht habe! — Daſs Beatrix eine Stunde nach Mitternacht in der Gallerie am Fenster erscheinen, daſs sie ein Gespräch mit mir anfangen, daſs sie mich Velloni nennen wird, so wie ich sie in Laurana verwandle —

JUAN. Ha! wenn ihm das nicht das Herz zerreiſst! —

BORACHIO. Gut! das wissen Sie, gnädiger Herr; aber nun auch den Inhalt unsers Gespräches! — Wir wollen einander die zärtlichste, die inbrünstigste Liebe versichern; wollen eins werden, unsre fernern Zusammenkünfte in der Eremitage des Gartens zu halten; wollen uns den Ort bestimmen, wo wir unsre geheimen Liebesbriefe verbergen können —

JUAN. Vortrefflich, Borachio! Aber Beatrix — —

BORACHIO. Sie soll uns keine Verwirrung machen; auch dafür ist schon gesorgt. Ich werde sie meistens nur fragen, und sie wird wenig anders zu thun haben, als mir zu antworten. — Hernach, gnädiger Herr — —

Juan. O schon genug, bester Borachio! Schon genug, um ihn unsinnig zu machen! Warum säumt noch der Augenblick? Warum ists nicht schon Mitternacht? — Knirschen und wüthen wird er, und mit tausend Lästerungen wider den Himmel rasen.

Borachio. Das denke ich auch, gnädiger Herr; er wird Noth haben, an sich zu halten. — Ich habe daher Beatrix befohlen, auf das kleinste Geräusch das Fenster zurückzureiſsen und sich nur um nichts zu bekümmern. — Für mich wird schon Rath werden; dafür sorge ich nicht. Freilich wird der Graf mich verfolgen, und Trotz der Nacht —

Juan. Sei auſser Furcht! Ich werde dabei seyn.

BORACHIO. Was Furcht, gnädiger Herr! Wer sich nicht am Tage fürchtet, wird der sich bei Nacht fürchten? Da seyn Sie ruhig!

JUAN (*ihm auf die Schulter klopfend*). So recht! So hör' ich dich gern! Das ist der wahre Ton, woran ich dich kenne. — O beim Himmel, mein Freund! an Verwegenheit mufs dich nichts übertreffen.

BORACHIO. Sie schmeicheln mir, gnädiger Herr —

JUAN. Dir schmeicheln! Warum das? — Schon im Felde habe ich deine Kühnheit erkannt, und wenn sie dir nicht belohnt wurde, so ists nicht meine Schuld, sondern Pedros. — Ich vermogte ja nichts für meine Freunde. Der Graf konnte Alles. Ich kam immer zu spät. — Aber wenn ich nur auch so niederträchtig hätte kriechen können, wie er — —

Borachio (kalt). Ja ja, gnädiger Herr! Ich wills glauben.

Juan. O Borachio! — Und sollte nicht jeder rechtschaffne Soldat in Wuth darüber gerathen, daſs ein so Unmündiger — daſs ein Knabe, der nur erst mit rothgeweinten Augen von seiner Mutter kam, alle Ehrenstellen erhaschte? daſs ein versuchter Officier, der tausendmal mehr ausgestanden —

Borachio (wie vorher). Es ist ungerecht, in der That!

Juan. Nein, sage nicht, ungerecht! Sage, schändlich! — Und wenns noch in den Ehrenstellen allein wäre, Borachio! Aber in allem, in allem — auch hier bei Lorenza, muſs er den Vorzug haben. Bei dem eingebildeten kostbaren Geschöpf! Wie feind bin ich mir selbst, daſs ich sie einmal lieben konnte! — Doch komm nur, Borachio! Komm! Er spricht immer, daſs ich mich meines Gütes entschütten muſs, und ich hoffe, ich will mich seiner entschütten.

Ende des ersten Aufzugs.

ZWEITER AUFZUG.

Spielt von der ersten Morgendämmerung bis zum vollen Anbruch des Tages.

Erster Auftritt.

Juan; Borachio (von der Gartenseite hereintretend).

Juan. Was sagst du? Du warst ihm so nahe? —

Borachio. Er hätte den Arm nur ausstrecken dürfen, um mich zu haben.

Juan (halb erschrocken). Rasender Mensch! Und wie bist du noch fortgekommen?

Borachio. Ohne Noth, weil ich mir

keine Noth davon vorstellte. — Es ist nicht die Höhe, was uns stürzt, sondern der Schwindel; und der Schwindel kömmt immer nur den an, der an den Fall denkt. Wer diesen vergessen kann, ist geborgen. — — Aber sagen Sie, gnädiger Herr! Hat nicht Beatrix ihre Rolle mit einer Wahrheit gespielt —

JUAN. Mit einer Wahrheit, Borachio! einer Natur! Ich selbst hätte schwören wollen, daſs es Laurana wäre. — Ah! Es hat mich so wollüstig gemacht, ich könnte Thorheiten darüber beginnen; und doch — —

BORACHIO. Und doch? —

JUAN. Ich weiſs nicht — Ich wünschte doch, dieser Morgen wäre schon Abend.

BORACHIO. Schon Abend? — Welch ein Wunsch wäre mir das? —

JUAN. Weil dann Alles gethan wäre.

Borachio. O ja! Und mit der Freude wär' es dann auch gethan. Die ist vorüber, wenn die Schwierigkeiten es sind. — Die Rache, — wenn sie einmal gesättiget ist, ist sie nichts.

Juan. Sie ist etwas. Ihre Folgen werden vor meinen Augen dauren. —

Borachio. Und werden so gleichgültig werden!

Juan (*miſsvergnügt*). Sei es! Für itzt genug! Mach dich fort! — Ich wollte nur sehn, wo du geblieben und ob du sicher wärest. Itzt muſs ich zurückeilen.

Borachio. Wie? Sind *sie* noch da?

Juan. Noch immer! Es will mit des Einen Wuth und des Andern Erstaunen kein Ende nehmen. — Ah! du weiſst es noch nicht: er hat ihr bei allen Heiligen des Himmels geschworen, sie öffentlich am Altar zu beschimpfen; dreimal nach einander hat er's geschworen; — und wenn er ihr Wort hält — — Doch geh! geh! Ich höre sie näher kommen. Sie werden mich aufſuchen wollen. — Verbirg dich, und komm dann wieder! Wir haben noch Abrede zu nehmen.

Zweiter Auftritt.

Juan (ohne gleich Anfangs gesehen zu werden).
Pedro. Der Graf.

Graf (an Pedro's Hand hereintretend). Laſs mich, sage ich! Laſs mich! —

Pedro. Aber was willst du hier noch? Schon fängt der Tag an zu dämmern, und wir sind immer noch, wo wir waren. — Ich beschwöre dich, komm zurück!

Graf. Wenn ich Antwort habe; nicht eher!

PEDRO. Aber was nützt dir die Antwort? —

GRAF. Und sollte jedes Wort, das er sagt, mir das Herz durchbohren; so will ich nun Alles wissen, da ich das Ärgste weiß. Ich will nicht ruhen, nicht aufhören, bis es ans Licht ist.

JUAN (hervortretend). Sie wollen Alles wissen, Herr Graf?

GRAF. Ja beim Himmel! Das will ich. —

JUAN. Und sollen, sobald Sie mit Bescheidenheit fordern. Es braucht dieser Hitze, dieses Ungestüms nicht.

PEDRO (unzufrieden). Reden Sie dann! Warum schwiegen Sie erst? Warum gingen Sie fort, ohne zu antworten, als *ich* Sie fragte? War meine Frage so unbescheiden?

JUAN. O Herr General — — Aber

eh Sie mich richten — betrachten Sie die Umstände, worin wir waren! — Der Graf stand im Angesichte Lauranens. Sein ganzes Herz war von Rachgier entbrannt. Es fehlte nur noch ein Hauch, um es bis zur Wuth zu entzünden: und ich sollte mich einlassen und sollte erzählen? Ich sollte die Unglückliche ganz ins Verderben stürzen, die das Schicksal, das ihrer wartet, vielleicht von jedem Andern, aber sicherlich nicht von mir verdiente? — Was noch mehr ist, Herr General — urtheilen Sie Selbst; denn Sie sind immer gerecht! War es der Antwort werth, was Sie fragten? War der Weg, der mich zu dieser Entdeckung konnte geführt haben, so verworren oder so dunkel, daſs er ohne mich nicht zu finden war? — Sie wissen, ich bin Hausgenosse von Lonato — Lassen Sie mich einst eine schlalose Nacht gehabt; lassen Sie mich von ungefähr das Fenster geöffnet; lassen Sie mich die Stimme des Fräuleins erkannt haben! Was wird weiter geschehn seyn? — Ich werde mich in den Garten begeben; ich werde mich dieser Stimme genähert; ich werde Alles gehört haben, was vorging. — — Oder sollt' ich wiederholen, was ich da hörte? Alle die Verabredungen aufs Künftige? Alle die Spöttereien über den Grafen? Alle die witzigen Züge, womit das Fräulein — — Schon zu viel, wie ich sehe! Sie werden unwillig, Herr General.

PEDRO (indem der Graf, die Hände in der Brust, mit einem wüthenden Blick emporsieht). Welcher Mensch sollt' es nicht werden? War es möglich, dafs ein Geschöpf, wie Laurana; ein Geschöpf, das ein Herz hat — —

GRAF (drückt sich wild den Hut in die Stirne). Hahahaha! Mag sie wohl mit ihm fahren! Gut dann, gut! Es ist aus! — Da ich sie so liebte, die Heuchlerin; mehr, mehr als mein Leben: das weiſs der Himmel! — da ich Tag und Nacht — — Ha, es ist zu schreckliche Bosheit — da ich von keinem andern Gedanken wuſste, als wie ich sie glücklich machte — — Aber weg mit ihr! Weg! Ich weiſs den Eid der Rache, den ich ihr schwur; und er ist mir heilig. Ich will ihn erfüllen.

PEDRO (ihm mit gerührter Miene näher tretend). Diesen schrecklichen Schwur? —

GRAF. O schweig! schweig! Sage mir nichts mehr! Es ist umsonst. — Willst du Groſsmuth lehren, so lehre sie den, der nicht geliebt hat, wie ich! nicht verrathen worden, wie ich! Nur der kann sie ausüben.

Pedro. Aber wie grausam, wie schrecklich, mein Freund — —

Graf. Laſs es schrecklich seyn, wenn es gerecht ist! Grausam kann es nicht seyn. Sie hätte verdient, die Elende, daſs sie von meinen Händen stürbe.

Pedro. Und du willst sie öffentlich vor Messina — —

Graf. Öffentlich am Altare zu Schanden machen. Das ist mein Eid, und das will ich! — Wenn sie mir heuchlerisch näher tritt, die Sirene, um meine Hand zu empfangen; eben da will ich ausbrechen und sie zurückstoſsen; ich will die Zuschauer alle und die gegenwärtige Gottheit zu Zeugen über sie aufrufen; ich will ihr den Schmuck aus den Haaren reiſsen, den sie unwürdig trägt. Ich will ihn zu Stücken zertreten.

Juan (als vor sich). Daſs ich ewig geschwiegen hätte! —

Pedro. Achtest du dich selbst noch? Achtest du deinen Freund noch?

Graf. Ich achte nichts mehr. Ich fühle mein Herz verhärtet.

Pedro. So komm dann! Ich habe Alles gesagt. — Aber gewiſs, wenn du Freiheit der Seele genug hättest, dich nach deinem Werthe zu schätzen; du würdest nur Mitleiden für sie empfinden.

Graf (aufgebracht). Mitleiden? Für sie? —

Pedro. Wie schrecklich hat sie sich nicht erniedrigt! So schrecklich, daſs auch die Beschimpfung, die du ihr drohest, weniger sie, als dich selbst verunehren müſste. — Nicht aus Güte, Graf; aus Stolz solltest du mitleidig seyn. Du solltest sie mit jenem Blick der Verachtung betrachten, der für jedes menschliche Wesen so tödtlich ist, das noch einen Funken Gefühls hat. — — Ich wenigstens, Graf — je mehr ich Schmerzen über ihren Verlust empfände; desto froher würde ich seyn, sie verbergen zu können.

Graf. Laſs die Welt ihre Schande wissen! Ich will mich rächen, wie ichs geschworen habe. — Hat sie meine Ehre mit Füſsen getreten, so will ich ein Gleiches an der ihrigen thun. Ich will mich öffentlich rächen. —

Pedro. Und ihrem Vater das Leben nehmen?

Graf. Wenn er gerecht ist, so wird er den Tag verwünschen, da sie geboren ward.

Pedro. Er kann ihn verwünschen. Er kann sie von seinen Augen verstoſsen; aber er kann die Bande der Natur nicht zerreiſsen. Er wird immer noch Vater

bleiben.

bleiben. — Siehe, mein Freund! In dieſem Augenblick könnte ich hingehn, und deinen Vorsatz vernichten; aber ich will es nicht ohne dich: ich will weder deine Liebe, noch meine Hochachtung für dich, verloren geben. — — Hast du die Folgen von deiner Rache bedacht? hast du bedacht, daſs die Unglückliche den edelsten Vater hat? daſs du diesem Vater den Tod schwörst? daſs du einen Mann in Verzweiflung stürzen willst, der dich hier mit Freudenthränen als seinen Sohn umarmte? der vielleicht itzt, mit seinem ersten Gedanken, den Himmel bittet — —

Graf (mit innerlicher Bewegung). Grausamer! Rührt nicht Alles von dir her?

Pedro (erstaunt). Von mir, Graf? Von mir? —

Graf. Ich wuſste nicht von Leonato, nicht von Laurana. Es war mir eins, ob sie auf der Welt war oder erst kommen sollte. Ich war frei und war glücklich. — Wenn ich es nicht mehr bin: wer hat denn mein Herz — — (indem er Pedro's empfindliche Rührung gewahr wird). O ich bin unsinnig, Pedro. Vergieb mir!

Pedro. Und glaubtest du, daſs ich ohne diese Kränkung nicht schon genug empfände?

Graf. Ich bin unsinnig. Vergieb mir! — Aber mir meine Rache nehmen, heiſst, mir mein Einziges nehmen. Sonst ist Alles für mich dahin.

Pedro. Alles, sagst du?

Graf. Bis auf ein Leben, das ich verachte! —

Pedro. Unmöglich, mein Freund! Du kennest dich selbst nicht. Du kennest dein Herz nicht. — Laſs mich's sehen, ob auch das Vergnügen der Groſsmuth, ob auch die Wolluſt der Freundſchaft für dich dahin ſind? Laſs mich's ſehen und wähle! Zwiſchen deiner Rache und deinem Freunde wähle!

Graf. O Pedro! —

Pedro. Ich würde den Mann verabſcheuen, der an deinem Elende Schuld wäre, und ich kann den nicht lieben, der Leonato ins Grab ſtürzet. Ich muſs ihn haſſen, ich muſs ihn verachten. Und ſoll ich das, Graf? Soll ich keinen Beweis ſehen, daſs ich dir theuer bin? — — (nach einem Augenblick Stillſchweigen) Wenn du zweifelſt, ſo hab' ich dein Herz verkannt. Laſs uns fortgehn!

Graf. Was forderſt du, Pedro?

Pedro. Was ich noch nie von dir forderte — ein Opfer der Freundſchaft! Willſt du dir deinen Freund nicht verpflichten? Einen Freund, der dir jetzt unentbehrlicher ist, als je? der allein dein Innerstes kennt? der allein dein Herz wieder erwärmen kann, wenn es gegen jede Freude des Lebens kalt wird? Willst du dir diesen Freund nicht verpflichten? —

Graf. Ich will es. Nur frage nicht weiter! — (ihn umarmend) Ich will mir ein Herz verdienen, von dem ich geliebt werde. — Laurana liebte mich nicht.

Pedro. Wie edel ist dieser Sieg! —

Graf (in die Höhe sehend). Aber so schändlich, so niederträchtig verrathen!

Pedro. Höre auf davon! Was soll der Gedanke?

Graf. Ich hätte mein Leben für sie dahingegeben, und zur Belohnung — — O ich kanns nicht, ich kanns nicht vergessen.

Pedro. Und wolltest du's auch vergessen? Wolltest du eine Nacht vergessen, wo dein Edelmuth über alle Gewalt deiner Leidenschaft siegte? — Nicht du, Graf, nur Leonato ist zu beklagen. Das Band, das ihn mit Laurana verbindet, ist unauflöslich, und keine That der Groſsmuth ist in seiner Gewalt. Er kann nicht handeln, er kann nur leiden — (zu Juan gewandt) Ah! Wie hart, Juan, wie hart ist sein Schicksal! Und wird er Kraft haben, diesen unglücklichen Streich zu ertragen?

Juan (die Achsel zuckend). Ich bedaur' ihn, Herr General.

Pedro. Allzuunglücklicher Vater! —

Juan (während daſs der Graf sich voll Unruhe in einen Sessel wirft). Doch was wir thun können, seiner zu schonen, das müssen wir thun; wir müssen ihn, Schritt vor Schritt, von einem leichten Argwohne bis zur Gewiſsheit führen. — Wie dächten Sie, daſs es wäre, Herr General, wenn ich zu ihm ginge; wenn ich ihn Anfangs sein Schicksal nur errathen, nur von ferne muthmaſsen lieſse? — So undankbar das Geschäft ist, so ist es eine Pflicht für die Freundschaft. — Wenn nachher der Graf ihm das Ganze entdeckte — denn nothwendig muſs er doch selbst mit ihm reden — und ihm zugleich ein unverbrüchliches Stillschweigen gelobte? Wenn endlich Sie, Herr General, zuletzt erschienen, und durch den Zuspruch der Freundschaft die erste Heftigkeit seiner Schmerzen stillten?

PEDRO. Ich, Juan? —

JUAN. So denke ich wenigstens.

PEDRO. Wollte Gott, er wäre schon da, wo sein Vater ist! Ich verzweifle an meinen Kräften. Ich werde keine Worte finden, die ihn beruhigen könnten —

JUAN. Entweder Sie, oder Keiner. —

Von Ihren Lippen, Herr General, dringt die Sprache der Freundschaft bis an die Seele: den Beweis davon haben wir vor uns. — — (sich umsehend) Doch fast ist es Tag, und Sie, als Befehlshaber des Ortes — —

Pedro. Himmel! Ich eile. Ich habe meine Pflicht schon versäumt. — (indem er schleunig abgeht, zum Grafen) Folge mir, liebster Graf!

Dritter Auftritt.

Juan. Der Graf.

Graf (sich gegen die andre Seite werfend). Selbst die Nacht vor der Vermählung! —

Juan (der ihm langsam näher tritt). Sie sind itzt ruhiger, wenn ich nicht irre. Der erste Sturm der Leidenschaft, der in Ihrem Herzen tobte, scheint nachgelassen zu haben. Erkennen Sie nun, daſs Juan — —

Graf (springt unwillig auf und tritt vor). O ja! Nur zu sehr!

Juan. Sie erkennen es? Was? — Daſs er nicht Ihr Verräther, daſs er Ihr Freund ist?

Graf. Ein Freund, der in seinem Innersten über mich frohlockt!

Juan. Vortrefflicher Dank! — Und ist das aller, den ich verdiene?

Graf. Den Sie verdienen, weil Sie ihn fordern.

Juan (mit verächtlicher Gleichgültigkeit). Ich betrog mich dann nicht. Ich erwartete diese Sprache. — — Einst, als ich einen Freund von dem ersten Schlafe aufſchrie, um ihn aus dem Feuer zu retten, so starrt' er wild gegen mich auf; seine erste Danksagung war: Mörder! und seine erste Bewegung war, daſs er mich in die Brust faſste. — *(Der Graf wirft sich auf die Lehne eines Stuhls, den Kopf mit der Hand unterstützt.)* Was konnte ich thun, der ich sein Freund war? Ich ermunterte ihn, nahm sanft seine Hand hinweg, und hatte ihn längst gerettet, ehe er nur eine dankbare Miene machte. — *(Der Graf verläſst seine Stellung wieder, und geht umher.)* Sie, Herr Graf, sind in dem nehmlichen Falle. Aus Ihren süſsen Träumen von Liebe und Glückseligkeit aufgeschreckt — —

Graf. Ah! Heuchlerinn! Meineidige! Eine Stimme vom Himmel hätt' es mir sagen können; ich hätt' ihr nicht Glauben gegeben.

Juan. Sehr natürlich, Herr Graf! Sie waren ein Liebhaber.

Graf. So fromm von Miene! Einen so unschuldigen Blick! — War es nicht, als ob jeder Reiz ihrer Bildung nur der Wiederschein ihrer Seele wäre?

Juan. Eben deswegen, Herr Graf! Desto eher! Was sagte ich Ihnen? —

Graf (*ergreift den Stuhl, der vor ihm steht, und setzt ihn mit Heftigkeit zur Seite nieder*). Verflucht sei mein Schicksal!

Juan. Sie sind alle so; alle eins, wie das andre, diese Geschöpfe. — Ihrer Miene nach, sollte man schwören, daſs die Natur vergessen hätte, ihnen Leidenschaften zu geben: sie sitzen der Tugend, wie unschuldige Säuglinge, im Arm, und schmiegen sich furchtsam an ihren Busen an, wenn der Liebe nur Erwähnung geschieht; aber hier (*auf seine Brust zeigend*), hier im Herzen, Herr Graf — — Doch kein Wort mehr davon! Ich würde eine Flamme nur noch vermehren, die ich lieber vertilgen mögte. — Tragen Sie Geduld mit Laurana!

Graf *(der itzt zum erstenmal auf Juan zu hören scheint).* Geduld mit ihr tragen? —

Juan. Sie sind verbunden dazu. Sie haben nur eben jezt dem General Ihr Versprechen gegeben. — Wenn auch die Geduld keine sehr männliche und erhabene Tugend ist, so ist sie doch eine sanfte, eine liebenswürdige Tugend.

Graf. Ha, Grausamer! Ich fühle den Spott.

Juan. Spott, Herr Graf? — Alle Welt wird mit mir einstimmig seyn.

Graf. Sie wird es seyn, und mich verachten, daſs ich Geduld trug! — Wie kann ich's, o Himmel? Wie kann ich Geduld mit ihr tragen? — Und wenn sie die Einzige auf der Welt wäre, so soll sie fühlen, welchen Mann sie verrieth; so will ich jede Empfindung von Scham, die ihr übrig ist, zu meiner Rache em-

[illegible]: so will ich sie hier, hier, wo sie mir ihre Hand gab — — Genug! Warum zaudre ich noch? *Jene* Glückseligkeit ist nun hin, die mich hier festhielt. *Sie* ist auf ewig dahin. — Noch einmal diese Schwelle betreten, und dann nimmermehr wieder! — (*Indem er langsam fortgeht, steht er einige Augenblicke still, und sagt*) Nimmermehr wieder? —

JUAN (*der sich überwindet und ihm schmeichelhaft näher tritt*). Wenn Sie mich hören wollten, Herr Graf!

GRAF (*mit Widerwillen*). Lassen Sie mich! Ich will Sie nicht hören. — Feiren Sie Ihren Triumph in der Stille, wenn Sie ihn feiren müssen! Ihre Seele ist keiner Freundschaft fähig. — (*ungestüm*) Fort! Lassen Sie mich!

Vierter Auftritt.

Juan allein. Er sieht ihm nach, die Arme in einander geschlagen.

Wenn du wüſsteſt, wie gerne! — Ha! du magst mich anblicken, und auf mich herabreden, so trotzig du willst; wer bist du denn, Unglücklicher? — Ein Thor, den ich nach meinen Absichten lenke! Ein Spielwerk in meiner Hand, das ich nach Wohlgefallen umherwerfe! — Und doch — Warum heuchle ich mir? — So wahr ihn mein Herz haſst! Ich trät' ihm lieber frei unter die Augen.

Fünfter Auftritt.

Juan. Borachio.

Borachio (nachdem er sich umgesehen) Sind sie fort, gnädiger Herr? —

Juan (halb mürrisch). Das siehst du, Borachio.

Borachio. Und Ihre Unruhe auch?—

Juan. Sie wäre fort, wenn die Ungeduld der Erwartung nicht wäre. — Es wird Alles so kommen, wie ichs gedacht habe; nur das Einzige nicht: Er wird sie nicht zum Altar führen.

Borachio. Ha! Ist das die Falte, die Sie auf Ihrer Stirne hatten?

Juan. Nein, Borachio! Nein! Aber dieser auffahrende, stürmische Ton, den er gegen mich annimmt — Bei Gott! Ich mag einer Rache nicht, die mich zwingt, seinen Stolz zu ertragen.

Borachio. Hören Sie auf, gnädiger Herr! Sie reden Sich nur in Zorn, wenn Sie in so heftigen Ausdrücken reden. Die Sache selbst ist so arg nicht. — Der Graf, sagen Sie, ist auffahrend, er ist ungestüm, er ist wild? Sehr natürlich, wenn er es ist! — Soll er etwa zärtlich, soll er freundschaftlich seyn? Soll er Sie vor Dankbarkeit und Wehmuth umarmen?

Juan. O weg mit ihm! Er mich umarmen?

Borachio. Was soll er denn, gnädiger Herr? —

Juan. Nichts soll er! Er ist mir durchaus unerträglich.

Borachio. Lassen Sie ihn! Er wird noch so werden, wie Sie ihn haben wollen. Ich stehe dafür. — Jetzt, gnädiger Herr, ist die Wunde noch frisch, und der Schmerz ist noch taub; da er noch alle seine Kräfte beisammen hat, so ist es begreiflich, daſs das Gefühl ihn noch wild machen, ihn emporheben muſs: aber bald genug wird ihn die Wunde zu brennen anfangen, der Schmerz wird ihn abzehren, und dann — O dann will ich mein Leben wetten, er soll demüthiger seyn.

JUAN. Meinst du, Borachio?

BORACHIO. Ganz gewiſs! Ganz gewiſs! —

JUAN. Und was wäre auch mein Triumph, wenn ers nicht würde? — Weg darüber! Ich hatte dir noch sonst etwas zu sagen. Was war es? — Ja das! Der Graf muſs fort, sobald er Lauranen gesehn hat. Seine Gegenwart würde zu Erläuterungen, zu Untersuchungen Anlaſs geben, denen es besser ist auszuweichen. Es kann mir nicht an Vorwand fehlen, ihn aufs Landgut des Generals zu entfernen. Also, Borachio —

BORACHIO. Befehlen Sie, gnädiger Herr!

JUAN. Indessen ich für Pedro Beschäftigung

tigung auftreibe, um freie Hand bis Mittag zu haben, gehe du und halte meinen Wagen bereit. Auch ich will von hier gehen. Mache Alles zur Abreise fertig, damit ich gleich — — Doch warte! Das Wichtigste noch! Hast du Beatrix gesehen?

Boracchio. Ich komme gleich itzt von ihr her.

Juan (*ungeduldig*). Nun? —

Boracchio. Sie ist unruhig, gnädiger Herr — Sie hat des Grafen Flüche gehört, und fängt an, unsre Absichten zu muthmaſsen. Sie ringt die Hände. Sie weint.

Juan (*erschrocken*). O Himmel! Was sagst du? — Sie weint?

Boracchio. Sie mag weinen! Was hat es auf sich?

Juan. Unsinniger! Was es auf sich

hat? Daſs sie sich Leonato zu Füſsen werfen, daſs sie ihn um Vergebung anflehen, daſs sie ihm Alles entdecken wird. — Wie? und du lachst noch?

Borachio. Ich dachte eben, was wir thun könnten, wenn es ihr einfiele? — Recht gut für uns, daſs sie ihre Sinne noch nicht verloren hat!

Juan. Aber wenn sie weint? wenn sie weint?

Borachio. Immerhin! So ist ihr Vater gestorben, oder ihre Mutter liegt auf den Tod, oder ihr Bruder ist auf der See gescheitert: ein guter Vorwand bis Mittag! Ist sie dann noch nicht fertig mit Weinen; nun so jammert sie um das Schicksal ihres geliebten Fräuleins. Wie natürlich ist das! — Je härter und empfindlicher dieses Schicksal ist, desto besser, gnädiger Herr! Eben das, wovon Sie die Entdeckung des Geheimnisses fürchten, wird ihr die Lippen versiegeln; es wird sie so stumm, wie eine Bildsäule machen. — Was? Sie sollte sich selbst als die Stifterinn aller dieser Unruhen, als die Verrätherinn ihres Fräuleins, als ein verbuhltes und entehrtes Mädchen anklagen? Sie sollte ihr eigenes Glück, ihre eigene Ehre, für das Glück und die Ehre einer andern auſs Spiel setzen, die ihr doch immer, so lieb sie ihr seyn mag, nicht so lieb ist, als sie sich selbst? — Wo denken Sie hin, gnädiger Herr? Sie mögen alles besser kennen, als ich, aber die Menschen — —

Juan. Nun ja, Borachio! ja! Ich will glauben, daſs du sie besser kennst. Ich will alle Unruhe fahren lassen. Ich will denken: Wenn das Schwerere gut ging, so wird ja auch das Leichtere gehn.

Borachio. Recht, gnädiger Herr! Und immer das am besten, was man mit Verwegenheit angreift.

Juan. O guter Borachio! — Aber ich kann es dir nicht sagen, wie mir ums Herz ist, wie ich mich fühle. — Was für ein Leben wars, das ich einige Jahre daher geführt habe? Ein verwünschenswürdiges Leben! Ich hatte oft Zufriedenheit im Gesichte, und Verzweiflung im Herzen. Ich hörte *die* um mich her lachen und fröhlich seyn, die ich mehr als den Tod haſste. Aber jetzt, Borachio; jetzt — Wenn mein Schicksal die Reue wirklich fühlt, womit es mir schmeichelt — O dann wird mir seyn, als ob ich aus einem tiefen Kerker heraufstiege, als ob ich die Natur wieder blühen sähe. (Borachio, der ihm gleichgültig zugehört hat, will fortgehen; aber Juan, der sich im Herumgehen dem

Fenster genähert und hinausgesehn hat, ruft ihn zurück.) — Borachio!

Borachio. Gnädiger Herr? —

Juan. Siehe diese Morgenröthe, Borachio! Es ist so lange, daſs mich ihr Anblick nicht mehr ergötzt hat. — Iſt sie nicht schön?

Borachio. Sehr schön, gnädiger Herr!

Juan. Und was denkst du wohl, daſs jetzt Laurana macht?

Borachio. Laurana? — Die wird von ihrem Liebhaber träumen.

Juan. Nein, sie hat schon geträumt; sie hat schon, von ihren süſsen Phantasieen geweckt, ihr Bette verlassen, steht schon im Tiefsinn der Liebe an ihr Fenster gelehnt, steht unverwandt, Borachio, und erwartet den Tag der Wollust, und lächelt der Morgenröthe entgegen, die ihn heraufführen soll. — Ha, sie denkt nicht, daſs Juan noch lebt. Der verworfne, verachtete Juan! Sie denkt nicht, die Thörinn, daſs diese Sonne noch von Wolken bedeckt werden kann, und ihre Augen von Thränen. —

Borachio. Wer kömmt? Ich muſs fort, gnädiger Herr.

Juan (unruhig, indem er sich der Thüre nähert). Himmel! Sie selbst und ihr Vater. — Sie sind es. — Sie reden zusammen. — Er forscht sie aus, warum sie geweint hat? — Geweint! — Ah! ich zittre vor Furcht, daſs wir nicht schon verrathen sind. Ich muſs hören. — Wie? In diesen Saal will er sie führen? — (Er tritt eilig in die halboffne Seitenthüre, während daſs Leonato das Fräulein hereinführt.)

Sechster Auftritt.

Leonato. Laurana, und Anfangs auch **Juan.**

Leonato. Dich verachten, Laurana! Du empörest meinen Stolz nicht weniger, als meine Zärtlichkeit gegen dich. — Er sollte eine Person, die ihn liebt, eine Tochter verachten, die aus einem der edelsten Häuser in Sicilien abstammt? eine tugendhafte, eine würdige Tochter? —

Laurana. O nein, mein Vater! Sie müssen nicht auf ihn zürnen. Sie müssen ihn lieben.

Leonato. So sprich denn! Worauf gründet sich der Gedanke? Ist sein Betragen gegen dich nicht ehrerbietig? Ist es nicht zärtlich? —

Laurana. Ehrerbietig? — Nur allzusehr!

Leonato. Und kann denn Ehrerbietung Verachtung seyn?

Laurana. Ach mein Vater! —

Leonato. Rede! Erkläre mir diesen Seufzer! — Du berieſst dich auf seinen gestrigen Abschied, und war denn dieser — —

Laurana. Gewiſs, er war ehrerbietig für einen Liebhaber.

Leonato. Doch auch zärtlich zugleich? —

Laurana. Ich würde nicht geweint haben, wenn ers gewesen wäre. Aber Ehrerbietung eines Liebhabers, die bis zur Höflichkeit sinkt; was ist die sonst, als Verachtung? — Ich tadelte mich, meiner Schüchternheit wegen. Ich wollte ihm zeigen, daſs meine Zurückhaltung nicht aus Gleichgültigkeit käme. Ich trug ihm schon mein ganzes Herz auf meinen

Lippen entgegen, und war unwillig auf mich selbst, daſs ich noch zitterte; aber er — —

Leonato. Aber er?

Laurana (nach einem kurzen Stillschweigen). Was werden Sie erwarten, mein Vater? — In der Wirklichkeit war es Alles, und in der Erzählung — — Es wird Ihnen so wenig, so nichts dünken, und beinahe dünkt es mir selbst so. Ich erröthe, es sagen zu sollen.

Juan. Phantastinn! —

Leonato. Nein, du muſst es mir sagen. Der Graf? —

Laurana. Trat mit einem so gezwungnen, so kaltsinnigen Wesen zu mir hinein — Er hatte einen Blick, eine Miene, mein Vater — Ich wollte, daſs ich sie annehmen könnte, um Sie mittheilen zu lassen — Eine so ausforschende, so miſstrauische Miene! — — Und kaum, daſs er meine Hand nur berührt, nur einige flüchtige Worte gesagt hatte, so war er verschwunden.

Juan (ehe er abgeht). Ha, wenn das Alles ist — Nur Geduld! Dir steht was Härters bevor.

Leonato (lächelnd). Wie unglücklich bist du!

Laurana. O ich dachte es wohl — Sie hätten es sehen, nicht hören müssen, mein Vater.

Leonato. Sehen, Laurana? — Und was glaubst du denn, das ich gesehn haben würde? — Ohne Zweifel den feinsten, den verbindlichsten Mann, der dein Zittern gewahr ward; der nicht gerne deine Empfindlichkeit aufbringen; der sich lieber das Vergnügen deines Gesprächs versagen, als dich in Verlegenheit setzen wollte. — Du fürchtest, verachtet zu werden? unglücklich zu werden? Mit einem Manne unglücklich, der Rechtschaffenheit der Empfindung, der Grundsätze hat? Mit einem Manne, der Tugend hochzuschätzen und Zärtlichkeit zu vergelten weiſs? — O fürchte nichts, meine Tochter! Ich sehe die heiterste, die freudenvollste Zukunft vorher. Ich sehe sie für dich, für deinen Vater vorher. Er wird glücklich in dir seyn. Er wird sich im Anblicke deiner Zufriedenheit wieder verjüngen; oder wenn er sein Alter fühlt, so wird er zu dir kommen, um es nicht mehr zu fühlen.

LAURANA (sich ihm zu Füſsen werfend). Mein Vater — —

LEONATO (sie aufhebend). Nein, steh auf! Steh auf, liebste Laurana! Verschone mich! Ich weiſs alles, was du mir sagen könntest.

Laurana. O ich könnt' es nicht sagen. — Thränen der Liebe, der Dankbarkeit würden mir die Sprache ersticken.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Lucetta. Antonio.

Lucetta (freudig hereinkommend). Signor Antonio, gnädiger Herr! — Ihr Herr Oheim, gnädiges Fräulein! —

Leonato. Wie? Er wäre schon da?

Antonio (der eben hereintritt). Ja, da bin ich, und umarme dich, Leonato.

Laurana (seine Hand küssend). Kann es seyn? Schon so frühe? —

Antonio. O ich bin noch vor Tage geſahren. Ich war zu ungeduldig, euch zu sehn und eure Freude zu theilen.

Leonato. Unsre so unvermuthete Freude! Was dünkt dir, mein Bruder?

Antonio. Was mir dünkt? — Daſs der König sehr übel gethan hat, meinen Entwurf zu zerstören; daſs die Freude hätte reifen sollen, um süſser zu werden. — — Hier Freude bei euch! Hier, zwischen den Mauren der Stadt! Die kann immer nur halb seyn. — Nein, bei mir, bei mir, unter einem offnen und freien Himmel, wäre dieses Fest erst ein Fest geworden. Wir hätten einen der schönsten, der anmuthigsten Tage gewählt: alle meine Unterthanen, Jung und Alt, hätten ihn mit Euch gefeiert: und du, mein Bruder — und du, Laurana — Ihr hättet dann sehn sollen, daſs ich euch liebe.

Leonato. Guter Antonio! Haben wir das nicht so oft gesehen?

Laurana. So oft, mein Oheim! —

Antonio (zum Fräulein). Aber höre,

was ich dir vorschlagen will! Komm du zu mir, wenn dein Vater zum Könige geht! Komm du zu mir, deinem zweiten Vater! Denn bin ich das nicht?

Laurana. O ja! und ich verehre Sie so.

Antonio. Da wollen wir nachholen, was wir versäumt haben. Da sollst du sehen, Laurana — Ich habe in meinem Garten eine neue Grotte gebaut; eine sehr schöne, sehr kühle Grotte, die die Aussicht aufs Meer hat. Die soll dein eigen seyn, meine Tochter, und ich habe sie schon Lauranens Grotte genannt. — Wenn du die Einsamkeit liebst, so ist sie dort so reizend, so angenehm! — und wenn du sie nicht liebst, so ist auch Platz genug für noch Einen. — — (indem er sie zärtlich umarmt) Siehst du, Laurana? Ich fange schon an, wie ich fortfahren will. Ich werde der Fröhlichste von euch allen werden.

Leonato. O nein, Laurana! Glaube ihm nicht! Er hat Unrecht. — An dem Fröhlichsten erkenne mich, deinen Vater. Ich bin zum letztenmal Jüngling. (Sie gehen hinein.)

Ende des zweiten Aufzugs.

DRITTER AUFZUG.

Erſter Auftritt.

Juan. Der Graf. Ein Bedienter.

Juan *(in Verlegenheit und mit Unwillen).* Herr Graf!

Bedienter. Verzeihen Sie mir! Ich darf nicht, Herr Graf. Ich ſoll Sie anſagen, ſobald Sie da ſind! und wenn ich unterlieſse — —

Juan. Unnützer Verzug! — *(zum Bedienten)* Geht hinein! Wir erwarten hier eure Herrſchaft. — *(Der Bediente geht ab; und Juan zum Grafen, der voll der äuſserſten Unruhe umhergeht)* Iſt es möglich, Herr Graf? Kann die Liebe einen Mann ſo entnerven?

Graf.

Graf *(in sich, und umhergehend).* Sie noch zu sehen — In so einem Augenblicke! — Warum blieb ich nicht, wo ich war? — Es sollte Rache an ihr seyn, und es wird Mord an mir selbst werden.

Juan *(der ihn mit unverwandten Augen beobachtet).* Wie nun? Noch immer?

Graf *(wirft sich, beide Hände in der Brust, in einen Sessel).* O ich liebe sie noch. Ich kannte mein Herz allzuwenig.

Juan. Und wenn ich sterben sollte, so weiſs ich nicht — Ich verstehe kein Wort von dem allen. — Erst war die Stunde zu langsam, die uns mit ihr zusammenbrachte, und nun — nun daſs sie endlich erschienen ist, diese Stunde — *(im Herumgehen fortmurmelnd)* Schwach und unmännlich, beim Himmel! Mit Flüchen einen Vorsatz zu fassen, und mit Seufzern ihn ausführen zu wollen! — —

(wieder zum Grafen) Also soll nun ich allein das Wort führen? Ich allein mir den ganzen Haſs der Familie zuziehn? — O Sie irren, Herr Graf. Ich werde verstummen, wenn Sie verstummen. Ich habe nichts wider Lauranen. — Wenn sie treulos und lasterhaft ist, so ist sie um desto unglücklicher und beklagenswerther.

Graf (aufspringend und mit Heftigkeit). Treulos und lasterhaft!

Juan (sieht sich unruhig um). Sie kommen. Sie sind es. — (insgeheim) Wie fängt mein Herz an zu klopfen! — (nachdem er sich einigemal hin und her gewandt, sagt er endlich zum Grafen, der, die eine Hand vor den Augen, in den Vordergrund der Bühne tritt) Ich beschwöre Sie, schonen Sie ihrer! Seyn Sie sanftmüthig, Herr Graf!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Laurana zwischen Leonato und Antonio. Lucetta.

Leonato (das Fräulein führend). Nein, sieh auf, meine Tochter! Laſs deine Furcht nicht zur Schwachheit werden! Dieser Tag ist der Tag deiner Ehre.

Antonio (mit Verwunderung). Er sieht uns nicht, Leonato?

Leonato. Liebster Graf! — Liebster Sohn! (indem er ihm mit Lauranen entgegen eilt) — Kommen Sie! Warum hören Sie nicht? — Empfangen Sie von meiner Hand die Gesellschafterinn Ihres Lebens, Ihre Freundinn, Ihre Gemahlinn! Je mehr sie Sie glücklich macht, desto mehr wird sie meine Wünsche erfüllen. —

Antonio (die Hand auf des Grafen Arme). Unbegreiflich, Herr Graf! Wo sind Sie?

Sie umarmen weder mich, noch Ihre Laurana?

Graf (nach einem flüchtigen Blick auf das Fräulein, indem er sich weiter entfernt). O mein Herz! — Kann ich sie noch anbeten, wenn ich ihre Laster verfluche?

Leonato (der voll Schrecken die Hand seiner Tochter fahren läßt). Gott! Welche Miene war das? — Was ist vorgegangen? Was soll ich aus dieser Miene schließen? — Geh! Sprich mit ihm, meine Tochter!

Laurana (ihm ängstlich näher tretend). Sie sind bleich, wie der Tod. Sie beben an allen Gliedern. — Ich zittre für Sie.

Graf (sie gewaltsam zurückstoßend). Zittre für dich, Heuchlerinn, eh du für mich zitterst!

Leonato (einige Schritte zurück mit vorgehaltenen Händen). Graf! — Graf! —

Antonio. Was ist Ihnen, Graf? Sie

kennen sie nicht. — Es ist Laurana — sie selbst! — Es ist Ihre Geliebte.

Graf. Daſs ich nie ihren Namen gehört; daſs meine Augen sie nie gesehen hätten! — Ungetreue! Für welchen Elenden muſst du so schön seyn? Für welchen Bösewicht müssen dich diese Reize schmücken? Verdiente ich deine Liebe, deine Zärtlichkeit nicht? — Ich hätte dich auf meinen Händen getragen, und ich wäre glücklich mit dir gewesen.

Laurana (zitternd und mit Entsetzen). Ah! was ist das?

Leonato. Ich erstarre vor Schrecken. — Ist denn Laurana nicht Ihnen bestimmt? Soll sie nicht mit Ihnen an den Altar gehen?

Graf. An den Altar gehen? Mit mir? Ich sollte ihre Hand, und ein Andrer sollte ihr Herz besitzen? Ich sollte ihren Lastern zur Decke dienen, daſs sie vor den Augen der Welt geheim blieben? — Hinweg mit der Meineidigen! Aus meinen Augen hinweg! In eine Celle mit ihr, wo sie das Licht des Tages nicht sieht! wo sie nicht nöthig hat, zu erröthen!

Laurana. Ah! Lucetta! Das ist zu viel. Wohin rette ich mich?

Leonato (mit zusammengeschlagenen Händen). Groſser Gott! Wozu hast du mich aufgehoben? —

Graf (schmerzlich). O Leonato! — Aber der allsehende Himmel sei Zeuge! Ihre Tochter ist lasterhaft. Sie hat mich, sie hat Sie betrogen. Diese Nacht — —

Antonio. Und du sprichst nicht, Laurana?

Laurana. Mein Oheim! — —

Leonato. Sprich! Sprich, oder du

bist mein Kind nicht! Rette deine Unschuld und deine Ehre, oder siehe nie mein Angesicht wieder!

Graf. Ihre Unschuld retten? Sie ihre Unschuld retten? —

Laurana *(stotternd)*. Herr Graf — Aber ah! sich hier nur zu verantworten, ist Schande. — Schien ich Ihnen je anders, als unschuldig?

Graf. Nie anders! Wie hätte meine ganze Seele für dich entbrennen können? Es war deine Unschuld, die ich in deiner Schönheit liebte.

Antonio. Das sagen Sie Selbst? Und doch — —

Graf. Desto niederträchtiger ist sie! Warum schien sie nicht anders? Warum nahm sie mein Herz durch alle Reize der Unschuld, durch alle Kunstgriffe der Liebe ein? — Heuchlerisches Geschöpf!

Um es desto tiefer durchbohren zu können! — Geschienen? Unschuldig *geschienen?* — O ja! Du hast mir ein Engel geschienen; aber was *warst* du? Was warst du da, als du die vorige Nacht — — *(auf sie zugehend und ihre Hand ergreifend)* Nicht also! Wende nicht deine Augen zur Seite! Sieh hieher, wenn du Muth dazu hast! — *(voll Bitterkeit)* Mir ins Angesicht, Fräulein! Ihre Ehre ist in Gefahr.

Leonato. Ist dies Traum, oder ists Wahrheit? —

Graf. Die sicherste Wahrheit. — Bin ich der, den Sie vor Sich sehen? Ist jener Mann dort Ihr Bruder? Sind Sie Selbst Leonato?

Leonato (hitzig). Aber wozu das? In aller Heiligen Namen!

Graf. Wozu? Wozu? — So gewiſs

Ihre Augen sehen, so gewiſs haben meine Ohren gehört. Sie ist meineidig. Sie ist mir ungetreu. Diese glühende Scham, die sie färbt, ist kein sittsames Erröthen; es ist die schreckliche Scham des Gewissens.

Laurana. O Lucetta! Du weiſst es.

Lucetta. Theures, unglückliches Fräulein! —

Graf. Wäre sie tugendhaft, welch ein Ungeheuer müſste denn ich seyn? Ich bin keins, Leonato. Wenn ich nicht Ihre Verzweiflung mit Wehmuth betrachte, so möge die Gerechtigkeit des Himmels mich strafen! — Aber diese Nacht, diese Nacht! — Sie ist mit dem elendesten Bösewicht lasterhaft. Tugend und Ehre sind hin.

Antonio. Graf! Graf! Bedenken Sie, was Sie reden! Ich kenne Lauranen, und ich wollte meine Seele für sie verbürgen. Sie wird Schutz finden, wenn sie beleidigt wird. Sie hat noch einen Vater und einen Oheim. — Können Sie beweisen, was Sie ihr vorwerfen?

Leonato (mit Feuer). Ha! Wenn sie unschuldig wäre! — (sie gleichsam auffordernd) Laurana! —

Graf. Soll ich reden? Soll ichs beweisen, Fräulein?

Leonato. Laurana! —

Laurana (die Hände ringend). O ich flehe Sie — Lassen Sie mich entfliehen, mein Vater.

Graf. Soll ich reden? Wollen Sie antworten, Fräulein?

Laurana (wehmüthig). Herr Graf —

Antonio. Sie will. Sie soll. Aber worauf?

Leonato. Und wehe dir! Wehe

dir, wenn du nicht könntest! Warum flehest du so? —

Laurana. Gütiger Gott! Was soll aus mir werden? In welche Untersuchung werd' ich gezogen?

Graf. Ihren Namen, mein Fräulein!

Laurana. Darf ich meinen Namen nicht nennen? Ist mein Name denn nicht Laurana? —

Graf (mit der äuſsersten Lebhaftigkeit). Gewiſs? Ist es gewiſs? —

Laurana (ängstlich zurückweichend). Sie tödten mich. Ich vergehe vor Schrecken. — Es *ist* mein Name.

Graf. Laurana dein Name? — Nun so stirb denn vor Scham! Flieh aus den Augen des Mannes, den du verrathen hast! Aus den Augen eines Vaters, den du ins Grab trittst!

Laurana. Entsetzen! —

Graf. Wenn du Laurana bist, Treulose; wenn keine andre da ist, die auch diesen Namen führte; wer war denn die, die in voriger Nacht — — o nein! nein! Sieh mich nicht mit diesen Augen voller Erstaunens an! Dein Erstaunen ist so erheuchelt, wie deine Tugend! — die mit dem unverschämtesten Bösewichte aus ihrem Fenster redte? die sich mit ihm verstand, meine Wachsamkeit zu betrügen? die ihn mit den schmeichelhaftesten Namen der Liebe nannte? Wer war sie denn, diese Laurana? — Sprich! Überführe mich der Verläumdung! Vertheidige dich, wenn du kannst! Warum schweigst du? — Aber hier steht Juan, der gegen dich zeuget. Hier würde Pedro stehn, wenn er deines Vaters Schmerz hätte ertragen können. Hier stehe ich, der ich dich anbetete, der ich auf den

Wink deiner Augen sah, um deinen Wünschen zuvorzukommen; der ich für dich hätte — — (er weint) mein Herz aus meinem Busen gerissen!

Leonato (außer sich). Ist kein Freund hier, der mir das Leben nehme? —

Graf. Geh nun hin, Treulose! Ergieb dich ihm nun! Verbring nun deine Tage mit ihm in Schande! — Und wenn du einen von denen siehst, die dich geliebt haben, so erschrick und verbirg dich!

Antonio. Juan, warum reden Sie nicht? —

Juan (der bisher mit einer unruhigen und boshaften Freude zugesehen). Was soll ich hier reden? Lieber ewig verstummen, denke ich, als bei so einer Gelegenheit reden!

Antonio. Und Laurana hätte — —

Juan. Pfui, pfui, gnädiges Fräulein! Ein wenig mehr Tugend oder mehr Vorsichtigkeit!

Antonio. Sie hätte in dieser Nacht —

Juan. Nein, verschonen Sie mich, mein Herr! Ich wollte um Ihres Bruders willen mein Leben geben, es stände anders. — Sie werden von Pedro schon mehr hören. Er wird noch kommen.

Lucetta (indem das Fräulein ihr in die Arme fällt). Was ist Ihnen, mein Fräulein? Sie erblassen? Sie sinken?

Laurana. Ich sterbe. —

Antonio (eilt hinzu und hilft ihr in einen Sessel). Sei, was du willst! — Du gehörst mir an, und ich muſs dich lieben.

Graf. Ah Laurana! — (Er macht eine Bewegung, als ob er ihr helfen wollte) Da sie mein Leben vergiftet hat, kann ich noch für das ihrige zittern?

Juan. Fort, Herr Graf! Fort! Ihre Gegenwart kann hier nicht helfen, aber desto schädlicher kann sie seyn. Das Fräulein muſs Sie nicht sehn, wenn sie sich wieder ermuntert. — Kommen Sie, kommen Sie, Graf!

Graf (der sich mit Mühe losreiſst). Ah Laurana! — Ah Leonato! (Er geht mit Juan ab, indeſs Lucetta und Antonio das Fräulein wieder zu sich zu bringen suchen.)

Dritter Auftritt.

Laurana. Antonio. Leonato.
Lucetta.

Leonato (tritt hinzu und reiſst beide von ihr hinweg). Zurück von ihr! Laſst sie sterben!

Lucetta (die Hände gegen ihn ausgestreckt). Gnädiger Herr! —

ANTONIO. Entsetzlicher Mann! Bist du ihr Vater?

LEONATO. Ich bin es. Durch Gottes Verhängniſs bin ich's. — Soll sie leben, und allen den Ihrigen — — Ins Grab mit dir, Unglückliche! Es ist die beste Hülle um deine Schande. Einen Seufzer gen Himmel, der deine Reue vor Gott bringe — und stirb!

LUCETTA. Liebstes Fräulein — —

ANTONIO. Ach! sie erholt sich wieder. Sie lebt noch.

LEONATO. Sie lebt noch? —

LUCETTA. Sehen Sie auf, liebstes Fräulein!

ANTONIO (zu seinem Bruder gehend und ihn umarmend). Ich bitte dich, ich beschwöre dich, Leonato! Wenn du noch Liebe für sie im Herzen trägst —, und wie solltest du nicht, da sie dein Blut

ist?

iſt? — laſs ſie keine Verwünſchungen hören! Entferne dich, wenn du zu ſehr bewegt biſt! Löſche nicht dieſen Funken des Lebens aus, der in ihr wieder emporglimmt! — Es iſt dein Kind, deine Laurana!

Leonato. Mein Kind? Habe ich noch ein Kind? —

Antonio. Erhalte es! und du haſt noch eines.

Leonato. O ich Thor! Klagte ich über den Tod meiner Kinder? War ich unzufrieden, daſs nur dies Einzige lebte? — Auch dies Einzige, auch ſchon dies iſt zu viel! — Warum lebt ſie mir noch? Warum nahm ich nicht ein Bettlerkind, und erzog es? Es hätte dankbarer an mir gehandelt. Es hätte mein graues Haar nicht mit Schanden zur Grube geſchleppt.

LAURANA (mit schwacher Stimme). Wo bin ich? —

ANTONIO (der gütig ihre Hand nimmt). Bei mir, Laurana! Bei Antonio bist du.

LAURANA (in einem tiefen Seufzer). Ach! —

LEONATO. Kannst du reden? Kömmt die Sprache dir wieder? — Gebrauche sie, Unglückliche! Nenne mir den ruchlosen Verführer, mit dem er dich anklagte! Wer war er? —

LUCETTA. Haben Sie Mitleiden, gnädiger Herr!

LEONATO. Nenne mir seinen Namen! Wer war er?

ANTONIO. Du siehst ja, mein Bruder — Sie will dir antworten, aber sie kann nicht.

LEONATO. Desto schrecklicher, daſs sie nicht kann! Was ist ihr Stillschweigen anders, als ein Bekenntniſs ihres Verbrechens? — Seinen Namen! Wer war er?

LAURANA (schwach). Ich weiſs von keinem, mein Vater.

LEONATO. Schweig! Nicht dein Vater! Erst sei tugendhaft, und dann nenne mich deinen Vater! — Du weiſst von keinem, sagst du?

LAURANA (zu seinen Füſsen sinkend). Ach! ich nenne Sie meinen Vater. — Es ist mein Entsetzen, was mich zu Boden schlägt, aber nicht mein Gewissen. Ich bin tugendhaft. Ich bin unschuldig. Ich habe nie meine Pflicht übertreten. — Habe ichs je, so müsse Ihr Fluch über mich kommen! so müssen meine Schwachheiten alle kein Erbarmen vor Gott finden! — — Um Ihrer Frömmigkeit willen, mein Vater! Um des Andenkens meiner Mutter willen, die Sie geliebt haben! — —

LEONATO (sie aufhebend). Ah, Grausame! Was sagst du? — (zu Lucetta) Führt sie hinweg, und laſst ihren Arzt rufen! Tragt für ihr Leben Sorge!

LUCETTA (ruft zu verschiednen malen, indem sie mit Antonio das Fräulein bis an die Scene führt). Beatrix! — Beatrix! — (Endlich tritt Beatrix hinzu, das Schrecken und die Verwirrung in allen ihren Handlungen ausgedrückt.)

Vierter Auftritt.

LEONATO. ANTONIO.

LEONATO (nachdem er ihr lange nachgesehn, hebt er beide Hände empor). O Gott im Himmel! —

ANTONIO (der das Fräulein in Lucettens Händen läſst und zurückkehrt). Was ist dir? Fasse Muth, Leonato! — Wenn deine Tochter nicht unschuldig ist; nicht so unschuldig, wie ein Kind das geboren wird: so bin ich ewig ein Lügner.

Leonato. Unschuldig? Unschuldig?

Antonio (mit ausgestreckter Hand). Wie dieses Tageslicht — Oder ich will es nie wiedersehen!

Leonato. Das sagst du mit eines Engels Stimme. Aber o Gott! —

Antonio. Komm! komm! Heitre dich auf, Leonato! — Ich habe sie gesehn, sie beobachtet. Es war noch mehr Unwille, als Scham, was auf ihren errötheuden Wangen brannte. — Der Graf wird nicht ewig irren. Er wird seinen Irrthum erkennen; er wird ihn zu ihren Füſsen bereuen.

Leonato. Erkennen? bereuen?

Antonio. Sobald wir nur Licht haben. Komm!

Leonato. Ha, wenn sie unschuldig wäre!

Antonio. Jeder Blick von ihr muſs dir's zeugen.

Leonato. Wenn sie's wäre — wenn sie unschuldig wäre!

Antonio. Du zweifelst, mein Bruder?

Leonato. Nun dann! Nun dann! — So soll sie sehen, ob sie noch einen Vater hat. Ich will ihr Rache schaffen, und wenn es mit meinem letzten Blutstropfen wäre! — (Er reiſst sich die Brust auf) Meint der Mörder, weil ich schon grau werde? weil mir meine Hände schon zittern? —

Antonio. Gott! wie auſser dir bist du?

Leonato. Meint er darum, ich werde mein Kind verlassen? Ich werde mein Kind nicht beschützen? — Komm, komm! Sie haben sich auf Pedro's Zeugniſs berufen. Komm mit mir! Wir wollen ihn hören.

Antonio. Wir beide, mein Bruder — Und deine Tochter? —

Leonato. Sie soll Genugthuung haben, volle Genugthuung; oder ich will nicht leben!

Antonio. Aber in diesem Zustande, soll sie allein seyn? wollen wir beide sie verlassen? soll keiner da seyn, der zu ihr rede, der sie mit einem Worte tröste? — Bleib du hier! Auch weil dein Blut so heiſs ist. — Ich allein will zu Pedro gehn: und wenn ich ihn nicht selbst bringe, so bringe ich seine Antwort; aber ich will ihn selbst bringen.

Leonato. Bring' ihn! Bring' ihn! — Sage ihm, daſs der Tag, den ich für meinen glücklichsten schätzte — — Sage ihm, daſs eben der Mann, dessen Tugend ich um *seiner eigenen* willen vertraute; daſs der meine Tochter, daſs er sie in dem Augenblicke wo er sie zum Altare führen sollte, mit der schrecklichsten Wuth, mit den entsetzlichsten Vorwürſen, daſs er sie mit Thränen — (die Stimme nachlassend) mit bittern — — (schmerzlich) O Antonio!

Antonio. Schon wieder? Wirst du dich niemals fassen?

Leonato. Du sahst es — Er weinte, mein Bruder. Er wusch sie mit seinen Thränen. — Und er hätte aus Bosheit —

Antonio. Aus Bosheit? Laſs es aus Irrthum seyn, Leonato! Es giebt des Irrthums mehr als der Bosheit. — Glaube mir! Wer von den Menschen am mildesten denkt, denkt am wahrsten. — Und eben diesen Irrthum ans Licht zu ziehn, ihn zu Schanden zu machen, den Graſen mit Reue und Scham zu erfüllen — (im Begriff abzugehn.)

Leonato. Du gehst schon? Du gehst?

ANTONIO. Um dir die Ruhe zurückzubringen, die du verloren hast. Zu Pedro geh' ich.

LEONATO. Itzt am Mittage? Vor allen Menschen? Vor ganz Messina?

ANTONIO. Warum nicht? Was hinderte mich?

LEONATO (mit Erschütterung). Sie ist auch *dein* Kind — und willst du dein Angesicht zeigen? — O bleib, Antonio, bleib! Laſs Pedro von selbst kommen! Er wird mich so nicht verlassen. — Ich lehne an meiner letzten Hoffnung — und wenn sie dahinsänke — —

ANTONIO. Du weinst, mein Bruder? — O trockne sie ab, deine Thränen! trockne sie ab! Sei ein Mann! Jede die du weinst, ist eine Beleidigung gegen den Himmel. Heitre dich auf!

LEONATO. Was kann der Himmel?

Kann er die Unschuld zurückbringen, wenn sie verloren ist? Kann er mehr als vergeben? — — Und wenn du wüſstest, mein Bruder —

Antonio. Was soll ich wissen?

Leonato. Ach, auch sie hat geweint, auch sie fand ich diesen Morgen in Thränen; und ihr Vorwand — ihre Beschönigung — Sie sprach von Verachtung, als wenn sie's sich bewuſst wäre, Verachtung verdient zu haben. — (mit bittern Thränen) Sieh nun den Trost meines Alters! Mit Ehren hab' ich gelebt, und mit Schanden werde ich sterben müssen.

Antonio. Vertrauen! Habe Vertrauen, mein Bruder!

Leonato. Zu wem? zu wem?

Antonio. Wenn du's nicht zu mir hast, zum Himmel! — Sieh hier! (auf den Boden des Saals zeigend) Welche Stelle ist das? Und welche Stelle die dort? Und dann die? Erinnre dich, Leonato!

Leonato. O wollte Gott, du könntest noch eine zeigen! Warum lebe ich noch? —

Antonio. Hier standen sie, deine Kinder. Hier standen sie, da sie alle die Wuth der Seuche in einer Woche hinriſs; und du? — Erinnre dich, Leonato! — als du hier an meiner Seite hereintratst, und zum letztenmal ihre Leichen sahst; was war da dein Gedanke? — Sie sind glückselig, riefst du: sie sind in ihrer Unschuld gestorben; und ich gebe sie Dir mit Freuden! — indem du aufsahst. — Nun da, mein Bruder! eben da rang auch deine Tochter schon mit dem Tode; und sie allein muſste leben. Warum starb auch sie nicht in ihrer Unschuld? — Habe Vertrauen! Vertrauen! —

Leonato (ihn umarmend). So geh dann! So ruf' ihn dann!

Antonio. O es braucht's nicht. Da ist er.

Fünfter Auftritt.

Pedro. Die Vorigen.

Leonato (erschreckend). Sind Sie es, Pedro?

Pedro. Ich bin es. — In welchem Zustande muſs ich Sie finden?

Leonato. O mein Freund! Wenn Sie wüſsten! — Eben der Mann, den ich als meinen Sohn liebte, den Sie mir als den edelsten, als den rechtschaffensten rühmten — —

Pedro. Ich weiſs es, mein Freund.

Leonato. Sie wissen's? Sie billigen's auch?

Pedro. Der Graf ist unschuldig; er ist vollkommen unschuldig. — Auch ich!

Antonio. Und wer denn am Ende schuldig? Ist's Juan?

Pedro. Vielleicht. — Entweder er, oder — es ist denn keiner mehr übrig — Laurana.

Leonato. Ha! So ist es? So ist es? — *(indem er sich voll Verzweiflung in einen Sessel wirft)* Geht hinaus von mir! Überlaſst mich mir selbst! Geht hinaus!

Pedro *(ihm näher tretend).* Nein! Sie müssen mich hören. Sie sind es Sich Selbst, Sie sind es Ihrer Beruhigung schuldig.

Antonio. So komm denn! Hör' ihn an, Leonato!

Leonato. Weg von mir! Weg! — Ich habe kein Kind mehr; und ich will auch euch nicht mehr haben. — Ach, Laurana! Laurana!

PEDRO. Fassen Sie Sich! Hören Sie mich!

LEONATO. Deine Ehre, dein Glück, deinen Vater! — Hast du das Alles auf einmal — — (wieder aufstehend) Aber es ist nicht. Es kann nicht seyn. Womit hätte meine Tugend an Gott gesündigt? — Es ist Lug und Verrath, was mich unglücklich macht, nicht Laurana! — Der Heuchler sucht Vorwand: er will sich losreiſsen; er stiftet seine Freunde an, daſs sie ihm helfen. Und warum sollten sie nicht? Was macht ihnen die Schande einer Unschuldigen, und der Tod eines Vaters? Sie haben kein Gefühl mehr. Sie sind an Mordthaten gewöhnt. —

ANTONIO. Wohin geräthst du, mein Bruder?

PEDRO. Fassen Sie Sich! Lassen Sie das Ihren Trost seyn, mein Freund: Wir haben nur gehört, nicht gesehen.

Antonio. Und was gehört? Was, Pedro? —

Pedro. Eine Stimme, mein Freund — Ich hätte mein Leben verschworen, sie wäre Lauranens; auch nannte die welche ihr antwortete, ihren Namen.

Antonio. Aber wo, Pedro? Wo hörten Sie sie?

Pedro. Hier, in dem Garten an diesem Hause.

Antonio Und was sprach sie, diese Stimme? —

Pedro. Wenn es die meiner Freundinn war — Doch, nein, Antonio, nein! Itzt, da es Tag ist, und da ich zurückdenke; da die erste Verwirrung des Erstaunens vorüber ist: — da erhebt sich ein Zweifel nach dem andern in meiner Seele. Ich glaubte immer der Redlichkeit dieses Juan; sollt' ich geirrt haben, Antonio?

Antonio. Dieses Juan? War's Juan?

Leonato. Ha, nun seh' ich! War er's, der Sie hieher brachte? War er's, der meine Laurana — —

Pedro. Er allein war's, der sie verdächtig machte. Nur auf seine Veranlassung — —

Leonato. Gütiger Gott! Nun erkenn' ich. — Er! Er und der Graf! — —

Pedro. Nicht der Graf, Leonato! Was der gethan hat, verzeihen Sie der Heftigkeit seiner Liebe! — Aber daſs Juan ihn herbegleitet; daſs er wider alle Zusage, wider alle Billigkeit, alle Vernunft — —

Leonato. Juan! Juan! Er, der sie liebte, der um sie anhielt, den sie verwarf: er hätte — —

Pedro. Ich erstaune, mein Freund —

Sechster Auftritt.

DIE VORIGEN. BEATRIX.

BEATRIX (wild hereintretend und ihre Hände ringend). O Gott! — Gütiger Gott! —

LEONATO. Was ists? Was willst du?

BEATRIX. Helfen Sie! Helfen Sie ihr! — Sie liegt da. Sie ist bleich wie der Tod. Sie wird nie wieder erwachen.

PEDRO. Wer, wer?

ANTONIO. Laurana?

BEATRIX. Der Arzt zuckt die Achseln und kann nicht helfen. — Gehn Sie! Eilen Sie!

(Der Vater und Antonio ab.)

Siebenter Auftritt.

PEDRO. BEATRIX.

PEDRO. Welche neue Verwirrung! — (hinter Leonato her) Mein Freund! — Aber er ist fort: und welche Gewalt würde ihn aufhalten? — (nach einer Pause) Zarte Seele! wenn du verrathen wärest! Wenn dich die eifersüchtige Wuth eines Verliebten — — Zwar weiſs ich nicht, sehe nicht ein; aber doch — Wenigstens will ich mir Licht schaffen; ich will in ihn eindringen, will ihn so lange drücken und martern — — (fortgehend.)

Beatrix (ihm mit gerungenen Händen nach). O gnädiger Herr! — (wieder inne haltend.)

Pedro. Unsinnige! Daſs du mit solchem Geschrei hereinstürztest! — Aber sorge dafür, daſs ich Nachricht erhalte! Sorge dafür, und bringe sie mir selbst. Nur mache nicht Tod aus Ohnmacht! (geht ab.)

Beatrix (ihm nach). Gnädiger Herr! — O nur ein Wort, gnädiger Herr!

Achter Auftritt.

Beatrix *allein, voll Angst zurückkehrend.*

Nein, unmöglich! Ich kann nicht. — Die Worte ersterben mir auf den Lippen. Ich kann nicht. — O wäre nur eines heraus! Wäre nur eins, nur das erste heraus! Dann könnt' ich weiter, dann könnt' ich Alles. — — Gott, Gott! in welchen Abgrund bin ich gefallen! — — Und soll *ihr* Herz brechen? Soll sie um meinetwillen — Soll die Unglückliche aus der Welt gehn, ohne daſs ihre Unschuld entdeckt sei? — Ich *muſs* es sagen. Ich muſs — Ich will ihm nach; denn nur *ihm* kann ichs entdecken. Sonst Keinem!

Neunter Auftritt.

Beatrix. Borachio.

Borachio. Du hier, Beatrix? So wild? — Wohin?

Beatrix. Ha! du wagst es noch, Mörder? — Flieh, eh du entdeckt wirst, oder —

Borachio. Was ist's denn? was lärmst du denn? — Sie ist in Ohnmacht gefallen, nun ja! Und du machst solch Aufsehen, um eines elenden Gaukelspiels, einer Ohnmacht willen? — Sie wird schon erwachen, wenn sie die Zeit dazu ersieht. — (Er faſst sie mit Gewalt in die Arme) Komm fort, komm mit mir! Es taugt dir nicht, daſs du hier bleibst! Ich will dir schon sagen, was du zu thun hast. —

Beatrix (sich loswindend). Mir sagen? mir sagen? — Hinweg von mir! Fort!

Borachio. Bist du unsinnig geworden?

Beatrix. Es soll heraus. Es soll Alles heraus. — Wenn sie stürbe, so hätte sie meine Hand ermordet; und wie würd' es dann mir ergehen? In welchem Winkel der Welt würd' ich dann Ruhe finden? — Es soll heraus. Ich will Alles bekennen.

Borachio (ihr den Weg vertretend). Wie? wie, Thörinn? deine Schande bekennen? Du willst es selbst bekennen, daſs deine Unschuld — Ha! ich erschrecke in deiner Seele vor dem Gedanken! — (als ob er sich scheute, es laut zu sagen) daſs deine Unschuld dahin ist? Daſs du deine Ehre verloren? Daſs du nur deſswegen — —

Beatrix (zurücktretend). O Gott! Ich erzittre. Was soll ich anfangen? —

Borachio. Daſs du nur aus bloſser Liebe zu mir — —

Beatrix. Schweig! Schweig! Wirſs mir nicht vor, Abscheulicher! Ich bin elend genug.

Borachio. Sobald du Eines sagst, muſst du Alles sagen. Da hilft denn nichts mehr; da ist dann bei Gott Gnade. — Und was erst viere wissen, wird alle Welt wissen; es wird von Mund zu Mund, von Hause zu Hause gehen. — Ha, denke nur! denke, Beatrix! Wenn du ein Mährchen der ganzen Stadt würdest? Wenn alle Knaben dir nachschrieen? wenn alle Finger hier in Messina? — —

Beatrix (die Hände ringend). Ich bebe. Ich vergehe vor Angst. — Meine Ehre! Ihr Leben! — (schluchzend sich der Scene nähernd) Ach Laurana! Laurana! —

Borachio. Ihr Leben, sagst du? Ihr Leben? —

Beatrix. Es ist dahin, und auch meines. Ich finde nie wieder Ruhe.

Borachio. So laſs doch! Ich bin dir gut für ihr Leben. — Wenn sie stirbt, so sterbe ich mit ihr und lasse mich mit ihr ins Grab tragen. Siehst du? — Ein Scherz, Beatrix! Ein bloſser Scherz! — Nur freilich, daſs er miſsrieth und allzutraurig ward; aber gieb Acht! Es wird noch Alles wieder ins Gleis kommen. Sie wird nicht unglücklich, und wir desto glücklicher werden. — (indem er einen Beutel mit Gelde herauszieht) Sieh hier! Sieh hier! Da ist für dich und für mich genug. Immer nimm an!

Beatrix. Ich entsetze mich. Wie? —

Borachio. Thörinn! Wir lieben uns ja. Was dem Einen gehört, soll auch bald dem Andern gehören, und Heirath war ja immer dein Wunsch. — Da! Nimm an.

Beatrix. Ihr Leben verkaufen?

Lauranens Leben verkaufen? Den letzten Funken von Gewissen ersticken? —

Boracchio. Von Gewissen! Gewissen! — (ärgerlich werdend) So schweig doch endlich! Was willst du damit? — Gewissen, Beatrix, ist ein empfindlicher Narre von einem Freunde. Ehrlich genug, wenn man ihm immer zu Willen lebt; aber auch einmal aufgebracht, wie ein Todtfeind, der mit Gift und mit Strick hinter dir drein ist. — Wer klug ist, schafft seinen Feind aus dem Wege, eh er ihn selbst aus dem Wege schaffe. Da nimm! Ohne Bedenken!

Beatrix. Und sollt' ich nie wieder meine Augen erheben! — Zurück! Es soll Alles heraus.

Boracchio. Beatrix! —

Beatrix. Nein, mags werden, wie Gott will! Es soll Alles heraus!

Borachio. Beatrix! —

Beatrix. Laſs mich! Laſs mich, Verführer! — Daſs ich dir einmal ſolgte, hat mich ins Elend gebracht; dir wieder ſolgen, würde mich in Verzweiflung bringen. — (lauter) Zurück, ehe dich mein Geschrei — — (sie eilt ab.)

Zehnter Auftritt.

Borachio allein.

Beatrix! — (mit dem Fuſse stampfend) Was für ein Teufel fuhr in sie? — Ich muſs sie lassen, oder ich bin entdeckt. Das ganze Haus kömmt in Aufruhr. — (nachsinnend) Was nun? Was für Rath? — Soll ich ihr nachfolgen? Soll ich sie aufhalten? Soll ich suchen, sie in Schrecken zu jagen? — Und wenns nun nicht hälfe; wie weiter? — Soll ich erst

Juan — — Ach! er mag für sich selbst sorgen. Was geht er mich an? — Fort! Fort, Borachio! Aus dem Staube! Du hast ja weg, was dir zukam!

Ende des dritten Aufzugs.

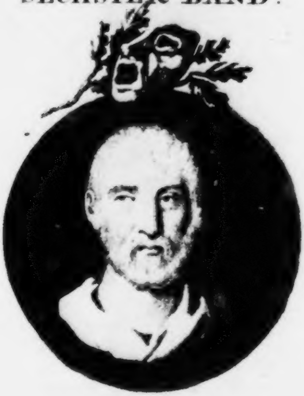
BERLIN,
GEDRUCKT BEI LOUIS QUIEN.

Mohrenstraſse Nr 50.

J. J. ENGEL'S

SCHRIFTEN.

SECHSTER BAND.



SCHAUSPIELE.

ZWEITER THEIL.

BERLIN 1803.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts-Bibliothek München

Ad Bibl. Acad. Land.

INHALT
DES SECHSTEN BANDES.

5. EID UND PFLICHT.
Bürgerliches Trauerspiel, in fünf Aufzügen . . . . Seite 1
Entworfen unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege.

6. STRATONICE.
Schauspiel in einem Aufzuge . . — 161
Unvollendet.

7. DER DIAMANT.
Lustspiel in einem Aufzuge. . . — 195
Nach dem Französischen des *Collé.*

EID

EID UND PFLICHT.

EIN

BÜRGERLICHES TRAUERSPIEL.

(ENTWORFEN UNMITTELBAR NACH DEM
SIEBENJÄHRIGEN KRIEGE.)

Personen:

Welldorf, Vorsitzer des Stadtraths.
Madame Welldorf.
Eduard, ihr Sohn, in feindlichen Diensten.
Luise, ihre Tochter.
Ein feindlicher Oberster, Befehlshaber des Orts.
von Brink, feindlicher Hauptmann.
Ein Arzt.
Sergeant, mit Wache.
Sophie, im Dienst der Mad. Welldorf.
Ein Bedienter des Hauptmanns.

Die Scene: ein Saal, mit einem daranstoſsen Seitenzimmer.

Eduard und die Officiere sind von verschiedenen Regimentern.

ERSTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

Madame Welldorf. Dann Sophie.

M. Welldorf (unruhig umhergehend). Sie kömmt nicht. Sie weiſs, mit welcher ängstlichen Ungeduld ich nach ihr aussehe, und kömmt nicht. — O dies schreckliche Leben! Ich könnte wünschen, daſs nur Alles aus, Alles entschieden wäre. So wär' ich doch ruhig. — — (horchend und dann entgegen) Endlich! Ja, sie ist es; ihr Gang. — Nun? Nun, Sophie?

Sophie (auſser Athem). Ah Madam! Wer doch lieber nicht reden dürfte!

M. Welldorf (erschrocken). Wie?

Sophie. Die Geiſsel sollen fort. Ohne Gnade. — Schon in der Nacht, sagt man, ist der Befehl gekommen. — Die Anstalten sind schon alle gemacht; die Freunde, die Anverwandten nehmen schon Abschied; es kann sich auſs längste noch eine Stunde hinziehn, dann geht es fort: und hier der Herr — ach hoffen Sie nur für den keine Schonung! Ich hörte, als der Oberst die Namen abrief — —

M. Welldorf. Daſs er auch ihn nannte? auch ihn?

Sophie. Ihn zuerst. Und so laut! — Ich würde Sie nicht erschrecken, wenn ich nicht zu gewiſs wäre. Aber ich stand so nahe.

M. Welldorf (in Angst). Sophie! —

Sophie. O, Sie müssen nur einen Entschluſs fassen; nur gleich! Sie müssen nur Anstalten machen, ihn fortzuschaffen.

M. Welldorf. Ihn fortzuschaffen?

Sophie. Er hat hier doch noch Freunde — hat Anverwandte —

M. Welldorf. Gab er denn nicht sein Ehrenwort, sich zu stellen? Ist Er der Mann, das zu brechen? — Würd' er nicht, ohne dies Ehrenwort, noch gleich den Übrigen im Gefängniſs liegen?

Sophie. Sagen Sie eher: im Grabe.

M. Welldorf. Um so schlimmer! Das vermehrt noch seine Verpflichtung. — Und wenn ich ihn auch zur Flucht zu bereden wüſste; wo sollt' ich mit einem Sterbenden hin? mit einem Manne, der kaum noch Kraft hat, von seinem Sessel bis an sein Bett zu taumeln? — Soll ich denn selbst ihn tödten, damit nicht Andre ihn tödten?

Sophie. Aber dann — ich bitte Sie: was bleibt übrig, Madam?

M. Welldorf. Nichts. — Leider!

nichts. Du hast Recht. — Ich muſs ihn Gott in die Arme werfen, und muſs kommen lassen, was kömmt. — (nach einigem unordentlichen Umhergehen) Aber doch — wie wenn der Arzt für ihn spräche?

Sophie. Der Arzt?

M. Welldorf. Er ist bekannt mit dem Obersten; hat ihm Dienste gethan. — Lauf! lauf! Du wirst ihn noch finden, hoff' ich; es ist noch frühe. — Sag' ihm, in welcher Unruhe ich bin; sag' ihm, daſs er zum Obersten eilen, daſs er sich erst näher erkundigen, daſs er dann versuchen soll, was sein Fürspruch — —

Sophie (auf dem Sprunge). Genug! — Zeit ist kein Augenblick zu verlieren. Ich weiſs schon Alles. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Madame Welldorf allein.

Sein Fürspruch! Und kann ich noch

Hoffnung hegen, daſs uns sein Fürspruch — — Gott! Gott! Es ist Verzweiflung in dieser Hoffnung. — — Wie, wenn ich's nur nicht geheim hielte? wenn ich mir lieber ein Herz faſste und ihm es ankündigte? Der erwartete Schlag träfe dann minder schrecklich. — Zwar Er — er ist so völlig dahingegeben, ist zum Äuſsersten so gefaſst; aber Luise! Luise! wenn nun die Alles verloren geben soll, Alles auf einmal! so viele Sorgen, Nachtwachen, Thränen — — Sie kömmt. — (indem sie die Augen trocknet) Ah die Unglückliche! Ich muſs mich fassen, so gut ich kann.

Dritter Auftritt.

Madame Welldorf. Luise.

Luise (schleicht aus dem Seitenzimmer gegen die Thüre, und erblickt ihre Mutter). Sieh, da sind Sie ja, liebe Mutter. So eben wollt' ich hinaus, Sie zu suchen. — (näher kommend und sie ansehend) Sie haben geweint?

M. **Welldorf** (mit erzwungener Ruhe). Wenn man allein ist, mein Kind; — das Herz — —

Luise. Freilich wird's da eher voll, und tritt über. Einsamkeit führt zum Nachdenken, und das taugt nicht für uns. — Doch für itzt seyn Sie nur wieder recht heiter! Ich bringe gar gute Nachricht. — Mein Vater ist diesen Morgen in einen Schlaf gefallen, wie er ihn seit Wochen nicht mehr gehabt hat; in einen so erquickenden Schlaf! Ich bemerke keine Bänglichkeit mehr, kein schreckhaftes Zusammenfahren, keinen ungleichen Odem, nichts von dem, was der Arzt immer so ungerne hörte. — (indem sie gegen das Fenster geht) Ich weiſs nicht, ob ich mich irre: aber — —

M. Welldorf. Was hast du?

Luise. Es ist nicht mehr frühe, däucht mir. Er könnte da seyn.

M. Welldorf. Der Arzt? Bist du ungeduldig nach ihm?

Luise. Das wohl nicht; aber ich mögte denn doch sein Urtheil hören. — Gestern machte er mir ganz bange mit seiner Zurückhaltung; er war so trocken, einsylbig, finster: heute, denk' ich, soll er schon wieder offner werden, soll uns schon eine freundliche Miene gönnen. Denn anders als Gutes wird er uns doch nicht sagen können. Nicht wahr?

M. Welldorf (kaum sich zwingend). Gütiger Gott!

Luise. Ich meine nur: weil er doch auf Schlaf immer die beste Hoffnung baut; weil er ihn die Arzenei der Natur nennt, wovon er mehr Wirkung als von jeder andern, erwartet.

M. Welldorf. Er hat Recht, denk' ich, sehr Recht; aber *darum* — —

Luise. Nun?

M. Welldorf. Und wenn auch von dieser Seite schon Alles besser stände, unendlich besser; — sind wir darum geborgen? sind der Zufälle, die unsre ganze Aussicht wieder verfinstern können, nicht noch so viele, so viele möglich? — (ihre Hand ergreifend) Ich beschwöre dich: lerne ruhiger seyn! Lerne auch bei dem besten Anscheine das Schlimmste fürchten! — Du weiſst, wir sind in dem Fall, daſs wir's müssen.

Luise (niedergeschlagen). Sonst sorgt' ich Ihnen immer zu viel — war Ihnen zu traurig —

M. Welldorf (gerührt). Luise! —

Luise. Und nun ich einst einen Augenblick froh bin; nun wollen Sie mir auch mein Bestes, mein Einziges nehmen: die Hoffnung?

M. Welldorf (lebhaft). Ich dir sie nehmen? — (und wieder herabgestimmt) Aber für uns leider! für uns — —

Luise. Da sei Gott vor, daſs sie für uns verloren wäre! Das war's doch nicht, was Sie meinten?

M. Welldorf. Nein! Nein; aber —

Luise (nach einer Pause). Ich begreife Sie nicht. Ich sehe nur *so* viel, daſs Sie etwas auf Ihrem Herzen haben, und etwas sehr Schweres. Warum verbergen Sie mir's? — (auf sie zu) O sagen Sie's ohne Rückhalt heraus! Das bloſse Zweifeln und Umherrathen ist mir so schrecklich.

M. Welldorf (sich zwingend). Hab' ich denn etwas?

Luise. Gewiſs. Gewiſs. — Sagen Sie mir's heraus, eh ich noch auf das Schlimmste falle. Ich will mich dann auch fassen, und will ganz ruhig bleiben;

ich verspreche es Ihnen. — (ihr näher tretend und leiser) Es ist doch nicht etwa Nachricht gekommen?

M. Welldorf. Was träumst du? — Woher?

Luise. Aus dem Felde, mein' ich. Von meinem unglücklichen Bruder. — Daſs er vielleicht bei irgend einem Vorfall — seine Gesundheit — vielleicht wohl gar — — (beide Hände auf ihrem Arm) Liebe Mutter!

M. Welldorf. Nun, da sieh nur! Sieh, wie schnell wieder, wie rasch! — Müſst' ich nicht bei deiner so hinfälligen Gesundheit zittern, wenn ich dir in der That etwas zu sagen hätte?

Luise. Also nein? Sie haben mir nichts — —

M. Welldorf. Ich bin noch ganz ohne Nachricht. Ich darf ja auch meine Sorgen und meinen Kummer nicht erst von Eduard holen. Denn leider! hier selbst — —

Luise (da sie inne hält). Hier selbst? —

M. Welldorf. Sind wir denn schon sicher, daſs du erst fragst? Ist dein Vater nicht der Erste im Rath, und so auch der Erste in der Gefahr? Kömmt die Weigerung, den Feind in seiner Forderung zu befriedigen, nicht hauptsächlich von ihm? — Das, das, mein Kind, macht mir Sorge! Denn, wenn die alte Drohung endlich erfüllt würde; wenn Befehl wegen der Geiſsel käme — —

Luise (schnell). Befehl? Sie über die Gränze zu schaffen? — Er wäre da?

M. Welldorf (zögernd). Sagt' ich denn das? — Aber *wenn* er käme, und man hart genug wäre, auch deinen Vater — —

Luise. Sie machen mich zittern. Das wäre schrecklich für uns. — Nein, den weiten Weg bis zur ersten feindlichen Festung — den überlebte er nicht; nimmermehr!

M. **Welldorf.** Und wenn dann nur ein Fürsprecher da wäre! irgend ein Mann von Gewicht, der auf so einen Fall — —

Luise. Aber der wäre doch, liebe Mutter.

M. **Welldorf.** Wer? — wo?

Luise. Sie fragen? Sie haben unsern Retter, unsern Wohlthäter doch nicht vergessen?

M. **Welldorf.** von Brink? — der uns schon seit Wochen nicht mehr besucht?

Luise. Weil er das ja nicht konnte; weil der Dienst ihn von hier rief. — Indeſs wollt' er doch wiederkommen, und seiner Rechnung nach könnt' er schon da seyn. Was ihn auch nur abhalten mag! — (nach mehrern Augenblicken) Sollten wir denn aber wirklich etwas zu fürchten haben? Sollte man grauſam genug seyn können, meinen Vater vom Todbett zu reiſsen? — Ich kann das nimmermehr denken. Sein Elend ist viel zu sichtbar an ihm. Menschen werden ihn uns laſsen, wenn nur Gott ihn uns läſst.

M. Welldorf. Wären sie — wären sie Menschen!

Luise. O, sie sind's. In der That. — Schon unser rechtschaffner Hauptmann —

M. Welldorf. Der Eine! —

Luise. Mit wie viel Groſsmuth nahm er sich unser an! Wie willig war er auf meine ersten Bitten, uns zu helfen, uns beim Obersten zu vertreten! — Lieſs er nicht Thränen fallen, da wir ihm dankten? War er nicht so innig bewegt? —

Und darum denk' ich: wenn noch *die* weinen, von denen wir unser Unglück fürchten, da dürfen *wir* aufhören zu weinen. Nicht wahr? (indem die Mutter erschrocken in den Hintergrund tritt) Aber was ist Ihnen?

M. **Welldorf.** Hörtest du etwas?

Luise (einen Augenblick lauschend). Nichts. Keinen Laut. — Doch wenn Sie's für sichrer halten — — (ab.)

Vierter Auftritt.

Madame Welldorf (allein).

— Konnt' ichs ihr sagen? Wollte sie's bei dem reinen, vollen Zutrauen, das sie zur Menschheit hegt, auch nur ahnen? — Gott! und wenn man schon da wäre! wenn man ihn schon abrufen, ihm das Todesurtheil ankündigen wollte! — Todesurtheil wär' es für ihn. — (der

Thüre

Thüre näher) Horch! — Sie wird laut — immer lauter. — Aber dem Tone nach ist sie nicht erschrocken, ist sie voll Freude. Wie ist das möglich?

Fünfter Auftritt.

Madame Welldorf. Luise. Dann Eduard.

Luise (froh hereineilend). Denken Sie, denken Sie Sich! Ich hatt' ihn doch kaum erst genannt, war doch kaum erst um ihn besorgt gewesen; und da ich hinaustrete — — (sich umsehend) Aber wo bleibt er denn nun? — Ach, er ist so in sich gekehrt und so schüchtern. — (die offne Thüre haltend) Komm! komm, Eduard! komm!

M. Welldorf (wie erschrocken). Dein Bruder?

Luise. Da ist er! — Ja, er lebt, und besucht uns. Freuen Sie Sich mit mir! — Er kömmt mit eben den Wenigen, die uns gestern angesagt wurden. Er wird hier Rasttag halten.

M. Welldorf (auf ihn zufliehend). Eduard — darf ich's glauben? — Mein Sohn! —

Luise. Ich war erst auch ganz betroffen. Ich hatte noch meinen Vater im Sinne, und machte mir — ich weiſs nicht, was für Gedanken. Aber da er mir näher trat — da er meine Hand faſste, und mich bei Namen nannte — —

M. Welldorf (ihn haltend). So *bist* du's? So muſs ich dich nach Jahren der Trennung, der Unruhe — muſs dich in so einem Augenblicke — — Gott, wie fremd ist mir das! Ich hatte an Glück und an Freude auch keinen Gedanken; und nun — — (indem er sich ihr entwindet) Aber was ist dir? Du fliehst mich?

Eduard. So mich aufzunehmen! Mit so viel Liebe!

M. Welldorf (ihm nach). Mein Sohn —

Eduard. Einen Undankbaren — Entlaufnen — einen Elenden, der alle Rechte des Sohns verwirkt hat, und der in dieser Gestalt — —

M. Welldorf. Eduard — Welche Reden sind das! — — O nicht weiter in diesem Tone!

Luise (zuredend). Mein Bruder —

M. Welldorf. Keine Rückblicke weiter! Es waren Unbesonnenheiten — jugendliche Verirrungen, die schon lange vergessen, die auf immer vergessen wurden.

Eduard (gen Himmel blickend). Nur nicht dort, meine Mutter — (und auf sein Herz deutend) nicht hier! — Und wenn auch Sie und mein Vater vergessen konnten — — (an seine Kleider fassend, mit dumpfem Tone) Sehen Sie her! Dies erinnert!

M. Welldorf. An dein Unglück, Eduard; woran sonst? — Hat dich dein freier Entschluſs, oder hat dich das Elend deiner Gefangenschaft — —

Eduard (lebhaft). Nein, nur dies hat mich hingerissen; nur dies! — Ich hatte die festesten, heiligsten Vorsätze gefaſst. Ich hatte meinem Fürsten geschworen, und wollte kein Meineidiger werden; tausendmal eher mein Leben lassen. — Aber Hunger, Durst, Nacktheit — alles Unerträgliche, was Sie Sich denken können — —

M. Welldorf (gütig). Nun, so vergieb dir selbst, und sei ruhig!

Eduard. Ruhig? Darf ich das, meine Mutter? — O ich hätte Fragen an Sie zu thun; Fragen — die ich zittre, über die Lippen zu bringen.

M Welldorf. Und welche? Sprich!

Eduard. Ob mein unglücklicher,

mein so schändlich gemiſshandelter Vater — denn ich weiſs Alles, Alles, was mit ihm vorging — ob er in der That vom Gefängnisse frei ist? ob Sie ihn wieder haben?

Luise (schnell). Dort schläft er! Es ist schon Wochen her, daſs ich ihn frei bat. — Der Hauptmann selbst, der die Aufsicht über die Geiſsel hatte, ward das Werkzeug zu seiner Rettung — einer der edelsten, der vortrefflichsten Menschen!

Eduard (tief Athem schöpfend). Nun wohl! So hätt' ich denn doch Eins von der Seele! — Wie hat mich die Nachricht von seiner Verhaftung gemartert! — — Aber an dieser Nachricht hing eine noch andre. Sein Zustand?

M. Welldorf (ungern). Was soll ich dir antworten? Immer — immer noch —

Eduard. Ohne Hoffnung. Nicht weit vom Tode. Ich weiſs.

Luise. Wie? — (indem die Mutter die Achseln zuckt) Nein, ich bitte Sie, liebste Mutter: warum ihn in dieser Unruhe lassen? — Ohne Hoffnung ist der Vater doch nicht; nimmermehr! Er hat noch immer Kräfte, um wieder emporzukommen. Und was die Furcht betrifft, daſs wir zum zweiten Mal ihn verlieren könnten — —

M. Welldorf (mit Wehmuth). Du baust so viel auf die Menschen!

Eduard (von einer auf die andere blickend). Was heiſst dies?

Luise. Eduard! Sei nur ganz auſser Sorgen! Die gute Mutter, weiſst du, sieht oft zu weit, allzuweit. — Sie denkt, weil unser Vater doch nur auf Bedingung frei ward, und weil er sein Ehrenwort geben muſste, nicht von hier zu entweichen —

Eduard (erschrocken). Wie?

Luise. So denkt sie, werde man mit

den übrigen Geiſseln vielleicht auch ihn — wenn etwa Befehl käme, sie weiter zu schaffen — —

Eduard (zurücktretend). Weiter zu schaffen? Luise!

Luise. Kann dich das unruhig machen?

Eduard. Ah! was du da sagst — wenn ich es mit den Anstalten, die man hier trifft, mit der Ängstlichkeit unsrer Mutter vergleiche — — (sich schnell gegen die Mutter wendend) Ich beschwöre Sie: sagen Sie mehr! Sagen Sie Alles! Erklären Sie mir diese Ihre Niedergeschlagenheit, Ihre Wehmuth! — (die Hand vor der Stirne) Ich ſasse Gedanken, die — —

Luise (ängstlich). Was für Gedanken?

Eduard. Ich sah den Marktplatz voll Menschen, und ein Wagen mit Wache hielt vor dem Gefängniſs. Ich floh, um nicht erkannt zu werden, vorüber; denn jedes stillstehende Kind sah mich an; aber ich hörte, däucht mir, von Festung, von Wegführen, von Unsicherheit dieser Gränze murmeln. — Und nun — man sollte mir meinen todtkranken Vater — sollt' ihn von seinem Sterbebette — — Ich schaudre!

Luise (starr auf die Mutter sehend). Wie?

M. Welldorf. Wenn du Ursache hättest zu fürchten!

Eduard (schnell und heftig). Ha! — So errieth ich's? So soll er fort?

Luise (außer sich). Meine Mutter!

Eduard. Um Gotteswillen! — Und das jetzt in dem Augenblick, da ich hier ankomme? vor meinen Augen?

M. Welldorf (zuredend). Eduard —

Luise. Nein, wie ist dies? wie ist dies? — (indem sich Eduard voll Verzweiflung an einen Tisch wirft.) So sehr ich von Sinnen bin, so seh' ich doch, daſs Sie mir das nicht hätten verbergen können; unmöglich! — Schon die Anstalten, sagt Eduard? Schon ein Wagen vor dem Gefängniſs? — Und Sie wissen, daſs man auch meinen Vater — ? —

M. Welldorf. Es wissen! — Würd' ich geschwiegen haben, wenn ich es wüſste? Würd' ich nicht das erste heftigste Schrecken haben verhindern wollen? — Aber eben weil ich noch ungewiſs bin; weil ich nur Alles noch von Sophien habe —

Luise. Von ihr? —

M. Welldorf. Und weil auch die nur noch muthmaſste, nur Argwohn schöpfte — —

Luise (immer dringender). Also doch keine Ankündigung? keine Aufforderung sich bereit zu halten?

M. Welldorf. Keine. Keine. — (sie von sich wegdrückend) Ich bitte dich:

laſs mich zu mir kommen, und laſs mich mit deinem Bruder reden! Wenn ich ängstlich war, so war ich es mehr um deinet- als deines Vaters willen. Ich habe Hoffnung für ihn, die beste Hoffnung. — Und wenn er auch wirklich Gefahr liefe — — (indem sie sich gegen den Sohn wendet) Eduard! Auf den möglichen Fall, daſs er sie liefe; — — Sollt' es nicht Schickung von Gott seyn, daſs du hier ankamst? Sollten wir nicht gegen alle Besorgniſs eben durch dich gedeckt seyn?

Eduard (mit Wildheit aufspringend). Durch mich? Durch mich?

Luise. Durch Eduard? Sie glauben, daſs wenn er ginge — —

M. Welldorf. Daſs er Alles, selbst das Schrecken, verhindern könnte. Ich lieſs in meiner Verlegenheit schon unsern Freund, unsern Arzt entbieten.

Luise. Und der? —

M. Welldorf. Ich wuſste niemand, an den ich mich wenden konnte; als ihn; aber nun denk' ich, wenn lieber Eduard spräche, wenn ein Sohn spräche, der selbst in Dienst ist und der es Jahre lang ist — — (ihm nach, indem er in Unordnung umhergeht) O aber du hörst nicht. Du überläſst dich ganz deiner Verzweiflung. — Eduard! Wer verzweifelt, bleibt hülflos. — Und steht's denn schon so schrecklich mit deinem Vater? Kann nicht eben dein Unglück ihm vielleicht noch zur Rettung werden?

Eduard. Mein Unglück? Ihm mein Unglück zur Rettung?

M. Welldorf (bittend). Fasse dich nur! —

Eduard. Bei Gott! Sie könnten mich lehren, daſs ich es *liebte!* — Aber wie, wie zur Rettung?

M. Welldorf. Du müſsteſt hingehen, mein' ich; müſsteſt einen Versuch wagen — —

Eduard. Wie mir Wunder gelängen? Wie ich Menschen zum Mitleiden rührte, bei denen es Tugend ist, keine Seele und kein Gefühl zu haben? Menschen, die, wenn sie einmal Befehl sehn — —

Luise (zur Mutter). Aber *ist* es denn — ist es wirklich Befehl?

M. Welldorf (nicht ohne Unmuth). Und weiſs ich's? Bin ich nicht noch völlig im Dunkeln? — Doch gesetzt, daſs es so wäre — —

Eduard (heftig). Dann! — dann! —

M. Welldorf. Blieben nicht Auswege übrig? Hat ein Unglücklicher, hat ein Sterbender keine Rechte? Käm' es hier nicht bloſs auf Bericht an, und auf Bericht der Wahrheit, der reinen Wahrheit? — Doch vielleicht auch, daſs Alles im Grunde nichts ist, daſs man nur einen letzten Versuch macht, die Geiſsel zur Einwilligung zu bewegen. Man hat ja schon öfter geschreckt.

Eduard (aufhorchend). Schon öfter?

M. Welldorf. Und mit Drohungen! mit so fürchterlichen, als ob man sie auf der Stelle vollziehen wollte. — Gewiſs, es ist auch jetzt wieder Drohung. Oder, wenn man auch mit den Übrigen Ernst machte und sie von hier schaffte —

Eduard. Ach! dies Einzige — diese aufdämmernde Möglichkeit, daſs es vorübergehe — — (sich zusammenraffend) Ich habe hier keine Geduld länger. Ich muſs Gewiſsheit haben.

M. Welldorf. Eduard! — Und wenn du Absichten merktest; wenn wirklich dein Vater Gefahr liefe — —

Eduard. Was dann? Was soll ich?

M. Welldorf. Nicht an Rettung verzweifeln. Einen Versuch machen, was deine Bitten — —

Eduard. O Gott! — Lieber, was meine Raserei, meine Wuth vermögte! — Aber ja! ja, meine Mutter! ich will. Wenn ich noch Möglichkeit sehe; so will ich kriechen, betteln, zu Füſsen fallen, Alles thun, was ich für mich nicht thäte, und hätt' ich ein tausendfaches Leben zu retten. Für *ihn* — ah! da will ich! da muſs ich! *(ab.)*

Sechster Auſtritt.

Madame Welldorf. Luise.

Luise *(ihn begleitend und dann ihm nachsehend).* Er geht. — Wenn er nur nicht die Fassung verliert! Wenn er nur seiner Bitterkeit Herr bleibt! — Ach, es kann noch Alles so gut, und es kann auch Alles so schrecklich werden. — *(auf die Mut-*

ter zugehend, die in Kummer versenkt steht) Sie schweigen? Sie lassen doch Ihren Muth, Ihr Vertrauen nicht sinken? Denn sonst — — eine groſse, drückende Sorge haben wir doch nun vom Herzen; nicht wahr? Wir wissen doch nun, daſs er lebt, daſs er wohl ist.

M. Welldorf. Eduard? Schien er dir wohl?

Luise. O ich hätte schweigen sollen. Sie weinen. —

M. Welldorf. So wie er *mir* schien, Luise; so mögt' ich gehen und mich an deines Vaters Anblick wieder erquicken. Ich würde eine Todesgestalt, aber in ihr doch eine ruhige Seele finden. —

Luise (ein wenig erschrocken). Man kömmt. — (und wieder beruhigt) Aber es ist ein Freund; unser Arzt.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Der Arzt.

M. Welldorf (ihm entgegen). Seh' ich Sie endlich?

Der Arzt. Leider! noch ohne Hülfe, selbst ohne Nachricht. — Der Oberst war zu beschäftigt; ich kam nicht vor. — Indessen bitte ich Sie: seyn Sie ruhig! ganz ruhig!

M. Welldorf. In solchen Umständen?

Der Arzt. Ich traf jetzt gleich Ihren Sohn. Er sagte mir, daſs er auf dem Wege zum Obersten wäre.

M. Welldorf. Und wird er mehr vermögen, als Sie?

Der Arzt. Ich hoff' es, Madame. Wenigstens wird man ihn vor sich lassen, ihn hören; und mit diesem einzigen Vortheil ist schon viel, ist oft Alles gewonnen.

wonnen. — Auch *ich* lasse mich *so* noch nicht abweisen; ich kehre zurück. — Wenn ein Sohn, der selbst in Dienst ist, für seinen Vater: ein Arzt, dem man Verpflichtungen hat, für seinen todkranken Freund spricht: wär' es da möglich, Madame — ? —

Luise. O gewiſs nicht! Sie reden wie aus meinem eigenen Herzen. Das wäre gewiſs nicht möglich. — (zur Mutter) Seyn Sie dann auch wieder froh, liebe Mutter! Werden Sie heiter! Es steht doch auch hier etwas besser. — (sich wieder zum Arzt wendend) Denn was ich Ihnen sogleich würde gesagt haben, wenn nicht diese neue Unruhe gekommen wäre: mein Vater scheint itzt wirklich auf gutem Wege. Er liegt so eben in einem recht sanften, recht erquickenden Schlummer.

Der Arzt. Daſs er also noch nichts von seiner Gefahr weiſs?

M. Welldorf. Kein Wort. Wozu auch?

Der Arzt. Das meint' ich, Madame. Böse Zeitung kömmt wohl jedem zu früh; und für ihn ist die erste, wesentlichste Bedingung des Wiederaufkommens: Ruhe.

M. Welldorf. Hörst du, Luise? — Geh dann wieder hinein; und wenn er erwachen sollte — —

Luise. Ich schweige. Seyn Sie um mich nicht bekümmert! Ich sage kein Wort. — (auf halbem Wege wieder umkehrend) Aber nicht wahr, liebe Mutter; wenn nun Eduard wiederkömmt — einen Wink doch von Ihnen! einen einzigen kleinen Wink, damit ich nur wisse — —

M. Welldorf. Geh! Ich verspreche es dir. — (nachdem Luise zurückgeschlichen) Wir sind allein, liebster Freund. Sie rühmten sonst meine Standhaftigkeit, meine Fassung; aber diese ewige Unsicherheit wird mich zu Boden drücken. — Sagen Sie mir unverhohlen: haben Sie Hoffnung?

Der Arzt (einen Augenblick sie ansehend). Wozu? — Zur Wiederherstellung des guten Greises? — kaum. Zu seinem Hierbleiben? — wenig.

M. Welldorf (nach einer kurzen Pause). Wohl! — Ich will ausdauren und meine Pflicht thun, und will aufsehn zu Gott, daſs er mir tragen helfe!

(ab mit dem Arzte.)

Ende des ersten Aufzugs.

ZWEITER AUFZUG.

Erster Auftritt.

VON BRINK. MADAME WELLDORF.

VON BRINK.

Wie, Madame? Welche fruchtlose Hoffnung! — Sie kennen den Mann nicht, mit dem Sie's zu thun haben; sonst würden Sie anders denken.

M. WELLDORF. Aber wenn er noch Mensch ist; wenn er nicht durchaus alles Gefühl verläugnet — —

v. BRINK. Er? darf er verläugnen, was er nicht hat? — Ich hab' ihn nur eben itzt, und in was für einer Stimmung! verlassen. In der frohsten, heitersten von der Welt. — Ich frage Sie:

würd' ein Mann, der nur einen Funken Gefühls beſäſse, einen solchen Befehl in der Hand, und nicht den bittersten Verdruſs in der Seele haben?

M. Welldorf. Also doch? Er hat ihn wirklich, diesen Befehl?

v. Brink. Er sagt es. Auch würd' er, wenn er ohne Befehl handelte, sich verantwortlich machen; und das zu wagen, sieht ihm nicht ähnlich. Er ist kein Freund von Gefahr.

M. Welldorf. Aber auch *so* noch — Sieht er denn nicht, was ein Kind sehen könnte: daſs er auch *so* noch Freiheit hat, zu handeln und nicht zu handeln? daſs, in Rücksicht auf einen Sterbenden, die eigene Absicht dieses Befehls ihn aufhebt, und daſs man ihm nicht ärger zuwiderhandelt, als wenn man ihn ausführt?

v. Brink. *Will* er das sehen?

M. Welldorf. Sie tödten mich. — So wäre Absicht dabei? böser Wille? —

v. Brink. Daſs Sie noch fragen! — Hat man denn nur irgend etwas gethan, diesen edlen, groſsmüthigen Obersten zu verpflichten? ihm nur irgend einen Anlaſs verschafft, sich durch Proben seiner Uneigennützigkeit, seiner *Unbestechlichkeit* Ehre zu machen? — Die Folgen dieser Nachlässigkeit liegen am Tage, Madam. Denn natürlich werden nach den Gesinnungen die Berichte, und nach den Berichten die Befehle gegeben.

M. Welldorf (starr ihn ansehend). Dieses Licht — —

v. Brink (bitter). Ist doch hell genug, hoff' ich?

M. Welldorf. So hell, als schrecklich!

v. Brink. Nun dann! — Und daſs Sie also nur ja nicht weiter auf Mitleiden, Menschlichkeit, Groſsmuth rechnen! Das sind Tugenden, die er viel zu werth hält, um sie so für nichts zu verschleudern. — Das Einzige, was *ich* hier übrig sehe, ist Unterwerfung unter das Schicksal.

M. **Welldorf** (aufblickend). O Gott! —

v. **Brink** (nach einigen finstern Augenblicken). Es werden Betten nöthig seyn — Arzeneien — Ich bitte Sie: machen Sie Anstalt dazu, und schnelle Anstalt! (indem er zur Seite geht) Ich bin ungeduldig fertig zu werden, wo ich lieber nicht anfinge. Mein ganzes Herz ist voll Abscheus.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Luise.

Luise (lebhaft hervorkommend). Hörten Sie? Sahen Sie, liebe Mutter? Es hält ein Wagen, und wenn mich nicht Alles täuscht — — (von Brink gewahr werdend)

Aber Sie sind es. Sie sind schon hier. — Gott, wie glücklich ist Ihre Ankunſt!

v. Brink (in sich hinein). Glücklich?

Luise. Ich erkannte den Wagen beim ersten Blicke. Es ist der Ihrige. Sie brachten damit meinen Vater aus dem Gefängniſs. — Urtheilen Sie, wie sehr der Anblick mich freuen, wie sehr ich gerührt werden muſste! Denn so eben sind wir von neuem in einer Lage —

v. Brink (gezwungen). Die mir nicht unbekannt blieb; — die mein ganzes inniges Mitleiden für Sie erweckt —

Luise (dankbar). Und die Sie hieherbringt. Ich seh' es.

v. Brink. Ja, mein Kind — die mich hieherbringt — nicht, um sie besser zu machen —

Luise (erschrocken). Wie? —

v. Brink (nach augenblicklichem Schweigen). Es wäre Thorheit, hier zurückhalten zu wollen. — Faſſen Sie Sich! Ich bin am Ende meines Einfluſſes, meines Vermögens. Ich bin in Abſichten da, die dem zärtlichen Herzen des Kindes kaum verhaſster ſeyn können, als dem wohlgeſinnten des Freundes. — Ich ſelbſt, in dem Augenblick, da ich hier ankomme, erhalte Befehl — unbedingten Befehl —

Luiſe (zurückfahrend). Meinen Vater zu fordern?

v. Brink. Es war das erſte Wort, der erſte liebreiche Empfang dieſes Oberſten, der es ſchon wuſste, wie ſehr er mir damit ſchmeicheln würde. — Doch ſei es! Ich trotze nur ſeiner Tücke, und lache ihrer. Für Ihren Vater ſoll es Wohlthat werden, mein Kind.

Luiſe. Wohlthat? — Daſs man ihn fortſchleppen will?

v. Brink. Daſs man eben mich dazu ausſuchte. — Ich kann ihn nicht hier erhalten; aber ich kann doch Eins: ihm sein Schicksal mildern, es ihm erträglicher machen.

LUISE. Und Sie wollten — ? Sie, sein einziger Freund; — Sie wollten itzt Selbst — —

v. BRINK. Ich will thun, was ich noch kann. Ich bringe den Wagen, den Sie sahen, nicht zu meinem, sondern zu seinem Gebrauche; ich weiſs, daſs er bequemer und besser seyn wird, als jeder, der hier zu haben wäre; ich geb' ihm Leute zu seiner Bedeckung, die ich aus meinen besten, meinen geprüftesten wählte; Leute, denen ich's auf die Seele band, den guten Greis mit der sanftesten Schonung, mit der ehrerbietigsten Nachgiebigkeit zu behandeln, und von denen ich gewiſs bin, daſs sie gehorchen, daſs sie freudig gehorchen werden. — Für alles Nothwendige, selbst für Überfluſs, ist geſorgt; (indem er Briefe hervorzieht) und auch das hab' ich veranſtaltet, daſs, wo er jetzt hinkömmt — —

Luise. In ſein Grab hin, wohin es ſei! — Nein, was Sie auch für ihn thun mögen — und wenn es mehr, wenn es unendlich mehr wäre, als das — —

v. Brink. Aber was *kann* ich denn mehr?

Luise. Er iſt verloren, wenn Sie ihn von den Seinigen reiſsen; wenn Sie ihm die Pflege, die Ruhe entziehen.

v. Brink (die Achſel zuckend und finſter). Das *muſs* ich einmal.

Luise. Er iſt verloren! ohne alle Rettung verloren!

v. Brink. Ich danke Gott: nicht durch mich! — (ſie mit ausgeſtrecktem Arm und weggewandtem Blick von ſich abhaltend) Und nun, mein Kind — weil doch nichts dadurch beſſer wird, daſs Sie mich martern: — Schonen Sie meiner! Mäſsigen Sie Ihren Schmerz! Ich trage schon ohnehin eine Bitterkeit, einen Verdruſs in der Seele: — ich bin kaum nur noch Herr darüber. — (mit erzwungener Kälte) Madame! Was ich Ihnen sagte, das nöthig seyn würde. Machen Sie Anstalt!

M. Welldorf. So *muſs* ich? Ich muſs hinein und ihn wecken? — Es ist ein Gang, wie zum Tode.

Luise (ihr vorrennend). Wohin? wohin? Nimmermehr!

M. Welldorf. Sage: was bleibt mir übrig? Was kann ich thun?

Luise (mit Empörung). Sollen wir Mitschuldige werden? — Mag er gehen! Mag er seine eigene Wohlthat vernichten!

M. Welldorf (zuredend). Luise! — Du bist auſser dir, Kind.

Luise. Ist's ein Wunder? — (sich fassend und ihm wieder nähernd) Aber ich bin es! Ich verzweifelte an einem der besten Männer. — Weiſs ich denn nicht? Hab' ichs nicht noch immer im Herzen, wie Sie mich im Gefängniſs vom Boden aufhoben? wie Sie mir mit eigener Hand die Thränen trockneten, die ich um meinen Vater vergoſs, und mich eine gute, eine liebende Tochter nannten — O, Sie werden auch itzt; ja, Sie werden gewiſs, da Sie doch so Alles, Alles in Händen haben — —

v. **Brink.** In Händen? Ich?

Luise. Sie werden durch ein einziges Wort, das Sie sprechen, durch einen einzigen Gang, den Sie thun — —

v. **Brink.** Zu wem? Zu wem?

Luise. Zu dem Obersten. — Sie werden, bei Ihrem Einfluſs auf ihn — bei Ihrer Verbindung mit ihm — —

v. **Brink.** Verbindung! — Ha, lieber gar Freundschaft! So bin ich noch um so mehr erniedrigt. — Ich in Verbindung mit ihm? — Aber Sie denken: weil ich doch sonst schon durchdrang, und weil ich selbst meine Mühe herabsetzte, um Ihnen den Dank zu ersparen. — Wären Sie nur zugegen gewesen! — So ein bloſses, unbedeutendes Nichts jene Gnade war, einen sterbenden Greis zu entlassen; so riſs ich ihm dieses Nichts nur mit äuſserster Noth und nur in einem Fluch von den Lippen. — (sich gegen Madame Welldorf umwendend) Und jetzt, da er sich so trefflich gedeckt sieht; da er seinen Grausamkeiten durch den Befehl, den er erschlich, die Miene der Pflicht geben kann: jetzt dürft' ich mit meiner Fürsprache kommen! Wenn er allen seinen bittersten Hohn über mich ausschütten sollte; so dürft' ich kommen! — Er war von jeher mein Feind. Er sieht mich an, als eine Schlange in seinem Wege, und haſst mich, um mich mit jedem Blick zu vernichten. Er dürfte nur nicht den Neffen des Generals in mir scheuen; so hätt' er mich schon zur Verzweiflung getrieben. — (wieder mehr zu Luisen) Das, das ist meine Verbindung mit ihm: und nun — Soll ich nun gehen?

M. Welldorf. Ich zittre. — Gott wenn's *so* mit uns steht — —

v. Brink. So, Madame! so! Um keinen Gedanken anders. — Und würd' ich denn auch hier seyn, wenn's besser stände? Würd' ich ein armseliges Fürwort zurückhalten, um mich erst an Ihrem Händeringen, an Ihren Thränen zu weiden? — (zwischen Unmuth und Rührung) Haben Sie *so* mich kennen gelernt?

Luise (mit Thränen). Dieser Vorwurf — er dringt an's Herz!

v. Brink. Ich würd' im Stillen gewirkt; würd' es mir nicht zum Verdienst gerechnet, sondern mir gesagt haben, was ich so oft mir sage: Du selbst dankst dein Leben nur fremder Hülfe! Du bist noch in Schuld bei der Menschheit!

M. Welldorf. Aber mit diesem Edelmuthe, mit diesem herzlichen Willen zu retten; wäre denn damit nichts — nichts — auch nicht das möglich, daſs Sie Aufſchub bewirkten? nur Aufſchub von Wochen, von Tagen, bis seine Kräfte — —

v. Brink. Von Tagen! — Und wenn ich auch nur auf Stunden antrüge; was nähm' ich für Vorwand? Kann ich sagen, daſs *der* Mann, der den Tod vor Augen sah und nicht wankte; daſs der auf einmal unschlüssig scheine? daſs er seinen Widerstand noch aufgeben, die Schuld noch erkennen werde? — Denn

entwe-

entweder das müſst' ich sagen, mit Wahrheit sagen; oder jeder Versuch — —

LUISE. Aber *wenn* er nun noch — o Sie geben mir die Hoffnung, und mit ihr das Leben wieder! — wenn er noch itzt sich entschlösse?

v. BRINK (es wegwerfend). Er? —

LUISE. Wenn er noch itzt sich bewegen lieſse, seinen Widerspruch fahren zu lassen; die geforderten Wechsel zu unterzeichnen?

v. BRINK (wie vorher). Ihr Vater? Das sollt' Ihr Vater?

LUISE. Wenn er dadurch auch die übrigen Geiſsel stimmte, die alle den Blick nur auf ihn richten; die es gewiſs schon hoffen, schon mit voller Sehnsucht erwarten? — —

v. BRINK. Täuschung! Leerer Wunsch, den Sie zur Hoffnung ausbilden! Mehr nichts! — (zur Mutter) Haben Sie Erklärungen, Äuſserungen von ihm?

M. Welldorf. Keine. Ich müſste Unwahrheit reden. — Aber da ihm ein Glück bevorsteht, das er immer so sehr ersehnt, und zu hoffen so gar nicht gewagt hat: die Umarmung seines einzigen Sohnes — —

v. Brink. Nun? — Und was soll die? Was kann die?

Luise. Sehn Sie denn nicht? Wenn wir mitten in seiner Freude und Rührung, ihm seine Gefahr, und zugleich die volle feste Überzeugung ans Herz legen, daſs sein Widerstand ja doch umsonst, daſs er ewig umsonst ist; — denn nicht wahr? Er ist doch ewig umsonst?

v. Brink. Das sicher. Sicher.

Luise (sich lebhaft zur Mutter wendend). Und wenn nun das Eduard ihm bestätigt; und wir dann Alle uns um ihn her sammeln, und auf ihn eindringen, und mit den wehmüthigsten Bitten ihm zusetzen, daſs er doch nachgeben, daſs er für uns sich erhalten wolle — — (wieder zum Hauptmann) O nur Aufſchub! nur wenige Stunden! und ich hoffe gewiſs — —

M. **Welldorf.** Ja, auch ich hoffe, auch ich. — Seine Standhaftigkeit wird hier mehr als erschüttert, wird überwältiget werden. Was keine Todesgefahr vermogt hat, das wird Vaterliebe vermögen. — Nur die Zeit, ihm seine Lage fühlbar zu machen! damit wir dann Alle — —

v. **Brink** (wankend). Madame — — (und mit unruhigen Schritten umhergehend) Aber ich glaube bei Gott! ich will hier nach eigenem Triebe handeln; ich will meinen Befehl überschreiten. — Ha! die Aufnahme, die ich da finden, die Verweise, die ich da hören würde! — (mit Wildheit)

Verweise! und die von ihm! von ihm! ohne ihm antworten zu dürfen! — Es ist unmöglich! unmöglich!

Dritter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Luise *(ihm entgegen eilend).* Eduard! — ach! da bist du ja wieder. — Was bringst du?

Eduard *(die Hand in die Luft werfend).* Das! Hab' ich nur vorkommen können? Alle Mühe, die ich mir gab — — *(den Hut ziehend und dann zurücktretend)* Aber wen seh ich dort? — Ha!

v. Brink *(zur Mutter, die mit einem Kopfneigen antwortet).* Ihr Sohn, Madam? — Sie sprachen mir öfter von ihm. Welche Scene wird er hier sehen! — — *(auf ihn zugehend)* Welldorf! Mein Freund!

Eduard *(mit Trotz).* Welldorf? — Ja, so heiſs' ich. Das ist mein Name.

v. Brink *(beleidigt).* Nun? Und das Wort, das ich hinzuthat? — — *(indem er starr ihn ansieht)* Aber, Gott! welche Ähnlichkeit! Ich erstaune.

Eduard *(indem er die Hand der Mutter ergreift und mit ihr vortritt).* Meine Mutter! Ein einziges Wort, meine Mutter! — Ich fand hier Wagen und Wache haltend; und hätte die Er, eben Er — ? — Ha! wer sonst? Ich bin sinnlos.

v. Brink *(langsam auf ihn zugehend).* Welldorf — Nein, ich zweifle nicht länger. Du bist's! — *(und dann mit Feuer)* Freund! Retter! — Ah, ich hätte Alles nur für den Namen gegeben; und find' ich jetzt auch den, der ihn trägt? find' ich beide in gleichem Augenblicke? — — Aber, Grausamer, daſs du dich mir verbargst! und so lange! Warum? — Bekannt muſsten meine Nachforschungen dir doch werden, da sie so öffentlich, da sie so wiederhohlt geschahen.

M. Welldorf. Was heiſst dies? — Ich bin *auſser mir.* — Darf ich wissen —?

v. Brink. Ah Madam! — Dieser Ihr Sohn —

Luise. Sie hätten ihn schon gekannt? Schon vordem?

v. Brink. Nie. Nie. Aber auch ohne daſs ich ihn kannte, ward ich ihm Alles, meine Erhaltung, mein Leben schuldig.

M. Welldorf und **Luise** *(zugleich).* Sie ihm? — Ihr Leben?

v. Brink. Er hob mich, nach einem unglücklichen Gefecht, von der Wahlstatt, und trug mich auf seinen Schultern ins Lager. Ich hatte schon aller Hoffnung entsagt. Ich war vor Schmerz und vor Blutverlust schon halb ohnmächtig, und der Untergang der Sonne war nahe. Ich sah der letzten, schrecklichsten meiner Nächte entgegen. — *(ihm folgend, indem er wild umhergeht)* Welldorf!

Luise. Mein Bruder —

M. Welldorf. Mein Sohn —

v. Brink. Fasse dich! Höre mich, Freund!

Eduard. Sie hören? Mein Verderben und meine Verzweiflung hören? — (die Hand gegen die Seitenthüre streckend) Dort, dorthin ruft Sie Ihr Dienst. Dort hinein geht Ihr Weg. — — Gott im Himmel!

v. Brink (ernst, aber mit Güte). Unglücklicher! welchen Ton nimmst du an? Gegen wen? — Gegen den besten, redlichsten Freund deines Vaters! — Wenn du nun *mir* es verdanken müſstest, ihn noch sehen, noch umarmen zu können? Wenn eben *ich* es gewesen wäre, der ihn dem Tode im Gefängniſs entrissen?

Eduard (erstaunt nach ihm umblickend). Sie? — Sie?

v. Brink. Frage die Deinigen! Laſs sie reden!

Luise. Wer denn sonst? Sie allein —

M. Welldorf. Ihre Güte nur — Ihre Groſsmuth —

v. Brink (sie hindernd). Genug! — Aber für keinen Preis auf Erden mögt' ich anders an ihm gehandelt haben. — Ich will mehr; ich will mein Äuſserstes für ihn thun. Ich sehe die Wege nicht durch, die zum Ziel führen werden; aber entschlossen vordringen, das bahnt oft Wege. — Fordre! Rathe mir, was ich thun soll!

Eduard (zweifelmüthig). Sie? — Was Sie thun sollen? — Sie könnten —? —

v. Brink. Fordre, sag' ich! — Weiſs man selbst, was man kann?

Eduard (immer wärmer). Sie könnten wider Pflicht — wider Befehl — Könnten ihm seine Freiheit erhalten? sein Leben retten?

v. Brink (nach augenblicklichem Nachdenken). Und *wenn* ichs könnte? wenn die Mittel dazu sich finden müſsten?

EDUARD (mit beiden Händen seinen Arm ergreifend, aber sogleich wieder zurückziehend). O dann — — Groſser Gott! und konnt' ich so wahnsinnig seyn? Konnt' ich, eh' ich noch fragte und hörte, den Wohlthäter, den besten Freund meines Vaters — — (die Faust vor der Stirne) Aber so bin ich einmal! So haben mich meine Schicksale gemacht!

v. BRINK. Laſs das! Kein Wort darüber!

EDUARD. Und wenn Sie erst Alles, Alles wüſsten! das ganze Schreckliche meiner Lage, meines Verhältnisses — — o Gott!

v. BRINK. Welches Verhältnisses? Mit wem? — (da er schweigt und mit tiefem Schmerz gegen die Seitenthüre sieht) Rede! Fasse Vertrauen zu mir! — Meinst du dein Verhältniſs mit deinem Vater?

Eduard. Mit *ihm.* Mit *ihm.*

v. Brink. Nun? — Und so wehmüthig auf einmal?

Eduard. Ah! wenn ich hier fühllos bliebe! — Ich selbst, ich Elender — durch die Wildheiten und Ausschweifungen meiner Jugendjahre — ich hab' ihn auf dieses Krankenlager geworfen; hab' ihm mehr als sein Vermögen, auch seine Gesundheit gekostet; hab' ihn zu diesem hülflosen, frühzeitigen Greise gemacht, der beim Einbruch des Unglücks schon keine Heiterkeit, keine Kraft mehr hatte. Das Elend des Kriegs allein hätt' ihn so nicht niedergedrückt. — Urtheilen Sie jetzt; urtheilen Sie von meiner Sehnsucht nach seiner Rettung; von der ganzen Unermeſslichkeit der Wohlthat, wenn noch Sie mir ihn hier erhielten; wenn ich durch Sie ihm den Rest von Leben nur noch auf Monate, auf Wochen verlängern könnte! — Gott, die Aussicht darauf — — Und wenn dann auch mir das traurigste aller Schicksale bestimmt wäre: als Krüppel von fremdem Erbarmen zu leben; — (mit zitternden Lippen) ich wär's zufrieden!

v. **Brink.** Welldorf! — Bei der Ehre des rechtschaffnen Mannes! — wenn ich noch Möglichkeit dazu sehe — —

Eduard (betroffen). Wie? — Wie?

v. **Brink.** Wenn ich nur irgend eine Spur, einen Schatten davon erblicke — —

Eduard. Von Möglichkeit? Werfen Sie *so* mich zurück? — Erst war's schon sicher, und nun — — Ah wenn Sie's lässig betrieben! wenn Sie nicht aus vollen Kräften Ihr Letztes, Ihr Äußerstes thäten!

v. **Brink.** Will ich denn nicht? Hab' ich's dir nicht geschworen?

Eduard. Ich für Sie habe Alles, Alles dahingegeben: Freiheit, Glück, Ruhe des Herzens; vielleicht auf ewig!

v. Brink. Für mich? — Nimmermehr!

Eduard (nach mehrern miſstrauischen Blicken). Wer nur Herz fassen dürfte — —

v. Brink (dringend). Zu reden? — Du *muſst* nun, du *muſst* nun reden. Wenn du nicht mir kosten willst, was ich dir soll gekostet haben: meine Zufriedenheit, meine Ruhe — —

Eduard. Nun dann! Mag's doch wirken, wie's will! — (mit ihm vortretend und leiser) Ich, der Sohn dieser Eltern, dieses rechtschaffnen, verfolgten, bis aufs Leben gemiſshandelten Vaters — — (indem er mit stiller Wuth auf sich hinsieht) wer bin ich? wer hab' ich werden müssen? — und wie! wie!

v. Brink (mit Beschämung). Schon genug! Ich errathe. —

Eduard. Wenn man mich, in der Hitze des Gefechts, zu Boden gestoſsen, vernichtet hätte; — gut! es wäre Schicksal des Krieges gewesen; ich war Feind und in Waffen: — aber mich gefangen zu nehmen! mich in einen verpesteten Winkel zu werfen, und bis zum Meineid zu martern! —

v. BRINK (betreten). Schon genug, sag' ich! Genug!

EDUARD (ihn nicht hörend). Mich wider Vaterland, Gott und Natur, wider Alles, was Menschen heilig ist, zu empören! — (auf das Herz deutend) mich hier, hier im Innersten elend zu machen!

v. BRINK. Wen trifft das aber? Du sprachst von *mir;* und habe denn ich —

EDUARD (wie vorher). Mich so heillos, — durch so verräthrische Mittel — durch Entziehung aller Nothwendigkeiten — —

v. BRINK (ungeduldig). So rede! Deine Wuth kann gerecht seyn; aber habe denn *ich* — —

Eduard. O Gott, wer sagt das? Nicht der Gedanke kam mir in's Herz. — Nein, gefangen und gemiſshandelt haben mich Andre, ganz Andre; Sie nicht: aber gehalten haben Sie mich, gehalten!

v. Brink. Ich? —

Eduard. An jenem Abende auf dem Schlachtfeld. — Ich hätte mich losreiſsen können; ich sah den Weg aus meinem Elende offen; die ganze Wahlstatt war frei: — aber diese Ihre zitternde, flehende Hand; das Rührende Ihres Tons, Ihrer Blicke; mehr noch das Zutrauen, womit Sie mir den Willen zu helfen in allen Mienen ansahen: — ich war hin! war verloren! Es war, als ob mir eine höhere Stimme riefe: Hilf ihm! Er soll dir einst wieder helfen. — Ich hob Sie auf; ich schleppte mir die Schultern wund an der Last, und ging zurück in mein Sclavenleben: und nun — bei dieser äuſsersten dringenden Noth meines Vaters; — was sollen nun *Sie* an mir thun?

v. Brink. Das fragst du? — (mit Feuer seine Hand ergreifend) Gehen und dir ihn retten. Bei Gott!

Eduard. Aber wie? wie?

v. Brink. Wie es sei! Durch sanfte oder durch rauhe Mittel. — Sieh, ich weiſs Dinge von diesem Obersten; Dinge, Welldorf! — er darf sie nicht laut werden lassen, oder er wagt seine Freiheit und seine Ehre. — Und wenn gleich meine Zeugen dahin seyn können; wenn ich gleich Alles dabei aufs Spiel setze — — Doch nein! nein! Die Gefahr würde nicht bloſs *mich* treffen; auch Euch. Erst die sichrern, dann die gewagtern Mittel. — (zu Mad. Welldorf) Freundinn! Unser ganzes Verhältniſs ist jetzt verändert; jede Bedenklichkeit fällt hinweg. Thun Sie, was Sie mir vorschlugen, und thun Sie's mit Wärme, mit Eifer! Ich geh indeſs und will Aufschub bewirken. Den soll und den muſs er mir zugestehen, oder ich rede mit ihm in einem andern Tone. Ich bin gespannt, bin gefaſst. — — (mit Innigkeit) Leb wohl, Welldorf! leb wohl! So voll auch mein Herz für dich ist; — der bessre Dank ist Erwiedrung. Ich eile. (ab.)

Vierter Auftritt.

VORIGE (ohne von Brink).

EDUARD. Was hieſs das? Was wollt' er mit seinem Aufschub sagen? Wozu hier Aufschub?

M. WELLDORF. Um uns Zeit zu verschaffen; — Zeit, daſs wir die Standhaftigkeit deines Vaters, seine Bedenklichten — —

EDUARD. Wie?

M. WELLDORF. Gott, du fragst, und

ich

ich bin noch, als wie im Taumel. Ich habe noch keine Sinne wieder. — Diese Wendung des Schicksals! Und daſs du ihn, eben ihn dir verpflichten muſstest; den einzigen Redlichen, den wir fanden! — Ah nun versteh' ich sein Wort: ich bin noch in Schuld bei der Menschheit.

Luise (die von Brinks Begleitung zurückkömmt, indem es innerhalb klingelt). Mein Vater — Eben jetzt wacht er auf. Ich muſs fort. — (mit einer Wendung gegen Eduard, und nicht ohne Miſsmuth) O ich hätte noch erst so gerne, so gerne —

M. Welldorf (ihr nach und ihre Hand ergreifend). Luise! — Nichts von dem, was hier vorging! Auch von Eduard nichts! Denn wenn sein Hierseyn ihn überraschte — —

Luise (eilig). Er ruft mir. — Bin ich nicht selbst viel zu sorgsam?

Fünfter Auftritt.

Madame Welldorf. Eduard.

Eduard (in sichtbarer Unruhe). Wenn es ihn überraschte? — Sie fürchten —?

M. Welldorf. Seine Schwachheit, mein Sohn. Er ist so reizbar, so äuſserst reizbar geworden. Er wird es noch täglich mehr, je mehr seine Kräfte sinken. Und wenn die Freude, dich wieder hier zu wissen, allzuschnell auf ihn wirkte — —

Eduard. Die Freude? —

M. Welldorf. Ich sehe vorher, daſs der Erfolg — —

Eduard (mit tiefer Rührung). Allerdings! daſs er tödtlich seyn könnte. — Einen undankbaren Sohn zu sehn, und als Feind: — das wäre wohl Freude, um ihm das Herz zu brechen.

M. Welldorf (ihm an die Thüre nach und ihn aufhaltend). Eduard — Wie verstehst du mich? — Bleib!

Eduard. Soll er kommen? Soll er vor meinem unvermutheten Anblick zu Boden sinken? — Und auch ich, meine Mutter; ich selbst — in diesem Zustande, worin ich mich ſühle; in diesem Aufruhr — —

M. Welldorf. Ich seh' es. Das Herz ſliegt sichtbar in deiner Brust. Du hast Luft und Erholung nöthig. — Aber, Eduard — Sehen muſst du ihn doch, deinen Vater; und wenn du ihn siehst — ich beschwöre dich, zeig' ihm einen frohen, einen gesetzten Muth! Verbirg dem unglücklichen sterbenden Greise jede Spur von Verzweiſlung! — Kann's dir denn schwer fallen, dich zu erheitern, da du jetzt die Hoffnung im Herzen trägst, das Werkzeug zu seiner Rettung zu werden?

Eduard. Ah! wenn ich auch die nicht hätte! Sie allein; sie wirſt mir noch einen Schimmer Lichts in die Seele.

— Gut! gut, meine Mutter! Erst nur Athem, und dann — wenn Sie glauben, daſs er's ertragen werde — —

M. Welldorf. Ertragen? Den Anblick seines Sohns nur ertragen? — Aber da ist Luise.

Sechster Auftritt.

Vorige. Luise.

M. Welldorf (ihr entgegen). Was willst du?

Luise. Kommen Sie! Helfen Sie mir! — Meine ganze Hoffnung ist wieder hin. Er spricht von wilden, schreckhaften Träumen, die ihn geweckt haben. Er will heraus.

M. Welldorf. Schon wieder? — (zu Eduard) So sucht er hier immer nach Luft und nach Linderung, wenn er gleich gewiſs ist, sie nicht zu finden. — (mit einer Bewegung der Hand gegen die Thüre) Mein Sohn — —

Eduard. Ich gehe. Ich bleibe fort, bis Sie rufen. — (allein) Zittert nicht Alles an mir? — Wenn es gegen den Feind, in den sichern Tod ginge; mir wäre leichter ums Herz! (ab).

Ende des zweiten Aufzugs.

DRITTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

EDUARD (allein).

Noch Niemand! — Machts mein Vater oder machts mir meine Ungeduld so lange? — Ich werde mir selbst unerträglich. Ich mögt' hinein, und mögt' ihn mit Küssen und mit Thränen bedecken; aber die Scham — die Furcht, ihn allzusehr zu erschüttern — — (sich schnell in den Hintergrund ziehend) Ich hör' ihn. Welchen Anblick werde ich haben?

Zweiter Auftritt.

WELLDORF. MADAME WELLDORF.
LUISE. EDUARD.

WELLDORF (zwischen Frau und Tochter.

zur erstern). Laſs nur! Sage nichts mehr von ihm! Es setzt mir das Herz nur in immer gröſsern Aufruhr. Es giebt nur Anlaſs zu neuen Träumen, die mich erschrecken. — (Er zeigt auf einen Sessel, in den sie ihn führen) Gehört hab' ich von dem Unglücklichen schon zu viel, allzuviel! Ich wollte zu Gott, ich könnte ihn nur auch noch sehen: dann wär' ich ruhig!

M. Welldorf. Wünschtest du das? Wünschtest du in der That, ihn zu sehen?

Welldorf. Du fragst? — Hab' ich denn sonst einen Wunsch?

M. Welldorf. Aber sein Anblick, mein Bester — Er ist in Dienst und in feindlichem; und da würde vielleicht sein Anblick — —

Welldorf. Was sonst, als mir wohlthun? mich trösten? Ich würde nicht den Feind, nur den Sohn in ihm finden. — Und nach aller meiner Kenntniſs von ihm — denn roh und gefühllos war er doch nie, immer gutmüthig und edel: — ich dürfte hoffen, daſs ich ihn rühren, daſs ich Eindrücke auf sein Herz machen würde, die sich nie wieder verlören. — — (aufblickend) Gott, du siehst meine Ergebung. Aber wenn mir irgend etwas den Tod erleichtern könnte — —

M. **Welldorf.** So wär's dein Sohn, willst du sagen? — Und sprich! Wär's denn so unwahrscheinlich, so gar nicht zu hoffen, daſs du ihn wiedersähest?

Welldorf. Noch hier? Noch hier?

M. **Welldorf.** Warum nicht?

Welldorf (den Blick auf sich niederwerfend) Sieh her und frage! — Nein, man ist nur unglücklich mit einer Hoffnung, die nicht erfüllt wird. Ich *mag* nicht hoffen.

M. **Welldorf.** Aber wenn nun die Hoffnung sich gleichsam aufdringt? —

Sieh! es kommen itzt täglich, bald hieher, bald dorther, Truppen: und wie, wenn nun auch Eduard — wenn er einmal ganz unvermuthet, vielleicht schon in diesen Tagen, käme?

WELLDORF (aufhorchend). In diesen Tagen?

M. WELLDORF. Wie, wenn ich sogar schon Nachricht hätte?

WELLDORF (sich im Sessel aufrichtend). Nachricht? — Daſs er kömmt? — Von ihm selbst?

M. WELLDORF. Von wem anders?

WELLDORF. Gott, was sagst du da? Darf ich's glauben? — Und muſs ich erst warten und muſs dir's abfragen? Ist das gütig von dir? — Lies! lies! Er hat denn endlich einmal geschrieben? — — (ihre Hand fassend, indem sie sich vor Rührung von ihm abwendet) Aber was ist dir, Liebe? Du wendest dich weg? und mit Thränen? —

(von einer Seite zur andern sehend) Luise! — Nein! — Nein, das seid *Ihr* nicht. Wer weint da? (ungeduldiger und lauter) Wer weint da?

Eduard (hinter ihm). Mein Vater —

Welldorf (erschüttert). Eduard — Du? Deine Stimme?

Eduard (sich vor ihm niederwerfend). Ich bin's!

Welldorf (sinkt zurück). Groſser Gott! —

Eduard. Ich wag' es mit meiner Unwürdigkeit, meiner Schande, daſs ich vor Ihre Augen komme. Ich bin der Luft nicht werth, die ich athme; bin der Wohlthat dieser Thränen nicht werth: und Sie lieben mich noch?

Welldorf. Mein Sohn — —

Eduard. Zu viel Güte! Zu viel, mein Vater! Sie vernichtet mich; sie macht mich zum Elendesten unter der

Sonne. — Nur Ihren Fluch nehmen Sie von mir! Ihren väterlichen, gerechten Zorn nehmen Sie von mir! Und wenn ich auch da noch zu viel bitte: — — (auf sich niederblickend) Sehen Sie, wohin Gott mich gedemüthiget hat! in welchem Zustande ich bin! Ich muſs die Waffen wider Sie, wider mein Vaterland tragen.

Welldorf (sich wieder aufrichtend). Eduard — O, wenn's kein Traum ist —

Eduard. Ich bin's!

Welldorf. Komm! Komm an mein Herz!

Eduard. Verdien' ich's? —

M. Welldorf (die nach einigen Augenblicken hinzutritt, zu Eduard). Er erliegt seiner Freude. Er ist zu hinfällig, zu ohnmächtig für sie. Sie wird ihm in deinen Armen das Leben nehmen — — (die ausgestreckte Hand des Vaters zurücklegend) Laſs! Gieb dir Ruhe, mein Bester! Nur, bis du erst wieder zu dir kömmst, bis du erst wieder Kräfte sammelst; — dann sollst du ihn um so länger, sollst ihn heute den ganzen Tag genieſsen. — — (nach einigen Augenblicken) Was sag' ich? Ich vergesse, ich Unglückliche — — Ah! wenn er dir werth ist, dein Sohn, und ich und deine Tochter dir werth sind, und du uns Alle noch zu genieſsen wünschest — —

Luise (seine Hand ergreifend). Mein Vater — mein bester Vater — —

Welldorf (matt). Was wollt Ihr? Was soll ich?

M. Welldorf. Kann ich's hervorbringen? Hab' ich Worte dazu? — Mein Herz — —

Luise. Ihre Freiheit, mein Vater — Ihre so mühsam errungene Freiheit — Ihr Leben selbst — — ach! es ist in Gefahr, wenn Sie nicht unverzüglich — —

Welldorf. In Gefahr? —

Luise. In weit gröſserer, als jemals! — Würden Sie ohne uns; Sie, die kaum noch in unsern Armen das Leben haben — würden Sie, wenn man Sie von uns risse —?

Welldorf (beunruhigt auf die Mutter sehend). Mich von euch risse?

M. Welldorf. Man wird es. Es ist der letzte Befehl da, und keine Fürsprache wird mehr dich retten können. Selbst dein groſsmüthiger Freund, der wieder hier ist, bekennt sein Unvermögen dazu. — Sieh uns nun Alle in Thränen! Sieh deine Kinder, sieh mich in Thränen! Und wenn auch *ich's* nicht vermag: — ich beschwöre dich: laſs hier diese — (auf ihre Kinder deutend) —

Welldorf. Gott! Gott! Mitten in meiner Freude kömmt das? — (die Hand gegen Eduard streckend) Mein Sohn — —

M. **Welldorf** (ihn hindernd). Laſs ihn, mein Bester! Denk' in diesem Augenblick nur an dich! Es ist die höchste, die dringendste Noth vorhanden. — Erfreu uns Alle durch das einzige Wort, daſs du nachgeben, daſs du die Forderungen erkennen wollest!

Luise. Mein Vater! — um aller Liebe willen! —

Welldorf. Erkennen? Ich die Forderungen erkennen? Das könnt Ihr wollen?

Luise. Und was bringen Sie denn für ein Opfer? — Besteht der Feind nicht auf seinem Willen? Wird er ablassen, als bis er Alles, Alles erpreſst hat? Wird Ihre Standhaftigkeit irgend sonst eine Folge haben, als daſs Sie Sich hinopfern? daſs Sie Ihre trostlosen Kinder zu Waisen machen?

M. **Welldorf.** Und dann, Lieber:

werden dir's deine Bürger nur danken? Werden sie nicht am Ende eine Standhaftigkeit, die ohne Erfolg blieb, als bloſse Hartnäckigkeit tadeln? — Das, das wird dein Lohn seyn für deine Treue! — Bester Mann, gieb dann nach! Bedenke, daſs du bisher so viel, nur allzuviel für dein Amt gethan hast, und daſs auch Liebe und Natur ihre Rechte, ihre von Gott und Menschen erkannten Rechte haben; daſs du auch Gatte bist; — Vater!

Luise (vor ihm niedersinkend, indem sie ihn umfaſst hält). Sie schweigen? Sie hören uns nicht?

Welldorf. Luise! — (sich mit Heftigkeit ihrer erwehrend) Welchen Augenblick wählt Ihr aus! — Ihr seht mich hingerissen und weich, und wollt nun meiner Schwachheit miſsbrauchen, mich zu verderben. — (da sie noch nicht ablassen) Schont meiner! Geht! Drückt mich Kranken, mich Schwachen nicht ganz zu Boden! —

Ich will mit Eduard reden. Ich schlag' Euch nichts ab; aber — ich will mit Eduard reden.

M. **Welldorf.** So ist denn Alles — Alles —

Welldorf. Du hörst ja: es ist noch nichts verloren — Eduard schwieg. Warum schwieg er?

M. **Welldorf** (*ihm rufend*). Mein Sohn — —

Welldorf. Komm! komm! Richte du selbst, ob ich mit Unrecht — —

Eduard. Ich? Ich soll richten, mein Vater?

Welldorf. Komm! Laſs mich deine Hand fassen! Tritt zu mir! — — (*ihn haltend*) O, daſs ich dich nun doch wieder habe! daſs nun mein letzter, sehnlichster Wunsch doch erfüllt ist! Es macht mich Alles vergessen. — Sage: durch welchen Zufall, durch welches Glück — —

M. Well-

M. Welldorf. Wenn du dich aufhältst — dich in Fragen verlierst — —

Luise. Mein Vater — ach! Sie haben nur Augenblicke, nur wenig Augenblicke; vielleicht auch die nicht. — Wenn nicht Alles verloren seyn soll — —

Welldorf. Nun ja! ja! — Ich will ihn dann nur in den Stand setzen zu urtheilen; will ihn nur von den Bedrückungen, von den Grausamkeiten erzählen, die wir hier dulden muſsten.

Eduard. Weiſs ich nicht schon? Weiſs ich nicht leider! Alles? Alles?

Welldorf. Unmöglich! Keine Vorstellung reicht hin. — Eduard! Man hat uns hier bis auf's Blut, bis auf's Leben gemartert. Man hat hier Forderungen gemacht; — Forderungen ohne Ziel, ohne Ende. — Schon die vorletzte hielt ein jeder für unerzwinglich. Aber da man nicht aufhörte, mit Plünderung und Verheerung zu drohen; da man uns endlich Hand und Siegel gab, daſs diese Forderung die letzte, gewiſs die letzte wäre: so war ich schwach genug, um sie anzuerkennen; ich achtete keiner Klagen, keiner Vorwürfe der Bürger; ich überredete, drohte, bat, raffte mit Güte und mit Gewalt zusammen; und da mir's gelungen war: — sieh! da hob ich, zu meiner und zu Aller Beruhigung, diese Hand auf, und schwur: Wenn die Forderungen erneuert würden; wenn ich dann noch einmal — auch nur den Gedanken faſste, sie anzuerkennen: so sollte nie wieder Ruhe und Friede in meine Seele kommen. — Das, mein Sohn, das ist der heilige, feierliche Schwur, den ich that; und nun, da ich dran bin ihn zu erfüllen; nun da mein Beharren den Andern Muth geben, das Verderben abwehren könnte: — soll ich da zaghaft werden und wanken? Soll ich's um der wenigen elenden Tage willen, die *ich* noch verseufzen könnte? Soll ich meineidig gegen einen Gott handeln, der mir so wohl that? (gerührt bis zur Wehmuth) der mir Euch Kinder gab — die Ihr um mich weinen werdet und die ich liebe? (zu Eduard insbesondre) Soll ich ihm so die Freude lohnen, daſs ich dich wiedersehe?

Eduard (sich abwendend). Mein Vater —

Welldorf. Sprich, Eduard! Sprich! Richte selbst! Soll ich in Umständen, wie diese — —

Eduard. Ich richten? Ich Ihnen zu Ihrem Untergang rathen? — (auf Mutter und Schwester deutend) O fragen Sie hier, mein Vater; nur hier! oder — Sie sind verloren!

M. Welldorf. Verloren? — Hat er denn nicht schon Alles, Alles — Gefängniſs, Krankheit, Lebensgefahr erlitten? Und soll er sich jetzt — —

Luise. Eduard! — Sieh, es kostet ihm nur seine Unterschrift, nur Einen Zug seiner Hand: und soll er denn, da das Mittel der Rettung so leicht ist — —

Eduard. So leicht? — (die Finger wie zum Eide erhebend) Ha, auch das, auch das war so leicht! Sich in den Abgrund zu stürzen, das ist so leicht: ein einziger Sprung, ein einziger Schritt ist genug. — Wär' ich umgekommen, eh' ich den unseligen Eid schwur; den Eid wider Vaterland und Gewissen: — es ständ' itzt besser um mich!

Welldorf (kaum seine Freude bergend). Also willst du — willst, daſs ich mit Aufopferung meines Lebens — —

Eduard (vor ihm niederknieend). Mein Vater — Leben Sie! Leben Sie! Ihre Fragen sind Foltern für mich. Ich ertrage sie nicht. — Nehmen Sie Sich Selbst, Ihr eignes Gefühl zum Richter: denn dies allein — —

Welldorf (auſser sich). Eduard — welcher Geist spricht aus dir? — Komm! komm! (ihn in die Arme fassend) Laſs mich an deinem Herzen Gott danken, daſs ich dich *so* zurück erhalte — mit dieser rechtschaffnen Seele! — — Ach du bist gut, du bist edel. Was fehlt mir noch zu meiner Zufriedenheit, meiner Ruhe? — Ich will dann gehen, will dem Wink meines Schicksals gehorchen: — ich habe hier nichts mehr zu wünschen; — und der, der mein Leben in seiner Macht hat: wenn er es noch erhalten will, kann er's auch *so* erhalten. — (zu Frau und Tochter) Ja, ich kann zurückkommen; ich kann euch Alle noch wiedersehen.

M. Welldorf. Uns wiedersehen? Du solltest uns je — —

Luise. Unmöglich! Ach unmöglich, mein Vater! — So gewiſs uns ein schreckliches Schicksal droht, wenn wir erst Sie nicht mehr haben werden — —

Welldorf (schmerzlich). Luise! —

M. Welldorf (zu Luisen). Laſs ihn! Es wird zu viel für sein Herz. — Wir können nun einmal ihn nicht bereden; so wollen wir ihn auch nicht niederschlagen, nicht martern. — — (zu Welldorf) Geh, geh, wenn du muſst! Handle, wie es dein Herz, dein Gewissen fordern! Ich sage dir nichts mehr. Stirb noch heut; nur stirb freudig! — — (nach einigen Augenblicken) Gott, daſs nur dein Tod dann auch Nutzen hätte! daſs er deinen unglücklichen Mitbürgern ihre Last zu erleichtern diente! — Aber nein! nein! so eine Wirkung wird er nicht haben.

Welldorf. Das sei! — Ist sie gut an sich, meine That; was soll ich an ihren Vortheilen rechnen? Nur wie ich handle, das kömmt auf meinen; wie der Erfolg ist, das kömmt auf Gottes Antheil. Halte denn Wort! Sage nichts mehr! —

(zur Tochter, deren Hand er an seine Brust zieht) Und du, mein Kind — warum weinst du so? Sei getrost! Wenn einst *ich* nicht mehr bin; da sorgt ein besserer Vater. Der hat deine Treue, dein Herz gesehen, und Er ist Herr alles Segens. — (mit Anstrengung) Er kann und wird noch dein Schicksal — wird es durch Wege — die niemand kennt, niemand vorhersieht — — (erschöpft zurücksinkend) Wie wird mir?

Luise (ängstlich). Sie zittern?

M. Welldorf. Ah! ich fürchtete das. Die Anstrengung war für dich zu heftig, zu anhaltend. Du hattest die Kraft nicht dazu. — (den Sohn, der hinzutreten will, mit der Hand entfernend) Komm! Komm wieder und ruhe! Es taugt dir nichts, daſs du auf bist. — — (im Fortführen) Und wenn es dir um unsertwillen zum Trost dient: — eine einzige Hoffnung ist uns noch übrig. Durch eine rechtschaffne, edle Handlung hat einst dein Sohn — — (indem er stillsteht und die Hand zurückstreckt) Was willst du?

Eduard (seine Hand ergreifend und küssend). Mein Vater — —

Welldorf. Folge mir nicht! Aber sei immer — immer — Ich kann nicht weiter. (ab mit M. Welldorf und Luisen.)

Dritter Auftritt.

Eduard (allein).

— — Geh hin! Geh mit Gott, und kämpfe den letzten Kampf! Ich sehe dich in dieser Welt nun nicht wieder. Den Abschied ertrügest *du* nicht, und *ich* nicht. — — Was sollt' ich? Was lag dir noch zuletzt auf der Seele? — „Sei immer — immer“ — O ich weiſs es. Hier mein Herz sagt mir's aus. — Ich will seyn, der ich soll. Immer! Immer! Das sei dir hier auf meinen Knieen geschworen; sei mein Abschied von dir! — Und wenn ich dir eidbrüchig werde; wenn ich dir je, weil ich Odem habe — — (wild aufspringend, mit dumpfer Stimme) Was will ich? Gott! Gott! was will ich? — Rechtschaffenheit schwören? Da ich Elender mich um Willen und Freiheit und allen Gebrauch der Vernunft schwur? — (mit kalter Verzweiflung) Ich kann nicht schwören! (Er wirft sich auf die Rücklehne des Sessels, den Kopf zwischen den Händen.)

Vierter Auftritt.

Eduard. Ein Bedienter. Gleich darauf Luise.

Der Bediente (sich umsehend). Niemand sichtbar? Alles wie ausgestorben? — Aber da sieh! da wäre ja Einer. Und der Beschreibung nach gleich der Rechte. Ich muſs ihn nur anreden. — (ihm näher tretend und einen Brief bietend) Hier, Freund!

Ich denke, dies wird an Euch sollen. Ihr nennt Euch Welldorf?

Eduard. Zeigt her! — (ansehend) Wenn es an den Sohn soll, nicht an den Vater — —

Bedienter. Schon recht! — Vom Hauptmann von Brink. An den Sohn.

Eduard. Dann bin ich's. — (nachdem er gelesen) Ich bringe Antwort darauf.

Luise. Mein Bruder — (dem Bedienten nachsehend) Ein guter oder ein böser Bote?

Eduard (trocken). Ein guter. — Lies selbst!

Luise (lesend). „Ich bin durchge-
„drungen: ich habe des Obersten Wort
„auf zwei Stunden. Die erste Erklärung
„war ungünstig, und alle meine Vorstel-
„lungen von Menschlichkeit und von ei-
„genem Vortheil des Königs waren ver-
„gebens. Pflicht und Pflicht: das war

„die ewige Antwort. Aber ich hatte noch
„kaum bedeutend erwiedert, daſs es doch
„Unterschiede unter den Pflichten gäbe,
„und daſs so pünctliche Strenge mir doch
„weniger Pflicht, als zum Beispiel Ver-
„theidigung seiner Posten und treue An-
„wendung königlicher Gelder schiene;
„so folgte eine so plötzliche Nachgiebig-
„keit mit so sichtbarer Verwirrung, daſs
„ich nun gewiſs bin, ich werde noch
„mehr vermögen. Bring' mir also von
„dem Entschluſs deines Vaters Nachricht,
„und rechne darauf, daſs ich in jedem
„Fall ihn rette. Der Befehl des Königs,
„wie ich itzt immer mehr erkenne,
„ist so zwingend nicht, als er gemacht
„wird. — Ich wäre selbst gekommen;
„aber Vorfälle im Dienst halten mich ab.
„*von Brink.*" — (mit Freude und Rührung)
Also doch noch — Er ist denn doch
noch zu retten? — O, dieser recht-

schaffne Mann! — Ja, wenn wir nicht ihn gehabt hätten und nicht noch itzt ihn hätten! Er ist der Edelmuth selbst. (indem sie den Brief zurückgiebt) Eduard! nun verzeih' ich dir wieder. Sieh, vor wenig Augenblicken, als du unsern Vater so abriethst; da glaubt' ich, ich könnte dir *nie* verzeihen. Doch itzt — da wir diese neue Hoffnung doch nur dir, deiner Vermittelung schuldig sind — — (indem er tiefsinnig dasteht) Aber was ist dir? Du bist noch so in dich gekehrt? bist so finster?

Eduard. Und kann *ich* lachen? Hab' ich Ursache dazu?

Luise. Gütiger Gott! — Ich errathe, was dich so niederdrückt; es ist dein eigener Zustand. Und freilich ist er fürchterlich, schrecklich. — Wie wollt' ich, daſs ich nur mehr könnte, als dich bedauern, daſs ich dir ihn erleichtern, dir helfen könnte!

Eduard (kaum hinhörend). Mir helfen? —

Luise. Und doch — Soll man deſswegen nichts thun, weil man nicht Alles thun kann? — (sich schnell entfernend) Bleib! bleib! Ich komme wieder, Eduard; gleich!

Fünfter Auftritt.

Eduard (allein).

Was will sie? — (aus seinem Nachdenken erwachend) O diese Hoffnung, womit sie sich nährt; diese süſse, ihr so liebliche Hoffnung: — sie ist Traum, fürcht' ich, Traum; leeres, trügliches Blendwerk! — Hinweg damit! Ich mag mich in so einen Traum nicht wiegen. Nein, ich mag nicht von Glück träumen, wenn ich im Elende erwachen muſs. Besser, wo möglich, ich träume von gröſserm Elend. So ist doch Trost im Erwachen. — — (den

Brief wieder ansehend) Stirne zu bieten! Sich trotzig aufzulehnen! Und wider wen? — Wider den, der hier Alles vermag; der die Zügel nur an sich reiſsen darf, um ihn sein Gebiſs fühlen, um ihn stampfen und schäumen zu lassen. — — (wild umhergehend) Gut! Immerhin! Laſs sie kommen! — Wenn sie ihn aufrissen, die Unmenschen; wenn sie es wagten, ihn mir im Angesichte — — All mein Blut wird zu Galle! Erst müſsten sie mich, oder ich sie vernichten!

Sechster Auftritt.

EDUARD. LUISE.

LUISE (langsam und mit Verlegenheit sich ihm nähernd). Eduard — Gott, wie sag' ich's ihm nun? — Da wir doch itzt allein sind; da wir's vielleicht nie wieder seyn werden — wenigstens nicht so bald — — (mit gesunkener Stimme) O, aber dein Ernst — —

Eduard. Was willst du?

Luise (zaudernd). Wenn du mich miſsverständest; — wenn du mich mit stolzer Verachtung zurückwiesest — — Doch das wirst du nicht; nein! Sieh, ich will es als Probe deines eigenen Herzens nehmen, deiner Bruderliebe zu mir.

Eduard. Was soll das? Was heiſst das?

Luise. Komm! — (ihn an's Fenster führend) Sieh erst hieher! Sieh hinüber! Dieses Haus dort — —

Eduard (da sie wehmüthig inne hält). Nun?

Luise. Ach, es ist ein Haus, so voll Elends! Es stand von seinen Einwohnern verlassen; man brach es auf, und schleppte die Kranken hinein. — Wenn sie hier ankommen, die Unglücklichen; wenn ich oft voll Entsetzens hier stehe, und ihre Jammergestalten, ihre todbleichen Gesichter betrachte — und Nachts, Eduard, Nachts — wenn ich aus Sorge für unsern Vater hier heimlich wache, und in der tiefen Stille ihr Wimmern, ihr Ächzen herüberhöre; wenn ich oft höre, wie der Wagen mit Leichen fortfährt: — denke selbst, wie mir wird! Ich warf mich schon auf den Boden nieder, und hätte mein Alles gegeben — um Ein Wort, Eine Nachricht von dir!

Eduard (bewegt). Luise! — Ah, was soll mir das? — Laſs mich!

Luise (ihm nach). Höre! — Du entrissest dich mir? — Nein, du *muſst* mich, du muſst mich hören.

Eduard. Um zu fühlen, wie ich Euch zehnfach zum Fluch bin, und mich zehnfach zu hassen?

Luise. Gott, wie sprichst du da wieder! Wie schrecklich! — Du hast es ja in deiner Macht, mich zufrieden zu

stellen.

stellen. Du darfſt mich nur ausreden lassen. — — (indem er sich in die vorige Stellung hinwirft) Sieh, Eduard! Nicht die Schmerzen, die Leiden jener Unglücklichen sind es, was mich am meisten martert. — Aber daſs ihre Wärter ohne Gefühl sind; daſs über die Menge und Gewohnheit des Elends alles Mitleiden abstirbt: — das, das ist's, was mir in ihrem Schicksale so schrecklich dünkt, woran ich nie denken kann ohne zu schaudern. — Wenn er nur hätte! seufzt' ich so oft. Wenn ich nur wüſste, daſs er sich Mitleiden erkaufen könnte! Ich würde ruhiger seyn. — Nimm dann hier! nimm! (seine Hand ergreifend und seitwärts niederziehend) Und wenn dich einmal ein gleiches Schicksal träfe — —

EDUARD (zurückfahrend). Luise! — Um Gotteswillen! —

LUISE. Was ist dir? — Mache dir

keine Vorstellungen. Es ist *mein.* Es sind Geschenke von meiner Kindheit her, die ich zusammensparte. Sie waren dir lange bestimmt. — Also: wenn du so unglücklich wärst, und dich einmal ein gleiches Schicksal träfe — —

Eduard. Auch dich noch plündern? Hab' ich nicht Vater und Mutter beraubt; und sollt' auch noch dich — sollte von dir — ? —

Luise. So nimm doch! Woher sonst willst du nehmen?

Eduard. Vom Altar eher. Es ist mir minder heilig.

Luise. Eduard — Sieh, dein Vater kann für dich nichts. Er leidet oft selbst, und wenn er auch wollte — —

Eduard (erschrocken stillstehend). Wie? — Wie? —

Luise. Wenn er auch, nach seinem Herzen zu dir — denn du kennst ihn —

wenn er sein Äuſserstes für dich thun wollte — —

Eduard. Er leidet, sagst du? Er leidet selbst? Nimmermehr!

Luise. Ach! wenn du nur wüſstest — —

Eduard. Gerechter Gott! So wär' er so tief, schon so fürchterlich tief herunter? schon bis zum Mangel?

Luise *(mit verändertem Tone).* Nur, daſs er noch Auswege hat; daſs er sich weit leichter, wenn einmal Noth ist — —

Eduard. Das tödtet! Das ist herzzerreiſsender, als sonst Alles! — *(nach einigen Augenblicken)* Gieb! gieb! Ich habe keine Worte, um dir zu danken. — *(das Geschenk in ihre Hand zurückpressend)* Aber da! Ist es mein; so nimm's wieder! Und wenn *Er* bald nichts mehr hat; *wenn ihm* auch die letzte Stärkung, die letzte Erquickung mangelt: — — geh! lauf! bring' ihm noch einen Tropfen Weins, der ihn labe! Laſs ihn in seinem Tode Gott danken, daſs er doch an dir noch ein Kind hat! Und mich — mich laſs fahren und verschmachten! Denn ich verdient' es an ihm. (eilig ab.)

Luise. Eduard — Er ist fort, und — —

M. Welldorf (von innen). Luise! — Mein Kind!

Luise (die Augen trocknend und hinein). Meine Mutter!

Ende des dritten Aufzugs.

VIERTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

Der Obrist allein. (Nach der Uhr sehend)

Zu frühe! Ich gab mein Wort auf zwei Stunden. Er wird sich beleidigt finden. — Und doch — wenn ich hier in Person erscheine, und zum letzten Mal Gnade anbiete, und man sie ausschlägt: — was kann er sagen? was fällt für Vorwurf auf mich? — Der Zweck, wozu ich nachsichtig war, ist verfehlt; ich höre auf es zu seyn. — (nach einigen wilden Schritten) Teufel! daß ich die Fassung verlor! daß ich so schnell von Ton und von Vorsatz absprang, da er so heimtückische Reden führte! da er mir mit so argwöhnischem Blick in den Busen schielte, als ob er wüſste, daſs da Geheimniſse schliefen! — (stillstehend) Was *wird* er; was *kann* er wissen? Von wem? — Dunkle, schwankende Ahnungen mag er haben; das sei! Darf er die laut werden lassen? — (wieder umhergehend) Ich muſs jetzt um so kühner und um so fester verfahren; bei Gott! das muſs ich. — Bisher kann's noch die Achtung für ihn, die Achtung für sein Haus, für den General, seinen Oheim, erklären: — (wie zu einem Andern redend) „ich hab' ihn nicht wollen unglücklich machen; hab' ihn nicht bis zur Wuth treiben wollen; er war schon auf dem Puncte, sich zu vergessen:“ — das, denk' ich, klingt so freundschaftlich und so wahr! Aber nun, wenn ich noch weiter gefällig wäre; — ich stände bloſs. Ich wär' auf ewig sein Sclave. — — Hindurch *denn*! *Hindurch*! *Zuversicht* und kalte *Entschlossenheit* wirken Wunder.

Also hindurch! — — *(indem er hinter sich droht)* Wär't Ihr gekommen, Ihr Unglücklichen; wär't Ihr gleich Anfangs zu *mir* gekommen: vielleicht — — Aber daſs Ihr Euch an ihn wandtet; an ihn, den ich hassen muſs, weil ich athme; an *den* Verräther! — *(mit dem Stocke aufstoſsend)* Heraus! Niemand da?

Zweiter Auftritt.

Der Oberst. Luise.

Luise *(im Heraustreten)*. Wer ruft hier? — *(und da sie ihn gewahr wird)* Gerechter Gott!

Der Oberst *(wie vor sich)*. Eine Tochter? — Der Hauptmann hatte ja nur den Sohn im Munde. Ha, nun entdeck' ich — — Näher! näher, mein Kind! Sie scheinen ja auſserordentlich scheu und blöde. Sind Sie das immer?

Luise. O Ihre Gegenwart! — Daſs eben Sie hier erscheinen; Sie Selbst!

Der Oberst (hämisch). Sie hatten auf jemand anders gehofft?

Luise. Auf niemand — nein! Aber ich zittre, daſs Sie in einer Absicht da sind — —

Der Oberst. In welcher? — Sie haben nicht Ursache zu zittern. Sie dürfen nur reden. — In der Absicht etwa, Ihren Vater zu fordern? — Den hat ja, wie ich höre, schon ein Andrer gefordert; und Sie haben ihn so gerührt, diesen Andern, daſs er auf und davon gegangen. Was brauchten Sie denn zu zittern? — So gut, wie jener gewonnen ward, könnt' *ich* es wohl auch werden. Ich hab' Empfindungen — hab' ein Herz —

Luise. Daſs das Gott wollte! Aber Ihr Blick — — Zu Ihren Füſsen beschwör' ich Sie — —

Der Oberst. Nicht doch! (indem er sie hindert) Sie haben nicht nöthig, Sich zu erniedrigen. Stehen Sie auf! — Ihre beste Fürsprache ist Ihre Jugend, ist Ihre Unschuld; ich mögte den sehen, der sich da nicht gewinnen lieſse. Und wenn es mich meine Ehre, meine Pflicht kosten sollte; — eh' ich eine so liebenswürdige Unschuld kränkte, eine so holde, sittsame Unschuld — — (wie vor sich) Ha, Nun hab' ich dich, Brink! Dein ganzer Edelmuth, den ich so anstaunte, wird zu einer so alltäglichen Schwachheit. Ich Thor, daſs ich nicht gleich darauf rieth! — Doch ich plaudre, und vergesse darüber, warum ich herkam. Wo ist Ihr Vater, mein Kind?

Luise (erschrocken). Mein Vater? — Gott, wenn Sie wüſsten — Er ist in einem Zustande, in einem Elende — —

Der Oberst. O, das weiſs ich; ich

weiſs. — Er ist hier in Händen, woraus man ihn längst hätte retten sollen; in zu mitleidigen Händen. Das sind nicht selten die schlimmsten und die grausamsten, worin man seyn kann. — Wenn er genesen soll, so muſs das anders werden; er muſs Luft und Bewegung haben. Und eben um ihm die zu schaffen, bin ich gekommen. — (treibend) Also: wo ist er? wo ist er?

Luise (innerlich bitter). Ich sollt' ihn selbst — sollt' ihn an Sie — ?

Der Oberst. Ob man mich zu ihm führt, oder ob ich ihn finde, gilt endlich Eins. — (auf das Seitenzimmer zugehend) Da hier vermuthlich — in diesem Zimmer —

Luise (vortretend). Sie wären grausam genug? — Sie könnten den Vorsatz haben — ?

Der Oberst (ausbrechend, indem er sie fortzieht). Und Sie die Kühnheit? — Wagen Sie's, Sich meinen Maaſsregeln zu widersetzen! — Ich will Sie hier lehren, geheime Anschläge schmieden, will Sie lehren, wider Dienst und Gehorsam verhetzen. — An mir haben Sie gerade den Mann, mit dem es sich spielen lieſse. Ich will Sie's lehren! (Er geht hinein.)

Dritter Auftritt.

Luise allein. Gleich darauf **Eduard**.

Luise (in äuſserster Bestürzung). Wie?— Groſser Gott, welche Reden! — Was will er? Was bringt er auf uns? — Wir hier Anschläge schmieden? Wir Verhetzungen stiften? — Das haben Natterzungen, die unser Verderben wollen — — (sobald sie Eduard ansichtig wird, auf ihn zustürzend) Mein Bruder! —

Eduard (erstaunt). Ha! — Welch Geschrei? Was schon wieder?

Luise (ihn fortziehend). Frage nicht erst! Komm und hilf, eh' er uns unsern Vater — — (indem sie erschrickt und ihn wieder zurückdrängt) Ich bin von Sinnen! Ah! ich stürze dich selbst in Gefahr! — Flieh! Flieh! Denn wenn du ihn hindern wolltest — wenn du ihn anfielst — —

Eduard (empört). Wen hindern? Wen anfallen? — Luise! — Aber da hör' ich — —

Luise (wie zuvor). Eduard! —

Eduard. Dieser Ton — (sich losreißend und hineinsehend) Ich entsetze mich! Welch ein Anblick! — (nach mehreren stummen Augenblicken des Schreckens) Brink! Brink! *Das* die Hoffnung, die du mir gabst? *Das* der Eid, den du mir schwurst? — Sei nun auf, Freund, und hilf! Sei nun auf! — (indem er sich unschlüssig in den Hintergrund zieht) Wuth und Rache!

Vierter Auftritt.

Vorige. Der Oberst. Welldorf.
Madame Welldorf.

Der Oberst (im Heraustreten). Er verläugnet sich nicht. Er ist noch ganz, der er war. Man kann ihm den äuſsersten Ernst zeigen, und er bleibt ruhig bei seinem Vorsatze, bei seinem Trotze.

Luise (entgegenfliehend). Mein Vater —

Der Oberst. Kleider her! Kleider, Madame!

M. Welldorf. Ich beschwöre Sie aber —

Der Oberst. Um was? Was können Sie wollen? — Er soll doch nicht etwa fort, wie er da ist; soll doch nicht, bei so einer Witterung, in so einem Zustande — —

M. Welldorf. Aber eben um dieses Zustandes, eben um seiner tödtlichen

Hinfälligkeit willen! Wie ist es ihm möglich — ?

Der Oberst. Das fragen Sie *ihn*, und nicht *mich!* Er muſs es doch möglich finden, weil er's so will. Er sieht ja die Mittel, sich zu retten, vor seinen Augen; wer heiſst ihm, sie von sich stoſsen? — Ist's denn nicht schon zu viel, daſs ich noch jetzt ihm die Wahl lasse? noch jetzt eine Unterschrift annehmen will, die schon vor Monaten hätte geschehen sollen? Ist das der Gnade, der Nachsicht nicht schon zu viel? — Ich weiſs am besten, was ich dabei wage, wie sehr ich verantwortlich werde. Aber er *mag* sich niedersetzen, und seinen Namen schreiben. Vor mir hat er dann guten Frieden. Ich gab mein Wort.

Welldorf. Sie verantwortlich, Herr Oberst? Um mich? — Und ich sollte Ihnen *so* Ihre Groſsmuth lohnen? — Sie sorgten so menschenfreundlich für meine Bedeckung, meine Erhaltung. — (zu Luisen) Geh, geh, mein Kind! Meine Kleider!

M. Welldorf. Aber Welldorf! Um Gotteswillen! —

Luise (weinend). Mein Vater! — —

Welldorf. Laſst doch! Macht mir den Abschied nicht schwer! — Ihr seht mich ja in den Händen der Vorsehung: sie läſst mich Mitleiden und Güte finden. — Meine Kleider, Luise!

Der Oberst (zu M. Welldorf). Hören Sie ihn? Ist das nun noch der Hinfällige von zuvor? Treibt er nicht selbst, um fortzukommen? — O, Sie dürfen für ihn nicht fürchten, Madame. Er ist weit stärker, als man's ihm ansieht. Ich kenn' ihn schon länger. Ich hab' ihn einst dastehn sehn, so matt und so dürftig, als ob er nur Eine Spanne von seinem Grabe stände; aber da er den Mund öffnete, — ah! wie konnt' er da Stundenlang von Ehrenwort und von Gerechtigkeit reden! Mit einer Wortfülle, mit einem Strome! Man muſs so etwas gehört haben, um es zu glauben. — — Aber fort nun! fort! Keinen Aufschub weiter! Ich schicke Wache, und die muſs hier gemachte Arbeit finden. — — (mit erheuchelter Gutmüthigkeit ihm sanft auf die Schulter klopfend) Also an's Werk, guter Vater! An's Werk! Laſs mich dir helfen! (indem er am Gewande des Arms zieht) Ich will selbst helfen; gerne!

Welldorf (taumelnd, mit hingestreckter Hand). Ich bin alt, und bin kraftlos —

Eduard (hervorstürzend, die eine Hand dem Obersten in der Brust, mit der andern den Degen haltend). Verdammter! —

Welldorf (aufschreiend). Mein Sohn! — (Er will sich am Sessel halten, und taumelt ohnmächtig nieder.)

M. Well-

M. Welldorf und Luise (zugleich auf ihn zufahrend). Eduard! — Unglücklicher! — Mein Sohn! — Gott! — Nimmermehr! —

Der Oberst. Hinterhalt? Ha, was ist das?

M. Welldorf (ihm den bewafneten Arm haltend). Mein Sohn! — o um Gotteswillen! —

Luise (eben so). Mein Bruder!

M. Welldorf. Laſs ihn! Laſs! Wir sind alle verloren.

Eduard (der ihn festhält). Ihn noch höhnen, Verdammter! Ihn, ihn anfallen, und miſshandeln? — Vor meinen Augen?

Der Oberst (losstrebend). Tollkühner! Rasender!

Eduard. Einen Kranken, einen sterbenden Greis — meinen Vater — den mir im Angesichte — —

M. Welldorf. Wo du es ausführst

— Eduard! — Gott ich halt' ihn nicht länger!

Luise. Mein Bruder —

M. Welldorf. Wir sind hin — wir sind gränzenlos elend. — Um unser selbst willen! Um deines Vaters Erhaltung willen! —

Eduard (ihn vor sich hinstoßend). Hinaus mit dir, Elender! Fort! Deine todbleichen Wangen sind deine Rettung. — Aber steh nicht noch, um erst auszuzittern, oder du mögtest nie wieder zittern! — Ich will dich ihn anfassen, dich ihn wegschleppen lehren; — von seinem Todbette weg! — Ungeheuer von Bosheit! — Hinweg, sag' ich! Fort! Bei'm ersten Schritt gegen ihn hin, bohr' ich dich nieder. — — Das müßtest du *mir* thun, wenn du Herz dazu hättest; aber du bist ein Feiger; du hast's nicht. Thränen kannst du sehn, nur kein Blut!

Luise. Mein Vater — Er liegt zur Erde nieder — Mein Vater —

M. Welldorf. Hülſe! Hülfe!

Eduard (den Degen wegwerfend). Was ist ihm? — Groſser Gott! Was geschah hier?

Luise. Er stirbt. Er stirbt.

Eduard. Und du zauderst noch? stehst noch? Unglückliche! — Fort! fort! Laſs den Arzt kommen! Laſs ihn eilen, so schnell er kann! — (Luise ab. Eduard hebt seinen Vater, mit Hülfe der Mutter, in einen Sessel.) Wie geschah das? —

Der Oberst (auſser sich, die Arme in einander gepreſst). So ein Wahnsinniger — so ein Elender — Sich an mir vergreifen? an *mir?*

Eduard (gegen ihn hinstürzend; indem er das Seitengewehr wieder aufrafft). An dir! An dem Besten von Euch! — Was bin ich euch schuldig? Wer gab euch ein Recht über mich? — Daſs Ihr über mich herfielt, wie Meuchelmörder, und mir den Eid gegen mein Vaterland von der Seele preſstet, gab *das* euch Recht über mich? Giebt Raub dem Räuber ein Recht?

Der Oberst (mit dumpfer Stimme). Ha, ich gehe. — Du sollst nicht frohlocken. — Dein Leben!

Eduard (ihm bis zur Thüre nach). Das nimm mir! Das werf' ich mit Hohngelächter dir vor die Füſse. Das ist mir nichtswürdig, seit ich zu Euch gehöre!

Fünſter Auſtritt.

Welldorf. Madame Welldorf.
Eduard. Dann Luise.

M. Welldorf (am Sessel). Es ist aus mit ihm; aus!

Eduard (zurückkommend). Wie?

M. Welldorf. Er liegt ohne Athem und ohne Leben. Er erholt sich nicht wieder. — Gott! Wenn du ihn nur gelassen hättest! —

Eduard. Gelassen? Ich?

M. Welldorf. Du konntest ja doch nicht retten; du sahst vor Augen. — —

Eduard. Ha, wenn auch! Wenn auch tausendmal ihn nicht retten! Eh ich ihn antasten lasse; eh ich's dulde, daſs der Erste von ihnen ihm nur ein Haar krümme — — Aber er röchelt! er stirbt! — — Alle meine Sinne, mein Blut — (neben ihm niederstürzend) O um Gotteswillen! Ich werde denn doch sein Mörder! Selbst dadurch, daſs ich mich ihm aufopfre, sein Mörder! — — (wieder aufspringend und froh) Er regt sich wieder. Es ist noch Leben in ihm. — Wenn doch nur erst der Arzt käme! Wenn nur Luise käme! Vielleicht ist Hülfe.

Luise (verstört hereineilend). Eduard! Eduard!

Eduard. Ah, da kömmt sie. — Wo bleibt der Arzt?

Luise. Flieh! Flieh! Säume keinen Augenblick; denn der Oberst — er schwur dir im Fortgehen Rache; bittre, blutige Rache; den Tod! und wenn du dich aufhältst — —

Eduard (heftig). Wo der Arzt bleibt! Der Arzt! — Ob er kömmt! Ob du geschickt hast! — — (indem sie wie versteinert, dasteht.)

M. Welldorf. Eduard! Diese tödtende Nachricht — Gott, wenn auch noch das käme, das Entsetzlichste! — und es wird! — Fort! Fort! Suche dir eine Zuflucht! Rette dein Leben!

Eduard (niedertretend, gegen Luise). Da steht sie! Sie ist, wie taub und wie sprachlos; und sieht vor Augen, daſs hier ihr Vater — —

M. Welldorf (die sich bemüht, ihn fortzuziehen). Unglücklicher! — Laſs deinen Vater in Gottes, in unsern Händen! Sieh, daſs du dich selbst rettest! Suche dir eine Zuflucht!

Eduard (verwirrt). Wie? — Wie?

M. Welldorf. Dich selbst sollst du retten; dir eine Zuflucht suchen! Hörst du nicht, daſs der Oberst —

Eduard (wieder lebhafter). Mich selbst retten? Sie hier Preis geben, verlassen?

M. Welldorf (angstvoll bittend). Mein Sohn —

Eduard. Schuld sein, daſs man auf *Sie* stürze, wenn man hier *mich* nicht findet? daſs man auf meine Schwester, auf meinen unglücklichen Vater stürze? Welch ein Elender wär' ich!

M. Welldorf (wie vorhin). Eduard!

Eduard. Lassen Sie! Hier ist Alles umsonst. — Retten kann' ich mich nicht; das ist ein Traum: und ein Versuch wäre

Schande. — (zu Luisen) Sprich! Sprich! Komm endlich wieder zu Sinnen. Wo bleibt der Arzt?

Luise. Er wird kommen. Sophie ist hin. — Gott, wenn nur du erst gerettet wärest! — Ich, ich reizte dich auf!

Eduard. Also wird er? er wird kommen? — Nun wohl! (seinen Vater umfassend) Hilf mir ihn aufheben! Hilf! Er soll auf sein Bette zurück. — Herausreiſsen konnt' ihn der Mörder; aber den Tod bei den Seinigen soll er ihm lassen. Er soll noch hier bei Euch, unter euren Thränen, euren Gebeten sterben. — Lohn genug für mein Leben!

M. Welldorf (zwischen Angst und Zorn). Undankbarer! — Unmenschlicher!

Eduard. Das bin ich *nicht* mehr. Ich war's.

M. Welldorf. Und kannst du so gleichgültig von deinem Leben — ?

Eduard. O, es ist Gnade, daſs es mir *das* gilt! Ich trug's um weniger feil. — (indem er ihn mit Luisen hineinführt) Es ist Gnade von Gott, daſs ich's um diesen Preis — für einen Vater verkaufe.

M. Welldorf (empört). Er hört nicht. Er achtet nicht meines Zuredens, meiner Verzweiflung. — Er ist wild und unbändig und hartnäckig. So war er von seiner Kindheit an! Er wird nicht ruhen, als bis er uns Alle hin, Alle in's Grab hat. — — (an der offnen Thüre des Seitenzimmers) Eduard! wenn dich noch meine Bitten rühren, wenn du nicht meinen Tod willst — — (drinnen) Komm! Ich will selbst dich verbergen. Ich weiſs, wo ich dich hinführe; und wenn man dich fordert — — eh' ich nur ein einziges Wort sage, das dich verriethe — — (wieder mit ihm hervor) Komm! Komm! Traue meiner Standhaftigkeit! Ich bin Mutter.

Eduard (gerührt). Zu viel! Zu viel!

M. Welldorf. Und du weigerst dich noch?

Eduard. Soll ich Sie miſshandeln lassen? Soll ich mit neuer, mit gröſserer Wuth hervorbrechen, auch Sie zu schützen? Soll die Mutter mir minder heilig seyn als der Vater? — Lassen Sie mich! — Ich that nach Pflicht; das sagt mir mein Herz: und mag's nun werden, wie's will! Ich bin ruhig. — Gott wird es weiter machen; mit meinem Vater, mit Ihnen! Ich hab' ihn zurückgetragen; hab' ihm den letzten Abschiedskuſs auf die Lippen gedrückt: — — (die Arme gegen sie hinstreckend) Darf ich auch Sie — —

M. Welldorf (sich hineinwerfend). Aber um Gottes willen! — Mein Sohn!

Eduard. Dank! Dank! Innigen heiſsen Dank für jede Liebe, von meiner Kindheit an! Vergebung für jede Thräne,

München

die ich gekostet habe! Sie wurden alle erwiedert. — Und nun — keinen Kummer um mich! keine Wehklagen um mich! Seyn Sie so, wie Sie mich selbst sehen! Seyn Sie getrost!

Luise (wieder hervor). Beide! Beide! — im gleichen Augenblick! — Vater und Bruder!

Eduard (fortfahrend). Mir ist wohl. Ich hab's herab von der Seele. Noch nie, weil ich denken kann, fühlt' ich mich so — wie sprech' ich's aus? — so über mich selbst erhaben! — Freude gab's keine mehr für mein Leben; und daſs ich's noch so beschlieſse, es eben für den dahingebe, um den ich's durch meine Laster verwirkte: das ist Ruhe, Stärkung ist's für mein Herz! Ich stehe freier vor *mir;* ich werde freier vor Gott stehn — — (indem M. Welldorf die Hände ringend, umhergeht) Nein, nicht so, meine Mutter! Vergessen Sie des Traums, daſs Sie mich hatten! Sie hatten so wenig an mir! — Und du, Luise — bestes, redlichstes Herz! — o, bis itzt war mir dein Anblick traurig; denn er machte mir Vorwurf: und nun — —

Luise. Eduard! — (sich umsehend) Gott im Himmel! Sie kommen!

Sechster Auftritt.

Vorige. Sergeant mit Wache.

Sergeant. Seid Ihr Welldorf? — der Sohn hier?

Eduard. Ich bin's.

Sergeant. Fort! Euer Gewehr! In die Wache!

Eduard (abgehend). Da! Einen Augenblick noch! (Er umarmt stillschweigend die Mutter, die Schwester, dann wieder die Mutter) Lebt wohl! Lebt beide wohl! Ewig! — (am Seitenzimmer) Bester Greis, lebe wohl!

Ich bin nun *mit* dir am Ziele. Dort, dort, in jener bessern Welt, sehn wir uns wieder.

Sergeant. Ein Ende! Fort!

Eduard. Ich gehorche.

M. Welldorf. Eduard! — Nein! — Nimmermehr!

Eduard *(zuredend und sanft).* Meine Mutter! —

Wache *(beide abhaltend).* Zurück da! Zurück! *(Sie gehen mit ihm ab.)*

Luise *(nach einigem wilden Umhergehn).* O Gott, entsetzlich, entsetzlich! — Und Er, der uns mit Hoffnung hinhielt, der uns Beistand und Rettung zusagte; auch Er — — *(heftig)* Ist denn nichts, als Meineid, nichts als Lug und Verrath unter den Menschen? — Ich will fort, ich will hin. Ich will ihn finden, wo er auch sei; und wenn er noch Menschengefühl, wenn er ein Herz hat — —

M. Welldorf. Ja! ja, Luiſe. Auch ich — —

Luiſe *(umherirrend).* Auch Sie? — Und mein Vater — ach mein ſterbender Vater, ſoll *der* hülflos, ſoll er verlaſſen bleiben? — Vielleicht — ach! vielleicht ringt er eben itzt mit dem Tode. *(unſchlüſſig ſich hin und her wendend)* Schon, daſs nur ich gehe, ich Eine — — Aber was bleibt hier übrig? Ich muſs! Stehn *Sie* ihm bei, meine Mutter! *(ab.)*

Siebenter Auftritt.

Madame Welldorf *(allein).*

Ihm beiſtehn? Ich Andern? — *(umherirrend)* Ach, wer ſteht *mir* bei? Das iſt zu viel. Ich erliege. — *(gen Himmel)* Gieb mir Kraft, oder nimm mir mein Leben und mach' ein Ende! Es iſt zu viel. — — *(ſich zitternd an einen Stuhl haltend, und in ſich)* Ich bin ſtandhaft geweſen. Ich habe mein Elend geschleppt, so lange mein Odem aushielt. Nun kann ich nicht mehr. — (überlaut) Nun kann ich nicht mehr! — — Gott! Gott! Wer hat mich zum Weibe; wer hat mich zur Mutter gemacht? Wo find' ich Hülfe?

Achter Auftritt.

MADAME WELLDORF. SOPHIE.
DER ARZT.

M. WELLDORF (mit Heftigkeit den Arzt ergreifend). Kommen Sie! Retten Sie! Hier! — Aber ich Wahnsinnige! Was ist hier zu retten?

DER ARZT. Madame — Diese schreckliche Wildheit — diese Empörung in Blick und Ton — Sie machen mich zittern.

M. WELLDORF. Wir sind hin! Wir sind Alle verloren! — Sohn! Vater! Mutter! Alle! — Verloren! Zu Grunde gerichtet!

Sophie (mit dem Arzte drinnen). O Himmel! —

Neunter Auftritt.

von Brink. Madame Welldorf.

v. Brink (im Hereintreten sich umsehend). Wo ist er denn nun? — Ich treibe von Straſse zu Straſse, von Hause zu Hause; und wenn er auch hier nicht ist — hier bei Ihnen — —

M. Welldorf. Wer? Wer?

v. Brink. Der Oberst. — Ich such' ihn auf der Wache, bei seinen Bekannten, in seiner Wohnung — wo ich nur immer denke, daſs ich ihn treffe; und nirgend — —

M. Welldorf. Sie suchen ihn? suchen ihn jetzt; da es aus ist? — (ihn, wie vorher den Arzt, ergreifend und hinführend) Hier! Sehn Sie hier Ihre Hülfe! Sehn Sie hier, wie Sie Ihr Wort erfüllten! — Da! da

der

der Vater! Er ist dahin. — Vor Schrecken über den Sohn stürzt' er nieder; (angstvoll umhergehend) — und dieser — dieser — der Sohn —

v. Brink. Ich bin auſser mir. — Ha! was ist dies? Was soll ich muthmaſsen?

M. Welldorf (wie vorher). Gott! — Gott! —

v. Brink (ungeduldig). Madame — Was dies ist? Was ich muthmaſsen soll? (wartend) Werden Sie reden?

M. Welldorf. Mein Sohn — —

v. Brink (da sie athemlos einhält). Ihr Sohn? —

M. Welldorf. Ist fort — in die Wache geschleppt. Der einzige Augenblick, den Sie säumten — den Sie zu spät kamen — wird ihm das Leben kosten.

v. Brink (zurücktretend). Das Leben kosten?

M. Welldorf. O nur nach! Nach, oder — —

v. Brink. Das Leben kosten? — Warum das? Was wäre geschehn? Was hätt' er gethan? — (nicht ohne Heftigkeit) Nur erst Licht, daſs ich einen Entschluſs fasse! Soll ich denn ewig fragen?

M. Welldorf. Ah! der Unmensch, der uns hier martert — —

v. Brink. Der Oberst?

M. Welldorf. Er selbst! Er selbst!

v. Brink. Nun? —

M. Welldorf. Er riſs den Vater vom Bette. Der Sohn blieb seiner Sinne nicht mächtig, und fiel ihn an. Er hätt' ihn niedergestoſsen, wenn nicht noch ich — nicht sein hinstürzender Vater — —

v. Brink. Ich knirsche. — So hätte der Niederträchtige sich erkühnt — (die Uhr herausreiſsend und nach der Stunde sehend) Er hätte, wider Ehre und Wort — —

M. Welldorf. Er hat ihn wegschleppen lassen; hat's ihm geschworen, ihn zu verderben. — Fort, wenn Sie Möglichkeit sehen, daſs Sie retten! — Nur *Sie* waren Ursach; Sie allein klag' ich an. Sie haben ihn auf Ihrer Seele, weil Sie ihm Hoffnung gaben; denn hätt' er nicht Hoffnung gehabt — —

v. Brink (den Hut in die Augen drückend, und in sich). Also das — das war dein Plan? Du hast mich in Furcht jagen wollen; und hast mir gezeigt wie ich dir beikomme. Das allein war die Kunst. — Aus Sache des Königs hast du deine eigene gemacht. Wir werden dann fertig werden. — Durch kömmst du mir damit nicht; nein bei Gott nicht!

M. Welldorf. Sie gehen? — Sie haben noch Hoffnung übrig? — Sie wollen — ?

v. Brink. Fort will ich. Fort. —

Mich Ihrem Sohne nachstürzen, Madame: und Eins von beiden: ihn retten, oder mit ihm versinken. (ab. Mad. Welldorf ins Seitenzimmer.)

Ende des vierten Aufzugs.

FÜNFTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

Der Oberst mit Wache. Gleich hinterdrein von Brink.

von Brink (mit aufgerissener Brust und auſser Athem).

Endlich! Endlich! Wer ihn nur sucht, wo er Übels thun kann! — — (sich mäſsigend, wie in der ganzen Scene) Auf wenig Augenblicke, Herr Oberst! In den dringendsten Angelegenheiten! — Befehlen Sie, bitt' ich, daſs wir allein sind!

Der Oberst (ohne auf ihn zu achten, zur Wache). Ein Ende! Worauf wartet Ihr noch? — Den Wagen voll Betten geworfen, und ihn hinein! Ohne Anstand!

v. Brink (vor das Seitenzimmer tretend).

Herr Oberst! — In den dringendsten Angelegenheiten! Auf wenig Augenblicke! Aber allein!

Der Oberst. Allein! Wozu?

v. Brink. Sie werden die Nothwendigkeit finden; Sie dürfen nur hören.

Der Oberst. Welche Nothwendigkeit? — (höhnisch) Es scheint, Sie haben Geheimnisse.

v. Brink. Die hab' ich. Aber, dem Himmel sei Dank! nicht die meinigen: denn die würden das Licht nicht scheuen; die müſsten laut werden können vor allen Menschen. — — (ihm näher tretend und leiser) Lassen Sie uns hier allein seyn, oder es wird Sie reuen. Ich rede laut vor der Wache.

Der Oberst (sichtbar beunruhigt). Nun? Und die Folgen davon? — (nach einigen Augenblicken) Aber es sei so! Ich will Sie hören. — Doch, wenn Sie zum zweiten

Mal Sich vergäſsen — — (zur Wache, die abtritt) Entfernt euch!

Zweiter Auftritt.

Der Oberst. von Brink. Einen Augenblick dazwischen Madame Welldorf.

Der Oberst (immer in Unruhe). Sie waren vorhin schon zu kühn. Sie scheinen noch wenig begriffen zu haben, Herr Hauptmann, was Dienst ist.

v. Brink. O doch! doch! Wenigstens hab' ich begriffen, Herr Oberst, daſs ich dem Könige besser, als Andere, diene.

Der Oberst (sich in die Brust werfend). Als wer? Als wer?

v. Brink. Als Jeder, der ohne Menschlichkeit handelt.

Der Oberst. Ha! — Schon der Anfang zum Trotz! — Wir wollen doch heute noch ausmachen, wer hier zu reden und zu urtheilen hat: ob Sie, oder ich? — Aber was wollen Sie jetzt? Was ist vorgefallen?

v. Brink. Eine Kleinigkeit nur, ein Nichts. — (leicht und verächtlich hinwerfend) Ein Mann ohne Rechtschaffenheit hat sein Wort gebrochen; und ein Thor, der ihm glaubte, ist betrogen worden. — — (lebhaft, und dann hitzig) Sie wundern Sich? — (indem er die Uhr herausreiſst und sie ihm hinhält) Ich; ich bin der Thor! — Daſs ich auch Ihnen Ihr Wort heilig glaubte, ich Sinnloser! — Ihnen, der nichts Heiliges in der Natur kennt; der Väter im Angesichte der Kinder miſshandelt, und Sterbende von ihren Todbetten aufreiſst!

Der Oberst (hitzig). Wie nun? Welche Sprache?

v. Brink. Die Sprache der beleidigten Ehre!

Der Oberst. Daſs nur nicht *ich* die Sprache des Befehlshabers rede!

v. Brink. Dürfen Sie das? Kömmt's hier auf Dienst und Pflicht an! — Wenn der Befehl des Königs Ihnen zu zwingend schien, um mein Gesuch zu gewähren; so konnten *Sie* reden, und *ich* hätte schweigen müssen. Ich kenne meine Schuldigkeit, meinen Stand — (mit Verdruſs) mein Verhältniſs. — Aber weder Sie noch ein Andrer soll durch *seine* Wortbrüchigkeit mir selbst das Ansehn eines Verräthers geben.

Der Oberst (zurücktretend). Eines Verräthers, mein Herr?

v. Brink. Das war mein Wort. Eines Verräthers! — und des nichtswürdigsten unter allen, der mit der Miene, als ob er helfen wollte, das Elend, das er fand, noch vergröſsert. — Mit dem Vater nun auch der Sohn im Unglück! Er, dem ich mein Leben schuldig bin, durch *mich*, durch sein Vertrauen auf meine Ehre, in Unglück! — Was hat er gethan, ſag' ich, daſs Sie ihn wegschleppen lassen? ihn hingeworfen?

Der Oberst. Was er gethan hat?

v. Brink. Die heiligste seiner Pflichten erfüllt, dem Himmel und seinem Herzen gehorcht.

Der Oberst. Der Elende! — Dinge hat er verübt; Thätlichkeiten, die — —

v. Brink. Thätlichkeiten? — mit Gefahr seines Lebens? an Ihnen?

Der Oberst (zwischen den Zähnen). An mir!

v. Brink. Das gewinnt mich ihm ewig. — Und wenn ich ihn wieder habe, will ich ihn an mein Herz drücken, sei er gleich tausendmal ein Gemeiner! und will sein Freund seyn, so lang' ich athme! — — Treibt's nur fort, wie Ihr's anfingt!

Stürmt nur bis in's Heiligthum der Natur! Tretet nur Alles, was Menschen ehrwürdig ist, unter die Füſse: und seht, was dann wird, Barbaren!

Der Oberst. Tod und Hölle! Auch Sie?

v. Brink (mit Innigkeit). Es ist ein rechtschaffner Sohn! Daſs er so willig sein Leben für seinen Vater dransetzte, das rührt mich mehr, als was er für *mich* that. Es ist ein rechtschaffner Sohn! — Er soll mir frei, unverzüglich frei werden; oder bei Gott! — —

Der Oberst (wild). Ha! Noch ein Wort, und — —

v. Brink. Nicht so stürmisch, Herr Oberst! Treten Sie nicht zu hoch, damit Sie nicht desto tiefer stürzen! — Wenn Sie Ihr Glück, Ihre Ehre lieben, die ich in meinen Händen habe — — Ha, Ihr Blick voll Erstaunens, Ihr Zittern! — —

In meinen Händen, sag' ich! in meinen Händen, Herr Oberst! — (auf M. Welldorf zueilend, die aus dem Seitenzimmer hervortritt) Was ist's? Wir müssen allein seyn, Madame, Sie müssen uns lassen. — Ich bürg' Ihnen für Ihren Mann, Ihren Sohn. Seyn Sie ruhig!

M. Welldorf (voll Angst seine Hand haltend). Und ist er frei? — ist er sicher?

v. Brink (indem er sie zurückzwingt). Er ist's. Er ist's. Seyn Sie ruhig!

Der Oberst (umhertreibend, halb voll Zorn, halb in Unruhe). Nein, wo ich das länger dulde — mir das länger gefallen lasse — von einem Mann, den ich vorzog — der Alles bei mir galt und vermogte — —

v. Brink (spöttisch). Wer war das?

Der Oberst. Sie! Sie, der Sie nun trotzen!

v. Brink. Ich? —

Der Oberst. Der Sie auf Ihre Reichthümer, Ihr Haus, auf den General, Ihren Oheim trotzen.

v. Brink. O ja! Sie schildern mich, wie ich bin, nach dem Leben! — Ich erkenne Sie an dieser Seele, die Alles so klein denkt. — — Wollen Sie besser wissen, worauf ich trotze? — Auf den Muth, mein Herr, womit ich für den König mein Leben wagte; auf die Reinigkeit dieser Hände, mein Herr (indem er sie hinhält), die noch nie nach dem griffen, was Ihm gehörte.

Der Oberst (schnell). Wer griff darnach? — Tod und Teufel! Sie hätten den Muth — ?

v. Brink (fest). Den hab' ich. Jedes Kind könn't ihn haben. — (mit bittrer Verachtung) Wer sind Sie?

Der Oberst. Ihr Chef! Ihr Oberst!

v. Brink. Und sind Sie werth, daſs Sie's sind?

Der Oberst. So will ich verdammt seyn, wenn ich Sie länger trotzen lasse — In Arrest! Ihren Degen!

v. Brink (sich fassend, und abziehend). Sehr wohl! Hier ist er. — (ihm in dem Augenblick, da er zugreifen will, in den Arm fallend) Sie hätten die Kühnheit? — Ein einziger Griff Ihrer Hand bringt Sie um Ihre Wohlfahrt und Ihre Ehre. — Wenn Sie bei den vorjährigen Lieferungen den König bevortheilten — Sie wissen am besten, durch welche Einverständnisse; — wenn Sie auf Posten, die Ihnen vertraut wurden, der Erste waren, der sie verlieſs — ich erinnere Sie an die letzten Tage des letzten Rückzugs; — wenn Sie glauben, daſs Menschen da sind, die es auf jeden Wink Ihnen in's Angesicht sagen — denn der Elende lebt nicht, der Sie nicht haſste: — zittern Sie dann! Zittern Sie, diesen Degen zu nehmen! — Bei Gott sei's geschworen! bei Allem, was einer rechtschaffnen Seele werth ist! Wenn Sie hier diesen nehmen, so will ich den Ihrigen vor Ihren Füſsen zerbrechen sehn; und dann gern — geachtet von meinen Richtern selbst — ein Opfer der ganzen Strenge unsrer Gesetze werden. — — Sie kennen mich, hoff' ich. Da ich's Ihnen einmal geschworen habe; so kann Sie jetzt nichts, als ein Meuchelmord oder ein Wunder vom Himmel retten. Ich sage Jedem der hören will, schreibe an jede Wand — Ihre Geschichte. — (plötzlich kalt) Und hiemit, mein Herr, steht Thun und Lassen bei Ihnen. Ich bin das, was *Sie* zufrieden sind, auch zufrieden. — (ihm den Degen darbietend) Da hier! Da haben Sie mich!

Der Oberst. Ist man je — Hat man je —

v. Brink. Kein Wort mehr! Ein

Ende gemacht! — Sind Sie *der* Mann, der Sie sollen: so dürfen nicht *Sie* vor *mir;* so muſs *ich* vor *Ihnen* zittern, und wenn mein Haus das Erste des ganzen Königreichs wäre. — Sie haben mich in Ihren Händen, mein Herr. Nehmen Sie hin!

Der Oberst (umhertreibend). Ohne Beispiel! — Ein Hauptmann das seinem Obersten? — Ohne Beispiel!

v. Brink. Mags's! Eins war immer das Erste.

Der Oberst. Ha, ich dürfte nicht noch bedenken —

v. Brink. Und was? Und was?

Dritter Auftritt.

Vorige. Luise.

Luise (bleich vor Erhitzung und auſser Athem). Find' ich Sie! — Sind Sie —

v. Brink (sie nicht inne werdend). Bedenken?

denken? Sie dürften nicht noch bedenken? — Und was?

Luise. Mein Bruder — mein Vater —

v. Brink (wie vorher). Ihre Ehre steht auf dem Spiel. Das Kostbarste auf Erden, ohne das Ihr Daseyn Ihnen anekeln sollte. Und Sie reden noch von Bedenken? Bedenken?

Der Oberst (in tödtlicher Unruhe, zu Brink). Soll uns das Kind da — — (seitwärts, die Faust vor der Stirne) Verdammt! Was that ich?

v. Brink. Ha! — (zum Obersten) Das ist mehr als genug! — (zu Luisen) Ich bürg' Ihnen für Alles, mein Kind, ich bürg' Ihnen mit meinem Leben! Aber verlassen Sie uns! — (Er zwingt sie in die Seitenthüre, und verschlieſst diese.)

Vierter Auſtritt.

von Brink. Der Oberst.

v. Brink (den Degen wieder an der Seite). Nun, mein Herr? Nun? — weil Sie doch vorhin nach den Folgen fragten: — dem Könige, denk' ich, sollen nur Männer von Ehre dienen. Kennen Sie die Gesetze der Ehre?

Der Oberst (die Hand am Degen und entschlossen). Ich kenne sie. Fort!

v. Brink. Nicht die. Es giebt andre und beſsre. — (mit der Hand hin und her fahrend) Ich und Sie, so wie wir hier beisammenstehn, sehn uns zu ähnlich. Sie verlassen den Dienst! — Und wenn mich auch die Ehre des Standes, die mir heilig ist, nicht verbände: — Schon, weil Sie der Unglücklichen mehr machen würden; schon, weil durch Männer, wie Sie, des Königs Ehre gekränkt wird —

denn, was *Sie* thun, das fällt auf *Ihn;* und die Ehre der Könige, wie unser Aller, ruht auf Gerechtigkeit und auf Menschengefühl: — schon darum sag' ich Ihnen: Sie verlassen den Dienst! — Sie haben die Wahl wegen der Art, ob Sie's mit Ehre oder mit Vorwurf wollen? Geben Sie mir den gefangenen Sohn wieder: so soll das Geheimniſs in dieser Brust ersterben; niemand bis an meinen letzten Hauch soll's erfahren. Mir liegt an Ihrem Unglücke nicht, und Sie fordern dann Selbst Ihren Abschied. — Überliefern Sie ihn dem Kriegsrecht: — wohl! Auf Ihre Gefahr! Dann giebt's auch für *Sie;* dann giebt's auch für *mich* Artikel.

Der Oberst (*drohend, aber im innern Munde*). Gefahr? Gefahr? — Wir wollen sehn, wer sie läuft: ich, oder — —

v. Brink. Genug! — (ihm nachfolgend, da jener abgeht) Welldorf wird frei, unverzüglich; oder bei Gott! — —

Fünfter Auftritt.

von Brink (*allein*).

Er geht? — Ha, ich dacht' es mir ja, ich dacht's! — Diese gallsüchtigen Hohnsprecher; diese fühllosen Menschenverächter: wer sind sie? Eine aufgehobene Hand macht sie zittern. — Aber doch — je mehr ich es überlege — bei Gott! es ist kein kleines Spiel, was ich spiele! Wie, wenn er nun zu sich käme? wenn er Betrachtungen machte? — Der Beweis könnte mir schwer fallen, weil meine Zeugen dahin seyn könnten; und wenn er's nun *dar*auf ankommen lieſse? wenn er mehr seiner Rachgier und seinem Stolze folgte, als seiner Furcht? — — (*beruhigt*) Was sorg' ich? Mein wichtigster Zeuge lebt und ist gegenwärtig: Er selbst! Ich bin sicher.

Sechster Auftritt.

von Brink. Luise. Dann der Arzt.

Luise (von innen). Auf! auf! Um Gottes willen!

v. Brink. Die Tochter. (Er geht und öffnet.)

Luise (hervorstürzend). Wohl mir! Ich konnte nicht mehr. — Sein sichtbarer Todeskampf, sein emporfliegendes Herz, sein Röcheln — — Ich erstickte. Ich konnte nicht mehr. — — Ist Eduard frei?

v. Brink. Sie erschrecken mich. Sie sind in fürchterlicher Bewegung. — — Kommen Sie! Kommen Sie, Kind! — (indem er sie zu einem Stuhl führt) Werden Sie ruhig!

Luise (sitzend). Ist Eduard frei?

v. Brink. Er wird es. Ich erwart' ihn mit jedem Augenblicke.

Luise. Gott! Gott! So soll doch

noch Eines Leben! — O, da Sie schon das an uns thaten: da Sie das Schwerste und Wichtigste an uns thaten: — (die sinkende Hand gegen die Seitenthüre) wenn Sie hineingiengen? wenn Sie aus Übermaaß Ihrer Güte — —

v. Brink (da sie inne hält). Wenn ich es Ihrer Mutter sagte?

Luise (seine Hände fassend). Ich bin unverschämt — Ich fordre Dinge von Ihnen — ah! vergeben Sie mir!

v. Brink (gerührt). Vergeben? Ihnen Ihre Zärtlichkeit, Ihr edelmüthiges Zutrauen vergeben? — Wollte Gott, ich könnt' Ihnen auch Ihren Vater retten! Ich wage Alles darum. — Ein besseres Kind fand ich niemals. (Er geht hinein.)

Luise (allein; aufwärts blickend). Ich kann nicht. — Gedanken und Worte schwinden. Ich kann nicht. — Nur meine Angst kann ich fühlen. Nimm meine Angst für

Gebet an! — (erschrocken, indem der Arzt heraustritt) Ich zittre. Was bringen Sie? Ist es aus?

Der Arzt. Noch nicht. Noch ringt die letzte Kraft der Natur. Aber er ist nicht weit mehr von seinem Tode.

Luise. Und keine Rettung übrig? — Kein Mittel übrig?

Der Arzt. Was soll ich Hoffnung geben, wenn ich Sie täusche? Ich sehe keines. — — (indem sie sich in den Stuhl zurückwirft und ihr Gesicht in der Hand birgt) Fassen Sie Sich! Gehorchen Sie Ihrem Herzen, und beweinen Sie ihn! Er verdient Ihre Thränen. Aber fassen Sie Sich! — Wenigstens geben Sie keiner Sorge für Ihre Zukunft Raum! Ich lernte Sie kennen, um Sie verehren zu lernen. Ihre Treue, Ihre Sorgfalt, Ihre unermüdete Liebe haben Ihnen meine ganze Seele gewonnen. — Sie werden belohnt werden;

und glücklich der Mann, den die Vorsehung zum Werkzeug dazu erkor!

Luise. Sie gehen?

Der Arzt. Wozu nützt' ich hier noch?

Luise. O, wenn Sie uns itzt verlassen! — So Mancher, der dem Tode schon übergeben war, kam ja in's Leben zurück. Versuchen Sie nur noch Etwas! noch irgend Etwas!

Der Arzt. Ist nicht Alles versucht? Ist die Kunst nicht verloren, wenn die Natur erschöpft ist? — (da sie ihn hält) Lassen Sie mich! Ich fliehe den Anblick der Sterbenden; und ich habe Recht, daſs ich ihn fliehe. Ich sehe, schon so, des Elends der Menschheit zu viel. — (sanft sich loswindend) Lassen Sie mich! (ab.)

v. Brink (zurückkommend, eine Thräne aus dem Auge trocknend). Die Unglücklichen! — Wie hat mir der Anblick das ganze Herz ergriffen! — Getrieben bis zu diesem Äuſsersten, dieser Verzweiflung! und ohne Endzweck! — — (sich unruhig umsehend) Aber der Sohn — Ha! wo bleibt er? Er kömmt nicht?

Luise. Wer? wer? — Sie fürchten —?

v. Brink. Nichts. Nur getrost! Er wird kommen. — (vor sich, umhergehend) Wenn er den Muth hätte, der Elende; wenn er es wagte, ihn hinzuopfern — Rache, ohne Erbarmen! Aber er selbst — er, der Unglückliche, den ich retten wollte — — (zu Luisen) Nur getrost, sag' ich! Nur ohne Furcht! Er wird kommen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Luise (ihn erblickend). Ja! Ja! Da ist er.

v. Brink (ihm entgegen). Mein Freund —

Eduard (stillstehend). So ein Ausgang

— Ich bin frei? frei durch Sie? — Wie war's möglich?

v. Brink. Frage mich nicht! — Laſs dich Furcht, Mitleiden, Groſsmuth: laſs dich gerettet haben, was will! Ich muſs schweigen — — (ihn zu sich ziehend) Aber komm, Welldorf! komm, und sei auf immer mein Freund! — O wenn auch wir nun nicht Freunde wären! wir, die wir einander Alles danken!

Luise (gegen das Seitenzimmer, mit schwacher Stimme). Sie? — meine Mutter!

Achter Auftritt.

Vorige. Madame Welldorf.

M. Welldorf (da beide hineinwollen, sie in der Thüre zurückhaltend). Bleibt hier! Wo wollt Ihr hin, meine Kinder?

Eduard. Zu unserm Vater! Er lebt doch?

Luise. Sie schweigen? Sie wollen reden, und zittern?

M. Welldorf. Faſst euch! Ergebt euch, wie ich mich ergab! — Er ist hin, wohin wir ihm folgen werden. Ihr habt ihn nicht mehr.

Luise. Er ist todt? todt? — Gott, mein Vater! (Sie wirft sich in einen Sessel und weint. Die Mutter schleppt sich mühsam in einen andern.)

Eduard (nach mehreren stummen Augenblicken, mit erstickter Stimme). Todt! — Ich erwartete das. — Er ist dann frei, ist erlöst. Erquicke Gott seine Seele! — — (wieder nach einigen Augenblicken, zu Luisen) Du weinst? — O, weine um mich, nicht um ihn! Nur der, der hier bleibt, ist elend.

v. Brink (seine Hand ergreifend). Welldorf! — Sage das nicht! Es soll anders werden. — Bliebst du elend, so wär's nicht Wohlthat, dich gerettet zu haben. Ich fing an; und so ist's Pflicht, daſs ich vollende. — Du dienst wider dein Vaterland, dienst mit Abscheu. Nimm hier meine Hand! Du sollst frei seyn. — (da Eduard fühllos dasteht) Du hörst nicht? Ich sage: frei sollst du seyn.

Eduard (kalt und in Gedanken verloren). Vom Dienst? — Unmöglich!

v. Brink. Laſs *mir* das über! Wer das Gröſsere konnte, wird das Geringere können. — Ich vermag's; ich habe Einfluſs; ich bin dir's schuldig. — Aber hier — diese Unglücklichen, die mit deinem Vater Alles verloren — Wer wird sie durchbringen? erhalten?

Eduard (mit Feuer). Ich! ich! — nur Freiheit!

v. Brink. Aber im Anfang; jetzt im Anfang: wer da? — — (ihn mehr zur Seite führend und leiser) Höre mich, Freund! Als du mich auf deinen Schultern in's Lager trugst; da sammelte ich meine letzte

Kraft, und bot dir mit zitternder Hand meine Börse. Du warfst sie mir verächtlich zu Füſsen. So ein Dienst, riefst du, will keine solche Belohnung. — Sieh hier noch einmal eine Mutter und eine Schwester weinen! Ich weiſs nur zu wohl, daſs ihrer Mangel und Kummer wartet. — (indem er ihm eine volle Börse in die Hand drückt) Wirfst du mir auch diese zu Füſsen?

Eduard (sieht auf die Seinigen zurück, und nimmt sie). O nein! Nein, bei Gott nicht! Ich danke.

v. Brink. Du entzückst mich. — Laſs mich jedes deiner Bedürfnisse wissen! Habe Vertrauen zu mir! — Sieh, ich habe Reichthümer und Güter; und ihr schönster Genuſs ist für mich, daſs ich meine Freunde zufrieden sehe. — Du weinst?

Eduard. Muſs ich denn nicht? — Ich fühle wieder, daſs Leben gut ist:

und Er — — (indem er, mit ausgebreiteten Armen, langsam auf das Seitenzimmer zutritt.)

v. Brink (ihn sanft zurückhaltend). Laſs ihn! Gönn' ihm seinen ewigen Schlummer! Er ist itzt glücklicher, als wir Alle.

Eduard (mit Begeisterung aufblickend). Das ist er! Ich nähme die Welt nicht um *den* Gedanken. — Und gewiſs! (indem er Brinks Arm ergreift) Er hat auch dort, was ich hier habe. Sonst wär's kein Himmel.

v. Brink (gerührt). Welldorf!

Eduard. Sie versöhnen mich mit den Menschen. Ich lebte, wie in einer Räuber- in einer Mörderhöhle. Ich verabscheute sie alle.

v. Brink. Wie ungerecht warst du! Wie ungerecht gegen sie und den Himmel! — Glaube mir: es wird Rechtschaffenheit unter Menschen wohnen, so lange Vorsehung dort oben wohnt. — — Doch ich lasse dich jetzt. Hemme den Schmerz dieser Unglücklichen, und trage deinen eigenen, als ein Mann!

Eduard. Das will ich. Das kann ich. — Ich bin gekränkt bis in's Innerste; aber ich bin mit Gott und mit mir zufrieden. Da trägt sich Alles. — — Sie gehen?

v. Brink. Schmerz ist gern ohne Zeugen.

Eduard. Nun wohl! wohl! — (ihm bis zur Thür nach) Nur das noch! das Einzige noch! Der unglücklichste Tag meines Lebens war auch mein glücklichster. Ich fand an ihm eine Seele — eine der edelsten, besten, die jemals aus Gottes Händen gingen.

v. Brink (ihm die Hand drückend). Wir sehn uns wieder, Welldorf — und öfter! (ab.)

Letzter Auftritt.

Eduard. Madame Welldorf.
Luise.

Eduard (jeder eine Hand bietend). Kommen Sie! — Komm!

M. Welldorf. Wohin?

Eduard. Dort hinein! Sein Anblick selbst soll uns trösten. — An seinem Sterbebette wollen wir unsre Hände verbinden, und uns ewigen Beistand schwören. — O nur froh! nur getrost! Noch ist nicht Alles verloren. Sie, meine Mutter, haben noch einen Sohn; du, Luise, noch einen Bruder: und ich — (beider Hände an seine Brust ziehend, und aufblickend) das Gröſste, was Gott uns geben kann: einen Freund!

STRATONICE.

EIN SCHAUSPIEL.

PERSONEN:

SELEUKUS, König von Syrien.
ANTIOCHUS, sein Sohn und Thronfolger.
STRATONICE, Braut des Königs, Tochter des gefangenen Demetrius.
TELESILLA, Vertraute der Stratonice.
ERASISTRATUS, Leibarzt des Königs.
EUMENETES, ein Sclave.

Scene: ein Zimmer im Pallast des Seleukus.

Erster Auftritt.

ANTIOCHUS (allein; halbliegend auf einem Ruhebette).

— Bin ich allein? Kann ich ihn wieder nennen, ihn wieder seufzen, den theuren, geliebten Namen: Stratonice? — — Ah! Ihr Götter, wie ist das? Schwebt nicht ihr holdes Bild immer vor mir? Ist's mir nicht allgegenwärtig? — Und doch — wenn ich den Schall ihres Namens höre: wie fährt mir ein verzehrend Feuer durch alle Glieder! — Das ist schon Ohnmacht, hoff ich, schon Todesschwäche. Meine Kräfte sinken schon hin; die nahrungslose Flamme wird matter; bald, bald wird sie zum letzten Mal aufzittern, um zu verlöschen: und dann, Ihr Götter — was kann der weniger bitten, den Ihr zum Thron bestimmtet, und der Euch Alles zurückgiebt? — laſst mich einsam seyn, wie ich itzt bin! Entfernt von mir jeden Horcher, jeden Verräther! Laſst mich noch einmal aus der Tiefe der Seele seufzen: Stratonice! und mein Haupt senken — sterben. — — (sich herumwerfend, und schmerzlich) Unglücklicher! — die Begierde schon buhlt, der Gedanke schon buhlt. Und sie ist Braut deines Vaters!

Zweiter Auftritt.

ANTIOCHUS. ERASISTRATUS.

ERASISTRATUS (in der Entfernung stillstehend). Prinz —

ANTIOCHUS (unmuthig). Schon wieder Störung? Du willst mich heilen, Arzt; nur die Einsamkeit kann mich heilen.

ERASISTRATUS. Verzeih mir! Wenn

nicht ein höherer Befehl mich hieherbrächte — —

Antiochus. Ein höherer? Von Seleukus? — Dann bleib! Er ist Herr und ist König.

Erasistratus (näher tretend). Für dich ist er mehr; ist er Vater. — Um seiner Ruhe willen, mein Prinz! Deck' ihm dein Innerstes auf! Sage, warum dein Leben, warum alle Freuden des Lebens dir so verhaſst sind? Sage, was dich im Besitz aller Herrlichkeit, aller Hoheit — da du den kühnsten deiner Wünsche nur aussprechen dürftest, um ihn erfüllt zu sehen — was dich zu dieser Schwermuth, diesem tödtlichen Gram herabbeugt?

Antiochus. Weiſs ich's selbst? — Mein Verhängniſs.

Erasistratus. Prinz! das ist Ausflucht, nicht Antwort. — Sage: was entgeht, was gebricht dir?

Antiochus. Nichts — nichts, Freund; und Alles.

Erasistratus. Du sprichst ein Räthsel.

Antiochus (die Hand auf dem Herzen). Hier —

Erasistratus (da er inne hält). Sollt' ich dich verstehen? Solltest du lieben?

Antiochus (unmuthig). Nenne das Wort nicht!

Erasistratus. So erkläre dich mir! —

Antiochus. Wolltest du einem Todten von Freuden reden? ihn zum Mahl, zum Tanz, zum Saitenspiel laden? — Hier dies Herz ist erstorben. Der Quell der Glückseligkeit ist vertrocknet.

Erasistratus. Unmöglich! In der Fülle der Jugend? Ein Herz erstorben, wie deines, so voll Wärme, voll Theilnehmung an allem Guten, an allem Schönen?

Antiochus (sich abwendend). Eben das macht oft elend.

Erasistratus. Warum verbirgst du dich wieder, deckst wieder dein Angesicht? — Bei den Göttern beschwör' ich dich; rede! Irgend eine unbefriedigte Leidenschaft muſs dich martern. — Wenn du so in dich verloren da sitzest, den Blick auf die Erde gesenkt; wenn du auf der Stirne den Tod trägst, indem du um die Lippen her lächelst; sage: was für Bilder schweben da vor dir? Was für Wünsche beschäftigen dich?

Antiochus. Ach Freund! Wenn ich von den Göttern etwas erbitten dürfte — —

Erasistratus. Sprich aus! Was wär' es?

Antiochus. Ein kleines Feld — eine Hütte.

Erasistratus. Wie?

Antiochus. Glückseligkeit wohnt nicht in Pallästen.

Erasistratus. Nein, mein Prinz! In dem Innersten unsrer Seelen wohnt sie. — Aber du wolltest mehr sagen. Eine Hütte? Und *in* der Hütte? —

Antiochus (unmuthig). Verlaſs mich!

Erasistratus. Edler, königlicher Jüngling! Zürne nicht, daſs ich in dich dringe! Dein Reich hofft. Dein Vaterland hofft. Die Weisesten nennen deinen Namen mit Wohlgefallen. Das Kriegsheer sah dich nie ohne Jauchzen. — So viele Hoffnungen wolltest du täuschen? So viele gerechte, groſse Erwartungen untergraben? — die Freuden alle, die das Schicksal dir anbietet, zurückstoſsen?

Antiochus. Freuden? —

Erasistratus. Die höchsten, seligsten eines Thrones.

Antiochus. Sagt das ein Weiser? —

Tritt hinzu, und sieh deine Freuden zu Sorgen werden!

Erasistratus. Eins hängt am Andern, mein Prinz. Wer keine Sorgen hat, der hat keine Freuden.

Antiochus. Und was nennest du so? — Purpur tragen? Schätze besitzen? von Festen zu Festen schwärmen?

Erasistratus. Nicht, was der Pöbel an Euch beneidet. Aber was selbst der Weise, wenn's ihm verliehen wäre, für sein unschätzbarstes Kleinod hielte: euren Beruf, eure Pflichten. Dieſen Genüge zu thun, die Sorge für so viele Tausende unablässig auf der Seele zu tragen; die Früchte seiner Bemühungen, seiner Arbeiten, nicht im engen Kreise gemeiner Menschheit, sie in weitgestreckten Reichen zu sehn; Samen zu streun, wo aus jedem Korn ganze Saaten entſprieſsen, indeſs Andre nur ſiebenfach ernten: das, Prinz, das nenn' ich Freuden des Thrones: — nicht das Hinknieen der Unterthanen, den Purpur, den leichtern Genuſs jeder Wollust. — Wir nennen die unsterblichen Götter selig. Warum? Weil ihre Tempel die Erde füllen? Weil Wohlgerüche und Opfer auf ihren Altären dampfen? Weil ihnen der Held seine Beute, der Hirt seine Erstlinge, jede Kunst ihre Blüthen darbringt? — Nein, Antiochus! weil von ihrem Himmel die Wohlthaten strömen, deren sich die zahllose Menschheit, deren sich, die ganze Leiter der Wesen hindurch, alle Geschöpfe freuen! Nicht durch das sind sie selig, was sie empfangen, sondern durch das, was sie mittheilen.

Antiochus *(die Hand gegen ihn hinstreckend).* Ach Freund! Wenn es noch möglich wäre — — Aber sprich weiter! sprich weiter!

Erasistratus. Also rührt' ich dich, Prinz? — Und doch muſst' ich, um an dein Herz zu dringen, erst den Weg über deine Vernunft nehmen. — Laſs mich unmittelbarer an deine Seele reden! Laſs mich dich bitten, des Königes, deines Vaters zu schonen! — Wie ein Donnerschlag traf ihn das Wort: daſs du dir alle Nahrung entzögst, daſs du sterben wolltest. Er schwieg, sah gen Himmel, und seufzte. Eine Thräne fiel auf seine Wangen herab. — Götter! es ist ein so guter Vater.

Antiochus. So gut? —

Erasistratus. Unbegreiflich! Dein ganzer Blick wieder verfinstert! Warum?

Antiochus. Muſs ich nicht zürnen? — Nur èin so guter Vater? Nichts mehr? — Ist die Sprache so arm, oder deine Seele so kalt, um nichts Stärkeres zu sagen?

Erasistratus. So will ich ihn denn den besten, liebreichsten, gütigsten aller Väter nennen.

Antiochus. Wohl das! Nenn' ihn so, wann du kömmst, wann du weggehst! Das wird mir Muth geben und Stärke. — Ach Freund! Sonst waren Könige immer nur kalte Väter.

Erasistratus. Aber der deinige — lebt irgend einer in Hütten, wo die ungeschwächte Natur noch alle ihre Rechte ausübt; irgend einer, der treuer, zärtlicher liebte? der mehr Dank, mehr Gehorsam verdiente?

Antiochus. Keiner. — Keiner.

Erasistratus. Und, Prinz — der Beste der Väter sollte sich nicht des Besten der Söhne freuen? Für alle seine Zärtlichkeit, seine Wohlthaten wolltest du ihm jetzt den tödlichsten Gram bereiten?

Antiochus. Nein! — Ich will sterben.

Erasistratus. Wie? Du willst sterben? — Was dich von deinem Entschlusse abbringen sollte, könnt' ihn befestigen? Würde denn irgend etwas den König mehr, als dein Tod, betrüben?

Antiochus. Mein Leben!

Erasistratus. Ein neues Räthsel, und ein noch dunklers!

Antiochus. Für dich! — Für mich, Freund, ist's lichte Wahrheit; licht, wie der Mittag. — Aber geh itzt! geh! — Oder wenn du nicht darfst, weil du Befehl hast; nun, so laſs *mich* gehn! Ich brauche Ruhe. (ab in ein Seitenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Erasistratus (allein).

Wunderbar! — Aber fast entziffre ich sein Geheimniſs. — Unbefriedigter Trieb nach Herrſchaft? nach Ehre? Nein, der König verhehlt's. Ehrgeiz wäre finſterer, feindſeliger, wilder. — Er liebt! Er liebt! Woher ſonſt dieſes wollüſtig Schmachtende ſeiner Schwermuth? dieſes Weiche und Schamhafte jedes Tons? jeder Gebehrde? — Und doch — wenn der Günſtling des Schickſals, der Erbe des gröſsten Thrones der Welt liebt: — ein ſo blühender Jüngling! — warum dürft' er verzweifeln? welches weibliche Herz würd' ihm fehlen? — Oder wenn es ihm fehlte; wo wäre die Unſchuld, die nicht ihre Kälte zu Schüchternheit, ihren heimlichen Gram zu wollüſtigem Schmachten verſtellte? — Gleichwohl — Ha der Gedanke, den ich da faſſe! Würd' ihm nicht Eine, nicht die Braut ſeines Vaters fehlen? — Ich hab's! Ich hab's! Wenn er liebt, ſo iſt *ſie's!* keine andre! — Mit halber Vernunft lieſs ſich das finden; und lag mir's vielleicht zu nahe, daſs ich es itzt erst sehe? — Doch, um noch sichrer zu werden; um es so zu werden, daſs Antiochus in keine Gefahr, der eifersüchtige König auf keinen Verdacht gerathe — — (sich umsehend) Er kömmt.

Vierter Auſtritt.

Seleukus. Erasistratus.

Seleukus. So vertieſt, Erasistratus? — und allein?

Erasistratus. Der Prinz ist drinnen, König. Er wollte ruhen.

Seleukus. Also sprachſt du ihn doch?

Erasistratus. Wenige Augenblicke.

Seleukus. Und wie schien er dir? Heitrer? —

Erasistratus. Dann wär' ichs auch; aber, —

Seleukus. Der Unglückliche! — Er

raubt mir alle Ruhe bei Nacht, und alle Arbeitsliebe am Tage. — Hätt' ich ihn je zu lieben geglaubt, wie ich jetzt fühle daſs ich ihn liebe? — Ich muſs noch, ich muſs ihn retten. — Sage: hast du ihn ausgeforscht? hat er gestanden?

Erasistratus. Du weiſst, König: seine Krankheit liegt in der Seele.

Seleukus. Nun? —

Erasistratus. Und was Krankheiten dieser Art gefährlicher macht, ist: daſs man sie liebt, sie verheimlicht, daſs man vor der Beſsrung. als einem Übel, zittert. — Hoffe nie, daſs er bekenne!

Seleukus. Aber wie, wenn ich sein Übel erriethe? wenn ich Vaters genug wäre, ihm mit der Befriedigung seiner Sehnsucht entgegen zu kommen? ihm Alles, Alles was er wünscht, zu gewähren?

Erasistratus. Dann freilich —

Seleu-

Seleukus. Und ich wills. Ich bin entschlossen dazu.

Erasistratus. Wenn du inzwischen fehlrathen solltest, was bliebe übrig? — Das Einzige, denk' ich, daſs man ihm gleichsam von ferne zu Hülfe käme, daſs man unvermerkt seiner Phantasie andre Richtungen gäbe; daſs man die Kraft seiner eigenen Seele ins Spiel setzte: ob sie noch durch sich selbst sich reinigen, durch eigenen Umtrieb ihrer bessern Empfindungen das Gift aus sich herausstoſsen könnte?

Seleukus. Wie das? Sprichst du zu einem Arzt oder zu einem Krieger? — Sei deutlich!

Erasistratus. Man müſst' ihn, denk' ich, aufheitern, vergnügen.

Seleukus. Hat man's nicht schon? Haben nicht, seit den ersten Äuſserungen seiner Schwermuth, alle meine Höflinge ihren Witz, ihre ganze Erfindsamkeit erschöpft, und Feste auf Feste für ihn ersonnen?

ERASISTRATUS. Feste — die sein Übel nur noch vermehrten. Sie waren zu rauschend, zu prachtvoll. In ein trauriges Herz, mein König, muſs sich die Freude, wie in ein gleichgültiges die Liebe, schleichen: durch bescheidne, durch schamhafte Reize. Zu üppiger und zu buhlerischer Reiz stöſst nur von sich.

SELEUKUS. So sprich! Rathe mir, was zu thun ist!

ERASISTRATUS. Man müſst' ihn vergnügen, mein' ich, so, daſs er das Vergnügen kaum argwohnte; — nicht geradezu seinen Schmerz bestürmen, lieber heimlich ihn untergraben: anfangen — mit wenig, mit Nichts; bloſs mit einem zufälligen, zerstreuenden, holden Gespräche; mit — ach! ich weiſs selbst nicht. — Männer taugen dazu weniger, König. Wie wollt' ich, er hätte eine Freundinn — nur eine Mutter!

Seleukus. O, die hätt' er schon wieder; die hätt' er seit Wochen, wenn nicht mein Kummer — nicht die Unmöglichkeit, irgend ein Fest zu feiern, bis ich erst ihn gerettet sehe — —

Erasistratus (gleichsam vertieft). Also dächtest du doch —

Seleukus (da er inne hält). Was? — was?

Erasistratus (aufsehend). Ich glaubte, König, du sprächst von deiner Verlobten — von Stratonice.

Seleukus. Nun? —

Erasistratus (wie zuvor). Und zu versuchen freilich wär's mit ihr immer. Eben sie vielleicht, mit ihrer Anmuth, ihrer sanften Gesprächigkeit — wenn sie ihn länger und öfter sähe — sie mögt' ihn zurückbringen können. Freilich nur sehr allmählich, nur schrittweis', indem sie bloſs einigen Schimmer von Licht wieder in seine Seele brächte, indem sie ihn das Leben nur einigermaſsen wieder als schätzbar empfinden lieſse. — Zwar auch dies Mittel — — Indeſs, der verzweifelnde Arzt, mein König, verschmäht am Ende keins, wie ungewiſs der Erfolg sei. — Darf ich ihr deine Gedanken eröffnen? Darf ich zu ihr gehn, und sie in deinem Namen — —

Seleukus. Sei's! — Vielleicht, daſs du, als Zeuge meiner Freude, mit ihr zurückkömmst. Ich glaube, das Opfer entdeckt zu haben, das er gebracht wünscht, und ich bin bereit, es zu bringen. — Indeſs sei's! Lade sie ein!

(Erasistratos ab.)

Fünfter Auftritt.

Seleukus. Dann Antiochus.

Seleukus (in das Seitenzimmer rufend). Antiochus! — (indem er umhergeht) Bei dem Allen kein groſses Opfer! Eine Verminderung meiner Last, meiner Sorgen! — Und wenn ich mein ganzes Reich dahingäbe, um einen Sohn zu retten: — hätt' ich verloren oder gewonnen? —

Antiochus (furchtsam). König — —

Seleukus (ihn ansehend, nach einer Pause). Undankbarer! Ist das der Ton unter uns? Bin ich auch dir nur König?

Antiochus. Mein Vater —

Seleukus. Komm! Setze dich zu mir! Du zitterst. (Er führt ihn auf das Ruhebette) Ich sollte mit dir zürnen, Antiochus; aber mein Herz verbeut mirs. — Hättest du dich in meine Arme geworfen; hättest du mit dem offnen Vertrauen, das ich dir nie unbelohnt lieſs, die Hand nach meiner Krone gestreckt, und sie versucht mir vom Haupte zu heben: — Jüngling! dein Vertrauen wäre mir theurer gewesen, als meine Krone. — Doch keine Vorwürfe weiter! Auch ohne dich mir vertraut zu haben, sollst du besitzen, wonach du schmachtest, und sollst es noch heut besitzen. Ich hab's errathen.

Antiochus. Errathen?

Seleukus. Wenn du erschrickst, so hab' ichs nur um so mehr errathen. — Sei ruhig! War dein Vater je grausam? — Sieh, Jüngling! Ich habe dein Leben durchspäht, habe geforscht, welche Neigung die Beherrscherinn deiner Seele wäre; und ich bin gewiſs, daſs ich sie kenne.

Antiochus (seitwärts). Ihr Götter! —

Seleukus. Immer warst du kühn, ehrsüchtig, feurig. Das sagt mir deine

Liebe zu Kämpfen, dein sichtbarer Triumph, wenn dein Wurfpfeil am weitesten flog, oder deine Rosse zuerst das Ziel umjagten. Das sagt mir deine Verzweiflung am Tage bei Ipsus, wo dich Demetrius schlug, wo du, bei aller Freude meines endlichen Sieges, fühllos dastandst, und beim Frohlocken des Heers dir die Thränen im Augwinkel hingen. — Die Götter, erkenn' ich, haben dir einen hohen, emporstrebenden Geist, den echten Geist eines Königs gegeben; und so ein Geist will Spielraum, will Gegenstände. Eingekerkert und gefesselt zu seyn, macht ihn verzweifeln. — — Du erröthest? Du schlägst die Augen nieder?

Antiochus. Daſs die Scham mich entseelte!

Seleukus. Die Scham? — Macht' ich dir Schwäche zum Vorwurf? Hat der Starke sich seiner Kraft zu schämen?

Oder weiſs ich nicht, daſs eine Seele in ihrer Kraft ersticken kann, wie ein Körper in seinem Blute? — Komm, Jüngling! Unsre Vortheile gehn mit einander. Laſs mich durch Erleichterung meiner Arbeiten fühlen, daſs es Wohlthat ist, einen Sohn zu haben. Nimm die Hälfte meiner Eroberungen, nimm alle Provinzen des obern Asiens hin, und sei König!

Antiochus. Ich? Ich? — Mich schaudert.

Seleukus. Wovor? Vor dem letzten Ziele des Ehrgeizes? Vor dem Gipfel der Hoheit?

Antiochus. Für den ich zu klein bin; auf dem ich verschwinden würde. — *Mit* dir, *neben* dir — König?

Seleukus. Warum nicht?

Antiochus. Ah mein Vater! Und wenn ich auch Kräfte, Verdienste hätte: *der* Schatten, der im Finstern Tageslicht wäre, wird zu Nacht an der Sonne. — Du erinnertest mich des Tages bei Ipsus.

Seleukus. Nun? —

Antiochus. Wer nicht Besonnenheit für Eine armselige Stunde hatte: wird er sie für die Dauer des Lebens haben? Wer nicht zum Kleinern taugte, zum Feldherrn — wird er zum Gröſsern taugen, zum König?

Seleukus. Und doch ist Herrschen deine Bestimmung, Jüngling. Du bist geboren dazu.

Antiochus. Eben das ist meine Verzweiflung. Ich fühl's, ich bin ein Schwächling, ein Weichling.

Seleukus. Du? Du, den Hitze zu Fehlern hinriſs, für die ich dich umarmte? in denen ich deine Gröſse vorhersah? Denn groſse Tugend, Antiochus — was war sie je anders, als Feuer der Seele, durch Vernunft und Erfahrung gemäſsigt?

— — Aber ich fürchte, du suchst nur Ausflüchte, Jüngling: du heuchelst.

Antiochus. Bei den Mächten der Unterwelt: nein!

Seleukus (scharf ihn ins Auge faſsend). Du heuchelst!

Antiochus. So möge mein Leichnam kein Grab und mein Geist keine Ruhe finden! — Ah! das ist mein Schicksal, mein Vater: sehen, schmachten, und nicht erreichen können. (schwärmerisch) Alle Güte, alle Schönheit schwebt vor mir; aber ich Elender — am Rande eines Abgrundes steh ich, und strecke umsonst die Arme aus, und brenne umsonst hinüber. Ich mögte groſs seyn, als König, wie ich glücklich seyn mögte, als Mensch; aber — ich kann nicht.

Seleukus (finster). Du kannst nicht?

Antiochus. Wenn du zürnest, mein Vater — —

Seleukus. Komm! Erniedrige mich nicht durch Argwohn, als ob ich dir Schlingen legte. Sei so aufrichtig, wie ich! — Hättest du deine Hand auf einen Altar gelegt; du würdest die Majestät der Götter fürchten und Wahrheit reden. — Sieh, Jüngling! Hier liegt sie auf der Brust deines Vaters; an seinem schlagenden Herzen liegt sie. Auch diese Stäte ist heilig. — Schleuſs mir dein Innerstes auf! Rede Wahrheit, oder — —

Antiochus. Ich hab' es!

Seleukus (wild, indem er seine Hand zurückwirft). Antiochus! —

Antiochus. Ah! vergieb mir, mein Vater!

Seleukus. Vergeben? Wer bis an die äuſserste Gränze der Liebe ging, der hat nur noch Einen Schritt bis zum Hasse. Oder meinst du, ich sollte den nicht hassen, der mich ärger als tödtet? mich schändet? mich zum Abscheu der Welt macht?

Antiochus. Ich dich? — Nimmermehr!

Seleukus. Wie sonst? — Nicht als Thoren, als Opfer meiner Tyrannei wird man dich ansehn. In heimlichen Grausamkeiten des Vaters wird man die Ursache von der Verzweiflung des Sohnes suchen; und fühlst du die Schande dieses Verdachts? — Wenn die Könige der Barbaren ihre Brüder würgen und ihre Söhne schlachten, so mischt sich Mitleid in unsern bittern Abscheu, und wir sagen: es sind Barbaren! Aber wenn ich, ich ein Grieche — zur Menschlichkeit und zur Weisheit erzogen — in Verdacht deines Mords gerathe, in Verdacht von Grausamkeiten, die so gut sind als Mord — (niedertretend) Ah! es tödtet mich, das zu denken. Jede glorreiche That meines

Lebens wäre befleckt, verfinstert, vernichtet.

* * *

Sechster Auftritt.

Antiochus. Seleukus. Hiezu kommen Erasistratus; und Stratonice, mit ihrer Vertrauten Telesilla.

Stratonice ist erschrocken und verlegen über die Erklärung des Königs, seine Vermählung mit ihr nicht länger aufſchieben zu wollen. Sie sucht seinen Zorn gegen Antiochus zu besänftigen, und versteckt sich hinter den Vorwand, daſs sie für des Königs eigne Ruhe sorge, und daſs die Dankbarkeit für das was Antiochus ihrem gefangenen Vater bewirkt habe, sie verpflichte, sich seiner anzunehmen.

Der Arzt will, daſs der Prinz, der über Stratonicens Anblick wie ohnmächtig da liegt, sich mit einem Becher Weins stärke. Er ruft den schon im Vorzimmer wartenden Sclaven Eumenetes.

Siebenter Auftritt.

VORIGE. EUMENETES.

Der Prinz schlägt die Stärkung aus, bis der Vater bittre Anmerkungen über seinen Starrsinn, seine Lieblosigkeit macht. Jetzt läſst er den Becher bis zum Überschwellen füllen, und thut ein Gebet für seinen Vater an die Götter. Er zittert; und statt, beim Libiren, nur Tropfen auszugieſsen, verschüttet er Alles. Seleukus, halb gerührt halb erzürnt, fragt: ob er ihm nun fluchen, oder ihn segnen solle? und wirft sich unmuthig, das Gesicht mit der Hand verdeckt, in einen Sessel.

Nun läſst Stratonice den Becher noch einmal füllen, spricht dem Prinzen mit innigster Rührung zu: daſs er um seiner selbst, um des Königs, um ihrentwillen sich die nöthige Stärkung nicht versagen wolle. Sie weint; und der Arzt will ihr den Wein wieder nehmen, weil sich ihre Thränen damit vermischt haben. Hier reiſst der Prinz ihn weg, und leert ihn bis auf den letzten Tropfen.

Kaum verbirgt noch Stratonice ihr Erstaunen und ihr Entzücken über diesen Beweis seiner Liebe. Telesilla! ruft sie; er trinkt. Nur ein Wink dieser Vertrauten macht sie wieder scheinbar ruhig. Der Prinz, den Becher an seine Brust drückend, sagt zum Arzt, der ihn abnehmen will: Arzt! in diesen Kelch meine Asche!

Eumenetes, auf einen Wink des Arztes, entfernt sich. Itzt will der König den Sohn umarmen; dieser wird über den Anblick und die Liebe des Vaters erschüttert, entreiſst sich ihm, und taumelt ab in sein Seitenzimmer. Der König folgt, nach einem Ausdruck des Erstaunens, ihm nach; und dem König der Arzt.

Achter Auftritt.

STRATONICE, mit **TELESILLA** allein.

Kaum hält noch die letztere jene zurück, die in ihrer Verwirrung bloſs ihrem Herzen folgt, und auch dem Prinzen nach will. Telesilla beruhigt die Prinzessinn über den Zustand des Antiochus, durch die wahre Bemerkung: daſs Er, der zu deutlich seine Liebe verrathen, sich vor dem Vater verbergen wolle.

Stratonice umarmt Telesilla; noch herrscht in ihrem Herzen, bei dem Tumult ihrer Empfindungen, ganz vorzüglich das Entzücken, sich von dem Besten der Menschen geliebt zu wissen. Telesilla stellt ihr vergebens die Gefahr ihrer Liebe vor, fleht sie vergebens, sich zu mäſsigen. Sie erkennt einen Augenblick ihr Unglück; aber noch bricht ihre überwiegende Freude hervor. Erst der Gedanke an Antiochus Leiden, den Telesilla bei ihr weckt, macht den Kummer in ihrer Seele herrschend.

Von so widrigen und so heftigen Empfindungen unterdrückt, droht sie niederzusinken; Telesilla will sie in den Sessel führen, in dem der König saſs: sie widerstrebt. Dort, dorthin, sagt sie, und zeigt auf den Sitz des Prinzen, wirft sich hin, und zerflieſst in Thränen; schweigt, wird endlich durch Telesillens Vorstellungen vermogt, sich zu entfernen: Der Vater werde zurückkommen; sie werde sich durch den Anblick selbst verrathen, werde nicht bloſs sich, auch den Prinzen in Gefahr und Unglück bringen. Nun geht sie.

Neunter Auftritt.

— — — — — — —

DER DIAMANT.

EIN LUSTSPIEL.

Personen:

Frau von Gercourt.
Herr von Gercourt.
Graf von Tourmont.
Henriette, Kammermädchen der Frau von Gercourt.
Herr von Mirvault, Bruder des Herrn von Gercourt.
Israel, ein Jude.
Dumont, Kammerdiener der Frau von Gercourt.
Champagne, Bedienter des Herrn von Gercourt.

Scene: *Zimmer der Frau von Gercourt.*

Erster Auftritt.

Israel. Henriette.

Israel (hineinsehend). Jüngferchen! Jüngferchen!

Henriette. Wer ist da? — Er, Herr Israel? Nur herein!

Israel. Ihr unterthäniger Diener, mein liebes Jüngferchen! Wär's erlaubt, mit Ihr zu schwatzen ein Wörtchen?

Henriette. Was bringt Ihn denn zu uns, Herr Israel? Hat Er etwa was Neues zu verschachern? Ist es was Hübsches? —

Israel. Das sollt' ich glauben, *Jüngferchen.* Etwas Rares! Etwas Rares! — Und *für ein Spottgeld!* Es ist gefunden *für's Geld.*

Henriette. Was denn? — Was denn?

Israel. Ein sehr kostbarer Diamant! Es ist werth unter Brüdern seine dreitausend Reichsthaler; und ich will ihn weggeben — wie gesagt — *für ein Spottgeld, für nichts.*

Henriette. Für nichts? — Die Bedingung, Herr Israel, wäre annehmlich.

Israel. Seh Sie nur! *Seh Sie nur!* Sie versteht Sich doch wohl auf Diamanten?

Henriette (*besieht ihn*). Es ist ein Ring, wie ich sehe. —

Israel. Wie Sie sagt! Ja ein Ring!

— Sie versteht Sich sehr wohl darauf, Jüngferchen. Es ist wirklich ein Ring.

Henriette. Und ein recht schöner! Aber der Preis? —

Israel. Was für ein Wasser er hat! Was für ein Feuer er hat! Wie er blitzt! Wie er spielt!

Henriette. Aber der Preis? —

Israel. Nu der Preis! der Preis! — Verschenken will ich ihn, wenn er nicht werth ist seine dreitausend Reichsthaler.

Henriette. Dreitausend Reichsthaler?

Israel. Aber weil er einer Dame gehört, die Geld braucht, die eine Spielschuld bezahlen soll — Versteht Sie mich, Jüngferchen?

Henriette. Vollkommen, Herr Israel.

Israel. So will ich ihn geben für's halbe Geld, für funfzehnhundert Reichsthaler. — Wo ist denn die gnädige Frau? Könnt' ich nicht mit ihr sprechen?

Henriette. Wart' Er nur! Sie wird den Augenblick da seyn.

Israel. Ich will warten, Jüngferchen. Red' Sie ihr zu! Red' Sie ihr zu! Es soll Ihr Schade nicht seyn. Sie soll auch Ihr Profitchen haben, wenn Sie ihr zuredt.

Henriette. Da kömmt sie, Herr Israel. (Ihm den Ring zurückgebend) Wir wollen's schon machen. Nehm' Er nur hin!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gercourt.

Frau von G. Was ist das da für ein Mensch, Henriette? (in einem verächtlichen Tone.)

Henriette. Es ist Herr Israel, Ihre Gnaden.

Frau von G. Ach! Es ist wahr. — (Sich setzend) Was will Er? Was bringt Er?

Israel. Etwas Rares, Ihro Gnaden. Ich komme Ihnen zu leisten einen Dienst, einen groſsen Dienst.

Henriette. Er bringt Ihnen einen ganz vortrefflichen Diamant. — Wenn Ihre Gnaden ihn nur ansehen wollten —

Frau von G. Einen Diamant? — Nein, ich mag ihn nicht ansehn.

Israel. Warum denn nicht? Warum denn nicht ansehen, Ihro Gnaden? — Man hat ja das Ansehen umsonst. — Einen so kostbaren, kostbaren Stein!

Frau von G. Nun, so zeig' Er! Er ist wirklich nicht schlecht, Henriette. — Aber nicht wahr? Mein mittelster Diamant ist doch schöner?

Henriette. Nein, in der That nicht, Ihro Gnaden. Verzeihen mir Ihro Gnaden.

Frau von G. Du hast Recht; er hat ausnehmend viel Feuer.

Henriette. O er spielt; er spielt — In meinem Leben hab' ich nichts Schöners gesehen.

Israel. Und kostet — ein Butterbrot, Ihro Gnaden. Ein Butterbrot!

Frau von G. Wirklich, ich verliebe

mich ganz darein — Ich denke, er würde mir unvergleichlich stehen — Ich lieſse ihn gewiſs nicht da in dem Ringe.

Henriette (zu Israel). Nun so sag' Er doch der gnädigen Frau —

Israel. Wenn ich soll sagen, als ein ehrlicher Mann, auf mein Gewissen — Spottwohlfeil, Ihro Gnaden! Dreitausend Reichsthaler!

Frau von G. Dreitausend Reichsthaler! Das ist viel Geld, Israel. — Ich mag ihn nicht länger ansehn (aber ohne ihn wegzugeben).

Israel. Gar kein Geld! Gar kein Geld! — Keinen Pfennig will ich haben, wenn er nicht werth ist seine dreitausend Reichsthaler.

Henriette. Aber so mach' Er doch! Sag' Er doch den genauesten Preis! —

Frau von G. Wozu, Henriette? Es wird nicht nöthig seyn. — (immer den Stein besehend) Ich will nichts weiter hören.

Israel. Den genauesten Preis? — Er ist werth seine dreitausend Reichsthaler: ich sag' es noch einmal; aber weil's Ihro Gnaden sind, und weil die Dame Geld braucht, der er gehört: so sollen Ihro Gnaden ihn haben für's halbe Geld.

Frau von G. Für funfzehnhundert Reichsthaler? — Das machte an Louisd'or?

Israel. Gerade dreihundert — Auf ein Haar!

Frau von G. Dreihundert Louisd'or! — Das ist eben nicht theuer, Henriette. Was meinst du?

Henriette. Gar nicht theuer. Für das Geld würden Ihre Gnaden ihn immer wieder anbringen können.

Frau von G. Er ist unvergleichlich. Er gefällt mir ganz auſserordentlich. In der That!

Israel. Ja, das will ich glauben. So ein Stein, so ein Diamant!

Henriette. Nun dann! Ihre Gnaden müssen ihn nehmen. Sie müssen ihn kaufen.

Frau von G. (seufzend). Womit? Ich habe kein Geld, Henriette.

Israel. Auch keine Sachen? Ich nehme sie an, Ihro Gnaden. — Gold, Silber, Perlen, schöne reiche Kleider. — Ich bezahl's gut. Keiner besser, als ich.

Frau von G. Nein, ich kann nichts verkaufen — Wie unglücklich bin ich!

Henriette. Wenn aber der gnädige Herr —

Frau von G. Mein Gemahl? Ja, da

hätt' ich mich an den Rechten gewandt! — Da Israel! (den Ring zurückgebend) Ich mag ihn nicht länger ansehn. Nehm' Er ihn wieder!

Israel. Sie thun Unrecht, Ihro Gnaden; sehr Unrecht! Sie bekommen in Ihrem Leben nicht wieder zu Gesichte einen solchen Diamant. In Ihrem Leben nicht wieder.

Frau von G. Weg! Geh' Er! — O ich bin so ärgerlich, Henriette; ich mögte — —

Henriette. Noch ein Augenblickchen, Herr Israel!

Israel. Nun ja! ja! Bin ich denn etwa schon weggegangen? —

Henriette. Ich habe einen Einfall, Ihre Gnaden. Der Graf von Tourmont, dächt' ich, sollte Ihnen die funfzehnhundert Thaler schon vorschieſsen.

Frau von G. (lächelnd). Der Graf von Tourmont? —

Henriette. Warum nicht? Sie würden sie ihm nach Ihrer Bequemlichkeit wieder geben.

Frau von G. Wenn nur der Graf — Aber wirklich, Henriette, du bist doch ein Mädchen, das Einfälle hat.

Henriette. Ach! In meinen eignen Angelegenheiten niemals; aber für Ihre Gnaden — Es ist ein so vortrefflicher Kauf, und ich wollte nicht gern, daſs er Ihnen aus den Händen ginge.

Frau von G. (kaltsinnig). Der Umstand ist nur, daſs ich den Grafen — — Glaubst du denn wohl, daſs er es gerne thäte?

Henriette. Ganz gewiſs! Ganz gewiſs! Er kennt ja Ihre Gnaden noch nicht so lange. Und überdies werden Sie ihm den Willen schon machen, wenn Sie Selber nur wollen.

Frau von G. Da steckt's, Henriette. Ich mache mir aus ihm nicht sehr viel.

Henriette. Aber doch aus keinem andern mehr, als aus ihm? —

Frau von G. Das ist wahr. Also aus Noth! — Er wird gewiſs den Augenblick bei mir seyn. Ich will einen Zank mit ihm anfangen.

Henriette. Vortrefflich! Und der Ring stiftet nachher die Versöhnung. Nicht wahr?

Frau von G. O du denkst wohl, daſs ich mir ihn will schenken lassen?

Henriette. Nicht doch! Nur das Geld wollen Sie vorgestreckt haben. Das ist es alles.

Frau

Frau von G. Sonst nichts, Henriette!

Henriette. Und wenn mir recht ist — (sie tritt ans Fenster) Seine Kutsche, Ihre Gnaden. Er ist's! Ich will unsern Juden nur erst geschwinde im Vorgemach verstecken, und dann zu rechter Zeit wieder hereinkommen. Sie werden mir schon ein Zeichen geben, wann er erscheinen soll.

Frau von G. Gut, gut, Henriette! — Geh Er nur, Israel. (Israel mit Henriette ab.)

Dritter Auftritt.

Frau von Gercourt. Dumont.
Der Graf.

Dumont (anmeldend). Der Herr Graf von Tourmont, Ihre Gnaden — — (wieder ab.)

Frau von G. Wie, Herr Graf? Sie? (indem sie aufſteht.)

Der Graf. Unterthäniger Diener, Gnädige Frau! Wie steht's denn? Wie ist's denn? Nicht wohl? — Sie kommen mir ja ganz krank vor, ganz schwach?

Frau von G. O mir fehlt nichts, mein Herr. Aber wie bin ich denn so glücklich, Sie heute bei mir zu sehen?

Der Graf. Welche Frage! Als ob ich irgendwo lieber wäre, als hier bei Ihnen! — Ach! wenn Sie wüſsten, Gnädige Frau, mit welcher Ungeduld ich den Augenblick erwarte, wo ich Sie sehen kann — —

Frau von G. Mich? Das ist sonderbar. Ich schwöre Ihnen, daſs ich jeden Andern eher erwartet hätte, als Sie.

Der Graf. Was wollen Sie damit

sagen, Gnädige Frau? Sie machen mich ganz bestürzt. Sie bringen mich zur Verzweiflung.

Frau von G. Ei nicht doch! Nicht gespottet, mein Herr! — Freilich haben Sie glauben können, daſs ich für Sie Empfindungen hätte, daſs ich vielleicht auch fähig wäre, Sie einmal zu lieben — —

Der Graf. Und wie? Sollte ich mich betrogen haben? — Sie machen mich zittern, Gnädige Frau.

Frau von G. Zittern, mein Herr! Sie müssen mich ausreden lassen. — Sie können mich vielleicht auch für liebenswürdig gehalten haben; aber oft denkt man morgen nicht mehr, wie man heute denkt; es giebt der Damen, die zu gefallen wissen, so viel: und warum sollte es nicht unter den Vielen auch eine geben, die Ihnen besser, als ich, gefiele?

Der Graf. Ich begreife nicht, Gnädige Frau —

Frau von G. Aber ich! Ich begreife sehr wohl. — Ich bin freilich eine ganz eigene Frau, wenn ich liebe; das männliche Geschlecht hat gern lebhaftes Frauenzimmer; mir ist diese Lebhaftigkeit nicht gegeben. — Es ist ja Ihre Schuld nicht, Herr Graf. — Warum sollten Sie nicht, wenn Sie besser ankommen können —

Der Graf. Besser ankommen, Gnädige Frau! Ich bitte Sie aber — —

Frau von G. Die Frau Präsidentinn ist schön, sie ist lebhaft; sie gefällt Ihnen. — Wenn ich eine Mannsperson wäre; ich glaube, sie würde mir selbst gefallen. Was kann ich Ihnen denn für Vorwürfe machen?

Der Graf. Die Präsidentinn, sagen Sie? — Eine Frau, mit der ich in meinem Leben kaum Einmal gesprochen habe!

Frau von G. Wie? Sie wollen es läugnen? — Haben Sie nicht gestern, gestern während der Abendmahlzeit — —

Der Graf. Nun ja! ja! Sie hat mich gefragt, wann ich nach Versailles ginge; und ich habe ihr geantwortet, daſs ich es noch nicht sagen könnte.

Frau von G. Unschuldig genug! Aber die Augen — O mein Herr, ein gleichgültiges Frauenzimmer sieht man nicht so an, als ob man es durch und durch sehen wollte; auch drängt man sich nicht so zu, um ihm nach dem Abendessen die Hand zu küssen, wenn man ihm sonst nichts zu sagen hat. —

Doch, was geht das mich an, Herr Graf? Ich bin wahrhaftig nicht eifersüchtig. Wahrhaftig nicht!

Der Graf. Nein, das seh' ich leider! Dazu bin ich Ihnen zu gleichgültig.

Frau von G. Zu gleichgültig? Das nicht. Ich habe Freundschaft für Sie, Herr Graf.

Der Graf. O nicht weiter in diesem Tone! Ich kann ihn nicht aushalten, Gnädige Frau. Ich beschwöre Sie, Gnädige Frau. — Wenn ich irgend einem andern Frauenzimmer ergeben bin, auſser Ihnen, oder für irgend ein anderes leben will, als für Sie — —

Frau von G. Keine Betheurungen, mein Herr! Ich müſste die Männer nicht kennen. Sie reden alle in diesem Tone.

Der Graf. Das kann seyn, Gnädige Frau; aber kein einziger —

Frau von G. So eifrig, so dienstfertig gegen die Frau Präsidentinn! — Ich muſs es Ihnen nur sagen, mein Herr: es hat mich verdrossen; recht sehr verdrossen. Gegen eine Frau, die Sie kaum kannten.

Der Graf. Ei Madame! Hätten Sie mir nur einen einzigen Wink gegeben! Ich bin des Todes, wenn ich Ihnen nur den geringsten Verdruſs darüber angemerkt habe.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette. Israel.

Henriette. Sie haben geklingelt, Ihre Gnaden?

Frau von G. Nein, Henriette. — Aber was soll das seyn? Warum läſst du mir da den Menschen hereinkommen?

Israel. Etwas Schönes, Herr Graf! Etwas Kostbares! Eine Galanterie für die Gnädige Frau! Etwas Wohlfeiles!

Der Graf. Was ist's? —

Frau von G. Ich will es nicht, sage ich. — Henriette, so schafft mir doch den Menschen vom Halse! Ich bitt' Euch.

Henriette. Aber lassen Sie doch den Herrn Grafen nur ansehn! Er ist ein Liebhaber von Diamanten.

Israel (zum Grafen). Es ist ein Diamant. Ein sehr kostbarer Diamant. — In der ganzen Welt sehn Ihro Gnaden nicht wieder einen so kostbaren Diamant.

Der Graf. Laſs sehen, Jude!

Frau von G. Was wollen Sie nun daran sehen, Herr Graf? Ich brauche ihn nicht. Ich versichre es Ihnen.

Der Graf. Er ist sehr schön. — Wie hoch hältst du ihn, Jude?

Israel. Das will ich dem Herrn Grafen sagen. Der Herr Graf kennt mich sehr gut. Der Herr Graf erinnert Sich noch: In Metz! Ich war sehr bekannt in Metz. Bei dem Regimente in Metz.

Der Graf. Gut! Gut! Mach' ein Ende!

Israel. Nu, so sag' ich, Herr Graf: so wahr ich ein Jude bin, und so wahr mein Name ist Israel — der Diamant ist werth seine dreitausend Reichsthaler. Aber weil ich hoffe, noch ferner zu handeln mit Ihro Gnaden, so will ich ihn lassen Ihro Gnaden für 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Wie sagst du? Für funfzehn —

Israel. Für funfzehnhundert Reichsthaler. Nu! Ist das Geld? — Ich mach es hübsch mit dem Herrn Grafen. Ich habe ja schon so oft mit dem Herrn Grafen gehandelt.

Der Graf. In meinem Leben nicht, Jude.

Israel. Ei ja doch! In Metz! In Metz!

Frau von G. Ich sag' es noch einmal, Herr Graf: Ich brauche ihn nicht.

Der Graf. Was meint Sie denn, Henriette? Wäre das wirklich wohlfeil?

Henriette. Wirklich, Gnädiger Herr.

Israel. Gefunden ist es. Spottwohlfeil ist es.

Der Graf. Warum nehmen Sie ihn denn nicht, Gnädige Frau? —

Frau von G. Weil ich der Diamanten genug habe.

Der Graf (vor sich). Ich merke etwas. — Finden Sie ihn denn nicht schön, Gnädige Frau?

Frau von G. O ich hab' ihn so genau nicht ansehn mögen. Man geräth nur in Versuchung, und — —

Der Graf. Betrachten Sie ihn! Mir scheint er ausnehmend viel Feuer zu haben —

Israel. Nu ja! ja! Wie Ihro Gnaden sagen. Ausnehmend viel Feuer!

Der Graf. Und wenn er Ihnen gefällt, so müssen Sie Sich nicht lange bedenken. Sie müssen ihn nehmen.

Frau von G. Er ist allerliebst. Aber — —

Der Graf. Aber vielleicht sind Sie eben jetzt nicht bei Gelde?

Frau von G. Nein, ich mag ihn nicht; will ihn nicht. Wozu brauchte ich ihn? Weg damit, Israel!

Der Graf. Wie, Gnädige Frau? Eine so gute Gelegenheit wollten Sie aus den Händen lassen? — Hören Sie nur! Ich bezahle ihn, und Sie geben mir das Geld nach Ihrer Bequemlichkeit wieder.

Frau von G. Nicht doch! Ich will Niemanden schuldig seyn.

Der Graf. Aber doch mir? Nicht wahr? — Wo ist denn der Mensch, der Niemanden schuldig wäre?

Frau von G. Weder Ihnen, Herr Graf, noch sonst Jemand. — Es müſste denn etwa in Fällen seyn —

Der Graf. Kommen Sie! Nehmen

Sie ihn! Wenn er Ihnen künftig nicht gefällt, so geben Sie mir ihn wieder; sonst bezahlen Sie mich nach Ihrer Bequemlichkeit. Immer nehmen Sie ihn, Gnädige Frau. — Du, Israel, geh und warte auf mich! Ich fahre wieder nach Hause, und will dich bezahlen.

Israel. Gut! Gut! Also behalten Ihro Gnaden den Diamant? —

Frau von G. Nun, weil der Herr Graf es so will. — Aber in Wahrheit, mein lieber Graf, ich weiſs noch nicht, wann ich Sie werde wiederbezahlen können. Wir müssen noch weiter darüber sprechen.

Der Graf. Welche unnöthige Umstände! —

Israel. Herr Graf — Ihro Gnaden — Jüngferchen — Ich empfehle mich Ihnen.

Der Graf. Warte, Israel, warte auf mich!

Israel. Warum denn nicht? Ich will warten, Herr Graf.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Gercourt. Der Graf. Henriette.

Frau von G. (den Ring betrachtend). Sehr schön! In der That! Und ich glaube, für das Geld auch noch wohlfeil genug! Nur fürcht' ich, Herr Graf — In Wahrheit, wenn Sie darüber in die geringste Verlegenheit geriethen —

Der Graf. In gar keine, Gnädige Frau! In gar keine! Ich schwöre es Ihnen.

Frau von G. (indem sie ihn von sich hält.

und ihn spielen läſst). Findest du ihn nicht auch sehr schön, Henriette?

Henriette. So schön, Ihre Gnaden, — so schön, — daſs es unverantwortlich gewesen wäre, ihn fahren zu lassen.

Frau von G. Ach mein Gott! Das ist mir aber nicht eingefallen. Nun bedenke ichs erst. Es ist so gut, als ob der Ring gar nicht mein wäre; als ob ich ihn gar nicht hätte.

Der Graf. Wie das? Wie das?

Frau von G. Ich muſs ihn hinlegen. Ich darf ihn wahrhaftig nicht sehen lassen.

Der Graf. Warum aber nicht? —

Frau von G. Mein Gemahl kennt alle meine Diamanten; und er giebt mir viel zu wenig, als daſs ich mir solche Kostbarkeiten anschaffen könnte. Er weiſs das nur mehr als zu gut.

Der Graf. Verwünschter Umstand! — Was wollen Sie machen, Gnädige Frau?

Frau von G. Ich bin in Verzweiflung darüber. Ich muſs ihn wieder weggeben. Der Jude muſs ihn wieder zurücknehmen.

Der Graf. Aber, Gnädige Frau — Ja beim Himmel! ich hab's. Das ist ein herrlicher Einfall. — Hören Sie, hören Sie nur! Der Jude muſs ihn wirklich wieder zurücknehmen.

Frau von G. Nun? Und dann? —

Der Graf. Und dann muſs er ihn an ihren Herrn Gemahl für hundert Louisd'or wieder verschachern. Hundert Louisd'or ist kein Geld; dafür kauft er ihn gewiſs: und wenn er ihn kauft, für wen wird er ihn sonst kaufen, als für seine

Gemah-

Gemahlinn? — Was däucht Ihnen dazu?

Frau von G. Wirklich, Herr Graf; das geht, das geht! — Und ich bin Ihnen dann hundert Louisd'or weniger schuldig. Vortrefflicher Einfall!

Der Graf. Schnell, Henriette! Ruf Sie uns den Juden wieder herein!

Frau von G. Sie entzücken mich, Graf. Bei meiner Treue! Ich wäre nie auf den Einfall gerathen.

Der Graf. Und glauben Sie noch, daſs ich die Präsidentinn —

Frau von G. (schlägt ihn mit dem Fächer). Gehn Sie! Gehn Sie! Ich denke nicht mehr daran.

Henriette. Herr Israel! —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Israel.

Der Graf. Komm, Israel! Du muſst uns einen Streich spielen helfen.

Israel. Ja, mein Herr Graf!

Der Graf. Du muſst den Ring hier wieder zurücknehmen.

Israel. Wieder zurücknehmen? Ich muſs ihn wieder zurücknehmen?

Der Graf. Versteh mich doch nur! Du sollst ihn an den Herrn von Gercourt, an den Gemahl der Gnädigen Frau, für hundert Louisd'or wieder verkaufen.

Israel. Für hundert Louisd'or? So einen kostbaren Diamant? — Kein ehrlicher Mann will ich seyn, wenn ich ihn lassen kann unter 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Zum Henker! So höre doch nur! Du sollst sie ja haben, deine 1500 Reichsthaler. Du sollst nur dem Herrn von Gercourt den Ring für hundert Louisd'or zum Verkauf bieten.

Israel. Für hundert Louisd'or, mein Herr Graf? Sie scherzen mit mir. — Hundert Louisd'or sind ja keine 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Nein, nein! Aber 500 Reichsthaler.

Israel. Nun ja! 500 Reichsthaler. Ich kann ihn nicht lassen den Ring für 500 Reichsthaler.

Der Graf. Element! Über den Juden! — Die übrigen tausend Thaler; die sollst du ja von mir haben, Rabbiner! Verstehst du?

Israel. Soll ich von Ihnen haben?

Sie wollen den Ring zusammen kaufen?

Der Graf. Ja doch! Zusammen. Ich und der Herr von Gercourt zusammen.

Frau von G. Aber um's Himmels willen! Mein Gemahl muſs das nicht wissen.

Israel. Er muſs es nicht wissen, Ihro Gnaden? —

Der Graf. Nun, nein! Also höre nur Jude! — Henriette führt dich zum Herrn von Gercourt hinein; du bietest ihm den Ring zum Verkauf; du forderst dafür 1500 Reichsthaler. — —

Israel. Ganz recht! 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Will er ihn so hoch nicht nehmen: so läſsest du herunter, und immer herunter, bis auf 100 Louisd'or. Dafür nimmt er ihn ganz gewiſs, und ich bezahle dir denn das Übrige.

Israel. Ich versteh's. Ich versteh's. —

Der Graf. Und da sagst du ihm denn kein Wort weder von mir, noch von der Gnädigen Frau.

Israel. Ich werde doch nicht — Ich bin ja kein Kind mehr, Herr Graf. Ich habe ja meinen Verstand.

Frau von G. Wart' Er nur, Israel. Henriette wird ihn zu ihm bringen.

Israel. Nun gut! Nun gut! — (geht ab.)

Henriette. Ich glaube, da kömmt der Gnädige Herr.

Frau von G. Meine Kutsche, Henriette! Sie hält doch noch vor der Gartenthüre? Nicht wahr?

Henriette (hinaussehend). Er ist's, Ihre Gnaden. Er ist's. — Nur hinaus!

Frau von G. Geschwinde, Herr Graf! Er weiſs nicht, daſs ich besuchen gefahren bin. Er wird gewiſs hier herein kommen. — (Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Herr von Gercourt. Henriette.

Herr von G. (mit Papieren in der Hand). Wo ist denn deine Gnädige Frau, Henriette? Ich glaubte, daſs ich sie hier antreffen würde.

Henriette. Gnädiger Herr, sie ist nur eben zur Gartenthüre hinaus. Sie ist besuchen gefahren.

Herr von G. (setzt sich und liest in seinen Papieren). Kömmt sie denn zum Abendessen wieder?

Henriette. Ganz gewiſs; denn sie beschwerte sich nur noch diesen Morgen, daſs sie Sie fast gar nicht zu sehen bekäme.

Herr von G. (lesend). Ja, ja! Das sieht ihr schon ähnlich. — Ich will indeſs doch heute zu Hause essen.

Henriette. Da werden Sie ihr ein groſses Vergnügen machen — —

Herr von G. Hast du hier nicht ein Schreibezeug, Henriette?

Henriette (giebt ihm eines). O ja, Gnädiger Herr.

Herr von G. (versucht zu schreiben). Stumpfe Federn und dicke Dinte! — Es gehört einem Frauenzimmer; man sieht's schon. — Höre doch! Rufe mir meinen Caſsier herein, oder Monsieur Le Noir! Wer zuerst da ist.

Henriette. Sie sind beide nicht da.

Herr von G. Beide nicht? Es ist kein Mensch in der Schreibstube?

Henriette. Sie sind in der Komödie, Gnädiger Herr. Die gnädige Frau hat ihnen ihre Loge gegeben.

Herr von G. (schreibend). Schön! Schön! Handlungsdiener gehören auch in die Komödie, in die Loge! — Aber ich weiſs es lange, wie das zusammenhängt. Ihre Gnaden haben in Ihrem Leben kein Geld; der Caſsier muſs Ihnen jedes Quartälchen vorschieſsen: und zur Erkenntlichkeit — —

Henriette. Geld hat sie wirklich nicht, Gnädiger Herr; da haben Sie Recht. Sonst hätte die gnädige Frau heute einen herrlichen Kauf thun können; aber ich habe ihr nicht einmal davon sagen mögen.

Herr von G. (immer schreibend). Wohl gethan, Henriette! Ein rechtschaffenes Kammermädchen sollte alle die kleinen Verkäuſer, Juden und Christen, zum Henker jagen. Sie zwacken nur den Frauen ihr Geld ab, und ruiniren sie.

Henriette. O, das thu ich auch immer, Gnädiger Herr. — Wenn Sie indeſs einmal ansehen wollten — —

Herr von G. Ich bin eben so wenig bei Gelde, Jungſer, als Ihre Frau. Daſs Sie's nur weiſs!

Henriette. Wenn gleich! Ich will meinen Mann immer herein holen.

Herr von G. Nicht doch! Nicht doch! Wozu denn? (Henriette geht ab, und kömmt mit Iſrael wieder herein.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Israel.

Israel. Ihr unterthäniger Diener, Gnädiger Herr.

Herr von G. Ein Jude? Was soll das seyn, Henriette? Warum läſst du mir da den Juden herein?

Israel. Ich bringe dem Gnädigen Herrn einen Diamant, einen sehr kostbaren Diamant.

Herr von G. Weg damit! Weg!

Israel. Geruhen der Gnädige Herr nur einmal anzusehen.

Herr von G. (schreibend). Ich will aber nicht, sag' ich.

Israel. Ich bring' ihn vor allen andern hieher zu dem Gnädigen Herrn;

denn ich gönne ihn keinem lieber, als dem Gnädigen Herrn: er ist seine dreitausend Thaler werth, und ich lasse ihn für 1500 Reichsthaler.

Herr von G. Wenn er das ganze Geld werth wäre, so würde man ihn nicht für's halbe lassen.

Israel. Das ist wahr; da sagen der Gnädige Herr sehr wahr: aber was thut der Mensch nicht aus Noth? Es geschicht aus Noth, daſs der Ring verkauft wird für's halbe Geld.

Herr von G. Laſst mich zufrieden!

Henriette. Aber so sehn Sie ihn doch an, Gnädiger Herr.

Herr von G. (ihn ansehend). Nun denn! — Er ist schön, aber ich will ihn nicht haben. Und damit ein Ende! (Er legt den Ring auf den Tisch, und fährt fort zu schreiben.)

Israel. Ein Gebot! Thun Sie nur ein Gebot, Gnädiger Herr! Was wollen Sie geben?

Herr von G. (indem der Jude sich dicht an ihn bückt, diesem laut ins Ohr schreiend, daſs er zurück prallt). Nichts, Jude!

Israel. Nichts? Das ist Ihr Spaſs, Gnädiger Herr. — Sie müssen nur die Gnade haben, ihn anzusehen. Ich kann ja auch noch weniger fordern. Ich lasse mich handeln. Ich geb' ihn für 250 Louisd'or.

Henriette. Hören Sie wohl? Das ist wirklich kein Geld.

Herr von G. Aber was meinst du denn, daſs ich damit anfangen soll?

Henriette. Ihn der gnädigen Frau zu ihrem Namenstage schenken.

Herr von G. Ach was? Sie hat der Steinchen genug.

Henriette. Aber gewiſs noch keinen so schönen.

Israel (ihm den Ring vorhaltend). Ich will ihn verkauſen für 200 Louisd'or. Nu! — Ich verhere wahrhaſtig mein eigen Geld daran. Weiſs Gott!

Herr von G. Kurz und gut! Ich gebe dir 100 Louisd'or. Und mehr keinen Pfennig.

Israel. Ah, Gnädiger Herr! So einen Stein für 100 Louisd'or! — Ich hab' ihn ja nicht gestohlen. Ich kann's wohl sagen.

Herr von G. So schier dich deiner Wege, Jude! Ich gebe nicht mehr.

Israel. Der Gnädlge Herr sollen mir geben hundert und funſzig. — Er ist werth seine dreitausend Reichsthaler.

Herr von G. Keinen Pfennig mehr, sag' ich.

Israel. Sie wollen mir nicht geben hundert und funfzig Louisd'or?

Herr von G. Geh zum Henker mit deinem Ringe!

Israel. Nu, Gnädiger Herr! Da! (ihn auf den Tisch legend) Was will ich machen? Ich brauche Geld. — Ich wünsche, daſs Ihnen der liebe Gott so viel Segen damit gebe, als ich dabei verliere. Nehmen Sie hin!

Henriette (ihn besehend). Der allerliebste Stein! — Wird nicht die Gnädige Frau eine Freude haben!

Herr von G. O ja! ja! Ich werde ihr noch oben drein gute Worte geben müssen, daſs sie ihn annimmt.

Henriette. Nein gewiſs! Sie hat ein so liebreiches Herz.

Herr von G. Ein so liebreiches Herz! — (Er hat indeſs einen Zettel geschrieben) Da, Jude, ist ein Zettel auf hundert Louisd'or. Du darſst nur warten, bis mein Caſsier wieder zurückkömmt.

Israel. Wenn der Gnädige Herr noch sonst was zu befehlen haben: ich bin den Augenblick bei der Hand. Ich empfehle mich dem Gnädigen Herrn zu Gnaden. (ab.)

Herr von G. Geh nur! Geh nur! —

(Henriette geht ab, wie Champagne anmeldet.)

Neunter Auftritt.

HERR VON GERCOURT. CHAMPAGNE.
HERR VON MIRVAULT.

Champagne (anmeldend). Der Herr von Mirvault, Gnädiger Herr! (wieder ab.)

Herr von G. Mein Bruder? (aufstehend) Das ist ja ganz unerwartet. Um diese Zeit? —

Herr von M. Ja, mein lieber Bruder. Ich habe dir eine Neuigkeit zu berichten, an der du hoffentlich Theil nehmen wirst. Ich verheirathe meine Tochter.

Herr von G. Ei! ei! — Nimm doch Platz! Nimm doch Platz! — (Sie setzen sich) Deine Tochter? An wen?

Herr von M. Die Partie ist sehr anständig, mein lieber Bruder.

Herr von G. Ganz gewiſs an den Schatzmeister von — —

Herr von M. An keinen Schatzmeister. Es ist ein Oberst.

Herr von G. Ein Oberst? —

Herr von M. Oder wenigstens ist

ihm

ihm die Oberstenstelle versprochen. Es ist ein Mann von groſsem Stande, und von Verdiensten.

Herr von G. Der Henker! —

Herr von M. Meine Tochter wird bei Hofe erscheinen, und alle Vorrechte des hohen Adels erhalten.

Herr von G. Und du und deine Frau? Ihr erhaltet? —

Herr von M. Das Vergnügen, unsre Tochter gut anzubringen.

Herr von G. Ja, ja! Das ist ein groſses Glück, das Ihr da macht. — Ist er denn reich, euer Schwiegersohn?

Herr von M. Jetzt noch nicht; aber inskünftige — — wenn einmal ein Paar alte Anverwandte so höflich wären, zu sterben — —

Herr von G. Kurz und gut: die

Partie steht euch an, und Ihr seid beide zufrieden.

Herr von M. Das sind wir, Bruder. — Ich wollt's doch auch gerne deiner Gemahlinn melden. Wo finde ich sie?

Herr von G. Sie ist eben ausgefahren: aber ich will's ihr schon sagen. — Wie heiſst denn der Oberst?

Herr von M. Hätt' ich dir das noch nicht gesagt? Es ist der Marquis von Ferville, den du wohl kennen wirst.

Herr von G. Recht gut! Recht gut!

Herr von M. Und da siehst du nun wohl — —

Herr von G. Allerdings! Es ist nichts dabei einzuwenden.

Herr von M. Desto besser, wenn

du zufrieden bist! — (aufstehend) Aber du muſst mich entschuldigen, Bruder. Ich habe noch so vieles zu besorgen und einzukaufen — Stoffe, Spitzen, Diamanten —

Herr von G. Diamanten? — O höre doch, Bruder! Du verstehst dich auf Diamanten?

Herr von M. Wenigstens schmeichle ich mir's.

Herr von G. Ich habe da nur eben einen gekauft. Ich bin so dazu gekommen, ich weiſs selbst nicht recht, wie? — Was meinst du wohl etwa, daſs ich gegeben habe?

Herr von M. (ihn betrachtend). Schön! Auſserordentlich schön! — Du hast dafür gegeben — warte nur, Bruder! — dreitausend Reichsthaler.

Herr von G. Nein doch? In der That?

Herr von M. Aufs allerwenigste drittehalbtausend.

Herr von G. Nein, da weiſs ich besser zu handeln. Herunter, mein lieber Bruder!

Herr von M. Noch weniger? — Aber doch unter *zweitausend* gewiſs nicht?

Herr von G. *Unter* zweitausend. Weit unter!

Herr von M. Funfzehnhundert? Dafür wär' er gefunden.

Herr von G. (voll Selbstzufriedenheit). Hundert Louisd'or hab' ich gegeben, und keinen Heller mehr.

Herr von M. Ei, das ist unglaublich! Für so einen herrlichen Ring so ein Spottgeld? —

Herr von G. Wie ich dir sage.

Herr von M. Höre nur, lieber Bruder! Den Ring muſst du mir lassen. Ich wüſste wahrhaftig nicht, wozu du ihn brauchen könntest?

Herr von G. Wenn du meinst — Ich hatt' ihn für meine Frau gekauft.

Herr von M. Als wenn die nicht schon Steine genug hätte! Du erzeigst mir den gröſsten Freundschaftsdienst von der Welt.

Herr von G. Gut! Gut! Was denkst du denn etwa zu geben? — Du hast ihn vorhin dreitausend Thaler geschätzt.

Herr von M. Und du willst so brüderlich handeln, mir ihn dafür abzutreten?

Herr von G. Pfui doch! Pfui! Ich bin ja kein solcher Geizhals, kein solcher

Knicker. — Nein, ich denke, da ich doch meiner Nichte zu ihrer Hochzeit ein Geschenk machen muſs — —

Herr von M. Ihr den Diamant zu schenken!

Herr von G. Warum nicht? Wenn du mir meine hundert Louisd'or wieder herausgiebst —

Herr von M. Aber was hättest du ihr da geschenkt, Bruder? So viel, als nichts.

Herr von G. Als nichts? — Dreitausend Reichsthaler macht 600 Louisd'or; davon hundert ab, bleiben noch 500: und die sind bei dir Nichts?

Herr von M. Du hast deinen Scherz mit mir, Bruder.

Herr von G. Ich scherze niemals in Geldsachen.

Herr von M. Aber du schenkest im Scherze. — Ich sehe wohl, daſs ich nur zuschlagen muſs.

Herr von G. Nun da, Bruder! Nimm hin! — Die hundert Louisd'or kannst du mir nach deiner vollen Bequemlichkeit wieder geben; — nur daſs ich sie morgen Vormittags habe!

Herr von M. Ja doch! ja! Lebe wohl! (ab.)

Herr von G. (ihm nachrufend). Meine Empfehlung nach Hause! — (allein) Da war in einem Hui ein Geschäft gemacht. Ich spare mein Geld, und spare zugleich die Sorge, die man beim Wählen und Aussuchen hat. Nun kann sie heirathen, wann's ihr beliebt. Was geht es mich weiter an?

Zehnter Auſtritt.

Herr von Gercourt (die ganze Scene durch schreibend). Frau von Gercourt.

Frau von G. Wie, Herr von Gercourt? Sie hier?

Herr von G. Ich suchte Sie, Madame, und da ich Sie nicht fand, blieb ich da. Ich hatte eben zu arbeiten.

Frau von G. Nun, das ist doch einmal recht artig. Ich war schon ganz böse, daſs ich Sie immer nur auf ein Augenblickchen zu sehn bekäme.

Herr von G. So? In der That? — Das ist bei meiner Treue etwas ganz Neues.

Frau von G. Wie denn das? Was wollen Sie sagen, mein Kind? Sie reden, als wenn Sie die gleichgültigste Frau hätten; und doch wissen Sie nur zu wohl — —

Herr von G. Ich? — Ganz und gar nicht, Madame.

Frau von G. O so lassen Sie doch Ihr Geschreibe da seyn! Ich bitte Sie.

Herr von G. Wenn ich Ihnen beschwerlich bin, so gehe ich in ein anderes Zimmer.

Frau von G. Eine hübsche Antwort, wahrhaftig! Ich sage Ihnen so viel Zärtliches vor, und Sie —

Herr von G. Zärtliches! Zärtliches! — Mir ist wahrhaftig an meiner Schreiberei hier mehr, als an aller Zärtlichkeit gelegen. Ich muſs sammeln, Madame, damit Sie wieder zerstreuen können.

Frau von G. Alles zu seiner Zeit,

Herr von Gercourt! Antworten Sie doch! Ist hier Niemand bei Ihnen gewesen?

Herr von G. Kein Mensch — bloſs mein Bruder. Er war vor Freuden ganz auſser sich. Er verheirathet seine Tochter. —

Frau von G. Meinetwegen!

Herr von G. An den Marquis von Ferville.

Frau von G. Ei sieh doch! An einen Marquis? Das hat gewiſs die hochmüthige Närrinn, meine Frau Schwägerinn, angegeben.

Herr von G. Und weil er Sie eben nicht fand, so sollte ich's Ihnen sagen. Das hab' ich gethan.

Frau von G. Viel Glück dazu! — Aber Sie haben ja sonst noch Jemand gesehen?

Herr von G. Niemand! Niemand! — Ich habe zu thun, Madame.

Frau von G. Es ist sonderbar, Herr von Gercourt, daſs Sie mich besuchen, und Sich doch gar nicht mit mir abgeben wollen. Wie kann ich denn mit Ihnen reden, wenn Sie da immer über Ihren Papieren sitzen? — Ich hörte ja, es wäre noch sonst Jemand da gewesen.

Herr von G. (ungeduldig). Keine lebendige Christenseele!

Frau von G. Wer denn? —

Herr von G. Ein Jude, Madame! — Auf der Tortur kann man nicht ärger fragen.

Frau von G. Ein Jude? Ein Jude? — Ach mein Engel! (ihn liebkosend) Sie haben mir gewiſs etwas recht Hübsches gekauft? Weisen Sie, weisen Sie doch!

— Sie haben Sich erinnert, daſs Sie mir lange nichts mehr geschenkt hätten. Und was lange währt, das wird gut. — Was ist es? Was ist es?

Herr von G. (immer schreibend). Es war ein Diamantring.

Frau von G. Den Sie für mich kauften? Für mich?

Herr von G. Ja, Madame.

Frau von G. O so lassen Sie doch endlich Ihr Schreiben! Wo ist er? Zeigen Sie mir! Es ist gewiſs ein recht schöner.

Herr von G. Ganz auſserordentlich schön.

Frau von G. Und Sie sind so unbarmherzig, so grausam — —

Herr von G. Hören Sie mich erst an, Madame.

Frau von G. Was soll ich anhören? — Den Ring! Den Ring, mein Engel!

Herr von G. Jo zum Henker! So lassen Sie mich Ihnen nur erst bedeuten — —

Frau von G. Bedeuten! Mit Ihrem Bedeuten! — Den Diamant her!

Herr von G. Geduld, gnädige Frau. — (Er legt die Feder nieder) Sie müssen wissen, ich habe den herrlichsten Handel von der Welt getroffen. Mein Bruder hat den Ring dreitausend Thaler an Werth geschätzt.

Frau von G. Das wäre! Mufs er nicht schön seyn?

Herr von G. Ja, wie gesagt, unvergleichlich! Und ich; ich habe ihn weggehascht — Rathen Sie einmal, wofür? — Für 500 Reichsthaler.

Frau von G. Ums Himmels willen! Lassen Sie mich sehen, mein Schatz!

Herr von G. Das Beste kömmt erst, Madame. Er gefiel meinem Bruder so wohl — so wohl, daſs er ihn gerne für seine Tochter gehabt hätte.

Frau von G. Ich erschrecke ganz. — Und Sie gaben ihn Ihrem Bruder?

Herr von G. Ei, daſs ich kein Narre gewesen wäre!

Frau von G. Bravo, bravo, mein Liebster! Sie sahn vorher, wie sehr ich mich darüber freuen würde. — O, das verdient einen Kuſs.

Herr von G. Sie machen Sich Ungelegenheit, Gnädige Frau. Nur weiter gehört! — Er wollte, daſs ich ihn für die 100 Louisd'or ihm wieder abtreten sollte.

Frau von G. Aber Sie werden doch nicht — —

Herr von G. Ei nicht doch! nicht doch! Was wäre denn dabei herausgekommen? — Höre nur, Bruder! fing ich ganz trocken an: ich muſs deiner Tochter zu ihrer Heirath ein hübsches Geschenk machen —

Frau von G. Wie?

Herr von G. Du hast den Diamant 3000 Thaler geschätzt; wenn ich dir ihn für 100 Louisd'or lasse, so bleiben noch zweitausend fünfhundert übrig: und mit diesen — —

Frau von G. Ich erstaune. Also gaben Sie ihm den Ring?

Herr von G. Allerdings! Konnt' ich wohlfeiler abkommen? Meine hundert Louisdor, die giebt er mir wieder.

Frau von G. Gehn Sie! Gehn Sie! Das ist so eine abscheuliche Niederträchtigkeit, als ich in meinem Leben eine gesehen habe.

Herr von G. Da höre man nun! — Aber so sind die Weiber. Sie haben keinen Begriff von Geschäften.

Frau von G. Wenn Sie wohlfeil dazu kamen; sollte nicht Ihre Gemahlinn das erste Recht darauf haben?

Herr von G. Aber bedenken Sie doch, Madame! Ich mache ein Geschenk von zweitausend fünfhundert Reichsthalern, und es kostet mich keinen blutigen Heller!

Frau von G. (in vollem Zorn umhergehend). Ja, ich bedenke — ich bedenke, daſs Sie gar nicht wissen, was das heiſst, Ihrer Frau ein Vergnügen machen; daſs Sie es niemals gewuſst haben; nein, niemals, mein Herr; und daſs ich eine När-

Närrinn war, es mir nur einfallen zu lassen.

Herr von G. Aber — —

Frau von G. Schweigen Sie! Ich will davon nichts mehr hören. Es ist abscheulich — abscheulich!

Herr von G. (nimmt seine Papiere zusammen). Wenn ich hier keine Ruhe haben kann, so muſs ich sie anderswo suchen. — Ich hatte mir vorgenommen, mit Ihnen zu Nacht zu essen; ich empfehle mich Ihnen, Madame. (ab.)

Frau von G. Glück auf den Weg, mein Herr! Gehn Sie! — (allein) So sind sie alle, die Männer. Filze sind es. Bären sind es. Und dann wollen sie doch, daſs wir sie lieben sollen.

Eilfter Auftritt.

Frau von Gercourt. Der Graf.

Der Graf. Wie ist's, Gnädige Frau? Ich brenne vor Neubegierde. Ist der Handel gut abgelaufen?

Frau von G. (in einem trocknen Tone). Ganz vortrefflich, mein Herr.

Der Graf. O bravo! Ich bin entzückt darüber.

Frau von G. Sie haben den herrlichsten Einfall von der Welt gehabt; Sie können Sich Glück dazu wünschen. — Mein Mann hat den Ring gekauft, und ihn in eben dem Augenblicke wieder verkauft.

Der Graf. Ist es möglich? An wen?

Frau von G. An seinen Bruder, mein Herr.

Der Graf. An den Herrn von Mirvault? —

Frau von G. Ja doch! ja! Soll ich's Ihnen tausendmal sagen? — Das ist nun aus Ihren weisen Anschlägen herausgekommen.

Der Graf. Aber ich dachte, Gnädige Frau —

Frau von G. Ich dachte! Ich dachte! Sie hätten mich selbst sollen machen lassen. Aber da haben die Herren immer so viel Verstand, so viel Witz! — Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich allein lassen, Herr Graf.

Der Graf. Reden Sie im Ernst, Gnädige Frau?

Frau von G. Im Ernst! Im völligen Ernst!

Der Graf. Aber ich hoffe, Sie werden morgen —

Frau von G. Weder morgen, noch jemals, werde ich anders reden. — (abgehend) Ich will Sie nicht wieder sehen, mein Herr.

Der Graf (allein). Welche Begegnung! Ich bin wie vom Himmel gefallen. — Was fehlt der Frau? Was will sie von mir? — Weil ich um ihrentwillen mein Geld verliere; darum will sie mich nun nicht wieder sehen? — Eine schöne Entdeckung, die ich da mache! Wahrhaftig! — Also ist's ihr mehr um mein Geschenk, als um meine Gesinnung zu thun? — O, ich muſs ihr nach; und wo sie sich nicht anders erklärt — —

Zwölfter Auftritt.

DER GRAF. ISRAEL.

ISRAEL (im Hereintreten). Verwünscht soll der Cassier seyn! Wie ein Narr muſs ich warten — — Ah! ah! Sind Sie da, Ihro Gnaden? Ich hab's gemacht, wie Sie befohlen haben. Sehr gut hab' ich's gemacht.

DER GRAF. Mach's noch besser, Jude, und hänge dich! Denn der Ring ist zum Teufel.

ISRAEL (erschrocken). Wie? Wie? —

DER GRAF. Sieh, daſs du deine hundert Louisd'or kriegst, und geh dann selber zum Teufel! — Der Herr von Mirvault hat ihn. Der Bruder des Herrn von Gercourt hat ihn.

ISRAEL (ihn am Rocke haltend, da er weggehen will). Mein Herr Graf! Mein Herr Graf! —

Der Graf. Geh, sag ich, oder — — (ab.)

Israel (allein). O weh! Wie geschicht mir? Ich bin ein unglücklicher Mann. — Soll ich gehn? Soll ich zum Teufel gehn? — Erst mein Geld! Meine Bezahlung! Meine tausend Reichsthaler!

Dreizehnter Auftritt.

Israel. Henriette.

Henriette. Nun, Herr Israel? Nun? Mein Profitchen?

Israel. Ich soll zum Teufel gehn. Zum Teufel bin ich gewiesen.

Henriette. Ei, warum denn? Was fehlt Ihm?

Israel. Er ist verschachert, der Ring; er ist fort. Der Herr von Gercourt hat ihn an seinen Bruder verschachert. — Nun heiſst der Graf mich zum Teufel gehn; nun will er mir nicht halten sein Wort. Ich bin ein unglücklicher Mann.

Henriette (hält ihn auf, da er fort will). Wart' Er doch! Sag' Er mir doch! — Verschachert wäre der Ring?

Israel. Ja verschachert! verschachert! An Herrn von Mirvault verschachert!

Henriette. Hahahaha! — Die arme gnädige Frau!

Israel. Wie? Sie lacht noch, Sie —

Henriette. Der arme Herr Graf von Tourmont! — Hahahaha!

Israel. Pfui Sie an! Pfui, daſs Sie lacht!

Henriette. Und ach! Der arme Herr Israel! Wie will der nun zu seinem Gelde kommen? — Hahahaha!

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Israel (auf ihn zulaufend). Gnädiger Herr Graf! Gnädiger Herr Graf!

Der Graf. Was willst du, Jude? Deine Bezahlung? Ich habe sie dir auf meine Ehre versprochen. Das ist dir genug. Gieb dich zufrieden! (Israel küſst ihm den Rock). — — Das Geld würde mich reuen, wenn ich nicht eine Lehre damit erkaufte, die mir vielleicht zehnmal so viel ersparen wird. Wer weiſs, was ich noch an diese Dame und an andre verschwendet hätte? — Empfehle Sie mich

Ihrer Frau, Henriette! Sage Sie ihr, daſs ich ihrem wiederholten Befehle gehorche, und daſs ich sie niemals wieder sehe. — Und du, Israel! folge mir, und nimm dein Geld in Empfang. Ich fahre nach Hause. (beide ab.)

HENRIETTE (allein). Wie? Was ist das? — — Der Graf geht fort? Der Jude geht fort? Meine Profitchen und meine Trinkgelder gehn fort? — (zum Parterre) Ach meine Herren! Wer unter Ihnen ein Ämtchen hat, bei dem die Accidenzien das Beste sind, der wird mich gewiſs bedauren.

ENDE.

NACHSCHRIFT

DES HERAUSGEBERS.

Professor **ENGEL** — dessen Lob um so überflüssiger ist, wo die Werke seines Geistes den Lesern selbst vorliegen — starb am 28 Junius 1802 zu Parchim in Meklenburg, in welcher Stadt er am 11 September 1741 geboren war. Die Fortsetzung seiner „*Schriften*“ wird durch sein Ableben nicht gestört. Er hat über sie bestimmt mit Rücksicht auf den Fall seines Todes verfügt, sowohl in dem

Kontrakte mit der *Verlagshandlung*, als in seiner letzten Willenserklärung, zu deren Vollstrecker er „seinen 30jährigen vertrauten Freund“ Hrn Assessor *Friedländer* hieselbst ernannte, dem Er diese Schriften selbst (man s. den ersten Band) so rührend-edel gewidmet hat. Der *Besorger* dieser fortgehenden Ausgabe endlich bleibt der nehmliche, welcher, nach Engels eigenem Wunsch, auch die vorigen Bände besorgt hat, und welchem Er sich so anvertraute, daſs Er nicht einmal die gedruckten Bogen weiter nachsah. Allen diesen Personen ist das Andenken und der Wille des vortreflichen Mannes zu heilig, um seine Anordnungen zu verletzen, um dem Publikum itzt oder künftig Etwas vorzulegen, was Er selbst für seiner unwürdig erklärt hätte. —

Gerade an dem Tage als hier in Berlin die Zeitungen Engels Absterben bekannt machten, d. 3 Julius, wurde sein Lustspiel *der dankbare Sohn* auf dem Nazionaltheater gegeben. Eine Art von wahrer schöner Todtenfeier!

Die *Schauspiele* sind es, die ihm den ersten und den ausgebreitetesten Ruhm verschaft haben. Man erkannte sofort in den zwei kleinen Stücken, welche den Anfang dieser Sammlung ausmachen, den einsichtvollen Dramatiker, den feinen Menschenbeobachter, den glücklichen Dialogisten, den richtigen Denker, den lebhaften und eleganten Schriftsteller. Man freute sich, komische Züge und Witz mit Zartheit der Empfindung verbunden, heitere Laune zu der Achtung für Tugend und der Rührung für Edelmuth gesellt zu sehn. Man genoſs mit hohem Vergnügen die angenehmen Sujets, die gut angelegten Situazionen, die Entwickelung der Charaktere und der steigenden Affekten; und alles das um so mehr, da nirgend Verstoſse gegen Geschmack oder Sprache beleidigten. Auch eilten alle Bühnen, die lieblichen Stücke aufzuführen; und die Ausländer, sich dieselben anzueignen. — Seine Liebe und seine Kenntniſs der dramatischen Kunst zeigte sich auch in seinen spätern moralisch- und kritisch - philoſophiſchen Aufſätzen: oft in Abſicht des Inhalts, immer in Abſicht der reizenden Darſtellungsart.

Engels Schauſpiele ſind in den gegenwärtigen zwei Bänden enthalten.

1) Der *dankbare Sohn*, geſchrieben im J. 1770, erſchien zum erſtenmal in dem genannten Jahre, zum zweitenmal 1773, zum drittenmal 1786. In allen dieſen Auflagen hieſs das Stück: „Ein *ländliches* Luſtſpiel,“ welches Beiwort der Verfaſſer für den letzten Abdruck wegſtrich. Engel war zu ſorgſam, um nicht bei jeder Ausgabe zu feilen und zu beſſern. Auch für den neuen Abdruck änderte er noch, ſowohl in dieſem Stück, als in den beiden folgenden. — Bereits im

J. 1772 erschien eine *Französische* Übersetzung des Lustspiels, von einem Ungenannten; eine andre 1781, von *Jean Henri Eberts;* eine dritte 1782, die auch im *Théâtre allemand tom.* 12 steht. Ins *Illyrische* ward dies Stück übersetzt, von *Em. Jankowitz,* Prag 1789.

2) Der *Edelknabe,* im J. 1772 geschrieben, ward 1774 gedruckt, und darauf wieder 1776. Das Stück hieſs damal: „Ein *Lust*spiel *für Kinder;*“ und auf den Titel folgte ein Blatt: „Den beiden liebenswürdigen Kindern „meines Freundes, des Herrn Wei„ſse, Kreissteuereinnehmers in Leip„zig, gewidmet.“ — Im J. 1781 ward es ins *Französische* übersetzt, von *Frie-*

Friedel (besonders, und auch in dessen *Nouveau théâtre allemand*); ins *Schwedische*, Lund 1785; ins *Englische*, umgearbeitet: *The English Tavern at Berlin*, London 1790. *)

---

*) Bei dieser Gelegenheit mögen auch noch folgende Übersetzungen der schon in den vorigen Bänden enthaltenen Schriften hier verzeichnet stehn. Aus dem *Philosophen für die Welt* das allererste Stück, *Englisch*, einzeln gedruckt: *The Goddesses, a Tale by Mr. Engel, translated from the Original German. Berlin* 1796. Der Übersetzer heiſst *Benjamin Lewy*, und ist aus Portsmouth gebürtig. In *a Selection of Anth. Wall's Novels, with others of Professor J. J. Engel's Philosopher for the World, by Ch. H. Reichel, Leipzig* 1791, stehn vier Stücke: das 25ste, *Elizabeth Hill*; das itzt weggebliebene, *Poor contented Jacob* (Sonderbar, da dies Stück selbst aus dem Englischen genommen war! man s. die kurze

3) *Titus*, „ein Vorspiel zur Feier „des höchsten Geburtsfestes Sr Kö„nigl. Hoheit des Prinzen von Preu„ſsen,“ erschien hier in dem Jahre gedruckt, wo es geschrieben und aufgeführt ward, 1779.

4) Der *Vermählungstag*, „ein „Schauspiel in *fünf* Aufzügen,“ wovon aber die *beiden* letzten *fehlen*; ist älter als der Titus. Wie fest der Verfasser entschlossen war, dies Schau-

---

Nachricht vor dem Ersten Bande); das 22ste, *Cure-methods*; das 17te (welches nicht von Engel selbst ist), *The Christmas-box*. — Die *Lobrede auf den König* erschien *Französisch*, Berlin 1781. — *Über die musikalische Malerei*, steht in dem *Recueil de pièces intéressantes concernant les antiquités, les beaux-arts etc. à Paris* 1792.

spiel zu vollenden, zeigt sich daraus, daſs schon *fünf Bogen davon gedruckt sind* *); sie gehen bis auf den Anfang des vierten Auftritts im dritten Aufzuge (nach der gegenwärtigen Auflage, bis S. 292 des fünften Bandes). Nachher lieſs er dennoch das Stück liegen. In den gedruckten Bogen, sind einige Änderungen beigezeichnet; die übrigen Szenen, bis zum Ende des dritten Akts, lagen von seiner Hand dabei, vielfach umgearbeitet.

5) Das Trauerspiel *Eid und Pflicht* ward bald nach dem siebenjährigen Kriege entworfen; doch ist ihm von

---

*) Da nur ein sogenannter Schmutztitel vorhanden ist, kann ich weder den Druckort und Verleger noch die Jahrzahl angeben.

dem Verfasser ausdrücklich der spätere Platz in der Ordnung der Stücke angewiesen. Engel hat dies Trauerspiel mehrmal fast ganz umgeschmolzen. Anfangs hieſs es: die *Geiſsel* *); darauf: der *Eid;* sodann: *erzwungner Eid;* bis es zuletzt den gegenwärtigen Titel erhielt. Es ist, bei Lebzeiten des Verfassers, in Hamburg von der Schröderschen Schauspielgesellschaft aufgeführt, aber *nie* etwas davon *gedruckt* worden. Noch nach dieser Vorstellung, hat der Verfasser

---

*) Hr Adelung verwirft die Orthographie, nach welcher man *Geisel* (für Leibbürgen, die im Kriege zur Sicherheit genommen werden) schreibt, um das Wort von *Geiſsel* (Strafruthe) zu unterscheiden; und Engel ist ihm gefolgt.

manches geändert, namentlich einige Szenen des zweiten Akts; auch wollte er den vierten und fünften Aufzug noch einmal überarbeiten, woran ihn nur seine letzte Krankheit hinderte.

6) *Stratonice*, gleichfalls bisher nur *Manuskript*. Leider ist dies Stück unvollendet: bloſs fünf Auftritte waren ausgearbeitet; von drei folgenden fand sich wenigstens der Entwurf; vom Übrigen, gar nichts. Aber dem Kenner wird es auch als Bruchstück schätzbar sein. — Der Stof ist bekannt genug, und mehrmal von bildenden Künstlern, von Dichtern, und auch für das Theater bearbeitet. Als possierliche Merkwürdigkeit, will ich doch ein Französisches Stück nennen, wel-

ches Engel sich kommen lieſs, da der Titel ihn aufmerksam gemacht hatte *). Dies heroische Lustspiel ist in Versen, und mit Arien durchwebt. Aber welche Arien! Öfter kommen Terzette vor, wo alle drei Personen *beiseite* singen; und einmal sogar ein *vierstimmiges* Beiseite! Das Ganze ist dieser klugen Einrichtung gemäſs. Auch hat man es in Frankreich selbst durch eine witzige Parodie verspottet.

7) Der *Diamant* erschien, doch ohne Engels Namen, bereits 1772 gedruckt. Er hat ausdrücklich bestimmt,

*) *Stratonice, comédie héroique, en un acte et en vers, par M. Hoffmann, mise en musique par M. Mehul, et representée pour la premiere fois le 3 Mai 1792. A Nancy et à Paris.* 8vo.

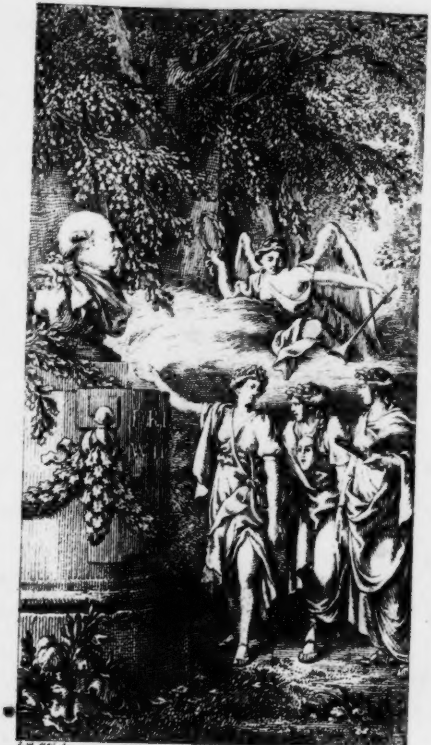
daſs es das letzte Stück in dieser Sammlung seiner Schauspiele sein solle. Vermuthlich, weil es mehr Nachahmung, als Original ist. — Der Französische Verfasser, *Charles Collé* (1783 gestorben), hat eine Menge kleiner Theaterstücke geliefert, wovon mehrere ins Deutsche übertragen sind.

Die *sanfte Frau*, „ein Lustspiel „in drei Aufzügen, nach dem *Goldoni,*“ ist 1779 gedruckt und mehrmal gespielt worden. Engel wollte es nicht in die Sammlung aufgenommen wissen, weil sie keine Übersetzungen enthalten sollte.

Die *Apotheke,* eine komische Oper, 1771 gedruckt, hat er gleichfalls ausgeschlossen. Dies muntere und witzige Stück, welches auch mit Vergnügen mehrmal gesehen wurde, ist vielleicht darum von ihm verworſen, weil er bloſs die ganz in Prosa verfaſsten Schriften der Aufbewahrung werth hielt. Denn auch seine *Theaterreden* in Versen, und mehrere in Almanachen und sonst gedruckte *Gedichte*, sollten nicht aufgenommen werden.

Man hat sich verpflichtet gehalten, diese Einrichtung genau zu beobachten. Auch die folgenden Theile werden so erscheinen, als wenn sie unter Engels eigenen Augen gedruckt würden. Die Leser können also völlig versichert sein, *eine Ausgabe von der letzten Hand* des Verfassers hier zu erhalten.

Berlin, im März 1803.



J. a Moll f.

J. J. ENGELS

SCHRIFTEN.

SIEBENTER BAND.

MIMIK.

ERSTER THEIL.

BERLIN 1804.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ad
Bibl.
Acad.
Lands.

NACHRICHT.

Die erste Ausgabe der „Ideen zu einer Mimik" erschien 1785 und 1786. Bei dem gegenwärtigen Abdruck, ist die Vertheilung in zwei Bände etwas gleichmäſsiger getroffen.

Eine *Französische* Übersetzung des Werks, unter dem Titel: *Idées sur le Geste; par M. Engel; avec figures* (2 Bde in Oktav), steht in dem *Recueil des pièces intéressantes concernant les beaux-arts, les belles-lettres, et la Philosophie, traduites de différentes langues* (welches die Hrrn *Jansen* und *Keuthofer*, in 5 Bden, zu Paris Strasburg und Haag von 1787 bis 1789 herausgaben); und wurde auch besonders zu Strasburg 1788 gedruckt. Auch ins *Holländische* ist es von einem Ungenannten übersetzt: *De Kunst van Nabootzing door Gebaarden; door J. J. Engel. Haarlem by J. van Walré*, 1790. Zwei schöngedruckte Bände, mit saubern Nachstichen der Deutschen Kupfer, in Groſsoktav. —

Die *Kupfer* zu diesem Werk bestehen in einem allegorischen Blatt, das, als damalige Dedikazion an den Hochsel. König, gleich nach dem

Titelblatt folgen muſs; und in den erläuternden Tafeln, mit beigefügter Zahl der Seiten auf welche sie Bezug haben. Die meisten dieser Kupfertafeln enthalten mehr als Eine Figur. Zum Ersten Theile gehören 22, oder Figur 1 bis 37; zum Zweiten Theil, 12 Tafeln, von Figur 38 bis 59.

IDEEN

IDEEN

ZU EINER

MIMIK.

Ficta voluptatis causa sint proxima veris.
HORATIUS.

Erster Brief.

Die Gründe, womit Sie mir die Idee einer *Mimik,* deren ich neulich gegen Sie erwähnte, aus dem Sinne reden wollen, haben ganz die entgegengesetzte Wirkung gethan: sie haben mich noch mehr darin bestärkt. — Das ist der Charakter jedes Eigensinnigen, werden Sie sagen, daſs er nur um so mehr auf seinen Vorsätzen besteht, je mehr man ihn davon abziehen will. — Ich hoffe, ich bin nicht eigensinnig, mein Freund; auch hab' ich nichts weniger, als den Vorsatz, eine Mimik zu schreiben; aber einige einzelne Versuche mögt' ich nun doch fast wagen, um mich selbst von der Realität meines Gedankens mehr zu versichern.

Was Sie von unserm vortreſflichen *Lessing* sagen, daſs er irgendwo in seiner Dramaturgie von der Schauspielkunst, als einer Sache rede, die keine bestimmte Regeln zulasse, kann ich nicht finden. Ich finde nur folgende Stelle, von der Sie leicht einsehen werden, daſs sie mehr für, als wider mich ist; denn wenn sie es gleich unentschieden läſst, ob eine Schauspielkunst in der That könne erfunden werden: so erregt sie doch wenigstens den Wunsch, daſs eine vorhanden wäre. — „Wir haben Schauspieler, „heiſst es *), aber keine Schauspielkunst.

---

*) Th. 2, letztes Stück. (Schriften, Bd 25, S. 381 f.)

„Wenn es vor Alters eine solche Kunst
„gegeben hat: so haben wir sie nicht
„mehr; sie ist verloren: sie muſs ganz
„von neuem wieder erfunden werden.
„Allgemeines Geschwätz darüber hat man
„in verschiednen Sprachen genug; aber
„specielle, von jedermann erkannte, mit
„Deutlichkeit und Präcision abgefaſste
„Regeln, nach welchen der Tadel oder
„das Lob des Acteurs in einem beson-
„dern Falle zu bestimmen sei: deren
„wüſste ich kaum zwei oder drei. Da-
„her kömmt es, daſs alles Räsonnement
„über diese Materie immer so schwan-
„kend und vieldeutig scheint, daſs es
„eben kein Wunder ist, wenn der Schau-
„spieler, der nichts als eine glückliche
„Routine hat, sich auf alle Weise da-
„durch beleidigt findet. Gelobt wird er
„sich nie genug; getadelt aber allezeit

„viel zu viel glauben; ja öfter wird er
„gar nicht einmal wissen, ob man ihn
„tadeln oder loben wollen. Überhaupt
„hat man die Anmerkung schon längst
„gemacht, daſs die Empfindlichkeit der
„Künstler, in Ansehung der Kritik, in
„eben dem Verhältnisse steigt, in wel-
„chem die Gewiſsheit und Deutlichkeit
„und Menge der Grundsätze ihrer Künste
„abnimmt.“ —

Ich finde hier nur Klage über das was ist; aber keine Spur von Zweifel, daſs es nicht anders seyn könnte, wenn sich nur einmal der Untersuchungsgeist nach dieser Seite hin wenden wollte. Und wenn man das jemal unter uns Deutschen hat hoffen können: so darf man's vielleicht eben itzt, wo sich unsre Schaubühne anfängt zu bilden; wo selbst das Oberhaupt der Nation auf Alles was zur Vervollkommung derselben beitragen kann, so groſsmüthig aufmerksam ist, daſs es Schande wäre, wenn nicht jeder fähige Kopf die verschiednen Künste, die sich auf der Bühne vereinigen, nach allen Kräften wollte befördern helfen; wo auch noch vor kurzem eine ähnliche Kunst ein so allgemeines groſses Interesse erweckte: ein Interesse, das nur dadurch geschwächt ward, weil man keine sichern allgemeinen Grundsätze fand, die sich auch, aus wohlbekannten Ursachen, nicht so leicht mögten finden lassen. Ich nenne die *Physiognomik* eine der Mimik ähnliche Kunst: denn beide beschäftigen sich damit, den Ausdruck der Seele im Körper zu beobachten; nur daſs jene die festen bleibenden Züge, woraus sich das Allgemeine eines Charakters abnehmen läſst, und diese die vorübergehenden körperlichen Bewegungen untersucht, die einen solchen und solchen einzelnen Zustand der Seele ankündigen.

Gegen die obige Stelle unsers *Lessing*, die Sie vermuthlich, obgleich nach einer falschen Erinnerung, im Sinne hatten, kann ich Ihnen, aus einem frühern Werke von ihm, eine andere nennen, welche das unwidersprechlichste Zeugniſs enthält, daſs er die Möglichkeit einer Schauspielkunst geglaubt, ja daſs er sogar den Entwurf dazu schon gemacht haben müsse. Er giebt in dem Ersten Bande seiner „Theatralischen Bibliothek *)“ einen Auszug aus dem „Schauspieler“ des *Remond von Ste Albine;* und entschuldigt sich wegen des zu besorgenden Vorwurfs, daſs er eine so interessante Schrift nicht lieber ganz übersetzt, durch eine sehr richtige und scharfsinnige Kritik derselben, aus der ich Ihnen folgende Stelle, die Ihnen sicher merkwürdig seyn wird, abschreiben muſs.

---

*) S. 209—266.

„Der Hr R. v. Ste Albine, sagt er, „setzt in seinem ganzen Werke stillschweigend voraus, daſs die äuſserlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beschaffenheit der Seele sind, die sich von „selbst ohne Mühe ergeben. Es ist zwar „wahr, daſs jeder Mensch den Zustand „seiner Seele durch Kennzeichen, welche „in die Sinne fallen, einigermaſsen ausdrücken kann: der eine durch dieses, „der andre durch jenes. Allein, auf dem „Theater will man Gesinnungen und Leidenschaften nicht bloſs einigermaſsen „ausgedrückt sehen; nicht nur auf d'e „unvollkommne Weise, wie sie ein ein-

„zelner Mensch, wenn er sich wirklich
„in eben denselben Umständen befände,
„vor sich ausdrücken würde: sondern
„man will sie auf die allervollkommenste
„Art ausgedrückt sehen; so wie sie
„nicht besser und nicht vollständiger
„ausgedrückt werden können. Dazu aber
„ist kein ander Mittel, als die besondern
„Arten, wie sie sich bei Dem und Jenem
„ausdrücken, kennen zu lernen,
„und eine allgemeine Art daraus zusammenzusetzen,
„die um so viel wahrer
„scheinen muſs, da ein Jeder etwas von
„der seinigen darin entdeckt. Kurz, ich
„glaube: der ganze Grundsatz unsers
„Verfassers ist umzukehren. Ich glaube,
„wenn der Schauspieler alle äuſserlichen
„Kennzeichen und Merkmaale, alle Abänderungen
„des Körpers, von welchen
„man aus der Erfahrung gelernt hat daſs

„sie etwas Gewisses ausdrücken, nachzumachen weiſs; so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in *den* Stand setzen, der seinen Bewegungen Stellungen und Tönen gemäſs ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen; auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daseyn man durchgängig zweifelt: ist die einzige und wahre Art, die Schauspielkunst zu studiren. Allein was findet man hievon in dem ganzen Schauspieler unsers Verfassers? Nichts, als aufs höchste nur solche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weiſs nicht was? für Erklärungen geben. Und eben dies ist die Ursache, warum es nicht gut wäre, wenn unsre

„Zuschauer sich nach diesen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. *Feuer, Empfindung, Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth*, würden Alle im Munde führen; und kein Einziger würde vielleicht wissen, was er dabei denken müsse. Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publicum ein kleines Werk über die *körperliche Beredtsamkeit* vorlegen werde, von welchem ich itzt weiter nichts sagen will, als daſs ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher als leicht zu machen.“

Diese letzten Worte sind es vornehmlich, um derentwillen ich Ihnen die Stelle abgeschrieben. Derjenige, der selbst den Vorsatz hatte eine Mimik zu schreiben; der dazu schon den vollen Entwurf, wenn auch nicht auf dem Blatte, wenigstens im Kopfe gemacht hatte — denn nichts sah Lessingen weniger ähnlich, als zu versprechen, wo er noch ungewiſs war ob er halten könnte: — der kann doch nimmermehr an der *Möglichkeit* einer Mimik gezweifelt haben. Sagen Sie nicht, daſs er in der Folge unübersteigliche Schwierigkeiten entdeckt haben müsse, weil wir sonst das Werkchen das er hier ankündigt, besitzen würden. Es sind mehrere Werke von ihm ungeschrieben geblieben, die er schon völlig durchdacht hatte, und denen weiter nichts als der letzte Dienst seiner Feder fehlte. In dem Kopfe dieses vortrefflichen Mannes, der auf immer der Stolz unserer Literatur bleiben wird, vereinigten sich so mancherlei Fähigkeiten, so unbegränzte Kenntnisse, und eine fast von aller Prädilection so freie Liebe zu jeder Art von Untersuchung, daſs er immer von Idee auf Idee, von Plan auf Plan gerieth, und daſs es ihm also natürlicher Weise unmöglich fiel jeden auszuführen, oder auch angefangene Plane, wenn sie zu vielbefassend und von zu aufhaltender Mühsamkeit waren, ganz zu vollenden. Daher seine vielen unvollständig gebliebenen Werke. Auch die geläufigste Hand, wie doch die seinige nicht war — denn Lessing schrieb nie ohne Mühe, — hätte einem so ideenreichen Kopfe unmöglich nacharbeiten können.

Vielleicht auch fand er, wenn er anders wirklich zu schreiben anfing, daſs aus dem Werkchen welches er sich eingebildet hatte, ein Werk werden müſste. Und nur Werkchen, nicht Werke, waren eigentlich Lessings Sache: theils aus der schon angeführten, theils aus einer noch andern Ursache, die ihm gleich sehr zur Ehre gereicht. Sein ungemeiner Scharſsinn, der bei ihm die herrschende Seelenkraft war, die alle übrigen lenkte, durch die er, mögt' ich sagen, alle übrigen hatte; dieser ungemeine Scharſsinn zeigte ihm in jedem einzelnen Theil eines Ganzen so unendlich Vieles, und seine so ausgebreitete Gelehrsamkeit vermehrte noch die Menge der Gedanken, die ihm auf einmal zuströmten, so sehr, daſs er immer nur auf die Bearbeitung von kleinen Ganzen fiel: von einzelnen Ideen, einzelnen Theilen einer Wissenschaft, wo er sich durchzuarbeiten hoffen konnte. Ein zu reicher Gegenstand schreckte ihn allzuleicht durch die Unendlichkeit der Ideen ab, die er dabei zu entwickeln und durchzudisputiren fand — denn Entwickeln und Disputiren waren gerade die einzige Art des Vortrags, die ihm Scharfsinn und Gelehrsamkeit angenehm machten: — er sah, bei der Fülle der Materie und der unvermeidlichen Weitläuftigkeit der Methode, kein Aufhören der Arbeit; und fürchtete, was einem so lebhaften Geiste unerträglich war, daſs er zu lange auf einerlei Fleck werde verweilen müssen.

Zweiter Brief.

Sie haben die Ursache errathen, warum ich die Lessingische Kritik des Remond v. Ste Albine für Sie merkwürdig geglaubt. Die Stelle enthielt eine so richtige Beantwortung dessen, was Sie wider die *Nützlichkeit* einer Schauspielkunst gegen mich erinnert hatten; und in dem Munde eines Mannes, für den Sie ein so gerechtes Vorurtheil hegen, muſsten so gute Gründe ein noch stärkeres Gewicht erlangen.

Die Schauspieler reden alle von *Empfindung;* und glauben, daſs sie sicher vortrefflich spielen werden, wenn sie sich nur, nach dem Rath des *Cahusac* *), bis zum Enthusiasmus mit ihrem Stoff erfüllen. Nur von Einem, aber noch immer dem vortrefflichsten Schauspieler, den ich gekannt habe, von unserm *Ekhof* weiſs ich, daſs er sich, weder in Ansehung der Declamation noch des Spiels, auf die bloſse Empfindung verlieſs; daſs er sich vielmehr, während der Vorstellung, in Acht nahm, nicht zu sehr in Empfindung zu gerathen, damit er nicht, bei ermangelnder Besonnenheit, mit weniger Wahrheit, Ausdruck, Harmonie und Haltung spielte. — Das Höchste, was ein Künstler herausbringen kann, der sich bloſs seiner Empfindung überläſst, ist denn doch immer nur das: daſs er die Leidenschaften, die ihm der Dichter in die Imagination legt, getreu so darstelle, wie sie in der Wirklichkeit selbst sich an den Personen äuſsern würden; mit einem Worte: daſs er die *Natur* völlig erreiche. Aber Nachahmung, Darstellung der Natur ist, wie man schon oft erinnert hat, und noch immer von neuem zu erinnern Ursache findet, ein Grundsatz der nirgend hinreicht. Der Natur gelingt Manches in einer Vollkommenheit, daſs die Kunst nichts weiter thun kann, als es sorgfältig aufzufassen und getreu wieder darzustellen; aber Manches erreicht bei jener, auch wo sie am besten wirkt, den Grad der Vollkommenheit nicht, den es sollte; Manches geräth ihr falsch, Manches zu schwach oder zu stark: und da erfordert denn die Pflicht der Kunst, aus einer gesammelten Menge von Beobachtungen, oder nach Grundsätzen die aus diesen Beobachtungen gezogen sind, die Fehler der Natur zu verbessern, das Falsche zu berichtigen, das zu Starke auf den gehörigen Grad herabzusetzen, das zu Schwache bis zur gehörigen Kraft zu verstärken.

---

*) „Historische Abhandlung von der alten und „neuen Tanzkunst.“ Gegen das Ende.

Wie viel Fehler oder doch Nachlässigkeiten in der Sprache, wie viel schiefe, matte, überspannte, weitschweifige, dunkle, verworrne Reden können selbst dem Bestredenden in der Hitze der Empfindung entwischen, weil er da immer nur den nächsten Ausdruck greift, der sich ihm darbeut, und das Gedächtniſs nicht jederzeit die bessern, bedeutendern, angemeſsnern Ausdrücke und Wendungen hergeben will! Soll darum der Dichter Alles so hinschreiben, wie er es hören würde? Soll er nicht vielmehr dem Ausdrucke die Vollkommenheit durchgängig zu geben suchen, die dieser in der Natur nur hie und da, aber dann auch oft in einem ganz ausnehmenden Grade, hat? Soll er nicht Alles dem Charakter und der Leidenschaft auf das genaueste anmessen? Soll er sich darauf verlassen, daſs, sowie in der Wirklichkeit, auch auf der Bühne, der Ton schon das Wort, Miene und Gesten vielleicht beide berichtigen, erklären, mäſsigen werden? Soll er nicht seine Worte so wählen, daſs Ton, Miene, Gestus dazu nicht erst dürfen gefunden, daſs sie vielmehr dadurch angegeben werden *)? Und werden wir nicht eben dann die höchste *Wahrheit* von seinem Werke rühmen, wenn wir überall

---

*) CIC. *in Brut. cap.* 29. *Quid dicam opus esse doctrina? sine qua, etiam si quid bene dicitur, adjuvante natura, tamen id, quia fortuito fit, semper paratum esse non potest.*

diese Angemessenheit, diese Präcision des Ausdrucks finden? — So aber, wie die Pflicht des Dichters, so auch die Pflicht des Schauspielers. Denn auch im Ton der Sprache und in der Bewegung der Glieder, versieht und verfehlt, schwächt oder übertreibt die Natur, selbst bei dem Besten, so Manches; es entstehn so manche Lücken, Auswüchse, kleine Disharmonieen, die der Künstler, wenn er seinen Namen verdienen will, ausfüllen, wegschneiden, durch Bessers ersetzen muſs. Werke der Kunst jeder Art müssen als die vollkommensten Producte der Natur erscheinen, die unter Millionen möglicher Würfe in der That einmal fallen könnten, aber nach aller Wahrscheinlichkeit so leicht nie fallen werden. — Wenn Worte, Ton, Bewegung, auf das vollkommenste unter einander, und alle aufs vollkommenste mit Leidenschaft, Situation und Charakter übereinstimmen: dann erst entsteht der höchste mögliche Grad der Wahrheit, und durch diese Wahrheit die höchste mögliche Täuschung.

Was nach Regeln gemacht wird, sagen Sie, wird allemal kalt, steif, ängstlich bleiben. — Das ist, rechtverstanden, wahr; aber so, wie Sie es anwenden, sicher falsch, und also miſsverstanden.

Solange sich der Lehrling die Regel noch mit Bewuſstseyn denkt, sie sich immer zurückruft, noch keine Sicherheit in seinem Verfahren hat und immer zu fehlen fürchtet: so lange freilich wird die Ausübung äuſserst unvollkommen, und selbst weit unvollkommner seyn, als wenn er sich bloſs der Leitung eines glücklichen Instincts überlieſse. Auch wird die Fertigkeit nach einer deutlichen Regelnerkenntniſs sicher später, als nach dunkeln Empfindungsideen erwachsen. Aber erwachsen wird sie denn nun am Ende doch; die sonst deutlich gedachte Regel wird selbst zur Empfindungsidee werden, die bei jedem vorkommenden Fall mit gröſster Leichtigkeit und Schnelligkeit sich darbeut: die Seele wird durch die Aufmerksamkeit, die sie auf die Regel zu wenden hat, von ihrer Kraft nichts mehr verlieren, denn es wird dieser Aufmerksamkeit nicht mehr bedürfen; die Ausübung wird eben so lebhaft, flieſsend, geschmeidig, als bei dem bloſsen Lehrling der Natur, aber mit weit mehr Sicherheit, Wirkung, Geschick sich in Schwierigkeiten durchzuhelfen, erfolgen. — Freilich wird ein Mensch von Empfindung und Gedächtniſs für die Musik, wenn er die Melodieen die er im Kopf hat, ohne Noten auf dem Flügel wieder herauszubringen sucht, und die Finger braucht wie es die Natur ihm eingiebt oder die Bequemlichkeit ihm räth; freilich wird so ein Mensch weit leichter und früher ein Spieler werden, als der erst Noten lesen und die Finger nach Bachischer Methode setzen lernt. Erst bei jeder Note zusehn, auf welcher Linie sie stehe, oder wie oft sie gestrichen sei; sich des Discant- und des Baſsschlüssels erinnern, die Dauer der Note schätzen, u. s. w.; bei jedem Anschlagen der Taste sich erst fragen, welcher Finger müsse genommen werden: das muſs freilich eine ewige Zeit hindurch nichts als Zwang und Stümperwerk geben. Aber wenn nun am Ende die Fertigkeit kömmt, wie sie bei ausdaurendem Fleiſse nicht ermangelt zu kommen: so wird der Schüler, was jener nie werden kann, Meister; ein Meister, der alle auf dem Instrument nur prakticable Schwierigkeiten herausbringt, und mit einer Leichtigkeit, Präcision, Sicherheit vorträgt, die der bloſse Naturalist nie ganz wird erreichen können. — So in dieser, und so in allen übrigen Künsten; und bloſs die Mimik, wenn wir die Kunst nur erst hätten, sollte einen Unterschied machen? *)

Doch immerhin mag die Gebehrdenkunst dem Schauspieler selbst und allen zeichnenden Künstlern entbehrlich seyn; immerhin mag die Übung nach bloſser dunkler Erkenntniſs zu allen Bedürfnissen der Künste mehr als hinreichen: so wäre doch immer die Theorie einer solchen

---

*) Man s. auch, wenn man will, den *Observateur sur l'art du Comédien*, S. 28; und die auch dort angeführte Schrift: *Garrick oder die Engländischen Schauspieler*, S. 8 der Deutschen Übersetzung.

Kunst eine Art von Kenntniſs, und von Kenntniſs des Menschen, die als solche ihren innern absoluten Werth hätte; einen Werth, der sie, auch ohne jenen relativen, jedem denkenden Manne, schätzbar machen müſste. Sollte denn der moralische Mensch dem Beobachter nicht wenigstens eben so viel werth seyn, als einem *Trembley* der Polyp oder einem *Bonnet* die Blattlaus? — Wir kennen die Natur der Seele nur durch ihre Wirkungen; und sicher würden wir manchen Aufschluſs mehr über sie erhalten, wenn wir diese Art ihrer Wirkungen, die mannichfaltigen Ausdrücke ihrer Ideen und Bewegungen im Körper, fleiſsiger beobachten wollten. Da wir sie unmittelbar nicht sehen können; so sollten wir um so fleiſsiger und aufmerksamer auf ihren Spiegel, oder, noch besser, auf ihren

Schleier sehen, der ſein und beweglich genug ist, um uns durch seine leichten Falten hindurch ihre Bildung errathen zu lassen.

Dritter Brief.

Sie nehmen den Einwurf zurück, den Sie gegen die Nützlichkeit einer Mimik gemacht hatten, und erklären Sich über die Verachtung der Regeln vollkommen zu meinem Beifall. Das Genie, meinen Sie, habe unstreitig Recht, über falsche, unbestimmte, einseitige Regeln als über Fesseln zu klagen, und sie mit Unwillen von sich abzuschütteln; aber überhaupt wider die *Regeln* könne es nicht murren, ohne gegen sich Verdacht zu erwecken. Denn alles wahre Genie strebe hin nach Vollkommenheit, und alle wahre Regel sei Wegweiser dahin. Es verrathe unleidlichen Stolz, einen Wegweiser nicht hören zu wollen, der die Gänge so mancher frühern Genies beachtet, alle Fehltritte bemerkt, alle Abwege erkundigt, und schon so Manchen glücklich bis auf die ersteigliche Höhe der Vollkommenheit hingewiesen habe; oder es verrathe auch Bewuſstseyn seines Unvermögens, die nehmliche Höhe erreichen zu können, und neidischen Unwillen, daſs der offenherzige Wegweiser jedem, der auch nicht selbst zu steigen Lust hat, anzeigt, bis wie weit Kraft und Arbeit und Muth wirklich führen können. — Wenn Sie in Ihrer Anmerkung Recht haben; so ist es doch seltsam, daſs es gerade unsere „Genies“ sind, die wider die Regeln ein so lautes Geschrei erheben. —

So nachgiebig, wie itzt schon in Ansehung der Nützlichkeit, versprechen Sie auch in Ansehung der *Möglichkeit* einer

Mimik zu seyn, wenn ich erst Ihren Haupteinwurf widerlegt haben werde. Denn freilich habe ich bis itzt nur gegen einen Nebengrund gefochten; und fordern kann ich es nicht, daſs Sie Sich auf eine bloſse Autorität, wenn auch des gröſsten Mannes, ergeben sollen. Auch würde Ihr Einwurf schon von mir beantwortet seyn, wenn ich ihn erst verstanden, oder eh ich ihn in einem falschen Sinne nähme, nicht lieber erwartet hätte daſs Sie Sich näher erklärten. Allein Sie reden auch itzt wieder von einer *unendlichen Mannichfaltigkeit* der Materie; Sie behaupten, daſs das was so gränzenlos sei, sich in keine Regeln fassen, in keine Theorieen einzwängen lasse: und Sie glauben, daſs vielleicht eben diese Gränzenlosigkeit die Klippe gewesen, an welcher der Vorsatz unsers Lessing gescheitert.

Es ist mir unwahrscheinlich, daſs Sie die *Arten* der Seelenveränderungen selbst, die sich durch den Körper ausdrücken lassen, für so unendlich, so unbestimmbar sollten gehalten haben. Der gemischten, zusammengesetzten Empfindungen ist ohne Zweifel die gröſste Anzahl; aber wenn man nur die reinern, einfachern, und für jede derselben einen bestimmten Ausdruck angeben könnte: so müſste dadurch, wie es scheint, auch für jene Mischungen der Ausdruck schon so ziemlich bestimmt seyn. Sowie diese selbst Zusammensetzungen der *einfachen* sind: so würde auch vermuthlich ihr Ausdruck mehrere einfache Ausdrücke verbinden; und es käme darauf an, ob sich nicht gewisse Regeln, nach welchen diese Verbindung geschehen müſste, entdecken lieſsen. Was wär' es denn nun auch weiter,

wenn

wenn man wirklich mit der Kunst nie zu Ende käme? Besser doch immer, man wisse Vieles, als Nichts; und auch schon darum besser, weil man durch das was man weiſs, desto geschickter wird, das was man noch nicht weiſs, hinzuzulernen.

Eben so unwahrscheinlich ist es mir, daſs Sie an die unendliche Mannichfaltigkeit der *Objecte* unsers Denkens, Begehrens, Verabscheuens, sollten gedacht haben. Denn das wäre allenfalls ein Einwurf gegen jene alte Kunst der *Pantomime*, jene Art von Gebehrdensprache, die ohne Wörter wollte verstanden seyn, und von einem dieser Sprache Unkundigen nicht so ganz konnte verstanden werden; es wäre kein Einwurf gegen die Möglichkeit einer Mimik, wie ich sie mir denke, die nicht sowohl soll malen, als ausdrücken, weniger selbst sprechen, als die Sprache begleiten, unterstützen lehren. Ohne Zweifel erinnern Sie Sich, was Sie über jene Kunst bei einigen Alten, und vorzüglich beim *Lucian* *), werden gelesen haben. Sie ist verloren, diese Kunst; und ich kann nicht sagen, daſs ich sie eben wieder erneuert wünschte, ob ich gleich dem Lobe, das ihr Lucian mit einer so verschwenderischen Beredtsamkeit giebt, nicht im Ganzen will widersprochen haben. Die wahrere, geschmackvollere Kunst mögte doch immer die des Schauspielers seyn; und beide Künste, fürchte ich, mögten nicht zugleich können vervollkommt werden, ohne daſs jene dadurch von ihren Liebhabern, und was mehr ist, von ihrem Werthe verlöre. Der Schauspieler mögte sich vielleicht mit dem

---

*) In seiner bekannten Abhandlung „von der Tanzkunst.“

Publicum zur Bewunderung des Pantomimen vereinigen; die Bewunderung mögte zur Nachahmung verleiten: und über das Malen der Ideen, das der Pantomime nicht entbehren kann, mögte jener die reellere bessere Kunst des Ausdrucks verlernen. Oder wenn auch dies nicht erfolgte, so mögte er wenigstens von dem Pantomimen eine zu reiche, zu lebhafte, eine übertriebene Art zu spielen annehmen. Denn dieser, wie der Abt *Dubos* *) mit Recht bemerkt, muſste, um verständlich zu seyn, alle seine Bewegungen kräftiger und auffallender, als der bloſse Schauspieler, machen. Und das rechte Maaſs, das in allen Künsten eine so wesentliche Bedingung der Schönheit ist, trifft sich ohnehin schon so schwer!

---

*) *Réflex. crit. sur la poésie et la peinture, tom.* 3, *p.* 279.

Es ist nur noch Ein Sinn für Ihren Einwurf übrig, der vermuthlich der wahre ist. Sie haben, denke ich, sagen wollen: daſs eine und dieselbige Veränderung der Seele von verschiednen Menschen unendlich verschieden ausgedrückt werde, ohne daſs darum der eine Ausdruck besser als der andre sei. Vielmehr komme es auf National- und persönlichen Charakter, auf Stand, Alter, Geschlecht, auf hundert andre Umstände an, welcher jedesmal der mehr bedeutende, mehr angemessene sei. So erklärt, ist Ihr Einwurf in der That wichtig genug, um eine sorgfältige Untersuchung und Beantwortung zu verdienen.

Vierter Brief.

Warum ich, fragen Sie, Ihren Einwurf in dem dritten Sinne, den Sie in der That für den Ihrigen erkennen, so wichtig und der Untersuchung so würdig finde? Darum: weil er auf die Methode zu führen scheint, wie die Mimik vielleicht am besten könnte erfunden werden, und weil er mir die Gränzen bestimmen hilft, innerhalb welcher die Theorie sich einzig müſste halten wollen. — Sie werden mich bald verstehen, wenn ich erst den Einwurf selbst werde gehoben, und in dem was Ihnen so unendlich dünkt, werde Ziel und Schranken gefunden haben.

Es ist wahr, daſs sich die Nationen im

Ausdruck ihrer Gesinnungen oft ungemein unterscheiden: ja daſs die eine darin der andern oft völlig entgegensteht. Der Europäer, um Achtung, um Ehrerbietung auszudrücken, entblöſst sein Haupt: der Orientaler hält es bedeckt; jener, auch bei den höhern Graden der Verehrung, beugt nur Haupt und Rücken, höchstens das Knie: dieser, wenn er die tieſste Ehrfurcht bezeichnen will, verhüllt sich und wirft sich auf sein Angesicht zur Erde. — Das *Entblöſsen* des Haupts bei den Europäern ist ohne Zweifel kein natürlicher Ausdruck, sondern bloſs eine Anspielung auf irgend einen alten willkürlichen Gebrauch: vermuthlich auf den Gebrauch der Römer, die ihren Knechten nicht eher, als bei der Freilassung, den Hut gaben, der noch eben daher ein Sinnbild der Freiheit ist. Der *Talmud* zwar will das anders wissen. Er leitet den Gebrauch der Christen, das Haupt zu entblöſsen, von dem Stifter ihrer Religion her, der seinen Vorsatz, die Gebräuche des Jüdischen Gottesdienstes aufzuheben, gleich dadurch angekündigt, daſs er mit unbedecktem Haupt in die Synagoge getreten. So viel ich weiſs, fehlt itzt diese Tradition im Talmud, weil man sie den Christen anstöſsig gefunden.

Das *Verhüllen* des Angesichts ist ein natürlicher, aber aufs höchste getriebener Ausdruck der Verehrung: es ist der Ausdruck der sich verbergenden Scham; das demüthigste Geständniſs von dem *Gefühl* seiner eignen Unvollkommenheit, in Vergleich mit den erhabnen Vollkommenheiten des Andern. Die Scham ist überhaupt, sowie die Furcht, der Verehrung nahe verwandt; daher auch der kältere Europäer, wo er Verehrung ausdrückt, die Augen gern zur Erde schlägt, oder sie doch nur scheu und furchtsam erhebt. — Ziehen Sie die Unterschiede ab; vergessen Sie die Anspielung des Europäers, und den gröſsern Enthusiasmus des Orientalers: und es bleibt das natürliche, das wesentliche Zeichen der Gesinnung übrig: die *Erniedrigung*, die *Verkürzung des Körpers*. Am stärksten ist dieser Ausdruck, wo der Mensch seine ganze Länge zur Erde streckt und auf sein Angesicht fällt; am schwächsten, wo er nur eine bloſse Beugung des Haupts macht, oder wohl gar die Beugung des Körpers, die nicht wirklich erfolgt, durch ein Niederbewegen der Hand nur andeutet. Ich schlieſse, daſs dieses Zeichen natürlich, wesentlich seyn muſs, weil es *allgemein* ist; weil es bei allen Nationen, Ständen, Geschlechtern, Charaktern, obgleich mit verschiedenen Abänderungen, Statt findet. Ich wüſste kein Volk, keine Menschenart, die Hochachtung und Ehrerbietung dadurch zu erkennen gäbe, daſs sie das Haupt erhübe und ihre Länge zu vergröſsern strebte. Sowie ich im Gegentheil auch kein Volk, keine Menschenart wüſste, bei welcher der Stolz das Haupt nicht aufrichtete, nicht seine ganze Länge emporstreckte, und lieber auf die Spitzen der Zehen träte, um noch höher zu scheinen *).

Sowie der Charakter ganzer Nationen den Ausdruck abändert, so auch der be-

---

*) Man s. auch *Home* Grundsätze der Kritik, Th. 1, Cap. 15, S. 563 der neuen Deutschen Ausgabe. — Unten wird sich, bei Erklärung dieses Ausdrucks, Gelegenheit finden, einem zu besorgenden Einwurfe gegen die Allgemeinheit desselben vorzubeugen (Brief 21).

sondere Charakter der Geschlechter und Alter, und der individuelle jedes einzelnen Menschen. Die unterscheidenden Grundbestimmungen seiner moralischen Natur, und das Eigne in Bau und Organisation seines Körpers, modificiren seine Gesinnungen und die Ausdrücke derselben auf mancherlei Art, ohne sie gleichwohl in ihrem Wesen zu ändern. Der Eine ist in Allem rascher, stärker, feiner; der Andere träger, schwächer, plumper: wo der Eine schon ausdrückt, da bleibt der Andre noch unbeweglich; wo der Eine vor Ungeduld den ganzen Körper schon um und um dreht, da spricht die Ärgerniſs bei dem Andern nur noch durch Mienen; wo der Eine schon ein lautes Gelächter aufschlägt, da äuſsert sich bei dem Andern nur noch ein Lächeln.

Mit den Ständen ist es wieder das

Nehmliche. Handschlag, Kuſs, Umarmung, sind drei Arten von Versicherungen der Freundschaft: die erste die schwächste, weil sie von den Körpern nur ein paar ihrer äuſsersten Theile vereinigt; die letzte die stärkste, weil sie die ganzen Körper einander näher bringt und ihre obern Theile umschlingt. Die vornehmen Stände, bei welchen Höflichkeit zur Tugend geworden, haben sich ein Ding, das sie Lebensart, Welt nennen, aus einer Menge raffinirter Dienst- und Freundschaftsbezeugungen zusammengesetzt, welche alle auf die höchsten Grade hindeuten, die das jedesmalige Verhältniſs nur zuläſst. Sie reden von Entzücken, wo Vergnügen schon viel zu viel wäre; sie verbeugen sich tief, wo sie kaum mit der leichtesten Bewegung des Hauptes danken sollten; sie brechen in

Umarmungen aus, wo der wahre Ausdruck vielleicht nur ein nicht unfreundliches Annähern um ein paar Schritte wäre. Beides ihr Ton und ihre Bewegung haben denn aber auch alles das Flache, Kalte, Flüchtige, was eine natürliche Folge der Disharmomonie zwischen Gesinnung und Ausdruck ist. Der Landmann, dieser unverdorbene Sohn der Natur, kann auch umarmen; aber er spart diesen höchsten Ausdruck der Liebe nur für die Augenblicke seines Entzückens: etwa für den lange entfernt gewesnen und nun wiederkommenden Sohn; die Freundschaft schlägt bei ihm nur Hand in Hand, aber weil es Ausdruck des Herzens ist, so geschieht es mit voller Kraft, voller Wärme. — Sie sehen, daſs auch hier wieder ein *Wesentliches*, ein *Allgemeines*, nehmlich der Vereinigungstrieb, als die natürliche Folge der Freundschaft bleibt; und daſs die ganze Verschiedenheit bei den Ständen nur in dem Grade, in der Innigkeit der Vereinigung, und dann noch in einigen Nebenbestimmungen, wie in der Feinheit oder Plumpheit, Wärme oder Kälte der Art liegt.

Auf dieses Wesentliche, dieses Natürliche nun, welches nach Absonderung aller Verschiedenheit unter den Menschen übrig bleibt, müſste sich meines Erachtens die Mimik einschränken, und alles zu Specielle, zu Eigenthümliche fahren lassen. Nicht bloſs darum, weil sonst die Materie zu unbegränzt seyn, und sich weder Anfang noch Ende der Arbeit würde absehen lassen; sondern vorzüglich darum, weil aus der Zusammenstellung dieses Natürlichen und Wesentlichen eine ganz andere Art von Kenntniſs, als aus der Sammlung der übrigen Beobachtungen erwachsen müſste. Die letztere würde im Ganzen immer nur historische Kenntniſs bleiben; die erstere, wenn mich nicht alle Erwartung trügt, müſste sich zur philosophischen erheben lassen. Es müſsten allgemeine Grundsätze können abstrahirt; es müſste eine Art von wissenschaftlicher, systematischer Form für sie können gefunden werden. Dieser Endzweck aber, falls er erreicht werden kann, würde vereitelt oder erschwert, wenn man das Wesentliche mit dem Zufälligen, das Allgemeine mit dem Besondern, das Natürliche mit dem Willkürlichen, durch einander würfe.

Ich läugne nicht, daſs die eine Art von Kenntniſs dem Schauspieler nicht eben so unentbehrlich, wie die andere sei; aber was hinderte ihn, jede derselben besonders zu erlangen? Die Kenntniſs der Stände und Alter — denn von den Geschlechtern ist kaum die Rede mehr, da Verkleidungen nur selten vorfallen, und auf unsern Bühnen nicht mehr, wie auf den alten, auch die weiblichen Rollen mit Männern besetzt sind — also die Kenntniſs jener, und aller besondern Arten von Charakteren, durch ausgebreitetern Umgang mit der Welt; entfernterer Nationen und Zeitalter, aus Geschichtbüchern, aus Reisebeschreibungen. Es wäre eine Wohlthat, die dem Schauspieler noch fehlt, wenn Jemand eine Notiz von den Sitten und Gebräuchen verschiedner Zeiten und Nationen für ihn aufsetzen wollte. Je räsonnirter sie wäre; je tiefer sie ihn in den allgemeinen Geist der Zeiten und Völker hineinführte: desto leichter und vollständiger würde sich seine Einbildungskraft die Bilder entwerfen; desto treffender sein Spiel sie darstellen können.

Über das Charakteristische einzelner Stände hat Hr *Lichtenberg* *) Betrachtungen angefangen, die ein jeder wird fortgesetzt wünschen. Erschöpfen zwar wird dieser scharfsinnige und angenehme Schriftsteller seine Materie nie; aber schon Vortheils genug, wenn er nur den Beobachtungsgeist mehr erweckt, der bei uns in Wissenschaften und Künsten noch immer ein wenig schlummert.

---

*) Im „Göttingischen Magazin."

Fünfter Brief.

Das Blatt, wie ich sehe, hat sich gewandt: und eben Sie, der Sie von keiner Mimik hören wollten, sind itzt der Erste, mich dazu aufzufordern. Alle Schauspieler, meinen Sie, würden mir so ein Werkchen von Herzen danken. — Ich weiſs nicht. Es ist schon wahr, was Sie sagen: daſs keinem Künstler die Vollkommenheit in seiner Kunst so wichtig, so interessant, als dem Schauspieler, seyn muſs, weil keiner so unmittelbaren, so gegenwärtigen, so vollen Genuſs des Beifalls hat, als er; und Sie könnten noch hinzusetzen: weil auch keinen der Tadel, die Verachtung seines Werkes auf eine so empfindliche

Art trifft, als ihn. Nicht bloſs darum, weil auch diese Verachtung, eben wie der Beifall, so laut, so unmittelbar erfolgt, oder weil er so gegenwärtiger Zeuge derselben ist, der sich nicht, wie jener Maler, hinter der Thüre halten kann, indeſs das vorübergehende Publicum sein Gemälde richtet; sondern vornehmlich, weil es so äuſserst schwer ist, ihn und sein Werk von einander zu trennen: weil er an sich selbst, an seinem eigenen Körper dies Werk hervorbringt, und weil also bei ihm die Verachtung der Kunst immer zugleich die Person streift. Man begreift hieraus die so groſse, oft so übertriebene Empfindlichkeit dieser Künstler gegen Kritiken; aber wie begreift man die so sehr unter ihnen herrschende Sorglosigkeit sich zu vervollkommen, sich durch Lectüre und Nachdenken und gewähltern Umgang für jedes Erforderniſs ihrer Kunst mehr zu bilden? Die Meisten lassen sich die Unwissenheit, die Geschmacklosigkeit ihres Publicums so wohl behagen; sie suchen weit lieber durch Cabalen, durch Ansichreiſsen interessanter Rollen, die statt ihrer spielen, durch neidische Entfernung Anderer, Beifall zu erschleichen, als ihn durch wirkliche Vollkommenheit ihres Spiels zu verdienen. Wer sie öffentlich unterrichten will, fürcht' ich, der erwirbt sich eher ihren Unwillen, als ihren Dank: denn indem er *sie* erleuchtet, macht er ihnen zugleich das Publicum klüger; und der wohlfeile Preis, um den sie bisher ihren Beifall einzukaufen pflegten, wird ihnen gesteigert.

Doch freilich giebt es auch unter diesen Künstlern Edle, die anders denken; und wenn auch nicht um ihrentwillen, da sie's vielleicht nicht bedürfen, so würd' ich, schon um des innern absoluten Werths dieser Art von Kenntniſs willen, Ihrem Winke so gerne folgen, wenn es mir nur nicht an Fähigkeiten dazu, und wenigstens eben so sehr an einem hinlänglichen Vorrath von eignen oder fremden Beobachtungen fehlte. *Sulzers* *) Wunsch, daſs man viele einzelne Scenen, in Rücksicht auf die ihnen zukommende Pantomime, kritisch beleuchten mögte, ist, bis auf einige Versuche, noch bis itzt unerfüllt geblieben. — Alles, worauf ich mich, bei solchen Umständen, einlassen kann, sind einige hingeworfene Ideen über das Ganze, die Bemerkung einiger schwierigen Puncte dieser Theorie, und höchstens die Bearbeitung einiger einzelnen Theile.

---

*) "Allg. Theorie der Schönen Künste:" Artik. *Pantomime.*

Um mir Tag zu machen, muſs ich vor allen Dingen die mancherlei körperlichen Veränderungen, die der Schauspieler dem wirklichen Leben nachbildet, in Classen bringen. Sie theilen sich gleich Anfangs in zwei Hauptarten: in solche, die ihren Grund bloſs im *Mechanismus des Körpers* haben, wie der kurze Athem nach schnellem Lauf, das Zufallen der Augen bei der Schläfrigkeit, u. s. w.; und in solche, die mehr von der *Einwirkung der Seele* abhangen: die auf ihre Gedanken, Empfindungen, Absichten, als auf veranlassende oder wirkende Ursachen, zurückschlieſsen lassen. Die erstern herzuzählen, und zu sagen, daſs der Schlaf die Augen schlieſse, der Kitzel in den Nerven der Nase ein Niesen errege, u. s. w. würde lächerlich seyn. Nur zweierlei Rath kann man hier dem Schauspieler geben. Zuerst: daſs er die Gelegenheiten aufsuche, wo er die Natur auch in solchen Wirkungen, die sich nicht immer darbieten, beobachten kann; und zweitens: daſs er der Absicht seines Spiels eingedenk sei, nicht durch zu viel Natur den Anstand beleidige, oder den Zuschauer, wie das in gewissen Fällen sicher geschehen würde, aus der Illusion reiſse.

Hätte sich die Schauspielerinn, die *Lessing* wegen ihrer Vorstellung der *Sara* lobt *), nie an einem Sterbebette befunden; so würde vielleicht ihrem Spiel einer der feinsten, glücklichsten Züge gefehlt haben, den ich lieber mit Lessings, als meinen eigenen Worten beschreibe. „Es ist eine Bemerkung an Sterbenden, „daſs sie mit den Fingern an ihren Klei-

---

*) Hamb. Dramaturgie, Th. 1, St. 13 (Schriften, Bd 24, S. 106).

„dorn oder Betten zu rupfen anfangen. „Diese Bemerkung machte sich die Schauspielerinn auf die glücklichste Art zu „Nutze: in dem Augenblick da die Seele „von ihr wich, äuſserte sich auf einmal, „aber nur in den Fingern des erstarrten „Arms, ein gelinder Spasmus; sie kniff „den Rock, der um ein Weniges erhoben „ward und so gleich wieder sank: das „letzte Aufflattern eines verlöschenden „Lichts, der jüngste Strahl einer untergehenden Sonne.“

In Beziehung auf den letztern Rath nur die Eine Regel, die schon öfter gegeben worden, und die auch der ältere *Schlegel* giebt *): „daſs Ohnmacht und „Tod nicht so schrecklich sollen vorgestellt werden, als sie in der That sind; „daſs man, besonders zur Vorstellung des

---

*) *J. E. Schlegels* Werke, Th. 3. S. 174.

„Todes, nur ganz gelinde Bewegungen „brauchen soll: ein Hauptneigen, welches „mehr einen schläfrigen Menschen anzu„zeigen scheint, als einen der mit dem „Tode ringt; eine Stimme welche zwar „unterbrochen wird, aber nicht röchelt; „kurz: daſs man sich selbst eine Art des „Todes schaffen soll, die sich jedermann „wünschen mögte und die niemand er„hält.“ — Sehen Sie einige der schrecklichern Todeslarven von *Schlütern* *) an, und erkennen Sie die Richtigkeit dieser Regel! — Die Betrachtungen, die ein scharfsichtiger Kunstrichter **) über den Grund derselben anstellt, überlasse ich Ihnen zum Nachlesen; sie sind eben so richtig, als sie gut gesagt sind. Nur das *incredulus odi* des *Horaz* *), das hier nicht, wie es im 84 Literaturbriefe heiſst, einen bloſsen Zusatz erhält, sondern in der That als ein unrichtiger Grund verworfen wird, mögt' ich denn doch etwas anders erklären. Nicht darum blieb Horaz von allzuschrecklichen Vorstellungen ungetäuscht, weil die Pantomime unvermögend war diese Vorstellungen natürlich genug zu machen, sondern darum, weil ihm das Gräſsliche zu unangenehm erschütterte, als daſs er sich nicht augenblicklich, zu seiner Beruhigung, des Sin-

---

*) Im Zeughause zu Berlin. Sie sind zum Theil von *B. Rode* radirt.

**) Briefe die neueste Literatur betreffend: Th. 8, S. 105 ff.

---

*) In der bekannten Stelle *de arte poëtica*, v. 185 — 188.

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius
Atreus...
Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

nenbetrugs hätte erinnern sollen. Sobald aber diese Erinnerung eintritt, kann natürlicher Weise nichts anders entstehen, als entweder der Unwille, das *odi* des Horaz, oder jenes Lachen, das wir oft bei den schrecklichsten Scenen eines Trauerspiels von dem gemeinen Manne hören, und das uns Hr *Mendelssohn* so wohl erklärt hat *). Ich selbst habe einen *Codrus* mit Zuckungen sterben sehn, die wahrlich nicht unnatürlich waren, und die gleichwohl das ganze Haus zum Gelächter brachten.

Zuweilen kann der Unwille über einen Schauspieler mit wahrer Besorgniſs für ihn verbunden seyn, und auch diese Besorgniſs reiſst unausbleiblich aus der Illusion; wir sollten nur für die Rolle, und wir fangen an für *ihn* zu empfinden.

---

*) Philosoph. Schriften: Th. 2, S. 20 — 22.

Ich weiſs nicht, welcher feindselige Dämon itzt unsre Schauspieler, besonders weiblichen Geschlechts, beherrscht, daſs sie eine so groſse Kunst im Fallen, oder soll ich sagen, im Stürzen? suchen. Man sieht eine *Ariadne*, wenn sie von der Göttinn des Felsens ihr trauriges Schicksal erfährt, mit der ganzen Länge ihres Körpers hinschlagen: schneller, als ob sie vom Blitze getroffen würde, und mit einer Gewalt, als ob sie sich die Hirnschale zerschmettern wollte. Wenn bei einem so unnatürlichen, so widrigen Spiel ein lauter Beifall erfolgt; so ist es sicher nur von den Händen der Unwissenden, die sich in das wahre Interesse eines Stücks nicht zu versetzen wissen, die ihr Billet einzig fürs Gaffen bezahlen, und lieber in eine Gauklerbude gingen, oder ein Stiergefecht sähen. Der Kenner, wenn er ja einmal mitklatscht, thut es wahrlich nur aus mitleidiger Freude, daſs das arme Geschöpf, welches immer ein ganz gutes Mädchen sein kann, wenn es gleich eine schlechte Schauspielerinn ist, so ohne Schaden davon gekommen. Halsbrechende Künste gehören nicht einmal in eine echte Pantomime, weil doch auch diese eine Handlung vorstellt und Aufmerksamkeit und Interesse auf dieser Handlung will zusammengehalten wissen; sie gehören bloſs in eine Luftspringerbude, wo das ganze Interesse auf den wirklichen Menschen, auf seine körperliche Behendigkeit fällt, und um so mehr wächst, je mehr man den Wagehals in Gefahr sieht.

Diejenigen Veränderungen, die von der Einwirkung der Seele herrühren, und bald mehr bald weniger willkürlich erfolgen, sind oft nur von sehr vager, sehr allgemeiner Bedeutung. Sie entsprechen dann den Abänderungen des Tons in der ruhig recitirten Rede, womit man weiter nichts als die Hauptideen der ganzen Reihe von Vorstellungen herausheben will, damit die Aufmerksamkeit des Hörers eben dahin gerichtet werde, wohin es die des Redenden ist. Was hier die Aufmerksamkeit eigentlich bestimmt, ist die größere Wichtigkeit des Gedankens für den erkennenden Geist; aber unter allen Erweckungsmitteln der Aufmerksamkeit ist eben dies das langsamste und unsicherste. Es wird also durch ein andres, das schneller und sicherer wirkt, durch einen stärkern sinnlichen Eindruck, unterstützt: durch neue Inflexion, Erhebung, Verstärkung der Stimme; durch gewichtigere, langsamere Aussprache des Worts, das eine vorzüglich merkwürdige Idee bezeichnet. So klein diese Hülfe scheint; so ist sie doch, wie die Erfahrung lehrt, äuſserst wirksam, und die Seele, die ihre Vortheile so wohl versteht, wird bei einem wohlgebauten Organ nie ermangeln sie anzuwenden. Eine ähnliche Hülfe aber, wie der Ton der Aufmerksamkeit giebt, giebt ihr auch die Bewegung: die ausgestreckte Hand, der erhobene Finger, der oft seiner ganzen Länge nach ausgereckte Arm (die *manus minus arguta, digitis subsequens verba, non exprimens,* das *brachium procerius projectum, quasi quoddam telum orationis* *)), ein sanfter Schlag der einen Hand in die andre; ein vorwärts gethaner Schritt, ein kleiner Nachdruck mit dem Haupt, u. s. w.; ohne daſs dabei noch eigentlich gemalt oder ausgedrückt würde.

---

*) CIC. *de Orat. lib.* 3, *cap.* 59.

Die Regel für solche Bewegungen ist die nehmliche, wie für den Accent: denn, sowie der Schauspieler den letztern nur für die hauptsächlichen Gedanken sparen, nicht alle mit gleicher Kraft accentuiren, vielmehr durch die Abänderungen seines Tons sie einander richtig unterordnen soll; so soll er auch mit seinen Bewegungen nur die wichtigern Stellen unterstützen, soll die auffallendsten Bewegungen, wie die Erhebung des Fingers, das weiteste Ausgreifen der Hand, u. s. w. nur für die bedeutendsten Gedanken sparen. Ein immer fortgehendes, einförmiges Händespiel, wie man oft an der Jugend bei ihren Redeübungen sieht, ist schon dem Auge, sowie eine ewige Monotonie dem Ohre, widrig: ein übelangebrachtes, übelabgestuftes beleidigt wenigstens den Verstand.

Ich habe Sie, fürcht' ich, durch meine etwas trivialen Bemerkungen ehe ermüdet als unterhalten. Um Sie nicht auf einmal abzuschrecken, verspare ich das Allgemeine, was über die Bewegungen von speciellerer, bestimmterer Bedeutung zu sagen ist, bis zu meinem nächsten Briefe.

Sechster Brief.

Ihr Einwurf: daſs man bei dem bloſsen Händespiel eigentlich nur auf eine gewisse Anständigkeit, Grazie, Schönheit; nicht so sehr darauf Acht habe, ob es gehörig angebracht und vertheilt sei — ist vielleicht eine wahre Bemerkung; aber es ist kein Einwurf. Schlimm genug, daſs wir auf die Bewegungen überhaupt noch bis itzt so wenig aufmerksam sind: wir entbehren darüber ein wirkliches Vergnügen, das wir vor dem Schauplatz mehr haben könnten. Ein ungeübtes Ohr läſst unbemerkt auch hundert falsche Accente vorüberschlüpfen; wollen wir sie darum dem Schauspieler erlauben? Wollen wir sagen, daſs die ganze Regel vom Setzen des Accents eine unnütze Grille sei? Oder müssen wir nicht zugeben, daſs auch bei dem ungeübten, der richtig gesetzte Accent die ganze gute Wirkung thut, die der falsche verfehlt?

Desto richtiger ist die von Ihnen gemachte Anmerkung: daſs schon in diesem ruhigern Spiel sich der Charakter der Menschen und Nationen zeige. — Wenn bei uns ein Weltweiser eine Frage zur Untersuchung aufwirft, so wird er die Hand in der Mitte des Körpers ausstrecken; höchstens den Finger bis in die Gegend der Lippen erheben; der *Talmudist,* welcher Geist und Art des Orients durch so viele Jahrhunderte beibehielt, hebt die ganze ausgebreitete Hand in die Höhe, und bewegt sie. Auch wird man bei ihm, während des ganzen Räsonnements, schon weit mehr Malerei und Ausdruck gewahr. Seine lebhaftere Imagination faſst alle Verstandesideen, so viel möglich, in Bilder; er macht eben so kühne Metaphern mit seinem Körper, als mit der Sprache; auch wohnt sein Herz seinem Verstande weit näher, und Interesse des erstern hängt sich weit schneller und inniger an Interesse des letztern. Man sieht ihn, wenn ein Zweifel in der Untersuchung entsteht, den Körper sehr merklich nach einer Seite beugen; wenn er bei der Entwickelung Schluſs an Schluſs knüpft, fährt er mit dem Daumen unablässig hin und her: und ist die Auflösung da, die etwa bei uns der Untersucher mit einem zufriednen Blick und einer ruhig ausgestreckten Hand gleichsam hingeben würde; so erfolgt ein lautes anhaltendes Händeklatschen.

In die hier schon genannten beiden

Arten, in *malende* und *ausdrückende,* zerfallen alle Veränderungen von speciellerer bestimmterer Bedeutung: alle Gebehrden. Vielleicht sollte ich den Namen *Gebehrden* nur für die letztere Art, für die ausdrückenden, sparen; aber der Redegebrauch scheint mir, im Deutschen, diese Ausdehnung des Sinnes eben so gut wie im Lateinischen anzunehmen. Wenn das einemal *Cicero* das Wort *gestus* nur von den äuſsern Zeichen des Gemüthszustandes, der *affectionum animi,* erklärt; so redet er das andremal wieder von einem *gestu scenico, verba exprimente.* Was ich Malerei nenne, ist seine *demonstratio;* was ich Ausdruck nenne, ist ungefähr seine *significatio* *).

---

*) CIC. *l. c. Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed universam rem et sententiam, non demonstratione, sed significatione declarans.*

Es giebt freilich noch andere Bewegungen, die man *deutende* nennen könnte, wo nicht eigentlich die Sache gemalt, sondern nur auf sie hingewiesen; wo ein äuſserliches Verhältniſs, wie Ort und Zeit, oder metonymisch durch dergleichen Verhältniſs die Sache selbst bezeichnet wird; allein der Kürze wegen, wollen wir diese mit zu den malenden schlagen. — Fragen Sie nicht, wie auch die Idee der Zeit könne angedeütet werden? Sie wird es ganz leicht durch das Bild des Raumes. Die ausgestreckte etwas hinterwärts-gebogene Hand deutet, durch das Bild eines zurückgelegten Raumes, auf eine längst gewesene Zeit; die vorgestreckte, durch das Bild eines noch zu durchlaufenden, auf die Zukunft. —

So wie zu der Malerei, nachdem der Fall ist, der ganze Körper mit allen seinen Gliedern dienen kann; so auch zum Ausdruck der innern Operationen und Empfindungen der Seele. Der Sitz des Gebehrdenspiels ist nicht dieses und jenes Glied, dieser oder jener Theil des Körpers insonderheit. Die Seele hat über alle Muskeln desselben Gewalt, und wirkt, bei vielen ihrer Bewegungen und Leidenschaften, in alle. An einem *Laokoon*, wissen Sie, spricht jedes Glied, jede Muskel. Aber theils ist in einigen Gliedern gegen andre gerechnet, der Ausdruck zu schwach, als daſs er leicht bemerkt werden sollte; theils sind auch viele zu bedeckt, als daſs er leicht bemerkt werden könnte.

Vorzüglich dient das *Gesicht* zu den Gebehrden, und hier heiſsen die Gebehrden *Mienen. Ita,* sagt *Latinus Pacatus* *),

---

*) *Duodecim Panegyrici veteres: ed. Cellar. p.* 416.

intimos mentis affectus proditor vultus enunciat, ut in speculo frontium imago exstet animorum. Die sprechendsten Theile sind: Auge, Augenbraune, Stirne, Mund, Nase. Dann aber dienen auch das ganze Haupt, der Nacken, die Hände, die Schultern, die Füſse, die Veränderungen der ganzen Stellung des Körpers, insofern diese durch jene Bewegungen nicht schon mit bestimmt sind, zum Ausdruck. — Ob die Rangordnung der sprechenden Theile des Gesichts, so wie ich sie angegeben, richtig sei? mögen Sie Selbst entscheiden. *Le Brün* *) ist wider die gemeine Meinung, die das Auge für den sprechendsten Theil hält; nach ihm sind die Augenbraunen derjenige Theil, welcher die Leidenschaften am besten aus-

---

*) *Conférence sur l'expression générale et particuliere: p. 19. 20.*

drückt. Denn, sagt er, der Augapfel giebt durch sein Feuer und seine Bewegung nur überhaupt einen leidenschaftlichen Zustand der Seele zu erkennen, aber nicht, welcher es sei. Wollen Sie's lieber mit ihm, oder mit dem ältern *Plinius* *) halten, der dem Auge den Vorzug giebt? Ich denke doch, mit dem letztern.

---

*) *Nat. histor. lib. 11, cap. 54: ed. Hard. t. 1, p. 617. Nulla ex parte majora animi indicia cunctis animalibus; sed homini maxime: id est, moderationis, clementiae, misericordiae, odii, amoris, tristitiae, laetitiae. Contuitu quoque multiformes: truces, torvi, flagrantes, graves, transversi, limi, summissi, blandi. Profecto in oculis animus habitat. Ardent, intenduntur, humectant, connivent. Hinc illa misericordiae lacryma. Hos cum osculamur, animum ipsum videmur attingere. Hinc fletus et rigantes ora rivi. Quis ille humor est, in dolore tam foecundus et paratus? aut ubi reliquo tempore? Animo autem videmus, animo cernimus; oculi, ceu vasa quaedam, visibilem ejus partem accipiunt atque transmittunt... cet.*

Bemerken Sie hier noch ein allgemeines Gesetz, nach welchem der Ausdruck erfolgt, und nach welchem Lebhaftigkeit und Grad der Empfindung in gewissen Fällen könnte gemessen werden. Am leichtesten, öftersten, unverkennbarsten spricht die Seele durch diejenigen Glieder, deren Muskeln am beweglichsten sind: also am öftersten durch Mienen des Gesichts, und unter den Mienen durch das Auge; am seltensten durch veränderte charakteristische Stellung des ganzen Körpers. Jener Ausdruck erfolgt so leicht, so unmittelbar, daſs oft auch die ausgelernteste Verstellungskunst ihn nicht zurückhalten kann, wenn sie gleich sonst den ganzen übrigen Körper in der Gewalt hat. Besonders muſs der Mann der sein Innerstes verbergen will, sich in Acht nehmen daſs man ihm nicht in die Augen blicke; auch muſs er sorgfältig über die Muskeln in der Gegend des Mundes wachen, die bei gewiſsen Bewegungen äuſserst schwer gehalten werden. — „Wenn die Menschen, sagt „*Leibnitz* *), mehr Beobachtungsfleiſs auf „die äuſsern Zeichen ihrer Leidenschaften „wenden wollten; so würde es keine „leichte Kunst seyn sich zu verstellen.“ Dennoch hat die Seele noch immer einige Gewalt über die Muskeln; über das Blut, sagt *Cartesius* **), hat sie keine: und Erröthen und Erblassen läſst sich daher wenig oder fast gar nicht hindern.

Wenn das Gesicht, und besonders das Auge, diesen unläugbaren Vortheil im Ausdruck des Innern der Seele hat; wie Schade, daſs sich die Veränderungen des-

---

*) *Nouveaux Essais sur l'entendement humain, p. 127.*

**) *Passiones animae, art. 114.*

selben so schwer beschreiben lassen! Den Grund dieser Schwierigkeit hat schon der ebengenannte Französische Weltweise angegeben, der sich damit, als einer Entschuldigung, von der ganzen Materie wegschleicht. „Es ist keine Leidenschaft, sagt „er *), die nicht durch eine besondere „Bewegung der Augen angedeutet würde. „Oft sind diese Bewegungen so auffallend, „daſs auch die dümmsten Knechte aus „den Augen ihres Herrn seinen Zorn oder „seine gute Laune schlieſsen. Allein, ob „wir gleich diese Bewegung der Augen „leicht gewahr werden und sehr wohl „ihre Bedeutung wissen; so ist es doch „nicht leicht, sie zu beschreiben. Jede „ist aus mannichfaltigen Veränderungen „der Figur und der Bewegung zusammen„gesetzt, die so schwach sind, daſs sich

---

*) Ebendas. *art.* 113.

„keine derselben besonders wahrnehmen
„läſst, obgleich das was aus ihrer aller
„Verbindung entspringt, sehr leicht beo-
„bachtet wird. Ungefähr das Nehmliche
„gilt von den übrigen ausdrückenden Be-
„wegungen des Gesichts; denn, ungeach-
„tet sie weniger ſein sind als die der Au-
„gen, so hat doch auch ihre Unterschei-
„dung viel Schwierigkeiten. Auch varii-
„ren sie oft so sehr und flieſsen so sehr
„in einander, daſs es Menschen giebt, die
„beim Weinen eben so ein Gesicht ma-
„chen, wie andre beim Lachen. Einige
„dieser Bewegungen zwar sind ausgezeich-
„net genug, wie z. B. die Runzeln im
„Zorn, oder gewisse Bewegungen der
„Nase und der Lippen beim Unwillen
„und Hohn: aber diese scheinen nicht so
„wohl natürlich, als willkürlich, zu seyn.“
— Das Wenige was Cartesius noch hinzu-

setzt, lasse ich aus; denn es streitet gegen die obige Leibnitzische Stelle, die ich für richtiger halte.

Doch wozu, werden Sie sagen, für unsern jetzigen Gebrauch, die pünctliche Berechnung aller integranten Theile einer Gebehrde, wenn man nur für die Erscheinungen im Ganzen Namen hat, die ein Jeder versteht? Freilich wär' Alles gut, wenn wir die hätten; aber auch in dieser Rücksicht ist die Sprache so dürftig, so unvollkommen! Die Ausdrücke die wir noch haben, bezeichnen nur sehr allgemeine Classen für die äuſserste Nothdurft; die Unterarten, die Abarten, erwarten noch erst von irgend einem sprachschöpferischen Beobachter ihre Benennungen. Für einige Nüancen zwar hätte der Niedersächsische Dialekt sehr malerische, treffliche Wörter; aber einmal ist nun leider die Hochdeutsche Sprache im Besitz der Literatur, und jene Wörter mögte dieser herrschende Dialekt nicht gerne aufnehmen wollen. Doch am Ende freilich, wenns nur der Mühe, ihm den Eigensinn zu brechen, erst mehr verlohnte, würd' er schon müssen.

Lassen Sie uns indeſs die Hoffnung nicht völlig aufgeben, daſs ein Mann von Genie, wenn erst zeichnende Künstler mehr werden vorgearbeitet, und das in der Natur so Flüchtige, so Vorübergehende der Mienen und Bewegungen, so viel sich das thun läſst, für die Betrachtung mehr werden fixirt haben; daſs, sag' ich, dann ein Mann von Genie, oder ihrer mehrere, ihrer viele hinter einander, dem Mangel der Sprache, wenn auch nur einigermaſsen, abhelfen werden. „Wenn „man bedenkt, heiſst es bei *Sulzern* *),

---

*) Allg. Theorie d. Schön. Künste, Artik. *Gebehrde.*

„daſs mancher Liebhaber der Naturgeschichte, vermittelst der Beobachtung der Zeichnungen und der Beschreibungen, die Gestalt und die Bildung vieler tausend Pflanzen und Insecten so genau in die Einbildungskraft gefaſst hat, daſs er die kleinsten Abänderungen richtig bemerkt; so läſst sich auch gewiſs vermuthen, daſs eine mit eben so viel Fleiſs gemachte und in Classen gebrachte Sammlung von Gesichtsbildungen und Gebehrden, und also ein daher entstehender eigener Theil der Kunst, eine ganz mögliche Sache sei. Warum sollte eine Sammlung redender Gebehrden weniger möglich und weniger nützlich seyn, als eine Sammlung von abgezeichneten Muscheln, Pflanzen und Insecten? Und warum sollte man, wenn dieses Studium einmal mit Ernst getrieben würde, die

„dazu gehörige Kunſtſprache und Terminologie nicht eben ſo gut finden können, als ſie für die Naturgeſchichte gefunden worden?“

Den einzigen Punct von der Nützlichkeit ausgenommen, die wohl Niemand als etwa ein Konchylienſammler beſtreiten mögte; was dünkt Ihnen zu dieſer Stelle? — „*Gewiſs vermuthen*“ kann ich meines Theils nichts, ſo wenig als *Liſkovs* [*]) *Ananias* leiſe ſchreien konnte; und dies hier, aus ſo einem Grunde, „gewiſs vermuthen“: das kann ich nun gar nicht. Es wäre über den ſo unähnlich ähnlichen Fall, auf den doch Sulzer ſein ganzes Argument baut, ſo viel zu ſagen daſs ich lieber gar nicht anfangen mag. Sie warfen ſen mir ohnehin ſchon einmal vor, daß ich den ſonſt würdigen, braven Mann faſt nicht nennen könnte, ohne mit ihm zu ſtreiten; aber iſt denn das meine Schuld, oder ſeine? —

---

[*]) Man ſ. Deſſen „Kommentar über die Geſchichte „der Zerſtörung Jeruſalems.“

Siebenter Brief.

Von so wenig Bedeutung auch der Fund ist, den Sie an *Löwens* Schrift *) für mich glauben gemacht zu haben; so sehr ermuntert mich doch die Miene von Interesse, womit Sie mir ihn ankündigen. Hätten Sie den Aufsatz gelesen, nicht bloſs angeführt gefunden; so, weiſs ich, würde diese Miene um ein Vieles ruhiger und kälter geworden seyn. Denn in der That schwatzt der Mann über unsre Materie eben so allgemeine, nichtssagende Dinge hin, wie die Franzosen, die vor ihm waren; nur in einem weitschweifigern, mattern Stile, versteht sich. — Aber an Eins hat er mich denn doch erinnert, das ich ohne ihn hätte vergessen können.

---

*) „Kurzgefaſste Grundsätze von der Beredsam„keit des Leibes. Hamburg, 1755.“

Es ist folgender Punct. Wenn die Gebehrde ein äuſsers, an unserm Körper hervorgebrachtes, sichtbares Zeichen von den innern Veränderungen unsrer Seele ist; so folgt, daſs sie sich aus einem zwiefachen Gesichtspuncte müsse betrachten lassen: zuerst, als eine sichtbare Veränderung *an sich selbst;* und dann, als Mittel zur *Bezeichnung* der innern Operationen der Seele. Aus diesem zwiefachen Gesichtspuncte ergiebt sich nun eine zwiefache Frage. In Ansehung des ersten, fragt die Kunst: was ist *schön?* in Ansehung des zweiten: was ist *wahr?* oder, da keine dieser Eigenschaften darf vernachlässigt werden; so vereinigt sie lieber beides, und fragt: was ist zugleich am schönsten und am wahrsten?

Sehen Sie alle etwas speciellern Regeln durch, die man dem Redner, selbst dem Schauspieler, für die Action gegeben hat; und Sie werden finden, daſs man sich, zu groſsem Nachtheil der Kunst, viel zu viel, ja fast einzig, an die erste Frage gehalten. Auch die meisten durch Tradition sich fortpflanzenden Regeln der Schauspieler, wenn sie nicht die Bequemlichkeit gehört und gesehen zu werden betreffen, gehen auf nichts, als auf Grazie, Würde, Schönheit, Anstand. Daher das bloſs Zierliche, das Seelen- und Bedeutungslose, das wir noch immer im Spiel so mancher; das Abgemessene, Kostbare, Puppenmäſsige, das wir im Spiel einiger alten Schauspieler finden: denn in neuern Zeiten hat ein andrer Geschmack in der Wahl der Stücke eine andere Art zu spielen mitgebracht, deren erstes Beispiel und Muster, wenn ich nicht irre, *Ekhof* war. Sein tragisches Spiel war eben so leicht, so natürlich weg, wie sein komisches; er wuſste nichts von feierlich abgemessenen Schritten, vom Tragen des Körpers nach Tanzmeistermanier, vom kunstmäſsigen Erheben und Sinkenlassen des Arms. Wahrheit war bei ihm, wie sie soll, das erste; Schönheit, das untergeordnete Gesetz: er deklamirte und spielte die Rollen, wie sie auch hätten dialogirt seyn sollen; nicht nach einem festgesetzten allgemeinen Begriff der Gattung, sondern nach der besondern Beschaffenheit ihres Inhalts, ohne sich je von Wahrheit und Natur zu entfernen. Das ging nun freilich bei Stücken an, die der Dichter in ähnlichem Geiste geschrieben hatte, und einen *Odoardo* z. B. stellte er meisterhaft vor; im Französischen Trauerspiel hingegen, zu dessen ganzem falschen System nothwendig auch Französisches Spiel gehört, war er zuweilen sehr unglücklich. So einen *Corneillischen* Helden von einem Ekhof zu sehn, der dem pomphaften epischen Dialog seine prosaische Declamation, den aufgeblähten strotzenden Charakteren seine simpeln ungezwungenen Bewegungen gab, war in der That etwas komisch.

Doch zurück zu den übeln Folgen, die es für den Schauspieler haben muſs, wenn man ihn allzusehr zu bloſs schönen graziösen Bewegungen anweist. Da Sie die Löwensche Schrift noch nicht gesehen haben; so will ichs mir bequem machen und folgende ganz richtige Stelle daraus hersetzen. „*Riccoboni*, sagt *Löwe*, hat in „seiner Schauspielkunst einige Regeln vor„geschlagen, die den Acteur pedantisch

„machen. Es ist mein Vorhaben hier „nicht, seine beschwerlichen Regeln alle „anzuführen und zu widerlegen. Ich will „jetzt nur bei der Bewegung der Hände „bleiben, von der er so *) schreibt: „„Wenn man einen Arm erheben will, „„so muſs der obere Theil desselben, der „„Theil nehmlich von dem Ellbogen an „„bis zur Schulter, sich zuerst von dem „„Körper losmachen, und die andern bei„„den Theile, welche nur nach und nach „„und ohne Übereilung in stärkere Be„„wegung müssen gebracht werden, mit „„sich in die Höhe ziehen. Die Hand „„muſs ganz zuletzt gebracht werden. „„Sie muſs gegen den Boden zugekehrt „„seyn, bis sie der Vordertheil des Arms „„zur Höhe des Ellbogens gebracht hat:

---

*) „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Viertes Stück.“

„„alsdann wendet sie sich in die Höhe, „„da unterdeſs der Arm seine Bewe„„gung bis zu dem bestimmten Puncte „„immer fortsetzt.“ — Erblickt man „hier nicht eine groſse Vermischung von „Pedanterei? Und ist diese Regel nicht „geschickter, lebendige Marionetten, als „Redner und Schauspieler zu bilden, die „zugleich mit den Händen reden sollen?“ — Freilich wohl, lieber Löwe! Aber warum rathen denn auch Sie dem Acteur, sich *Hogarths* Zergliederung des Begriffs der Schönheit anzuschaffen? ein Buch, das ihm nichts nützt, und das ihn leicht eben so miſsbilden könnte wie Riccoboni's? —

Um die bis itzt so vernachlässigte Wahrheit an der Schönheit ein wenig zu rächen, will ich von der letztern ganz und gar nicht, lieber allein von der erstern reden. Zwar, was ich auch da ſagen werde, wird wenig und unbedeutend genug ſeyn. Indeſs, für Fächer, worein Sie die Schätze Ihrer eigenen Beobachtungen ordnen und aufſtellen können, ſorgen Sie nicht: Ihnen die zuſammenzubauen, bin ich Ihr Mann; und möglich wär's, daſs ich Sie eben dadurch zu einem recht aufmerkſamen, fleiſsigen Sammler machte. Es giebt, däucht mir, ſo eine gewiſse *fuga vacui* in unſrer Natur; wir ſehen nicht leicht einen wüſten Saal, daſs wir ihn nicht möblirt, oder einen leeren Schrank, daſs wir ihn nicht angefüllt wünſchten.

Achter Brief.

Was Malerei und was Ausdruck sei? das glaub' ich schon an einem andern Orte *) hinlänglich erklärt, und eine scharfe richtige Gränzlinie zwischen diesen Begriffen gezogen zu haben. *Malerei* ist mir auch hier wieder jede sinnliche Darstellung der Sache selbst, welche die Seele denkt; *Ausdruck*, jede sinnliche Darstellung der Fassung, der Gesinnung, womit sie sie denkt; des ganzen Zustandes, worein sie durch ihr Denken versetzt wird. Jene, die Malerei, ist auch hier wieder vollständig oder unvollständig. Vollständig lassen sich nur Figur, Stellung, Bewegungen eines dem unsrigen ähnlichen Körpers malen; alles übrige Mimisch-malbare läſst nur unvollständige Darstellung nach einzelnen, nach allgemeingemachten Beschaffenheiten zu. Von einem Berge z. B. wird etwa nur die Höhe durch Erhebung der Hand und des Körpers, durch Zurücklegung des Hauptes und emporgerichteten Blick; etwa nur der weite Umfang durch einen mit ausgebreiteten Armen beschriebenen Halbkreis angedeutet. Wie schwach und wie unvollkommen eine solche Darstellung sei, und wie wenig sie der Hülfe der Worte entbehren könne, wenn sie nicht etwa durch den Zusammenhang des Ganzen schon mit erklärt wird, sehen Sie Selbst. Der nachzuahmende Berg und der nachahmende menschliche Körper sind einander zu unähnlich; es sind nur sehr entfernte, sehr abstracte Merkmaale, worin sie zusammentreffen. Die Bewegungen der Thiere, als z. B. eines stolzen sich brüstenden Rosses, sind schon nachahmbarer, wie uns das die Knaben in ihren Spielen zeigen; aber am allernachahmbarsten sind die Gestalten und Veränderungen menschlicher Körper. Das ganze Spiel der *Minna*, wenn sie den forteilenden Major verfolgt, ihn halten will aber nicht halten kann, und endlich, nach mehrern Ausdrücken ihrer schmerzvollen Verwirrung, in ihr Zimmer zurücktritt: dieses ganze Spiel kann der Wirth, bei der Wiedererzählung im dritten Aufzuge, nachahmen; und schwerlich wird er ermangeln, es Zug vor Zug, wenn auch nicht wieder darzustellen, doch anzudeuten. Er wird selbst mit den Händen ausgreifen, als ob er etwas zu halten hätte; selbst in die Höhe sehen, die Augen trocknen, den Körper, wie vor Verlegenheit, hin und her wenden, und wohl gar eine mehr weibliche Stimme annehmen. Die Nachahmung in dieser Scene ist zu natürlich, als daſs nicht gleich jeder Schauspieler darauf verfallen sollte.

---

*) In der Abhandlung Über die musikalische Malerei (Bd 4, S. 297).

Aber warum ist sie hier so natürlich? Etwa, weil der Wirth dem Kammermädchen eine recht lebhafte anschauliche Idee von einem Vorfall geben will, wozu er, bei seiner gewöhnlichen Neugier, so gerne, so gerne den Schlüssel hätte? Oder weil, während der Erzählung, seine eigne Idee einen so hohen Grad der Lebhaftigkeit erhält, daſs er sich unmöglich erwehren kann, sie in Mienen und Bewegungen nachzubilden? — Welche von beiden Ursachen Sie dem Wirthe geben mögen; so sind, an und für sich, beide richtig: bei der einen Malerei gilt die eine, bei der andern die andre, und insgemein finden sich beide vereinigt. Denn, während des Bestrebens die Idee einer Sache bei einem Andern lebhafter zu machen, erhält sie natürlicher Weise eine gröſsere Lebhaftigkeit bei uns selbst.

Wenn ein Erzieher seinen jungen Telemach über eine unanständige Stellung, über eine unschickliche Handlung beschämen will: so macht er sie ihm gerne mit ein wenig Carricatur wieder vor; wenn die Französinn ihr gnädiges Fräulein zu einer Grazie in Mienen und Bewegungen bilden will: so zeigt sie ihr das nachahmungswürdige Muster dieser Grazie an sich selbst; und wenn ein Verklagter sich vor dem Richter rechtfertigen soll, warum er zuerst bei einem Zanke ausschlug: so ahmt er, während der Erzählung des Vorfalls, alle die beleidigenden Mienen und Stellungen vergröſsert nach, auf die ein Mann von Ehre, wie er, doch unmöglich anders, als mit einer Ohrfeige, antworten konnte. — In diesen Fällen sehen Sie beide Ursachen malender Gebehrden vereinigt: die Vorstellung der begangenen Unart wird bei dem Lehrer; die der Schönheit des anständigen Betragens, bei der Französinn; die der Gröſse der empfangenen Beleidigung, bei dem Verklagten, während des Hofmeisterns oder Erzählens, zu mächtig, als daſs sie sich nicht in Mienen und Bewegungen, aber mit Ausdruck vermischt, auſser der Seele hervordrängen sollte. Vornehmlich aber fordern die Absichten der Beschämung, der Bildung, der Rechtfertigung, dieses nachahmende Spiel; sie sind nur durch lebhafte Vorstellung der gedachten Gegenstände zu bewirken, und sichtbare Darstellung sichtbarer Phänomene ist freilich das kräftigste Mittel zur Versinnlichung ihrer Erkenntniſs. Eben von ihnen gilt der bekannte Ausspruch *):

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus,
et quae
Ipse sibi tradit spectator. — —

Daſs aber auch ohne Absicht, bloſs durch die eigene lebhafte Vorstellung Dessen der einen gewissen Gegenstand denkt, die Nachahmung desselben hervorkomme, lehrt die Erfahrung. „Eine volle „anschauliche Vorstellung einer Handlung“, sagt Herr *Tetens* in einer seiner vortrefflichen Untersuchungen **), „ist „eine

---

*) HORAT. *l. c. v.* 180 — 182.

**) „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwickelung.“ Bd 1, S. 643; vergl. S. 664 ff.

„eine Anwandlung zu dieser Handlung. „Wenn wir uns Worte vorstellen, so sprechen wir innerlich; und wenn diese innre „Sprache lebhafter wird, so sieht man „uns Bewegungen mit dem Munde machen.“ Das geht dann weiter, bis wir wirklich laute Töne hervorbringen, als ob wir unsre Ideen mittheilen wollten, da wir doch oft ganz allein sind. — Sie können den Ausspruch des Philosophen noch allgemeiner machen, und sagen: jede volle anschauliche Vorstellung einer Sache, einer Begebenheit, die auch nicht menschliche Handlung ist, führt einen Trieb, eine Anreizung mit sich, sie nachzuahmen. *Home* *) hat dieses bereits, in Ansehung des Groſsen und Erhabnen, bemerkt. „Ein groſser Gegenstand, sagt „er, treibt die Brust auf, und macht, daſs

---

*) Grunds. der Kritik, Th. 1, S. 280.

„der Zuschauer seine Gestalt zu erwei-
„tern sucht. Man bemerkt dies sonder-
„lich bei Personen, die den feinen Wohl-
„stand nicht achten, und der Natur ihre
„Freiheit lassen. Wenn dergleichen Leute
„groſse Gegenstände beschreiben; so bla-
„sen sie durch einen natürlichen Trieb
„sich selbst auf, indem sie mit allen ih-
„ren Kräften Luft in sich ziehen. Ein
„hoher Gegenstand wirkt einen andern
„Ausdruck des Gefühls. Er treibt den
„Zuschauer, sich in die Höhe zu richten
„und auf den Zehen zu stehen.“

Da indeſs dem Menschen nichts so interessant ist als der Mensch, und da er nichts so vollkommen darzustellen vermag als menschliche Beschaffenheiten und Veränderungen: so sind es denn freilich auch diese, deren anschauliche Vorstellung ihn am öftersten und stärksten zur

Nachahmung reizt. — Wenn der Mann der ein Schauspiel öfter sah, und überhaupt des Vergnügens das Theater zu besuchen, schon zu gewohnt ist, um nicht kälter dagegen zu werden: wenn so ein Mann unter den Zuschauern einen Neuling antrifft, der sich mit seiner ganzen Seele in die Vorstellung eines Stücks vertieft hat: so giebt ihm das auf dem Parterre oft ein weit unterhaltenders Schauspiel, als ihm jenes auf der Bühne wäre. Alle Mienen der Acteure, sogar manche ihrer Bewegungen, ahmt der so ganz illudirte Zuschauer, wenn gleich schwächer, nach; ohnedaſs er noch weiſs was gesagt werden wird, wird er ernsthaft mit dem Ernsthaften, fröhlich mit dem Fröhlichen: sein ganzes Gesicht wird zum Spiegel, der alle die abwechselnden Gebehrden der auftretenden Personen, Verdruſs, Spott, Neugier, Zorn, Verachtung, getreu zurückwirſt. Nur dann, wenn seine eigenen Empfindungen die von auſsen kommenden Eindrücke durchkreuzen und Ausdruck fordern, wird diese nachahmende Malerei unterbrochen. — Bemerkungen dieser Art überzeugen uns, daſs *Aristoteles* vollkommen Recht hatte, den Menschen noch über den Affen zu setzen, und ihm die meiste Geschicklichkeit zum Nachahmen einzuräumen *).

Für den Schauspieler, besonders den komischen, ist diese Bemerkung über das Ansteckende eines fremden Gebehrdenspiels wichtig; sie kann zuweilen seinem Zwischenspiel viele Lebhaftigkeit geben.

---

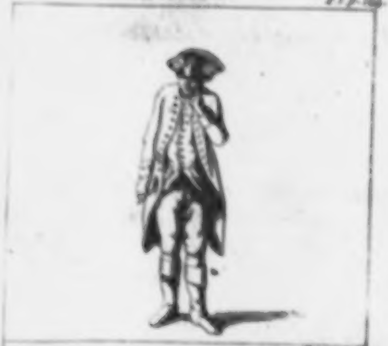
*) De Poët. cap. 4. *Το μιμεισθαι συμφυτον τοις ανθρωποις εκ παιδων εϛι. Και τυτῳ διαφερυσι των αλλων ζωων, ὁτι μιμητικωτατον εϛι.*

Die Bedingungen, unter welchen er sich in diese Nachahmung der Gebehrden des andern einlassen darf, sind nur die: daß die Beachtung seines Mitspielers für ihn in hohem Grade interessant seyn, und daß sich keine eigne, der Nachahmung widersprechende Empfindung, während der Beachtung, bei ihm einschleichen muß. Wenn er Verdruß zu empfinden anfängt, indem der Andere lächelt, so kann er freilich nicht mit ihm lächeln. — Doch, inwiefern überhaupt Malerei im Gebehrdenspiel erlaubt oder unerlaubt sei? das läßt sich hier noch nicht ausführen: dazu müssen wir erst eine nähere Kenntniß vom Ausdrucke haben. —

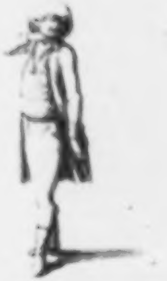
Eine sehr interessante Betrachtung, die sich hier noch machen läßt, will ich nur andeuten: sie betrifft das viele *Figürliche*, besonders Metaphorische, das sich in der

Gebehrden-, wie in der Wörtersprache findet, es mag dadurch gemalt oder ausgedrückt werden. Alle unvollständige Malerei, besonders unsichtbarer Gegenstände und innrer geistiger Ideen, muſs bildlich geschehen; und geschieht so. Man denkt eine erhabne Seele, und erhebt seine Gestalt, seinen Blick: man denkt einen eigensinnigen Charakter, und nimmt einen festen Stand an, ballt die Faust, steift den Rücken. Die Nachahmung geschieht durch feine, transcendentelle Ähnlichkeiten, wodurch man auch in der Wörtersprache für nicht hörbare, für völlig unsinnliche Gegenstände ihre Benennungen fand. — Ich könnte die Beispiele von figürlichen Gebehrden bis ins Unendliche häufen. Wollen Sie eine Metonymie, die Wirkung statt Ursache setzt? Der Bediente, wenn er von dem unangenehmen Lohn spricht, womit sein Herr ihm seine Bubenstücke vergelten könnte, reibt mit verwandter Hand den Rücken, als ob er die Schläge schon schmerzen fühlte. Oder wollen Sie eine Metonymie, die statt der Sache ein äuſsers Verhältniſs angiebt? Die Sprache nennt, statt Gottes oder der Götter, ihren geglaubten Wohnsitz, den Himmel: eben so ruft eine aufgehobene Hand, ein gen Himmel gerichtetes Auge, die Götter zu Zeugen der Unschuld an, erfleht ihren Schutz, beschwört sie um Rache. Oder wollen Sie eine Synekdoche? Man deutet auf ein einzelnes gegenwärtiges Mitglied einer Familie, und zeigt die ganze Familie an; auf einen einzigen gegenwärtigen Feind, und meint das ganze feindliche Heer. Oder wollen Sie eine Ironie? Das junge Frauenzimmer, das einem Liebhaber den es verachtet, den Korb giebt, verneigt ſich tief, aber höhniſch. — Auch Anſpielungen werden Sie in der Gebehrdenſprache die Menge finden. Ein Händewaſchen dient zur Betheurung der Unſchuld; ein paar mit verwandter Hand vor die Stirne gepflanzte, aus einander geſpreizte Finger bezeichnen die Hahnreiſchaft; ein Hauchen über die leere flache Hand hin bezeichnet die Idee von Nichts. Doch Anſpielungen, da ſie ſich auf beſondere Anekdoten, Meinungen, Redensarten beziehen, liegen, nach den oben feſtgeſetzten Gränzen, auſser dem Gebiete der Mimik; figürliche Gebehrden hingegen, die, wenn ſie gut ſind, ihren Grund in den Begriffen ſelbſt haben und allgemein verſtändlich ſeyn müſſen, können und dürfen in der Mimik nicht übergangen werden.

[illegible]



[illegible]



Univ. Bibl.
München

Der Italiäner, der überhaupt viel mit Gebehrden, und sehr bedeutend sehr lebhaft spricht, hat unter andern eine sehr redende Pantomime, womit er vor einem falschen, hinterhältischen Menschen warnet *(Fig. 1)*. Das Auge schielt diesen Menschen seitwärts äuſserst miſstrauisch an; der Zeigefinger der einen Hand deutet unterwärts wie verstohlen auf ihn hin; der Körper nimmt gegen den den er warnt, eine kleine Wendung, und der Zeigefinger der andern Hand zieht die Wange an dieser Seite nieder, sodaſs das Auge hier gröſser wird als das andre, welches ohnehin der Ausdruck des Miſstrauens noch ein wenig verengt. Auf diese Art entsteht ein doppeltes Profil; ein Gesicht, dessen eine Hälfte mit der andern nichts Ähnliches hat. Anfangs wollte ich Ihnen diese ganze Gebehrde als eine figürliche, mit Ausdruck des Miſstrauens verbundne, Malerei des falschen Charakters erklären; aber nun scheint es mir wieder, als ob das so verzerrte, sich selbst so unähnlich gemachte Gesicht nicht eben Bild des Charakters seyn mögte. Die eine gegen den Verdächtigen hingekehrte Seite hat ganz und gar den Ausdruck des Miſstrauens; das Herunterziehen der Wange an der andern scheint nur zur weitern Öfnung des Auges zu dienen, und diese Öfnung vorzüglich die nöthige Aufmerksamkeit zu bezeichnen. Es ist sonderbar, daſs diese Gebehrde so sehr leicht zu verstehen und ihre Erklärung doch schwer ist.

Noch eine andre gleich sprechende Gebehrde macht der Italiäner, wenn er Verachtung einer Drohung oder Warnung ausdrückt *(Fig. 2)*. Er fährt sich mit der äuſsern Seite der Hand ein paarmal ganz leicht unter dem Kinnbacken weg, und beugt dabei das Haupt, spöttisch aber nur leise und in sich hinein lachend, ein wenig über. Jedermann versteht diesen Ausdruck; aber zu erklären mögt' er noch schwerer, als jener warnende, seyn. Will vielleicht der Italiäner mit diesem Spiel das Nehmliche sagen, was der Niederdeutsche mit der Redensart sagt: daſs ihn etwas nicht rage? Soll es heiſsen, daſs die Sache ihn eben so wenig rühre, als etwa ein Stäubchen, das sich in seinen Bart kann gehängt haben? Ich gestehe gerne, daſs ichs nicht weiſs; und ich werde Ihnen dieses Geständniſs noch öfter, auch bei ganz einfachen, unter allen Nationen gebräuchlichen, Ausdrücken wiederholen müssen. Die Natur läſst uns immer, je tiefer wir in sie hineinsehn, um so mehr Geheimniſs erblicken: die körperliche, finden wir feiner als unser Auge; die geistige, feiner als unsern Scharfsinn.

Neunter Brief.

Freilich haben Sie Recht, daſs eine Mimik, von einem denkenden Manne in Italien geschrieben, ein sehr vorzügliches Werk werden könnte. Auf Beobachtungen kömmt in der Theorie dieser, wie aller Künste, das Meiste an: und die Güte der Beobachtungen hängt nie allein von einem hellsehenden Auge; sie hängt gleich sehr von der Wahrheit, Kraft, Mannichfaltigkeit der Objecte ab, die sich so einem Auge darbieten. — Ihr zweiter Gedanke: daſs nehmlich der deutsche Schauspieler von dem Italiäner würde borgen dürfen, wenn er nur mit Auswahl und Bescheidenheit borgte, scheint mir nicht minder richtig. Es würden sich Ausdrücke finden, die zwar freilich nur in jenen mittäglichern Gegenden, wo das Blut so viel heiſser ist, durch gröſsern Drang der Leidenschaft konnten hervorgetrieben werden: die aber auch wir, ihrer groſsen Wahrheit wegen, sogleich verstehen, und, wenn sie der Schauspieler nur ein wenig milderte, ihnen den auswärtigen Ursprung eben nicht ansehen würden. Es würde, glaub' ich, mit den Gebehrden jenes lebhaftern Volks eben wie mit gewissen groſsen simpeln Ideen des Genies seyn: der sie ursprünglich denken konnte, war nur ein einziger Kopf; aber fassen, wenn sie einmal da sind, können sie alle.

Ich gehe von den malenden Gebehrden, über die ich hier nichts Wichtiges mehr sagen könnte, zu den ausdrückenden über. Es sind ihrer so viele und mannichfaltige, daſs ich Lust hätte, zu ihrer bessern Übersicht sie in Classen zu bringen. Einige dieser Gebehrden sind *absichtlich;* es sind freiwillige äuſsere Handlungen, aus welchen die Bewegungen, Triebe und Leidenschaften der Seele, zu deren Befriedigung sie als Mittel dienen, ersichtlich sind. Dahin gehören z. B. das Hinneigen gegen den zu beachtenden Gegenstand, der feste angreifende Stand des Zorns, die ausgestreckten Arme der Liebe, die vorgeschlagenen Hände der Furcht und des Schreckens. — Andere Gebehrden sind nachahmend; nicht das Object des Denkens, aber die Fassung, die Wirkungen, die Veränderungen der Seele malend, und diese mögen den Namen der *analogen* führen. Theils haben diese analogen Gebehrden ihren Grund in dem Triebe der Seele, unsinnliche Ideen auf sinnliche zurückzuführen, und also auch ihre eigenen unsinnlichen Wirkungen, sobald sie lebhafter werden, durch ähnliche sinnliche figürlich nachzubilden: wie, wenn man eine Idee der man seinen Beifall versagt, mit verwandter Hand gleichsam wegweist, zurückschiebt; theils haben sie ihren Grund in dem natürlichen Einfluſs der Ideen auf einander, in der Communication, wenn ich so sagen darf, zwischen den beiden Regionen der klaren und der dunkeln Ideen, die einander wechselseitig zu lenken und zu modificiren pflegen. So z. B. stimmt die Ideenfolge den Gang, daſs er bald träger bald rascher, bald fester bald schleichender, bald gleichförmiger bald ungleichförmiger wird. Der Gang erfolgt nach dunkeln Ideen, die den Willen stillschweigend lenken, und die das Gesetz ihrer Folge von den itzt herrschenden klaren nehmen: jene leiden durch den Einfluſs von diesen; diese durch den Einfluſs von jenen. Daher hat jede eigenthümliche Sinnesart, jede innre Bewegung, und Leidenschaft ihren unterscheidenden Gang; und es läſst sich von allen Charakteren im Allgemeinen sagen, was die Gemahlinn des *Herkules* von *Lykus* sagt *):

Qualis animo est, talis incessu. —

Noch andere Gebehrden sind unwillkürliche Erscheinungen, die zwar freilich physische Wirkungen der innern Gemüthsbewegungen sind, die wir aber in der That nur als Zeichen begreifen: als Zeichen, welche die Natur durch geheimniſsvolle Bande mit den innern Leidenschaften verknüpft hat; damit, sagt *Hal-*

---

*) SENEC. TRAG. *Herc. fur. act.* 2, *sc.* 1.

ler *), im gemeinen Leben ein Mensch den andern nicht leicht betrügen könne. Noch hat uns Niemand auf eine befriedigende Art erklärt, warum traurige Ideen auf die Thränendrüsen, lächerliche auf das Zwerchfell wirken; warum die Angst unsre Wangen entfärbt, die Scham sie röthet. Alle diese Gebehrden will ich unter dem gemeinschaftlichen Namen der *physiologischen* zusammenfassen.

Sehen Sie mir ja die ganze Eintheilung, die ich hier mache, nicht für eigentliche logische Eintheilung an; sie soll nichts als bloſse Classification eines Beobachters seyn, der vorläufig die Facta, aus deren weiterer Untersuchung und Ver-

---

*) „Kleine Physiologie," S. 310. Es giebt ohne Zweifel noch andre Endursachen des Schöpfers, wie z. B. die Erweckung der Sympathie und der Hülfleistung. Man s. *Home*, *Smith*, und Andre.

gleichung die wahre Eintheilung vielleicht erst zu finden ist, nur einigermaſsen ordnen mögte. Ich hoffe, durch diese Erklärung allen den unnützen Händeln vorzubeugen, in die ich sonst mit den Physiologen gerathen könnte. Ich habe hier die Absicht zu bauen, und wer das will, muſs nicht Krieg führen; mein Interesse ist völlige Neutralität bei allen Zwistigkeiten zwischen *Stahlianern* und *Mechanisten;* ob ich gleich denke, daſs durch Hrn *Unzer* und Andre diese Zwistigkeiten schon ziemlich geschlichtet worden. — Daſs mir wirklich der *Stahlianer* meine Eintheilung nicht als richtig würde gelten lassen, sehen Sie leicht; er würde das letzte Glied schon in dem ersten enthalten finden, und mich einer Sünde wider die alte Regel zeihen: daſs die Glieder einander ausschlieſsen sollen.

Unter den physiologischen Gebehrden giebt es viele, die dem freien Willen der Seele schlechterdings nicht gehorchen; die sich weder da, wo wirkliche Empfindung sie hervorpreſst, gut zurückhalten, noch, wo diese wirkliche Empfindung fehlt, durch Kunst gut hervorbringen lassen. So die Thräne des Kummers, das Erblassen der Angst, das Erröthen der Scham: Phänomene, die ich zwar eigentlich nicht Gebehrden nennen sollte, aber nach meiner etwas weitern Erklärung schon darf. — Da man nichts Unmögliches fordern kann; so erläſst man dem Schauspieler jene unfreiwilligen Veränderungen gerne, und ist zufrieden, wenn er nur die freiwilligen getreu, aber mit Bescheidenheit, nachahmt. Mit Bescheidenheit, sag' ich; denn es gilt hier eben die Regel der Mäſsigung, die oben für die Nachbildung der Ohnmacht und des Todes gegeben worden. Eine Wuth, die sich das Haar zerrauft, die das ganze Gesicht verzerrt, und brüllt bis alle Muskeln einzeln aufschwellen und die Augen mit Blut unterlaufen; so eine Wuth kann in der Natur sehr wahr seyn, aber in der Nachahmung wäre sie widrig. — Ich erinnere dieses um gewisser *Medeen* willen, die hie und da ihr Gebehrdenspiel bis zum Abscheulichen treiben, und ein Geschrei vollführen, daſs man sich die Ohren verstopfen mögte. Muſs man denn nothwendig den Sinnen unausstehlich werden, um das Herz zu erschüttern? —

Ein einziges Mittel giebt es, gewisse unfreiwillige Erschütterungen der Maschine durch Nachahmung wieder herauszubringen; aber es ist ein Mittel, das nicht jeder in seiner Gewalt hat. *Quin-*

tilian *) erzählt uns, er habe Schauspieler gesehen, die nach einer traurigen und rührenden Rolle auch dann noch weinten, wenn sie schon längst die Maske abgelegt hatten; und von sich selbst versichert er, daſs er bei seinen gerichtlichen Reden oft in Thränen ausgebrochen, ja sogar erblaſst sei. Das ganze Geheimniſs liegt darin: daſs man eine sehr reizbare Phantasie habe, wie das billig jeder Künstler soll; daſs man diese Phantasie zu schneller und mächtiger Erweckung rührender Bilder übe, und sich dann jedesmal mit dem vorhabenden Gegenstande

---

*) *Instit. Orat. lib.* 6, *cap.* 1 gegen das Ende. *Vidi ego saepe histriones atque comoedos, cum ex aliquo graviore actu personam deposuissent, flentes adhuc egredi. — Ipse.. frequenter ita motus sum, ut me non lacrymae solum deprehenderint, sed pallor et vero similis dolor.*

ganz erfülle. Alsdann entstehen jene Erscheinungen, eben wie in wirklichen Situationen, von selbst, ohne unser Wollen und Zuthun. Vielleicht auch, daſs sich durch öftere Einwirkung der Phantasie gewisse körperliche Dispositionen und Fertigkeiten erzeugen lassen. Ich kenne Schauspieler, die es mehr nicht als einen Augenblick kostet, um die Augen mit Thränen zu füllen; und die ehemals gebräuchlichen Klageweiber, die für Geld den ersten besten Todten beweinten, scheinen meine Idee zu bestätigen. Wohl dem Schauspieler, der so eine Fertigkeit hat, und gut damit hauszuhalten weiſs! denn allerdings thut eine herabrollende Thräne oft die glücklichste Wirkung: aber jener Rath, sich die Phantasie bis zu einem Grade zu erhitzen, wo ihre Einbildungen wie die Wirklichkeit selbst rühren, ist, deucht mir, gefährlich. Warum? hab' ich schon in meinem zweiten Briefe gesagt. Der Schauspieler, der es kann, prüfe sich ja, eh er sich so ganz dem Strome der Phantasie überläſst, ob er genug Genie ist? Kann er, nach *Shakspeares* *) Ausdruck, noch mitten im Strome, mitten im Sturme, mitten (so zu sagen) im Wirbelwinde der Leidenschaften, sich mäſsigen und die Forderungen seiner Kunst erfüllen: ja, dann ist er wahres Genie, und wird uns durch sein Spiel erschüttern, wenn uns andre nur rühren. — Das Wagestück jenes alten Schauspielers *Polus* **), der in der Rolle der Elektra den Aschenkrug seines eigenen Sohns hielt, wird er ihm nachzuthun schwerlich Gelegenheit haben; und so darf ich ihn nicht davor warnen. Wahre Empfindungen bemächtigen sich des ganzen Herzens zu leicht, und hemmen oder verfälschen alsdann den Ausdruck, den sie, der Absicht nach, nur verstärken sollten.

---

*) Im *Hamlet*, Act 3, Auftritt 3.

**) GELL. *Noct. Attic. lib.* 7, *cap.* 5.

Zehnter Brieſ.

Unter den verschiednen Zuständen der Seele, die sich im Körper ausdrücken, lassen Sie uns zuerst den Zustand der unthätigen *Ruhe* betrachten; denn in gewissem Verstande hat auch dieser seinen Ausdruck. — Was ich unter dieser unthätigen Ruhe verstehe, darf ich wohl kaum erst sagen: so viel Kenntniſs der Seelenlehre traun Sie mir zu, daſs ich eine fortdaurende Wirksamkeit der Seele, auch selbst bei dem vollkommensten Gleichgewichte aller ihrer Kräfte und Neigungen im tiefsten Schlafe, glaube. Allein ich bin hier eben so wenig Metaphysiker, als ich Physiolog war; und so genügt es mir, die Dinge zu nehmen wie sie scheinen, ohne daſs ich grübelte wie sie sind. Genug, daſs der Mensch in so manchen Augenblicken sich weder einer Anstrengung seiner Erkenntniſskraft, noch eines Reizes zu äuſsern Thätigkeiten, noch irgend einer merklichen Bewegung seines Herzens bewuſst ist.

Stellen Sie Sich also einen Menschen vor, der in eine ruhige Scene der Natur blickt: nicht, wie der enthusiastische *Dorval* *), der mit Macht aus emporfliegender Brust athmete, sondern eben so ruhig und stille, wie sie selbst, die Natur; oder denken Sie Sich ihn, wie er einem gleichgültigen Gespräch seines Freundes oder Nachbars zuhört: und Sie werden keine merkliche Spur, weder des Ver-

---

*) Bei *Diderot*, in der Zweiten Unterredung hinter dem „Natürlichen Sohn.“

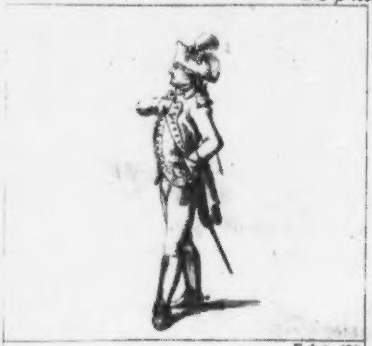
gnügens noch des Verdrusses, keine ausgezeichnete Falte auf der Stirne, um die Augen, um die Lippen, den Blick weder scharf, noch trübe und schwimmend, Alles ruhig, gehalten, in völligem Gleichgewicht, kurz so finden, wie Ihnen *Le Brun* die Ruhe zeichnet. Das ganze Gesicht wird der Fassung der Seele entsprechend und analog seyn. Auch die Attitüde des übrigen Körpers wird die Ruhe, die Unthätigkeit der Seele ankündigen; beides im Stehn und im Sitzen. Die müſsigen Hände werden im Schoſse ruhen, oder in den Taschen, im Busen, im Gürtel stecken; wo nicht, so werden die Arme in einander geschlungen, vielleicht beim Stehen auch rückwärts gelegt seyn, und in der Gegend des Kreuzes wird dann die eine Hand in die andre greifen. Eine kleine leichte Spielerei mit den Fingern wird vielleicht den Mangel einer eigentlichen Beschäftigung der Seele noch mehr verrathen; aber auch schon zugleich, nachdem sie langsamer oder schneller, sanfter oder gestoſsner ist, eine geheime Stimmung zu mehr angenehmen oder mehr verdrüſslichen Bewegungen entdekken. Beim Sitzen werden die eben so unthätigen Füſse, bald nur über den Knöcheln, bald zurückgebogen über dem Schienbein, bald Knie auf Knie, übereinander kreuzweis liegen, und auch da wird vielleicht eine kleine spielende Bewegung vorgehn; der ganze Körper wird bald in einer mehr geraden bloſs ruhigen, bald in einer schiefern, faulern Stellung erscheinen, die sich schon mehr dem völligen Liegen nähert, schon mehr Bereitschaft und Hang zum Einschlummern anzeigt.

Alle hier angegebenen und auch nicht angegebenen Varietäten haben natürlicher Weise ihren bestimmenden Grund, so gut wie ihn die Stellungen und Lagen im Ganzen haben, die sie zu nüanciren dienen. In der einen ist mehr Munterkeit, Kraft, Disposition zum Vergnügen; in der andern, mehr Trägheit, Erschlaffung, Ernst, Langeweile. Dieser Grund liegt theils in dem Gegenstande der Betrachtung oder Erzählung selbst, der nie völlig gleichgültig seyn kann, sondern, wie entfernt es auch sei, mehr zu angenehmen oder mehr zu verdrüſslichen Bewegungen stimmt; theils liegt er auch in dem Subject, das die Eindrücke aufnimmt, im Menschen. Bei einem und demselbigen Gegenstande werden verschiedene Menschen ihre Stellung vielleicht sehr verschieden nehmen. Das kann nun wieder von augenblicklicher unmerklicher Laune, die noch von vorigen Eindrücken übrig geblieben, von einem veränderlichen Zustande des Körpers herrühren; aber sicher wird doch immer der Charakter, die eigenthümliche Denk- und Empfindungsart des Menschen ein Merkliches dazu beitragen. Sowie sich auf der ruhigen Fläche des Gesichts die unterscheidenden Charakterzüge nie verwischen, und vielleicht in diesem Zustande der Ruhe am sichersten und reinsten erkannt werden; so bleiben auch in der ruhigen Stellung und Lage des Körpers merkliche Spuren des individuellen Charakters übrig. Ohne ein Anspannen der Muskeln, welches die Seele durch eine fortgesetzte und ihr eben daher unbewuſste Thätigkeit bewirkt, würde der ganze Körper nieder und ineinander sinken: also wird die Art, wie sie hält, wie sie trägt, schon ein Beweis von dem Grade ihrer innern fortdaurenden Thätigkeit seyn. Auch wohnen in jeder Seele gewisse herrschende Ideen, gewisse davon abhangende Lieblingsneigungen; und wenn diese auch jetzt in ihr schweigen, so wird sich doch eine schwache Spur davon in der Attitüde des Körpers äuſsern: die gewöhnliche Stellung wird die gewöhnliche Fassung verrathen; man wird darin schon einen Anfang, ein Element von Ausdruck entdecken.

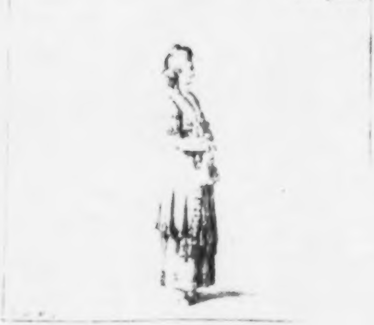
Betrachten Sie, um der Kürze willen, nur ein paar stehende Attitüden. Der Stolze *(Fig. 3)* fährt mit der Hand, wenn er sie einsteckt, gerne höher in die Brust, und legt die eine, falls er sie frei läſst, gerne verwandt mit vorgebogenem Ellbogen flach in die Seite; den Kopf schlägt er gerne ein wenig zurück; die Entfer-

nung,

F. 3. p. 128.

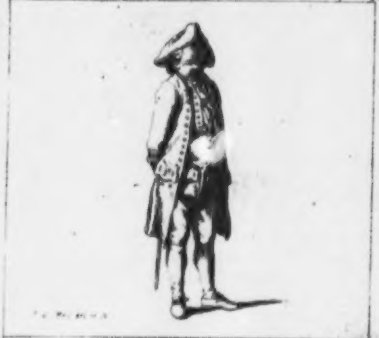


F. 4. p. 129.

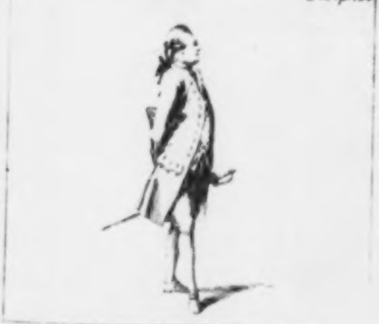


Univ. Bibl.
München

T. 5. p. 129.



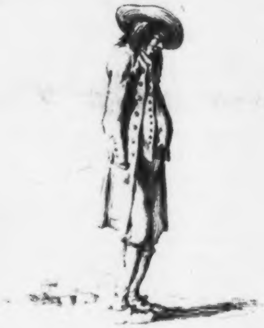
T. 5. p. 130



Univ. Bibl.
München

nung, worin die auswärts gekehrten Füſse von einander stehen, ist gröſser, oder wenn auf dem einen geruht wird, so greift der andre mehr vor. — Ein sanfter, aber darum nicht schwacher, nicht träger Charakter schlingt gerne in der Mitte des Körpers die Arme in einander; das Haupt steht vertical, weder zurückgebogen noch vorhängend; der Schritt der Füſse ist enge, und sie selbst sind nicht zu sehr auswärts, aber auch nicht einwärts gekehrt *(Fig. 4)*. Ich beschreibe, wie Sie leicht merken, die Lieblingsattitüde unserer Damen, die von Natur sanfter als das stärkere Geschlecht sind, oder wohl dann und wann auch nur durch Kunst sanfter scheinen. — Hände die auf dem Rücken zusammenliegen, und also von jeder etwa vorkommenden Thätigkeit weiter entfernt sind *(Fig. 5)*, zeigen ein gröſseres Phlegma, eine vollkommnere Unachtsamkeit, Sorglosigkeit an. Doch kann freilich die Dicke des Bauchs, wo die Arme wie von selbst gegen den Rücken fallen, diese Stellung bequemer machen; aber, auſser daſs hier noch eine andre gleich bequeme Stellung Statt findet, das Stemmen der Hände in beide Seiten, so erregt schon die Dicke selbst einen kleinen Argwohn von Phlegma. — Wenn der Stolze diese Attitüde nimmt, so ist sie auch bei ihm bedeutend und sprechend; eine gewisse Unachtsamkeit und Sorglosigkeit sieht dem Stolze sehr ähnlich, und Brust und Leib werfen sich bei so einer Stellung mehr heraus: nur fehlen dann die mehr einwärts gekehrten Füſse, der gerade Stand des ganzen Körpers, das weitere Vorhängen des Haupts, u. s. f. (*Fig.* 6). Charakter überhaupt wird nie sicher aus ein-

T. 7. p. 18



Univ. Bibl.
München

zelnen Zügen, immer besser durch gleichzeitige Beäugung aller erkannt. — Ungemein bedeutend ist endlich ein vom Nacken gar nicht aufrecht getragenes, gegen die Brust hin fallendes Haupt *); ungeschlossene Lippen, die das Kinn hängen lassen, wie es hängt; Augen, deren halber Apfel hinter dem Liede steckt; einsinkende Kniee; ein vorwärts gestreckter Bauch; einwärts gekehrte Füſse; geradeweg in die Taschen des Rocks fahrende Hände, oder wohl gar frei herabbaumelnde Arme *(Fig. 7)*. Wer erkennt hier nicht auf den ersten Blick die schlaffe unthätige Seele, die keiner Aufmerksam-

---

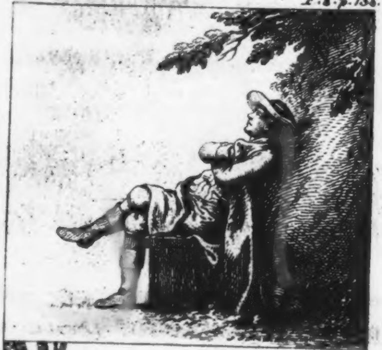
*) Man sehe „Plastik" (von Hrn *Herder*), S. 73. „Der Hals ists, der eigentlich exserirt, nicht, „was der Mensch in seinem Haupt ist, sondern „wie er sein Haupt und Leben trägt. Hier der „freie edle Stand, oder das geduldige Vorstrecken, ein Opferlamm zu werden, u. s. w."

keit, keines Interesse fähig ist; eine Seele, die nicht recht wacht, die nicht einmal die geringe Energie hat, so viel Spannung in die Muskeln zu bringen, daſs der Körper gehörig getragen, seine Glieder gehörig gehalten werden? Nur der äuſserst Dumme und Faule kann eine so nichtssagende, seelenlose Stellung nehmen.

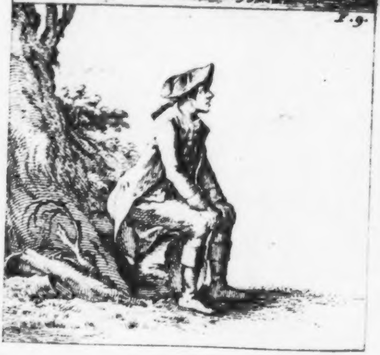
Lavaters „Physiognomische Fragmente“ habe ich nicht zur Hand; und wenn ich sie auch auf meinem Pulte vor mir sähe, würd' ich sie doch nur ungerne zu Rathe ziehen. Fremde, nicht schon vorher durchdachte, Ideen könnten mir leicht die ganze Folge meiner eignen verwirren. Wenn etwa Sie das Buch besitzen, so lesen Sie doch nach, was darin von den Stellungen gesagt wird. Übergangen kann diese Materie schwerlich seyn, da ich mich erinnere, daſs selbst ein gewisses Charakteristische der Handschriften darin bemerkt und mit Proben belegt worden. Auch über den Gang muſs manche Beobachtung darin vorkommen, die ich nicht nachsehen kann. Diese und einige andre Puncte sind die ungewisse Gränze der beiden Künste; ein gemeinschaftlicher Rain, der eben sowohl der Mimik, als der Physiognomik gehört.

Aus dem jedesmaligen Charakter seiner Rolle muſs der Schauspieler beurtheilen, was für einen Stand, was für eine Art sich zu tragen er in den ruhigern Conversationsscenen zu wählen habe. Eigenes Nachdenken können auch die bestimmtesten Regeln, auch die weitläuftigsten Gallerieen von Gemälden ihm nicht ersparen: denn Anwenden und Aussuchen bliebe doch immer ihm selbst überlassen. Und hinlänglich vollständig zu seyn, wäre ohnedies bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Natur gar nicht möglich. Nur eine Bemerkung über die Veränderung der ruhigen Lage bei dem Übergange zur Thätigkeit muſs ich hinzusetzen. Ein Mensch, dem sich im Zustande der Ruhe eine Veranlassung, ein Reiz zu äuſserer Thätigkeit zeigt, wird, wenn auch diese Thätigkeit noch nicht ausbricht, durch seine Stellung schon die Fassung, die Bereitschaft dazu verrathen. Er wird sich, so zu sagen, jedes Tempo bis auf das letzte ersparen; wird Hände, Arme, Füſse, den ganzen Körper, auf den ersten Wink der Seele gleichsam fertig halten. Sowie im Sitzen die müssigste, von der Thätigkeit entfernteste, Lage ist, den Körper zurückzulehnen, die in einander geschränkten Arme in den Busen zu verbergen, die Kniee über einander

F.8.p.136.



F.9.



Univ. Bibl.
München

zu werfen oder die zurückgezogenen Füſse über dem Schienbein kreuzweis zu legen *(Fig. 8);* so ist die letzte unter den ruhigen, schon der Thätigkeit nächste Lage, daſs der Körper aufgerichtet, gegen den interessanten Gegenstand hingewandt, die Füſse getrennt, in einen geradern Stand gesetzt, schon fest auf den Boden auftretend; die gleichfalls getrennten Hände auf die Kniee greifend, zum Aufstehen und Handeln schon völlig bereit erscheinen *(Fig. 9).* Mag sich *Beaumarchais* im Anfange der für *Clavigo* so interessanten Erzählung *) in einer so nachlässigen Stellung hinwerfen, wie er wolle; eh er die Dinge sagt, die dem verrätherischen Clavigo keinen Zweifel mehr wegen der Absicht seiner Reise übrig

---

*) Im zweiten Act des *Göthischen* Trauerspiels: *Clavigo.*

lassen, sitzt er gewiſs in der Stellung da, die ich eben beschrieben habe: und hätt' er den Hut zufälliger Weise in der rechten Hand gehalten; so macht er jetzt diese frei, und wirft ihn in die linke hinüber. Entsteht der Reiz zur Thätigkeit allmählich, so entsteht eben so allmählich die Vorbereitung dazu. Lassen Sie z. B. die Füſse zurückgezogen über dem Schienbein kreuzweis liegen; so werden sie anſänglich mehr vorwärts gerückt, dann völlig aus einander gestellt, dann folgt die Entfaltung der Arme nach, u. s. f.

Auch, wenn keine äuſsere Thätigkeit vorfällt, wenn bloſs ein äuſserer Gegenstand zu beachten, zu erkennen ist, oder wenn nur von auſsen her interessante Ideen mitgetheilt werden, wird das Nehmliche erfolgen. Man richtet sich gegen den Mitunterredner auf; neigt sich gegen den interessanten Gegenstand hin; setzt den ganzen Körper mehr oder weniger in einen Zustand, der Bereitschaft und Hang zur Thätigkeit anzeigt. Die Seele ergieſst sich nach auſsen hin in den Sinn, durch den sie die ihr wichtig scheinenden Ideen erhält; und vermöge einer geheimen Sympathie unter den Kräften, werden hier zugleich alle andern äuſsern Kräfte ermuntert. Die Veränderungen, die sich ergeben, wenn die Seele den Gegenstand nicht sowohl mehr fassen, als genieſsen will, oder wenn bei Mittheilung der Ideen mehr die innern geistigen als die äuſsern sinnlichen Erkenntniſskräfte thätig sind, werden aus dem Folgenden leicht von selbst können geschlossen werden.

Eilfter Brief.

Es ist schon wahr, was Sie sagen: daſs ich in einigen meiner Zeichnungen der versprochenen Allgemeinheit vergessen, und zu sehr auf einzelne Nationen und Stände gesehen. Die in den Busen gesteckten Hände setzen freilich schon eine gewisse Art Kleidung, und die auswärts gekehrten Füſse sogar den Tanzmeister voraus. Aber ich wollte doch Ihrer Einbildungskraft gerne Bilder geben; und Bilder, wissen Sie wohl, lassen sich, ohne particuläre Züge, weder mit Linien für das Auge, noch mit Worten für die Einbildungskraft zeichnen. Der Fehler war nothwendig, und ich hoffe also, Sie werden mir ihn noch öfter zu Gute halten. Es ist genug, wenn unter den besondern zufälligen Zügen das Allgemeine nur klar hervorscheint. —

Wir haben den noch uninteressirten, unthätigen Menschen betrachtet. Der interessirte, der *in Thätigkeit gesetzte* ist es entweder mehr mit seinem Kopfe oder mit seinem Herzen. In beiden Fällen ist Ausdruck. Er überdenkt seine Handlungen, seinen Zustand; überlegt, was zu thun sei; sinnt über die besten Mittel zum Endzwecke nach, erinnert sich, untersucht, räsonnirt. Der Ausdruck ist hier mehr oder weniger lebhaft, nachdem der Bewegungsgrund ist, der die Thätigkeit veranlaſst. Wo bloſs der ruhige Wahrheitstrieb wirkt, der nur Erkenntniſs sucht, oder wo der ganze Zweck des Bestrebens ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft ist: da ist der Ausdruck schwächer, gemäſsigter, kälter, als wo der Kopf im Dienste des Herzens arbeitet; als wo das wirkliche Beste des Menschen, sein Wohl und Wehe, oder was die Leidenschaft ihm als Wohl und Wehe vorspiegelt, in Betrachtung kömmt. Wenn ein *Hamlet* in seiner schrecklichen, ihm unerträglichen Lage auftritt, und Gründe für und wider den Selbstmord abwägt: da zeigt sich freilich ganz ein andrer Ausdruck, als wenn der kalte Moralist über den nehmlichen Gegenstand, nicht als Angelegenheit des Herzens, sondern als Problem des Verstandes, grübelt. Indeſs kann auch der Wahrheitstrieb für sich selbst ein groſses Interesse erzeugen. Pythagoras opferte den Musen eine Hekatombe, als er den Beweis des geometrischen Lehrsatzes gefunden hatte, der noch itzt seinen Namen führt *); und Diodorus Kronus starb vor Kummer, weil er die dialektischen Schlingen des Stilpo nicht sogleich hatte lösen können **). Doch freilich that zu seinem Tode das Meiste der Schimpf, daſs er in Gegenwart des Ptolemäus Soter so schlecht bestanden war, und die bittern Spöttereien des Königs hatte erdulden müssen. Ob nicht auch im Pythagoras sich mehr die Eitelkeit und Ruhmbegierde, als die befriedigte Vernunft freute: wäre die Frage. Die Philosophen waren von jeher ein eitles Völkchen, und selbst einige ihrer Mitbrüder haben das aufrichtig genug bekannt.

---

*) VITRUV. *lib.* 9. *cap.* 2. Etwas anders lautet es beim CIC. *de Nat. Deor. lib.* 3. *cap.* 36. Cicero spielt hier den Skeptiker, aber ein wenig unglücklich. Man s. GEDIKE *histor. phil. antiqu. p.* 49.

**) DIOG. LAERT. *lib.* 2. *segm.* 2. *§.* 112.

Das Nachdenken, das Räsonnement, das in Schauspielen vorkömmt, geht fast immer von Empfindungen des Herzens, von Leidenschaften aus; und diese Leidenschaften müssen dem Schauspieler, wie den Ton, so auch das Gebehrdenspiel im Allgemeinen angeben: von ihnen erhält es seine nähern Modificationen, seinen bestimmten Grad der Wärme, seine mehr oder minder markirten Absätze und Übergänge. Da dieses Besondere aus dem Eigenthümlichen jeder Leidenschaft geschöpft werden muſs, wovon ich künftig zu reden denke; so halte ich mich hier bloſs an das Allgemeine, und betrachte den Denker den ich auftreten laſse, als kalten philosophischen Denker, der an den Gegenständen welche ihm vorschweben, kein besondres, genauer bestimmtes Interesse findet. Daſs ich alle bei dieser innern Thätigkeit vorkommenden Ausdrücke erschöpfen sollte, wäre unmöglich: nur hie und da greife ich eine Beobachtung heraus, nach deren Muster sich ihrer mehrere werden machen lassen.

Das, wogegen die Schauspieler in nachdenkenden Scenen, und also besonders in Monologen, am meisten sündigen, ist die Regel von der Analogie (oben S. 111), die man in der Natur fast durchaus wird beobachtet finden. *Sallust* *) setzt unter die Charakterzüge des *Catilina* auch seinen bald schnellen, bald langsamen Gang; und leitet diese Ungleichförmigkeit des Ganges von der Unruhe eines Gewissens

---

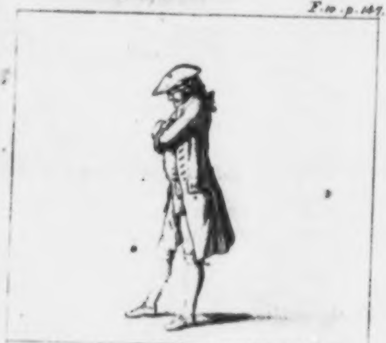
*) *Bell. Catilin. cap. 15. Animus impurus, Diis hominibusque infestus, neque vigiliis, neque quietibus sedari poterat: ita conscientia mentem excitam vexabat. Igitur color ei exsanguis, foedi oculi, citus modo, modo tardus incessus... etc.*

her, das er durch so viele Schandthaten, und besonders durch einen der schrecklichsten Meuchelmorde, befleckt hatte. Ich habe nichts wider diese Erklärung; aber ich glaube, daſs die groſsen und gefahrvollen Entwürfe, womit Catilina wider sein Vaterland schwanger ging, diese Erscheinung eben so wohl haben hervorbringen können. — Wo der Mensch seine Ideen leicht und ohne Anstoſs entwickelt; da ist sein Gang freier, schneller, mehr nach Einer ungeänderten Direction hin; wo die Folge der Ideen schwierig ist, da ist der Gang langsamer, gehindert; wo sich plötzlich ein wichtiger Zweifel erhebt, da wird er ganz unterbrochen, und der Mensch steht stille; wo die Seele zwischen verschiednen Ideen schwankt, überall Hinderniſs und Bedenklichkeit findet, jede Reihe nur bis auf einen gewissen

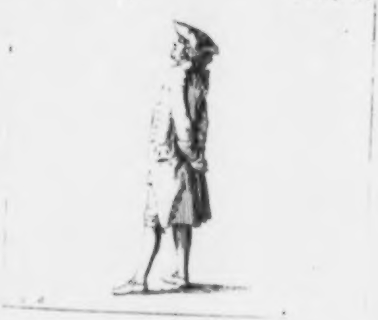
wissen Punct verfolgt, und dann in andere übergeht, aus denen sie wieder in neue ausbeugt: da ist der Gang unordentlich, ungleichförmig, hält keine bestimmten Directionen mehr, durchschneidet und durchkreuzt sich auf mancherlei Art. Eben daher der regellose Gang bei allen den Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, bei denen dieses ungewisse Schwanken zwischen Ideen vorkömmt; am meisten bei der innern umhertreibenden Gewissensangst, die sich retten mögte und nirgend Ausweg und Mittel findet.

Eben so, wie mit dem Gange, verhält es sich mit dem Spiel der Hände: es ist leicht, ungehindert, frei, wo die ganze Entwickelung der Ideen gut geht, und sich eins aus dem andern ohne Schwierigkeit ergiebt; es ist unruhig, unregelmäſsig, die Hände greifen umher, machen bald diese bald jene Bewegung, nach der Brust hin, dem Haupt hin, die Arme werden in und aus einander gefaltet: wenn das Nachdenken in seinem freien Strome gehemmt und in allerhand fremde Ufer abgeleitet wird; entsteht auf einmal eine Bedenklichkeit, eine Schwierigkeit, so leidet das ganze Spiel einen Stillstand: die ausgestreckte Hand wird in sich zusammen und an die Brust zurückgezogen, oder die Arme werden in die Lagen der Unthätigkeit über einander gefaltet. Das Auge, das mit dem ganzen Haupte, wo das Nachdenken gut von Statten ging, sich nur leicht und sanft bewegte; oder, wo die Seele von Idee auf Idee verschlagen ward, bald in diesen bald in jenen Winkel umherirrte: sieht nun starr vor sich hin, und das Haupt schlägt sich zurück oder hängt vorwärts; bis nach

F.10.p.147.



F.10 p.148.



Univ. Bibl.
München

dem ersten Anstaunen des Zweifels, wenn ichs so nennen darf, die gehemmte Thätigkeit wieder fortgeht (*Fig.* 10).

Fassen Sie, um das Analoge des Gebehrdenspiels noch deutlicher zu erkennen, den alten *Philto* oder *Staleno* in Gedanken, wo sie sich hinstellen, um ein bequemes Mittel zu ihren Absichten zu ersinnen. Sie wollten gerne der *Camilla* ihren Brautschatz auszahlen, ohne den verschwenderischen Bruder derselben merken zu lassen, daſs von dem väterlichen Gelde wohl noch Vorrath seyn müsse. Die Sache ist schwer, und sie stehen eine gute Weile da, glauben etwas gefunden zu haben, und geben's sogleich wieder auf *). Gesetzt, der alte Philto hätte, da er seine erste Idee verfolgte, mit vorhangendem Haupte dagestanden,

---

*) In *Lessings* „Schatz," Auftritt 3.

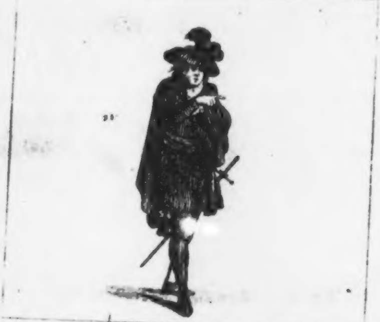
die Arme in der Gegend der Brust zusammengeschlagen, den Blick zur Erde gesenkt, auf dem linken Fuſse ruhend und mit dem rechten vorgreiſend; so ist Alles zu wetten, daſs er bei dem zweiten Nachdenken diese Stellung abändern werde. Vielleicht setzt er nun die Hände in die Seite, oder richtet das Haupt auf und sieht in die Wolken, als ob er von oben herab holen wollte, was er unten nicht ſand; oder er nimmt auch durchaus die entgegengesetzte Stellung: legt die Hände auf dem Rücken in einander, schlägt das Haupt, das erst vorwärts hing, in den Nacken, zieht den linken Fuſs zurück und ruht auf dem rechten (*Fig.* 10). — Sie müssen diese und ähnliche Abänderungen oft bemerkt haben, wenn der Name eines Menschen gesucht ward. Die nehmliche Attitüde behält der Körper nie, wenn innerlich die Gedanken umsetzen: war Anfangs der Kopf nach der rechten Seite gerichtet, so dreht er sich itzt nach der linken. Doch mischt sich vielleicht in dieses analoge Gebehrdenspiel schon viel Absichtliches ein. Wer seine innern Ideen verändern will, der thut wohl, daſs er auch die äuſsern Eindrücke verändre, mit denen er jene schon zu sehr in Verbindung brachte. Andere Gegenstände, andere Gedanken! Ein berühmter Gelehrter hatte die Gewohnheit, sobald es in der einen Ecke des Zimmers nicht mehr fort wollte, sein Tischchen zu nehmen und in eine andere zu laufen.

Ich gab Ihnen, wenn Sie Sich noch erinnern, einen zwiefachen Grund des analogen Gebehrdenspiels an: der erste lag in dem geheimen gegenseitigen Einfluſs der klaren und dunklen Ideen in einander; der zweite in dem Triebe der Seele, ihre unsinnlichen Ideen auf sinnliche zurückzuführen, als sinnliche zu fingiren, wenigstens an sinnliche zu ketten, und in dem daher entſpringenden Instincte, ihre eigenen unsinnlichen Wirkungen, sobald sie lebhafter werden, durch figürliche körperliche Veränderungen nachzubilden. Dieser Instinct ist überall unverkennbar. — Wenn *Hamlet**) die Ursache entdeckt hat, warum der Selbstmord ein so bedenklicher Schritt sei, so ruft er aus: „Ach da liegt der „Knoten!“ und in demselbigen Augenblicke bewegt er den Finger vor sich hin, als ob er äuſserlich mit dem Auge gefunden hätte, was er doch innerlich mit dem Scharfſinne fand *(Fig. 11)*. Wenn

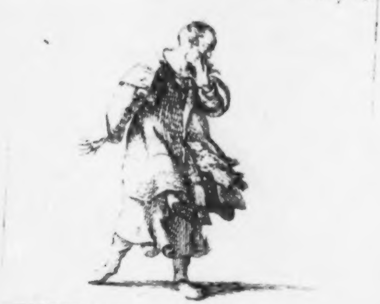
---

*) Act 3, Auftritt 1.

T. II. p. 150.



T. II. p. 151.



U .Bibl.
München

Lear *) sich des schändlichen Undanks seiner Töchter erinnert, womit sie in einer so stürmischen Nacht sein graues Haupt Wind und Wetter Preis gaben, und er dann auf einmal ausruft: „O „hier auf diesem Wege komm' ich zum „Wahnwitz; ich muſs ihm ausweichen; „nichts mehr davon!“ so ist da kein äuſserer Gegenstand, von dem er Blick und Körper mit Abscheu verwenden dürfte; und doch wird er sich von der Seite wegdrehn, gegen die er gerichtet war, wird mit verwandter Hand die unangenehme Erinnerung gleichsam von sich stoſsen, zurückscheuchen *(Fig. 12)*. Wenn der empörte *Albrecht* **) in der Scene mit *Thorringer* sagt: „Ha verdammtes „Unding! eure Ehre, eure Fürstenpflicht!“

---

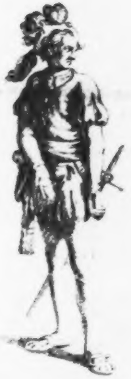
*) Act 3. Auftritt 4.

**) „Agnes Bernauerin,“ Act 3, Auftritt 4.

so wird er, nach dem heftigern Ausdruck: Verdammtes Unding! die Begriffe, deren Nichtswürdigkeit ihm so einleuchtend scheint, in halbverwandter Stellung, aus offner flacher Hand und mit einem unwilligen Rucke, dem ehrwürdigen Alten gleichsam vor die Füſse werfen *(Fig.* 13). — Doch Sie werden schon von Selbst der ähnlichen Beobachtungen mehrere machen. Widrige, sich aufdringende Ideen, zu denen der Mund ein oft wiederholtes Nein! spricht, schlägt man mit hin- und herfahrender Hand gleichsam zurück, als ob man ein beschwerliches hartnäckig wiederkehrendes Insect zu verjagen hätte; u. s. w.

Durch ein ähnliches Spiel der Einbildungskraft, substituirt die Seele bei ihrem innern Beschauen und Horchen, wie ich es nennen will, diejenigen absicht-

F. 13. p. 152.



Univ. Bibl.
München

lichen Bewegungen, die es in der That nur bei dem Beschauen sichtbarer Gegenstände oder dem Horchen auf äuſsre Töne wären. Der Blick wird bei bedeutenden feinern Puncten der Untersuchung geschärft, die Augenbraunen werden nach den Nasenwinkeln heruntergezogen, daſs die Stirne voll Falten, und das Auge, welches sich noch überdies zum bessern Concentriren der Lichtstrahlen verengt, in einen tiefern Schatten zurückgetrieben wird *); nicht anders, als ob ein Gegen-

---

*) Ein tiefliegendes Auge, sagt *Aristoteles*, sieht am schärfsten: *Hist. Animal. lib.* 1, *cap.* 10. (Οι οφθαλμοι) η εκτος σφοδρα, η εντος, η μεσως τουτων· οἱ δ᾽ εντος μαλιστα, οξυωπεστατοι επι παντος ζωου. *Plinius* sagt ihm das ungewiſs nach; und *Harduin* macht dabei die Anmerkung: *Causa in promtu est: quia species inferiores perferuntur sub umbracula, neque aëris motu dissipantur. Ad lib.* 11, *cap.* 53. 3.

stand von groſser Feinheit oder in weiter Entfernung erkannt werden sollte. Der Zeigefinger wird vor die geschlossenen Lippen gebracht, als ob man fürchtete, durch das Geplauder der unwichtigern Ideen an Beachtung der wichtigern verhindert zu werden. Gerade das Wart! oder Stille! das oft im Selbstgespräch, wenn man auf einen wichtigen Gegenstand oder einen bedeutenden Zweifel trifft, auch die Lippen sagen. Oft wird auch der Zeigefinger zwischen die Augenbraunen vor die gerunzelte Stirn gelegt, als ob der Punct wohin sich die Aufmerksamkeit zu wenden hat, sollte angewiesen, festgehalten werden. — Diejenige Pantomime, die dem innern Denken, Erinnern, Untersuchen wirklich dient, ist das Verschlieſsen der Sinne, das Verdecken der Augen mit den Händen, das

Verschleiern des ganzen Antlitzes: denn die innre Verrichtung geht um so besser von Statten, je weniger äuſsere Störung da ist. Daher suchen der Kummer, die Liebe, alle nachdenkenden Leidenschaften, das Dunkel der Wälder; und die Eule ist der Göttinn der Weisheit heilig, weil sie in Einöden wohnt und um Mitternacht wacht.

Was bei dem Nachdenken von anderweitigen Gebehrden vorkömmt: der verdrüſsliche Blick bei gehemmtem, der heitere bei glücklichem Fortgang; die Bewegungen, womit die Hand dem Haupte gleichsam zu Hülfe kömmt, wenn es oft zu sehr angegriffen und mit Blut überfüllt ist: alles das ist weniger wichtig und mag hier wegbleiben. Ich habe Ihnen ohnehin nichts als Bruchstücke, als Versuche versprochen. Auch von der Neugier, womit wir äuſserlich die Gegenstände aufsuchen, deren Betrachtung unsern Ideenvorrath vermehren kann, sage ich nichts: ihre Erscheinungen werden sich so leicht aus dem errathen lassen, was ich über die nach auſsen gerichteten Begierden im Allgemeinen zu sagen denke.

Sie treiben mich in Ihrem Vorigen, zum Ausdruck der sogenannten *Affecten* zu kommen, und Zeit ist es freilich, daſs ich diese wichtigste Materie der Mimik vornehme: wenn ich anders nicht schon mitten darin bin. — Da ich nicht weiſs, wie bald ich fortfahren mögte; so schicke ich Ihnen indeſs ein Büchelchen, das mir von ungefähr in die Hände fällt, und das Sie zwar nur wenig unterrichten, aber doch hie und da belustigen wird *).

*) *A Lecture on Mimicry. London* 1777.

Zwölfter Brief.

Le Brun hat den *Watelet* *), *Cartesius* den *Le Brun* geführt: allein ich find' es nicht rathsam, so ganz in ihre Fuſstapfen zu treten. Noch weniger mag ich in den Schriften der Philosophen nachsehn, was für Eintheilungen sie von den Affecten gemacht; denn ich weiſs schon, wie mannichfaltig sie von einander abweichen **): und es wäre sehr möglich, daſs ich über die Verwirrung von Meinungen drehend würde und mir dann gar nicht zu helfen wüſste. Lieber also will ich eine Eintheilung nach meinem eigenen Kopfe machen; so wie ich sie zu meiner jetzigen Absicht am bequemsten und brauchbarsten finde. Ob sie schon irgend ein Anderer vor mir gemacht, oder nicht, wird sehr gleichgültig seyn.

---

*) In der Abhandlung *sur l'expression*, hinter seinem bekannten Gedichte: *L'art de peindre*, S. 133.

**) Man s. nur HOLMAN, *Philosoph. moral. pr. lin.* p. 45. 46.

Alle lebhaftere Wirksamkeit der Seele, die eben ihrer Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Miſsvergnügen verbunden ist, nenn' ich Affect, und unterscheide demnach eine zwiefache Art von Affecten. Denn jene Wirksamkeit besteht entweder im *Anschauen* dessen was ist, oder im Streben nach dem was man mögte. Die letztere Art von Wirksamkeit, bei der wir uns eigentlich unsrer Kräfte erst recht bewuſst werden, da wir bei jener mehr zu leiden, Eindrücke bloſs aufzunehmen glauben, wird *Begierde* genannt. Die Begierde, die wir bis itzt haben kennen lernen, war ein innerliches Streben des Verstandes, der oft schon für sich, ohne daſs ihn Interesse des Herzens dazu auffordert, in eine lebhafte Thätigkeit geräth, deren ganzer Gewinn und Endzweck ist: Wissen, Erkennen. Auch der Verstand also hat seinen Affect der Begierde, der in feinern Seelen von jeher Wunder gethan, und vielleicht eben so viel Freuden geopfert, eben so viel Säfte des Lebens verzehrt hat, als irgend eine andre Begierde. Allein er hat auch noch seine Affecten des Anschauens: denn er verweilt mit Vergnügen bei dem Ideenreichen, Geordneten, Übereinstimmenden, Schönen, ohne daſs er andern Vortheil oder Genuſs davon als die bloſse Erkenntniſs hätte; und mit Miſsvergnügen bemerkt er alle Gegensätze jener Vollkommenheiten, das Leere, Regellose, Ungegründete, Disharmonirende. — Affecten des Herzens entstehen, wenn unser eigenes Selbst in Betrachtung kömmt; wenn wir das Object in seiner vortheilhaften oder nachtheiligen Beziehung auf uns betrachten, es hassen oder es lieben, uns damit vereinigt oder davon getrennt wünschen.

Die in der Mimik merkwürdigen Affecten des Verstandes, die im Anschauen bestehen, sind: die *Bewunderung*, und das *Lachen*. Den letztern, wie Sie sehen, muſs ich mit dem Namen seiner auffallendsten Wirkung bezeichnen, weil die Sprache für ihn kein eigenes Wort hat. Er mischt sich gerne mit andern Affecten, wie beim Verlachen, beim Hohnlachen: dort nehmlich mit Verachtung, und hier obendrein noch mit Haſs; allein

er

er kann auch ohne diese Mischungen Statt finden, und dann ist er das eigentliche muntre Lachen, das sich bei der Wahrnehmung kleiner unschädlicher Übel, Contraste, Disproportionen, Mißhelligkeiten, findet.

In die schwere Untersuchung über die eigentliche Quelle des Lächerlichen mich einzulassen, ist hier der Ort nicht; das Erbaulichste, was vielleicht darüber geschrieben worden, finden Sie in einem Französischen Büchelchen *), welches Sie vermuthlich schon kennen. — Die Geberden dieses Affects sind insgesammt physiologisch; zuweilen mit Malerei des belachten Gegenstandes vermengt: ihre Zeichnung beim *Le Brun* ist, wie mehrere andre, schon ein wenig Carricatur,

---

*) *Traité des causes physiques et morales du rire. Amsterd. 1768.*

und ich finde es kaum der Mühe werth, Sie darauf hinzuweisen. *Wie* man lacht, weiſs ein jeder; obgleich nicht jeder sich zu mäſsigen weiſs: und wer einmal zum Lachen kein Gesicht hat, der wird es auch durch Unterricht nicht erlangen. Schon *Cartesius* sagte Ihnen, daſs Manche beim Weinen eben so ein Gesicht, wie Andre beim Lachen, machten *). Kehren Sie's um, und es bleibt eben so wahr: Manche machen beim Lachen gerade so

---

*) Oben S. 76. — Man s. auch darüber *Hogarth* S. 75 der deutschen Übersetzung. „Ich erinnere mich, sagt er, einen Bettler gesehen zu „haben, welcher seinen Kopf sehr künstlich „verbunden hatte, und dessen Gesicht schmal „und blaſs genug war, um Mitleiden zu erwecken; aber seine Gesichtszüge waren übrigens „zu seiner Absicht so unglücklich gebildet, daſs „die Grimasse durch welche er Noth und Elend „ausdrücken wollte, vielmehr ein freudiges Gelächter war."

ein Gesicht, wie Andre beim Weinen. Eben daraus aber, daſs wir Abweichungen dieser Art so leicht bemerken und sie lächerlich finden, läſst sich schon abnehmen, daſs wir ein gewisses Bild von den eigentlichen Gebehrden des Lachens und Weinens in der Phantasie haben: ein Bild, wovon wir uns die Abweichungen zwar im gemeinen Leben gefallen lassen, weil wir wohl müssen; aber nicht auch in der Nachahmung, und auf der Bühne. — Wieder andere Gesichter können sich nicht verziehen, ohne daſs sie uns den widrigen Anblick einer fast verschwindenden Oberlippe und eines dadurch ganz entblöſsten Gebisses gäben. Ich mögte daher jedem Schauspieler rathen: daſs er, auſser den Gebehrden der Leidenschaften, auch noch sein Gesicht kennen lernte, um zu wissen, welche ihn verstellen und welche ihm anstehn? Oder noch besser: daſs er lieber gar nicht Schauspieler würde, wenn ihm die Natur eines von beidem, den wahren oder den schönen Ausdruck, versagt hat. Doch diesen Rath könnt' ich sparen: denn was läſst sich davon für Nutzen hoffen? — Wenn überhaupt die meisten Menschen ihr Loos aus dem Glückstopfe greifen, und mehr durch Zufall oder aus blindem Geschmack, als aus wahrem, auf Fähigkeit gegründeten, Triebe das werden, wozu sie sich widmen; so gilt dies von dem Stande der Schauspieler, wenigstens in Deutschland, ganz vorzüglich. Man wird Acteur, wie man Soldat wird: insgemein aus Unbedacht oder Noth, selten aus Beruf oder Neigung.

Von der *Bewunderung* finden Sie mehr als eine Zeichnung beim *Le Brun:* die ausgeführteste und angenehmste ist gleich die erste. Wenn Sie die Züge lesen, durch welche er diesen Affect charakterisirt — dem zwar Einige den Namen des Affects gar nicht einräumen wollen; — so werden Sie überall die im Körper nachgeahmte Erweiterung der Seele finden, die einen *groſsen,* ihre ganze Vorstellungskraft gleichsam ausfüllenden, Gegenstand fassen mögte. Die Augen, der Mund sind geöffnet; die Augenbraunen um ein weniges in die Höhe gezogen; die Arme zwar dem Leibe näher, als bei der lebhaften Begierde, aber doch ausgebreitet: übrigens die Figur und die Züge des Gesichts in Ruhe. Setzen Sie hiezu noch die Erweiterung der Brust, die schon oben bemerkt worden, und die hier eine mit dem analogen Ausdrucke coincidirende Malerei ist, weil nehmlich die Bewunderung zu den homogenen Empfindungen gehört *): und Sie sehen, daſs sich alle hier vorkommende Gebehrden als nachahmende, als analoge betrachten lassen. Indeſs können Sie die Erweiterung des Auges auch als absichtlich deuten: denn die Seele mögte von dem Gegenstande der hier als groſs und als sichtbar vorausgesetzt wird, gerne so viel Lichtstrahlen einziehn als möglich; auch ist die unbewegliche Richtung des Auges *auf* den Gegenstand absichtlich: denn nur durch das Auge kann die Seele sich mit dem Erkenntnisse desselben sättigen. Das Ausbreiten der Arme findet fast nur in dem ersten Augenblicke Statt, bei dem ersten

Attonitis metiri oculis,

wie es *Claudian* nennt **): da nehmlich, wo die Seele noch mehr den Gegenstand erst zu fassen, in die Gewalt zu bekommen strebt, als daſs sie ihn schon genösse. Sobald dieser erste Augenblick der Begierde vorüber ist, sinken die Arme allmählich am Körper nieder.

---

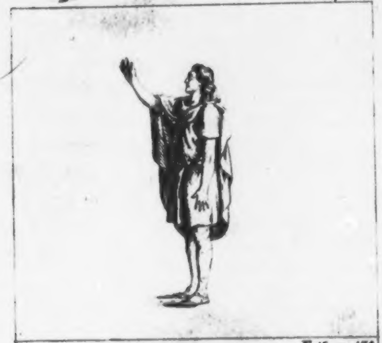
*) Über die musikalische Malerei, S. 37 (Bd 4. S. 330).

**) *In secund. Consulat. Stilich. v. 70.*

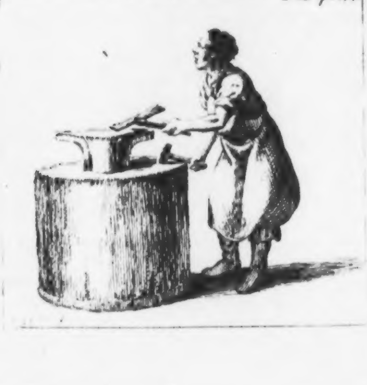
Anders ist das Gebehrdenspiel bei Bewunderung des *Erhabnen:* eine Nüance, die Le Brun nicht bemerkt. Denn hier sind Haupt und Körper, der Absicht gemäſs, ein wenig zurückgebogen, das offne Auge in die Höhe gerichtet; und durch eine mit dem analogen Ausdruck der Empfindung hier gleichfalls zusammenfallende Malerei, erhebt sich die ganze Figur des Menschen: doch ist sie übrigens mit Füſsen, Händen, Gesichtszügen, in Ruhe. Oder wenn sich im Anfange die Hand bewegt; so wird sie nun nicht mehr, wie bei Bewunderung des Groſsen, vorwärts ausgestreckt, sondern erhoben *(Fig. 14)*. Wo es ungemeine körperliche Kräfte sind, die wir bewundern: da gerathen unsre eignen ähnlichen Kräfte, durch die anschauliche Vorstellung von jenen, in eine Art von Bewegung, von Unruhe, u. s. w. — Das *Erstaunen,* welches bloſs ein höherer Grad der Bewunderung ist, unterscheidet sich in seinem Ausdrucke durch nichts, als durch Verstärkung, Erhöhung aller angegebenen Züge, durch den weiter geöffneten Mund, das stierere Auge, die mehr in die Höhe gezogenen Augenbraunen, den gehaltenern Odem, der hier zugleich mit dem Gedanken vor dem sich plötzlich darbietenden interessanten Gegenstande stillsteht.

Ein unserer Erwartung widersprechender Erfolg; eine Sache oder Ereigniſs, die, unsrer vorgefaſsten Meinung nach,

F. 14. p. 168.



F. 15. p. 170.



Univ. Bibl.
München

so nicht hätte ausfallen sollen, wie wir sie finden, erzeugt *Verwunderung:* eine Empfindung, die da, wo der Contrast zwischen Sache und Idee zum Nachtheil der erstern gereicht, sich gerne durch ein kleines spöttisches, oder nachdem der Fall ist, unmuthiges Lächeln äuſsert. Ein charakteristischer Ausdruck dieser Verwunderung, wo sie keinen sehr interessanten Gegenstand hat, und nicht andre Affecten sich zu ihr gesellen, ist ein gewisses *Schütteln* oder Wiegen *des Hauptes*, das ich Ihnen nicht zu beschreiben weiſs: es ist von dem, womit man einen Gedanken verwirft, ihn verneint, oder womit man Unwillen ausdrückt, verschieden; es ist langsamer, gleichförmiger, sanfter, anhaltender; es ist, mit einem Worte, *das* Hauptschütteln, das ich von Ihnen Selbst befürchten müſste, wenn ich die Erklärung davon versuchte. Sie würden Factum und Erklärung nicht recht zusammenzubringen wissen; denn da ich den wahren Grund des Ausdrucks nicht sicher angeben kann, so würd' ich etwas hinschwatzen was vielleicht witzig, aber nach Ihrer bessern Empfindung auch weiter nichts als witzig wäre. — Das Hauptschütteln bei der Verneinung, und eben so das Nicken bei der Bejahung, mögte sich besser erklären lassen. Jenes scheint die Entfernung, das Wegwenden von einer Idee; dieses das Hinneigen, den Beitritt zu derselben zu bezeichnen: eine Metapher, die in den griechischen und lateinischen Wörtern: *προσνευω*, *ανανευω*, *adnuo*, *abnuo*, deutlich ausgedrückt, und so natürlich ist, daſs *Nigidius* *), ohne sie weiter zu erklären, sie bloſs als sprechend und bedeutungsvoll anführt. Hieraus erkennen Sie denn auch, warum man bei einer Überlegung, wo man zum Beifall geneigt ist, das Haupt mehrmalen vorwärts gegen den Sprechenden hin, und wo man zum Zweifel geneigt ist, es mehrmalen seitwärts und von ihm wegbewegt: eine Richtung, welcher dann gern auch die Augen folgen.

---

*) *Ap.* GELL. *in Noct. Attic. ed. Conr. tom.* 2, *p.* 13. *Quum adnuimus et abnuimus, motus*

Ich lasse hiemit die Verwunderung, und lasse überhaupt die Affecten des Verstandes fahren; um so mehr, da sich an sie fast immer, wenn auch nur schwä-

quidem ille vel capitis vel oculorum a natura rei, quam significat, non abhorret. Schade, daſs der alte Grammatiker, der manche feine philosophische Bemerkung über die Sprache scheint gemacht zu haben, auf diesen Gegenstand nur so gelegentlich kömmt, oder daſs uns *Gellius* weiter nichts von ihm anführt!

chere, Affecten des Herzens anhängen, und sich also ihr Ausdruck innig mit dem Ausdruck von diesen vermischt. In meinem nächsten Brieſe gehe ich zu dem Gebehrdenspiel dieser interessantern Art von Affecten über, wo wir nehmlich nicht in die Vorstellung eines Objects allein vertieſt sind, sondern sich die Vorstellung unser selbst, unsrer Vortheile oder Bedürfnisse, mehr oder weniger mit hineinmengt.

Dreizehnter Brief.

Hubert erzählt beim *Shakspeare* dem König *Johann* [*]), wie bestürzt das Brittische Volk über den Tod des jungen *Arthur* ist, und wie man von nichts als von ihm oder von der Landung eines mächtigen Französischen Heers spricht. „Ich sah einen Schmied, sagt er, der *so* „mit seinem Hammer dastand, indeſs sein „Eisen auf dem Amboſs kalt ward, und „der mit offnem Munde die Erzählung „eines Schneiders verschlang, der, seine „Elle und Maaſs in der Hand, in Pan„toffeln, die er in der Eile auf den un„rechten Fuſs gezogen hatte, von viel

---

*) „König Johann," Aufz. 4, Auftr. 3.

„tausend tapfern Franzosen erzählte, die „in Kent schon in voller Schlachtordnung „ständen.“ Dieses Bewegungslose, diese unverrückte Stellung des Schmieds *(Fig. 15)*, der so ganz die Attitüde des Augenblicks beibehält, in welcher ihn das Erstaunen überfiel, ist ein so einleuchtend wahrer, so natürlicher Zug! Die ganze Vorstellungskraft wird von einem einzigen Gegenstande plötzlich gefesselt; es bleibt der Seele kein Gedanke für irgend etwas anders, also auch nicht für eine willkürliche Veränderung der Lage des Körpers, übrig: und so muſs denn auf einmal der Mensch, in der ganzen Verfassung worin er war, wie eine seelenlose Maschine dastehn. Man hat ein Blatt in schwarzer Kunst, welches die gedachte *Hubertsche* Erzählung gar nicht übel vorstellt; ich kann aber nicht mehr sagen, von welchem Meister. — Diese Anmerkung noch als einen Nachtrag zum Vorigen; jetzt nun weiter auf unserm Wege! —

Es ist ganz gleichgültig, welche Art von Affecten wir zuerst in Betrachtung ziehen: ob die Begierde, die nach Veränderung des Zustandes strebt; oder das Anschauen, das den wirklichen Zustand, sowie er ist, betrachtet, ihn genieſst, ihn durchdenkt. — Lassen Sie uns den Anfang von den verschiednen Arten der *Begierde* machen!

Die Moralphilosophen setzen der Begierde den Abscheu entgegen; allein, nach der allgemeinen Bedeutung des Worts, die ich im Vorigen annahm, ist der Abscheu unter der Begierde begriffen: auch er strebt aus der jetzigen Lage in eine bessre. Wir haben demnach eine zwiefache Art von Begierde zu unterscheiden:

die eine sucht Vereinigung mit einem Gute; die andre, Trennung von einem Übel. Diese letztere Begierde ist wieder zwiefach: denn wir suchen entweder uns, oder wir suchen das Übel zu entfernen; wir denken entweder auf Flucht, oder auf Angriff. Da der Ausdruck in allen diesen Fällen merklich verschieden ist; so setzen wir sogleich dreierlei Arten von Begierde fest: die eine nähert sich zum Genuſs; die andre entfernt sich zur Rettung; die dritte nähert sich wieder, aber zur Wegräumung, Zerstörung. Es versteht sich, daſs alle diese Begierden unnennbar mannichfaltige Modificationen leiden, und durch unzählig viel Stufen gehn, wo man ihnen oft den Namen der Affecten kaum mehr einräumen wird. Sie besonders, der Sie ja *Spinozist* *)

---

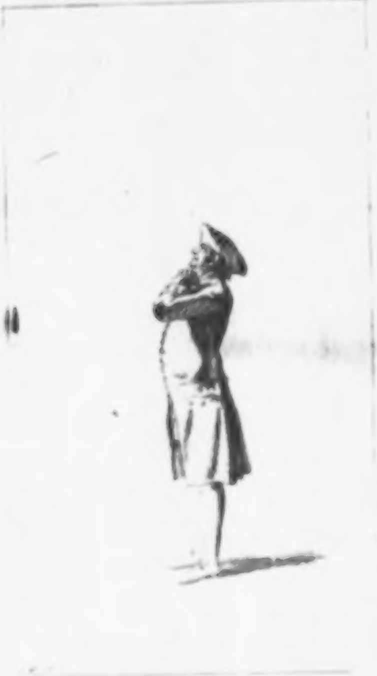
*) SPINOZ. *Ethica*, n° 335.

genug sind, daſs Sie mir nicht einmal die Bewunderung für einen wahren Affect wollen gelten lassen!

Eine der merkwürdigsten Modificationen der Begierde ist die, wo der Mensch eine Unbehaglichkeit, einen Mangel, eine Beklemmung fühlt, ohne daſs er die Ursache zum Bewuſstseyn bringen kann; mit andern Worten: wo er nur überhaupt eine *Sehnsucht* fühlt, ohne daſs er den Gegenstand davon wüſste. Dies ist der Fall mit *Melida* in dem vortrefflichen „Ersten Schiffer“ von *Geſsner.* Es ist eine Krankheit, die man nicht nennen kann; deren bestimmten Sitz man nicht weiſs. Zuweilen kennt man wohl im Allgemeinen den Gegenstand: nur in Ansehung des Individuums, das man wählen soll, ist man unschlüssig; oder man kennt auch wohl ganz bestimmt dieses Individuum: nur sieht man die Mittel nicht ab, wie man seine Begierde danach befriedigen könne. So der erste Schiffer selbst, dem von seinem wunderbaren Traume her das Bild jenes reizenden Mädchens schon ganz lebhaft vor der Phantasie schwebt, der aber noch keine Möglichkeit sieht, die Insel wo sie wohnt, zu erreichen. Es ist eine bekannte Krankheit, gegen die es an Arzneimitteln fehlt. — Sie sehn in diesen beiden Fällen eine ungewisse, vage, nach Gegenstand oder Mitteln umhersuchende Begierde. Das Spiel derselben können Sie schon aus dem schlieſsen, was ich über den Ausdruck in ähnlichen Situationen des Verstandes sagte. Es ist dem Zustande des Gemüths, in seiner Verwirrung, in seiner mannichfaltigen Abänderung entsprechend: der Mensch wirft sich umher, dreht sich hin und wieder, greift mit den Händen hiehin und dorthin, reibt sie, läuft in allerhand Richtungen auf und ab; kurz, er macht die Menge Bewegungen: aber keine hält an, keine verräth eine feste, bestimmte Absicht. Nur im Allgemeinen erkennt man: daſs er nach irgend etwas sich sehnt; vor irgend einem Übel, irgend wohin, sich retten; an irgend etwas, auf irgend eine Art, seine Wuth, seine Rachgier auslassen mögte.

Eine andre Modification von Seiten des Objects ist die: wo das was wir begehren oder verabscheuen, womit wir uns vereinigen, oder wovon wir uns losreiſsen wollen, etwas in uns selbst, eine angenehme oder widrige, geliebte oder gehaſste *Idee* ist. Auch hier hat das Gebehrdenspiel sein Besondres, sein Eignes. Wenn der geistliche, mit Mutterwehen geborne, Sohn einer *Bourignon* nach dem innern Lichte, nach der nähern geheimniſsvollen Vereinigung mit Gott ringt; so wird sein Spiel das in sich Gekehrte, das vom Irdischen Abgezogene, in Mienen und Bewegungen malen. Die Hände werden sich in einander falten, und halb oder ganz verwandt gegen den obern Theil der Brust zurückziehn; die Spitzen der Ellbogen werden herausgedrückt und um so mehr herausgedrückt werden, je heiſser, je andachtvoller der Trieb ist; der Augapfel wird sich, in die Höhe gerichtet, hinter dem Liede verbergen, und wenig mehr als das Weiſse erkennen lassen (*Fig.* 16). — Der von einer nagenden unerträglichen Idee verfolgte Unglückliche sucht, um ihrer los zu werden, Zerstreuungen allerlei Art: er geht, er blickt umher, er nimmt dies vor, nimmt jenes

T. 6. p. 180.



Univ. Bibl.
München

vor, selbst die Stirne, als ob er den widrigen Gedanken in seinem Gedächtnisse verwischen, unleserlich machen wollte. So Otto von *Wittelsbach* bei den Worten: Still! still! still! *); wo der Schauspieler, der ihn hier mit so vielem Beifall ausführte, nicht bloſs ein paar Schritte umherging und die Stirn rieb, sondern sich auch, mit richtiger Beurtheilung, ein paar gelinde Stöſse gegen die Stirn gab, weil hier die schmerzvolle Erinnerung des Vergangnen so innig mit Reue, mit Zorn gegen sich selbst vermischt ist. Denn wo der Mensch in seiner eignen Thorheit die Ursache seines Verderbens findet; da übt er gleichsam an sich selbst seine Rache, fällt sich in sein eignes Haar, zerschlägt sich, wie *Kleopatra* an *Anto-*

---

*) Akt 5. Auftritt 2.

nius Grabmaal *), die Brust, zerfleischt und verstümmelt, wie *Ödip*, seinen eigenen Körper. — Ich weiſs nicht, ob es in den „Zwillingen“ von *Klinger* ein natürliches Spiel ist, daſs *Guelpho* den Spiegel zerschlägt, der ihm an seiner Stirne das Zeichen des Brudermords zeigt **). Innere Gewissensangst, däucht mir, ist gegen alles Auſsere friedfertig: was sie angreift, ist lediglich der Geängstigte selbst; sonst fürchtet sie Alles, flieht und zittert, wie ein gescheuchtes Reh, vor jedem fallenden Blatt, jedem Lüftchen. *Kains* so wahre Rede: Soll ich meines Bruders Hüter seyn? ist freilich Trotz; aber wer erkennt nicht, auf den ersten Blick, das Falsche, das Erkünstelte dieses Trotzes?

---

*) Man s. *Plutarch* im Leben des Antonius, gegen das Ende.

**) Vierter Act, vierter Auftritt.

Wer würde nicht, wenn er die Stelle declamiren sollte, alle die zitternde Furcht in die Stimme legen, die sich in den Worten selbst so gerne verläugnen mögte?

Eine dritte Modification ist die, wo das Object zwar außer dem Menschen, aber etwas Unsinnliches, und so etwas Unsinnliches ist, dessen Gewährung nicht von dem freien Willen irgend eines sichtbaren Wesens abhängt; zu dessen Erreichung man sich an keinen äußern, keinen bestimmten Gegenstand wenden kann. So z. B. der Trieb nach *Ehre:* denn Ehre ist weiter nichts, als die Meinung der Menschen von unsern Vollkommenheiten, unsern Vorzügen; und Meinung kann weder ertrotzt noch erbeten werden. Sind die Mittel zur Erreichung eines solchen Objects äußere sinnliche Mittel: so gilt die Begierde, weil sie sich nun auf diese

Mittel ableitet, in der Mimik derjenigen gleich, die einen äuſsern sinnlichen Gegenstand hat; sind aber auch sie unsinnlich: so hat man die innerlich strebende Begierde, über deren Erscheinungen ich in meinem Vorletzten einen Versuch geliefert. Der ehrgeizige Held und der ehrgeizige Denker mögen meine Meinung erklären. Jener ergreift, zur Erlangung seines unsinnlichen Gutes, sinnliche Mittel; er stürzt in den Feind, klettert auf befestigte Höhen, greift nach der rühmlichen Spolie einer Fahne, stöſst wüthend, was ihn hindern will, vor sich nieder. Dieser, der Denker, spannt nicht die Muskeln des Körpers, sondern, wie es *Haller* nennt, die Sehnen der Seele an; Alles, was er zu erreichen oder zu entfernen hat, ist innerlich in ihm selbst, in seinem Gehirne: es ist Idee, ist Erkenntniſs.

Lassen Sie mich itzt aller dieser Modificationen der Begierde vergessen, und künftig bloſs auf diejenige sehn, die einen bestimmten *sinnlichen* oder doch als sinnlich angenommenen Gegenstand hat. — Es giebt in dem Spiel jeder Art von Begierde etwas Eignes und Unterscheidendes; es giebt aber auch in dem Spiele aller etwas Gemeinschaftliches: und dieses Letztere mag der erste Gegenstand unsrer Betrachtung werden.

Vierzehnter Brief.

Ich bin zu friedfertig, mein Freund, um über eine Kleinigkeit einen Krieg zu erregen: es macht Ihnen Vergnügen, einen Spiegel zerschlagen zu sehn; und so werd' er immer zerschlagen! Ihr Gedanke, daſs *Guelpho* nicht so eigentlich den Spiegel, als vielmehr in dem Spiegel sich selbst, zertrümmre, hat wirklich viel Schein; aber doch däucht mir noch immer, daſs ein Mensch in seiner Lage nicht mit dieser Heftigkeit auſser sich wirken sollte. Meiner Empfindung nach, müſst' er mit Abscheu von dem Spiegel zurückfahren, und wenn er ihn ja zerbräche, ihn nur zufälliger Weise, durch das jähe Vorwerfen der Hand, nicht mit Gebehrden des Zorns, sondern der Angst, zerbrechen. So vielleicht hat es auch der Verfasser gewollt; allein die Schauspieler, die sich in den heftigsten, gewaltsamsten Bewegungen immer am meisten gefallen, pflegen es anders zu nehmen: sie schlagen gern mit voller Faust darauf zu. Das mag denn auch meinetwegen so recht seyn, wenn Sie mir nur erlauben, weiter zu gehen. —

Das erste *Gemeinschaftliche*, was sich in dem Spiel aller nach äuſsern bestimmten Gegenständen hin- oder von ihnen zurückstrebenden Begierden findet, ist die *schiefe Lage* des Körpers. Nähert sich die Begierde dem Gegenstande, es sei nun um ihn zu besitzen, oder ihn anzugreifen; so liegt Haupt und Brust und überhaupt der ganze obere Körper vor: nicht nur, weil die Füſse alsdann um so schneller nacheilen können, sondern auch, weil der Mensch jene Theile am leichtesten in Bewegung setzt, und also mit ihnen seinen Trieb zuerst zu befriedigen strebt. Fährt der Abscheu, die Furcht, vor dem Gegenstande zurück; so beugt sich der obere Körper rückwärts über, ehe sich noch die Füſse in volle Bewegung gesetzt haben. Bei starken, plötzlichen Affecten geschieht dieses oft mit solcher Hitze und Übereilung, daſs der Mensch aus dem Gleichgewicht kömmt, und, wo nicht fällt, wenigstens stolpert. Der heuchlerische *Tiber*, dem alle Demüthigungen zuwider waren, fuhr einst vor einem Senator, der ihm in einer sehr kriechenden Stellung — Gott weiſs, welchen Fehler? abbat, mit einem Schrecken zurück, daſs er überschlug und zur Erde stürzte *).

---

*) SUETON. *in Tiber. cap.* 27.

Eine zweite Bemerkung, die Sie bei jeder lebhaften Begierde werden bestätigt finden, ist die: daſs sie immer die *gerade Linie* auf den Gegenstand zu oder von ihm zurücknimmt. Die Ursache ist klar; denn die Begierde will sich mit dem Gegenstande so schnell vereinigen, oder so geschwinde von ihm getrennt seyn, als möglich: und unter allen Linien, die von einem Puncte zum andern führen, ist die gerade die kürzeste. Daher wird der Mensch, der sein Auge unverwandt nur auf den Gegenstand seines Bestrebens heftet, und Alles was zwischen ihm und diesem Gegenstande inne liegt, unbeachtet läſst, die freiern offnern Wege verschmähen; er wird sich lieber, mit vorgestemmtem Ellbogen, durch den dichtesten Haufen durcharbeiten, als daſs, er mit einer geringen Ausbeugung schneller und gefahrloser zum Ziele ginge. *Agisth*, der den Tod seines Vaters an dem Tyrannen *Polyphont* rächen, und die Verbindung desselben mit seiner Mutter hindern will, stürmt, in *Gotters* „Merope,“ durch Wachen und Volk und Priester bis zum Opfer seiner Rache hindurch *). Eben so wird die heftige Furcht nicht erst den Körper wenden, eh sie zurücktritt; in gerader Linie wird der Fuſs hinten ausgreifen, und oft mehrere Schritte hinter einander in der nehmlichen Richtung zurücktaumeln: besonders dann, wann der Mensch den gefürchteten Gegenstand gern im Auge behalten will, um die ganze Gefahr zu ermessen und nach Beschaffenheit der Umstände die Richtung der Flucht zu verändern. So flieht *Arsene* vor dem scheuslichen Ungeheuer, das im letzten Act über die Bühne kriecht, ohne Wendung des Körpers gerade zurück; und so muſs überhaupt, bei heftigerm Schrecken, auch wo sich der Körper wendet, dieses Wenden mitten im Zurücktreten geschehen: oder der Ausdruck wird matt und kraftlos. Auch die heftigere Rach- oder Genuſsbegierde, wenn sie hinterwärts plötzlich ein Geräusch hört, welches ihr die Gegenwart des gewünschten Gegenstandes ankündigt, wird den Körper nie anders, als mitten im Zurückschreiten, herumdrehn. — Fehler hiegegen begehen sehr oft unsre Schauspielerinnen, weil die lange Schleppe ihrer Kleider sie bei dem geringsten Zurücktreten in Gefahr setzt, auf die für Frauenzimmer unanständigste Art zu fallen. Indeſs überrascht sie zuweilen das wahre Gefühl der auszudrückenden Leidenschaft: die Füſse gerathen in die Falten des auf dem Boden schwimmenden Gewandes; und dann müssen die Hände, die vielleicht eben eine der schönsten Reden begleiten und unterstützen sollten, sich zu der demüthigen Zofenarbeit bequemen, daſs sie das Gewand zurückschlagen und die Falten wieder in Ordnung bringen. Ich bin Freund von Allem was ein Frauenzimmer — versteht sich, ein von Natur nicht häſsliches — putzt; ich bin noch gröſserer Freund von einem richtigen wohl beobachteten Costume: aber einmal ist doch die wesentlichste erste Regel der Kunst, von welcher nie Ausnahme gemacht werden sollte, Wahrheit des Ausdrucks; und so wünschte ich, daſs bei jeder affectvollen Rolle die Schauspielerinnen jene unerschöpfliche Erfindsamkeit, womit sie fast alle Theile ihrer Kleidung immer so anders, und doch immer so reizend, zu ordnen wissen, auch auf die Schleppe anwenden mögten. Was weiſs ichs, ob und wie und wo der unnütze Zierath ſich stecken, schürzen, heften, schlingen, auf- oder überschlagen lieſse? aber daſs es gut wäre, wenn irgend etwas von diesem Allen geschehen könnte; das weiſs ich.

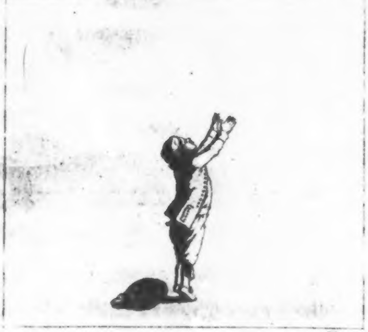
---

*) Fünfter Act, fünfter Auftritt.

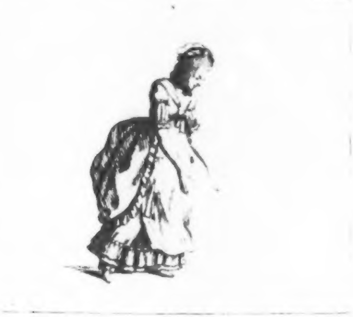
Noch ein Drittes, was ich über das Spiel der Begierden im Allgemeinen zu bemerken finde, ist die *Abänderung* desselben nach Maſsgabe der bestimmten Lage, des bestimmten Verhältnisses, in welchem der Begehrende und der Gegenstand der Begierde oder des Abscheus gegen einander stehen. Ich weiſs nicht, ob es an mir oder an der Sache liegt, daſs ich meine Meinung nur so dunkel ausdrücke; ein paar Beispiele indeſs, von jeder Art der Begierde hergenommen, werden sie deutlicher machen.

Lassen Sie also zuerst den Gegenstand von der Beschaffenheit seyn, daſs er mehr von dem einen oder mehr von dem andern Sinne kann gefaſst und genossen werden; und Sie sehen sogleich, daſs die Absicht ihn zu fassen und zu genieſsen eine sehr verschiedne Stellung hervorbringt. Der *Horcher (Fig. 22)* wird dem Kopfe eine ganz andere Wendung, dem übrigen Körper eine ganz andere Lage, als der *neugierige* Gaffer, geben: bei jenem wird Alles mehr seitwärts hangen; bei diesem Alles mehr vorwärts, gerade auf den Gegenstand zu. — Lassen Sie ferner den Gegenstand der Begierde einen erhabnern, den Begehrenden einen niedrigern Platz einnehmen; oder, welches hier gleich ist, lassen Sie jenen der

F. 17. p. 198.



F. 18.



Univ.B[illegible]l.
München

Person nach beträchtlich größer als diesen seyn; und kehren Sie dann in Gedanken das Verhältniß geschwinde um: so wird abermal in Ihrer Phantasie ein zwiefaches sehr verschiednes Bild entstehen. Wenn der *Knabe* auf den Arm der Mutter hinanstrebt, so tritt er auf die Spitzen der Zehen, streckt seine ganze Figur in die Höhe, spannt alle Muskeln und erhebt die Arme über das zurückgebogene Haupt *(Fig. 17)*; wenn die *Mutter* nach dem Knaben verlangt, so beugt sie den obern Körper, vielleicht auch das Knie, und senkt ihre beiden Arme lockend gegen den kleinen Liebling nieder *(Fig. 18)*. — Gleich verschieden ist, bei der Rachbegierde, die Stellung *Jasons*, der mit gezücktem Schwerte gegen den Drachenwagen hinandroht; und die Stellung *Medeens*, die von ihrer sichern Höhe herab den Dolch, an dem noch das Blut ihrer Kinder klebt, mit den schrecklichen Worten gegen ihn niederschmettert: Geh und begrabe sie *)! — Von der *zurückstrebenden* Begierde hat es schon *Unzer* bemerkt, wie ungemein die Bewegungen derselben verschieden sind, nachdem man mehr für diesen oder mehr für jenen Theil des Körpers besorgt ist. „Wer „durch den Umsturz eines Hauses, sagt „er **), umzukommen fürchtet, der entflieht durch den Rettungstrieb, aber mit „niedergebücktem oder von den Händen „bedecktem Haupte; … hingegen bedeckt „der, der von einem Degen durchbohrt „zu werden fürchtet, die Brust.“ Wenn

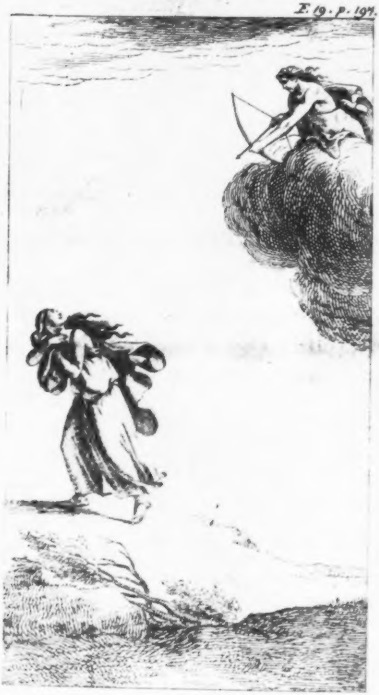
---

*) „Medea,“ zehnter Auftritt. Eigentlich Worte des *Euripides (Act. 5, v. 1394)*; wo sie noch bittrer von der Braut gesagt werden:

Στειχε προς οικους και θαπτ' αλοχον.

**) „Erste Gründe einer Physiologie,“ §. 315.

T. 19. p. 197.



Univ.Bibl.
München

Sie Sich *Apollo* auf einer Wolke denken wie er mit dem verderblichen Pfeil auf die Brust eines Kindes der *Niobe* zielt; so entsteht aus der Vereinigung beider Attitüden eine dritte: das Haupt und der ganze Körper beugt sich, weil die Gefahr von oben kömmt; das Auge blickt ängstlichflehend nach dem Gott hinauf, und die Brust wird bedeckt (*Fig.* 19). — Man könnte Beobachtungen dieser Art bis ins Unendliche häufen. Wer eine zu heftige Erschütterung der Sehnerven durch einen Blitzstrahl, oder auch einen ekelhaften, schamwürdigen, schrecklichen Anblick fürchtet: der verschlieſst im Wegwenden die Augen, oder bedeckt sie auch mit vorgeschlagener Hand; hingegen wer den erschütternden Ton des Donners oder sonst einen widrigen Eindruck durchs Gehör, eine schneidende Disharmonie, eine schändliche gotteslästerliche Rede fürchtet: der bedeckt sich im Wegwenden die Ohren; wer weder Blitz noch Donner ertragen kann: der fährt mit dem Kopf in ein Bette, um beide Sinne zugleich zu verwahren. Wiederum fliehet der, der einem von unten kommenden Übel, wie z. B. einer giftigen zischenden Schlange ausweicht, mit weit in die Höhe gezogenen Beinen; hingegen wer gerade über seinem Haupt eine Gefahr sieht, und alles Entfliehen vergeblich glaubt, der drückt sich mit dem ganzen Körper zitternd nieder: gleich der Lerche, die beim Anblick des über ihr kreisenden Stoſsvogels senkrecht in die Furche hinabfährt. Und so überhaupt wird, nach Verschiedenheit der Umstände, das absichtliche Spiel der Begierden auf unendlich mannichfaltige Art verändert.

So viel ich bis itzt Beobachtungen übersehe, ſind' ich noch keine mehrern Puncte, in welchen die drei Arten von Begierde mit einander zusammenträfen. Vielleicht wenn ich nunmehr jede derselben einzeln betrachte, daſs sich in der Folge noch mehrere dergleichen auffinden lassen. Den Anfang wollen wir, da hier abermal die Ordnung gleichgültig ist, mit der annähernden Begierde machen.

Funfzehnter Brief.

Die Verſchiedenheiten im Spiel der *annähernden Begierde*, deren ich in der letzten Anmerkung meines vorigen Briefs erwähnte, haben ihren Grund ganz ſichtbar in dem verſchiednen Verhältniſs des Begehrenden gegen das Begehrte. Eine der allgemeinen Regeln für dieſes Spiel iſt: daſs allemal dasjenige Werkzeug, welches den Gegenſtand allein oder doch vorzüglich faſſen kann, an dem Körper vorgeſtreckt wird: bei dem Horcher das Ohr, bei dem witternden Wilden die Naſe, und wenn der Gegenſtand im eigentlichen Verſtande kann gefaſst, ergriffen werden, vorzüglich die Hände; obgleich dieſe in der That beim Ausdruck keiner nur etwas lebhaftern Begierde müſsig bleiben, sondern immer gerne voran sind. Diese Hände sind allemal offen und gerade ausgestreckt: flach, wo sie hinnehmen; verwandt, wo sie an sich reiſsen, oder ergreifen wollen; der Schritt ist lebhaft und fest, doch nicht so heftig und schwer, wie im Zorne. Zu diesen absichtlichen Veränderungen kommen die physiologischen: daſs auch die sämmtlichen innern Kräfte des Menschen sich gewiſsermaſsen nach auſsen drängen; daſs die Augen mehr oder weniger voll Licht, die Muskeln voll Kraft, die Wangen voll Blut sind; und dann noch die der Seelenfaſsung analogen: daſs der Schritt schneller oder langsamer ist, die Arme und Füſse bald weiter bald gemäſsigter ausgreifen, der Körper mehr oder weniger von dem geraden

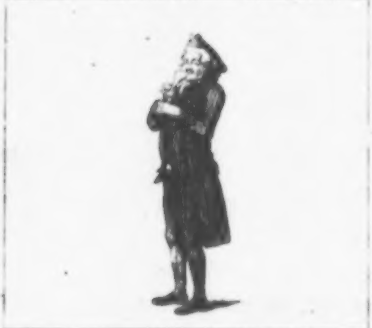
Stande abweicht: denn, wie ich schon einmal erinnert, so legt sich heftige Begierde oft bis zum Stürzen vor, da sich schwache Begierde nur sanft, nur um ein Weniges hinneigt.

Das Merkwürdigste in dem Spiel dieser Begierde ist die Synergie der Kräfte, das gemeinschaftliche Erwachen aller, auch wo sie die Seele zu einem Dienste aufruft, den nur eine derselben ihr leisten kann. Bei dem reinen, von aller Begierde unvermischten, Anschauen ist dieses anders: hier scheint die Seele ausdrücklich alle übrigen Kräfte gleichsam einzuschläfern, um ihre geheime Wollust desto ruhiger mit der einen zu pflegen, die eben itzt den meisten Reiz, das meiste Anziehende für sie hat. — Nehmen Sie, zu desto bessrer Einsicht in diese Verschiedenheit, einen besondern Fall: nehmen Sie den durstigen, und den wollüstigen Trinker; den der ein dringendes Bedürfniſs stillen, und den der nur einen angenehmen Nervenkitzel genieſsen will. Nur sehen Sie, bitt' ich, wenn Sie vollen kräftigen Ausdruck suchen, nicht auf die vornehmern Stände, nicht auf die sogenannten Leute von Welt, von Lebensart, von Erziehung. Die Erziehung macht den Menschen zu einem zwiefachen Lügner: sie lehrt ihn die eine Art von Empfindungen nach ihrer wahren Stärke verbergen, die andre in einer falschen Stärke erheucheln. Alle lebhaftern Ausdrücke eigennütziger, und eben so alle schwächern Ausdrücke geselliger Neigungen und Triebe, wie wahr und angemessen sie übrigens seyn mögen, sind wider den Wohlstand. Jene werden daher unter aller Wahrheit niedergehalten; diese, über alle

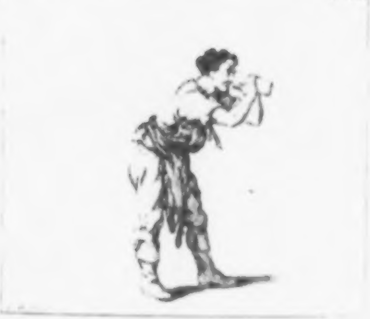
Wahrheit hinaufgeschroben. Der Pöbel, das Kind, der Wilde, kurz der Mensch ohne Sitten, ist der wahre Gegenstand, an dem man den Ausdruck der Leidenschaften studiren muſs, solange man noch nicht auf seine Schönheit, sondern bloſs auf seine Kraft, seine Richtigkeit sieht.

Der wollüstige Trinker, der *Schmecker,* werden Sie finden, steht in sich zusammengebogen da: der Schritt der Füſse ist enge; die freie Hand ist sanft, ohne Spannung der Muskeln, zusammengezogen, und gerne nah unter der andern, die Becher oder Glas hält; die Augen sind klein, aber nicht so geschärft, wie etwa bei dem auskostenden Kenner; zuweilen sind sie wohl völlig geschlossen, zusammengekniffen; der Kopf steckt zwischen den Schultern: der ganze Mensch, wie es scheint, [illegible] der Einen Empfin-

F.20. p.208.



F.21.



Univ. Bibl.
München

dung beisammen *(Fig. 20)*. Ganz anders der begierige, der *durstige* Trinker; denn hier nehmen die andern Sinne alle an der Gierde Antheil: die stieren Augen liegen hervor; der Schritt der Füſse ist weit, und der Körper hängt mit gerecktem Halse über; die Hände schlingen sich fest um das Gefäſs, oder wenn sie es noch nicht halten, greifen sie schon danach, eh es erreicht ist; die Brust thut schnellere lautere Odemzüge, und in dem Fall, daſs der Mensch auf das Gefäſs erst zustürzt, ist der Mund offen, die lechzende schon einschlurfende Zunge erscheint auf den Lippen *(Fig. 21)*. — Ich beschreibe Ihnen hier freilich den höchsten Grad von Durst, die *anhelam sitim*, wie sie *Lucrez* *) nennt; allein, was sich hier in seinem höchsten Grade zeigt, das wer-

---

*) *Lib.* 4. v. 873.

den Sie in geringerm Maaſse bei jedem schwächern Durst, und überhaupt bei jeder nach auſsen gehenden Begierde finden: jede verwickelt die sämmtlichen äuſsern Kräfte des Menschen in ihr Interesse, und ermuntert auch diejenigen, die zum Erlangen des Gegenstandes nur wenig beitragen, bei seinem künftigen Genusse nichts mit empfinden. — Die Natur, sagt einmal *Fontenelle,* ist nicht präcis; und dieser Ausspruch, so paradox er scheint, ist sehr richtig.

Betrachten Sie, wenn Sie wollen, ein andres, ein edleres Beispiel! Denken Sie Sich *Julien* in *Gotters* und *Benda's* Oper, wo sie, ihren *Romeo* erwartend, auf einmal ausruft:

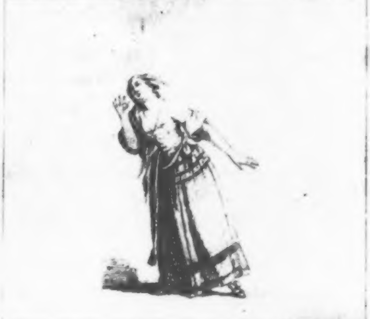
„Horch! Ein Fuſstritt *)!“

was für eine Attitüde, glauben Sie, wird sie haben? Ohne Zweifel die: daſs sie das Ohr mit dem ganzen Körper, der sich aber nicht mehr bewegen darf, um den Schall nicht verhören zu lassen, nach dem Orte hinbeugt, wo dieser Schall herkömmt; daſs sie nur an dieser Seite mit dem Fuſse fest auftritt, und den andern auf die Spitze der Zehe schwebend stellt; daſs sie auſserdem noch den ganzen übrigen Körper in einen Zustand der Wirksamkeit setzt. Das Auge wird weit offen seyn, als ob es recht viele Lichtstrahlen von einem Gegenstande, der nicht da ist, auffangen wollte; die Hand, nach der Seite des Schalls hin, wird sich unfern dem Ohre erhoben zeigen, gleichsam um den Schall mit zu haschen; die andre wird, um des Gleichgewichts willen, niederwärts und vom Körper abgehalten, aber zugleich verwandt erscheinen, als ob sie jede Störung zurückscheuchen wollte; auch wird sich, zu desto bessrem Einsaugen des Schalls, der Mund um ein Weniges öffnen *(Fig. 22)*. Ich gerathe auf dieses Beispiel, weil es gerade die Stellung unsrer hiesigen liebenswürdigen *Julie* ist. Was nicht gesehn, nicht gegriffen werden kann, was sich bloſs vom Ohre vernehmen läſst: das wird das Auge doch gleichsam sehen, die Hand berühren, danach wird der ganze Körper sich hinbewegen wollen. Die Seele spannt gleichsam alle ihre Netze nach allen Gegenden aus, um des Fanges, nach welchem sie so begierig ist, desto sicherer zu seyn. — Nehmen Sie den entgegengesetzten Fall, wo man, weniger um zu erkennen als zu genieſsen, einer entfernten angenehmen Musik zuhorcht. Hier wird der *Lauscher* mit in einander geschlun-

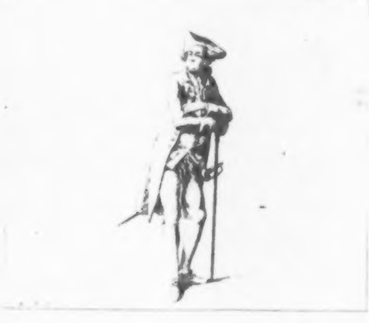
---

*) Erster Act, erster Auftritt.

P. 22. p. 208.



P. 28. p. 209.



Univ. Bibl.
München

schlungenen, oder doch sonst in eine unthätige Lage gebrachten, Armen dastehn: die Füſse nah an einander; die ruhigen Augen enge, oder wohl gar geschlossen; das Haupt, oder vielleicht den ganzen Körper, ein wenig nach dem Tacte bewegend *(Fig. 23)*. Die Thätigkeit aller übrigen Sinne wird auch hier, so viel nur möglich, niedergeschlagen, damit die ganze Aufmerksamkeit der Seele sich in dem wollüstigen Genuſs des Einen sammle. *)

---

*) Eine besondere Bemerkung über die Begierde, die sich in der *Hemsterhuisischen* Schrift „vom „Verlangen" findet, setze ich nicht her, weil sie zu innig mit einer Materie zusammenhängt, die ich gänzlich zu übergehen denke. Man s. indeſs, wenn man will, jene Schrift im Deutschen Mercur (Windmond 1781), oder in den itzt erschienenen Vermischten philosophischen Schriften des Hrn Hemsterhuis, Th. 1, wo auch der treffliche *Herdersche* Zusatz „über Liebe und „Selbstheit" mit eingerückt worden.

Ich komme auf das absichtliche Spiel zurück, dessen ich gleich zu Anfange erwähnte. Ursprünglich und eigentlich gehört es freilich nur für Begierden, die zunächst auf äuſsre sinnliche Gegenstände gerichtet sind; allein metaphorisch wird es auch da angewandt, wo man von einem sinnlichen oder doch als sinnlich fingirten freien Wesen Dinge verlangt, die sich mit jenen Bewegungen eigentlich nicht erreichen lassen: Mittheilung von Ideen, moralische Gesinnungen, Empfindungen, Entschlieſsungen. Der Neugierige und der Verliebte z. B. fordern mit eben der offnen flachen Hand, eine Nachricht, eine Erklärung der Gegenliebe, womit der Arme eine Gabe oder der Hungrige Speise fordert. Sie werden, wenn Sie Acht geben, solcher metaphorischen Versinnlichungen die Menge finden. Geben Sie einem Erzähler, der für seine Geschichte sehr interessirt ist, und volle Aufmerksamkeit will, einen auch sehr interessirten neugierigen Zuhörer: und Sie werden sehen, wie da einer den andern an der Hand, am Arme, beim Knopf nimmt, wie er ihn zieht und schüttelt und anstöſst, wenn Rede oder Aufmerksamkeit stockt; nicht anders, als ob er etwas Sinnliches zu sich reiſsen, oder die gehemmte Feder einer Maschine wieder in Gang setzen wollte. „Wer erzählt,“ läſst *Shakspeare* den *Hubert* in der schon angeführten Stelle sagen, „nimmt den mit welchem er spricht, bei der Hand, und wer „zuhört, macht Gebehrden des Entsetzens.“ — Doch hier freilich läſst sich die Vereinigung der Hände noch durch etwas anders, durch die Noth des Vaterlandes, erklären, welche die patriotischen

Mitbürger näher zusammenbringt, und sie geneigt macht Alle für einen Mann zu stehen. —

Indeſs unterscheidet sich doch das Spiel der Begierde, die auf Gesinnung oder Entschluſs eines freien Wesens gerichtet ist, von dem Ausdruck derjenigen, die ein bloſs sinnliches Gut zum unmittelbaren Gegenstande hat. Denn bei jenem sind insgemein mit den physischen Mitteln moralische vereinigt: das Spiel ist voll Bewegungsgründe, die, nach Verschiedenheit des Charakters und des gegenseitigen Verhältnisses der Personen, bald in demüthigen Mienen und Stellungen bestehen, die dem Stolze, bald in vertraulichen scherzhaften Liebkosungen, die dem guten Herzen gefallen; bald in freundlichen, unschuldigen, süſsen Mienen, die das Gemüth zu sanften Bewegungen stimmen;

bald auch in drohenden, trotzigen, ungeſtümen Gebehrden, die Furcht, oder in weinerlichen, häſslichen, die Überdruſs und Ekel erwecken. In dem einen Falle ist das Vergnügen, in dem andern das Miſsvergnügen, der Reiz zum Nachgeben: dort gewährt man das Verlangte, um angenehme Empfindungen zu belohnen; hier, um noch unangenehmern zuvorzukommen.

Sechzehnter Brief.

Eine ähnliche Regel, wie für die annähernde Begierde, gilt auch für die *zurückstrebende:* immer wird derjenige Theil des Körpers, welcher vorzüglich leidet oder bedroht wird, zuerst verwandt, verschlossen, zurückgezogen. *Lairessens* Zeichnung eines Mannes, der von einer Schlange — ich weiſs nicht, ob schon gestochen ist oder erst gestochen werden soll — ist also falsch: der Mann hält den Fuſs, indem er schon die Flucht nimmt, noch bei der Schlange am Boden *), da

---

*) „*Lairesse* Groſses Malerbuch:“ Th. 1. Figuren *D* zu S. 54 der deutschen Übersetzung. — Die Kritik trifft nur die Zeichnung; nicht den achtungswürdigen Künstler, der bei Erscheinung des Buchs schon seines Gesichts beraubt war.

doch dieser Fuſs eben so zuerst zurückfahren sollte, wie der gebrannte Finger vom Lichte. — Ich habe der Beispiele zu dieser Regel schon im vierzehnten Briefe gegeben, und setze hier nur noch eins hinzu, weil es mir merkwürdig scheint: die verschiedene Nuance nehmlich im Ausdruck des Ekels, nachdem er mehr von dem Geruchs- oder mehr von dem Geschmackssinn empfunden wird. Die Bewegungen, die hier Nase und Lippen, wegen der genauen Verwandtschaft beider Sinne und ihrer Organe, immer gemeinschaftlich machen, sind in beiden Fällen Bewegungen des Zurückstrebens: nur zieht sich da, wo vorzüglich der Geruch afficirt wird, die gekräuste Nase mehr in die Höhe; und wo vorzüglich der Geschmack afficirt wird, die breitere Unterlippe mit dem ganzen Kinne mehr nieder, indem sich zugleich das letztere nah an die Brust drückt. Die Beobachtung ist, glaube ich, richtig: aber ihre Beschreibung, wie ich im Versuch empfinde, ist schwer: und Zeichnungen, die so unangenehme Bewegungen vorstellten, mögten ein wenig häſslich und widrig werden.

In allen Fällen, wo das verabscheute Übel einen *besondern* bestimmten Ort einnimmt oder von so einem Orte herkömmt — welches nicht immer, z. B. nicht bei üblen die *ganze* Atmosphäre füllenden Dünsten, Statt findet — : da flieht der Mensch von diesem besondern bestimmten Orte zurück; in welcher Richtung, mit welcher Attitüde des Körpers? ist schon gesagt. Ferner; in allen Fällen, wo man das Übel nicht schon bei der ersten Empfindung seiner Natur nach völlig kennt, und nicht die Organe, durch welche man sich die Kenntniſs desselben verschaffen könnte, selbst davon bedroht werden, wie dieses letztere z. B. der Fall beim Blitz ist: da gesellt sich zu dem Rettungstriebe die Begierde, das Übel seiner Beschaffenheit nach zu erforschen, seiner Nähe und Gröſse nach zu ermessen; und endlich, in allen Fällen, wo keine völlige Unmöglichkeit einleuchtet, sich durch Wegräumung des Übels selbst zu sichern: da gesellt sich gern noch die zweite, wenn auch schwächere, Begierde hinzu, das Übel von sich abzuwehren, zurückzustoſsen. Die Mittel dazu lehrt die Natur nach der Schicklichkeit zum Endzwecke wählen: wer üble Dünste zerstreuen will, haucht mit dem Munde den Odem von sich, oder bewegt mit hin- und herwehender Hand die Luft: wer vor einem auf ihn eindringenden Feinde zittert, schlägt ihm, im Augenblicke des Schreckens, die verwandten Hände entgegen.

Die erstere dieser hinzukommenden Begierden hat an dem Gesichtsausdrucke der Furcht und des Schreckens einen sehr groſsen Antheil: denn sie reiſst die Augen weit *auf*, um den drohenden Gegenstand zu erkennen; und wenn Sie *Parsons* glauben, so ist es auch sie, die den Mund öffnet, um ihn zu hören *). An-

---

*) *Human physiognomy explain'd, p. 62.* Man s. *Philos. transact. vol. 44, part 1*, im Supplemente. — *The reason, why the eyes and mouth are suddenly open'd in frights, seems to be, that the object of danger may be the better perceived and avoided; as if nature intended to lay open all the inlets to the senses for the safety of the animal: the eyes, that they may see their danger, and the mouth, which is in this case an assistant to the ears, that they may hear it. This may perhaps surprise some, that the mouth should*

dre, wie *Le Brun*, wollen die weite Öffnung des Mundes von der Beklemmung des Herzens herleiten, die das Athemholen beschwerlicher macht *). Es ist mir gleich, welche von beiden Erklärungen Sie annehmen: jedoch hat die Parsonsche darin einen Vorzug, daſs sie beide Erscheinungen auf Ein gemeinschaftliches Principium zurückführt; und ich meines Theils bin ihr auch darum gewogner, weil ich gerne alle Gebehrden, so viel

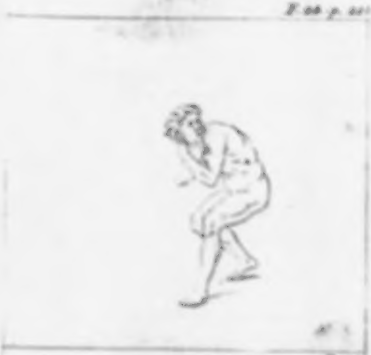
---

be necessary to hear by; but it is a common thing, to see men, whose hearing is not very good, open their mouths with attention, when they listen, and it is some help to them. The reason is, that there is a passage from the meatus auditorius, which opens into the mouth. Thus we see, how ready nature is upon any emergency, to lay hold of every occasion for self-preservation.

[*] Die schon angeführte *Conference sur l'expression gen. et part.* S. 19.

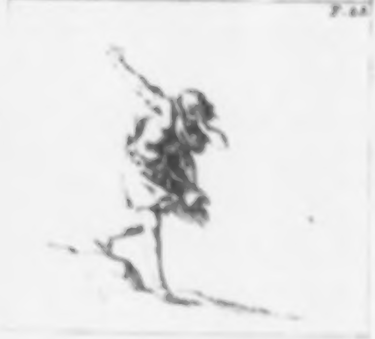
nur möglich, aus der dunklern Gegend der physiologischen in die hellere der absichtlichen herübergezogen wünschte. Genug indeſs, daſs der Trieb, die Gefahr zu erkennen und zu ermessen, sich fast immer, aus sehr begreiflichen Ursachen, zum Rettungstriebe gesellt, und daſs er auch da noch fortwirkt, wo der Mensch schon längst mit gewandtem Rücken und vorwärts weggehaltenen Händen die Flucht nimmt. Iſt der gefürchtete Gegenstand sichtbar: so schielt man ohne Unterlaſs über die Schulter zurück; ist er hörbar: so hält man im Fliehen das Ohr nach der Gegend hin, wo er herkam. Daher hat auch *Lairesse* die verwandten Figuren, die er von Furcht und Schrecken gezeichnet, ganz recht zurückblicken lassen; nur daſs, meiner Meinung nach, die letzte gebückte Figur, die vor einem Blitzstrahl zusammenfährt, lieber die Augen hätte

T. [illegible] p. [illegible]



N° 1

T. [illegible]



Univ. Bibl.
M en

schlieſsen und den Kopf nicht zurückwenden sollen. Allenfalls hätte mit der einen Hand das Gesicht können bedeckt, und die andre, in der Verwirrung des Schreckens, dem Blitz können entgegengeworfen werden *(Fig. 24. 25)*.

Die zweite mit dem Rettungstriebe so gern verbundene Begierde, das Übel abzuwehren, zurückzustoſsen, äuſsert sich überall, wo das Übel gegenwärtig ist, und die Furcht den Menschen nicht schon gänzlich überwältigt, nicht schon alle seine Nerven völlig abgespannt hat. Vorzüglich äuſsert sie sich bei versperrter Flucht; oder da wo das Übel schon so nahe an ihm ist, wie die umwindende Schlange am *Laokoon*, der

> *— simul manibus tendit divellere nodos,*
> *Perfusus sanie vittas atroque veneno,*
> *Clamores simul horrendos ad sidera tollit*[*]);

---

[*]) VIRGIL. *Aeneid. lib.* 2, v. 220 — 222.

ferner im ersten zurückstarrenden Schrecken, wo man oft die Gefahr, eben weil sie plötzlich entsteht, noch nicht völlig kennt, und ungewiſs bleibt ob man fliehen oder angreifen solle. Das *Schrecken*, däucht mir, ist in seinen ersten Augenblicken, wo ihm diese Benennung am meisten zukömmt, nicht selten eine Mischung von Erstaunen, Furcht, und Zorn: wenigstens findet sich in den Symptomen desselben oft von allen diesen drei Affecten etwas: die Furcht starrt zurück, und zeichnet die Wangen mit Blässe; das Erstaunen verweilt einen Augenblick in dieser zurückstarrenden Attitüde; beide reiſsen Augen und Lippen weit auf; und der Zorn endlich wirft die Arme mit Heftigkeit der Gefahr entgegen. Das letzte freilich nicht immer; denn wo das Übel sich auf einmal zu furchtbar, zu groſs zeigt, da ist die Zeichnung des *Lairesse*, der die ausgestreckten Arme sich mehr in die Höhe retten, als dem Übel nach unten entgegenstemmen läſst, völlig richtig. — Ich denke so eben, ob nicht die groſse Schädlichkeit dieses Affects, der unter allen für die Gesundheit der zerstörendste ist, sich aus dem Kampfe so widerwärtiger Bewegungen eben sowohl, als aus der Schnelligkeit und Gewaltsamkeit derselben, sollte erklären lassen? —

Sie fragen in Ihrem Briefe: ob die Bemerkung über die *Synergie* der Kräfte, die bei der Genuſsbegierde Statt findet (S. 202), nicht auch auf Furcht und Zorn, kurz auf alle Arten der Begierde sollte ausgedehnt werden können? Ziehen Sie aus dem Wenigen, was ich so eben gesagt, die Antwort auf diese Frage. Allerdings interessirt auch die Furcht alle

Kräfte des Menschen, setzt alle seine Sinne in Bewegung und Aufruhr; aber, daſs sich Alles so vor dem widrigen Gegenstande verschlieſsen, Alles so von ihm zurückstreben sollte, wie sich bei der Begierde nach Genuſs Alles gegen den Vorwurf des Verlangens öffnet und auf ihn zustrebt: das mögten Sie nur sehr selten finden. Bald wird die eine, bald wird die andere der mitverbundenen Begierden an dem Spiele Antheil haben; das einemal wird man erkennen, das andremal abhalten wollen. *Le Brun* führt einen Fall an, wo sich der ganze Körper zusammenzuziehen scheint; aber von dem Verschlieſsen der Lippen und Augen sagt er kein Wort *). Fälle giebt es indeſs, wo eine

---

*) Am angef. Ort S. 31. *La crainte peut avoir quelques mouvemens pareils à la frayeur, quand elle*

eine ähnliche Erscheinung, wie bei der Genuſsbegierde, entsteht: denn wo z. B. das Übel nur Einen Sinn beleidigt, wo es bekannt und von den Mitteln, ihm auszuweichen, nicht die Frage ist; da zeigt sich zuweilen eine Theilnehmung der andern Sinne: man verſchlieſst vor einem üblen Geruch nicht bloſs die beiden Werkzeuge, durch welche allein er empfindbar ist, Nase und Mund, sondern bei heftigerm Abscheu auch noch das Auge. Doch läſst sich hiegegen einwenden, daſs wegen des zusammengezogenen sehr gekräusten Gesichts das Auge schon wie von selber

elle n'est causée que par l'appréhension de perdre quelque chose, ou qu'il n'arrive quelque mal. Cette passion peut donner au corps des mouvemens, qui peuvent être marqués par les épaules pressées, les bras serrés contre le corps, les mains de même, les autres parties ramassées ensemble et ployées, comme pour exprimer un tremblement.

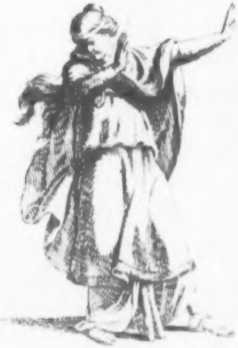
zugeht. Treffender wäre also die Bemerkung: daſs man ganz in sich selbst zusammenkriecht, jedes Glied zurückzieht, und, so viel man nur kann, alle Sinne verschlieſst, wo die Furcht, wie beim Herunterstürzen von einer Höhe, zu so einem Grade gestiegen ist, daſs man selbst die nähere Kenntniſs der Gefahr verabscheut, und alle Hoffnung sich noch zu retten aufgiebt. „Ich mache gewiſs die Augen „zu,“ sagt Jener in der Komödie, „um „mein Ende nicht mit anzusehn.“ —

Die physiologischen Erscheinungen, welche die *Furcht* da hervorbringt, wo die stärkern Triebe der menschlichen Natur, vor allen der Trieb zur Selbsterhaltung, interessirt werden, sind alle so bekannt, und ihre Nachahmung ist zum Theil für den Schauspieler so äuſserst schwer, daſs ich sie übergehe. Den Frost, das Zittern der Glieder, ahmt man ohne Schwierigkeit nach; die Verwandelung der Gesichtsfarbe wird man durch Vorstellungen der Phantasie nur sehr selten, und sicher nie durch kalten Vorsatz, bewirken. Denn so gewiſs es ist, daſs auch die letztere Erscheinung durch Einwirkung der Seele erfolgt; so sind doch die Werkzeuge, wodurch sie hervorgebracht wird, gleichsam so ungelenk, so schwer in Bewegung zu setzen, daſs die volle Stärke gegenwärtiger Empfindungen, in welchen die ganze Seele mit aller ihrer Kraft beisammen ist, dazu erforderlich scheint. — Lassen Sie mich also lieber gleich zu dem *figürlichen* Gebrauch der angegebenen absichtlichen Bewegungen kommen!

Eigentlich, sehen Sie wohl, kann man vor keinem Übel zurücktreten, keinem die Hände entgegenwerfen, das *nicht sinnlich,* gegenwärtig, an einem bestimmten Orte befindlich ist; und doch tritt man, auch auſser diesen Fällen, vor üblen Nachrichten jeder Art, vor frechen, boshaften, verabscheuten Gedanken, die ein Mitunterredner vielleicht mit eigenem Unwillen nur wiederholt, sogar vor eigenen Ideen zurück, die Herz und Gewissen als unedel, als abscheulich verwerfen. Wenn *Medea* *) in ihrer rachgierigen Wuth gegen *Jason* überlegt, wie sie ihm die tödtlichste, schmerzhafteste Wunde schlagen könne; und diese Überlegung sie zu dem schrecklichen Wunsch, und der noch schrecklichern Frage, führt: „Daſs er schon Kinder von Kreusen hätte! ... Hat er nicht Kinder?“ so fährt sie gleichsam vor sich selbst mit verwand-

---

*) Dritter Auftritt, S. 10.



Univ. Bibl.
M[illegible]n

tem Angesichte, die Hände vorgeworfen und den Körper weit übergezogen, zusammen, indem plötzlich die empörte Natur aus dem Herzen der Mutter herausschreit: „Entsetzlicher Gedanke! Wie „Schauder des Todes durchbebt er mein „Gebein.“ *(Fig. 26.)* Und so überhaupt zieht sich der Mensch vor jeder miſsfälligen Idee, sobald sie nur einigen Grad der Lebhaftigkeit erlangt, wie vor einem sinnlichen gegenwärtigen Übel, zurück; mag sie übrigens von ihm selbst gedacht oder nur ihm mitgetheilt seyn.

Das Nehmliche geschieht beim Erstaunen, wenn sich befremdende unglaubliche Ideen unserem Verstande gleichsam aufdringen wollen. Das Übel für den Verstand ist der Irrthum; und wie kein Übel gern allein ist, so sind auch mit diesem insgemein noch andre verbunden: man geräth dabei leicht, wenn auch nur in kleine augenblickliche, Verlegenheiten; man setzt sich der Gefahr aus, durch Leichtgläubigkeit lächerlich zu werden. Daher entfernt man sich im ersten Augenblicke von dem Erzähler ganz unwahrscheinlicher Dinge, die übrigens für die eigene Glückseligkeit völlig gleichgültig seyn können: man entfernt sich beim ersten Anhören paradoxer, wenn gleich bloſs theoretischer, Sätze; ja sogar vor dem plötzlich erscheinenden Freunde tritt man, wie vor einem Gespenste, zurück, wenn man diesen Freund schon längst verloren oder doch auf hundert Meilen von sich entfernt glaubte. Es versteht sich, daſs man auch hier die Gefahr des Irrthums zu erkennen und zu ermessen bemüht ist: daſs man z. B. den Freund, um ihn mit dem Bilde in der Phantasie zu vergleichen; den Erzähler, um Scherz oder Ernst aus dem Spiel seiner Mienen zu schlieſsen, mit forschendem unverwandtem Auge, vielleicht auch den letztern mit einem kleinen Lächeln, mit einem Blick voll Ernstes oder Verachtung ansieht, um aus der Art, wie er diesen Blick durch Mienen oder Worte erwiedert, seiner wahren Gedanken gewiſs zu werden. — Ich könnte der Beispiele solcher figürlichen Ausdrücke mehrere geben. Eine lebhafte Verneinung, eine mit Unmuth gesprochene abschlägige Antwort, begleitet man gern mit weggewandtem Gesichte und allemal mit verwandter Hand, als ob man Frage oder Bitte von sich abhalten, zurückstoſsen wollte; hingegen bei lebhafter Bejahung, bei gütiger herzlicher Bewilligung, braucht man bald die flache, bald die verwandte Hand: das eine mal, als ob man sie zum Einschlagen hinböte, das andre mal, als ob man selbst sie einschlagen oder doch den Mitunterredner faſsen wollte; und dieses Einschlagen oder Faſsen ist, wie Sie leicht einsehen, nichts als bildliche Vorstellung der Einigkeit des Verstandes oder des Willens.

Vorzüglich bemerkenswerth scheint mir noch die Übertragung der Gebehrde des Ekels, des sinnlichen Abscheues, auf moralische Gegenstände: denn Sie müssen bemerkt haben, daſs der Ausdruck der Verachtung gern eine kleine Nuance von Ekel annimmt; daſs man, bei Vorstellung nichtswürdiger Handlungen, kriechender Schmeichelei, kleinmüthigen Flehens, feigen Erduldens grober Beleidigungen, die gerümpfte Nase, wie vor einem widrigen Geruche, heraufzieht; daſs man sogar, bei äuſserst bittrer Verachtung, ausspeit, oder doch wenigstens durch Pfuy! dieses Ausspeien andeutet: nicht anders, als ob man den Mund von faulgewordnen, verpesteten Säften reinigen wollte. — Andere Übel sind in sich selbst reell und achtungswürdig: wir zittern, weil wir ihre Gröſse mit unsrer Kleinheit, ihre Kraft mit unsrer Schwäche vergleichen; das Ekelhafte fliehen wir wegen seiner eigenen innern Unvollkommenheit und Verderbniſs: wir empfinden Abscheu ohne Furcht, ohne Achtung; und dies ohne Zweifel ist der dunkelgedachte Grund jener Metapher. —

Ich schlieſse mit der kurzen Erinnerung: daſs auch das Spiel der Furcht voll Bewegungsgründe ist, wenn das gefürchtete Übel von dem Entschluſs eines freien Wesens abhängt; und daſs auch hier, nach Verschiedenheit der Charaktere und des

Verhältnisses, diese Bewegungsgründe gar sehr verschieden sind: daſs man bald mehr zu rühren, bald durch angenommenen Muth mehr zu schrecken sucht; bald sich demüthigt, bald trotzt, bald fleht, bald liebkost.

Siebzehnter Brief.

Begierde nach Wegräumung, nach Zerstörung eines Übels kann etwas anders als *Zorn* seyn; aber nur unter der Gestalt des Zorns, der, so viel ich weiſs, bei allen alten Weltweisen mit Straf- und Rachbegierde Eins ist *), hat sie ihr eigenthümliches merkwürdiges Spiel: denn auſserdem zeigt sich von der Seele im Körper nichts, als ihre Entschlieſsung, ihr Eifer, verbunden vielleicht mit dem Ausdruck anderer Affecten, wie der Furcht, der Angst, des Verdrusses. Aber, wo es empfindende Wesen sind, die uns willkürlich kränken, weil sie uns auf eine

*) MENAG. *ad Diog. Laert. lib. 7, segm.* 113.

oder die andre Art als unschädliche Wesen verachten *), als Wesen, die sie entweder geradezu ungestraft, oder doch hinterlistiger Weise unentdeckt, beleidigen können; wo wir über den Schmerz, den wir selbst empfinden, bei dem Beleidiger boshafte tückische Freude vermuthen: da entbrennt die Begierde nach Rache, nach dem Tausch dieser Empfindungen; die sämmtlichen Kräfte der Natur strömen nach auſsen, um die Freude des Boshaften durch ihren fürchterlichen Anblick in Schrecken, durch ihre verderbliche Wirkung in Schmerz, hingegen unseren eignen bitteren Verdruſs in wollü-

---

*) *Aristoteles* läſst allen Zorn aus Verachtung entstehen. Denn er erklärt ihn als ορεξιν, μετα λυπης, τιμωριας φαινομενης δια φαινομενην ολιγωριαν… *Rhet. lib.* 2, *cap.* 2. Er läſst sich in ein umständliches Räsonnement ein, um diese Erklärung zu bestätigen.

stiges Gefühl unsrer Stärke, unsrer Furchtbarkeit zu verwandeln. Es ergiebt sich hieraus, was schon längst von den Moralphilosophen bemerkt worden: daſs dieser Affect am natürlichsten gegen denkende freie Wesen, gegen Personen erwacht; weniger natürlich gegen Thiere, die weder beleidigen noch verachten, sondern nur schaden können, und völlig unnatürlich gegen todte leblose Wesen. Jedermann betrachtet es als eine Art von Verrückung, von Sinnlosigkeit, wann *Xerxes* das Meer geiſseln, ihm Ketten anlegen und Brandmääler aufbrennen läſst *). Eine so weit getriebene Raserei war vielleicht nur bei einem Könige möglich, der, weniger als andre Menschen der unangenehmen Erinnerung an seine Ohnmacht und Abhängigkeit gewohnt, sich eine Art von Trost in dem wahnsinnigen Selbstbetruge schuf, als ob er auch dem tobenden Meer die erlittene Kränkung vergelten, zurückgeben könnte.

---

*) PLUTARCH. *περι αοργησιας: ed. Reisk. vol. 7. p.* 787. Verglichen HERODOT. *lib* 7. *cap.* 55.

Der Zorn rüstet, wie gesagt, alle äuſsern Glieder mit Kraft; vorzüglich aber waffnet er diejenigen, die zum Zerstören geschickt sind. Wenn überhaupt die mit Blut und Säften überfüllten äuſsern Theile strotzen und zittern, und die gerötheten rollenden Augen Blicke wie Feuerstrahlen schieſsen: so äuſsert sich besonders in Händen und Zähnen eine Art von Empörung, von Unruh: jene ziehen sich krampfhaft zusammen; diese werden gefletscht und knirschen. Es ist die nehmliche Unruhe, die im Zustande der Wuth Eber und Stier, jeder in seinen Waffen, empfinden: der eine in seinen Hauern, die er gleichsam zum Angriffe wetzt; der andre in seinen Hörnern, mit denen er den Boden aufwühlt und Wolken von Sand in die Luft stäubt. Überdies schwellen noch, besonders in der Gegend des Halses, der Schläfen und der Stirne, die Adern; das ganze Gesicht erscheint wie Eine Gluth, Eine Verzuckung; seine Röthe ist, wegen der Überfüllung mit Blut, nicht mehr die schöne Röthe des Verlangens, der Liebe; alle Bewegungen sind eckig und von der äuſsersten Heftigkeit; der Schritt ist schwer, gestoſsen, erschütternd. — Sie werden sagen: daſs diese Veränderungen wenigstens nicht immer Statt finden; daſs z. B. der Zornige eben so oft zu erbleichen als zu glühen pflege. Ich antworte: daſs die wollüstige Empfindung der Rachgierde mit der unangenehmen der erlittenen Kränkung abwechseln kann, oder wenn Sie lieber die Vereinigung beider Empfindungen Zorn nennen: „daſs dieser Zorn aus der Unlust über „eine empfangene Beleidigung, und aus „der Begierde sich zu rächen, zusammen„gesetzt ist.“ Der Philosoph, aus dem ich diese letztern Worte entlehne, fährt fort: „Diese Vorstellungen ringen in ei„nem aufgebrachten Gemüthe mit einan„der, und bringen ganz entgegengesetzte „Bewegungen hervor, nachdem bald diese „bald jene die Oberhand gewinnt. Bald „ergieſst sich das Blut in die äuſsern „Theile des Zornigen; die Augen ragen „hervor und werden feurig, das Ange„sicht roth; er stampft mit den Füſsen, „schlägt um sich und tobt wie ein Ra„sender: dieses sind die Kennzeichen der „herrschenden Begierde sich zu rächen. „Bald kehrt das Blut zum Herzen zurück; „das

„das wilde Feuer der Augen verlischt, „und sie sinken tief in ihre Höhlen: das „Angesicht erblaſst, und die äuſsern Glie„der hangen kraftlos zur Erde. dieses „sind die untrüglichsten Kennzeichen der „herrschenden Unlust über die empfan„gene Beleidigung *).“ So richtig diese Bemerkungen sind; so muſst' es doch mir, der ich noch bloſs mit Begierde zu thun habe, erlaubt seyn, den Zorn nur von seiner einen Seite, die noch dazu die am meisten charakteristische ist, zu betrachten.

Wenn Sie Sich die sämmtlichen angegebenen Gebehrden des Zorns zusammendenken; so kömmt die zurückschreckendste, und wenn Sie noch den schäumenden giftigen Geifer, der im höchsten Zorne

---

*) Man s. *Mendelssohns* Philos. Schriften, Th. 2, S. 34. 35.

von den seitwärts geöffneten Unterlippen herabflieſst, hinzunehmen, zugleich die ekelhafteste Häſslichkeit hervor, die dem ruhigen Zuschauer vor einer so verunstaltenden, zerrüttenden Leidenschaft einen tiefen Abscheu einprägt. Ob auch der Zornige selbst, solange die Leidenschaft in ihm anhält, seinen eigenen Anblick verabscheuen würde? läſst sich bezweifeln. *Plutarch* zwar läſst seinen *Fundanus* sagen: daſs er es einem verständigen Bedienten nicht übel deuten würde, wenn er ihm, so oft er in Zorn geriethe, den Spiegel vorhielte: denn der Anblick seiner selbst in einem so widernatürlichen Zustande würde ihn gewiſs den Zorn verabscheuen lehren *). — Allein ich denke, der verständige Bediente würde seinen Verstand eben dadurch beweisen, daſs er den Spiegel stehn lieſse; denn er liefe groſse Gefahr, ihn an den Kopf zu bekommen. Mit *Minerva,* von welcher hier Plutarch erzählt, daſs sie die Flöte unwillig von sich warf, da sie in einem Bache die Verstellung ihrer Gesichtszüge beim Blasen derselben wahrnahm, verhielt es sich anders: die Göttinn war ruhig, und hatte als Frauenzimmer das Interesse, immer schön, nie häſslich zu scheinen. Sie wollte selbst durch das Spielen der Flöte gefallen; aber der Zornige will Furcht einjagen, will schrecken. Hören Sie, was *Seneca* davon sagt: *Speculo equidem neminem deterritum ab ira credo. Qui ad speculum venerat, ut se mutaret, jam mutaverat. Iratis quidem nulla est formosior effigies, quam atrox et horrida; qualesque esse, etiam videri volunt* *).

---

*) Am angef. Ort, p. 789.

---

*) *De Ira: lib. 2. cap. 36.*

Ich plaudre mich, wie ich so eben merke, ziemlich weit von meiner Materie weg; allein was könnt' ich auch von den Gebehrden der Rachgierde, nach dem angeführten Römer, noch weiter sagen? Er hat, in jedem seiner drei Bücher vom Zorne, eine eigne Beschreibung davon gegeben; und jede derselben ist so beredt, ist so ausführlich, daſs selbst sein geschworner Verehrer *Lipsius* mit einigem Unwillen ausruft: *ubique diffuse, et cur toties?* *) Wählen Sie Sich aus

---

*) *Comment. in Senec. p. 2, not. 5.* — Die Stellen des *Seneca* finden sich *lib. 1, cap. 1; lib. 2, cap. 35; lib. 3, cap. 4.* Ich setze zur Probe die erste hieher: *Flagrant et micant oculi, multus ore toto rubor, exaestuante ab imis praecordiis sanguine; labia quatiuntur, dentes comprimuntur, horrent ac subriguntur capilli, spiritus coactus ac stridens; articulorum se ipsos torquentium sonus, gemitus mugitusque, et parum explanatis vocibus sermo prae-*

den drei Stellen aus, welche Ihnen die schönste und reichhaltigste dünkt; und lassen Sie mich nur noch die einzige Erinnerung für den Schauspieler herwerfen: daſs seine Nachahmung des Zorns auf einen andern Endzweck gerichtet ist, als der wirkliche Zorn; und daſs er bei einem Affecte, dessen Äuſserungen so leicht ins Häſsliche und Ekelhafte fallen, sich vor allzuviel Wahrheit, und vollends vor Übertreibung, noch ein wenig mehr zu hüten hat, als bei andern Affecten.

ruptus, et complosae saepius manus, et pulsata humus pedibus, et totum concitum corpus magnasque minas agens, foeda visu et horrenda facies depravantium se atque intumescentium. Nescias, utrum magis detestabile vitium sit, an deforme.

Achtzehnter Brief.

Ganz gewiſs steckt eine kleine Bosheit hinter der Frage: zu was für einer *Classe* von Ausdrücken ich die meisten des Zorns und der Rachgierde zähle? Sie wollen mir, denk' ich, auf eine glimpfliche Art zu erkennen geben, wie schwankend und unbestimmt die gemachte Eintheilung sei, und wie sie oft Verwirrungen eher stifte als hebe. Aber wo hab' ich denn auch gesagt, daſs ich diese Eintheilung für logischpräcis und vollkommen halte?

Es scheine, sagen Sie, daſs ich alle Veränderungen im Blute zu den physiologischen Ausdrücken wolle gezogen wissen, und doch zeige sich beim Erblassen und Erröthen auch etwas der Seelenfaſsung Analoges: denn das Blut trete zurück, wo der Mensch sich selbst, seine Gefahr, seine Unvollkommenheit beherzige; es ströme in die äuſsern Theile, wo er seinen Feind, seine eigne Kraft, seine wollüstige Rache denke. — Gut! antworte ich; so nehmen Sie denn jene Erscheinungen aus der Classe der physiologischen in die der analogischen hinüber. — Aber zugleich, fahren Sie fort, könne man sich kaum erwehren, bei diesem Erblassen und Erröthen etwas Absichtliches, etwas zwar nur instinctartig, aber darum doch immer von der Seele Veranstaltetes zu denken. Die Seele scheine innerlich, bei heftigen Anwandelungen der Furcht, Blut und Säfte eben so, wie äuſserlich den ganzen Körper, retten zu wollen; sie fliehe mit jenen in die verborgensten Gefäſse des Lebens, wie sie mit diesem in die entlegensten sichersten Schlupfwinkel fliehe. Hingegen treibe sie beim Zorn, der Absicht der Rache gemäſs, alle Kräfte nach auſsen, und vorzüglich in die zum Angreifen schicklichen Theile. — Das ist abermals wahr, und so heben Sie denn meinetwegen diese Ausdrücke aus der Classe der analogen wieder heraus, und tragen sie in die höhere der absichtlichen ein. Nur sehn Sie dann zu, wie Sie mit den Freunden des Mechanismus, und unter andern mit einem Manne wie *Haller*, fertig werden.

So gar viele Mühe zwar mögte Ihnen die Widerlegung dieses gröſsern Physiologen als Philosophen nicht kosten: denn seine Argumente, wie ich aufrichtig gestehn muſs, sind nicht die stärksten. Wenn er sagt: daſs es die gröſste Abgeschmacktheit von der Seele seyn würde, im Affecte der Furcht den Knieen die Kraft zu entziehen, und sie dadurch des Vermögens zur Flucht zu berauben *); so können Sie ihm entgegensetzen: daſs eine solche Abgeschmacktheit sich durch die Hitze und Verwirrung des Affects vollkommen erklären lasse. Warf doch Jener, der im dritten Stocke wohnte und das Seinige bei entstandener Feuersbrunst retten wollte, Spiegel und Porcellan und Gläser zum Fenster hinunter! Die Seele handelt da freilich äuſserst tumultuarisch, und sie kann auch in ihren Körper über-

---

*) *Elem. Physiol. tom. 5, lib. 17, §. 7, p. m. 588. In metu, ad fugiendum imminens malum, si propriam conservationem finem eorum motuum facias; quid absurdius tremore genuum, debilitate suborta? In ira, quid in emota bile et diarrhoea boni ad ulciscendum hostem; quid in epilepsia?*

haupt nicht anders als nach sehr dunkeln Ideen wirken; nach Ideen, die noch ein wenig dunkler als diejenigen sind, welche sich so Viele von den dunkeln Ideen selbst scheinen gemacht zu haben. — Wenn Haller ferner fragt: was die erregte Galle, was Durchlauf und Epilepsie, mit der Absicht sich an seinem Feinde zu rächen, gemein haben? so können Sie antworten: daſs man das erste nicht wisse, und daſs die beiden letzten Wirkungen, vermuthlich wider alle Absicht der Seele, durch den bloſsen Mechanismus des Körpers erfolgen, der überhaupt, wenn man Erscheinungen dieser Art erklären wolle, nie dürfe vergessen werden. Denn zu geschweigen, daſs nur durch diesen Mechanismus die Einwirkung möglich wird, so kann das Spiel der einmal angestoſsenen Maschine nicht nur ganz fremde, sondern, wie schon gesagt, auch ganz widerwärtige Folgen hervorbringen, und statt der Selbsterhaltung, welche die dunkelgedachte Absicht war, Zerrüttung und Zerstörung bewirken. — Sie sehen, ich fahre nur äuſserst leicht, und mehr wie im Scherze, über diese Materie hin; aber wozu auch eine so episodische, von meinem eigentlichen Zweck so entlegene Untersuchung? eine Untersuchung, die noch überdies, ihrer Natur nach, nie kann zu Ende gebracht werden? Lassen Sie uns, wenigstens hier, eine Frage völlig aufgeben, bei deren feinster und glücklichster Entscheidung wir doch zuletzt unsre Unwissenheit, in Ansehung des Hauptpunctes, würden bekennen müssen! Lassen Sie uns die Hülle lieber gar nicht anfaſsen, von der wir schon wissen, daſs auch die vertrautesten Lieblinge der Natur sie nicht haben wegheben dürfen! — —

Für Ihre Bemerkung, wie der Zorn von seinem wahren Gegenstande sich oft *auf ganz fremde* und unschuldige *abzuleiten* pflege, danke ich Ihnen recht sehr; der Schauspieler kann davon in der That vielen Nutzen ziehen. Nur sehe ich nicht, warum Sie aus den vielen Beispielen beim *Home,* dem Sie Ihre Bemerkung schuldig zu seyn gestehen, gerade dasjenige ausheben, welches mir das am wenigsten treffende scheint. „Im *Othello,*“ sagt Home *), „hat *Jago* durch zweideutige Winke und verdächtige Umstände „die Eifersucht des Othello erregt, welche „diesem gleichwohl noch zu wenig gegründet scheint, um sie an *Desdemona,* „dem eigentlichen Gegenstande derselben, „auszulassen. Die hiedurch entstehende „Verwirrung und Beängstigung seiner

---

*) Grunds. der Krit. Th. 1, S. 109.

„Seele reizt auf einen Augenblick seinen Zorn wider den Jago, den er zwar „noch für unschuldig, aber doch für denjenigen ansieht, der zu dieser Eifersucht „Gelegenheit gegeben *).“ Ich denke, daſs hier der Zorn gar nicht den unrechten, sondern völlig den rechten Gegenstand faſst: denn Othello, der von Desdemonens Reizen zu sehr bezaubert ist, und die Martern der Eifersucht zu grausam und unerträglich findet, neigt sich ganz sichtbar von dem Zweifel an Desdemonens Keuschheit zu dem ganz entgegengesetzten an Jagos Rechtschaffenheit. — Besser, däucht mir, hätte Home gethan, wenn er die anderswo gemachte Bemerkung, daſs der Bote einer verhaſsten Nachricht selbst verhaſst werde, hiehergezogen, und durch ein sehr reden-

---

*) Dritt. Aufzug, dritt. Auftritt.

des Beispiel aus *Shakspeare's Antonius und Kleopatra* *) erläutert hätte. Doch trifft der Zorn auch noch hier, wenn Sie die Erklärung des *Aristoteles* annehmen wollen, keinen ganz falschen Gegenstand; denn die Kälte und Ruhe eines Boten, bei unserm eigenen bittern Verdrusse, scheint uns, nach der Meinung dieses Weltweisen, eine Art von Beleidigung, von Verachtung, und bringt uns also ganz natürlich in Hitze **).

---

*) Zweit. Aufzug, fünfter Auftritt.

**) *Rhetor.* am angef. Orte: *ed. Lips. p.* 87. Aristoteles häuft hier eine Menge Bemerkungen, die sich alle aus seinem festgesetzten Begriff vom Zorn erklären lassen. Er hatte vorher gesagt: *ὀργιζονται ... και τοις επιχαιρουσι ταις ατυχιαις· και ὁλως ευθυμουμενοις εν ταις ἑαυτων ατυχιαις· η γαρ εχθρου, η ολιγωρουντος σημειον.* Und dann folgt die im Text angeführte Bemerkung: *και τοις μη φροντιζουσιν, εαν λυπωσι· διο και τοις κακα αγγελλουσιν οργιζονται.*

Indeſsen ist doch so viel gewiſs, daſs nicht der unschuldige Bote, sondern der treulose Geliebte selbst, wenn er itzt eben hereingetreten wäre und nur nicht andre Betrachtungen es verhindert hätten, den Zorn der *Kleopatra* würde empfunden, und daſs die Königinn auch an einem bloſsen Briefe, der doch sicher weder an ihrem Schmerz hätte Theil nehmen noch ihrer schonen können, Wuth und Rache würde ausgelassen haben. Wie oft sehen wir Briefe in der Hand zerknittern, mit Füſsen treten, mit den Zähnen zerreiſsen! — Vielleicht bringen wir die ganze Sache aufs Reine, wenn wir, ohne bloſs von fremden und unschuldigen Gegenständen zu reden, uns allgemeiner fassen, und sagen: daſs die Rachgier eine wüthende Leidenschaft ist, die nicht leicht innerhalb des Menschen verstürmt und versiedet; daſs sie da wo sie des gewünschten eigentlichen Gegenstandes entbehrt, sich freilich am liebsten an solchen Dingen, lebendigen oder leblosen, erholt, die mit jenem Gegenstande in irgend einer nähern Verbindung stehen; daſs sie aber auch da, wo sie keiner andern Dinge habhaft werden kann, gegen ganz fremde und unschuldige Wesen wüthet, die sie wirft, schlägt, zerstampft, zerbricht, zerreiſst; und daſs sie endlich, wo sie auch auf diese Art sich nicht äuſsern kann oder darf, sich gierig, wie der Hunger, gegen den Menschen selbst kehrt und ihn mit aller ihrer glühenden Hitze anfällt. Die wilde Begierde des Menschen ist nun einmal erweckt, und sein ganzes Nervensystem in Unruh: es däucht ihm ein geringeres Leiden, sich die Lippen blutig zu beiſsen, die Nägel zu zerkäuen, das Haar zu zerraufen, oder wie jener Italiäner, der nach und nach seine ganze Börse verlor, bei äuſsrer scheinbarer Ruhe, mit der im Busen verborgenen Hand sich heimlich das Fleisch zu zerkneipen, als ohne irgend eine gewaltsame Handlung ruhig und müssig zu bleiben. Die Hände, die Zähne, die Füſse, wollen schlechterdings etwas zu thun haben: man sieht ihre unruhige Bewegung schon bei gehaltenem geringern Verdrusse; der Mensch nagt immer ein wenig die Unterlippe, wiegt den Fuſs hin und her, tritt gegen die Erde, zieht die Schöſse der Weste nieder, knöpft auf und zu, stöſst den Boden des Huts ein oder zerwirkt ihn, fährt sich hinter die Ohren und kraut in den Haaren. — Daſs die Hände so vorzüglich gern den Weg in die Haare nehmen, zeugt von einer unangenehmen Veränderung in der Haut des Kopfes, dergleichen sich auch bei den Affecten der Furcht und des Schreckens äuſsert.

Ich denke so eben, ob nicht diese *Ableitung* des Affects auf verwandte und auf völlig fremde Gegenstände einer der Puncte seyn sollte, die sich, mehr oder weniger, bei allen Begierden finden? Von der Furcht wenigstens ist es bekannt, daſs sie in ihren höhern Graden die Idee der Gefahr auf alle, auch die unschädlichsten Gegenstände überträgt, und vor jedem Geräusch, jedem Schatten zurückbebt. Sie erinnern Sich des vortrefflichen Gemäldes im *Virgil*, wo *Aeneas* seinen grauen Vater auf den Schultern aus dem brennenden Troja trägt und den kleinen *Ascanius* neben sich herführt.

— — Ferimur per opaca locorum;

Et me, quem dudum non ulla injecta movebant
Tela, neque adverso glomerati ex agmine Graji,
Nunc omnes terrent aurae, sonus excitat omnis
Suspensum, et pariter comitique onerique timentem *).

Auch bei der annähernden Begierde findet sich unter gewissen Umständen etwas Ähnliches. Ich werde sogleich Gelegenheit haben davon zu reden, und werfe also hier nur die flüchtige Bemerkung her: daſs die freudenvolle Liebe, nicht nur wenn sie ihres eigentlichen Gegenstandes entbehrt, sondern oft auch im vollen Entzücken des Besitzes, sich in Wohlthätigkeit, Liebkosungen und Umarmungen auch gegen andere umgebende Wesen äuſsert. *Lessings Minna*, die ih-

---

*) *Aeneid. lib.* 2, *v.* 725—729.

ren Geliebten wiederzusehen hofft, beschenkt indessen ihr Kammermädchen; *Cumberlands Westindier* umarmt, nachdem er die Hand seiner *Dudley* erhalten, die ganze Gesellschaft. Die Liebe reiſst hier, eben so ungestüm wie der Zorn, Alles was sich ihr nähert, in ihren Wirbel.

Neunzehnter Brief.

„Keine Leidenschaft der Seele,“ läſst *Hemsterhuis* seinen Sokrates sagen, „ist „als Leidenschaft der Seele, sondern nur „insoferne sichtbar, als sie auf die sichtbaren Theile des Körpers wirkt. Nun „ist diese Wirkung von zwei verschiedenen Arten: die eine Art verändert bloſs „die Modificationen der sichtbaren Theile „des Körpers, und dies ist der Fall bei „der Traurigkeit, der Niedergeschlagenheit, der Hoffnung; die andere Art „bringt diese Veränderungen hervor, damit eine äuſserliche Wirkung daraus „entstehe, wie bei dem Zorn, der Furcht,

„oder dem Verlangen *).“ Das ist, wie Sie sehen, ungefähr der nehmliche Unterschied, den auch ich unter den Affecten festgesetzt, und wonach ich sie in Begierde und Anschauen getheilt habe. Begierde ist mir nur das, was sich durch sichtbare charakteristische Bewegungen des Strebens wirklich als Begierde ankündigt; alles Übrige, was zwar im Grunde auch, wie überhaupt jede Wirkung der Seele, eine Art von Streben ist, aber nicht sichtbar als Streben erscheint, setz' ich unter dem Namen des bloſsen Anschauens der Begierde entgegen. — Der Naturlehrer weiſs es sehr wohl, daſs der Magnet das Eisen nur durch einen steten unsichtbar ausströmenden Wirbel fest-

---

*) In dem Gespräche: „Simon oder von den Kräften der Seele.“ Man s. Vermischte philosophische Schriften, Th. 2, S. 277 folgg.

hält; daſs nur die zu mächtigen Hindernisse den unaufhörlichen Trieb zum Losschnellen in der eingepreſsten Feder unwirksam machen; daſs sich überhaupt in der ganzen Natur nirgend und nie auch nur ein Augenblick Ruhe findet; aber soll er denn darum, weil alle Ruhe nur Schein ist, auch niemals von Ruhe reden? niemals die Ruhe der Bewegung entgegensetzen? Und soll der Mimiker die Leidenschaft der Liebe, auch da wo sie kein Bestreben nach Annäherung, den Haſs, auch da wo er kein Bestreben nach Angriff ausdrückt, Begierde nennen, weil jene in der That an den Reizen der Schönheit, wie die Biene an den Süſsigkeiten der Blume, im Stillen fortsaugt? oder weil dieser, wie das aufgehängte Schwert des *Dionys* *), immer fallen und

---

*) MACROB. *in Somn. Scip. lib.* 1, *cap.* 10.

im Fallen verwunden mögte? — Wenn es Ihnen sonderbar scheint, daſs ich gerade itzt auf diese Materie komme; so erinnern Sie Sich der Einwürfe, die Sie meiner Eintheilung gleich damals als ich sie machte, entgegensetzten, und die Sie mir itzt, da ich zu den Affecten des *Anschauens* fortgehe, ohne diese Vorerinnerung leicht wiederholen könnten.

Der Mimiker, der nur mit den äuſsern Erscheinungen der Leidenschaften zu thun hat, muſs sich überhaupt dem Philosophen, der ihre innre Natur entwickelt, nicht zu ängstlich zur Seite halten, und ihm weder in Erklärungen noch in Eintheilungen zu gewissenhaft folgen. Denn es giebt für den Philosophen *Einheit*, die für den Mimiker *Mannichfaltigkeit* wird; und wiederum giebt es für den Philosophen Mannichfaltigkeit, die sich für den Mimiker in Einheit verwandelt. Eine und dieselbige Quelle kann in mehrere Bäche ausströmen, aber auch verschiedene Quellen können zu Einem ungetheilten Bache zusammenflieſsen. — Doch ich finde, daſs ich mich so im Allgemeinen, weder mit noch ohne Bild, recht verständlich mache, und ich will also lieber von beiden Fällen, da die Sache nicht unwichtig ist, einige Beispiele geben.

Der Philosoph kann den Neid, wenn er will, von der Miſsgunst unterscheiden: er kann sagen, daſs jener aus Selbstsucht, dieser aus Feindschaft entspringe; daſs *Cato* den Feinden der Republik, die er als seine eigenen ansah, ihre Ehrenämter nur gemiſsgönnt, *Cäsar* und *Pompejus* ihre Vortheile einander beneidet haben. Der Unterschied ist merkwürdig und wahr;

aber um ihn zu finden, muſs man bis ins Innre der Seele dringen: im äuſsern Gebehrdenspiel zeigt sich keiner. Beide Affecten verziehen das Gesicht zum Verdrusse; beide können ihren Gegenstand mit seitwärts geworfenen Blicken anschielen, beide dem Körper eine halbverwandte Stellung geben. Nicht einmal der stärkere oder geringere Grad, das Edlere oder Unedlere des Ausdrucks, kann hier zum Unterschied dienen: denn Miſsgunst kann eben so heftig als Neid, und kann eben so unedel seyn. Zu geschweigen, daſs auch Neid und Miſsgunst zusammen in ihrem Ausdruck nichts Eignes haben, wodurch sie sich vom Argwohn oder wenigstens vom Haſs unterscheiden. — *Le Brun* zeichnet uns zuerst die Eifersucht, dann den Haſs. Wir hoffen, unter den zwei verschiednen Rubriken, zu den zwei verschiednen Blättern, nun auch zwei verschiedne Beschreibungen zu lesen; aber vergebens! Er beruft sich, da er vom Hasse reden soll, auf das was er von der Eifersucht gesagt hat, und findet nicht, daſs jener Affect in seinem Ausdruck etwas Verschiednes oder Besonderes habe*). Gesetzt, daſs wirklich Eifersucht und Haſs alle ihre Züge, und daſs sie sie immer, mit einander gemein hätten: warum machte sich der Künstler die vergebliche Mühe? warum sparte er nicht als Schriftsteller die Worte, und als Zeichner die Kreide?

Aber ist es denn in der That mit Haſs und Eifersucht eben der Fall, wie mit Neid und Miſsgunst? Erscheint wirklich

---

*) Am angef. Ort, S. 29. *Comme la haine et la jalousie ont un grand rapport entr'elles, et que leurs mouvemens extérieurs sont presque semblables, nous n'avons rien à remarquer en cette passion de différent ni de particulier.*

die Eifersucht nur unter der Gestalt des Hasses, und hört sie auf zu seyn was sie ist, sobald sie unter einer andern erscheint? Sie sehen hier, wenn ich nicht irre, den zweiten Fall, wo der Philosoph in der Quelle mannichfaltiger Bewegungen Einheit entdeckt, die der Mimiker in diesen Bewegungen selbst nicht gewahr wird und die also auch der Zeichner nicht darstellen kann. Wenn Sie die Eifersucht des Ehrgeizes betrachten; so gehört ihr Ausdruck bald der Scham, bald dem zornartigen Verdruſs, bald der Wehmuth, ohne daſs sich in allen diesen Äuſserungen das Eigne, das Charakteristische angeben lieſse, welches nur der Eifersucht zukäme, und welches z. B. die Thränen die der junge *Cäsar* bei *Alexanders* Geschichte weint *), von den

---

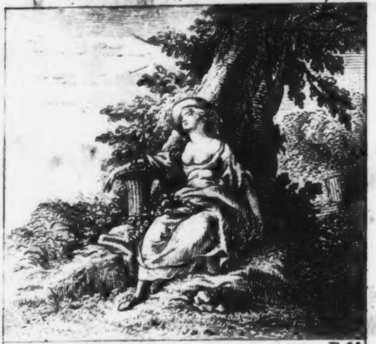
*) Man s. *Plutarch* verglichen mit *Sveton*: Beide in Cäsars Leben.

Thränen jeder andern edlen Traurigkeit unterschiede. Wenn Sie vollends die Eifersucht der Liebe betrachten; so haben Sie einen wahren Proteus, der nie eine eigne und jeden Augenblick eine andre Gestalt zeigt. *Othello* wüthet, weint, hohnlächelt, späht mit argwöhnischem Blick, jammert, fällt in Ohnmacht, schlägt, mordet: alle diese Ausdrücke gehören der Eifersucht; aber wie unendlich abweichend und mannichfaltig sind sie! wie wenig sich selbst in jedem Augenblick ähnlich! Nichts Beständiges und Bleibendes in allen diesen Veränderungen; nichts in irgend einer, worin wir gerade nur Eifersucht und keinen andern Affect erblickten! Was für ein Gebehrdenspiel kann also der Mimiker, der Künstler, der leidenschaftliche Entwürfe als Muster vorzeichnet, diesem Affecte geben? Keines.

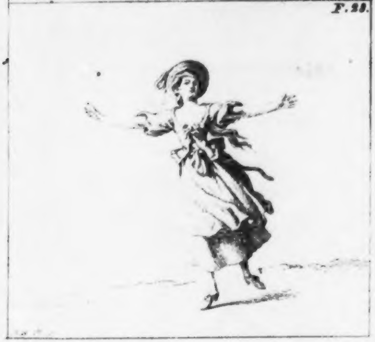
Den Haſs, die Wehmuth, den Hohn; alle die einfachen oder gemischten Ausdrücke, welche nach und nach die Eifersucht annimmt, mag er bestimmen können: aber die Züge der Eifersucht selbst, eben weil diese keine eigenen hat, kann er nicht bestimmen. *Le Brun*, wie gesagt, hat die Miene des Hasses angegeben; aber nicht aller Haſs ist Eifersucht, und nicht alle Eifersucht zeigt sich als Haſs. Hätte er diese Leidenschaft als allegorische Person in einem wirklichen Gemälde aufzuführen gehabt: so hätte er sie freilich nur von Einer Seite fassen können, und hätte sie am besten von ihrer merkwürdigsten, gewöhnlichsten gefaſst, unter welcher man sie vorzüglich denkt; aber als Lehrer des Ausdrucks, der die wesentlichen Grundzüge der Affecten angeben will, die sich bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Modificationen erhalten, hätte er sie *nicht* zeichnen, hätte er auf die Zeichnungen aller andern Affecten, deren Gestalt die Eifersucht annimmt, bloſs hinweisen, und es der Beurtheilung des Künstlers überlassen sollen, was für einen Ausdruck er nach Maaſsgabe der jedesmaligen Situation zu wählen, und mit welchen andern er ihn zu versetzen, zu mischen habe? —

Entzücken und Verzweiflung sind Wörter, mit welchen man die äuſsersten Grade angenehmer und unangenehmer Empfindungen bezeichnet. Entzücken kann die hinschmachtendste Wollust und kann die beseelteste Freude; Verzweiflung kann die empörteste Wuth und kann die niedergeworfenste Traurigkeit seyn: was für Einheit kann auch hier der Mimiker angeben? Wenn er mir das *Entzücken* als eine Art von Ohnmacht schildert, die alle Glieder in wollüstiger Erschlaffung hangen läſst, und die schwimmenden Augen unter stillem Lächeln hinter dem Liede verbirgt; so werd' ich ihn fragen: ob er nicht auch in dem heitersten fröhlichsten Angesichte, in den lichtvollsten Augen, in weit ausgebreiteten Armen, und einer vom Boden sich gleichsam in die Luft hebenden Figur, Entzücken finde? (*Fig.* 27 und 28.) Er müſste denn das Wort in seiner eigentlichsten Bedeutung nehmen, und es bloſs von dem geistigwollüstigen Anschauen einer schwärmerischen Phantasie erklären. Das wäre denn eine Ausflucht, die ich ihm freilich gönnen müſste; die ihm aber doch bei der Verzweiflung nicht mehr zu Statten käme. Denn wenn man in dem bekannten Englischen Blatte den abgezehrten, vor Hunger

F.27.p.272.



F.28.



Univ. Bibl.
München

ger schon halb zur Leiche gewordenen, *Ugolino* ansieht: so ist doch da eben so sicher Ausdruck der Verzweiflung, als wenn man sich das Gemälde eines Selbstmörders denkt, wie es *Da Vinci* angiebt; aber wo ist noch eine Spur von Ähnlichkeit in Gesichtsausdruck oder in Stellung? „Einen Menschen in Verzweiflung," sagt *Da Vinci* *), „kann man vorstellen, wie „er seine Kleider zerrissen, sein Haar „zerrauft hat; wie er mit der einen Hand „das mördrische Messer hält, mit der „andern die Wunde öffnet und weitet; „wie er, die Füſse weit aus einander „gestellt, mit einsinkendem, vorhangen„dem Körper schon zur Erde zu stürzen „scheint." — Sie sehen indeſs wohl, daſs das nur ein Vorschlag ist, den der vortreffliche Künstler thut: denn er redet

---

*) *Traité de la peinture, chap. 256, p. 219.*

nur von dem was man kann, nicht von dem was man soll; und gewiſs hatte er bloſs die personificirte Verzweiflung, wenn diese einmal in einem Gemälde aufzuführen wäre, im Sinne.

Um die Wiederholungen und Verwirrungen, wovon wir hier Beispiele sahn, zu vermeiden, lassen Sie uns unsern eigenen Weg nehmen, und ohne auf die Unterschiede welche die Wörtersprache bemerkt, ohne auf Einheit und Mannichfaltigkeit im Innern der Seele zu achten, nie weiter, wenn auch nicht überall so weit gehen, als uns Einheit oder Mannichfaltigkeit in den sichtbaren Ausdrücken führen! Dieses hätte billig schon *De Piles* thun sollen, da er die Unbequemlichkeiten des bisherigen Weges gewahr ward; aber er wich lieber der wichtigen Lehre von den Leidenschaften unter dem Vorwande aus *); daſs er die Phantasie der Künstler nicht einschränken, und ihren Werken nicht das Verdienst der Neuheit und Mannichfaltigkeit rauben wolle.

---

*) *Oeuvres diverses, tom. 2, p. 143.*

Zwanzigster Brief.

Cartesius unterscheidet körperliche Empfindungen ausdrücklich von den Leidenschaften der Seele *); *Le Brun*, so treulich er sonst ihm nachgeht, weicht hier stillschweigend ab, und redet mitten in der Lehre von den Affecten auch vom Ausdruck körperlichen Schmerzens. Ich folge hier weder Diesem noch Jenem; denn ich denke, ich will die Lehre vom Ausdruck *körperlicher* Empfindungen lieber ganz überhüpfen: theils, weil ich da so Manches sagen müſste, was sich nicht wohl sagen läſst; theils auch, weil diese Lehre für den Schauspieler, auf den ich

---

*) *Passion. Anim. art.* 29. Vergl. *art.* 25.

doch einmal vorzüglich Rücksicht nehme, von minderer Wichtigkeit ist. Ganz indeſs läſst sich von den körperlichen Empfindungen nicht schweigen: denn oft sind sie Folgen der innern Gemüthsbewegungen, und dann führt uns ihr Ausdruck auf diese Gemüthsbewegungen, als auf ihre Quelle, zurück. Wenn beim *Beaumarchais* der Vater der *Eugenie* durch Aufreiſsen der Brust seinem beängstigten Herzen gleichsam Luft macht; wenn *Othello*, noch hin und her schwankend, eh er in Ohnmacht sinkt, die eine Hand vielleicht vor sein schwindelndes Haupt, die andre vor sein gepreſstes Herz schlägt, während die Zunge nichts als abgebrochene Reden, als halbe Gedanken stammelt; wenn der ärgerliche Oberst in *Groſsmanns Henriette* ohne Unterlaſs die Fingerspitzen im Haar hat; oder —

damit ich den Sprung, den ich vom Stärkern auſs Schwächere that, wieder zurückthue — wenn die glühende *Sappho*, der schwärmerische *Antiochus**), schmachtend und faſt entseelt vor Liebe, unter der Empfindung der sie anwandelnden Schwachheiten arbeiten: so erkennen wir, in diesen äuſsern Bewegungen, zunächst die Veränderungen welche im Körper, und mittelbar durch diese, die welche im Innern der Seele vorgehn. —

Affecten des Herzens, hab' ich gesagt, entstehen aus wahrgenommener Vollkommenheit oder Unvollkommenheit unser selbst: die Vollkommenheit erzeugt die angenehnen; die Unvollkommenheit, die unangenehmen; beider Verknüpfung, die vermischten Empfindungen. Eine solche

---

*) *Plutarch* im Leben des Demetrius. LONGIN. *de Subl. cap.* 10.

vermischte Empfindung hat zwar oft, aber doch nicht immer, einen zusammengesetzten Ausdruck: und manche können daher in der Mimik als einfach betrachtet werden. Reiner Schmerz und reine Freude, sagen die Weltweisen, lassen beide die Augen trocken; erst müssen sich angenehme Ideen in unangenehme, oder umgekehrt, zu mischen anfangen, wenn die Thräne hervorbrechen soll. Die Bemerkung ist richtig; aber im *Ausdrucke* findet man die Mischung nur bei der Wehmuth der Freude, die ihre Thränen auf lächelnde Wangen schüttet: die Wehmuth des Schmerzens, die das ganze Gesicht zum Weinen verzerrt, ist dem Ausdruck nach nur reine, einfache Empfindung. — Lassen Sie uns mit den *angenehmen* Affecten, deren Betrachtung vermuthlich ergötzender als die der unangenehmen seyn wird, den Anfang machen! Seltsam ists freilich, daſs man sich das Gute so gern vorweg nimmt; aber einmal macht man's doch so, daſs man, bei noch voller Schale, nach den schönsten und schmackhaftesten Früchten gleich zuerst greiſt. —

Es giebt Menschen von einer so glücklichen Mischung der Säſte, einem Blute das so leicht und sanft auch durch das feinere Geäder hinwallt, und was damit immer verbunden ist, von einem so unaufgehaltenfreien, so leichten, so muntern Ideengange, daſs ihr Leben fast immer heiter, ihr Herz fast immer zum Vergnügen gestimmt ist. Wenn sich der Phantasie solcher Glücklichen vorzüglich reizende lachende Bilder malen; oder wenn sich auch in dem äuſsern Zustande irgend eines Menschen, von welchem Charakter er sei, auſserordentlich glückliche Begebenheiten hervorthun; Vorfälle, die der Seele auf einmal eine weite Aussicht von angenehmen Folgen für die Zukunft öffnen, durch welche sie leicht und ohne Hinderniſs forteilt: so zeigt sich nicht bloſse Zufriedenheit oder Heiterkeit, sondern jener höhere Grad angenehmer Empfindung, auf welchen ich den Namen der *Freude* gänzlich einschränken mögte. In dem Spiel dieser Freude erblickt man die vollkommenste Analogie, den deutlichen Abdruck einer Seele, die dem willkommnen Besuch angenehmer Ideen gleichsam alle Zugänge aufschlieſst, und die das Maaſs in den Bewegungen ihres Körpers genau nach dem Maaſse der Geschwindigkeit, Leichtigkeit und Gebundenheit abmiſst, welches sich in dem Gange ihrer herrschenden klärern Vorstellungen findet. Das Gesicht ist in allen seinen Theilen offen und frei, die Stirne heiter und ausgeglättet; das Haupt schwillt sanft aus den Schultern empor; in dem sprechenden Auge sieht man den ganzen Rand des lichtvollern Apfels; der Mund zeigt das liebliche *semihians labellum* des kleinen *Torquat* *); der Körper ist von den Händen unbedeckt, der Gang sich hebend und munter; Leichtigkeit, Geschmeidigkeit, Gebundenheit, mit Einem Worte: Grazie, herrscht in den Bewegungen aller Glieder. Sie erkennen hieraus, daſs die Erscheinungen der Freude alle schön und anmuthig sind; und so können Sie leicht den Schluſs machen: daſs sie um so charakteristischer seyn, um so mehr der Freude ähnlich sehen werden, je mehr Schönheit und Anmuth die Ideen selbst haben welche die Seele anschaut, und je mehr also diese Ideen die angegebenen Analogieen begünstigen. Die Freude des Stolzen, der die hohen Entwürfe seines Ehrgeizes gelingen sieht, wird noch immer das Angesicht und den ganzen Körper öffnen, noch immer den Bewegungen Leichtigkeit und Geschmeidigkeit geben; aber der Umstand, daſs die in der Seele des Stolzen sich entwickelnden Ideen groſse, weitsichtige, erhabne Ideen sind, wird doch immer dem Charakter der Empfindung etwas zu entziehen scheinen. Man wird nicht sowohl reine Freude, als vielmehr eine Mischung von Freude und Stolz zu erblicken glauben. Hingegen wird sich die Freude des Liebhabers, der lauter schöne, sanfte, liebliche Ideen durchläuft, ganz ungeschwächt, und mehr unter dem reinen unverfälschten Charakter der Freude zeigen. — Daſs der Ausdruck dieser Empfindung, eben wie sie selbst, seine Grade habe, braucht keiner Erinnerung; aber immer ist doch auch der höchste Grad des Entzückens nichts als Verstärkung der hier angegebenen Züge *(Fig. 25)*. Nur da freilich scheinen diese Züge, wo nicht ganz zu verschwinden, doch alle Grazie zu verlieren, wo die Freude zu schäkerhaft wird, oder wo sie in einen Muthwillen ausartet, der das Gesicht in Fratze und die Bewegungen in Gaukelsprünge verwandelt.

---

*) CATULL. LXI, v. 220.

Die Handlungen, in welche die Freude immer gern ausbricht, sind lebhafte Eindrücke, die sie für alle Sinne hervorbringt, Wohlleben, Lachen, Singen, Händeklatschen, Tanzen, und — wie ich schon im vorletzten Briefe sagte — Mittheilung gegen Alle, die sie in ihr Interesse zu ziehen hofft, Bestechung gleichsam zur Theilnehmung durch Umarmungen, Freundschaftsbezeugungen, Wohlthaten; vorzüglich Liebkosung derer, von deren guter Gesinnung, oder ähnlicher Lage, oder voller Mitgenossenschaft an dem glücklichen Schicksal, sie die innigste lebhafteste Sympathie erwartet. Menschen, die einerlei Unglück und Gefahr überstanden haben, liegen sich gern, in dem ersten Augenblick ihres Entzückens, einer dem andern in den Armen, und vermischen Glückwünsche und Freudenthränen. In der Erzählung des alten *Arnold* beim *Diderot* findet sich auch folgender wahre, rührende Zug: „Den Gefahren des Meers „so glücklich entgangen, begrüſsten wir „das feste Land mit tausend freudigen „Ausrufungen, und umarmten uns Alle

„untereinander: Befehlshaber, Officiere, „Reisende, Matrosen, und wer wir alle „waren *).“ — Die Stelle wäre, ihrer groſsen Natur und Simplicität wegen, eines Griechen würdig: und ich wette wie viel, der gute Diderot ist sie auch einem Griechen schuldig. Wenigstens hat sie mit einem sehr hervorstechenden Zuge im *Xenophon*, der, wohl zu merken, weit mehr am rechten Orte steht, und durch den Zusammenhang der Geschichte weit natürlicher herbeigeführt wird, eine gar auffallende Ähnlichkeit. Die zehntausend Griechen, wissen Sie, hatten auf ihrem Rückzuge aus Asien mit unsäglich viel Noth und Gefahr gerungen; itzt, da sie endlich die Höhe des Berges Teches erreichen, erblicken sie plötzlich das Meer: ihre ganze Seele wird Freude, und Alles bricht in Thränen und Umarmungen aus, Befehlshaber, Hauptleute, Gemeine *).

---

*) „Natürl. Sohn,“ Act 3. Auftr. 7.

Nehmen Sie jetzt die Neuheit und Geschwindigkeit des Eindrucks, welchen einzelne glückliche Begebenheiten machen, hinweg; lassen Sie die angeschaute Vollkommenheit bleibende Eigenschaft seyn, und geben Sie dem Anschauen selbst Ruhe und Muſse: so kann zwar noch immer die Empfindung sehr viel Angenehmes und Süſses haben; aber das Charakteristische der Freude verschwindet, und es kömmt nun Alles auf die Beschaffenheit der Idee an, welche das Gebehrdenspiel ausdrücken soll. Sie werden dieses sogleich an den Ausdrücken des

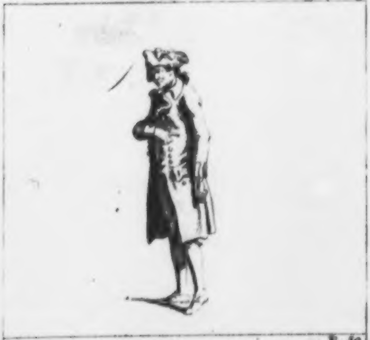
---

*) *Exped. Cyr. lib. 4. cap. 7.* Επει δε αφικοντο παντες επι το ακρον, ενταυθα δε περιεβαλλον αλληλους, και στρατηγους, και λοχαγους, δακρυοντες.

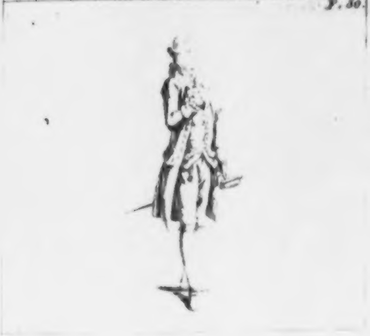
Selbstgefallens erkennen: derjenigen angenehmen Empfindung, wo der Mensch die Vollkommenheit die er anschaut, als zu seinem Ich gehörig, als Theil oder Eigenthum seiner selbst, betrachtet.

Ist es Schönheit und Reiz der Gestalt; ist es Anstand, Leichtigkeit, Grazie der Bewegungen, die man an sich bewundert: so erhält sich die lächelnde, süſse Miene des Vergnügens, das Schöne, Muntre, Reizvolle des Spiels; man hüpft, trillert, singt; man setzt sich in tausenderlei Stellungen, um sich aus desto mehr Gesichtspuncten beschaun und bewundern zu können. — Ist es Verschlagenheit, Feinheit der Art, wie man seine Absichten erreicht hat: so spielt auch da noch um Lippen und Wangen ein flüchtiges Lächeln; zugleich verengt sich das eine Auge, der Blick wird geschärft; der Gang ist schleichend;

F. 29. p 289.



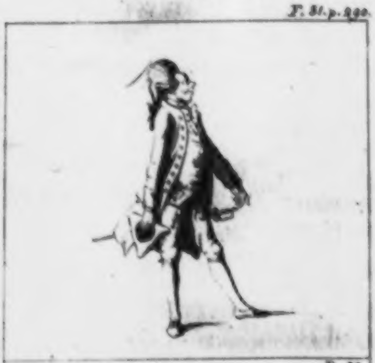
F. 30.



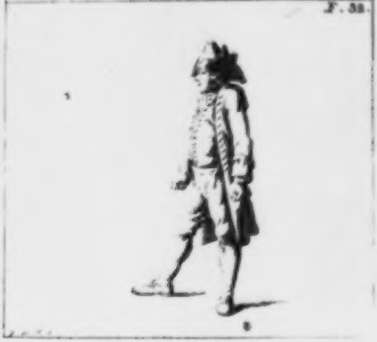
Univ. Bibl.
München

chend; der Zeigefinger deutet vielleicht auf den überlisteten Thoren gleichsam hin *(Fig. 29)*; und um die Aufmerksamkeit des Mitunterredners eben so heimlich zu lenken, als heimlich die Intrigue gespielt ward, wird er vielleicht nur ganz leise und seitwärts mit dem Ellbogen angestoſsen. — Ist es Würde, Macht, höhere Geisteskraft, höheres Verdienst jeder Art: so miſst der Mensch sein Verhältniſs gegen Andre, denen diese Vorzüge fehlen, durch körperliche Höhe, trägt stolz das Haupt empor, nimmt eine ernste Miene, einen denkenden Blick an; und wird in seinem ganzen Betragen um so verschloſsner und kälter, je mehr das eigene Bewuſstseyn seines Werthes ihm Selbstgenügsamkeit giebt *(Fig. 30)*. Die Fülle seiner Ideen macht Gang und Bewegung ausgreifend, weit; ihr langsamer Fortschritt, der eine Folge eben dieser Fülle ist, macht sie feierlich, anhaltend, verweilend. — Ist es Geburt, Reichthum, Rang, irgend so ein unbedeutender äuſsrer Vorzug, der dem Menschen kein rechtes Bewuſstseyn von Werth giebt, und der, wenn er genossen werden soll, erst bemerkt werden muſs: so wird aus dem stillen, in sich gekehrten Wesen des echten Stolzes Geräusch und Gepränge; unzufrieden, sich bloſs still zu erheben, bläht man sich auf, sperrt die Füſse, rudert oder greift mit den Händen weit um sich her, wirft sich, schlägt das Haupt in den Nacken (*Fig.* 31). — Ist es Muth, Festigkeit, Widerstehungskraft: so drängt der ganze Körper sich mehr zusammen; die Muskeln werden gespannt, der Nacken gesteift, die Kniee angezogen, und der Kopf zwischen die Schultern genommen (*Fig.* 32).

F. 31. p. 290.



F. 32.



Univ. Bibl.
Mü[illegible]n

— Ich weiſs nicht, wie weit diese Reihe von Skizen sich etwa fortsetzen lieſse: aber da ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit mache, so lege ich hier die Reiſsfeder nieder, und überlasse was fehlt, Ihrer eigenen Einbildungskraft, oder vielmehr Ihrem eignen Beobachtungsgeiste. —

Schon aus dem, was von der Bewunderung groſser oder erhabner körperlicher Gegenstände gesagt ward, müssen Sie die Bemerkung abgezogen haben: daſs wir überall, wo wir in die Betrachtung eines Gegenstandes vertieft sind und unser eigenes Selbst von der Vorstellung desselben nicht unterscheiden, ganz die Beschaffenheit dieses Gegenstandes anzunehmen suchen, *uns ganz ihm ähnlich zu machen* streben. Wir vergröſsern uns selbst mit dem Groſsen, erheben uns selbst mit dem Erhabnen, werden sanft mit dem

Sanften. Bei dem Anschauen moralischer Vollkommenheit ist diese Vergessenheit des eigenen Selbst, dieser gewinnvolle Austausch desselben gegen ein fremdes, noch weit mehr als bei bloſs sinnlichen Gegenständen möglich; und eben dieser Austausch ist die Hauptquelle jener geistigen Wollust, die wir bei Schilderung erhabner, edler, fester Charaktere, bei Erzählung kühner, groſser, menschenfreundlicher Handlungen fühlen. Wir erwecken in uns selbst den Stolz, den Trotz, die Herzenswärme, das sanfte Gefühl unsers Helden: und so müssen sich denn diese Empfindungen, sobald sie mächtig genug werden um sichtbare Veränderungen hervorzubringen, gerade eben so in unsern Gebehrden abmalen, wie die Empfindung ähnlicher eigner Vortrefflichkeiten sich darin abmalen würde. Ein Beispiel sehen Sie im *Cymbeline* des *Shakspeare* an dem jungen *Polydor*, wenn er der Erzählung von den ehemaligen kriegerischen Thaten des *Belarius* mit alle dem Interesse zuhorcht, welches seine eigenen kriegerischen Talente und die in ihm schlummernde Begierde nach Ruhm so natürlich erzeugen muſsten. „Dieser „Polydor,“ sagt Belarius, „der Erbe von „Cymbeline und Britannien, — Himmel; „wenn ich auf meinem dreifüſsigen Stuhle „sitze, und die kriegerischen Thaten erzähle die ich gethan habe; wie fliegt „sein ganzer Geist in meine Erzählung! „Sag' ich: So fiel mein Feind, und so „setzt ich meinen Fuſs auf seinen Nacken! „dann strömt das fürstliche Blut in seine „Wange; er schwitzt, spannt seine jun-

„gen Nerven, und setzt sich in die Stellung, die zu meinen Worten die Gebehrde macht. Der jüngere Bruder, Kad„wal, bringt in einer gleichen Stellung „Leben in meine Rede, und zeigt zu„gleich noch weit mehr seine eigenen „Gesinnungen *)."

Da also, wo wir uns ganz in die Person eines Andern hineindenken, ist von dem Ausdruck der verschiedenen Empfindungen, die wir aus der Seele dieses Andern in die unsrige gleichsam hinüberpflanzen, nichts Neues, nichts Eignes zu

---

*) Dritt. Act, dritt. Auftr. Der Gedanke: „er „setzt sich in die Stellung, die zu meinen Wor„ten die Gebehrde macht," hat im Original einen Ausdruck, der von dem deutschen Übersetzer freilich nicht ganz zu erreichen war:

— — he puts himself in posture,
That acts my words. — —

sagen. Aber da, wo wir uns von diesem Andern unterscheiden, wo wir uns vielleicht ihm völlig entgegensetzen, zeigen sich zwei Empfindungen von eignem merkwürdigen Ausdruck: Verehrung, Liebe.

Ein und zwanzigster Brief.

Verehrung ist Bewunderung eines moraliſchen Weſens, und zwar eine ſolche, bei der wir es mit uns ſelbst in Vergleichung ziehen, und ſeinen Vorzug vor uns empfinden. Nur durch dieſe Vergleichung des Andern mit uns ſelbst, wird Verehrung Affect des Herzens, und gehört, wie ich zu ſpät gewahr werde, als ſolcher nicht zu den angenehmen Affecten. Indeſs ist denn doch immer die Empfindung im Ganzen angenehm, ſolange nehmlich die Vorstellung der fremden Vollkommenheit ungleich lebhafter als die der eigenen Unvollkommenheit ist; und da, im entgegengeſetzten Falle, die Verehrung zu einer ganz anderen Empfindung von ganz verschiedenem Ausdruck wird, wie wenn sie in Neid und Miſsgunst ausartet, oder doch ihr Ausdruck eine eigene Nüance annimmt, wie wenn die Verehrung mit Furcht oder Scham verknüpft ist: so mag sie immer den Platz, den ich ihr unter den angenehmen Affecten des Herzens nun einmal anwies, behalten. Der Briefsteller hat ja ohnedies keine so ängstlichgenaue Methode, als der System- oder Compendienschreiber.

So, wie in ihrem innern Wesen, so ist auch in ihrem äuſsern Bezeugen die Verehrung das völlige Gegentheil des Stolzes. Beider Ausdruck geschieht durch Anwendung einer und derselben Metapher: denn beide messen das unsinnliche Verhältniſs des moralischen Vorzugs durch das sinnliche der räumlichen Höhe; aber mit dem Verhältniſs wird natürlicher Weise auch die Metapher umgekehrt, und bei der Verehrung erniedriget sich der Mensch, wie er beim Stolz sich erhebt. Nicht allein die Augenbraunen, der Mund, die welkern Muskeln der Wangen, senken sich nieder, sondern in der Gegenwart des verehrten Wesens auch der ganze übrige Körper; vorzüglich Haupt, Arme, Kniee. Wenn der Orientaler die Hände kreuzweis über einander auf die Brust legt, während er den übrigen Körper senkt, so deutet er mit dieser Abänderung ohne Zweifel auf die Innigkeit, die Herzlichkeit seiner Empfindung; und wenn er die Arme dabei nahe an den Leib drückt, so geschieht das wahrscheinlich zur Bezeichnung der Furcht, von der ich schon in einem frühern Briefe sagte, daſs sie, eben wie die Scham, der Verehrung nahe verwandt sei. Wie und wodurch sie das sei? leuchtet ein. Wenn wir bei Vergleichung fremder Macht mit der unsrigen die Schwäche der letztern erkennen: was kann da anders entstehen, als Furcht? und wenn wir besorgen müssen, daſs unsre geringere Vollkommenheit sich dem Auge des Wesens voll höherer Vollkommenheit offenbaren werde: was kann da anders entstehen, als Scham? Eben diese Furcht oder Scham verstärkt denn auch den Trieb zur Absonderung und Entfernung, der schon ohnehin in der eigenen Natur der Empfindung gegründet ist. Denn der Ehrfurchtsvolle hält sich für alle nähere Gemeinschaft zu schlecht, so wie sich der Stolze dafür zu gut hält; jener tritt daher, eben wie dieser, in die Entfernung, und macht den Raum, den er zwischen sich und dem Gegenstande seiner Verehrung läſst, zu einer neuen Versinnlichung ihres moralischen Abstandes. Nur in diesem Einen Ausdruck sind die beiden Affecten des Stolzes und der Verehrung einander ähnlich; allein die ganze Ähnlichkeit liegt denn doch nur im Äuſsern, denn in dem innern Geiste des Spiels sind sie wieder völlig verschieden.

Gegen die Behauptung: daſs Erniedrigung des Körpers ein unter allen Nationen gebräuchlicher Ausdruck der Verehrung sei, lieſsen Sie Sich in einem frühern Briefe einen kleinen flüchtigen Zweifel merken, den ich damal nicht verstand. Sie meinten: es könnte doch irgendwo, in irgend einem entfernten Meere, ein Völkchen geben das eine Ausnahme machte; und ich müſste mich sehr irren, oder Sie hatten jenes unschuldige liebenswürdige Völkchen auf O - Taheiti im Sinne.

Wahr ist es, daſs *Hawkesworth* die dort gewöhnliche Entblöſsung des Oberleibes ohne Bedenken für Ausdruck der Verehrung erklärt *); allein es fragt sich noch: ob mit Grunde? Denn wie, wenn dieses Entblöſsen, wenigstens seinem ursprünglichen Sinne nach, eher ein Zeichen offener Redlichkeit, freimüthiger Unschuld wäre, die in ihrem Busen nichts Arges,

---

*) Geschichte der neuesten Reisen um die Welt, Bd 2, S. 437 der deutsch. Übers. (in 8). „So-
„bald man sie (den jungen Erben der Regie-
„rung und seine Schwester) von weitem kom-
„men sah, entblöſste Oberrea und verschiedene
„andere Eingeborne, die im Fort waren, Kopf
„und Oberleib bis auf die Hüften hinab, und
„gingen jenen in diesem Aufzuge entgegen.
„Eben diese Ceremonie machten auch, während
„der Annäherung, alle übrigen auſserhalb dem
„Fort befindlichen Indianer jenen erstern nach;
„folglich muſs hier das Entblöſsen des Leibes,
„allem Ansehen nach, ein Zeichen der Ehrfurcht
„seyn.“

nichts Gefährliches verbirgt? Wie, wenn die ältere Geschichte dieses Volks uns nur bekannter seyn dürfte, um darin einen noch nähern Anlaſs zu einer so eignen Ceremonie zu finden? — Daſs die Insulaner den nächsten Erben der Regierung und seine ihm verlobte Schwester so durchaus nicht im Fort der Engländer dulden wollten, und manchmal die Regenten selbst so vorsichtig und zurückhaltend waren, zeigt eine Ängstlichkeit an, die meine Muthmaſsung beides erklärt und bestätigt *). — Doch, wie dem auch sei; so ist noch immer Ursprung und Bedeutung jener Ceremonie viel zu dunkel, um daraus einen gültigen Einwurf gegen die Allgemeinheit eines Gebehrdenspiels zu ziehen, das sich unter allen übrigen

---

*) Ebendas. — Vergl. *Forsters Reise* um die Welt, Bd 1, S. 252.

bekannten Nationen findet. Auch wird durch jene Besonderheit der allgemeine Ausdruck der Verehrung eben so wenig als durch die bei uns gewöhnliche Entblöſsung des Hauptes ausgeschlossen: und so würde nur dann Ihr Einwurf gültig seyn, wenn *Hawkesworth* oder *Forster* irgendwo ausdrücklich sagten, daſs die Insulaner der Südsee bei ihren Ehrenbezeugungen sich nie zu verbeugen pflegten. Das sagen sie aber nirgend, und es sollte mir eben nicht schwer fallen zu zeigen, daſs sie wohl eher das Gegentheil sagen. — —

Anders als bei der Verehrung, ist die Ansicht der fremden Vollkommenheit bei der *Liebe:* denn, wenn bei jenem Empfindnisse die Vollkommenheit, ihrem Grade nach, mit der unsrigen bloſs verglichen wird; so wird sie, bei diesem, nach ihrer vortheilhaften Beziehung auf die Vollkommenheit unser selbst betrachtet, und als zu unsrer eignen Glückseligkeit beitragend, mit Sehnsucht umfaſst. Schon die bloſs sinnliche Schönheit erzeugt ein der Liebe ähnliches sanftes Gefühl; die eigentliche Liebe aber — die Sie mit dem rohen Geschlechtstriebe dieses Namens nicht verwechseln müssen — bezieht sich doch immer mehr auf Eigenschaften des Charakters, vorzüglich des Herzens, und zwar auf solche deren Äuſserungen, eben wie die Schönheit, unmittelbar für die Empfindung angenehm und einschmeichelnd sind. Wenn sich mit diesen Eigenschaften noch die eigentliche körperliche Schönheit vereinigt; wenn noch überdies jener mächtige Trieb der Geschlechtsliebe, oder der ihm nahe verwandte elterlicher Zärtlichkeit, hinzukömmt: so wird dann freilich die Empfindung zu höhern Graden geschwellt, und ihr Ausdruck redender und beseelter. Auch die gründlichern, die mehr dem Verstande als der Empfindung sich empfehlenden, Vollkommenheiten können Liebe erzeugen; allein der Ausdruck dieser Liebe ist mehr der vage einer ernsten stillen Zufriedenheit: und wir thun also besser, wenn wir sie, unter dem Namen der Gewogenheit und Freundschaft, jener weit charakteristischern, durch eine ganz eigene Weichheit, Zärtlichkeit, Sanftheit sich auszeichnenden Empfindung entgegensetzen.

Die Mühe, Ihnen den eigenen Ausdruck dieser Empfindung zu schildern, hat mir schon ein Englischer, und die andere Mühe, ihn zu übersetzen, ein Deutscher Weltweiser abgenommen. „Wenn

„Gegenstände der Liebe und des Wohlgefallens, sagt *Burke* *), uns vor Augen sind; so wird der Körper, insoweit ich es bemerkt habe, in folgenden Zustand versetzt. Der Kopf beugt sich etwas auf die eine Seite; die Augenlieder sind mehr als gewöhnlich geschlossen: das Auge bewegt sich ruhig mit einiger Richtung gegen den Gegenstand; der Mund ist ein wenig geöffnet; man athmet langsam, und dann und wann mit einem tiefen Seufzer; der ganze Körper ist in sich gekehrt, und die Hände sinken nachlässig zur Seite. Alles dieses wird mit einer innern Empfindung von Ohnmacht und Mattigkeit begleitet." — Was folgt, ist eine Anmerkung, die, ein wenig allgemeiner gemacht, für alle Arten von

---

*) „Philosoph. Unters. üb. d. Ursprung unsrer „Begriffe v. Erhabnen u. Schönen," S. 250.

Ausdrücken wahr ist, daher ich es um so lieber mit hersetze. „Nach dem Grade der Schönheit in dem Gegenstande, und der Empfindlichkeit bei dem Beobachter, werden diese Erscheinungen mehr oder weniger sichtbar. Und auf diese Stufenfolge, die von dem höchsten Gipfel der vollkommnen Schönheit in dem Gegenstande und einer schwärmerischen Liebe in dem Zuschauer bis zu dem untersten Grade der Mittelmäſsigkeit in dem einen und der Gleichgültigkeit in dem andern herabsteigt, muſs man nothwendig Rücksicht nehmen, wenn man unsre Beschreibung nicht übertrieben finden will, welches sie sicher nicht ist."

Da die von Burke angegebenen Veränderungen fast alle von der Classe der physiologischen sind, deren Erklärung ich scheue: so begnüge ich mich mit ihrer

Anzeige; und sage nur noch ein paar Worte von den Handlungen, in welche zum Theil zwar auch die Gewogenheit und Freundschaft, vorzüglich aber die Empfindung der Liebe so gerne ausbricht.

Der erste wesentlichste Trieb der Liebe ist der, den *Aristophanes* beim *Platon* in einer so possierlichen und doch auch so ideenreichen Dichtung vorträgt: der Trieb nach Vereinigung und Gemeinschaft, der bei vollkommnerer Harmonie der Seelen oft so mächtig ist, daſs, nach dem Ausdruck des Griechischen Komikers, wenn Vulcan vom Himmel käme um beide Liebende zu Einem Wesen zusammenzuschmieden, sie es innigst zufrieden seyn würden *). Diesem Triebe gemäſs, schlagen die Liebenden Hand in Hand, schlingen Arm in Arm, umfassen

*) PLATON. *Sympos. de. Wolf, p.* 52.

sich bald den Leib, bald den Nacken, lehnen einer an des andren Busen ihr Haupt, wärmen Wange an Wange, drücken Lippen an Lippen. Auch die höhere, die von sinnlicher Wollust und körperlichem Vermischungstriebe weit entfernte, Freundschaft bezeugt ihr inneres Wohlwollen, ihr Verlangen nach gegenseitiger Mittheilung der Seelen, ihre Harmonie in Empfindungen, Wünschen, Ideen, durch Verbindung oder Berührung der Körper; sei es durch Handschlag, oder durch Kuſs und Umarmung, oder durch irgend sonst ein Mittel, das unter einem Volk zur Nationalsitte geworden. Der Einwohner von Madagascar, dem die lebhaftern Ausdrücke der Liebe fremd sind, begnügt sich, seine Hand auf die Hand des Freundes ohne Druck und Umarmung zu legen *); und der Neuseeländer, wenn

---

*) *Sonnerat's* Reise: Leipz. Ausg. S. 317.

er sein Wohlwollen bezeugen will, drückt Nase an Nase, wie wir Europäer Lippen an Lippen drücken.

Ein zweiter, der Liebe gleich natürlicher Trieb ist: den Zustand des Geliebten zu verbessern, seine uns ergötzende Vollkommenheit beides ins Licht zu setzen und zu vermehren, sein Wohlwollen, seine Gewogenheit — die ergötzendste aller seiner Vollkommenheiten, — durch auferlegte Verbindlichkeit entweder erst zu erwerben oder doch zu verstärken; und, wenn er vorzüglich auch durch Schönheit gefällt, diese seine Schönheit zu erhöhen, und Alles was ihre Reize schwächt oder versteckt, zu entfernen. — Wenn *Schröder,* als Hauptmann *Wegfort,* seine ihm entflohene Tochter wiederfindet, und er nun schon anfängt den Betheurungen von ihrer Unschuld Glauben zu geben *); so streicht

---

*) Im „Schmuck" von *Sprickmann,* Aufz. 4. Auftr. 7.

er ihr, unter gütigem Zureden, das unordentliche Haar, das ihr von der schlaflosen Nacht her in die Stirne hängt, mit sanfter zitternder Hand aus dem Gesichte. Fühlen Sie nicht, auch wenn Sie Sich dieses Spiel nur denken, wie viel darin Wahrheit, Natur und Herz liegt? Der zärtliche Vater will sich den freien, den vollen Anblick seines schon zu lange entbehrten Kindes öffnen; er kann an der ihm so reizenden, lieben Gestalt keinen Schatten, keine neidische Hülle dulden: er mögte, wie das Haar aus dem Gesichte, so auch jeden Überrest von Gram aus dem Herzen des Mädchens hinwegstreicheln; mögte sie in dieser liebreichen kleinen Sorgfalt fühlen lassen, welchen Vater sie hat, und indem er ihr dadurch Freudigkeit und Vertrauen zurückgiebt, sie mit neuen Banden kindlicher Dankbarkeit an sich fesseln. Züge dieser Art, worin sich so auf einmal die ganze Seele abdrückt, und die dabei so einfältig, so leicht scheinen, als ob sie sich ungesucht einem Jeden darbieten müſsten, charakterisiren den Mann von Genie; und da an Männern von Genie in keinem Fache Überfluſs ist: so sehen wir leider! solche Züge eben so selten, als wir sie hören. —

Ich werfe, bei Gelegenheit der Liebe, noch eine flüchtige Anmerkung über die Modificationen her, welche die Affecten des Anschauens, eben so wohl als die Begierden, *von ihrem Gegenstande* annehmen. Die Liebe z. B. hat etwas ganz Eignes, wenn sie fromme Andacht, oder sonst in sich gekehrte Beschauung irgend eines holden Wesens der Phantasie ist, das weder in der That den äuſsern Sinnen vorschwebt, noch jetzt als ihnen vorschwebend gedacht wird. Der sich mehr verbergende Augapfel, der auf keinen festen Punct gerichtete und daher minder lichtvolle, gleichsam nach innen zurückgezogene Blick, das Schwimmende, Trübe, Umwölkte des ganzen Auges, ist in dieser Nuance das Merkwürdigste; und wird am Ende bleibender physiognomischer Zug des immer in solchen Ideen versenkten Frömmlings und Schwärmers. Mit Zügen der Wehmuth verbunden, verräth ein solches Auge inneres geistiges Leiden, ein stilles Brüten der Phantasie über schwärmerischen Ideen von der traurigen, schwermüthigen Art. Etwas Ähnliches lieſse sich von der Verehrung, und noch so Manches auch von andern Modificationen sagen; aber es sind der wichtigern Materien noch zu viele zurück, als daſs ich mich bei dieser aufhalten sollte.

Zwei und zwanzigster Brief.

Alſo meinen Sie, daſs meine bisherige Schilderung des Ausdrucks der Liebe noch höchst unvollständig sei, und daſs ich diesen Affect nicht bloſs als ſüſse Empfindung des Glücklichen hätte ansehen sollen,

> — *cui placidus leniter afflat amor* *);

sondern auch als herbe Empfindung des Elenden,

> — *quem durus amor crudeli tabe peredit* **)?

Sie vergessen, mein Freund, daſs wir hier noch bloſs mit den angenehmen Affecten zu thun haben, und daſs wir auch von

---

*) TIBULL. *lib.* 2, *eleg.* 1, *v.* 80.

**) VIRGIL. *Aen. lib.* 6, *v.* 442.

diesen angenehmen Affecten fürs erste nur die reinen, einfachen Ausdrücke, so wie überhaupt nur die bestimmtern, die eigenthümlichern, haben betrachten wollen. Wenn also die Ausdrücke der traurigen, sorgenden, verzweifelnden Liebe entweder ganz die Ausdrücke anderer Affecten, oder doch mit denen dieser andern Affecten innig vermischt sind; so hab' ich ja wohl sehr Recht gehabt, wenn ich ihrer entweder gar nicht oder doch noch hier nicht erwähnte? — Und eben so Recht, sollt' ich denken, wenn ich auch nichts von der *Hochachtung* sagte. Denn der Ausdruck dieser Empfindung, wie der flüchtigste Blick auf die Zeichnung beim *Le Brun* Sie lehren kann, hat durchaus nichts Eignes und Unterscheidendes; er ist blofs von der Verehrung erborgt, aber zugleich herabgestimmt und gemildert. —

Lassen Sie uns die Untersuchung der *unangenehmen* Affecten des Anschauens mit dem Gegentheil der Verehrung anfangen, welches die Verachtung, und mit dem Gegentheil der Selbsterhebung, welches die Scham ist. Jene Empfindung ist Herabwürdigung Anderer in Vergleichung mit uns selbst, indem wir unsre eignen Personen, Eigenschaften, Ideen, höher als die ihrigen schätzen; diese ist erkannte Herabwürdigung unser selbst in der Vorstellung Anderer, indem wir irgend eine unsrer Unvollkommenheiten oder Schwachheiten verrathen finden. Kömmt zu dieser Herabwürdigung noch die Idee hinzu, daſs die fremde Unvollkommenheit, oder die ungünstige Meinung Anderer von uns selbst, irgend einen reellen schädlichen Einfluſs haben könne; so sind die Empfindungen, wenn auch nicht ganz verschiedenartig, doch wenigstens nicht mehr rein: Scham fängt an, sich mit Furcht, und Verachtung, sich mit Haſs und Widerwillen zu mischen. — Ich erinnre Sie itzt ausdrücklich, daſs ichs hier bloſs mit reinen Affecten zu thun habe, und daſs ich also auch Verachtung und Scham nur ansehe, insoferne sie bloſs aus nachtheiligem Urtheil, ohne mitverbundene Vorstellung irgend eines reellen schädlichen Einflusses, entspringen.

Das Spiel der *Verachtung* ist Selbsterhebung des Stolzes, der von jener Empfindung nur dadurch zu unterscheiden ist, daſs er mehr die eigene Vollkommenheit, so wie die Verachtung mehr die fremde Unvollkommenheit, denkt; ferner Wegdrehen des Körpers in halbverwandter Stellung, flüchtig von der Höhe herabgeworfener, oft nur seitwärts über die

Achsel hinschielender Blick, als ob der Gegenstand keiner nähern, sorgfältigern Betrachtung würdig wäre, zuweilen auch Ausdruck des Ekels durch gerümpfte Nase mit etwas in die Höhe gezogener Oberlippe: und wenn der Verachtete von sich selbst einen vortheilhaften Begriff zu haben, unserm Urtheil zu trotzen scheint, höhnisches Ausmessen mit dem Auge, indem sich das Haupt ein wenig zur Seite neigt, als ob man Mühe hätte die ganze Niedrigkeit des Menschen von seiner Höhe herab gewahr zu werden; mitleidiges spöttisches Achselzucken und stilles Lächeln über den wahrgenommenen Contrast zwischen eingebildeter Gröſse und wirklicher Kleinheit. Sind die Gegenstände die unsere Verachtung erregen, nicht Personen, sondern Sachen — obgleich die letztern immer nur in Beziehung auf Personen, ihre Fähigkeiten und Urtheile, pflegen verachtet zu werden: — so deuten wir gemeiniglich unsre Geringschätzung durch Wegwerfen, Zurückschieben, in die Luft Schleudern an; und tragen figürlich diese Ausdrücke auch auf verächtliche moralische Gegenstände über, auf Ideen, Gesinnungen, Charaktere. — Einer der kränkendsten Ausdrücke der Verachtung ist völlige Vernachlässigung des Mitunterredners, Nichtbeachtung seiner Person, Handlungen, Leidenschaften, indem man entweder völlig ruhig dasteht, oder auch allerhand kleine Handlungen vornimmt, bei welchen man ihn ganz zu vergessen, seine Gegenwart gar nicht inne zu werden scheint. Tödtend wird diese Nichtbeachtung, wenn eben der Andere vor Hitze auſser sich ist; denn mit dem stärksten Affecte, der immer eine Erhöhung unsrer

Natur, ein Zusammenraffen ihrer gesammten Kraft zu einer einzigen Wirkung ist, diese Wirkung verfehlen, und sie so ganz, mit solcher Schande verfehlen, daſs man auch nicht die flüchtigste Aufmerksamkeit damit erregt: das ist eine Art von Vernichtung unsers ganzen Werths, unsers Wesens. Daher wirkt es so sehr, wenn der eine Schauspieler, indem sich der andre vor Wuth zerreiſsen mögte, ruhig in seinen Geschäften fortfährt, in einem Buche blättert, zum Zeitvertreib Tabak nimmt, sich die Federn vom Kleide liest, ein lustiges Liedchen trallert.

So wie die Verachtung, so hat auch die *Scham*, nach Verschiedenheit der Umstände, ein verschiedenes Spiel: das eine mal z. B. wird sie fliehen, das andre mal Stand halten; nachdem ihr dieses oder jenes zur Bemäntelung der entdeckten

Schwach-

Schwachheit dienlicher scheint. Die am Badeplatz überraschte Nymphe wird, nach wieder ergriffenem Gewande, so schnell als möglich in das nahe Gebüsch eilen, um dem muthwilligspähenden Satyr aus dem Auge zu kommen; der einer moralischen Unart Angeklagte wird, eben dadurch daſs er bleibt, seine Schwachheit abzuläugnen, das nachtheilige Urtheil zu widerlegen suchen. Und nachdem sein Fehler entweder mehr oder minder offenbar, seine Dreistigkeit und Verstellungsgabe gröſser oder geringer, der Andre ihm gleichgültiger oder ehrwürdiger ist: wird er bald durch allerhand verwirrte Bewegungen, wie durch allerhand gestotterte Ausreden, seine Begierde verrathen dem nachtheiligen Urtheil auszuweichen; bald durch ein steifes unbewegliches Dastehen, verbunden mit einem todten unmuthigen Stillschweigen, seine Ohnmacht bekennen die Beschämung abzuläugnen. — Sie müssen es, denke ich, oft und besonders an schwachen, durch ihre Einfalt hülflosen, Köpfen bemerkt haben, daſs sie, bei lebhafterer Beschämung, wie zu Bildsäulen erstarren, und weder zu gehn noch zu bleiben wissen. Das höchstunangenehme Gefühl ihrer aufgedeckten Blöſse, das durch die Gegenwart des Andren immer unterhalten und geschwellt wird, macht es ihnen äuſserst wünschenswürdig sich zu entfernen; zugleich aber fürchten sie, das nachtheilige Urtheil dadurch anzuerkennen: sie mögten so gerne irgend etwas dagegen vorbringen, wenn sie nur nicht besorgen müſsten Übel ärger zu machen, und durch einfältiges Benehmen der Ursache zur Verachtung noch mehr zu geben. Das erhält sie dann unbeweglich in ihrer peinlichen halbverwandten Stellung, deren albernes Ansehn sie wohl empfinden, und im fruchtlosen Suchen nach Hülfsmitteln, an irgend einem Theil ihrer Kleidung zu pflücken und zu zupfen anfangen. Man heiſse sie sich entfernen, und man wird sehen, wie sie es nur mit unwillig verweilendem Schritt thun, oder wohl gar, ohne irgend eine eigne Bewegung zu machen, sich stöckisch überall hinschieben lassen, wohin man will. Das Sträuben gegen jede Art von Bekenntniſs, von Nachgeben gegen die Verachtung, währt bei aller Begierde sich loszureiſsen fort, und wird nur um so steifer und hartnäckiger, je sichtbarer die eigene Schwachheit und je entschiedener die dadurch veranlaſste nachtheilige Meinung werden.

Eins indessen bleibt dem Beschämten,

auch bei dem hartnäckigsten Verlangen sich der Verachtung zu erwehren, unmöglich: er kann in das Auge des Andren keine freien, zuversichtlichen Blicke werfen. Schon, wo er nur noch Verdacht hegt, und in den Mienen des Andren erst spähen will wie er über ihn urtheile, und ob seine Schwachheit ihm wirklich sichtbar geworden: schon da ist sein Auge wie ein scheuer, immer zur Flucht gefaſster Kundschafter, der seine Gefahr, wenn er betreten würde, kennt, und sich weder Muth noch Geschicklichkeit zutraut ihr zu begegnen. Der Beschämte weiſs, wie sichtlich und unverkennbar sich in den Gesichtsmienen überhaupt, und vorzüglich im Auge, das eigene Bewuſstseyn ausdrückt; er mögte das seinige so äuſserst ungern verrathen: und so muſs er Gesicht und Auge vor jedem Blick des

Andren zu verwahren, muſs seine eigenen Blicke, deren anziehende Kraft er fühlt, so viel möglich zurückzuhalten suchen. Ist die entdeckte Schwachheit zu sichtbar, das Urtheil des Andren zu sehr auſser Zweifel gesetzt: so heftet sich nun plötzlich der Blick gegen den Boden, und das Verlangen nach Rechtfertigung hat nun nicht mehr die Kraft, ihn wieder bis zum Gesichte des Andren, am wenigsten bis zu seinem Auge, hinaufzuheben; denn wie groſs auch immer dieses Verlangen sei: so ist doch die Furcht, sich ganz zu verrathen, noch gröſser, und vollends ist der Abscheu unüberwindlich, von den Gedanken und Empfindungen des Andren die ganze schnelle vollständige Kenntniſs zu erlangen, die sein Mienenspiel so sicher gewähren würde. Man mag in ein Gesicht, worin man sich seine Mängel so unverkennbar vorgehalten glaubt, in ein Auge, worin man seine eigene Gestalt unter so ungünstigen Umständen nicht nur deutlich abgebildet, sondern zugleich von dem Andren so unmittelbar erkannt sehen würde, noch weit weniger einen Blick thun, als das eitle aber häſsliche Mädchen in einen Spiegel. Nichts ist daher auch dem völlig Beschämten empfindlicher, als wenn man sein Auge ausdrücklich sucht; er drückt das Gesicht, so viel er kann, gegen den Busen, steift den Nacken gegen jede Bemühung ihm den Kopf in die Höhe zu heben, und verwendet entweder oder versteckt auch den scheuen lichtleeren Blick hinter dem Lide. — Alle diese Bemerkungen überzeugen uns, wie vollkommen wahr der Ausspruch des *Aristoteles* sei: die Scham ist im Auge *).

---

*) *Problemat. sect. 31, quaest. 3.*

Von dem noch übrigen physiologischen Ausdrucke der Scham, dem Erröthen der Wange, sage ich nichts; Sie mögen Selbst die ebenangeführte Stelle im *Aristoteles* nachsehn, wenn Sie Lust haben über eine miſslungne Erklärung den Kopf zu schütteln. Was die Physiologen von gewissen Nervenschlingen vorbringen, die bald so bald anders die Pulsadern des Kopfes afficiren, bald das Blut in den Gefäſsen anhäufen, bald es davon zurückhalten: das mag an sich völlig wahr seyn; aber zur Beantwortung der eigentlichen Frage ist damit noch wenig gewonnen. Denn nicht das will man wissen: ob und wie durch den Mechanismus des Körpers Erblassen und Erröthen möglich sei? sondern: warum dieser Mechanismus bei den Leidenschaften ins Spiel gerathe, und bei der einen so, bei der andern anders ins

Spiel gerathe? Ich bin froh, durch die Absicht unsers Briefwechsels, und durch meine einmal gethane Erklärung, der ganzen Untersuchung überhoben zu seyn; denn so leicht es ist sich darauf einzulassen, so schwer ist es bei der Dunkelheit der Materie, sich wieder herauszufinden.

Drei und zwanzigster Brief.

Man kann verachten und zugleich haſsen, ſich ſchämen und zugleich Reue fühlen; aber man kann auch ohne Haſs verachten, und ohne Reue ſich ſchämen: jenes, wenn man die fremde Unvollkommenheit als unſchädlich für ſich ſelbſt, und für alles was man liebt, betrachtet; dieſes, wenn man in der eigenen Schwachheit nichts als Schwachheit erkennt, deren Mangel vielleicht gröſsere Unvollkommenheit wäre, und wovon man nur dem Andren nicht die zu klare, lebhafte Idee gönnt. Diejenigen unangenehmen Affecten, zu denen ich itzt übergehe, ſind von einer andern Natur: ſie entſtehen aus Vorstellung *wirklicher*, unsrer Glückseligkeit einschränkender, vielleicht sie zerstörender *Übel*. Ich finde, für den Gebrauch der Mimik, ihrer nur viere zu unterscheiden. Zwei davon beziehen sich auf die *Ursache*, zwei auf die *Empfindung* des Übels.

Die beiden ersten, die sich auf die Ursache des Übels beziehen, sind nichts als stumme, gehaltene, in ihrer Wirksamkeit gehemmte, vielleicht auch nur ganz dunkel empfundene Begierden, entweder anzugreifen, oder sich loszureiſsen: daſs letzte nicht immer aus eigentlich sogenannter *Furcht*, bei der man sich gern eine Art von Achtung gegen den Beleidiger oder eine unmittelbare Rücksicht auf sich selbst denkt; oft aus ganz andern, entweder auf Verachtung oder auf sonstige Liebe und Hochschätzung des Beleidigers sich gründenden, Bedenklichkeiten. Wenn der Gatte von einer geliebten Gattin gekränkt, der vornehme Mann von einem Elenden aus dem Pöbel beschimpft wird, mit welchem sich einzulassen Schande wäre: so halten beide ihren vielleicht schon gährenden, aufbrausenden Zorn; der Eine, um des Gegenstandes seiner Liebe, der Andre, um seiner eignen Ehre zu schonen: und beide können, bei diesem Kampfe mit ihrem Zorn, bei diesem Zurückziehen desselben in ihr Inneres, nicht anders als ob sie wirkliche Furcht empfänden, erblassen und zittern. Man nennt diese Empfindung gemeiniglich *Ärgerniſs*, und drückt damit die Mischung von Zorn und von eben dem aus, wofür ich den allgemeinen Namen suche, aber in der Sprache nicht finde. Die nähere Beschreibung von den äuſsern Zeichen dieses Affects haben Sie in meinem siebzehnten Briefe, und zwar in der Stelle gelesen, die ich aus einem unsrer besten Philosophen und Schriftsteller entlehnte. Hier hieſs die Empfindung Unlust über eine empfangene Beleidigung: eine Benennung, mit der ich nur darum mich nicht begnüge, weil sie mir das Wesen des Affects, und seinen Unterschied von den übrigen ihm entgegenstehenden Affecten, nicht so genau angiebt als ich es hier wünschte. Sie drückt nicht so, wie *Verdruſs*, die Beziehung desselben auf die Ursache der unangenehmen Empfindung aus, da wir vor ihr uns furchtsam oder schonend zurückziehen, statt daſs wir beim Verdruſs uns ihr zu nähern und sie anzugreifen geneigt sind. — Verdruſs, erinnre ich noch, wird Haſs, wenn man ein moralisches Wesen als Ursache seines unglücklichen Zustandes klar erkennt; es findet sich aber in dem Gebehrdenspiel dieses Hasses nichts Eignes, auſser daſs in der Gegenwart des Gehaſsten, der zürnende Blick vielleicht auf ihn hingerichtet und der Körper unwillig von ihm verwandt wird.

Über die beiden andern Arten unangenehmer Affecten, die sich auf die Empfindung des Übels selbst beziehen, muſs ich weitläuftiger seyn. Ich nenne sie Leiden, und Schwermuth. *Leiden* ist ein unruhiger, thätiger Affect, der sich durch Spannung der Muskeln äuſsert: es ist innerer Kampf der Seele gegen die schmerzhafte Empfindung, inneres Bestreben sie zu überwinden und ihrer los zu werden; *Schwermuth* dagegen ist matt, unthätig, schlaff: sie ist völlige Abspannung der

Kräfte, völliges ruhiges Hingeben, ohne Widerstand weder gegen die Ursache, noch gegen die Empfindung des Übels. Jene, die Ursache des Übels, ist entweder ganz über uns erhaben, oder doch itzt nicht mehr zurückzuhalten: auch wollen wir entweder oder können doch nicht an Rache denken: diese, die Empfindung, hat unsern Widerstand schon ermüdet, unsre Kraft schon geschwächt, und eben dadurch von ihrer Heftigkeit schon verloren. Das erste Gefühl der ihrer Kinder beraubten *Niobe* war Betäubung: das zweite, wüthender Schmerz; erst das dritte war Schwermuth, denn nicht eher, als bis sie in ihr Vaterland schon zurückgekehrt war, erzeigten ihr die Götter die Gnade, sie in Fels zu verwandlen.

Cicero glaubt, man habe durch diese Dichtung von der Verwandlung der Niobe das ewige Verstummen der Traurigkeit andeuten wollen *); und allerdings ist diese Erklärung natürlich genug, um sie anzunehmen. Urtheilen Sie indeſs, ob nicht eine andre, die mehr mimisch ist, noch natürlicher seyn sollte. Unbeweglichkeit, däucht mir, ist eine Eigenschaft, die man sich bei dem Bilde des Felsens noch leichter als das Verstummen vorstellt; und volle tiefe Traurigkeit, wie man sich die einer so ganz und so schrecklich beraubten Mutter denken kann, ist in der That unbeweglich: sie ist ganz in die Vorstellung ihres unglücklichen Schicksals versenkt; und so wie die Seele nur diese Eine Idee anstarrt: so behält auch, nach einer schon oft bemerkten Analo-

---

*) *Tuscul. Quaest. lib. 3. cap. 26. Niobe fingitur lapidea, propter aeternum, credo, in luctu silentium.*

gie, der ganze Körper nur Eine Lage *). Noch ein andrer Vergleichungspunct, der mir nicht minder richtig scheint, ist Fühllosigkeit; denn tiefe, in ihre düstern Ideen vergrabne, Schwermuth ist gleichgültig gegen Alles was um sie vorgeht: sie achtet auf keine Handlungen, keine Reden der Andern; sie hebt um keines neuen anlockenden Gegenstandes willen den gesenkten Blick von der Erde. Einige der so durchgängig schönen Situationen

---

*) Vergl. OVID. *Metamorph. lib.* 6. *fab.* 3. v. 303 — 309. wo die Verwandlung der Niobe ebenfalls durch Unbeweglichkeit, aber durch die der ersten Betäubung, erklärt wird.

Diriguitque malis. — —
— — *Lumina moestis*
Stant immota genis; nihil est in imagine vivi…
Nec flecti cervix, nec brachia reddere gestus,
Nec pes ire potest. — —

nen in *Richardsons* Geschichte der *Clementina* werden Ihnen dieses besser als alle die Beispiele erläutern, die ich von der Bühne entlehnen könnte. Wie dringend muſs einmal der General die sonst so gefällige Schwester bitten: „Verschmähen Sie uns nicht! Verachten Sie uns „nicht! Wenn Sie uns lieben, so sehen „Sie uns freundlich an *)!“ Und, da sie ihm willfahrt und gerne lächeln mögte — — Aber ich glaube, ich will das Ihnen, einem so fleiſsigen Leser *Grandisons*, erzählen, der gewiſs die Episode auswendig weiſs?

Von dieser, in den höchsten Graden der Schwermuth sich äuſsernden, Unbeweglichkeit und Fühllosigkeit zeigt sich, in geringern Graden, schon der Anfang

---

*) Geschichte *Herrn Carl Grandisons*, deutsche Übers. Thl 5. Br. 1.

in Trägheit und Kälte. Alles hängt an dem Traurigen, und sinkt ein: der Kopf fällt, matt und schwer, gegen die Seite des Herzens; alle Juncturen, des Rückens, des Nackens, der Arme, der Finger, der Kniee, sind schlaff; die Wangen welk, die Augen auf den traurigen Gegenstand hingeheftet, oder wo dieser abwesend ist, zu Boden geschlagen; der ganze Körper hat einen Hang gegen die Erde:

— *ad humum moerore gravi deducit* *);

jede Bewegung der Glieder ist langsam, ohne Kraft, ohne Leben; der Gang gehindert, schwerfällig, sich so nahe am Boden fortschleppend, als ob an den Füſsen Gewichte hingen; alle Ausdrücke anderer, vorzüglich auch der sympathetischen, Empfindungen verlieren ihr Feuer, die Sorge zu gefallen hört zugleich mit

---

*) HORAT. *de arte poët. v.* 110.

der Theilnehmung auf; das Äuſserliche wird nachlässig: wie der Anzug *Hamlets*, wenn er mit aufgerissenem Wams, ohne Hut auf dem Kopf, mit schmutzigen Strümpfen, die ohne Kniebänder auf den Knöchel fallen, zu *Ophelia* kömmt *); oder wie die Kleidung *Antiphilens*, nach dem Gemälde das *Syrus* von ihr giebt **):

---

*) Zweit. Act, erst. Auftr.

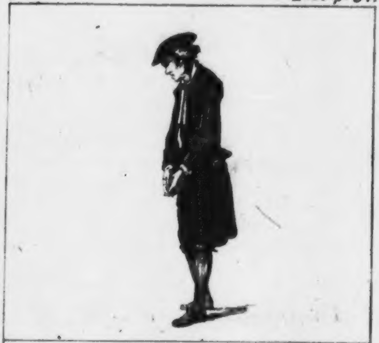
**) TERENT. *Heautontim. act. 2, sc. 2, v. 44-50.* Ich finde, indem ich die Stelle wieder nachsehe, daſs Syrus mit dieser Erzählung dem Klinias eigentlich nur bedeuten will: seine Geliebte habe gewiſs, während seiner Abwesenheit, nicht an andre Eroberungen gedacht, weil sie sonst ihren Putz nicht so ganz würde vernachlässigt haben; aber der Zusammenhang zeigt denn doch bald, daſs an dieſer Vernachläſsigung die Niedergeschlagenheit des Mädchens groſsen Antheil hatte. Denn man höre nur v. 62—66:

Cl. — — *Quid ait, ubi me nominas?*
Syr. *Ubi dicimus redisse te, et rogare uti*
Veniret ad te; mulier telam deserit
Continuo, et lacrumis opplet os totum sibi: ut
Facile scires, desiderio id fieri tuo.

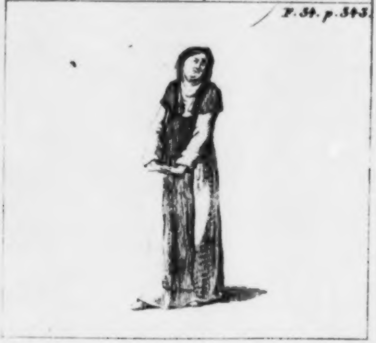
— — — Offendimus
Mediocriter vestitam veste lugubri...
Sine auro tum ornatam, ita ut quae ornantur sibi,
Nulla mala re interpolatam muliebri.
Capillus passus, prolixus, circum caput
Rejectus negligenter. —

Setzen Sie zu diesen Zügen noch die Blässe der Farbe, das oft in der Gegend der Stirne von der Hand sanft und lose umspannte Haupt, die von den Fingern bei dieser Attitüde gern beschatteten Augen, den Hang zur Einsamkeit und Absonderung, den offnen Mund, den langsamen, leisen, nur zuweilen durch laute Seufzer die Brust hebenden, Athem: und Sie haben der Züge genug, um sich das Bild der Schwermuth, unter mancherlei kleinen Abänderungen, obgleich im Ganzen immer übereinstimmend, zu denken. — Die Erklärung dieser Züge werden

P. 33. p. 341.



P. 34. p. 343.



Sie mir gerne erlassen; man begreift sie alle so leicht aus dem Wesen dieses Affects, besonders aus der Analogie mit dem Seelenzustande des Traurigen, der so ganz an Einer Vorstellung haftet, so langsam mit seinen Ideen von Merkmaal zu Merkmaal fortschleicht, so völlig, und um der beigemischten Süſsigkeit willen auch so freiwillig und gern, allen Widerstand gegen die Empfindung des Übels aufgiebt *(Fig. 33)*.

Im Affecte des Leidens finden Sie, bis auf wenige Ähnlichkeiten, alles dieses ganz anders. Mienen und Bewegungen zeugen hier einhellig von der innern Beunruhigung, dem innern Kampf der Seele gegen die schmerzhafte Empfindung des Übels. Der Leidende ist nicht mehr, wie der Schwermuthsvolle, matt und niedergeschlagen an Kräften; er bangt, er arbeitet in Wehen. Die Augenbraunen ziehen ihre innern Spitzen gegen die Mitte der gekräusten Stirne hinauf, dem empörten angestrengten Gehirn gleichsam entgegen; in allen Gesichtsmuskeln ist Bewegung und Spannung; in den Augen viel, aber zitterndes unstätes Licht; die Brust hebt sich schneller und höher; der Gang tritt stärker und gewichtiger auf; der ganze Körper dehnt und reckt und verdreht sich, als ob er einem allgemeinen Krampf widerstände; das zurückgebogene Haupt wendet sich seitwärts, den flehenden Blick gen Himmel richtend; die Achseln werden in die Höhe gezuckt — eine leichte, und daher auch bei schwächern Graden des Leidens, beim Mitleiden und beim spöttischen ironischen Bedauren, am meisten gewöhnliche Bewegung; — alle Muskeln der Arme und

Füſse sind straff; die Hände, die mit Macht in einander greifen, werden gebrochen, oft auch mit in einander geschrobenen Fingern verwandt, und vorne vom Körper weg oder gerade niedergekehrt *(Fig. 34)*. — Wenn die Thräne hervorbricht: so ist es nicht mehr die einzelne, volle, gedrängte Thräne, die oft dem unbefriedigten Zorn über die Wangen zittert; nicht die stille, leise, die dem Schwermüthigen, wie von selbst, aus überſüllten und erschlafften Gefäſsen entrinnt: es ist ein Strom, der den Drüsen, unter sichtbarer Erschütterung des ganzen Körpers und convulsivischen Zuckungen aller Gesichtsmuskeln, entpreſst wird.

Da Leiden, seiner Natur nach, so thätig, so unruhig ist; so erkennen Sie leicht, daſs, bei nur etwas heftigern Anfällen desselben, der Mensch in allerhand unbestimmte Bewegungen ausbrechen, sich auf seinem Sitze hin und her werfen, auffahren, in allerhand unordentlichen Richtungen, mit allerhand ängstlichen Bewegungen, umhertreiben werde. Der Leidende ist wie ein Kranker, der in jeder Lage Schmerzen und Unbehaglichkeit fühlt, immer eine bequemere sucht, sie mit allem Herumwerfen nicht findet, und immer sucht und sich immer herumwirft. Steigt das Leiden bis zur Verzweiflung; so werden diese ängstlichunordentlichen Bewegungen gewaltsam: der Mensch wirft sich zur Erde nieder, wälzt sich im Staube, rauft sich das Haar aus, verwundet sich Stirne und Busen. — Ich erinnre mich, Ihnen der Beispiele zu dieser Beobachtung schon in einem frühern Briefe gegeben, und zugleich eine Erklärung hingeworfen zu haben, wie sie auf das erste flüchtige Nachdenken ungefähr einem jeden einfällt. *Kleopatra* und *Ödip* waren beide Urheber ihres eigenen Unglücks; sie handelten beide gegen sich selbst, wie der Zorn gegen einen Beleidiger handelt: und was anders also, kann man denken, als Zorn über eigene Thorheiten, sollte ihre Hände *gegen sie selbst bewaffnet* haben? Aber auch da, haben wir gesehen, wo kein Gedanke an Reue Statt findet, wo die ganze Seele auf Angriff und Vertilgung des Beleidigers, mit völliger Überzeugung von der Gerechtigkeit der eigenen Sache, gerichtet ist; auch da wüthet der Mensch gegen sich selbst, wenn er des eigentlichen Gegenstandes seiner Rachgier ermangelt. Und nun endlich zeigt sich, daſs auch bei glühendem, unerträglichen Leiden die nehmliche Wirkung erfolgt, ohne daſs dem Menschen weder Zorn gegen sich selbst, der überhaupt keine recht denkbare Idee ist, noch Zorn gegen Andre im Herzen koche. Auf wen sollte wohl die unglückliche, in ihren Affecten stürmische Gattinn zürnen, wenn sie am Grabe des Geliebten, in dem ersten schmerzlichen Gefühl ihres Verlustes, sich selbst ins Haar fällt? Aber doch setzt eine gewisse Einheit in den Wirkungen auch eine ihr gemäſse Einheit in der Ursache voraus: und welcher gemeinschaftlichen Ursache also werden wir diese Selbstanfälle der Reue, der Rachgier, des Schmerzens beimessen können? Meines Erachtens sind sie in jedem Falle nichts, als Ausbrüche des Leidens, als Bestrebungen der Seele, sich der unerträglichen Idee eines Übels, und der unangenehmen Empfindung von den physichen Wirkungen dieser Idee, zu entledigen. Dieses

Letztere, wie mir däucht, ist aus dem Umstande klar: daſs der Angriff vorzüglich auf Haupt, Stirne, Busen, Wangen, Seiten, also gerade auf diejenigen Theile geschieht, in welchen das Blut bei den Leidenschaften am meisten stürmt und die Nerven am gewaltsamsten erschüttert werden. Die Seele, scheint es, will dem innern Aufruhr des Blutes Luft machen: und wenn sie auch dieses zu rasch, zu ungestüm thut; wenn auch ihr Bestreben nach Erleichterung einen anderweitigen lebhaften Schmerz hervorbringt: so ist doch dieser Schmerz eben dadurch wohlthätig, daſs er auf eine Weile die Aufmerksamkeit von dem itzt am meisten verabscheuten Übel abzieht, und sie auf ein andres verschiedenartiges heftet. *Bion* hätte also einen mehr witzigen als gründlichen Einfall gehabt, da er das Haarausraufen des Homerischen Agamemnon so lächerlich und abgeschmackt fand *). Freilich wird nicht, wie es Bion nahm, durch einen kahlen Kopf, aber sicher wird dadurch daſs man einen haarigten Kopf in einen kahlen verwandelt, der Kummer erleichtert. — Bei Gewissensbissen kömmt dann noch der feinere Grund hinzu, auf welchen der Römische Weltweise so viel Gewicht legt: daſs in dem Gedanken der an sich selbst geübten Gerechtigkeit eine Art von Trost, von Beruhigung liegt. Auch muſs, bei gleichem Grade der Heftigkeit, der Affect der Reue immer leichter, als der Affect des Zorns,

---

*) CICER. *l. c. Hinc ille Agamemno Homericus, et idem Accianus,*
Scindens dolore identidem intonsam comam.
In quo facetum illud Bionis: perinde stultissimum regem in luctu capillum sibi evellere, quasi calvitio moeror levaretur.

gegen den Menschen selbst toben, weil bei jenem der Mensch sein eignes Ich zum unmittelbaren Gegenstande hat, dahingegen er bei diesem zunächst den Beleidiger denkt, und nur erst die Unmöglichkeit, seiner Rachgier Genüge zu leisten, ihn auf die Vorstellung seiner selbst, seines unvollkommnen moralischen und physischen Zustandes, zurückwirft.

Aber welchen möglichen Grund, kann man hier fragen, hat denn das: dafs es auf O-Taheiti der beste Beweis einer lebhaften Freude über die Wiederkehr eines Geliebten ist, wenn man sich die Brust zerschlägt, das Haar zerrauft, und Kopf Hand und Leib verwundet? Welchen möglichen Grund, dafs sich *Omai's* Mutter, beim ersten Wiedersehen ihres Sohnes, mit einem Hayfischzahn auf eine so rasende Art zerfleischte, dafs auf allen

Seiten das Blut herablief *)? — Ich denke, das Anfallen seiner selbst ist auch hier, eben wie im Zorne, nichts als Bestreben, einer widrigen unerträglichen Empfindung Luft zu machen. Wird nicht schon dem gebildetern Europäer, bei seinen ruhigern Leidenschaften, seinem kühlern Blute, eine übermäsige Freude zu einer Art von Pein, und kann sie nicht schon ihn, durch den Aufruhr den sie in seinem Innern anstiftet, ohnmächtig zu Boden werfen? Wenn man sich nun die Gluth der Affecten bei jenem noch halb wilden Volke, unter einem Himmelsstriche denkt, wo die moralische Natur eben so ungestüm in ihren Wirkungen als die physische ist, und die Leidenschaften, wie jähe Wind-

---

*) Man s. das von *Forster* übersetzte „Tagebuch „einer Entdeckungsreise nach der Südsee in den „Jahren 1776 — 1780," S. 131. 132.

möße, die Kürze ihrer Dauer durch den Grad ihrer Heftigkeit ersetzen: welchen noch so gewaltsamen Ausbruch der Freude sollte man da nicht begreiflich finden? In den Mienen dieses Volks, sagen die Reisebeschreiber, ist ein unnennbar stärkerer Ausdruck der Affecten, als unter uns; und so wird auch in ihrem Blute ein ungleich größerer Sturm, in ihren leidenschaftlichen Handlungen eine uns kaum denkbare Heftigkeit seyn. — —

Ich habe, wie Sie leicht wahrnehmen, die unangenehmen Affecten auf eben die Art, wie die angenehmen, behandelt: ich habe sie in ihren höhern Graden genommen, wo ihr Ausdruck redender und kräftiger ist; auch habe ich sie als rein und einfach, nicht nach den verschiednen Nüancen gezeichnet, die sie einer von dem andern so häufig anzunehmen pflegen.

Die Betrachtung dieser Nüancen, wenn ich sie nöthig fände, würde erst in die nun folgende Lehre von der Zusammensetzung des Ausdruckes kommen; allein ich denke, ich will sie aus Gründen, denen ich Ihren Beifall verspreche, lieber ganz überhüpfen.

Vier und zwanzigster Brief.

Nur erst eine kleine Anmerkung, mein Freund, die ich nirgend als eben hier einzuschalten weiß; und es wird dann noch immer Zeit seyn, den Vorwurf der Unvollständigkeit, den Sie mir machen, entweder einzuräumen oder auch von mir abzulehnen — wie ich es finde.

Eigentlich hat meine Anmerkung schon *Garrick*, und wer nicht schon sonst? gemacht, der für richtiges Spiel Empfindung, und für fehlerhaftes, Auge hatte. Aber allgemein wüßte ich sie nirgend vorgetragen, und doch finde ich, je länger ich die Bühne besuche, immer mehr, daß sie *in tausend Fällen anwendbar ist und daß* sie also, in eine allgemeine Warnung verwandelt, von Nutzen seyn könnte. — „Sie „haben,“ soll einst Garrick zu einem Französischen Schauspieler gesagt haben, der ihn nach geendigtem Stück um sein Urtheil fragte: „Sie haben die Rolle des „Trunknen mit viel Wahrheit, und was „in solchen Rollen mit Wahrheit schwer „zu vereinigen ist, auch mit viel Anstand „gespielt; nur — wenn Sie mir diesen „kleinen Tadel verzeihen wollen — Ihr „linker Fuſs war zu nüchtern.“ Etwas Ähnliches mögte ich in so manchen Fällen und zu so manchem Schauspieler sagen: „Mein Herr! Sie haben nach mei„ner wenigen Kenntniſs, die und die „Stelle, die und die Scene“ — denn von dem Ganzen der Rolle mögte ich selten reden dürfen — „bis zur Täuschung vor„getragen; Sie haben die ganze Trun-

„kenheit der Leidenschaft, wovon Sie erfüllt seyn sollten, vortrefflich nachgeahmt; nur Ihr Fuſs, Ihre Hand, Ihr Auge, „Ihr Nacken, Ihr Mund“ — oder an was sonst für einem Theile ich den Mangel bemerkt haben mögte — „waren zu nüchtern. usw.

Meinen Sie nicht, daſs eine solche Anwendung und Ausdehnung der Garrickschen Kritik in der That guten Grund haben sollte? Ich denke: wie die physische Trunkenheit das *ganze* Nervensystem vom Wirbel bis zur Fuſszehe angreift; so auch die sittliche Trunkenheit der Affecten: denn der Mensch hat ja nur Eine Seele, die auf den ganzen Körper einwirkt; und wenn also ein einfacher Affect die ganze Kraft dieser Seele auf Einen Punct richtet, sie ganz mit allen ihren Ideen und Empfindungen auf Einen

Ton stimmt, so muſs auch der ganze Körper an dem Ausdrucke dieses Affectes Theil nehmen, und jede Bewegung jedes Gliedes zu seiner Darstellung mitwirken. Wenn, wie ich glaube, dieser Grundsatz einleuchtend ist, und ihn jede aufmerksamere Beobachtung der Art und Weise wie sich wirkliche Affecten ausdrücken, bestätigt: was sollen wir da zu so mancher Schauspielerinn sagen, die mit vorliegendem Körper dringend zu bitten scheint, indeſs sie die Arme mit dem gewöhnlichen Ausdruck der Ruhe sanft in einander geschlagen läſst? Was zu so mancher andern, die oft mit von sich gestreckten Armen auf einen sehnlich gewünschten Gegenstand eifrig zueilt, ohne daſs der Körper von seinem ruhigen verticalen Stande nur im mindesten abwiche? Was zu dem Spiele einer Ihnen bekannten *Azor*, der, voll Kummers über seine häſsliche zurückschreckende Bildung, Haupt und Arme traurig hangen läſst, indeſs sein Gang nicht etwa nur ruhig, nicht etwa nur munter, sondern muthig, trotzig, herausfordernd ist? Was zu der Stellung eines gewissen sonst nicht ganz zu verachtenden *Beaumarchais*, der bei den wüthenden Worten: „Ja, Sie sollens! sollen mich ins Gefängniſs schleppen! Aber „von seinem Leichname weg; von der „Stätte weg, wo ich mich in seinem Blute „werde geletzt haben *)!“ der, sage ich, bei diesen wüthenden Worten das ganze Gesicht zum Grimm verzerrt, die geballte Rechte weit von sich streckt, mit dem ganzen Körper vorliegt, und — was Sie schon glauben müssen, weil Sie's mit Augen gesehen haben — den linken Arm

---

*) *Göthens* Schriften, Bd 2, S. 299.

völlig schlaff läſst und die Hand im Busen behält?

Ich denke, ich könnte mit Beispielen eines solchen mangelhaften Spiels ganze Briefe füllen; aber ich mögte ungerne durch Tadel kränken, und noch ungerner zu Miſsdeutungen Anlaſs geben. Lieber will ich, auf Veranlassung des obigen *Azor*, die gegebene allgemeinere Warnung noch mit einer speciellern begleiten. Der getadelte Gang dieses Schauspielers scheint mir sein natürlicher, sein gewöhnlicher Gang; er hätte nur sich selbst beobachten dürfen, und er würde gefunden haben, daſs er sich in Ansehung des Ganges am wenigsten sich selbst überlassen, daſs er über diesen durch Angewöhnung fehlerhaften Theil seines Äuſsern gerade am meisten wachen müsse. Andere haben durch Angewöhnung einen trägen, schleppenden Gang; und ich erinnre mich noch sehr wohl eines gewissen *Hettore Gonzaga*, der, selbst im Zorne und in der lebhaftesten Unruhe, den Gang zwar ein wenig vergeschwinderte, aber die Füſse so wenig hob, daſs man die Sohlen bei jedem Schritt gegen den Boden schleifen hörte. Wieder andere haben den natürlichen Fehler eines zu gebückten Nackens, eines seitwärts hangenden Kopfes, und verderben, weil sie auf diesen Fehler nicht merken, den Ausdruck aller der Leidenschaften, die ein gerades frei emporgetragenes Haupt erfordern. Ihre lebhafteste Freude z. B. scheint, darüber, nur eine matte, verschämte, wohl gar nur erdichtete Freude. Möglich zwar immer, daſs sie selbst diesen oder jenen Affect in der Wirklichkeit nicht anders ausdrücken würden, als sie auf der Bühne ihn nachahmen; aber was fordert man denn von dem Schauspieler? Daſs er sich selbst so gut oder so übel spiele, wie ihn Natur und Gewohnheit gemacht haben? oder daſs er nach der höchsten Vollkommenheit, dem höchsten Ideale des Ausdruckes, hinstrebe? Und wenn man das Letztere fordert: worin besteht dieses Ideal? Doch wohl in der völligsten, abgemessensten Harmonie; in derjenigen Art, wie ein von allen natürlichen und angewöhnten Fehlern völlig freier Körper von jeder gegebenen Leidenschaft modificirt werden würde? — Der Schauspieler sinne also, während des Studiums seiner Rolle, nicht nur überhaupt auf den wahren Ausdruck jeder Leidenschaft; sondern er frage auch noch besonders, was für eigenen Antheil daran derjenige Theil seines Körpers nehme, von dem er es, mit ein wenig Selbstbeobachtung oder mit ein wenig Aufmerksamkeit auf das Urtheil seiner Freunde, doch am Ende erfahren muſs, daſs er damit am öftersten fehle: er wende seine meiste Übung gerade dahin, daſs er den richtigen Gebrauch dieses Theils habituell mache, und bei der wirklichen Vorstellung wache er mit aller der Besonnenheit, welche ihm die Leidenschaft übrig läſst, eben über ihn am meisten. — *Ekhoff*, so gekrümmt er schon vor Alter war, vergaſs in stolzen Rollen keinen Augenblick, was sein Charakter erforderte: er trug bis zum letzten Blicke, der ihm in die Coulisse nachspähte, seinen steifen unbiegsamen Nacken empor; und erst dann ward er auf einmal wieder das gebückte, in sich zusammengeschrumpfte Männchen, das man eher für alles Andre, als einen Schauspieler, gehalten hätte.

Nicht genug aber, daſs wirklich alle Glieder und Gesichtsmienen zum Ausdruck Einer Empfindung *harmoniren* müssen; sie müssen es auch in dem Maaſs, in dem Grade dieser Empfindung. Wenn die Begierde mit den Armen zu viel und mit den Füſsen zu wenig ausgreift; wenn das Schrecken, gegen den weit übergebogenen Körper und die hoch emporstarrenden Arme, Mund und Auge zu wenig aufreiſst; wenn der Zorn die Stirne zu wenig runzelt, die Lippe zu ruhig verzieht, indeſs die Füſse wüthend gegen die Erde stampfen, u. s. w.: so geht bei dem der diesen Mangel der Harmonie gewahr wird, alle Täuschung, alle Wirkung verloren; er wird auch hier wieder an den Schauspieler erinnert, und er sollte doch bloſs die Person in Gedanken haben. Beispiele von solchen Disproportionen im Ausdruck müssen Sie oft genug, besonders auf gewissen zu jugendlichschönen, zu runzellosen Gesichtern, beobachtet haben. Es giebt Stirnen, die sich nicht falten, Lippen, die sich nicht niederziehen, Augen, die nicht hervorstarren wollen; kurz, es giebt Gesichtsbildungen, auf denen sich gewisse Affecten nur mit so leichten, in der Ferne so unmerklichen Schattirungen malen, daſs man höchstens nur einen Anfang, eine schwache Anwandlung davon zu erkennen glaubt: und wenn dann der übrige Körper die ganze Heftigkeit des Affectes ausdrückt; so ist das — wenigstens für mich — von einer so widrigen Wirkung, daſs ich lieber auch in dem ganzen übrigen Spiel den wahren Grad nicht erreicht sehen mögte.

Indeſs, wie keine Regel ohne Ausnahme ist, so auch nicht diese Regel. Denn wo geheuchelte Affecten eines Menschen ausgedrückt werden sollen, der in der Heuchelei noch nicht Meister ist; da tritt der sonderbare Fall ein, wo der gute Schauspieler es wie der schlechte machen, und in sein Spiel ausdrücklich etwas Miſshelliges, Falsches, Verfehltes hineinlegen muſs. Jenes lebendige Principium, das aus der Seele in den ganzen Körper hinauswirkt, fehlt hier selbst in der Rolle; und unsrer Voraussetzung nach auch jene Stärke der Phantasie, jene geübte Verstellungskunst, welche den Mangel eines solchen Principiums ersetzen, und der Lüge einen täuschenden Firniſs von Wahrheit geben könnte. Bei dem kalten todten Vorsatze, der dann noch übrig bleibt, wird der Ausdruck fast einzig in diejenigen Glieder, in diejenigen Theile des Gesichts gelegt, von denen man aus Erfahrung weiſs, daſs eine solche und solche Modification derselben einen Affect ganz vorzüglich ausdrückt; die übrigen Glieder und Theile bleiben zurück. Der Falschfreundliche z. B. hat die dunkle Bemerkung gemacht, daſs Freundlichkeit und Güte sich ganz besonders im Munde und den umliegenden Theilen zeigen; in dieser Gegend also drückt er alles das Liebreiche, vielleicht sogar mit Carricatur, aus, das er mit Stirne und Augen und seinem übrigen Wesen verläugnet.

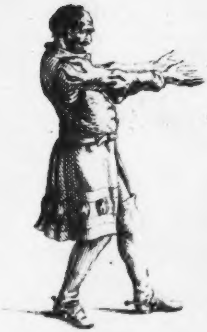
Bemerken muſs ich hier noch, daſs zuweilen die Composition mehrerer Ausdrücke eine Gebehrde, eine Stellung hervorbringen kann, die, weil sie streitende Empfindungen mit einander zu vereinigen hat, durch Widerspruch fehlerhaft scheint, aber nicht ist. Das Erstaunen, wissen Sie, zieht zurück; die Freundschaft nähert.

Wenn also plötzlich ein ganz unerwarteter, aber willkommner Freund, wenn *Otto von Wittelsbach* zu *Friedrich von Reuſs* hereintritt *): so wird es ein ganz wahres, oder vielmehr das einzige wahre Spiel seyn, daſs der Fuſs einen Schritt zurückthue, wenigstens der Körper sich vor Erstaunen rückwärts überlege, indeſs die Arme schon anfangen sich zu herzlicher Bewillkommung dem Gast entgegenzustrecken. Wirklich ist auch dieses die Attitüde, die der hiesige Friedrich von Reuſs bei dieser Stelle allemal annimmt *(Fig. 35)*. — Ob übrigens der alte Ritter den Pfalzgrafen festen Fuſses in dieser Stellung erwarten, oder mehrere Schritte vor ihm zurückweichen, oder so halb erstaunt und halb froh, wie er ist, ihm langsam entgegengehen soll: das wird darauf an-

---

*) Dritter Act, dritt. Auftr., S. 100.

F. 35. p. 366.



Univ. Bibl.
München

kommen, wie nah oder wie entfernt von dem Greise der Pfalzgraf in dem ersten Augenblick war, wo er erschien, und ob nicht dieser selbst vielleicht im Hereintreten stillstand, um dem Erstaunen des Ritters Zeit zu lassen und sich an dem Anblicke davon zu ergötzen.

Fünf und zwanzigster Brief.

Wahr genug, was Sie sagen: daſs die Erinnerungen über die durchgängige Harmonie des Gebehrdenspiels, so wenig irgend ein Schauspieler ihrer bedürfen sollte, doch den meisten so noth thun! Und gleich wahr, was Sie hinzusetzen: daſs Schauspieler, nicht etwa nur von der untersten, sondern von einer höhern und in ihren eigenen Augen wohl gar von der ersten Classe, noch weit ärgere gröbere Fehler nicht nur dann und wann aus Zerstreuung begehen, sondern recht ausdrücklich zu ihren Rollen scheinen studiert zu haben. — Ich denke umher, wen Sie mit dieser Anmerkung doch wohl vorzüglich gemeint haben mögten? Etwa jenen *Capellet*, der regelmäſsig jedesmal, wo er *Julien* in vollem Zorne verstöſst, auf sie zugeht um ihre Hand zu nehmen, und wenn das arme Geschöpf, vor Schrecken über den väterlichen Zorn, einen Schritt zurückthut, sich den Schritt mehr nicht reuen läſst, um nur ja seinen Fehler nicht ungemacht zu lassen? Oder jenen Grafen *Wenzel*, der gleich seine erste gleiſsnerische Anrede an den Pfalzgrafen, mit zurückgeschlagenem Kopfe und in gerader stolzer Stellung, hoch von der Brust herabspricht? Oder jenen verfehlten strotzenden *Otto*, der die bitterlaunige Stelle: „ich will meine Waffenstücke in Küchen-„geräthe verwandeln“ — eine Stelle, die so offenbar nur ganz leicht sollte hingeworfen werden — mit weit von sich gestrecktem, steifem, gehaltenem Arme so laut und so pathetisch daherprahlt, als ob er Kaiserlicher Majestät eine höchst unangenehme, aber feste und unabänderliche Entschlieſsung zu erklären hätte? Oder jenen Vater *Zemirens*, der, bei Entschuldigung wegen der gepflückten bezauberten Rose, dem zurückschreckenden Ungeheuer so sorglos auf den Leib rückt, als ob er recht wohl wüſste, daſs in der gräſslichen Maske ganz und gar kein Ungeheuer, sondern sein lieber Freund und Mitbruder stecke? — Wahrlich, mein Freund! wir sind nicht bloſs weit, wir sind noch unendlich zurück, wenn so auffallende Fehler von der einen Seite können begangen werden, ohne daſs man sie von der andern beachtete; und ich zweifle gar sehr, ob Künstler, die so ganz den Ausdruck zu vergreifen, so ganz die wahre Empfindung zu verkennen fähig sind, je den Ehrennamen der Künstler, auch wenn sie sich darum Mühe gäben, werden verdienen können. Wenigstens scheint ihnen ein gewisser, für ihre Kunst unentbehrlicher, Sinn zu fehlen, und dieser Sinn läſst sich durch keine Vorschriften, keine Theorieen ersetzen. Kunstregeln überhaupt werden nicht, wie die moralischen Gesetze, nur den Schlechten; sie werden nur den Guten geschrieben.

Doch ich gerathe, wie ich sehe, in neue Abschweifungen, und ich sollte doch das um so weniger, da schon Sie mit Ihren Erinnerungen und Einwürfen mich oft genug von dem geraden Wege abziehn. Mit derjenigen Erinnerung indessen, worauf ich in meinem Vorigen die Antwort schuldig blieb, werden Sie meinen Gang eben nicht unterbrochen haben: was ich darauf zu erwidern finde, ist vielleicht der schicklichste Anfang der Lehre von der *Zusammensetzung* des Ausdrucks.

„Dankbarkeit, sagen Sie, Hoffnung, Mitleiden, Argwohn, Neid, Schadenfreude, Gnade, und noch so viel andere Empfindungen mehr, die doch gewiſs ihres eigenthümlichen Ausdrucks nicht entbehren können, wenn anders die Gebehrdensprache nicht das schwankendste und ungewisseste Ding auf Erden seyn soll: alle diese Affecten sind noch mit keiner Sylbe von Ihnen charakterisirt; und Sie können die Lehre vom Ausdrucke als schon geendiget ansehn?“ — Ich denke, ich kann das mit Recht, aber freilich nur die Lehre von dem einfachen Ausdruck. — „Und sind denn, werden Sie fortfahren, jene Empfindungen in ihrem Ausdrucke nicht einfach?“ — Dem Namen nach *freilich*, sollten sie's seyn; aber Sie wissen schon: der

Name stimmt nicht immer zur Sache. Frohes Erstaunen, zärtliche Wehmuth, ehrerbietige Liebe; wenn Sie diese und ähnliche Empfindungen nennen hören: so läſst Sie schon das Zusammengesetzte des wörtlichen Ausdrucks auf das Mannichfaltige des mimischen schlieſsen. Hingegen, wenn Sie hören: Dankbarkeit, Mitleiden, Hohn; so verführt Sie der einfache Name, Sich auch die Sache als einfach zu denken: und doch braucht es nur einen ganz kleinen flüchtigen Blick von jenem auf diese, um sogleich den Irrthum gewahr zu werden. — Dankbarkeit; wenn sie nicht bloſs als Liebe oder Verehrung erscheinen soll: wie anders, als durch eine mittlere, aus beiden vermischte, Miene kann sie erscheinen? Mitleiden; was für einen eignen sichtbaren Ausdruck kann es annehmen, als den zusammengesetzten von Leiden und Güte? Neid: wie kann er sich anders von Leiden und Haſs unterscheiden, als durch einen Zusatz von Begierde sich zu verheimlichen, durch unter sich gekehrten, verstohlnen Blick der Scham, der sich in jeder nur noch etwas empfindlichen Seele einer so kleinen Leidenschaft anhängen muſs? Argwohn: wodurch sonst kann er sich verrathen, als indem er zur Gebehrde des Verdrusses die Erforschungsbegierde im scharfen Seitenblick, im ängstlichstillen Hinhorchen hinzusetzt? Gnade; auf welche andere Art kann sie sichtbar werden, als wenn sie Freundlichkeit der Güte durch Kälte des Stolzes mildert, und um sich nähern zu können, sich gleichsam erst von der Höhe herabläſst? Schadenfreude; was ist sie, schon ihrer Natur nach, anders, als Freude des Hasses, und was für einen andern Ausdruck also, als eben diesen, kann man ihr geben? Endlich Hoffnung, die das Gute nur noch in der Zukunft sieht und nie ganz ohne Furcht ist: wie sonst, als durch Begierde und Mischung von Freude und Furcht, kann sie sich in den Gesichtszügen malen? — Laſſen Sie so alle noch übrigen Affecten mit allen den mannichfaltigen Nüancen durch, die *Watelet* davon angiebt: und Sie werden finden, daſs immer ihre Namen entweder, wie die obigen, nur Zusammensetzungen, oder nur höhere und geringere Grade, oder nur philosophische Abstractionen bezeichnen; das heiſst: Einheiten und Verschiedenheiten, die nur das Nachdenken in dem Innern der Seele, nicht das Auge in dem Gebehrdenspiel findet.

Indeſs, wenn es Ihnen wehe thut, mit allen Ihren Beispielen, und vielleicht in der ganzen Sache, Unrecht zu haben; so geben Sie Ihrem Tadel nur eine kleine Wendung: Sagen Sie, daſs allenfalls meine Enumeration der Affecten selbst, deren Ausdruck eigenthümlich und rein ist, noch so ziemlich vollständig seyn mögte; daſs aber meine Schilderung ihres Gebehrdenspiels desto mangelhafter und dürftiger sei. Einen solchen Tadel, mein Freund, nehme ich an, und sage zu meiner Rechtfertigung nur das Einzige: daſs ich die Schuld mit der Sprache wenigstens theile, und daſs ein Schriftsteller nicht leisten kann, was ein Maler leistet; aus der ganz einfältigen Ursache: weil Worte keine Farben und Umrisse sind. — Wenn *Apulejus* eine zu Korinth gesehene pantomimische Vorstellung des *Paris* auf Ida beschreibt, und von der Göttinn der Liebe sagt: sie habe oft bloſs mit dem Auge getanzt *); so fühlt ein jeder, der redende

---

*) *Metam. lib. 10. Sensim annutante capite coe-*

Augen geseh'n hat, den ganzen Sinn dieser Stelle; aber beschreiben kann eine solche Pantomime Niemand; sie will mit einem kleinen flüchtigen Zuge bloſs angedeutet, nicht ausgeführt seyn. — —

Um, nach so vielen Vorerinnerungen endlich zur Sache zu kommen; so lassen Sie uns vor allen Dingen einen Blick auf das ganze weite Feld werfen, das wir itzt zu durchwandern haben! Lassen Sie uns zusehen, wie vielerlei Zusammensetzungen von Gebehrden *im Allgemeinen* möglich seyn mögten! Die Erkenntniſstriebe, und die übrigen Affecten des Verstandes, können zuerst unter einander selbst, und dann mit Affecten des Herzens; Begierden können mit Begierden, und mit Affecten des Anschauens; diese letztern wieder unter

---

pit incedere... et nonnunquam saltare solis oculis.

einander selbst, und mit allen diesen Ausdrücken innrer geistiger die Ausdrücke mannichfaltiger körperlicher Empfindungen; endlich wieder mit den sämmtlichen ausdrückenden Gebehrden die ganze Menge der malenden und deutenden verbunden werden. Nehmen Sie hiezu noch die verschiednen möglichen Grade jedes Affects, die verschiednen möglichen Verbindungen und Proportionen in ihrer Mischung, da bald die eine, bald die andre Empfindung die lebhaftere, die mehr hervorstechende ist; und sagen Sie mir: ob Ihnen nicht ein wenig vor dem Ende unsers Briefwechsels bange wird? ob Sie bei der unendlichen Fülle der Materie eine Möglichkeit, sie je zu erschöpfen, absehn? — Doch wozu auch, werden Sie sagen, ein so unermeſslichs, ermüdendes Detail, wenn wir nur die allgemeine sichre Regel zu finden wüſsten, worunter sich alle jene Mannichfaltigkeit sammeln lieſse? Diese allgemeine Regel aber ist mit Einem Worte die: daſs der Ausdruck *Präcision* haben muſs. Und diese Präcision wird er haben, wenn in der Zusammensetzung nichts weder zu wenig noch zu viel, der Grad im Ganzen der jetzigen Stimmung der Seele gemäſs, die Hauptempfindung herrschend, und die untergeordnete auch im Ausdruck nur die Nüance; endlich, wenn in der Mischung jede so gehalten, so gemäſsigt ist, wie es ihr bestimmtes Verhältniſs zu allen andern erfordert.

Wer die Wirkungen jedes Affects auf Gesicht und Körper kennt; wer bemerkt hat, durch welche Theile von jenem sich jede Leidenschaft vorzüglich ausdrückt: der wird leicht einsehen, wie mannichfaltige Empfindungen in Einen Ausdruck können verbunden, wie z. B. das Leiden eines Liebhabers, der in die wollüstig traurige Vorstellung der entfernten Geliebten vertieſt ist, im Mienenspiel könne abgebildet werden. Das Leiden nimmt vorzüglich den obern, das wollüstige Gefühl der Liebe mehr den untern Theil des Gesichts *ein*; ist also jenes nur Nüance: so ziehen sich die innren Spitzen der Augenbraunen nur sehr wenig, nur unmerklich hinauf, und werfen auf die Stirne nur einen ganz geringen Schatten, mehr von einer Falte als einer Runzel; hingegen um Mund und Wangen sieht man fast das volle süſse Lächeln der Liebe spielen, indeſs mit schmachtendem Blick das Auge, zweideutig zwischen beiden Empfindungen, vor sich hinschaut. Ist das Vergnügen nur Nüance, und Leiden herrschend: so liegt der Hauptausdruck auf der Stirne, und das Lächeln um Lippen und Wangen ist schwächer. Auch ist bei dieser letztern Mischung in dem ganzen übrigen Körper ein wenig mehr Spannung; bei jener erstern, mehr Schlaffheit und Weichheit.

Um ein ausgeführteres Beispiel und von einem mehr zusammengesetzten Ausdrucke zu geben, erinnere ich Sie an die Worte *Admets*, wo er, nach den ersten inbrünstigen Umarmungen der geretteten Gattinn, und einigen neugierigen Fragen des Erstaunens an seinen muthigen Freund, sich mit demüthigem Dank an die Götter wendet *). Das Deutende in der Gebehrde, die Richtung der Augen, des Hauptes, der Hände, insoferne auch diese mitreden sollen, ist sogleich durch das erste Wort bestimmt:

---

*) *Wielands Alceste*, S. 84.

Allgüt'ge Mächte!

denn wo anders als im Himmel wird sich Admet den Sitz dieser Mächte denken? Wenn er fortfährt:

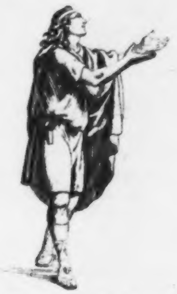
— — Seht mit Wohlgefallen
Die Freudenthränen an, die meinem Aug'
entstromen!

so liegt der Gesichtsausdruck, der wehmüthige Freude seyn soll, schon in den Worten; aber auch den Ausdruck des übrigen Körpers zu finden, ist leicht. Das sanfte Verlangen nach der Aufmerksamkeit der Götter hebt beide Hände mäſsig empor: nicht zusammengefaltet, denn in der Seele herrscht Freude, und Freude öffnet; sondern jede sich an ihrer Seite so gemach und sanft erhebend, daſs der Ellbogen seine ganze leichte Krümmung behalte. Eben so sanft erhebt sich auch der übrige Körper; und hängt, um so mehr da die Deutung nach oben geht, nur um ein ganz Weniges vorwärts; der vorgreifende rechte Fuſs hat einen festen Stand; der linke, nur in mäſsiger Entfernung hinter ihm, weil ein zu weiter Schritt mit den mäſsig erhobnen Händen und leichtgekrümmten Armen nicht zusammenstimmen würde, erscheint schwebend, wie zu einem neuen Schritte vorwärts gefaſst; die Ehrerbietung, die mit dem Gedanken an die Mächte des Himmels so unmittelbar verknüpft ist, erlaubt dem Haupte weniger sich zurückzulegen, hält es dem verticalen Stande näher, und versteckt von dem Augapfel noch ein wenig mehr hinter das Lied, als es durch die bloſse Richtung nach oben geschehen würde. Zugleich aber vermischt das dankbare Gefühl der Seele diese Ehrerbietung mit Liebe; und diese Liebe, die sich schon durch das Sanſte, Weiche, und Graziöse, das wir von allen Bewegungen forderten, ankündigt, muſs noch dem Haupte eine kleine Wendung zur Seite geben; am liebsten gegen die Seite des Herzens *(Fig. 36)*. Admet fährt fort:

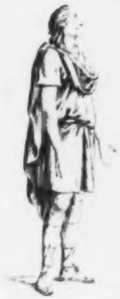
> Was hat ein Sterblicher, um euch zu danken,
> Als Freudenthranen? —

und was nun hier für ein Ausdruck? Sie sehen, daſs die ganze Mischung von Empfindungen bleibt; daſs keiner der zusammenverbundenen Affecten aufhört, keiner der noch nicht da war, hinzukömmt: allein das innere Verhältniſs, die Proportion dieser Empfindungen, ist verändert. Das Verlangen, seine Freudenthränen von den Göttern beachtet zu sehn, sinkt beinahe völlig vor dem Gefühl der Ohnmacht zurück, durch mehr als durch sie die überströmende Dankbarkeit der Seele

F. 36. p. 384.



F. 37. p. 386.



Univ. Bibl.
München

auszudrücken; für itzt also herrscht der Gedanke an die Erhabenheit der Götter, und das Empfindniſs der Verehrung hat den Überschwung: eben diese Verehrung also wird jetzt den stärkern; Freude, Verlangen, Liebe, den schwächern Ausdruck fordern. Die Verehrung aber, wissen wir, zieht die Muskeln des Angesichts nieder, läſst die Glieder des Körpers hangen, tritt in die Entfernung. Alles dieses also wird jetzt in die Gebehrde Admets, doch mit derjenigen Mäſsigung kommen müssen, daſs man das noch fortdaurende Daseyn der andern Affecten erkenne. Also bleibe noch immer ein merklicher Rest von Vergnügen im Angesichte; der Körper sei noch immer von den Händen unbedeckt, und krümme sich nicht in sich selbst zusammen: aber dafür erscheine das Haupt ein wenig gesenkter; das Weiſse des Auges werde sichtbarer, als zuvor; Arm und Hand ziehe sich, ohne gleichwohl wie welk am Körper niederzuhangen, gegen die Erde; der linke Fuſs stehe nun fest, und der rechte, wie in der Bereitschaft zurückzutreten, schwebend; der Körper sei um eben so eine Kleinigkeit zurück, als vorher vorwärts gebeugt *(Fig. 37)*. So wenigstens die Stellung während der langsamen, gezogenen, gedämpften Declamation der Worte:

> Was hat ein Sterblicher, um euch zu danken —;

denn bei dem Folgenden:

> Als Freudenthränen?

würd' ichs sehr wohl zufrieden seyn, wenn das in der Seele herrschende, nur unterbrochne Verlangen, von den Göttern beachtet zu werden, wieder Leben erhielte; und indem die ganze übrige Stellung bliebe, auch die linke offne Hand noch gegen die Erde gesenkt erschiene, die rechte, auf die Freudenthränen des Auges gleichsam hindeutend, und sie als Opfer dem Himmel gleichsam darbringend, sich mit der vorigen sanften Beugung des Arms, nur freilich dem Gesichte näher, wieder erhöbe. Zugleich aber müſste dann auch das Haupt sich schon ein wenig wieder zurücklegen, und der Ernst der Verehrung durch eine stärkere Nüance der Liebe schon mehr gemildert werden. — —

Ich mag in dieser Entwicklung, so leicht sie wäre, nicht weiter fortfahren; denn ich fürchte, daſs ich Ihnen vielleicht schon itzt zu ausführlich, zu ängstlich-sorgfältig scheine. So viel indeſs wird Ihnen sogleich Ihr Gefühl sagen: daſs bloſser *reiner* Ausdruck, es sei der Freude oder der Wehmuth, oder der Begierde oder der Verehrung, durchaus verfehlt seyn würde. Und wenn Sie dann nur einräumen, daſs die Mischung und die Proportion in der Mischung richtig von mir bestimmt sei; so wird Sie, denk' ich, Ihre eigene Einbildungskraft auf die Stellungen, die ich angab, so ziemlich wieder zurückführen, wenn Sie auch von dem Schauspieler nicht immer eine so genaue Ausarbeitung aller der kleinsten Nüancen fordern sollten. Die Strenge des Theoretikers soll freilich nicht der Beurtheiler, aber auch eben so wenig soll die Nachsicht des Beurtheilers der Theoretiker haben.

Ende des ersten Theils.

BERLIN,
GEDRUCKT BEI LOUIS QUIEN.

Mohrenstraſse Nr 50.

J. J. ENGEL'S

SCHRIFTEN.

ACHTER BAND.

MIMIK.

ZWEITER THEIL.

BERLIN 1804.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts-Bibliothek München

Bibl. Acad. Land.

IDEEN

ZU EINER

MIMIK.

Ficta voluptatis causa sint proxima veris.
HORATIUS.

Sechs und zwanzigster Brief.

Indem ich aus jeder Classe möglicher *Zusammensetzungen* von Gebehrden gewisse Beispiele aussuche, um sie zur Probe weiter ausführen zu können, finde ich das ganze Geschäft, einer bestimmten Mischung von Empfindungen den ihr zukommenden Ausdruck anzuweisen, so leicht, daſs ich es lieber aufgeben will. Das freilich ist oft sehr schwer, für jeden gegebenen Fall die wahre Mischung von Empfindungen und in der Mischung die wahre Proportion zu finden; aber das ist denn auch nicht die Sache des Mimikers, der nur gegebenen Empfindungen ihren Ausdruck bestimmt; es ist die Sache des Schauspielers selbst, der sich sorgfältig in das Eigenthümliche seiner Rolle hineinstudieren, und des Seelenlehrers, der ihm, zur Erleichterung dieses Studiums, die allgemeinen leitenden Ideen an die Hand geben soll. — Der Schauspieler, wenn er seine Kunst nicht bloſs als Naturalist, sondern als Kenner ausüben will, hat freilich noch etwas mehr als Mimik zu lernen. —

Lassen Sie die Aufgabe lauten: zwei in der Seele zusammentreffende mit einander streitende Begierden im Ausdruck zu vereinigen: so, behaupte ich, darf man nur beide Begierden, darf nur den Ausdruck kennen, der jeder einzeln genommen zukömmt, darf nur wissen, ob sie einander das Gleichgewicht halten, oder ob eine und welche den Überschwung habe? darf nur den Grad, in welchem die eine mächtiger als die andere ist, wohl gefaſst haben: und es kann durchaus keine Mühe kosten, den wahren, treffenden, die ganze Empfindung der Seele erschöpfenden, Ausdruck zu finden. Bei *Zemiren*, wenn sie vor dem magischen Spiegel steht, herrschen Furcht und Verlangen in gleicher Stärke: Furcht, durch Annäherung der Erscheinung ein Ende zu machen; und Verlangen, an die Brust eines traurigen, zärtlich geliebten Vaters zu fliehen. Also schwanke sie mit dem ganzen Körper hin und her, strecke jetzt sehnsuchtsvoll beide Hände gegen die Erscheinung hin, und ziehe sie jetzt, zusammengefaltet, mit Ausdruck des Leidens wieder zurück; lege das Gewicht des Körpers bald auf den einen Fuſs, bald auf den andern, und komme, so unaufhörlich sie in Bewegung ist, keinen Schritt aus der Stelle. Bei *Hamlet*, wenn er dem Geist seines Vaters folgt, hat die Sehnsucht nach der gehofften Entdeckung eines schrecklichen Familiengeheimnisses bei weitem das Übergewicht; aber geschwächt wird diese Sehnsucht durch die Furcht vor dem unbekannten Wesen einer fremden Welt, und immer mehr geschwächt, je näher der Prinz dem Gespenste und je weiter er von seinen Gefährten abkömmt. Also sei nur da seine Bewegung lebhaft, wo er sich drohend von diesen Gefährten losreiſst; sobald er zu gehen anfängt, geschehe es ohne Eile und Hitze, obgleich noch mit Festigkeit und Entschloſs; nach und nach werde sein Schritt behutsamer, leiser, übermesse weniger Raum: die ganze

Bewegung werde gehemmter, und der Körper ziehe sich mehr gegen die verticale Stellung zurück. Bei *Hüon*, wenn ihm der Feenkönig das letzte Geschenk des Myrtenkranzes darbeut, vereinige sich das Verlangen es zu besitzen, mit dem Erkenntnisse seiner Unwürdigkeit, und dem daher entspringenden Triebe so gehäufte und unverdiente Wohlthaten nicht länger anzunehmen.*). Also erscheine er voll Ehrfurcht gegen Oberon hingebeugt: der ernste liebevolle Blick sei auf den Wohlthäter geheftet, die mäſsig ausgestreckte, dankende, zur Annahme des Kranzes gleichsam gefaſste, rechte Hand sei ein wenig gegen die Erde gesenkt, die linke verwandt, und gleichsam in Bereitschaft die dargebotene Gabe zurückzuhalten.

---

*) Nach *Oesers* Idee in der Zeichnung vor *Wielands* „Oberon.“

Doch, damit Sie nicht sagen, daſs ich leichtere Beispiele aussuche und schwerere übergehe; so geben Sie mir Selbst irgend eine mögliche Mischung von Empfindungen, und lassen Sie mich versuchen ob ich den Ausdruck zu Ihrer Befriedigung werde bestimmen können. Oder wenn Sie das lieber wollen, so geben Sie mir irgend eine mögliche *Gebehrde,* in welcher mehrere Ausdrücke vereinigt sind, und lassen Sie mich sehen wie die Entzifferung ihrer allgemeinen Bedeutung mir gelingen werde. Ich sage: ihrer allgemeinen Bedeutung; denn die speciellere läſst sich aus dem mimischen Ausdrucke unmöglich finden, weil dieser, eben wie der musikalische, nur Arten, nur allgemeine Classen von Empfindungen angiebt. Wenn Sie mir einen Menschen zeigen, der mit Gebehrden, die eben so viel Verdruſs als Leiden ausdrücken, den gereckten obern Körper von seinem Mitunterredner schnell hinwegdreht, und fast in demselben Moment sich wieder gegen ihn herumwirft, ihm mit beiden ausgestreckten, flachen, nahe zusammengehaltenen, zitternd bewegten Händen, mit weit vorgelegtem obern Körper, mit feurigem, anstarrendem, unverwandtem Auge eine zornartige Lebhaftigkeit zu erkennen giebt; so werde ich ohne Bedenken sagen: daſs dieser Mensch irgend etwas von seinem Mitunterredner wolle, was er auf keine Art zu erlangen wisse; daſs er über die Vergeblichkeit seiner Bemühung einen reichlich mit Schmerz vermischten Verdruſs empfinde, der ihn geneigt mache sich loszureiſsen; daſs aber die fortdauernde stärkere Begierde nach seinem Zwecke ihn augenblicklich wieder gegen den

Mitunterredner hinreiſse, und daſs die lebhaftbewegten Hände ihm die Ideen, wodurch er ihn zu überzeugen, die Motive, wodurch er ihn zu lenken hofft, gleichsam sichtbar vorhalten, seine ganze Aufmerksamkeit darauf hinziehen sollen. Mehr als das liegt denn aber auch freilich nicht in der Gebehrde; und wenn ich also etwas Bestimmters erkennen sollte: so müſsten erst solche willkürliche Zeichen da seyn, wie ihrer die alten Pantomimen wahrscheinlich eingeführt hatten. —

In der Erwartung, ob und was für mimische Probleme Sie mir zur Auflösung vorlegen werden, gehe ich zu einer Untersuchung über, die mit der Lehre von der Zusammensetzung der Gebehrden nahe verwandt und in meinen Augen von Wichtigkeit ist. Es fragt sich nehmlich: ob es in der Gebehrdensprache *Synonymen*, gleichbedeutende Bewegungen gebe, die sich ohne Nachtheil eine an die Stelle der andern setzen lassen? oder ob vielmehr jede kleine Abänderung eine andere Seite der Empfindung fasse, eine besondere Nüance andeute, die vielleicht nicht von dem Haufen, aber von dem Kenner beachtet werde? Ob es nicht mit synonymischen Gebehrden eben der Fall, wie mit synonymischen Wörtern sei, daſs sie zwar alle einerlei Hauptidee, aber entweder edler oder unedler, stärker oder schwächer sagen, sie entweder von dieser oder von jener Seite darstellen, mit diesen oder mit jenen Nebenideen in die Seele bringen? Und ob also nicht der Schauspieler, der das höchste, das letzte Künstlerverdienst genauer Richtigkeit sucht, in der Wahl seiner Gebehrden eben die feine, sorgfältige Unterscheidung anwenden müsse, die der gute Schriftsteller in der Wahl seiner Wörter beobachtet? — Nach einer bekannten Erzählung des *Macrobius* gingen zuweilen *Roscius* und *Cicero* einen kleinen freundschaftlichen Wettkampf ein, wer von ihnen einen und den nehmlichen Gedanken am mannichfaltigsten sagen könne: ob der Schauspieler mit Gebehrden, oder der Redner mit Worten? Roscius, wenn er vielleicht auch nicht gewann, muſs doch wenigstens nicht verloren haben: denn er faſste über diese Wettkämpfe eine so hohe Meinung von seiner Kunst, daſs er sie in einem eignen Buche gegen die Kunst des Redners zu messen wagte *). Wenn, wie man an-

---

*) MACROB. *Saturnal. lib.* 2, *cap.* 10. *Satis constat, contendere eum (Ciceronem) cum ipso histrione (Roscio) solitum, utrum ille saepius eandem sententiam variis gestibus efficeret, an ipse per eloquentiae copiam sermone diverso*

nehmen kann, die Variationen des Einen sich auf die des Andern bezogen; wenn Beide, so zu reden, einer den andern übersetzten, Cicero den Roscius in Worte, Roscius den Cicero in Gebehrden: so gäbe uns das einen Beweis, daſs die Gebehrdensprache nur in eben dem Sinne, wie die Wörtersprache, Synonymen hat, und daſs in jener, wie in dieser, mit verschiedenen Ausdrücken zwar oft dieselbe Hauptidee gesagt wird, aber doch immer mit andern Nebenideen; daſs es vielleicht in jener, wie in dieser, Fälle giebt, wo die Wahl so gut wie gleichgültig ist; daſs sich aber sicher noch mehrere finden, wo ein tiefdenkender, feinempfindender Künstler, der seinen ganzen Charakter,

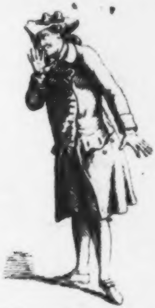
---

pronunciaret. Quae res ad hanc artis suae fiduciam Roscium abstraxit, ut librum conscriberet, quo eloquentiam cum histrionia compararet.

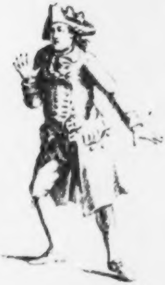
seine ganze Situation, jeden einzelnen Augenblick in der Situation vollkommen gefaſst hat, nicht den einen Ausdruck für den andern würde setzen wollen.

Sie erinnern Sich ohne Zweifel noch der Schilderung, die ich Ihnen von der *horchenden Julie* machte? Ich gab ihr vollen reinen Ausdruck der Sehnsucht des Herzens, lieſs sie Augen und Lippen öffnen, die Hände ausbreiten, den Körper seitwärts, gegen den vermutheten Schall hin, weit überbeugen (*Fig.* 22). Ändern Sie irgend etwas in dieser Stellung, und Sie haben die Bedeutung geändert. Anstatt des weitgeöffneten, setzen Sie ein gekniffnes, geschärftes Auge: der offne Mund werde geschlossen; die Hand, die nach der Seite des Schalls hin ausgestreckt war, werde zurückgezogen, und der Zeigefinger vor die Lippen gebracht (*Fig.*

F. 58. p. 15.



F. 59. p. 16.



38)t so ist es nun nicht mehr reiner Ausdruck der plötzlich gereizten, herrschenden, vollen Begierde; es ist schon zu viel Erkenntniſstrieb in den Ausdruck gemischt; das Geräusch, sieht man, ist entfernt, ungewiſs, schwach; es wird viel ruhige Stille erfordert, um es vernehmen und unterscheiden zu können. In der ersten Stellung also, war mehr das Herz auf die Erlangung eines Guts; in der zweiten, ist mehr der Verstand auf die Unterscheidung einer Idee gerichtet. Nehmen Sie eine noch gröſsere Änderung vor: lassen Sie den Körper nicht mehr so merklich überhangen, sondern stellen Sie, wie man zu reden pflegt, die Figur auf den Sprung; lassen Sie beide Kniee einsinkend erscheinen, den vorher schwebend gestellten Fuſs itzt beinahe eben so fest wie den andern auftreten, und zum plötzlichen Fliehen schon etwas weiter ausgreifen: so ist es nun ganz deutlich, daſs sich Furcht mit Begierde vermengt; der Horcher ist sich einer schamwürdigen oder doch einer gefährlichen Handlung bewuſst; denn warum nähme er sonst, mitten in der Befriedigung seiner Begierde, Maaſsregeln zu seiner Sicherstellung *(Fig. 39)*? Sie sehen in diesem einzigen Beispiel, wie das was im Allgemeinen gleichgültig scheint: eine solche oder solche Stellung beim Horchen, es durchaus nicht mehr in einer bestimmten einzelnen Situation ist; und wie man fast Alles was *Girard* in Beziehung auf synonymische Wörter sagt *),

von

---

*) *Synonymes françois*, in der Vorrede. Es heiſst unter andern: *S'il n'est question que d'un habit jaune, on peut prendre le souci ou le jonquille; mais s'il faut assortir, on est obligé à consulter la nuance. Eh! quand est-ce, que*

l'esprit

von synonymischen Gebehrden mit vollem Rechte wiederholen kann.

Betrachten Sie ein paar andre Beispiele, die ich von der dritten Art der Begierde, vom Zorn, entlehne. Lassen Sie den Beleidigten mit erhobener geballter Faust gegen den Beleidiger hingerichtet, auf ihn zueilend erscheinen: und Sie haben den vollen reinen Ausdruck der Begierde nach Angriff; lassen Sie ihn die geballte Faust gegen die Erde niedergezogen haben; lehnen Sie ihn von dem Gegenstande um ein Weniges zurück, sodaſs er sich eher von ihm zu entfernen, als auf ihn zueilen zu wollen scheine: und Sie haben einen zusammengesetzten Ausdruck, worin zurückstrebende Begierde mit annähern-

l'esprit n'est pas dans le cas de l'assortiment? Cela est rare; puisque c'est en quoi consiste l'art d'écrire.

der kämpft, und die letztere von der erstern nur noch kaum kann gehalten werden. Lassen Sie den Beleidigten mit unruhiger, zitternder Hand an den Kleidern umhergreifen, wüthend in diesen und jenen Winkel schauen, in unaufhörlicher Bewegung bald hiehin bald dorthin treten, oder auch irgend etwas zerreiſsen, zerbrechen, zerschlagen, zerwirken: und Sie haben die von ihrem eigentlichen Gegenstande schon sich ableitende, aber noch rege, wirksame, auf Angriff erhitzte Begierde, wie sie das eine mal noch ungewiſs ist, ob und wohin sie sich ableiten wolle, das andre mal von dem Beleidiger sich schon wirklich zurückzieht, und gegen irgend einen fremden bestimmten Gegenstand ausbricht. Lassen Sie endlich den Zornigen seine Angriffe gegen sich selbst richten, sich entweder mit vollem

Ausdrucke der Wuth ins Haar stürmen, oder mit gemäſsigtem Ausdrucke nur dann und wann leicht hinfahren, oder stiller, aber innerlich heftiger, an den Spitzen der Finger nagen: und Sie haben die auf den eignen unvollkommnen Zustand sich hinlenkende Aufmerksamkeit der Seele, verbunden mit dem Bestreben sich des unangenehmen Selbstgefühls zu entschütten. Das eine mal ist dieses Gefühl unerträglich, und es ist kein hinlänglichmächtiger widerstrebender Trieb da, der die Begierde ihm abzuhelfen milderte; das andre mal ist es schwächer an sich selbst oder auch durch andre Triebe zu eingeschränkt, um sich mit voller Stärke auslassen zu können. Urtheilen Sie, schon nach dieser allgemeinen Angabe der Unterschiede, ob es bei bestimmten Charakteren, in bestimmten Augenblicken, gleichgültig seyn könne, welchen Ausdruck man wähle; oder ob nicht vielmehr die eine Art für die andre, der eine Grad für den andern gesetzt, immer Fehler, und oft sehr grober, lächerlicher Fehler seyn würde. Was würden Sie von dem gesitteten, edlen *Tellheim* sagen, wenn er da wo er seine *Minna* wegen einer Verrätherei in Verdacht hat, wirklich Hand an sie legte? Was von einer Bethlehemitischen Mutter, wenn sie ihre Hitze mäſsigte, und den Angriff unterlieſse? Was von jenem, wenn er bei Empfindung seiner verhaſsten Lage sich in die Locken stürmte oder die Kleider zerrisse? Und was von dieser, wenn sie beim Anblick ihres ermordeten Kindes das Leiden ihrer Seele nur durch eine eingebissene Lippe verriethe? Wahrlich! durch nichts hätte ein *Lessing* oder ein *Rubens* die Richtigkeit seines Gefühls und

Geschmacks so verdächtig machen können, als wenn jener ein solches Spiel angegeben, dieser eine solche Stellung gezeichnet hätte.

In den hier aufgeführten Beispielen sind indeſs die Unterschiede noch kräftig, noch auffallend; es giebt dagegen andre schwächre Nüancen. Betrachten Sie, um ein Beispiel aus einer andern Gattung von Affecten zu nehmen, ein paar schwermüthige stehende Fignren. Die eine habe die niederhangenden Hände, so ganz wie sie von Natur hangen, nur an den Fingerspitzen matt und lose in einander gefaltet *(Fig 33)*: die andre gebe den gleichfalls niederhangenden Armen nur um ein Wenigs mehr Spannung, falte die Finger etwas tiefer hinein, und drehe die Hände halbverwandt gegen die Erde: glauben Sie, daſs es Hans sei, welche von diesen

Variationen man wähle? Oder finden Sie nicht, daſs in der einen mehr reine unvermischte Schwermuth herrsche? in der andern sich noch ein Rest von Leiden finde, der aber auf dem Puncte ist in Schwermuth dahinzusterben? Werden Sie nicht zu der letztern Stellung auch eine kleine Abänderung in den Gesichtsmienen fordern? eine noch bleibende stärkere Spur von Leiden in den mehr hinaufgezogenen Augenbraunen, einen Rest von ängstlicher Spannung in allen Muskeln? — Verwechseln Sie jetzt die stehende mit einer sitzenden Figur; lassen Sie diese Figur das schwere müde Haupt mit der einen Hand unterstützen: wird nicht auch da Art und Ort, wie und wo die Hand das Haupt berührt; wird nicht die Stellung des Hauptes selbst, ob es mehr schlaff hineinfällt, oder mehr dagegen gepreſst und aus dem Nacken herausgehoben ist, einen Unterschied machen? Wenn das matte Haupt in die offne Hand frei hineinsinkt, die ihrer Länge nach ausgestreckten Finger, es sanft umspannen und leicht ins Haar spielen: so haben Sie reine, stille Schwermuth; wenn die Faust geballt, das Haupt schon etwas weniger hangend, etwas stärker gegen die Faust gedrückt ist: so haben Sie einen Zusatz von Verdruſs, der denn freilich auch in der Gesichtsmiene eine kleine Abänderung fordert. Wenn die Hand, sie mag nun sanft ausgespannt oder geballt seyn, nicht in der Schläfe, sondern vor der Stirn liegt, so daſs die Augen durch sie beschattet werden: so haben Sie hinzukommende Nüance des Triebes, sich in sich selbst zu verschlieſsen, sei es aus Überdruſs vor der Welt, oder um ungestörter seinen

Ideen nachhangen zu können. Wenn die Stirne gegen die Faust ein wenig zurückgebeugt, und also das Kinn mehr hervorgedrückt ist, so läſst die Gebehrde Sie schon einen merklichen Zusatz von Leiden erkennen. Wenn der Zeigefinger einzeln vor der Stirne ruht, und die übrigen Finger, samt der innern hohlen Hand, einen Theil des Gesichts überschatten: so ist das Ausdruck schärferen Nachdenkens, der dann wieder durch Ausdrücke des Leidens, des Verdrusses, der Schwermuth, mannichfaltig nüancirt werden kann.

Es ist schwer, von Gebehrden überhaupt und besonders von feinern Schattirungen derselben auf eine Art zu reden, daſs man verständlich bleibe; und es mag daher mit diesen wenigen Beispielen, die ich aus einer Menge anderer auf gut Glück herausgriff, genug seyn. Wenn man in einigen der bemerkten feinern Unterschiede nichts als Grille, als leere Spitzfindigkeit sehen sollte; so würde mich das nicht wundern: wir haben noch keinen hinlänglich gebildeten Sinn für die Kunst, und sind in Ansehung ihrer noch immer ein wenig das, was in Ansehung der Musik der Muselmann ist. Das liebste Instrument ist uns, was das meiste Getöse macht, und der trefflichste Virtuose, wer am lustigsten und kräftigsten aufstreicht. Oft, wenn das ganze Haus von lautem Beifall ertönt, mögte man dem abgehenden Schauspieler die Worte ins Ohr raunen, die einst der Flötenspieler *Hippomachus* zu einem seiner Schüler sagte: „Kannst du „gut gespielt haben, da solche Zuhörer „dir Beifall geben" *)? — Ob die Leidenschaften nur ungefähr, nur im Gan-

---

*) AELIAN. *var. histor. lib.* 14. *cap.* 8.

zen, im Groben angedeutet, oder mit genauer Richtigkeit nach allen ihren kleinen Verschiedenheiten durchgeführt sind; ob der Vortrag jene Feinheit, jene Delicatesse hat, die zwar freilich nur aus lauter Kleinigeiten entspringt, aber aus Kleinigkeiten, welche zusammengenommen den ganzen Reiz der Kunst für den feinern und empfindlichern Kenner ausmachen: das ist den meisten unter uns ziemlich Eins; ja sogar, wenn ein falsches Spiel mehr ins Auge fällt, so findet man es eben darum schöner und beifallswürdiger, als das stillere, schwächere, obgleich einzig richtige Spiel. — Auch schätzt man Neuheit höher als Wahrheit, und rechnet es daher dem Schauspieler zum Verdienst an, wenn er bei verschiedenen Vorstellungen mit Ausdrücken *wechselt:* gerade, als ob es Verdienst wäre, in jeder neuen Abschrift eines Werks das Bessere wegzustreichen und das Schlechtere dafür hinzusetzen. Mit Ausdrücken wechseln sollte der Künstler, wie der Schriftsteller, nie, als wo er Schwächen und Fehler gewahr wird, und die Änderung zugleich Verbesserung ist.

Sie erinnern Sich wohl kaum mehr der Stelle, bei welcher Sie einst mit dem Spiel unsrer hiesigen *Agnes Bernauerinn* so zufrieden waren. Ich will sie Ihnen mit Kurzem wieder in die Gedanken bringen. *Agnes* sieht durch die Reden des Kanzlers alle die schönen Hoffnungen vernichtet, die *Albrecht* ihr eingeflöſst hatte; sie hört, daſs weder der Herzog, noch Baiern, noch das Reich, ihre Ehe jemals erkennen werde; daſs der Herzog diese Ehe zu zerreiſsen sogar geschworen habe; sie fühlt durch jeden Vorschlag, den ihr der Kanzler thut, entweder ihren Stolz oder ihre Liebe empfindlich gekränkt; und erwiedert endlich auf sein mehrmaliges „Oder“ mit einer Art von bitterm Spott: „Ist kein Oder mehr?“ Der Kanzler betheuert ihr feierlich: Nein! Und nun fassen Sie die ganze Lage der Unglücklichen, die einen so mächtigen, so fest entschlossenen Feind gegen sich anrücken sieht; die, ihrer Seits, durch Liebe und Stolz getrieben, eben so fest entschlossen ist, ihren Albrecht nie zu verlassen: was kann sie, bei ihrer Erbitterung und Empörung, anders, als alle ihre Kräfte zum muthigen Ertragen auch des äußersten Schicksals zusammenraffen, und sich gegen jede drohende Gefahr steifen und härten? Der Dichter hat diese hier einzig wahre Empfindung vortrefflich gefaßt: „Ich weiß noch Eins: das Herz soll mir

„im treuen Busen zerspringen; ich will „sterben *)!“ Aber nichts schlechter hatte die Schauspielerinn sie gefaſst, indem sie, bei dieser Äuſserung ihrer Entschlossenheit, den ganzen Körper zusammendrängte, die mit Kraft in einander gefalteten Arme bis gegen die Brust heraufzog, sie fest an den Leib preſste, und nur einen Augenblick, von dem Kanzler weg, in den treuen schwellenden Busen niedersah, gleichsam auf das Herz hin, das sie eher wollte zerspringen als ihrem Albrecht entreiſsen lassen. Es ist nicht möglich, däucht mir, einen andern gleich wahren und gleich tiefgeschöpften Ausdruck, als diesen so ruhigen und so simplen, zu finden. — Und soll nun Agnes ein so glücklich getroffenes Spiel jemals ändern? Soll sie etwa mit der Hand oft und ängstlich ge-

---

*) Vierter Act, achter Auftr.

gen das Herz schlagen, das Gesicht zur Wehmuth verziehen, und mit einer dazu passenden gepreſsten Stimme die Worte ängstlich herausstöhnen? Sie würde mit einer solchen Abänderung den ganzen Sinn des Dichters, den ganzen Geist ihrer Rolle verfehlen, würde dem Kanzler ihre versicherte Standhaftigkeit und jedem Kenner ihre Beurtheilung verdächtig machen. Die Worte des Dichters, weil sie durch keine bessern zu ersetzen sind, müssen bleiben; und die Gebehrde der Schauspielerinn auch.

Haec placuit semel, haec decies repetita placebit.

Sieben und zwanzigster Brief.

Probleme, sagen Sie, wollen Sie mir keine zur Auflösung vorlegen; — vermuthlich, weil sie keine finden, die Ihnen schwer genug schienen — aber einen Einwurf, der Ihnen wichtig dünkt, hätten Sie gern beantwortet. Sie meinen: wenn es um die Erfindung des Ausdrucks eine so leichte Sache wäre; so könnten auch die *Zeichnungen* ausdrucksvoller Köpfe die Schwierigkeit und das Verdienst nicht haben, das man doch allgemein ihnen zugestehe. Aber haben Sie denn auch bedacht, was es hier für einen wichtigen zwiefachen Unterschied zwischen Maler und Schauspieler giebt? Der Schauspieler darf zu seinem Gesicht nur den Ausdruck; der Maler muſs zu dem Ausdruck noch obendrein das Gesicht, nach Umrissen und nach Grundphysiognomie, erfinden: jenem hilft die Natur seine in die Imagination gefaſste Empfindung durch die Miene sichtbar machen; dieser muſs durch Kunst das unter tausenden ausgewählte glücklichere Bild der Phantasie auf einer fremden Fläche entwerfen. Durch diesen Unterschied gewinnt der Maler vor dem Schauspieler einen so groſsen Vorrang, daſs die Kunst des letztern gegen die des erstern fast ganz verschwinden würde, wenn nicht für jenen wieder der Umstand spräche: daſs er nicht bloſs im Raume, sondern auch in der Zeit wirkt, daſs er nicht bloſs Maler, sondern auch Musiker ist. Die weitere Erklärung hierüber künftig, wenn ich erst eine wichtige Untersu-

chung,

chung, die ich bis nach geendigter Lehre vom Ausdruck verschob, werde angestellt haben. Sie betrifft die Frage: wann im Gebehrdenspiel die *Malerei erlaubt* und wann sie unerlaubt sei?

Um uns zu dieser Untersuchung vorzubereiten, lassen Sie uns vor allen Dingen ein paar Beispiele betrachten! — Das erste dieser Beispiele wollte ich von der Römischen Bühne entlehnen; aber beim Nachschlagen find' ich, daſs es nur nach falschen Erklärungen paſst, und daſs es nicht sowohl die Regel von der Malerei, als die von der Vollständigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks erläutert. Sie werden mir hoffentlich darin beipflichten, wenn Sie das Factum, so wie es *Macrobius* selbst erzählt, nicht wie es neuere Schriftsteller ihm nacherzählen, betrachten wollen.

Hylas, Schüler des *Pylades*, und von seinem Lehrer in der Kunst schon so weit gebracht, daſs er ihm beinahe den Rang ablief, spielte einst oder *tanzte*, wie es die Alten nannten, ein Stück, dessen letzte Worte lauteten: „den groſsen „*Agamemnon*.“ Hylas, um die Idee der Gröſse auszudrücken, streckte seinen ganzen Körper empor, nicht anders als ob er das Maaſs eines groſsen und hohen Mannes hätte angeben wollen. Pylades, welcher seinen Sitz unter den Zuschauern hatte, konnte sich nicht halten, und schrie ihm zu: „Du machst ihn *lang*, aber nicht „groſs.“ Augenblicklich verlangte das Volk, daſs Pylades selbst auf die Bühne treten und die nehmliche Rolle spielen sollte. Dieser gehorchte; und als er auf die getadelte Stelle kam, stellte er den Agamemnon *denkend* vor: denn nichts, glaubte er, zieme einem groſsen Könige und Heerführer mehr, als für Alle zu denken *). — So wie *Du Bos*, und besonders *Cahusac*, diese Anekdote erzählen, hätte sich Hylas eines sehr läppischen Fehlers schuldig gemacht, wovon ich aber keine Spur im Macrobius finde. Jener läſst den Pantomimen alle Bewegungen

---

*) *Saturnal. lib. 2, cap. 7. Nec Pylades histrio nobis omittendus est qui clarus in opere suo fuit temporibus Augusti, et Hylam discipulum usque ad aequalitatis contentionem eruditione provexit. Populus deinde inter utriusque suffragia divisus est. Et cum canticum quoddam saltaret Hylas, cujus clausula erat:* τον μεγαν Αγαμεμνονα, *sublimem ingentemque Hylas velut metiebatur. Non tulit Pylades, et exclamavit e cavea:* Συ μακρον, ȣ μεγαν ποιεις. *Tunc populus eum coëgit, idem saltare canticum. Cumque ad locum venisset, quem reprehenderat, expressit cogitantem; nihil magis ratus magno duci convenire, quam pro omnibus cogitare.*

eines Menschen machen, der einen andern höhern, als er selbst ist, ausmessen will *); und Dieser, der überhaupt nicht anders spricht als ob er zugegen gewesen wäre, läſst ihn sogar auf die Spitzen der Zehen treten, um so mit Hülfe des Cothurns eine ungewöhnliche Höhe herauszubringen **). Ich gestehe, daſs ich nicht wohl begreife, wie ein zu *Augusts* Zeiten so geschätzter und von einem *Mäcen* so geliebter Künstler in eine Übertreibung, wie diese, habe verfallen, uud eine Metapher bis zu einer so kindischen Spielerei habe ausbilden können. Wahrscheinlich bestand sein Fehler nur darin, daſs er den Ausdruck der Gröſse in weiter nichts als in Erhebung des Körpers suchte, und auch diesen Ausdruck durch ein zu

*) *Réflexions crit. tom.* 3, *p.* 268.

**) *La Danse ancienne et moderne: tom.* 2, *p.* 24.

gezwungenes Ausmessen seiner Länge vielleicht übertrieb. Alsdann hätte auch die Verbesserung des Pylades nur darin bestanden: daſs er sich leicht und ungezwungen erhoben, und zugleich in seine Stellung den Adel und die Würde gebracht, auf seine Stirne den denkenden Ernst gelegt, wodurch die Idee der Gröſse als einer moralischen und königlichen, näher bestimmt werden muſste. Daſs er, wie Du Bos sagt, Stellung und Gebehrde eines Menschen angenommen, der in ein tiefes Nachdenken versenkt ist, will mir nicht ein: denn Erhebung des Körpers ist beim Gefühl moralischer Gröſse eine zu natürliche, zu leicht sich darbietende Metapher; und Pylades wollte ja nicht bloſs als denkend erscheinen, sondern auch als groſs und erhaben im Denken. — Doch so völlig sicher läſst sich freilich in der Sache nicht urtheilen; das Stück, wovon die Rede ist, ist verloren, und Macrobius, ohne uns im mindesten den Gang der Ideen und Empfindungen vorzuzeichnen, liefert uns bloſs die letzten Worte der Rolle.

Besser als diese mangelhafte Erzählung, wird uns eine Stelle im *Quintilian* belehren, was für ein Unterschied zwischen Malen und Ausdrücken, und wie fehlerhaft oft das erstere sei. Der Rhetor untersagt auf das nachdrücklichste alle die Bewegungen, womit man die Gegenstände von welchen die Rede ist, nachahmt; und setzt hinzu: daſs man nicht einmal Schauspielern, deren ganze Kunst doch im Nachahmen bestehe, dergleichen Bewegungen erlaube, und daſs die bessern unter ihnen sich immer mehr bemüheten, den Sinn als die Worte auszudrücken *). Die Re-

---

*) *Institut. orat. lib. xi, cap. 3.*

gel, wie sie Quintilian hier angiebt, ist freilich nicht zum besten bestimmt; allein die Beispiele, die er aus einer der *Verrinischen* Reden entlehnt, sind nicht übel gewählt, und eine nähere Betrachtung derselben wird uns bald auch zu einer bessern Bestimmung der Regel verhelfen. *Cicero* verspottet mit der bittersten Verachtung den Verres, daſs er, beim Auslaufen der Flotte aus dem Hafen von Syrakus, in der Tracht eines Weichlings und an eine Buhlerinn wollüstig hingelehnt, am Ufer gestanden. Er wirft ihm, unter den heftigsten Ausrufungen und mit Bezeugung seines äuſsersten Abscheues vor, daſs er auf dem Markt von Messina einen Römischen Bürger, den Gavius, ohne Spruch, ohne Untersuchung, ohne Verbrechen, öffentlich habe geiſseln lassen *).

---

*) *In Verrem: act.* 2, *cap.* 33. 62.

— Es wäre höchst fehlerhaft, sagt Quintilian, wenn ein Redner, bei jener ersten Anklage, die Stellung des auf seine Buhlerian hingelehnten verächtlichen Wollüstlings annehmen; oder bei dieser letztern, die Handlung des Geiſselns mit seinem Arme, die Töne des Schmerzens mit seiner Stimme nachahmen wollte.

Unanständige Weichlichkeit, Geiſselung, Schmerz des Gegeiſselten, waren die Gegenstände, die Cicero dachte; Verachtung, Unwille, Erstaunen, Abscheu, waren die Empfindungen, welche diese Gegenstände bei ihm selbst erzeugten. Also nicht die äuſsern sinnlichen Gegenstände, wovon die Rede ist, nicht die fremden Empfindungen, welche unsre eigene erzeugen, sondern selbst diese eigne gegenwärtige Empfindung, will Quintilian auf der Redner- wie auf der Schaubühne dargestellt; — oder anders: nicht die *Gegenstände, die* wir denken, will er gemalt; die *Empfindungen, womit* wir sie denken, will er ausgedrückt haben. Ob jene Gegenstände bloſse körperliche Dinge, oder ob sie selbst Gemüthsbewegungen sind, thut nichts; das Schrecken des zur Geiſselung fortgerissenen Gavius vorzustellen, wäre eben so falsch, als die Bewegungen des ihn Geiſselnden nachzuahmen: die wahre Gebehrde ist in jedem Falle nur die, welche die jetzige eigne, in der Seele des Redenden herrschende, Empfindung darstellt; und da ich diese allein Ausdruck, jede andre hingegen Malerei nenne, so würde die nun bestimmtere Regel so lauten: daſs Schauspieler und Redner durch ihre Gebehrden nicht malen, daſs sie nur ausdrücken sollen.

Erkennen Sie die Richtigkeit dieser

Regel, noch ehe ich sie weiter ausführe, in ein paar Beispielen, die ich von neuern Bühnen entlehne! *Hamlet*, eh er den *Horatio* um eine ihm sehr wichtige Gefälligkeit anspricht, leitet seine Bitte sehr natürlich durch den Lobspruch ein: „Horatio! du bist ein so rechtschaffner „Mann, als ich in meinem Leben einen „gefunden habe.“ Und da Horatio dieses Lob als eine Schmeichelei scheint verbitten zu wollen, fährt er fort: „Denke „nicht, daſs ich dir schmeichle! Denn „was könnt' ich von dir für Belohnung „hoffen, dessen ganzer Reichthum ist, daſs „du Verstand genug hast, um dir Nah„rung und Kleider zu verschaffen? Die „Schmeichelei leckt nur um die Füſse der „Groſsen, und beugt die geschmeidigen „Kniee nur da wo sie Belohnung hofft *).“

---

*) *Shakspeare's* Hamlet, Aufz. 5, Auftr. 4.

Sie erinnern Sich ohne Zweifel noch eines Schauspielers, der bei den letzten Worten in der That das Knie beugte und ehrerbietig die eine Hand gegen die Erde senkte, nicht anders, als ob er nach dem Saum eines Purpurmantels hätte greifen wollen, um ihn zu küssen. Das Fehlerhafte dieses Spiels fiel Ihnen damal auſserordentlich auf, und jeder Mann von Geschmack muſs es empfinden. Mit dieser Verachtung, die der Prinz in jedem Worte gegen die kriechende Seele des Schmeichlers zu erkennen giebt; mit dieser Absicht, dem Horatio allen Verdacht, als ob er selbst sich zum Schmeicheln erniedrigen könnte, zu benehmen: wie konnt' er sichs in den Sinn kommen lassen, dem Schmeichler nachzuahmen? Wenn ja der Schauspieler die Stelle mit einer auffallenden Gebehrde begleiten wollte; so muſst' er sich eher erheben als erniedrigen, eher die Miene des Widerwillens und Ekels, als die so ganz entgegengesetzte der Verehrung annehmen, eher mit der Hand einen verächtlichen Gedanken gleichsam wegwerfen, als sie demüthig gegen die Erde senken.

Cinna, in dem *Corneilleschen* Stück dieses Namens, bringt *Ämilien*, der eigentlichen Anstifterinn seiner Verschwörung wider *August*, die Botschaft: daſs die Verschwornen alle von dem gröſsten Eifer nach Freiheit und Rache glühen. „Wollte Gott, sagt er, du wärst zugegen gewesen!

Au seul nom de César, d'Auguste et d'Empereur,
Vous eussiez vu leurs yeux s'allumer de fureur,
Et dans un même instant par un effêt contraire

Leur front palir d'horreur et rougir de colere *). "

Dorat findet diese Verse so vortrefflich, daſs er sie seinen eignen einwebt, und er mag in diesem Urtheile Recht haben. Aber wenn er nun auch den Ausdruck, womit *Baron* diese Verse hersagte, gleich vortrefflich findet; wenn er sogar den tragischen Schauspieler auf das Beispiel dieses Französischen *Äsop* ausdrücklich hinweist, und ihm die Nachahmung desselben zur Regel macht: so bedaure ich, daſs ich so durchaus nicht seiner Meinung seyn kann. „Man war, sagt Dorat, als „Baron nach einem Privatleben von zwan„zig Jahren wieder auf die Bühne trat, „an den Schwulst und Unsinn der da„maligen Schauspieler schon verwöhnt, „und Baron mit seinem edlen simpeln

---

*) *Act.* 1, *sc.* 5.

„Spiele gefiel nicht. Aber da er, beim „Hersagen jener Verse, wirklich hinter„einander bleich und roth ward: so riſs „er alle Zuschauer zur Bewunderung hin, „und die Cabale verstummte *).“ — Sie muſste wenig Kritik haben, diese Cabale; denn gerade da wo sie verstummte, hätte sie losbrechen sollen. Allein ich glaube, man thut dem guten Baron Unrecht, und die ganze Erzählung ist eine Fabel. Denn gesetzt auch, daſs Baron wirklich die Stärke der Phantasie gehabt hätte, jene so entgegengesetzten, durch Phantasie kaum zu erzwingenden, physiologischen Ausdrücke in einer so schnellen Folge hintereinander hervorzubringen: so waren doch wohl auch seine Wangen, wie jedes andern Schauspielers, geschminkt; und wie

---

*) *La Déclamation théâtrale: chant 1, p. 71,* die Note.

er unter der Schminke so merklich habe erblassen und erröthen können, daſs die Zuschauer es bemerkt und darüber in Erstaunen gerathen, ist mir ein Räthsel. Indeſs, wenn er es wirklich gethan; so hat er, nach meinem ganzen Gefühl, einen Fehler begangen: denn bringt er nicht, in dieser Scene, seiner Geliebten eine fröhliche Nachricht? Will er ihr nicht Hoffnung und Muth einflöſsen, und ist er nicht selbst voll Hoffnung und Muth? Diese Empfindungen aber; wie können sie in seiner Seele die so entgegengesetzten des Zorns und des Schreckens zu einer Stärke kommen lassen, daſs sie sich so rasch und so gans in ihren heftigsten Wirkungen äuſsern?

Ein noch anderes Beispiel giebt mir die Präsidentinn in *Gotters Mariane*, oder vielmehr eine sonst vortreffliche Schauspielerinn, von der ich sie hier vorstellen sah. Die unglückliche Mutter erhält die schreckliche Nachricht: daſs ihr Sohn, der schon seiner Schwester das Leben gekostet, nun auch *Wallers* Mörder geworden, und bricht gegen ihren Gemahl, von Schmerz und Wuth übermannt, in die fürchterlichen Worte aus: „Daſs man ihn „einholte, diesen hoffnungsvollen, diesen „angebeteten Sohn! daſs man ihn gefesselt vor dem Hause seines Vaters, sei„ner Braut vorüberführte! daſs ich das „schadenfrohe Gebrülle des Volks hörte! „daſs sein Vater auf dem Richtplatz stehn „und ihn bluten sehen müſste *)!“ Ich hatte, da ich die Stelle las, das empörteste und das empörendste aller Geschöpfe vor mir; ich sah den höchsten Ausdruck der

Wuth,

*) Dritter Aufzug, letzter Auftr.

Wuth, einen zurückliegenden Körper, starrende, weit aus einander fahrende, mehr in die Höhe als nach unten strebende Arme, und überdies noch im Gesichte jeden wilden verzerrten Zug der Verzweiflung. So fand ich auch in der That die Schauspielerinn bei dem ersten Ausrufe: *Daſs man ihn einholte!* Aber bei dem zweiten, wo sie unglücklicher Weise auf die Malerei des *Fesselus* fiel, war das Alles verschwunden. Der Körper nahm plötzlich einen geraden Stand an, die Arme wurden niedergezogen und die Hände an den Gelenken kreuzweis über einander gelegt; der ganze Ausdruck der Wuth, der eine so unnatürliche Rede allein entschuldigen konnte, war weg, und mit ihm Wahrheit und Täuschung. —

Lassen Sie es für diesmal mit diesen bloſs vorbereitenden Anmerkungen genug seyn, da ohnehin die Materie allzu reichhaltig ist, als daſs sie in diesem Einen Briefe erschöpft werden könnte.

Acht und zwanzigster Brief.

Ohne Zweifel haben Sie den Inhalt von manchem meiner vorigen Briefe vergessen, weil Sie sonst unmöglich die Frage aufwerfen können: warum ich denn überhaupt der *Malerei* in der Mimik erwähnt, warum ich von möglicher Zusammensetzung malender und ausdrückender Gebehrden gesprochen; wenn ich doch, wie es itzt das Ansehen habe, alles Nachahmen der vorgestellten Gegenstände verwerfe, und immer nur *Ausdruck* der Empfindungen der Seele wolle? — Müssen denn, *frage* ich dagegen, Ausdruck und Malerei immer unvereinbar, immer im Streit seyn? Kann es nicht Fälle geben, wo *beide ſich* entweder vollſtändig oder doch einigermaſsen *verbinden* laſſen, und andere Fälle, wo ſie völlig in Eins verflieſsen? Und hab' ich nicht ſchon ſelbſt mehr als einmal geſucht, Sie auf ſolche Fälle aufmerkſam zu machen?

Ich *ſagte* in meinem zwölften Briefe, wo von dem Spiel der Bewunderung die Rede war, ausdrücklich: daſs hier die Malerei des vorgeſtellten Objects mit dem Ausdruck der innern Empfindung zuſammenfalle, weil bei der Bewunderung die Seele ſich ſo ganz der Vorſtellung ihres Objectes hingebe, ſich ſo ganz ihm ähnlich zu machen ſuche; und daſs alſo der analoge Ausdruck ihres innern Zuſtandes hier, wie von ſelbſt, zur Nachahmung, zur Malerei des Objectes werde. Eben daraus erklärte ich Ihnen, warum, bei Bewunderung des Groſsen, ſich der ganze

Körper, Auge, Mund, Brust, erweitert, und bei Bewunderung des Erhabnen, sich die ganze Figur des Menschen emporstreckt. In meinem achten Briefe warf ich die Anmerkung hin: daſs zuweilen der sehr interessirte, in die Vorstellung eines Stücks ganz vertiefte, Zuschauer, solange keine eigenen widersprechenden Empfindungen die von auſsen kommenden Eindrücke durchkreuzen, alle Mienen der Schauspieler und sogar manche ihrer Bewegungen nachahme, und mit dem Ernsthaften ernsthaft, mit dem Fröhlichen fröhlich werde. Endlich in meinem zwanzigsten Briefe erinnerte ich, über die moralische Sympathie mit erhabnen, edlen, festen Charakteren, mit kühnen, groſsen, menschenfreundlichen Handlungen: daſs man hier in sich selbst den Stolz, den Trotz, die Herzenswärme, das sanfte Gefühl seines Helden erwecke, und eben die Gebehrden annehme, eben die Bewegungen mache, die man sich an ihm, dem geliebten oder bewunderten Gegenstande, vorstelle. — Da ich nicht glaube Ihnen die Richtigkeit dieser Beobachtungen, die Sie mir einmal haben gelten lassen, erst beweisen zu dürfen; so setze ich hier sogleich die Regel fest: daſs da, wo die Seele sich ganz im Object befindet, und ihr eignes Selbst von der Vorstellung dieses Objects nicht unterscheidet, oder kürzer: daſs bei allen homogenen Empfindungen die Malerei eben deſswegen erlaubt ist, weil sie sich nicht vom Ausdrucke trennen läſst, weil eben durch sie der Ausdruck geschieht.

Diese Regel, wie Sie sehen, bezieht sich auf die erste Ursache des nachahmenden Spiels, auf die Lebhaftigkeit der eigenen Vorstellung. Ich nannte Ihnen, als eine zweite Ursache dises Spiels, die Absicht: bei dem Mitunterredner eine lebhafte anschauliche Idee zu erzeugen. Wenn diese Absicht, wie oft bei Erzählungen oder beim Unterrichte, ruhiger kalter Vorsatz, oder wenn auch sie es allein ist, welche die Seele in dem gegenwärtigen Augenblicke füllt und erwärmt; so ist, schon wegen der obigen Regel, die malende Gebehrde erlaubt: denn es findet hier keine Collision zwischen ihr und dem Ausdrucke Statt. Das eine mal ist gar keine Empfindung da, die nach Ausdruck strebte; das andre mal ist es eine homogene, mithin eine solche Empfindung, die eben durch die Nachahmung sich zu befriedigen sucht. Doch wenn auch wirklich die Seele des Redenden von einer eignen, selbst von einer solchen Empfindung eingenommen ist, deren Ausdruck die Malerei, wo nicht aufheben, doch bis zur Unkenntlichkeit verändern würde: so kann noch immer die volle Malerei ein ganz richtiges Spiel geben: vorausgesetzt, daſs die Empfindung selbst nicht zu lebhaft ist, und daſs sie sich, ihres eigenen Vortheils wegen, gern der Absicht den Gegenstand darzustellen, unterordnet. So ist Ausdruck des Unwillens und Hohns über ein einfältiges Dasitzen mit offnem niederhangenden Maule nicht wohl vereinbar mit der Nachahmung der Attitüde selbst; aber wenn der Unwille nur nicht zu lebhaft, zu heftig ist: so wird der hofmeisternde Lehrer sich gern ein wenig Gewalt thun; er wird dem Jünglinge, so getreu als möglich, die getadelte Gebehrde vormachen, und eben in dieser beschämenden Nachäffung die Befriedigung seines Unwillens finden. Ziehen Sie Sich hieraus Selbst die zweite Regel: daſs überall die malende Gebehrde entweder einzig richtig oder doch untadelhaft ist, wo die Absicht, lebhaftere Ideen von gewissen Gegenständen zu erwecken, herrscht, oder wo auch die eigene Empfindung des Redenden willig zurücksteht, weil sie nicht besser, als eben durch Erreichung jener Absicht, befriedigt werden kann. — Zuweilen trifft es sich, daſs das Spiel, welches die Absicht, mit demjenigen welches die Empfindung fordert, ganz genau übereinstimmt, und daſs also eine eben so getreue, vollständige Darstellung erfolgt, als ob die Empfindung homogen, und die ganze Seele des Redenden, ohne Unterscheidung des eigenen Selbst, in die Idee des Gegenstandes ergossen wäre. So bei dem erhitzten Kläger, der vor dem

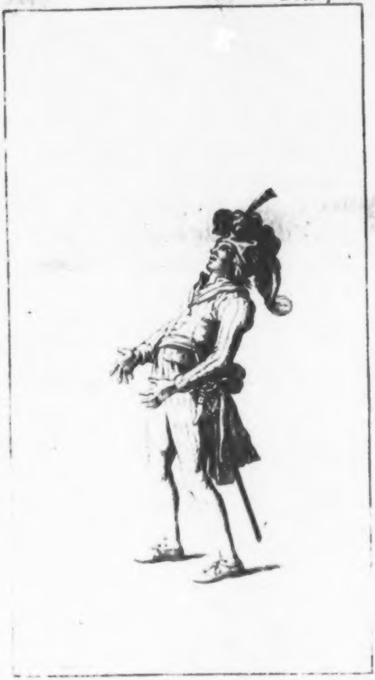
Richter die erlittne Kränkung seiner Ehre erzählt: er ahmt den Trotz, den Zorn, die höhnende Verachtung des Beleidigers mit der möglichsten Lebhaftigkeit nach; nicht bloſs, wie es scheinen könnte, um dem Richter eine Idee des Vorfalls zu geben und ihn von der Gerechtigkeit seiner Klage zu überzeugen, sondern vornehmlich auch wegen der Befriedigung, die ihm eine solche Nachahmung für seine eigenen Leidenschaften gewährt. Er selbst wird durch den Trotz, den Zorn, die höhnende Verachtung des Andern, zum Trotz, zum Zorn, zur höhnenden Verachtung gereizt.

Mit der Zusammensetzung der Malerei und des Ausdrucks ist es oft, wie mit der Malerei selbst: sie scheint, was sie im Grunde nicht ist; und wenn man sie wohl untersucht, so findet man nur Zusammensetzung mehrerer Ausdrücke, wovon der eine, weil er einer homogenen Empfindung gehört, Malerei scheint. Dies ist der Fall mit dem Verliebten, der jetzt eben von dem königlichen Wuchs, dem edlen Anstand, dem stolzen Blick seiner Gebieterinn zu schwärmerisch eingenommen, zu sehr in die Vorstellung davon versenkt ist, als daſs er nicht etwas von ihren Eigenschaften, ihren Empfindungen, in sich selbst hinübernehmen sollte. Er ahmt ihren Adel und Stolz in Miene und Art sich zu tragen nach; aber, mitten in diesem malendscheinenden Ausdrucke, wird man an dem stillen Schmachten im Auge, an dem sanften Voneinanderziehen des Mundes, an dem flüchtigen zärtlichen Lächeln um Wangen und Lippen, den gerührten Liebhaber inne: und so entsteht denn eine Art von Zwittergebehrde, ein

Ausdruck, fast wie der Ausdruck der Gnade, weil sich nehmlich Würde und Stolz der Geliebten mit Zärtlichkeit und Anbetung des Liebhabers darin vereinigt.

Eine Zusammensetzung eigentlicher Malerei mit dem Ausdrucke findet Statt, wenn jene durch die Absicht bewirkt wird, bei dem Mitunterredner irgend eine anschauliche Idee zu erwecken; wenn diese Absicht ein ganz andres Spiel erfordert als die Empfindung, und gleichwohl beide, die Absicht und die Empfindung, von ungefähr gleicher Lebhaftigkeit sind. Hier nun sind beide, Ausdruck und Malerei, entweder vereinbar in der Gebehrde, oder nicht vereinbar. Das letztere: wenn sie durch einerlei Werkzeuge geschehen sollen; das erstere: wenn die Werkzeuge des Ausdrucks nicht eben diejenigen sind, die zur Nachahmung des Gegenstandes

T. 40. p. 61.



Univ. Bibl.
München

dienen. Lassen Sie einen Spötter über den ungeheuren Umfang eines Bauchs, über einen unbehülflichen gewatschelten Gang, über das zur Seite Fallen eines Hinkenden, oder über irgend sonst einen körperlichen Fehler sich lustig machen, bei dessen Nachäffung die Werkzeuge des Lachens selbst ohne Gebrauch sind: warum sollt' er nicht beides mit einander verbinden; warum nicht in eben dem Augenblicke laut auflachen können, wo er die Dicke und Unbehülflichkeit eines *Falstaff* durch eigene Vorstreckung des Bauchs und der Hände, durch weites Auseinandersperren der einwärtsgekehrten Füſse, anzeigt? *(Fig. 40.)* — Anders, sehen Sie wohl, ist der Fall bei unserm obigen hofmeisternden Lehrer, wenn er sich über das öftere Wiederkommen des Fehlers schon zu unwillig fühlt, als daſs er das einfältige Dasitzen des Zöglings noch getreu sollte nachahmen können, und gleichwohl auch von dem Wunsche noch zu eingenommen ist, durch anschauliche Darstellung des Fehlers selbst zu beschämen und Besserung zu bewirken. Eine volle Vereinigung der Nachahmung mit dem Ausdrucke des Unwillens ist hier unmöglich: denn die Werkzeuge sind für beide die nehmlichen; es muſs daher von beiden etwas aufgeopfert, beide müssen zu einer gewissen mittlern Gebehrde verstümmelt werden, die weder so recht das Eine, noch so recht das Andere ist. Und so wird bei unserm Erzieher der Mund nun zwar geöffnet, aber zugleich verzerrt seyn; die Unterlippe wird hangen, aber zugleich sich zur Seite ziehen; der Kopf wird vorfallen, aber viel zu weit sich herausstrecken; die Augen werden blinzeln, aber die zusammengezogenen Augenbraunen und die gerunzelte Stirne zugleich den Zorn verrathen. Kurz, das ganze Gesicht wird zur Carricatur werden, in welcher man, neben der Nachäffung einer fremden Gebehrde, zugleich den eignen Hohn und Unwillen des Redenden deutlich gewahr wird.

Wo keiner der hier angegebenen Fälle Statt findet; wo weder die Seele so in die Vorstellung eines Gegenstandes versenkt ist, daſs Malerei und Ausdruck zu Eins werden, noch die Absicht einen Gegenstand anschaulich zu machen herrscht, noch diese Absicht neben der Empfindung in einem merklichen Grade von Lebhaftigkeit besteht: da ist sowohl die reine Malerei, als die Verbindung einer malenden mit einer ausdrückenden Gebehrde, verwerflich; sie ist im Widerspruch mit dem

Zustande der Seele; sie ist weder absichtlich, noch analog, noch physiologisch. Und nun beurtheilen Sie nach den hier festgestellten Grundsätzen, ob ich in meinem Vorigen Unrecht hatte, wenn ich das Spiel des dort angeführten *Hamlet*, des Schauspielers *Baron*, und der Präsidentinn in der *Mariane* verwarf. Es brauchte in den Stellen wovon die Rede war, keines mimischen Commentars, um die Worte verständlich zu machen; die Personen konnten nicht die Absicht haben, die mitzutheilende Idee von den Gegenständen ihrer Empfindungen bis zur möglichsten Anschaulichkeit zu beleben; auch erlaubte ihnen das die Natur dieſer Empfindungen nicht: der Ausdruck derselben war von der malenden Gebehrde zu sehr verschieden, er war ihr völlig entgegengesetzt.

Aber

Aber welches sind denn nun die Fälle, wo die Seele wirklich ganz im Object ist? welches die andern Falle, wo die Absicht eine lebhafte Idee desselben mitzutheilen, entweder herrscht, oder doch neben der Empfindung in einem ungefähr gleichen Grade der Stärke besteht? — Wer so fragt, liebster Freund, der verlangt von der Theorie mehr, als sie leisten kann; er will so bestimmte, so genaue Vorschriften, daſs der Künstler alles eigenen Nachdenkens überhoben, und eben dadurch vom Range des Künstlers bis zum Range des bloſs mechanischen Arbeiters erniedrigt werde. Die Regel kann weiter nichts, als das ohnehin schon vorhandne richtige Gefühl zu deutlichen Begriffen entwickeln, das dann und wann schlafende oder irrende Genie des Künstlers wecken und warnen, und in zweifelhaften Fällen ihm zu einer schnellern oder gewissern Entscheidung verhelfen. Einige mehr specielle Vorschriften lieſsen sich indeſs noch geben, z. B. die: daſs der Schauspieler keine Ideen und Empfindungen ausdrücken muſs, die er zu haben in der Rede verneint; ferner, daſs er sich, besonders bei metaphorischen Ausdrücken, hüten muſs, ja keine solche Prädicate zu fassen die auſser der Vergleichung liegen, und auf die jetzige Idee oder Empfindung der Seele keine Beziehung haben. Wenn *Freeport* zu *Lindanen* sagt *): „Mademoiselle, ich liebe Sie ganz und „gar nicht;“ wie abgeschmackt wäre es, wenn er in seine Miene den Ausdruck eines stillen zärtlichen Schmachtens legte? Oder wenn *Antonius* dem Römischen Volke sagt, er habe dem *Cäsar* eine

---

*) *L'Ecossaise, act. 2, sc. 6.*

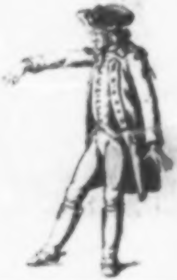
Krone geboten und Cäsar sie ausgeschlagen; wie lächerlich wäre sein Spiel, wenn er bei dem Worte „Krone“ den Zeigefinger gegen die Erde kehrte, und durch einen in der Luſt beschriebenen Kreis die Ründe der Krone malte? wie weit lächerlicher noch, wenn er Cäsarn selbst „die „Krone der Helden“ nennte, und eben eine solche Malerei dabei anbrächte? — Fehler dieser Art scheinen vielleicht zu abgeſchmackt, als daſs es einer Warnung davor bedürfte; aber welches ist wohl der Fehler, der nicht in der That begangen, und oft von Leuten begangen würde, die sich Wunder wie viel mit ihrem Geschmack und ihrer Beurtheilung dünken? Sollten Sie nie einem Rhapsoden zugehört haben, der zu seiner Declämation in einem weg Gebehrden macht, und jedes Wort, jeden bildlichen Ausdruck, oft so possierlich malt, daſs auch ein *Crassus* oder ein *Cato* alle Runzeln darüber verlieren könnte?

Es ist so sichtbar, daſs *Odoardo* in der äuſsersten Ungeduld der Begierde ist, wenn er zu *Orsina* sagt *): „Schütten „Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen „Eimer!“ Es ist so sichtbar, daſs sein Spiel nur diese Ungeduld auszudrücken hat; daſs er sich unmöglich Zeit lassen kann, der Gräfinn durch sorgfältige Ausmalung der Metapher, das was ihm an ihr so verhaſst ist, noch lange vorzubilden. Und doch habe ich selbst — freilich nur in einer Bude, in die ich mich einst aus Neugier schlich — einen Odoardo gesehen, der jene bildliche Redensart, was meinen Sie wie? zu geben suchte. Erst erhob er, ganz nach der Regel des

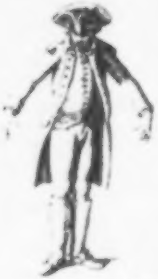
---

*) Emilia Galotti, Aufz. 4, Auftr. 7.

F. 41. p. 69.



F. 42.



Univ. Bibl.
München

Riccoboni, den rechten Arm, legte den Zeigefinger an den Daumen, und ſenkte beide gegen die Erde, als ob er etwas von ihnen herabflieſsen lieſse *(Fig. 41)*: das war der Tropfen! Dann hielt er beide Hände ziemlich weit von einander, ſpreizte alle Finger, und ſchien etwas von nicht geringem Umfange damit zu umſpannen *(Fig. 42)*: das war der Eimer! — Denken Sie nur nicht, daſs ich dieſes Beiſpiel aus meinem eigenen Kopf erdichte, um Sie lachen zu machen; Sie kennen ja Selbſt einen Odoardo, der jedesmal beim Ausſprechen des Wortes „Eimer“ ſich mit voller Fauſt auf den Wanſt ſchlägt; und iſt denn dieſer Fehler weniger lächerlich, weniger unglaublich, als jener? —

Das Bisherige, mein Freund, mag zur Ausführung der *Quintilianiſchen* Regel, und zur Beantwortung Ihrer ersten Frage genug seyn: ob nicht durch diese Regel alle Malerei von der Schaubühne verbannt werde? Ihre zweite Frage, das pantomimische Schauspiel betreffend, beantworte ich in meinem folgenden Briefe.

Neun und zwanzigster Brief.

Zwar, meinen Sie, sei ich der *Pantomime*, wie es aus dem Anfang unsers Briefwechsels erhelle, nicht sonderlich hold; aber einmal sei es doch eine eigne mögliche Gattung von *Schauspiel*, eine Gattung die gleich Anfangs bei ihrem Ursprunge, und noch unlängst bei ihrer Wiedererneuerung durch den berühmten *Noverre*, den ausgezeichnetsten Beifall erhalten. Übergehen könne ich sie um so weniger, da sie von der Hülfe der Rede so ganz entblöſst, so ganz von der einzigen Kunst der Gebehrde abhängig sei; und ausdehnen könne ich die Regel, die ich für den Schauspieler festgesetzt, auf den Pantomimen unmöglich: denn dieser, wie ich selbst gestanden, könne gewisser malender Zeichen für die Objecte seiner Empfindungen nicht entbehren.

Ich hätte, glaub' ich, hinzufügen sollen: — wenn er sich in die Nothwendigkeit setzt, diese Objecte erst bezeichnen zu müssen; wenn er selbst den Dichter spielen und eigne Verwicklungen erfinden will. Denn allerdings lassen sich Pantomimen denken, in denen er alle dem Ausdruck hinderliche Malereien vermeiden kann; und ob er einen Stoff, bei dem er sie nicht vermeiden kann, jemals wählen sollte? ist noch die Frage.

Es giebt Vorfälle im Leben, die nach allen dabei vorkommenden Umständen und Symptomen so allgemein bekannt sind, und die zugleich so viel Eigenes haben, daß bei ihrer pantomimischen Vorstellung keine Frage über den Gegenstand seyn kann, der hier soll nachgeahmt werden. Sie erinnern Sich wohl des pantomimischen Possenspiels, welchem einst auf einer der Societätsinseln die Engländer zusahen *), und welches freilich nur unter einem solchen, noch so wenig gesitteten oder so wenig verderbten, Volke konnte gegeben werden. Oder Sie erinnern Sich auch der Kriegestänze der wilden Amerikaner, worin sie ihren Zuschauern alle die bekannten Vorfälle eines Feldzuges, den Ausmarsch, den Angriff, die Gefangennehmung, das Morden, den Rückzug, pantomimisch darstellen **). In die-

---

*) *Forsters* Reise um die Welt, d. Übers. Bd 2, S. 107.

**) CHARLEVOIX *Hist. de la Nouv. France, tom. 3. p. 297. Il (le danseur) réprésente le départ des guerriers, la marche, les campemens; il va à la découverte, il fait les approches, il* sem ganzen Tanze hat der Krieger die ſortdaurende Absicht, die dann und wann auch der Schauspieler in Erzählungen, in Beschreibungen hat: er will die Bilder gewisser Gegenstände so lebendig, so anschaulich erwecken als möglich; und so malt er denn zwar, aber mit eben der Beſugniſs womit der Schauspieler malt, und malt völlig deutlich, weil Alle wis-

s'arrête, comme pour prendre haleine, puis tout-à-coup il entre en fureur, et on diroit qu'il veut tuer tout le monde; revenu de ces accès, il va prendre quelqu'un de l'assemblée, comme s'il le faisoit prisonnier de guerre; il fait semblant de casser la tête à un autre, il couche un troisieme en joue; enfin il se met à courir de toute sa force. Il s'arrête ensuite et reprend ses sens: c'est la retraite, d'abord précipitée, puis plus tranquille. Alors il exprime par divers cris les différentes situations, où s'est trouvé son esprit pendant sa derniere campagne, et finit par le récit de toutes les belles actions, qu'il a faites à la guerre.

sen, was er vorstellen will, und weil das was er vorstellen will, eben diese seine körperlichen Bewegungen sind, die er als natürliche Zeichen gerade so gebraucht, wie der Maler seine Umrisse und Farben. Willkürlicher Zeichen würd' es erst dann bedürfen, wenn er Gegenstände oder Vorfälle bezeichnen wollte, die etwas von seinen körperlichen Stellungen und Bewegungen selbst Verschiednes wären, oder wenn seine Zuschauer von der Bedeutung und dem Gebrauch dieser Stellungen und Bewegungen noch durchaus keine Kenntniſs hätten.

Die komischpantomimischen Ballette, womit man die Vorstellungen auf unsern Bühnen zu beschlieſsen pflegt, sind guten Theils ähnliche Darstellungen von ganz gewöhnlichen und bekannten Vorfällen, die man ohne Dolmetscher durch den bloſsen Anblick versteht. Wer kennt nicht die Freuden eines Ärntefestes, die mancherlei Scenen eines Jahrmarkts, einer Schenke, eines Coventgarden? Auch solche Stücke, die nach Art der Lust- und Trauerspiele eine eigne Verwicklung anspinnen, den Knoten schürzen und auflösen, lassen sich pantomimisch ausführen, ohne daſs zur Verständigung des Zuschauers mehr als selbst der richtige Ausdruck der Empfindungen nöthig wäre. — Lassen Sie einen Schäfer bei dem Anblick einer jungen reizenden Schäferinn plötzlich gerührt werden: er nähere sich ihr zärtlich und ehrerbietig; sie, voll schüchterner Schamhaſtigkeit, wende sich ab und verlasse die Bühne; nach wenig Augenblicken komme sie, dem Schein nach betroffen, aber im Grunde froh, ihn noch wiederzufinden, zurück; er verstehe ihr

Wiederkommen, lege ein Band, einen Blumenstrauſs, was Sie sonst wollen, als ein Opfer der Liebe zu ihren Füſsen; noch sei sein Glück unentschieden, da ein anderer Liebhaber hinzukomme und sie belausche; es falle eine Scene der Eifersucht vor; das ganze Betragen der Schäferinn zeige, daſs sie nie diesem Andern Erwartung der Gegenliebe und also auch kein Recht zur Eifersucht gab; nun erscheine die, die auf das Herz dieses zweiten Liebhabers die frühern Ansprüche hat, und ihr Anblick, ihr Unwille, ihre Niedergeschlagenheit vermöge ihn, reuig und beschämt zu der ersten Liebe zurückzukehren; die Vermittelung jenes ersten Paars bewege endlich die Zürnende zur Versöhnung, und erkenntlich dafür helfe nun wieder der zweite Liebhaber jenem ersten zu seinem Glücke: was ist hier Dunkles und Unverständliches in der ganzen Art, wie die Handlung anfängt, fortgeht, endigt? Wer liest hier nicht in dem bloſsen Spiel der Mienen, in Bewegungen und Stellungen der Personen, alle ihre so natürlichen, der ganzen Menschheit und jedem Geschlecht insbesondere so gemeinen Empfindungen? Wer wird über einen Knoten, der fast in jeder Liebesgeschichte wiederkömmt, über eine so gewöhnliche, so alltägliche Entwickelung dieses Knotens, Erklärung fordern? Das Auge eines jeden macht hier die Exposition, und das Herz die Erzählung. —

Doch auch das ist so nothwendig nicht, daſs die Begebenheiten und Handlungen die gewöhnlichen, die alltäglichen sind. *Lafitau* erzählt uns *), daſs oft nach ei-

---

*) *Moeurs des Sauvages Amér. tom. 1, p. 513. Plusieurs de ceux, qui ont vécu parmi les Iro-*

nem glücklich geendigten Feldzuge der Irokesische Anführer unter seinen Landesleuten auftritt, und ihnen diesen Feldzug nach allen seinen Vorfällen beschreibt. Kaum hat er geendigt, so springen alle Anwesende auf, und bringen die ganze Erzählung in einen pantomimischen Tanz. Hier, sehen Sie wohl, dürfen nun die Begebenheiten nicht mehr die gewöhnlichen, die in jedem Feldzuge wiederkommenden seyn: sie können so viel Eignes und Be-

quois, m'ont assuré, que souvent, après qu'un chef de guerre a exposé à son retour tout ce qui s'est passé dans son expédition, et dans les combats qu'il a livrés ou soutenus contre les ennemis, sans en omettre aucune circonstance, alors tous ceux qui sont présens à ce récit, se lèvent tout d'un coup pour danser, et représentent ces actions avec beaucoup de vivacité, comme s'ils y avoient assisté, sans néanmoins s'y être préparés et sans avoir concerté ensemble.

sondres haben, als man nur will; sobald sie nur mit den wahrsten, den bedeutendsten Stellungen und Gesten angedeutet werden; so wird ein jeder, der mit Aufmerksamkeit die Erzählung gehört und die Begebenheiten nach ihrer ganzen Folge wohl ins Gedächtniſs gefaſst hat, den Tanz von Anfang bis zu Ende verstehen, und bei jeder neuen Scene den hier ausgeführten Punct der Erzählung angeben können.

Eben so auch bei uns, wenn zwar keine ganz gemeine Begebenheiten, keine ganz alltägliche Handlungen, aber doch solche vorgestellt werden, von deren Beschaffenheit, Entstehung, Verlauf, wir schon zum voraus hinlänglich unterrichtet sind. Wir dürfen alsdann nur den Anschlagzettel sehen, nur den Namen der Pantomime hören; und wir finden keine Schwierigkeit mehr, den Bewegungen und dem Spiel

der

der Tänzer vom ersten bis zum letzten Augenblicke zu folgen. Oft auch können wir des Anschlagzettels, des Namens der Pantomime entbehren: denn die Gruppe der Personen selbst, und vielleicht irgend ein Besondres, wovon wir wissen daſs es gerade bei dieser Handlung vorkömmt, bringt uns sogleich die ganze vorzustellende Begebenheit in Gedanken. — Dies war der Fall auf der alten Bühne mit dem „Schäfer auf Ida.“ Man durfte nur die drei in ihrem Charakter sich so sehr unterscheidenden und nach diesem Charakter so allgemein bekannten Göttinnen; durfte nur den Schäfer und das Gebirge und vor allem nur den goldenen Zankapfel erblicken: so war ein jeder von Allem, was er zu erwarten hatte, unterrichtet; nichts konnte in den Mienen und Bewegungen der *Juno*, der *Minerva*, der

Venus, nichts in den Ausdrücken des bewundernden, zweifelnden, zuletzt von der Venus hingerissenen *Paris* mehr unverständlich und zweideutig bleiben. Dies würde auch auf den neuern Bühnen der Fall seyn, wenn wir es uns erlaubten, die sogenannten Mysterien oder die Erzählungen der biblischen Geschichte in Pantomimen zu verwandeln. Jedermann kennt diese Erzählungen aus dem ersten Unterricht; und wer nur einen Baum, mit einer Schlange umwunden, wer nur unter dem Baume Mann und Weib erblickte, der würde sogleich alles folgende bis auf den Cherub mit dem flammenden Schwerte verstehen. Verstand doch *Clarke,* so wenig er auch des Spanischen mächtig war, die ganze zu Madrid vorgestellte heilige Leidensgeschichte *).

---

*) *Letters concerning the Spanish Nation by the Rev.* EDW. CLARKE: *lett.* 6.

Ein nur flüchtiges Nachdenken muſs Sie sogleich überzeugen, daſs bei solchen Gegenständen, wie hier beschrieben worden, durchaus keine Nothwendigkeit für den Pantomimen ist, von der Regel des Schauspielers abzuweichen. Entweder herrscht offenbar in seiner Seele die Absicht, die Idee gewisser Gegenstände bis zur möglichsten Anschaulichkeit zu beleben: eine Bedingung, unter welcher die volle Malerei auch dem Schauspieler erlaubt ist; oder das ganze Stück ist durch den Ausdruck der Empfindungen selbst völlig verständlich; oder es ist schon zum voraus nach seiner ganzen Verwicklung, dem ganzen Gange der Handlung, bekannt: der bloſse Anblick und die Folge der Empfindungen macht die Erzählung, oder scheint sie vielmehr zu machen — denn im Grunde macht sie der Zuschauer sich selbst. Und wenn also, in den hier angenommenen Fällen, der Pantomime für die Verständigung des Zuschauers so gar nicht zu sorgen oder doch so wenig ängstlich zu sorgen hat: warum soll er nicht das zu seinem Hauptgeschäft machen, daſs er den Empfindungen seiner Seele den vollsten, kräftigsten, lebendigsten Ausdruck gebe? Warum soll er bezeichnen wollen, was er doch nie deutlich oder hinlänglich bezeichnen kann, und darüber das was er so völlig kann, die Darstellung der Affecten seiner Seele, entweder ganz zurücksetzen, oder doch vernachläſsigen und schwächen? — —

Wenn ich die Nachrichten, die wir von den Gegenständen der alten Pantomime übrig haben, vergleiche, und besonders wenn ich das lange Verzeichniſs derselben beim *Lucian* lese: so finde ich, daſs diese Kunst sich nie mit eignen Erfindungen, immer mit den durch Tradition und Schauspiele schon längst bekannten Fabeln der Mythologie oder der ältern Geschichte abgab; und dann wird mir auf einmal das viele Wunderbare, das man uns von der Geschicklichkeit eines *Pylades*, eines *Bathyll*, und anderer späterer Pantomimen erzählt, und das mir sonst durchaus unbegreiflich wäre, recht sehr begreiflich. Die Zuschauer, wenigstens die Meisten unter ihnen, wuſsten schon Alles was die Pantomimen andeuteten und ausdrückten; und wie leicht also konnten sie zu dem Trugschlusse verleitet werden: daſs ihnen wirklich das Gebehrdenspiel alle die Ideen mitgetheilt, die doch schon längst in ihrem Gedächtnisse schlummerten, und so leise schlummerten daſs sie zur Wiedererweckung nur eines ganz geringen Anstoſses bedurften. So erkläre ich mir den Ausruf des Cynikers *Demetrius* beim Lucian *); so die Anekdote von dem königlichen Prinzen aus Pontus, der sich vom *Nero* einen Pantomimen zum Geschenk erbat, um ihn in Unterredungen mit Fremden gebrauchen und der Dolmetscher entrathen zu können **).

Vorausgesetzt: die Pantomime, welcher dieser Fremde zusah, habe keine der ganz gemeinen, keine derjenigen Handlungen ausgeführt, die aus den ersten Trieben der menschlichen Natur und den alltäglichen Vorfällen des Lebens von jedem begriffen werden; so sehe ich schlechter-

---

*) *De saltatione: ed. Reiz. tom. 2, p. 302.* Ακουω, ανθρωπε, ἁ ποιεις, ουχ ὁρω μονον· αλλα μοι δοκεις ταις χερσιν αυταις λαλειν.

**) Ebendaselbst.

dings nicht ab, wie man die Anekdote auf eine andre Art erklären könne, ohne von Schwierigkeiten in Schwierigkeiten zu gerathen. Das vollkommenste Gebehrdenspiel, wenn es nicht im eigentlichen Sinne Sprache war, konnte den Prinzen unmöglich über eine ihm unbekannte Handlung verständigen; es konnte ihn nur auf so oder so eine Situation herumrathen, aber nichts mit Deutlichkeit, nichts mit Gewiſsheit erkennen lassen. Und war das Gebehrdenspiel des Pantomimen wirklich Sprache; so läſst sich wiederum nicht begreifen, wie der Prinz, ohne Unterricht und Übung darin, sie habe verstehen können. Freilich würde eine solche Sprache keine Sammlung von ganz willkürlichen, ganz aus der Luft gegriffenen Zeichen seyn, die durchaus keinen objectiven Grund hätten: denn das war noch nie eine Sprache, und das kann keine seyn; aber sie würde doch auch, wie jede Sprache in der Welt, sich mit gewissen gemeinsamen Merkmaalen, mit Ähnlichkeiten behelfen müssen, die auf eine ganze Menge von Objecten gleich gut und also im Grunde auf keines hinwiesen: mit Zeichen, von denen man unmöglich die festgesetzte Bedeutung errathen könnte, wenn man nicht schon vorher darüber verständiget worden. Die Sprache, in welcher, beim *Rabelais* *), *Panurg* und der Engländer sich unterhalten, könnte aus ganz bequemen, ganz wohlgewählten Zeichen bestehen; für mich wäre sie dennoch bedeutungsloser Unsinn, und würde es bleiben, wenn ich der altfranzösischen Redensar-

---

*) *Tom. 1. chap. 16: Comment Panurge fit quinault l'Anglois, qui arguoit par signes.* — Beim *Fischart* fehlt dieses Hauptstück.

ten und Wendungen auch noch so mächtig wäre.

Etwas Anders, aber doch etwas Ähnliches, hat über diese Sache schon der heil. *Augustin* gesagt *), und zugleich durch das Beispiel der Karthaginenser bewiesen, wie wenig sich ohne Unterricht eine Zeichensprache verstehen lasse. Er erzählt nehmlich, daſs Anfangs zu Karthago ein eigener Dolmetscher die Zeichen der Pantomimen den Zuschauern habe erklären müssen. Indeſs steht es dahin, ob nicht im Grunde diese Erklärung mehr darauf hinausgelaufen, daſs die Zuschauer mit den Fabeln und Geschichten selbst, welche man auf der Bühne vorstellte, bekannter gemacht wurden, und

---

*) *De Doctr. Christ. lib. 2. cap. 25. Quia multis modis simile aliquid alicui potest esse, non constant talia signa inter homines, nisi consensus accedat.*

ob nicht mehr die Zeichen durch die Sache, als die Sache durch die Zeichen, verstanden worden. Denn eine hinlänglich vollständige Sammlung von solchen allgemeinen Zeichen, wie es unsre Sprache ist, durch deren andre und andre Zusammensetzungen immer neue bekannte Gedankenreihen verständlich können ausgeführt und mitgetheilt werden: so eine Sammlung kann ich mir unter den Zeichen der alten Pantomimen nun einmal nicht denken. Eine solche vollkommnere Sprache ist wahrlich so leicht nicht erfunden, und wahrlich auch so leicht nicht erlernt.

Dreiſsigster Brief.

Der Pantomime der neuern Zeiten hat kein Vorrecht vor dem Pantomimen der ältern. Wenn er nicht ganz gemeine oder schon ganz bekannte Handlungen ausführen, wenn er neue und eigne Verwickelung erfinden will; so muſs er Eins von beidem: entweder malen, Zeichen erfinden, so bedeutend er kann, und es dem guten Glück überlassen wie viel die Zuschauer von diesen schwankenden ungewissen Zeichen werden enträthseln können; oder er muſs den Erklärer zu Hülfe rufen, der das durch Rede verständlich mache, was sich durch Gebehrde nie vollständig angeben läſst. Das letztere aber will *Noverre* durchaus nicht; er sagt von der Kunst, die zu solchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nimmt, daſs sie nur noch stammle *). Eben so wenig will er, daſs man sich jener malenden ungewissen Zeichen bediene: denn ob er gleich nicht, so viel ich mich erinnre, ausdrücklich auf diese Materie kömmt; so läſst es sich doch leicht aus dem was er sonst sagt, entwickeln.

Zuerst gesteht er, die Kunst der Pantomime könne zu unsern Zeiten das nicht mehr leisten, was sie zu den Zeiten *Augusts* geleistet — ich setze hinzu: nach

---

*) *Lettres sur la danse et sur les ballets: p. 108. Sous le règne de Louis XIV, les récits, les dialogues et les monologues servoient d'interprètes à la danse. Elle ne faisoit que bégayer, Ses sons foibles et inarticulés avoient besoin d'être soutenus par la Musique, et d'être expliqués par la Poésie...*

den groſsen, vielleicht übertriebenen Ideen, die wir uns von ihr aus den rednerischen Lobsprüchen der Alten machen; — es gebe, fährt er fort, eine Menge Dinge, die sich durch das Gebehrdenspiel nicht mehr verständlich bezeichnen lieſsen; aller ruhige Dialog ſinde keinen Platz in der Pantomime *). Das heiſst, denk' ich, sehr deutlich sagen: die Pantomime habe keine andre Sprache als die der Empſindung, und was wir also von ihr durch den Ausdruck dieser Empſindung, verbunden mit dem ganzen Anblick der Personen und ihrer sichtbaren Lage, nicht begriffen; darüber uns zu verständigen, geb' es kein Mittel. — An einem andern Orte, wo er gegen den Gebrauch der Rede zur Erklärung der Pantomimen eifert, und Stücke die deren bedürfen, mit jenen al-

---

*) Ebendas. S. 19.

ten Gemälden vergleicht, unter welche die ungeschickten Maler die Namen der vorgestellten Personen schrieben, giebt er die Mittel an, wie ein Ballet so einzurichten sei, daſs es dieser Hülfe entbehren könne; und unter allen diesen Mitteln ist durchaus keine Malerei der Objecte, sind durchaus keine verabredeten Zeichen, deren Verbindung eine Art von eigentlicher Sprache gäbe *).

---

*) S. 110. 113. *Lorsque les Danseurs, animés par le sentiment, se transformeront sous mille formes différentes avec les traits variés des passions; lorsqu'ils seront des Protées, et que leur physiognomie et leurs regards traceront tous les mouvemens de leur ame; lorsque leurs bras sortiront de ce chemin étroit, que l'école leur a prescrit, et que parcourant avec autant de grace que de vérité un espace plus considérable, ils décriront par des positions justes les mouvemens successifs des passions; lorsqu'enfin ils associeront l'esprit et le génie à leur art: ils se distingueront, les récits dis-*

Aus diesen Stellen — und ich könnte ihrer mehrere von gleichem Tone anführen — erhellet meines Erachtens ganz deutlich, daſs der Meister in der Kunst, und der beste Schriftsteller den wir darüber haben, nichts auf seiner Bühne dulden will, was nicht durch den Ausdruck der Empfindungen selbst verständlich ist. Aber was für Gegenstände können das seyn, sobald es nicht mehr jene gemeinen und alltäglichen Handlungen seyn sollen? Die Geschichten der Religion zu behandeln, war dem alten Pantomimen erlaubt; und ist es dem unsrigen nicht: Vorstellungen dieser Art beleidigen den

cours deviendront inutiles; tout parlera; chaque mouvement dictera une phrase; chaque attitude peindra une situation; chaque geste dévoilera une pensée; chaque regard annoncera un nouveau sentiment; tout sera séduisant, parceque tout sera vrai, et que l'imitation sera prise dans la nature.

Ungläubigen, wie den Gläubigen, und dem erstern oft mehr als dem letztern. Es bleibt also nichts als das zweite Hülfsmittel der Alten übrig: der Pantomime muß die bekanntesten Werke der Dichtkunst zum Grunde legen, und wegen der Exposition sich größtentheils auf das Gedächtniß seiner Zuschauer verlassen. Hiemit stimmt denn auch völlig das Verfahren derjenigen überein, welche die neuere Pantomime zu dem Glanze jener alten haben emporheben wollen.

Du Bos, aus dessen vortrefflichem Werke ich Ihnen die Stellen nicht erst hersetzen will, worin er die Nothwendigkeit, schon bekannte Sujets für die Pantomime auszuwählen, behauptet *), erzählt uns den ersten Versuch, den man in

---

*) *Réflex. critiq. tom. 3. p. 278.*

in Paris mit Wiederherstellung jener alten Pantomime gemacht hat. „Eine Prinzessinn, sagt er, die viel natürliches Talent mit viel erworbenen Kenntnissen „vereinigt und eine groſse Liebhaberinn „der Bühne ist, verlangte vor ungefähr „zwanzig Jahren einen Versuch zu sehen, „aus welchem sie sich von den Vorstellungen der alten Pantomimen einen bessern Begriff machen könnte, als ihr die „Lesung der alten Schriftsteller gab. Es „fehlte an Schauspielern, die sich hinlänglich auf diese Kunst verstanden hätten; „und sie wählte also einen Tänzer und „eine Tänzerinn von sehr ausgezeichneter Geschicklichkeit und selbst von Erfindungsgeiste. Diese lieſs sie durch bloſse „Gebehrden die Scene aus dem vierten „Act der *Horazier* des *Corneille* ausführen, wo der junge *Horaz* seine Schwe-

„ster *Camilla* tödtet; mehrere Instrumente „spielten dazu eine Musik, die ein ge- „schickter Tonkünstler, Hr *Mouret*, zu „den Worten dieser Scene, als ob sie „hätten sollen gesungen werden, ausdrück- „lich gesetzt hatte. Unsre beiden Anfän- „ger in dieser Kunst rührten einander „selbst, durch ihre Gebehrden und Be- „wegungen, bis zu Thränen; und man „wird wohl nicht erst fragen, ob sie auch „ihre Zuschauer rührten *)? “

Was hier mit einer einzelnen Scene versucht ward, das hat nachher *Noverre* mit dem ganzen Schauspiele des *Corneille* ausgeführt, und hat es mit mehrern gleich bekannten Schauspielen eben aus dem Grunde auszuführen gerathen, weil sonst die Pantomimen nicht genug mögten verstanden werden. „Die Stücke, sagt er,

---

*) Ebendas. S. 285 fg.

„in welchen ein *Pylades* und *Bathyll* „auftraten, waren durchaus bekannt: der „bloſse Name diente den Zuschauern statt „eines erklärenden Programms; sie hatten die ganze Geschichte schon im Gedächtniſs, und folgten nicht allein dem „Tänzer ohne Mühe, sondern lieſsen ihm „auch mit ihrer Erwartung zuvor... Und „werden denn nicht wir, fährt er fort, „den nehmlichen Vortheil haben, wenn „wir die am meisten geschätzten Stücke „unsers Theaters in Pantomime setzen? „Sind wir etwa weniger gut organisirt „als die Tänzer von Rom, und ist etwa „das was zu *Augusts* Zeiten möglich war, „zu den unsrigen nicht mehr möglich? „Es wäre Erniedrigung der Menschheit „und Ungerechtigkeit gegen Geist und „Geschmack unsers Jahrhunderts, so etwas denken zu wollen *).“

---

*) *Lettres...* p. 76.

Ich habe Ihnen das, was schon aus der Natur der Sache erhellt, auch durch das Urtheil und die eigene Praxis des besten Meisters beweisen wollen; nehmlich: daſs zu Pantomimen kein unbekannter Stoff, mithin kein solcher gewählt werden muſs bei welchem Malereien und Zeichen, zur Exposition der ganzen Lage der Personen und des ganzen Ganges der Handlung, durchaus unentbehrlich sind. Ich sage, daſs dieses nehmliche schon aus der Natur der Sache erhellt; denn wenn, wie es sichtbar der Fall ist, die Zeichen für abwesende oder unsinnliche Gegenstände doch immer höchst dunkel bleiben, wenn sie fast aus lauter allgemeinen, schwankenden, vieldeutigen Malereien bestehen: so kann unmöglich durch sie ein Werk recht verstanden werden; und was nicht verstanden wird, kann nicht gefallen, nicht rühren, kann keine der ästhetischen Wirkungen hervorbringen, die man sich bei Werken schöner Künste zum Zweck setzt. Nur der Reiz des äuſsern Anblicks der Bühne und der Personen, das Geschmackvolle der Verzierungen, der Pomp der Aufzüge, die Anmuth und Mannichfaltigkeit der Bewegungen, verbunden mit der vielleicht schönen Begleitung der Instrumente: nur diese Dinge können dann noch Zuschauer locken; das Stück selbst, als Stück, als Entwickelung von Begebenheiten, als Handlung, kann unmöglich interessiren. Und so bleibt es denn, auch in Ansehung des Pantomimen, ganz bei der Regel des Ausdrucks, die dem Schauspieler gegeben ward; denn noch einmal: bei einem Stoffe, wo er der Malereien entbehren kann, soll er sich ihrer auch wirklich, unter den festgesetzten Ausnahmen, enthalten; und einen Stoff, wo er ihrer nicht entbehren kann und den Ausdruck um ihrentwillen zerstören müſste, soll er gar nicht behandeln.

Freilich aber kömmt, auch bei der Behandlung schon bekannter Stücke, alles auf die Art und Weise an, wie der Pantomime verfährt. Denn wenn er nicht den Rath, den ihm *Noverre* in Beziehung auf den Plan des Ganzen giebt, auch in Ausführung jeder einzelnen Scene befolgt; wenn er nicht die Begebenheiten einander näher rückt, die zerstreuten Gemälde mehr vereinigt, die ganze Handlung mehr zusammendrängt *); wenn er dem Dichter Schritt vor Schritt durch seine ganze Ideenreihe folgt, und jede Redensart, je-

---

*) *Lettres.*, *p.* 74. *Resserrez l'action, retranchez tout dialogue tranquille, rapprochez les incidens, réunissez tous les tableaux épars; et vous réussirez.*

des Bild, jede Wendung durch sein Spiel zu geben sucht: so verliert er auf der einen Seite den ganzen Vortheil wieder, den er auf der andern gewann; das Spiel wird langweilig, oder wird theilweise unverständlich — denn wer hat alle Reden des Dichters so genau im Gedächtniſs? — es besteht entweder aus Wiederholungen einförmiger, wenigstens sehr ähnlicher Ausdrücke, oder es verwickelt sich in allerhand seltsame, unzureichende, den Ausdruck zerstörende, oft vielleicht höchst unanständige Malereien. In höchstunanständige, sag' ich; denn ein Bild, das für die Imagination groſs, edel, schrecklich seyn kann, muſs — mimisch dargestellt — nicht selten klein, niedrig, possenhaft werden. Ich weiſs nicht, ob Sie bei der pantomimischen Vorstellung der *Horazier* zugegen waren, die man einmal hier dem

Noverre nachzustümpern wagte. Welch wunderliches Zeug kam da in der Stelle vor, wo *Camilla* ihren Bruder, ihr Vaterland, jeden einzelnen Römer verwünscht! Schon die Art, wie die Zeilen gegeben wurden:

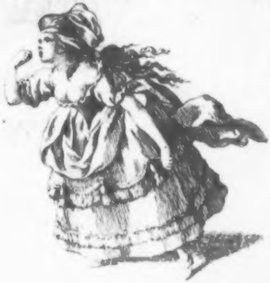
> *Qu'elle (Rome)-même sur soi renverse ses murailles,*
> *Et de ses propres mains déchire ses entrailles* *);

wie geschmacklos, wie nichtssagend war sie! Aber wie weit geschmackloser noch die Malerei eines Gedankens, den der Verfertiger der Pantomime aus der Fülle seines eignen Genies hinzugethan hatte, und der vermuthlich der war: Mögte Rom von der Erde verschlungen werden! Für die Phantasie ist dieses Bild nicht bloſs edel und groſs, sondern schrecklich: man

---

*) *Horace, act. 4. sc. 5.*

F. 43. p. 105.



Univ. Bibl.
München

sieht die Erde einen weiten Schlund, fürchterlicher als der Rachen eines Meerungeheuers, aufreiſsen, um in ihrem Bauche ein ganzes mächtiges Volk zu begraben; aber in der mimischen Malerei? — wie niedrig, wie lächerlich, selbst wie ekelhaft ward die Vorstellung! Erst wies die Tänzerinn nach hinten, vermuthlich auf die Gegend hin, wo man sich Rom denken sollte; dann bewegte sie die Hand mit Heftigkeit gegen die Erde; dann riſs sie fratzenweit — nicht den Rachen eines Ungeheuers, sondern ihren eigenen kleinen zierlichen Mund auf, und warf mehrmalen hintereinander ihre geballte Faust dagegen hin, als ob sie mitten im gierigsten Schlingen begriffen wäre *(Fig. 45)*. Ein Theil der Zuschauer lachte, ein anderer schien wegen der Bedeutung verlegen. Und in der That; wie nur errathen, wie nur muthmaſslich ist der Sinn, den ich oben dieser Grimasse gegeben habe! wie eine ganz andre, ganz verschiedne Erklärung des nehmlichen Spiels ist noch möglich! —

Wenn einmal wirklich eine Gebehrdensprache, die diesen Namen verdiente, sollte erfunden werden; so würden dergleichen sclavische Übertragungen aus der Wörtersprache als höchststeife, höchstelende Übersetzungen erscheinen, in welchen das Genie beider Sprachen völlig aus der Acht gelassen, und dadurch zugleich die ganze Farbe des Stils verändert worden. Ich fürchte sehr, daſs auch die aus dem *Dubos* von mir angeführte Vorstellung in dieser Rücksicht der Kritik manche Blöſsen gegeben; wenigstens ist mir der Umstand verdächtig, daſs *Mouret* nicht die Bewegungen der Tänzer, sondern die Worte des Corneille, als ob sie hätten sollen gesungen werden, in Musik setzte. — Indeſs, da es eine Prinzessinn war, welche zu dieser Vorstellung die Idee gab, so tritt hier die Kritik bescheiden zurück: eine Prinzessinn, mein Freund, hat niemals Unrecht.

Ein und dreiſsigster Brief.

Nicht, wie Sie sagen, aus *meinen* Grundsätzen; aus den Grundsätzen des *Noverre* selbst, dem ich Schritt vor Schritt gefolgt bin, müſste der geringe Werth der Pantomime erhellen, den Sie aus meinem Räsonnement haben schlieſsen wollen. Ich will nicht fragen, ob der Gesichtspunct, aus welchem Sie den Werth eines Schauspiels einzig zu beurtheilen scheinen, nicht vielleicht zu eingeschränkt ist; ich will Ihnen nur gestehen, daſs ich alle die Folgerungen, durch die Sie mich scheinen eintreiben und verwirren zu wollen, ohne Bedenken für wahr erkenne. Wenn der Pantomime, sobald er über die gemeinen alltäglichen Vorfälle hinausgeht, lauter schon vorhin bekannte Fabeln bearbeiten muſs: so ist seine Kunst in der That eine unvermögende, abhängige Kunst, die der Hülfe der Rede nur zu entbehren scheint, ohne ihrer wirklich entbehren zu können; wenn ferner die wenigsten tragischen und komischen Meisterstücke den Zuschauern so durchaus nach allen einzelnen Scenen bekannt sind: so bleibt freilich das pantomimische Spiel theilweise noch immer räthselhaft, sodaſs in der Hinsicht des ganzen genauen Zusammenhanges der Begebenheiten sich hie und da beträchtliche Lücken finden; wenn endlich aller ruhige Dialog hinwegfallen, und sich immer Begebenheit an Begebenheit drängen soll: so geht allerdings gerade das verloren, was den feinern Kenner im Schauspiel am meisten reizt: die vollständige

Darstellung der Charaktere nach der ganzen Mischung und gegenseitigen Proportion der Neigungen und Kräfte; die Entwickelung des ganzen oft so feinen Spiels der Leidenschaften, der verborgensten Triebfedern und Bewegungsgründe. — Darum kann denn doch immer die Pantomime noch sehr viel Anziehendes haben: was der Geist verliert, können die Sinne gewinnen; und bei den Römern, deren groſsen Enthusiasmus für diese Art des Schauspiels Sie mir entgegensetzen, gewannen wahrlich nicht bloſs die feinern Sinne.

Aber, fahren Sie fort, sollte denn das was vielleicht nur verloren ging, nicht wieder können hergestellt; sollte das was vielleicht noch niemals war, nicht mit der Zeit können erfunden werden? Sollte eine Sprache durch Mienen und körperliche Bewegungen nicht eine eben so mögliche Sache seyn, als eine Sprache durch Laute?

Eben so möglich, mein Freund? Es sei! so würden doch gegenwärtig alle die Bedingungen fehlen, unter welchen sie wirklich werden könnte. Jede Sprache, soviel ich weiſs, geht aus einer kleinen Gesellschaft von Menschen aus; kostet, ehe sie von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern fortschreitet, unglaublich viele Anstrengungen des Genies; wird durch das Bedürfniſs, die Mutter aller groſsen Erfindungen, beides hervorgebracht und vollendet. Jetzt aber sind die groſsen Gesellschaften bereits errichtet; das Genie, wie kühn und feurig es sei, wird durch die Unmöglichkeit, das schon Geleistete zu erreichen, von allen Versuchen abgeschreckt; und auch das Bedürfniſs ist durch Erfindung und Vervollkommung der Wörtersprache, die zu allen Zwecken schon so völlig hinreicht, vernichtet. Wenn nicht in irgend einem abgesonderten Winkel der Erde ein Menschengeschlecht entsteht, das gleich Anfangs auf den Gebrauch von sichtbaren Zeichen verfällt; wenn nicht auch dieses Geschlecht durch eine Verbindung glücklicher Umstände zu höhern Graden der Cultur emporklimmt; wenn es nicht ganze Jahrhunderte hindurch seine Bemühungen, sich durch körperliche Bewegungen zu verständigen, unablässig fortsetzt: so mögte wohl nie eine *Gebehrdensprache,* die sich nur einigermaſsen mit der Wörtersprache vergleichen lieſse, zu Stande kommen. Denn daſs ein schon redendes Volk, wie es alle uns bekannten Völker der Erde sind, sich einmüthig, mit voller Anstrengung, und ganze Menschenalter hindurch, um etwas

ganz

ganz Entbehrliches, ganz Unnützes bemühen sollte: das läſst sich doch wahrlich, bei aller übrigen Thorheit der Menschen, nicht denken. Auch scheint es mir zweifelhaft, ob dadurch daſs die Wörtersprache bereits vorhanden ist, die Erfindung einer Gebehrdensprache um ein vieles würde erleichtert werden. Eher wohl gar erschwert: denn höchst wahrscheinlich würde man die neue Sprache nach dem Muster der alten modeln wollen; und es wäre noch sehr die Frage: ob die natürliche Form der einen die gleich natürliche der andern seyn würde?

Doch auch das muſs ich zurücknehmen, was ich Ihnen nur vorläufig gelten lieſs: daſs die Erfindung einer Gebehrdensprache eben so möglich, eben so leicht sei, als die einer Wörtersprache. Ich beziehe mich, was die mancherlei Vorzüge der hörbaren vor den sichtbaren Zeichen betrifft, auf die so bekannte *Herdersche* Schrift *); und werfe hier nur einen einzelnen flüchtigen Gedanken her, der mir aus den bisherigen Betrachtungen wie von selbst entgegenspringt, und den ich gerne näher geprüft sähe.

Der Mensch hat mit der Sprache zweierlei Absicht: er will die Ideen von den Objecten mittheilen, die ihn beschäftigen; und will die Art und Weise mittheilen, wie er von diesen Objecten gerührt wird. Das Letztere, wenn es auch nicht Absicht wäre, ist doch inneres dringendes Bedürfniſs seiner Natur, dessen Befriedigung er, im Zustande der Leidenschaft, sich nie zu versagen weiſs. Die Wörtersprache hat zu diesem Behufe ihre Interjectionen; die Pantomime ihre ausdrückenden Gebehrden: und diese letztern, wenn sie auch nichts kräftiger, nichts lebendiger als jene erstern wären, sind doch vielleicht klärer, mannichfaltiger, bestimmter; lassen sich vielleicht durch Willkür noch weniger als jene Laute zurückhalten. Der träge Wilde, dessen Thätigkeit immer nur durch gegenwärtiges dringendes Bedürfniß geweckt wird und daher immer leidenschaftlich ist, konnte vielleicht schon deswegen zu keiner Gebehrdensprache kommen, weil es ihm so oft bei der Lebhaftigkeit seiner Rührung unmöglich fiel, den so genugthuenden, so vollen, so natürlichen Ausdruck, den ihm das Gebehrdenspiel darbot, zur Erreichung irgend einer andern Absicht, entweder aufzuopfern oder doch wenigstens einzuschränken.

---

*) Üb. den Ursprung d. Sprache: S. 100 fgg.

Zu dem erstern Behuf, zur Bezeichnung der Objecte des Denkens, waren in der Wörtersprache die ersten Elemente: die Töne womit der Mensch wirklich hörbare Gegenstände nachahmte. In der Gebehrdensprache würden es, oder vielmehr müſsten es, die Nachbildungen sichtbarer Gegenstände seyn: denn ganz willkürliche, ganz grundlose Zeichen können, wie schon einmal gesagt, keiner Sprache den Ursprung geben. Aus diesen anfänglichen Zeichen müſsten dann, durch alle die mannichfaltigen Sprachfiguren hindurch, die Zeichen für die ganze übrige Menge unsrer Begriffe geprägt werden; und warum sollte das bei Gebehrden nicht eben sowohl als bei Tönen geschehen können? Warum sollten nicht auch die mancherlei Verknüpfungen und Trennungen, welche Witz und Phantasie und Verstand mit den Ideen vornehmen, durch sichtbare Bilder können bezeichnet werden?

Bis hieher also scheint eine Gebehrdensprache noch ungefähr eben so möglich, als eine Wörtersprache; aber ein nun noch übriger wichtiger Umstand ist: daſs in der Seele die Vorstellung des Objects, und die der Rührung welche das Object hervorbringt, so ganz unzertrennt, so innig verschmolzen, so Eins sind, und daſs der Mensch diese Vorstellungen, auch in ihrer Bezeichnung, gleich innig will verschmelzt, gleich genau will vereinigt wissen. Ein einziges Zeichen, welches in einem Nu beiden Zwecken und gleich vollkommen Genüge thut, muſs ihm daher ohne alle Vergleichung lieber seyn, als mehrere abgesetzte Zeichen, die dasjenige zerreiſsen und vereinzeln, was er in seiner Seele selbst so gar nicht zu sondern, so gar nicht aus einander zu finden weiſs. Und in Rücksicht dieser Vereiniertrag nun, dieser innigen Verschmelzung der ausdrückenden mit dem vorbildenden Zeichen: wie, wenn da die Wörter- vor der Gebehrdensprache einigen Vorzug hätte?

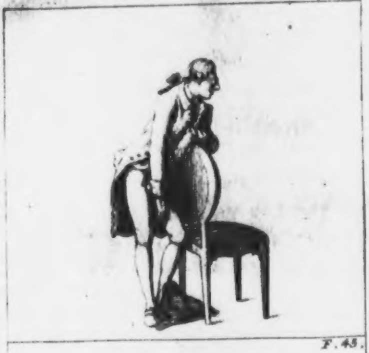
In der Wörtersprache ist die Interjection, ist der Ausdruck der Empfindung immer nur Laut, nur Anhauch; in der Pantomime, ist es eine eigene, vollständige, ausgeführte Gebehrde. In jener kann der nachahmende Schall, welcher die Idee des Objectes enthält, mit dem Laute, dem Anhauche, der die Empfindung befriedigt, auf das genauste verbunden werden; in dieser ist die Verschmelzung der Malerei mit dem Ausdrucke in jedem Falle unmöglich, wo beide durch einerlei Theil des Körpers geschehen sollen, und doch jedes einen ganz verschiednen Gebrauch desselben erfordert. Das Wort *Liebe* ist freilich auch ausdrückend, so gut wie Miene oder Stellung der Liebe: es malt das Sanſte, Weiche, Angenehme dieser Empfindung; allein, wenn das Wort nun einmal da ist, so können Sie es nicht bloſs sanſt und angenehm, Sie können es auch klagend und traurig, Sie können es wild und zornig, Sie können es bitter und höhnisch aussprechen, ohne daſs irgend eine Sylbe undeutlich, und ohne also daſs die Idee des Objects im mindesten verwirrt oder verdunkelt würde. Alles liegt hier lediglich in der andern und andern Modification des Organs oder des Athems, in dem Leisern oder Stärkern, Sanftern oder Rauhern, Höhern oder Tieſern, Gezogenern oder Gestoſsenern, Bebendern oder Festern der Stimme. — Versuchen Sie dagegen, an die malende Gebehrde der Liebe eben so mannichfaltige mimische

Ausdrücke und eben so innig zu knüpfen, ohne daſs jene dadurch zerstört, oder doch dunkel, unkenntlich, zweideutig würde: und Sie werden überall die Unmöglichkeit oder die Schwierigkeit fühlen. Das eine mal wird ein voller Widerspruch die Zusammensetzung hindern: das schmachtende ersterbende Auge, die matte, sanftgebogene, hangende Stellung der Liebe *(Fig. 44)*, wird mit dem feurigen rollenden Blicke, den straffen angespannten Muskeln des Zorns *(Fig. 45)*, eben so wenig zusammengehen; als der sich bückende, ins Knie sinkende, ehrerbietigfreundliche Schmeichler *(Fig. 46)*, mit dem sich erhebenden, verachtenden, unwilligen *Hamlet (Fig. 47)* *). Das andre mal, wenn die Verbindung an sich nicht unmöglich ist, wird die Ungewiſsheit ent-

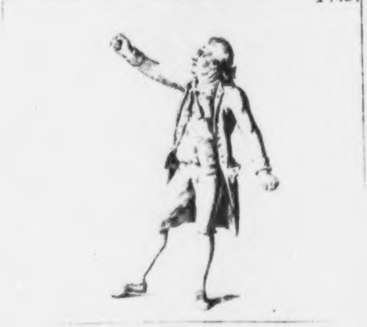
---

*) In Bezug auf S. 42 f. gesagt.

F. 44. p. 120.

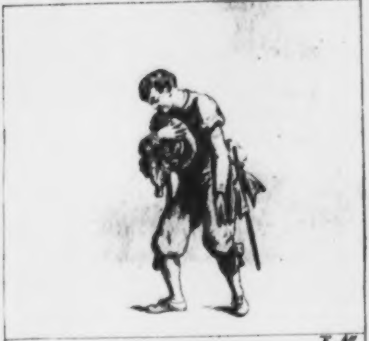


F. 45.

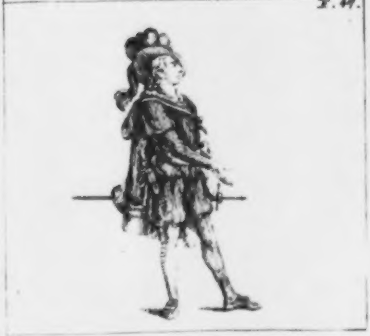


Univ. Bibl.
München

T. 46. p. 120.



T. 47.



Univ. Bibl.
München

stehen: ob die ganze Gebehrde ausdrücken, eine Mischempfindung bezeichnen; oder ob sie nur zum Theil ausdrücken, zum Theil den Gegenstand der Empfindung vorbilden soll? Wenn ich ein zärtliches, stilles Lächeln um Mund und Wangen, bei etwas hinaufgezognen innern Spitzen der Augenbraunen, sehe; wie soll ich da die Frage beantworten: ob beide Empfindungen, Traurigkeit und Liebe, sich in der Seele dessen vereinigen der die Gebehrde macht? oder ob von diesen Empfindungen nur die eine in seiner eigenen Seele, die andere bloſs der Gegenstand sei, welcher jene veranlaſst? Und in dem letztern Falle; wie soll ichs entscheiden: welche von beiden die ausdrückende, welche die vorbildende sei? Denn es ist ja beides gleich möglich: Liebe kann Traurigkeit, und Traurigkeit kann

Liebe erwecken. — Ich weiſs zwar, daſs hier der Zusammenhang Manches würde aufklären können; nur zu viel muſs er nicht aufklären sollen, oder es geht am Ende sein eigenes Licht verloren.

Zwei und dreiſsigster Brief.

Die Gedanken, die ich zu Ende meines vorigen Briefes hinwarf, und die ich nicht mit noch andern vermehren will, um weder zu weitläuftig noch für meinen bisherigen Ton zu spitzfindig zu werden; diese Gedanken, sag' ich, mögen wahr oder falsch seyn: so bleibt doch immer aus den angeführten übrigen Gründen, die Erfindung einer pantomimischen Sprache eine der schwierigsten Aufgaben. Und da nicht erst itzt diese Gründe zu gelten angefangen; da sie in ihrer vollen Kraft schon zu den Zeiten *Augusts* bestanden: so kann ich unmöglich in den Ton mit einstimmen, in welchem so Manche von den Wundern der *alten Tanzkunst* reden. Einzelne Zeichen haben freilich, nach dem Zeugnisse der Schriftsteller, die alten Pantomimen gehabt; ich will zugeben: sie haben ihrer viele gehabt; sie haben es zum Geschäft ihres Lebens gemacht, die eigenthümlichsten sprechendsten Merkmaale an den Dingen zu fassen; haben der Wörtersprache manches brauchbare Bild, manche glückliche Anspielung abgewonnen; haben Alles mit einer Kraft, einer Wahrheit, einem Leben dargestellt, wovon wir in unserm kalten Norden uns kaum die Idee machen können; haben noch überdies die Kunst des Ausdrucks bis auf den höchsten Grad getrieben, bis in die feinsten Schattierungen ausgebildet. Aber mit alle dem — wie weit muſsten sie hinter der Wörtersprache zurück bleiben! Ein *Pylades* und *Bathyll* werden doch wahrlich nicht das Genie ganzer Menschengeschlechter in sich vereinigt; Rom wird sich doch nicht auf einmal, durch einen wunderbaren Instinct, einer neuen, zu jeder andern Absicht entbehrlichen, ihrer Originalität wegen gewiſs nicht leichten, Sprache beflissen haben: und so kann ich mir keine pantomimische, durch sich selbst verständliche, Ausführung ruhiger räsonnirender Scenen, keine deutliche, von der Rede unabhängige, Behandlung feiner künstlicher Verwicklungen denken. Die Zeichensammlung jener Tänzer mögte höchstens das seyn, was die Wörtersammlung eines noch rohen Volks auf den untersten Stufen seiner Cultur ist: hinreichend für einen engen Kreis von sinnlichen gemeinen Begriffen, aber noch viel zu arm an Abstractionen, viel zu arm an Beziehungs- und

Verbindungsideen, als daſs sich irgend ein Stück eines *Euripides*, oder nur irgend eine Scene eines solchen Stücks, in sie übersetzen lieſse.

Ich hoffe nicht, daſs Sie mir hier die Gebehrdensprache der Sicilianer entgegensetzen werden, wovon der *Graf von Borch* in seinen Brieſen über Sicilien und Malta mit so viel Bewunderung spricht *).

---

*) *Tom. 2, lettre 20, p. 236. Une autre particularité non moins singuliere* (es war vorher von dem Eigenthümlichen der Sicilianischen Sprache die Rede gewesen) *est l'usage des gestes et des signes, dont on se sert ici communément, et dont le langage est si expressif pour les nationaux, qu'à une distance considérable, au milieu d'une compagnie nombreuse, deux personnes, sans ouvrir la bouche, se comprennent mutuellement et se communiquent leurs pensées l'une à l'autre. Ces signes et ces gestes ne sont point généraux: une femme en a de différente espèce, les uns destinés à son mari, d'autres à son amant, enfin d'autres pour*

Geben Sie, bitt' ich, in der Erzählung des Grafen nur auf die Umstände Acht: daſs jede einzelne Person ihre eigene Sprache,

---

ses amis; cette différence d'alphabet produit trois langues différentes, pour ainsi dire, dont la même personne se sert avec toute l'aisance possible. On remarque la même habileté dans les enfans, qui dès l'âge le plus tendre commencent déjà à composer avec leurs camarades une suite de signes propres à eux seuls. Cela provient du penchant, qu'a la nation pour les gestes: un Sicilien ne peut pas dire la parole la plus indifférente, sans l'accompagner tout de suite d'un geste expressif. On croit, que ces gestes et ces signes datent du tems encore de Dénis le vieux, dont la tyrannie, défendant l'usage de la parole à ses sujets, les obligea d'inventer de nouveaux moyens pour se communiquer leurs pensées et pour se consoler dans leur malheur. Je ne vous garantis pas la vérité de cette origine; mais de quelle source que provienne cet usage, je ne puis que l'admirer, et vous dire que je le regarde comme la plus sublime pantomime que j'aye vue de ma vie.

mit jeder eine andere, und also eine Vielheit von Sprachen hat, und daſs alle diese Sprachen original, alle von der eigenen Erfindung dessen sind der sie gebraucht: werden Sie da noch auf etwas anders, als auf eine nur geringe Anzahl von Zeichen für einen sehr engen Kreis von Ideen schlieſsen?

Aber — könnten Sie mir noch einwenden — wenn denn wirklich durch die Zeichen der Pantomimen selbst ein Stück so wenig verständlich ward; wenn wirklich Alles dabei auf vorläufige Kenntniſs der vorzustellenden Begebenheit und auf gutes Gedächtniſs der Zuschauer ankam: wozu denn überhaupt alle Zeichen? Warum wollten jene Künstler das was sie so gut entbehren konnten, nicht auch wirklich entbehren? — Vielleicht, weil sie die Entbehrlichkeit desselben nicht ein-

einsahen; weil sie das Mangelhafte ihrer Kunst weder sich selbst, noch den Zuschauern, gestehen wollten; weil sie mit diesen zugleich den Trugschluſs machten: daſs das was so wohl verstanden werde, seine Deutlichkeit eben von dem Gebrauch der Zeichen erhalte. Oder, was wahrscheinlich die noch frühere, die eigentlich erste Ursache war: weil sie sich des so natürlichen Triebes, mit den Empfindungen auch die Ursachen und Gegenstände derselben zu bezeichnen, nicht zu erwehren wuſsten; und weil sie also, bei dem Mangel der Rede, wenigstens die Hauptideen so oder anders durch Gebehrden muſsten zu geben suchen. Endlich vielleicht auch deſswegen: weil sie in der That von dem Gebrauch dieser Zeichen manche gute Wirkung erfuhren, indem sie dadurch dem stockenden Gedächtnisse der Zuschauer hie und da eine Hülfe gaben, und durch Erneuerung einer einzigen wichtigen Idee oft die ganze Reihe, wovon diese Idee ein Glied war, wieder hervorriefen. — Übrigens klage ich die Pantomimen wegen des Gebrauchs dieser Zeichen nicht an: es steht dahin, wie verschwenderisch oder wie sparsam sie damit mögen umgegangen seyn, und wie wenig oder wie sehr sie über die Malerei den Ausdruck mögen vernachlässiget haben. Die alten Schriftsteller reden von dieser ganzen Sache zu selten, und auch dann, wie es mir vorkömmt, entweder zu kurz, oder zu unbestimmt, oder zu hyperbolisch *). — —

---

*) Man s. wenn man will, diese Stellen gesammelt in dem oftangeführten Werke von *Dubos*, oder auch in OCTAV. FERRARII *Dissert. de Pantomimis et Mimis.*

Und nun endlich genug, mein Freund, von einer Materie, der ich hier ohnehin kein Genüge thun kann, und die ich, ohne Ihre Fragen und Einwendungen, nur ganz leicht berührt haben würde! Genug überhaupt von der Schauspielkunst, insofern sie Ähnlichkeit mit der Malerei hat, und einen einzelnen Anblick im Raume darstellt! Jetzt noch von eben dieser Kunst, insofern sie ihre Wirkung in der Zeit hervorbringt, oder mit Einem Worte, insofern sie *Musik* ist! — Ich nehme hier, wie Sie sehen, das Wort Musik, so wie es die ältern Griechen nahmen: in dem weitern allgemeinern Sinne, wo es mehrere ursprünglich verbundene Künste begriff, die erst späterhin getrennt wurden, und bei dieser Trennung — ich weiſs nicht, ob mehr gewannen oder verloren? Diese Künste waren: für das Auge, die

Kunst der Bewegungen und Gebehrden, mit ihrem lyrischen Theile, dem Tanz für das Ohr, die Kunst der Declamation, ebenfalls mit ihrem lyrischen Theile, dem Gesange, und der begleitenden Musik der Instrumente. Die Dichtkunst gehörte dazu nur in Hinsicht auf ihren mechanischen Theil, auf die dem Ohre gefallende Kunst des Versbaues, des Rhythmus. Den Beweis, daſs in der That unter dem Worte Musik alle jene Künste, aber auch keine mehreren, begriffen worden, werden Sie mir hoffentlich schenken; Sie können ihn Sich Selbst aus den Stellen führen, die *Brown* *) und *Dubos* aus dem *Platon, Athenäus, Porphyr, Augustin,* dem Griechischen und dem Römischen *Quintilian,* gesammelt haben. Wenn Sie die obenangegebenen schönen Künste vergleichen; also erkennen Sie sogleich, daſs in dem alten Begriffe der Musik die zwei wesentlichen Merkmaale verbunden waren: das Energische oder in der Zeit Wirkende, und das Sinnliche. Durch jenes wurden alle bildenden, alle im Raum wirkenden, Künste ausgeschlossen; durch dieses die Dichtkunst, insofern sie sich nicht an die Sinne, sondern an die Phantasie und die übrigen innern Kräfte der Seele, wendet.

---

*) „Betrachtungen über die Poesie und Musik" (übers. von *Eschenburg*), Abschn. 5, 1.

Zwar könnten Sie gegen das letztere Merkmaal einwenden: daſs doch *Sokrates*, beim *Platon*, selbst die Philosophie nicht allein Musik, sondern die gröſste Musik nenne, und daſs doch Philosophie so ganz mit keinem äuſsern Sinne, sondern bloſs mit Verstand und Vernunft zu schaffen habe. Aber wenn wirklich Philosophie zur Musik wäre gerechnet worden; warum hätte denn Sokrates, da es itzt zum Sterben ging, sich mit dem Zweifel beunruhigt: ob er auch durch sein Studium derselben den Befehl der Gottheit, sich der Musik zu befleiſsigen, erfüllt haben mögte? Warum hätte er auf den Fall, daſs die Gottheit die Musik in dem gewöhnlichen, in dem Volkssinne (δημώδη μουσικήν) gemeint, noch im Gefängniſs Verse gemacht *)? Wer nur etwas mit dem Platon bekannt ist, der muſs es in seiner schriftstellerischen Manier als einen wesentlichen Zug bemerkt haben, daſs er die ernsthaften und wissenschaftlichen Dinge immer gern mit Gegenstände[illegible] der Künste zusammenbringt: daſs e[illegible] er gern für das Wissenschaftliche Rei[illegible] Schönen, und für das Schöne Ernst und Würde vom Wissenschaftlichen borgt. So

---

*) Man s. den *Phaedon*, *ed. Frcft. p.* 46.

wie er hier die Philosophie die gröſste Musik nennt; so nennt er anderswo eine vortreffliche Staatsverfassung die wahrhafteste Tragödie *), und betrachtet den Staatsmann als einen Mitgenossen und Nebenbuhler des tragischen Dichters. Wollten Sie darum die alten Staatsverfassungen wirklich unter die Schauspiele, und die alten berühmten Staatsmänner, einen *Solon*, einen *Lykurg*, einen *Perikles*, unter die tragischen Dichter setzen? — Übrigens erhellt noch aus der Stelle im *Phädon*, daſs nicht die ganze Dichtkunst, sondern nur die Kunst des Versbaues, zur Musik gezählt worden: denn wie hätte

---

*) *De Legib. lib. 7: Ed. Fcft. p.* 898. Ἡμεις ἐσμεν τραγῳδιας αυτοι ποιηται κατα δυναμιν καλλιστης ἁμα και αριστης· πασα ουν ἡμιν ἡ πολιτεια ξυνεστηκε μιμησις του καλλιστου και αριστου βιου. ὁ δε φαμεν ἡμεις γε οντως ειναι τραγῳδιαν την αληθεστατην...

sonst Sokrates glauben können, den im Traume ihm gewordenen Befehl dadurch zu erfüllen, daſs er die schon längst vorhandnen und dem ganzen Griechenlande bekannten Fabeln *Äsops* bloſs in Verse brächte *)? —

Es ist nicht bloſs Ausschweifung, mein Freund, daſs ich, bei Gelegenheit des Überganges von dem einen Theile der Mimik zum andern, auf den alten Begriff der Musik zu reden komme. Ich glaube vorherzusehen, daſs es bei gewissen Puncten der nachfolgenden Untersuchungen vortheilhaft seyn wird, die Betrachtung allgemein zu machen, und sie aus dem eingeschränkten Felde der Mimik in das weitere der Musik hinüberzuspielen. *Brown* beklagt es, daſs man die verschiednen energischen Künste in der Ausübung getrennt hat; ich meines Theils beklag' es nicht weniger, daſs man sie in jenem sie alle umfassenden Begriff von einander gerissen. Wenn, durch jene erstere Trennung, die Wirkung der Künste, so hat, durch diese letztere, ihre Theorie verloren: denn mit dem gemeinsamen Worte hat der Anlaſs zur Untersuchung ihrer gemeinsamen Grundsätze gefehlt; und gleichwohl wäre diese Untersuchung höchst wichtig für die Ästhetik, höchst wichtig für die Seelen-, und vielleicht selbst für die Sittenlehre gewesen. Die Folge, hoff' ich, soll Ihnen zeigen, daſs wirklich allen musikalischen Künsten einerlei Hauptbegriffe und Regeln zum Grunde liegen; auch könnten Sie dieses schon itzt erkennen, wenn Sie die bisher entwickelten Grundsätze der einen Hauptkunst, der

---

*) Εντεινας τους του Αισωπου λογους, wie es Cebes ausdrückt

Mimik, auf die andre Hauptkunst, die Declamation, wollten anzuwenden und überzutragen suchen.

Drei und dreiſsigster Brief.

Sie sagen ganz recht, daſs, um die Ähnlichkeit der Grundbegriffe in den beiden Künsten, des Gebehrdenspiels und der *Declamation*, zu beurtheilen, Sie von der Theorie dieser letztern wenigstens einen Entwurf haben müſsten. Und sollten Sie denn wirklich eines solchen Entwurfs wegen in Verlegenheit seyn? Sollten Sie keinen der vielen Schriftsteller kennen, die in ältern und neuern Zeiten diese Theorie bearbeitet haben? Vielleicht keinen *Francius*, keinen *Le Faucheur*, keinen *Grimarest;* aber doch gewiſs einen *Cicero* *), einen *Quinti-*

---

*) *De Orat. lib.* 3, *cap.* 57. (Was in den ihm

lian *), und die frühere Griechische Quelle, aus welcher beide geſchöpft haben, den *Stagiriten*. Der letztere ist zwar freilich, nach seiner gewöhnlichen Art, nur sehr kurz über diese Materie: er wirft, statt der Theorie selbst, nur das unentwickelte Samenkorn hin, aus welchem sie werden könnte; aber im Grunde ist denn doch die ganze künftige Pflanze in dem organisirten Stoff enthalten: und wenn der vortreffliche Mann diesen Stoff nicht selbst entwickelt, so liegt das bloſs an seinem zu groſsen Reichthume, der es ihm, eben wie der Natur, unmöglich macht, jede der unendlich vielen Anlagen zu verfolgen und auszubilden.

„Mehrere Schriftsteller,“ sagt *Aristo-*

---

zugeschriebenen Büchern *ad Herenn. lib.* 3, *cap.* 11. 15, vorkömmt, ist weniger hieher gehörig.)

*) *Institut. orat. lib.* 11, *cap.* 3.

teles; „und unter andern *Glaukon* der Tejer, haben Regeln gegeben, wie man Gedichte; aber noch keiner, wie man Reden declamiren müsse. Die Kunst der Declamation, fährt er fort *), beruht auf dem richtigen Gebrauch der Stimme zum Ausdruck der mancherlei Leidenschaften; und bei diesem Gebrauche kömmt dreierlei in Betrachtung: die Stärke der Stimme, da man entweder lauter oder leiser, rauher oder sanfter; die Höhe und Tiefe nebst der Modulation, da man entweder in feinern oder in gröbern Tönen, mit

---

*) *Rhetor. lib.* 3. *cap.* 1: *ed. Lips. p.* 162. Ἐϛι δε αὐτη μεν (ἡ ὑποκρισις) εν τῃ φωνῃ, πως αυτῃ δει χρησθαι προς ἑκαϛον παθος· οιον ποτε μεγαλῃ, και ποτε μικρᾳ, και ποτε μεϛῃ. Και πως τοις τονοις· οιον οξειᾳ, και βαρειᾳ, και μεϛῃ. Και ῥυθμοις τισι προς ἑκαϛα. Τρια γαρ εϛι, περι ὧν σκοπουσι· ταυτα δ'εϛι μεγεθος, ἁρμονια, ῥυθμος.

mehr oder mit weniger Abwechselung; die Bewegung, da man entweder schneller oder langsamer, in kürzern oder in längern Absätzen, gebundener oder gestoſsener spricht.“ — Sie werden, hoff ich, mit der Art, wie ich hier den Aristoteles halb commentire halb übersetze, nicht unzufrieden seyn; ich mögte Sie gerne urtheilen lassen, inwiefern auf die drei von ihm angegebenen Puncte auch die *plura ab his delapsa genera*, wie sie *Cicero* nennt *), das *laeve, asperum*, u. s. f. könnten zurückgebracht werden. In der Erklärung des zweiten Puncts weiche ich freilich von den Auslegern ab; allein ich denke, mit sehr sichtbarem Recht: denn unmöglich kann hier, wie *Majoragius* will **), von dem bloſsen Accentuiren der

---

*) *L. c.* n. 216.

**) Man s. dessen *Explanat. in Rhetor. Aristot.*

Sylben die Rede seyn; der Philosoph spricht ja nicht vom richtigen Lesen, sondern vom ausdrucksvollen, der Natur jeder Leidenschaft angemessenen, Declamiren. Und wenn gleich dieses letztere jenes erstere allerdings voraussetzt, so kann doch jenes erstere sehr wohl ohne dieses letztere seyn. Es giebt der Redner und der Schauspieler so Viele, die fast nie den rechten Accent, weder in Ansehung der Sylben noch der Wörter, aber desto öfter den rechten Ton des Affects verfehlen.

p. 743. Vergl. *P.* VICTOR. *Comment. p.* 616. — Wie viel besser hier *Quintilian*, der zwar auch des richtigen Recitirens, aber nur nebenher und als einer Sache erwähnt, die, bei der Declamation schon vorausgesetzt werde. *Utendi voce*, sagt er, *multiplex ratio. Nam praeter illam differentiam, quae est tripartita, acutae, gravis, flexae; tum intentis, tum remissis, tum elatis, tum inferioribus modis opus est, spatiis quoque lentioribus aut citatioribus. l. c. ed. Burm. p.* 1000.

Bringen Sie nun die wahre Art der Declamation, für was für Leidenschaften Sie wollen, unter die drei vom Aristoteles festgestellten Gesichtspuncte; und wenn Sie die Gründe entwickeln, warum die eine Leidenschaft lauter, die andre leiser, die eine schneller, die andre langsamer, die eine höher, die andre tiefer spricht, u. s. w.: so werden Sie überall, wie in der Mimik, auf Analogie, auf Absicht, auf Veränderung des körperlichen Zustandes, treffen. — Eben der langsame, bei jedem Merkmaal verweilende Ideengang, welcher Schritt und Händespiel im Affect der Bewunderung so gehalten, so feierlich macht: eben dieser Ideengang zieht und dehnt auch jeden einzelnen Ton, und schleift und bindet Wort an Wort, Sylbe an Sylbe. Der Athem wird zum Aushalten tiefer geschöpft, die Absätze der Rede sind lang, der Einschnitte wenig; nur wo die Fülle der auf einmal sich darbietenden Ideen die Besonnenheit der Seele, die zum wörtlichen Ausdruck ihrer Empfindungen nöthig ist, schwächt: da verliert sich mit dem Gedanken die Rede, und die Pause wird um so feierlicher und anhaltender, je langsamer sich, so zu reden, die Denkkraft aus dem Meer von Ideen, worin sie sich verloren hatte, wieder heraufhebt. — Freude hat, wie sich schon in ihren Gebehrden verrieth, einen zwar raschen und lebhaften, aber doch sanften und leichten Ideengang; und dieser Analogie gemäſs, wie anmuthig gleiten und rollen ihr, wenn sie in Worte ausbricht, die Töne! wie viel muntere Kraft, ohne Mühe und Anstrengung, zeigt sich in der gemäſsigten Stärke der Stimme, und in dem längern Aushalten des Athems!

— Zorn hat, wegen innerlicher Erhitzung, nur einen sehr kurzen Athem; aber wie schnell wird dieser Athem, so oft er verhaucht, wieder ersetzt, um die Worte mit eben der Geschwindigkeit hinzuströmen, womit die Seele ihre Gedanken entwickelt! Wie sehr verräth sich das Wilde und Unbändige dieser Leidenschaft, selbst in dem Stammeln und Stottern, wo sie lebhafter, und in dem gänzlichen Verstummen, wo sie auf ihrem höchsten Punct ist! Das eine mal ist die Seele schon zu weit voraus, als daſs sie Alles was zwischen der erst gesprochenen und der schon gedachten Idee mitten inne liegt, sollte nachzuholen wissen; das andere mal verzweifelt sie völlig, die allzugroſse Menge ihrer Ideen mit Worten fassen, oder der übermäſsigen Geschwindigkeit derselben mit der Stimme folgen zu können.

Aus eben der Analogie mit der Ideenfolge, aus welcher ich hier den Gang der Stimme erklärt habe, läſst sich auch die Wahl der einzelnen Laute erklären. Die Bewunderung, werden Sie finden, spricht nie in höhern, immer in tiefern Tönen; warum? Weil sie ihre Ideen nur so langsam entwickelt, und weil, bei tiefern Tönen, der Schwingungen die auf jede Secunde fallen, so viel weniger sind. Ich sehe Sie, däucht mir, zu diesem Gedanken ein wenig lächeln; aber versuchen Sie, wenn Sie ihn allgemeiner machen, ob er sich nicht durch alle Leidenschaften durchführen läſst? ob nicht jede, mit je mehr Schnelligkeit sie ihre Gedanken entwickelt, um so mehr in die Höhe steigt, und je einen gemäſsigtern Gang sie hält, um so tiefer herabsinkt? Eben der Zorn, dessen Rede in einem so heftigen reiſsenden Strome einherbraust; wie gerne pfeift er in die höhern Töne hinein! wie greift er die höchsten und schneidendsten gerade da, wo er am wildesten, am gefährlichsten, zum Führen des Streichs am aufgelegtesten ist! Und wenn er seinen Gegenstand durch Verachtung kränken will; wenn er ein höhnend Gelächter aufschlägt: wie ganz von jedem andern verschieden, wie durchdringend und kreischend und fistulirend ist dieses Gelächter! Wie oft versagt ihm mitten im Lachen die Stimme und bricht, wenn sie zu einer Höhe über ihr Vermögen soll angestrengt werden! Dahingegen die sanfte Freude; wie leicht und wohlklingend weiſs sie zu lachen! wie modulirt sie immer, bei ihrem nur schnellen und lebhaften, nicht wilden ungestümen Ideengange, zwischen den höchsten und den tiefern Tönen umher! Wie weiſs sie, nach den mancherlei Graden ihrer Lebhaftigkeit, bald zu steigen und bald zu sinken, ohne doch je den kreischenden Fistelton des Zorns, noch den vollen feierlichen der Bewundrung zu greifen! Immer weilt bei ihr die Stimme in der Mitte des Umfangs; und eben dies ist eine der Ursachen, warum die Sprache keines Affects so wohlklingend und anmuthig und hold ist, als die der Freude. Denn so wenig es auch, nach der Ausübung unsrer heutigen Tonsetzer und Virtuosen, so scheinen mag; so sind doch immer die mittlern gemäſsigtern Töne die eigentlich schönen gefälligen Töne. —

Mit diesen Bemerkungen hangen andre über gewisse absichtliche Modificationen der Stimme, wenn man dem Verstande Hülfen geben oder Affecten erregen und dämpfen will, innigst zusammen. Wer sich selbst oder Andern einen wichtigen aber schweren, noch nicht genug gelaſsten, Gedanken zu besserer Ergründung und Beherzigung vorsagt, der spricht nicht bloſs langsam, sondern auch in einem gesenktern, tiefern Tone; darum: weil, nach seinem Gefühle, ein solcher Ton zum Festhalten der Aufmerksamkeit einladet; weil er die Seele zu jener Ruhe, jenem gemäſsigtern Gange der Ideen herabstimmt, der zum vollern Erkennen der Wahrheit so vortheilhaft ist. Wer mehrere Gedanken auf einander häuft, die das Gemüth in immer gröſsere Ehrfurcht versetzen, es zu immer tieferer Anbetung bewegen sollen, der steigt bei jedem Worte mit der Stimme mehr nieder; dahingegen der, welcher Affecten, wie die der Angst, des Zornes, der Freude, anschwellen will, sie Wort vor Wort mehr erhebt. — Die Leidenschaften haben überhaupt, um dies hier beiläufig zu sagen, jede ihre eigene Gradation, die nicht so schlechthin nur in Erhebung und Verstärkung der Stimme, sondern in gröſsrer Vollendung des besondern einer jeden zukommenden Tons liegt. Wer die Hitze eines Zornigen dämpfen, das heiſst, wer den raschen ungestümen Gang seiner Vorstellungen in einen stillern langsamern verwandeln will, der hütet sich eben so sorgfältig vor dem zu Hohen, als vor dem zu Lauten oder zu Schnellen; denn wie vortreffliche Bewegungsgründe er ihm auch vorhalten mögte: so würde doch der sinnliche Eindruck eines zu hohen Tons sicher mehr den Ideengang zu beschleunigen, mithin den Zorn zu verstärken, als jene Bewegungsgründe, ihn anzuhalten und zu besänftigen, dienen. Das bekannte Tonarion des *C. Gracchus* *) gab ihm wohl nicht so eigentlich den Ton an, in welchen er einfallen sollte; es warnte ihn wohl nur überhaupt vor den Extremen, und sprach ihm durch tiefere Töne gleichsam zu, wenn er zu hitzig, oder trieb ihn durch höhere an, wenn er zu kalt war. —

Es wäre so leicht, Ihnen die Fruchtbarkeit des Grundsatzes der Analogie durch Beispiele von mehrern Leidenschaften zu zeigen, den Gebrauch der Stimme für jede dieser Leidenschaften nach Stärke und Schwäche, Höhe und Tiefe, Modulation und Bewegung anzugeben, und die ganze Kunstsprache der Tonsetzer, die doch so wenig für alle Begriffe und Nüancirungen hinreicht, dabei zu erschöpfen. Es wäre so leicht, Ihnen zu zeigen, wie

---

*) CICER. *de Orat. lib.* 3, *cap.* 60. 61. Vergl. QUINTIL. *lib.* 1, *cap.* 10.

bei jeder kleinen Abänderung eines Affects, bei jeder Mischung desselben mit andern, auch der Ton der Stimme sich abändert: wie z. B. die Verehrung, wenn sie nicht mehr reine Bewunderung moralischer Vortrefflichkeit, sondern schon mit Furcht oder mit Scham vermengt ist, von der Tiefe und Fülle und Gleichheit der Stimme verliert; wie sich ihr Athem schon merklich zu verkürzen anfängt, und also Einschnitte und Absätze häufiger werden, u. s. f. Allein ich begnüge mich, Sie auf den Weg der eigenen Untersuchung geführt, und Ihnen die Möglichkeit einer allgemeinen Theorie der energischen Künste nur an einigen Beispielen gezeigt zu haben.

Vielleicht finden Sie, daſs Einiges oder auch Alles, was ich zur Analogie gezogen, sich eben so gut aus physiologischen Gründen herleiten lieſse: und in der That könnten Sie aus der Erweiterung des Sprachorgans den tiefern Ton der Bewunderung; aus seiner Verengerung, wegen des stürmenden die Gefäſse auftreibenden Bluts, den schneidenden hohen des Zorns erklären. Sie hätten dann hier eine neue, obgleich nicht sehr angenehme, Ähnlichkeit zwischen Mimik und Theorie der Declamation; diese: daſs man wegen so mancher Erscheinungen in Verlegenheit ist, ob man sie lieber aus dem einen oder dem andern Erkenntniſsgrunde herleiten soll. Am besten zwar immer, man bleibt bei demjenigen Erkenntniſsgrunde, welcher die leichteste deutlichste Einsicht gewährt, indem er zugleich, wo nicht ganz, doch am weitesten durchführt; und diesen Vorzug hat, meines Erachtens, in Ansehung der oben bemerkten und anderer ihnen ähnlichen Erscheinungen, offenbar die Analogie. Auch ist so gar keine Schwierigkeit, das Fach des Physiologischen mit andern sonst nicht zu erklärenden Modificationen der Stimme zu füllen, wovon ich Ihnen als Beispiele nur die Heiserkeit der Wuth, das Seufzen der Traurigkeit und der Liebe, die schwankende, schluchzende, gebrochne Stimme der Wehmuth, nenne. Als absichtlich führe ich noch das Hinaufziehen der Stimme an, das bei den letzten Worten einer Frage gewöhnlich ist. Es giebt auch beim Reden so etwas, das dem Grundton beim Singen entspricht: das Ohr bleibt unbefriedigt, wenn die Stimme nicht in diesen Grundton zurückfällt; der Fragende zwingt also gleichsam den Gefragten, vermittelst des unangenehmen Gefühls der ermangelnden Vollendung, daſs er durch die Antwort den Satz schlieſsen, und mit der

Wiſsbegierde des Andern zugleich sein eigenes Ohr befriedigen muſs. —

Das Einzige, worauf ich Sie noch besonders aufmerksam mache, ist der Punct vom ausdrückenden und malenden Declamiren. Auch mit der Stimme kann man beides: den Gegenstand seiner Empfindung, und die Empfindung selbst, bezeichnen; auch bei ihr kann Malerei und Ausdruck innigst mit einander verbunden oder in Widerspruch seyn; auch für sie gelten, wenn sie malt, die beiden Gründe: Lebhaftigkeit der eigenen Vorstellung, und Absicht bei Andern eine mehr anschauende Idee zu erwecken; auch sie hat alle die Regeln, und kann in alle die lächerlichen Fehler verfallen, von welchen oben gesprochen worden. Die höhere lyrische Declamation ist der Gesang; für den Gesang, ist die Regel vom Ausdruck schon lange festgesetzt, obgleich noch nicht mit so vielen Beispielen, als zu wünschen wäre, erläutert worden. Setzen Sie nun, statt der nähern Bestimmung: lyrische Declamation, das Allgemeinere: Declamation überhaupt; und Sie werden, denk' ich, wegen der ganzen Lehre noch weniger in Verlegenheit seyn, als es schon die in unsrer Mimik angestellten völlig ähnlichen Untersuchungen und Entwickelungen Sie würden bleiben lassen.

Vier und dreiſsigster Brief.

Alles, was in Anschung des fortgehenden Gebehrdenspiels zu bemerken ist, bezieht sich entweder im Allgemeinen auf die Natur der Gattung zu welcher ein Kunstwerk gehört, oder auf die Beschaffenheit eines gegebenen Kunstwerks insonderheit; und auch hier wieder entweder auf die Verbindung seiner sämmtlichen, oder auf den Zusammenhang gewisser einzelner Theile. — Sie glauben es, nach diesem so einfältig, so leicht scheinenden Entwurfe wohl schwerlich, was für verwickelte, feine, mit der Sprache kaum zu bearbeitende Materien er befaſst, und in welcher Verlegenheit ich gleich in Ansehung des ersten Punctes bin, meinen Gedanken einen hinlänglich lichten, scharfen, anschaulichen Ausdruck zu geben. Glücklicher Weise sind die hier vorkommenden Begriffe und Regeln von den allgemeinern, die für sämmtliche musikalische Künste gelten: was man für die eine derselben festsetzt und beweist, das ist für alle festgesetzt und bewiesen; und was sich von der einen nicht ohne Dunkelheit und Schwierigkeit sagen läſst, das läſst sich vielleicht von der andern mit mehr Klarheit, mehr Leichtigkeit sagen. —

Ziehen Sie, bitt' ich, Ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick von dem Gebehrdenspiel ab, und wenden Sie sie auf den Rhythmus der Rede. Sie haben dreierlei Arten desselben: das bestimmte Sylbenmaaſs des lyrischen, des epischen, des schildernden Gedichts; den höhern sehr merkbaren Numerus der feierlichen erhabnen Rede, der poetiſchen Proſe; endlich den leichten unbeſtimmten Numerus des Geſprächs, des Briefs, und überhaupt jeder gemeinen Schreibart. Was ich hier *Arten* des Rhythmus nenne, ſind wohl nicht ſo eigentlich Arten; es ſind die am deutlichſten unterſchiedenen Hauptgrade, zwiſchen denen eine unbeſtimmbare Menge anderer mittlerer Grade liegt, die aber ſchon zu ſchwach ſchattirt ſind, ſchon zu ſehr in einander flieſsen, als daſs ſie noch mit einiger Schärfe gefaſst werden könnten. Dieſen verſchiednen Arten des Rhythmus entſprechen eben ſo viele verſchiedene Arten der Declamation. Die höchſte lyriſche, ganz beſtimmt im Tact und im einzelnen Laut, der hier Ton wird, iſt der Geſang: weniger beſtimmt, aber doch ſchon von unverkennbarem Hauptcharakter, iſt

die

die Declamation des leidenschaftlichen Redners, des lyrische oder epische Werke hersagenden Rhapsoden; am wenigsten bestimmt, bald völlig ruhig, bald Gemüthsbewegungen nur mehr oder minder andeutend, nie aber ausbildend, nie den Ton von irgend einer ganz vollendend oder durchführend, ist die gewöhnliche Sprechart. Und auch hier giebt es wieder, wie bei dem Numerus, unzählig viel mittlere Stufen, da sich die gemeine Sprechart der höhern Declamation, und diese dem Gesange, mehr oder weniger nähert.

Jede der hier angegebenen verschiednen Arten nun hat ihren bestimmten Gebrauch. Nur in einigen Fällen ist das Sylbenmaaſs schicklich, in andern höchst unschicklich; nur beim Ausdruck gewisser Gemüthslagen dient es die Wirkung zu erhöhen, beim Ausdruck anderer würd' es sie schwächen oder vernichten. Eine ruhige Untersuchung des Denkers, eine kaltblütige Erzählung des Geschichtschreibers — in Versen! ein leichtes, in mancherlei schwache Töne der Empfindung ausweichendes, Gespräch — in bestimmten Strophen! eine, wenn gleich schon empfindungsvolle, Rede, ein gewöhnlicher, wenn auch freundschaftlicher herzlicher Brief, eine Erzählung alltäglicher Vorfälle — in lyrischen Sylbenmaaſsen von charakteristischem Fall und Klang! Jedermann verwirft das als unschicklich, als unnatürlich; warum? *Nicht*, wie man auch wohl langsame schleppende Füſse verwirft, wo ein *fröhlicher* Gemüthszustand, oder *muntre hüpfende*, wo ein trauriger Gemüthszustand soll ausgedrückt werden; nicht wegen der im Ganzen verfehlten *Art*, sondern wegen des zu Bestimmten, zu Erhöhten, zu Vollendeten der Empfindung. Man fühlt, daſs nach dem ganzen Inhalt der Rede, nach dem ganzen Ideengange des Redenden, und schon nach der Wahl seiner Ausdrücke, Wendungen, Bilder, seine Gemüthsfassung nicht so entschieden, seine Empfindung weder von der Fülle, noch von der Gleichheit und Einförmigkeit ist, daſs der bestimmte, entschiedne, unveränderliche Charakter des Sylbenmaaſses damit zusammenstimmte. Ehemals, als die Geschichte noch Überlieferung groſser Begebenheiten und Thaten war, die eine lebhaft gerührte Einbildung oder ein begeisterter Patriotismus zu verewigen suchte, als die Philosophie noch in phantasiereichen kühnen Dichtungen von Erzeugung der Götter und Ursprung der Welt bestand: da vertrugen noch beide, mit dem übrigen Schmucke der Poesie, auch ihre Sylbenmaaſse; aber als die Geschichte sich in ruhige unparteiische Erzählung zu verwandeln, die Philosophie sich der kaltblütigen abstracten Untersuchung zu nähern anfing; da führte in jener den *Herodot*, in dieser den *Pherecydes* *), ihr richtiges Gefühl auf die Prosa. Und auch der Ton dieser Prosa würde noch falsch gewesen seyn, wenn er da wo er sich mit seinem Gegenstande nur mäſsig hätte erheben sollen, sogleich in die prächtigen Rhythmen, in den hohen stolzen Numerus des begeisterten Redners gefal-

---

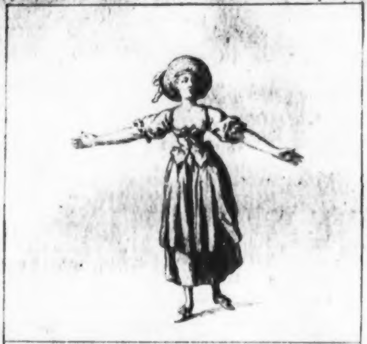
*) APULEJ. *Flor.* 2. *Pherecydes... primus, versuum nexu repudiato, conscribere ausus est passis verbis, soluto locutu, libera oratione.* Pherecydes hatte allerdings noch eine sehr allegorische und dichterische Sprache; aber er war doch schon nicht mehr bloſser Mythologe. Man s. ARISTOT. *Metaph. lib.* 12 (nach *Du Val*), *cap.* 4.

len wäre. Denn es hat mit diesem Numerus vollends eben die Bewandtniſs, wie mit dem Sylbenmaaſse des Verses. Wie falsch z. B. würde der Ton eines gewöhnlichen freundschaftlichen Briefes seyn, wenn er die volle Weichheit, die volle hinschmelzende Süſsigkeit eines Idyllions erreichte? Freilich soll auch er einen gewissen Grad von Zärtlichkeit, von Weichheit des Tones haben; Klang und Fall sollen auch in ihm der Natur der Empfindung entsprechen: aber bis zu dem so merklich Cadencirten, dem schon halb Gebundnen, aus den sanftesten Tonmaaſsen so sorgfältig Zusammengefügten einer *Geſsnerischen* Prosa, muſs es nicht kommen, oder der Brief wird geziert, ekelhaft, unausstehlich.

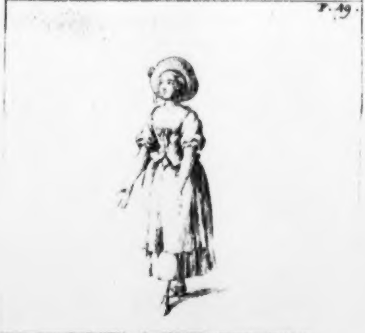
Die Anwendung dieser Bemerkung auf die verschiednen Arten der Declamation macht sich von selbst. Das empfindungsvolle Lied, von welchem Charakter es sei, will nicht bloſs hergesagt, es will gesungen seyn; wie richtig, wie gefühlvoll es declamirt werde, so däucht uns doch, daſs ihm noch nicht sein volles Recht wiederfahre: erst dann sind wir befriedigt, wenn der schlichte Laut zum musikalischen Ton und der noch schwankende Rhythmus zum Tact wird. Hingegen ein gesungener Brief, wie man ihn hie und da in Französischen Opern findet; wer kann ihn, wenigstens das erste mal, ohne Lächeln oder Kopfschütteln hören? Die Abgeschmacktheit wird freilich gröſser, wenn die Person nicht schon öfter den Brief durchlas, nicht vielleicht selbst ihn schrieb, sondern ihn eben jetzt erst erhielt; aber auch ohne diesen Umstand nimmt überhaupt kein Brief Gesang an, oder er ist nicht mehr Brief: er ist Lied, Elegie, Romanze, was sonst man will, an eine gewisse einzelne Person gerichtet. Wiederum eine mehr charakterisirte, mehr aushaltende Stimme, wo man den leichten Gesprächston wollte, oder dieser leichte Gesprächston, wo die volle Pracht der höhern Declamation an ihrer Stelle wäre; eine Scene aus Minna, gelesen wie eine der herrlichsten Schilderungen der Messiade, oder diese Schilderung, wie eine Scene aus Minna: wer würde hier, wenn die Natur ihm einen Kopf und ein Herz gab, nicht alle Geduld verlieren? Darum dürfte denn doch der Ton nicht völlig vergriffen, nicht die ganze *Art* der Empfindung verfehlt seyn: sie wäre nur das eine mal nicht erreicht, das andre mal überspannt; dort fiele der Vorleser in den Fehler der Kälte, hier in den Fehler des falschen Pathos, des Schwulstes, der Ziererei. —

Und nun, mein Freund, von dieser scheinbaren Ausschweifung zurück zu dem eigentlichen Gegenstande, worauf es hier ankömmt! Auch bei dem Gebehrdenspiel finden sich eben die *Arten*, oder wenn Sie wollen, eben die Grade, die wir bei Numerus und Declamation unterschieden. Alle die Ausdrücke der verschiedenen Seelenzustände, die wir haben kennen lernen, erheben sich durch unnennbar viele Stufen von dem ersten Anfange, dem ersten Verdacht eines Affects, bis zu seiner gänzlichen Ausbildung, seiner Vollendung. — Sie erinnern Sich doch des Gemäldes, das ich Ihnen von der Freude, unter der Gestalt des Entzückens, entwarf (*Fig. 28*)? Betrachten Sie noch einmal ihr lachendes weitgeöffnetes Auge, ihre der ganzen Länge nach ausgebreiteten Arme, ihre gleichsam in der Luft schwebende, auf die Spitze des Fuſses gestellte Figur; und Sie haben den entschiedensten, den vollendtesten Ausdruck dieses Affects: einen Ausdruck, den Sie mehr als zwiefach mildern können, ohne ihn aufzuheben oder auch nur ihn unkenntlich zu machen. Die zu gerade Linie der Arme beuge sich in eine sanfte Krümmung herab: sie bleiben darum noch immer ausgebreitet; der eine Fuſs stehe weniger auf der Spitze, und der andre schwebe weniger hoch, weniger von jenem ersten entfernt: der Körper wird darum noch immer emporgetragen und der Schritt bleibt schwebend und leicht; Auge und Mund verenge sich um ein Weniges, und jenes glänze, dieser athme gelinder: beide sind darum noch immer offen, und der Blick bleibt heller, der Athem voller *(Fig.* 48*)*. Nehmen Sie eine zweite gröſsere Änderung vor: ziehen Sie die Arme an beiden Seiten noch tiefer nieder; geben Sie den Muskeln weniger Kraft, so daſs sich die Figur nur noch unmerklich erhebe; lassen Sie beide Füſse auf den Boden leicht auftreten, und nur eine flüchtige schwache Dehnung des Mundes den äuſsersten Rand der Vorderzähne entblöſsen: so ist das immer noch mehr als Ausdruck bloſser Zufriedenheit; es ist Freude, aber fast nur in ihrem Entstehen oder Verschwinden, fast nur auf jenem äuſsersten Puncte, wo sie gleich bereit ist, zu höhern Graden emporzuschwellen, oder zu sanfter stiller Ruhe hinabzusinken *(Fig.* 49*)*. Schwächen Sie eben so die Ausdrücke anderer Affecten, z. B. des ergrimmten, kaum sich haltenden, zähnefletschenden Zorns *(Fig.* 45*)*:

T. 48. p. 170.

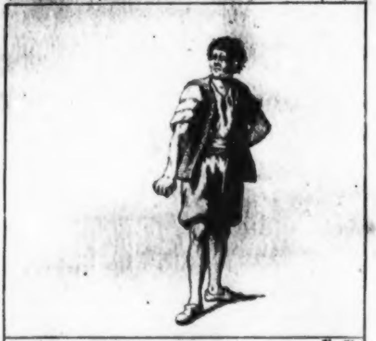


T. 49.

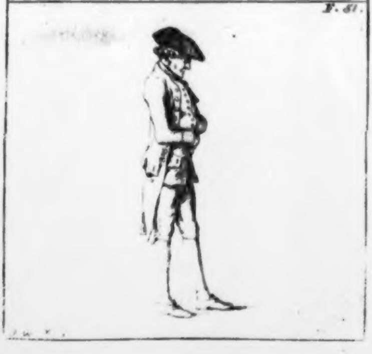


Univ. Bibl.
München

F. 80. p. 171.



F. 81.



Univ. Bibl.
München

oder der tiefgebeugten, gegen die Erde starrenden, bald ganz unbeweglichen, bald nur träge und mühsam sich fortschleppenden Schwermuth *(Fig. 33)*: erhalten Sie dort wie hier die ganze Art, aber nicht die ganze Stärke des Ausdrucks; lassen Sie jenen mit dem Arm weniger ausgreifen, den Körper weniger rückwärts beugen, die Faust mit weniger Spannung der Muskeln ballen *(Fig. 50)*; diese das Haupt weniger tief gegen den Busen senken, nicht mit ohnmächtig niederhängenden Armen dastehn, vielleicht sie noch in einander schlagen, vielleicht noch die Hände in der Kleidung, aber nur nicht in der höhern Gegend des Busens, bergen *(Fig. 51)*: und Sie haben, denk' ich, der Beispiele genug, um im Allgemeinen den Unterschied, den ich im Sinne habe, zu fassen; den Unterschied des ganz entschiednen, vollendeten, gehaltenen, und des weniger ausgeführten, weniger bleibenden Ausdrucks, bei dem noch höhere Grade möglich sind, der eben deſswegen auch leichter verschwinden, leichter Nüancen annehmen, sich mischen, sich in verschiedenartige Ausdrücke umwandeln kann.

Mit dem Gebrauch dieser verschiednen Ausdrücke ist es, eben wie in den Künsten der Declamation und des Rhythmus. Auch die Mimik hat ihre lyrischen, ihre enthusiastischen Werke, in welchen sie auf das Höchste und Vollkommenste geht, und die vollendtesten, abgemessensten, dem Charakter jeder Leidenschaft entsprechendsten, Bewegungen wählt. Sie hat hier die ganz bestimmten Füſse, den völlig entschiednen Numerus des Sylbenmaaſses; sie ist hier gleichsam Musik für das Auge, so wie diese gleichsam Tanz für das Ohr. Denken Sie Sich nun einen Tänzer mit den leichtern, weniger entschiednen Mienen und Stellungen, mit den ungebundnern, nachlässigern Bewegungen des Schauspielers; und es ist Ihnen, wie bei einem matten, prosaischen Odendichter: seine Bewegungen dünken Ihnen faul, seine Ausdrücke ohne Kraft, ohne Seele. Von ihm wollen Sie den Affect, der ihn beleben soll, mit Begeisterung dargestellt: je leichter die Freude daherhüpſt, je mehr sie gleichsam in der Luſt schwebt, in je wenigern Puncten sie den Boden berührt; oder wenn Liebe soll geschildert werden: je zärtlicher und süſser diese Liebe auf ihren Gegenstand blickt, mit je schmachtenderm Verlangen sie auf ihn zuwallt, je inniger und entzückter sie die Arme um ihn herumschlingt: oder wenn Stolz die auszubildende Empfindung ist: je kühner dieser Stolz in die Höhe schwillt, je selbstzufriedner und verachtender er um sich her schaut, je einen weitern Raum sein verweilender feierlicher Schritt übermiſst; desto mehr finden Sie Ihre Forderungen befriedigt, desto lauter und herzlicher geben Sie Beifall. Nur die Gesetze der Schönheit und des Anstandes wollen Sie nicht übertreten haben: die Erhebung des Körpers soll leicht, nicht steif geschehen; die Arme sollen sich nicht zu sehr der geraden Linie nähern; Auge und Mund sollen sich nicht bis zu der ungebührlichen Weite einer Fratze öffnen; das Schmachten der Liebe soll nicht Ohnmacht, ihre Entzückung nicht Contorsion, Verachtung soll nicht wirklicher Ekel werden: sonst ist aller Enthusiasmus, alle Schwärmerei des Ausdrucks, Ihnen willkommen. — In nicht-lyrischen Werken hingegen, in solchen, wo nicht mehr Gesang sondern bloſs eine höhere Declamation an ihrer Stelle wäre, bei dem affectvollen Redner, bei dem begeisterten Vorleser: wie widrig und unnatürlich würden Ihnen da jene tänzermäſsigen Bewegungen dünken! Gleichwohl dürfen beide, der Rhapsod und der Redner, nach Maaſsgabe des mehr oder minder Affectvollen der Rede sich schon dem Entschiedenen und Vollendeten des Ausdruckes nähern; ihre Stellungen und Bewegungen dürfen schon ausgeführter, voller, gehaltner, als die des bloſsen Schauspielers seyn. Denn diesem letztern geziemt durchaus kein andres als ein freies und leichtes Spiel, eine Gesticulation, die den höhern vollern Ausdruck der Affecten nur dann und wann und immer nur auf Augenblicke greift, ohne auch in diesen Augenblicken ihn je bis auſs Höchste zu treiben. Freilich sind Rollen möglich, in welchen der Schauspieler stellenweise Lyriker, Redner, Rhapsod wird, und in solchen Stellen mag dann auch Er, eben wie jene, gesticuliren; aber während des eigentlichen Dialogs, während der eigentlichen Handlung, muſs er leicht, ungebunden, natürlich spielen, den Ausdruck immer nur auf einen gewissen Grad treiben, oft ihn nur andeuten, nie in seinen Bewegungen Redner, noch vielweniger Tänzer werden.

Nach der Parallele worin ich das Gebehrdenspiel mit Numerus der Rede und Declamation gestellt habe, errathen Sie schon von selbst, daſs ich auch von *versificirten Theaterstücken* kein Freund bin. Ich weiſs, daſs ich hier groſse Beispiele, selbst das Urtheil ganzer Nationen, und obendrein noch Räsonnements bedeudeutender Kunstrichter, wider mich habe; aber den bei weitem gröſsten Theil derjenigen Nation, zu welcher ich selbst zu gehören mich freue, hab' ich dagegen für mich: und so darf ich ja wohl meinen Geschmack nicht verheimlichen — was ich zwar auch mitten in Paris, mitten unter den Bewunderern der Französischen Tragiker, schwerlich würde. In Deutschland hat man das versificirte Trauerspiel längst begraben; wenn es noch hie und da, und gemeiniglich nur auf Befehl, gegeben wird, so hat es wenig Zuschauer mehr: man ist Feind jener Declamationen und Tiraden, welche die Versification so natürlich mit sich brachte; Feind jenes gespannten, strotzenden, übertriebenen Spiels, welches wiederum eine Folge von beidem, von Versification und rednerischer Ausbildung der Empfindungen, war. Ein

Le Kain, mit seiner Überspannung aller edlen, und seiner Verfälschung — nicht bloſs Milderung — aller unedlen, aller auch nur gemeinen Ausdrücke, macht sein Glück nur noch an Deutschlands undeutschen Höfen, aber schwerlich in Deutschland. Indeſs sind wir noch nicht so glücklich gewesen, daſs wir unser Urtheil hätten entwickeln, unsre Vorliebe für die Prosa durch Gründe hätten rechtfertigen können. Damit, daſs wir so schlechthin vom Falschen, Gekünstelten, Unnatürlichen reden, ist sehr wenig gethan: das ist noch immer mehr der zu beweisende Ausspruch, als selbst der Beweis; und doch wäre, meines Erachtens, dieser Beweis sehr möglich, wenn man die Natur des Drama weiter entwickeln, und sie mit der Natur des Sylbenmaaſses vergleichen wollte.

Fünf und dreiſsigster Brief.

Tadeln Sie mich doch nicht als ungerecht gegen die Französische und parteiisch für die Brittische Bühne: ich bin wahrlich keines von beidem, und ich habe der Engländer bloſs darum nicht erwähnt, weil ich an sie nicht gedacht, oder weil ich in Ansehung ihrer mich so ganz auf fremdes Urtheil hätte verlassen müssen. Mag es seyn, wie Sie sagen, daſs zu London so gut wie zu Paris übertrieben wird, und daſs Rasen den guten Geschmack noch mehr als Strotzen beleidigt; ich kann jenes nicht widerlegen, und dieses nicht läugnen: aber Fehler bleiben doch Fehler, sie mögen von Wenigern oder von

Mehrern begangen werden; und damit daſs vielleicht auch ein *Quin* sündigt, ist doch wahrlich ein *Le Kain* nicht gerechtfertigt. Die wahre und einzige Rechtfertigung für den letztern, wenn er, vor lauter Begierde edel zu seyn, beides überspannt und verfälscht, hab' ich schon angegeben: er wählt sich die Stelzen, worauf wir ihn einherschreiten sehen, nicht selbst; sie werden von fremder Hand ihm angeschroben. Seine Dichter strotzen, und er muſs mit ihnen strotzen. —

Nach den Gründen, die ich wider die Versification im Drama zu haben glaube, sind Sie, wie ich merke, begierig: Sie hätten, sagen Sie, diese Materie schon für erschöpft gehalten; und wenn es nur keine Ausschweifung wäre — — Aber es ist keine Ausschweifung, mein Freund: es ist ganz Eins; ob ich den eigentlichen geraden Weg, oder einen nahe liegenden, völlig gleichlaufenden Nebenweg gehe; ob ich zeige, daſs ein Drama in schlichter Prosa geschrieben, oder daſs es leicht und frei gespielt werden muſs. Die Gründe sind für beide Sätze dieselbigen: und ich habe, wenn ich jenen ersten Satz wähle, den Vortheil, daſs ich mich leichter und faſslicher ausdrücken kann. Lassen Sie mich also, statt vom Spiele, lieber vom Numerus reden, immer die Anwendung von diesem auf jenes machen, und vor allen Dingen die Gründe prüfen, womit bisher die Versification bestritten und womit sie vertheidigt worden.

Einer der Hauptgründe, auf welchen die Vertheidiger immer zurückkommen, ist das Beispiel der alten Griechen und Römer. Ich bin so scheu, wie nur irgend

Einer, dieses sonst so gerechte Vorurtheil für die Alten geradezu als Vorurtheil zu behandeln; allein ich denke, man könnt' es in diesem einzigen Puncte entkräften, und es in allen übrigen schonen. Die Wendung die man hier zu nehmen hätte, würde etwa folgende seyn. Wenn die Griechen in jeder Gattung der Dichtkunst so vortrefflich; wenn sie, um das Höchste zu sagen, so unerreichbar sind: so rührt das vorzüglich auch daher, weil eben sie die Erfinder waren. Was die Gattungen und in den Gattungen die einzelnen Werke verderbt, ist die Künstelei, ist das Streben nach Schönheiten, die entweder im Allgemeinen mit der Natur der Ideenfolge, mit der Form, mit der vorgesetzten Wirkung, oder insbesondre mit der Natur des gewählten einzelnen Gegenstandes nicht verträglich sind. Diese Künstelei aber ist nur Sache der Nachahmer: diese verderben die Gattungen, weil sie neu seyn; weil sie sich eine Miene von Originalität geben, weil sie ihre Vorgänger übertreffen wollen: sie verderben den einzelnen Stoff, weil sie sich sclavisch an ihre Muster binden, und mit jeder Abweichung, wie nothwendig sie immer sei, zu fehlen glauben. Auch das wirkliche Genie, wenn es schon groſse Muster vor sich hat, wird leicht durch Rücksicht auf diese Muster zerstreut, geblendet, auf Abwege geführt. Nichts von diesem allen fand bei jenen Griechen Statt, die zuerst den Künsten ihr Daseyn gaben: sie waren als Erfinder neu, auch wenn sie die Gattungen in ihrer ganzen Wahrheit und Einfalt schufen; sie strebten nach keinen unvereinbaren Vollkommenheiten, und konnten daher auch keine Wirkung verfehlen, keine minder erreichen; sie gaben sich, ohne Rücksicht auf groſse Vorgänger, deren noch keine vorhanden waren, mit vollem Geist und Herzen ihrem jedesmaligen Gegenstande hin, suchten keine Schönheit hinein-, sondern nur diejenige herauszuarbeiten, die schon in ihm lag, suchten nur diejenige Wirkung zu erreichen, wovon sie selbst, während der Arbeit, sich ganz durchglüht fühlten. Sie lieſsen das Werk Alles werden, was es durch sich selbst werden wollte, und kamen der Natur in der Vortrefflichkeit ihrer Zeugungen nahe, weil sie ihr in der Einfalt und Freiheit und Kraft ihrer Wirkungsart nachahmten. In spätern Zeiten, wo schon Muster vorhanden, schon gewisse Ideen von Vollkommenheiten und Wirkungen festgesetzt waren, fiel dieser Vortheil hinweg; und eben daher vielleicht die Erscheinung, daſs bei den Griechen die frühern Werke, soviel wir urtheilen können, auch die vortrefflichern sind.

Nur ihr *Äschylus* ist noch nicht das, was ihr *Sophokles* ist; *nur ihr Drama* entstand nicht so, wie ihre andern Dichtungsarten entstanden; nur dieses wuchs nicht aus sich selbst, nicht völlig frei und ungehindert empor: es ward gleich Anfangs auf eine andre, auf die lyrische, Gattung gepfropft, und nahm von dieser Gattung einen gewissen fremden Geschmack an, der sich mit der Zeit zwar etwas, aber nie ganz wieder verlor. Unter andern war in den frühern Werken die Sprache noch viel zu geschmückt, zu episch, zu hoch *); vollends das Sylbenmaaſs

---

*) ARISTOT. *Rhet. lib.* 3, *cap.* 3 [*ed. Buhl. cap.* 1, *p.* 310]. Οἱ τας τραγῳδιας ποιουντες... ὡσπερ και ἐκ των τετραμετρων εἰς το ἰαμβειον μετε-

schickte sich durchaus nicht zum Dialog, war viel zu hüpfend und lyrisch *). *Hier* also mufsten die Griechen die Vollkommenheit, die sie nicht gleich gefunden hatten, erst lange und mühsam suchen; sie mufsten bessern und bessern, bis sie endlich statt des epischen einen leichtern weniger geschmückten Ausdruck, und statt des zu lyrischen Verses den Iamben wählten. Der Vorzug dieses Iamben war, nach Angabe des *Aristoteles,* der: dafs er der Prosa näher kam **); und so war denn nach diesem Weltweisen selbst, das eigentlich Beste und Schicklichste für das

---

βηναι, δια το τῳ λογῳ τουτο των μετρων ὁμοιοτατον ειναι των αλλων· αὐτω και των ονοματων αφῃρηκασιν, ὁσα παρα την διαλεκτον εστιν· οἱς δ' οἱ πρωτοι εκοσμουν, και ετι νυν οἱ τα ἑξαμετρα ποιουντες, αφῃρηκασι.

*) Derselbe *de Poët. cap.* 4 [*Buhl.* 5].

**) ARISTOT. *ll. cc.*

Drama die *Prosa.* Wären die Griechen in der Verbesserung fortgegangen; so läſst sich annehmen, daſs sie endlich, statt des nur Bessern, das Beste, statt des mehr prosaischen Sylbenmaaſses, die Prosa selbst würden genommen haben. So aber wirkte bei ihnen ein ähnliches Vorurtheil, wie bei unsern Nachbarn: niemand hatte das Herz, die Versification, die er von Alters her in Besitz fand, ganz zu verbannen; auch schien die Kunst durch einen *Sophokles* schon vollendet, schon auf ihren Gipfel gebracht; man hielt nach so vortrefflichen Werken, als dieser groſse Mann hervorgebracht hatte, noch vortrefflichere für unmöglich. Die Tragödie, sagt *Aristoteles* selbst *), hatte nach einer Menge

---

*) *De Poët. l. c.* Πολλας μεταβολας μεταβαλουσα ἡ τραγῳδια επαυσατο, επει εσχε την ἑαυτης φυσιν.

Umwandlungen endlich ihr Wesen erweicht, und stand stille.

Doch ſand sich, was hier nicht zu übersehen ist, bei den Griechen ein Umstand, der die Einführung der Prosa, auch wenn man die gröſsere Schicklichkeit derselben endlich erkannt hätte, schwerlich würde erlaubt haben. Dieser Umstand war die auſserordentliche Gröſse ihrer Theater, und die ungeheure Menge der Zuschauer. Sehen Sie hierüber eine Stelle von *Diderot*, die in jeder Betrachtung zu merkwürdig ist, als daſs ich sie nur anziehen, nicht hersetzen sollte. „Ist es nicht wahr„scheinlich, sagt er *), daſs die groſse „Menge der Zuschauer, die alle hören „sollten, ungeachtet des verwirrten Getö-

---

*) Theater des Hrn *Diderot:* neuste deutsche Ausg. Th. 1, S. 191 fg. — Vergl. MERCIER *du Théâtre ou Nouvel Essai sur l'art dramatique,* p. 301, not. *b*.

„tes, welches sie beständig, auch wenn „sie am aufmerksamsten sind, machen; „daſs eben dieses vornehmlich Anlaſs gegeben, die Stimme zu erheben, die Sylben abzusetzen, die Aussprache zu unterstützen, und die Nützlichkeit der Versification zu merken? *Horaz* sagt von „dem dramatischen Vers:

„*Vincentem strepitus, et natum rebus agendis* [*]:

„„Er schickt sich sehr wohl zur Hitze „„der Handlung, und man kann ihn, trotz „„allem Geräusch, deutlich hören.“ — „Muſste sich aber die Übertreibung nicht „nothwendig zu gleicher Zeit und aus „der nehmlichen Ursache auf den Gang, „auf die Gebehrden, und auf die übrigen Theile der Handlung erstrecken? „Und daher entstand dann die Kunst, „die man Declamation hieſs.

---

[*] *Ad Pisones*, v. 82.

„Dem sei nun wie ihm wolle, die „Poesie mag die theatralische Declamation veranlaſst haben, oder die Nothwendigkeit dieser Declamation mag die „Poesie und das Emphatische auf der „Bühne eingeführt haben; oder das ganze „System mag nach und nach entstanden „seyn, und sich durch die Ersprieſslichkeit seiner Theile erhalten haben: so „ist doch soviel gewiſs, daſs Alles was „die dramatische Action Ungeheures hat, „zugleich mit einander entsteht, und zugleich mit einander verschwindet. Der „Schauspieler muſs auf der Scene entweder nichts, oder er muſs alles übertreiben.“

Nehmen Sie von diesen Vorstellungsarten an, welche Sie wollen; die meinige, oder die des Diderot, oder beide zugleich: so wird in jedem Falle der Grund, den man von dem Beispiel der Alten hernimmt, entkräftet. Hatten die Alten noch nicht das wahre volle Ideal eines Drama: so folgt, daſs wir uns weniger bestreben müssen, sie zu erreichen, als zu übertreffen; und hing bei ihnen die Versification nur von gewissen äuſsern Umständen ab: so folgt, daſs wenn diese wegfallen, auch jene wegfallen muſs. Ohne Noth noch beizubehalten, was nur Noth erfand und nur Noth entschuldigte, wäre ja thöricht. Und so kann denn auch die Spielart der Alten, wenn diese wirklich dem übrigen System entsprach, und von der höhern feierlichern Art war, für die heutigen Schauspieler nicht mehr Gesetz seyn. Der Ton der Werke selbst darf sich ändern, und mit ihm darf nicht nur, sondern muſs, sich der ganze Vortrag ändern. —

Wie viel mit diesem ganzen Räsonnement gewonnen sei, sehen Sie leicht. Bewiesen ist eigentlich *für* die Prosa noch nichts; man zeigt nur, daſs auch nichts *wider* sie bewiesen ist: und so wären denn noch beide Parteien einander gleich; wenn nicht diejenige die sich der Verse annimmt, gerade den Hauptbeweis für die Prosa ganz danieder gerissen hätte. Schon vor vierzig Jahren und mehr, griff ein Freund des ältern *Schlegel* die Versification im Lustspiel als unwahrscheinlich, als unnatürlich an: denn, sagte er, Menschen, die ihre Gedanken ohne Vorbereitung entwickeln, können nicht Sylben zählen, nicht ihre Wörter metrisch ordnen, können unmöglich in Versen reden *). *Schlegel*, selbst versificirender komi-

---

*) *Kritische Beiträge*, Stück 23 vom J. 1740: „Beweis, daſs eine gereimte Komödie nicht gut „seyn könne.“

komischer Dichter, verfocht die Sache des Verses und seine eigne mit groſser Lebhaftigkeit; er gab die Unwahrscheinlichkeit zu, läugnete aber durchaus, daſs deſswegen ein Lustspiel in Versen schlechter sei, als ein Lustspiel in Prosa. Er glaubte, daſs man dem Grundsatze von der Nachahmung eine zu weite Ausdehnung gäbe; und in der That: wenn man diesen Grundsatz durch keine nähern Bestimmungen einschränkt, so läſst sich eben mit ihm die ganze Dichtkunst zu Grunde richten. „Es giebt kein Kunstwerk von keiner Gattung, sagt Schlegel, das nicht die eine oder die andre Unwahrscheinlichkeit hätte; selbst das Lustspiel hat, auſser der Versification, noch ganz andre, die man doch nicht bloſs duldet, die man ausdrücklich verlangt. Volle Wahrheit der Natur fordert niemand; sogar beleidiget sie den guten Geschmack: es ist Regel für jeden Künstler, nie die Nachahmung dem Vorbilde so gleich zu machen, daſs sich beide durch nichts Merklichs mehr unterscheiden. Im Lustspiele nun ist eben die Versification ein Mittel, die Nachahmung des Lebens gegen das wirkliche Leben abzusetzen. Sitten, Handlungen, Reden, alles nimmt man aus der Natur: man läſst die Wahrheit der Nachahmung im Wesentlichen durchaus ungekränkt; aber man erinnert sich, daſs man Dichter ist, daſs man, als Dichter, die Verbindlichkeit hat, auf das höchste Vergnügen, mithin auf die Vereinigung aller nur verträglichen Schönheiten, zu arbeiten: man bringt daher in die Rede harmonischen Klang, und erfüllt mit der allgemeinen Pflicht des Künstlers zugleich die besondre des Dichters; man unterscheidet die Nachahmung vom Vorbilde, und ergötzt durch eben dieses Mittel das Ohr *).“

Bessere Gründe, als hier Schlegel, hat keiner der nachfolgenden Vertheidiger des Verses, und *Hurd* nicht einmal so feine, so triftige vorgebracht **); auch sind, meines Wissens, diese Gründe noch von niemanden umgeſtoſsen worden. Vielmehr scheint noch immer das Räsonnement der Kunstrichter den Versen eben so günstig, als die Empfindung der Liebhaber ihnen abhold zu seyn. Wenn man ja der Prosa den Vorzug giebt, so ist es nur darum: weil Verse entweder vollkommen gut oder gar nicht gemacht werden müssen, weil die wesentlichern Vollkommenheiten des Drama sich so äuſserst schwer mit einer

---

*) *Joh. Elias Schlegels* Werke, Th. 3, Stück 4: „Schreiben über die Komödie in Versen.“

**) *Horazens* Episteln an die Pisonen und an den Augustus: Th. 2, Abhandl. 1.

leichten flieſsenden Versification vereinigen lassen, und weil am Ende das bloſse Vergnügen des Ohrs weder die Aufopferung der höhern Schönheiten, noch die unendliche Mühe des Dichters werth ist. — Sie sehen, daſs bei dieser Art von Vergleich die Versification eigentlich Alles gewinnt, und die Prosa Alles verliert: jene bleibt im Besitze des Ideals, und diese erscheint als bloſser Nothbehelf für den der das Ideal nicht zu erreichen weiſs. Aber sollt' es denn wirklich um die Sache der Prosa so miſslich stehen, daſs man nöthig hätte, zu einem so schimpflichen Vergleich zu schreiten? Man beweise entweder, daſs auch im Ideal des Drama die Prosa und nicht die Versification liege; daſs, nach *Molierens* Tode, nicht sein Geiziger hätte sollen in Verse gebracht, daſs ganz im Gegentheil sein Menschenfeind hätte sollen in Prosa aufgelöst werden; daſs selbst das Trauerspiel, versificirt, ein schwächeres Gedicht sei, als unversificirt; — ein schwächeres! weil es ja nicht auf Rhythmus und Klang, sondern auf die höchste Wirkung ankömmt, und weil noch gar sehr die Frage ist: ob die Wirkung durch Rhythmus und Klang immer vermehrt, nicht auch zuweilen vermindert werde? — man beweise, sag' ich, entweder dies, oder man lasse den ganzen Streit lieber fahren. Ihn durch ein groſsmüthiges Nachgeben der Gegenpartei, mehr als durch eigenes Recht, zu gewinnen, wäre beschämend.

Ob ich im Stande seyn werde, den hier angegebenen Beweis wirklich zu führen? das wird Ihnen die Folge zeigen. Für jetzt nur noch die Erinnerung: daſs mit dem Vorwurf des Unnatürlichen wider die erhöhtere Action eben so wenig gethan ist, als wider den erhöhten Rhythmus der Rede. Auch sie, könnte man sagen, ist ein Mittel, die Nachahmung von der Natur zu unterscheiden; auch sie hat mehr Anmuth, mehr Schönheit, mehr Reiz, als die gemeine alltägliche Gesticulation; auch sie also ist dem Schauspieler nicht allein erlaubt, sondern für ihn Gesetz: denn ihm, so gut als jedem andern Künstler, liegt die Verbindlichkeit ob, auf das höchste Vergnügen, mithin auf die Vereinigung aller nur verträglichen Schönheiten, zu arbeiten. Wenn er Ausdrücke gewisser Empfindungen verfälscht, so mag das freilich Fehler seyn: diese Untersuchung ist hier nicht hergehörig; aber daſs er sie erhöht, sie über die Natur treibt, ist keiner: denn dieses darf er und soll er. — Sie erkennen, was ich gleich Anfangs erinnerte, daſs beide Fragen, die vom Numerus und die von der Spielart, im Grunde die nehmlichen sind, und daſs es so gut wie Eins ist, ob man jene oder ob man diese beantwortet.

Sechs und dreiſsigster Brief.

Richtiger freilich, als die meisten seiner Vorgänger, hat Hr *Eberhard* über den Grundsatz der Nachahmung geurtheilt, und ich danke Ihnen, daſs Sie mir eine Schrift ins Gedächtniſs gebracht, aus der ich von neuem gelernt habe *). Es sollte mir, denk' ich, nicht schwer geworden seyn, an die Ideen dieses Weltweisen die meinigen anzuknüpfen, so sehr es auch in einer gewissen Stelle scheint, als ob er den Vers begünstigen wolle; aber einmal hab' ich nun mein eignes Gewebe schon völlig fertig, und es Faden vor Faden wieder aufzutrennen und umzuweben, wäre so mühsam. Ich werfe lieber meine Gedanken ganz so hin, wie sie entstanden, und spare Ihnen Selbst das Vergnügen auf, sie mit denen meines Freundes zusammenzuhalten. —

---

*) „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens," S. 144 fg.

Daſs der Dichter nicht nachahmt, bloſs um nachzuahmen; daſs nicht die vollkommenste Ähnlichkeit mit der Natur, sondern die vollkommenste Wirkung, das höchste Verdienst seines Werks ist; und daſs nur um dieser Wirkung willen die vorsetzlichen, nicht schon in den wesentlichen Schranken der Kunst gegründeten, Abweichungen des Nachbildes vom Vorbilde zulässig sind: darüber, glaub' ich, sind wir jetzt alle einig. Was die Wirkung schwächt oder hindert, wollen wir weggeschnitten; was sie erhöht und befördert, wollen wir hinzugethan wissen.

Nur fürcht' ich, wir denken uns diese Wirkung oft zu allgemein, und halten Manches, in Beziehung auf sie, für gleichgültiger und unbedeutender, als wir sollten. Vergnügen ist allerdings der Zweck jedes Dichters; aber wie vielfach und mancherlei sind die Arten dieses Vergnügens? Und das was sich mit der einen Art desselben so wohl verträgt; wie wenig verträgt es sich oft mit der andern! Wie sehr kann eben der Beisatz, der den Wohlgeschmack der einen Speise erhöht, dem Wohlgeschmacke der andern schaden! wie fade, wie widrig, wie ekelhaft kann er sie machen! Schönheiten, die mit dem Begriff eines Gedichts überhaupt sehr verträglich sind, können doch in Widerspruch mit einer besondern Dichtungsart seyn, wo das Vergnügen der Seele aus einer bestimmten Art der Beschäftigung entspringen soll, und Alles was diese stört, nothwendig auch jenes hindert. Man schlieſse also ja nicht zu voreilig: weil Vergnügen der Zweck des Dichters ist, und auch Versification Vergnügen gewährt, so darf oder so muſs jeder Dichter versificiren; man frage zuvor: ob nicht vielleicht die Versification irgend etwas Eignes habe, wodurch sie die eine Art von angenehmer Seelenbeschäftigung eben so erschwert, wie sie die andre erleichtert?

Die *Versification* ist nicht, wie man glaubt, eine bloſse allgemeine Annehmlichkeit; sie ist nicht wie ein bloſses glückliches Organ zu betrachten, das nur mit runderm, vollerm, reinerm Tone ausspricht, und dadurch für jede Art von Declamation erwünscht ist: sie ist selbst schon Anlage, Hülfe, Einladung zur Declamation; eine Verstärkung der innern specifischen Kraft der Rede, ein Mittel zur Hervorhebung des Sinnes und der Empfindung. Jedes Sylbenmaaſs ist Nachahmung eines gewiſſen eignen Ideenganges, entspricht also einer gewiſſen besondern Art von Empfindung, von Stimmung der Seele: erhält dadurch seinen ihm eigenthümlichen, bald hervorstechendern, bald verborgnern Charakter. An dem einen ist Weichheit und Sanftheit, an einem andern Feuer und Kraft, an einem dritten Feierlichkeit und Ernst unverkennbar: wenn das eine hüpft, schleppt das andre; wenn jenes die Seele hebt, schlägt dieses sie nieder; wenn das Eine eine wallende, so hat das Andre eine gestoſsene Bewegung. Daher ist auch keinem Dichter die Wahl des Sylbenmaaſses gleichgültig: er liest es sorgfältig nach der besondern Wirkung aus, die er hervorbringen will; und wählt er unglücklich, so kann er an seinem Werke viel, wo nicht Alles verderben.

Denken Sie Sich nun ein einförmiges, aus lauter gleichen Füſsen, vielleicht auch aus lauter gleichen Rhythmen bestehendes Sylbenmaaſs: und Sie begreifen sehr bald, daſs die Wirkung eines lyrischen, eines malenden, eines didaktischen Werks ungemein dadurch verstärkt werden könne. Aber auch die eines dramatischen Werks? — In der Seele des lyrischen Dichters herrscht eine einzige Hauptempfindung, die sie ganz durchdrungen, die sich aller ihrer verborgensten Kräfte und Neigungen bemächtigt, und sie alle, so zu reden, auf Einen Ton gestimmt hat. Diese Empfindung sei Freude, Liebe, Stolz; kurz, es sei eine von denen, die einen ebnen, gleichförmigen, regelmäſsigen Gang halten: was wird da besser der Natur derselben entsprechen; was wird fähiger seyn, die Seele des Zuhörers in die nehmliche Empfindung hineinzuzaubern, als eine eben so gleichförmige, dem Gange der Empfindung richtig angemessene Folge von Füſsen? Längere gleichgemessene Zeilen von trägen, weichen Trochäen, oder diese längern Zeilen regelmäſsig mit kürzern abwechselnd, in welchen der bis dahin angehaltne gezogene Athem sanft verhauche: wie sehr können sie der wehmüthigen schmelzenden Empfindung des elegischen Dichters gemäſs seyn! einer Empfindung, die sich von Anfang bis zu Ende, ohne wilde Sprünge, ohne rasche Ausbeugungen und Übergänge, in einerlei langsamem Fortgleiten erhält. Wie sehr kann bei dem Zuhörer der nehmliche Ideengang durch die ihm so ähnliche, so entsprechende Folge der sinnlichen Eindrücke begünstigt werden! Und bei dem malenden Dichter: wenn dieser von dem Ganzen, das er durch Theile und Merkmaale verfolgt, einen entschiednen, bleibenden Haupteindruck des Erstaunens, der Zufriedenheit, der sympathetischen Rührung erhalten; bei dem didaktischen: wenn der rasche bittre Unwille über die Laster, die er schilt, wenn feierliches Gefühl der Gröſse, der Wichtigkeit, der Erhabenheit seiner Wahrheiten ihm die ganze Seele ergriffen, alle ihre Kräfte in ein einziges herrschendes Interesse verschlungen hat; wie sehr kann das wohlgewählte, wohlbearbeitete Sylbenmaaſs, bei jenem die Kraft des Gemäldes, bei diesem den Nachdruck der gepredigten Wahrheiten, verstärken! Finden sich kleine Mischungen, Abstufungen, Ausbeugungen; wie leicht sind auch diese durch Klang und Maaſs der einzelnen Wörter, durch Verlegung der Einschnitte, durch vorsetzliche kleine Unregelmäſsigkeiten, durch andre und andre Anordnung der Perioden herauszubringen! Sei es immer nicht in der Natur, immer nicht der Wahrscheinlichkeit gemäſs, daſs ein von Empfindung geschwelltes Herz, ein über wichtige Wahrheiten arbeitender Verstand, auch das Mechanische der Rede so höchst anpassend wähle: dieses Mechanische, wenn nur die Mühe die es gekostet, geschickt verborgen wird, trägt zur Verstärkung der abgezielten Wirkung bei; und das erste, höchste Gesetz des Dichters ist Wirkung.

Ganz verschieden ist der Fall bei dem dramatischen, sowohl tragischen als komischen, Dichter. Ohne noch tiefer in das eigentliche Wesen der dramatischen Gattung einzudringen, erkennt man doch so viel beim ersten Blicke: daſs hier die Seele nicht in eine einzige Empfindung soll eingewiegt, daſs sie durch eine ganze Mannichfaltigkeit von Empfindungen soll durchgeführt werden, und daſs eben auf dieser wohlverbundenen Mannichfaltigkeit die ganze Schönheit und Wirkung dramatischer Arbeiten beruht. Zu so einem Endzwecke aber; wie kann es vortheilhaft seyn, wenn sich der Dichter durchaus an einerlei festes unverändertes Sylbenmaaſs bindet? wenn er den Ausdruck so mancher Empfindungen, durch Miſsstimmung des Mechanischen mit dem innern Sinne der Rede, schwächt, und in eben den Trochäen, worin das sanftgerührte Mitleiden spricht, auch den heftigen gewaltsamen Zorn; in eben den Iamben, worin sich der Zorn ergieſst, auch das sanftgerührte Mitleiden reden läſst?

Die Alten, die diese Unschicklichkeit besser, als wir, scheinen gefühlt zu haben, enthielten sich daher in ihren theatralischen Werken durchaus der einförmigen Sylbenmaaſse: sie wechselten mit den Füſsen ohne Bedenken, wo die veränderte Natur der Leidenschaft es zu erfordern schien; und es wäre vielleicht eine nicht so ganz undankbare Arbeit, wenn irgend ein neuer *Demetrius Triklinius* die Griechischen Tragiker ausdrücklich in der Absicht durchlaufen wollte, um den jedesmaligen Grund der Abänderungen zu prüfen. — Am *Terenz* hat es zwar *Quintilian* getadelt, daſs er nicht durchaus bei den sechsfüſsigen Iamben geblieben *); aber welchen bittern, höhnenden Wider-

---

*) *Lib.* 10, *cap.* 1. *In Comoedia maxime claudicamus... licet Terentii scripta ad Scipionem Africanum referantur: quae tamen in hoc genere sunt elegantissima, et plus adhuc ha-*

ſpruch hat er darüber von *Bentley* erfahren *)! Ich glaube, Quintilian lieſse sich retten; allein insoferne hat doch Bentley

---

bitura gratiae, si intra versus trimetros stetissent.

*) *In Praefat. ad Terent. Mirificum sane magni Rhetoris judicium!... Crederes profecto, hominem nunquam scenam vidisse, nunquam Comoedum partes suas agentem spectavisse. Quid voluit? quod nec Menander nec ullus Graecorum fecit, Terentius ut faceret? ut ira, metus, exsultatio, dolor, gaudium, et quietae res, et turbatae, eodem metro lente agerentur? ut tibicen paribus sonis perpetuoque cantico spectantium aures vel delassaret vel offenderet? Tantum abest, ut eo pacto plus gratiae habitura esset fabula, ut quantumvis bene morata, quantumvis belle scripta, gratiam prorsus omnem perdidisset. Id primi artis repertores pulchre videbant; delectabant ergo varietate ipsa, diversaque* ἤθη καὶ πάθη *diverso carmine repraesentabant. Marius Victorinus p. 2500: „Nam et Menander in comoediis frequenter a continuatis iambicis versibus ad trochaicos transit.*

unstreitig Recht, daſs es widersinnig und unschicklich ist, den Ausdruck von allerlei oft ganz entgegengesetzten Affecten in einerlei festes Sylbenmaaſs einzukerkern. Freilich kann die Declamation bei gewissen Sylbenmaaſsen — bei Alexandrinern schon weniger als bei zehnfüſsigen Iamben — den Fehler vermindern, vielleicht auch hie und da ihn unmerklich machen; aber gröſser würde doch immer die Wirkung seyn, wenn man dem Schauspieler durch schickliche Anordnung der Füſse lieber zu Hülfe käme, ihn vermittelst des Numerus zu der wahren Art der Declamation einlüde, ihn darauf hinwiese, ihm seinen Ton gleichsam vorschriebe: kurz,

---

„et rursum ad iambicos redit." Non ita tamen agebant veteres, ut ab uno in aliud plane contrarium repente exsilirent, ab iambicis in dactylicos, sed in propinquos trochaicos, ipso transitu pene fallente.

wenn man, statt ihm Mühe zu machen, ihm lieber Mühe ersparte.

Die neuern Dichter, beides die unsrigen und die Ausländer, scheinen mehr auf das Urtheil *Quintilians*, als auf das Beispiel eines *Sophokles* und *Menander*, gegeben zu haben. Sie haben alle, so viel ich mich ihrer itzt erinnre, die einförmigen Sylbenmaaſse den gemischten abwechselnden vorgezogen; auch haben die meisten sich noch überdies dem Zwange des Reims unterworfen, und auf die Gründe nicht geachtet, womit verschiedene Kunstrichter, vorzüglich *Isaac Voſs* *),

---

*) *De Poëmatum cantu et viribus Rhythmi: p. 79 sq. Antiqui iambicos versus trochaicis et anapaesticis soliti fuere alternare, cum varietas delectet et similitudo mater sit satietatis. Huc accedit, quod, cum in omni dramatum genere diversorum affectuum et personarum habenda sit ratio, ab-*

gegen diesen zwiefachen Miſsbrauch geeifert haben. Vielleicht war es die Macht der einmal angenommenen Gewohnheit; vielleicht auch ein gewisses dunkles Gefühl von der gröſsern Schönheit einförmiger Sylbenmaaſse, was sie gegen die Gründe der Kritik so hartnäckig machte. Wahr und unwiderleglich scheinen mir diese Gründe immer; indeſs sind sie für mich noch unzulänglich, der ich überhaupt alle Versification aus echten dramatischen Werken verbannen, und statt ihrer die Prosa

surdum omnino sit, si omnia eodem metro peragantur: a quo tamen vitio hodierni comici et tragici non sibi cavent, utpote quorum integra dramata eodem carminis genere absolvantur. Multo etiamnum magis id ipsum offenderet, si in hodierna poësi quantitas metrica observaretur. Nam cum singuli affectus peculiares habeant motus, annon ipsi naturae vis infertur, si contrarios affectus iisdem exprimamus motibus?

einführen mögte. Sie lassen noch jene Mischung der Sylbenmaaſse nach Art der Alten; lassen noch die — wie soll ich sie nennen? — bildsamen Sylbenmaaſse übrig, die, wie der Hexameter, mehrerlei Füſse aufnehmen, und dadurch eines mannichfaltigern Ausdrucks empfänglich werden. Wenn ich auch diese fortschaffen will, so sehe ich wohl, daſs ich noch ganz andere Gründe der Entscheidung aus der Natur des Drama werde entwickeln müssen.

Sieben und dreiſsigster Brief.

Es ist eine so alte, aber nach ihren wichtigen Folgen noch zu wenig erwogne Bemerkung: daſs der erzählende Dichter in seiner eignen Person erscheint, hingegen der dramatische sich verbirgt. Was man sich unter dieser Bemerkung eigentlich denkt, läſst sich vielleicht noch besser so fassen: in der Erzählung tritt nur Eine Person auf, die für den gegenwärtigen Augenblick Muſse hat; die schon vor der Mittheilung ihre Ideen empfing, ausbildete, nährte; die jetzt mit nichts als eben mit diesen Ideen beschäftiget ist: im Drama erscheinen Personen, die sich in wirklicher gegenwärtiger Unruhe befinden; Personen, die ihre Gefühle selbst im Augenblicke des Eindrucks, ihre Ideen selbst im Augenblicke des Entstehens mittheilen; die nie mit der Ausbildung dieser Gefühle und Ideen allein zu schaffen haben, sondern immer Absichten erreichen wollen, immer mit ihren Gedanken vorwärts in die Zukunft streben, immer Veränderungen und Umwälzungen ihres innern oder äuſsern Zustandes bald selbst bewirken, bald von Andern erfahren. In der Erzählung, hören wir einen Zeugen, der schon die Begebenheiten nach allen ihren Folgen, die Theile nach allen ihren Beziehungen übersieht; der uns überdies in seinen eigenen Gesichtspunct stellen, uns den Eindruck mittheilen will, den eine schon völlig vergangene, nur noch für die Phantasie interessante, Folge von Begebenheiten auf ihn selbst gemacht hat: dieser darf das weniger Wichtige überhüpfen, zusammendrängen; darf von ganzen Reden, ganzen Reihen abwechselnder Empfindungen, ganzen langen unruhvollen Überlegungen nur die Resultate hinwerfen; darf auch da, wo er die Personen selbstredend einführt, ihre Reden nur in Auszug bringen, und, wenn er nur im Wesentlichen den Inhalt nicht verfälscht, ihre Ideen in Verbindungen stellen, die sie im Augenblicke des Werdens noch nicht hatten, nicht haben konnten; darf, als Zeuge, der sich mehr der Sachen als der Worte erinnert, ihnen seine eigenen Ausdrücke leihen, und ihrer Sprache nur den Ton der jedesmaligen Hauptempfindung geben. Im Drama, hören wir die Personen selbst, für die nur die Gegenwart wirklich und die Zukunft noch Zukunft ist; sie stellen sich uns, Situation vor Situation, nach der ganzen Individualität ihrer Charaktere dar, mit jeder der kleinsten Veränderungen ihrer Seele, mit jedem schwachen abwechselnden Eindrucke, den sie, während ihrer gegenseitigen ununterbrochenen Einwirkung, Augenblick vor Augenblick, auf einander machen, mit jeder entstehenden, bekämpften, halbverschwindenden, seitwärts ausbeugenden, wiederkehrenden, zuletzt sich verlierenden Empfindung, mit jedem kaum gefaſsten, schon wieder verworfnen, nach den Umständen abgeänderten, aufgegebnen, festgesetzten Entschlusse.

Alles, was ich hier angegeben, läſst sich auf den Einen Begriff der *Vergegenwärtigung* bringen; und eben diese Vergegenwärtigung ist es, wovon die ganze specielle Wirkung des Drama abhängt. Das Vergnügen beruht hier so sichtbar auf dieser vollständigen Erkenntniſs der Art, wie sich eine Handlung, Moment vor Moment, entspinnt, verwickelt, umwälzt, endigt; auf dieser genauern Bekanntschaft mit der ganzen Natur der nach aller ihrer Individualität sich Augenblick vor Augenblick uns enthüllenden Charaktere; auf dieser innigsten Theilnehmung an dem Schicksal der interessirenden Personen: einer Theilnehmung, die so ganz und so lebhaft nur bei der vollständigen Kenntniſs ihrer geheimsten Denkungsart und der ganzen Beschaffenheit ihrer äuſsern und innern Lage Statt finden kann.

Dieses vorausgesetzt, erinnern Sie Sich nun des Grundsatzes: daſs der Dichter Alles was die Wirkung schwächt, vermeiden, Alles was ihr vortheilhaft ist, aufs sorgfältigste beobachten soll. Auf den dramatischen Dichter angewandt, ergiebt sich hieraus die Regel: daſs er nichts in seine Nachahmung bringen muſs, was die Idee der Gegenwart nur im mindesten erschweren, und noch viel weniger, was sie aufheben könnte. Alle die Änderungen, die er mit einem gegebenen Stoffe zur Verstärkung der Rührung, zur Vermeidung eines langweiligen ermüdenden Detail, zur bessern Hervorhebung der Charaktere und Situationen vornimmt, müssen doch nie der Darstellung schaden; müssen der Voraussetzung des gegenwärtigen Augenblicks, der eben itzt sich entwickelnden Ideen, Empfindungen, Absichten schonen. Die Seele des Menschen hat ein untrügliches Gefühl ihrer selbst; sie sucht ihre eigne Natur in Andern, kann sich nur insoferne in diese Andern versetzen, als sie ihre eigene Natur in ihnen wiederfindet. Eine völlige Abweichung von dem, was nach ihrem Selbstgefühl einzig wahr ist, muſs unfehlbar den Eindruck zerstören; eine geringere, muſs ihn wenigstens schwächen, aufhalten, verwirren. Weg also aus dem Drama mit Allem, worin die Seele nur den mindesten Widerspruch, nur die kleinste Miſsstimmung mit ihrem eigenen Wesen fühlt; was sie nicht, beim Platzwechsel mit den handelnden Personen, gerade so wie es vorgestellt wird, in sich selbst hervorbringen kann; wogegen ihre eigene Natur sich beim Nachempfinden sträubt; wobei sie irgend ein Hinderniſs, irgend eine Schwierigkeit, in den Gesetzen ihrer eigenen Kräfte findet.

Und nun, mein Freund, erlauben Sie mir, einigen mir unentbehrlichen Erfahrungen eben dadurch die Kraft des Beweises zu geben, daſs ich sie in eben so viele Fragen an Sie verwandle. Denn wie sonst, als durch Beziehung auf das sichre untrügliche Selbstgefühl eines Jeden, lassen Erfahrungen von dem Innern der Seele sich auſser Zweifel setzen?

Zuerst also: Finden Sie nicht, daſs, wie jede Wirkung ohne Ursache, so auch jeder Ton der Empfindung Ihnen anstöſsig ist, wo offenbar keine Empfindung Statt hat, vielleicht auch nie Statt haben kann? Finden Sie nicht, daſs eben so auch jede Überspannung des Tons Sie beleidigt, wo beides der Charakter und die Lage der Personen Sie auf einen geringern, als den angegebenen, Grad der Empfindung hinführet? Und wenn nun im Drama unter die Augenblicke der Unruhe sich so oft auch Augenblicke der Ruhe mischen; wenn nicht selten die kältesten gleichgültigsten Dinge nicht bloſs von den Nebenpersonen, sondern selbst von den

Hauptpersonen gesagt werden müssen: wird nicht da jeder unpassende leidenschaftliche Ton, statt Sie zu vergnügen, vielmehr die Bedingung Ihres Vergnügens, die Täuschung, aufheben? Wird nicht jede zu groſse Gleichheit des Tons gerade das Hauptverdienst dramatischer Werke, die richtige schöne Folge und Abstufung der Empfindungen, und eben dadurch Ihren Glauben und Ihr Vergnügen, kränken?

Zweitens: Sagt Ihnen nicht Ihr Selbstgefühl, daſs kein Gegenstand sich auf den ersten Augenblick der Seele genug bemächtigen kann, um den bis dahin regellosen, nachläſsigen Gang ihrer Ideen plötzlich nach einer ganz bestimmten Regel zu ordnen; so daſs sie augenblicklich mit allen ihren Ideen und Empfindungen nur auf Einen Ton gestimmt sei? Finden Sie nicht, daſs es aus dem Zustande der Ruhe und Gleichgültigkeit in den Zustand eines ganz entschiednen Affects keinen Übergang giebt? daſs, so zu sagen, mehrere Stöſse, mehrere auf einander folgende Schwünge, nöthig sind, um die Seele in eine bestimmte gleichförmige Bewegung irgend einer Art zu setzen? Und wenn nun so oft im Drama die Empfindungen eben itzt erst zu entstehen anfangen; wenn sie, bei diesem ihren Entstehen, gemeiniglich noch so unentschieden, so zweideutig sind; wenn sich manche derselben kaum auf Augenblicke verweilt haben, da sie schon wieder verschwinden, sich umwandeln, sich mit verschiedenartigen mischen: muſs nicht auch da wieder Alles, was auf jenen Einen Ton, auf jene entschiedne Stimmung und Empfindung der Seele hinweist, der Täuschung Abbruch thun, und den Platzwechsel mit den spielenden Personen erschweren? Oder glauben Sie, daſs man, wider jene allgemeine Regel der Natur, wider das Gesetz der Stetigkeit, zwar nicht für sich selbst, aber wohl für Andre empfinden könne? —

Drittens: Erkennen Sie nicht, bei nur etwas schärferer Beobachtung Ihrer Selbst: daſs jener ganz entschiedne Ideengang nur da in der Seele Statt findet, wo sie ganz bei dem Einen interessanten Gegenstande mit ihrer Empfindung verweilt, und über keinen ganz andern Ideen mit ganz andern Kräften arbeitet? daſs die Empfindung nie so ganz des Herzens mächtig werden kann, wenn zugleich der Kopf von Anschlägen voll ist? wenn zugleich die Vernunft über Entwürfen zur Erreichung von Absichten brütet? Nicht bloſs wird durch diese Theilung die Kraft der Seele geschwächt; auch die Empfindungen, womit uns der gute oder schlechte Anschein des Gelingens, womit uns die Natur so manches Mittels, die Möglichkeit so mancher Folgen, das Verhältniſs gegen so manche Hülfsperson einnimmt: auch diese vermindern die Kraft der Hauptempfindung, verursachen tausenderlei Mischungen, führen in tausenderlei Ausbeugungen, die mit jenem ganz entschiednen Gang und Tact der Ideen nicht zu vereinigen sind. Und wenn nun in der That die Personen des Drama nur so selten Muſse haben, sich ganz den Eindrücken, die sie erhalten, zu überlassen; wenn bei ihnen jeder empfangene Eindruck vielmehr die Thätigkeit weckt, ihren Kopf mit Entwürfen, ihr Herz, beim Durchdenken und Ausführen dieser Entwürfe, mit mancherlei Empfindungen füllt: muſs nicht auch da wieder Alles, was jener Theilung und Zerstreuung der Seelenkraft entgegen ist, was auf freies müſsiges Spiel der Phantasie oder doch auf einseitige Beschäftigung der Aufmerksamkeit hindeutet, der Täuschung gefährlich werden? Und wenn diese Täuschung, dieser Glaube an Wahrheit und Gegenwart leidet: muſs da nicht nothwendig auch die Rührung und das Vergnügen leiden? —

Viertens: Liegt es nicht in Ihrem innersten Bewuſstseyn, daſs plötzlicher Übergang aus einer entschiednen Empfindung in eine andre oft noch weit falscher, der Natur der Seele noch weit weniger gemäſs ist, als plötzlicher Übergang aus der Ruhe? daſs es Ihnen z. B. unmöglich ist, aus heftigem Zorn sich sogleich in sanfte Liebe, oder aus tiefer Schwermuth in muntre Freude zu versetzen? daſs es Zeit gebraucht, ehe sich ein ganz umzogener

Himmel wieder bis zu reiner Bläue erheitert? oder ehe die aufgewühlte schäumende Fluth des Meers sich wieder bis zur Glätte des Spiegels ebnet? Wird mithin nicht nothwendig, bei dem Wechsel der Empfindungen im Drama, Alles was dem Allmählichen der Natur entgegen ist, aller Sprung, aller plötzliche Übergang, eben darum weil es nicht kann nachempfunden werden, die Täuschung, und mit der Täuschung die Wirkung, hindern? —

Ich kann mir nicht denken, daſs Sie irgend eine dieser Fragen verneinen, irgend eine der hier angeführten Erfahrungen nicht als wahr und treffend angeben sollten. Nehmen Sie jetzt aus meinem vorigen Briefe die Bemerkung hinzu, die schon in den ältesten Zeiten gemacht worden: daſs Numerus der Rede und Stimmung der Seele in dem genausten Zuſammenhange ſtehn; daſs eine gewiſſe beſtimmte Folge von Füſsen auf eine gewiſſe beſtimmte Empfindung hinführt, und daſs dieſe Empfindung mit derjenigen welche eigentlich ſoll angedeutet und erweckt werden, nicht in Streit ſeyn kann, ohne dieſe letztere zu ſchwächen und zu verwirren; nehmen Sie, ſag' ich, dieſe Bemerkung hinzu, — und die Frage: ob der dramatiſche Dichter verſificiren ſoll oder nicht? iſt entſchieden. Verſificirt er durchaus: ſo wird er ſo oft durch bedeutenden Ton bei unbedeutendem Inhalt beleidigen; er wird an einer von beiden Klippen hangen bleiben: an Reden, die *für* den Vers zu gemein, oder an Reden, die *für* den Inhalt zu hoch ſind; er wird durch zu gleiche Spannung des Numerus auf zu gleiche Beſtimmtheit und Entſchiedenheit der Empfindungen hinweisen, und sich dadurch ein Groſses an dem einzig schönen, einzig wahren dramatischen Gemälde entstehender, anwachsender, mannichfaltig sich mischender, abnehmender, wieder verschwindender Empfindungen verderben. Versificirt er nicht durchaus: so wird doch immer von der Prosa bis zu den Versen ein Sprung seyn; und fast überall wird das Sylbenmaaſs eine Bestimmtheit des Ideenganges angeben, die jetzt die Person noch nicht haben, die sie einen Augenblick darauf nicht mehr behalten kann: eine Bestimmtheit, die allemal falsch ist, wenn man bei der Empfindung zugleich auch denken, Rücksichten nehmen, Entwürfe anlegen, verfolgen, durchsetzen soll. Mitten im Gewirre der Handlung, und beim Entstehen, Abwandeln, Verschwinden, sind die Empfindungen der Seele nur Annäherungen;

der Numerus, wenn man ihn mit diesen Empfindungen, wie man unstreitig soll, in Harmonie stimmen will, muſs also gleichfalls nur in Annäherungen bestehen: diese Annäherungen lassen sich anders nicht herausbringen, als durch freie mannichfaltige Mischung von Füſsen und Rhythmen; so eine freie mannichfaltige Mischung aber ist Prosa: und so liegt denn, was ich Ihnen beweisen wollte, selbst im Ideal des Drama die Prosa.

Die Gründe, die ich angegeben, sind allgemein: sie gelten gegen die gleichförmigen bleibenden, und gegen die durch einander gemischten verschiedenartigen Sylbenmaaſse. Gegen jene besonders gilt noch der im Vorigen ausgeführte Grund einer zur Mannichfaltigkeit der Empfindungen nicht passenden Einförmigkeit der Füſse, sowie gegen diese besonders der

Grund einer zur Stetigkeit, zur allmählichen Entwickelung der Empfindungen, nicht passenden Raschheit der Übergänge. Jede zu plötzliche Abänderung des einmal angegebenen Tactes ist widrig, denn sie ist Hemmung und Störung der Seele: man findet die Erwartungen getäuscht, mit welcher man der Rede vorauslieſs; man versieht sich, verliest sich; man vermiſst jene zwanglose Leichtigkeit, womit man die Ideen verfolgen mögte. Eben dieses, glaube ich, lag in der Empfindung *Quintilians,* da er sein neulich angeführtes Urtheil schrieb, und eben hieraus würd' ich, wenn daran gelegen seyn könnte, seine Vertheidigung gegen *Bentley* führen.

Was das bildsame Sylbenmaaſs betrifft, das nicht nur mehrere Einschnitte, sondern auch mehrere Arten von Füſsen annimmt; so frage ich vor allen Dingen:

wie man es einzurichten denkt? Will man ein so wenig charakteristisches, ruhiges, der Prosa so nahes, als der sechsfüſsige Iambe ist, zum Grunde legen, und dann dem Dichter verstatten, die Einschnitte ganz und gar nach seiner Willkür zu ordnen, die Iamben, mit welcher Art von Füſsen er will und wie viel er will, zu mischen, auch allenfalls ein paar Füſse mehr oder weniger nicht zu achten: so darf diese Freiheit nur bis auf einen gewissen Grad gehn, und man kömmt auf Verse, in denen Niemand den Vers mehr erkennt; die erst ein *Bentley* gewaltsam verbessern muſs, um ihn darin erkennen zu lassen. Will man ein Sylbenmaaſs, das noch immer an eine gewisse Zahl und Beschaffenheit der Füſse gebunden ist; so muſs ich abermal fragen: wie man es zu bearbeiten denkt? So, daſs man es kaum mehr bemerkt? daſs es durch ganz fremde Einschnitte, durch nicht beobachtete Längen und Kürzen, durch gehäuftes Zusammenstoſsen von Selbstlautern, durch ganz ungewohnte Verschlingungen so gut als zerstört wird? Eine solche Bearbeitung ist, glaube ich, möglich; aber wie verloren und thöricht wäre die Mühe, Verse zu machen, die mehr nicht als die Wirkung der Prosa thäten! Will man ein Sylbenmaaſs, das wirklich Sylbenmaaſs ist, und auch als solches bearbeitet wird: so wird es allemal seinen herrschenden Ton, seinen bleibenden Grundcharakter haben; und nun gebe man Acht, ob nicht die dramatische Darstellung, die Täuschung, dadurch verlieren werde? Daſs dem epischen Dichter so ein Sylbenmaaſs vortheilhaft seyn kann, ist auſser Streit: auf ihn hat das Ganze der Handlung, das er so völlig übersicht, schon einen bestimmten bleibenden Eindruck gemacht: seine Seele befindet sich in einer gewissen allgemeinen Stimmung, die sich in den verschiednen Theilen seiner Rede nur mehr oder minder äußert, aber sich doch immer erhält; und da er den Zuhörer in seinen eigenen Gesichtspunct stellen, ihn Alles nach seiner eigenen Art, mit seinen eignen Empfindungen, will ansehen lassen; da er Freiheit hat, durch Zusammendrängen und Überhüpfen, Alles was für den Vers zu kalt und zu gleichgültig wäre, zu vermeiden; da er, selbst wo er dramatisch wird, die Sprache seiner Personen in gewissem Maaſse umformen darf: so kann dieser Eine bleibende Grundton des Werks bei ihm sehr zweckmäſsig seyn. Aber wie kann er es bei dem dramatischen Dichter, da bei diesem die Personen selbst mit ihrem so verschiednen Charakter und Interesse auftreten? da für diese Personen nur die Gegenwart helle, und die Zukunft, wenn auch nicht tiefe Nacht, doch nur unsichre Dämmerung ist? da sie also nie nach dem Eindruck des erst werdenden Ganzen, immer nur nach dem Eindruck einzelner Begebenheiten und Lagen empfinden können? da sie auch gewiſs, eben wegen ihres so verschiednen Charakters und Interesse, jede von dem Ganzen sehr verschieden würden gerührt werden? da sie ohnehin — — Doch was soll ich Gründe hier wiederholen, die ich schon im Obigen vortrug, und die überhaupt gegen alles Sylbenmaaſs, also auch gegen das bildsame, gelten?

Nach diesem Allen glaube ich sagen zu dürfen: daſs, bei übriger Gleichheit des Verdienstes, ein versificirtes Drama weniger Gedicht ist, als ein prosaisches; denn wenn, nach der besten Erklärung, das Wesen eines Gedichts in der sinnlichen Vollkommenheit der Rede besteht: so gehört doch wohl unstreitig zu dieser Vollkommenheit, daſs Alles auſs genauste zusammenstimme? daſs mithin auch der Numerus dem Inhalt der Worte, und dieser Inhalt der jedesmaligen Fassung der Seele, höchstgemäſs sei? — Ich glaube noch weiter gehen und behaupten zu dürfen: daſs ein Drama in Prosa schreiben, Erschwerung; es in Versen schreiben, Erleichtrung der Arbeit sei. Wer sich an diese Gattung gewagt hat, der kennt das unendlich Schwere der Forderung: eine ganze ununterbrochene Folge von Empfindungen durch die Rede so zu schildern, daſs jede ihren wahren Grad der

Stärke, ihre gehörige Dauer, ihre richtige Nüance erhalte, und nirgend etwas Grundloses, nirgend eine Lücke, ein Sprung sei. Nun aber schlüpft mit dem Unnatürlichen des Verses so manches andere Unnatürliche durch; der Mangel gewisser Schattirungen, gewisser feiner Verschmelzungen und Vorbereitungen verbirgt sich; die Sprache wird unmerklich veredelt, und jene außerordentliche Schwierigkeit, immer die wahrsten, angemessensten, weder zu hohen noch zu gemeinen, weder zu starken noch zu schwachen, Ausdrücke zu finden, wird eben damit vermindert. Auch zerrüttet man in dem Verse weniger auffallend die Ordnung, in welcher die Gedanken am wahrsten aus und auf einander entstehen, sich durchkreuzen, abgerissen werden, zurückkommen: eine Ordnung, die immer nur von dem wahrhaft begeisterten Genie gefunden, und nur von einem sehr feinen Gefühl vermiſst wird. — —

Ich bin nicht so ungerecht gegen Ihren Scharfsinn, daſs ich von diesem Räsonnement über den Numerus eine weitläuftige Anwendung auf das Gebehrdenspiel machen sollte. Sie erinnern Sich ohne Zweifel der Parallele, in welche ich die sämmtlichen musikalischen Künste stellte: und so werden Sie Selbst die allgemeine Gültigkeit der von mir angewandten Grundsätze einsehen; werden erkennen, daſs durch diese Grundsätze, zugleich mit dem Numerus, auch Spiel und Declamation so gut bestimmt werden, als Dinge dieser Art sich bestimmen lassen. Genau läſst sich hier freilich die Gränze nicht angeben; man kann weiter nichts, als vor den schon merklichern Ausschweischweifungen warnen, und das Genie zum Suchen des jedesmaligen Besten und Wahrsten veranlassen. Wo, wie hier, ein so unendlich mannichfaltiges Mehr und Weniger Statt findet, da sind natürlicher Weise alle Versuche zu völlig bestimmten Vorschriften vergeblich.

Acht und dreiſsigster Brief.

Ist es ironisches oder ist es ernstliches Lob, daſs Sie die Gründe, die ich dem versificirten Drama entgegengesetzt, für so fein erklären? Wenn Sie mir nur die Wahrheit dieser Gründe nicht läugnen; so mag immer Feinheit so viel als Schwäche heiſsen: ich erinnere Sie, daſs der Numerus zur ganzen Wirkung des Drama nur ein einzelner Beitrag ist; daſs so ein Beitrag schwach scheinen kann, ohne deſswegen unwirksam zu seyn; daſs selbst die festeste Schnur nur ein Gewebe von Fasern ist, die die Hand eines Kindes zerpflückt, daſs aber eben diese Fasern, in Eins verflochten, einen Herkules fesseln.

Wohl untersucht, sind alle unsre mächtigsten Empfindungen, alle unsre lebhaftesten Vergnügungen, nichts als Resultate von Kleinigkeiten, deren jede an sich ohne Werth und Bedeutung scheint, aber darum nicht ist. — —

Daſs mein Räsonnement wider die Verse Ihnen für die *Oper* so bange macht; das erklärt mir, was ich bisher nicht begriff: Ihre so eifrige, fast mögt' ich sagen, leidenschaftliche Vertheidigung des pantomimischen Schauspiels. Die Tonkunst ist für Sie die erste der Künste, und Sie erklären geradezu Ihre Verachtung gegen eine Kritik, die durch kalte Grübeleien eine so entzückende Kunst von der Bühne verbannen, und Ihnen eine Hauptquelle Ihres Vergnügens verstopfen wollte. Das wäre nun freilich von der Kritik sehr lieblos; aber ist es denn auch von Ihnen liebreich, ihr so etwas zuzutrauen? ihr, die doch schon gegen die Pantomime so nachsichtig war, und von deren Gewandtheit und Gefälligkeit Sie hätten hoffen dürfen, daſs sie, auch für die Oper, irgend eine kleine Distinction zur Hand haben würde? — Es ist wahr: wenn im Drama schon die ruhigern Sylbenmaaſse und die rednerische Declamation verwerflich seyn sollen; so scheint es, daſs die so charakteristischen lyrischen Sylbenmaaſse und die höchstvollendete Declamation, der Gesang, es noch weit mehr seyn müssen. Aber dieser Gesang, der eben auch jene Sylbenmaaſse nothwendig macht, hat so unendlich viel Süſses; er fesselt und bezaubert durch den wollüstigsten der feinern Sinne die Seele so sehr, versenkt sie so tief in den Genuſs des Gegenwärtigen, daſs man die Miſshelligkeit zwischen dem

Ausdrucke und der auszudrückenden Seelenfassung, die Verwechslung des lyrischen Affects mit dem dramatischen, entweder nicht mehr bemerkt oder sie doch nicht achtet. Die Wahrheit der Darstellung wird freilich geschwächt, und insofern auch die Wirkung; allein was auf dieser Seite verloren geht, wird auf der andern gewonnen; was an Wahrheit mangelt, wird durch Schönheit vergütet. Selbst das Abgeschmackte des Plans, das Übelzusammenhangende der Begebenheiten, das ganz Verfehlte mancher Empfindungen, verbirgt sich; man wird das Grobe und Ungleiche des Fadens über den Perlen nicht inne, die der Tonkünstler an ihm aufgereiht hat. Mit einer so groſsen, so mächtigen Wirkung, ist die welche das bloſse Sylbenmaaſs hervorbringt. durchaus nicht in Vergleichung zu setzen. Die vornehmste

Kraft, wodurch es wirkt, ist seine Harmonie mit der Fassung der Seele; wo diese, wie im Drama, fehlt, da bleibt nur das sinnliche Vergnügen übrig, welches regelmäſsiger Fall und Klang dem Gehöre geben: und dieses Vergnügen ist viel zu matt, viel zu kalt, als daſs es Wahrnehmung und Empfindung der mindesten Abweichung von der Wahrheit hindern oder sie wieder gut machen könnte. — Sie werden sagen, daſs es gleichwohl versificirte Stücke giebt, die eine nicht gemeine Rührung bewirken, und ich räume das ein; allein ich frage: was ist der Grund dieser Rührung? Ist es, wie in der Oper, das Falsche selbst, das an die Stelle des Wahren trat? oder ist es nicht vielmehr das, was dieses Falsche an der übrigen Wahrheit und Güte des Werks nicht hat verderben können? — Nehmen Sie der

Oper ihr Falsches, und Sie haben ihre Wirkung vermindert; nehmen Sie es dem gesprochenen Drama, und Sie haben seine Wirkung erhöht. Das Ideal von beiden ist zu verschieden, um von einem auf das andre sicher schlieſsen zu können. —

Sie waren unzufrieden mit meinem etwas kühnen Urtheil über das Drama der Griechen, und suchten die Versification desselben auch aus dem Grunde zu rechtfertigen, weil dieses Drama eine Art von Oper und seine Declamation eine Art von Gesang gewesen. Ich hätte freilich dieses Umstandes erwähnen sollen, und ich würde mich dann — ob eben richtiger? steht dahin, aber doch sanfter und behutsamer gefaſst; ich würde den Griechen nicht das wahre volle Ideal eines Drama, nur das Ideal eines reinen, mit keiner fremden Kunst verbundnen, bloſs durch sich selbst wirkenden Drama abgesprochen haben. Damit wäre denn immer der Satz, auf den es mir einzig ankam, bestanden: das Beispiel der Griechen hätte für uns nicht Gesetz seyn können; denn vielleicht war die Versification nur in ihrem besondern Ideal gegründet, nur der mitverbundenen Kunst wegen nothwendig, und ward in dem Augenblicke, da man diese absonderte, nicht bloſs überflüſsig, sondern selbst schädlich. — Machen Sie mit dieser sanftern, bessern Wendung, was Ihnen gut dünkt; nur sprechen Sie mich völlig von dem Verdachte frei, als ob ich die Griechen hätte herabwürdigen wollen. —

Gegen die Allgemeinheit der Regel von der Mäſsigung der Action, machen Sie zwei Erinnerungen, wovon ich die erste sogleich als völlig richtig erkenne. Der

Schauspieler muſs sich allerdings nach dem Dichter bequemen; und wenn einmal das Stück versificirt ist — ich mögte denn doch bestimmter sagen: wenn es in einem zu charakteristischen Sylbenmaaſse versificirt, wenn mit dem Numerus zugleich der ganze Ton der Sprache überspannt ist — so muſs freilich auch das Spiel, eben wie die Declamation, über die Wahrheit hinausgehn. Das Nehmliche sagte uns *Diderot* mit der Anmerkung: daſs man auf der Bühne entweder alles übertreiben müsse oder nichts; das Nehmliche hatte auch ich im Sinne, da ich die tragischen Schauspieler der Franzosen durch ihre Dichter rechtfertigte, und einen *Ekhoff* wegen seiner zu groſsen Natur in gewissen strotzenden Charakteren tadelte *). Ein Widerspruch entsteht zwar immer durch eine solche Spannung der Action; aber er fällt doch weniger in die Sinne, ist einfacher, und ist aus beiden Ursachen unmerklicher, wenn wenigstens die ganze äuſsre Bezeichnung der Empfindungen zusammenstimmt, als wenn auch die Mittel zu dieser Bezeichnung, Worte, Rhythmus, Spiel, Declamation, eben so unter einander selbst im Streit sind, wie ein Theil derselben mit der Fassung der Seele. — Sie erkennen hieraus, daſs der Gedanke gar nicht unglücklich war, lieber gegen die Versification, mit der so gern auch die übrigen Fehler verbunden sind und zum Theil verbunden seyn müssen, als so geradehin gegen ein gespanntes übertriebenes Spiel zu streiten. Ich habe das Übel angegriffen, wo man es angreifen soll: an der Wurzel; und ich würde gefehlt haben, wenn ich meine Ermahnung nur schlechtweg an den Schauspieler hätte richten wollen, ohne sie zugleich und vorzüglich an den Dichter zu richten.

---

*) Man s. oben Brief 7. Th. 1 der Mimik, S. 86.

Ihre zweite Erinnerung beruht, wie ich glaube, auf einem Miſsverstande. Die Beobachtung, daſs bei gewissen Völkern eben das Natur ist, was bei uns Überspannung und Affectation wäre, trifft entweder nicht zum Ziele, oder wenn sie treffen soll, ist sie falsch. Giebt es denn, frag' ich, bei jenen lebhaftern Völkern, die Sie im Sinne haben mögen, keinen Unterschied zwischen Tanz, Rednergesticulation, und Spiel des Umgangs? keinen Unterschied zwischen Gesang, feierlicher Declamation, und Ton des Lebens? keinen zwischen Vers, erhöhtem Rhythmus, und leichtem gewöhnlichen Numerus des Gesprächs? — denn alle diese Dinge, wie wir gesehen, stehen in wechselseitiger Beziehung und Verbindung. Wenn es überall, und besonders bei ſeinern policirtern Völkern, jene Unterschiede giebt und geben muſs: so folgt aus Ihrer Bemerkung keineswegs, daſs nicht immer das wahre dramatische Spiel sich innerhalb gewisser Gränzen zu halten habe: es folgt nur, daſs diese Gränzen nicht für jedes Volk dieselbigen sind; daſs bei dem einen Alles ſeuriger, kräftiger, erhöhter, bei dem andern Alles kälter, schwächer, herabgestimmter ist. Und das führt denn zu einer Bemerkung, die schon öfter gemacht worden, und die, auſser dem angeführten, auch noch ganz andre Gründe hat: daſs nehmlich der ganze Werth eines Schauspielers nur von denjenigen kann gefühlt und beurtheilt werden, unter denen und nach denen er sich gebildet hat, und daſs er in seinem vollen Glanze nur auf vaterländischen, nicht auf fremden Bühnen erscheinen kann. — Ich nehme, wie Sie sehen, Ihre Erinnerung von dem wahren natürlichen Feuer gewisser Völker, nicht von dem falschen erkünstelten, das vielleicht in diesem und jenem Publicum Ton geworden. Was, aller Wahrscheinlichkeit nach, eben von der Bühne als Miſsnatur ausging, das werden Sie doch nun nicht als wahre Natur der Bühne vorschreiben wollen? —

Ich schlieſse diese Reihe einzelner Erinnerungen mit noch Einer, die zwar Sie nicht veranlaſst haben, die aber hoffentlich Ihnen nicht miſsfallen wird. Man hat gefragt: ob der Geistliche Redner sich nach dem Schauspieler bilden, ob er Ton und Bewegung desselben nachahmen dürfe? und man hat über diese Frage noch neuerlich hin und her gestritten. Ich antworte darauf Ja und Nein, wie man will. Nein, inſoferne Gedanken und Charakter in den meiſten Rollen mit Gedanken und Charakter des geiſtlichen Redners durchaus nicht zuſammenſtimmen; und abermals nein, inſoferne die beiden Gattungen, Drama und Rede, viel zu verſchieden ſind, als daſs nicht auch die Action ganz verſchieden ſeyn müſste. Die Perſonen des Drama tragen Gedanken vor, die eben itzt erſt entſtehen; der Volkslehrer, Gedanken, die er vorhin ſchon durchdacht hat: jene ſind in wirklicher äuſserer Unruhe, und ſchwanken zwiſchen Ideen und Empfindungen hin und her; dieſer iſt in äuſserer Ruhe, und hat mit ſeinem Einen Gegenſtande auch nur Eine bleibende Hauptempfindung, die er nach Wohlgefallen ausbilden kann. In *Hamlets* Monolog über den Selbſtmord iſt der

Gegenstand äuſserstwichtig; die Stimmung der Seele ist ernst; Ton und Gebehrdenspiel haben Feierlichkeit und Würde: und warum würde denn gleichwohl dieser Ton, dieses Gebehrdenspiel sich nicht für den Lehrstuhl schicken? Darum nicht: weil Hamlet ganz in sich selbst versenkt ist, eben jezt erst nachgrübelt, von Idee auf Idee, von Zweifel auf Zweifel geräth; und weil diese Situation nie die eines öffentlichen Lehrers seyn kann. — Allein ich antworte auch Ja, insoferne nehmlich im Schauspiel sich Stellen finden können, die vorher schon von den Personen durchdacht wurden, die ohne Störung und Unterbrechung in ihrem Zusammenhange vorgetragen werden, die also im Grunde eben so gut sind als Rede; und abermals ja, insoferne diese Stellen voller Würde, die Charaktere der Personen ernsthaft, edel, selbst erhaben seyn können. Die Ermahnungen, die der Hausvater des *Diderot* im zweiten Acte seiner Tochter und seinem Sohne giebt, sind solche vorher durchdachte, zusammenhangende Reden; sie haben zwar viel und innige Empfindung: aber wer wird auch Ton der Empfindung von den Lehrstühlen verbannen, und den geistlichen Redner zum bloſsen kalten Moralisten umschaffen wollen? Genug, daſs die Empfindung, die in jenen Reden herrscht, von der edelsten Art, und daſs es ein weiser zärtlicher Vater ist, der diese Empfindung ausdrückt: ein Charakter, der mir unter allen die ich kenne, der allerehrwürdigste scheint. Was kann also hier den geistlichen Redner hindern, das Theater zu seiner Schule, einen vortrefflichen Schauspieler zum Gegenstande seines Studiums zu machen? Und wenn doch nur

Viele einen *Aufresne* oder einen *Ekhoff* gesehen hätten! wenn doch nur Viele fähig wären, das was sie von einem solchen Manne sähen, zu fassen und nachzubilden! Ein bloſses unbedeutendes Händespiel bei Ton der Empfindung verlangen, heiſst von dem Redner verlangen, daſs er seinen Ton durch seine Bewegungen Lügen strafe; ausdrücken sollen seine Bewegungen immer, nur sollen sie gemäſsigt, gesetzt seyn: und das waren, in dem angegebenen und andern ähnlichen Fällen, auch die eines Aufresne und eines Ekhoff.

Neun und dreiſsigster Brief.

Die Regel von der Leichtigkeit des Spiels, oder wenn Sie lieber wollen, die Warnung vor Übertreibung und Spannung, die ich bisher, vielleicht nur zu weitläuftig, vorgetragen, hatte ihren Grund in dem Eigenthümlichen der dramatischen Gattung, die uns alles als werdend zeigt, und eben daher keine entschiedne bleibende Stimmung der Seele, kein Verweilen bei einerlei Empfindung, kein müssiges Ausbilden der Gedanken und Leidenschaften zuläſst. Hoffentlich werden Sie mich entschuldigen, wenn ich meine Vorschriften nicht auch auf die Unterarten dieser Gattung ausdehne; nicht auch davon rede, wie Trauerspiel, Lustspiel, Possenspiel, müssen vorgestellt werden. Da ich bis itzt mich immer an das Allgemeinere hielt, so darf ich diese schon speciellere Untersuchung als auſser meinem Plane liegend ansehn; auch hätt' ich den Unterschied des Komischen und Ernsthaften schon bei Betrachtung der einzelnen Ausdrücke mitnehmen, nicht bis zur Betrachtung ihrer Verbindung aufsparen müssen. Daſs ich diese Materie gleich vom Anfange vermied; davon ist die wahre Ursache die: weil ich bei einigem Nachdenken inne ward, daſs ich darüber nichts Neues, nichts Eignes, wenigstens nichts das der Rede werth wäre, würde vorbringen können. —

Wenn man, sagte ich, nicht überhaupt auf die Gattung zu welcher ein Kunstwerk gehört, sondern auf seine besondre

Beschaffenheit sieht: so kann man den Zusammenhang seiner sämmtlichen oder die Verbindung gewisser einzelner Theile betrachten. Jene Betrachtung ist wieder zwiefach; denn das *Ganze,* worüber man unterrichtet seyn will, ist entweder das Stück, oder die Rolle. Dieses giebt die zwei Fragen: Was ist in Ansehung des Verhältnisses der einzelnen Rolle zur ganzen Anzahl der übrigen, und was in Ansehung des Verhältnisses einzelner Scenen zur ganzen Rolle zu beobachten? Sie bemerken wohl, daſs ich abermals die Betrachtung nur auf das Theater einschränke, und auf kein anderes mimisches Kunstwerk Rücksicht nehme, als auf das Drama.

Auf die erstere der obigen Fragen antworte ich: daſs der Schauspieler seine einzelne Rolle in die Verbindung aller hineinstudiren, die vom Dichter abgezielte

Wirkung sowohl des ganzen Stücks, als der einzelnen Situationen faſsen, und hieraus die wahre Haltung für seinen einzelnen Charakter finden, es sich bestimmen muſs, welchen Grad des Ausdrucks er sich erlauben, wie weit er sich unter die Hauptpersonen hervorwagen dürfe. Ohne diesen sorgfältigen Rückblick aufs *Ganze,* ohne diese richtige Schätzung des Antheils den die einzelne Rolle an dem Totaleindrucke hat, ohne diese freiwillige bescheidne Unterordnung, wird die Wirkung, wo nicht ganz vernichtet, doch wenigstens gestört und gehindert. Dieser Erfolg ist schon da sichtbar, wo durch das Spiel der verschiednen Personen keine eigentliche Disharmonie der Empfindungen entstehen, nur der Ausdruck derjenigen geschwächt werden kann, auf die jetzt unsre Aufmerksamkeit vorzüglich geheftet seyn sollte. So z. B. kann *Horatio*, wo er mit *Hamlet* zugleich das Gespenst erblickt, durch einen zu lebhaften heftigen Ausdruck unser Auge zwischen sich und dem Prinzen theilen, vielleicht auch ganz von diesem zurückziehn; selbst schon vorher, bei der ersten Erscheinung des Gespenstes, kann er den Ausdruck so sehr verstärken, daſs er den Prinzen in die Nothwendigkeit setzt, entweder bloſs das nehmliche Spiel zu wiederholen, oder es auch unnatürlich zu übertreiben.

Aber noch weit sichtbarer ist jener Erfolg, wo ernsthafte mit komischen Charakteren vermengt, muntre und rührende Scenen durcheinander geworfen sind. Auch wenn der Dichter sich noch so sorgfältig vor einer widrigen Mischung dieser Scenen gehütet, den immer unangenehmen Sprung vom edlen Ernsthaften aufs niedrige Possenhafte noch so geschickt vermieden hat: so kann doch der Schauspieler durch unzeitig angebrachte Lazzi ihm Alles zu Grunde richten. Eben jezt z. B. geschieht eine rührende Erkennung: wir sind zur sanftesten, zärtlichsten, wollüstigsten Empfindung gestimmt; plötzlich hat eine der komischen Nebenpersonen den unglücklichen Einfall, uns durch eine lächerliche, zwar dem Charakter aber nicht der Scene anpassende, Grimasse zu zerstreuen: und sogleich sind Zärtlichkeit und Rührung bei allen Zuschauern dahin; bei dem gleichgültigern, weil er lacht, und bei dem empfindlichern, weil er sich ärgert. — Wird dieser Fehler in dem Stücke zu oft begangen, oder werden überhaupt die komischen Charaktere mit zu viel, die ernsthaften mit zu wenig Feuer gespielt; so wird die ganze Wirkung, auf die das

Stück berechnet war, und die allein es vollkommen hervorbringen konnte, vernichtet. Der Dichter hatte das Komische nur hineingeflochten, um dann und wann die Seele zu ermuntern, um rührende Scenen, die er folgen lieſs, durch einen sanften Contrast mehr hervorzuheben: und so als leichte Nüancirung thaten die muntern Züge vielleicht die glücklichste Wirkung; aber Alles wird Wust und Unsinn, wenn die komischen Charaktere sichs in den Kopf setzen hervorzuglänzen, wenn die Nebenfiguren sich aus dem halberleuchteten Hintergrunde unter die Hauptfiguren in den Vorgrund drängen, ja wohl gar diese Hauptfiguren in den Hintergrund, in den Schatten zurücktreiben. Man sieht dann, und weiſs nicht mehr was man sieht; man hat nur noch Malerei, aber kein Gemälde mehr vor sich; man erblickt einen wilden unordentlichen Haufen von Menschen, der sich zu keinen Gruppen verbindet; kurz, man vermiſst das wesentlichste Erforderniſs jedes Kunstwerks: Absicht, Einheit, Zusammensetzung.

Was den widrigen Eindruck dieser verfehlten Haltung des Ganzen noch widriger macht, ist die Hinzukunft eines andern Fehlers: wenn nehmlich der Schauspieler, um hervorzuglänzen, seinen Charakter nicht bloſs übertreibt, sondern verfälscht. Auf den verschiednen Bühnen, auf welchen ich bisher den Hausvater des *Diderot* habe vorstellen sehen, ist dieses noch immer mehr oder minder der Fall mit dem Comthur *d'Aulnoi* gewesen. Die Schauspieler schienen sichs zum Gesetz gemacht zu haben, diesen Charakter schlechterdings auf den Kopf zu stellen: und wenn Diderot einer solchen Vorstellung hätte beiwohnen sollen; er hätte, bei seiner Unkunde des Deutschen, nothwendig glauben müssen, daſs man ihm seinen ganzen Comthur herausgeworfen, und zur Belustigung eines geschmackvollen Parterre, eine Art von Possenreiſser hineingebracht hätte. Gleich mit dem Anzuge fing man die Umbildung an: statt des simplen Kleides mit einer glatten Tresse, das Diderot diesem Charakter allenfalls verstatten will *), war gleich der erste Schauspieler, den ich in dieser Rolle sah, auf eine lächerliche Art so über und über mit Golde beklebt, daſs man kaum hie und da die Scharlachfarbe des Samts erkannte. Der Mann hatte das volle Ansehen eines Bouffon, und was noch ärger war, auch das Spiel eines Bouffon. Aus dem schlei-

---

*) Man s. Dessen Theater, Th. 2, S. 313 der neuen deutsch. Ausg.

chenden, hämischen, neckenden, schadenfrohen, über seine Tücke sich innerlich kitzelnden, nur dann und wann augenblicklich aufbrausenden Manne, der die ganze üble Laune eines Müssiggängers und eines Hagestolzen in sich vereinigt, ward ein herumtobender Poltrer, ein pöbelhafter Gesichterschneider, ein lauter, grimassirender Lacher; kurz, ein Mann, von dem es unbegreiflich war, wie er in so eine Familie, nur in so eine Gesellschaft kam, oder wie ihm irgend jemand mit Achtung begegnen konnte. Durch diese unglückliche Umschaffung verlor nicht allein der Charakter selbst; auch alle die Situationen verloren, in denen er vorkam: und da die in andern Scenen kaum erregten Empfindungen nicht gehörig unterhalten und fortgepflanzt wurden, so verlor natürlicher Weise das ganze Stück. Nur der

Verdruſs über den bittern, die Furcht vor dem heimtückischen, die Verachtung gegen den eingeschränkten, der Zorn über den triumphirenden Mann — Empfindungen, die auch da noch fortdauren müſsten, wo wir uns des Lächelns oder selbst des Lachens nicht erwehren könnten — nur diese und ähnliche Empfindungen passen in die Harmonie aller übrigen, dienen sie zu heben, zu verstärken, zu unterstützen; lautes Auflachen über Possen muſs sie nothwendig sehr unangenehm unterbrechen oder auch gänzlich zerstören.

Ich weiſs wohl, daſs zu diesem Hineindenken einer Rolle in die Verbindung mit den übrigen, zu diesem Gefühle der höchsten Wirkung des Ganzen, wodurch die Haltung der Theile bestimmt werden muſs, zu dieser Erklärung jedes einzelnen Charakters aus der Gesellschaft aller, ein gewisser durchdringender tieferer Blick gehört, den die Natur nicht jedem, auch sonst talentvollen, Künstler verliehen hat, ja der vielleicht diejenige ihrer Gaben ist, womit sie am sparsamsten haushält. Aber eben das müſste, meines Bedünkens, das Hauptgeschäft jedes Vorstehers einer Bühne seyn, daſs er den weniger einsichtsvollen Schauspieler leitete, ihn aus der Idee des Ganzen belehrte, ihm seine wahre Stelle in jeder Gruppe anwiese, ihn, wo er ausschweifen wollte, in Schranken hielte. — Doch freilich sind das nur Träume, solange noch auf unsern meisten Bühnen entweder volle Anarchie oder ein unwissender Dictator herrscht, der weiter von keinem Berufe weiſs, als für Alle zu gewinnen, und, nachdem es gut oder übel geht, die Gläubiger sich gedulden oder nicht gedulden, entweder für Alle zu verzehren oder sich für Alle einsperren zu lassen; es sind Träume, solange auch der einsichtsvollste Directeur immer nur für Abwechselung, für Neuigkeiten sorgen, und wenn sichs bei der Probe des Stücks ergiebt, daſs jeder seine Rolle nur einigermaſsen gelernt hat, geschwinde zur Aufführung schreiten muſs, freilich nicht um Beifall, aber um Brot zu haben; es sind Träume, solange der Schauspieler, der sich nur einigermaſsen fühlt, sich stolz der Belehrung entzieht, und sich einer Unterordnung schämt, ohne die doch unmöglich eine Menge zusammenarbeitender Künstler etwas nur Mittelmäſsiges, geschweige denn etwas Vortreffliches, leisten kann: solange Jeder nur für sich glänzen, nur für seine Person beklatscht seyn will, mehr sich auf sein natürliches rohes Talent, als auf seine Ausbildung, seine

Beurtheilung, zu Gute thut, und wenn nur die Menge Beifall giebt, auf das Achselzucken des feinern Kenners nicht Acht hat. —

So wie die einzelne Rolle in das Ganze des Stücks, eben so muſs man die einzelnen Scenen in das Ganze der Rolle hineindenken. Auch hier wird die Vergleichung der Theile dem Schauspieler so manches Licht, so manchen Aufschluſs geben, wird ihn über den wahren Sinn so mancher Stelle, und eben dadurch über den wahren Ton, womit sie zu sagen, über die wahre Nüance, womit sie zu spielen ist, unterrichten. Der wichtigste Vortheil wird aber auch hier wieder seyn, daſs der Schauspieler sein Feuer gehörig vertheilen, hier es mäſsigen, dort es verstärken, und so die wahre Haltung des Charakters herausbringen lerne. Eine Rede kann schon sehr lebhaft, sehr voll Affect seyn; aber in der und jener Scene folgt eine noch lebhaftere, noch affectvollere: und wenn nun da der Schauspieler auf jene allein sieht, sich von seinem Feuer hinreiſsen läſst und sie mit aller ihm möglichen Stärke vorträgt; woher will er die noch gröſsere Stärke für die folgende Scene nehmen? Er wird entweder die Gradation gänzlich verfehlen, oder alle Gesetze der Schönheit, alle Regeln des Anstands verletzen müssen. *Beaumarchais* hat schon vor der fürchterlichen Scene des vierten Acts, wo sich ihm *Clavigos* ganze Verrätherei enthüllt, zu sehr heftigen Ausbrüchen Gelegenheit; besonders in der gleich vorhergehenden Scene, wo er am Busen *Mariens*, die er in seinen Armen hält, feierlich zu Gott und allen Heiligen schwört, daſs er sie an

ihrem

ihrem Verräther rächen wolle. Er sage diese Stelle zu wild, mit zu heftigem Feuer: und er wird Mühe haben, die nachfolgenden so viel stärkern, so viel erschütterndern Stellen gehörig gegen sie abzusetzen. Er wird Gefahr laufen, wenn er die ganze Erhöhung des Affectes ausdrücken will, eben so cannibalisch, und also für den feinern gesittetern Zuhörer eben so anstöſsig, zu spielen, als er in der einen seiner Reden cannibalisch und anstöſsig spricht. — Doch muſs auch die Furcht, sein Feuer zum voraus zu verschwenden, nicht allzuweit gehn: der Schauspieler muſs nicht in allen übrigen Scenen matt bleiben, um die Hauptscene mit desto gröſserm Nachdruck herauszuheben. Ein solches zu weit getriebnes, zu geiziges Aufsparen des Feuers ist in der That Maxime gewisser Schauspieler;

und ich selbst habe einmal die Rolle des Beaumarchais gar sehr verlieren sehen, weil sich der Schauspieler zu ängstlich auf die Hauptscene nach erhaltenem Briefe schonte. Selbst die obenerwähnte so empfindungsvolle Stelle an Mariens Busen ward mit einer Kälte des Tons, mit einer Gleichgültigkeit der Miene gesprochen, nach welcher man die gleichfolgende auſserordentliche Hitze des Spiels nimmermehr hätte erwarten sollen. Freilich war nun der Schlag um so heftiger und gewaltsamer, aber er betäubte mehr, als er schmerzte; und ein paar vorbereitende immer stärkere Schläge würden sicher gröſsere Wirkung gethan haben, als dieser Eine.

Vielleicht, mein Freund, giebt es der praktischen Bemerkungen noch viele, die eben hier ihren Platz finden würden; allein nach unserm einmal gemachten Vertrage, müssen Sie schon zufrieden seyn, wenn ich nicht alle Fächer, die ich Ihnen baue, auch fülle. In der That fällt mir auch jezt keine Bemerkung bei, die entweder allgemein genug wäre, daſs sie zu meinem Plane gehörte, oder wichtig genug, daſs ich sie hineinziehen mögte. Indeſs wird auch schon das Wenige was ich gesagt habe, hinreichen, Sie über die Gültigkeit derjenigen Probe urtheilen zu lassen, die man uns als einzig für die Güte eines Stücks entscheidend angiebt, und die doch so äuſserst zweifelhaft ist. Diese Probe soll nicht die Lesung, sondern die wirkliche Aufführung seyn. Allerdings die sicherste, die entscheidendste Probe, wenn wir nur erst Bühnen hätten, auf welchen es für jede Art von Charakteren Personen von vollkommnem Talent und vollkommner Beurtheilung gäbe: Bühnen, wo weder Unwissenheit, noch Sorglosigkeit, noch Parteilichkeit die Rollen unrecht vertheilten, und Jeder das was er mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit durchdacht, mit der gewissenhaftesten Treue gelernt hätte, in seinem besten, glücklichsten Augenblick spielte. Aber wenn es Bühnen dieser Art nirgend als in Utopien, wenigstens sicher noch nicht bei uns giebt; wenn dem einen Schauspieler alles Talent fehlt, der andre an seinem unrechten Platze steht, wieder der andere nicht genug Gedächtniſs oder nicht genug Beurtheilung hat; wenn bald Einer, bald Mehrere, bald Alle, die Harmonie des Schauspiels zerreiſsen, die abgezielte Wirkung des Ganzen verdrehen, vernichten; wenn, nach einer so häufigen Erfahrung, ein und dasselbe Stück auf zwei verschiednen Bühnen ſich durchaus nicht mehr ähnlich ſieht, oder von eben den Zuſchauern, die es vor zehn Jahren nicht ausſpielen lieſsen, itzt mit lautem Beifall bis in den Himmel erhoben wird: werd' ich da Unrecht haben, wenn ich die Probe des Leſens der Probe der Aufführung ohne Bedenken vorziehe? Nur muſs freilich der Leſer, deſſen Urtheil entſcheiden ſoll, ein Mann von eben ſo lebhafter Phantaſie als feinem Gefühl ſeyn; ein Mann, der immer im Geiſt auf der Bühne iſt, die Perſonen ſich nicht bloſs denkt, ſondern ſie vor ſich ſieht, und gleichſam in ihrem Namen jede Rolle ſo ſpielt, wie ſie nach der Idee ihrer Vollkommenheit geſpielt werden müſste. Es iſt eine Bemerkung, die ſchon ſonſt gemacht worden: daſs manches Stück nur darum ſo wohl ſich ausnimmt, weil ſeine Mittelmäſsigkeit ſich so ganz zur Mittelmäſsigkeit der Schauspieler paſst, manches nur darum zu Grunde geht, weil *Garricks* oder *Ekhofe* erfordert würden, um es ganz zu verstehn und zu fühlen *). Wär' es aber nicht äuſserst ungerecht, wegen der Eingeschränktheit der Schauspieler, den vortrefflichen Dichter hinter den mittelmäſsigen zurücksetzen zu wollen? Wär' es nicht eben so ungerecht, als die göttlichste Composition eines *Bach* zu verwerfen, weil ein Stümper uns die Ohren damit zerreiſst, und ihr irgend ein Alltagsstück vorzuziehen, weil das auch der mittelmäſsigste Spieler herausbringt?

---

*) Noch andere Gründe giebt davon *Lessing* zu Hamb. Dramat. Th. 1, S. 105 (Schriften, Bd 24, S. 196).

Vierzigster Brief.

So gar leicht, als die Beantwortung der vorigen Fragen, wird uns wohl die Beantwortung der letzten nicht werden: derjenigen, mein' ich, die sich auf den *Zusammenhang* der kleinern Theile einer Rolle, der einzelnen Reden, bezieht.

Die erste sich hier darbietende Bemerkung ist: daſs man in Stellen welche Malerei erlauben, auf die Hauptzüge merken, nur diese durch das Gebehrdenspiel darstellen, oder vielmehr die andern bestimmenden Nebenzüge mit jenen Hauptzügen zusammenfassen, nicht sie trennen, nicht sie einzeln angeben muſs. Ohne Beobachtung dieser Regel, verliert nicht bloſs die Wahrheit, sondern auch die Schönheit des Spiels; es wird nicht nur unnatürlich, sondern auch kraus, überladen, verwickelt. Ich machte schon ehemals eine ähnliche Bemerkung für die Composition des Gesangs *), und ich hätte sie eben so gut auf die ganze Kunst der Declamation erstrecken können. Wenn die Sprache, aus Unvermögen Alles zugleich zu sagen, die Gedanken in Theile zerlegt, die Bilder in einzelne Züge auflöst; so faſst dagegen die Imagination auf einmal das Ganze, hält sich an die Hauptidee, in welcher sich alle übrigen sammeln, und sucht nur von dieser das Bild oder den Eindruck durch Ton und Gebehrdenspiel darzustellen. Der Gedanke vom „*Cäsar,* dessen Antlitz den Mörder

---

*) Über die musik. Malerei, S. 42 (itzt: Bd 4, S. 341 f.).

„liebreich straft *)“, wird uns zwar von dem Dichter in mehrern Worten gegeben; aber er ist dennoch nur Einer: das Strafende ist mit dem Liebreichen des Blicks, und beides mit der Richtung desselben auf den Mörder innig verbunden, und muſs eben so verbunden in Ton und Gebehrde ausgedrückt werden. Es wäre lächerlich, oder mehr als lächerlich, läppisch, jedem dieser Worte seinen eigenen Ausdruck zu geben, die Idee des Mörders mit einem rauhen Miſslaut der Wuth, des Liebreichen mit einem sanften leisen Lispeln, des Strafens mit einer ernsten Festigkeit des Tons zu bezeichnen; erst die Faust gleichsam zum Dolchstoſse mit grimmigem Blick zu erheben, dann die Hand mit gerührter liebevoller Miene vorwärts zu strecken, dann sie wieder strafend em-

---

*) *Ramler* an B. Rode, Ode 12. zu Anfang.

porzuheben und auf der Stirne den strengen Ernst des unerbittlichen Richters zu zeigen. Eine so schnelle Folge so entgegengesetzter Ausdrücke wäre auch schon darum verwerflich, weil die Phantasie, wie biegsam und mächtig sie immer sei, doch weder biegsam noch mächtig genug ist, um der Seele so ganz verschiedne Fassungen unmittelbar hinter einander zu geben. Ein so plötzlich abgeändertes Spiel kann nie etwas mehr als Kunst, und zwar misverstandne verfehlte Kunst seyn: denn echte vollendete Kunst entfernt sich nie von der Natur; sie stellt sie getreu so dar, wie sie ist, aber freilich in Graden der Vollkommenheit, worin sie uns nur sehr selten, nur in ihren glücklichsten Augenblicken, erscheint.

Was ich hier sage, berührt schon die Hauptregel von der *Continuität* des Spiels, und zwar den wichtigsten, merkwürdigsten Punct derselben. Ehe ich diesen ausführe, lassen Sie mich von den mehrern Regeln, die jene Hauptregel befaſst, einige der leichtesten kurz voranschicken.

In der Rede giebt es, wie bekannt, mehrere Unterbrechungen, Stillstände von bald längerer bald kürzerer Dauer, während welcher wir den Gemüthszustand der Personen nur errathen, nicht hören. Im Gebehrdenspiel giebt es dergleichen Stillstände nicht: das Auge hat in einem fort, mit den Personen selbst, auch den Ausdruck ihrer Gesinnungen, ihrer Empfindungen vor sich; jeder Anblick in jedem Moment ist bedeutend, sei es durch wirklichen Ausdruck eines bestimmten Affects, oder selbst durch Ruhe, durch Gleichgültigkeit, durch Zerstreuung. Gleichgültigkeit und Zerstreuung müssen also nie dem Schauspieler, immer der vorgestellten Person gehören; sind sie dieser, nach ihrem Charakter und ihrer Lage, unnatürlich: so ist die kleinste Pause im Ausdruck Pause in der Illusion, und die Illusion, die das Leben des Stücks ist, darf nicht zu oft durch Ohnmacht unterbrochen werden, oder es ist Gefahr daſs sie hinstirbt. Der Schauspieler hüte sich daher, daſs er, nach gesprochener Rede, sich nicht bis zum nächsten Merkworte vernachlässige; er bedenke, daſs wir mit eben dem Auge, welches wir auf die jetzt redende Person richten, auch auf ihn einen spähenden Seitenblick werfen: und vor allem hüte er sich, daſs er nicht müſsig in Parterre und Logen umhergaffe! Alles Übrige was er vornimmt, kann, nach Beschaffenheit der Umstände, seiner Rolle gemäſs, kann dem Charakter natürlich seyn; dieses Einzige ist in keinem Falle natürlich: denn die Zuschauer sind für die handelnden Personen schlechterdings nicht gegenwärtig, nicht in der Welt. „Man „muſs sich, sagt *Diderot* *), an dem „Rande der Bühne eine groſse Mauer vor„stellen, durch die das Parterre abgeson„dert wird; man muſs spielen, als ob der „Vorhang gar nicht aufgezogen würde.“

Mehr noch, als dem zu dreisten Schauspieler, mögt' ich die Idee dieser Mauer dem zu furchtsamen wünschen: er würde dadurch vor einer gewissen Steifigkeit der Bewegungen, vor einem gewissen zu Abgesetzten, zu Vereinzelten, zu Maschinenmäſsigen des Spiels bewahrt werden, das nicht minder gegen die Wahrheit, als gegen die Grazie ist. Jede Folge von Veränderungen, die keine merkliche Bewegung der Seele bewirken, muſs überall durch gewisse mittlere Zustände und Veränderungen fortgehen: es mag nun Ruhe auf Thätigkeit, oder Thätigkeit auf Ruhe, oder eine Thätigkeit auf die andere folgen. Um ein Beispiel nur von dem letztern Falle zu geben, — denn ich erinnre mich, über diese Materie schon sonst gesprochen zu haben *) — so denken Sie Sich einen Menschen, der das Gespräch mit seinem Mitunterredner abbricht, nicht weil er durch irgend einen äuſsern Vorfall abgerufen, an irgend ein vergeſsnes wichtiges Geschäft plötzlich erinnert wird, sondern weil die Materie des Gesprächs sich erschöpft, das Interesse daran erstirbt: wird dieser Mensch bis zum letzten Worte seine anfängliche Richtung behalten, und sich dann auf einmal zum Weggehen um-

---

*) Theater: angef. Ausg. Th. 2, S. 250.

---

*) Man s. Brief 10: Th. 1 der Mimik, S. 136.

drehn? Oder wird er nicht vielmehr beide verschiedene Richtungen durch eine gewisse mittlere Richtung zusammenhängen, verschmelzen? Wird er nicht, vor geendigter Rede, schon Anstalten zum Weggehen machen, die vorletzten Worte in halber Wendung gegen den Mitunterredner hin, die letzten noch mitten im Abgehen sprechen? — Die Seele gleitet hier von der Idee des noch daurenden zur Idee des geendigten Gesprächs, von der Idee des Bleibens zur Idee des Weggehens gemach und stufenweise hinüber, so daſs sie allmählich, wie sie die eine faſst, die andre verläſst; und eben so sanft, eben so allmählich müssen natürlicher Weise auch die zustimmenden körperlichen Veränderungen sich an einander hängen.

So sehr dieses anders ist, wo der

Mensch durch irgend einen unerwarteten sinnlichen Eindruck, durch irgend ein der Phantasie sich plötzlich darbietendes Bild, aus seiner Ruhe geweckt wird; so werden Sie doch nie finden, daſs gleich im ersten Augenblicke eine ganz bestimmte Richtung der Thätigkeit, ein ganz entschiedner einfacher Affect, der Begierde, des Abscheues, des Vergnügens, des Miſsfallens, entstände. Wie der Verstand, wenn er statt einer Idee, mit der er sich als Wahrheit beruhigt hatte, die ganz entgegengesetzte annehmen soll, nothwendig erst durch den Zweifel hindurch muſs; so muſs das Herz, wenn es aus seiner Ruhe in irgend eine bestimmte Leidenschaft plötzlich soll versetzt werden, nothwendig erst durch einen Zustand der Verwirrung hindurch. Dieser Zustand kann länger oder kürzer anhalten, kann in gewissen

wiſsen Fällen so schwach und unbedeutend seyn, daſs man ihn kaum bemerkt; aber nach allen Beispielen, so viel mir ihrer vorschweben, kann er nie fehlen. Denken Sie Sich den Affect, in den die Seele gerathen soll, nur in einem höhern Grade der Stärke, der Lebhaftigkeit; und Sie werden finden, daſs allemal der Gegenstand, der ihn bewirkt, in dem ersten Augenblick eine Art von Schrecken erregt: angenehmes oder widriges, nachdem der Affect entweder Zorn oder Furcht oder Freude oder irgend ein anderer ist, das gilt gleich. Schrecken aber ist allemal mit Erstaunen, also mit einer Art von Unglauben, von Unentschiedenheit, von Hin- und Herschwanken der Seele, verbunden: und wie schnell auch dieser Unglaube sich verlieren, wie bald das Schwanken den Überschwung nach dieser oder jener Seite hin gewinnen mag: so muſs doch immer, *bis* es geschieht, ein Augenblick Zeit verstreichen, und *eh* es geschieht, kann unmöglich in der Seele bloſse Rettungsbegierde oder bloſser Zorn oder irgend sonst eine reine Empfindung herrschen. Daher denn auch das erste augenblickliche Stillstehen, Anstarren, Taumeln, Hin- und Herwenden jedes Erschrocknen; das sich, bei geringern Graden, in ein unmerkliches Verweilen, nach einem kleinen gleich unmerklichen Zusammenfahren, verwandelt.

Kehren Sie den Fall, von dem hier die Rede war, um; lassen Sie Affect den Zustand seyn, aus welchem sich die Seele zur Ruhe, zum Gleichgewicht zurückfinden soll: und Sie erkennen sogleich, daſs hier der Übergang anders nicht, als durch ein allmähliches Sinken und Abschwächen der Empfindung, geschehen kann. Auf eine nur etwas lebhafte Regung kann nicht sogleich volle Stille, auf eine heftige Erschütterung nicht sogleich ein Zustand folgen, der sich schon merklich der Ruhe nähert. — Vermuthlich erinnern Sie Sich noch einer Stelle in *Zemire und Azor,* wo die Ungeschicklichkeit des Schauspielers, der plötzlich aus Empfindung in ruhigen kalten Gehorsam überging, Ihnen so auſserordenſlich auffiel. *Zemirens* Vater, der entschlossen ist dem Ungeheuer lieber sich selbst, als eines seiner Kinder zu übergeben, bereitet sich mit schwerem Muthe zur Abreise, und will nur noch seinen Töchtern ein Zeugniſs der Liebe mit einem kurzen Worte der Ermahnung zurücklassen. Er fordert Feder und Dinte. *Ali,* der ihm so eben mit der furchtsamsten wehmüthigsten Miene von dem gefahrvollen Entschlusse abrieth, hört kaum den Befehl seines Herrn, der doch so sanft, mit so ruhiger Stimme gesprochen wird; so ist aller Ausdruck von seinem Gesichte wie weggehaucht: er geht mit dem Schalle des Worts, ohne das mindeste Zaudern, ohne das kleinste Achselzucken des Leidens, ohne die ersten Schritte nur um ein weniges anzuhalten oder einen Blick nach seinem Herrn zurückzuwerfen, gerade vor sich weg in das Seitenzimmer, um das Befohlne herbeizuschaffen. Ein so schnelles Aufhören der Empfindung, ein so plötzliches Übergehen zur vollen Gemüthsruhe, schien Ihnen mit Recht bis zum Lächerlichen possierlich. — Aber eben das, was von der vollen Gemüthsruhe gilt, gilt bei heftigern gewaltsamern Affecten auch von einem schon zu merklichen Grade der Ruhe. Auch wenn dieser zu plötzlich auf den Sturm der Leidenschaft folgt, vermissen wir zu unserm Verdrusse das Stetige, das Allmähliche, das hier überall Gesetz der Natur ist.

Lassen Sie einen stolzen edlen Mann auf eine höchstempfindliche Art an seiner Ehre gekränkt, und seine ganze Seele zu der wildesten Wuth empört seyn! So sehr er in dieser Lage nach Rache dürstet, so augenblicklich er sie an dem Niederträchtigen nehmen würde, wenn er ihn vor sich hätte; so kann er doch unmöglich, in dem ersten bittersten Gefühl seiner Kränkung, schon einen weit aussehenden Plan oder nur überhaupt einen Plan dazu machen. Dieser Plan mögte so leicht und so einfach seyn, als er wollte; er würde dennoch einen Grad von Besonnenheit, von Gemüthsfassung voraussetzen, dessen der Beleidigte itzt noch unfähig ist. Es müssen nothwendig, nach dem ersten Ausbruche seines Affects, wenigstens Augenblicke verstreichen, eh er von der Art, wie er seine Rache ausführen will, nur irgend eine Idee fassen kann. — *Otto von Wittelsbach* hat itzt eben den verrätherischen Brief Kaiser *Philipps* gehört; der unterschriebene Name des Treulosen tönt ihm kaum in die Ohren, so fährt er wüthend auf, und bricht in die fürchterlichen Worte aus: „Philipp sei das Jubel„geschrei der Hölle, wenn ein Undank„barer verdammt wird *)!“ Die unmittelbar folgenden Worte: „Gieb mir den „Brief!“ wenden sich an den ehrwürdigen *Friedrich von Reuſs*, und scheinen schon mit Aussicht auf irgend eine mögliche Art von Rache gesprochen zu werden. Fragen Sie nun Sich Selbst, was Ihnen besser gefallen würde: daſs der Schauspieler diese Worte eben so unmittelbar, als sie auf dem Blatte folgen, nach jener Rede herausstieſse? daſs er sogleich nach der Erschütterung, womit er die schrecklichste Verwünschung aussprach, die Wildheit seiner verzerrten Züge milderte, und die Hand zum Hinnehmen des Briefes ausstreckte? Oder daſs er vorher eine kleine, wenn auch noch so kurzdauernde, Pause machte, ein paar heftige groſse Schritte umherginge, und dann erst jene Worte sagte, die gleichsam ein kurzes Wiederaufleben der Besonnenheit sind? Diese Besonnenheit selbst mögte dann, so bald sie wollte, wieder verschwinden; ihre längere Fortdauer wäre sogar gegen die Natur, gegen die Wahrheit: es wäre widersinnig, daſs die heftigste aller Leidenschaften so gar schnell sollte verbraust seyn, ohne in neuen Gluthströmen wieder hervorzubrechen. — —

---

*) Dritter Act, S. 112.

Das Bisherige betraf die ununterbrochene Fortsetzung des Spiels, die Verbindung mehrerer ruhiger Thätigkeiten, den Übergang aus der Ruhe in den Affect, und zurück aus dem Affect in die Ruhe. Was wir itzt noch zu untersuchen haben, ist die oben schon berührte Hauptfrage von der *Verbindung mehrerer leidenschaftlicher Bewegungen.* Ob ich diese Frage deutlich und befriedigend werde beantworten können, das steht dahin; aber davon halte ich mich überzeugt, daſs die Antwort, wenn sie sich geben lieſse, für den Schauspieler von Nutzen seyn müſste. Sie würde ihn, denk' ich, so oft über die wahre Nüance, über den wahren Grad des Ausdrucks belehren; würde ihn so oft an die Nothwendigkeit einer Pause erinnern, und ihm mit der Dauer derselben ungefähr auch die Folge der Bewegungen angeben, womit er sie auszufüllen hätte; würde ihn auf die Erfindung des richtigen Zwischenspiels während der Reden seines Mitspielers führen: da diese Reden nicht selten so lang sind, oder doch so ganz verschiedne Gesinnungen veranlassen, daſs unmöglich das Zwischenspiel bloſse Fortsetzung des vorhergehenden Ausdrucks seyn kann. Dieser letzte Nutzen würde sich, vorzüglich bei der Aufführung versificirter Trauerspiele zeigen, deren Dialog auch dadurch so unnatürlich ist, daſs die Reden der Personen fast immer zu viel enthalten, zu weit ausgesponnen, zu lange fortgesetzt werden.

Ein und vierzigster Brief.

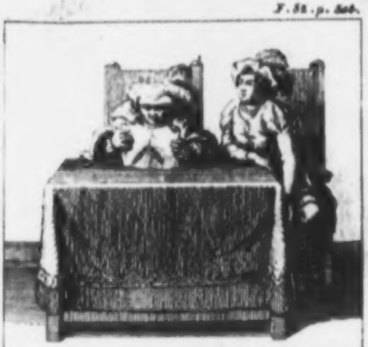
Es kömmt, sagen Sie, bei der Schnelligkeit, womit eine Flamme emporschlagen und wieder verschwinden soll, auf die Beschaffenheit der Materie an, die der Funken ergreift. Die eine ist wenig oder gar nicht brennbar; die andre ist feucht; die dritte ist feuerfangend. Wird es nicht eben so bei der Schnelligkeit, womit eine Leidenschaft sich erzeugen und wieder ersterben soll, auf den Umstand ankommen, wie sehr oder wie wenig die Seele, nach ihrem allgemeinen Charakter oder nach ihrer jedesmaligen besondern Lage, für die Leidenschaft gestimmt ist? — Dieser Gedanke an sich ist sehr einleuchtend wahr; allein ich zweifle, daſs Sie damit den möglichen ganz unmittelbaren Übergang aus Gemüthsruhe in lebhaftere bestimmte Affecten werden beweisen können. Wenn in den dunklern Gegenden der Seele, uns selbst vielleicht unbewuſst und Andern unmerklich, sich schon nahe Dispositionen zur Erzeugung gewisser Affecten finden; wenn der Mensch schon heimlich zur Freude, zur Traurigkeit, zum Verdruſs, zu irgend einer andern Empfindung aufgelegt ist: so wird er sie freilich auf den ersten Anlaſs, und vielleicht augenblicklich, mit einer sichtbaren Lebhaftigkeit äuſsern. Aber dann ist ja die Bedingung, die ich voraussetzte, die völlige Seelenstille, nicht mehr vorhanden; die angenommene Ruhe ist ja nur Täuschung, nur Schein, und der ganze Übergang geschieht ja nur von einem geringern zu einem höhern Grade.

Doch vielleicht ist es eben dies, was Sie mit Ihrem *Einwurfe* sagen wollen. Vielleicht ist der eigentliche Sinn desselben: daſs volle Gemüthsruhe, volles Gleichgewicht der Seele, eine Idee ist, der kein wirklicher Zustand entspricht; daſs Lage oder Charakter immer schon eine geheime Aufgelegtheit zur Erzeugung gewisser Affecten hervorbringen, und daſs diese Aufgelegtheit anders nichts als das schon Vorhandenseyn gewisser unmerklicher Regungen seyn kann, die, wenn sie mehr Nahrung, Leben, Fülle gewinnen, zu eigentlichen wahren Affecten werden. In dieser Idee, wenn es wirklich die Ihrige ist, bin ich völlig auf Ihrer Seite; der Zustand des ganz unentschiednen Gleichgewichts ist auch mir bloſser Schein: allein in Untersuchungen, die sich so ganz vom Scheine nähren, glaubt' ich den Schein eben nicht verlassen zu dürfen. Indeß, wenn es Ihnen so besser dünkt, so setzen Sie überall statt Gemüthsruhe: unmerkliche Seelenregung; und ziehen Sie dann das was von jener gesagt wurde, zu der jetzt folgenden Lehre von der *Verbindung* mehrerer leidenschaftlicher Bewegungen.

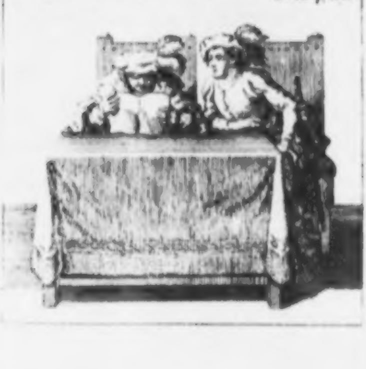
Diese mehrern Bewegungen können nur eins von beidem seyn: einartig, oder verschiedenartig. Sind sie das erstere, so liegt der ganze Unterschied zwischen ihnen bloß in Stärke und Schwäche; und die möglichen Arten ihrer Verbindung sind: Anschwellen und Abnehmen. Das Abnehmen, wenn es durch allmähliches Zurücksinken zur Ruhe geschehen soll, haben wir schon betrachtet; wenn es durch Zwischenkunft anderer Affecten soll bewirkt werden, gehört es in die Lehre von der Verbindung fremdartiger Empfindungen: mithin bleibt hier nichts, als die Betrachtung des *Anschwellens*, übrig. Soll dieses durch unmerkliche Grade geschehen; so ist die einzige Erinnerung, die man dem Schauspieler geben kann: daſs er die wesentlichsten, eigensten Züge jedes Affectes merken, und eben durch Verstärkung von diesen die Erhöhung bezeichnen muſs. Soll es plötzlich, durch Überhüpfung mehrerer Mittelgrade, geschehen; so kömmt die zweite Erinnerung hinzu: daſs sich hier in der Seele, eben wie bei dem Übergange aus scheinvoller Gemüthsruhe, ein mittlerer Zustand der Verwirrung findet, und daſs, in dem Falle einer zu merklichen Entfernung zwischen den Graden, auch das Geberdenspiel diesen Zustand durch eine Miene des Erstaunens, durch ein kleines Zurückfahren, durch irgend sonst eine Bewegung, andeuten muſs. Ich erläutere Ihnen beides durch ein Beispiel, das ich nicht erst erfinden, das ich nur ganz so hinschreiben darf, wie ich es sah, und das Ihnen um so mehr gefallen wird, da es abermals aus Ihrem Lieblingsschauspiel, aus *Otto von Wittelsbach*, ist.

Friedrich von Reuſs hegt Verdacht gegen die Redlichkeit *Philipps;* Pfalzgraf *Otto*, so wenig seine eigne Rechtschaffenheit ihn noch Arges muthmaſsen läſst, will gleichwohl den Brief, den ihm Philipp an den Polenherzog mitgab, gelesen haben. Der Pfalzgraf selbst, wissen Sie, kann nicht lesen, so wenig als sein Stallmeister Wolf. Ritter Friedrich setzt sich hinter einen Tisch, Otto zur Seite; das Ohr hat er gegen den Ritter hingebeugt, und sein Blick ist ein wenig geschärft; sonst sind Mienen und Stellung noch völlig ruhig. Er hat itzt noch weit mehr Zutrauen, als Verdacht, gegen den Kaiser; der Unwille, der sich an den gröſsern Verdacht bald anhängen würde, kann noch zu keiner Kraft bei ihm kommen; sein Ausdruck ist noch ganz der reine Ausdruck der Neugier, der ernsten Aufmerksamkeit *(Fig. 52)*. — Der Ritter liest, und gleich zu Anfange des Briefes kommen Stellen vor, die eben nicht beleidigen, aber befremden: der Kaiser hatte andere Worte, als itzt der Ritter, gelesen; die Aufmerksamkeit wird also natürlicher Weise schon weit höher gespannt. Nach einem sichtbaren Erstaunen, womit Otto die Worte begleitet: „Was? Stehts „so da? Der Kaiser las nicht so;“ nach einem kleinen Kopfschütteln der Verwunderung, drängt er sich nun schon weiter an den Ritter hinan; bringt sein Ohr dem

F. 32. p. 306.



F. 33. p. 306.



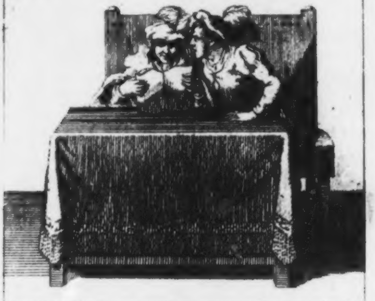
Univ. Bibl.
München

Munde desselben schon näher, gleichsam um den Tönen ihren Weg zu verkürzen und sie sichrer und schneller zu haschen; zieht die Augenbraunen schon merklicher zusammen, und zeigt in allen seinen Muskeln mehr Kraft, mehr Spannung *(Fig. 53)*. — Nach noch einem Satze, der in Ansehung der Aufmerksamkeit eben nichts ändert, folgt nun die verrätherische geheime Warnung: daß der Herzog von Polen dem Otto keine eigne Macht vertrauen, vielweniger ihn mit der Hand seiner weltberühmten schönen Tochter beglücken solle. Dieser Zug des verworfensten, niederträchtigsten Undanks erschüttert: je minder er sich erwarten ließ, desto tiefer fährt er durchs Herz: das dreimalige „Ha!“ des Pfalzgrafen ist gleich sehr Ausruf wilder Wuth, als des höchsten Erstaunens; sein Auge ist nun weit aufgerissen, die Faust geballt, die Stirne gerunzelt; es wird ihm schwer, sich auf seinem Sitze ruhig zu halten. Was ihn noch einzig daran fesselt, ist die itzt unendlich verstärkte Begierde nach vollem Aufſchluſs der Sache: eine Begierde, die kaum dem Ritter zu seinem eigenen Erstaunen Zeit läſst; denn wie hitzig spornt ihn der Pfalzgraf durch sein öfteres: „Weiter! Lies weiter!“ zur Eile! Die Nähe des Ohrs an dem Munde des Ritters genügt nun Otto nicht mehr; er blickt dem Alten stier und unverwandt ins Gesicht, gleichsam um die Töne unmittelbar von den Lippen wegzuhaschen, oder vielmehr um die Worte, noch ehe sie gesprochen werden, schon aus den Mienen zu lesen. Auch greift er, nach der Bemerkung: daſs ein sehr interessirter Zuhörer immer gern den Mitunterredner faſst *),

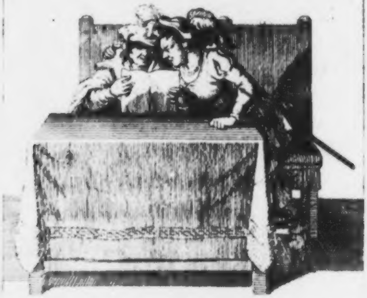
---

*) Brief 15: Th. 1, S. 211.

T. 54. p. 307.



T. 55. p. 308.



Univ. Bibl.
München

mit der einen Hand auf die Schulter des Ritters (*Fig*. 54). — Das Erstaunen Otto's kann nun kaum mehr geschwellt werden; aber seine Wuth kann es, selbst seine Begierde zu wissen kann es. Wenn schon die Warnung des Kaisers an sich selbst höchst beleidigend war, so ist es die Ursache, die er angiebt, noch mehr: das zu stolze, zu Aufruhr und Zwietracht geneigte, Gemüth des Pfalzgrafen. So wie diese Worte gesprochen werden, ist Otto schon herunter von seinem Sitze; den Ritter bloſs an der Schulter zu fassen, ist ihm nun allzuwenig: er schlingt ihm den ganzen rechten Arm um den Hals, indem der linke die geballte Faust auf den Tisch stützt; auch dünkt ihm jezt der Blick ins Gesicht des Ritters ein noch zu langsames Befriedigungsmittel für seine Neugier: ohne zu bedenken, daſs er selbst nicht lesen kann, starrt er, mit dem Ausdruck der höchsten Sehnsucht und der empörtesten Wuth, geradezu in den Brief hinunter *(Fig. 55)*. — — Ich weiſs nicht, ob für Andre diese Beschreibung klar oder lebhaft genug wäre, um sie die ganze Richtigkeit der Gradation, die ganze Wahrheit des Fortschritts durch alle die kleinsten Bewegungen, fühlen zu lassen; für Sie, hoff' ich, soll sie es seyn, da Sie durch eigne Wiedererinnerung die Mängel derselben so leicht ersetzen können. —

Eben so, wie von niedern zu höhern Graden eines Affects, geht man aus Affecten des Anschauens in die ihnen verwandten Begierden über: denn auch dieser Übergang ist im Grunde nichts als Wachsthum durch Grade, als Stufenfolge. Der Verdruſs kann zu schwach seyn, um als Zorn in Thätigkeit auszubrechen; die Liebe, zu sehr bloſse Rührung, um ein sichtbares Streben nach Vereinigung zu bewirken; das Leiden, noch zu stumpf, zu gemäſsigt, um entweder rastlos umherzuschweifen oder sich gewaltsam an dem Menschen selbst zu vergreifen. Indeſs ist doch jeder dieser Affecten schon ein wirklicher innerer Drang der Seele, der nur durch mehr und lebhaftere sinnliche Eindrücke, durch mehr und lebhaftere Phantasieideen verstärkt werden darf, um als Begierde durch Thätigkeit sichtbar zu werden. Findet sich gar kein Hinderniſs, das diese Thätigkeit aufhielte, oder hebt auch das etwanige Hinderniſs sich von selbst; so geschieht der Übergang leicht, unmittelbar, ohne Zwischenzustand: der stillstehende Bach braucht nur Zufluſs, und der schon angeschwollne nur Weghebung des Wehrs, um in seinem natürlichen Bette fortzuwallen. Muſs das Hinderniſs durch eigene Gewalt der Begierde erst durchbrochen werden, so ist freilich die Sache anders: hier entsteht ein unruhiger Mittelzustand, eine Mischempfindung, ein vielleicht zweifelhafter Kampf zwischen Affecten, von dem ich aber eher nicht reden kann, als bis ich erst den Übergang aus einem verschiedenartigen Seelenzustande in den andern betrachtet habe.

Daſs dieser *Übergang* nicht bei allen Affecten gleich leicht sei; daſs er das eine mal mit groſser Geschwindigkeit, das andre mal nur sehr langsam geschehe: das müssen Sie sogleich, bei dem ersten flüchtigsten Überdenken, finden. Insoferne diese gröſsere Leichtigkeit oder Schwierigkeit von der besondern Verwickelung der Begebenheiten, von der eigenthümlichen Beschaffenheit der Charaktere, abhängt, kann die Theorie nichts bestimmen; die Verschiedenheiten erstrecken sich hier ins Unendliche, und es wäre thöricht, nicht kühn, seinen Maaſsstab an das Unermeſsliche zu legen. Aber selbst in der allgemeinen Natur der Empfindungen, unabhängig von den Begebenheiten und Ideen, wodurch sie erweckt, von den Charakteren, worin sie erzeugt werden, liegt ein Grund zu dieser Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Folge; und diesen kann und darf die Theorie in Betrachtung ziehen. Lassen Sie mich diejenigen Affecten, deren Folge ohne Schwierigkeit ist, *verwandte*, die entgegengesetzten *entfernte* nennen.

Die erste und wichtigste Frage ist nun die: an was für festen, wesentlichen Merkmaalen wir diese Verwandtschaft oder Entfernung erkennen wollen? Der Unterschied fällt schlechterdings mit demjenigen, den man zwischen angenehmen und unangenehmen Affecten macht, nicht zusammen. Tiefe Schwermuth, die freiwillig alle Kräfte sinken läſst, alles Bestreben gegen das Übel aufgiebt, weil sie keine Möglichkeit es abzuändern erblickt, ist doch sicher ein höchst unangenehmer, trauriger Affect? Und jene über den Menschen selbst sich herwerfende, Haar ausraufende, Brust und Wangen zerfleischende Wuth ist doch wahrlich auch kein Gefühl, wie wir es den Bewohnern Elysiums geben? Gleichwohl; wie weit ist die Entfernung von einem dieser Affecten zum andern! Wie viel mittlere Zustände und von wie langer Dauer müſsten wir annehmen, um zwischen beiden eine natürliche Verbindung zu finden! Eben so: die stille, zärtliche, in sich gekehrte Liebe, die so gern mit dem Rauschen sanftbewegter Wipfel, mit dem eben und leise fortschleichenden Bache sympathisirt, ist doch gewiſs eine der süſsesten, seligsten Empfindungen der Menschheit? Und der ist doch auch in unsern Augen kein Elender, der vor Freude in Tanz, in Händeklatschen, in Jubel, in lautes Gelächter ausbricht? Aber wie ungern wird sich Jener, von dem Rasen auf dem er wollüstig hingestreckt lag, zur Theilnehmung an den wilden stürmischen Schwärmereien von Diesem erheben! wie wenig Dieser gestimmt seyn, sich neben Jenem zu gleich sanften heimlichwollüstigen Empfindungen einzuwiegen! Hingegen scheint es auch hier so wahr, daſs oft die äuſsersten Enden einander berühren: die angenehmen Empfindungen sind den unangenehmen und diese jenen in so manchem

Puncte verwandt, und die eine schleicht sich in die andre oft so leicht, so unmerklich hinüber. In dem einen Augenblick ist die Liebe noch sanftes wollüstiges Schmachten, stiller ſüſser Genuſs körperlicher oder geistiger Schönheit; in dem andern erwacht plötzlich eine traurige Phantasieidee: das Herz nimmt sie willig auf, und der Glückliche versinkt auf einmal in Schwermuth. — Sie werden sagen, daſs auch diese Schwermuth noch mehr angenehmes als unangenehmes Gefühl ist; aber eben dieses, glaube ich, macht die Sache eher schlimmer, als besser. Es erinnert uns, daſs angenehm und unangenehm so zweideutige, so unsichere Begriffe sind; daſs sie sich unmerklich durch so feine, so schwache Schattirungen in einander verlieren; daſs sie fast nirgend eine bestimmte, feste, scharf abgeschnittene Gränze geben.

Gleich unbrauchbar mögte zu unserm Endzwecke die Eintheilung seyn: in Affecten die die Seele erheben, und die sie niederschlagen. Bewunderung und Zorn gehören doch gewiſs zu den erstern; aber wenn nun eben ein groſser, erhabner Gegenstand meine Sinne, meine Phantasie beschäftigt, und gleichsam die ganze Denkungskraft meiner Seele ausfüllt: werd' ich aus dieser Stimmung, auf den ersten sich darbietenden Anlaſs, einen unmittelbaren Übergang in Zorn, in Begierde nach Rache finden? Werd' ich nicht, wie auch immer die Kette der Ideen und Begebenheiten seyn mag, erst Zeit zur Fassung, zur Erholung bedürfen? Wird nicht zwischen beiden Affecten sich irgend eine mittlere Seelenbewegung finden, durch die ich nothwendig erst durch muſs? — Bange zitternde Furcht, und jenes stille hinschmachtende Entzücken das ich Ihnen im neunzehnten Briefe schilderte (*Fig. 27*), schlagen beide die Kräfte der Seele nieder, spannen sie beide ab; aber können Sie demungeachtet Sich irgend einen Charakter, irgend eine Ideenfolge denken, welche die unmittelbare Verbindung zwei so ganz verschiedner, so widerstrebender Empfindungen möglich machte? — Dennoch liegt in der That in dieser letzten Eintheilung schon etwas von dem was wir suchen: sie bringt uns der Auflösung der Frage schon näher, als jene erstere; und es wird bloſs darauf ankommen, daſs wir das Wesentliche derselben zu fassen, abzusondern, aus einander zu setzen suchen.

Zwei und vierzigster Brief.

Um den Grund zu erkennen, warum gewisse Gemüthsfassungen so unmittelbar, andre immer nur mittelbar, auf einander folgen, müssen Sie auf das Eigne in dem *Ideengang* der verschiednen Affecten merken. Verwandt sind Affecten, wenn sie einander in diesem Gange sehr ähnlich; entfernt, wenn sie einander sehr unähnlich sind. Aber diese Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit findet in mehr als in einer Beziehung Statt: der Ideengang ist nicht bloſs schnell oder langsam; er ist auch fest oder leise, gebunden oder abgesetzt, gleich oder ungleich: und nun fragt es sich, auf welche von diesen Beziehungen es hier ankomme? auf welche man Acht haben müsse? Ich antworte: auf alle. So wie der Arzt, wenn er den Zustand des Körpers erforschen will, nicht bloſs auf Schnelligkeit oder Trägheit, auch auf Härte oder Weichheit, Fülle oder Schwäche, Gleichheit oder Ungleichheit des Pulses merkt; eben so muſs der Psycholog, wenn er den Zustand der Seele schätzen will, nicht bloſs auf eins oder das andre, er muſs durchaus auf Alles merken, was jenen körperlichen Beschaffenheiten in der Seele, in dem Forttriebe ihrer Ideen, analog ist. Wenn Sie den Versuch der Anwendung von diesen Kennzeichen machen: so werden Sie, hoff' ich, überall ihre Richtigkeit einsehen, überall erkennen, daſs die Folge der Affecten um so leichter ist, je gröſsere Ähnlichkeit und in je mehrern der angegebenen Puncte Statt hat; um so schwieriger, in je wenigern Puncten und in je geringerm Grade man sie antrifft. Der weitere Grund hievon liegt in der Natur der Seele, in dem ihr wesentlichen Hange nach der Fortsetzung ihres jedesmaligen Zustandes: einem Hange, der neben dem gleich wesentlichen Triebe nach unablässiger Änderung und Abwechslung besteht. So wie dieser letztere Trieb keine Fortdauer einer und derselben völlig gleichen Fassung verstattet, so verstattet jener erstere keinen Sprung, keine plötzliche Umwälzung, keine unmittelbare Folge ganz entgegengesetzter Zustände. Eine geringere Änderung bringt eine auch nur geringe, vielleicht unmerkliche, Verwirrung, eine gröſsere Änderung eine gröſsere Verwirrung hervor, und so viel jene kürzer währt, währt diese länger.

Wenden Sie die Kennzeichen, die ich

ſeſtgeſetzt, zuerſt auf diejenigen Affecten an, deren Verwandtſchaft oder Entfernung wir aus dem Umſtande, daſs beide angenehm oder unangenehm waren, beide die Seele erhoben oder niederſchlugen, nicht zu erklären wuſsten. Warum können tiefe *Schwermuth* und wüthendes *Leiden* nie in nahe unmittelbare Verbindung kommen? Der Gang jenes erſten Affects iſt Schneckengang, mehr Feſthangen, Anſaugen, Stillſtehen, als Weiterkommen; der Gang dieſes letztern iſt ſchnell, forteilend, raſch: jeder Fortſchritt von jenem iſt leiſe, furchtſam, ſchwach; jeder von dieſem, ſtark, reiſsend, gewaltſam: die Bewegungen des einen ſind ſanft, gebunden, verflöſst; die des andern rauh, unordentlich, abwechſelnd. — Warum findet keine Folge Statt von ſtiller zärtlicher *Liebe* zu lauter lärmender *Freude?* Jene ſchleicht

von

von Reiz zu Reiz, von Schönheit zu Schönheit, so verweilendlangsam fort, hängt alle ihre Ideen so unmerklich und sanft an einander, gleitet so gemach und eben durch sie dahin; diese geht so rasch, mit so feſtem kühnen Schritte, und zugleich so hüpfend, so viel minder gleichförmig einher. — Warum sind volle anstaunende *Bewunderung* und heftiger wüthender *Zorn* keine unmittelbar zu verbindenden Affecten? Der eine ist so feierlichlangsam, der andre so ungestüm rasch; der eine hält so gleichen gemeſsnen Schritt, der andre ist so regellosheftig; der eine ist bei seiner Fülle so gebunden und sanft, der andere bei noch gröſserer Fülle so rauh, so abgesetzt, so erschütternd. — Warum hängt sich stilles hinschmachtendes *Entzücken* nie unmittelbar an bange zitternde *Furcht*? Der Gang des einen Affects ist höchstlangsam, *des andern* höchstschnell; des einen so ununterbrochen fortwallend, des andern so unstät und ungleich; des einen so viel fester und voller, des andern so viel unsicherer und schwächer. Die Seele müßte, wenn eine unmittelbare Verbindung der angegebnen Affecten geschehen sollte, ihren Zustand, bald *größtentheils* bald durchaus, und zwar plötzlich, in einem Augenblick, ändern. — Hingegen schmelzende *Liebe* und stille wollüstige *Schwermuth*, da sie in aller Rücksicht einander so ähnlich in ihrem Ideengange sind, in Langsamkeit, Gebundenheit, Gleichheit; da vielleicht nur in Ansehung der Fülle sich einiger Unterschied findet: warum sollten *sie nicht*, eine auf die andre, unmittelbar und ohne Schwierigkeit folgen können?

Es wäre endlich, wenn wir alle die Affecten, die wir unterschieden haben, einzeln in Betrachtung ziehen, jeden mit jedem nach Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit des Ideenganges vergleichen, und so die Grade ihrer Verwandtschaft oder Entfernung bestimmen wollten. Nur irgend einen einzelnen reinen Affect, etwa den *Zorn*, lassen Sie uns noch zum Überfluſs nach seinen nächsten Verwandtschaften durchgehn, und die Richtigkeit unsrer Theorie an ihm prüfen! Wenn man fragt: warum die stolze Empfindung des eignen Werthes, des Muthes, der Kraft, den Menschen so viel aufgelegter zum Zorn macht, als jeder andre ruhige Affect des Anschauens? so ergiebt sich die Antwort augenblicklich aus der Fassung, in welche bei jener Empfindung die Seele versetzt wird. Fülle, Festigkeit, Kraft des Ideengangs sind schon da; nur noch die Schnelligkeit darf wachsen, darf bis zur Wildheit anschwellen: und die Seelenstimmung ist ganz, wie sie zum Zorne seyn muſs. Wenn man wissen will, warum auch die Freude, so entgegengesetzt sie immer dem Zorne scheint, in ihrem höchsten Grade doch so leicht in ihn übergeht? — eine Bemerkung, deren Wahrheit die so gewöhnlichen Händel auf ausschweifenden Freudengelagen bestätigen; — so giebt auch hierüber der Ideengang Aufſchluſs: die zu hoch gestiegene Freude ist von einer so groſsen, so unruhigen Schnelligkeit, ihr Schritt schon so fest, so weit ausgreifend, daſs die Seele zum plötzlichen Übergange in den Zorn nur noch etwas mehr gespannt werden darf. Wenn man nach der Ursache forscht, warum Leiden mit dem Zorne in so naher, so inniger Verwandtschaft steht, daſs aus jenem Affect in diesen und zurück aus diesem in jenen nur ein einziger Schritt ist; so gebe man nur auf den Ideenstrom Achtung: er ist in beiden Affecten von so gleicher Schnelligkeit, so gleicher Heftigkeit und Fülle, daſs unmöglich eine gröſsere Übereinstimmung zwischen Affecten gedacht werden kann. Wenn man belehrt seyn will, warum die Genuſsbegierde in ihrer gröſsten Hitze so leicht zu der grimmigsten Wuth wird; so erklärt auch das wieder die Seelenfassung: Schnelligkeit, Gedrängtheit, Regellosigkeit des Ideenganges, sind der Genuſsbegierde in ihren höchsten Graden eben so eigenthümlich, so wesentlich, als dem Zorne. — Daſs in der That keine dieser Erklärungen zureichend ist; daſs sich immer noch andre Gründe, als die hier genannten, angeben lassen, das wird Sie hoffentlich nicht befremden: ich sah hier freilich nur auf die allgemeinste subjective Möglichkeit der Verbindung; aber das war auch, wie Sie Sich erinnern werden, die Gränze, die ich gleich Anfangs diesen Untersuchungen vorschrieb.

Werfen Sie noch einmal einen prüfenden Blick auf unsre sämmtlichen Beispiele, und Sie werden Gelegenheit zu einigen nicht unwichtigen Bemerkungen finden. Die erste wird seyn: daſs Verwandtschaft und Entfernung der Affecten nicht sowohl von ihrer Natur im Allgemeinen, als vielmehr von dem Grade ihrer Stärke abhängt. Um zu zeigen, daſs Leiden und Schwermuth entfernte, nicht unmittelbar zu verbindende, Gemüthsfassungen sind, durft' ich nicht so schlechthin diese Affecten nur nennen; ich muſste sie in ihren höhern Graden nehmen, und von tieſer Schwermuth, von wüthendem Leiden reden. In geringern Graden, hat es so ganz keine Schwierigkeit, unmittelbar von einem dieser Affecten zum andern überzugehen. Der Traurende, der mit niedergesenktem Blick an dem Grabhügel seines Freundes dasitzt, fühlt sich plötzlich die Last seines Kummers zu schwer, hebt mit einem Seuſzer das matte trübe Auge gen Himmel, und sinkt dann, nach dieser Erleichterung seines Herzens, in die erste Schwermuth zurück, spannt die kaum noch angestrengten Muskeln wieder ab, läſst das kaum gehobene Haupt wieder gegen den Busen fallen. — Eben so muſst' ich alle übrigen Affecten näher bestimmen, wenn ich ihre Entfernung wollte fühlbar machen: muſste die Liebe als still und zärtlich, die Freude als lärmend und laut, die Bewunderung als voll und anstaunend, den Zorn als heftig und wüthend voraussetzen. In geringern Graden, sagt' ich schon damals, da von der Mäſsigung des dramatischen Spiels die Rede war *), können die Affecten leichter verschwinden, leichter Nüancen annehmen, sich mischen, sich in verschiedenartige umwandeln. Man thut daher, glaub' ich, besser, wenn man von der Verwandtschaft mehrerer Seelenbewegungen, mehrerer leidenschaftlichen Zustände, als so schlechthin von der Verwandtschaft mehrerer Affecten spricht: der letztere Ausdruck verführt so leicht, nur überhaupt an den Gattungsbegriff, nicht an den ganzen speciellen Zustand zu denken, worin die Seele versetzt wird.

Mit dieser Bemerkung läſst sich sogleich die zweite verbinden: daſs man

---

*) Brief 34. S. 172.

nehmlich, bei Beurtheilung der Verwandtschaft der Seelenbewegungen, nicht auf den gemeinen Sprachgebrauch zu achten hat, der zwar oft auch der philosophische ist. Dieser Sprachgebrauch nimmt es mit der Bezeichnung der Leidenschaften nicht eben genau: bald nennt er, statt eine Mischung anzugeben, nur den einen Affect, der besonders darin hervorsticht; bald belegt er auch die vielleicht ganz verschiedenartige Gemüthsfassung mit dem Namen der Quelle, des Grundaffects, von welchem sie herrührt. So sagt man in dieser Sprache ohne Bedenken: daſs oft der Eifersüchtige plötzlich aus der heftigsten Wuth in die zärtlichste Liebe zurückfalle; und doch ist die unmittelbare, selbst nur nahe, Folge zwei so entgegengesetzter Affecten durchaus unmöglich. Sehen Sie *Othello*, dieses so vollkommne, so vollendete Gemälde der Eifersucht an: was finden Sie in der Scene, wo der Mohr seine Gattinn so stürmisch anfährt, und dann plötzlich wieder von ihren Reizen so angezogen wird? Was sonst, als Erschütterung bis zu Thränen, und dann auf einmal Ausbruch des heftigsten Schmerzens, der zwar freilich aus Liebe quillt, aber von den charakteristischen Bewegungen dieses Affects keine Spur, keinen Verdacht zeigt *)? Und schon vorher in der Scene mit *Jago*, wo *Othello*, nach Erklärung seines festen Entschlusses *Desdemonen* zu morden, sich auf einmal wieder ihrer Schönheit, ihrer Geistesgaben, ihrer gefälligen Sitten, aller ihrer Vortrefflichkeiten erinnert; was finden Sie, als innige wehmuthsvolle Erschütterung? als bittres schmerzliches Leiden, aus dem er in die alte Wuth der Rachgier immer wieder zurückfallen kann, was er aus wahrhaftzärtlicher sanfter Bewegung nicht könnte *)? Liebe ist freilich der Grundaffect, der diese Erschütterungen bei ihm hervorbringt; aber sie selbst, diese Erschütterungen, haben nichts von dem Weichen, Süſsen, Zärtlichen, Schmachtenden dieser Empfindung.

---

*) Act 4, Sc. 2: *Eschenb.* Übers., Bd 12, S. 473.

Eine dritte Bemerkung wird seyn: daſs die Leichtigkeit der Verbindung nicht bei allen verwandten Affecten wechselseitig ist. Aus Zorn in Leiden, und zurück aus Leiden in Zorn, ist der Fortgang gleich leicht, gleich schnell; aber zurück aus Zorn in Freude, oder in stolzes ruhiges Gefühl seiner Gröſse, ist ein schwererer Schritt, als aus den letztern Affecten in jenen. Es ist hier mit den Bewegungen

---

*) Ebendas. Sc. 1. S. 466 fg.

der Seele, wie mit dem Wogen des Meers: der Sturm, der freilich schon eine Zeitlang toben muſste, eh er bis auf die Tiefe drang und die Wellen bis zur Höhe der Wolken trieb, muſs noch weit länger geschwiegen haben, ehe die empörte Fluth sich wieder bis zum sanften Wallen oder gar bis zum Gleichgewichte zurücksenkt. Bei Zorn und Leiden, wie Sie leicht inne werden, findet diese Vergleichung nicht Statt; der eine dieser Affecten ist eben so wild, so rasch, so ungestüm, wie der andre: und so ist natürlicher Weise der Fortgang gleich leicht von diesem zu jenem, und von jenem zu diesem. —

Sie sehen aus dem Bisherigen schon von selbst, daſs eben das was ich von völlig einartigen Seelenbewegungen sagte, auch auf die verschiedenartigen, sowohl verwandten als entfernten, anwendbar ist.

Die Folge der verwandten, wenn sie nicht völlig einerlei Ideengang haben, ist weiter nichts als eine allmähliche unmerkliche Erhöhung oder Abnahme, sei es der Geschwindigkeit, oder der Fülle, oder der Gleichheit des Ideenganges, oder auch mehrerer dieser Eigenschaften zugleich. Die nahe unmittelbare Folge entfernter Seelenbewegungen wäre Sprung; und Sprung ist, in der geistigen wie in der körperlichen Natur, unmöglich: der schnellere Fortstrom der Gedanken läſst sich nicht auf einmal anhalten, ihr trägerer langsamerer Fluſs nicht plötzlich beschleunigen; noch weniger läſst sich die Proportion der verschiednen Beschaffenheiten, die wir in dem Ideengange unterschieden, augenblicklich umändern, so daſs bei ungleich weniger Festigkeit auf einmal ungleich mehr Geschwindigkeit u. s. w. entstände. Mithin muſs auch hier, wie bei entfernten Graden einartiger Seelenbewegungen, eine gewisse Verwirrung entstehen: ein gewisses unruhiges Hinundherschwanken zwischen dem einen Zustande, der aufhören, und dem andern, der anfangen soll. Ist die Entfernung zwischen den Affecten nur klein, so ist es so gut als ob sie verwandt wären: die vielleicht nur augenblickliche, dem Menschen selbst unmerkliche, Verwirrung bringt gleichsam nur in den innersten zärtesten Fibern ein kleines Zittern hervor, das sich kaum bis in Auge und Lippen, vielweniger bis in die minder beweglichen Theile des Körpers fortpflanzt; ist die Entfernung beträchtlich, so wird das Schwanken, das Taumeln, das Ringen der Seele zwischen den beiden unverträglichen Empfindungen sichtbar. Hier bemerkt man, nach Verschiedenheit der Fälle, bald die Erschütterungen des Lachens, bald die Zuckungen des Weinens, bald den Wechsel der Farbe, bald das Zittern der Glieder, bald das unruhige zweifelmüthige Hinundherwenden, bald noch andre ungewisse, unentschiedne Bewegungen dieser Art. — In der Kunst der Declamation stehen diesen mimischen Veränderungen die verschiednen Schwankungen und Brechungen des Tons gegenüber. —

Sie erwarten vielleicht, daſs ich das weite Feld von Beobachtungen, welches sich hier zu öffnen scheint, wo nicht ganz, doch zum Theil, mit Ihnen durchwandern; daſs ich wenigstens einen Versuch machen werde, aus dem Eigenthümlichen des Ideenganges in den beiden zu wechselnden Zuständen die jedesmalige äuſsere Erscheinung zu finden, die aus ihrer Mischung und Verwirrung hervorkommen muſs. Aber leider! ist Alles was ich hier sagen könnte, theils höchstgemein, theils auch höchstunbestimmt; und um das Feinere, das weniger Bekannte mit Genauigkeit und Schärfe anzugeben, dazu fehlt es entweder mir an Geschicklichkeit oder der Sprache an Reichthum. Die Unterschiede in dem Ideengange, die ich nur so im Ganzen angab, und eben so die Unterschiede in den äuſsern Veränderungen des Lachens, des Weinens, des Zitterns u. s. f.; wie genau müſsten sie können bestimmt, wie scharf müſste in jenen das Verhältniſs der mancherlei Beschaffenheiten, in diesen der Grad und die Nüancirung können angegeben werden, wenn nicht überall die Resultate entweder höchst unzuverlässig, oder auch hie und da völlig unrichtig erscheinen sollten!

ten! Dennoch war es nicht überflüssig, daſs ich Sie in die bisherige Speculation hineinführte; auch so unausgeführt, wie sie ist, kann sie schon ihren Nutzen äuſsern, kann den Künstler zum Suchen der jedesmaligen wahren Gebehrde veranlassen, und ihm Reiz zu Beobachtungen geben, aus deren Sammlung und Vergleichung, trotz allen sich hier findenden Schwierigkeiten, doch am Ende etwas Bessers und Vollständigers mögte erwachsen können.

Drei und vierzigster Brief.

Hume hat, in seiner Abhandlung von den Leidenschaften, eine Stelle, die mir beides schöner und fruchtbarer, als die von Ihnen angeführte *Homische,* scheint. Er vergleicht die Seele mit einem Saiteninstrument, wo die Schwingungen der angeschlagenen Töne nach geschehener Berührung noch fortbeben; und sich nur nach und nach, nur unmerklich verlieren *).

---

*) *Essays and Treatises on several Subjects: vol. 3. p. 253. If we consider the human mind, we shall observe, that, with regard to the passions, it is not like a wind-instrument of music, which, in running over all the notes, immediately loses the sound, when the breath ceases; but rather resembles a string-instrument,*

Die gleich folgenden Töne sind daher nie völlig rein; die hinzukommenden neuen Schwingungen werden mit den noch fortdaurenden alten zugleich vernommen, und die Töne mischen und verwirren sich in einander. Eben so können Affecten, die schnell hinter einander entstehen sollen, nie rein entstehen; der Zustand, in welchen der vorhergehende die Seele versetzt hat, währt noch fort, indem der neue hinzukömmt: und so geschieht, bis sich

where, after each stroke, the vibrations still retain some sound, which gradually and insensibly decays. The imagination is extremely quick and agile; but the passions, in comparison, are slow and restive: for which reason, when any object is presented, which affords a variety of views to the one and emotions to the other; tho' the fancy may change its views with great celerity, each stroke will not produce a clear and distinct note of passion, but the one passion will always be mixed and confounded with the other.

jener verloren hat, die Verbindung beider durch eine Mischempfindung. *Home*, der nur schlechtweg vom Tone der Seele ohne Bestimmungen spricht *), läſst es ungewiſs, ob er sich diesen Ton auf einer Flöte denke, wo er nach dem Einhauch verschwindet, oder auf einer Harfe, wo er nach dem Griffe noch forthallt. —

Sie erinnern mich, nicht eben da mit Beispielen karg zu seyn, wo sie vielleicht am unentbehrlichsten sind, und in der That war es mein Vorsatz, sie Ihnen zu geben. Aber Sie nennen doch den nicht karg, der nicht gleich Alles giebt, was er besitzt? oder der auch nicht Schätze mittheilt, die er selbst mit langer mühsamer Arbeit erst ergraben müſste, und unmöglich alle ergraben kann? Also nur einige wenige Beispiele; nur um zu zeigen, daſs in der That unsre Betrachtungen von praktischem Nutzen seyn können, und um nachdenkende Künstler zu weiterm Beobachten zu reizen. Allzufein dürfen diese Beſpiele nicht seyn: die zu schwachen Schattirungen der Leidenschaften finden, wie ich schon öfter klagte, in der Sprache keine Ausdrücke mehr, womit man sie bezeichnen, im Räsonnement keine Gründe mehr, woraus man sie herleiten könnte. Nur die geübtere Phantasie ist es, die sich sie denkt, und das zärtere Gefühl, das sie fordert.

---

*) Grunds. der Kritik: Th. 1, S. 160 fg. der neuesten D. Ausg.

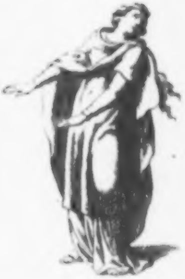
Wenn Sie in *Agnes Bernauerinn* gewisse Scenen, etwa die fünfte des ersten, die dritte des vierten Aufzuges, lesen; so finden Sie keine Schwierigkeit, Sich in der Rolle *Albrechts* die ganze Folge der Bewegungen zu denken, weil diese Bewegungen, ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit, alle gemäſsigt, alle verwandt sind. In jener erstern Scene herrscht Zurückhaltung und Stolz; in dieser letztern, Zärtlichkeit und Rührung: dort hat der Hauptaffect Nüancen der Verachtung, des Hohnlächelns, des Trotzes, der muthigen Zuversicht; hier, des edlen moralischen Gefühls, der Hoffnung, des Vertrauens, der stillen Freude: und alle diese Veränderungen sind so gemäſsigt, so leicht, daſs sich eine aus der andern wie von selbst und ohne Anstand entwickelt. Ganz verschieden ist der Fall in Auftritten, wie der dritte des zweiten Acts ist, wo plötzlich Bewegungen von ganz entgegengesetzter Natur auf einander folgen sollen. Aus dem Erstaunen, worin der Prinz durch die unerwartete öffentliche Beschimpfung versetzt wird, muſs sich sehr bald der hoftigste Zorn entspinnen: er ist zwiefach und ist eben da verwundet, wo sein Herz am empfindlichsten ist, an seiner Ehre als Ritter, an seiner Liebe als Gatte; und die ihm diese Wunden schlagen, sind seine Vasallen, sind seine Unterthanen. Aber mitten unter diesen erscheint auf einmal *Ernst*, ehrwürdig als rechtmäſsiger Oberherr, und gleich ehrwürdig als Vater. Ohne Zweifel wär' es höchstfalsch, höchstwidrig, wenn Albrecht die ganze Scene hindurch einerlei Ton behielte; wenn er mit eben so stürmischem Feuer gegen den Herzog, als gegen Marschälle und Ritter und Vicedom, spielte. Gleichwohl muſs nothwendig sein Zorn auch Ernst, den wichtigsten, den heftigsten seiner Ankläger, treffen; nur wenn er noch selbst Gefühl hat, wenn er nicht das Gefühl aller Zuschauer auf einmal gegen sich empören will: so muſs er mitten in diesem Zorne noch Unterwürfigkeit, Mäſsigung, Ehrerbietung beweisen. Wo er den Rittern trotzt, darf sein Ton laut; wo er gegen den Herzog eifert, muſs er gemäſsigter seyn: wo er jene auffordert, darf er, so nah er will, an die Schranken treten; wo er sich gegen diesen rechtfertigt, muſs er noch immer entfernt bleiben: gegen jene darf er den Körper weit vorlegen; gegen diesen muſs er nur schwach, nur unmerklich sich überbeugen. Gleichwohl kann auch die Ehrerbietung nicht sogleich, nicht unmittelbar, den Zorn bis zu dem gehörigen Grade mildern; noch weniger kann sie das Übergewicht in dem Maaſse erhalten, daſs sie in der Mischung als hervorstechender, herrschender Zug erscheine. Jenes macht die zu groſse Entfernung der Affecten; dieses, die zu heftige stürmische

Natur des Zorns unmöglich. Albrecht hat seine Lanze zerbrochen, hat das Turnier für aufgehoben erklärt, hat jedem der dennoch turnieren würde, Rache bis in den Tod geschworen; er hat die Ritter aufgefordert, seinen Arm, sein Schwert, sein Herz zu versuchen; er hat seinen Handschuh gegen jeden hingeworfen, der die Ehre seiner Gebieterinn antasten würde: und unmittelbar nach diesen drei so wilden, so feurigen Ausbrüchen, wendet sich die Rede wieder an seinen Vater. Finden Sie nicht, daſs hier eine dreifache Pause durchaus unentbehrlich ist, wenn Albrecht seine Hitze nur einigermaſsen, nur bis dahin dämpfen soll, daſs er nicht allzulaut, zu heftig, zu stürmisch werde? Sehen Sie nicht, während dieser Pausen, ihn gleichsam mit seiner Hitze ringen, ihn nur mühsam sie in die Gewalt bekommen, ihn besonders da wo er die Lanze zertreten hat, ein paar unruhige Schritte umhergehen, unschlüssig sich hin und her wenden, den Blick gleichsam ungerne, und so daſs es ihm kostet, nach dem Herzoge hinrichten? Und wenn er nun wirklich zu reden anfängt: fühlen Sie nicht, daſs er an allen Gliedern zittern, daſs seine Farbe wechseln, seine Stimme schwanken muſs; daſs man noch immer das Übergewicht des Zorns muſs erkennen können, der ihn am Ende, nach dem unglücklichen Schwertschlag, Sohn und Unterthan vergessen macht, und ihn über alle Grenzen hinausreiſst?

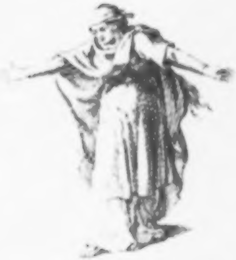
So, wie dieses erste Beispiel, darf ich auch das zweite und folgende nicht erst selbst erfinden; ich darf mich nur dessen was ich gesehn habe, erinnern. *Alceste,* die sich zur Rettung ihres Gemahls den

Todesgöttern durch eine feierliche Anrede geweiht hat, wird plötzlich von der fürchterlichen Phantasie ergriffen, als ob sie die Fittige der unterirdischen Schatten schon rauschen hörte, schon sie niedersteigen sähe, schon als bestimmtes Opfer von ihnen fortgeschleppt würde. Der Tonsetzer, der diese Gedanken durch Wiederholungen ausbildet, läſst die Furcht der Unglücklichen von Rede zu Rede steigen, den Athem sich immer mehr verkürzen, die Stimme immer schwächer, immer ohnmächtiger niedersinken. Zu dieser so bedeutenden, so ausdrucksvollen Declamation war die letzte Stellung der Schauspielerinn einsinkend, halb schon fallend; sie hatte sich von dem Orte wo sie sich das Phantom dachte, seitwärts weggebeugt, und warf mit abgewandtem Gesichte nur noch halbe schüchterne Blicke hin; die Arme, die sich dem Schreckbilde verwandt entgegengeworfen hatten, behielten zwar noch die anfängliche Richtung: aber zu ihrer Erhebung, zur Anspannung der Muskeln, waren Muth und Kräfte verschwunden, und schon fielen sie matt und zitternd gegen die Erde (*Fig.* 56). Unmittelbar auf diese Ohnmacht der Furcht, sollte die zweite muthige Anrede an die Götter der Hölle, die zweite entschloſsne Darbietung des eigenen Lebens folgen. Die musikalische Declamation ist hier feurig, selbst bis zur Wildheit; sie kündigt eine Seele in einem erhöhtern Zustande der Kräfte an: und so muſs denn auch das Spiel einen sehr beträchtlichen Grad von Feuer haben, wenn nicht eine höchst widrige Disharmonie zwischen dem musikalischen und dem mimischen Ausdruck entstehn soll.

T. 86. p. 348.



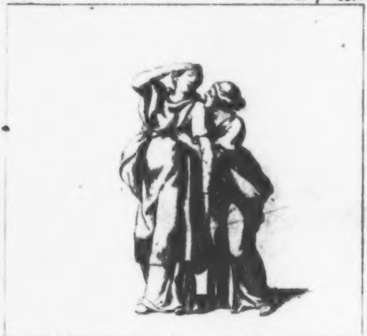
T. 87. p. 349.



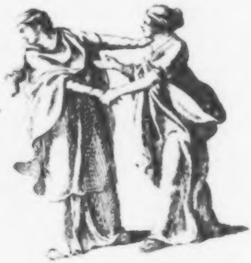
Univ. Bibl.
München

Der Blick Alcestens, weil sie unterirdische Gottheiten aufruft, muſs sich gegen den Boden kehren, der Körper muſs vorwärts hangen, der Schritt muſs weit seyn, die Arme müssen sich ausbreiten; das weit offne Auge muſs hervorquellen, und der Blick etwas Begeistertes, Starres haben *(Fig. 57)*. Einzeln genommen sind diese beiden Ausdrücke, jeder für die Rede, die er begleiten, für den Gemüthszustand den er bezeichnen soll, von der abgemessensten Richtigkeit: keiner ist überspannt, keiner zu matt; aber sie in so nahe Verbindung zu bringen, Kraft auf Ohnmacht, entschloſsnen Muth auf zitternde Bangigkeit so unmittelbar folgen zu lassen: das würde wider die Kenntniſs anstoſsen, die jeder, auch wenig unterrichtete, Zuschauer von dem menschlichen Herzen, von der Natur der Empfindungen hat. Hier also war eine Pause und selbst eine längere nöthig, um durch mehrere Mittelzustände die beiden so entgegengesetzten Empfindungen verbinden zu können. *Parthenia* griff die sinkende Königinn auf, schloſs sie in ihre Arme; *Alceste*, an dem schwesterlichen Busen sich bald erholend, hob den matten Arm, und legte, im Gefühl ihrer Verwirrung, die Hand vor die Stirne, indeſs Parthenia mit Blicken voll Schmerz und Liebe ihr zuzureden schien, daſs sie doch ihrem Vorsatz entsagen, ihr schreckliches Gelübd widerrufen mögte *(Fig. 58)*. So wie Besonnenheit und Kräfte zurückkamen, erwachte Alcestens ganze Zärtlichkeit wieder; ihr Vorsatz blieb fest: Anfangs war nur noch ihr Blick von Parthenien weggewandt; gleich darauf sträubte sich schon ihre Hand in der Hand der sie haltenden, in sie dringenden Schwe-

T. 38. p. 350.



T. 39. p. 351.



Univ. Bibl.
München

ster; itzt machte sie schon stärkere Bewegungen sich loszureiſsen, Unwillen und Beharrlichkeit im Auge und auf der Stirne: auf einen noch innigern Blick, eine noch herzlichere Umarmung Partheniens, entwand sich ihr die zu fest entschloſsene Königinn *(Fig. 59)*: und erst dann folgte, mit der ganzen oben beschriebenen Stellung, die zweite muthige Anrede an die Höllengötter. Nicht allein hatte nun die Wiederholung der Todesweihe einen begreiflichen Grund: auch der beleidigende Sprung in den Empfindungen war vermieden, und was sonst bloſser müſsiger Zierath, leerer musikalischer Überfluſs hätte scheinen können, ward bedeutender, reizender Zug im Charakter. —

Um der Verlegenheit auszuweichen, worin die Wahl mehrerer Beispiele mich setzen würde, werfe ich einen Blick in unsern so lange vergeſsnen *Remond von Ste Albine.* Er hat der Beispiele zwei, das eine aus *Racinens Phädra*, das andre aus *Voltärens Zaire;* aber sein Räsonnement darüber ist wenig gründlich. *Phädra*, die endlich alle Bedenklichkeiten überwunden, und ihre sträfliche Liebe gegen *Hippolyt* zwar mit Wendungen, aber doch mehr als zu deutlich erklärt hat *), erhält von diesem die beschämende niederschlagende Antwort:

> *Dieux! Qu'est-ce que j'entens! Madame, oubliez-vous,*
> *Que Thesée est mon père et qu'il est votre époux?*

Er scheint das Bittre dieses Vorwurfs mildern zu wollen, indem er, nach einer Zwischenrede der Königinn, fortfährt:

Mada-

---

*) *Acte 2, sc. 5.*

Madame, pardonnez! J'avoue en rougissant,
Que j'accusois à tort un discours innocent.
Ma honte ne peut plus soutenir votre vue,
Et je vais — — ;

allein die Unglückliche merkt nur zu wohl, daſs er sie verstanden, und wenn sie's auch nicht merkte, so ist ihre Leidenschaft für längere Verstellung zu heftig. „Hier wird, „sagt *Remond*, die Liebe der Königinn-„Wuth; kein Augenblick scheidet diese „beiden so entgegengesetzten Empfindungen von einander; der Übergang geschieht ohne Vorbereitung, ohne Zwischenschattirung... Nicht immer, fährt „er fort, dürfen die Übergänge so rasch, „so plötzlich geschehen: denn gemeiniglich überwindet die eine Leidenschaft „die andre entgegengesetzte erst nach einigem Kampf; und um in solchen Fällen die Wahrheit der Natur zu treffen,

„ist dem Schauspieler die Kunst des Schattirens und Verschmelzens höchstnöthig.„ — Es ist fürs erste falsch, daſs sich die Liebe der Phädra in Wuth verwandelt, oder Remond müſste mit diesem Worte einen andern als den gewöhnlichen Sinn verbinden; ihre lange, nur allzulange Rede hebt zwar freilich mit dem Ausrufe an:

— Ah cruel! tu m'as trop entendue!
Je t'en ai dit assez, pour te tirer d'erreur.
Hé bien! connois donc Phèdre et toute sa fureur!

aber in der That ist das nicht Ausbruch des Zorns, sondern des tieſsten Schmerzens, des bittersten Leidens, das sich am Ende zwar allerdings in Wuth, aber nicht der Rachgier sondern der Verzweiflung, verwandelt. Doch wenn auch wirklich Phädra in den ausschweifendsten Zorn geriethe; wie kann Remond sagen, daſs es ohne Übergang, ohne Mittelaffect geschehe? Las er denn nicht, was die Königinn dem Hippolyt schon vorher auf seine erste Rede antwortet:

„Et sur quoi jugez-vous, que j'en perds la mémoire?
Prince, aurois-je perdu tout le soin de ma gloire?

Oder fühlte er nicht, daſs diese Worte mit sichtbarer Verwirrung der Scham müssen gesprochen werden? daſs, während der gleich folgenden mildern Wendung Hippolyts, die unglückliche Königinn mit sich selbst ringen muſs, bis sie in der Unmöglichkeit, ihre Ehre retten oder ihrer Liebe widerstehen zu können, in das volle schmerzliche Bekenntniſs ausbricht?

Wenn Phädra nach den schwärmerischen verliebten Entzückungen, worin sie sich so ganz verloren hatte, augenblicklich und ohne den mindesten Übergang in den wildesten Schmerz geriethe: so wäre das überhaupt wider die Natur der Seele; wenn sie in Zorn geriethe: so wäre das noch überdies wider die Beschaffenheit ihrer Lage. — Die Lage *Clorindens* beim *Cronegk* ist ganz verschieden; das Liebesbekenntniſs, das diese ablegt, hat nichts von jenem Schwärmerischen, jenem Weichlichwollüstigen, welches aus allen Reden der Phädra athmet: ihr entschloſsner, muthiger, stolzer Charakter erhält sich durchaus; und wenn sie dem *Olint* mit ihrer Liebe nicht bloſs Rettung des Lebens, sondern auch Krone und Purpur anbeut, so ist das minder Schwäche, als groſsmüthige Freundschaft, als Gerechtigkeit gegen das Verdienst und Erhabenheit über Vorurtheile. Gleichwohl giebt der Dichter auch ihr, ehe sie ihren ganzen

Unwillen ergiest, Augenblicke der Scham und Verwirrung:

> Verstumm! Das ist genug. — Ihr Götter, blitzt auf mich!
> Verberget meine Schmach! Ich bin verachtet! Ich!
> Er haſst mich. Ich verschmäht! erniedrigt! — Frevler, fliehe!
> Flieh, sag ich!... *)

Nehmen Sie diese Worte hinweg, und ich frage Sie: ob nicht in den Empfindungen eine sehr merkliche, widrige Lücke entstehe? ob nicht *Lessings* Ausspruch zwiefache Wahrheit erhalte: daſs in der Rolle Clorindens Alles Widerspruch sei, und sie immer von einem Äuſsersten auf das andere springe **)?

In den Stellen, die Remond aus der

---

*) Olint und Sophronia, Aufz. 3, Auftr. 3.

** Hamb. Dramat. Th. 1, St. 5 (Schriften, Bd 24, S. 42).

Zaire anführt, findet er die Übergänge sehr schwer, und gerade hier sind sie sehr leicht. Er redet von Bewegungen, die einander mit gröſster Geschwindigkeit zerstören, und hat dabei ohne Zweifel die beiden Empfindungen im Sinne, die der Eifersüchtige immer vereinigen will und nie vereinigen kann: Haſs, und Liebe *).

---

*) *L'Acteur, p. 212. L'art de passer adroitement d'un mouvement à l'autre est difficile. Il l'est sur-tout, lorsque ces mouvemens se détruisent l'un l'autre avec une extréme rapidité, ainsi que dans ces endroits de la tragédie de Zaire:*

— O nuit, nuit effroyable!
Peux-tu prêter ton voile à de pareils forfaits?
Zaire! — L'infidele! — Après tant de bienfaits!

J'aurois d'un oeil serein, d'un front inaltérable,
Contemplé de mon rang la chûte épouvantable.
J'aurois su dans l'horreur de la captivité
Conserver mon courage et ma tranquilité.
Mais me voir, à ce point, trompé par ce que j'aime!

Remond bedenkt nicht, daſs *Orosman* nicht erst eifersüchtig wird, daſs ers schon ist; er bedenkt nicht, daſs der ganze Zustand der Eifersucht ein unaufhörliches Ringen, Kämpfen, Schwanken, Leiden ist;

Hélas! le crime veille, et son horreur me suit.
A ce coupable excès porter sa hardiesse! —
Tu ne connoissois pas mon coeur et ma tendresse,
Combien je t'adorois; quels feux — Ah Corasmin,
Un seul de ses regards auroit fait mon destin.
Je ne puis être heureux, ni souffrir, que par elle.
Prens pitié de ma rage! Oui, cours — Ah! la cruelle!

Voilà les premiers pleurs, qui coulent de mes yeux.
Tu vois mon sort. Tu vois la honte, où je me livre.
Mais ces pleurs sont cruels, et la mort va les suivre.
Plains Zaire! Plains-moi! L'heure approche. Ces pleurs
Du sang, qui va couler, sont les avant-coureurs.

daſs ihre mancherlei Bewegungen sich anders nicht, als durch mehr oder minder Neigung nach dieser oder jener Seite hin, unterscheiden. Das eine mal ist Orosman mehr der zürnende Beleidigte, das andre mal mehr der klagende Unglückliche; jetzt hat in seinem Herzen Rachgier, jetzt wieder Liebe den Überschwung: aber Liebe, in so naher Vereinigung mit dem Zorne, kann anders nicht, als in der Gestalt des Leidens erscheinen; und vom Leiden zum Zorne, so wie vom Zorne zurück zum Leiden, ist, wie schon mehrmalen gesagt worden, der leichteste Übergang von der Welt.

Vier und vierzigster Brief.

Bisher, mein Freund, gingen wir noch immer von reinen, wenigstens scheinbar-reinen Empfindungen aus; es ist noch der Fall übrig, wo *schon mehrere* Affecten in der Seele vorhanden sind, und entweder der eine das Übergewicht erhalten, oder auf die Verwirrung aller ein ganz neuer Zustand erfolgen soll. Offenbar sind hier eben die Grundsätze anwendbar, die bei dem Wechsel reiner Empfindungen galten, und so müssen Sie hier nichts Neues, nichts Bedeutendes mehr erwarten. Ist der Affect, der den Überschwung erhalten soll, schon in der *Mischung* der herrschende: so braucht er nur etwas mehr Nahrung, um den mitverbundnen gänzlich zu unterdrücken und in voller Kraft zu erscheinen; ist er der schwächere, so muſs er entweder durch langsame Gradation dem andern immer mehr abgewinnen: oder es entsteht auch hier, wie bei allen plötzlichen Veränderungen, eine gewisse Beunruhigung, ein gewisses Schwanken der Seele; ist er dem mitverbundenen an Kraft ungefähr gleich, so kann er ihn ebenfalls nur nach und nach, nur durch allmähliche Zunahme, oder nicht ohne merkliche Verwirrung des Ideengangs, in die Gewalt bekommen. Den ersten Fall kann *Albrecht* erläutern, wenn er sogleich nach dem Schwertschlag aller Ehrerbietung vergiſst; den zweiten, *Alceste,* wenn mit der Besonnenheit ihre Liebe und ihr Muth zuerst wieder aufleben; den dritten, *Zomire,* wenn sie zwischen entgegengesetzten Begierden kämpft, deren eine sie nach dem magischen Spiegel hin, die andre davon zurückzieht. — Tritt der oben bemerkte letzte Fall ein, daſs ein ganz neuer Affect auf den schon zweifelhaften Zustand der Seele folgen soll: so ist die Verwirrung geringer, wenn dieser Affect dem schon herrschenden; gröſser, wenn er dem schwächern; am gröſsten, wenn er keinem der vorhandnen Affecten verwandt ist. —

Da ich so ruhig in meiner Materie fortfahre, so denken Sie vielleicht, daſs ich Ihre Erinnerungen, von denen ich schon im vorigen Briefe schwieg, ganz übergehen wolle; aber in der That wollt' ich das Fehlende von jener nur erst nachholen, ehe ich mich an die Prüfung von diesen machte. Daſs meine Betrachtungen, wie Sie sagen, nur auf das *Allge-*

meinste gerichtet waren; daſs ich tausend nähere Bestimmungen, tausend noch zu machende Unterschiede aus der Acht lieſs, räume ich ein; aber ungerne mögt' ich, auſser diesem Mangel, mir noch den Fehler zu Schulden kommen lassen, daſs ich wirkliche Einschränkungen meiner Grundsätze, wirkliche Ausnahmen davon übersehen, und meinen Regeln eine Allgemeinheit gegeben hätte, die ihnen nicht zukäme. — Ich habe die Schrift, die Sie mir nannten, gelesen, habe sie ihres scharfsinnigen Verfassers würdig und die aufgeworfene Frage völlig darin gelöst gefunden; der einzige Zweifel, den ich noch habe, betrifft den Punct, auf den es hier ankömmt.

„Plötzlicher Übergang, sagt Herr *Tie*„*demann* *), von einem Gegensatze zum

---

*) Hessische Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst

„andern, wenn auf einmal in den Ursachen
„Änderung vorgeht, läſst sich bald
„erklären. Zorn und Lachen, nicht das
„bittere Hohngelächter, sondern das Lachen
„der Freude und Lustigkeit, schlieſsen
„einander aus: dennoch wird der
„äuſserst Aufgebrachte, sobald sein Gegner
„den Widerstand *fahren* läſst und mit
„komischen Ausdrücken in Worten oder
„Stellungen Furcht oder Unterwerfung
„zu erkennen giebt, sich des lauten Gelächters
„nicht erwehren können; sogar,
„wenn ihm auch sonst dergleichen kein
„hinlänglicher Reiz zum Lachen gewesen
„wäre. Der gefühlte Contrast zwischen
„seinem groſsen Eifer, seiner heftigen Anstrengung,
„und dem geringen Wider-

St. 7. Nr 4. „Vom plötzlichen Übergange der
„Seele aus einem Entgegengesetzten in das
„andre.“

„stande, der sonst weder so *groſs* gewesen, noch so lebhaft gefühlt wäre, reiſst ihn unwiderstehlich zum Lachen hin, und macht ihn, nicht allmählich sondern plötzlich, von einem Gegentheile zum andern übergehen." — Wäre hier nicht von dem *äuſserst* Aufgebrachten die Rede, so würde ich gegen die Wahrheit der Beobachtung nicht streiten: um so weniger, da die Ausdrücke des Gegners komisch seyn sollen; aber wie auf heftigen entschiednen Zorn augenblicklich ein lautes lustiges Gelächter folgen könne? weiſs ich mir nicht zu denken. Ich mag die Situation so oder anders annehmen; so scheint es mir immer, als ob der Zornige eben darüber, daſs er von einem so Nichtswürdigen sich so weit treiben lieſs, erst den lebhaftesten Unmuth fühlen, diesen Unmuth durch Reden oder Thätlichkeiten auslassen, und wenn er lacht, nothwendig mit Bitterkeit lachen, also hohnlachen müsse. Indeſs, wenn auch die Beobachtung selbst völlig wahr ist, so scheint sie nicht das was sie soll, zu beweisen: nicht die Möglichkeit des plötzlichen Überganges von einem Entgegengesetzten ins andre. Der wahre Gegensatz des Zorns würde eine Empfindung seyn, die statt des raschen einen langsamen, statt des vollen einen schwachen, statt des abgestoſsnen einen gebundenen, statt des ungleichförmigern einen gleichförmigern Gang hielte; der vollkommenste Gegensatz eine Empfindung, die alle diese Eigenschaften im höchsten Grade vereinigte. Das aber ist nicht der Fall mit dem Lachen: dieses ist Mittelempfindung, ist eine Art von Unentschiedenheit, von Hinundherschwanken der Seele, welches nur mehr nach den muntern als nach den trägen oder stürmischen Empfindungen hinzieht. Der Zornige, der aus seiner Wuth auf einmal in ein lustiges Lachen fiele, würde damit nicht von einem Äuſsersten auf das andere springen; er würde bloſs in ein Schwanken gerathen, und mit diesem Schwanken, nur ein wenig zu schnell, die Neigung nach dem andern Äuſsersten hin gewinnen.

„Auf gleiche Weise, fährt Herr *Tiedemann* fort, geht heftige Liebe, wenn „der Gegenstand ihrer auf einmal unwürdig erfunden wird und allmähliche Sättigung die Gleichgültigkeit nicht vorbereitet hat, in heftigen Haſs über. Die „Stärke unsrer Zuneigung läſst uns des „Gegenstandes Unwürdigkeit und Nichtswürdigkeit so viel lebhafter fühlen, und „treibt uns, über die Gleichgültigkeit hin-

„weg,

„weg, zum heftigen Hasse.“ — Über die Gleichgültigkeit hinweg, ist sehr wahr; aber auf einmal zum Hasse? ohne ein zwischenliegendes schreckhaftes Erstaunen? ohne einen verwirrten Tumult von Empfindungen, der zwar endlich mit vollem entschiedenem Haſs sich endigen kann, aber es doch schwerlich gleich Anfangs ist? — Ich denke, es ist nur die Schuld der Sprache, die so wenig Ausdrücke für die endlose Mannichfaltigkeit unsrer Seelenbewegungen hat, daſs oft auch der Scharfſichtigste seine Beobachtungen für etwas anders nimmt, als sie sind. Doch lassen sich auch noch andere Ursachen angeben: die groſse Schnelligkeit in der Folge der Empfindungen, und die groſse Feinheit in ihrer Mischung. Jene verbirgt uns die Mittelaffecten, und verführt uns daſs wir *schnell* mit *plötzlich* verwechseln; diese läſst uns in den beiden Zuständen der Seele, in dem welcher aufhören, und in dem welcher anfangen soll, die schwächern Nuancen nicht inne werden, die beide in einander verfloſsen; sie läſst uns nicht bemerken, wie zu den Hauptempfindungen sich gewisse leise, gleichsam stumme, Nebenempfindungen, gewisse geheime Launen gesellen, die, wenn man sie mit in Rechnung brächte, den scheinbaren Sprung bald würden erklären können.

Lassen Sie sehen, ob nicht auch bei dem zweiten Vorwurfe, den Sie mir machen, sich irgend ein kleiner Miſsverstand findet. Ich soll den Unterschied zwischen Affecten übersehen haben, die in ihren Ursachen verbunden und die in ihren Ursachen getrennt sind *). Wenn, meinen

---

*) Man s. darüber *Hume*, und *Home*, an den angeführten Orten.

Sie, die Seele durch einen gewissen Gegenstand in eine bestimmte Empfindung versetzt sei, und nun ein andrer mit jenem nicht verbundner Gegenstand auf einmal durch eine ungleichartige, oder (nach ſeiner Art zu reden) durch eine entfernte, Empfindung den Ton derselben zu verändern strebe: so möge freilich Anfangs, wegen der Neuheit des zweiten Gegenstandes, eine Art von Verwirrung entstehen, eine Art von Schrecken, von kurzem Erstaunen, während dessen die neue Empfindung sich allmählich der Seele bemächtige; aber wenn nun einmal dieser erste Eindruck geschehen sei, so gehe doch die Seele, nachdem sie den einen oder den andern Gegenstand denke, von Empfindung zu Empfindung ohne Mittelaffect und so über, daſs eine von der andern durchaus keinen Abbruch leide, und daſs jede, solange sie da ist, völlig rein, ohne Verwirrung, ohne fortdaurendes Schwanken, herrsche. — Ich gebe zu, daſs der Unterschied zwischen Affecten, die in ihren Ursachen verbunden und die darin getrennt sind, von Wichtigkeit ist, und daſs er bei der Frage von der Folge der Empfindungen nicht weniger in Betrachtung kömmt, als bei der Frage von ihrer Mischung. Aber eine wirkliche Einschränkung unsers Grundsatzes, eine wirkliche Ausnahme davon kann ich darin nicht finden; wenigstens nach dem Beispiele nicht, auf das Sie mich hinweisen und das bei dieser Gelegenheit auch schon *Home* anführt *). *Shylock* fühlt den bittersten Schmerz, wenn er sich der Kostbarkeiten erinnert, die er durch die Flucht

---

*) Grunds. der Krit. Th. 1, S. 174 flg. — *Shakspeare* im Kaufmann von Venedig: Act 3, Auftr. 1.

seiner Tochter verloren; er fühlt die lebhafteste Freude, wenn er an den Unfall seines Handlungsfeindes *Antonio* denkt, an dem er nun nach Belieben sich rächen kann. So wie *Tubal* die Aufmerksamkeit Shylocks bald auf den einen, bald auf den andern Punct lenkt, wechseln bei diesem die beiden so entgegengesetzten Empfindungen ab; Schmerz scheint auf Freude, und Freude auf Schmerz augenblicklich, und ohne Mischempfindung, zu folgen. Ich sage: *scheint;* denn der Schmerz, wo er auf die Freude folgt, äußert sich schon nicht mehr so heftig, als Anfangs; auch kann die Freude, wo sie wieder Meister über den Schmerz wird, nicht sogleich im ersten Augenblicke die ganze Stirn erheitern und ausglätten: sie lächelt mit mattem Schimmer gleichsam nur hinter einer Wolke hervor, und läſst in der ersten Miene, vielleicht auch sogar im ersten Tone Shylocks, noch etwas Kränkliches, Peinliches übrig. Was aber die Hauptsache ist; so findet sich in der Freude ein Zusatz, der zum Vereinigungspuncte mit dem Leiden dient: sie ist Schadenfreude, also Freude des Hasses, des gemäſsigten Zorns, der mit dem Leiden eine so genaue Verwandtschaft hat. Nicht die beiden abwechselnden Empfindungen sind rein, wenn sies gleich scheinen: nur die eine, die erste ist es; die andre ist eine ungewisse, schwankende Seelenbewegung, die eben so leicht nach jener erstern entstehen, als in sie wieder zurückkehren kann.

Wir fangen an, mein Freund, uns in Feinheiten, in Spitzfindigkeiten zu verlieren, die von der Ausübung sich immer mehr zu entfernen scheinen. Es ist Zeit, denk' ich, daſs ich die Untersuchung unsrer Materie, und da sie in meinem Entwurfe die letzte war, daſs ich den ganzen bisherigen Briefwechsel schlieſse. Wenn Sie finden daſs ich nur wenig leistete, so erinnern Sie Sich, daſs ich auch nur wenig versprach: daſs ich gleich Anfangs die Theorie der Mimik nur auf das Allgemeinste einschränkte; daſs ich über das Ganze dieser Theorie nur einige zerstreute Ideen hinwerfen, nur einige schwierige Puncte derselben bemerken, und höchstens einige einzelne Theile bearbeiten wollte. Ich habe, wie ich mir schmeichle, noch etwas mehr gethan, als ich, diesem Versprechen nach, hätte dürfen: statt nur einige nöthige Materialien zum Baue herbeizuschaffen, und die meisten so roh zu lassen wie ich sie aufnahm, hab' ich diese Materialien, so weit sie reichten, schon einigermaſsen verbunden, habe daraus schon so ziemlich eine Hütte, wenn gleich eine bei weitem nicht fertige, an vielen Seiten noch offne, hie und da etwas baufällige Hütte zusammengeschlagen. Möglich genug, daſs dieser zu unvollkommne, zu übereilte Bau entweder von selbst wieder zusammenstürzt, oder daſs auch irgend ein kritischer Verwüster ihn dem Erdboden gleich macht! Aber die Hoffnung bleibt mir doch immer, daſs künftig vielleicht ein reicherer, einsichtsvollerer Architekt den Ort, wo ich mich anbaute, nicht nur reizend von Aussicht, sondern auch vortheilhaft gelegen zum Gewinn für wissenschaftliche Kenntnisse findet, und daſs er dann einer Kunst, die ich liebe, eben da wo ehemals meine Hütte stand, einen tiefgegründeten, in allen seinen Theilen festverbundnen, pracht- und geschmackvollen Tempel aufführt.

INHALT DES WERKS.

Einleitung. I Brief. Lessings Urtheil über den Schauspieler des Remond von Ste Albine. Sein Vorsatz, ein Werk über die körperliche Beredtsamkeit zu schreiben *). Züge aus seinem schriftstellerischen Charakter.

II Brief. Nützlichkeit einer Theorie der Schauspielkunst. Unzulänglichkeit der bloſsen Empfindung. Widerlegung des Einwurfs: daſs Alles was nach Regeln gemacht wird, kalt und ängstlich werde. Absoluter Werth der Mimik.

III Brief. Möglichkeit einer Mimik. Die auszudrückenden Arten der Empfindungen lassen sich übersehen, wenn gleich nicht ihre Objecte. Mannichfaltigkeit der Ausdrücke unter verschiednen Völkern, Ständen u. s. w.

*) Ein Entwurf hievon, und zu Abhandlungen über verwandte Materien, findet sich in *Lessings Schriften*, Bd 22, Nr VII, VIII, u. s. w., S. 231 fgg.

IV **Brief.** Gemeinschaftliches in allen diesen Verschiedenheiten. Einschränkung der Mimik eben auf dieses Gemeinschaftliche.

V **Brief.** Unterscheidung bloſs mechanischer und solcher körperlichen Veränderungen, die von der Einwirkung der Seele abhangen. Regeln für jene erstern. Eintheilung der letztern in solche die nur einen ganz allgemeinen unbestimmten, und in solche die einen speciellern bestimmtern Sinn haben. Regel für jene.

VI **Brief.** Über den Begriff des Worts: Gebehrde. Vorläufige Eintheilung der Gebehrden in malende und ausdrückende. Theile des Körpers, die zu Gebehrden dienen. Schwierigkeit der Beschreibung der Gebehrden, wegen Armuth der Sprache.

VII **Brief.** Zwei Gesichtspuncte für das Gebehrdenspiel: Wahrheit, und Schönheit. Einschränkung der nachfolgenden Untersuchungen auf die Wahrheit.

Erster Theil. Die Gebehrden, einzeln betrachtet.

VIII **Brief.** Erklärung der beiden Wörter: Malerei, und Ausdruck. Was eigentlich mimisch malbar sei? Die Ursache einer malenden Gebehrde ist entweder Lebhaftigkeit der eignen Vorstellung, oder Absicht bei Andern eine lebhafte Vorstellung zu erwecken. Über das viele Figürliche im Gebehrdenspiel.

IX Brief. Eintheilung der ausdrückenden Gebehrden in absichtliche, analoge, physiologische; der letztern wieder in solche die willkürlich nachgeahmt werden können, und die es nicht können. Einziges Mittel, auch die letztern herauszubringen.

X Brief. Ausdruck der unthätigen Ruhe. Verschiedenheiten in diesem Ausdruck, und Gründe derselben. Vorlaufige Anmerkung über den allmählichen Übergang aus Ruhe in Thätigkeit.

XI Brief. Ausdruck der Operationen des Verstandes. Von dem Analogen in diesem Ausdrucke. Von dem Figürlichen darin.

XII Brief. Ausdruck der Affecten. Eintheilung derselben in Begierden uud Affecten des Anschauens. Bemerkung, daſs auch der Verstand Affecten von beiderlei Art habe. Von Lachen, Bewunderung, Verwunderung.

XIII Brief. Ausdruck der Affecten des Herzens, und zuförderst der Begierden. Eintheilung in Begierde nach Genuſs, nach Rettung, nach Wegräumung. Verschiedene Modificationen dieser Begierden.

XIV Brief. Gemeinschaftliches aller nach auſsen gerichteten Begierden: die schiefe Lage des Körpers, die gerade Linie, die Abänderung nach dem verschiednen Verhaltnisse worin der Begehrende und der Gegenstand der Begierde stehen.

XV Brief. Spiel der Genuſsbegierde. Bemerkung über die hier sich äuſsernde Synergie der Kräfte. Figürliche Ausdrücke. Eigenthümliches in dem Spiel der Begierden, die auf Entschlieſsung freier Wesen gerichtet sind.

XVI Brief. Spiel der Rettungsbegierde. Wie sie sich fast immer mit Begierde, das Übel zu kennen und es wegzuraumen, verbindet. Inwieferne auch hier Synergie der Krafte Statt hat. Figürliches und motivirtes Spiel.

XVII Brief. Spiel des Zorns. Zurückschreckende Haſslichkeit desselben. Anmerkung über eine Stelle im Plutarch.

XVIII Brief. Schwierigkeit, die Ausdrücke zu classificiren. Ableitung des Zorns auf fremde und unschuldige Gegenstände. Ähnliche Erscheinungen bei der Rettungs- und der Genufsbegierde.

XIX Brief. Übergang zu den Affecten des Anschauens. Verschiedenheit der philosophischen und der mimischen Betrachtungsart. Daraus hergeleitete Einschränkung der folgenden Untersuchungen.

XX Brief. Ausdruck der angenehmen Affecten des Anschauens. Gebehrden der Freude; Handlungen, worin sie gerne ausbricht. Verschiedene Ausdrücke des ruhigen Selbstgefallens; der moralischen Sympathie.

XXI Brief. Ausdruck der Verehrung; der Liebe. Anmerkung über die Modificationen, welche auch diese Affecten von ihrem Gegenstande annehmen.

XXII Brief. Ausdruck der unangenehmen Affecten des Anschauens. Solcher, deren Ursache blofs Herabwürdigung im Urtheil ist. Ausdruck der Verachtung; der Scham.

XXIII Brief. Solcher, deren Gegenstand ein wirkliches Übel ist. Eintheilung dieser Affecten in solche die sich auf die Ursache, und die sich auf die Empfindung des Übels beziehen. Ausdruck der Furcht, des Ärgernisses, des Verdrusses; Ausdruck der Schwermuth, des Leidens. Rückblick auf die Selbstanfälle des Zorns.

XXIV Brief. Regel von der Vollständigkeit des Ausdrucks.

XXV Brief. Über zusammengesetzte Ausdrücke vermischter Empfindungen. Wie es einige ihrem Namen nach nicht zu seyn scheinen und es doch sind. Allgemeine Regel für solche Ausdrücke. Beispiele.

(So weit geht der Erste Band.)

XXVI Brief. Fernere Beispiele des Ausdrucks für gemischte Empfindungen. Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der Gebehrdensprache. Ob es in dieser Sprache Synonymen gebe? Beispiele feinerer Unterschiede. Über die Grille, bei verschiednen Vorstellungen desselben Stücks mit Ausdrücken zu wechseln.

XXVII Brief. Verdienst des Schauspielers mit Verdienst des Zeichners verglichen. Wann im

Gebehrdenspiel Malerei erlaubt, und wann sie unerlaubt sei. Erläuterung einer miſsverstandnen Stelle des Macrobius. Regel, wie Quintilian sie gefaſst, und nähere Bestimmung derselben. Beispiele falscher Malerei.

XXVIII Brief. Fälle, wo die Malerei das richtige Spiel ist. Von der Zusammensetzung malender und ausdrückender Gebehrden. Fälle, wo die vollkommne Vereinigung beider möglich, und wo sie unmöglich ist. Völlig abgeschmackte Malereien. Beispiele davon.

XXIX Brief. Ausdehnung dieser Regel auf die Pantomimen. Wie darin alle dem Ausdruck hinderliche Malereien können vermieden werden; auch wenn Handlung der Stoff ist. Stoff, den die Alten für ihre Pantomimen wählten. Über eine Stelle im Lucian.

XXX Brief. Ideal einer Pantomime nach Noverre. Was für Gegenstände er will behandelt haben, und wie bei diesen alle falsche Malereien entbehrlich sind. Unmöglichkeit, daſs pantomimische Vorstellungen solcher Handlungen verstanden werden, die nicht aus den allgemeinen Trieben der Natur, nicht aus den gemeinen Vorfällen des Lebens begreiflich, oder auch nicht schon vorher bekannt sind. Cautel

Cautel bei Behandlung auch schon bekannter Gegenstände. Beispiel unverständlicher und zugleich geschmackloser Malerei.

XXXI Brief. Schwierigkeiten, die sich der Erfindung einer eigentlichen Gebehrdensprache entgegensetzen.

Zweiter Theil. Die Gebehrden, in ihrer Folge betrachtet.

XXXII Brief. Noch einige Anmerkungen über die pantomimischen Schauspieler der Alten. — Gebehrdenkunst, als Musik. Umfang, den das Wort Musik in seinem ursprünglichen Sinne bei den Alten hatte. Bemerkung, daſs allen musikalischen Künsten einerlei Begriffe und Regeln zum Grunde liegen.

XXXIII Brief. Blick in die Kunst der Declamation zum Beweis dieses Satzes.

XXXIV Brief. Regel, die für den Schauspieler aus der allgemeinen Natur der dramatischen Gattung flieſst. Verschiedene Arten des Rhythmus der Rede. Gebrauch jeder Art. Verschiedene Arten der Declamation. Gebrauch jeder Art. Entsprechende Arten des Gebehrdenspiels: Tanz, rednerische Gesticulation, Spiel des Umgangs. Einschränkung

des Schauspielers auf das letztere, sowie des dramatischen Dichters auf die Prosa.

XXXV Brief. Beweis der dem Schauspieler gegebenen Regel, durch Beweis der dem Dichter gegebenen Regel. Gründe, die das Ansehen der Alten im Punct des Drama entkräften. Verschiednes Bedürfniſs ihrer und unsrer Bühnen. Schlegels Gründe für die Versification, und Wichtigkeit dieser Gründe.

XXXVI Brief. Zweck der Dichtkunst. Wie man nicht auf das was überhaupt Vergnügen wirken kann, sondern auf das zu sehen hat, was eine besondre bestimmte Art des Vergnügens befördert. Kraft der Sylbenmaaſse. Unschicklichkeit einförmiger Sylbenmaaſse für das Drama.

XXXVII Brief. Unschicklichkeit aller Versification überhaupt für das Drama, die Sylbenmaaſse mögen einförmig oder gemischt oder bildsam seyn. Beweis dieser Unschicklichkeit aus Natur und Zweck des dramatischen Gedichts, verglichen mit Natur und Zweck der Versification. Anwendung auf das Gebehrdenspiel.

XXXVIII Brief. Rettung des Gesangs in der

Oper. Rückblick auf das Drama der Griechen. Pflicht des Schauspielers, sich nach dem Dichter zu bequemen. — Ob der geistliche Redner sich nach dem Schauspieler bilden könne, und inwiefern er es könne?

XXXIX **Brief.** Regeln für den Schauspieler in Beziehung auf das Ganze des vorzustellenden Werks; sowohl in Beziehung auf das Ganze des Stücks, als auf das Ganze der Rolle. Ob der Erfolg der wirklichen Aufführung für die Güte eines Stücks beweise?

XL. **Brief.** Regeln in Beziehung auf den Zusammenhang der kleinern Theile einer Rolle, der einzelnen Reden. Wie man bei malenden Gebehrden das Ganze fassen, nicht die verschiedenen Züge vereinzeln müsse. Regel von ununterbrochener Fortsetzung des Spiels; von sanfter Verflöſsung mehrerer ruhigen Thätigkeiten, vom Übergange aus der Ruhe in den Affect, und zurück aus dem Affect in die Ruhe.

XLI **Brief.** Verbindung mehrerer leidenschaftlichen Bewegungen; der einartigen, und der verschiedenartigen. Anschwellen der Leidenschaften. Beispiel richtiger Gradation. Übergang aus Affecten des Anschauens in die ihnen verwandten Begierden. Eintheilung der

verschiedenartigen Affecten in verwandte und entfernte. Unzulängliche Unterscheidungsmerkmaale.

XLII Brief. Wahre Unterscheidungsmerkmaale. Anwendung auf mehrere Beispiele; besonders auf die dem Zorn verwandten Affecten. — Wie Verwandtschaft und Entfernung weniger von der Natur der Affecten im Allgemeinen als von dem Grade ihrer Stärke abhängt. Irrung, die der gemeine Sprachgebrauch hier verursachen kann. Wie nicht bei allen verwandten Affecten die Leichtigkeit des Überganges wechselseitig ist. — Gesetz der Verbindung entfernter Affecten. Schwierigkeit einer weitern Ausführung dieser Materie.

XLIII Brief. Beispiele richtiger Übergänge durch Pausen und Zwischenschattirungen. Kritik einiger Beispiele, die Remond von Ste Albine anführt.

XLIV Brief. Fortgang aus Mischempfindungen. Geständniſs der groſsen Unvollständigkeit dieser Theorie. Beantwortung einiger Einwürfe gegen die Allgemeinheit des angegebenen Gesetzes. Beschluſs.

Ende der Mimik.

J. J. ENGELS
SCHRIFTEN.
NEUNTER BAND.

PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN.
ERSTER THEIL.

BERLIN 1805.
DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG

Universitäts-Bibliothek München

Ad Bibl. Acad. Land.

VORREDE

DES HERAUSGEBERS.

Engel hat als *Theoretiker* vortreflich entwickelt, welchen zauberhaften Reiz nicht nur, sondern auch welchen Nutzen für die Wissenschaft selbst, die gesprächartige Behandlung *philosophischer* Materien gewähre („Über Handlung, Gespräch, und Erzählung:“ Bd 4, S. 103 folgg.). Wie sehr er, *praktisch*, diesen Vortheil und diese Anmuth seinen Lesern und Hörern verschafte, Er der ein so sorgfältiger Künstler und so glücklicher Meister im Dialog war: wissen Alle, die sich seiner Schriften, seines Unterrichts, seines Umgangs erinnern. Eben daher, weil er so ganz die Manier des unsterblichen Griechen fassen konnte, und sie mit richtiger Beurtheilung von Zweck und Plan nachzubilden strebte, eben daher war er der zugleich eifrigste und einsichtvollste Bewunderer der *Platonischen Dialogen.* Und eben daher offenbarte sich ihm sogleich mit heller Deutlichkeit, *welche* Dialogen Platons, und *mit welcher Anwendung,* auf den Schulen zu lesen wären, als ein Königlicher Befehl das ausgebreitetere Studium der Alten vorschrieb, und der weise Minister die fähigsten Gelehrten seiner Zeit und seines Landes darüber befragte. — So entstand Engels *Versuch der Methode* . . ., welcher den ersten Platz in diesem Bande einnimmt, und nach welcher Methode Engel im nächstfolgenden halben Jahre die Logik seinen Schülern auf dem Gymnasium wirklich vortrug. Dieser „Versuch" ward damal 1780 einzeln gedruckt, und späterhin seinen sogenannten „Kleinen Schriften 1795" einverleibt *).

---

*) In diesen *Kleinen Schriften* stehn auch die Aufsätze, welche gegenwärtig den *4ten Bd* dieser Sammlung füllen. Die beiden „Reden auf die Konige" waren vorher einzeln in den Jahren, wo sie gehalten wurden, gedruckt. Die „Rede in der Akademie der Künste" erschien in den Abhandlungen derselben. Die zwei ästhetischen Versuche:

Uber einige Eigenheiten des Gefühlssinnes, ist eine Vorlesung in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin; und steht gedruckt in der (ersten) „Sammlung der *Deutschen* Abhandlungen dieser Akademie von den J. 1788 und 1789“ (Berlin, 1793, 4to), S. 169; und darauf in den schongenannten „Kleinen Schriften,“ S. 153.

Die zwei hierauf folgenden, *bisher nie gedruckten*, kurzen Auf-

---

„Fragmente über Handlung . . .,“ und „Über die Schönheit des Einfachen,“ in der Neuen Leipziger Bibliothek der Schönen Wissenschaften. Das Sendschreiben „über „die musikalische Malerei,“ einzeln gedruckt. Der Aufsatz „über Artikel u. s. w. „der neuern Sprachen,“ in den Beiträgen zur Deutschen Sprachkunde, Berlin 1794. Erste Sammlung, Nr 4.

ſätze schienen der Aufbehaltung nicht unwerth, auch vom Verfaſſer bloſs zurückgelegt, vielleicht vergessen, nicht verworfen. Der erste: *die Sans-Culotten*, ist, wie Titel und Inhalt zeigen, vor zehn oder zwölf Jahren verfaſst; wurde von E. selbst ins Reine geschrieben, und am Ende mit dem Buchstab X. bezeichnet, weil, wie er einem vertrauten Freunde entdeckte, er dies Gespräch damal an ein auswärtiges politisches Journal senden wollte. So viel man weiſs, ist dies aber nicht geschehn. — Der andre Aufſatz: *Regierungs-Weisheit*, war offenbar für den „Fürstenspiegel“ bestimmt; indeſs ist er auch in der zweiten, noch vom Verfaſſer selbst besorgten Ausgabe, Bd

3 dieser Schriften, nicht mit abgedruckt worden.

Engel warf schon vor zwanzig Jahren einen kleinen Aufsatz hin: „die Bildsäule“ (Berl. Monatschrift, 1784 Mai Nr 4 *); nachher in dem Philosophen für die Welt aufgenommen, Stück 21 der gegenwärtigen Ausgabe); wo, nach seiner unnachahmlichen Art, in feiner und gefälliger Einkleidung treffende Winke für den Philosophen und Psychologen lagen. Hier enthüllt er auch, Bd 1 S. 349, die merkwürdige Selbsttäuschung, vermittelst deren wir die sinnlichen Wahr-

---

*) Man nehme auch *Moses Mendelssohn's* scharfſinnige allegorische Fortsetzung, oder weitere Ausbildung, hinzu: *B. Monatsschr.* 1784 *August Nr* 2.

nehmungen nicht in ihrer reinen Einfachheit auffassen, und nach der eigenthümlichen Beschaffenheit jedes Organs und jedes Mediums des Eindrucks beachten, sondern die Empfindungen des einen Sinnes, zumal der gröbern oder dunklern, auf die eines andern, vorzüglich der klärern Sinne, und am Ende sämmtlich auf die Gefühlsempfindungen zurückführen wollen: „als ob (Bd 9 S. 206) wir mit den Händen sehen, oder mit den Augen tasten könnten.“ Er drang seitdem immer mehr auf eine richtige Sonderung dessen was wirklich bei einer sinnlichen Empfindung vorgeht; und wandte die dadurch gewonnenen und festgestellten Grundsätze aufklärend an, bei Untersuchungen über einzelne Sinne, über die feinste bekannte Materie, über den Ursprung metaphysischer Begriffe.

So schrieb er die schon genannte Abhandlung „über einige Eigenheiten des Gefühlssinnes“ im 9ten Bde; wo er das *Gefühl* und das *Getast* unterschied. So späterhin die gröſsere und wichtigere Abhandlung *über das Licht*, die erste im 10ten Bde; wo er auch noch das *Gestrebe*, oder den Muskelsinn, als den siebenten Sinn hinzufügte, und die Miſsverständnisse aufhellte, woraus einzig die Einwürfe gegen Newtons Emanationssystem, und die Fragen über die Undurchdringlichkeit des Lichts, entstanden waren. So endlich die letzte Abhandlung *über den Ursprung des Begriſs der Kraft;*

in welcher man, sowie in der vorletzten Abhandlung *über die Realität der allgemeinen Begriffe*, auch Rücksicht auf die neuere, d. i. Kantische, Philosophie genommen sieht.

Alle Abhandlungen dieses 10ten Bdes sind in der Berlinischen Akademie der Wissenschaften vorgelesen worden, obgleich nicht immer in der Form, wie wir sie hier vor uns haben. Aus mehrern Vorlesungen, die er theils noch aus Meklenburg einschickte, theils hier wiederum selbst hielt, schmolz Engel seinen „Versuch über das Licht“ zusammen, durch Erweiterung, Abkürzung, und vorzüglich ganz andere Stellung. Er lieſs diesen „Versuch“ einzeln, Berlin 1800, 8vo, drucken; und eben deshalb sind die dazu umgearbeiteten Vorlesungen nicht in den Schriften der Akademie aufgenommen. Die Abhandlung „über die Realität allgemeiner Begriffe,“ las er am 9 Juli 1801 vor; die „über den Ursprung des Begrifs der Kraft,“ am 3 Dezember 1801. Sie stehn, *übersetzt*, in den *Mémoires de l'Académie royale des sciences*, *année* 1801, *p.* 129, und *p.* 146. Aus der *deutschen* Handschrift des Verfassers sind sie itzt *zum erstenmal* hier gedruckt.

INHALT

DES NEUNTEN BANDES.

1. Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus Platonischen Dialogen zu entwickeln.

Zuschrift an den Königl. Staatsminister Freiherrn von Zedlitz. Seite 3
Grundriſs des Menon. . . . . . — 10
Einleitung in die Lectionen. . . — 23
Erste Lection. . . . . — 36
Zweite Lection. . . . . — 54
Dritte Lection. . . . . : . . . — 76
Vierte Lection. . . . . — 97

Fünfte Lection. . . . . . . Seite 120
Sechste Lection. . . . . — 139
Siebente Lection. . . . . . . — 159
Vortheile dieser Methode. . . — 184

2. Über einige Eigenheiten des Gefühlssinnes. . . . . — 201

3. Zwei kleine Aufsätze.

I. Die Sans-Culotten. Ein Gespräch. — 233
II. Regierungs-Weisheit. . . . . — 242

VERSUCH EINER METHODE
DIE
VERNUNFTLEHRE
AUS
PLATONISCHEN DIALOGEN
ZU ENTWICKELN.

AN SE. EXCELLENZ DEN KGL. STAATSMINISTER
FREIHERRN VON ZEDLITZ.

Gnädiger Herr,

Die Frage Ewr Excellenz ist: wie für das Studium der alten Sprachen mehrere Stunden auf den Gymnasien können gewonnen werden, ohne daſs gleichwohl die wissenschaftlichen Lehrstunden völlig wegfallen. Denn so sehr Sie überzeugt sind, daſs das Studium der Sprachen und der Philologie überhaupt auf Schulen der vornehmste Zweck bleiben muſs, weil ohne gründliche Kenntniſs derselben keine wahre Gelehrsamkeit möglich ist: so sehr erkennen Sie doch auch die Nothwendigkeit, daſs man die Jugend frühzeitig zu eignem Denken gewöhne, und ihr von den Wissenschaften, um derentwillen die philologischen Kenntnisse eigentlich schätzbar sind, wenigstens einen Vorschmack gebe. *)

---

*) Das Wahre von der Sache ist: daſs der König in einer eignen sehr weitläuftigen Cabinetsorder mehr Lectionen für die Hauptgymnasien seines Landes befohlen hatte, als man in Einen Lectionsplan zu vereinigen wuſste. Da Einwendungen bei Friedrich dem Zweiten nicht galten; so blieb nichts übrig, als daſs man suchen muſste mehrere Stunden in Eine zusammenzuziehen. Man sah die Möglichkeit ein, daſs die Alterthümer bei Lesung der griechischen und römischen Geschichtschreiber, die Rhetorik bei Gelegenheit der berühmtesten alten Redner, und die Schicksale der ältern Philosophie bei Erklärung der philosophischen Schriften des Cicero könnten vorgetragen werden. Nur wie der Vortrag der Logik mit Lesung Platonischer Dialogen sich vereinigen lasse, wollte nicht einleuchten. Es ward ein Versuch gefordert, aus welchem die Möglichkeit einer solchen Vereinigung hervorginge. Daſs der Verfasser bei Entwer-

Zur Vereinigung dieſer zwiefachen Absicht ist kein anderes Mittel, als daſs man die Wissenschaften, so viel ihrer und in so weit sie auf Gymnasien sollen getrieben werden, in den Werken der Alten selbst, oder wenigstens bei Gelegenheit dieser Werke, studire. Das letzte würde mir noch besser als das erste gefallen. Ich würde z. B. *die Vernunftlehre* lieber bei Gelegenheit einiger *Plato-*

---

fung dieses Versuchs sein Augenmerk ganz auf die Form richtete; daſs er mit Fleiſs an Inhalt und Folge der bis dahin üblichen Lectionen nichts Bedeutendes änderte, um nicht, ganz wider seinen Zweck, die Aufmerksamkeit des Ministers von der Form auf die Materie abzuziehen; und daſs also auch nur die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit dieser Form, mit einiger Rücksicht auf das Unwillkürliche ihrer Wahl, an ihm dürfe beurtheilt werden: ergiebt sich aus der angegebenen Entstehungsart dieses Versuches von selbst.

nischen Dialogen, als aus dem Organon des Aristoteles lehren. Denn zuerst sind die Wissenschaften in neuern Zeiten, wenn auch nicht immer so viel weiter gekommen, doch wenigstens so verändert, daſs der Widerlegungen, Berichtigungen, des Hinzusetzens, Einschränkens, Wegwerfens, kein Ende seyn würde; und zweitens wird der Scharfsinn, werden alle höhern Verstandeskräfte der Lehrlinge weit mehr geübt, wenn sie sich selbst die Begriffe abstrahiren, sich selbst die Wissenschaft, unter Anleitung des Lehrers, gleichsam erfinden müssen.

Um Ew Excellenz aus einem Beispiele urtheilen zu lassen, daſs in der That diese Idee leicht realisirt werden könne, und wie sie es könne; mache ich hier einen Entwurf der Methode, und zugleich einen Versuch, die Begriffe und Regeln der Vernunftlehre bei Gelegenheit nur Eines Platonischen Dialoges zu entwickeln. Ich wähle dazu vorzüglich den *Menon:* ein Gespräch, welches nicht allein selbst mit viel dialektischer Kunst geschrieben ist, sondern worin auch hie und da ausdrücklich dialektische Materien erörtert werden. Überdies ist der Inhalt so faſslich; der Vortrag hat so viel von der eigenthümlichen Platonischen Süſsigkeit und Anmuth, daſs die Entwickelung äuſserst leicht, und mehr ergötzendes Spiel als angreifende Arbeit seyn muſs. Vorausgesetzt nehmlich, daſs der Lehrer nur etwas von der Freundlichkeit und Jugendliebe des Sokrates, von seiner Naivetät und seinem Talent zur Geburtshülfe habe.

Das Erste was der Lehrer mit seinen Schülern zu thun hätte, wäre die cursorische Lesung des Dialogs, bei welcher alle grammatische Analysis wegfiele, und dagegen die nöthigen Erläuterungen aus der philosophischen Geschichte u. s. w. in möglichster Kürze beigebracht würden. Da aber nicht alle Schüler hinlängliche Kenntniſs des Griechischen haben; da auch die fremde Sprache, selbst den besten Griechen unter ihnen, die Aufmerksamkeit auf die Sachen und die Übersicht einer ganzen Reihe von Begriffen erschweren mögte: so würde der Lehrer, wenn er nun zum logischen Unterrichte fortschritte, vor allen Dingen den Dialog entweder ganz oder theilweise, nachdem er dieses oder jenes Stück davon brauchte, in die Muttersprache übersetzen und niederschreiben lassen.

Nach geendigter cursorischer Lesung übersähe er nun mit seinen Schülern das

Ganze, bestimmte den Hauptgegenstand der Untersuchung, zeichnete ihnen den Weg zum gesuchten Ziele mit allen seinen dialogischen Ausbeugungen und Krümmungen vor, damit der Schüler sich überall zu finden, sich von der Beziehung welche jeder einzelne Theil der Untersuchung auf das Ganze hat, Rechenschaft zu geben wisse. Ich zeichne hier den Grundriſs des Menon: und Ew Excellenz werden sehen, wie leicht und mit wie wenig Zeitverlust das geschehen kann. Das Gespräch selbst übersetze ich nicht; denn ich weiſs, daſs es Ew Excellenz weit lieber in der Grundsprache lesen.

Grundriſs des Menon.

Der Hauptgegenstand der Untersuchung ist die unter den alten Weltweisen so berühmte Frage, die auch im Platon mehrmalen vorkömmt: ob die Tugend gelehrt werden könne? oder ob sie durch Übung erlangt werde? oder ob sie angeboren, oder endlich, ob sie ein Geschenk der Götter sei? Denn dies letzte, ob es gleich in der Frage nicht ausgedrückt ist, liegt, wie man am Ende sieht, in dem letzten Gliede derselben: η αλλῳ τινι τροπῳ (ἡ αρετη παραγιγνεται τοις ανθρωποις);

Um hierauf antworten zu können, sagt Sokrates, müssen wir vor allen Dingen den *Begriff* der Tugend haben. Denn *ὁ μη οιδα τι εϛι, πως αν, ὁποιον γε τι, ειδειην;* Es fragt sich also: was ist die Tugend?

Menon versucht die Beantwortung; allein da sein Begriff nur *klar*, nicht *deutlich* ist, so kennt er zwar die Tugend, aber er weiſs die wesentlichen Merkmaale derselben im Allgemeinen nicht anzugeben. Er nennt lauter *specielle* Tugenden, die unter dem *generischen* Begriff enthalten sind; aber er sollte diesen generischen Begriff selbst erklären, sollte die *wesentlichen* Bestandtheile davon angeben. Sokrates läſst ihn seinen Fehler einsehn, und Menon versucht andere Erklärungen, die aber alle fehlerhaft sind. Die eine ist zu *eng;* in der andern wird ein *Cirkel* begangen, u. s. f. Die Beispiele von anderweitigen Erklärungen, die Sokrates macht, um dem Menon auf die Spur zu helfen, enthalten, mit jenen zusammengenommen, eine vollständige Theorie der *Definitionen*.

Menon gesteht endlich, nach so manchem miſslungenen Versuche, daſs er nicht wisse, was die Tugend sei. Sokrates behauptet, er wisse es eben so wenig: doch will er es untersuchen. Menon sieht nicht ein, wie diese Untersuchung geschehen könne. Τινα τροπον ζητησεις τουτο, ὁ μη οισθα το παραπαν ὁ τι εστι; ποιον γαρ ὧν ουκ οισθα προθεμενος, ζητησεις; η, ει και ὁτι μαλιστα εντυχοις αυτῳ, πως εισῃ ὁτι τουτο εστιν, ὁ συ ουκ ᾐδεισθα;

Diesen Einwurf beantwortet Sokrates (oder vielmehr Platon in der Person des Sokrates; denn er leiht nur zu oft seinem Lehrer die ihm eigne Pythagoreische Metaphysik, sowie die ihm eigne Spitzſindigkeit) er beantwortet, sage ich, diesen Einwurf durch die Behauptung: daſs der Mensch, wenn er zu lernen scheint, eigentlich nicht das Nichtgewuſste lerne, sondern sich nur des Vergeſsnen, das die Seele in einem ehemaligen Zustande schon gewuſst, wieder erinnre.

Menon fordert davon einen Beweis; und Sokrates ruft aus dem Gefolge desselben einen jungen Sklaven herbei, den er durch Fragen dahin bringt, daſs er einen tiefsinnigen geometrischen Satz von selbst erfinden muſs. Er läſst ihn nehmlich die Linie bestimmen, aus welcher ein Viereck construirt werden kann, das doppelt so groſs als ein gewisses gegebenes Viereck ist. Der Begriff den der junge Sklave von dieser Linie hat, iſt nur ganz *dunkel*: darum *irrt* er, und macht eine ſalsche *Auflösung* der *Aufgabe*. Sokrates überführt ihn von seinem Irrthum, und läſst ihn endlich den *Lehrsatz* finden: daſs die Diagonallinie (διαμετρος) des Quadrats die gesuchte Linie sei. — Du siehst, sagt Sokrates zum Menon, daſs ich ihn nichts gelehrt, daſs ich ihn bloſs über eine Sache, an die er nicht dachte, zweifelhaft gemacht, ihn dadurch zum Suchen veranlaſst, und so dahin gebracht habe sich des Vergeſsnen wieder zu erinnern. — In dieser gelegentlichen geometrischen Ausschweiſung liegt ein ganzer Reichthum logischer Begriffe. Besonders kann sie auch dienen, den Unterschied zwischen mathematischen und philosophischen Begriffen, zwischen *synthetischer* und *analytischer* Lehrart zu zeigen.

Das Gespräch kehrt von dieser beiläufigen Untersuchung zur Hauptfrage zurück. Menon mögte sie aber beantwortet haben, ohne daſs er vorher das Wesen der Tugend genau bestimmen dürfte, weil ihm diese Untersuchung entweder zu schwer oder zu langwierig scheint. Der nachgiebige Sokrates schlägt also einen andern Weg ein. Συγχωρησον, εξ ὑποθεσεως αυτο σκοπεισθαι, ειτε... Λεγω δε το εξ ὑποθεσεως ὡδε, ὡσπερ οἱ γεωμετραι... Er nimmt also an: die Tugend sei eine *Wissenschaft:* dann ist die *unmittelbare Folge:* sie kann gelehrt werden. Ist sie *keine* Wissenschaft, so folgt, daſs sie nicht kann gelehrt werden: denn beide Begriffe sind *identisch.*

Aber ist denn jene Voraussetzung richtig? Ist die Tugend in der That eine Wissenschaft? — So viel, sagt Sokrates, wissen wir doch immer von ihr, daſs sie *gut* ist. Es fragt sich: giebts Güter, die nicht Wissenschaft sind? oder ist Alles was gut ist, in Wissenschaft enthalten? Im ersten Fall bleibts zweifelhaft; im zweiten ists gewiſs, daſs die Tugend eine Wissenschaft ist.

Sokrates macht das letzte auf folgende Art wahrscheinlich. Weil wir durch die Tugend gut sind, so sind wir eben darum auch durch die Tugend nützlich. Παντα γαρ τἀγαθα ωφελιμα. Alle Dinge aber die wir nützlich nennen, sowohl innere Eigenschaften der Seele als äuſsere Dinge, wie Stärke, Schönheit, Reichthum, sind nur insoferne nützlich, als ein guter Gebrauch davon gemacht wird. Mithin: *ει αρετη των εν τῃ ψυχῃ τι εϛι, και αναγκαιον αυτῳ ωφελιμῳ ειναι, φρονησιν αυτο δει ειναι· επειδηπερ παντα τα κατα την ψυχην, αυτα μεν καθ' αὑτα, ουτε ωφελιμα ουτε βλα-*

βλαβερα εϛι, προσγενομενης δε φρονησεως η αφροσυνης βλαβερα τι και ωφελιμα γιγνεται. κατα δη τουτον τον λογον, ωφελιμον γε ουσαν την αρετην, φρονησιν δει τιν' ειναι. — (Ich mag das Griechische φρονησις nicht übersetzen. Denn *Klugheit* ist, auch in unserm gemeinen Redegebrauch, zu offenbar von *Wissenschaſt* unterschieden; und doch soll Menon, wie unten sehr deutlich erhellt, weil die Tugend φρονησις ist, sie auch für επιϛημη halten. Auch Sokrates sagt gegen das Ende des Dialogs: Ουκουν διδακτον εδοξεν ειναι, ει φρονησις ἡ αρετη; και ειγε διδακτον ειη, φρονησις αν ειναι; Im Anfang hieſs es επιϛημη. Daſs also auch Sokrates beide Begriffe, wenn gleich nicht für einerlei, doch für innigst verbunden halten muſs. Vielleicht würd' ich das Hauptwort von *verständig* brauchen, wenn ich das hätte.)

Aus diesen Gründen zieht Sokrates sogleich den *wahrscheinlichen* Schluſs: daſs die Tugend (oder dieſe φρονησις, die wo nicht ganz die Tugend, doch ein Theil derselben ist) nicht angeboren seyn könne. Denn alsdann, meint er, würd' es Leute geben, welche die von Natur tugendhaften, also verständigen und der Republik äuſserst nützlichen, Jünglinge aussonderten, und man würde sie, damit sie nicht verderbt würden, als einen kostbaren Schatz heilig aufbewahren.

Ist aber die Tugend nicht angeboren, so wird sie können erlernt werden. Das scheint Menon richtig, um so mehr da es ihm nunmehr ausgemacht scheint: die Tugend sei eine Wissenschaft. Aber wie? sagt Sokrates, würde dann die Tugend nicht Lehrmeister haben? — Allerdings! — Und welche würden diese Lehrmeister seyn? Sokrates schlieſst aus *Analogie,* daſs es diejenigen seyn müſsten, die sich öffentlich dafür bekennten und als solche besolden lieſsen: die Sophisten. Diese sind es aber nicht; denn nach dem glaubwürdigen *Zeugniſs* des Anytus, der hier mit ins Gespräch geflochten wird, verderben sie eher die Jugend als daſs sie sie besserten. Es müssen also wohl die Tugendhaften selbst seyn? Aber auch diese, schlieſst Sokrates aus mehrern *Erfahrungen,* sind es nicht. Nun sind es aber auch sonst Keine, und mithin kann die Tugend nicht gelehrt werden; mithin ist sie auch keine Wissenschaft.

Menon sieht sich durch dieses Räsonnement in einen Widerspruch verwickelt, den er nicht zu lösen weiſs. Sokrates hilft ihm heraus, indem er ihn bemerken läſst, wie sie beide vorhin zu voreilig gewesen. Nicht bloſs φρονησις, die auf Wissenschaft zurückgebracht werden kann, macht die Menschen gut und nützlich; wahre richtige *Meinungen* (δοξαι) thun dieselbige Wirkung. Und der Tugendhafte, behauptet Sokrates, ist das was er ist, durch richtige Meinungen. Denn es ist ausgemacht: wer nützlich ist, der ist es entweder durch Wissenschaft (durch verständige Einsicht), oder durch wahre Meinungen. Die Eintheilung ist vollständig; der *disjunctive* Satz richtig. Wenn also das *eine Glied hinweggeräumt* ist, so muſs das *andere gelten.*

Diese wahren Meinungen aber werden nicht angeboren, noch werden sie erlernt. Und woher können sie denn die Menschen haben? Es ist nichts übrig, als zu sagen: durch unmittelbare *göttliche Gnade.* Die Tugendhaften sind eine Art von Inspirirten, von ϑείοις. — Dieses mag in der That die Meinung des Sokrates gewesen seyn; denn im Äschines giebt er die nehmliche Entscheidung, und zum Theil mit den nehmlichen Worten. So daſs, wenn nicht beide dem Sokrates nachgesprochen, sie einander müſsten ausgeschrieben haben. — —

Der hier gezeichnete Entwurf des Menon könnte um die Hälfte kürzer seyn, wenn ich nicht, wie Ew Excellenz werden bemerkt haben, so viel Fremdes oder doch Unwesentliches hineingemischt hätte. Auch dadurch hab' ich ihn angeschwellt, daſs ich die darin enthaltene Dialektik überall habe durchblicken lassen.

Ob die Entscheidung des Sokrates richtig, ob sein Räsonnement überall bündig und gründlich sei? darauf kömmt es, wenigstens im Anfang, dem Lehrer nicht an. Er kümmert sich weniger um die Gedanken selbst, als um die Regeln des Denkens. Doch kann es, am Ende der Lectionen, einen guten Stoff zu eignen Ausarbeitungen für die Jugend geben, wenn der Lehrer sie aus den weiter entwickelten, deutlichern Begriffen unsrer jetzigen Philosophie die eigentlich wahre Entscheidung ziehen läſst.

Einleitung in die Lectionen.

Nach geendigter cursorischer Lesung und Vorzeichnung des Plans, käme nun der Lehrer zu seiner Absicht, die Begriffe und Regeln der Vernunſtlehre zu entwickeln.

Vorher sagte er einige Worte von der Vernunſtlehre überhaupt, von ihrem Gebrauch, ihrem Nutzen. — Ich werfe hier diesen Discurs hin, wie etwa ich ihn an meine Zuhörer halten würde. Nicht, als ob ich etwas Neues zu sagen hätte, sondern bloſs um Ew Excellenz zu überzeugen, daſs alle Begriffe weit mehr Licht und Leben annehmen, wenn man sie aus bestimmten einzelnen Beispielen hervorzieht, als wenn man sie in ihrer trocknen Allgemeinheit vorträgt. — —

„Sie haben Sich, glaube ich, Alle, bei Durchlesung dieses Gesprächs, in dem Fall des Menon oder des jungen Sklaven befunden. Sie haben es überall leicht gemerkt, wo die Wahrheit verfehlt oder getroffen, wo richtig oder wo unrichtig geschlossen ward. Dies muſs Sie überzeugen, daſs Sie alle eine natürliche Anlage zur Erkenntniſs der Wahrheit haben. Wenn ja hie und da die Sache einige Schwierigkeit hatte, so brauchte Sokrates die Begriffe nur ein wenig zu entwickeln, und Sie empfanden bald, daſs Sie geirrt hätten oder daſs Sie auf dem rechten Wege wären. — Zugleich aber kann der groſse Unterschied, der sich zwischen einem Menon und einem Sokrates fand, Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn. — Eins zwar hatten sie sichtbar mit einander gemein: die Gesetze des Denkens. Denn sonst wäre es unbegreiflich, wie sie einander hätten verständigen, wie sie in irgend einem ihrer Urtheile hätten zusammentreffen können. Darin aber lag der groſse Unterschied zwischen beiden: daſs der Eine so schnell und so sicher, der Andre so langsam und so unsicher war; daſs der Eine immer einen Faden hatte, der ihn aus dem Labyrinth zurückführte, der Andere, wenn er einmal verirrt war, sich nicht zu helfen wuſste.

„Wenn Sie die Ursachen dieses Unterschiedes angeben sollten; so würde wohl das Erste worauf Sie fielen, die Ungleichheit des natürlichen Talents seyn. Die thut nun freilich sehr viel; aber thäte sie Alles ? Setzen Sie, daſs sich beide

Unterredner, statt in eine philosophische Streitfrage, in ein Wettreiten eingelassen hätten, wo vermuthlich Sokrates den Kürzern würde gezogen haben: wie würden Sie da vom Sokrates urtheilen? Würden Sie sagen, daſs er von Natur kein Geschick zur Reitkunſt gehabt? Oder würden Sie nicht vielmehr geneigt seyn, die Schuld auf seinen Mangel an Übung zu schieben? — Menon war aus Thessalien, dem Vaterlande der Reitkunst; Sokrates aus Athen, dem Vaterlande der Weltweisheit, gebürtig. Nehmen Sie jeden in des andern Umständen an: und Sie würden vielleicht im Menon das gröſsere philosophische Genie, im Sokrates das gröſsere Talent zur Reitkunst zu finden glauben.

„Übung also, die überhaupt alle unsere Kräfte vervollkommt, muſs auch die

Kraft unserer Vernunft, die angeborne Fähigkeit zur Erkenntniſs der Wahrheit, vervollkommen. Die Natur mag mit ihren Gaben so verschwenderisch seyn als sie will; so giebt sie doch weiter nichts, als die Anlagen, die Fähigkeiten: und nur durch lange anhaltende Übung werden diese Fähigkeiten in Fertigkeiten verwandelt. — Das ist, wie gesagt, mit allen unsern Kräften der Fall; mit den geistigen, wie mit den körperlichen Kräften.

„Aber noch Eins, das dem Sokrates einen ausnehmenden Vortheil gab, müssen wir nicht aus der Acht lassen. Nicht allein war er im Gebrauch der Regeln, deren richtige Anwendung zur Wahrheit führt, so viel fertiger und geübter als Menon, sondern er hatte auch eine so viel bessere Kenntniſs davon; er empfand sie nicht bloſs, sondern er wuſste sie anzugeben, wuſste die Ursache jedes begangenen Irrthums mit Namen zu nennen. Dies rührte ganz sichtbar daher, weil er mit andern Übungen seiner Vernunft auch die verbunden hatte, ihre eigenen Gesetze zu erforschen; weil er, unter andern mannichfaltigen Gegenständen des Nachdenkens, auch über die Mittel zur Wahrheit zu kommen und über die verschiednen Quellen des Irrthums nachgedacht hatte. Alle anderweitigen Übungen seiner Vernunft würden ihn weit langsamer und nur zu einer weit unvollständigern, weit undeutlichern Erkenntniſs der Grundsätze, der Verfahrungsarten und der Cautelen gebracht haben, die ihm während der Untersuchung so wohl zu Statten kamen. Er würde nur immer in der Dämmerung gesehen haben; itzt sieht er am hellen Tage.

„Gesetzt also, daſs Sie mir über die Geschicklichkeit des Sokrates eben die Frage vorlegten, die ihm Menon über die Tugend vorlegte: auf was für Art sie erlangt werde? ob sie ein Geschenk der Natur sei? oder ob sie sich durch Übung erlangen, oder ob sie sich als Wissenschaft erlernen lasse? so würde ich antworten, wie vielleicht auch Sokrates hätte antworten sollen, daſs sich alles Drei vereinigen muſs: glückliche natürliche Anlage zum Denken, lange mannichfaltige Übung im Denken, und wissenschaftliche Erkenntniſs von den Regeln des Denkens. Lieſse ich irgend eines dieser Stücke aus der Acht, so würde ich mit den übrigen schwerlich ausreichen; und das könnte mich dann verführen, von der Vollkommenheit der Vernunft, eben wie Sokrates von der

Vollkommenheit des Willens, zu urtheilen: daſs sie ein unmittelbares göttliches Geschenk, eine Art von Begeisterung sei.

„Das letzte der angegebenen Erfordernisse, die Wissenschaft von den Regeln des Denkens, pflegt man *Logik* zu nennen. Doch spricht man gemeiniglich in den Lehrbüchern auch von einer *natürlichen* Logik, und versteht darunter eine bloſs undeutliche Erkenntniſs der Regeln, so wie sie durch den bloſsen öftern Gebrauch der Vernunft, ohne besonderes Nachdenken über die Operationen derselben, erlangt wird. Alsdann nennt man jene wissenschaftliche Erkenntniſs, zum Unterschiede, die *künstliche* Logik. — Ich brauche da freilich eine Menge Wörter, mit denen Sie noch schwerlich die rechten Begriffe verbinden; aber Sie müssen mir das im Anlange zu Gute halten: Sie werden mich verstehen, wenn ich einige Vorlesungen werde geendiget haben.

„Die Absicht dieser Vorlesungen ist, Ihre undeutliche Erkenntniſs der Regeln des Denkens, die Sie Alle schon haben, und die Sie nur, nach Verschiedenheit Ihres natürlichen Talents und Ihrer Erziehung, der eine mit mehr, der andere mit weniger Leichtigkeit anzuwenden wissen, in eine deutliche zu verwandeln: und zwar so, daſs ich Ihnen zugleich eine Fertigkeit im Gebrauch derselben durch unabläſsige Übung verschaffe. Ich will Sie nicht bloſs lehren, was Andre vor Ihnen erfunden haben; ich will Sie, eben wie Sokrates den jungen Sklaven, so lange fragen und wieder fragen, bis Sie Sichs von neuem erfinden. Kurz, ich will mein Möglichstes thun, damit ich aus jedem einzelnen Menon unter Ihnen einen Mann wie Sokrates mache. Mehr brauch' ich wohl nicht zu sagen, um mich Ihrer aller unermüdeten Aufmerksamkeit zu versichern.

„Daſs Naturgaben dazu erfordert werden, wenn mein Werk mir gelingen soll; das muſs Niemanden unter Ihnen irre oder kleinmüthig machen. Sogar denjenigen nicht, der sich durch die Langsamkeit seines Fortganges, trotz aller Mühe die er sich giebt, für überzeugt hält, daſs er nicht zum Philosophen geboren sei. Er muſs wissen, daſs auch ein weniger gutes Talent, so wie ein unfruchtbares Erdreich, durch anhaltenden Fleiſs sich verbessern läſst, und daſs ein schwerer langsamer Kopf darum nicht nothwendig ein unfähiger Kopf ist. — Xenokrates, der freilich von der Natur nicht

nicht bestimmt war ein Aristoteles zu werden, ward doch immer Xenokrates; das heiſst: ein würdiger Nachfolger des Platon in der Akademie, und ein berühmter Name unter den griechischen Weltweisen.

„Doch ich fasse Sie da schon wieder bloſs beim Ehrgeiz, und das mögt' ich nicht gerne. Die Ausbildung unsrer Vernunft hat noch ganz andre und ganz wichtigere Folgen, als daſs sie uns vor den Menschen ein Ansehn verschafft. Sie ist zugleich eine Quelle des reinsten und würdigsten Vergnügens für unser ganzes Leben, und ein nothwendiges Erforderniſs zu unsrer höhern innern Glückseligkeit. Von der Vollkommenheit unsrer Vernunft hängt die gröſsere Vollkommenheit unsers Willens ab, und wer in Erkenntniſs der Wahrheit zurückbleibt, der bleibt in der Tugend zurück. In der Frage unsers Menon: wie wird man tugendhaft? war im Grunde auch die andre Frage begriffen: wie klärt man seine Vernunſt auf?“ —

Dieser kurze Discurs, denk' ich, den ich im mündlichen Vortrage noch etwas ausspinnen würde, enthält alles Wesentliche, was in einer Einleitung zur Logik gesagt werden soll. Den Begriff der Vernunſt, den man hier schon mitzunehmen pflegt, würd' ich erst spät untersuchen. — Nunmehr zur Entwickelung der logischen Begriffe selbst.

Daſs diese Entwickelung möglich sei, daran ist gar kein Zweifel. Der einzige Menon enthält alle Arten von Operationen des Verstandes; alle Arten von Begriffen, von Sätzen, von Folgerungen, von Schlüssen. Er enthält Schlüsse mit bedingten, und mit theilenden Sätzen; Schlüsse aus Analogie, und aus Induction; mit Einem Worte: wenn man sie nur herauszufinden weiß, die ganze Logik. Ja, wenn es darauf ankäme, so könnte der Lehrer sogar die Ordnung der Hauptstücke, wie sie gewöhnlich in den Lehrbüchern der Logik auf einander folgen, beibehalten.

Erste Lection.

Ew Excellenz erwarten nicht von mir, daſs ich Ihnen hier die sämmtlichen Vorlesungen ausgearbeitet vorlege. Sie verlangen nichts, als einen oder einige einzelne Versuche, aus denen die Möglichkeit, die Logik *auf* diese Art zu lehren, erhelle, und die *zugleich* als Probe davon dienen können. — Meine erste Lection sei über die Lehre von den *Begriffen*. Ich versetze mich in die Classe, vergesse daſs Ew Excellenz zugegen sind, und habe einzig mit meinen Schülern zu thun. — —

„Die Untersuchung, die hier Sokrates gemeinschaftlich mit dem Menon angestellt hat; was für einen Gegenstand betraf sie?

Die Tugend.

„Und was sollte von der Tugend ausgemacht werden?

Ob sie gelehrt werden könne.

„Wie viel, glauben Sie, sind auf diese Frage Antworten möglich?

Nur zwei. Ja oder Nein.

„Nicht noch eine dritte? Sokrates giebt sie gleich Anfangs, wenn Sie Sich noch erinnern. Er sagt: er wisse es nicht. Doch Sie sehen wohl: eine solche Antwort ist so gut, wie gar keine Antwort. — — Also eine wirkliche, eine bestimmte Antwort kann nur auf folgende zwei Arten gegeben werden: Die Tugend *läſst sich* lehren; Die Tugend läſst sich *nicht* lehren. Was geschieht in der ersten dieser Antworten? Werden da zwei Begriffe verbunden, oder getrennt?

Verbunden.

„Und in der zweiten?

Getrennt.

„Sie wissen nunmehr, was Urtheilen heiſst. Eben dieses Trennen oder Verbinden zweier Begriffe. Das setzt dann nothwendig voraus, daſs man beide Begriffe vergleichen, daſs man durch diese Vergleichung einsehen muſs, ob sie mit einander übereinstimmen oder sich widersprechen. — — Diese Vergleichung nun; können Sie die nicht bloſs in Gedanken anstellen? nicht bloſs stillschweigend urtheilen, ohne mit Worten Ihr Urtheil auszudrücken?

„So lange Sie das thun, heiſst nun das Urtheil noch nicht ein Satz, sondern schlechtweg ein *Urtheil*. Wenn Sie es aber in Worten ausdrücken; wenn Sie z. B. sagen: die Tugend kann nicht gelehrt werden: was wird da aus dem Urtheil? — Ich hab' es vorhin schon gesagt.

Ein *Satz.*

„Sie *verneinen* in diesem Satze. Und also ist der Satz? —.

Ein *verneinender.*

„Wenn Sie aber behaupten: "die Tugend kann gelehrt werden; was ist er da?

Ein *bejahender* Satz.

„Jede Kunst und jede Wissenschaft hat für ihre eigenthümlichen Begriffe eigenthümliche Wörter, die man *Kunstwörter (Terminos technicos)* nennt. So auch die Logik. Deren können Sie hier gleich noch einige merken, die öfter vorkommen werden. Sie sehen, daſs in jedem Satze zwei Begriffe oder *Termini* (denn ein durch articulirte Töne bezeichneter Begriff heiſst ein *Terminus*) vorkommen. — Der eine ist der, von dem der andre ausgesagt wird. Jenen pflegt man das *Subject*, diesen das *Prädicat* zu nennen.

„Wenn Sokrates sagt: Ich bin unwissend; oder Anytus: die Sophisten sind Betrüger; — was ist in jenem Satze das Subject?

Ich.

„In diesem?

Die Sophisten.

„Das Prädicat in jenem?

Unwissend.

„In diesem?

Betrüger.

„Aber da ist noch ein Verbindungswörtchen: *bin*, *sind*, das eben die Übereinstimmung der Begriffe in beiden Sätzen anzeigt. Sollten Sie nicht schon wissen, wie das heiſst?

Die *Copula*. Oder deutsch: das Verbindungswörtchen. —

„Die aufgeworfene Frage: ob die Tugend gelehrt werden könne? enthält noch so wenig Trennung, als Verbindung der Begriffe. Es ist dennoch ein Satz, aber ein unvollkommner, in welchem Bejahung oder Verneinung erst soll ausgemacht werden. — Sollten Sie Sich nicht aus der Geometrie erinnern, wie so ein unvollständiger Satz, in welchem auch einer der andern wesentlichen Theile, Subject oder Prädicat, fehlen kann, genannt wird?

Eine Aufgabe (*Problema*).

„Und die befriedigende Antwort?

Die Auflösung (*Solutio*).

„Künftig von allen dieſen Begriffen, mit denen ich Sie jetzt nur vorläufig bekannt mache, ein Mehreres.

„Was sagte nun Sokrates gleich zu Anfang des Gesprächs, daſs zu so einer

Auflösung, zu so einer Antwort gehöre? — Wenn ich die ganze Sache nicht kenne, sagte er; wie kann ich wissen, was ihr zukomme oder nicht zukomme? Gesetzt: ich wüſste gar nicht, wer Menon ist; könnt' ich wissen, ob er schön, oder reich, oder von edler Geburt sei? — Unmöglich!

„In der Frage: Ist Menon reich? was ist da das Subject?

Menon.

„Das Prädicat?

Reich.

„Um den Reichthum vom Menon zu bejahen, behauptet Sokrates, muſs er erst einen Begriff vom Menon haben. Setzen Sie für Menon, Subject, für Reich, Prädicat; und machen Sie die Behauptung des Sokrates allgemein: wie wird es dann heiſsen?

So: um das Prädicat vom Subject bejahen zu können, muſs man erst den Begriff vom Subject haben.

„Aber nicht auch vom Prädicat? — Wenn ich gar nicht wüſste, was das Wort: Reich bedeute; könnt' ich da antworten?

Offenbar, nein.

„Also: um das Prädicat vom Subject bejahen zu können, muſs ich erst von beiden die Begriffe haben. — Aber wie? Wäre dies nur alsdann nothwendig, wenn man Begriffe verbindet, wenn man bejaht? nicht auch alsdann, wenn man sie trennt, wenn man verneint? Oder kann man das, ohne von Subject und Prädicat die Begriffe zu haben?

Eben so wenig. Weder bejahen noch verneinen.

„Was ist das Allgemeine, worunter sowohl Bejahen als Verneinen enthalten sind?

Urtheilen.

„Alſo: ohne Begriffe iſt kein Urtheil möglich. Ehe die Seele urtheilen kann, muſs ſie Begriffe bilden.

„Sonach iſt Begriffe bilden die erſte Operation unſrer Vernunft. Denn man zählt in allem nur drei Operationen derſelben: Begriffe bilden, Urtheilen, Schlieſsen. Schlüſse beſtehen aus Urtheilen; Urtheile aus Begriffen. Begriffe ſind alſo das erſte, was wir zu unterſuchen haben, wenn wir die Ordnung der Natur beibehalten wollen.

„Vor allen Dingen müſsen wir nun wiſsen: was iſt ein Begriff? Mit andern Worten: wir müſsen uns zuerſt um den Begriff des Begriffs bemühen. — Ich frage Sie: hatte Menon einen Begriff von der Tugend?

Nein.

„Nein? Lesen Sie nur ſeine Antworten nach! Was er für die Tugend des Mannes ausgiebt, das iſt doch Tugend? Und eben ſo, was er die Tugend des Weibes nennt?

Das freilich.

„Und würd' er denn, wenn er gar keinen Begriff von der Tugend, auch nicht im Ganzen hatte, nur noch ſo richtig antworten können? Würd' er nicht in Gefahr ſeyn, ganz das Gegentheil zu greifen? — Er muſs nicht allein einen Begriff, er muſs ſchon einen klaren Begriff haben. Nicht wahr?

Es ſcheint.

„Nein, es iſt. Sokrates verwirft nur darum ſeine Antwort, weil er mehr als einen bloſs klaren, weil er einen deutlichen, einen ausführlichen Begriff, eine Definition verlangt. — Doch bald ſollt' ich's machen, wie Menon, und Ihnen Arten von Begriffen nennen, eh ich Ihnen im Allgemeinen gesagt hätte, was ein Begriff sei. Um es herauszubringen, will ich mich lieber an den Sklaven des Menon wenden, als an den Menon selbst. Es scheint mir mit ihm der Fall zu seyn, den man so oft trifft: daſs er einen bessern Kopf hat als sein Gebieter. Wenigstens wird Sokrates mit ihm eher fertig, und ich denke wir werdens auch werden.

„Was war es also für eine Frage, die Sokrates dem jungen Sklaven vorlegte?

Die: was das für eine Linie sei, aus der ein Viereck, doppelt so groſs als ein gewisses gegebenes Viereck, construirt werden könne.

„Wie nannten wir oben so eine Frage?

Eine Aufgabe.

„Sie erinnern Sich, daſs der junge Mensch endlich die Antwort fand. Wie nannten wir oben so eine Antwort?

Die Auflösung. —

„Auf welche Art behauptet nun Sokrates, daſs der junge Mensch diese Auflösung gefunden habe?

Durch Wiedererinnerung.

„Lassen Sie das dem guten Alten einmal gelten! Und nun sagen Sie mir: kann man sich an etwas erinnern, wovon man nie eine Vorstellung gehabt hat? oder wovon die Vorstellung, wenn sie auch einmal da war, gänzlich aus der Seele vertilgt ist? — Kann man sich daran wieder erinnern?

Unmöglich.

„Mithin hatte der Sklave schon die Vorstellung von der gesuchten Linie?

Nach der Meinung des Sokrates: Ja!

„Ich merke, was Sie mit dieser Einschränkung sagen wollen: nach der Meinung des Sokrates. — Um zum Zweck zu kommen, muſs ich lieber meine Frage nur anders fassen: Ward nicht die Vorstellung der gesuchten Linie aus lauter andern Vorstellungen, die der Sklave schon wirklich hatte: von Viereck, von Linie, von Dreieck, von Hälfte u. s. w., herausgewickelt?

Offenbar.

„Woraus erkennen Sie das?

Sokrates erklärt eigentlich dem jungen Sklaven nichts; er fragt nur, und der Sklave, wie aus seinen Antworten erhellt, versteht ihn.

„Wohl! Ich frage nun weiter: Läſst sich etwas aus etwas anderm herauswikkeln, ohne daſs es darin eingewickelt sei?

Unmöglich.

„Die

„Die Vorstellung der bewuſsten Linie muſste also in jenen Vorstellungen schon eingewickelt seyn?

Offenbar.

„Und diese Vorstellungen, worin sie eingewickelt war, lagen schon in der Seele des Sklaven?

Wie zugegeben.

„Nun, so lag denn auch die Vorstellung jener Linie schon in seiner Seele; aber noch eingewickelt, noch dunkel. — Beiläufig sehn Sie hier zugleich, wie die Meinung des Sokrates müsse berichtiget werden. —

„Was meinen Sie nun aber ferner? War wohl bis dahin da Sokrates den Knaben aufmerksam auf diese Linie machte, die Vorstellung davon, die, wie wir übereingekommen, doch wirklich in seiner Seele lag, jemal zu einiger Klarheit bei ihm gekommen?

Das scheint nicht. Eher läſst sich annehmen, daſs er vielleicht an so eine Linie in seinem Leben noch nicht gedacht hatte.

„Sie lag also, ihm völlig unbewuſst, in seiner Seele?

Wahrscheinlicher Weise.

„Und wenn ihn nicht der gute Sokrates durch seine Fragen zur Aufmerksamkeit gereizt, nicht seine Vorstellung zum Bewuſstseyn, zur Klarheit gebracht hätte, so würde er vielleicht in seinem ganzen Leben kein Bewuſstseyn davon erlangt haben?

Das läſst sich annehmen.

„Sie erkennen also, daſs wir zweierlei Arten von Vorstellung haben: Vorstellungen *mit*, und Vorstellungen *ohne* Bewuſstseyn. — Fragen Sie nun den Redegebrauch: würden Sie beiden Arten von

Vorstellungen, oder nur Einer, und welcher würden Sie den Namen des Begriffs geben?

Wohl nur der ersten Art: den Vorstellungen *mit* Bewuſstseyn.

„Da haben Sie nun also den *Begriff* des Begriffs. Es ist die Vorstellung Einer Sache, mit Bewuſstseyn verbunden. Mit Bewuſstseyn, daſs wir eine Vorstellung haben, und wovon wir sie haben. —

„Um zu sehen, ob wir uns vollkommen verstanden haben, thu ich noch Eine Frage. Als Sokrates dem jungen Sklaven das Viereck, worauf er die Aufmerksamkeit desselben heften wollte, in den Sand zeichnete — denn das war so die Art der Alten: — glauben Sie, daſs da in der Seele des Sklaven die beiden Vorstellungen des fragenden Sokrates, und des Vierecks worüber er gefragt ward, die einzigen waren?

Wohl nicht.

„Sicherlich nicht. Denn es zeichneten sich auſserdem die Bilder seines Herrn, seiner Mitsklaven, des Stabes des Sokrates, der umliegenden Gegend und aller ihrer verschiednen Gegenstände, in seinem Auge ab: seine Gehörnerven wurden von mancherlei Tönen und Schällen, die immer bei Tage die Luft erfüllen; die Fibern seines Geruchs von mancherlei in der Luft schwimmenden Ausdünstungen erschüttert. Auf jede Erchütterung des sinnlichen Werkzeuges aber erfolgt, nach dem Gesetz der Natur, eine Vorstellung in der Seele. — Die ganze Menge aller zugleich in der Seele befindlichen Vorstellungen heiſst die *Totalvorstellung*. Was war nun von der Totalvorstellung, die der Sklave hatte, in jenem Augenblicke Begriff?

Nur die Vorstellung vom Sokrates und von dem Viereck.

„Warum das?

Weil er sich ihrer allein bewuſst war.

„Und warum war er sich ihrer allein bewuſst?

Weil er auf sie allein seine ganze Aufmerksamkeit richtete.

„Alles übrige also von der Totalvorstellung? —

War in diesem Augenblicke nicht Begriff, sondern nur Vorstellung ohne Bewuſstseyn.

— „Sie haben sehr wohl geantwortet; wie ich sehe, haben wir uns vollkommen verstanden.

Zweite Lection.

„Der gute Erfolg Ihres ersten philosophischen Versuchs wird Sie hoffentlich nicht nur willig, sondern begierig gemacht haben, ihrer mehrere zu wagen. — Sie erinnern Sich noch, was Sie in voriger Stunde entwickelt haben?

Den Begriff des Begriffs.

„Weiter nichts? Hätten Sie's denn nicht gemerkt, daſs Sie in der That noch weit mehr geleistet; daſs Sie auch die wichtige Frage von dem Ursprunge der Begriffe, von der Art und Weise wie sie sich in der Seele bilden, beantwortet haben? — Ich nenne diese Frage wichtig, weil wir ohne ihre Beantwortung, der

Wahrheit unsrer Begriffe nicht gewiſs seyn können. Sind wir aber der Wahrheit der *Begriffe* nicht gewiſs, so sind wirs auch der Wahrheit der darauf gebauten Urtheile und Vernunftschlüsse nicht. Die Grundlage der Erkenntniſs ist unsicher, und so müssen wir fürchten, daſs das ganze Gebäude einmal zusammenstürze.

„Um Sie zu überzeugen, daſs Sie wirklich das Wesentlichste vom Ursprung der Begriffe schon wissen, und daſs Sie Sich, mit Sokrates zu reden, Ihrer Gedanken darüber nur erinnern dürfen, will ich die zuletzt gethanen Fragen, nur ein wenig ausführlicher, wiederholen. — Was dünkt Ihnen also? Würde der Sklave des Menon, wenn er blind gewesen wäre, von dem Viereck das ihm Sokrates vorzeichnete, einen Begriff erhalten haben?

Offenbar muſste er sehende Augen haben.

„Aber mit diesen sehenden Augen konnt' er ja Alles was in der Welt sichtbar ist, sehen; und doch sah er nur etwas. Was sah er?

Wovon die Lichtstrahlen in seine Augen fielen.

„Und eben so: Um von der Stimme des mit ihm redenden Sokrates einen Begriff zu erhalten; was ward erfordert?

Ein offnes Ohr.

„Wäre das Alles? Wir machten aus: Wenn der Sklave sehen sollte, so muſsten Lichtstrahlen in seine Augen fallen; denn Licht ist die Materie, vermittelst welcher wir sehen. Was ist nun das für eine andre Materie, vermittelst welcher wir hören?

Die Luft.

„Was wird also zum Hören noch ferner erfordert?

Daſs die Luft erschüttert werde.

„Aber hören wir denn alle Erschütterungen der Luft, oder nur diejenigen die zu unserm Ohr gelangen?

Nur diese letztern.

„Also, anstatt zu sagen: die Luft muſs erschüttert werden, sagen Sie lieber: das Gehör muſs vermittelst der Luft erschüttert werden. — Gehn Sie nunmehr die sämmtlichen Sinne durch, und Sie werden überall das Nehmliche finden. —

„Das Auge ist ein *sinnliches Werkzeug.* Nicht wahr?

Allerdings.

„Und ist gesund, wenn es klar sieht?

Freilich.

„Auch das Ohr ist ein sinnliches Werkzeug, und gesund, wenn es wohl hört?

Es ist der nehmliche Fall.

„Und wenn Lichtstrahlen ins Auge

fallen oder Schälle das Ohr erschüttern; so wird in beiden Fällen ein sinnliches Werkzeug *berührt?*

Natürlich.

„Machen Sie mir nun den Satz allgemein. Um zu Begriffen des Gesichts zu gelangen, muſste der Mensch gesunde Augen haben, und die Lichtstrahlen muſsten hineinfallen. Sagen Sie mir nun überhaupt: was muſs geschehen, um zu Begriffen zu gelangen?

Man muſs *zuerst* gesunde sinnliche Werkzeuge haben, und *zweitens* müssen die Werkzeuge berührt werden.

„Doch wie berührt? Ist es gleichgültig, von welcher Materie? — Werden Sie sehen, wenn Ihr Auge nur von der Luft, oder hören, wenn Ihr Ohr nur vom Lichte berührt wird?

Offenbar nein.

„Also, von welcher Materie muſs das Werkzeug berührt werden?

Von derjenigen, vermittelst welcher der Sinn empfindet.

„Da hätten wir also zwei Erfordernisse zur Entstehung jedes Begriffs schon gefunden. — Antworten Sie weiter: Entstand bei unserm Sklaven schon mit dem bloſsen Sehen der Begriff der Figur? — Sie meinen Ja? Sie dürfen sich nur zurückerinnern. — Wurden wir nicht einig, daſs in jenem Augenblick nur die beiden Vorstellungen des Vierecks und des Sokrates in seiner Seele Begriffe waren; daſs gleichwohl auch die ausströmenden Lichtstrahlen andrer umgebenden Gegenstände seine Augen berührten? und er auch von diesen andern Gegenständen Vorstellungen hatte?

Ja! aber Vorstellungen ohne Bewuſstseyn.

„Woran lag das? Doch wohl daran, weil er in diesem Augenblicke nur auf jene beiden Gegenstände Acht gab?

Ganz gewiſs.

„Was gehört also noch ferner zur Erzeugung eines Begriffs?

Die *Beachtung* der Veränderung, die im Werkzeuge bewirkt worden.

„Ganz recht! Die Seele muſs ihre vorstellende Kraft auf den einen Gegenstand sammeln, und ihn dadurch aus dem düstern verworrnen Chaos der Totalvorstellung heraussondern. Dadurch erhält dann die Vorstellung dieses Gegenstandes ein besonders Licht, eine vorzügliche Klarheit. In eben dem Maaſse aber werden auch die Vorstellungen der übrigen Gegenstände verdunkelt. Das sehen Sie an einer gewiſsen Art von Abweſenden, die, wenn ſie ganz in Einen Gedanken vertieft ſind, weder ſehen noch hören, und wenn man ſie anredet, entweder gar keine oder eine ganz verkehrte Antwort geben. — Eine andre weniger gute Art von Abweſenden, die man Zerſtreute nennt, ſind wachende Träumer; dieſe vertheilen ihre vorſtellende Kraft auf ſo viel Gegenſtände zugleich und denken ſo viel auf einmal, daſs ſie darüber ſo gut wie gar nichts denken.

„Wiederholen Sie mir das Geſagte noch einmal! Auſser der geſunden Beſchaffenheit des Werkzeuges, und auſser der Berührung deſselben durch die ihm zuſagende Materie, wird zu einem Begriffe *drittens* erfordert? —

Die *Beachtung* der Veränderung im Werkzeug.

„Warum? damit nehmlich die Vorſtellung nicht im Dunkeln bleibe; sondern? —

Zur Klarheit komme.

„Ist denn aber auch dies schon genug? — Sokrates erste Frage an den jungen Sklaven war: ob er wisse, daſs dies was er ihm hier vorzeichne, ein Viereck sei? Der Sklave antwortet ohne alles Bedenken: ja. Würd' er das gekonnt haben, wenn er sich nicht anderer schon ehemals gesehener ähnlicher Figuren erinnert, diese mit jenen verglichen und ihre Ähnlichkeit erkannt hätte?

Gewiſs nicht.

„Bloſs durch diese Ähnlichkeit, sehen Sie wohl, ist er im Stande, jedes vorkommende Viereck, von andern Figuren die nicht Vierecke sind, zu unterscheiden?

Freilich.

„Aber von jenem ersten Viereck, womit er alle nachher gesehenen verglich;

wie glauben Sie, daſs er da den Begriff erhalten habe? Ohne Vergleichung?

Es scheint.

„Der Schein ist trüglich. Ohne Vergleichung mit andern ähnlichen, und besonders mit andern unähnlichen Figuren, würd' es sichtbar nie zum Unterscheiden des Vierecks kommen; und nur durch Unterscheiden kennt man, ist man sich bewuſst. — Zu diesem Unterscheiden nun, diesem Bewuſstseyn, sind die Wörter vortreffliche, beinahe unentbehrliche Hülfsmittel. Eben durch sie sondern wir die jedesmalige Vorstellung, die wir haben wollen, von der Menge der übrigen zugleich in der Seele befindlichen Vorstellungen ab; wir ziehen damit gleichsam um die vorzustellenden Gegenstände die Gränzlinien, und werfen auſser diese Gränzlinien alles nicht zur Vorstellung

Gehörige hinaus. Daher geschieht unser Denken immer vermittelst der Sprache. — Wenn Ihr akademischer Lehrer Ihnen künftig das Entstehen der Sprachen wird erklären wollen, so wird ihm eben dies die vornehmste Schwierigkeit machen. Eins scheint das andre nothwendig vorauszusetzen: der Gebrauch der Vernunft die Erfindung der Sprache, und die Erfindung der Sprache den Gebrauch der Vernunft. Ich überlass' es seinem Scharfsinne, Sie aus dieser Schwierigkeit herauszuführen; für uns wäre eine solche Untersuchung noch zu schwer und zu tief.

„Setzen Sie das zuletzt Herausgebrachte zum Vorigen hinzu; so gehört zur Entstehung eines Begriffs *viertens?* —

Die *Vergleichung* der Vorstellung mit andern ähnlichen und unähnlichen Vorstellungen.

„Die

„Die also in der Seele zugleich vorhanden seyn müssen. Es mag nun seyn, daſs auch sie gegenwärtig wirklich empfunden, oder nur von dem Gedächtniſs zurückgerufen werden. Und *fünftens* gehört noch dazu? — Ich hab' es gesagt: die *Bezeichnung* der Begriffe. Durch? — Durch Wörter.

„Wenigstens sind Wörter die Zeichen, die alle uns bekannte Nationen für ihre Begriffe angenommen. Es müssen also wohl die bequemsten und die natürlichsten seyn. Doch sind auch andre Bezeichnungsarten der Begriffe möglich, wenn sie gleich weniger Vollkommenheit haben.

„Wir wollen nunmehr zur Frage von der *Wahrheit* der Begriffe fortgehn, als um derentwillen wir die ganze bisherige Untersuchung angestellt haben. Aber vor allen Dingen müssen wir doch wissen, was wir unter Wahrheit verstehen. — Werden Sie sagen, daſs ein rundes Viereck, ein schwarzes Weiſs wahre Begriffe sind?

Nein.

„Warum nicht?

Weil sie sich gar nicht denken lassen.

„Und warum lassen sie sich nicht denken?

Weil es unmögliche Dinge sind.

„Sie nennen also einen Begriff *unmöglich*, der einen *Widerspruch* in sich faſst, so wie hier die Vorstellungen von Rund und Eckig, Schwarz und Weiſs einander vernichten?

Freilich.

„Also läge die Wahrheit der Begriffe darin, daſs das Verschiedene was sie enthalten, einander nicht aufhebt, sondern mit einander besteht, übereinstimmt? Kurz, sie läge in der innern *Möglichkeit* derselben?

Allerdings.

„Aber wenn nun unser Sklave auf die Frage, ob die ihm vorgezeichnete Figur ein Viereck sei? geantwortet hätte: sie ist ein Cirkel; hätte er da einen wahren oder einen falschen Begriff gehabt?

Einen falschen.

„Ein Cirkel aber ist doch etwas sehr Mögliches, etwas sehr Denkbares?

Das wohl. Allein der Sklave hätte den Begriff unrecht angewandt; hätte Cirkel und Viereck verwechselt.

„Also sehen Sie wohl, daſs es eine zwiefache Wahrheit der Begriffe giebt. Zuerst muſs der Begriff keinen *innern* Widerspruch enthalten; das heiſst: die verschiedenen darin verbundenen Merkmaale müssen einander nicht aufheben, müssen zusammen bestehen können. Und zweitens muſs auch der Begriff von *äuſserm*

Widerspruch frei seyn; deutlicher: er muſs dem Gegenstande zukommen, wovon man ihn hat; muſs mit ihm übereinstimmen. Jene Wahrheit pflegt man die *metaphysische,* diese die *logische* zu nennen. — In unsrer Frage ist von der logischen Wahrheit die Rede, die aber jene metaphysische immer voraussetzt.

„Wenden Sie den Begriff, damit Sie ihn desto besser und sichrer fassen, auf einige Beispiele an! Die logische Wahrheit bestand? —

In der Übereinstimmung des Begriffs mit der Sache, wovon man ihn hat.

„Wann glauben Sie also, daſs man den wahren Begriff von der Farbe einer Blume, eines Gewandes habe?

Wenn man die Farbe so sieht, wie sie ist.

„Das will sagen, wenn man das Blaue

blau, das Grüne grün, das Weiſse weiſs sieht?

Freilich.

„Kurz, wenn man die Farbe so sieht, wie sie auſser dem Auge in der Blume, in dem Gewande da ist?

Nicht anders.

„Antworten Sie doch, als ob Sie aus der Schule eines Gorgias oder Empedokles kämen! Denn erinnern Sie Sich, wie Sokrates, nach dem System dieser Weltweisen, die Farben erklärte? — Als sichtbare Ausflüsse der Körper; wodurch er also die Farben in die Körper selbst zu versetzen schien. — Ist denn aber diese Vorstellungsart richtig? Ist die Farbe, so wie wir sie empfinden, wirklich auch auſser uns in dem Gegenstande? Oder, um ein Beispiel von einem andern Sinn zu entlehnen: Ist der Geschmack einer Speise nicht etwa bloſs auf der Zunge? Ist er auch in ihr selbst?

Beides auf der Zunge und in ihr selbst.

„Verstehn Sie Sich recht! Sie urtheilen nur darum so, weil Sie Sich von der Sprache verführen lassen. Man sagt freilich, sowohl von der genoſsnen Speise, als von der genieſsenden Person, daſs sie einen guten, schlechten, feinen Geschmack habe. — Allein, sobald Sie Sich den Geschmack als das was er ist, als Empfindung, als Vorstellung der Seele, denken: müssen Sie da nicht sogleich gewahr werden, daſs er als solche, als Empfindung, nur bei dem Genieſsenden, nur in der Seele desselben Statt finden kann?

Das allerdings.

„Und daſs in dem Genoſsnen, in der Speise, weiter nichts als die Veranlassung zu dieser Empfindung liege?

Ganz sichtbar.

„Eben so auch mit den übrigen Sinnen: daſs in den Gegenständen des Gesichts weiter nichts, als die Veranlassung zur Empfindung einer solchen und solchen Farbe liege? daſs die Farbe nicht eben so in den Dingen sei, wie in unsrer Vorstellung davon?

Es scheint der nehmliche Fall.

„Sie sind also doch auch des Sokrates Meinung. Sie verwerfen, wie Er, die Erklärung der Farben, nach dem System des Gorgias und des Empedokles. — Aber nun sagen Sie: was wird aus unsrer ganzen logischen Wahrheit? Wo bleibt die Übereinstimmung zwischen Vorstellung und Vorgestelltem? zwischen Begriff und Sache? Wie können wir je von dieser Übereinstimmung urtheilen, wenn wir die Beschaffenheiten der Dinge, so wie sie *in* ihnen wirklich *sind,* durch die Sinne vielleicht gar nicht kennen lernen? —— Sie schweigen? Scheint Ihnen die Schwierigkeit unauflöslich?

In der That, so scheint sie.

„Aber gesetzt nun, ich wollte von dieser weiſsen Leinewand hier behaupten, sie wäre gelb; würd' ich Sie nicht Alle wider mich haben? Würden Sie nicht, wie aus Einem Munde sagen: sie wäre weiſs? — Es muſs also doch noch, auſser der innern metaphysischen, eine äuſsere logische Wahrheit geben, und wir wollen nicht nachlassen bis wir ihr auf der Spur sind.

„Doch, wo mir recht ist, so sind wir ihr schon auf der Spur. Sagte ich nicht, wenn ich diese weiſse Leinewand gelb nennte, daſs ich Sie Alle wider mich haben, daſs Ihrer Aller Zeugniſs meine Behauptung umstoſsen würde?

Freilich.

„Hatt' ich Recht, das zu sagen?

Sehr Recht.

„Und wenn ich jetzt wirklich, wegen einer Verderbniſs in meinen Säften, das Weiſse für gelb erkennte; würd' ichs da nicht ganz anders sehn, als ichs sonst immer in meinem ganzen Leben sah, und als ichs nach wiederhergestellter Gesundheit auch künftig sehen würde?

Freilich ganz anders.

„Oder gesetzt, wir sähen es alle gelb, weil von einem hellerleuchteten gelben Körper ein Schlagschatten, ein Wiederschein auf die Leinewand fiele; würden wir nicht bald unser Urtheil ändern, wenn wir die Leinewand aus dem Wiederschein weg an das reine Tageslicht brächten, das wir nun einmal in Allem was Farbe betrifft, zum Schiedsrichter gemacht haben?

Allerdings würden wirs ändern.

„Nehmen Sie einen andern Fall. Glatt und Rauh, Flach und Erhaben, Gerade und Gekrümmt, sind Empfindungen beides für Gefühl und Gesicht, obgleich für jeden der beiden Sinne anders. — Gesetzt nun, wir lieſsen uns durch eine geschickte Malerei täuschen, und hielten das Glatte für rauh, das Flache für erhaben, das Gerade für gekrümmt; würden wir nicht in einen Widerspruch verfallen, wenn wir nachher das Gefühl dem Gesicht zu Hülfe riefen?

Ganz offenbar.

„Also giebt es doch noch, auſser der metaphysischen, eine logische Wahrheit: eine Übereinstimmung des Begriffs mit den unveränderlichen Regeln, nach welchen der Sinn im gewöhnlichen gesunden Zustande, unter den vortheilhaftesten allgemein bekannten Umständen, empfindet; eine Übereinstimmung mit der Vorstellungsart aller andern Menschen von unverdorbenen Sinnen; eine Übereinstimmung mit den entsprechenden Vorstellungen anderer verwandten Sinne. — So die Frage gefaſst, können wir nun ohne alle Ungereimtheit die Untersuchung anstellen: was zur logischen Wahrheit, zur Übereinstimmung der Begriffe mit ihren Gegenständen erfordert werde.

„Für diesmal wollen wirs bei der Bestimmung der Frage bewenden lassen. Wir würden unsre Aufmerksamkeit nur ermüden, wenn wir sie länger anstrengen wollten.

Dritte Lection.

„Was in voriger Lection der Fall war, daſs Sie in der That schon Alles wuſsten was ich Sie lehren wollte; das ist auch jetzt wieder der Fall. Die Erfordernisse zur logischen Wahrheit der Begriffe liegen schon alle in der Art ihrer Erzeugung. Nur auf etwas weitere Entwickelung kömmt es an.

„Gesetzt, daſs ich einen Gegenstand für wirklich, für gegenwärtig halte, der entweder gar nicht vorhanden, oder wenigstens abwesend ist; hab' ich einen wahren oder einen falschen Begriff?

Einen falschen.

„Gesetzt wieder, daſs zwar ein Gegenstand da, aber nicht derjenige ist, den ich mir einbilde, nicht von der Beschaffenheit, die ich mir von ihm vorstelle; hab' ich einen wahren oder einen falschen Begriff?

Abermal einen falschen.

„Was ergeben sich hieraus für zwei Haupterfordernisse zur Wahrheit?

Zuerst, daſs wirklich ein Gegenstand vorhanden, und zweitens, daſs er von der geglaubten Beschaffenheit seyn muſs.

„Dieses Letztre will eigentlich sagen? —

Daſs die Vorstellung von dem Gegenstande den unveränderlichen Regeln gemäſs seyn muſs, nach welchen die Sinne, in ihrem gewöhnlichen gesunden Zustande und unter den vortheilhaftesten Umständen, empfinden.

„Wann entsteht denn aber der Fall,

daſs wir *für* wirklich oder *für* gegenwärtig halten, was doch nicht ist, oder wenigstens jetzt nicht da ist?

Im Traume.

„Gibt es nicht auch sonst noch Fälle? *Sie* haben gewiſs schon einen Fieberkranken oder sonst einen Unglücklichen gesehen, der bei offnen Sinnen die Schwärmereien seiner Einbildungskraft für Empfindung nimmt. — Der Fall entsteht also zweitens?

Im Wahnsinn. Wenn man seiner Vernunft nicht mächtig ist.

„Seneca, wie Ihnen bekannt seyn wird, nennt den Zorn einen vorübergehenden Wahnsinn. Sie können, mit dem Stoiker beim Horaz, von jeder heftigen Leidenschaft das Nehmliche sagen. Denn nicht nur verführt sie den Menschen zu den ausschweifendsten Handlungen, sondern täuscht ihn auch, wie z. B. die Furcht, mit Phantomen, als ob es Empfindungen wären. — Der Fall entsteht also drittens? —

Bei heftigen Leidenschaften.

„Und endlich viertens: hat man nicht oft, auch im wachenden Zustande, ohne Leidenschaft, ohne Wahnsinn, Empfindungen von etwas, das gleichwohl nicht ist? Giebts nicht ein Flimmern vor den Augen, ein Brausen im Ohre, das uns mit falschen Empfindungen von einem gesehenen Schimmer, einem gehörten Sturme täuscht? Die Nerven nehmlich werden zuweilen von innen auf eben die Art, wie sonst von auſsen, erschüttert. Der Fall entsteht also noch? —

Von innrer Erschütterung der Nerven.

„Die denn immer eine Unordnung im Körper, eine Krankheit zur Ursache hat.

„Nehmen Sie dies Alles, was Sie hier

gefunden, zusammen. Dem Traum steht der wachende Zustand, dem Wahnsinn der freie Gebrauch der Vernunft, den Leidenschaften die Ruhe des Gemüths, endlich der Krankheit die volle Gesundheit entgegen. Wenn man also gewiſs seyn will, daſs man nicht leere Einbildung mit Empfindung verwechsle; was wird erfordert?

Daſs man sich seines wachenden Zustandes, des freien Gebrauchs seiner Vernunft, eines ruhigen Gemüths und eines gesunden Körpers bewuſst sei.

„Aber wie, wenn nun ungeachtet alles dessen, unsre sämmtlichen Begriffe von äuſsern körperlichen Dingen nichts als Träume, als Erscheinungen; wenn diese Dinge auſser der Vorstellung nirgend vorhanden wären? Diese Meinung die viele scharfsinnige Köpfe gehabt haben, wird Idealismus genannt. In ihre Prüfung, und falls sie möglich wäre, in ihre Widerlegung, können wir uns hier noch nicht einlassen. — Aber ich fürchte, oder vielmehr ich hoffe: was Sie jetzt lächeln macht, wird Sie einst künftig sehr ernsthaft machen.

„Ich nehme jezt an, daſs das erste Haupterforderniſs zur Wahrheit ausgemacht, daſs wirklich ein äuſsrer Gegenstand vorhanden sei: was ist dann noch das zweite Haupterforderniſs? —

Daſs auch der Gegenstand die geglaubte Beschaffenheit habe.

„Wie werden wir nun davon versichert? — In voriger Stunde sagt' ich, ein weiſser Gegenstand könne, wegen innrer Verderbniſs der Säfte, gelb erscheinen. Ist ein Werkzeug, in welchem die Säfte verderbt sind, ein gesundes oder ein ungesundes Werkzeug?

Ein ungesundes.

„Also wird hier abermal erfordert? —

Daſs man sich eines gesunden Werkzeugs bewuſst sei.

„Doch wie? Wären denn alle innre Ursachen, wodurch die Erscheinungen der Gegenstände verfälscht werden, Krankheiten? Wenn dem Fieberhaften die Speise anders als dem Gesunden schmeckt, weil die Säfte die sich mit den Speisen mischen, bei jenem verderbt sind; kann nicht auch dem Gesunden ein frisches mildes Getränk schaal oder herbe schmecken, weil er es unmittelbar auf so oder so eine Frucht nimmt? — Besser demnach, wir fassen das Erforderniſs so: Um zu unterscheiden, was bei dem Eindruck von dem äuſsern Gegenstande selbst und was von dem

Werkzeuge herrühre, muſs man den jedesmaligen Zustand seiner Werkzeuge kennen. — Finden Sie's so nicht allgemeiner, nicht richtiger?

Ohne Zweifel.

„In voriger Stunde sagt' ich ferner: ein Gegenstand könne gelb erscheinen, weil das Licht nicht rein, weil es von einem fremden Lichte verfälscht sei. Wenn wir also von der Farbe einen richtigen Begriff erhalten sollen; so ist ein neues Erforderniſs? —

Daſs das Licht unverfälscht sei.

„Das gilt dann für den einen Sinn des Gesichts. Aber so ein Medium, wie Licht für das Gesicht ist, haben mehrere Sinne. Allgemeiner also ist dieses Erforderniſs?

Daſs das Medium rein sei, durch welches der Sinn empfindet.

„Lassen Sie sehen, ob Sie hiedurch einen Einwurf widerlegen können, den schon alte Weltweise gegen die Zuverlässigkeit der Sinne gemacht haben. Ein ganzes gerades Ruder, sagten sie, wenn mans in die Fluth getaucht sieht, erscheint gebrochen. Was ist die Antwort hierauf?

Daſs man hier das Ruder durch ein unreines, verfälschtes Medium sieht.

„Wenigstens durch ein ungewöhnliches, durch ein fremdes. Ein solches fremdes Medium also kann zu Irrthümern verführen. Für Sie zwar, die Sie schon die Erfahrung haben, daſs das Gerade im Wasser immer gebrochen erscheint, ist mir nicht bange; aber wem diese Erfahrung fehlt? wer die Natur und Wirkung des fremden Mediums noch nicht kennt? —

Der kann freilich leicht irren.

„Was war bei Ihnen das Verwahrungsmittel gegen diesen Irrthum?

Die Erfahrung, daſs das Medium immer diese Wirkung thue. Die Kenntniſs von der Natur desselben.

„Diese Erfahrung also und diese Kenntniſs wird auch für Andre das Verwahrungsmittel seyn. Daraus folgt dann die Regel: daſs man sich mit der Natur jedes Mediums bekannt machen muſs. — Haben Sie schon in der Naturlehre die Gründe gehört, warum das Wasser die Erscheinungen der Gegenstände so verändert?

Nein.

„Nun so ist denn Ihre Erkenntniſs noch bloſs *historisch*. *Philosophisch* wäre sie, wenn Sie die Gründe des Factums, nicht bloſs das Factum, wüſsten. — Indeſs kann jene Erkenntniſs schon hinlänglich seyn; doch ist diese unstreitig besser.

„Wir wollen sehen, wie weit schon die bisher gefundenen Erfordernisse zur Richtigkeit der Begriffe hinreichen. — Ich gebe Ihnen einen wirklich vorhandenen Gegenstand, nehme Ihre Werkzeuge völlig gesund, Ihr Gemüth völlig heiter und ruhig an: ich gestehe Ihnen überdies noch ein unverfälschtes Medium, ein reines aber sehr schwaches Licht zu; ein Licht, wie es in der ersten Morgendämmerung ist: werden Sie nicht Gefahr laufen, bei zu ungewissem Eindruck, den hier die sparsam erleuchteten Gegenstände machen, falsche Begriffe zu bilden?

Natürlich.

„Wiederum geb' ich Ihnen ein volles unverfälschtes Licht, rücke aber den Gegenstand weit von Ihnen weg in die Ferne; werden Sie nicht auch da wieder Gefahr zu irren laufen?

Allerdings. Denn der Eindruck ist auch hier wieder zu schwach.

„Ein neues Erforderniſs also ist?

Die hinlängliche Stärke des Eindrucks.

„Darunter war, nach dem Obigen, zweierlei begriffen, und ich wünschte es einzeln angegeben.

Es wird hinlängliche Fülle des Mediums und Nähe des Gegenstandes erfordert.

„Wie aber, wenn zuweilen der Gegenstand auch zu nahe seyn könnte? Bei denjenigen Sinnen nehmlich, die, wie das Auge, nicht unmittelbar durch Berührung des Gegenstandes selbst empfinden. — So giebt es für Sie, der Sie nicht Myops sind, bei Gesichtsgegenständen eben so wohl ein zu Nah, als zu Ferne. Statt des Worts Nähe also setzen wir besser? —

Rechte Entfernung des Gegenstandes.

„Die nun zu beurtheilen, muſs man abermal die Natur des Sinnes kennen. Sei es philosophisch oder historisch.

„Doch auch die rechte Entfernung machts noch nicht aus. Treten Sie seitwärts, indem ich Ihnen hier auf dieser Tafel einen Cirkel schlage! — Wenn Sie jezt bloſs nach dem sinnlichen Scheine urtheilten; würden Sie die Linie für einen Cirkel oder für eine Eilinie halten?

Für eine Eilinie.

„Also nicht bloſs auf Entfernung, auch auf Lage kömmts an. Und auch in diese Lage weiſs ein jeder, nach bloſs gemeiner Erkenntniſs, die beweglichen Gegenstände so zu rücken, oder bei unbeweglichen seine eigene so zu verändern, daſs er der Wahrheit seiner Vorstellungen dadurch gewiſs wird.

„Die Wiederholung der hier herausgebrachten neuen Erfordernisse hat schon *Cicero* Ihnen erspart. Sie müssen ihn selber hören; denn mit seiner Gabe, Alles was er will zu sagen, drückt er sich so vortrefflich aus, daß er in der Übersetzung gewiß verlieren würde. *Meo quidem judicio,* sagt er, *ita est maxima in sensibus veritas, si et sani sunt, et valentes, et omnia removentur quae obstant et impediunt. Itaque et lumen mutari saepe volumus, et situs earum rerum quas intuemur; et intervalla aut contrahimus aut diducimus; multaque facimus usque eo, dum adspectus ipse fidem faciat sui judicii. Quod idem fit in vocibus, in odore, in sapore: ut nemo sit nostrum, qui in sensibus sui cujusque generis judicium requirat acrius.* (*Acad. Quaest. IV, 7.*)

„Wie sehr Cicero in der Bemerkung

Recht habe, daſs man, auch ohne daran zu denken, die Erfordernisse zur Richtigkeit und Vollkommenheit der Begriffe weiſs und anwendet; das können Sie aus alltäglicher Erfahrung lernen. Sehen Sie einem Kunstkenner zu, wenn er sich an dem vollen Anblick eines Gemäldes ergötzen will. Bald hängt ihm das Bild in falschem, bald in zu schwachem Lichte; er hebt es herab, bringt es dem Tage näher, rückt es so, daſs das Licht auf eben die Art, wie im Zimmer oder in der Phantasie des Malers einfällt; reinigt das Gemälde vom Staube, das Auge von den gesammelten Feuchtigkeiten, und tritt dann umher, bis er die beste Entfernung, den vortheilhaftesten Gesichtspunct findet.

„Es scheint Alles erschöpft zu seyn, was sich auf Gegenstand, Werkzeug, Medium, Berührung des Werkzeugs bezieht.

Aber wir brachten noch andere Erfordernisse zur Erzeugung der Begriffe heraus: die waren? —

Beachtung, Vergleichung, Bezeichnung.

„Das wird uns der Regeln vermuthlich noch mehrere geben. Denn sollt' es nicht in Irrthümer führen, wenn die Aufmerksamkeit zu nachlässig, zu zerstreut, kurz, wenn sie nicht wach genug ist?

Aller Wahrscheinlichkeit nach.

„Auch Ihnen wird man in der Kindheit manchen Winterabend durch Gespenstermährchen vertrieben haben. Was halten Sie von solchen Gespenstermährchen? — Nicht gar viel, wie ich merke. Aber die gute Amme hatte gesehn, hatte gehört; sie schwur, daſs sie wahr erzählte; und sie schien doch zu fromm, um falsch zu schwören?

Vielleicht auch, daſs sie wirklich gesehn und gehört hatte; nur nicht das was sie glaubte.

„Das Weiſse also, das sie im Mondenlicht sah, war kein Geist; das Geräusch, das sie um Mitternacht hörte, kein Geklirr von Ketten? Es ward nur durch ihre abergläubische Einbildung dazu?

Ganz gewiſs.

„Und wenn sie ihre Furcht hätte überwinden, ihre erhitzte Einbildung in Schranken halten können; wenn sie mit freier ungefesselter Aufmerksamkeit sich den Gegenständen genähert, sie beobachtet hätte; so wäre mit eins das Schreckenbild verschwunden gewesen?

Unfehlbar.

„Ziehen Sie daraus die Regel: um richtige Begriffe zu erlangen, muſs man die Aufmerksamkeit frei erhalten, muſs man sich vor falschen Einbildungen, mithin auch vor allen den Leidenschaften hüten, die solche Einbildungen zu erzeugen pflegen.

„Doch nicht immer ists nur die Einbildung, die der Erfahrung solche Zusätze giebt. — Sie wissen, daſs bei voller Windstille, in einer nicht mit schweren Dünsten beladenen Luft, der Rauch in die Höhe zu steigen pflegt. Ich beobachte das, und glaube erfahren zu haben, daſs der Rauch keine Schwere habe. — Hab' ich es wirklich erfahren?

Nein.

„Was hab' ich denn wirklich erfahren?

Nichts, als daſs der Rauch in die Höhe steige.

„Ich machte also den Fehler, daſs ich für Erfahrung nahm, was ich nur zur Erfahrung hinzuschloſs. Nicht wahr?

Allerdings.

„Was folgt daraus für eine zweite Regel?

Daſs man Schlüsse nicht mit Erfahrung verwechseln müsse.

„Denn zuerst: Man erfährt ja nicht wirklich, was man nur schlieſst; und zweitens: was man aus einseitiger Erfahrung schlieſst, ist immer sehr unsicher. — So ist z. B. die Erscheinung des Rauchs auf hohen Bergen, wo die Luft sehr leicht ist, ganz anders, als in niedrigen Gegenden. Wer den Ätna besteigt, sieht den Dampf aus dem Schlunde sich vom Berge herunterwälzen, bis er in der dichtern mittlern Luft, wo er sein Gleichgewicht findet, sich setzt und wie eine Wolke fortzieht. —

„Die beiden obigen Regeln können Sie nun in die Eine zusammenfassen: Man muſs die Aufmerksamkeit wach erhalten, um nicht mehr zur Erfahrung zu rechnen, als was sie wirklich enthielt. Das wird dann auch alle die Fehler verhüten, die in Ansehung der Vergleichung vorfallen könnten. — Doch da auch falsche, mangelhafte Erinnerung des Vergangnen, eben so wohl als vernachlässigte Beachtung des Gegenwärtigen, auf falsche Begriffe führen kann; so fassen wir die Regel lieber so: Man muſs beides die Aufmerksamkeit und das Gedächtniſs schärfen.

„Über die Bezeichnung der Begriffe stellen wir künftig eine eigne Untersuchung an. Die Materie ist wichtig, und die Veranlassung zu dieser Untersuchung wird sich zeigen, wenn wir bei Gelegenheit unsers Menon die Grundsätze der Erklärungskunst lernen. — Merken Sie nur noch, daſs der Fehler, da man seinen Erfahrungen falsche Einbildungen und Schlüsse einschiebt, der *Erschleichungsfehler (vitium subreptionis)* genannt wird.

Vierte Lection.

„Aus der Erklärung des Begriffs, wozu uns der Sklave des Menon Gelegenheit gab, haben sich so viel andre Betrachtungen entsponnen, daſs wir uns fast ganz vom Menon verloren hätten. Einmal müssen wir doch mit unsrer logischen Untersuchung dem Sokrates in seiner moralischen nachgehn, und so mag füritzt der Sklave unter das Gefolge wieder zurücktreten. — So wie dieser schon einen Begriff vom Viereck, so hatte jener schon einen Begriff von der Tugend. Nicht wahr?

Wir haben es zugegeben.

„Wie mogt' er nun den erhalten haben? — Sie wissen ja schon Alles was zur Erzeugung eines Begriffs erfordert wird. Wiederholen Sie's nur!

Durch Berührung eines sinnlichen Werkzeugs.

„Welches sinnlichen Werkzeugs? — — Sie stocken?

Des Auges.

„Des Auges? — Sie meinen vermuthlich, weil er tugendhafte Handlungen wird gesehn haben, von denen er zum allgemeinen Begriff der Tugend übergegangen. — Aber denken Sie nur etwas weiter nach, und Sie werden bald gewahr werden, daſs wir mit dem Auge eigentlich nichts, als Figur, Farbe, und räumliche Veränderungen sehen. — Ist denn nun eine tugendhafte Handlung; ist das was sie tugendhaft macht, eine Figur, oder eine Farbe, oder eine räumliche Veränderung?

Keins von allem.

„Also kein Gegenstand des Auges?

Nein.

„Und welches Sinnes denn sonst? — Wir zählen ja ihrer fünfe.

„Sie stutzen. Wenn ich Sie nun weiter um die Erzeugung der Begriffe: Vergnügen, Schmerz; Wissenschaft, Meinung; Liebe, Haſs; Weisheit, Thorheit, u. s. f. fragte; so würden Sie bald gewahr werden, daſs es eine ganze Menge von Begriffen giebt, die nicht auf die Art, wie oben angegeben, erzeugt werden. Aber auf welche Art denn sonst? — — So viel wissen Sie doch aus gemeiner Erkenntniſs, daſs man Körper und Seele unterscheidet und einander entgegensetzt. Nicht?

Allerdings.

„Seele nennen Sie das, was in Ihnen empfindet, denkt und will?

Nicht anders.

„Und jene Begriffe, deren Erzeugung Sie nicht zu erklären wuſsten, beziehen sich alle auf ein Empfinden, Denken, Wollen?

Ganz sichtbar.

„Auch Sokrates, wenn Sie Sich noch erinnern, machte einen Unterschied unter Dingen, die *in* und die *auſser* der Seele sind. — Zu welcher von beiden Classen rechnete er die Tugend?

Zu der erstern. Zu den Dingen, die in der Seele sind.

„Sollte das den Knoten nicht auflösen? — Wenn der Sklave des Menon den Begriff vom Viereck, so wie von allen äuſsern Dingen, mittelbar durch den Körper erhalten muſste; wie muſste Menon selbst den Begriff von der Tugend erhalten?

Unmittelbar durch die Seele.

„Das scheint nun so richtig, so klar; denn die Tugend ist eine Eigenschaft der Seele selbst; sie ist *in* ihr. Gleichwohl bleibt noch eine zwiefache Dunkelheit übrig. — Denn zuerst: Glauben Sie, daſs eine Seele in eine andere Seele so unmittelbar hinüberblicken könne, wie Auge in Auge?

Unmöglich.

„Ist denn also nicht deutlich, daſs wir Alles was wir von solchen Dingen unmittelbar erkennen sollen, in unsrer eignen Seele erkennen müssen?

Sehr deutlich.

„Zugegeben demnach, ich begriffe durch Ihre Antwort, wie Menon zur Kenntniſs männlicher Tugend gelangt sei, da er selbst Mann war; begreif' ich darum schon, wie er auch weibliche Tugend habe erkennen lernen? — Oder ein beseinem Beispiel? Begreif' ich durch Ihre Antwort, wie *Sokrates* und *Aspasia* nicht nur von ihrer eigenen Tugend; wie sie auch von der klugen Tapferkeit eines Themistokles, von der strengen Gerechtigkeit eines Aristides Begriffe erhielten?

Sie schlossen die Tugenden dieser Männer aus den allgemein bekannten Handlungen derselben.

„Sehr wohl geantwortet! Allein diese Handlungen, sofern sie in die äußern Sinne fielen, waren ebenfalls körperlich; und in die Seele der beiden Tugendhelden konnten doch weder *Aspasia* noch *Sokrates* blicken. Wenn sie nun gleichwohl so bestimmt von den äußern Wirkungen auf die innre Ursache schlossen; wenn sie davon nicht, als von einer unbekannten, sondern als von einer bekannten Sache sprachen, von der sie sonach Begriffe hatten: muſsten sie da nicht schon anderswoher die Kenntniſs derselben haben?

So scheint es.

„Schöpfen aber konnten sie den Begriff der Tugend nirgend anders als in der Seele; und da sie ihn aus Anderer Seelen unmöglich schöpfen konnten: was blieb da übrig? —

Daſs sie ihn aus ihrer eigenen schöpften.

„Sonach hätten Anytus und Sokrates sich nie eines Aristides Gerechtigkeit, eines Themistokles Tapferkeit denken können, wenn sie nicht in sich selbst gewisse den Tugenden jener Männer analoge Empfindungen und Gesinnungen wahrgenommen hätten? Ihre Begriffe davon wären Begriffe gewesen, aus ihrem eigenen Innern gezogen und auf jene Männer übergetragen?

Es scheint anders Nichts zu sagen übrig.

„Freilich nicht. Auch ist es sehr deutlich, daſs wirklich dies die Entstehungsart aller psychologischen Begriffe seyn muſs. Denken Sie Sich einen Menschen ohne alles Gefühl von Muth, von Recht und von Unrecht; — welches zwar in der That ein unmöglicher Fall ist — und Sie begreifen sehr leicht, daſs für so einen Menschen Tapferkeit und Gerechtigkeit ewig Namen ohne Sinn, leere Schälle, nichtsbedeutende Wörter seyn werden. — Zugleich erhellt auch, daſs unsre Begriffe von Anderer Empfindungen und Charakter um so viel mangelhafter oder vollständiger seyn müssen, je mehr oder je weniger Analogie sich zwischen unsrer und ihrer Empfindungsart, unserm und ihrem Charakter findet. Der gerechte Sokrates konnte sich in die Seele eines Aristides ohne Zweifel viel leichter, viel völliger versetzen, als sein boshafter ungerechter Ankläger Anytus.

„Warum ist denn aber die Beobachtung anderer Menschen ein so gutes Mittel zur Selbsterkenntniſs? Denn um hier eine Platonische Idee aus dem ersten Gespräch: Alcibiades, mit einiger Veränderung, anzuwenden; so erkennt sich das Auge, indem es sich in einem andern Auge; die Seele, indem sie sich in einer andern Seele spiegelt. — Die Antwort hierauf ist leicht. Wir erhalten, durch Beobachtung Anderer, Gesichtspuncte uns selbst zu beobachten. Überdies: wo wir gerade die beste Gelegenheit hätten unser Innerstes zu erforschen, da ist die Seele zu sehr beschäftigt, zu sehr bewegt; und Beobachtung erfordert einen ruhigern Zustand. Wenn wir hingegen bei Anderer Handlungen und Leiden in uns selbst zurückkehren, so haben wir weit mehr die Fassung zum Reflectiren: die bloſsen Ideen der Erinnrung sind schwächer; die bloſsen Bewegungen der Sympathie weniger lebhaft. — —

„Wir haben jetzt so viel gewonnen, daſs wir zwei Fragen auf Eine zurückgebracht haben. Denn sobald wir nun wissen, wie wir Begriffe von unsrer eigenen Seele bilden, so wissen wir zugleich, wie wir sie von Andrer Seelen erlangen. — Sie erinnern Sich ohne Zweifel noch der Antworten, die Sie mir gaben. Die Begriffe von äuſsern Dingen werden uns mittelbar durch den Körper zugeführt; die von innern Seelenveränderungen? —

Erhalten wir unmittelbar durch die Seele.

„Unmittelbar, sagen Sie. Urtheilen Sie Selbst, in wie fern das seyn kann! —

Sokrates sagt in unserm Gespräch, daſs er für alle schönen Jünglinge eine Art von Schwachheit habe. — Diese seine Schwachheit fürs Schöne, sein Wohlgefallen am Schönen: rechnen Sie es zu den Dingen, die *in*, oder die *auſser* der Seele sind?

Zu denen, die *in* ihr sind.

„Wenn nun aber Sokrates nie einen schönen Jüngling, einen Xenophon, Alcibiades, Menon gekannt, nie überhaupt einen schönen Gegenstand gesehen hätte: würde sich je diese Empfindung in seiner Seele geregt; würd' er je eine Vorstellung davon erhalten haben?

Gewiſs nicht.

„Wenigstens nicht vom sichtbaren Schönen; das ist ganz deutlich. — Denken Sie Sich nun einen Menschen, der von je her aller seiner Sinne beraubt, blind, taub, geruchlos, geschmacklos, an allen Gliedern paralytisch wäre: würde so ein Mensch je zum Bewuſstseyn seiner selbst kommen? je von den Kräften und Eigenschaften seiner Seele Begriffe bilden?

Wohl schwerlich.

„Mithin muſs ja der Mensch erst sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen; kurz, er muſs erst durch den Körper empfinden, eh er auf sich selbst zurückblicken, eh er von den Kräften und Eigenschaften seiner Seele irgend einen Begriff bilden kann?

Nach dem Obigen freilich.

„Gleichwohl behaupteten Sie, wir schöpften jeden Begriff von der Seele unmittelbar aus ihr selbst. Jetzt erhellt ja, wir erhalten ihn mittelbar durch den Körper. Und erhalten ihn *lediglich auf eben die Art*, wie auch alle Begriffe von äuſsern Dingen. — Oder wäre doch noch ein Unterschied da? — Denken Sie nach!

Es muſs nothwendig.

„Warum?

Weil doch die Seele mit ihren Kräften und Eigenschaften nicht so in die Sinne fällt, wie die äuſsern Dinge.

„Sie empfinden, worauf ich hinaus will; aber ich wünschte, daſs Sie es deutlich machten. — Alles was zur Seele gehört, muſs innerlich aus ihr selbst erkannt werden, weil sie nicht in die Sinne fällt; so viel ist klar. Aber die Seele äuſsert sich nicht anders, als bei Gelegenheit der äuſsern Bilder und Eindrücke, welche die Sinne ihr zuführen. Erst muſs der schöne Gegenstand sich dem Auge darstellen, ehe die Seele einen Begriff davon bilden und ihr Wohlgefallen daran gewahr werden kann. Und so ist überhaupt bei allen unsern sinnlichen Vorstellungen, das was zur Seele, mit dem was zum Körper gehört, innigst verbunden. Diese sinnlichen Vorstellungen aber sind die Grundlage aller unsrer Erkenntnisse. Daraus folgt dann zweierlei. Zuerst: wenn kein anderes Mittel ist, die Seele kennen zu lernen, als bei Gelegenheit der sinnlichen Eindrücke; wie muſs mans anfangen, um Begriffe von ihr zu erhalten?

Man muſs sie, eben bei Gelegenheit dieser sinnlichen Eindrücke, beobachten.

„Und zweitens: Wenn die Vorstellung dessen was die Seele angeht, immer mit der Vorstellung dessen was zum Körper gehört, verbunden ist; wie muſs mans anfangen, um die Begriffe von der Seele rein und richtig zu haben?

Man muſs das was zur Seele gehört,

von dem äuſsern Körperlichen sorgfältig absondern.

„Sie sehen also, wir haben zweierlei gefunden, da wir nur Eines gesucht haben. Auſser der Art, wie alle psychologischen Begriffe ursprünglich gebildet werden, haben wir zugleich ein Haupterforderniſs zur Wahrheit derselben entdeckt: die sorgfältige Absonderung des zur Seele Gehörigen von allem Körperlichen, Sinnlichen, Äuſsern. — Wenn Sie Sich also die Ideen der Seele als wirkliche Bilder dächten, oder gar, wie es der Stoiker Kleanth nach dem Sextus Empirikus *(adv. Math. lib. 7)* soll gethan haben, als wirkliche Abdrücke der Gegenstände mit Erhebungen und Vertiefungen, so wie die Abdrücke des Siegelringes im Wachs sind: hätten Sie einen wahren oder einen falschen Begriff?

Sicherlich einen falschen.

„Allein in Ansehung der Gesichtsideen ist es doch richtig, daſs erst ein Bild im Auge da seyn muſs, eh ein Begriff in der Seele entstehen kann?

Dieses Bild im Auge aber ist nicht selbst der Begriff.

„Und was denn sonst? —

Es ist bloſs die Ursache dieses Begriffs.

„Oder noch besser vielleicht: die Bedingung dazu. — Merken Sie also die Regel: daſs man die Seelenveränderung nicht mit der körperlichen verwechseln muſs, die von jener nur die veranlassende Ursache ist. — Wenn Sie Sich ferner das was man Gemüthsbewegung nennt, als wirkliche Bewegung, mithin als räumliche Veränderung dächten: hätten Sie einen wahren oder einen falschen Begriff?

Wiederum einen falschen.

„Indeſs

„Indeſs sind doch alle Gemüthsbewegungen mit gewissen Erschütterungen des Nervensystems, mit gewissen Wallungen im Blute verbunden?

Dem ungeachtet. Denn diese Erschütterungen und diese Wallungen sind doch immer nur Folgen der bewirkten Seelenveränderung, nicht die Seelenveränderung selbst.

„Merken Sie also die zweite Regel: daſs die äuſsern körperlichen Folgen innerer Seelenmodificationen, wie innig sie auch damit vergesellschaftet seyn mögen, doch nicht mit ihnen selbst müssen verwechselt werden. — Wenn Sie Sich endlich drittens das was man Neigung der Seele nennt, als ein wirkliches räumliches Hinneigen dächten: hätten Sie einen wahren oder einen falschen Begriff?

Auch hier einen falschen.

„Warum?

Weil hier Neigung ein bloß entlehnter metaphorischer Ausdruck ist, der nicht im eigentlichen Sinn muß genommen werden.

„Vortrefflich! — Aber ist es nicht seltsam, daß man der Gefahr in Irrthümer zu fallen, nicht lieber ausweicht? daß man in der Philosophie, wo es auf Schönheit der Begriffe so wenig ankömmt, nicht ohne Bilder, ohne Metaphern spricht? — — Wie können Sie für Neigung der Seele noch sonst sagen?

Hang der Seele.

„Das, sehen Sie wohl, ist nur ein andres Wort, aber das nehmliche Bild. — Trieb? — ist gleichfalls ein vom Körperlichen übergetragenes Wort, und erinnert uns an die Kraft einer gespannten Feder. — Disposition? — sagt vielleicht nicht völlig das Nehmliche, und ist abermal ein fremder entlehnter Ausdruck, der sich sichtbar auf Ort und Lage bezieht. — Kurz, wie viel Sie umher denken mögen: Sie werden für psychologische Begriffe schwerlich andre, als sinnliche oder vom Sinnlichen entlehnte Namen finden. Selbst das Wort: Begriff, ist Metapher. Und wenn ja bei einigen Ausdrücken, wegen veralteter Wurzel oder wegen sonst einer Ursache, die Ableitung kaum mehr kenntlich wäre; so wird sie doch oft der gelehrtere Sprachforscher, ein Adelung, ein Fulda, noch anzugeben wissen. Die Ursache, warum das so seyn muſs, daſs sich die Menschen alle ihre Begriffe von der Seele vermittelst körperlicher Zeichen mittheilen, werden wir künftig sehen. Aber was folgt aus dieser Bemerkung für eine Regel? Was für eine Vorsicht, in Ansehung der Bezeichnung psychologischer Begriffe, müssen wir anwenden?

Wir müssen uns durch die sinnlichen Zeichen nicht verführen lassen, auch die Begriffe sinnlich zu denken.

„Also, wenn ein Zenon den Ausdruck τυπωσις einführt, müssen wir uns nicht, wie Kleanth, den wirklichen Abdruck eines Bildes, sondern, wie der weisere Chrysipp, eine bloſse Modification (ἑτεροιωσις) der Seele denken.

„Der ganze Unterschied körperlicher und psychologischer Begriffe, in Ansehung ihrer Erzeugung, liegt bloſs da wo wir anstieſsen; alles Übrige ist das Nehmliche. Also werden auch alle die Regeln die für jene galten, für diese gelten. Wir müssen die Seele in Zuständen fassen, wo sie sich hinlänglich verräth, wo es, so zu reden, hinlänglich licht in ihr ist;

wir müssen das was jedesmal in ihr vorgeht, mit Genauigkeit und Sorgfalt beobachten; müssen in unsre Erfahrungen von ihr keine falschen Schlüsse und Einbildungen mengen. — Araspes, wie Sie aus der Cyropädie des Xenophon wissen, glaubte erfahren zu haben, daſs er zwo Seelen, eine gute und eine böse, hätte. Was hatt' er wirklich erfahren?

Daſs sich beides moralisch gute und moralisch böse Neigungen bei ihm fänden.

„Aber daſs diese Neigungen nicht aus einem einzigen gemeinschaftlichen Principium, sondern aus verschiedenen flössen? —

Das hatt' er nicht erfahren, sondern nur zur Erfahrung hinzugeschlossen.

„Alſo, wenn ers wirklich für Erfahrung nahm; welchen Fehler beging er?

Einen Erschleichungsfehler.

„Dazu verführte ihn aber? — Offenbar die Dunkelheit, worin er sich wegen der Natur der Seele befand, verbunden mit der natürlichen Begierde, diese Dunkelheit aufzuhellen. Die nehmliche Ursache hat der abgeschmackten Idee teuflischer Eingebungen und Besitzungen den Ursprung gegeben. Unwissenheit ist die Mutter des Aberglaubens. — Daher halten alle unaufgeklärten Völker, so wie unter den aufgeklärtern der Pöbel, die Träume für prophetisch: weil sie nehmlich die Verbindung, wodurch die Seele von ihren Empfindungsideen bei entfesselter Phantasie dazu übergeht, nicht begreifen können. Eben so schmeicheln sich oft schwachsinnige Gläubige mit einem auſserordentlichen Gnadengefühl, weil sie den geheimen Einfluſs des körperlichen

Wohlbehagens auf die Fassung der Seele nicht einsehn; und Weltweise selbst erträumen sich Erfahrungen von freier unbestimmter Willkür, weil die Bewegungsgründe die sie bei ihren Handlungen wirklich leiten, in der Region ihrer dunkeln Ideen vergraben liegen. — Merken Sie ſich also noch zum Schluſs die Regel: daſs wir gegen den Erschleichungsfehler um so mehr auf der Hut seyn müssen, je verborgner die Gründe der Erscheinungen sind, die wir in unsrer Seele gewahr werden.

Fünfte Lection.

„Bisher haben wir noch weiter nichts, als überhaupt die Quelle entdeckt, aus welcher der Begriff der Tugend geschöpft werden muſs. Wie dieser Begriff aus einzelnen tugendhaften Handlungen und Empfindungen in seiner Allgemeinheit gebildet, oder nach dem Ausdruck des Sokrates, wie das Eine gefunden werde, das alle Tugenden zu Tugenden macht, ist noch besonders zu untersuchen. — Lassen Sie uns diese Untersuchung so anstellen, daſs wir zugleich ein Räthsel im Philebus des Platon lösen, wo unser Sokrates sagt: Eins sei Viel, und Viel sei Eins. — Was dünkt Ihnen zu diesem Paradoxon? Ist es nicht offenbar widersprechend?

Es scheint wohl nur so.

„Und wie wär' es denn zu erklären?

Sokrates will vermuthlich nur sagen, daſs es gleichgültig ist, wie man die Einheit ansetzt. Man kann ein Talent, eine Sestertie, eine Drachme zur Einheit machen, und sich dann in jeder noch viel andere Einheiten denken.

„Sie tragen da in die Worte des Sokrates einen sehr richtigen Sinn, und es macht Ihnen Ehre, so schnell darauf gefallen zu seyn. Allein was sich Sokrates dabei dachte, war etwas anders. — Um es Ihnen durch Beispiele aus unserm Menon begreiflich zu machen; wie viel geb' ich Ihnen Begriffe, wenn ich nichts weiter sage, als: Biene?

Nur Einen.

„Wenn ich aber sage: Mutterbiene, männliche Biene, Werk- oder geschlechtlose Biene; wie viel da?

Mehrere. Ihrer drei.

„Eben so, wenn ich sage: Figur; wie viel hab' ich Ihnen Begriffe gegeben?

Nur Einen.

„Wenn ich aber sage: Dreieck, Viereck, Cirkel, Sechseck, Rhombus; wie viel da?

Ihrer mehrere. Viele.

„Jede der verschiedenen Bienenarten aber, Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene, ist Biene? Jede der verschiedenen Figuren, Dreieck, Cirkel, Viereck u. s. w. ist Figur?

Allerdings.

„Biene aber, haben Sie zugegeben, ist nur Ein Begriff; auch Figur ist nur Ein Begriff?

Univ. Bibl. München

Freilich.

„Welchen Sinn also werden Sie nun in dem Satz des Sokrates sehen, daſs das Eine Viel ist?

Es ist insoferne Viel, als der Eine Begriff in mehrern andern vorkömmt.

„Und wie werden Sies verstehen, daſs das Viele Eins ist?

So: daſs sich die vielen Begriffe alle auf Einen zurückbringen lassen.

„Sokrates also versteht unter dem Einen einen allgemeinen Begriff, der in allen ihm untergeordneten besondern oder einzelnen enthalten ist; unter dem Vielen aber die untergeordneten Begriffe, die jeder den allgemeinen in sich schlieſsen. — Ziehen Sie Sich nun daraus selbst die Erklärung des allgemeinen Begriffs!

Es ist ein solcher, der in mehrern andern enthalten ist.

„Aber wie das? wie kann er das seyn? — Die Mutterbiene ist doch von der Werkbiene, der Cirkel vom Viereck verschieden? Beide sind doch einander unähnlich?

Freilich; allein diese Verschiedenheit oder Unähnlichkeit kömmt hier in keine Betrachtung.

„Was kömmt also allein in Betrachtung? — Was steht der Unähnlichkeit entgegen?

Die Ähnlichkeit.

„In dem Begriff Biene also ist bloſs das enthalten, was Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene; in dem Begriff Figur bloſs das, was Dreieck, Cirkel, Viereck, u. s. w., bei aller ihrer übrigen Verschiedenheit, Ähnliches haben?

Nicht anders.

„Biene aber ist ein allgemeiner Begriff? Figur ist ein allgemeiner Begriff?

Wie wir ausgemacht haben.

„Was ist also überhaupt ein *allgemeiner Begriff (Notio universalis)?*

Ein solcher, der bloß das enthält was mehrere andere Begriffe Ähnliches haben.

„Beurtheilen Sie hieraus zugleich, wie allgemeine Begriffe müssen gebildet werden!

So daß man, bei angestellter Vergleichung mehrerer Begriffe, das Verschiedne vom Ähnlichen unterscheidet, jenes wegläßt und dieses allein behält.

„Also, da die Bildung allgemeiner Begriffe immer durch Absonderung, Abstraction geschieht; wie können Sie die allgemeinen Begriffe auch noch sonst nennen?

Abgesonderte oder *abstracte* Begriffe.

„In der vorigen Lection haben wir beiläufig den Begriff der Schönheit erwähnt. Ist nicht dieser Begriff in mehreren Dingen wirklich? Ist er nicht in den verschiedenen Bildungen eines Xenophon, Alkibiades, Menon enthalten?

Freilich.

„Zu was für Begriffen also rechnen Sie ihn?

Zu den abgesonderten oder allgemeinen Begriffen.

„Sie sagen, abgesondert: — aber von den Gegenständen welches Sinnes?

Von Gesichtsgegenständen.

„Freilich, wenn Sie das Wort in seinem eigentlichen ursprünglichen Sinne nehmen, so möchte sich Schönheit nur von sichtbaren Dingen sagen lassen. Hat man aber nachher den Begriff nicht erweitert, und auch auf hörbare Gegenstände ausgegedehnt? Spricht man nicht auch von schönem Gesang, schöner Melodie?

Allerdings.

„Also in seiner gröſsern Allgemeinheit giebt uns diesen Begriff des Schönen? —

Nicht bloſs Ein, sondern mehrere Sinne.

„Aber haben Sie nicht auch ferner von einer innern, intellectuellen und moralischen Schönheit, von schönen Handlungen, schönen Gesinnungen, reden hören? — Ist nicht das was man bei der Schönheit Ausdruck nennt, der Verstand, die Güte des Herzens, die aus Blick und Gebehrde hervorleuchten, das Reizendste, Anziehendste bei der Schönheit?

Ohne Zweifel.

„Dieser Verstand aber und diese Güte des Herzens; wie werden Sie erkannt? Durch Beachtung äuſserer Gegenstände, die in die Sinne wirken?

Nein, sondern durch Beachtung der Seele.

„Denn nicht wahr? Blick und Gebehrden sind nur die äuſsern Zeichen, die uns jene innern Eigenschaften der Seele ankündigen, aber nicht diese Eigenschaften selbst?

Ganz offenbar.

„In seiner weitesten Bedeutung also, hat dieser Begriff der Schönheit einen sehr vielfachen, sehr gemischten Ursprung: denn nicht allein wird er durch mehr als Einen äuſsern Sinn, er wird auch noch durch innere Beachtung der Seele erlangt. — Versuchen Sies nun mit dem Begriff der Farbe! Woher haben Sie den?

Nur durch den Sinn des Gesichts.

„Denken Sie nach! Nicht noch durch andere Sinne?

Durch keinen.

„Aber auch nicht innerlich durch die Seele?

Noch viel weniger.

„Hingegen den Begriff der Figur? —

Haben wir wiederum nur durch den Sinn des Gesichts.

„Wie? Nicht auch durch den des Gefühls?

Doch. Also durch mehrere Sinne. —

„Aber auch nur durch diese Sinne, durch keine andere, und am allerwenigsten durch die Seele. — Sie erkennen also nun einen merkwürdigen Unterschied unter den Begriffen, in Ansehung des Ursprungs derselben. Einige haben wir bloſs der inneren Empfindung, andere zugleich einem oder mehrern äuſsern Sinnen, wiederum andere einzig und allein diesen äuſsern Sinnen; und von den letztern abermal einige bloſs Einem, andre mehrern

Sinnen zu danken. Die welche wir allein durch die innre Empfindung, oder allein durch Einen äuſsern Sinn erhalten, sind *einfachen Ursprungs;* die übrigen, *mannichfaltigen* oder *gemischten Ursprungs.*

„Es wäre nur eine allzuweitläuftige Abschweifung: sonst könnt' ich Ihnen leicht begreiflich machen, wie ausnehmend wichtig diese Begriffe gemischten Ursprunges sind. Nur so viel will ich erinnern, daſs gröſstentheils auf diese Begriffe der Zauber der dichterischen Harmonie, und die Möglichkeit einer philosophischen Sprache beruht. Jene Harmonie, worunter ich hier die nachahmende verstehe, wäre äuſserst eingeschränkt, wenn es nicht allgemeine Ähnlichkeiten gäbe, in welchen die hörbaren Töne und Rhythmen mit sichtbaren und andern Gegenständen zuſammenträfen; und der beträchtlichſte Theil der philoſophiſchen Sprache fiele weg, wenn nicht die ſinnlichen Dinge mit den unſinnlichen gewiſſe abſtracte Merkmaale gemein hätten, durch welche jene zu geſchickten Metaphern für dieſe würden. —

„Ich werfe einen zweiten Blick in unſern Philebus, und finde, daſs Sokrates nicht bloſs von Einem und Vielem, ſondern auch von Einem und Unendlichem ſpricht. Und zwar ſagt er, daſs es, zwiſchen dieſem Unendlichen und dieſem Einen, verſchiedene zwiſchenliegende oder Mittelbegriffe gebe. — Auch hievon iſt der Sinn leicht zu faſſen. Nehmen Sie den allgemeinen Begriff des Thiers; ſo haben Sie, nach dem Ausdruck des Sokrates, Eins. Nehmen Sie alle wirkliche Thiere, die in der Welt geweſen ſind,

sind, und seyn werden; so haben Sie Vieles. Aber was für ein Vieles? — Nicht wahr? Ein unübersehliches, unzählbares, und wenn Sie Sich so ausdrücken wollen, unendliches?

Ganz recht.

„Nehmen Sie nun aus dieser Unendlichkeit irgend ein einzelnes, z. B. eine wirkliche Biene heraus; etwa die, die beim Anakreon den Amor sticht, oder eine von denen die am Hymettus dem jungen Platon Honig auf die Lippen trugen — Fabeln, die hier für Wirklichkeiten gelten mögen —; müssen Sie da nicht erst eine Menge anderer Begriffe durchlaufen, die immer allgemeiner und allgemeiner werden, ehe Sie zu dem sehr allgemeinen des Thiers kommen?

Freilich.

„Mutterbiene oder männliche Biene

konnten jene nicht seyn; denn die sammeln nicht Honig. Was war also der nächste Begriff, unter den sie gehörten?

Der Begriff einer Werkbiene.

„Die Werkbiene aber ist, so gut wie jede andere, Biene: und also ist hier wieder der nächste Begriff? —

Eben dieser: der Biene.

„Nun gehört aber die Biene unter die Fliegen; die Fliege unter die Insecten: und so haben Sie eine Menge von zwischenliegenden Einheiten; eine Leiter von Mittelbegriffen, durch die Sie Sich von dem Unendlichen zu der höhern Einheit erheben oder von dieser Einheit zu dem Unendlichen herabsteigen können. — Das Nehmliche wird sich, in Ansehung aller andern einzelnen Dinge, finden. Nehmen Sie, aus der unzählbaren Menge von Linien und Körpern in der Natur, die

Spirale auf Jakob Bernoullis Grabmaal heraus, die er zu einem so schönen Sinnbilde der Unsterblichkeit seiner Seele machte, oder die geometrischen Körper, an denen Cicero die Grabstätte des Archimedes erkannte; und Sie ſinden abermal verschiedene Mittelbegriffe, die Sie erst durchlauſen müssen, ehe Sie zu den höhern Begriffen der Linie und des Körpers gelangen.

„Merken Sie Sich nun folgende in der Logik und überhaupt in den Wissenschaften eingeführte Terminologie. Jedes Ding aus dem Unendlichen heiſst ein *einzelnes* Ding *(individuum);* der nächste allgemeine Begriff, unter welchem die Individuen enthalten sind, die *Art (species);* der höhere allgemeine Begriff, der die Arten unter sich faſst, die *Gattung* oder das *Geschlecht (genus).* — Die Bienen am Hymettus waren Individuen; Werkbiene, ist die Art; Biene, das Geschlecht; Fliege, das *höhere Geschlecht (genus superius)*: Insect, das noch höhere Geschlecht. Unendlich aber kann diese Reihe untergeordneter Begriffe nicht seyn: das *höchste Geschlecht (genus summum)*, welches alle andern hohen und niedrigen Geschlechter, Arten und *Unterarten (species inferiores)*, nebst allem möglichen Individuellen, unter sich faſst, ist der Begriff des Dinges *(entis)*.

„In dem Fortgange unsrer Untersuchungen wird es Ihnen immer deutlicher werden, daſs aller Gebrauch der Vernunft, mithin aller Vorzug des Menschen, eben auf seine Gabe zu abstrahiren und auf die hievon abhangende Subordination der Begriffe beruhet. Diese Gabe also ist das edelste Vermögen, die höchste Kraft seiner Natur; diejenige wodurch er der Gottheit so nahe kömmt, als seine Endlichkeit es verstattet. Und wenn nun überhaupt die leichte ungehinderte Übung jeder Kraft mit Vergnügen verbunden; wenn jede Art von Vergnügen, wie sich aus näherer Entwickelung desselben ergiebt, auf Übung der Kräfte gegründet ist: so begreifen Sie leicht, daſs der Vernunftgebrauch, vermittelst der wahrgenommenen Unterordnung der Begriffe, ein empfindliches Vergnügen gewähren, und daſs dagegen alle Hindernisse die sich diesem Gebrauch entgegensetzen oder ihn aufhalten, sehr unangenehm seyn müssen. Je unangenehmer aber die Hindernisse, desto lebhafter das Bestreben, sie aus dem Wege zu räumen. — Nur diese wenigen Ideen gefaſst, und Sie werden keine Schwierigkeit finden, auch noch folgende schöne ſtelle zu verstehen, die ich Ihnen zum Schluſs aus unserm Philebus übersetzen will. Sokrates hatte kurz vorher das Räthsel von Einem und Vielem vorgetragen, und fährt nun fort: „Dieses Werk des Räsonnements, dieses Eine in Vielem und Viele in Einem, findet sich überall, und fand sich von jeher in allen unsern Begriffen; es ist nicht jetzt erst entstanden, und wird auch nie wieder aufhören: denn der Trieb des Menschen zum Räsonnement ist, glaub' ich, unwandelbar und unsterblich. Der Jüngling, der ihn zuerst befriedigen lernt, geräth vor Freuden auſser sich selbst; es ist ihm, wenn er dies Geheimniſs entdeckt, als ob er einen Schatz von Weisheit besäſse; vor- und rückwärts versucht ers damit auf allerlei Art: bald rollt und drängt er das Viele in Eins zusammen,

„bald entwickelt und theilt er's wieder „in Vielen. — Sich ſelbſt ſtürzt er zuerſt, „und ſich am meiſten, in Schwierigkeiten; dann aber auch Alles was ihm zu „nahe kömmt, Jung oder Alt: weder Vater, noch Mutter, noch ſonſt ein lebendiges Geſchöpf, mögt' ich ſagen, hat „Friede vor ihm; Barbaren ſelbſt würd' „er nicht Ruhe laſſen, wenn er nur irgendwo einen Dolmetſcher wüſste.“

„Ich nehme an, daſs auch Sie zuweilen in ähnliche Schwierigkeiten gerathen werden. Sie können in dieſem Falle den Freund, bei dem Sie keines Dolmetſchers bedürfen, und der Ihnen gern helfen wird, ſo viel ers vermag.

Sechste Lection.

„Sokrates hat uns die Lehre von der Unterordnung der Begriffe so wichtig gemacht, daſs es Sie nicht befremden kann, wenn ich noch einmal darauf zurückkomme. Auch ist in der That noch Manches, das Sie in Ansehung der einzelnen Dinge, der Arten, und der Gattungen, zu bemerken haben.

„Zuerst von dem einzelnen Dinge. — Sphäre und Cylinder zierten das Grabmaal des Archimedes, weil dieser groſse Geometer das Verhältniſs beider Körper zuerst entdeckt hatte. Sie standen auf einer kleinen Säule, vor dem Agrigentinischen Thore zu Syrakus, mit einer Menge anderer Grabſtätten umringt, und mit Dornen und Diſteln umwachſen (*CIC. Tuscul. Quaest. V,* 23). — Sie ſehen, wie genau ich Ihnen hier den Ort beſtimme, wo ſie zu finden waren. Die Zeit, wann Archimedes umkam, wiſſen Sie ohne Zweifel Selbſt?

Er ward von einem Römer, nach Einnahme von Syrakus durch den Marcellus, im zweiten Puniſchen Kriege, ermordet.

„Alſo auch die Zeit, wann dies Grabmaal geſetzt ward, iſt ſo ziemlich beſtimmt. Wenn ich alles Übrige nicht gleich genau beſtimme; ſo rührt es bloſs daher weil ich keine Nachrichten mehr finde. Aber muſste es nicht nothwendig ein namhafter Künſtler ſeyn, der dies Grabmaal, dieſe Figuren machte? eine beſtimmte Materie, Holz, Stein, Thon, woraus er ſie machte?

Unstreitig.

„Mit Einem Worte: muſste nicht Alles an diesen Individuen von Körpern durchaus bestimmt seyn? Oder, wenn Ihnen das deutlicher scheint: muſste nicht jede Frage, die man in Betreff derselben nur immer aufwerfen konnte, genau können beantwortet, bejaht oder verneint werden?

Wohl freilich.

„Und nun überhaupt: muſs nicht das Nehmliche von jedem Individuum, jedem einzeln wirklich vorhandenen Dinge gelten? Muſs nicht Menon, muſs nicht Sokrates, muſs nicht jeder Andre den Sie nur nennen können, von den und den Eltern, den und den Jahren, der und der Gestalt, den und den Gemüthseigenschaften; kurz, durchgängig bestimmt seyn?

Es fällt in die Augen.

„Wie nun aber mit den abgesonderten, allgemeinen Begriffen? Wie mit Art und mit Gattung? — Die Art haben wir in voriger Stunde erklärt? —

Als allgemeinen Begriff, unter welchem die Individuen enthalten sind.

„Und den allgemeinen Begriff? —

Als solchen, der bloſs das Ähnliche mehrerer andern Begriffe enthält.

„Also ist nun die Art? —

Ein Begriff, worin man sich bloſs die Ähnlichkeit mehrerer Individuen vorstellt.

„Mithin wird der Begriff der Art gebildet? —

Indem man, bei der Vergleichung mehrerer Individuen, bloſs auf ihre ähnlichen Bestimmungen achtet, und alle *Verschiedenheit* derselben *(differentiam individualem s. numericam)* wegläſst.

„Zum Beispiel: der Begriff einer Sphäre? eines Cylinders?

Indem man weder auf Ort, noch auf Werkmeister, noch auf Gröſse, noch auf Materie, noch auf sonst eine Verschiedenheit sieht.

„Wie haben wir ferner den Gattungsbegriff erklärt?

Als solchen, der mehrere Arten unter sich faſst.

„Das will sagen?

Als allgemeinen Begriff, worin man sich bloſs das Ähnliche mehrerer Arten vorstellt.

„Er wird also gebildet?

Indem man wieder alle *Verschiedenheit der Arten (differentiam specificam)* absondert.

„Zum Beispiel: der Begriff des regelmäſsigen geometrischen Körpers?

Indem man alles vergiſst, was Sphäre, Cylinder, Prisma, u. s. w. Verschiedenes haben.

„Und so ferner der Begriff der höhern Gattung?

Indem man wieder alle *Verschiedenheit der untern Gattungen (differentiam genericam)* wegläſst.

„Die Begriffe der Arten und Gattungen sind also, in manchen Absichten, nothwendig unbestimmt. Denn in den erstern fehlen alle individuellen, in den letztern noch überdies alle speciellen Verschiedenheiten. Durchgängig bestimmt zu seyn, ist demnach ein unterscheidendes Kennzeichen des Individuums. — Zugleich liegt noch im Obigen, daſs die Begriffe um so mehr an Inhalt verlieren, je mehr sie an Ausbreitung gewinnen, und umgekehrt, um so mehr an Inhalt gewinnen, je mehr sie an Ausbreitung verlieren. Daher halten sich die Dichter, die freilich kaum andre als abstracte Begriffe in der Sprache vorfinden, dem Individuellen so nah als möglich, und weichen den zu abstracten Ideen so sorgfältig aus. Lebhaftigkeit der Vorstellungen ist das Wesen ihrer Kunst, und Lebhaftigkeit erfordert Fülle des Inhalts.

„Aus den gegebenen Erklärungen von allgemeinen und besondern Begriffen fließen noch andre Wahrheiten, die aber sehr leicht erkannt werden. — Allgemeine Begriffe, haben Sie gesehen, sind nichts als Ähnlichkeiten mehrerer besondern Begriffe; *ähnlich* aber nennt man Dinge, insofern sie einerlei Bestimmungen haben. Kann also in den allgemeinen Begriffen irgend etwas seyn, das nicht auch in den besondern wäre? Widerstritte das nicht den festgesetzten Erklärungen?

Ganz sichtbar.

„Muſs also nicht der ganze Begriff der obern Gattung in der untern, dieser ganz in dem einzelnen Dinge liegen?

Natürlich.

„Aber gilt das auch umgekehrt? Liegt auch der Begriff des Individuums ganz in der Art? der Begriff der Art ganz in der Gattung? überhaupt der besondere Begriff ganz in dem allgemeinen?

Nein. Denn in dem allgemeinen fehlen manche Bestimmungen des besondern, durch deren Weglassung er eben gebildet worden.

„Sie sehen also, daſs sich vom Besondern nicht aufs Allgemeine, aber dagegen vom Allgemeinen aufs Besondere schlieſsen läſst. Man kann nicht sagen:

weil jedes Quadrat rechte Winkel hat, so hat auch jede vierseitige Figur rechte Winkel; aber das kann man sagen: weil jede vierseitige Figur vier Winkel hat, so hat auch das Quadrat vier Winkel.

„Doch so ganz mögte dieser Schluſs vom Allgemeinen aufs Besondere doch nicht gelten. — Eine vierseitige Figur, allgemein genommen, kann ungleiche Seiten haben. Nicht wahr?

Allerdings. Das Rhomboides hat sie.

„Aber kann sie auch das Quadrat haben?

Nein. Es widerspräche seiner Erklärung.

„Hier also wäre der Schluſs vom Allgemeinen aufs Besondere falsch. Warum aber nur hier, und nicht oben? — In jenem Schlusse hieſs es bestimmt: *hat;* in diesem heiſst es unbestimmt: *kann ha-*

ben. Dort war von einer wirklich schon festgesetzten, hier von einer nur möglichen Bestimmung die Rede. Der Schluſs also vom Allgemeinen auſs Besondre ist unrichtig? —

Wenn von bloſs möglichen Bestimmungen des Allgemeinen die Rede ist.

„Aber vielleicht machen wir diese Regel zu voreilig? — Ich denke, wohl nicht. Denn der Grund davon läſst sich selbst in den Begriffen angeben. Der besondere Begriff enthält mehr, als der allgemeine. Unter den Bestimmungen aber die er mehr enthält, kann sich, wie hier beim Quadrat, gerade diejenige finden, die jene beim allgemeinen Begriffe denkbare aufhebt. — So aber, wie mit der bloſsen Möglichkeit einer Bestimmung, so auch mit einer gewissen Unmöglichkeit. Kann der allgemeine Begriff, insofern er allgemein ist, existiren?

Nein.

„Warum nicht?

Weil ihm die durchgängige Beſtimmung fehlt, und weil das Exiſtirende dieſe nothwendig haben muſs.

„Sonach iſt, auſser der Vorſtellung, jeder allgemeine Begriff ein Unding. Iſt darum auch das Einzelne Unding? Kann darum auch das Individuum nicht vorhanden ſeyn, weil es die Art, die Gattung nicht ſeyn kann? Würde das folgen?

Durchaus nicht.

„Da hätten wir alſo zwei Fälle, wo der Schluſs offenbar falſch iſt. Vergleichen Sie dieſe Fälle! — Fand ſichs nicht in dem erſtern, daſs die Möglichkeit einer ſolchen und ſolchen Beſtimmung dem allgemeinen Begriff nur zukam, inſofern er allgemeiner Begriff war? Findet ſichs nicht in dem zweiten, daſs die Unmöglichkeit des Eisens ihm auch nur zukommen, insofern er allgemeiner Begriff ist?

Ganz deutlich.

„Merken Sie sich also folgende Regel: Alles was von dem allgemeinen Begriff nur insofern gilt, als er allgemeiner oder allgemeinerer Begriff ist; das gilt darum nicht auch von dem untergeordneten besondern Begriffe.

„Nunmehr zur Anwendung unserer Theorie auf den Begriff der Tugend! — Tugend, wissen Sie, hatten Sokrates, Themistokles, Perikles, und so viele Andere. Wenn sie gleich bei jedem, nach der verschiedenen Mischung ihres Charakters, eine andere Farbe annahm; so war sie doch immer in allen diesen Männern Tugend. Nicht wahr?

Allerdings.

„Also wäre in dieser Hinsicht die Tugend ein allgemeiner Begriff?

Wie aus dem vorigen folgt.

„Mäſsigkeit, Tapferkeit, Patriotismus, sind alles Tugenden?

Freilich.

„Und wenn Sokrates mäſsig war, so war es auch Phocion; wenn Themistokles tapfer war, so war es auch Miltiades; wenn Perikles Patriot war, so war es auch Demosthenes.

Nach dem Bericht der Geschichtschreiber.

„Also Mäſsigkeit, Tapferkeit, Patriotismus finden sich gleichfalls bei Mehrern? sind gleichfalls allgemeine Begriffe?

Nicht anders.

„Sind es eben so allgemeine, als Tugend, oder weniger allgemein?

Weniger allgemein.

„So, daſs es nicht eben so viel Mäſsige, Tapfre, Patriotischgesinnte giebt, als überhaupt Tugendhafte?

Das folgt ganz deutlich.

„Denn nicht wahr? Es giebt ja auch weniger Dreiecke, Vierecke, Cirkel, als überhaupt Figuren?

Ohne Zweifel.

„Dreieck, Viereck, Cirkel; wie verhalten sie sich gegen den Begriff: Figur? Doch wie Arten gegen die Gattung?

Ganz recht.

„Und jene besondern Tugenden: Mäſsigkeit, Tapferkeit, Patriotismus; wie verhalten sich die gegen den Begriff: Tugend?

Ebenfalls, wie Arten gegen die Gattung.

„Das dacht' ich! — Sie konnten mir freilich nicht anders antworten, da nicht bloſs der gemeine Sprachgebrauch, da auch Sokrates selbst Sie verführt. Er hat durch die Beispiele die er dem Menon giebt, den Begriff der Tugend gleichsam in ein fremdes Medium gestellt, worin er, eben wie das Ruder in der Fluth, gebrochen erscheint, da er doch ganz ist.

„Sagen Sie mir: Können Sie Sich eine Biene denken, die zugleich Mutterbiene, männliche Biene, Werkbiene; eine Figur, die zugleich Cirkel, Dreieck, Viereck wäre?

Unmöglich.

„Eben dies allgemeiner: können Sie Sich einen Begriff denken, in dem sich alle die verschiedenen, einander aufhebenden, widersprechenden Bestimmungen der mancherlei Arten vereinigten?

Durchaus nicht.

„Wenn sich also mehrere Begriffe in einem dritten vereinigen, und vereinigen müssen, wenn anders dieser Begriff nicht zerstört werden soll: kann alsdann dieser

Begriff Gattung seyn, sodaſs die in ihm enthaltenen andern Begriffe die Arten wären?

Offenbar nein.

„Ein Beispiel wirds vielleicht noch einleuchtender machen. — Feuer, wissen Sie, wenn es auf dunkle Körper fällt, so erleuchtet es; wenn es brennbare faſst, so zerstört es; wenn sich ihm kalte nähern, so erwärmt es. Nicht?

Wie bekannt.

„Gesetzt nun, ich wollte sagen: Erleuchten, Erwärmen, Zerstören, wären drei Arten von Feuer; würd' ich da richtig reden?

Sehr unrichtig.

„Und doch würd' ich eben so reden, wie Sie. Nannten Sie nicht Tapferkeit, Mäſsigkeit, Patriotismus, drei Arten von Tugend?

Das wohl; aber — —

„Der Fall, ſagen die Moraliſten, iſt gleich. — Unſer Sokrates, wie Sie aus ſeiner Geſchichte wiſſen, war ein Tugendhafter, in jedem Verſtande des Worts. Er war tapfer, weiſe, gütig, wahrhaft, gerecht; Alles, was ein Biedermann ſeyn ſoll. Aber alle dieſe einzelnen Tugenden waren, nach der Behauptung der Weltweiſen, nur Eine Tugend. Es war das nehmliche Feuer, die nehmliche ungetheilte Flamme in ſeiner Seele, die im Treffen zerſtörte, in philoſophiſchen Geſprächen erleuchtete, im ganzen Lebenswandel erwärmte. Tapferkeit, Wahrheitsliebe — was ſonſt für Namen man der innern Seelengüte des Mannes nur geben mag — waren nur verſchiedene Äuſserungen, verſchiedene Anwendungen der nehmlichen Vollkommenheit ſeines Willens. Und ſo, wie Feuer nicht mehr Feuer bleibt, wenn man ihm eine der obigen Kräfte abspricht; so, behaupten die Moralisten, bleibe Tugend nicht mehr Tugend, wenn man eine der einzelnen sogenannten Tugenden wegnimmt.

„Die Gründe dieser Behauptung — kann ich Ihnen füglich noch nicht anführen. Aber eine Autorität will ich anführen, die mehr andere Autoritäten in sich enthält. — Cicero hatte von Klugheit und Gerechtigkeit, als zwei verschiednen Tugenden gesprochen, und setzt hinzu: *Sed ne quis sit admiratus, cur, cum inter omnes philosophos constet, a meque ipso saepe disputatum sit, qui unam haberet, omnes habere virtutes, nunc ita sejungam, quasi possit quisquam, qui non idem prudens sit, justus esse? alia est illa, cum veritas ipsa limatur, in disputatione subtilitas, alia,* *cum ad orationem communem omnis accommodatur, oratio. Quamobrem, ut vulgus, ita nos hoc loco loquimur, ut alios fortes, alios bonos viros, alios prudentes dicamus. (de Off. II, 10.)*

„Sie sehen: wenn hier Cicero Recht hat, so hat uns Sokrates mit seinen Beispielen nicht so ganz auf den richtigen Weg geleitet. Auch offenbart sich das ziemlich deutlich in dem Fortgange seines Gesprächs. — Die sogenannten besondern Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Mäſsigkeit, Groſsmuth, sind nicht *unter* dem Begriff der Tugend, wie Arten unter der Gattung; sie sind *in* ihm, wie Theile im Ganzen enthalten. Oder noch richtiger vielleicht: sie sind nichts als verschiedene Seiten, Erscheinungen, Ansichten, verschiedene Äuſserungen, Anwendungen, Modificationen eines und desselbigen Willens.

„Künftig werden wir über alles dieses besser urtheilen, wenn wir ausdrücklich suchen werden, den Begriff der Tugend deutlich zu machen und zu erklären. Vorher fragt sichs nur noch, was das sagen wolle: Erklären? — Eben dies ist jetzt die nächste logische Untersuchung, die sich uns anbeut.

Siebente Lection.

„Ehe wir weiter gehn, wollen wir doch einen Augenblick inne halten, um das Bisherige in Ordnung zu bringen und zu vollenden. Wir haben uns den Punct, zu dem wir wieder zurück müssen, viel zu gut gemerkt, als daſs wir uns sollten verirren können.

„Es giebt, wie wir gesehen, zweierlei Arten von wirklichen Dingen in der Natur, sinnliche und unsinnliche. Zugleich giebts zweierlei Wege, zu Begriffen zu gelangen. Die sind? —

Die Beachtung der äuſsern Veränderungen in den Sinnen, und der innern in der Seele.

„Sich eines gegenwärtigen wirklichen Gegenstandes bewuſst werden, nennt man *Empfindungen;* den Begriff oder das Bewuſstseyn von so einem Gegenstande selbst, eine *Empfindung.* Wie vielerlei giebt es also Empfindungen?

Zweierlei. *Äuſsre* und *innre.*

„Wäre das richtig? — Wenn wir sehen, hören, schmecken: sieht da das Auge? hört das Ohr? schmeckt der Gaumen? Sinds diese äuſsern sinnlichen Werkzeuge, oder ists die Seele, die sich bewuſst wird?

Die Seele.

„Mithin ist ja eine jede Empfindung innre Empfindung. Denn Empfindung ist Begriff; Begriff ist Bewuſstseyn; Bewuſstseyn ist in der Seele. Nicht?

Allerdings.

„Wo bleibt denn also der Unterschied, den

den Sie so eben festsetzten? Das empfindende Wesen ist ja immer das Nehmliche.

Aber doch nicht die empfundene Sache.

„Wahr! Dann sollt's aber nicht: äuſsre und innre Empfindung; es sollte: Empfindung des Äuſsern, Empfindung des Innern, heiſsen. Doch wenn Sie Sichs nur einprägen, daſs nicht das empfindende Wesen, sondern bloſs die empfundene Sache; nicht das *Subject*, sondern das *Object*, den Unterschied macht: so mögen Sie dann immer jene Ausdrücke beibehalten. — Bei der innern Empfindung ist das vorstellende Subject?

Die Seele.

„Das vorgestellte Object?

Eine Veränderung der Seele.

„Also bei der innern Empfindung fällt Subject und Object zusammen; die Seele betrachtet sich selbst. Hingegen bei der äuſsern Empfindung durch die Sinne; was ist da das Object?

Etwas Körperliches, Materielles.

„Also hier fallen Subject und Object auſser einander; sie sind verschieden. — Nehmen Sie nun die Liebe des Sokrates zum Schönen. Das Schöne selbst, das er liebte, abgesondert von dem sich mit einmischenden intellectuellen und moralischen Schönen; war es in oder auſser der Seele?

Das Letzte. Auſser der Seele.

„Subject und Object also waren verschieden, und insoferne Sokrates seine Aufmerksamkeit auf das Object richtete, war die Empfindung? —

Eine äuſsere Empfindung.

„Das Wohlgefallen aber am Schönen; die Liebe dagegen? —

War in der Seele des Sokrates selbst.

„Und mithin? —

War es innre Empfindung.

„Beides aber, die Vorstellung des schönen Gegenstandes und das Wohlgefallen daran, das Objective und das Subjective, waren in der Seele nur Eins? waren innigst verschmolzen?

Freilich.

„Worauf kam es also an, ob diese Empfindung des Sokrates eine äuſsre bleiben, oder in eine innre sollte verwandelt werden? Bloſs auf Lenkung der Aufmerksamkeit. Sah er aufs Objective, so bliebs äuſsre; sah er aufs Subjective, und machte dieses selbst zum Objectiven, so wards innre Empfindung. — Das Nehmliche trift bei jeder andern sinnlichen Vorstellung ein. Sieht man auf die Sache deren man sich bewuſst ist, so hat man eine äuſsre Empfindung; sieht man auf das Bewuſstseyn selbst, mit den daran hangenden Seelenmodificationen, so hat man eine innre. — Schon in dieser Rücksicht ist es unwahr, daſs wir von unsrer Seele weniger, als von den Körpern, wüſsten. An jedem Begriff von einem äuſsern körperlichen Dinge hängt ein Begriff von der Seele, der nur von uns darf aufgefaſst und beachtet werden: und wohl untersucht — — Doch die vollständige Ausführung dieses Gedankens wäre zu weitläuftig, und dieses Orts nicht.

„Daraus, daſs die Seele sich wirklich Begriffe vom Gegenwärtigen bildet, wirklich empfindet, folgt unmittelbar, daſs sie eine Fähigkeit, eine Kraft dazu hat, ein *Empfindungsvermögen.* Auch dieses ist also zwiefach: ein *äuſsres,* und *innres.* Mit jenem wird die Seele die *sinnlichen, körperlichen, materiellen* Dinge gewahr, wie Sie Sich ausdrücken wollen; mit dieſem? —

Die *unſinnlichen, unkörperlichen, immateriellen.*

„Auſser den Empfindungsideen bildet die Seele, wie wir geſehen, auch noch abſtracte Begriffe. Sie hat alſo, auſser ihrem Empfindungsvermögen? —

Auch noch ein *Abſtractionsvermögen.*

„Raum, Solidität, Schwere, Schnellkraft: von was für Gegenſtänden ſind dieſe Begriffe abgeſondert? Von ſinnlichen, oder von unſinnlichen?

Von ſinnlichen.

„Sie gehören alſo ſelbſt zu der Claſſe der ſinnlichen Begriffe, wenn ſie gleich, inſofern ſie Abſtractionen ſind, nicht ſinnlich empfunden werden. — Hingegen die Begriffe: Gedanke, Urtheil, Liebe, Verehrung; von was für Gegenſtänden ſind dieſe abgeſondert?

Von unsinnlichen, immateriellen.

„Sie sind also selbst unsinnlich und immateriell. — Eben so auch die Begriffe: Gott, Geist, Thierseele; denn auch zu diesen Begriffen sind alle darin verbundenen Merkmaale aus dem innern Bewuſstseyn unser selbst gezogen. — Der Begriff: Schönheit, war abgesondert?

Beides von sinnlichen und von unsinnlichen Dingen.

„Er ist also auch selbst, wie mehrere andere Begriffe: Geschwindigkeit, Ordnung u. s. f., beides sinnlich und unsinnlich. — Die höchsten Gattungen nun, in allen Arten von Begriffen, werden abstrahirt; wovon?

Von untern Gattungen.

„Diese? —

Von obern Arten.

„Wieder diese? —

Von untern Arten.

„Endlich die untersten Arten; wovon? —

Von einzelnen, wirklichen Dingen.

„Davon erhalten wir die Begriffe? —

Durch die Empfindung.

„Mithin geschieht im Grunde alle Abstraction; von was für Ideen? —

Von Empfindungsideen.

„Oder mit einem andern Worte: von der *Erfahrung.* — Wo also diese, innre und äuſsre, bei dem Menschen aufhört, da ist seine Erkenntniſsgränze, innerhalb welcher er allein mit seinem Verstande wirken kann. Wo sie bei dem ganzen menschlichen Geschlechte aufhört und aufhören muſs; da ist die allgemeine menschliche Erkenntniſsgränze. — Vielleicht, daſs es noch Seiten der Natur giebt, die ein sechster, siebenter Sinn an ihr entdecken könnte; aber für uns sind diese Seiten, mit allen daraus entspringenden allgemeinen Kenntnissen, so ganz verloren, wie die sichtbare Welt für den Blindgebornen.

„Ist denn aber mit diesen beiden Arten von Begriffen, mit Empfindungen und Abstractionen, Alles erschöpft? Wären alle Begriffe, die nicht Empfindungen sind, Abstractionen; alle, die nicht Abstractionen sind, Empfindungen? — Denken Sie nach, ob Ihnen vielleicht Begriffe von einer dritten Art beifallen!

Keine.

„Nicht? — Und doch haben wir ihrer selbst im Menon gehabt. Erinnern Sie Sich noch der Dädalischen Bildsäulen, die Sokrates zu einer so angenehmen Allegorie für Meinung und Wissenschaft machte?

Vollkommen.

„Ich sagte Ihnen: Dädalus sei nicht Erfinder, sondern nur Verbesserer der Sculptur gewesen. Worin bestand die Hauptunvollkommenheit der vor ihm verfertigten Bildsäulen?

Darin, daſs die Arme dicht an den Leib, und die Füſse fest zusammengeschlossen waren.

„Dädalus nun? —

Machte die Arme frei, und trennte nicht nur die Füſse, sondern lieſs auch den einen vortreten.

„Daher man denn von seinen Bildsäulen sagte: sie gingen. Nehmlich in dem Sinne, wie man auch von Vorstellungen in Gemälden sagt: die Ringer kämpfen, die Pferde laufen, die Schiffe werden umhergeworfen. — Paläphatus, der diese Anmerkung macht, erklärt aus der Miſsdeutung dieser Redensart den Ursprung des ganzen Mährchens. — Aber, werden Sie einwenden, Sokrates spricht doch so ernstlich von der Sache? Er macht doch einen so bestimmten Unterschied zwischen fixirten und davonlaufenden Bildsäulen? — Das thut er freilich; allein Sie kennen schon seine naive launige Art. Insgemein läſst er von seinem Verstande nur so viel blicken, als zu seiner Absicht nothwendig ist; in allem übrigen scheint er gern unwissend und einfältig. Vollends, wenn ihm diese Einfalt einen so guten Dienst thut, wie hier; wenn sie ihm ein so bequemes Vehikel für eine philosophische Idee giebt: da ist sie erst ganz in seinem Charakter. Sonst wuſst' er sicher die Wahrheit von diesen Bildsäulen eben so gut, als sie nach ihm ein Themistius, oder Diodor, oder Tzetzes wuſste. — —

„Doch, zur Sache zu kommen: glauben Sie, daſs der erste Künstler, der schon vor dem Dädalus arbeitete, an sein Werk gehen konnte, ohne erst eine Vorstellung davon zu haben?

Unmöglich.

„Diese Vorstellung aber; konnt' er sie aus der Empfindung schöpfen?

Nein. Auch schon darum nicht, weil noch keine Bildsäulen vorhanden waren.

„Konnt' er sie abstrahiren?

Auch nicht. Aus der nehmlichen Ursache.

„Gleichwohl hatt' er sie, diese Vorstellung. Und da er sie hatte, so muſs es in der That noch eine dritte Art von Begriffen, ein drittes von den vorigen verschiedenes Seelenvermögen geben. Wie wollen wir nun diese Begriffe, dieses Vermögen nennen? — Jener erste Künstler erfand, ersann, erdichtete. Nicht?

Allerdings.

„Den Namen also hätten wir schon. Wir können diese Begriffe *erdichtete, ersonnene;* das Vermögen der Seele, sie zu bilden, *Erdichtungsvermögen* nennen.

„Allein Sie wissen schon meine gewöhnliche Frage: wie wird ein Begriff von der und der Art gebildet? — Ich frage auch jetzt wieder: Wie geschieht die Erdichtung? Schafft sich die Seele dergleichen Ideen aus Nichts? Macht sie das Nichts zu Etwas? Dünkt Ihnen das möglich?

Die Materialien, scheints, muſs sie schon haben.

„So daſs ihre ganze Arbeit nur im Mischen und Verknüpfen derselben bestünde? —

Das würde dann freilich folgen.

„Aber welches wären denn diese Materialien? Woher nähme sie denn die Seele? — Wir müssen doch sehen, ob wir dem unbekannten ersten Künstler seine Idee vielleicht nacherfinden, und dadurch das Geheimniß ans Licht bringen können. — Sein Werk war, wie alle Werke bildender Künste, Nachahmung. Das was er nachahmte, war?

Die sichtbare Gestalt des Menschen.

„Und das, worin er sie nachahmte? —

Irgend eine feste Materie. Stein.

„Die nun wohl nicht. Denn auch noch die meisten Bildsäulen des Dädalus waren von Holz. — Der Künstler hatte die Erfahrung gemacht, daß sich durch Gebrauch schicklicher Werkzeuge dem Holz allerlei beliebige Formen geben ließen. Wie, fiel ihm ein, wenn ichs versuchte, auch die menschliche Gestalt darin nachzubilden? — Die Erfindung also geschah durch willkürliche Verbindung zweier, in

Empfindung und Abstraction, bis auf die genannten Begriffe. — Aber diese Begriffe, woraus, aus welcher Art? [illegible] ist es ein empfundener Begriff?

Ein abgezogener.

„[illegible]?" —

Er gleichfalls ein abgezogener.

„Auch vermuthe nicht, daß [illegible] von Verbindung [illegible]. Fleisch ist nicht Holz, und Holz ist nicht Fleisch. Von jenem ward die Form, von diesem die Materie abgezogen. — Sonach geschah diese [illegible] durch willkührlichen Zusammensetzen mehrerer als genannten Begriffe. Aber, frage nicht, geschahen denn alle [illegible]? — Dädalos, dessen Vorgänger und [illegible] Erfinder der Kunst, hand die Arme [illegible] an den Rumpf gepreßt, die gerade [illegible] Füße eng an einander geschlossen; kurz er fand die Bildsäule, die noch ganz Ein Stück war, in Ruhe; — was that er?

Er gab seinen Bildsäulen Bewegung.

„Wie? das verstehn wir nun schon. Er bildete sie, wie ein Alter sehr wohl sagt: εν απαγγελιᾳ τω βαδιζειν. — Weil er nehmlich sah, daſs sich gröſsere Blöcke wählen, daſs die nicht zureichenden sich ergänzen, daſs sich nicht allein rund umher, wie es die Furchtsamkeit der ersten Versuche nur noch gewagt hatte, sondern auch zwischen den Theilen die Spähne wegnehmen lieſsen; so vertauschte er in dem schon gegebenen allgemeinen Begriff der Bildsäule eins der abgesonderten Merkmaale: Ruhe, mit seinem entgegengesetzten: Bewegung. Also auch diese Erfindung geschah durch Verknüpfung mehrerer abgesonderter Begriffe. — Andere

Künstler gingen von der Idee aus, daſs nicht die Materie, daſs die Nachahmung der Gestalt nach allen ihren Umrissen das Wesentliche einer Bildsäule ist; dazu, fanden sie, ward nicht nothwendig Holz, es ward nur eine feste consistente Materie erfordert, deren Härte der Bearbeitung nicht widersteht: diesen allgemeinen Begriff nun bestimmten sie anders, setzten an die Stelle des Holzes Elfenbein, Marmor . . ., und wurden gleichfalls Erfinder.

„Noch Andre — wie früh oder wie spät? thut hier nichts — durchliefen folgende Reihe von Ideen: Metall ist schmelzbar; geschmolzen ist es flüssiger Körper, und nimmt die ganze innre Form desjenigen andern Körpers an, worein man es schüttet; dieser andere Körper ist, im Zustande der Feuchtigkeit, bildsam: man kann ihn convex, kann ihn concav bilden,

wie

wie mans für gut findet: wir wollen von innen hinein das Concave der Menschengestalt convex, das Convexe concav machen, wollen den Körper trocknen, und dann geschmolzenes Gold, Silber, was sonst für Metall wir haben werden, hineinrinnen lassen. Gedacht, gethan; und nun waren gegoſsne Bildsäulen da. — — Wie der bekannte Erfinder der Luftpumpe, Otto von Gerike, auf seine Idee gerathen sei; das mögen Sie Sich, nach den gegebenen Mustern, Selbst auseinander setzen. Ich gebe Ihnen zu dieser Untersuchung die Begriffe: Wasserpumpe, Wasser, Fluidum, Luft.

„Nehmen Sie, statt ersonnener materieller Begriffe, nun auch immaterielle. Nehmen Sie die philosophische Idee von Gott, oder die dichterische von einem Engel. — Wer ist Gott?

Das allervollkommenste Wesen.

„Güte, Weisheit, Gerechtigkeit, u. s. f. sind seine Eigenschaften. Woher haben wir diese Begriffe?

Aus unserm innern Bewuſstseyn.

„In uns aber sind diese Eigenschaften mangelhaft, unvollkommen, begränzt?

Allerdings.

„Wie bilden wir nun also die Idee von Gott? — Sie sehen: durch Weglassen und Zusetzen. Wir denken die Kräfte und Eigenschaften unsrer eignen Seele, abgesondert von aller ihrer Unvollkommenheit, und verbinden damit die Idee einer unendlichen Vollkommenheit. — Den Begriff eines Engels bildet der Dichter, indem er aus seiner eigenen Seele das Ideal eines höhern Geistes absieht, vollkommner an Erkenntniſs und an Begehrungskräften, ihm statt des gröbern irdischen Körpers einen feinern Lichtkörper giebt, ihn von der schönsten blühendsten Jugend denkt, u. s. f.

„Sie erkennen, daſs es in allen hier gegebenen Beispielen ersonnener Begriffe, man mag nun abgesonderte Beschaffenheiten, abgesonderte Theile zu einem neuen Ganzen verbinden, oder in schon vorhandenen Ganzen ein Merkmaal ändern, oder zu allgemeiner gemachten Begriffen andere Bestimmungen hinzuthun, immer das Nehmliche ist. Insgesammt haben sie ihren Ursprung?

Aus abgesonderten, allgemeinen Begriffen.

„Die abgesonderten aber werden gebildet? —

Aus Empfindungsbegriffen.

„Also am Ende die ersonnenen? —

Ebenfalls aus Empfindungsbegriffen.

„So sind denn also diese, die Empfindungsbegriffe, die Grundlage von allen andern; denn mehrere Arten, als abstracte und erdichtete, lassen sich außer ihnen nicht denken. Wir können unsre Erfahrungsideen, äußere und innre, auf mannichfaltige Weise umwandeln, können trennen, verbinden, wieder trennen und wieder verbinden: aber wir können nichts Neues erschaffen, können keinen Urstoff zu Ideen hervorbringen, müssen allen unsern Stoff aus der Hand der Natur nehmen. Und insoferne ist der alte bekannte Lehrsatz wahr: *Nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu.*

„Was zu der Überzeugung gehöre, daß unsre ersonnenen Begriffe nicht schimärisch, sondern reell sind: das hab' ich selbst im Vorweg meiner Beispiele gezeigt. Unsre Phantasie kann widersprechende

Wesen dichten, kann unverträgliche, unvereinbare Eigenschaften gatten. Eher also muſs man einen ersonnenen Begriff nicht für richtig halten, als bis man aus der Natur der zu verbindenden Begriffe, wie sie durch Vernunft oder Erfahrung erkannt wird, von der Vereinbarkeit derselben gewiſs ist. Die Möglichkeit der Idee von Gott schlieſst die Philosophie aus der Vernunft; die Möglichkeit der ersten Idee einer Bildsäule und ihren nachmaligen Veränderungen lieſs ich die Erfinder aus dem schlieſsen, was sie von der Beschaffenheit der Materien aus Erfahrung wuſsten, und aus diesen Erfahrungen mit Sicherheit abnehmen konnten. — Daraus daſs wir keinen Widerspruch gewahr werden, müssen wir nicht sogleich die Möglichkeit folgern. Denn bei der Einschränkung unsrer Erkenntniſs liegt die Schuld nur zu oft an unsrer Unwissenheit.

„Der Dichter kömmt bei seinen Erfindungen leichter, als der Weltweise und der mechanische Künstler davon. Wenn diese die langsame bedächtige Vernunft fragen, oder auch neue Entdeckungen abwarten müssen, die oft gar nicht, oft erst sehr spät erfolgen; so darf jener nur die vorschnelle Phantasie fragen, die immer gleich mit Antworten da ist. — Die Dichter hatten ihr Fahrzeug womit sie die Luft beschifften, schon längst, ehe noch die Mechaniker wuſsten wie sie es möglich machten.

„Ich brauche Ihnen wohl kaum erst zu sagen, wie Sie Sich nun die bisherigen Materien zu sammeln und zu verbinden haben. Wir haben, wenn wir auf die Entstehungsart sehen, dreierlei Begriffe: *Empfindungsbegriffe, äuſsre* und *innre; abstracte* Begriffe, von *äuſsern,* von *innern* Gegenständen, von *beiden* zugleich; *ersonnene* Begriffe, wiederum von *beiderlei* Arten, materielle und immaterielle. Von allen diesen Begriffen haben wir die *Erklärungen* festgesetzt, die Art ihrer *Entstehung* angegeben, die Erfordernisse zu ihrer *Wahrheit* gefunden.

Wenn Ew. Excellenz in den hier gelieferten Versuchen manchen Begriff nicht genau genug bestimmt, manchen Satz nicht ganz richtig gefaſst finden sollten, so wird das auf die Billigung oder Miſsbilligung der Methode selbst keinen Einfluſs haben. — Ich sah nach meiner Absicht mehr auf den Rahmen, als auf das Gemälde; aber ich bin gewiſs, daſs sich in eben den Rahmen worin ich ein nur mittelmäſsiges Gemälde spannte, ein vortreffliches spannen läſst.

In der Ausarbeitung dieser Versuche weiter fortzufahren, scheint mir unnöthig. Das wozu ich nun fortgehen würde, die Lehre von der Klarheit der Begriffe und ihren verschiedenen Stufen, von Erklärungen und Eintheilungen, ist so deutlich in dem Gespräch enthalten, daſs gar nicht die Frage seyn kann, ob es sich auf diese Art vortragen lasse? — Auch die Folge der Materien scheint mir sehr deutlich. Daſs Menon keine eigentliche Erklärung der Tugend verlangt und Sokrates sich also mit einzelnen Sätzen begnügt: das führt, wie von selbst, zu der Lehre von den *Sätzen;* so wie die Folgerungen die er aus diesen Sätzen zieht, zu der von den *Schlüssen.* Den sogenannten *praktischen* Theil der Logik, wenn man nicht das Wesentlichste davon schon dem theoretischen einweben will, giebt die philosophischkritische Durchsicht der ganzen Verfahrungsart des Sokrates, verbunden mit den eigenen Bemühungen des Lehrers, zur Entscheidung der Frage zu kommen. — Ich habe Manches, oder vielmehr das Meiste, in obigen Probelectionen nur *bei Gelegenheit* des Menon entwickelt;

fast alles Andre läſst sich *aus* dem Menon entwickeln. Ich glaube also schon völlig meinen Endzweck erreicht, und Ew Excellenz überzeugt zu haben, daſs die vorgeschlagene Methode für die Vernunftlehre nicht leerer Traum, sondern reelle Idee sei.

Alles was ich noch hinzuzuthun habe, sind einige Nacherinnerungen über den Gebrauch und die Vortheile dieser Methode.

So, wie ich einen logischen Begriff entwickelt, eine Eintheilung festgesetzt, eine Regel, einen Lehrsatz gefunden hätte, würd' ich ihn von meinen Zuhörern niederschreiben lassen. Nach Endigung jeder Hauptlehre würd' ich dann, wie in der siebenten Lection, einigen der Besten Anleitung geben, alles Niedergeschriebene in Ordnung zu bringen, und es durch einen kurzen Discurs, der das Wesentlichste des ganzen Vortrags enthielte, zu verbinden. Ich würde ihre Aufſätze durchgehn, jeden begangenen Fehler bemerken, sie durch neues Fragen dahin bringen daſs sie ihn auf der Stelle berichtigen müſsten; und was dann am Ende herauskäme, würd' ich allen Übrigen mittheilen. So hätten sie am Schluſs der Lectionen ihre vollständige, von ihnen selbst entwickelte, in Ordnung gebrachte, also gewiſs weit besser begriffene, und für sie weit interessantere, brauchbarere Anleitung zur Logik.

Ferner würd' ichs mir durchaus zum Gesetz machen, nur bei den Elementarkenntnissen stehen zu bleiben, und den noch ungeübten Schüler nicht durch zu schwere, zu spitzfindige Untersuchungen zu schrecken. Doch würd' ich ihn oft bis zu diesen Untersuchungen hinführen; ich würd' ihm die schwerern zur Logik gehörigen Fragen, wie z. B. die über den Ursprung der Sprachen, die Zuverlässigkeit der Sinne u. s. f. nennen, ob ich mich schon auf ihre Beantwortung nicht einlieſse. — Der Nutzen, den das haben würde, ist sichtbar. Wenn der Schüler nur einigermaſsen philosophischer Kopf ist, so müssen ihn diese Schwierigkeiten beunruhigen; die Lücken, die er in seiner Erkenntniſs wahrnimmt, müssen ihn verdrieſsen; er muſs also den akademischen Lehrer über manchen Punct schon mit Ungeduld erwarten, ihn mit weit mehr Begierde und Interesse hören, ihm weit glücklicher folgen.

Endlich würd' ich das öfter thun, was ich in obigen Versuchen nur einmal mit dem Philebus gethan; ich würde den Schüler tiefer in die Lesung des Platon hineinführen, und zuweilen aus andern seiner Werke Stellen und Beispiele herüberholen. So würd' ich, bei der Lehre von den Eintheilungen, vielleicht einen Blick in seinen Staatsmann (πολιτικος) werfen; bei der Lehre von den Schlüssen würd' ich einige Sophismen aus dem Euthydemus borgen, und die darin begangenen Fehler aufsuchen lassen. Dies hätte den Nutzen, daſs ich zugleich den Ursprung der Syllogistik erzählen, und diese Kunst von ihrem eingebildeten auf ihren wahren Werth herabsetzen könnte. — Ew Excellenz erinnern Sich ohne Zweifel, was Sie über diesen Punct in der „Revision der Philosophie von Hrn *Meiners*“ gelesen haben.

Ich komme zu den Vortheilen dieser Methode. — Den philologischen, so wichtig er Manchem dünken würde, übergehe ich: daſs der Schüler mehr Griechisch lernt, daſs er so manches von griechischen Sitten, Gebräuchen, Alterthümern, philosophischer Geschichte u. s. f. nebenher und ohne Zeitverlust wegbekömmt. Aber die philosophischen Vortheile, die mit einer solchen Platonischen Lesung des Platon verbunden seyn müssen, kann ich hier nicht übergehen. Sie sind der Aufmerksamkeit Ewr Excellenz allzuwürdig.

Der erste Vortheil liegt unmittelbar darin: daſs der Jüngling gewöhnt wird, *mit* den Philosophen des Alterthums und *über* sie zu denken; daſs in seinem Kopfe eine Verbindung zwischen seinen Sprach- und seinen wissenschaftlichen Kenntnissen gestiftet wird. In den meisten Köpfen liegen beide, die Schul- und die höhern akademischen Studien, weit auseinander;

nur in einigen wenigen, die sich aber sogleich durch ihre Vortrefflichkeit auszeichnen, sind sie innigst vereinigt. Der Lehrer, der eine solche Vereinigung bei mehrern begünstigt, erwirbt sich ein wesentliches Verdienst, beides um Philologie und um Philosophie. Besonders um diese letztere, in der so viele Begriffe aus den Alten besser erläutert, und so viel andere vielleicht noch geschöpft werden könnten.

Der zweite Vortheil, bei dem ich mich hier, weil er näher zu meinem Zweck gehört, etwas länger verweilen mufs, ist die *Geistesbildung* der Jugend.

Ich hab' es immer bedauert, dafs von dem Platon auf Schulen so wenig oder fast gar kein Gebrauch gemacht wird. Zwar hat ein verdienstvoller Mann schon vorlängst Dialogen desselben herausgegeben; aber ich fürchte, man schätzt sie mehr um des geringern als um des gröſsern Nutzens, mehr um der Sprache als um der Sachen willen. Wenn man die leichten lichtvollen Dialogen des Platon — und das sind so ziemlich alle, die moralischen Inhalts sind — auf Schulen einführte, und aus philosophischen Gesichtspuncten läse; so würde man doch endlich dahin kommen, daſs man die Jugend nicht bloſs Philosophie, sondern Philosophiren lehrte. Fast in allen unsern philosophischen Stunden setzt sich ein tiefdenkender gründlich gelehrter Mann, nicht wie Sokrates mitten unter seine Schüler, sondern weit über sie weg auf den Lehrstuhl; erklärt, theilt ein, demonstrirt, widerlegt; setzt den Schüler über seine Allwissenheit und Untrüglichkeit in Erstaunen; füllt ihm sein Gedächtniſs mit halbverstandenen Wörtern an: aber hellt ihm

nicht

nicht seinen Kopf auf, wetzt nicht seinen Scharfsinn, lehrt ihn nicht denken. Vielmehr ist Gefahr, daſs er ihn auf ewig vom Denken abschrecke: denn, im Gefühl seines Unvermögens und des unendlichen Abstandes von seinem Lehrer, verzweifelt der Jüngling an seinen Kräften, läſst die Flügel sinken, die er, ihm nachzufliegen, viel zu matt, viel zu schwer fühlt. — Wie ganz anders würde das seyn, wenn sich der Lehrer zu den Fähigkeiten des Schülers herablieſse; wenn er ihm mit einer vortheilhaften Idee von den Fähigkeiten seines Verstandes schmeichelte; wenn er Anfangs, so zu reden, nur mit ihm flatterte, ihn so von Zweig auf Zweig, von Baum auf Baum lockte, und durch diese wiederholten, dem Grade der Kraft gemäſsen Anstrengungen, seine Schwingen zu stärken und zu entfalten suchte!

Dies eben war die groſse Kunst des Unterrichtes, die Platon besaſs. In der Person seines Sokrates wird er selbst so unwissend, setzt sich seinem Schüler so gleich, gewinnt durch diese Gleichheit so sehr seine Liebe und sein Vertrauen; flicht ihn so innig, und doch so unvermerkt, in das Interesse der Untersuchung hinein; giebt ihm nicht eigentlich die Begriffe, sondern läſst sie ihn selber haschen, indem er sie ihm nur auftreibt; läſst ihn die Operationen des Verstandes, durch welche alle Philosophie entstand, selber durchmachen, und gönnt ihm den süſsen Traum, sich die Wahrheiten erfunden zu haben. Wie viel Licht muſs dadurch im Verstande aufgehn! Wie viel Muth und Lust zu fernern Versuchen erwachen! Und diese Versuche; wie sehr müssen sie die so oft geübten Kräfte stärken, wie viel leichter, schneller, sichrer, jede nachfolgende Übung machen! — Aus einer solchen Platonischen Schule (die sich zwar freilich nicht ganz und nicht mit allen ihren Vortheilen, aber doch im Wesentlichen, wieder herstellen läſst) kann nie ein bloſser Gedächtniſsgelehrter, ein bloſses philosophisches Wörterbuch; es muſs, wenn die Natur nur etwas vorgearbeitet hat, ein Denker, ein philosophischer Kopf hervorgehn. Und den zu bilden, war doch wohl einzig die Absicht der Lectionen?

Ich bin weit entfernt, irgend einem Erfolge in der Welt nur Eine Ursache zu geben. Aber wenn in Griechenland die selbstdenkenden Köpfe seltner wurden, und in Rom ihrer fast gar nicht entstanden; darf ich da nicht unter die mancherlei andern Ursachen dieser Erscheinung auch die zählen: daſs bei den Griechen diese Methode späterhin in Verfall, und bei den Römern niemal in Gang kam?

Das Weitere über die Natur und die Vortheile dieser Methode hab' ich schon vorlängst in einer Abhandlung gesagt, die, wie ich weiſs, Ew Excellenz zu lesen gewürdiget haben *). Ich will also nur das Einzige hier herüber nehmen, was ich dort mit Worten des Canzlers Baco vortrug: daſs uns diese Methode die Begriffe in weit gröſserer Vollkommenheit giebt; nicht als abgehauene, unfruchtbare Stämme, sondern als frische lebendige Pflanzen, mit ihrer Wurzel und ein wenig daranhangender Erde: so daſs derjenige, der sie in seinen Boden aufnimmt und wartet und pflegt, die schönsten Früchte der Erkenntniſs davon zu hoffen hat. —

---

*) „Fragmente über Gegenstände der schönen „Wissenschaften" [man s. diese Schriften, Bd 6. S. 128 f.].

Aber nicht genug, daß aus der Schule eines Platon bessere Weltweise hervorgehn: auch so manches andere Gute, das der menschlichen Gesellschaft wichtig ist, wird darin vorbereitet. Denn mit den Wissenschaften hat nun der Schüler zugleich die Methode gefaßt: und eben diese Methode ist es, was ganze Stände gut; ihr herrschender Mangel, was ganze Stände schlecht macht. Die Gründe dieser Behauptung liegen unmittelbar im Vorhergehenden. Der wohlunterrichtete Schüler eines Platon wird sicher ein besserer künftiger Lehrer in jeder Art von Erkenntniß, sicher ein besserer Katechet, ein besserer Prediger werden; denn dieser soll doch etwas anders, als ein Redner wie Cicero, seyn? — Alle Arten des Vortrags, wovon die auf Schulen gangbaren Autoren den Schülern Begriff und

Weisen geben, und Sentenzen und Declamationen. Nichtsdestoweniger, wenn unsre Briefe des Cicero oder Lustspiele des Terenz gelesen werden, Epistolarstil und dramatischer Dialog. Das so wichtige, so unentbehrliche Entwickeln und Unterrichten lernen sie nie kennen. Denn wenn man vom [illegible] lernt, was er selbst nicht weiß, so wird man natürlich nichts vom Cicero lernen, der es nicht konnte. In seinen philosophischen Dialogen ist wenig oder nichts von dem Geist und der Manier des Plato. — Ich sage dieses kein Urtheil über ihn um so unverständlicher, da schon vor mehreren hundert Jahren [illegible] [illegible] *) die [illegible] dies gezeigt hat.

Allein gesetzt auch, es wär' der Unterschied so unendlich wichtig, [illegible] zu [illegible], wie werden denn jene Alten, wenn gem-

---

*) Vergl. Bd. 4. S. [illegible].

ſsen Muster, zu Rednern? Aus welcher Schule gingen sie aus? Aus der Schule des Platon. — Cicero hatte den Platon, von dem er so oft mit Bewunderung spricht, vielleicht mehr als den Demosthenes gelesen; und Geſsner urtheilt, meines Erachtens, sehr richtig: daſs eben aus seiner Liebe zur Redekunst sein Hang zur akademischen Weltweisheit erklärt werden müsse. Warum wollten denn wir die Schule verachten, in der sich unser groſses Muster der Beredtsamkeit, ein Cicero: in der sich auch seine berühmtesten griechischen Vorgänger bildeten? ein Isokrates, den wir aus dem Diogenes von Laerte als einen Freund des Platon kennen; und ein Demosthenes, *cujus ex epistolis intelligi licet, quam frequens fuerit Platonis auditor (CIC. Orat. 4).*

Wir klagen so oft über den Verlust

der Originale, der Quellen. Und wie? Die vortrefflichste Quelle der Beredtsamkeit wollten wir haben, ohne daſs wir nur würdigten daraus zu schöpfen? — —

Ich muſs abbrechen, wenn Ew Excellenz nicht auch von mir urtheilen sollen, daſs ich auf Schulen zu viel habe declamiren lernen. Wirklich hab' ich, den ganzen Aufsatz hindurch, zu viel an die Sache, und zu wenig an den erleuchteten Kenner gedacht, für den die flüchtigste Erinnerung an seine eigenen Beobachtungen und Einsichten genug war. Aber ich sah schon voraus, daſs, wenn die vorgeschlagene Methode Beifall erhielte, ich nicht für Ew Excellenz allein würde geschrieben haben.

Ich bin mit der gröſsten Verehrung …

ÜBER
EINIGE EIGENHEITEN
DES
GEFÜHLSSINNES.

Die beiden Sinne des *Gesichts* und *Gefühls* haben unter einander eine merkwürdige Ähnlichkeit, wodurch sie sich von den drei übrigen unterscheiden. Wenn die letztern von den Körpern nur Eigenschaften *einerlei* Art gewahr werden; so werden jene Sinne Eigenschaften von *verschiedener* Art gewahr, und zwar von so völlig verschiedner, daſs diese Eigenschaften, bei aller ihrer Unzertrennlichkeit in der Erscheinung, doch schlechterdings nicht eine auf die andre zurückgebracht, nicht eine aus der andern erklärt werden können. Die Empfindung von Wärme und Kälte, und eben so die Empfindung von Schwarz und Weiſs, haben mit der Idee von Ausdehnung und Figur durchaus keine Verwandtschaft; es liegt in dieser Idee, so weit man sie auch entwickeln mag, nicht das mindeste Merkmal, in welchem sie mit jenen Eigenschaften, die doch in der Empfindung sich nie von ihr wollen abreiſsen lassen, zusammenhinge.

Eine andere Ähnlichkeit beider Sinne, wodurch sie aber nicht so schneidend von allen übrigen abgesondert werden, ist die: daſs man von den Eindrücken des einen auf die Eindrücke des andern zurückschlieſsen kann. Nicht zwar von Wärme und Kälte auf Farbe, oder umgekehrt; aber von den Erscheinungen der Ausdehnung für den einen Sinn auf die correspondirenden Erscheinungen für den andern. Etwas Ähnliches findet sich hier bei den beiden Sinnen des Geruchs und Geschmacks; denn überall, wo das Schmeckbare auch riechbar ist, und insofern es riechbar ist, kündigt die Empfindung des einen Sinns, die zu erwartende Empfindung des andern an: daher auch die gemeine Sprechart der Oberdeutschen das Riechen in ein Schmecken verwandelt. Der Unterschied ist nur der: daſs die Correspondenz der gröbern Sinne, des Geruchs und Geschmacks, auf wahre *innre Verwandtschaft;* die der feinern Sinne, des Gesichts und Gefühls, auf bloſse *äuſsre Gemeinschaft* beruht. Die Eindrücke *jener* Sinne, so wie sie durch einerlei Materien geschehen, so haben sie auch eine sehr merkliche Ähnlichkeit: man riecht eben das, was man schmeckt: die Eindrücke *dieser* Sinne haben nicht die mindeste Ähnlichkeit: Figur, insofern die

Hand sie fühlt, ist etwas ganz anders, als Figur, insofern das Auge sie sieht. Nur das immer regelmäſsige Zusammentreffen solcher und solcher Gesichtsbilder mit solchen und solchen Gefühlseindrücken, hat die Menschen auf den sonderbaren und doch so gemeinen Gedanken gebracht, als ob sie mit den Händen sehen oder mit den Augen tasten könnten.

Bei diesen Ähnlichkeiten beider Sinne des Gesichts und Gefühls, giebt es zwischen ihnen auch sehr merkwürdige Verschiedenheiten. — Um mich kürzer über diese Materie ausdrücken zu können, werde ich mich der eingeführten Benennungen *ursprünglicher* und *abgeleiteter* Eigenschaften bedienen, ohne übrigens an der *Locke'schen* Bestimmung dieses Unterschiedes Antheil zu nehmen. Unter ursprünglichen Eigenschaften *(qualités pre-*

mières) werden, wie jeder weiſs, Ausdehnung, Figur, Solidität, Bewegung; unter abgeleiteten *(qualités secondes)*, Farbe, Wärme, Kälte u. s. w. verstanden.

Die erste Verschiedenheit setzt das Gefühl nicht bloſs dem Gesichte, sondern allen übrigen Sinnen entgegen. Alle nehmlich haben entweder nur *ein* Werkzeug, oder nur *zwei*, und diese von völlig gleichförmigem Baue. Das Erste ist der Fall mit dem *gröbern* Sinne des Geschmacks, und nach dem ersten äuſsern Anblick auch mit dem des Geruchs; das Letzte findet sich bei den beiden *feinern* Sinnen des Gesichts und Gehörs. Das Gefühl, insofern es abgeleitete Eigenschaften wahrnimmt, hat in dieser Hinsicht Analogie mit den gröbern; insofern es ursprüngliche erkennt, Analogie mit den feinern Sinnen. Für Wärme und Kälte, ist der ganze Körper nur Ein Organ: und so hat hier der Gefühlssinn das Eigne, daſs er kein besonders, nur ihm gehöriges, Werkzeug hat, und daſs er mit allen andern Sinnen zugleich in einerlei Werkzeugen besteht; da hingegen sonst die Werkzeuge, jedes sein eigenes Geschäft, ohne Einmischung in die Geschäfte des andern verrichten. Für die ursprünglichen Eigenschaften der Ausdehnung und Figur, hat das Gefühl *zwei Organe*, die eben, wie bei allen übrigen Sinnen, unterscheidend gebaut, und wie bei den feinern, ganz sichtbar getrennt sind. Aber auch hier findet sich wieder das Eigne: daſs diese Werkzeuge das ihnen zukommende Geschäft zwar vorzüglich und besser, als jedes andere Glied, aber doch nicht allein und ausschlieſsend verüben. Wenn es bloſs die Augen sind, womit wir sehen;

bloſs die Ohren, womit wir hören u. s. w.; so sind es dagegen nicht bloſs die Hände, womit wir das Runde oder das Eckige unterscheiden. Dieses geschieht auch durch jeden andern Theil unsers Körpers, der sich um einen Gegenstand mehr oder minder herumbiegen kann; wir können gewissermaſsen mit der Zunge, zwischen den Lippen, mit den Zehen, die wir nur so gar nicht zu dieser Verrichtung üben, und mit noch andern Juncturen des Körpers fühlen. Die Ähnlichkeit, die das Gefühl, in Ansehung der Zahl und des gleichförmigen Baues der Werkzeuge, mit Gesicht und Gehör hat, ist also immer nur unvollkommen; indeſs nähert sich der Sinn, insofern er ursprüngliche Beschaffenheiten erkennt, doch ganz deutlich den *feinern* Sinnen. Er hat doch, so wie diese, der Werkzeuge mehrere; und wenn wir nur diejenigen rechnen wollen, die ihm ohne Vergleichung am besten dienen, so hat er eben, wie jene, nur *zwei*, die auch eben so sichtbar getrennt und eben so gleichförmig gebaut sind.

Dieser äuſsern Beschaffenheit der Werkzeuge entspricht die innre der Wahrnehmungen: und dies ist die zweite Eigenheit des Gefühls, wodurch es sich besonders vom Gesichtssinne, dem es sonst so ähnlich ist, unterscheidet. Das Gesicht nehmlich ist durchaus ein *feinerer Sinn*, nicht bloſs insofern er Figur, sondern auch insofern er Farben erkennt; das Gefühl hingegen theilt sich: und ist ein *feinerer Sinn*, insofern er *ursprüngliche Eigenschaften*; ein *gröberer*, insofern er *abgeleitete* wahrnimmt. Durch die letztern Wahrnehmungen ist das Gefühl ein bloſs thierischer, durch die erstern ist es ein menschlicher Sinn: hier arbeiten für ihn die schönen Künste der Sculptur und der Plastik; und die vollkommenste aller Wissenschaften, die Mathematik, hat ihm mehr als selbst dem Gesichte zu verdanken. Er ergänzt und berichtigt die Wahrnehmungen dieses letztern Sinns, und bei einem *Saunderson* tritt er so völlig an die Stelle desselben, daſs er selbst zur Wissenschaft der Optik alle nur erforderlichen Begriffe liefert. So einen Sinn aber, dessen Wahrnehmungen uns Empfindung des Schönen gewähren und uns Stoff zu wissenschaftlichen Kenntnissen liefern, nenne ich einen *feinern* Sinn; dessen Wahrnehmungen nur Wollust, nicht das höhere Wohlgefallen am Schönen wirken, auch nicht zu wissenschaftlichen Kenntnissen sich verarbeiten lassen, nenne ich einen *gröbern*.

Wenn ich hier den Unterschied zwischen feinen und gröbern Sinnen gerade so fasse, wie er schon in der undeutlichen Erkenntniſs eines Jeden enthalten ist; so können unmöglich die Erklärungen richtig seyn, die uns gewisse Weltweise von diesem Unterschiede gegeben haben. Diese Erklärungen haben den zwiefachen Fehler, daſs sie zu *enge*, und daſs sie *unfruchtbar* sind: daſs sie zuerst den Sinn des Gefühls schlechterdings von der Zahl der feinern Sinne ausschlieſsen, und ihn ganz und gar unter die gröbern verstoſsen; und daſs sie zweitens uns durchaus nicht begreiflich machen, warum nur die feinern, nicht die gröbern Sinne dem Geiste dienen; warum nur die Wahrnehmungen von jenen Stoff zu Wissenschaften und schönen Künsten geben, nicht die Wahrnehmungen von diesen.

Ein Deutscher Weltweiser bestimmt den Unterschied, von dem die Rede ist, nach der Beschaffenheit des *Mediums*, vermittelst dessen der Sinn empfindet. Die feinsten Materien sind ihm Licht und Luft; eine gröbere die Salze und Öle der Körper, und die gröbste die ganzen soliden Körper selbst. Wenn man nach diesem Eintheilungsgrunde von der feinsten Materie anfängt und mit der gröbsten aufhört; so kömmt die gewöhnliche Rangordnung der Sinne heraus: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. Hier wird offenbar der Sinn des Gefühls, eben insofern er den Wissenschaften dient, nicht allein ein gröberer, sondern der gröbste Sinn; und der Sinn des Geruchs, der zu seinem Medium die feinern flüchtigern Salze der Körper hat, wird ein bei weitem feinerer, so wenig er auch Empfindung des Schönen oder wissenschaftliche Kenntnisse gewährt. Überdies erhalten wir nicht die mindeste nähere Einsicht in die Natur der Sinne; wir lernen es nicht begreifen, warum die Wahrnehmungen des einen nur *angenehm*, die des andern hingegen *schön* sind; warum für Gesicht und Gehör Künstler von *höherm* Range, für den Geschmack nur Künstler von *niedrigerm* Range arbeiten: für jene der Maler und Tonkünstler, für diesen der Koch. Zugegeben, daſs wirklich vielleicht Feine oder Gröbe des Mediums der Anlaſs zur *Benennung* der beiden Arten von Sinnen geworden; so ist doch schlechterdings nicht begreiflich, wie die körperliche Feine oder Gröbe der Materie die geistige Schönheit und Deutlichkeit der Erkenntniſs befördern oder verhindern könne.

Bei den feinern Sinnen, sagt ein Schottischer Weltweise *), werden wir nie *die Berührung des Werkzeuges* inne; aber allemal bei den gröbern Sinnen. Die Empfindungen der letztern setzen wir daher in die Werkzeuge selbst, hingegen die der erstern unmittelbar in die Seele: und so halten wir die Vergnügungen von jenen für körperlicher und gröber, die Vergnügungen von diesen für geistiger und feiner. Hier geschieht abermal dem Gefühl das Unrecht, daſs es gänzlich unter die gröbern Sinne verstoſsen wird; denn wir werden, wie dieser Schriftsteller selbst bemerkt, die Berührung unsrer Fingerspitzen bei jedem Betasten gewahr, und versetzen eben in sie hinein unsre Empfindung und unser Vergnügen. Zur Un-

---

*) HOME *Elem. of Criticism*, gleich zu Anfang der *Introduction*, und *Append.* §. 13.

terscheidung der feinern von den gröbern Sinnen, dient also auch dieser Eintheilungsgrund nicht, und um so weniger, da er an der andern Seite einen der gröbern Sinne, den Geruch, zum Range eines feinern erhebt. Denn so wahr es ist, daſs wir den Eindruck einer Rose auf unsere Nase sinnlich gewahr werden, wenn wir nemlich die Blume an das Werkzeug drücken, so gehört doch diese Wahrnehmung nicht dem Geruch, sondern dem Gefühl: die innern Fibern des Geruchs fühlen wir von dem Aushauch der Rose eben so wenig berührt, als die Augen vom Lichtstrahl oder das Ohr vom Tone. Auch verschafft der Umstand, daſs wir die Berührung des Werkzeuges gewahr oder nicht gewahr werden, uns schlechterdings nicht die Einsicht: warum Wissenschaften und Künste nur für die eine

Art von Sinnen möglich sind, nicht für die andre.

Um uns diese Einsicht, und mit ihr zugleich die völlig richtige genugthuende Bestimmung des Unterschiedes zwischen gröbern und feinern Sinnen zu verschaffen, müssen wir folgende Beobachtungen, deren Richtigkeit die eigne Erfahrung eines Jeden bestätigen wird, zusammenfassen.

Zuerst: Gesicht, Gehör, Gefühl, insofern das Letztere ursprüngliche Eigenschaften erkennt, haben vor Geruch, Geschmack, und demjenigen Gefühl welches abgeleitete Eigenschaften gewahr wird, das Eigne voraus: daſs sie alle eine weit *schnellere Folge* von *successiven* Eindrücken unterscheiden können. Die Sinne werden nicht so von jedem einzelnen Eindrucke angegriffen; die *Vibration* währt nicht so lange, daſs nicht schnell hintereinander — obgleich freilich auch dies seine Gränzen, und für jeden Sinn seine eigenen Gränzen hat — mehrere Umriſſe, Bewegungen, Töne, sollten erkannt, und mit voller Unterscheidung erkannt werden können. Bei Geruch, Geschmack, und dem gröbern Gefühl, dauert dagegen der Eindruck länger: jeder vorhergehende verdunkelt, verfälscht jeden nachfolgenden: und ehe der Sinn wieder in den Stand kömmt rein zu empfinden, hat die Seele schon tausend andre Ideen durchlaufen, wodurch die Übersicht und Vergleichung der *succeſſiven* Eindrücke noch mehr erschwert wird. Die feinern Sinne halten, so zu reden, mit der Imagination mehr gleichen Schritt: die Geschwindigkeit in der Folge ihrer Eindrücke ist der natürlichen Geschwindigkeit der Ideenfolge mehr angemeſſen.

Zweitens: Gesicht, und Gefühl — ich verstehe hier wieder das feinere —, *unterscheiden das Mannichfaltige* in gleichzeitigen Eindrücken, welches bei keinem der übrigen Sinne zutrifft. Ein Blumenstrauſs, ein vermischtes Gericht, geben eine in sich selbst freilich mannichfaltige Empfindung, worin man aber die Mannichfaltigkeit durch den Sinn selbst nicht aus einander setzen kann. Eben so zwar auch bei dem Sinn des Gehörs. Eine ganze gleichzeitige Harmonie ist nur Ein, vom Gehör nicht aus einander zu setzender, Eindruck. Wenn dennoch der Tonkünstler, wenn selbst der Koch, jener die im Accord verbundenen Töne, dieser die in der Speise vermischten Zuthaten richtig anzugeben wissen; so rührt das nur von der vorgängigen Erfahrung her: daſs solche und solche einzelne Töne oder

Geschmackseindrücke bei ihrer Vermischung solche und solche Totaleindrücke hervorbringen; die Mannichfaltigkeit wird nicht empfunden, sondern geschlossen. Auch bei Getränken will man bemerkt haben, daß geübte Kenner in einem gemischten Weine die verschiedenen Arten oder Jahrgänge zu unterscheiden wissen; welches ich eben so erkläre.

Drittens, und was das wichtigste ist: die Eindrücke des Gesichts, des feinern Gefühls, des Gehörs, sind einer *Bestimmtheit*, einer *Abgemessenheit* fähig, welche schlechterdings bei den Eindrücken der gröbern Sinne mangelt. Zur Erläuterung dieses Unterschiedes dient, wie ich schon sonst gezeigt habe *), die Verschiedenheit in den Eindrücken des Gehörs. Wir können das Eigenthümliche in den Stimmen der Thiere und Menschen, das Besondre im Geräusch eines Baches, eines Baumes, eines Gewandes u. s. w. sehr wohl unterscheiden; aber es fehlt doch diesen Empfindungen das genau Abgemessene, wodurch wir im Stande wären ein bestimmtes festes Verhältniss von einem zur andern gewahr zu werden. Sobald das Geräusch zum musikalischen Tone, die Stimme des Redenden zum Gesange wird; so ist die Bestimmtheit der Eindrücke da: die sichre Erkenntniss der Verhältnisse wird möglich, und mit ihr Harmonie, Disharmonie, Melodie. Ich leite diese Bestimmtheit aus der grössern Einförmigkeit der Muskelbiegungen her, welche noch immer in jeder angenommenen einfachen Empfindung der Sinne mit

---

*) „Über die Schönheit des Einfachen" (welche Abhandlung überhaupt mit der gegenwärtigen zu vergleichen ist): Bd 2. S. 229 folgg.

[illegible] [illegible] ist. In dem Kontinuum einer Reihe, einer Fläche, verbinden sich so unendlich viele und so unendlichkleine [illegible] des einzelnen Wellen und Bilder, daß wir immer nur eine sehr verworrene Wahrnehmung von der ganzen Erscheinung erhalten, und uns nur [illegible] [illegible] von dem einen Kontinuum zum andern [illegible] können. Hingegen die [illegible] Glieder einer Reihe oder der [illegible] in einer Fläche sind so gleich gestimmt, geben alle einen so [illegible] Schall, daß eine genau abgemessene Vorstellung des ganzen Eindruckes, und eben damit die sichre Schätzung des Verhältnisses von einem Kontinuum zum andern, möglich wird. Die Eindrücke des größeren Raums, des [illegible], [illegible], Gefühls — insofern es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —, sind [illegible] alle nur Geräusch, nur Schall, der sich zwar unterscheiden, aber nie mit Genauigkeit abmessen, nie in Zahlen ausdrücken läßt; die Eindrücke der feinern Sinne sind gleichsam Ton, völlig bestimmt, und einer genauen Schätzung ihrer Verhältnisse fähig. Eben darum nun geben diese Sinne Stoff für schöne Künste und Wissenschaften; für jene durch bloß klare undeutliche, für diese durch entwickelte deutliche Erkenntniß der Verhältnisse, die zwischen ihren mannichfaltigen Eindrücken Statt finden. Der größten Deutlichkeit sind die vom Auge und Gefühl erkannten Dimensionen, der nächstgrößten die vom Ohr empfindbaren Töne, der geringern die vom Gesichte wahrgenommenen Farben fähig.

Wenn wir die hier gemachten Bemerkungen zusammen nehmen, so haben wir auf einmal die *gesuchte Erklärung der feinern Sinne.* Es ist ein solcher, der mannichfaltige Eindrücke, unvermischt und rein, in sehr naher Verbindung unterscheiden, und, wegen der Bestimmtheit und Allgemeinheit dieser Eindrücke selbst, ein genau bestimmtes Verhältniß zwischen ihnen wahrnehmen kann. Aus dieser Erklärung der feinern Sinne, ergiebt sich die der gröbern von selbst.

Da der *Unterschied* zwischen gröbern und feinern Sinnen von Wichtigkeit ist; so wäre zu wünschen, daß wir das Gefühl, *insofern es zu den feinern gehört,* mit einem *eigenen Namen* benennen könnten. — Sonderbar ist es, daß die deutsche Sprache dem Worte *Gefühl* das ungewisse Geschlecht, nicht wie den Wörtern womit sie die andern gröbern Sinne bezeichnet, das männliche gegeben hat.

Wir

Wir sagen: *der Geruch*, *der Geschmack*; aber *das Gefühl*: so wie wir *das Gesicht*, *das Gehör* sagen. Doch diese kleine Verschiedenheit in der Bezeichnung ist ohne Vortheil, da das ungewisse Geschlecht für den gröbern Theil des Gefühls eben so gut gebraucht wird als für den feinern, und uns bei diesem Worte immer der ganze Sinn mit dem vollen Umfange seiner Wahrnehmungen einfällt. — Andere Sprachen haben hier vor der unsrigen einen Vortheil: das *Toucher* der Franzosen erinnert immer nur an die feinern Wahrnehmungen des Sinns, und eben so das *Tatto* der Italiener. Im Deutschen haben wir das Wort tasten, welches nie von Wärme und Kälte oder andern dunklen Wahrnehmungen gebraucht wird; und ich sehe nicht ab, warum wir von dem Vortheile unsrer Sprache, die durch ihre

End- und Vorsylben die Bildung neuer Wörter so sehr erleichtern, keinen Gebrauch machen, und nicht, mit Beibehaltung des für die feinern Sinne angenommenen ungewissen Geschlechts, *das Gesinn* sagen sollten. — Wir zählen dann freilich, statt der bisherigen fünf Sinne, ihrer sechs; wir hätten drei gröbere: Geruch, Geschmack, Gefühl; drei feinere: Gesicht, Gehör, Gesinn. Aber warum sollten wir nicht lieber eine Neuerung einführen, zu der wir so gute Gründe haben, als immer die alte unvollkommene Bezeichnung beibehalten? Überhaupt läßt sich nicht wohl einsehn, wie die Menschen darauf gekommen sind die Sinne nur *fünf* zu zählen. Wenn sie sich an die Beschaffenheit der Werkzeuge hielten welche den Sinnen dienen, so ist es falsch, daß deren nur fünf sind; sie sollten

Körper, als solche, machen weder kalt noch warm, und es ließ sich hier sehr wohl eine eigne Materie vermuthen. Wenn sie sich an die Zahl der Organe hielten; so habe ich gezeigt, daß das Gefühlsorgan, da es der ganze äußere Körper ist, mit dem des Getastes nicht mehr als mit allen andern Organen zusammenfällt. Indeß scheint es mir, daß man sich in der That an die Zahl der Organe gehalten; daß man aber den ganzen Körper als nur Ein Organ zu betrachten, zu fremde gefunden; daß man daher den Sinn des Gefühls zum Sinn des Getastes geschlagen: nicht bloß, weil man an den Wirkungen der äußern Wärme und Kälte der Gegenstände am öftesten gewahr wird, die wir diesen gemeiniglich untersuchen; sondern auch, weil mit den Wahrnehmungen dieses Sinnes die Wahrnehmungen des Gefühls immer eben so unzertrennlich verknüpft sind, als die Wahrnehmungen der Farben mit denen der sichtbaren Ausdehnung und Figur, die beide auch durch einerlei sinnliches Werkzeug geschehen und nur einerlei Sinne zugeschrieben werden.

ZWEI

KLEINE AUFSÄTZE.

Die Sans-Cülotten.

Geſpräch zwiſchen mir und meinem Gegner.

Ich. Keine ſo allgemeinen Urtheile, bitt' ich! Ich haſſe das dictatoriſche Abſprechen über ganze Nationen, Stände, und Menſchenclaſſen.

Mein G. Ich auch. Aber wenn die Wahrheit ſo offenbar iſt — —

Ich. Welche?

M. G. Die, die ich eben behaupte —

Ich. Daſs keiner Nation ſolcher Ausſchweifungen, ſolcher unſinnigen Sprünge vom Extrem auf Extrem, ſolcher gänzlichen Vernichtung aller Ordnung, Anſtändigkeit, Sittlichkeit, fähig sei, als die Französische?

M. G. Besonders die unsrige nicht, die Deutsche.

Ich. Und das scheint Ihnen so offenbare Wahrheit? — Mir nicht.

M. G. Sie wollen nur streiten.

Ich. Mit nichten. Ich liebe den Frieden, wenn irgend Einer. — Aber ich glaube nun einmal, daß die Menschen alle einander so ziemlich gleich sind, und daß, wenn völlig ähnliche Umstände eintreten, sie auch völlig ähnlich verfahren werden.

M. G. Sie glauben also an keine innere Verschiedenheit der Charaktere?

Ich. O ja! Aber was diese Verschiedenheit in dem Benehmen der ähnlichen Lagen und Begebenheiten abändern, wird kaum in einem Andern, als im Mehr oder

Weniger, im *Schnellern* oder *Langsamern* bestehen. — Auf welcher Seite dieses Mehr oder Weniger sich finden würde, steht noch dahin; aber Gott behüte, daß wir je darum die Erfahrung machen!

M. G. Was? der gesetztere, ernsthaftere Deutsche wäre fähig — —

Ich. Glauben Sie mir! Er ist zu gleichen *Ausschweifungen*, als der muntere, flüchtige Franzose, fähig. Vielleicht zu noch *größern*: denn die schwerere, gewichtigere Masse, wenn die einmal ins Sinken, Rollen und Fallen geräth — —

M. G. Ich erschrecke. — Aber wir sollten uns jemals in Deutschland, so wie die Franzosen — oder Franken, Neufranken, Frankreicher; wie wird man die Leute noch endlich nennen? — wir sollten uns jemals sansculottisiren können?

Ich. Warum nicht? —

M. G. Eine so ungeheure Ausschweifung, wie die, wäre ganz außer unserm Charakter.

A. A. Kann seyn. — Ist doch aber schon in unsrer Geschichte.

M. G. Sie spotten. —

A. A. Wir haben, so gut wie die Franzosen, unsre Sans-Culottes an der Regierung gesehen.

M. G. In Deutschland? In unserm Vaterlande?

A. A. Nicht anders.

M. G. Da werden Sie vielleicht in Zeiten zurückgehen, die mir unbekannt sind; in sehr alte Zeiten, wo noch wenig oder vielleicht noch gar keine Cultur war.

A. A. Gefehlt! Ich rede von unsern eigenen Zeiten.

M. G. Von unsern eigenen? Von Zeiten, die wir selbst erlebt haben?

Ich. Die wir selber erlebt haben.

M. G. Possen! — Oder es ist vielleicht der Fall in irgend einem unbekannten Winkel unsers Deutschlandes gewesen.

Ich. So ziemlich im ganzen Reiche.

M. G. Da hätten Sanscülotten in unsern Tagen geherrscht? Sanscülotten hier bei uns? im heiligen Römischen Reiche?

Ich. Im heiligen Römischen Reiche. — Hie und da treiben sie wohl auch noch ihren Unfug; doch die Herrschaft, scheint es, hat man ihnen glücklich entwunden.

M. G. Ich gestehe, ich bin der unwissendste aller Menschen.

Ich. O nicht doch! — Haben wir uns denn nicht so oft gemeinschaftlich über die Rohheit, Plumpheit, Ungezogenheit dieser Machthaber geärgert? nicht so oft mit einander die heillose Anarchie verwünscht, die sie unter uns einführten?

M. G. Sie scherzen. —

Ich. Vielleicht. Aber doch nicht ohne Ernst.

M. G. Machen Sie ein Ende damit! Helfen Sie mir heraus!

Ich. Sie sind zugleich heraus, wenn Sie nur nicht an Politik, sondern an Geschmack, nicht an Staat, sondern an Literatur denken wollen.

M. G. Und in dieser, in der Literatur, hätten wir je — —? Aber beim Himmel! Sie haben Recht.

Ich. Nicht wahr? Seit zuerst der Altfranke Götz denjenigen Theil seines Leibes zur Schau stellte, auf dessen Entblößung der Name Sansculotte Bezug nimmt; — der selige Reiske nennt ihn bescheidentlich: den Ort worauf man sitzt —

seitdem wuchs der Sansculottismus eben so plötzlich empor, höhnte eben so unsinnig alle Regel und alle Ordnung, trat eben so frech alle Anständigkeit und Sittlichkeit mit Füßen, als es jetzt, in anderer Rücksicht, bei den Neufranken geschieht. — Ja, er hatte, wenn man die Ähnlichkeit bis dahin ausdehnen wollte, eben so gut seine Marat und seine Robespierre.

M. G. Daß ich auch *daran* nicht dachte!

Ich. Und nun urtheilen Sie: ob eine Nation, die in ihrem Geschmacke auf einmal so ungeheuer sinken konnte, daß selbst die Bessern darunter sich an Fischersprache und Pöbelwitz vom Hanswurst entlehnen, weil in jener freilich Kraft und in diesem Natur war; ob diese Nation nicht auch andern Ausschweifungen, und zwar der größten, fähig seyn sollte, wenn die Umstände diese eben so, wie in Frankreich, begünstigten? ob sie nicht auch noch andere Gesetze, als die der Sprache, des Geschmacks und der Wohlanständigkeit, selbst mit Füßen treten können?

M. G. Die guten Deutschen! Ich würde sie in diesem Falle bejammern.

S-k. Würden sie's mehr, als die Franzosen, verdienen?

M. G. Aber ich weiß nicht — Einmal habe ich gegen dieses Volk — —

S-k. Vorurtheile! — die vielleicht noch von Ihrer Kindheit her sind.

M. G. Nennen Sie's keine Vorurtheile! — Die Franzosen besitzen doch unläugbar eine gewisse Gemeinheit, einen gewissen Hang zu Ausschweifungen und Übereilungen — —

Ich. Die wir Andern nicht kennen? Sehen Sie, was man vom Streiten hat! Man treibt seinen Gegner nicht fort, nur im Kreise herum. — Sie sind mir schon wieder da, wo Sie waren. Sie schließen schon wieder von einem vorübergehenden Rausch auf den ganzen Charakter. — Wie? Sind denn darum die Franzosen Feigherzige, weil sie bei Rosbach liefen? Sind sie darum Unmenschen, weil sie bei der wichtigsten aller Staatsumwälzungen für ihre so lange geschändeten und ihnen so [illegible] [illegible] Rechte mit einer Hitze fochten, die sie grimmig machte? — Ich schweige von dem Mehreren, was ich noch sagen könnte. — Aber lassen Sie uns dem Himmel danken, daß [illegible] noch keine Anlässe zu gleichen Anstrengungen in Deutschland nöthig sind! Lassen Sie uns ihn bitten, daß diese nie nöthig werden mögen!

Und über das Alles — lassen Sie uns dem armen Volk der Franzosen recht bald die heitern, glücklichen Tage wünschen, die sie für ihre jetzigen Stürme und Leiden reichlich entschädigen mögen!

M. G. Solche Tage, fürcht' ich, sind noch weit von ihnen entfernt.

A. S. Wer weiß? — Bei unserm literarischen Sansculottismus sehen Sie noch des Schreibens und des Verderbens kein Ende; die Literatur, glauben Sie, würde dadurch auf immer leiden: und ist — was ist noch viel davon übrig? Kaum mehr, als eine gewisse Freiheit, Energie, Kühnheit, deren Mangel in den meisten unsrer Geisteswerke vor dem Anfang jener Epoche so fühlbar war. — Ich hoffe gar sehr, auch aus dem politischen Sansculottismus der Franzosen, der nun bald ein Ende nehmen wird und muß, soll viel Gutes

für

für sie herauskommen; und ich gönne ihnen dieses Gute aus Grunde der Seele, als einem Volke, das sich um Wissenschaften, Künste, Humanität so unstreitig groſse Verdienste erworben, und das besonders auch zur Aufklärung und Verfeinerung unseres Deutschlandes mehr, als irgend ein anderes Volk, gewirkt hat.

Regierungs-Weisheit.

Das schlimmste Buch für Fürsten ward vor einigen Jahrhunderten zu Florenz, und eben dort in unserem Jahrhunderte das vortrefflichste, geschrieben. Der Verfasser von jenem war *Machiavel*; der Veranlasser von diesem *Leopold der Zweite*.

Das Ideal, das Machiavel von einem Fürsten aufstellt, athmet in allen Zügen die tiefste *Verachtung* der Menschen; Leopolds Regierungsgrundsätze zeugen durchaus von der höchsten *Werthschätzung* derselben. Man fühlet innigst, daß mit jener Verachtung eben so viel Schande als Elend; mit dieser Werthschätzung eben so viel Ehre als Vortheil für den Fürsten verknüpft ist: und eben durch Erregung dieses Gefühls ist die Schrift über die Staatsverwaltung von Toscana die vollständigste, gründlichste Widerlegung, die gegen Machiavel konnte geschrieben werden. Sie greift den Sophisten, dessen sie gar nicht einmal erwähnt, weder mit Gründen, noch mit Beredsamkeit an; aber die bloſse einfache Darstellung eines nach menschenfreundlichen Grundsätzen eingerichteten Staats ist zur Widerlegung genug: wir fühlen uns mächtiger dadurch überzeugt, als durch Gründe, und angenehmer bewegt, als durch Rednerkünste.

Man erzählt von *Alexander*, daſs er die Werke *Homers*, seines Lieblingsdichters, immer unter seinem Hauptkissen gehabt habe. Wenn unsre Fürsten ihre nachstimmen und auch ein Buch unter die Hauptkissen legen wollen, so sei es kein anderes, als die Staatsverwaltung *Leopolds* von Toscana.

ENDE DES NEUNTEN BANDES.

J. J. ENGELS

SCHRIFTEN

ZEHNTER BAND.

PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN

ZWEITER THEIL.

BERLIN 1805

IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

[illegible]

[illegible]

INHALT

DES ERSTEN BANDES

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

INHALT.

a. Über die Realität allgemeiner Begriffe . . . . Seite [illegible]
b. Über den Ursprung des Begriffs des [illegible] . . . . [illegible]

VERSUCH

über

DAS LICHT

Vorrede

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Allein ich [illegible] mich, wie eine Per[illegible], mit meiner [illegible] [illegible] in den Gegenstand seiner Betrachtung sich [illegible] nahe zu bringen, [illegible] in die Ferne [illegible] und den Gegenstände [illegible]

I.

Über die Vieldeutigkeit des Wortes Gefühl.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wahrnehmungen der Sinne auch die Wahrnehmungen von dem innern Zustande des eigenen Körpers [illegible], das Gefühl von Hunger und Durst, von Schmerz und Vergnügen, von Frost und Schauer; so kann man etwa nicht sagen, daß an den Sprachgebrauch [illegible]

[illegible] Wahrscheinlichkeit [illegible] [illegible] Bezeichnung [illegible] [illegible] das Wort [illegible] [illegible] Wahrnehmung [illegible] [illegible] Bezeichnung [illegible] Bezeichnung [illegible] Bezeichnung [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ganz richtig; denn bei diesem hätte man anderen Organs nothwendig unterscheiden müssen, um nichts zum Sinne Gehörigen auszuschließen.

Und für die oben angegebene erste Vorstellung des Sinnes, da er die Figur der Körper u. s. f. erkennen, [illegible] Organ sind, die sich an einem festen Körper [illegible] können, also ganz vorzüglich — und für den [illegible] das Organ — die Hand; dagegen für die zweite Vorstellung, da der Sinn Wärme u. s. w. wahrnimmt, die ganze Haut den Körper [illegible] Organ ist; das an einem andern Orte ausgeführt werden *). So hätte [illegible] auf Trennung [illegible] gen-

---

*) [illegible]

[illegible] und [illegible] Sinnen an, und in die-
ser [illegible] würden jene Unterscheidung
schon hin; aber [illegible], da von dem ganzen
Umfange der Sinne die Rede ist, wäre
es wie nothwendig, außer jenen beiden
Organen, nämlich das Auge und die
Hand mit ihren Nervenwärzchen oder
Gefühlknospen, noch ein drittes anzunehmen:
ein Organ, das eben nicht, wie die Fin-
ger, schon zu fühlen scheint, sondern
wenn die Haut verwundet ist. Wenn man
diesem Umstande einen Begriff geben zu
[illegible], daß man es übersehen, weil, was
hieraus eine natürliche Folge war, daß
man die Erklärung des Worts Gefühl zu
enge gemacht hat.

Wenn man die Gestalt einer [illegible]
[illegible] fühlt, die man auf seiner Hand
trägt, oder den Zug eines Wagens, den
man [illegible] fühlt, oder das [illegible]

[illegible]

durch ihre Glätte oder Rauhigkeit, Härte oder Weichheit, bald angenehme, bald widrige Eindrücke auf sie machen. Die Haut der Finger und der Hand erhält ihre Eindrücke von den äußern Flächen der Körper, die dadurch merkbar sind, daß sie bei der Berührung [illegible] Widerstand leisten. [illegible] Eindrücke, so wenig [illegible] als die der Hand und der Finger; [illegible]

[illegible]

die Haut, wo sie einen nicht gegliederten Theil des Körpers bedeckt, von der Fläche eines Gebildes berührt; so entsteht nur die dunkle Vorstellung von einer allgemeinen Beschaffenheit der Fläche, als: daß sie glatt oder rauh, hart oder weich ist. Wird sie an gegliederten Theilen berührt, wie vorzüglich an der Hand, die sich so leicht um den Körper herumlegt: so entsteht noch überdem eine klare Vorstellung von Lage und Verhältniß der verschiedenen Theile einer Fläche, und dadurch nicht allein von dem Umfange und der Gestalt der Fläche selbst, sondern, insofern die Berührung ringsumher fortgehen kann, auch von der Größe und Gestalt des ganzen, durch diese Fläche umgrenzten Körpers. Die Ausdehnung der Körper werden wir nur durch Thätigkeit der äußern Organe gewahr, durch

Widerstand und Anstrengung unserer eigenen innern Kräfte gegen die innern Kräfte anderer Körper. Mit diesem leichten Einwurfe von dem Vorzuge des ganzen Sinnes wird man ausreichen können, sobald man keine Eigenschaft der Körper, welche der Sprachgebrauch als durch den Sinn des Gefühls erkennbar angiebt, anzuführen wird.

Daraus, daß eben die Haut mit ihren Fühlwärzchen, die den ganzen Körper bedecken, auch die Hand mit ihren Fingern bekleidet; daß also auch dieser Werkzeug die Eindrücke der ganzen Haut, und wegen der größern Zartheit seiner Bekleidung, zum Theil noch genauer und lebhafter fasst, man nicht, immer darum, daß der Widerstand der Kräfte fremder Körper auf alle drei Organe zugleich wirkt, zugleich deutlich bei weitem nur an den Finohr, bei einem mit ganzem Wesen; kurz, aus der natürlichen Verbindung und Vermischung dieser Organe selbst, ist es zu erklären: daß der *Sprachgebrauch* Alles zusammengeworfen, und so verschiedenartige Eindrücke alle nur auf Einen Sinn bezogen hat. Aber freilich wäre es zu wünschen, daß man hier den Sprachgebrauch — was aber bei schon gebildeten und festgesetzten Sprachen immer sehr schwer ist — berichtigen könnte. Wo das Recht der Gewohnheit, das Feste des Sprachgebrauchs [illegible], und das man einem ihn gerne läßt, dem Vortheile des richtigen Denkens und des scharfen genauen Ausdrucks im Wege steht; da wird die Wissenschaft, und würde gewiß auch [illegible] [illegible], einen so unvollkommenen [illegible] [illegible] zu [illegible], und eigenmächtig eine alte [illegible] [illegible], [illegible]

Wärme zu prüfen. Nur daß freilich die-[illegible] Dingen selbst weit leichter ist, als dem [illegible] [illegible] zu verschaffen, und es in allgemeinen Umlauf zu setzen. [illegible] läßt sich aber nicht hoffen, als bis viele [illegible] [illegible], welches uns zu der vorgenommenen Veränderung bewog, eben so lebhaft als wir selbst empfinden.

Für den Sinn, dem das zweite Organ, die gegliederte Hand, dient, und wodurch die Figur der Körper erkannt wird, habe ich vorläufig das Wort Formen vorgeschlagen, welches der Analogie der Sprache völlig gemäß ist *). Für denjenigen Sinn, der von dem dritten Organe, dem [illegible], abhängt, würde aus dem Zeitworte Wägen, das zwar den Sinn, aber dessen wichtigere Verrichtung die Masse bedeutet, vielleicht noch besser aus dem Zeit-

---

*) [illegible]

[illegible]

[illegible]

II.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

den Abgang der Sonne durch Kometen, die er sie von Zeit zu Zeit verschlucken lieſs, ersetzte — beruft sich Euler auf folgende zwei Gründe:

„Zuerst würde das so vielfältige Licht des Himmels, da jeder Stern seine eigenen Strahlen auswirft, sich einander begegnen; der Stoſs würde, wegen der ungeheuren Geschwindigkeit des Lichts, von äuſserster Heftigkeit seyn, und dadurch unvermeidlich die gröſste Verwirrung entstehen.“

„Zweitens müſsten die durchsichtigen Körper, die das Licht von allen Seiten in geraden Linien durchlassen, trotz ihrer scheinbaren Dichtigkeit, so durchlöchert seyn, daſs fast alles Solide oder Körperliche an ihnen aufgehoben würde.“

„Da aber die erste dieser Folgen gegen die Erfahrung, die zweite undenkbar sei; so erkenne man, sagt *Euler*, daſs die *Newtonische* Vorstellungsart des Lichtes falsch, und irgend eine andre die wahre seyn müsse.“

Man hat auf diese Einwürfe zu antworten, und den ersten dadurch zu heben gesucht, daſs man zwischen der Aussendung zweier in gleicher Richtung fortgehenden Lichttheilchen eine unmerklich kleine Zeit verstreichen lieſs. Wenn man mit *Canton* *) annimmt, daſs ein leuchtender Punct auf der Oberfläche der Sonne hundert und funfzig Lichttheilchen während einer Secunde aussendet; so ist das mehr als genug, um das Auge ununterbrochen fortsehen zu lassen: und doch

---

*) Über *Canton*, *Boskovich*, *Michell*, u. s. w. sehe man den schon angeführten *Gehler*, im Artikel *Licht* seines „Physikalischen Wörterbuchs,“ der die hieher gehörenden Aufsätze jener Naturforscher weiter nachweis't.

sind die Lichttheilchen, wegen der ganz undenkbaren Geschwindigkeit ihres Laufſs, über tausend Meilen von einander entfernt, sodaſs Millionen fremder Lichttheilchen ohne Zusammenstoſs zwischen ihnen durchfahren können.

Um den zweiten Einwurf zu heben, fiel *Boscovich* auf den kühnen, aber, wie es schien, hier einzig möglichen Ausweg, daſs er die Undurchdringlichkeit der Materie, so wie man sie bisher sich gedacht hatte, aufhob. Er lieſs alle Materie aus physischen Puncten mit Wirkungskreisen der Anziehung und Zurückstoſsung bestehen; und nun glaubte er, wenn eine Materie nur hinlängliche Geschwindigkeit oder genugsames Moment hätte, um den Widerstand einer andern zu überwältigen; so fahre die erstere durch die letztere hin, ohne daſs an dieser die mindeste räumliche Veränderung merklich werde.

Wie sehr diese Boscovichsche Vorstellungsart der Materie und die darauf gegründete Theorie dem berühmten *Priestley* eingeleuchtet habe, ist bekannt. — Aber braucht es denn, fragt sich, um die Eulerschen Zweifel zu lösen, dieser ganzen künstlichen Zubereitung, bei der sich übrigens so viel oder so wenig Wahrheit finden mag, als man will? — Wenn man sich die Materie denkt, wie sie nach der Entstehungsart des Begriffs, der uns von ihr beiwohnt, unstreitig gedacht werden soll: als sinnliche Wahrnehmung oder als Summe sinnlicher Wahrnehmungen, die man als Vorgestelltes auſser der vorstellenden Seele annimmt; so wird sich vielleicht ohne Mühe zeigen lassen, daſs beim Lichte von *Undurchdringlichkeit* gar nicht die Rede seyn sollte, und daſs also die von dieser Undurchdringlichkeit hergenommenen Eulerischen Zweifel von gar keinem Gewicht sind.

Bei der Behauptung, daſs Undurchdringlichkeit, als wesentliche Eigenschaft, der Materie zukomme, kann nur von solcher Materie die Rede seyn, die durch ihren Widerstand, welchen sie einer andern Materie mehr oder weniger leistet, wenn diese sie aus ihrem Raume verdrängen will, entweder selbst Wahrnehmung des Gefühls ist, oder doch an eine solche Wahrnehmung erinnert, auf sie bezogen und zurückgebracht wird. Jenes, wenn wir selbst unsre Kraft zur Überwindung des Widerstandes anwenden; dieses, wenn wir die Vorstellung unsrer eignen Kraftanwendung auf einen fremden Körper, an dem wir ein ähnliches Bestreben wahrzunehmen glauben, übertragen. Will man den Satz, daſs Undurchdringlichkeit eine wesentliche Eigenschaft der Materie sei, über diese Einschränkung hinaus erstrecken; so muſs man behaupten: daſs Alles was sich irgend einem Sinne auf irgend eine Weise ankündigt, *auch dem Gefühlssinne*, insofern er Widerstand gewahr wird, sich entweder wirklich ankündige, oder doch als etwas das sich ihm ankündigen könnte, gedacht werden müsse. In unserm Falle: daſs darum, weil das Licht auf den Sinn des Gesichts Beziehung hat, ihm auch auf den Sinn des Gefühls eine Beziehung zukommen müsse.

Diese Behauptung aber könnte nur einen von beiden Gründen haben: entweder müſste es von allen äuſsern Sinnen gelten, daſs Beziehung auf den einen

Beziehung auf alle andern nothwendig mit sich bringe; oder es müſste sich bei dem Sinne des Gefühls irgend etwas Eignes und Unterscheidendes finden, wodurch das was von andern Sinnen nicht gesagt werden kann, gerade für ihn gültig würde.

Wäre das Erstere; so müſste nicht allein die Behauptung gelten: daſs Alles was sich dem Sinne des Gesichts darbietet, auch als so etwas gedacht werden müsse, was sich dem Sinne des Gefühls darbiete oder darbieten könne; sondern auch die umgekehrte Behauptung: daſs Alles was den Sinn des Gefühls rührt, eben darum auch als etwas das den Sinn des Gesichts rühren könne, gedacht werden müsse. Mit andern Worten: nicht allein müſste alles Sichtbare auch als fühlbar, sondern auch alles Fühlbare müſste als sichtbar angenommen werden.

Dieses Letztere anzunehmen, fällt aber niemanden ein; und warum denn das Erstere? Der Widerstand der Luft wird gefühlt, wenn man die Hand mit einiger Geschwindigkeit gegen sie hin bewegt, und noch mehr, wenn sie selbst in Unruhe ist, und ihr verlornes Gleichgewicht wieder herzustellen strebt. Hier empfinden wir die Schwierigkeit, gegen sie anzudringen, oder werden wohl gar aus dem Orte den wir einnehmen, mit Gewalt hinweggeschleudert. Ist aber darum die Luft auch Gegenstand für das Organ des Getastes, die Finger, oder für das Organ des Gesichtes, das Auge? Hat sie eine gewisse bestimmte Figur, eine gewisse ihr eigenthümliche Farbe? — Wenn man in neuern Zeiten ihr die letztere eingeräumt, und die Bläue des Himmelsgewölbes, sowie sehr entfernter Berge, durch die Voraussetzung erklärt hat, daſs die Luft alle andern Lichtstrahlen hindurchlasse, aber die blauen zurückwerfe; so war ehemal den Naturlehrern die Luft völlig farbenlos, und ist es ihnen auch noch, solange man nicht durch sehr groſse Massen derselben hindurchsieht. Aber wer hegte darum, weil hiemit der Luft alle Beziehung auf den Gesichtssinn, sowie noch jetzt auf den Getastsinn, fehlte, gegen ihre Realität einigen Zweifel? Wer würde nicht auch itzt noch, und wenn er *Nollet* oder *de Saussure* selbst wäre, über Einwürfe lächeln, die man gegen bekannte ausgemachte Eigenschaften derselben *da*von hernehmen wollte, daſs sich diese Eigenschaften weder mit der Figur, welche die Luft gar nicht hat, noch mit der Farbe, welche meistens an ihr nicht erscheint, vereinigen lieſsen?

Im Allgemeinen also ist der Schluſs durchaus nicht gültig: Wo der eine Sinn empfindet, da muſs auch ein andrer, oder wohl gar jeder andre, empfinden können. Ob das wirklich der Fall sei, oder nicht: ist ein Problem, das allein von der Erfahrung gelöst werden muſs. Niemand fordert, weil er riecht, auch zu hören, weil er sieht, auch zu schmecken: denn einmal sind diese Wahrnehmungen verschiedner Sinne nach der Erfahrung von einander getrennt. Und was haben wir denn für ein Recht, mit dem Sinn des Gefühls einen Unterschied zu machen? Warum soll für diesen, auch gegen die Erfahrung, durchaus und überall Wahrnehmung Statt finden können, wo ein anderer Sinn, und in unserm Fall der Sinn des Gesichts, eine Wahrnehmung hat? Wenn nicht alles Fühlbare auch sichtbar werden kann; warum soll nothwendig alles Sichtbare fühlbar werden können?

Indeſs ist nicht zu läugnen, daſs wir bei den Wahrnehmungen aller andern Sinne auf den Sinn des Gefühls zurückzugehen pflegen; daſs wir gewohnt sind, an seine Wahrnehmungen, als an den eigentlichen Grund, die letzte Quelle der Erscheinungen, alles Übrige, und so auch die Erscheinungen des Gesichts, zu hängen. Man nimmt beständig ein Etwas an, das riecht, schmeckt, tönt, scheint; oder anders: dessen Modificationen, Ausflüsse, Thätigkeiten, alle die Erscheinungen der übrigen Sinne bewirken; und unter diesem Etwas denkt man sich am Ende immer ein Fühlbares, ein Undurchdringliches, ein physisches Solidum. Das Gegentheil dieses bestimmten Etwas nimmt man dann so gern für das Gegentheil von

Etwas überhaupt, für Nichts. Gleichwohl ist jenes Solidum nicht weniger Erscheinung, als es alle übrigen sind: und wenn die Erscheinungen insgesammt einen letzten äuſsern Grund haben sollen; so sieht man, daſs dieser Grund über das Gebiet sämmtlicher Sinne hinausliegen, und von ihnen allen, von dem Gefühl nicht weniger als von dem Gesicht und den übrigen Sinnen, unerkennbar seyn müsse.

Daſs wirklich die Erscheinungen des Gefühlssinns vor denen der übrigen Sinne keinen Vorzug haben, wird durch Untersuchung der Ursache deutlich werden, warum man gleichwohl einen solchen Vorzug ihnen einstimmig beilegt. Ich setze als erwiesen voraus, daſs es der Sinn des Getastes ist, der durch die Vorstellung der dritten Dimension, welche das Gesicht eigentlich nur durch das Getast erkennen lernt, dem Begriff vom Körper seinen ersten Ursprung und seine weitere Ausbildung giebt; daſs ferner er es ist, der ursprünglich die Entfernungen schätzt, und uns lehrt, die vorgestellten Gegenstände auſser uns hinauszuwerfen, wozu abermal ohne seine Beihülfe der Gesichtssinn allein nicht vermögend wäre; daſs bei allen Vorstellungen welche uns das Getast verschafft, die beiden Wahrnehmungen der Ausdehnung und der Undurchdringlichkeit zum Grunde liegen, die unter vielfältigen Abänderungen in jeder derselben wiederkommen; und daſs endlich fast überall, wenn die übrigen Sinne empfinden, auch die beiden hellern und deutlichern Sinne des Getastes und des Gesichts ihre mitverbundnen Empfindungen haben: doch so, daſs letzterer bei allen seinen Wahrnehmungen von Körpern heimlich auf erstern zurückgeführt wird, von dem er sie ursprünglich empfing. Kein Wunder demnach, daſs wir uns gewöhnen, bei der Vorstellung aller äuſsern Gegenstände diejenigen Wahrnehmungen, durch die wir sie zuerst als äuſsre körperliche Dinge erkannten, Ausdehnung und Undurchdringlichkeit, zum Grunde zu legen, und alle andern sinnlichen Erscheinungen in diese, als in die wesentlichsten Beschaffenheiten alles Körperlichen, hineinzudenken. Das Instrument wird als so und so gestalteter Körper gedacht, und der Ton als unter gewissen Bedingungen aus diesem Körper hervorkommend; die Speise, als etwas Körperliches von so und so einem Ansehen, so hart oder so weich, so fest oder so locker . . ., und der Geschmack, als von dieser so aussehenden, so geeigneten Speise bewirkt. Ja, wo auch wirklich die beiden Sinne, des Gesichts und Getastes, ihre gewohnten Gegenstände vermissen, wie beim Lichte, das weder Widerstand noch Gränzen der Ausdehnung, und bei der Luſt, die zwar Widerstand, aber auch keine Gränzen der Ausdehnung erkennen läſst: da sind wir sogleich bereit, das Fehlende wenigstens zu den Elementartheilchen, die wir für die Wahrnehmung jener beiden Sinne nur zu ſein glauben, hinzuzudichten, und sie unter einer bestimmten Figur als undurchdringliche kleine Körperchen in die Einbildung zu fassen, für die sie doch so gar nicht gehören.

Um diese Täuschung, und alle die Schwierigkeiten, worein sie uns verwickeln kann, zn vermeiden, wird es nicht überflüssig seyn, sich über das Verhältniſs, worin die Wahrnehmungen der *verschiedenen Sinne gegen einander* stehen, einige feste allgemeine Grundsätze aus der Erfahrung abzuziehen.

Man wird finden, daſs die verschiedenen Sinne, die in ihren Organen getrennt, und nicht bloſse Modificationen eines und desselbigen Sinnes sind (wie das mit Geruch und Geschmack, nach *Le Cat*, der Fall seyn mögte); daſs also die wirklich verschiedenen Sinne so scharf von einander abgeschnitten, so völlig einander unähnlich sind, daſs die Wahrnehmungen des einen mit den Wahrnehmungen des andern in keinem einzigen Puncte zusammentreffen. Vorausgesetzt nehmlich, daſs die Rede von objectiven Prädicaten ist, nicht von subjectiven, dergleichen z. B. die Prädicate: angenehm, widrig, deutlich, undeutlich, stark, schwach, seyn würden. Wenn Raum und Figur eine Ausnahme zu machen, und von den beiden Sinnen (des Gesichts und Gefühls) gleich gut erkennbar, scheinen; so darf man sich nur der *Merianischen* vortrefflichen Vorlesungen über die Aufgabe von *Molyneux* erinnern, um hieran mehr als zweifelhaft zu werden. Wie sehr man auch seinen Scharfsinn anstrengen mag; so wird man nie dahin kommen, daſs man im Sichtbaren Hörbares, im Tastbaren Riechbares u. s. f. entdecke; man wird nie einen Sinn auf den andern in einem nicht bloſs subjectiven Prädicate zurückbringen können. Nicht allein aber gilt dies von Wahrnehmungen verschiedner Sinne, sondern auch eines und desselben Sinnes, wenn diese wirklich der Art nach verschieden sind. Die Farbe, so genau sie das Gesicht mit der Vorstellung der Ausdehnung verbindet, hat doch innerlich nichts mit der Vorstellung der Ausdehnung gemein; sondern bloſs die Natur des Organs scheint den Zusammenhang zwischen ihnen zu machen.

Aus dieser völligen Absonderung der Sinne in Ansehung der innern Beschaffenheit ihrer Wahrnehmungen ergiebt sich sogleich, daſs daher, weil der eine Sinn empfindet und auf eine gewisse bestimmte Art empfindet, nie aus innern Gründen gefolgert werden kann, weder, daſs auch ein anderer Sinn müsse empfinden können, noch, daſs seine Empfindung von irgend einer bestimmten Art seyn müsse. Das ob? und das wie? wird hier in keinem Falle durch Räsonnement, sondern einzig und allein durch Erfahrung entschieden. Die gröbern Sinne haben mit den feinern, und diese wieder unter sich selbst, kein einziges Merkmaal in ihren Wahrnehmungen gemein, wodurch ein Übergang von einem auf den andern, ein Schluſs aus innrer Verbindung von Daseyn und Beschaffenheit der Wahrnehmungen des einen auf Daseyn und Beschaffenheit der Wahrnehmungen des andern möglich würde. Ich erinnere hier an die so wichtigen und so allgemein bekannten Bemerkungen, die man bei Gelegenheit des von *Cheselden* operirten Blindgebornen gemacht hat. Man weiſs, daſs durch diese Bemerkungen auch die so ähnlich geglaubten Wahrnehmungen des Gesichts und Getastes als ganz verschiedne, und nur durch ihr stetes regelmäſsiges Beisammenseyn am Ende vermischte und verwechselte, Eindrücke erkannt worden.

Die ganze Verbindung zwischen den

Wahrnehmungen verschiedener Sinne ist, wie sich hieraus ergiebt, eine nur äuſsre Verbindung. Daſs sie nicht bloſs zufällig ist, sondern einen innern wesentlichen Zusammenhang haben muſs, der sich aber unsrer Erkenntniſs entzieht: wird bloſs aus ihrem regelmäſsigen Beisammenseyn oder ihrer regelmäſsigen Folge geschlossen. Wenn eine solche regelmäſsige Verbindung von Erscheinungen zuerst entdeckt wird; so staunt man sie, ihrer Neuheit wegen, als eine Art von Wunder an: und doch ist sie um nichts wunderbarer, als jede der alten, nur durch ihr ununterbrochenes Bei- oder Aufeinanderseyn uns gewöhnlich gewordnen, Verbindungen. Wer in *Chladni's* so schätzbaren Entdeckungen über die Theorie des Klanges die Figuren ansieht, ohne vorher die Schrift zu kennen; der sollte wohl nimmermehr auf den Gedanken fallen, daſs diese Figuren mit gewissen bestimmten Tönen in der genauesten Verbindung stehen. Hat er die Schrift gelesen; so wird er nun freilich den so unerwarteten Zusammenhang der Gesichts- und Gehörs-Eindrücke zu begreifen glauben: aber bei einiger Aufmerksamkeit wird er bald inne werden, daſs er zu dieser neuen Verbindnng nur durch ältere und bekanntere, die, wenn sie von einem Sinne auf den andern überspringen, eben so wunderbar sind, näher hingeführt worden. Aus dem sichtbaren Phänomen der in gewissen Puncten festgehaltenen Scheibe und des niederbewegten Bogens würde nimmermehr das Erzittern der Fläche nach gewissen Richtungen, noch aus diesem Erzittern der Ton herausgebracht werden, wenn nicht schon frühere Erfahrungen uns belehrten, daſs eine solche Verbindung zwischen den genannten Erscheinungen wirklich Statt finde.

Eben so, wie mit Wahrnehmungen verschiedner Sinne, verhält es sich auch mit Wahrnehmungen eines und desselbigen Sinns, die, wie Farbe und Figur, nichts mit einander gemein haben. Aus der verschiedenen Brechbarkeit des Lichts würde die Beschaffenheit der Farbe, und umgekehrt, nimmer können gefunden werden, wenn nicht Beobachtungen die Verbindung zwischen diesen Erscheinungen einmal festgesetzt hätten. An sich laufen diese Erscheinungen in unsrer Erkenntniſs ewig parallel, ohne sich je mit einander zu mischen oder zu binden.

Für den Naturlehrer flieſst aus diesen Bemerkungen die Regel: daſs er sich bei den Erscheinungen die ihm vorkommen, nur an denjenigen Sinn zu halten hat für den sie gehören, und daſs er sich nicht mit der Frage martern soll: wie die hier bemerkten Eigenschaften eines Gegenstandes sich mit solchen, die demselben in Rücksicht auf andere Sinne vielleicht zukommen — vielleicht auch nicht zukommen — vereinigen lassen. Hat der Gegenstand auch auf diese andern Sinne wirklich Beziehung; so wird sich das früher oder später durch die Erfahrung ergeben, und alsdann wird sich die Verträglichkeit der verschiednen Eigenschaften des Gegenstandes schon finden, ohnedaſs man erst mühsam Hypothesen ersinnen dürfte, die den Zweck wozu sie dienen sollen, doch gemeinhin nur nothdürftig, vielleicht auch gar nicht, erreichen.

Um auf unsern Fall mit dem Lichte zurückzukommen; so sagt uns die Erfahrung durchaus nichts von einer Gewalt, womit dasselbe in andre Materien einzudringen bemüht sei. Bei der so ungeheuren Geschwindigkeit des Lichts, womit keine andre in der ganzen uns bekannten Natur sich vergleichen läſst, müſste wirklich diese Gewalt, trotz aller Feinheit die man der Lichtmaterie zuschreiben mag, so groſs seyn, daſs es unbegreiflich wäre, wie es damit zu so gar keiner Empfindung käme. Man abstrahire also von jener Gewalt, und denke sich das Licht, wie es die Erfahrungen wirklich zu geben scheinen, als einen den übrigen Materien, ohne alles gewaltsame Bestreben zum Eindringen, sich darbietenden Stoff: der von einigen derselben, als von Luft und von Glas und noch vielmehr von dem ganz homogenen Stoffe selbst, willigst angenommen und weiter befördert, von andern, wie es die Lehre von den Farben zeigt, bald ganz, bald theilweise, zurückgewiesen wird, wo denn die umgebenden verwandten Stoffe ihn sogleich wieder aufnehmen und weiter senden. Daſs dieses Insichhineinnehmen des einen Stoffs in den andern, dieses Durchsichhinlassen des einen durch den andern, einen Widerspruch in sich schlieſse: müſste von dem Gegner erst bewiesen werden, der wenigstens dem Naturlehrer den Beweis des Nichtwiderspruches abzufordern kein Recht hat. — Wollte man sagen, daſs mit der Undurchdringlichkeit die *Materialität* des Lichtes aufgehoben werde; so müſste man dieses von derjenigen Materialität zugeben, die sich dem Sinne des Gefühls offenbart: eine geistige Natur würde darum doch dem Lichte nicht zukommen, da es einen unsrer äuſsern

Sinne rührt, und da alle Gegenstände der äuſsern Sinne unter den Begriff der Materie fallen. Seine materielle Beschaffenheit würde nur anders seyn, als die der fühlbaren undurchdringlichen Gegenstände; aber darum noch nicht einzig in der Natur: denn es könnte leicht an dem Wärmestoff, mit dem es sich so gern verbindet, und, wenn man diese annehmen will, an der magnetischen, vielleicht an noch andern Materien, seine Mitarten finden. — Indeſs, wenn man [illegible] Ausdruck *Materie* schlechterdings [illegible] Gegenständen des Gefühlssinnes [illegible], und nichts so nennen will was nicht mit der Eigenschaft der Undurchdringlichkeit begabt ist: so nenne man immer, zur Vermeidung alles elenden Wortstreits, das Licht und die ihm ähnlichen Naturstoffe nicht Materie, sondern, so wie hier, Stoffe, Natur-

Naturstoffe, oder Kräfte, oder mit irgend sonst einem passendscheinenden Namen.

Um allem Miſsverstande, der bei der angegebenen Vorstellungsart des Lichts noch möglich seyn mögte, vorzubeugen, sind vielleicht ein paar Warnungen nicht überflüssig. — Zuerst also sage man nicht: daſs durch diese Vorstellungsart alle Wirksamkeit des Lichtes aufgehoben, und es mithin in ein bloſses Nichts verwandelt werde. Wer diese Folge richtig finden sollte, der müſste erst zugegeben haben, daſs in der körperlichen Natur keine andere Wirkung möglich sei, als die sich vermittelst des Gefühlssinnes vorstellen lasse. Aber eben dieser Satz wird geläugnet, und um aus ihm eine gültige Einwendung herzunehmen, müſste man ihn zuvor auſser Zweifel setzen. Je mehr man über so manche physische, chymische, und physiologische Erscheinungen nachdenkt; desto mehr muſs man davon zurückkommen, das Gefühl als den Sinn der Sinne, oder deutlicher, als die Grundlage aller übrigen, und diese nur als seine Modificationen zu denken. Das Licht hat allerdings seine wirkende Kraft; aber nicht die fremde der fühlbaren, sondern die ihm eigne der sichtbaren oder der sichtbarmachenden Materie.

Ferner hüte man sich, auſser diesem Fehler der Voraussetzung des zu Erweisenden, noch vor einem andern, vor dem Erschleichungsfehler. Wenn man sich auf die Brechung und Zurückprallung des Lichts berufen wollte, um die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit an ihm darzuthun; so würde man für Erfahrung nehmen, was man doch nur fälschlich zur Erfahrung hinzugedichtet hätte. Die Beschaffenheit der Sprache begünstiget diesen Fehler: denn da sie so sehr für den herrschenden Gefühlssinn gemacht ist; so drückt sie sich, in Ansehung der übrigen Sinne, oft mit Wörtern aus, die ursprünglich nur für jenen geprägt wurden. Allein, so unrecht man thun würde, die Veränderungen der Seele als materiell zu denken, weil man nur durch materielle Zeichen von ihnen reden kann; eben so unrecht würde man thun, Gefühlseindrücke den sichtbaren Erscheinungen darum unterzuschieben, weil die Ausdrücke worin man über diese spricht, von jenen entlehnt sind. — *Bierling* hatte *Leibnitzen* gegen seine Erklärung der Materie, in welcher die Antitypie als wesentliches Merkmaal angegeben ward, den Einwurf gemacht, daſs also das Licht, an welchem sich durchaus keine Antitypie verrathe, nicht materiell seyn würde. *Leibnitz* erinnerte ihn mit kurzen Worten an Brechung und Zurückwerfung der Strahlen, und *Bierling*, ohne sich hierauf weiter einzulassen, gab nach. Gleichwohl war der Zweifel hier so natürlich: ob das Geworfenwerden, wozu allerdings Antitypie gehören würde, nicht etwa bloſs in dem Ausdrucke liege, statt in der Sache? Wenigstens sagt die Erfahrung nur das: daſs sich beim Lichte eine ähnliche Erscheinung, wie bei elastischen, gegen eine harte Fläche getriebenen, Kugeln findet; aber daſs wirklich diese Erscheinung durch Elasticität und vermittelst eines Stoſses erfolge, davon enthält die Erfahrung eben so wenig, als von der kugelförmigen Gestalt, die wir bei dieser mechanischen Erklärung den Lichttheilchen würden geben müssen. Hingegen geht aus bekannten Newtonischen Bemerkungen unwidersprechlich hervor, daſs unmöglich das Licht von einer Spiegelfläche eben so, wie die elfenbeinerne Kugel von einer Billardbande, abspringen könne. Man würde demnach, zur Verhütung alles Miſsverstandes, besser thun, wenn man beim Lichte nie vom Zurückwerfen oder Abprallen, sondern bloſs vom Zurückstrahlen spräche, weil in dem letztern Worte die bloſse reine Erfahrung angegeben, nicht zugleich, wie in jenem, auf eine problematische, oder vielmehr wirklichfalsche, Erklärung hingedeutet wird.

Nach der obigen, aus unverfälschter Erfahrung gezogenen, und von allem fremden Beisatze gereinigten, Vorstellungsart des Lichts fällt nun sogleich die Sorge hinweg: daſs die von verschiedenen Körpern ausfahrenden Lichtstrahlen auf einander stoſsen, von ihren Richtungen abweichen, und sich verwirren werden. Auch dürfen nun die durchsichtigen Körper nicht mehr nach allen erdenklichen Seiten hin in geraden Linien durchbohrt seyn, sodaſs alles Körperliche an ihnen wegfalle; noch ist zu fürchten, daſs der durch den ganzen Himmelsraum ergossene Lichtstoff die Weltkörper in ihrem Laufe, wenn auch noch so wenig, hindern und aufhalten werde: als wovon am Ende eine merkliche Abschwächung ihrer Kraft, und also Verminderung ihrer Bewegung, allerdings die Folge seyn müſste. Es ist einleuchtend, daſs auf Dinge die selbst keine Undurchdringlichkeit haben, diejenigen welche sie haben, ihre Kraft zum Widerstande nicht anwenden, und also auch durch Anwendung dieser Kraft nichts verlieren können.

Mit eben dieser gereinigten Vorstellungsart des Lichts scheint nun auch das Vergebliche der Sorge einzuleuchten, daſs die Sonne, durch ihr ewiges Strahlenauswerfen, sich am Ende eben so verscheinen werde, wie eine Blume verduftet. Bei dieser Sorge liegt sehr deutlich jene falsche Vorstellungsart durch den Gefühlssinn, die bisher ist bestritten worden, zum Grunde; und eben so auch bei der mitverbundenen Frage: wo denn die ganze undenkbare Menge des ausgeströmten Lichts endlich bleibe? — Überhaupt wird man, bei mehrerm Nachdenken, finden, daſs, solange man sich das Licht mit dem Gefühle vorstellt, die Zweifel und Schwierigkeiten kein Ende nehmen, und daſs in dem Streite gegen das Newtonische Emanationssystem diese Schwierigkeiten nicht einmal alle erschöpft, auch nicht mit aller der Stärke deren sie fähig wären, vorgetragen worden. Die Hülfshypothesen, wodurch man sich herauszuwickeln sucht, gründen sich theils auf ganz willkürliche Voraussetzungen, dergleichen man in der Naturlehre immer sorgfältig vermeiden sollte; theils verwickeln sie, indem sie auf der einen Seite von einigem Nutzen scheinen, auf der andern in neue, noch beschwerlichere Folgerungen. Um allen diesen Unannehmlichkeiten auszuweichen, ist kein anderer Weg, als daſs man von der falschen Vorstellungsart des Lichts durch den Gefühlssinn ablasse, und in den bloſsen Gesichtssinn, durch welchen allein das Licht von uns erkannt wird, zurückkehre. —

Ob auch *Newton* in den Fehler verfallen, sich das Licht mit dem Gefühle zu denken? wie es seine Schüler wirklich gethan haben: ist eine Frage, die ihre eigene Untersuchung verdient. Wenigstens scheint seine Theorie der Optik — abgerechnet, was darin nicht Theorie, sondern Frage und Muthmaſsung ist — völlig von diesem Fehler frei: sie hält sich ganz an den Sinn des Gesichts, dem allein das Licht angehört, und schweift nicht, wie die *Eulerische*, in das Gebiet eines fremden Sinnes hinüber. Eben darum ist auch *Newton*, wenn bei seiner Theorie noch Schwierigkeiten übrig bleiben, auſser Schuld und Verantwortung; denn er nahm die Erscheinungen, ohne sie mit Hypothetischem zu vermischen, ganz, wie der Sinn sie ihm gab: hingegen *Euler* muſs für seine Theorie einstehen, und jeden dagegen erhobenen Zweifel lösen; denn er hat an die Stelle der Beobachtung, mit gutem Wissen, etwas ganz Fremdes und Willkürliches gesetzt. Bleibt nur irgend eine Schwierigkeit übrig, die er nicht heben kann — als z. B. die: wie die geradlinige Bewegung des Lichts mit den angenommenen elastischen Schwingungen zu vereinigen sei? — so wird ein Jeder, wie sehr ihm auch Anfangs das Scharfsinnige der Hypothese gefiel, sich geneigt fühlen, zurückzutreten, und sich mit der Newtonischen Vorstellungsart, als der leichtern und natürlichern, zu begnügen. Vollends wird er erst dann ihr den Vorzug geben, wenn er den Ursprung aller gegen sie aufgeworfenen Zweifel in dem einzigen fremden Zusatze entdeckt, den der Gefühlssinn in die Wahrnehmung des Gesichtssinnes gebracht hat, und wenn er es über sich gewinnen kann, trotz dem Widerspruche seiner verwöhnten Einbildungskraft, diesen fremden Zusatz hinwegzudenken.

Sei es indeſs, was *Euler* will, daſs die Beleuchtung der Körper nicht unmittelbar von der Sonne herrühre, sondern daſs sie durch ein Medium erfolge, welches sich durch den ganzen Himmelsraum zwischen der Sonne und den Weltkörpern verbreite; so ist doch so viel gewiſs, daſs die erleuchtende Kraft dieses Mediums auf eine uns noch unbekannte Art — denn die Schwingungen werden wir wahrscheinlich müssen fahren lassen — von der Sonne ausgeht. Mit der Sonne verschwindet das Licht; und ein Körper verliert in eben dem Augenblicke seine Beleuchtung, wo ein zwischenliegender undurchsichtiger Körper ihm seine Gemeinschaft mit dieser Quelle des Lichtes abschneidet. Da nun aber jenes angenommene Medium, jener Lichtstoff, nur durch seine erleuchtende Kraft für uns Etwas ist, indem er auf keine andre Weise sich irgend einem unsrer Sinne zu erkennen giebt; so ist es für uns eben so viel, als ob der ganze Lichtstoff selbst sich, Augenblick für Augenblick, in immer neuen Strömen, aus der Sonne ergösse. Und so wird die Vorstellungsart *Newtons*, auch nach dieser Voraussetzung, wenigstens als ein schickliches bequemes Bild gerechtfertiget, das nicht einmal von unserm Witz ist erfunden, sondern vom Sinnenscheine selbst unsrer Einbildung gegeben worden.

III.

Über eine Regel Newtons.

Es ist schon von Andern bemerkt, daſs *Newton,* mit seiner gewöhnlichen Vorsicht: nie einen festen Ausspruch ohne Zustimmung der Erfahrung zu thun, die Materialität des Lichts nicht als ausgemachte Wahrheit behauptet hat, und daſs jenes Emanationssystem, welches man nach seinem Namen nennt, nicht sowohl von ihm selbst, als erst später von seinen Nachfolgern, errichtet worden.

Indeſs ist es nicht zweifelhaft, wie dieser groſse Mann, der Schöpfer der neuern Naturlehre, über das Licht, und besonders auch über die Undurchdringlichkeit desselben gedacht habe. Das Letztere erhellt aus mehrern seiner optischen Fragen, und am meisten vielleicht aus einer der berühmten Regeln, die er den Naturlehrern zu Anfange des dritten Buchs seiner unsterblichen *Principiorum Philosophiae naturalis* vorschreibt. Er erwähnt hier zwar nicht ausdrücklich des Lichts; aber was er allgemein von allen Körpern behauptet, und so behauptet, daſs es nicht allein von den schon gröſsern Massen Materie, die in die Sinne fallen, sondern auch von den feinsten, nicht mehr wahrzunehmenden, Theilchen derselben gelten soll: das will er gewiſs auch vom Lichte, als unter dem Gattungsbegriff des Körperlichen enthalten, verstanden wissen. Hätt' er dies nicht gewollt; so würd' er unfehlbar das Licht von der allgemeinen Regel ausgenommen, und sich über die Gründe dieser Ausnahme deutlich erklärt haben.

„Eigenschaften der Körper, sagt Newton, welche weder gröſser noch kleiner werden können, und welche sich an allen den Körpern finden, mit denen man Versuche anstellen kann, sind für allgemeine Eigenschaften aller Körper zu halten. Man erfährt die Eigenschaften der Körper anders nicht, als durch Versuche, und muſs also diejenigen für allgemein halten, die sich bei den Versuchen allgemein zeigen; und was nicht kleiner werden kann, kann auch nicht gänzlich hinwegfallen.“ Diese allgemeine Regel wendet Newton zuerst auf die Eigenschaft der Ausdehnung, dann auf die der Härte an, die sich bei allen kleinsten Theilchen nicht nur der fühlbaren, sondern auch der nicht fühlbaren Körper finden soll, und geht alsdann zur Eigenschaft der Undurchdringlichkeit über. „Daſs alle Körper undurchdringlich sind, sagt er, erkennen wir nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch das Gefühl. Wir finden diejenigen undurchdringlich, die wir behandeln, und folgern daraus, die Undurchdringlichkeit sei eine allgemeine Eigenschaft aller Körper.“ Auch diese Undurchdringlichkeit will er, so gut wie die Härte und wie alle übrigen von ihm aufgezählten Eigenschaften, den kleinsten Theilchen der Körper, nicht bloſs den ganzen Körpern, zugesprochen wissen.

In dieser Regel Newtons sind zwei Puncte unsrer Aufmerksamkeit vorzüglich würdig; der eine: daſs Newton die Undurchdringlichkeit, als allgemeine Eigenschaft der Materie, nur durch Erfahrung, nicht durch Vernunftschlüsse erkannt haben

ben will; der andre: daſs er es für erlaubt hält, von solchen Körpern die sich behandeln lassen, Eigenschaften auf solche hinüberzutragen, die sich der Behandlung entziehen. Jenes Erstere werden wir, bei näherer Untersuchung, eben so richtig gedacht, als dieses Letztere bedenklich und miſslich finden.

Undurchdringlichkeit, wie bekannt, schreibt man den Körpern zu, insoferne sie durch keine Gewalt eines andern auf sie eindringenden Körpers sich aus ihrem Raume verdrängen lassen. Sie werden, wenn sie die Übermacht fühlen, aus dem Raume den sie jetzt eben einnahmen, in einen andern für sie noch offnen weichen; sie werden, wenn sie elastisch sind, und alles Ausweichen durch umgebende Körper ihnen verwehrt wird, sich auf einen engern, als den Anfangs eingenommenen, Raum beschränken. Aber dem ausschlieſsenden Besitze irgend eines eigenen Raumes gegen äuſsre Gewalt entsagen, das heiſst, gegen Druck und Stoſs eines ihnen nicht chymischverwandten, nicht freundschaftlich in das eigne Innre sie aufnehmenden Körpers: das werden sie sicher nie, weil sie's nicht können. Es braucht keiner Versuche, keiner Induction aus Erfahrung, um die Unmöglichkeit hievon — jedoch immer nur unter Voraussetzung äuſsrer Gewalt — für jeden Körper zu beweisen, der einmal Gegenstand des Gefühls, oder was hier gleich gilt, der dem Zusammenstoſse mit andern fremden Körpern ausgesetzt, und mit Kraft zum Widerstande begabt ist. So ein Körper wäre, nach geschehener Durchdringung, nun nicht mehr in seinem vorigen Raume: denn diesen nähme der fremde Körper ein, der ihn durchdrang; er wäre auch nicht in irgend einem neuen verschiednen Raume: denn alsdann wär' er, gegen die Voraussetzung, nicht durchdrungen, nur fortgestoſsen; er wäre eben so wenig mit dem durchdringenden Körper in einem und demselbigen Raume: denn dieser, wie wir annahmen, war ihm nicht chymisch verwandt, nahm ihn nicht in sein eigenes Innere auf. Er wäre also in überall keinem Raume mehr; oder was Eins ist: er wäre kein Körper mehr; sein Daseyn hätte sich in eine bloſse Möglichkeit, einen bloſsen Gedanken verwandelt; er wäre vernichtet. Vernichtung aber durch bloſs natürliche endliche Kraft ist aus Gründen, die hier zu wiederholen sehr überflüssig wären, unmöglich. Einmal mit der Kraft zum Widerstande begabt, kann kein Körper gegen keine Gewalt sie verlieren; er kann sich *in* der Natur hin- und herstoſsen, aber nie sich *aus* der Natur hinausstoſsen lassen. —

Zu dieser Einschränkung der Undurchdringlichkeit auf Widerstand gegen bloſse äuſsre Gewalt, die durch Druck und durch Stoſs wirkt, hat den Philosophen der Chymiker durch die Wahrnehmung vermogt, daſs durch innige Mischung und Bindung zweier Körper ein dritter von einer neuen ganz eignen Natur erzeugt wird; von einer Natur, die weder die des einen, noch die des andern der erzeugenden Körper ist, und wo man also nicht anders kann, als eine wahre volle Durchdringung annehmen, nach welcher nun beide vereinigt jeden erdenklichen Punct ihres Raumes zugleich erfüllen. Hätten die beiden Körper weiter nichts gethan, als ihre kleinsten Theilchen, einer in die Zwischenräume des andern, geschoben; dann wäre freilich noch keine Durchdringung geschehen; sie wären noch auſser einander. — Undurchdringlichkeit wird daher, als Eigenschaft der Körper, nicht anders mehr verstanden, und nicht anders mehr erwiesen, als insofern von äuſsern Kräften die Rede ist, womit der eine den andern durch Druck oder durch Stoſs zu überwältigen strebt. In dieser Rücksicht, wo sie mechanisch bloſs *gegen* einander wirken, schreibt man ihnen Undurchdringlichkeit zu, und mit Recht; sobald man sie aber nach gewissen Verwandtschaften betrachtet, wo sie nicht mehr mechanisch, sondern chymisch, nicht mehr *gegen* einander, sondern *mit* einander wirken, und durch völlige Auflösung ganz neue Mischung und Erzeugung hervorbringen: da kann von Undurchdringlichkeit keine Rede mehr seyn; die Erfahrungen widersprechen, und man hat es sich müssen gefallen lassen, Grundsätze erschüttert oder vielmehr umgestürzt zu sehen, denen man, wenn hier ein Witzspiel erlaubt ist, gleiche Undurchdringlichkeit, als den festesten Körpern, zugetraut hatte. Die Chymie hat ihr gewöhnliches Geschäft des Auflösens, über die Körper hinaus, bis auf die Theorieen erstreckt; wir haben nur noch mechanischundurchdringliche, aber chymischdurchdringliche Körper. — Die Kraft zum Widerstande, die den Körpern vor ihrer Mischung zukam, ist darum nichts weniger als verloren; sie äuſsert sich, nach wie vor, gegen Alles, was mit Gewalt in den neuen Körper einzudringen sucht; nur daſs vielleicht die Verwandtschaften dieses neuen Körpers ganz andre geworden, als welche die ihn erzeugenden hatten. —

Um wieder zurückzukehren; so ist für die *fühlbare* Materie, aus obigen Gründen, und unter obiger Einschränkung, die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit erwiesen: denn diese ergiebt sich unmittelbar aus der Kraft des Widerstandes, die eine Bedingung aller Fühlbarkeit ist. Will man weiter gehen, und der Undurchdringlichkeit eine solche Allgemeinheit geben, daſs sie sich auf alle Materie überhaupt erstrecke; so ist hiezu kein anderes Mittel, als gleich die Erklärung des Begriffs der Materie so zu fassen, daſs im Grunde dieser Begriff nur auf die fühlbare passe. Statt also bloſs zu sagen: Materie *ist* im Raume, *wirkt* im Raume, *bewegt sich* im Raume; geht man weiter und sagt: Materie *erfüllt* den Raum; und wenn man nun fragt, was unter diesem Erfüllen verstanden werde: so ist es gerade jene Kraft, Alles was einen schon eingenommenen Raum in Besitz nehmen will, von sich entfernt zu halten. Mit dem Daseyn dieser Kraft hat man nun sogleich auch die Undurchdringlichkeit, das heiſst, die Unmöglichkeit, daſs jene Kraft sollte vernichtet werden; und dann freilich hat *Newton* Unrecht, wenn er die Undurchdringlichkeit bloſs aus dem Gefühl oder aus der Erfahrung, nicht durch Vernunftschlüsse erkannt haben will. Durch den bündigsten Schluſs von der Welt holt man sie aus einer Erklärung hervor, in welcher man sie für den künftigen Gebrauch schon zurecht gelegt hatte.

Das Unrichtige eines solchen Verfahrens hier weitläuftig aus einander zu setzen, wäre sehr unnütz. Der Mensch hat, auſser dem Sinne des Gefühls, ihrer mehrere, auf welche die Einwirkung zum

Theil durch ganz andere, als durch stoſsende, Kräfte erfolgt, und deren Gegenstände, nach richtigem Sprachgebrauch, doch eben so gut, als die des Gefühls, unter den Begriff der Materie fallen. Statt also jene Erklärung ohne viele Umstände anzunehmen, sollte man sie vorher gegen Einwürfe sichern; sollte entweder die nothwendige Verbindung zwischen Seyn im Raume und Erfüllen des Raums, zwischen materieller und mechanischer Kraft, aus den Begriffen selbst herleiten, oder falls man dieses nicht könnte, ihr beständiges, wenn auch nicht nothwendiges, Zusammenseyn aus allgemeiner Erfahrung erhärten. Der Beweis aus Begriffen aber, wie wir oben gesehn haben, läſst sich nicht führen: von Sinn auf Sinn, von Einwirkung die der eine erfährt, auf Einwirkung die der andre erfahren müſste, läſst sich nicht schlieſsen; und so erhellt die volle Wahrheit des Newtonischen Ausspruchs: daſs hier mit Vernunftschlüssen nichts gethan sei, sondern bloſs die Erfahrung entscheiden müsse.

Wollte man spitzfindig seyn: so mögte man das Einzige wünschen, daſs Newton statt des Worts: Undurchdringlichkeit, sich lieber des Worts: Kraft zum Widerstande, oder des Leibnitzischen *Antitypie*, bedient hätte. Und zwar darum: weil Undurchdringlichkeit eine in dieser Kraft nothwendig gegründete Folge ist, zu deren Erkenntniſs es mithin keiner Erfahrung bedarf, hingegen sich nicht erweisen läſst, daſs diese Kraft nothwendige Eigenschaft der Materie sei, und hier also die Erfahrung nicht entbehrt werden kann. Indeſs wird mit der Folge natürlicher Weise zugleich der Grund gedacht; und so hatte der groſse Mann ohne Zweifel den Grund im Sinne, als die innige Verbindung zwischen beiden ihn auf den Namen der Folge führte.

So genau wir aber in diesem ersten Puncte uns an *Newton* anschlossen; so weit müssen wir uns in dem zweiten von ihm entfernen. Newton will, daſs wir aus der vorhandenen Erfahrung die ermangelnde sollen ergänzen dürfen; daſs wir befugt seyn sollen, Eigenschaften, die wir, innerhalb der Gränzen unserer Beobachtungen und Versuche, an Gegenständen wahrnahmen, auch auf Gegenstände auſserhalb dieser Gränzen hinüberzutragen. Und allerdings ist dieses Verfahren unbedenklich und sicher, insoferne die beiden Gegenstände, der eine, *von* welchem, und der andre, *auf* welchen geschlossen wird, ganz von *einerlei* Art sind. Was wir von aller Luft erfahren die sich uns jemal darbot, als zum Beispiel ihre Federkraft — bei welcher nur der Grad, als der Zu- und Abnahme fähig, nach Newtons ausdrücklicher Warnung, nicht mit in Anschlag kommen darf — das dehnen wir aus auf alle nur ersinnliche Luft, wo sie sich auch befinde, *selbst auf jene unerreichbare in den höchsten Regionen der Atmosphäre.* Ebenso, was wir von allem uns vorkommenden Wasser erfahren, das dehnen wir aus auf alles nur erdenkliche Wasser, *es ströme auch in den entferntesten Gegenden, oder schwebe in Wolken, oder verstecke sich in unterirdischen Klüften.* Ohne die Freiheit, solche Schlüsse zu bilden, würde unsere Erkenntniſs von der Natur äuſserst beschränkt seyn; wir würden keinen einzigen allgemeinen Satz von ihr aufweisen können. Nicht allein liegt manches, wie aus den angegebenen Beispielen erhellt, ganz auſser unserm Beobachtungskreise, und ist für uns schlechterdings nicht erreichbar; sondern auch innerhalb des Kreises, wo uns das Beobachten vergönnt ist, geht die Natur mit fast allen ihren Erzeugnissen so ins Unendliche, daſs wir immer nur einen höchst unbeträchtlichen, gegen die Allheit fast gar nicht zu rechnenden Theil übersehen. Wir halten uns also an den untrüglichen Grundsatz, daſs einerlei Ding überall einerlei Natur und Eigenschaften haben, einerlei Gründe immer einerlei Folgen erzeugen werden; und so wünschen wir zu den vorhandenen Erfahrungen die ermangelnden nicht einmal hinzu, weil es doch nur Überfluſs seyn, und uns mehr zur Last als zum Nutzen gereichen würde.

Hingegen: wo dieser Grundsatz keine Anwendung mehr findet, wo die Gegenstände von ganz verschiedener Art sind, oder wohl gar nicht einmal zu einerlei Gattungsbegriff, nicht einmal für einerlei Sinn gehören; da wird das Hinüberschließen von einem aufs andre ein höchstbedenklicher, mißlicher Schritt, von welchem daher auch jede Vernunftlehre abmahnt. Es ist möglich, daß demungeachtet durch ein glückliches Ungefähr dieser Schritt zu einer Wahrheit führe, und daß wir dadurch zu eng gefaßte Gattungsbegriffe erweitern, verworrene und vermengte Begriffe von Arten besser unterscheiden und ordnen lernen; aber die Überzeugung, daß wir wirklich Wahrheit gefunden, wird ohne Hinzukunft ganz andrer Schritte doch immer fehlen. Luft und Wasser sind schon sehr nahe verwandte Dinge, die unter einerlei Gattungsbegriff des Flüssigen fallen; aber doch wird man, was man von dem einen dieser Dinge entdeckt hat, nie so geradezu auf das andre hinübertragen: man wird fürchten, einen ähnlichen Irrthum zu begehen, als wenn man von der flüssigen Luft auf den auch flüssigen Mercur die Eigenschaft der Durchsichtigkeit hinübertrüge. Lieber also wird man sein Urtheil zurückhalten, bis man durch sorgfältiges Beobachten die Natur erst näher befragt, oder wenn sie mit ihren Antworten zurückhält, sie durch das Zwangsmittel der Versuche zum Geständniſs genöthiget hat. Bleiben alle Antworten aus; so wird eben das zu der Vermuthung führen, daſs die Eigenschaft, die in Rede steht, der einen Art von Dingen wirklich mangeln, und eben dieser Mangel zu ihren specifischen Unterschieden gehören müsse.

Wie falsch es seyn würde, von Dingen die man behandelt, auf das Licht, das man *nicht behandelt*, Eigenschaften hinüberzutragen: ist eben hieraus ersichtlich. Wir unterlassen die Behandlung des Lichts, die wir zur Erforschung seiner Undurchdringlichkeit vornehmen müſsten, wahrlich nicht aus oben angegebenen Gründen; nicht, weil wir das Licht schon als gleichartig mit den fühlbaren Gegenständen kennten, und weil die ganze Unendlichkeit solcher Gegenstände durchzufühlen und durchzuerforschen unmöglich wäre. Wir erkennen nur zu sehr, daſs es von ganz anderer Art ist, und wir würden ja vollkommen zufrieden seyn, wenn wir die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit nur erst gewiſs von einem einzigen kleinen Lichtstrahle wüſsten, wo wir sie dann bald, nach der oben gebilligten

Schluſsart, auf die ganze Unendlichkeit aller Lichtstrahlen des Universums erstrecken würden. Eben so wenig unterlassen wir diese Behandlung wegen zu groſser Entfernung des Lichts; denn nichts kann uns näher und gegenwärtiger seyn, als dieser in die ganze Atmosphäre ergossene Stoff, der den Sinn womit wir ihn wahrnehmen, nicht etwa nur berührt, sondern *ihn ganz zu erfüllen*, sich innigst mit ihm zu vereinigen scheint. Wir unterlassen diese Behandlung einzig darum, weil sie beim Lichte durchaus nicht anwendbar ist; weil das Licht schlechterdings keine Behandlung im ursprünglichen, eigentlichen Sinne des Worts verträgt, da man darunter ein Fassen, Begreifen, Halten, Stoſsen, Biegen, Bilden, Zusammendrücken, Ausschöpfen, Einfüllen, kurz ein wirkliches Handhaben, ein Maniiren, versteht. Im feinern figürlichen Sinne des Worts, unterwirft es sich hingegen der Behandlung eben so willig als irgend ein anderer Körper: es läſst Versuche in Menge, und von groſser Mannichfaltigkeit, mit sich anstellen; aber nie andre, als solche die sich auf den Gesichtssinn beziehen, keinen einzigen, der sich auf den Gefühlssinn bezöge. Der groſse unsterbliche Mann, mit dem wir es hier zu thun haben, hat die Bereitwilligkeit des Lichts zu jeder Behandlung, die seiner Natur gemäſs war, vor allen seinen Vorgängern erfahren: er hat den Sonnenstrahl gespalten, zerstreut, vermischt, wieder gesammelt; hat durch diese eben so scharfsinnig erdachten, als kunstvoll ausgeführten, Versuche eine ganze Wissenschaft — nicht etwa nur erweitert, sondern ihr eine ganz andre Gestalt gegeben, sie aus dem Chaos gezogen, erschaffen. Nur für den Sinn des Gefühls hat auch Er, so ein vollendeter Meister er in der groſsen Kunst war die Natur zu befragen, nie etwas von dem Lichte herausgebracht; auch in der Folge, hat das Licht noch keinen Sterblichen irgend eine Spur von Undurchdringlichkeit sehen lassen: und doch sollten wir ihm eine Eigenschaft aufdringen wollen, die es zu besitzen so standhaft verneint? sollten gleichsam mit Gewalt es zu einem Sinne hinzerren wollen, mit dem es, nach Allem was wir bis itzt von ihm wissen, so durchaus nichts zu thun hat? Wäre es nicht weit natürlicher, zu schlieſsen, daſs das Licht die Kraft auf das Gefühl zu wirken, oder die Kraft des Widerstandes, nicht besitzen, daſs eben der Mangel der Undurchdringlichkeit einen seiner specifischen Unterschiede von andern Materien ausmachen müsse?

Da Newton in der Stelle die hier untersucht wird, vom Lichte schweigt; so steht dahin, ob er ausdrücklich an dasselbe gedacht habe: und wenn er daran gedacht, so müssen wir annehmen, daſs er, eben wie Andre, den Mangel aller Erfahrung von Undurchdringlichkeit des Lichts auf Rechnung der groſsen *Feinheit* desselben geschrieben. Wenn denn aber gleichwohl in jedem kleinsten Theilchen dieses Stoffs Undurchdringlichkeit da ist; so müssen wir uns wenigstens wundern, daſs auch bei Sammlung und Concentrirung einer groſsen Menge von Strahlen sich sogar nichts davon verräth. Das Wahre wird am Ende wohl seyn, daſs es hier nichts zu verrathen giebt; daſs Gröbe und Feinheit Ausdrücke sind, die auf das Licht gar nicht passen, weil es diesem höchstwahrscheinlich an der Grundeigenschaft fehlt, welche durch jene Ausdrücke nur näher bestimmt wird. Wer von Gröbe und Feinheit, im eigentlichen Sinne dieser Wörter, spricht, der spricht von Gegenständen des Gefühls: und das Licht, wie es wenigstens als nicht unmöglich, ja als wahrscheinlich gezeigt worden, hat auf diesen Sinn keine Beziehung.

Auch ein *Newton,* wie wir gesehen, dem sonst die Erfahrung in der Naturlehre so Alles war, konnte sich einen Augenblick von ihr entfernen, und eine gewagte Hypothese an ihre Stelle setzen; aber es geschah dieses, nach schon oben gemachter Bemerkung, mit einer Zurückhaltung, einer Bedachtsamkeit, einer Schüchternheit gleichsam, die es nur zu sehr verrieth, wie ungewohnt er eines solchen Verfahrens war, und wie willig er, auf den leisesten Ruf einer Führerinn, an deren Hand er immer so gern und so sicher einherging, würde zurückgekehrt seyn. Er kömmt, nachdem er Ausdehnung, Härte, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit, Trägheit, als allgemeine Eigenschaften der Körper festgesetzt hat, auf die allgemeine *Schwere;* und sagt: „Wenn endlich Versuche und astronomische Beobachtungen allgemein bestätigen, daſs alle Körper auf der Erdfläche gegen die Erde, nach Verhältniſs der Menge ihrer Materie, schwer sind; daſs der Mond gegen die Erde, wiederum nach der Menge seiner Materie; daſs eben so unser Meer gegen den Mond, und alle Planeten gegen einander schwer sind, und daſs die Kometen eine ähnliche Schwere gegen die Sonne haben; so wird man, der obigen Regel zufolge, sagen müssen: daſs überhaupt alle Körper gegen einander schwer sind. Der Schluſs aus den Erscheinungen, fährt er fort, auf die allgemeine Schwere wird sogar noch stärker seyn, als der Schluſs auf die Undurchdringlichkeit, von welcher wir bei den Himmelskörpern weder Versuche, noch Beobachtungen haben.“ Eine Stelle, aus welcher sich nur zu deutlich ergiebt, daſs Newton die Undurchdringlichkeit, als allgemeine Eigenschaft aller Materie, bloſs hypothetisch annahm, und sie gegen die erste richtige Erfahrung vom Gegentheil, oder gegen die erste, anders nicht zu hebende, Schwierigkeit ohne allen Zwang würde aufgegeben haben, sowie er dies, nach einer solchen Erklärung, auch ohne alle Beschämung konnte. In einer spätern Ausgabe seines Werks setzte er noch ausdrücklich hinzu: „Ich behaupte indeſs von der Schwere nicht — also auch nicht einmal von ihr, die ihm doch in seinem ganzen System so wichtig, und ihm noch weit gewisser als die Undurchdringlichkeit war — daſs sie den Körpern wesentlich sei. Ich rechne zum Wesen der Körper keine andere Kraft, als die der Trägheit, die allein unveränderlich ist.“ Daſs es also, nach Newton, schlechterdings auf Erfahrung beruhen sollte, ob die übrigen Eigenschaften, und mit ihnen auch die Undurchdringlichkeit, etwa an irgend einer Materie eine Ausnahme fänden, wodurch ihre Allgemeinheit eingeschränkt würde.

Eulers Einwürfe gegen das Emanationssystem gründen sich zwar nicht auf Erfahrungen; aber sie zeigen in dem Innern dieses Systemes selbst Schwierigkeiten, die für den, der auf Undurchdringlichkeit, als allgemeiner Eigenschaft aller Materie, und sonach auch des Lichtes, beharrt, zu lösen nicht leicht sind. Oder vielmehr; die bei diesem Beharren gar nicht gelöst werden können, ohne das Emanationssystem einem ähnlichen Vorwurfe auszusetzen, als man dem Eulerischen gemacht hat: daſs es nehmlich ohne ganz willkürliche Voraussetzungen, zu deren Annahme die Erfahrung nicht den mindesten Grund giebt, sich nicht halten könne. Es steht dahin, ob der groſse Urheber dieses Systems, durch jene Schwierigkeiten bewogen, sich der offengelassenen Freiheit würde bedient haben, die Undurchdringlichkeit als nicht wesentlich, und also dem Lichte vielleicht nicht beiwohnend, aufzugeben, oder ob er auf ähnliche Art, wie seine Vertheidiger, sich von diesen Schwierigkeiten würde losgewickelt, und sein System in *allen* Puncten gegen Euler vertheidiget haben. Das

Letztere indeſs wohl schwerlich, wenn es durch eine Hypothese, wie die *Cantonsche,* hätte geschehen sollen: und das Erstere nach höchster Wahrscheinlichkeit, wenn er bei dieser Veranlassung auf den Geist seiner eigenen optischen Theorie aufmerksamer geworden wäre. —

Vielleicht ist es der Mühe nicht unwerth, die hier von neuem erwähnte *Cantonsche* oder *Melville-Cantonsche* Hypothese — nicht eben zu widerlegen, was bei der zu groſsen Dunkelheit des Gegenstandes nicht wohl thunlich seyn mögte — aber sie nach der eigenen Denkungsart des groſsen Mannes, zu dessen Vertheidigung sie erfunden worden, in Kurzem zu würdigen. Die *Emanation* wird nach dieser Hypothese in *Emission* verwandelt, das heiſst, der Erguſs des Lichts aus der Sonne geschieht nicht in einem fortwährenden, ununterbrochenen Strome, wie jener erstere Ausdruck zu glauben veranlaſst, sondern wie es der letztere giebt, nur von Zeit zu Zeit, mit zwischenliegenden, aber unmerklichen Pausen. Der Vortheil ist, daſs sich die Sonne nun nicht so sehr, wenigstens nicht so geschwinde, von Licht erschöpft; vornehmlich aber, daſs dem Zusammenstoſsen der Lichttheilchen und aller davon zu befürchtenden Verwirrung vorgebauet wird. Es kömmt nur darauf an, daſs die Zeit des Ausganges der Lichttheilchen aus jedem einzelnen leuchtenden Puncte gegen die Zeit des Ausganges aus allen übrigen leuchtenden Puncten gehörig bestimmt sei. Nun bedenke man aber, wie unsäglich viele solcher Puncte sind, die wieder auf so unsäglich viele andere Puncte ihr Licht nach allen Seiten hin auszusenden haben; man bedenke, wie genau bei jedem derselben der Augenblick des Ausganges gegen den Augenblick bei allen übrigen müſste abgemessen seyn, um, trotz den unendlichvielen Durchkreuzungen der Wege, allem Begegnen, und allem Aufeinanderstoſsen zuvorzukommen. Nicht gerechnet, daſs auch diese Abmessung nicht helfen würde, wenn die leuchtenden Puncte sich einander selbst ihr Licht in einer und derselben Richtung entgegenschickten: so ist diese Hypothese ganz sichtbar eine neue Art prästabilirter Harmonie, die, wenn nicht so allumfassend als die *Leibnitzische,* und insofern auch nicht so erstaunenswürdig, wenigstens darin noch erstaunenswürdiger ist, daſs sie mitten in der Naturlehre hervorkömmt, und daſs sie sich den Gedanken eines Mannes anschlieſst, der in dieser Wissenschaft aller Erdichtung so feind war. — Die Emanation, mit weggedachter Undurchdringlichkeit, giebt eine ganz leichte, einfache, den Erfahrungen mit gröſster Willigkeit sich anschmiegende; hingegen die Emission, mit beibehaltner Undurchdringlichkeit, eine höchstschwere, verwickelte, dem Zwecke wozu sie erfunden ward, nicht einmal genügende Vorstellungsart. Und darf man da, wenn man nur etwas mit dem Geiste Newtons bekannt ist, einen Augenblick zweifeln, welcher von beiden Vorstellungsarten, wenn ihm sonst keine Wahl geblieben wäre, er den Vorzug würde gegeben haben?

IV.

Über die Durchdringlichkeit des Lichts.

Schon, daſs Undurchdringlichkeit des Lichts in der Erfahrung nicht gegründet ist, und daſs mit der willkürlichen Annahme derselben so groſse Schwierigkeiten entstehen, muſs jeden geneigt machen, dem Lichte die entgegengesetzte Eigenschaft der *Durchdringlichkeit* beizulegen. Es giebt aber in der Vorstellungsart von der Fortpflanzung des Lichtes durch Emanation, und in der *Newtonischen* Theorie der Optik, noch andere Gründe, die dem Anhänger von beiden über die durchdringliche Natur des Lichts durchaus keinen Zweifel lassen.

Nach dem Emanationssystem ist das Licht ein *eigener* Stoff, der sich von der Sonne aus durch den ganzen Weltraum ergieſst; und nun wird es darauf ankommen, die bekannten ausgemachten Eigenschaften dieses Stoffs zu prüfen, und ihre Verträglichkeit oder Nicht-Verträglichkeit mit der noch unbekannten zweifelhaften Eigenschaft der Undurchdringlichkeit zu beurtheilen.

Die Materien, von denen wir die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit mit Gewiſsheit erkennen, sind von zweierlei Art: feste, und flüssige. Der Begriff der ersten schlieſst, mit der Fühlbarkeit, die hier Tastbarkeit wird, zugleich die Undurchdringlichkeit in sich; denn nur durch ihr Vermögen zu widerstehen, wird eine

Materie tastbar. Daſs zu dieser Art die Lichtmaterie nicht gehöre, ist zu einleuchtend, um erst erwiesen oder auch nur erwähnt zu werden. Zu der zweiten Art könnte man sie insoferne zählen, als sie den ihr eingesenkten, in ihr befindlichen Körpern die Bewegung nach allen Seiten hin frei läſst, und ihnen überall ohne Schwierigkeit ausweicht. Allein sie hat wieder die Unähnlichkeit mit den uns bekannten flüssigen Materien, als mit Wasser und Luft, daſs, wenn sie von der einen Seite ausweicht, sie sich nicht von der andern wieder anschlieſst; daſs sie den Körper nicht rings umgiebt, also kein Gleichgewicht sucht, sich nach keinem Gesetze der Hydrostatik richtet. Sie gehört mithin zu einer dritten Art von Materie, die sowohl der flüssigen als der festen entgegensteht, wenn sie gleich der

ersten

ersten ähnlicher ist als der letztern. Ob sie die einzige ihrer Art sei, oder ob es deren mehrere gebe? ist eine Frage, deren Beantwortung, wenn sie auch könnte gefunden werden, uns hier nur aufhalten würde.

Die Wahrheit der oben bemerkten Eigenheit des Lichts zu erweisen, scheint unnütz; denn keine der Eigenschaften desselben ist seit so lange und ist so allgemein bekannt, als seine geradlinige Bewegung; und eben mit dieser hängt die angegebene Eigenheit innig zusammen. Wenn ein Lichtstrahl in den einen Arm eines Hebers fällt; so beugt er sich auf dem Boden desselben nicht seitwärts, um auch den andern Arm zu erleuchten: dieser, wenn nicht andre eigene Lichtstrahlen hineinfallen, behält sein Dunkel. Eben so: wenn das Licht an den Seiten eines undurchsichtigen Körpers hingleitet; so verläſst es nicht seine gerade Linie, sondern verfolgt sie, und es entsteht hinter dem Körper eine Leere von Licht, die wir Schatten nennen: dahingegen, wenn das Licht in der That eine flüssige Materie wäre, es sich um den Körper herumschmiegen, und es hinter ihm eben so helle, als an beiden Seiten, machen würde. Der Schatten erstreckt sich hinter dem Körper so weit, bis wieder gerade Strahlen niederschieſsen können; daher bei schieferem Stande der Sonne, wie am Abende, der Schatten sich bekanntlich verlängert.

Indeſs ist es wahr, daſs, bei umgebender Helle, ein Schatten nie ganz dunkel, sondern immer mit einigem Lichte vermischt ist; ja, daſs diese Mischung gewissermaſsen zu dem Begriff des Schattens gehört, den wir uns schwerlich als bloſse Beraubung, als tiefe Finsterniſs denken. Allein diese Halberhellung entsteht nur aus folgenden zwei Ursachen, die, nach Beschaffenheit der schattenden Körper und ihrer Umgebungen, bald nur einzeln, bald in Vereinigung wirken. Die erste ist: daſs jeder erleuchtete Gegenstand, um gesehn werden zu können, das Licht das er erhält, nach allen Seiten hin wieder von sich werfen muſs, weil auſserdem keine Verbindung zwischen ihm und dem Auge Statt finden würde. Wer also den Schatten irgend eines undurchsichtigen Körpers, zum Beispiel einer Mauer, völlig dunkel haben wollte, der müſste diesen Schatten erst selbst ummauern, damit auch dasjenige Licht, welches von den umgebenden Körpern zurückstrahlt, davon ausgeschlossen bliebe. Eine andere

Ursache der Halberhellung des Schattens ist: daſs oft die Körper die ihn werfen, entweder ihrer Natur nach nicht vollkommen undurchsichtig, oder nicht dichte genug sind, um ganz und gar kein Licht, wenn auch nur ein sehr mattes, sehr gebrochenes, hindurchzulassen. Das Erstere ist der Fall mit den Dünsten der Atmosphäre, aus welchen sich, wenn sie niedriger schweben, Nebel, wenn sie höher steigen, Wolken bilden; das Letztere mit dem Laube der Gebüsche und Wälder, oder mit den gewöhnlichen Vorhängen der Zimmer, die wir mit Fleiſs von einem nicht zu dichten Stoffe wählen, weil wir das Sonnenlicht nicht wollen ausgeschlossen, nur gedämpft und gemäſsiget wissen.

Schon aus dieser ersten Eigenheit des Lichts, aus seinem Vorbeigehen der lichtleeren Räume, ergiebt sich, daſs die Theile desselben nicht, wie bei den bekannten flüssigen Materien, gegen einander drücken, weil sie sonst unfehlbar suchen würden, ein Gleichgewicht unter sich herzustellen; daſs sie mithin gegen einander weder eine Kraft zum Angriffe noch zum Widerstande haben, und folglich, da Undurchdringlichkeit ganz auf diesen Kräften beruht, daſs sie, eines gegen das andere, keine Undurchdringlichkeit besitzen.

Die Richtigkeit des hier gemachten Schlusses, der nicht ohne Zweifel und Einwendungen bleiben mögte, bestätiget sich, wenn man eine andre, noch merkwürdigere, Eigenheit des Lichts in Betrachtung zieht, aus welcher die Durchdringlichkeit desselben in Ansehung anderer Körper hervorgeht. Das Licht nimmt keine Eindrücke von den fremden Materien an, mit denen es in Verbindung geräth, und leidet keine Verwirrung und Zerrüttung, wie heftig auch diese fremden Materien bewegt werden mögen. Es geht, seinen bekannten Gesetzen gemäſs, entweder geradlinig fort, oder es geht zurück, oder es wird gebrochen, je nachdem es auf seinem Wege andere und andere Körper antrifft; und, sowie diese Körper mannichfaltiger und schneller wechseln, wird auch das Spiel jener Lichtveränderungen mannichfaltiger und schneller. Aber nicht eine einzige dieser Veränderungen entsteht durch Gewalt, alle bloſs durch Anziehung oder Nicht-Anziehung, die man mit Unrecht Zurückstoſsung nennt: das empörteste Element ist nicht vermögend, einen einzigen armen Lichtstrahl von einem Orte in den andern, von einem Gegenstande auf den andern, zu werfen.

Wie verschieden in dieser Hinsicht der Fall mit andern Materien sei, lehrt die Erfahrung. Sobald diese Materien selbst in Bewegung und Unordnung sind, bringen sie ähnliche Bewegung und Unordnung in denen hervor, die sie auf ihrem Wege treffen; es mögen nun feste auf feste, oder flüssige auf flüssige, oder Materien der einen Art auf Materien der andern stoſsen. Um bei den flüssigen zu bleiben, weil doch diese, nach dem Obigen, mit dem Lichte die gröſsere Ähnlichkeit haben; so erregt ein bewegtes Wasser, wie wir auf jeder Brücke, an jedem Ufer empfinden, einen Luftzug, der, nachdem das Wasser entweder nur flieſst oder strömt, bald unmerklicher, bald empfindlicher ist. Eben so macht die Luft, nach dem Maaſse ihrer eignen Bewegung, auf eine vorher völlig glatte ruhige Wasserfläche bald schwächern, bald stärkern Eindruck, sodaſs sie das eine mal diese Fläche nur eben kräuselt, das andre mal eine heftige wogende Bewegung verursacht, die sich auch den festen, im Wasser schwimmenden Körpern mittheilt, und sie mit groſser Gewalt hin und her wirft. Das Licht hingegen, so sehr es sich auch mitten in Luft und in Wasser befindet, wird durch die Bewegung dieser Materien, wie heftig sie immer sei, von seinem Wege nicht abgeworfen; seine Strahlen kommen durch alles Toben und Tosen von jenen in nicht die mindeste Verwirrung. Kein Sturm verweht und keine Wasserwoge verschwemmt auch nur Eine Partikel von Licht; es läſst sich nicht von dem einen Orte wegnehmen, und an dem andern anhäufen, läſst sich nicht in die Wirbel, die in Luft oder in Wasser entstehen, mit hineinreiſsen, sondern ruhig und ungestört geht es seinen Gang immer fort, ohne irgend einen andern Einfluſs auf sich, als den der Anziehung und der Nicht-Anziehung, zu gestatten. Wenn es zuweilen nicht anders scheint, als ob es hin und her geworfen würde, oder als ob es fluthete; so ist das bloſse Sinnentäuschung, die mit nur einiger Aufmerksamkeit sehr leicht zerstreut werden kann.

Man trage eine Pechfackel im Winde; und das Licht wird nicht allein bald heller, bald dunkler werden, sondern es wird auch auf die umgebenden Gegenstände ungleich vertheilt, und in dieser ungleichen Vertheilung sehr unstätt erscheinen, indem es mit der schwächern oder stärkern Erleuchtung der Gegenstände vielfältig abwechseln wird. Von dieser letztern Erscheinung liegt die Ursache offenbar in den Dämpſen, die mit dem Lichte zugleich aus dem brennenden Pech sich entwickeln, und die, vom Winde bald hier- bald dorthin getrieben, ihren Schatten unsicher umherwerſen, sodaſs ungleiche und unstätte Erleuchtung nothwendig erfolgen muſs. Von der erstern Erscheinung, da nehmlich das Licht an sich selbst bald heller bald dunkler wird, liegt abermal die Ursache ganz sichtbar nicht in dem Lichte selbst, sondern in der das Licht erzeugenden Flamme, deren Stärke oder Schwäche von der mehr beförderten, oder mehr gehemmten chymischen Zersetzung des brennenden Peches und Dochtes abhängt. Natürlicher weise nimmt dann auch das Licht, das von dieser Flamme ausgeht, bald zu, bald ab, und muſs zuletzt, wenn jene Zersetzung völlig gehemmt wird, mit seiner Ursache, der Flamme, zugleich erlöschen.

Das Fliehen des Lichts über die Felder, wenn einzelne Wolken vom Winde getrieben werden; das Hüpfen desselben auf einem bewegten wallenden Wasser, sind ähnliche Sinnentäuschungen, deren Berichtigung zu leicht ist, als daſs wir uns dabei aufhalten dürften.

Um die Unabhängigkeit des Lichts von der Unruhe der umgebenden Materien auf das überzeugendste zu erkennen, denke man sich einen Freund der Optik, der in seinem Zimmer mit Wiederholung der *Newtonischen* Versuche beschäftiget sei; man lasse die Luft völlig heiter und von keiner Wolke getrübt seyn, aber einen heftigen Sturm — denn Sturm setzt nicht nothwendig einen trüben Himmel voraus — die ganze Gegend durchwüthen, und

Alles unter und über kehren. Wenn nur das Haus des Beobachters feststeht, und er seine Versuche nur mit der gehörigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt anstellt; so wird uns, nach der bloſs dunklen Erkenntniſs die wir von der Natur des Lichtes haben, wegen des Gelingens dieser Versuche, trotz dem Sturme, keinen Augenblick bange werden. Staubwolken können einen nachtheiligen Schatten machen, wie bei der Pechfackel die Dämpfe; aber sonst — da hier die Lichtquelle jene unerreichbare, über allen irdischen Einfluſs so unendlich erhabene Weltflamme ist — traut man es dem Lichte schon zu, daſs es unvermindert und gleichförmig fortleuchten, und daſs es zugleich durch den wildesten Aufruhr des Elements, wodurch es bis zu unserm Auge herabmuſs, seinen Weg ganz so ruhig fortsetzen werde, als ob rings umher die tieſste Stille, das ungestörteste Gleichgewicht herrschte. Und sicher wird auch der Erfolg dieses Zutrauen rechtfertigen; es wird kein einziger Lichtstrahl seyn, der nicht sein Ziel auf dem geraden Wege glücklich erreichte, ohne im mindesten gehindert, aufgehalten, verschlagen zu werden. — Doch wozu hier noch erst einen Fall erdichten, da es sich schon bei *Bradley's* berühmten Beobachtungen über die Parallaxe der Fixsterne fand, daſs das Wanken der Erdachse und die dadurch verursachte Bewegung des Dunstkreises in dem Laufe des von den Fixsternen ausgesendeten Lichts keine Unordnungen mache? Das Licht folgt einmal keinem andern Gesetze, als dem der Anziehung; und mögen da die Lufttheilchen auf dem Wege, den es nimmt, auch noch so schnell und so häufig wechseln: es wird augenblicklich von dem einen dieser wechselnden Theilchen so gut, als von dem andern, angezogen, und leidet also, durch die Unruhe der Luft, nicht die mindeste Abänderung seines Weges.

Der Canzler *Baco* ist vielleicht unter den Weltweisen der einzige, der dem Winde einigen Einfluſs auf Stärke und Schwäche des Lichts zugeschrieben hat. Das Ansehen dieses groſsen Mannes darf uns indessen nicht irren; denn er stützt sich hier, gegen seine eigene Regel, nicht auf Erfahrung, sondern auf eine gewagte, willkürlich angenommene Hypothese. Er glaubt nehmlich, daſs eben die Luft, die das Medium für den Sinn des Gehörs ist, es auch wohl für den Sinn des Gesichts seyn könne; und nun, da ein entgegenstehender Wind die Töne schwächt oder auch völlig wegnimmt, kann er nicht wohl anders als annehmen, daſs dieses auch bei Fortpflanzung des Lichts der Fall seyn mögte. Da aber die Erfahrung nichts von einer solchen Schwächung verräth; so setzt er sie weit geringer als bei den Tönen, und kömmt dadurch den Einwürfen, die man aus der Erfahrung hernehmen könnte, zuvor, indem das Geringere sich so äuſserst geringe denken läſst, daſs es zum Unmerklichen wird. *(Manifestior per aërem vectatio est audibilium, quam visibilium, cum obluctantis venti obex non magnopere mea opinione* — wie fein! als ob irgend jemand anders meinte oder meinen könnte! — *horum perceptionem impediat, in illis contraria eveniant deferendis. In Sylva Sylvarum, s. Histor. Natur. Centur. 3, p. 269.)* — Einer Widerlegung oder auch nur eines

Urtheils braucht es übrigens bei einer Hypothese nicht, die in unsern Tagen mehr als verworfen, die schon völlig vergessen worden, und die hier auch um so weniger in Betrachtung kömmt, da sie das Licht nicht als eigne Materie, sondern bloſs als Modification einer fremden annimmt.

Daſs die Unabhängigkeit des Lichts von der Unruhe der umgebenden Materien unmöglich Statt finden könnte, wenn jenes, sowie diese, ein undurchdringlicher Stoff wäre, begreift sich von selbst: denn alsdann würd' es die umgebenden undurchdringlichen Körper berühren, würde auf sie stoſsen, und diese würden den Stoſs nicht unerwiedert lassen, würden mit ihrer so viel gröſsern Gewalt das Licht, eh' es noch unser Auge erreichte, hinwegführen, oder es doch in die äuſserste Unordnung

ordnung zuſammenwirbeln. Da dieſes nie, auch nicht auf die entfernteſte Weiſe, geſchieht; ſo erkennen wir, daſs das Licht nicht allein, wie oben gezeigt worden, in Anſehung ſeiner ſelbſt, ſondern auch in Anſehung anderer Körper, keine Undurchdringlichkeit hat. Wo es ſcheint daſs es zurückgeſtoſsen werde; da wird es in der That nicht zurückgeſtoſsen, es wird nur nicht angezogen — welches ganz etwas anders iſt, als zurückgeſtoſsen werden — oder auch zu ſchwach angezogen, als daſs es nicht lieber in andre, ihm mehr verwandte, Körper ausweichen ſollte. —

Wie man mit der geglaubten groſsen Feinheit des Lichts, die es dem Anſcheine nach nur deſto zerſtreubarer machen müſste, oder mit der unendlichen Geſchwindigkeit deſſelben, die ihm freilich groſse Gewalt zum Durchbrechen geben könnte, wenn nur sonst diese Gewalt sich im mindesten äuſsern wollte; — kurz, wie man auf irgend eine wahrscheinliche Art dieser Schwierigkeit ausbeugen, und die dem Lichte so willkürlich beigelegte Undurchdringlichkeit dagegen retten wolle, läſst sich schwerlich begreifen. Aber fast noch weniger läſst sich begreifen, wie ein Anhänger der *Newtonischen* Theorie seinen Scharfsinn hiezu anstrengen könne. Als *Newton* mit so vieler Vorsicht von der Undurchdringlichkeit sprach, und sie noch weniger, als die Schwere, für eine wesentliche Eigenschaft der Körper erkennen wollte — ob er sie gleich, als allgemeine Eigenschaft, bis zu den entgegengesetzten Erfahrungen, gelten lieſs; — da schien sein Genius ihm die wirklich einzige Antwort aufsparen zu wollen, die nach seinem Systeme auf Einwürfe, wie die *Eulerischen*, übrig bleibt: daſs nehmlich Undurchdringlichkeit eine der Materie nicht wesentliche Eigenschaft sei, die also sehr wohl dem Lichte abgehen könne. Denn auf Undurchdringlichkeit durchaus beharren, und eigene Hülfshypothesen ersinnen um sie zu retten: das ist nicht bloſs im Allgemeinen gegen den wahren Geist eines *Newton*, der die ganze Naturlehre, nach *Bacons* weiser Regel, nur auf Erfahrung wollte gegründet wissen; es ist auch noch insbesondere gegen den Geist der eigenen Theorie, die *Newton* vom Lichte aufgestellt hat.

R. Smith, in seinem Lehrbegriffe der Optik, rühmt es als einen Vorzug dieser Theorie, daſs sie nicht, wie alle übrigen, das Licht auf die Körper stoſsen und von den Körpern Widerstand leiden läſst, indem dieses, wie er sagt, bloſse Voraussetzungen sind, die durch keine Erfahrung bestätiget werden. Man hat gezweifelt, ob dieser Vorzug wirklich der Theorie von *Newton* so ausschlieſsend zukomme, und ob nicht auch die von *Huygens* und seinem Nachfolger *Euler* darauf Anspruch mache; aber soviel ist doch sicher und unbestritten, daſs *Newton* seine ganze Optik nur auf *Anziehung* gebaut hat. Seine aus vorhergehenden Theorieen entlehnten Ausdrücke deuten freilich auf Stoſskraft hin; aber daſs sie bei ihm bloſse Metaphern sind, erhellt aus seinen Erklärungen, in welchen die Stoſskraft durchaus nicht vorkömmt, weder als vom Lichte selbst, noch als gegen das Licht gebraucht, weder beim Einfallen, noch beim Brechen, noch selbst beim Zurückwerfen der Strahlen. In Ansehung dieser letztern Erscheinung, giebt sich Newton alle Mühe, durch gehäufte Beweise zu zeigen, daſs sie unmöglich durch einen Stoſs der Lichttheilchen auf die undurchsichtige Fläche erfolgen könne. Und wozu wollte man sich denn die ganz entgegengesetzte Mühe geben, eine Kraft am Lichte zu vertheidigen, deren man so durchaus nicht bedarf? Oder vielmehr: wie könnte man den Widerspruch rechtfertigen, daſs man in dem einen Angenblicke dem Lichte eine Kraft beilegte, die man in dem andern ihm wieder nähme? Denn einmal läſst man das Licht die Stoſskraft, die man ihm giebt, gar nicht gebrauchen; und *eine Kraft gar nicht gebrauchen, wenn gleich die Gelegenheiten dazu unablässig da sind, das heiſst im Grunde so viel, als diese Kraft gar nicht haben.*

Wenn man diesem letztern Gedanken

nichts entgegenzusetzen hat, was befriedigend wäre; so ist die Durchdringlichkeit des Lichts mit der *Newtonischen* Theorie nicht allein vereinbar, sondern sie scheint auch so vollkommen damit übereinstimmend, so innig damit verbunden, daſs jene Theorie entweder wegfallen, oder doch sehr wesentliche Abänderungen erleiden müſste, wenn man diese Durchdringlichkeit aufheben wollte. Auch erhellt nunmehr, welchen Begriff man mit dem Worte: Materialität, sobald vom Lichte die Rede ist, zu verbinden habe. Affinität, und Undurchdringlichkeit, sind zwei Eigenschaften der Materie, die man sich, nach der optischen Theorie von Newton, als trennbar vorstellen muſs: sodaſs ein Stoff, der jene besitzt, darum nicht nothwendig auch diese besitzen darf. Newtons Licht hat nur Affinitäten, und weiſs durchaus von keiner Gewalt, weder die es übte, noch die es erlitte; sondern Alles was bewirkt wird, wird lediglich durch die Kraft der Anziehung, und nach ihren Gesetzen bewirkt. Stoſskraft hat das Licht keine, weil es sonst nicht unterlassen würde sie zu gebrauchen; mithin, da Undurchdringlichkeit diese Kraft so nothwendig voraussetzt, kann das Licht auch keine Undurchdringlichkeit haben.

Es ist merkwürdig, daſs Newton eben da, wo er seine Theorie von der Brechung vorträgt, eine nähere Erklärung über die Natur des Lichts von sich ablehnt. „Ich behaupte weiter nichts, sagt er, als daſs der Fortgang des Lichts dem Fortgange von Körpern ungemein ähnlich sei; die Frage von der körperlichen oder nicht körperlichen Natur desselben lasse ich durchaus unentschieden *(de natura* *radiorum, utrum sint corpora, necne, nihil omnino disputo).*" Der groſse Mann mogte fühlen, daſs die körperliche Natur, wie man sie sich immer gedacht hat, und wie auch Er sie sich dachte, nehmlich als Undurchdringlichkeit mit einschlieſsend, seinem Lichte nicht wohl zukommen könne. —

Mit dem oben angegebenen Begriffe der Materialität ist es nunmehro leicht, gewisse neuere Erfahrungen zu beurtheilen, aus denen man einen Beweis für die Materialität des Lichts hat hernehmen wollen. Man hat gefunden, daſs das Licht, und zwar als solches, bloſs durch sich selbst, nicht etwa nur durch den so gern damit verbundenen Wärmestoff, sehr merkwürdige Einwirkungen äuſsert; daſs ohne dasselbe Luftarten sich nicht entwickeln, Pflanzen sich nicht färben, hingegen Tincturen, die im Dunkeln ihr Grün noch lange behalten würden, an der Sonne es in Kurzem verlieren. Da durch bloſse Schwingungen des Äthers sich diese Einwirkungen nicht wohl erklären lassen, hingegen auf gewisse chymische Kräfte ziemlich deutlich dadurch hingewiesen wird; so hat man diese Einwirkungen als eine starke, selbst als eine unwandelbare Stütze der Materialität des Lichts betrachtet. Das mögen sie denn immer auch seyn, wenn nur nicht gleich eine solche Materialität verstanden wird, welche die Undurchdringlichkeit mit einschlieſst, und welche das Licht zu einem Gegenstande des Gefühls machen würde. Zwar haben die Gegner *Eulers*, bei Benutzung jener Entdeckungen, es auf diesen Punct, auf die Undurchdringlichkeit, nicht so eigentlich angelegt; — und in der That durften sie zur Vertheidigung *Newtons* auch nur zeigen, daſs das Licht keine bloſse Modification eines fremden Stoffes, sondern ein eigener Stoff sei, gleichviel ob mit Stoſskraft begabt oder nicht: — aber einmal weiſs man, wie engverbundene Begriffe in den meisten oder in fast allen Köpfen Materialität und Undurchdringlichkeit sind; und so könnte derjenige, der die erstere erwiesen zu haben glaubt, sehr leicht sich einfallen lassen, er habe auch die letztere erwiesen. Ob aber dieses der Fall seyn würde? ist sehr leicht zu entscheiden, wenn man nur erst festgesetzt hat, was zum Beweise der Undurchdringlichkeit erfordert werde.

Undurchdringlichkeit, wie wir ausgemacht, besteht in der Unmöglichkeit, daſs die Kraft zum Widerstande, die einmal ein Körper besitzt, bis zum völligen Aufhören, bis zum Verschwinden in Nichts, überwältiget werde. Auf Kraft zum Widerstande kömmt also Alles an; aber dieser Kraft steht eine andre zur Seite, die allemal nothwendig mit ihr verbunden, oder die vielmehr nur eine andre Ansicht derselben aus entgegengesetztem Standpuncte ist: die Kraft zum Angriff. Wenn man also die Undurchdringlichkeit eines Körpers beweisen will; so hat man Eins von Beidem zu thun: entweder muſs man einen andern Körper auf ihn eindringen, und ihn dann sein Vermögen zum Widerstande ausüben lassen — welches nicht allein dadurch geschehen wird, daſs der Körper sich im ausschlieſsenden Besitze seines jetzigen Ortes behauptet, sondern auch dadurch, daſs er ihn mit einem andern verschiednen verwechselt —; oder man muſs irgend einen schwächern Körper aufsuchen, der durch den Stoſs von jenem aus seinem izt eingenommenen Orte verdrängt werde. Aus Kraft zum Angriff läſst sich Kraft zum Widerstande, und umgekehrt aus Kraft zum Widerstande Kraft zum Angriffe, schlieſsen. Eben die Luft, die dem zusammenpreſsenden Kolben durchaus nicht verstattet, bis auf den Boden des von ihr eingenommenen Gefäſses zu dringen, wird diesen Kolben, bei aufhörendem Druck, mit groſser Gewalt zurückschnellen; und wiederum wird eben die Luft, die dieses vermag, den Kolben nie bis auf den Boden des Gefäſses hinunterlassen.

Der Schluſs auf Undurchdringlichkeit wäre also sehr richtig, wenn wirklich *Homberg* durch den Stoſs der Sonnenstrahlen im Brennpuncte eines Linsenglases eine Uhrfeder schwingend gemacht hätte; und eben so richtig, wenn der von *Priestley* angeführte *Michellsche* Versuch — der aber, nach *Darwin*, nicht *für*, sondern *wider* das Moment des Lichts soll entschieden haben — keine Einwendungen litte. Die geringste Bewegung, dem leichtbeweglichsten Körperchen eingedrückt, würde immer einige Stoſskraft des Lichts beweisen, und also auch seine Undurchdringlichkeit darthun.

Hingegen jene Erfahrungen, die man an Pflanzen und Tincturen gemacht hat; was beweisen sie mehr, als daſs zu den Veränderungen der Farben an gewissen Körpern das Licht eine nothwendige Bedingung sei? Über die Art, wie es diese Veränderungen bewirke, werden wir durchaus nicht belehrt; am wenigsten erkennen wir, daſs es auf eine mechanische Art, durch Druck und durch Stoſs, geschehe. Worauf wir am nächsten hingeführt werden, und was auch diejenigen annehmen die gegen *Euler* die Materialität des Lichts aus jenen Erfahrungen schlieſsen, ist chymische Verwandtschaft, worin das Licht mit den Körpern, oder mit Theilen der Körper stehen muſs, deren Farbe verändert wird, und eine vermittelst dieser Verwandtschaft erfolgende Vereinigung beider. Aber auch hierin, wenn man es gleich als in der Erfahrung wirklich enthalten, nicht bloſs zur Erfahrung hinzugeschlossen, will gelten lassen, liegt noch kein Grund für die Undurchdringlichkeit des Lichts; man müſste denn beweisen können, daſs die gröbere, unter den Sinn des Gefühls fallende, Masse der Körper durch den Hinzutritt des Lichts vermehrt worden sei. Ist dieses nicht, und hat durch die Vereinigung mit dem

Lichte der Körper eben so wenig an seiner Masse gewonnen, als er durch Aufnahme einer auch noch so groſsen Menge Wärmestoffs daran gewinnen würde; so ist nun zwar die Materialität des Lichts, insoferne Affinität zu den Eigenschaften der Materie gehört, aber nicht die Undurchdringlichkeit, die aus dem Begriffe von Affinitäten unmittelbar herzuleiten sich schlechterdings kein Weg findet, durch obige Erfahrungen entschieden. Letztere bleibt noch immer eine unerwiesene, und für das Emanationssystem, dem man doch gerne zu Hülfe kommen will, wahrlich nicht sehr vortheilhafte Hypothese.

Unter den ein und dreiſsig Fragen, die *Newton* seiner Optik angehängt hat, ist die vorletzte die: ob nicht gröbere Körper und Licht, eins ins andre, sollten übergehen und verwandelt werden können? Die Natur, sagt Newton, gefällt sich in solchen Verwandlungen: sie schafft bald das Wasser zu Dämpfen um, wodurch sie es luftartig macht; bald läſst sie es zu Eis gefrieren, wodurch sie ihm die Beschaffenheit eines festen Körpers, eines harten, durchsichtigen, schmelzbaren Steines giebt. Er vermehrt dieses Beispiel mit noch andern, und fragt dann wiederholt: warum sollte denn die Natur nicht auch Körper in Licht, und wiederum Licht in Körper verwandeln können? — Wenn das, was Newton hier nur fragt, durch die Beobachtungen an den Pflanzen als wirklichgeschehen erkannt wird; wenn durch den Hinzutritt des Lichts sich die Masse dieser Körper wirklich vermehrt zeigt: so wollen wir die Undurchdringlichkeit des Lichts als völlig bestätiget gelten lassen. Wenn aber nichts dar-

aus

aus hervorgeht, als Wirkung des Lichts durch eine nicht zu bestimmende Kraft, höchstens Aufnahme und Bindung desselben durch chymische Verwandtschaft: so bleibt die Frage von der Undurchdringlichkeit, nach wie vor, unbeantwortet; und der Naturlehrer, der im wahren Geiste Newtons durchaus keine Sätze gelten läſst, als die ihm eine evidente Erfahrung gab, kann nichts auf diese Undurchdringlichkeit bauen, nichts mit dieser Undurchdringlichkeit widerlegen.

V.

Über den wahren Begriff der Emanation.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daſs *Newtons* Begriff von der Materie überhaupt, wie er ihn in den allgemeinen Grundsätzen angiebt, mit dem besondern Begriff vom Lichte, wie er ihn seiner Optik zum Grunde legt, nicht am besten zusammenstimmt. Dort bekennt sich Newton zum atomistischen System, und läſst jedes kleinste Theilchen der Materie die Eigenschaften der ganzen Massen gröberer Körper haben; hier zeigt er uns wenigstens eine Materie, das Licht, als den übrigen in der Eigenschaft der Undurchdringlichkeit unähnlich, als mit keiner eigenen Stoſskraft begabt, und von keiner fremden Stoſskraft in Bewegung gesetzt. Den Namen der Materie dem Lichte deswegen abzusprechen, das würde Newton selbst nicht schicklich gefunden haben, da er die Undurchdringlichkeit nicht als wesentliche und nothwendige Eigenschaft derselben angegeben, sondern es zweifelhaft gelassen hatte, ob es nicht Materien auch ohne diese Eigenschaft geben mögte.

Wenn *Newton* selbst auf seine optische Theorie den Blick nicht warf, der ihm diesen Mangel von Zusammenstimmung hätte zeigen können; so ist das weit weniger zu verwundern, als daſs es auch seine Nachfolger nicht thaten, die doch in den Einwürfen *Eulers* so nahe Veranlassung dazu hatten. Ein *Melville* nicht, der zur Rettung der Undurchdringlichkeit des Lichts eine eigene Hypotheſe erſann; ein *Canton* nicht, der dieſe Hypotheſe aufnahm und ſie weiter ausbildete; ein *Michell* nicht, der die Kraft berechnete, die ein leuchtender Körper anwenden müſste, um ſein Licht von ſich wegzuſchleudern.

Prieſtley, deſsen groſse Verdienſte um die Naturlehre es ſo wünſchenswerth machen, daſs man nie anders, als mit Lobe, von ihm reden könnte, rühmt es mit *Smith*, als einen Vorzug der *Newtoniſchen* Optik, daſs ſie das Licht weder auf die Körper ſtoſsen, noch Widerſtand von ihnen erfahren läſst; und doch giebt er Gedanken Beifall, die eine ganz andere Natur des Lichts, als ſich hiernach aus der Newtoniſchen Optik ergiebt, vorausſetzen. Dieſe letztere, wie wir geſehen, gründet ſich ganz auf Anziehung, und kennt gar keine Stoſskraft des Lichts; *Boscovichs* Hypothese giebt dem Lichte die auſserordentlichste Stoſskraft, die, wenn nicht durch die physischen Puncte selbst, aus welchen er seine Materie bestehen läſst, wenigstens durch den ganzen Wirkungsraum ihrer zurückstoſsenden Kraft mit gröſster Leichtigkeit durchbricht. Newtons Optik zeigt uns das Licht als unfähig, von fremden Körpern geschleudert zu werden; Michell, indem er die Kraft berechnet, womit leuchtende Körper ihr Licht von sich werfen, nimmt hievon das volle Gegentheil an. Priestley, ohne im mindesten von diesen Widersprüchen betroffen zu seyn, ist Bewunderer der Newtonischen Optik, und zugleich der Boscovichschen Hypothese; kann jene nicht im mindesten antasten lassen, und billigt doch auch die Michellsche Bemühung, eine Kraft zu berechnen, die nach Newtons Theorie gar nicht da ist.

Ohne Zweifel war es sehr wohl gethan, daſs der scharfsinnige deutsche Übersetzer Priestleys *) die ganze Berechnung wegwarf; wozu er, unter andern, auch den wichtigen Grund hatte, daſs man, statt Rechnungen zu machen die vermuthlich auf das Licht gar nicht passen, lieber seine Unwissenheit demüthig bekennen sollte. Zu dieser ohne Zweifel sichersten und klügsten Partie, zum Bekenntnisse der Unwissenheit, will indeſs niemand sich gern entschlieſsen; jeder mögte, wenigstens im Allgemeinen, sich die Art und Weise denken können, wie das Licht aus der Sonne auf die Erde und die übrigen Planeten hinabkomme. Es durch *Emanation* geschehen zu lassen, schien bisher

---

*) Hr *Klügel.*

das bequemere Mittel; aber *so* wie *Michell* diese Emanation sich denkt, ist sie nicht allein unwahrscheinlich; sie ist auch, nach der Newtonischen Optik, wenn wir diese anders richtig gefaſst haben, unmöglich.

Sie ist zuerst unwahrscheinlich: weil das Resultat zu ungeheuer ist, das Michell durch seine Rechnung herausbringt, indem die Kraft, die ein leuchtender Körper anzuwenden hat um sein Licht von sich zu werfen, neunzehn Trillionen mal gröſser seyn soll, als die Kraft der natürlichen Schwere. Sie ist fürs andre unmöglich: weil geworfen zu werden, eine Sache ist, die mit der Natur des Lichts, sowie diese in der Newtonischen Optik erscheint, sich durchaus nicht verträgt. Einem durchdringlichen Stoffe kann auch die gröſste Gewalt nichts anhaben, weil mit der Kraft zum Widerstande, oder was Eins ist, mit der eigenen Stoſskraft, alle Möglichkeit fehlt, ihn zu fassen, zu überwältigen, in entfernte Räume hinauszuschleudern. — Bei der *Entwicklung* des Lichts aus der Sonne mag es vielleicht gewaltsam zugehen; es wäre thöricht, darüber urtheilen zu wollen: bei der *Fortpflanzung* des Lichts auf die Planeten kann es schwerlich so zugehn, auch wenn es ein undurchdringlicher Stoff, und ganz unmöglich, wenn es ein durchdringlicher ist.

Zum Glück giebt es noch eine ganz andere Art, das Licht auf die Körper hinabzuleiten, als die sich Michell gedacht hat. Was uns die Erfahrung erkennen läſst, ist bloſs die Wirkung, nicht ihre Ursache; die Bewegung, nicht die bewegende Kraft. Wir haben also volle Freiheit, diese Kraft in dem einen oder in dem andern Körper zu suchen; in dem, der das Licht hergiebt, oder in dem, der es empfängt. Statt, daſs wir das Licht von der Sonne auswerfen lassen, können wir eben so gut es von den Planeten *angezogen* denken; die Wirkung der Erleuchtung wird in dem einen Falle nicht minder, als in dem andern, und die einer gleichvertheilten Erleuchtung *kann*, wie sich zeigen wird, nur in dem letztern erfolgen.

Daſs man indeſs mehr auf die eine, als auf die andre Erklärungs- oder Vorstellungsart gefallen ist, scheint seinen Grund in den Ausdrücken der Sprache zu haben. Wenn wir sagen: die Sonne scheint, die Sonne erleuchtet, die Sonne wirft ihr Licht, schieſst ihre Strahlen; so werden wir durch alle diese Redensarten auf Thätigkeit, Kraftäuſserung, Handlung geführt; dahingegen die Redensarten: die Planeten werden erleuchtet, sie bekommen, erhalten ihr Licht von der Sonne, uns ein bloſses Ruhigverhalten denken lassen, ein bloſses unthätiges Leiden. Hieſse es von der Sonne: sie hat, sie zeugt ihr Licht für die Planeten; und von diesen: sie nehmen, sie ziehen ihr Licht von der Sonne; so wäre eben damit die falsche Vorstellungsart entfernt, und die wahre begünstigt. Eine dritte, vielleicht noch wahrere, Vorstellungsart würde seyn: daſs der Anziehungstrieb nicht bloſs einseitig, sondern wechselseitig wirke; daſs sich das Licht, um einmal *Kepplerisch*-bildlich zu reden, eben so nach den Körpern, als die Körper sich nach dem Lichte, sehne.

Allein auch dieses, daſs alle Sprachen jene Ausdrücke vorziehen, muſs noch einen weitern Grund haben; dieser mag nun in der Sache selbst, oder in der Einrichtung unsrer Sinnlichkeit, in der Beschränkung unsrer Erkenntniſskraft liegen. Es scheint, daſs es uns leichter werden muſs, eine Wirkung, die durch Stoſs, als eine, die durch Anziehung erfolgt, zu denken; und so findet es sich auch wirklich, wenn wir die ganz verschiedene Art, wie wir zu beiden Begriffen gelangen, in Betrachtung ziehen.

Für die eine dieser Wirkungen, für die welche durch Druck und Stoſs geschieht, haben wir einen eigenen Sinn, und also von dem was mit diesen Wörtern gemeint ist, eine anschauliche Vorstellung, die wir dann auf Fälle, wo unser eigener Sinn nicht mit im Spiel ist, übertragen und anwenden können. Für die andre dieser Wirkungen, für die Anziehung, haben wir keinen eigenen Sinn, und mithin auch keine anschauliche Vorstellung von ihr: sie wird allemal nur geschlossen, und ursprünglich aus ihrem Entgegengesetzten, aus dem Widerstande geschlossen, den ein angezogener undurchdringlicher Körper unsrer Bemühung leistet, seine Annäherung an den anziehenden zu verhindern, oder seinen schon wirklich erfolgten Zusammenhang mit demselben aufzuheben. Wir erkennen hier eine Wirkung, zu der wir die Ursache suchen: und da wir diese Ursache nicht in äuſsern umgebenden Körpern finden, die durch ihren Stoſs den angezogenen gegen den anziehenden trieben, oder durch fortwährenden Druck jenen an diesem festhielten; so werden wir veranlaſst, auf eine Kraft zu schlieſsen, die von innen heraus auf die Körper einwirkt, und ohne Stoſs und Druck die noch entfernten einander nähert, die schon sich nahe gekommenen an einander festhält. Daſs diese Kraft, wenn sie da ist, mehr als ein Wort seyn müsse, ist unzweifelhaft gewiſs; denn was einer positiven Kraft, wie die unsrer Muskeln ist, das Gleichgewicht hält, oder wohl gar sie überwältigt, kann nicht Nichts, es muſs nothwendig Etwas, und ein eben so reelles Etwas, als das ihm Entgegenwirkende, seyn. Wollen wir aber den anschaulichen Begriff davon bilden, wozu unsre Erkenntniſsbegierde uns antreibt; so haben wir in der That nur ein leeres Wort, dem wir nichts unterzulegen wissen: und alsdann werden wir nur zu leicht verführt, das Gegentheil der Anziehung, Stoſs und Druck, weil uns diese bekannt sind, an ihre Stelle zu setzen, und auf diese Art eine Erklärung zu machen, die nie zu Ende erklärt, sondern die Schwierigkeit, statt sie zu lösen, nur weiter und weiter hinausschiebt. So, wenn wir unsichtbare Seilchen auswerfen wollten, um die entfernten Körper heranzuziehen, würden wir bald empfinden, daſs zu dem Zusammenhange der Theile dieser Seilchen neue Seilchen erfordert würden, und wieder neue, und ins Unendliche fort. Um aus diesem Cirkel herauszukommen, ist kein anderer Weg, als die Kraft der Anziehung für eine eben so unabhängige und unerklärbare Grundkraft, als die entgegengesetzte des Stoſses und Drucks, zu erkennen, aber auch zugleich alles Bemühen, sie zur Anschauung zu bringen, aufzugeben, und mit einer bloſs symbolischen Erkenntniſs uns zu begnügen.

Doch auch, wer dieses einsieht — wie denn ein Bekenner des *Newtonischen*

Systems es nothwendig einsehen muſs — dem wird noch immer, wenn eine Naturerscheinung zu erklären ist, wegen der anschaulichen Vorstellung, eher Stoſs, als Anziehung in die Gedanken kommen. Erst, wenn es sich ihm aufdringt, daſs er mit jenem entweder nicht ausreiche, oder daſs auch in vorliegendem Falle gar nicht die Rede davon seyn könne, wird er auf die entgegengesetzte Kraft, auf die der Anziehung, fallen. Auch *Michell* ohne Zweifel würde die letztere vorgezogen, und seine ganze Berechnung der von den leuchtenden Körpern anzuwendenden Stoſskraft weggeworfen haben, wenn er sich erst von der durchdringlichen Natur des Lichts überzeugt hätte, die eine Fortpflanzung durch Stoſs zur vollen Unmöglichkeit macht.

Indessen fällt es freilich schwer, sich

eine Kraft zum Anziehen, oder auch nur eine Fähigkeit angezogen zu werden, in einem andern als undurchdringlichen Körper zu denken. Aber im Grunde liegt diese Schwierigkeit nur in unsrer Gewöhnung, mit allen Vorstellungen von materiellen Dingen zuletzt auf das Gefühl hinauszukommen, und Alles was nicht selbst Gegenstand dieses Sinnes ist, so anzusehen, als ob es nur Modification von einem Etwas, nicht ein Etwas an sich selbst, seyn könne. Gesetzt aber auch, kein durchdringlicher Stoff wäre für sich, sondern immer in einem undurchdringlichen; so wäre er doch darum mit diesem undurchdringlichen noch nicht Eins, auch gar nicht nothwendig an ihn gebunden: er könnte seine verschiedne, ihm eigne Natur, und dabei die Freiheit haben, aus dem einen, dem er jetzt sich zugesellt hätte,

hätte, in einen andern, mit dem er noch nicht verbunden war, hinüberzugehen. Dieses Hinübergehen könnte immer durch Anziehung eines undurchdringlichen Stoffes bewirkt werden, ohne daſs darum der hinübergehende selbst undurchdringlich seyn müſste. Die Begriffe enthalten hier nichts, was unser Urtheil bestimmte; sie zeigen uns keinen Zusammenhang, der von Anziehung zur Undurchdringlichkeit so hinüberführte, daſs die eine ohne die andere nicht mehr vorstellbar wäre. Die Vereinigung beider wird erst dann Bedürfniſs, wenn ein Körper vorgestellt werden soll, der Eindrücke auf das Gefühl, und *zwar nicht*, wie ein elektrischer Schlag, nur flüchtige, vorübergehende, sondern, wie alle tastbaren Körper, daurende, nach Wohlgefallen zu wiederholende Eindrücke macht; denn hiezu freilich wird beides, das Aneinander- und das Auſsereinanderbleiben der Theile, also Anziehung und Undurchdringlichkeit zugleich, erfordert, ohne welche letztere auch der Sinn nicht empfinden würde. Hypothetischnothwendig kann also die Vereinigung der Anziehung und der Undurchdringlichkeit in einem und demselbigen Stoffe seyn; an sich selbst nothwendig ist sie nicht, und man kann ohne allen Widerspruch einen Stoff annehmen, der angezogen wird und selbst anzieht, und dem gleichwohl keine Undurchdringlichkeit zukömmt. Da Affinität unter den Begriff der Anziehung fällt; so wird es eben hiedurch gerechtfertigt, daſs wir das Licht, wie es uns in der Newtonischen Optik erschien, der Stoſskraft ermangeln, aber mit *Affinitäten* begabt seyn lieſsen.

Vielleicht scheint die Behauptung von

der Trennbarkeit beider Eigenschaften neu, und in ihrer Neuheit verwegen: aber gesetzt, daſs noch kein Naturlehrer sie mit dürren Worten vorgetragen hätte; so ist doch kaum zu zweifeln, daſs sie nicht in der Seele von Einigen, mehr oder minder entwickelt, mehr oder minder zur Absonderung reif, schon gelegen habe. Wer, zum Beispiel, wie *Darwin* unter den Britten, und *Brandis* unter den Deutschen, die Durchdringlichkeit des Lichtes annimmt; der kann weder Brechung noch Zurückstrahlung durch Stoſskraft erfolgen lassen, sondern muſs, mit *Newton*, seine Zuflucht zur Anziehung nehmen; aber dies könnte er doch unmöglich, wenn er sich nicht die Anziehung, als von der Undurchdringlichkeit völlig unabhängig, gedächte.

Ein anderer sehr vortrefflicher Naturlehrer erklärt sich zwar nicht über die Frage von der Durchdringlichkeit des Lichts; aber indem er die Vortheile rühmt, welche der Optik dadurch zugewachsen daſs man das Licht als körperlich zu betrachten angefangen, spricht er von weiter nichts, als von den Affinitäten und der Geschwindigkeit desselben, und reiſst dadurch, wenigstens in seinem Vortrage, diese von der Undurchdringlichkeit los. Würde er von den übrigen körperlichen Eigenschaften des Lichts geschwiegen haben, wenn er sie an demselben erkannt, oder sie von Einfluſs auf die Theorie der Optik gehalten hätte? Und doch könnte dieser Einfluſs nicht fehlen, und sie müſsten nothwendig mit *in Betrachtung gezogen werden*, wenn wirklich das Licht solche Eigenschaften besäſse. „Man darf,“ sagt *Lichtenberg*, „mit Zuverläſsigkeit behaupten, daſs, seitdem man angefangen hat, das Licht als Körper mit allen seinen Affinitäten zu betrachten, verbunden mit seiner Geschwindigkeit, endlich ein Tag in den dunkelsten Gegenden der Physik zu dämmern angefangen hat." — Unter den subjectiven Ursachen, die, nach eben diesem Schriftsteller, uns an einer völligern Kenntniſs der Natur des Lichtes hindern, ist wohl eine der vornehmsten die schon öfter erwähnte: daſs sich bei allen unsern Vorstellungen von Körpern der herrschende Gefühlssinn mit einmischt, und wo ein anderer Sinn eine Wahrnehmung hat, sogleich auch die seinige unter der Vorspiegelung unterschiebt: daſs jene ohne diese gar nicht seyn, gar nicht einmal gedacht werden könne. —

Mit der Vorstellungsart der Emanation durch bloſse Anziehung sind, auſserdem daſs nur diese zu einem durchdringlichen Stoffe paſst, noch sehr wesentliche Vortheile verbunden. Zuerst ist die ungeheure Geschwindigkeit des Lichts, da es die Weite eines halben Durchmessers der Erdbahn in weniger als neun Minuten durchläuft, weit begreiflicher, wenn man es überall von verwandten Stoffen gleichsam begierigst erwartet, und zu den Planeten die es erleuchten soll, fortgerissen denkt, als wenn man ihm auf seinem ganzen Wege Schwierigkeiten entgegendämmt, die es überwinden, durch die es sich gewaltsam hindurcharbeiten soll. Zweitens — und dieser Vortheil ist vielleicht noch wichtiger — läſst es nur so sich fassen, wie das Licht auf der Fläche die ein Planet der Sonne entgegenkehrt, so völlig gleich vertheilt seyn kann, daſs kein Punct dieser Fläche weder unerleuchtet bleibt, noch schwächer als alle übrigen erleuchtet wird; oder anders: daſs nirgend Schatten zwischen das Licht, dunklere Stellen zwischen die helleren, fallen. Versetzen wir uns in die Sonne selbst, um von dort die Strahlen gleichsam hinausstoſsen zu sehen; so finden wir, weil sie gerade Linien sind, zwischen jedem Paar derselben, wie eng wir auch dieses Paar beim ersten Ausgange zusammenhielten, Lücken entstehen, die bei jeder kleinsten Verlängerung des Wegs sich erweitern: denn die nach allen Seiten hin von der Sonne ausfahrenden Strahlen sind eben so viele Halbmesser, die aus einem Mittelpuncte auf die innere Fläche einer Kugel gezogen werden, wovon die Fläche des Planeten ein Theil ist; und diese Halbmesser, je mehr sie sich verlängern, desto mehr fahren sie aus einander: so, daſs auf diese Weise keine Möglichkeit ist, eine gleichvertheilte Erleuchtung herauszubringen. Hingegen, wenn wir uns auf den Planeten selbst versetzen, und dort jeden ersinnlichen Punct der zu erleuchtenden Fläche mit dem Vermögen begaben, das Licht zu sich herabzulocken; so kömmt der Gedanke einer gleichvertheilten Erleuchtung ohne alle Schwierigkeit hervor: denn nun ziehen wir von jedem Puncte der Fläche eine gerade Linie bis zum leuchtenden Sonnenpuncte, oder vielmehr bis zu allen leuchtenden Puncten der hier sichtbaren Scheibe; und haben damit den für jeden Punct der Planetenfläche erforderlichen eigenen Strahl, oder vielmehr Kegel von Strahlen. — Wie sehr hiebei die festgesetzte Durchdringlichkeit des Lichts der Einbildung zu Hülfe komme, braucht nur angedeutet zu werden. —

Alles wohl überlegt, mögte also die geglaubte Verbesserung, da man Emission statt Emanation gesetzt hat, weit eher Verschlimmerung seyn. Denn zuerst ist erwiesen, daſs, bei der Durchdringlichkeit des Lichts, kein Zusammenstoſs der Lichttheilchen, mithin auch keine Verwirrung der Strahlen, zu fürchten sei: daher nun gar kein Grund mehr ist, warum nicht die Natur, auch bei der Erleuchtung, nach dem Gesetze der Stetigkeit wirken sollte. Zweitens führt der Ausdruck: Emission, nicht allein auf diejenige Vorstellungsart, die zu erwecken man ihn erfunden hat, auf ein unterbrochenes, nicht stetiges Ausgehen des Lichts; sondern, vermittelst dieser Vorstellungsart, auch auf die des Stoſses, des Wurfs, die doch auf das Licht, eben seiner Durchdringlichkeit wegen, nicht anwendbar ist.

Braucht man hingegen, statt des Bildes vom Ausschicken, das Bild vom Ausflieſsen; so entfernt man beide Vorstellungsarten zugleich: man führt nicht allein auf die Idee des Ununterbrochnen, sondern auch, da alles Flieſsen vermöge der Schwere erfolgt, auf die Idee der Anziehung, von der es aus der durchdringlichen Natur des Lichts erwiesen ist, daſs nur sie dasselbe in Bewegung setzen, nur sie es auf die Planeten herabbringen könne. Schwere ist eine Wirkung der anziehenden Kraft der Erde; und Flieſsen, das immer von höhern Gegenden nach niedrigern geschieht, ist ein Bestreben, dem Mittelpuncte derselben näher zu kommen.

ÜBER

DIE REALITÄT

ALLGEMEINER BEGRIFFE.

(BERKELEY *Treatise concerning the Principles of human Knowledge. Introduction*, pag. 6—12, §. VI—X.

„Um das Gemüth des Lesers zum leichtern Verstehen des Folgenden vorzubereiten, ist es rathsam, Einiges über die Natur und den Miſsbrauch der Sprache, als Einleitung voranzuschicken. Aber dies wird mich zwingen, mir meinen Stoff gewissermaſsen vorwegzunehmen, indem ich der hauptsächlichen Ursache nachspüre, welche die Speculation verwirrt und erschwert, und unsäglich viel Irrthum und Ungewiſsheit in fast alle Theile der Erkenntniſs gebracht hat. Diese Ursache ist keine andere, als die Meinung, daſs der Mensch ein Vermögen habe, *abstracte Ideen* oder Notionen von den Dingen zu bilden. Wer kein vollkommener Fremdling in den Schriften und Streitigkeiten der Philosophen ist, der muſs nothwendig wissen, daſs kein geringer

Theil derselben um die abstracten Ideen verschwendet worden. In vorzüglichem Sinne werden diese Ideen für Gegenstände der Wissenschaften der Logik und Metaphysik gehalten, und alles dessen was für die tiefsinnigste und erhabenste Gelehrsamkeit gilt. Man wird in diesen Wissenschaften schwerlich eine Frage finden, bei deren Behandlung nicht das Daseyn der abstracten Ideen in der Seele als ausgemachte Wahrheit vorausgesetzt würde.

„Es ist allgemein zugestanden, daſs die Beschaffenheiten oder Modi der Dinge kein wirkliches getrenntes Daseyn für sich haben, sondern alle gleichsam in einander gemischt einem und dem nehmlichen Gegenstande anhangen. Nun aber sagt man uns, daſs die Seele eine Fähigkeit besitzt, jede Beschaffenheit einzeln, oder abgesondert von den übrigen womit sie vereinigt ist, zu betrachten, und auf diese Weise sich ihre abstracten Ideen bildet. Das Gesicht z. B. wird ein ausgedehntes, farbiges und bewegtes Object gewahr; die Seele lös't diese gemischte oder zusammengesetzte Idee in ihre einfachen Bestandtheile auf, und indem sie jeden für sich mit Beiseitsetzung der übrigen denkt, bildet sie die abstracten Ideen der Ausdehnung, der Farbe, der Bewegung. Nicht, als ob es möglich wäre daſs Farbe oder Bewegung ohne Ausdehnung existirten; sondern bloſs, daſs die Seele im Stande ist, *durch Abstraction* die Idee der Farbe ohne Ausdehnung, und eben so die der Bewegung ohne beides, ohne Farbe und Ausdehnung, zu denken.

„Ferner, da die Seele bemerkt hat, daſs in den vom Sinne wahrgenommenen einzelnen Ausdehnungen Einiges allen gemeinschaftlich und in allen gleich, Anderes hingegen bestimmt eigenthümlich ist, als diese oder jene Figur oder Gröſse, die das eine Ding vom andern unterscheiden; so sondert sie das Gemeinschaftliche und Ähnliche ab, betrachtet es für sich, und macht daraus eine abstractere Idee der Ausdehnung, die nun weder Linie noch Fläche noch Solidum ist, noch irgend eine Figur oder Gröſse hat, sondern eine von allen dem entbloſste Idee ist. Ebenso bildet die Seele, durch Auslassung alles dessen was in den besondern vom Sinne wahrgenommenen Farben Verschiedenes ist, und durch alleinige Beibehaltung des allen Gemeinschaftlichen, die abstracte Idee der Farbe, die weder Roth, noch Blau, noch Weiſs, noch sonst eine bestimmte Farbe ist. Gleichergestalt sondert sie von der Bewegung nicht allein den bewegten Körper, sondern auch die Figur die er beschreibt, und alle bestimmten Richtungen und Geschwindigkeiten ab, wodurch sie die abstracte Idee der Bewegung bildet, die wieder allen besondern Bewegungen, wie nur immer der Sinn sie wahrnehmen mag, zukömmt.

„Durch eben dieses Absondern in Gedanken, wodurch sich die Seele abstracte Ideen von Beschaffenheiten oder Modis bildet, erhält sie auch abstracte Ideen von mehr zusammengesetzten Wesen, welche mannichfaltige coexistirende Beschaffenheiten in sich vereinigen. Wenn sie z. B. bemerkt, daſs Peter, Jakob, Johann, in gewissen gemeinschaftlichen Bestimmungen, als der Gestalt u. s. w. zusammentreffen: so läſst sie aus der vielbefassenden zusammengesetzten Idee von Peter, Jakob und jedem andern bestimmten Menschen, das Jedem Eigenthümliche hinweg, behält bloſs das Allen Gemeinschaftliche, und macht sich eine abstracte Idee, an welcher die besondern alle gleichen Antheil haben, weil die numerischen Unterschiede völlig da-

von

von abgeschnitten sind. Auf diese Art, sagt man, kommen wir zu der abstracten Idee des Menschen, oder wenn man will, der Menschheit, der menschlichen Natur: in welcher nun freilich die Farbe mit eingeschlossen ist, indem jeder Mensch eine gewisse Farbe hat; aber es ist weder die weiſse noch die schwarze, noch sonst eine besondere Farbe, denn es giebt keine die allen Menschen gemeinschaftlich wäre. Eben so ist darin die Statur begriffen, aber es ist weder eine hohe, noch eine niedere, noch eine mittlere, sondern etwas von allem diesen Abstrahirtes. Ferner, da es eine groſse Mannichfaltigkeit anderer Geschöpfe giebt, die in einigen, aber bei weitem nicht in allen Stücken, mit dem Menschen Ähnlichkeit haben; so läſst die Seele alles dem Menschen Eigenthümliche hinweg, behält nur das was allen lebenden Geschöpfen gemein ist, und bildet die Idee des Thiers, die nicht bloſs von allen einzelnen Menschen, sondern auch von allen Vögeln, Landthieren, Fischen, Insecten abgezogen ist. Die constituirenden Theile dieser abstracten Idee des Thiers sind Körper, Leben, Empfindung, willkürliche Bewegung. Unter Körper wird aber ein Körper gemeint, der nicht eine besondere Gestalt oder Figur hat: da ja nicht alle Thiere sich darin ähnlich sind; der ferner nicht bedeckt ist, weder mit Haaren noch Federn noch Schuppen, aber auch nicht nackt: denn alles dies sind ja unterscheidende Eigenheiten besonderer Thierarten, die eben deswegen aus der abstracten Idee wegbleiben müssen. Ebenso wird bei der willkürlichen Bewegung, weder ein Gehen, noch Fliegen, noch Kriechen gedacht; indefs ist es nichts destoweniger eine Bewegung von der man aber freilich nicht leicht begreift was sie denn eigentlich sei.

„Ob Andere diese wunderbare Gabe der Abstraction besitzen, wissen sie selbst am besten; ich für mein Theil finde in mir allerdings die Fähigkeit, mir in der Phantasie die Bilder der wahrgenommenen besondern Dinge vorzustellen, und sie verschiedentlich zusammen zu setzen, und zu theilen. Ich kann mir einen Menschen mit zwei Köpfen vorstellen, auch die obern Theile des Menschen mit dem Körper eines Pferdes verbunden. Ich kann mir Hand, Auge, Nase, jedes für sich, und von dem übrigen Körper getrennt, denken. Aber welcherlei Hand oder Auge ich mir denken mag, so müssen sie irgend eine bestimmte Gestalt und Farbe haben. Eben so muſs die Idee von einem Menschen, die ich mir bilde, entweder von einem weiſsen oder schwarzen oder gelben, geraden oder gekrümmten, groſsen oder kleinen oder mittleren Menschen seyn. Eine solche abstracte Idee, wie oben beschrieben ist, kann ich mit aller Anstrengung in mir nicht hervorbringen. Gleich unmöglich ist es mir, die abstracte Idee der Bewegung zu denken, abgesondert von dem bewegten Körper, und ohne sie schnell oder langsam, in gerader oder krummer Linie, anzunehmen. Das Nehmliche gilt durchaus von allen andern abstracten allgemeinen Ideen. — —")

Über die Realität allgemeiner Begriffe.

Das Daseyn allgemeiner Begriffe in unsrer Seele scheint so ausgemacht, und die Art ihrer Bildung, wie sie *Locke* angiebt — oder eigentlich, wie sie schon weit früher angegeben ist, und in allen Logiken wiederkömmt —, so wahr, daſs man es kaum für möglich halten sollte, Zweifel und Einwendungen dagegen aufzubringen. Wir finden, wenn wir mehrere Individuen vergleichen, Merkmaale, in denen sie einander ähnlich, und Merkmaale, in denen sie einander unähnlich sind; wir ziehen von den letztern unsre Aufmerksamkeit ab, um sie auf jene allein zu richten, und einen gemeinschaftlichen Begriff zu bilden, der gleich gut auf jedes der obigen Individuen passe, oder, wie man zu reden pflegt, sie alle unter sich begreife. So gewinnen wir zuerst Begriffe von Arten; durch eine ähnliche Vergleichung dieser Arten, indem wir abermal das Gemeinschaftliche von dem Verschiednen absondern, Begriffe von Gattungen, u. s. w. Wer sollte gegen die Möglichkeit dieser Operation, und gegen ihre Wirklichkeit bei allen unsern sogenannten Abstractionen, irgend einen Einwand befürchten?

Gleichwohl haben Männer von groſsem Ansehn, und mit nicht zu verachtenden Gründen, die Möglichkeit eines solchen Verfahrens, theils geradezu bestritten, theils von weitem verdächtig gemacht; und hiedurch, wie es scheint, das

Fundament der ganzen Logik und alles menschlichen Denkens erschüttert. Denn, wenn es, nach den Grundsätzen des einen Weltweisen, kein Ähnliches in den einzelnen Gegenständen giebt, das sich absondern lieſse, sondern sich Alles durchgängig unähnlich ist; oder, wenn, nach der Meinung eines andern, sich das Ähnliche aus der Gesellschaft der übrigen Bestimmungen nicht so herausheben läſst, daſs man es in Einen abgesonderten Gedanken faſste, sondern jede Vorstellung der Seele Individualität haben, das heiſst, durchgängig bestimmt seyn muſs, so gut wie die äuſsern Dinge selbst: so scheint es, sind alle die drei Operationen, die wir dem menschlichen Verstande beilegen, und mit deren Entwickelung sich die ganze Logik beschäftigt, völlig unmöglich; wir haben weder Begriffe, noch Urtheile, noch Schlüsse.

Berkeley, einer der speculativesten und scharfsinnigsten Köpfe, geht so weit *), in der Lockischen Erklärung des allgemeinen Begriffs eine wahre Abgeschmacktheit zu finden: weil ein solcher Begriff ganz unvereinbare, widersprechende Eigenschaften verbinde; weil z. B. der allgemeine Triangel zugleich ein recht-, ein stumpf- und ein spitzwinkliger seyn, weil er jedes erdenkliche Maaſs von Gröſse in sich vereinigen, und auf allen möglichen Flächen zugleich beschrieben seyn müſste. — Aber ist denn, muſs man hier Berkeley fragen, die Vorstellung einerlei mit dem Vorgestellten? Muſs Alles was in diesem freilich *ist*, auch in jener *beachtet* werden? Verbietet uns nicht die Einschränkung unserer Vorstellungskraft, alle Merkmaale eines Dinges zugleich mit nur einiger Klarheit zu denken? Müssen wir nicht immer unsere Aufmerksamkeit nur auf gewisse Seiten und Merkmaale richten, und werden nicht, nach einem bekannten Gesetze, alle übrigen Merkmaale um so mehr verdunkelt, je mehr das eine ins Licht tritt? Der in diesem Sande, auf diesem Blatte, dieser Tafel gezeichnete Triangel hat allerdings seine bestimmte Gröſse, ist allerdings ein recht-, oder ein stumpf-, oder ein spitzwinkliger; aber sollte ich denn nicht das Vermögen haben, seine Gröſse, die ich ohnehin nie genau fasse, aus der Acht zu lassen, und nur an seine Winkel zu denken? Eben so: sollte ich nicht meine Aufmerksamkeit bloſs auf die drei Endpuncte der Winkel und die drei sie verbindenden Linien richten können, ohne zugleich die Weite von jenen, oder die Länge von diesen zu messen?

---

*) Man s. die voranstehende übersetzte Stelle.

Zu jedem allgemeinen Begriffe wird, nach der *Lockischen* Erklärung, zweierlei erfordert: ein bleibendes Eins und Dasselbe; und ein Mannichfaltiges, worin ich, trotz dem Wechsel der übrigen Merkmaale, dieses Eins und Dasselbe immer wieder erkenne. Der Begriff des Triangels giebt das vollkommenste Beispiel. Ich kann die Gröſse der Winkel und die Länge der Linien nach Wohlgefallen in der Phantasie abändern; es sind immer dieselben Spitzen oder Endpuncte, worin itzt der rechte, itzt der stumpfe, itzt der spitze Winkel sich endigt. Eben so sind es dieselben Linien, welche die Winkel einschlieſsen, und welche ich beim Verschieben nur verkürze oder verlängere, ohne daſs ich sie in meiner Phantasie mit andern Linien zu vertauschen brauchte. Auf diese Art bringe ich alle möglichen

Dreiecke von jeder beliebigen Gröſse und mit allen ersinnlichen Nebenbestimmungen in meiner Vorstellung heraus, indem ich ganz Dasselbige, nicht bloſs Ähnliche: die drei Spitzen der Winkel, und die Linien welche durch ihr Zusammenstoſsen diese Winkel bilden, unabänderlich beibehalte. Ich habe ein Gemeinschaftliches aller Arten von aller Gröſse, Farbe, und was sonst für Nebenbestimmungen man will, in der Phantasie bleibend vor mir, nicht bloſs durch ein Wort oder durch ein Schriftzeichen angedeutet, sondern eine Anschauung selbst. Will ich einen *wirklichen* Triangel in meiner Vorstellung fassen; so muſs es freilich ein solcher oder ein solcher seyn. Aber da sich alle, nicht durch Beschaffenheit der Endpuncte ihrer Winkel, noch durch Beschaffenheit ihrer Linien, sondern nur durch Lage dieter Linien gegen einander unterscheiden, wodurch die Winkel erweitert oder verengt, die Linien verkürzt oder verlängert werden, und da sich alle möglichen Lagen herausbringen lassen, ohne daſs andere Endpuncte oder andere einschlieſsende Linien genommen werden dürften; so mache ich der Reihe nach alle ersinnlichen Veränderungen der Lage, mit davon abhangenden Erweiterungen und Verengungen, Verlängerungen und Verkürzungen durch, und gebe allen den Abänderungen des Bildes, von denen ich itzt meine Aufmerkſamkeit abziehe, und die sich also in der Vorstellung verdunkeln, einerlei Namen: theils wegen des mir bleibenden Unveränderten und Desselbigen, welches ich itzt allein noch beachte, theils wegen gewisser ſesten Eigenschaften, die sich bei jeder Abänderung der Figur immer wiederfanden; z. B. daſs jede zwei Seiten zusammen *gröſser* waren als die dritte, und alle drei Winkel zusammen gleich zweien rechten. — Der *allgemeine* Triangel ist also in der Seele etwas Reelles; eine Vorstellung, worin nur die wesentlichen Stücke: die drei Puncte und die drei verbindenden Linien, beachtet und mit Klarheit gedacht, die *möglichen* endlosen Verschiebungen, Erweiterungen oder Verengungen, Verlängerungen oder Verkürzungen, übersehen und im Dunkel gelassen werden.

Spricht man der Seele die Fähigkeit ab, ihre Aufmerksamkeit so nur auf gewissen Merkmalen der Dinge zusammen zu halten, und eben dadurch nur diese Merkmale zur klaren Vorstellung zu bringen; so ist es denn allerdings um die Wahrheit der allgemeinen Begriffe geschehen, und man hat Recht, sie in das Dunkel der Schulen zurückzuweisen, aus welchen sie hervorgegangen seyn sollen. Aber unwidersprechlich waren solche Begriffe schon längst, ehe es irgend eine Schule gab, in den Köpfen aller Menschen da; und es mögten sich Mittel finden, einen *Berkeley* selbst, durch Erfahrungen die er an seiner eigenen Denkkraft machte, von dem wirklichen Vorhandenseyn derselben, und hiemit von seinem Unrecht, zu überführen.

Wir wollen uns den guten Bischof als lebend und gegenwärtig denken, und ihn bitten, irgend einen Triangel, gleichviel welchen, in die Phantasie zu fassen. Wenn wir ihn fragen, ob er sich einen stumpf- oder spitz- oder rechtwinkligen denke; so wird er ein so wesentliches Merkmaal sich wahrscheinlich bestimmt haben, und vielleicht uns antworten: einen rechtwinkligen. Um das Ansehn von Schicane zu vermeiden, wollen wir ihm nicht, wie wir es könnten, mit der Frage zusetzen: ob denn seine Phantasie genauer und fester zeichne, als seine Hand, die vielleicht nie, trotz Lineal und Winkelmaaſs, einen vollkommnen, das heiſst einen wahren, oder vielmehr den einzig wahren, rechten Winkel herausbringen werde? ob nicht der Perpendikel, den er in der Phantasie auf die Basis fallen läſst, und wenn auch nur um ein unendlich Weniges, nach der einen oder nach der andern Seite hinüberziehe, und also entweder einen stumpfen oder einen spitzigen Winkel gebe? Lieber wollen wir auf eine Frage abspringen, die er wohl wenig erwartet: auf welcher Fläche er seinen Triangel gezeichnet habe, ob auf einer Tafel, oder einem Blatte, oder im Sande? Und wenn er redlich ist, wie wir einen Mann seines Standes und Charakters nicht anders annehmen wollen; so wird er vielleicht gestehen, daſs er an Sand und Blatt und Tafel nicht gedacht, sondern seinen Triangel bloſs in die Luſt gesetzt habe, oder — da die Luſt gegenwärtig auf keinen seiner Sinne wirkte, und also gewiſs nicht bei ihm zur Vorstellung kam — in's bloſse Leere, in's Nichts. Überraschen wir ihn dann mit einer dritten Frage: welche Farbe er seinen Linien gegeben? — denn in der That fordert er für alle Ideen durchgängige Bestimmung, und will demnach für jede Vorstellung im Raume auch Vorstellung der Farbe —; so wird er wahrscheinlich mit dem Bekenntniſs herausgehn: daſs, weil sein Triangel ihm auf einmal als schon fertig vorgeschwebt, und er ihn nicht erst mit der Kreide auf der Tafel, noch mit der Dinte auf dem Papier, noch mit dem Stäbchen in den Sand habe zeichnen dürfen, er auch nicht bestimmen könne ob seine Linien die Farbe der Kreide oder der Dinte oder des Sandes gehabt hätten. Ich sage: *gehabt hätten;* denn sobald die Aufmerksamkeit Berkeley's auf das Merkmaal der Farbe hingerichtet ward, konnte er dies freilich nicht mehr unbestimmt lassen; er muſste sich für eine oder die andere Farbe entschlieſsen. *Eh* wir ihn aber fragten, hatten ohne Zweifel die Linien in seiner Phantasie die Farbe der Luft, oder des Leeren, worin er sie gezogen hatte; das heiſst: keine.

Man hat Beispiele von Menschen, welche die Gestalt und Gröſse der Gegenstände mit aller Deutlichkeit und Schärfe sehen,

sehen, aber die Farben derselben durchaus nicht zu unterscheiden wissen. Was sie gewahr werden, ist Licht und Dunkel mit seinen verschiedenen Nüancirungen: weiter nichts. In England, wie bekannt, gab es einst der Brüder drei, die sämmtlich mit diesem Naturfehler behaftet waren, und von denen sich in den Transactionen der Londner Societät weitere Nachricht findet *). In Ansehung der Phantasie, haben diese Eigenschaft — denn Fehler darf ich es nicht mehr nennen — die Menschen alle; nur mit dem

---

*) *Philosoph. Transactions: vol. 67, p. 260.* giebt Hr Huddart Nachricht von den drei Brüdern *Harris*, welche aber auch Geschwister ohne diesen Gesichtsfehler hatten; *vol. 68, p. 612, J. Scott* von sich selbst, und von seiner Familie, in welcher Mehrere gleich ihm keine Farben unterscheiden, Andere dies jedoch sehr wohl konnten.

Unterschiede, daſs sie nicht bloſs *ohne*, sondern auch *mit* Farben sehen, sobald sie es wollen, oder sobald sie dazu veranlaſst werden. —

Mehr noch, als bei geometrischen Figuren, die aus so einfachen, so leicht zu fassenden Theilen, wie Linien, bestehen, muſs das Bild der Phantasie von solchen Gegenständen schwankend und unvollständig seyn, die aus mannichfaltigen, minder einfachen, minder leicht zu fassenden Theilen und Eigenschaften zusammengesetzt sind. Man betrachte die Handzeichnungen der Maler, und man wird finden, wie sie die einzelnen Glieder, Lagen, Stellungen erst während des Entwerfens ihrer Bilder nachbestimmt haben, obgleich im Ganzen die Bilder ihnen schon vorschweben muſsten, weil sie sonst gewiſs nicht zur Reiſsfeder gegriffen hätten. Freilich steht vor der Phantasie des Einen das Bild geründeter, bestimmter, ausgezeichneter da, als vor der Phantasie des Andern; aber selbst ein so talentvoller und geübter Künstler, als *Franz Mazzoli* aus Parma war, von dem ich eine in Kupfer gestochene Handzeichnung vor mir habe: wie viel hat er zu den ersten Umrissen andere angedeutet, um hier die Zeichnung eines Kopfes, dort eines Armes, dort eines Fuſses entweder zu berichtigen, oder zu verschönern! Würde es bei der groſsen Fertigkeit seiner Hand dieses Umzeichnens bedurft haben, wenn ihm die Bilder mit voller Klarheit, voller Bestimmtheit, vorgeschwebt hätten?

Noch bedeutender ist gegen Berkeley, der die Ideen alle so individuell haben will, der Umstand: daſs es so auſserordentlich schwer ist, die Idee von einem

Individuum, wenn es je eine solche gab, in der Phantasie festzuhalten; und daſs man diese Idee von Zeit zu Zeit mit dem Gegenstande, wovon sie gleichsam der Abdruck war, wieder zusammenhalten muſs, weil sie sich sonst von selbst immer mehr und mehr generalisirt, und am Ende nicht bloſs auf jenen Gegenstand allein, sondern auch auf einen zweiten, einen dritten paſst, vielleicht auf viele zugleich. Wir halten den Freund der sich auf lange Zeit von uns trennt, noch zu guter letzt in den Armen, und glauben nun sein Bild uns so tief in die Phantasie geprägt zu haben daſs wir ihn unter dem ganzen Menschengeschlechte wieder herausfinden wollten; aber nach zehn, vielleicht nach weniger Jahren, eilen wir mit offnen Armen auf einen ganz Fremden zu, der erst durch sein Erstaunen uns belehren muſs, daſs wir ihn verkennen und mit einem Andern verwechseln. Eben um einer solchen Generalisirung des Phantasiebildes zuvorzukommen, haben wir so gern von denen die wir lieben, wohlgetroffene Bildnisse, um durch ihre Hülfe von Zeit zu Zeit das Verwischte wieder herzustellen, das Verblichene wieder auffrischen zu können.

Wenn ein Fall, wie der angegebene, bei Menschen Statt finden kann, deren unterscheidende Gesichtszüge und übrige Eigenheiten zu bemerken wir von Kindheit an so sehr gewöhnt sind; ja wenn er bei den Bekanntesten unter ihnen Statt finden kann, mit denen wir fast täglichen Umgang pflogen: wie viel mehr wird er sich bei Gegenständen anderer Art ereignen, deren Unterschiede aufzusuchen und zu beachten uns vielleicht niemal einfiel!

Jeder von uns darf die Wörter: Fliege, Mücke, Rose, Nelke, nur hören, um sogleich die Bilder dieser Gegenstände vor sich zu haben; aber welchem Individuum von Fliege, Mücke, Rose, Nelke, werden diese Bilder am meisten ähneln? Keinem mehr als dem andern, allen gleich gut oder gleich schlecht. Wirklich sind nie die individuellen Unterschiede, nur die ähnlichen Merkmaale zu unserer Vorstellung gekommen; und so hat sich durch den Sinn selbst die *allgemeine* Idee bei uns festgesetzt, ohne daſs es uns erst die Mühe gekostet hätte, sie von mehreren individuellen Eindrücken abzuziehen. Desto mehr mögte es Mühe kosten, die nähern Bestimmungen zu finden, durch die wir die eine Fliege, die eine Rose, von allen übrigen unterscheiden, und wenn sie uns wieder vorkämen, sie daran sicher erkennen könnten. So wie fast die ganze Sprache eine Sammlung allgemeiner Zeichen ist; so ist auch fast die ganze Phantasie eine Gallerie allgemeiner Bilder, oder nicht Bilder, sondern Skizzen, zu denen sich der gleich gut passenden Originale in der Natur unübersehbar viele finden. Und so wie in der Sprache die eigenthümlichen Namen von Personen, Bergen, Flüssen, Städten, wohl untersucht, von allgemeinen Zeichen hergenommen sind; so mögten auch in der Phantasie die geglaubten individuellen Bilder im Grunde nur allgemeine seyn, zu denen mehrere Originale, wenn auch nicht wirklich vorhanden, wenigstens möglich wären.

Aber, wendet uns Berkeley ein: ist es nicht ein Satz ohne Ausnahme, dessen Wahrheit alle Philosophen anerkennen, dafs jedes Existirende von allen Seiten bestimmt seyn, und daſs es wenigstens möglich seyn muſs, jede darüber aufgeworfene Frage zu beantworten? Ist denn nicht auch der Gedanke, das Bild in der Seele, ein Existirendes, und muſs also nicht auch von ihm gelten, was überhaupt von allem Existirenden gilt? — Ganz gewiſs! werden wir antworten; allein, die Individualität des *Gedankens* ist nicht die des gedachten *Objects.* Die des Gedankens beruht auf der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit, Bestimmtheit oder Unbestimmtheit, Klarheit oder Dunkelheit, womit die Merkmaale von dem Objecte vorgestellt werden. Die Fragen, die vernünftiger Weise über den Gedanken sich aufwerfen lassen, sind bloſs die: Was ist darin von dem Objecte vorgestellt, und was fehlt? In welchen Theilen gleicht der Gedanke mehr einem ausgeführten Gemälde? in welchen andern mehr einem bloſsen Umrisse, der erst weiter ausgezeichnet werden muſs? Welche Theile dieses Umrisses — um bei der Vergleichung zu bleiben — sind mit fester Hand und bestimmt angegeben? welche andere erwarten noch eine Auswahl unter den mehrern Linien, die aufs Ungewisse hingeworfen wurden? welche Züge oder ganze Theile sind, wie in einem alten Gemälde, so schadhaft geworden, oder in welchen hat die Farbe so nachgedunkelt, daſs man sie itzt kaum oder gar nicht mehr erkennt? Von dem Gedanken lassen sich doch wahrlich nicht die Merkmaale des Gedachten selbst, sondern bloſs die Vorstellungen dieser Merkmaale fordern; und so müssen die Fragen die man über ihn aufwirft, nicht auf Eigenschaften eines Objects. sondern auf Eigenschaften einer *Vorstellung* gerichtet seyn. Zur Individualität eines sichtbaren Objects gehört allerdings eine ganz bestimmte Farbe; zur Individualität eines fühlbaren, eine ganz bestimmte Temperatur: hingegen zur Individualität einer Vorstellung gehören weder Farbe noch Temperatur, sondern die Eigenschaften der Mangelhaftigkeit oder Vollständigkeit, der Unbestimmtheit oder Bestimmtheit, der Dunkelheit oder Klarheit.

Vielleicht läſst der Irrthum, in welchen Berkeley über die Möglichkeit der abstracten Ideen verfiel, sich nicht besser aufdecken, als wenn man die Art der wahrscheinlichen Entstehung dieses Irrthums angiebt. *Berkeley*, wie bekannt, läugnete durchaus, und wie sich zwanzig Jahre nachher durch die Erfahrung auswies *), mit gröſstem Rechte: daſs ein

---

*) Durch die Beobachtungen an dem Jünglinge,

Blindgeborner, wenn er auf einmal zu seinem Gesichte gelangte, die Gegenstände die er durch das Getast hatte kennen lernen, durch das Gesicht wieder erkennen würde. Denn, sagte er, die beiden Sinne des Gesichts und Getastes haben in ihren Wahrnehmungen durchaus nichts Gemeinschaftliches, was eine solche Wiedererkennung vermitteln könnte; die gesehene Figur ist durchaus in allen ihren Prädicaten etwas ganz anders, als die getastete; es ist ein Irrthum, wozu uns das beständige Zusammentreffen solcher und solcher Getast- mit solchen und solchen Gesichtseindrücken verleitet, wenn wir beide am Ende für Eins halten, da sie doch völlig von einander getrennt sind. Die

---

dem der Staar von dem Englischen Wundarzte *Cheselden* gestochen ward. Man vergl. oben S. 41.

Figur für das Getast ist schlechterdings nicht die für das Gesicht; und eine von beiden Sinnen abgezogene allgemeine Idee der Figur ist eine Schimäre, ein Unding, das weder sichtbare noch tastbare Prädicate mehr vorstellt, das überhaupt gar keine vorstellt, — ein Nichts *). Wenn Berkeley hier stehen geblieben wäre, so würden wir ihm ohne Zweifel Recht gegeben, und seinen Scharfsinn bewundert haben; aber in seinem philosophischen Eifer ging er weiter, und sprach wegen der Einen *unechten* abstracten Idee, die er so glücklich bestritten hatte, allen, auch den echten, abstracten Ideen das Urtheil. Er behandelte die allgemeinen Vorstellungen ohne Unterschied als Schimären, da doch wirklich in der Seele kaum andere als allgemeine, oder solche die für allgemeine gelten können, vorhanden sind. Zugegeben, was man wohl zugeben muſs: daſs in den Eindrücken der beiden Sinne, des Getastes und des Gesichts, sich nicht das mindeste Ähnliche findet; so ist eben deswegen alle Abstraction von ihnen beiden zusammengenommen unmöglich: die zwei Figuren, wovon die eine dem Gesicht, die andere dem Getast gehört, bleiben, trotz des gleichklingenden Namens, ewig zwei, und lassen sich nimmermehr auf Eine Idee zurückbringen, die sie beide unter sich begriffe. Aber weil in diesem Falle, wie in jedem, wo Eindrücke verschiedener Sinne zusammengenommen werden, die wesentliche Bedingung fehlt, unter welcher allein Abstractionen und also allgemeine Ideen möglich sind; muſs darum diese Bedingung in allen Fällen, bei allen Eindrücken, auch eines und desselbigen Sinnes, fehlen? Müssen keine zwei Eindrücke Ähnlichkeiten, ein Eins haben, in dem sie zusammentreffen, weil bei Eindrücken verschiedener Sinne ein solches Eins freilich fehlt, und es bloſser Irrthum ist, wenn man auch bei ihnen ein solches annimmt? —

---

*) *Essay towards a new Theory of Vision; Vindication of the Essay...*

Wir stehen hier ohne Zweifel an demjenigen Puncte, der in der Untersuchung über die Realität der abstracten Ideen der bedeutendste, der eigentlich wesentliche ist, und von dessen Entscheidung es einzig abhangen wird, ob wir allgemeine Ideen für möglich erkennen sollen oder nicht. — Doch in dieser neuen Untersuchung, das wirkliche Vorhandenseyn des Ähnlichen, des Eins, in den Vorstelstellungen betreffend, können wir uns nicht mehr an *Berkeley* halten, der mehr nur gegen die Absonderung des Ähnlichen von den übrigen Bestimmungen streitet; wir müssen hier *Leibnitzen* hören, in dessen berühmtem Grundsatze vom Nicht-zu-Unterscheidenden ein starker Einwurf gegen die allgemeinen Ideen zu liegen scheint, aber auch wirklich nur *scheint.*

Leibnitz, in seinen neuen Versuchen über den menschlichen Verstand, die bekanntlich eine Beurtheilung des *Lockischen* Versuchs sind, läſst dem Englischen Philosophen seine Erklärung des allgemeinen Begriffes gelten; nur meint er, daſs die Abstraction nicht sowohl von Individuen geschehn, um Begriffe von Arten, als von Arten, um Begriffe von Gattungen zu gewinnen. Er ist ganz der oben geäuſserten Meinung, daſs eigentliche individuelle Ideen, oder Ideen von Individuen als solchen, in der Seele gar nicht vorhanden sind, und daſs für diejenigen die man als solche annimmt, es immer mehrere Objecte, wo nicht giebt, doch geben könnte, in denen sie gleich gut, gleich vollkommen ausgedrückt wären. Er erinnert an einen falschen *Martin Guerre,* der theils von Natur, theils durch künstlichen Betrug, so ganz dem echten gleich sah, daſs selbst die Frau und die nächsten Anverwandten des Letztern betrogen wurden, und daſs auch dann noch, als der echte dazu kam, und Zug vor Zug mit dem falschen konnte verglichen werden, die Richter einige Zeit lang in Zweifel blieben. — Wenn Leibnitz bei Gegenständen von solcher auſserordentlichen Menge und Mannichfaltigkeit der Merkmaale, als sich an dem wirklichen lebenden Menschen finden, eine so genaue,

naue, täuschende Ähnlichkeit zugiebt: wie sollte er sie nicht bei so viel einfachern Gegenständen, als Wassertropfen, Sand- oder Fruchtkörner sind, ohne Bedenken gelten lassen?

Man erkennet hier sogleich, in welchem Sinne eigentlich der Grundsatz vom *Nichtzuunterscheidenden* muſs genommen werden, den *Leibnitz* in seinem bekannten Briefwechsel mit *Clarke* gegen diesen Britten vertheidigt. In dem Briefwechsel selbst läſst er sich nicht ganz so deutlich darüber aus, als in den neuen Versuchen, obgleich auch hier etwas mehr Ausführlichkeit sehr zu wünschen wäre. Gegen Clarke beruft er sich ein wenig zu viel auf die *Erfahrung*, die er lieber ganz aus dem Spiel hätte lassen sollen, da es nach seinem eigenen Geständnisse möglich gewesen wäre daſs ihn diese zu widerlegen geschienen, und da er doch gewiſs seinem Grundsatze nicht entsagt haben würde, wenn auch jener Hannövrische Höfling, der im Schloſsgarten von Herrenhausen zwei ganz ähnliche Baumblätter suchte, in seiner Bemühung glücklich gewesen wäre. Leibnitz sah bei seiner Behauptung eigentlich nur auf die *innere Natur der Dinge,* und behauptete bloſs von dieser, nicht von der äuſsern Erscheinung, daſs sie in keinen zwei Gegenständen dieser wirklichen Welt jemal dieselbige sei, noch seyn könne. Die Gründe dazu lagen tief im Innersten seines Systems, in seinen Lehrsätzen von dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge, von dem Wesen derselben, als vorstellender Kräfte des Universums, von der Natur der Freiheit, vermöge welcher Gott eben so wenig, als der Mensch, sich nach bloſser Willkür bestimmen könne. Die ganz eigene Individualität jedes Einzelnen schien ihm durch diese Gründe völlig gewiſs und entschieden; aber zugleich sprach er dem menschlichen Verstande alle Fähigkeit ab, das Individuelle in den Dingen zu fassen. Denn, sagte er, das Individuelle schlieſst das Unendliche in sich; und nur wer dieses begreift, kann von dem Princip der Individuation irgend eines gegebenen Dinges Erkenntniſs haben.

Faſst man den Leibnitzischen Grundsatz von der Unmöglichkeit, daſs zwei Dinge einander vollkommen ähnlich seyn sollten, nicht so wie es hier geschehen ist; so scheint er allerdings einen sehr wichtigen Einwurf gegen die Möglichkeit allgemeiner Begriffe zu enthalten, und obendrein den guten Leibnitz in Widerspruch mit sich selbst zu verwickeln. Es soll, auch nach ihm, allgemeine Begriffe geben können, oder eigentlich *nur* allgemeine; mithin Begriffe, in welchen ein vollkommnes Ähnliche vorgestellt wird, ein Eins, das in allen den mannichfaltigen Dingen wieder kömmt, die man jenen Begriffen unterordnet. Aber ein solches Eins giebt es durchaus nicht in den Dingen selbst; denn wenn man den Grundsatz vom Nichtzuunterscheidenden in seinem vollen Sinne und nach seiner ganzen Ausdehnung nimmt: so sind nicht bloſs die Dinge im Ganzen, sondern auch einzelne Beschaffenheiten derselben, bei ihrer Ähnlichkeit zugleich unter einander unähnlich; und wie kann denn jemal der allgemeine Begriff hervorkommen? oder vielmehr, wie kann er auf die Dinge passen, auf die er doch angewandt wird? Müſste nach jenem Grundsatze nicht für jedes einzelne Ding ein ganz eigener Begriff in der Seele da seyn, wenn dieser Begriff wahr und anpassend seyn sollte?

Man sieht aus dem Obigen schon ungefähr, was *Leibnitz* hierauf antworten würde. Allerdings, würd' er sagen, ist in den gedachten *Ob*jecten selbst kein Grund für die allgemeinen Begriffe zu finden; aber dafür in den denkenden *Sub*jecten, insoferne diese mit einem nur endlichen eingeschränkten Verstande begabt sind, der das Unendliche nicht fassen, mithin auch die Dinge nach ihrer Individualität sich nicht vorstellen kann. Ein unendlicher, Alles fassender, Alles nach seinem Innersten durchdringender Verstand hat, eben dieser seiner Vollkommenheit wegen, keine allgemeinen Begriffe, so wie er deren auch nicht bedarf: diese sind nur Behelf für arme eingeschränkte

Wesen, denen die volle Intuition der Dinge versagt ist, und die sich mit einer bloſs verworrenen Vorstellung derselben behelfen müssen. Diese bloſs verworrene Vorstellung ist das was den Schein giebt, der dem eigentlichen Wahren entgegensteht; und in diesem Scheine, aber auch nur in ihm, ist ein vollkommen Ähnliches der Dinge, oder ihrer Merkmaale, möglich, welches zur Bildung allgemeiner Begriffe freilich nicht entbehrt werden kann. Das ganze Denken des Menschen beschäftigt sich, wie tief er immer in die Natur einzudringen glaubt, mit der bloſsen Auſsenseite derselben, nicht mit dem innern Wesen der Dinge; und die ganze Logik ist nur eine Logik für Erscheinungen, unbrauchbar für den höhern Geist, der keiner Vernunft bedarf, um in ihr für den Mangel einer tiefern Erkenntniſs der Dinge, und eines simultanen Über- oder vielmehr *Durch*blicks des Ganzen, einen schwachen unvollkommnen Ersatz zu finden.

Ich hoffe, mich hier im Geiste des *Leibnitzischen* Systems erklärt zu haben; und wenn Dunkelheiten dabei übrig bleiben, wie ich das sehr wohl empfinde: so liegt die Schuld vielleicht nicht an mir, sondern einzig an dem Systeme. — Hat man nicht mehr die Absicht, Leibnitzen in Übereinstimmung mit sich selbst zu erhalten, sondern bloſs die Realität der allgemeinen Begriffe, trotz der durchgängigen Unähnlichkeit der Dinge, zu retten; so kann man das mit etwas mehr Klarheit und Leichtigkeit, die aber auch nur bis auf einen gewissen Punct geht, durch Lehren der neuern Weltweisheit leisten. Man sieht dann abermal von den gedachten *Objecten* ab auf das denkende *Subject*, und sucht eben in diesem das Eine, das Gemeinschaftliche, das zur Bildung allgemeiner Begriffe erforderlich ist, und das an den Objecten selbst sich nicht findet.

Für die beiden hellsten Sinne, das Getast und das Gesicht, ist dieses Eins die ihnen zum Grunde liegende Form der Erkenntniſs: der *Raum,* der eben als Form der Erkenntniſs, immer einer und derselbige ist. Denkt man ihn mit der Möglichkeit der Beschränkung zusammen: so giebt dieses Eins den obersten Gattungsbegriff der *Figur;* denkt man sich alle die möglichen Beschränkungen selbst, die ins Unendliche gehn: so erhält man die unendliche Vielheit der unter dem Begriff Figur enthaltenen Arten; denkt man sich die Ähnlichkeiten, die in Ansehung dieser Beschränkungen, es sei der ganzen Figuren oder ihrer Theile, Statt finden können: so kömmt man dadurch auf obere Arten. Und immer ist, bei allen möglichen Abänderungen, das Eine, das Gemeinschaftliche, für beide Sinne gesichert; es ist die eigene bleibende unabänderliche Form, die durchweg bei allen Eindrücken derselben vorgestellt wird, und die nun zwar freilich bei beiden Sinnen einerlei Namen führt, aber in der That für jeden derselben, wie schon erinnert worden, eine ganz andere ist. Da es keinen Widerspruch in sich schlieſst, daſs bei mehrern äuſsern Dingen der Raum auf ganz einerlei Weise beschränkt erscheine: so erhellt nun auch, daſs zwei vollkommen ähnliche Dinge, aber nur in der Erscheinung — denn bis zu den Dingen selbst dringt unsere Erkenntniſs nicht durch — keine Unmöglichkeit sind.

Allein die Sinne des Gesichts und des Getastes sind nicht die einzigen, durch die wir Eindrücke erhalten, und selbst für sie ist mit Raum und dessen Beschränkung nicht Alles was wir in ihren Eindrücken wahrnehmen, erschöpft. Die Farbe, die das Gesicht, und die Temperatur, die das Getast, neben der Figur, immer zugleich empfindet, hat mit der Idee vom Raum nichts zu schaffen: denn wenn sie gleich nur an räumlichen Gegenständen gedacht werden; so ist doch in ihnen selbst von Raum nichts enthalten. Und wie falsch scheint es überhaupt, dem menschlichen Vorstellungsvermögen nur zwei Formen zu geben, den *Raum* für die äuſsern Wahrnehmungen, die *Zeit* für die innern! Wenn Form die subjective Bedingung heiſst, unter welcher Wahrnehmungen möglich sind, und in welcher das Eine, Gemeinschaftliche enthalten ist, das zur Bildung allgemeiner Begriffe, die wir doch für alle Sinne haben, nothwendig gehört: so muſs es für jeden verschiedenen Sinn eine eigene verschiedene Form geben; und wenn ein und derselbige Sinn, wie das Gesicht, verschiedenartiger Eindrücke fähig ist, die sich schlechterdings nicht auf einerlei Grundidee zurückführen lassen: so müssen wir einem solchen Sinne mehr, als nur eine Form zuerkennen. Die Gebrüder *Harris* aus Cumberland, und Mehrere die mit ähnlichem Naturfehler geboren waren, dienen uns zum Beweise, daſs mit der Vorstellung des Raums, dieser subjectiven Bedingung zum Erkennen aller Arten von Figuren, nicht auch die zum Erkennen aller Arten von Farben gegeben ist; und daſs also hier ein neues Gemeinschaftliche zum

Grunde liegen muſs, durch dessen andre und andre Modification die verschiedenen Arten von Farben, die alle in den einen Gattungsbegriff *Farbe* zusammenflieſsen, sich herausbringen lassen. Jene Gebrüder waren in gewissem Sinne Halbblinde, denen die eine Form für Gegenstände des Gesichts gegeben, die andre versagt war.

Der Satz, den man uns so oft wiederholt, daſs der Raum die Form für alle äuſseren Wahrnehmungen sei, kann, um richtig zu seyn, weiter nichts heiſsen, als: daſs, wenn die Wahrnehmung irgend eines andern Sinnes, wie Ton, Geruch, u. s. w. auſser uns hinausgedacht werden soll, wir sie nothwendig mit einer Wahrnehmung des Getastes, welches allein die Idee des Auſser-uns ursprünglich begründet, oder des Gesichts, welches durch steten genauen Umgang mit dem Getaste auch ein Außeruns zu unterscheiden gelernt hat, in Verbindung bringen müssen. In derjenigen Bedeutung, worin die Wahrnehmungen der nur eben genannten beiden Sinne den Raum zur Form haben, da er in ihnen allen nicht bloß als Merkmaal vorkömmt, sondern ihnen ihr ganzes Wesen giebt, und durch die Verschiedenheit *seiner* Beschränkung auch *ihre* Verschiedenheit einzig bestimmt; in dieser Bedeutung kann der Raum durchaus nicht Form für die Eindrücke anderer Sinne werden, wie für Töne, Gerüche. Er kann nicht in sie *hinein*gedacht, sondern nur als mitverbundene Vorstellung zu ihnen *hinzu*gedacht, ihnen angehängt werden; und dieses muß er nun freilich, wenn jene Eindrücke als Veränderungen, die außer unserer Seele vorgehen, erscheinen sollen.

Wir sehen also, daſs wir dem Gehöre, Geruche, Gefühle, jedem Sinne, eine andere eigene Form zuerkennen müssen, eine subjective Bedingung der Möglichkeit seiner Wahrnehmungen, damit wir das Eine, das Gemeinschaftliche erhalten, das den Gattungsbegriff begründet, und durch dessen andere und andere Modificationen die Arten hervorkommen. — Daſs wir mit der Form der innern Wahrnehmungen: der *Zeit*, bei den übrigen sogenannten äuſsern Sinnen ausreichen sollten, ist gar sehr zu bezweifeln. Um bei dem klärern Gehörssinne zu bleiben: so läſst sich Höhe und Tiefe der Töne, weil diese von der schnellern oder langsamern Folge der Schläge abhängt, in die Form der Zeit allerdings hinein denken; aber wie will man die anderweitigen so unendlichen Verschiedenheiten der Schälle und Klänge herausbringen, als des Klanges der Menschenstimme, des Nachtigallschlags, der Querflöte, u. s. w.? Sollen auch diese nur andere und andere Beschränkungen der Zeit seyn, so wie die verschiedenen Figuren nur andere und andere Beschränkungen des Raumes? Es scheint, daſs die Form der Zeit zu der besondern eigentlichen Form des Gehörs nur eben so hinzukömmt, wie sie zur Form des Raums hinzu kommen muſs, um den Begriff der Bewegung zu bilden.

Aus diesem Wenigen, glaub' ich, erhellt schon deutlich genug, daſs das gröſsere Licht, welches die neuere Philosophie für die Lehre von den allgemeinen Begriffen versprach, sich sehr bald wieder verliert, und daſs wir in Ansehung derjenigen Eindrücke, denen die Form des Raums sich nicht anpassen läſst, uns noch immer in dem alten Dunkel befinden. Genug indeſs, daſs wir auch von diesen Eindrücken allgemeine Begriffe wirklich haben, wenn sie gleich nicht so helle als von räumlichen Gegenständen sind, und daſs sich das Eine, Unveränderliche, welches zu ihrer Bildung erfordert wird, in uns, den denkenden Subjecten, finden muſs, wenn anders wirklich in den gedachten Objecten selbst eine durchgängige Verschiedenheit ihrer Merkmaale Statt hat.

ÜBER
DEN URSPRUNG
DES
BEGRIFFS DER KRAFT.

Bei der groſsen Wichtigkeit des Begriffs der *Kraft* muſs man sich wundern, daſs bisher die Philosophen in der Erforschung seines eigentlichen *Ursprungs* so wenig sorgfältig gewesen. Kraft, wenn man sie in Thätigkeit denkt — sie mag nun zu dieser Thätigkeit von auſsen her, oder durch sich selbst bestimmt worden seyn — giebt den Begriff der wirkenden Ursache; sowie die Veränderung, die dadurch hervorgebracht wird, den der Wirkung: und wieviel auf Wahrheit und Realität dieser Begriffe ankomme, braucht man keinem Kenner der Philosophie erst zu sagen.

Locke, dessen eigentliches Geschäft es war, die philosophischen Begriffe in der Erfahrung, als in ihrer gemeinschaftlichen Quelle, aufzusuchen, geht über den Ursprung des Begriffs der Kraft mit groſser Leichtigkeit hin. Statt zuförderst bei den äuſsern Sinnen bedächtlich still zu stehen, und auszumachen, ob wir nicht vielleicht diesen Begriff bloſs Einem derselben, wie den der Farbe dem Gesicht, oder doch nur einigen, wie den der Ausdehnung dem Gesicht und Getast gemeinschaftlich, verdanken, wirft er sogleich alle äuſseren Sinne mit dem Bewuſstseyn der inneren Seelenveränderungen zusammen, und läſst darüber den Begriff der Kraft ganz so unaufgehellt und verworren, als er in den Köpfen der Philosophen, wie der Nichtphilosophen, gemeiniglich da ist. Auch *Hume,* von seinem Vorgänger verführt, befaſst sich mit keiner sorgfältigen, genauen Musterung der äuſsern Sinne, sondern läſst den Begriff der Kraft durch sie alle, wie durch den innern Sinn, gleich gut entstehen: und so bringt er denn freilich nur eine *Folge* von Erscheinungen, ein *Nach*einander, keine innere Verbindung derselben, kein *Vermöge*-einander heraus.

Was diesen Miſsgriff beider Weltweisen einigermaſsen entschuldigt, ist die bisherige unvollständige Aufzählung und Auseinandersetzung der äuſsern Sinne. Hätte man in dem sogenannten Gefühlssinne Alles unterschieden, was darin zu unterscheiden ist, und auch die Muskeln als Organe angesehen, wodurch uns Ideen von Eigenschaften der Dinge zugeführt werden; so würden wahrscheinlich Locke und Hume, beim Überzählen der Sinne, auf diesen Muskelnsinn, den ich das *Gestrebe* nenne *), ihre vorzügliche Aufmerksamkeit geheftet, und in ihm den wahren ersten Ursprung des Begriffs der Kraft mit seinem eigenen unterscheidenden Charakter gefunden haben. Zwar *Locke,* indem er von der Solidität spricht, ist genöthigt, auch diesen Begriff zu berühren; denn die Solidität der Körper hängt an ihrer widerstehenden Kraft: aber er hatte gleich Anfangs seine Eintheilung der Ideen gemacht, nach welcher einige ausschlieſsend bloſs Einem Sinne, andere mehrern Sinnen zugleich, noch andere ausschlieſsend der Reflexion, wieder andere den gesammten Sinnen sowie der Reflexion gemeinschaftlich, zugehören; und in diese letztere Classe hatte er die Idee der Kraft nun einmal eingetragen. Bei der Getastidee der Solidität glitt er also über die Idee der Kraft leicht und sorglos hinweg, weil er diese Idee erst künftig und zwar in einer Allgemeinheit zu untersuchen dachte, wobei ihr erster Ursprung in keine Betrachtung mehr kam. Auch führt in der That das Getast, so unentbehrlich für dasselbe, zur Erkenntniſs der Figur, die Festigkeit und der Widerstand der Körper ist, nicht so geradezu und so nothwendig, als das Gestrebe, auf den Begriff der Kraft; darum nicht: weil zuerst der Widerstand nur an der äuſsern Fläche der Körper und nur so schwach gefühlt wird, daſs man sich keiner Anstrengung seiner eigenen Kräfte dabei bewuſst wird; und weil zweitens die Aufmerksamkeit, während des Tastens, sich nicht auf den Widerstand der Körper, sondern auf eine ganz andere Eigenschaft hinrichtet, zu deren Wahrnehmung jener schwach empfundene Widerstand nur die Bedingung ist: auf die Lage und das Verhältniſs der Theile, oder kurz: auf die Figur. Bei dem Sinne des Gestrebes hat man kein solches Abgleiten der Aufmerksamkeit von der einen Eigenschaft des Körpers auf eine andere zu fürchten: denn Kraft ist eben so die einzige Wahrnehmung dieses Sinnes, als Schall die einzige des Gehörs.

---

*) Man s. oben Seite 21.

Hume, nachdem er in seinen berühmten Versuchen über den menschlichen Verstand, schon mehrere Abschnitte hindurch, die Begriffe von Ursache und Wirkung durch die bloſse Gewohnheit, Erscheinungen regelmäſsig auf einander folgen zu sehn, hatte entstehen lassen, macht endlich im siebenten Abschnitt Miene, als ob er den Ursprung des Begriffs der Kraft mit allem Ernste untersuchen wollte. Er will sich bemühen, sagt er, alle Quellen zu entdecken, aus welchen möglicher weise dieser Begriff abgeleitet werden kann; und so wirft er denn zuerst seinen Blick auf die körperliche Natur, die wir durch unsre äuſseren Sinne erkennen. Dieses, daſs er in ganz eigentlichem Verstande nur seinen *Blick* auf sie wirft, ist der ganze Fehler, dem allein er es zuzuschreiben hat, wenn er seines Zwecks verfehlt und das Gesuchte nicht findet. Er sollte seine *Muskeln* gebrauchen, und er gebraucht seine *Augen:* er sollte angreifen und *streben*, und er begnügt sich zu *sehen*. Aber sehen läſst sich das was man Kraft nennt, eben so wenig, als Ton oder Geruch oder Geschmack; es will mit seinem eigenen Sinne empfunden seyn, den kein anderer Sinn zu ersetzen vermag.

„Der Anstoſs der einen Billardkugel, sagt *Hume*, wird von der Bewegung in der andern Kugel begleitet. Das ist es, was unsern äuſseren Sinnen erscheint; aber von dieser Folge der Gegenstände bekömmt das Gemüth gar kein Gefühl, keinen inneren Eindruck. Mithin ist in allen diesen Fällen, bei Ursache und Wirkung, nichts vorhanden was den Begriff von Kraft, oder nothwendiger Verknüpfung, veranlassen könnte." — Aber Hume hatte doch gewiſs, so gut wie jeder, den *Sinn* des Gestrebes, wenn er auch nicht das *Wort* dafür hatte; und an die Erscheinungen dieses Sinnes hätte er sich bei dem was er sah, erinnern, nicht mit dem bloſsen Sehen sich begnügen sollen. Wenn man seine eigene Kraft zur Überwältigung irgend einer widerstehenden äuſseren Kraft, z. B. der Trägheit eines fremden Körpers, anwendet; so muſs man dadurch nothwendig einen anschaulichen Begriff von dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Anstrengung der eigenen Kraft und Bewegung des überwältigten Körpers erlangen: und dieses einmal geschehen; was kann es für Schwierigkeit haben, den erkannten Zusammenhang auf die beiden Billardkugeln hinüberzutragen: der angreifenden Kugel A seine eigene Rolle, nur mit Wegnahme der Spontaneität und des Bewuſstseyns, der angegriffenen B die Rolle des fremden überwältigten Körpers zu geben? — Man frage sein eigenes Bewuſstseyn, und man wird finden, daſs auſser der räumlichen Veränderung noch ein anderes wirkliches Etwas, ein positiver Eindruck in der Seele vorgestellt wird, der aber in dem bloſsen Sehen jener Veränderung freilich nicht liegt, und also auch nimmermehr aus diesem kann hervorgeholt und entwickelt werden.

Spät genug fällt es endlich Humen ein, daſs es manchen *Widerstand* in der Körperwelt giebt, der oft den Menschen nöthigt alle seine Kräfte gegen ihn aufzubieten, und daſs man meinen könnte, eben dieser Widerstand gebe die erste Idee einer Kraft. Das kann man nun freilich meinen; und noch dazu kann man meinen, daſs die Gründe die Hume sogleich gegen diese Meinung vorbringt, von wenig oder von gar keinem Gewicht sind. — „Wir legen doch aber, sagt er, einer groſsen Anzahl von Gegenständen Kraft bei, wo kein Widerstand, keine Anstrengung der Kräfte denkbar ist: z. B. dem obersten Wesen, dem nichts widerstehen kann; dem Gemüthe bei seiner Selbstmacht über die Vorstellungen und über den Körper, wo die Wirkung, ohne Aufforderung oder Anstrengung der Kräfte, unmittelbar auf den Willen folgt; und ebenso der leblosen Natur, welche dieses Gefühls nicht empfänglich ist." — Alles dieses für wahr genommen; was wird weiter dadurch bewiesen, als daſs der Begriff der Kraft in viel weiterm Umfange, als sein Ursprung reicht, angewandt, und auch bei solchen Gegenständen gebraucht wird, wo sich die anschauende sinnliche Erkenntniſs in eine bloſs symbolische verwandelt, der keine wirklichen Eindrücke mehr zum Grunde liegen? Und hebt denn dieses, so unläugbar es seyn mag, die Realität des Begriffes auf, insofern ihn die Erfahrung begründet? — „Zweitens, fährt Hume fort, steht das Gefühl des Bestrebens, den Gegenstand zu überwinden, in keiner erkennbaren Beziehung mit irgend einem Erfolge;“ oder wie er sich näher erklärt: „wir wissen das, was auf dasselbe erfolgt, nicht *a priori*, sondern aus der Erfahrung.“ Aber eine Ahnung des Erfolgs muſste doch nothwendig, auch bei dem ersten Bestreben, schon da seyn, weil sonst dieses Bestreben durchaus nicht begreiflich wäre; und was thut es denn auch, wenn der Begriff der Kraft ein bloſser Erfahrungsbegriff ist? Ein solcher soll wirklich dieser Begriff in seinem Ursprunge nur seyn: und wenn nachher die Vernunft sich seiner bemächtigt, um einen weit allgemeinern Gebrauch von ihm zu machen, als, der bloſsen Erfahrung nach, ihm zukommen würde; so muſs man hören, was die Vernunft zur Rechtfertigung dieses Benehmens vorzubringen hat, nicht sogleich den Erfahrungsbegriff deswegen aufheben, nicht, was wirklich empfunden wird, als ob man es nicht empfände, verwerfen. Es scheint doch wahrlich nicht wenig seltsam, erst in der Erfahrung den Begriff der Kraft zu suchen, und dann unzufrieden zu seyn wenn man ihn findet; erst mit der Erfahrung sich begnügen zu wollen, und dann zu zanken, daſs ihre Erkenntnisse nicht sind, was sie freilich nicht seyn können: Erkenntnisse *a priori*. —

Hume spricht in Einem fort von *Nothwendigkeit* in der Folge der Erscheinungen, also von einer Erkenntniſs: daſs, wenn das Eine vorhergeht, das Andere unausbleiblich nachfolgen werde und müsse. Aber, wenn eine solche Nothwendigkeit in der That zum Begriffe der Kraft gehört; so hätte es ihm gar nicht in den Sinn kommen sollen, diesen Begriff von der *Erfahrung* zu fordern. Dieses einzelne Brechen, Biegen, Fortschieben, geschieht durch Anwendung meiner Muskelkraft; dies ist es, was ich mit voller Überzeugung aus jeder einzelnen Erfahrung weiſs: und häufen sich diese Erfahrungen; so entsteht dann, durch Zutritt des vergleichenden Verstandes, die Erkenntniſs: so oft meine Kraft hinreicht und ich sie sattsam anstrenge, bleibt das Brechen, das Biegen, das Fortschieben vermöge dieser Anstrengung nicht aus. Eine eigentliche Nothwendigkeit läſst sich durch keinen Sinn, durch keine einzelne Erfahrung, sondern bloſs durch die Vernunft erkennen: es sei nun, daſs man aus dem Begriffe der Sache selbst sie schlieſse, oder aus einem schon festge-

setzten

setzten allgemeinen Naturgesetze sie herleite. Das letztere ist auch hier der Fall, und es tritt daher auch bei Kraft und Wirkung das von allen Naturgesetzen Gültige ein: daſs sie keines eigentlichen Beweises fähig sind, sondern nach allgemeiner Erfahrung, ohne weitere Einsicht ihres Grundes, müssen angenommen werden. Es ist einmal so die Einrichtung der Welt, die Ordnung der Natur, der Wille des Schöpfers — wie man sich nun ausdrücken will — daſs Kräfte unter solchen und solchen Bedingungen sich mit einander verwickeln, und daſs aus dieser Verwickelung solche und solche Folgen hervorgehen. Mehr als dieses sind wir durchaus nicht im Stande zu erkennen und anzugeben. Eine solche hypothetische Nothwendigkeit läſst sich bei Kraft und Wirkung allerdings, aber auch nur sie, und wie gesagt, nur durch die vergleichende und schlieſsende Vernunft, nicht durch den empfindenden Sinn, erkennen.

„Übrigens, schlieſst endlich Hume, kann man nicht läugnen, daſs die Bestrebungen *belebter* Wesen, die uns aus Erfahrung bekannt sind, wenn sie auch keinen bestimmten richtigen Begriff von der Kraft geben, dennoch den Hauptinhalt von dem gewöhnlichen halbwahren Begriffe ausmachen.“ — Aber, wer sagt denn unserm Weltweisen, daſs dieser Begriff nur halbwahr, und daſs er unbestimmt ist? Oder wenn er Recht hat; warum giebt er uns das nicht an, was dem Begriffe zu seiner vollen Wahrheit und Bestimmtheit mangelt? Soll etwa das ihn falsch und unbestimmt machen, daſs wir ihn freilich nicht weiter entwickeln können, sondern auch ihm, wie allen Eindrücken aller übrigen Sinne, seine Einfachheit lassen müssen? Oder soll das Halbwahre hier darauf gehen, daſs in tausenderlei *Anwendungen,* welche die Vernunſt von diesem Begriffe macht, er so nicht mehr bleiben kann, wie der Sinn ihn giebt, daſs er sehr wesentlich muſs umgeändert, gleichsam umgeschmolzen und sublimirt, oder deutlicher: einer Abstraction muſs unterworfen werden, wobei alle sein Sinnliches und sein Anschauliches schwindet? Insofern freilich mögte Hume nicht Unrecht haben; aber dies hebt, wie schon gesagt, die Realität des Erfahrungsbegriffes nicht auf; und ein gewisses Allgemeines, der Zusammenhang nehmlich, den man sich zwischen etwas Vorhergehendem und etwas Nachfolgendem denkt, bleibt bei jeder Anwendung noch übrig, wenn gleich in der That dieser Zusammenhang nicht so, wie bei Eindrücken des Gestrebes, zu irgend einiger Vorstellung kömmt.

Wer bei Hume selbst die hier beurtheilte Stelle im Zusammenhange liest, der kann darin unmöglich eine gewisse Unsicherheit, ein gewisses Hin- und Herschwanken der Ideen verkennen, das bei diesem Schriftsteller um so mehr befremden muſs, je mehr er seines Scharfsinns und seiner Bündigkeit wegen berühmt ist. Auch muſs es nothwendig auffallen, daſs eine Bemerkung von solcher Wichtigkeit, die, wie es scheint, an der Spitze der ganzen Abhandlung hätte stehen sollen, so verächtlich in eine bloſse Note verstoſsen worden, als ob sie nur nebenher, nur beiläufig gesagt zu werden verdiente. In der That, wenn nach Hume's eigenem Bekenntniſs der empfundene Widerstand die Quelle des gewöhnlichen Begriffs von

Kraft ist; so hätte Er eben hievon ausgehen, das Halbwahre, das er diesem gewöhnlichen Begriffe zur Last legt, auseinander setzen, das Falsche sorgfältig von dem Wahren, welches nach dem Ausdrucke *halbwahr* damit vermischt seyn muſs, abscheiden, dann ferner die mancherlei Anwendungen, die von dem Begriffe Kraft gemacht werden, durchgehen, und sie nach ihrer Zulässigkeit und ihrem innern Gehalte prüfen und würdigen sollen. Fiel etwa unser Weltweiser auf jene wichtige Bemerkung zu spät? Verstieſs er sie nur darum in eine Note, weil er im Text keinen schicklichen Platz für sie wuſste, oder weil sie mit den dort vorgetragenen Ideen sich nicht vereinbaren lieſs? War ihm bange, daſs, wenn er seiner Untersuchung die vorgeschlagne Wendung gäbe, ihm während des Auftrennens und Umarbeitens seiner Ideen alle Fäden reiſsen und das ganze Gewebe darüber zerstört werden mögte? —

Ohne mich hierauf weiter einzulassen, will ich lieber das von Hume Versäumte nach meinem geringen Vermögen nachholen, und dem Begriffe der Kraft bis zu seiner ersten Quelle nachgehn, die, wie gesagt, das von uns sogenannte Gestrebe oder der Muskelnsinn ist.

Alle Sinne, wie bekannt, haben ein Medium wodurch sie empfinden; für den Sinn des Gestrebes sind dieses Medium die innern Kräfte der Körper, die durch den Widerstand welchen sie unsern Muskeln leisten, Ideen von gewissen Eigenschaften dieser Körper in uns erwecken, und, was hiemit bei allen Sinnen verbunden ist, eine Idee von unsrer eigenen Fähigkeit, diese Eigenschaften inne zu werden. — So wie das Auge ohne entbundenes Licht nicht sieht, das Ohr ohne erschütterte Luft nicht hört; so kann auch der Sinn, der den Muskeln einwohnt, ohne widerstehende Kraft nicht empfinden. Wirkt die Kraft zu schwach; so ist die Empfindung vielleicht eben so unmerklich, oder bleibt eben so zweideutig, als die Empfindung des Auges bei zu spärlichem Lichte, des Ohrs bei zu schwach erschütterter Luft. Um die Verrichtung des Sinnes klar und bestimmt zu erkennen, wird man also wohlthun, die widerstehende Kraft in einem schon höhern Grade anzunehmen, so wie sie z. B. sich beim Brechen eines nicht zu dünnen Stabes, beim Biegen eines schon stärkern Eisendraths, beim Fortschieben einer schon gewichtigern Masse äuſsert. Der Zusammenhang der Theile in den erstern Fällen und die Trägheit der ganzen Masse in dem letztern bietet einen Widerstand dar, den zu überwinden die Kraft des Muskels sich merklich anstrengen muſs, und nach Beschaffenheit des Falls, trotz aller Anstrengung, oft nicht dazu hinreicht.

Mit den Wahrnehmungen dieses Sinnes ist es übrigens, wie mit den Wahrnehmungen aller andern Sinne: er giebt uns, so wie diese, einfache Ideen, die aus keinen andern, welche wir schon ohne ihn hätten, können abgeleitet oder zusammengesetzt, und die also auch dem der des Sinnes ermangelt, unmöglich können erklärt und mitgetheilt werden. So wie keine Antwort auf die Frage des Blindgebornen möglich ist: was ist Farbe? oder des Taubgebornen: was ist Schall? so wäre auch keine Antwort auf die Frage eines an allen Muskeln von jeher gelähmten Menschen möglich: was ist Kraft? Und so wie man den Sehenden nur auf Farbe hinzuweisen, den Hörenden nur auf Schall aufmerksam zu machen braucht, um beiden von der Natur dieser Eindrücke die wahre Vorstellung zu geben, die man mit allem Aufwand von Worten ihnen nie würde geben können; so braucht man auch den der sich gesunder Muskeln erfreut, nur eine Anstrengung derselben gegen irgend einen äuſsern Widerstand machen zu lassen: und er wird die Idee der Kraft besser, als mit allen, im Grunde gar nicht möglichen, Erklärungen fassen. Ich sage: gar nicht möglichen; denn diese Erklärungen müſsten aus einfachen Ideen *verschiedener* Sinne gezogen werden: aber eben weil dieses verschiedene Sinne sind, haben ihre einfachen Ideen schlechterdings nichts mit denen die erklärt und mitgetheilt werden sollen, gemein. Wer einem Blindgebornen sagt: die rothe Farbe, im Vergleich mit der grünen, sei für das Gesicht ungefähr das, was für das Gehör der Ton einer Zinke gegen den Schall einer Flöte; der hat ihm bloſs gesagt, daſs Roth einen stärkern Eindruck auf das Werkzeug mache, als Grün: aber von der Natur dieser Eindrücke selbst hat er ihm keine, auch nicht die schwächste, Vorstellung gegeben.

Es liegt tief in der Natur des hier untersuchten Sinnes, oder es ist vielmehr das eigentliche Wesen desselben, daſs die eigne Kraft die man anwendet, mit der fremden gegen die man sie anwendet, auf eine nicht weiter begreifliche Art, aber innigst verwickelt wird; und daſs die erfolgende Wirkung — es mag nun die fremde Kraft überwältiget oder die eigne ermüdet, abgespannt, auf eine Zeitlang gleichsam gelähmt werden — von dieser Verwickelung eine unmittelbare Folge ist, die mit ihr im genauesten Zusammenhange steht. Ich bediene mich des Worts: *Verwickelung*, weil ich kein anderes oder kein besseres habe, und ich verlasse mich wegen des Verständnisses dieses Worts auf das Bewuſstseyn eines jeden, der z. B. beim Brechen eines Stabes fühlt, wie die zu starke Cohäsion der Theile seiner ersten zu schwachen Bemühungen spottet; wie bei erneuerter und vermehrter Gewalt diese Kraft der Cohäsion der seinigen schon weicht und nachgiebt; wie endlich bei noch heftigerer Anstrengung der Muskeln, oder bei Unterstützung ihrer Bemühungen durch irgend eine feste Unterlage, die ganze Cohäsionskraft überwältigt wird, und die beabsichtigte volle Wirkung des Brechens hervorkömmt. Durch Sehen und Tasten bildet sich nicht klärer in uns die Idee des *Neben*einander, und dadurch die allgemeine des Raums; durch Hören einer Folge von Tönen, Aufmerken auf die innern Veränderungen der Seele, Sehen einer Folge von Bewegungen, nicht klärer die Idee des *Nach*einander, und dadurch die allgemeine der Zeit: als sich durch Gebrauch unsers Muskelnsinns die Idee des *Vermöge*einander, und dadurch die allgemeine der Kraft, der Ursache und Wirkung, bildet. Ich enthalte mich mit Fleiſs des Worts *durch*einander, weil ursprünglich dieses Wort auf Raum Beziehung hat, und die Idee des Räumlichen in den Empfindungen dieses Sinnes eben so wenig vorkömmt, als z. B. in den Empfindungen des Gehörs oder Geruches, obgleich das Tönende oder Dünstende von andern Sinnen nach andern Eigenschaften erkannt, und so auch das Kraftbesitzende, Kraftäuſsernde, allerdings im Raume gedacht wird. Dieses *Vermögeeinander* ist das Charakteristische des Sinnes, das aus oben angegebenen Gründen keine weitere Erklärung zuläſst, sondern durch den Sinn selbst angeschaut und erkannt werden muſs. Dadurch wird dann in die Reihe seiner Erscheinungen eine noch ganz andre Verbindung, als die der bloſsen Zeitfolge, gebracht, durch welche die Empfindungen der übrigen Sinne, als des Gesichts, Gehörs u. s. w. einzig zusammenzuhangen scheinen. —

Es wird nicht unbelehrend seyn, wenn wir hier auf die oben angeführten Einwürfe von *Hume* einen kurzen flüchtigen

Blick zurückwerfen. Hume setzt das Wesentliche der Kraft in die Empfindung des Widerstandes der Körper, und in die fühlbaren Anstrengungen, die man zur Überwältigung dieses Widerstandes anwenden muſs. Aber wo solche Anstrengungen nöthig sind, da sind sie nichts als Folge und Beweis der Schwäche des Angreifenden; und diese Schwäche, die eine Beschränkung, ein Mangel der Kraft ist, wird doch wohl niemand zum Wesen derselben erheben wollen? Das eigentliche Wesen liegt, nach obiger Ausführung, in der Möglichkeit, eine *fremde* äuſsere Kraft zu faſsen und zu bestimmen, oder, wie ich es aus Ermangelung eines bessern Ausdrucks nannte, sich mit einer fremden Kraft zur Hervorbringung irgend einer Wirkung zu *verwickeln*. Zum *Innewerden* dieses Verwickelns, und also zum

Erlangen der ersten sinnlichen Idee von Kraft, ist allerdings ein gewisser Grad von *Anstrengung* nöthig; aber darum ist nicht in ihr, in der Anstrengung, die bloſs Bedingung zum deutlichen Wahrnehmen ist, sondern in dem wahrgenommenen Gegenstande, in der angegebenen Verwickelung selbst, das wahre Wesen der Kraft zu suchen. — Wir fühlen keinen Widerstand, wenn wir uns in einer sanften, fast ruhigen Frühlingsluft bewegen, obgleich unsre Muskelnkräfte in der That dabei wirksam sind; der uns geleistete Widerstand ist so schwach, daſs er in jedem Augenblicke so gut wie nichts ist: und wenn wir die Luft nicht anders als in einem solchen Zustande kennten, so würden wir uns schwerlich von irgend einer Kraft derselben etwas träumen lassen. Unsere Muskelnkraft überwiegt hier die widerstehende der Luft zu sehr, als daſs wir von dieser oder jener unter der angenommenen Bedingung Begriffe erhalten könnten. Und insoferne mag denn immer, wie Hume will, der gemeine Begriff von Kraft, wenn er anders mit dem seinigen zusammentrifft, nur halb wahr seyn, weil das Nichtwesentliche der Anstrengung für das eigentlich Wesentliche der Verwickelung, für das *Vermögeeinander,* gleichviel ob *mit* oder *ohne* Anstrengung, gedacht wird.

Bei dem Ideal aller Kraft, der göttlichen, fällt der Begriff jeder, auch der mindesten, Anstrengung hinweg: weil selbst die gröſste endliche Kraft, die kein Begriff von uns mehr erreicht, gegen die unendliche doch immer nur nichts, und eben darum Wollen der Gottheit zugleich auch Vollbringen ist. — So, wie wir Menschen,

schen, kann mithin die Gottheit zur Erkenntniſs ihrer eignen unendlichen und der auſser ihr wirksamen endlichen Kräfte durchaus nicht gelangen: sie muſs diese Erkenntniſs, wie Alles was man ihr beilegt, auf eine Art besitzen, über die man wohlthut sich in gar kein Nachdenken einzulassen, weil auch das schärfste und angestrengteste ewig umsonst bleibt. — —

Verschiedene Sinne, wie oben gesagt, können einer aus dem andern nicht erklärt, nicht begriffen werden: aus dem ganz einfachen Grunde, weil es verschiedene Sinne sind; aber eben darum muſs auch einer den andern nicht beurtheilen, nicht meistern, und weil *er* mit *seinen* Wahrnehmungen ihn nicht begreift, die eignen Wahrnehmungen des fremden Sinnes nicht wegläugnen, nicht als unmöglich verwerfen wollen. Sehen und Hören, Farben und Töne, bleiben was sie sind, wenn gleich Blindgeborne und Taubstumme nichts davon wissen noch fassen. Ebenso bleibt das Einwirken unsers Muskelsinnes auf den fremden Körper, und das gegenseitige des fremden Körpers auf ihn, was es ist, wenn gleich durch Sehen und Tasten, mit allen übrigen Sinnen dazu, sich kein Begriff davon bilden läſst. — Wenn *gefragt* wird — und es haben wirklich sehr vortreffliche Männer so gefragt —: ob denn bei dem wechselseitigen Einwirken etwas aus der *Substanz* des einen Körpers in die des andern hinübergehe? und was dieses sei? so ist das, wohl überlegt, eine so seltsame Frage, daſs man sie gleich auf der *Stelle* zurückweisen sollte. Denn zuerst liegt in der Vorstellung des *Hinübergehens* offenbar *etwas* Räumliches, das zwar den kraftäuſsernden Gegenständen in Beziehung auf andere Sinne zukömmt, aber im Begriffe der Kraft selbst und ihrer Wirkung durchaus nicht liegt; und zweitens: wenn auch wirklich die Gesichts- oder Getastidee der räumlichen Bewegung, oder des Hinübergehens irgend eines Stoffs, mit dem Einwirken verbunden wäre; was würde sie von diesem Einwirken erklären oder was von der Möglichkeit desselben beweisen? Eben so viel, das heisst, eben so wenig, als die Schwingungen der erschütterten Luft, welche auch der Taubstumme sich denken kann, von dem Hören des Schalles selbst, welches er sich ewig nicht denkt. — *Jeder Sinn hat nun einmal sein eigenthümliches scharfbegränztes Gebiet,* in welches die übrigen durchaus nicht eindringen können, obgleich Gesicht und Getast, diese neugierigsten und in der menschlichen *Organisation* herrschenden *Sinne*, niemal müde werden, Versuche dazu zu machen. Immer wollen wir sehen und tasten, auch wo nichts zu sehen und zu tasten ist; und aus diesem Miſsverstande unserer eignen Kräfte und ihrer Gränzen entstehen Schwierigkeiten und Verwirrungen, die wir vermeiden würden, wenn wir unsre *Begriffe* jedesmal auf ihren Ursprung und auf den dadurch bestimmten Kreis ihrer möglichen Anwendung zurückführten.

Doch so wahr diese Bemerkung ist; so mögte sie eben hier nicht am schicklichsten Orte scheinen: denn von welchem *Sinne*, könnte man sagen, wird wohl die ihm eigne, nur aus ihm entspringende, *Idee* auf die Erscheinung aller übrigen, auch des innern *Sinnes*, häufiger und zuversichtlicher hinübergetragen, als von dem Sinn des Gestrebes? In der That dehnen wir die Idee des *Vermögeeinander*, der Ursache und Wirkung, auf eine unzählbare Menge von Erscheinungen aus, wo doch Alles was wir gewahr werden, eine bloſse Folge in der Zeit ist, und nichts uns eine solche innere nähere Verbindung ankündigt, als sich z. B. zwischen Anstrengung unsrer Muskeln und Brechen des Stabes, zwischen Anstemmen gegen den Sturm und Vorwärtsdringen auf unserm Wege, findet.

So vor Allem betrachten wir die willkürlichen Bewegungen unsrer Glieder, wie das Ausstrecken der Hände, das Gehen der Füſse, das Sprechen der Zunge, als Wirkungen unsers Willens, ohne doch hiebei nur das mindeste Bewuſstseyn, die schwächste Anschauung von einer Verwickelung und einer Übermacht unter den

Kräften, der Willenskraft und der körperlichen, zu haben. Wir sehen ein, daſs wir jenes *Vermöge*einander, welches wir durch das Gestrebe kennen lernten, unmöglich so, *wie* wir es kennen lernten, auf diese Seelenwirkungen anwenden können; wir geben sogar alle Hoffnung auf, die Möglichkeit der Einwirkung zwischen einer geistigen und einer materiellen Natur je zu begreifen. Aber doch können wir durchaus nicht anders, als einen zwar verschiedenartigen, nicht aus dem Sinne des Gestrebes zu erkennenden, aber darum nicht minder reellen ursachlichen Zusammenhang zwischen der Willensbestimmung und der körperlichen Muskelnbewegung annehmen: einen Zusammenhang, der darum, weil wir keinen Sinn dafür haben, uns nicht soll weggeläugnet, nicht als träumerisch soll verworfen werden.

Wir geſtehen ein, daſs dieſer Zuſammenhang uns völlig fremd, völlig verborgen ſei; aber wir halten ihn demungeachtet für nicht minder ausgemacht und entſchieden.

Kühner noch iſt die Übertragung der Idee der *wirkenden Kraft* oder des *Vermöge*einander, wo nicht bloſs, wie in dem angeführten Falle, nur Eines fehlt, der Zuſammenhang zwiſchen dem was wir als Urſache, und dem was wir als Wirkung denken, ſondern wo überdies noch eines der Glieder, zwiſchen welchen der Zuſammenhang gedacht wird, eben ein ſolches Unbekanntes, nie zur Vorſtellung Kommendes iſt, als der Zuſammenhang ſelbſt. Von einer Willensbeſtimmung an ſich, und ebenſo von einer Muskelnbewegung an ſich, haben wir doch Vorſtellungen, wovon uns die eine durch den innern Sinn, die andre durch einen der äuſsern gegeben wird; das Einzige was uns hier abgeht, ist eine Vorstellung des Zusammenhangs oder der Verwickelung zwischen beiden. Hingegen bei der sogenannten *anziehenden Kraft:* was kennen wir da mehr, als bloſs das Eine Gewirkte: die Annäherung des angezogenen an den anziehenden Körper? Weder von der Art wie die Wirkung erfolgt, noch von demjenigen selbst dem wir die Wirkung zuschreiben, werden wir irgend etwas auf irgend einige Weise gewahr. Was Gesicht, Getast, Gestrebe, uns von dem Magneten entdecken, ist sicher nicht das, wodurch das Eisen von ihm angezogen und festgehalten wird: nicht seine Farbe, seine Figur, seine Härte, sein Gewicht, haben Einfluſs auf diese Erscheinung; es ist irgend ein anderes Etwas, das sich im Innersten dieses Körpers vor allen unsern Sinnen verbirgt. Aber demungeachtet, und aller unsrer Unwissenheit zum Trotze, bringen wir das Eine Bekannte: die Annäherung des Eisens, in den genauesten ursachlichen Zusammenhang mit diesem geheimen unerforschlichen Etwas, und nehmen das Erstere als die Wirkung, das Letztere als die Ursache an. Wie ganz und gar wir hier im Dunkeln sind; davon dient, auſser dem Bewuſstseyn eines Jeden, auch das zum Beweise, daſs keine Sprache ein ursprüngliches Wort für dieses geheime Etwas hat, und daſs man daher, um es zu bezeichnen, seine Zuflucht zu Ausdrücken hat nehmen müssen, die für Gegenstände ganz anderer Sinne geprägt waren. Die Naturlehrer schlugen hiebei Anfangs einen Weg ein, der dem gewöhnlichen, welchen man bei Bildung der Sprachen ging, ganz entgegengesetzt war: denn, statt daſs man sonst für Seelenbestimmungen die Zeichen gern von körperlichen Dingen borgte, weil man diese nicht allein früher als jene, sondern auch klärer und anschaulicher denkt; so suchte man hier für ein körperliches Etwas das Zeichen in der Seele auf, und nannte die unbekannte Kraft, um doch nicht ganz ohne Vorstellung dabei zu bleiben, und seinen Begriff oder Unbegriff von ihr einigermaſsen mittheilen zu können, *Freundschaft*, *Zuneigung*, *Liebe*. Man wuſste sehr wohl, daſs diese Wörter durchaus nicht sagten, was gesagt werden sollte; aber da keine Anschauung da war, an die man mit einem ausdrücklich für sie erfundenen Worte erinnern konnte, so muſste man sich mit dem schwächsten Schimmer von Ähnlichkeit, den die Wirkungen für die Ursachen an die Hand gaben, behelfen. Sowie Freundschaft, Zuneigung, Liebe, die Gemüther einander näher bringen und zur Mittheilung stimmen; so bringt das Undenk- und Unnennbare, was hier zu bezeichnen war, auf eine gleichfalls undenk- und unnennbare Art die Körper einander näher und vermittelt ihre Vereinigung. — Ob der Ausdruck, den man nachher diesem moralischen vorgezogen hat, einen solchen Vorzug verdiente? läſst sich bezweifeln: denn das Wort *Anziehung* sagt nicht allein eben so wenig was es sagen soll, als die Wörter: Freundschaft und Liebe; sondern, da jenes Wort ursprünglich etwas Körperliches bezeichnet, das der *auch* körperlichen unbekannten Kraft, wenn es gleich durchaus etwas Anders ist, insoferne näher liegt, so kann es weit eher, wie auch wirklich der Fall gewesen, zum Miſsverstande führen, als die fremden aus der moralischen Natur entlehnten Wörter, die, von Körpern gebraucht, wohl noch niemand im eigentlichen Sinne genommen hat. — Der Chymiker, in gleicher Verlegenheit als der Physiker, spricht von *Wahl*anziehungen und *Verwandtschaften;* aber wer hat sich darum noch je bei körperlichen Stoffen eine wirkliche Wahl, einen Vorzug, mit Freiheit und nach Gründen gegeben, oder eine Art von Vetterschaft, von Familienverbindung gedacht? —

Gehen wir alle die mannichfaltigen Erscheinungen in der Natur und alle die Kräfte durch, von denen wir sie abhängig machen; so wird sich zeigen, daſs der hier angegebene Fall, wo, auſser dem Zusammenhange zwischen Wirkendem und Gewirktem, auch noch das Erstere, das

Wirkende, völlig unbekannt bleibt, gerade am öftersten vorkömmt. Alle die mannichfaltigen Kräfte der chymischen und der organischen Natur fallen in diese Classe geheimer verborgener Kräfte. Indeſs findet sich hier noch immer etwas, welches die Anwendung der Idee der Kraft zu rechtfertigen scheint; denn überall sehen wir hier ein Entstehen, ein Werden, und zwar in einer so regelmäſsigen Folge, daſs, wenn Eines ist oder geschieht, das Andere, als Resultat, unausbleiblich daraus hervorgeht. Die Ruhe des Eisens wird jedesmal sicher gestört, wenn der Magnet sich ihm nähert; und es erfolgt unfehlbar eine Gährung, ein Niederschlag, eine Zersetzung, wenn solche und solche Stoffe, die getrennt völlig ruhig waren, mit einander verbunden werden. Durch diese Art von Analogie können wir allerdings an den Zusammenhang zwischen der Muskelnanstrengung und dem Brechen des Stabes erinnert; können bewogen werden, einen wenn auch ganz verschiedenartigen, dennoch reellen und vielleicht in einer entfernten Gattungsidee noch ähnlichen Zusammenhang zwischen der beobachteten Erscheinung und einer verborgenen Kraft zu vermuthen. Allein auch da wo sich durchaus keine Veränderung zeigt, sondern Alles bleibt wie es ist, denken wir uns eben so wohl Kräfte, wodurch die Ruhe, als bei den Veränderungen Kräfte, wodurch die Nicht-Ruhe erklärt werden kann. Ja, wir bauen auf diese so willkürlich scheinende Voraussetzung Schlüsse, deren Resultat wir unbedenklich in die Reihe der gewissesten, erwiesensten Wahrheiten setzen. Die Welt, sagte der Dichter *Lucrez*, bleibt unerschüttert in ihrer Ordnung, und so erkennen wir, daſs sie ohne Gränzen seyn und den ganzen unendlichen Raum erfüllen muſs: denn wären irgendwo Gestirne die letzten; so wäre schon längst der ganze Bau in einen wüsten Trümmerhaufen zusammengebrochen. Eine Folgerung, woraus sich ganz klar ergiebt, daſs schon die *Epikurer*, deren fast einziges Organ für die Nachwelt Lucrez geworden ist, die allgemeine Gravitation der Weltkörper, wenn auch nur undeutlich, erkannten, und sie nicht mehr für Hypothese, sondern für erwiesene Wahrheit hielten.

Dieses Verfahren des menschlichen Verstandes, da er nicht allein Veränderungen, die sich immer regelmäſsig einander begleiten, in ursachlicher Verbindung denkt, sondern auch das Bleibende in der Natur zur Wirkung einer Kraſt macht, *vermöge* deren es entweder einmal hervorkam oder auch von jeher bestand; dieses Verfahren, sage ich, ist so allgemein, und wird so ohne Unterschied von allen Menschen, den rohesten wie den gebildetsten, beobachtet, daſs man sich unmöglich der Frage erwehren kann: worauf es sich gründe? und ob man nicht etwa in der Natur der Seele selbst, da doch die Erfahrung in den meisten Fällen mit der Wirkungs*art* zugleich das Wirkende geheim hält, die Quelle davon aufsuchen müsse? *Hume*, mit seiner bloſsen Gewohnheit, fällt hier sichtbar zu kurz; und so geräth man natürlicher weise auf ein *a priori*, auf ein Etwas in der Seele selbst, das uns die Nothwendigkeit auferlegt, überall nach einer wirkenden Kraft oder nach einer Ursache zu forschen.

schen. Nur entstehet dann wieder die neue Frage: ob dieses *a priori*, wie es gewisse Weltweise gewollt haben, von einem höhern abhängig sei, aus welchem es sich durch Schlüsse herleiten lasse? oder ob man es als eine ganz eigene, nicht abhängige, sondern ursprüngliche Grundregel unsers Verstandes anzusehen habe? — Doch diese Frage verdient ihre eigne genaue und umständliche Untersuchung, die nach aller Wahrscheinlichkeit zu weitläuftig ausfallen mögte, als daſs sie sich der bisherigen Untersuchung bloſs als Zugabe anhängen lieſse.

ENDE DES ZEHNTEN THEILS.

J. J. ENGEL'S

SCHRIFTEN.

ELFTER BAND.

POETIK.

BERLIN 1806.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts München Bibliothek

Ad Bibl. Acad. Land.

Diese *Poetik*, oder „Theorie der Dichtungsarten," erschien zum erstenmal 1783, Berlin und Stettin, bei Fr. Nicolai. Sie hatte damal eine *Zueignungsschrift* an den Herzog Peter von Curland, unterzeichnet: Berlin am 13 Jänner 1783. Daſs der Verfasser nie Musse oder Laune fand, diesem *Ersten Theile* den versprochenen *Zweiten* folgen zu lassen, wird Jeder schmerzlich bedauern, der auch nur dessen „Vorrede" liest. — Zum andernmal erschien dieses Werk nach des Verfassers Tode, ebendaselbst 1804, mit einer hinzugefügten Vorrede des Verlegers Hrn *Nicolai*. — Bei dem gegenwärtigen Abdruck ist so verfahren worden, wie überall in dieser Sammlung von Engels Schriften. Die vielleicht itzt minder bekannten, gar zu kurzen Anführungen sind genauer nachgewiesen. Aber die aus den Dichtern eingerückten Stellen hat man nicht verändern wollen;

weil Manchen es lieb sein dürfte die älteren Lesearten wieder zu finden, auch Engel selbst zum Theil die neuern Ausgaben der Verfasser vor sich hatte und dennoch jene frühern Lesarten wählte.

Da der gegenwärtige Band so sehr viel stärker, als jeder andere der Schriften, werden muſste: so ist, um die Gleichheit beim Einbinden möglich zu machen, eine *Abtheilung* getroffen worden. Von den zu dem Ende beiliegenden kleinern (sogenannten Schmutz-) Titeln kömmt der erste gleich hinter dieser Nachricht; der andere, vor Seite 223. Der Haupttitel vor der Vorrede des Verfassers ist von dem Titelblatt der ersten Auflage von 1783 genommen.

ENGEL'S

THEORIE
DER
DICHTUNGSARTEN.

ERSTE ABTHEILUNG:

HAUPTSTÜCK 1—5.

ANFANGSGRÜNDE

EINER

THEORIE

DER

DICHTUNGSARTEN

AUS

DEUTSCHEN MUSTERN

ENTWICKELT.

ERSTER THEIL.

VORREDE.

Es wird vielleicht sonderbar scheinen, daſs ich die Theorie der Dichtungsarten, wovon ich hier einen nur so unvollkommnen Anfang liefere, nicht lieber aus Griechischen und Römischen, als aus *Deutschen*, Mustern habe entwickeln wollen. Denn jene Muster sind doch immer die frühern, und werden einhellig von allen Nationen als vortrefflich erkannt; auch ist das was wieder unter ihnen das Vortrefflichste ist, schon so ausgesondert, daſs ich mir fast alle Mühe des Sammelns und Auswählens hätte ersparen können. In der That hätte ich mir diese Mühe äuſserst gern erspart; denn Werke der Dichtkunst, wenn ich die vortrefflichen eines *Wieland* und weniger Andern ausnehme, haben schon lange aufgehört meine Lieblingslectüre zu seyn.

Allein die Veranlassung dieses Werks, die ich kürzlich erzählen will, lieſs mir in diesem Stücke keine Wahl übrig: ich muſste mich allein auf *deutsche* Dichter einschränken. Ich erhielt nehmlich den Auftrag, auſser dem philosophischen Unterricht, der mir zugetheilt war, auch eine Anleitung zur geschmackvollen Lesung der besten vaterländischen Dichter zu geben; denn man erkannte sehr wohl, wie wichtig die Bildung des Geistes und Geschmacks durch Werke der Muttersprache sei; da die künftige Nützlichkeit des Studirenden für sein Vaterland hauptsächlich davon abhängt, wie richtig und kräftig und fein er in der Sprache seines eigenen Volkes denkt und sich ausdrückt. Ich sah mich also nach einer Sammlung von auserlesenen Stücken aus deutschen Dichtern um; allein ich fand keine, die mir zu meiner Absicht gefallen hätte. Einige der Sammler hatten sich bloſs auf gewisse Gattungen der Dichtkunst, oder auch auf gewisse Zeiten und Provinzen eingeschränkt; Andre hatten bloſs für Kinder, wieder Andre nicht mit genug, oder auch mit zu viel Geschmack gesammelt. Denn ich wünschte eine

Sammlung nicht bloſs von Beispielen des Guten, die ich loben, sondern auch des Schlechten, die ich tadeln könnte. Ich erinnerte mich des *Ismenias* von Theben, der seine Schüler nicht immer nur vortreffliche, sondern mitunter auch schlechte Flötenspieler hören lieſs, um sie für die Schönheit des Vortrags durch das Fehlerhafte desto empfindlicher zu machen, und wenn er ihnen gesagt hatte: *So* muſs man spielen! ihnen auch sagen zu können: So muſs man *nicht* spielen! *) —

Mein erster Gedanke war also bloſs, eine eigne Sammlung herauszugeben, die meinen Absichten mehr als die schon vorhandenen entspräche. Die

---

*) Man s. *Plutarch* im Leben des Demetrius, zu Anfange.

Ordnung, nach welcher ich die gewählten Stücke reihen wollte, war leicht gefunden: ich beschloſs, sie nach den verschiednen Dichtungsarten zu reihen. Aber, auſser dem Ekel den ich bald bei dieser Arbeit empfand, ward es mir, während des Sammelns, immer einleuchtender: wie unphilosophisch man bisher bei Bestimmung der Dichtungsarten verfahren; wie man ganz verschiedne Gründe der Eintheilung durch einander geworfen, zufällige für wesentliche gegriffen, sich bei Bestimmung der Gattungen bloſs auf das eingeschränkt wovon man bei den Alten Beispiele fand, Manieren einzelner Dichter zu Regeln gemacht, nirgend bis zu allgemeinen deutlichen Begriffen hinaufgestiegen, wichtige Untersuchungen fast gar nicht berührt, und durch alle diese Fehler zur Verachtung der Theorie und Kritik nur allzuviel Grund gegeben. Ich faſste den Entſchluſs, diesen Hauptmängeln der Kritik durch einen fortlaufenden, zwischen die Beispiele eingestreuten, Discurs, nach meiner besten Einsicht, abzuhelfen; allein ich fand es unmöglich, diesen speciellern Theil der Dichtkunst zu bearbeiten, ohne zugleich von dem allgemeinern Theile, der das Wesen des Gedichts überhaupt und Alles was dem anhängt entwickelt, wenigstens das Vornehmste mitzunehmen. Doch wollt' ich das nur gelegentlich einstreuen, und es weniger vollständig vortragen, weil ich den Zuhörer, wenn er künftig einst tiefer in die

Materien eindringen wollte, schon auf Schriften verweisen konnte, in denen Licht und Bestimmtheit herrschte. Auch hielt ich diese allgemeinere Theorie für zu schwer, und den Fähigkeiten meiner in die Philosophie noch nicht eingeweihten Schüler zu wenig angemessen. Eben deswegen habe ich mich fürs erste in dem was ich davon beigebracht, noch nicht mit aller Genauigkeit und Schärfe ausgedrückt; ich habe z. B. lieber „Lebhaftigkeit“ als sinnliche Vollkommenheit gesagt, weil mir dieser Begriff, wenigstens bis nach gewissen Entwickelungen, die erst im zweiten Theile folgen sollen, noch allzufein schien. Jene speciellere Theorie, glaubte ich, würde sich klarer und faſslicher vortragen lassen; aber meine Hoffnung, wie ich mitten in der Arbeit gewahr ward, betrog mich.

Es war nur noch die Art des Vortrags zu wählen; und ich wählte die *analytische:* theils, weil ich in ihr die Gründe meiner Erklärungen und Eintheilungen am besten vorlegen konnte; theils, weil ich sie bei allem Unterricht in der Philosophie — und was ist *Dichtkunst* anders, als ein abgerissener *Theil der Seelenlehre?* — für besser und bildender als die gewöhnliche halte. Man hat mir gegen das Lob, das ich schon sonst dieser Lehrart ertheilt, eine Einwendung gemacht, von der ich gestehen muſs, daſs ich sie nicht begreife. Man glaubt, daſs die Wahrheiten sich bei dieser Lehrart dem Gedächtniſs nicht so gut, wie bei der gewöhnlichen einprägen. Ich sollte denken: besser; eben weil sie hier mehr mit dem Verstande gefaſst werden, und der Lehrling um so gröſseres Interesse an ihnen gewinnt, je länger und je mühsamer er sie hat suchen müssen. Allein gesetzt auch, sie entfielen dem Gedächtniſs wieder; ist denn der eigentliche Hauptzweck des philosophischen Unterrichts der, daſs man das Gedächtniſs fülle, oder der, daſs man den Scharfſinn erhöhe? Der Schüler der Philosophie ist ein junger Künstler, nicht ein angehender Kaufmann, und der philosophische Hörsaal ist ein Übungs-, nicht ein Marktplatz wo Waaren verhandelt werden. Alles was man daraus mitnehmen soll, ist Fertigkeit in der Kunst zu entwickeln. Oder, wie ich einst einem Freunde diesen Einwurf beantwortete: der junge Schüler der Philosophie ist ein angehender Virtuose; und die Schule oder Universität, sein Italien. Er reist nicht hin um Musikstücke einzukaufen: das überläſst er Breitkopf, dem Notenhändler; er reist hin, um berühmte Meister zu hören, und Geschmack und Manier zu bilden. Dieses und jenes vortreffliche Stück sucht er freilich wohl gelegentlich zu erhaschen; aber wenn er auch keines erhascht, oder wenn ihm auch sein Coffer voll Musikalien auf den Alpen verloren geht, so hat er darum nicht den Zweck seiner Reise verfehlt.

Ich behielt also meine Lehrart, mit der Überzeugung von ihrer Zweckmäſsigkeit und ihren überwiegenden Vortheilen, auch in der Dichtkunst bei, entwickelte alle Begriffe aus gewählten Beispielen, fing mit den gewöhnlichen unvollkommnern Begriffen an, und suchte sie, nach und nach, sowie sich die Gelegenheit darbot, immer mehr aufzuklären und zu berichtigen. Man vergleiche z. B. die beiden letzten Hauptstücke dieses ersten Theils, mit dem zweiten Hauptstück. Die Begriffe von Materie und Form, die in diesem zweiten Hauptstück nur noch verwirrt hingeworfen wurden, werden hier in gröſseres Licht gesetzt, und, wie ich mir schmeichle, bis zur völligen Deutlichkeit entwickelt.

Wenn man glaubt, daſs die Vortheile die ich von der analytischen

Methode rühme, vielleicht nur Vorwand sind, und daſs ich wohl eigentlich nur das Leichtere und Bequemere gesucht habe; so thut man mir Unrecht. Wahrlich! ich hätte für meine Trägheit nicht ärger, als eben durch meine Wahl, bestraft werden können. Was man aus seinem Nachdenken am leichtesten mitbringt, und also am leichtesten wiedergiebt, sind die Resultate mit ihren hauptsächlichsten Gründen; was beim Wiedererinnern Mühe und beim Aufschreiben Noth macht, ist die ganze Reihe der oft so feinen, oft so schnellen Operationen, wodurch die Seele die Gründe fand und die Resultate entwickelte. Ja, wenn es nur noch genug wäre, der treue Geschichtschreiber seines eigenen

nen Denkens zu seyn! Man ermüdet den Leser unausbleiblich, wenn man sich hier zu genau an die Wahrheit hält; wenn man ihn auch diejenigen Wege durchführt, von denen man selbst wieder umkehren muſste; oder da wo man durch einen weitläuftigen beschwerlichen Umweg zum Ziel gekommen war, ihn diesen ganzen Umweg mitmachen läſst, ohne seitwärts in kürzere und angenehmere Fuſssteige auszubeugen. Der analytische Schriftsteller, wenn er sich der ausdaurenden Aufmerksamkeit des Lesers versichern will, muſs mitten im Philosophiren ein wenig den Dichter spielen: er muſs die wahre Folge seines Räsonnements wie eine Natur behandeln, die bei der Nachahmung nicht immer nur copirt, auch verschönert seyn will; er muſs sehr oft einen künstlichen Gang dem wahren substituiren, und doch diesen Gang so ebnen, so sanft sich schlängeln lassen, so treffend zum Ziele hinrichten, daſs wir der Kunst nicht gewahr werden. Ob ich in dem Bestreben dieses zu thun, überall oder auch nur meistens glücklich war, müssen mir meine Leser sagen; ich selbst kann nichts weiter sagen, als daſs ichs gewollt habe: und wie sehr ich dadurch meine Arbeit erschwert und verlängert, läſst sich begreifen.

Da meine Schrift noch nicht vollendet ist; so finden sich in diesem ersten Theile, eben um der gewählten Methode willen, noch manche mangelhafte und verworrne Begriffe, über die man mich hoffentlich nicht zur Rede setzen wird, weil es sich fragt, ob ich nicht künftig auf sie zurückkommen, und sie von den Fehlern die ihnen itzt noch ankleben, reinigen werde. So werd' ich z. B. erst künftig den falschen Eintheilungsgrund rügen, dessen bei Gelegenheit des Hirtengedichts gedacht wird: ich werde zeigen, daſs Gegenstand, Classe von Gegenständen, Welt, wie man sich ausdrücken will, ganz und gar nicht in die Theorie der Dichtkunst gehöre, weil sie schlechterdings keine Gränzen haben würde, wenn man das Besondre aller der Arten von Gegenständen, die sich poetisch bearbeiten lassen, mit hineinziehen wollte. An die Stelle dieses falschen Eintheilungsgrundes aber wird ein anderer treten, und erst da werden die wichtigen Lehren von dichterischer Wirkung, Natur, Wahrheit, Moralität u. s. w. ihre Stelle finden.

Einen der beträchtlichsten Fehler meines Buchs, den ich schon oben undeutlich angab, will ich lieber ganz frei heraus bekennen, und mich eben dadurch der Verzeihung meiner Leser versichern. Dieser Fehler ist die Ungleichheit des Tons, der in den erstern, und (wie ich hoffe) auch hie und da in den mittlern und letztern Hauptstücken leicht und faſslich, und dann mitunter wieder so schwer ist, daſs er selbst spitzfindig scheinen könnte. Oft schreibe ich die ersten Anfangsgründe für Jünglinge, und dann wieder Subtilitäten für Männer. Eben weil ich diese Unschicklichkeit mitten im Werke gewahr ward, lagen die ersten elf Bogen, die ich nach und nach abdrucken liefs, schon seit fünf Jahren unvollendet, und ich würde gern das ganze Buch unterdrückt haben, wenn ich es vor dem Verleger hätte verantworten können. Doch ist die Schuld weniger mein, als der Materie; mein nur insofern, dafs ich den zu feinen und für Anfänger zu schweren Materien nicht lieber auswich. Allein ich hätte in diesem Fall zwei Bücher schreiben müssen, wozu ich mich wenig aufgelegt fühlte: denn, wie ich schon berührt habe, so sind alle zum speciellern Theil der Dichtkunst gehörige Grundbegriffe, und auch einige Puncte des allgemeinern Theils, noch in keinem mir bekannten Werke deutlich entwickelt, und ich hätte nicht gewuſst, worauf ich Lehrer und Leser, zur Rechtfertigung meiner Änderungen im Gebäude der Theorie, oder worauf ich auch den bessern Schüler, zu weiterm Unterricht, hätte hinweisen sollen.

Mag doch der Lehrer, der sich des Werkchens etwa bedienen will, Untersuchungen, wie die allgemeinen über Materie und Form, überschlagen, und sich desto länger bei den Kritiken der gegebenen Beispiele und bei den besondern Regeln jeder Dichtungsart verweilen, die ich in einigen Hauptstücken nur ganz kurz zusammengedrängt, und wovon ich nur die Principien umständlicher entwickelt habe [*]). Das Nehmliche wird sich mit einigen Puncten aus dem allgemeinen Theile der Dichtkunst thun lassen, in deren Untersuchung ich mich deswegen einlieſs, weil ich in den besten theoretischen Werken die wir haben, noch keine völlige Befriedigung darüber fand. Dahin gehört vornehmlich die Untersuchung über das was sich mit der Sprache zur Anschauung bringen läſst, und was also der Dichter einzig soll beschreiben wollen. Ich fand hierüber nicht das Wahre im *Laokoon*, und nicht das Vollständige im *Ersten kritischen Wäldchen:* einem Buche, das ich übrigens für eins der trefflichsten Stücke Kritik halte, die je sind geschrieben worden.

---

[*]) Da diese Vorrede schon zum Drucke fertig ist, lese ich die Ankündigung eines neuen Lehrgebäudes der schönen Wissenschaften von Hrn Professor *Eschenburg* in Braunschweig. Die bekannte Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit dieses Mannes verspricht uns etwas vorzüglich Gutes; und so wird ohne Zweifel der Lehrer Recht haben, wenn er das Buch meines Freundes dem meinigen vorzieht. — (Diese „Theorie und Literatur der schönen Redekünste“ von Hrn *Eschenburg* ist im gegenwärtigen Jahr 1805 zum drittenmal erschienen. Auch hat der nehmliche Verfasser, was Engel 1783 — man s. vorher S. VII — wünschte, von 1788 bis 1795 geliefert, nehmlich eine „Beispielsammlung“ zu seiner Theorie, aber freilich nicht bloſs aus deutschen Dichtern. *D. H.*)

Eine ähnliche Ursache hat mich hie und da auch über einige ganz specielle Puncte, die bei den verschiedenen Dichtungsarten vorkommen, ein wenig schwatzhaft gemacht. So z. B. in dem

Hauptstück von dem Hirtengedichte. Der *Schlegelsche* so unbedeutende Einwurf gegen die Erklärung in den Literaturbriefen war bereits in der N. Bibl. der Schönen Wissensch. beantwortet *). Allein es war noch ein anderer mehr scheinbarer Einwurf übrig;

---

*) *Mendelsohns* Erklärung des Schäfergedichts steht in den Literaturbriefen, Th. 5, Br. 86. Hier kam der Ausdruck: „kleine Gesellschaften“ vor; wofür Engel itzt (S. 111) bestimmter sagt: „gesittete Menschen, die noch in keinen Staat zusammengetreten sind.“ — *Joh. Adol. Schlegel*, gegen dessen Anmerkungen zum Batteux (2te Auflage, 1759) die Erinnerungen in den Literaturbriefen gerichtet waren, bestritt nun wiederum (in seinem Batteux, 3te Auflage, 1770) die dort gegebene Erklärung; welche dagegen der Rezensent in der Leipziger N. Bibl. d. Sch. Wissenschaften, Bd 12 St. 1 S. 77 folgg., vertheidigte. *D. H.*

dieser nehmlich: wie die moralische Güte der Empfindungen und Leidenschaften, die doch Jeder von dem Hirtengedicht fordert, aus dem Begriff des verschönerten Gemäldes der kleinen Gesellschaften fließe. Ich fand diese Frage bei einem unserer kritischen Schriftsteller; allein die Antwort darauf fand ich nirgend: und doch schien mir die Frage der Beantwortung nich unwerth, weil sie, auch bei der richtigsten Bestimmung des Begriffs der kleinen Gesellschaften, übrig zu bleiben scheint, und man nicht so unmittelbar einsieht: warum selbst der Erfinder der bestrittenen Erklärung einen sanften und ruhigen Ton von dem Hirtendichter fordert. Ich schmeichle mir, alle Schwierigkeit gehoben, und die Regel aus der Erklärung selbst bis zur Befriedigung entwickelt zu haben.

Das was ich oben den Lehrer der Jugend zu überschlagen bat, bitte ich jetzt den Kenner, in meinem Werkchen ausdrücklich aufzusuchen; es ist das Einzige, was ihn darin vielleicht interessiren kann. Wenigstens mich interessirt es unendlich, sein Urtheil zu hören, und wo ich geirrt habe, Zurechtweisung von ihm zu erhalten. — Einen andern angenehmen Dienst würde man mir erzeigen, wenn man mir hie und da bessere Beispiele des Guten und Schlechten nachwiese, als mir mein Gedächtniſs oder eine oft mit Unmuth abgebrochene Lectüre an die Hand geben wollte. Bei einer neuen Auflage, die ja so manches, vielleicht noch mittelmäſsigere, Buch erlebt, würd' ich sicher Gebrauch davon machen. Nur bitte ich, mich nicht in dem Verdacht zu haben, als ob ich wirklich schlechte Stücke für schön hielte, weil ich sie als Beispiele zu den gegebenen Begriffen hingesetzt, und ihrer Fehler mit keiner Sylbe gedacht habe. Es war mir genug, wenn sie nur das zeigten was sie zeigen sollten; und übrigens konnt' es mir zuweilen lieb seyn, wenn ich den Schüler zu eigner Beurtheilung veranlaſste, und seinen Geschmack auf die Probe stellte. So ist die *Schlegelsche* Fabel S. 60 in der That eine zusammengesetzte Fabel, und zum Beispiele um so geschickter, da hier Bild und Gegenbild in allen einzelnen Zügen einander genau entsprechen, und sogar in beiden Erzählungen einerlei Reime beibehalten worden. Übrigens ist sie freilich äuſserst matt und langweilig erzählt, aber sie steht hier auch nur als Beispiel einer zusammengesetzten, nicht einer schönen Fabel.

Indem ich von der Fabel rede, erinnere ich mich an das was ich meinen Freunden zu danken habe. Dem jetzt verewigten *Lessing*, wie ein Jeder leicht wahrnehmen wird, das ganze Hauptstück von der Fabel; einem der Mitarbeiter an den Literaturbriefen — oder warum sollt' ich den würdigen vortrefflichen Mann nicht lieber mit Namen nennen? — Hrn *Mendelssohn* den Begriff der Idylle, und was für mich noch weit wichtiger war, den

Begriff des lyriſchen Gedichts. Indem ich über das was er von dem beſondern Ideengange in dieſem Gedichte ſagt *), weiter nachſann, entdeckte ich, daſs überhaupt die Ideenordnung der wahre Begriff der Materie, als des erſten Eintheilungsgrundes der Dichtungsarten, wäre; und indem ich noch weiter nachſann, fand ich, wie viel auch die allgemeine Theorie von den Formen durch dieſe Lehre gewönne. Geſpinnſt und Gewebe ſelbſt ſind alſo zwar mein; aber die Flocke, aus der ich ſpann, gehört meinem Freunde:

---

*) Von der *Idylle* ſehe man den in voriger Note angeführten Br. 98 der Litteraturbriefe. Von der Ordnung in welcher die Gedanken bei der *Ode* folgen, ſpricht Mendelsſohn: Bd 17, Br. 275 zu Anfang.

und wer weiſs, ob ihm nicht Manches auch noch von dem Übrigen zukäme, wenn wir nicht das Unsrige, bei verschiednen über diesen Gegenstand gepflogenen Gesprächen, so durch einander geworfen hätten, daſs wir es schwerlich wieder herausfinden mögten. Es ist mit den Wahrheiten, wie mit den Münzen: sie lassen sich nur am Gepräge erkennen; und wo also dieses abgegriffen ist — wie es sich denn an den Wahrheiten im Gespräch so leicht abgreift — da weiſs man nicht mehr, von wem sie geschlagen wurden. Die Materie ist überall die nehmliche, wenn anders die Münze echt ist: Gold oder Silber.

Wie bald der zweite Theil dieses

ersten folgen mügte, kann ich nicht sagen. Ich habe der poetischen Lectüre fürs erste satt, und weiſs noch nicht, wie bald ich genug Entschlieſsung haben werde mich von neuem darauf einzulassen. Der wichtigen Materien sind freilich noch die Menge zurück; aber einen groſsen Vortheil muſs ich doch in diesem ersten Theil schon einigermaſsen erreicht haben, oder ich habe meine vornehmste Absicht verfehlt. Sie war nehmlich die: der Verwirrung in den Haupteintheilungen abzuhelfen, überall bis zu allgemeinen Grundbegriffen hinaufzusteigen, das Genie mit seiner Arbeit nicht bloſs auf gewisse Fächer einzuschränken, und noch vielweniger ihm die eigenthümliche Manier dieses oder jenes alten Meisters zum Gesetz zu machen. Eine solche Erweiterung der Theorie war schon ehemal meine Absicht, als ich die Gedanken über *Handlung Gespräch und Erzählung* für die Neue Bibliothek der Schönen Wissenschaften schrieb *); doch hatte ich damal die wesentlichsten Begriffe noch nicht hinlänglich entwickelt. — Wenn man mich zuweilen auf Ideen ertappen sollte, die aus jenem Journale entlehnt sind **); so halte man

---

*) Bibl. Bd 16; itzt — und noch weiter ausgeführt, und anders geordnet — im 4ten Bande dieser Schriften gedruckt: von Seite 101 an.

**) Z. B. aus der Resension von Ramlers Lyrischen Gedichten (in der Bibl. Bd 14. 15), von Diderot's *Contes moraux* (Bd 15. 16): welche Ideen theils in diese Poetik verwebt mich darum für keinen Plagiarius: ich habe meines Wissens Niemand anders damit beraubt, als mich selbst.

---

sind, theils in andere Abhandlungen, namentlich Bd 4 u. s. w.

INHALT
DES ERSTEN THEILS.

Seite

Erstes Hauptstück. Von dem Gedicht überhaupt. 1

Zweites Hauptstück. Von den verschiedenen Dichtungsarten. . . . 25

Drittes Hauptstück. Von der Fabel. 43

Viertes Hauptstück. Von der Idylle. 94

Fünftes Hauptstück. Von dem Lehrgedicht. 146

Sechstes Hauptstück. Von dem beschreibenden Gedicht. 223

Seite
SIEBENTES HAUPTSTÜCK. Von der Handlung. 307
ACHTES HAUPTSTÜCK. Von dem lyrischen Gedicht. 443
NEUNTES HAUPTSTÜCK. Von den Formen des Gedichts. 533

ERSTES

ERSTES HAUPTSTÜCK.

Von dem Gedicht überhaupt.

Der beste Weg, sich von einer Sache einen bestimmten Begriff zu machen, ist der, daſs man sie mit ihrem Gegentheil vergleiche. Der *Poesie* steht die *Prosa* entgegen; und um also einen richtigen Begriff von jener herauszubringen, müssen wir sie mit dieser zusammenhalten. — Jedermann fühlt, daſs es Poesie ist, wenn Gleim singt:

Vom sternenvollen Himmel sahn
  Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
  Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog, bei Sternenklang,
Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preuſsens Schale sank,
Und Östreichs Schale stieg.

Und daſs es Prosa ist, wenn der Geschichtschreiber erzählt: „Der König nahm so weise Maſsregeln, und griff die Feinde so vortheilhaft an, daſs er, ungeachtet ihrer groſsen Überlegenheit, einen vollkommenen Sieg erhielt.“

Was macht nun aber jenes zur Poesie und dieses zur Prosa? Kein Unterschied zwischen beiden Stellen fällt sichtbarer in die Augen, als daſs in der einen ein bestimmtes *Sylbenmaſs* ist, in der andern nicht; daſs die eine *gereimt* ist, die andere nicht. — Sollten denn aber Sylbenmaſs und Reim wirklich den einzigen, oder nur den Hauptunterschied machen? Wir wollen sehen. — Der sonst vortreffliche Hagedorn singt:

Was ist die Weisheit denn, die Wenigen gemein?
Es ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu seyn.
Was aber ist das Glück? Was alle Thoren meiden:
Der Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden;
Empfindung, Kenntniſs, Wahl der Vollenkommenheit,
Ein Wandel ohne Reu, und stete Fertigkeit,
Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten
Die freien Handlungen auf Einen Zweck zu richten.

Hier ist auch Sylbenmaſs und Reim; und doch wird jeder Leser von Geschmack die Stelle tadeln: er wird die Verse zu *prosaisch* finden. Hingegen, wenn Gerstenberg sagt: „Trage mich auf deinen kühlenden Flügeln, schneller Boreas, nach Cypern hin, wo Bacchus neue nektarische Reben pflanzt!“ so ist hier zwar mehr als gewöhnlicher Wohlklang, aber es findet sich weder Sylbenmaſs noch Reim; und gleichwohl ist die Stelle poetisch. Auch führt die Sammlung, woraus sie genommen ist, den Titel: *Prosaische Gedichte*.

Wir werden also noch andere Merkmaale aufsuchen müssen: und da fällt nun wieder kein Unterschied deutlicher in die Augen, als daſs die poetischen Stellen *Erdichtung*, die prosaischen lauter *Wahrheit* enthalten. In der Gerstenbergischen finden wir Wesen genannt, die nirgend als in der Einbildung der Dichter existiren: Bacchus und den beflügelten Boreas; in der Gleimischen sind zwar die aufgeführten Wesen alle wirklich, aber die ihnen beigelegten Handlungen sind erfunden. Die Hagedornische Stelle dagegen enthält nichts als philosophische, sowie die andere, die wir der Gleimischen entgegensetzten, nichts als historische Wahrheit. — Das Wesen der Poesie scheint demnach in der Erdichtung, der Prosa in der Wahrheit zu liegen; und die griechische sowohl als die deutsche Etymologie der Wörter *Poesie* und *Gedicht* scheint diesen Begriff zu bestätigen.

Aber auch dieses Merkmaal kann noch nicht hinlänglich seyn; denn wenn nun ein falscher Zeuge vor Gericht eine ganze Erzählung ohne allen Grund der Wahrheit ersinnet: ist er darum ein Dichter? Oder ist jede Heiligenlegende, jedes Koboldmährchen ein Gedicht, weil Wesen der Einbildung darin vorkommen? — Und wie, wenn es Poesie gäbe, die ein jeder dafür erkennte, und die gleichwohl nichts als wahre Empfindungen in wahren wirklichen Situationen ausdrückte? Haller singt bei dem Tode seiner Mariane:

Wie oft, wenn ich dich innig küſste,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich sie verlassen müſste?
Und heimlich folgten Thränen nach.

Diese so empfindungvolle Stelle ist gewiſs nicht prosaisch; und doch enthält sie, wie man dem Dichter leicht glauben kann, nichts als Wahrheit.

Also zum dritten Unterschiede, der in den obigen Stellen sichtbar ist! Dieser besteht darin: daſs die poetischen *ungewöhnlichere Wörter,* wie: Sternenklang, nektarische Reben; fremde und eigene Wortfügungen:

Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held;

kühnere Metaphern: Gott wog den Krieg beider Heere; häufigere Epithete, wie: kühlender Flügel, schneller Boreas, sternenvoller Himmel, enthalten; mit einem

Worte, daſs sie im *Ausdrucke* weit voller, glänzender, enthusiastischer sind, als die ganz simpeln und schmucklosen prosaischen. — Aber auch dieses Merkmaal kann wohl nicht hinlänglich seyn; denn die zuletzt angeführte Hallerische Stelle ist im Ausdruck desto ungeschmückter und einfältiger, und ist gleichwohl poetisch.

Demungeachtet fühlt man, daſs in jedem dieser Merkmaale, obgleich keines den Begriff erschöpft, ja obgleich jedes einzeln wegseyn kann, etwas zur Poesie Gehöriges liege. Reim und Sylbenmaſs machen noch kein Gedicht aus; aber gleichwohl gehören beide *nur* für den Dichter. Nicht zu jedem Gedichte wird Erdichtung erfordert, und nicht jede Erdichtung ist Poesie; aber gleichwohl ist es unläugbar etwas Poetisches, zu erdichten. Nicht in jedem Gedichte darf der

Ausdruck glänzend und prächtig seyn; aber gleichwohl ist ohne Zweifel so ein Ausdruck poetisch. — Alles kömmt also darauf an, daſs wir das *Allgemeinere* finden, das in jedem dieser Merkmaale begriffen ist: denn dieses Allgemeinere muſs das Wesen der Poesie enthalten. Am besten, daſs wir zu dieser Untersuchung das Merkmaal des Reims und des Sylbenmaſses wählen, weil diese dem Gedicht allein eigen sind, und schlechterdings nicht für die Prosa gehören.

Aber der *Reim* findet sich nur in den neuern, und auch bei weitem nicht in allen neuern Gedichten. Die Römer und Griechen reimten nie, und auch Kleists Frühling, Klopstocks Messias, viele Oden von Ramler, sind ohne Reim geschrieben. Wir lassen daher auch den Reim lieber weg, und bleiben bloſs bei dem *Sylbenmaſs*.

Was kann man also davon gehabt haben, daſs man sich den Zwang auferlegt, lange und kurze Sylben, bald mit der genauesten Regelmäſsigkeit, bald mit etwas freierer Wahl, abwechseln zu lassen? Das erste z. B., wenn man in lauter Iamben schreibt; das andere, wenn man Hexameter macht? Was ferner davon, daſs man diese regelmäſsig abwechselnden Sylben insgemein wieder in Zeilen von gleich viel Füſsen, oder wenigstens in regelmäſsig abwechselnde Zeilen von ungleichen Füſsen eingeschlossen hat? Ja oft noch überdies sich das Gesetz auferlegt, ganze Reihen von solchen Zeilen wiederum einander gleich zu machen? Mit einem Worte: daſs man sich an Sylben- Zeilen- und Strophenmaſse gebunden hat?

Zuerst merkt ein jeder, daſs die Art von Tact und von Rhythmus, die hiedurch in die Rede kömmt, etwas sehr *Schmeichelhaftes* für das Gehör habe, und daſs durch dieses Schmeichelhafte, welches sich mit dem Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen vereinigt, die Aufmerksamkeit mehr erweckt, der Eindruck mehr verstärkt werde, als durch die freiere prosaische Art zu reden. — Wenn man den Kindern das Lernen historischer Namen, grammatikalischer Regeln u. s. f. erleichtern und angenehmer machen will, so bringt man sie ihnen in Verse.

Ferner hat die Poesie schon durch das bloſse Sylbenmaſs einen Vortheil, den die Prosa nie so ganz erreichen kann: diesen nehmlich, daſs es manche in den Worten liegende Vorstellungen durch *Nachahmung* sinnlicher macht, daſs es malt. In folgender Gleimischen Stelle wird die Geschwindigkeit mehr noch durch die

Daktylen und die Kürze der Zeilen, als durch das Gleichniſs, ausgedrückt:

Den flüchtigen Tagen
  Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
  Entfliehn nicht so bald.

Und so haben andre Sylben- und Zeilenmaſse etwas Langsames, Feierliches, Prächtiges, Sanſtes, das schon in dem bloſsen Falle liegt, und wenn es mit dem Inhalt der Worte gehörig harmonirt, die Vorstellungen bei richtiger Declamation sehr zu unterstützen dient. — Selbst Unregelmäſsigkeiten des Sylbenmaſses haben oft viel Ausdrückendes und Malerisches. Wie z. B. die unvollendete Zeile in Kleists Frühling:

— — — Verstummt dann, bebende Saiten!
So preist ihr würdger den Herrn!

Oder der Mangel des Einschnitts in folgender Ramlerischen Zeile:

Solang' in dieses Hafens Arme Segel wallen.

Oder Spondeen, statt der Daktylen, in dem vorletzten Fuſse des Hexameters, wie manchmal bei Klopstock. Oder die Verschlingung einer Zeile und einer Strophe in die andre, wie bei Ramler:

O weiche Sohne tapfrer Franken! Sprechet
  Helvetien um Männer an!
O plündert unbewahrte Fürstenthümer! Brechet
  Mit Wagen, Roſs und Mann
In eurer Vater alte Sitze! Schreitet
  Kühn über den gehörnten Rhein u. s. w.

Wer sieht nicht, wie vortrefflich hier der Dichter, bloſs durch seinen kunstvollen Versbau, die Gedanken gemalt hat? Überhaupt hat Niemand das Mechanische der Poesie, wie man es nennt, so sehr in seiner Gewalt gehabt, und es mit solcher Klugheit zu nutzen gewuſst, als Ramler.

Mit diesem Vortheile ist ein dritter verbunden, der von allen der wichtigste ist, und sich besonders bei gewissen Sylbenmaſsen äuſsert: daſs nehmlich die Sprache dadurch der Musik fähig wird, als zu welcher Tact und Rhythmus gehören. Auch ist schon das Sylbenmaſs selbst, wenn auch die Worte noch nicht gesungen, sondern nur gut recitirt werden, eine Art von Musik. Musik aber ist lebendiger Ausdruck der *Empfindung,* und eben dadurch auch Mittel, bei Andern Empfindung hervorzubringen. Die Erklärung dieser Sache, wenn sie überhaupt befriedigend kann gegeben werden, würde uns hier zu weit führen; genug, daſs ihre Wahrheit durch eines Jeden mannichfaltige Erfahrungen an sich und an Andern bestätiget wird. Nicht allein aber macht das Musikalische des Sylbenmaſses die Sprache zum Ausdruck und zur Erweckung der Empfindung überhaupt bequemer; sondern auch die eigene Art der

Empſindung die der Dichter jedesmal ausdrücken und erwecken will, wird durch das Eigenthümliche eines klüglich gewählten Sylbenmaſses ungemein unterstützt. In der ersten der folgenden Stellen ist das Sylbenmaſs schmeichelnd und sanft; in der zweiten, munter und fröhlich; in der dritten, ſeierlich ernst: der Natur der Empſindungen gemäſs, die den Inhalt einer jeden ausmachen.

Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauschest,
Lieber unter Lauben und auf Blumen lauschest,
Als Palläste suchest, und aus Golde trinkst,
Und auf Cedern tanzest und auf Sammet sinkst!
Einen Prinzen höre u. s. w.

RAMLER.

Da auf rauschendem Geſieder
Zephyr uns den Frühling bringt,
So erwacht die Freude wieder;
Alles lacht, und alles singt.
Tanzt, o tanzet, junge Schönen,
Meiner ſanften Leier nach,

Die noch nie mit leichtern Tönen
Unter meinen Händen sprach!

Uz.

Zu lang' ists schon, Elise, daſs ich schweige,
Und bringe dir nur stumme Thränen dar.
Nimm hin ein Lied, nicht daſs ichs Menschen zeige;
Nein, still und treu, wie unsre Liebe war.
Was! schilt die Welt zuletzt noch, wenn ich weine?
Wer starb mir denn? Wes ist Elisens Grab?
O nennet mir ein Elend, wie das meine,
Und sprecht mir dann das Recht der Thränen ab!

Haller.

Die Summe von diesem allen ist: daſs das Sylbenmaſs dem Ohre schmeichelt, der Einbildungskraft die Ideen mehr gegenwärtig zu machen dient, und die Absicht, das Herz in alle Arten von Empfindung zu setzen, mit erreichen hilft. Diese verschiednen Vortheile lassen sich aber wieder auf einen allgemeinern Begriff bringen: das Sylbenmaß nehmlich ist ein Hülfsmittel, *lebhaftere* Vorstellungen zu erzeugen. Und wie, wenn nun der ganze Zweck des Dichters und das ganze Wesen seiner Kunst darauf hinausliefe, durch den Gebrauch der Rede, als die sein einziges Instrument ist, lebhaftere Vorstellungen auszudrücken und zu erzeugen? Oder welches einerlei sagt: diejenigen Seelenkräfte die allein zur Empfängniß solcher Vorstellungen geschickt sind, die Sinne, die Einbildungskraft, den Witz, das sympathetische Gefühl, in Übung zu setzen, und sie durch diese Übung zu erhöhen und zu schärfen?

Die Prosa würde dann der Poesie so entgegengesetzt seyn, daß jene mehr auf *richtige* Vorstellungen der Dinge, zur Erweiterung nützlicher Kenntnisse, auf Überzeugung des Verstandes von allgemeinen oder

oder besondern Wahrheiten, an denen gelegen ist, auf Lenkung und Überredung des Willens, vermittelst aufrichtiger Darstellung oder hinterlistiger Vorspiegelung des Wahren, ginge.

Um die Richtigkeit unsrer Erklärung zu prüfen, müssen wir sehen, ob auch die andern oben bemerkten Unterschiede zwischen Poesie und Prosa in ihr gegründet sind. Und wie erklären wirs denn zuerst, daſs der Poet erdichtet? daſs er aber nicht immer erdichtet? und daſs nicht Jeder der erdichtet, Poet ist?

Der Poet, werden wir sagen, erdichtet, weil ihm die bloſse Wahrheit zu seinem Zwecke nicht Genüge leistet, weil sie für ihn zu kalt, zu verwickelt, zu leer ist. Bald versteckt er also die Wahrheit in Erdichtungen, um den Eindruck zu verstärken und zu erhöhen; bald läſst er nur einen Theil des Wahren wie er ist, und nimmt mit dem andern beträchtliche Veränderungen vor; bald erdichtet er ganze Geschichten ohne allen Grund der Wahrheit, weil er nichts Wahres kennt oder weil ihm jetzt nichts Wahres vorschwebt, das seine Seele und die Seele seiner Zuhörer gleich *lebhaft* beschäftigen könnte. — Er erdichtet aber nicht immer, weil nehmlich manches Wahre zur Erreichung seiner Absicht, Einbildungskraft und Herz zu erwärmen, schon hinlänglich geschickt ist. — Und nicht Jeder der erdichtet, ist Dichter, weil nehmlich nicht Jeder auf die Wirkungen des Dichters damit abzielt; weil ihm an der Lebhaftigkeit der Vorstellungen weniger, als an ihrer geglaubten Richtigkeit liegt.

Wie erklären wirs ferner, daſs sich der Poet in seinen Ausdrücken oft so weit über den Prosaismus erhebt, und oft wieder die simpelste ungeschmückteste Sprache redet? Denn in weichen Liedern, in Elegieen, in Lustspielen; wie einfach ist da die Sprache! Und wie erhaben und prächtig wieder in der hohen Ode, in Epopöen, und heroischen Trauerspielen?

Alle oben angeführte und nicht angeführte Unterschiede im Ausdruck, der Gebrauch neuer, fremder, veralteter Wörter und Redensarten, die ungewöhnlichern Wortfügungen, die häufigern Epithete, die kühnern Metaphern, die Figuren aller Arten in Gedanken und Worten, dienen zum Ausdruck und zur Erweckung *lebhafter* Vorstellungen. Sie müssen also vor allen dem Dichter zugehören, der auf lebhafte Vorstellungen, als auf den letzten Zweck seiner Kunst, arbeitet. — Sobald aber der

Fall eintritt, daſs die Natur der lebhaften Vorstellungen keinen Glanz des Ausdrucks verträgt, so muſs auch die Sprache zu der gewöhnlichen sich mehr herablassen, und nur durch Präcision, Energie, Naivetät sich empfehlen. Traurigkeit z. B. verwirft allen gesuchten Schmuck, und wer in klagenden Elegieen Klopstocks Odensprache reden wollte, würde durch die auffallende Disharmonie zwischen Empfindung und Ausdruck alle Wirkung vernichten. Fröhlichkeit ist, ihrer Natur nach, leicht und sorglos; wer sie singt, muſs keine hochtrabende Wörter brauchen, keine künstliche Perioden flechten, u. s. w. Wir sehen, daſs in unsrer Erklärung Alles liegt was darin liegen sollte, und schlieſsen daher, daſs sie die richtige ist.

Die Gattungen flieſsen freilich, in Werken der Kunst, wie der Natur, überall in einander; indeſs wird unsre Erklärung dienen, die Gränzen so genau als möglich zu berichtigen. Sie führt nehmlich auf den Grundsatz: So oft in einem Werke die Lebhaftigkeit der Vorstellungen der hervorstechende höhere Zweck ist, dem die andern untergeordnet worden, so ist das Werk mehr zur Poesie gehörig; sobald jene nur Mittel oder untergeordneter Zweck ist, so ist es mehr zur Prosa gehörig *).

*) Man muſs bei Anwendung dieses Grundsatzes nur folgende Erinnerungen merken: 1) Ein Werk kann so unverträgliche Eigenschaften verbinden, daſs von der Gattung gar nicht die Frage seyn kann, weil es ein abgeschmacktes und widersinniges Werk ist. Dies würde z. B. der Fall seyn, wenn eine Rede nach allen Regeln einer ängstlichen Homiletik genau disponirt, und dann gleichwohl in den prachtvollsten Hexametern geschrieben wäre. Hier würden Plan und Vortrag auf ganz verschiedene Endzwecke

Poetisches *Genie* ist nun, nach unsrer Erklärung des Gedichts, die Fähigkeit,

gehen, deren einer durch den andern gehindert würde, und das Ding würde eher Unding als Mittelding seyn. 2) Die verschiedenen Theile können einander so unähnlich, so heterogen seyn, daſs das Werk in Absicht des einen etwas ganz anders als in Absicht des andern ist, und dann läſst es sich freilich unter keine bestimmte Gattung bringen. 3) Wenn in einem Werke nicht Alles geschehen ist was zur Erreichung des Endzwecks geschehen konnte, so macht dieser Umstand das Werk insofern mangelhaft, aber wirft es noch nicht aus der Gattung heraus. An Geſsners Idyllen z. B. mangelt Etwas, weil sie nicht versificirt sind; aber sie bleiben dennoch Gedichte. 4) Wenn in einem Werke für den Endzweck zu viel geschehen ist; so hat das Werk insoweit einen Fehler, aber hört darum noch nicht auf, von der und der Gattung zu seyn. Ein Geschichtschreiber kann sich in seiner Sprache etwas zu sehr dem poetischen Tone nähern; er bleibt darum doch ein Geschichtschreiber. — Die weitere Entwickelung des Begriffs der Lebhaftigkeit wird sich unten beim Lehrgedichte finden.

Ideen von einem hohen Grade der Lebhaftigkeit hervorzubringen. Mithin liegt es in einer vorzüglichen Stärke der obenbenannten Seelenkräfte.

Die *Vortrefflichkeit* der poetischen Kunst erhellet aus der Schätzbarkeit eben dieser Seelenkräfte, als auf deren Übung und Erhöhung sie abzweckt.

Poetische *Begeisterung* ist die jedesmalige wirkliche Äußerung des Genies, oder derjenige Zustand der Seele, in welchem sie Ideen von einem vorzüglichen Grade der Lebhaftigkeit aus ihrer eigenen Kraft hervorbringt.

Das Genie aber ist nicht immer und nicht in jedem Augenblicke Genie. Nicht alle seine Ideen haben den gehörigen Grad von Lebhaftigkeit; nicht alle harmoniren gleich richtig mit der Reihe der übrigen Ideen; nicht alle erhalten im ersten Augenblicke den treffendsten und glücklichsten Ausdruck; nicht jede Anordnung der Theile bringt gleich gut die abgezweckte Wirkung hervor; nicht alle Ideen sind der Seele gleich angenehm, es sei nun daſs sie sinnlichen Widerwillen erregen, oder das moralische Gefühl beleidigen. Um es kurz zu fassen: nicht alle Ideen, Ausdrücke, und Anordnungen der Theile, sind *schön*. Es muſs also noch der *Geschmack* hinzukommen, der in dem undeutlichen Urtheile über die Schönheit besteht. *Kritik* ist eben dieses Urtheil, entwickelt und deutlich gemacht; oder kürzer: der räsonnirte Geschmack.

ZWEITES HAUPTSTÜCK.

Von den verschiedenen Dichtungsarten.

Wir haben, in dem vorhergehenden Hauptstück, verschiedener Dichtungsarten erwähnen hören. Von diesen *Dichtungsarten* hat schon ein Jeder der nur nicht ganz unbelesen ist, einen ungefähren Begriff, welcher bloſs etwas mehr braucht aufgeklärt und genauer bestimmt zu werden. Wir wollen also nun ausdrücklich fragen: Worin besteht der *Unterschied* unter ihnen? Lassen sie sich alle unter Eine Eintheilung bringen? Oder sind sie

Glieder mehrerer Eintheilungen, die aus verschiedenen Gründen gemacht sind? Und wenn das letztere ist; welches sind diese Gründe? — Um hierauf zu antworten, müssen wir auf gut Glück einige Dichtungsarten herausnehmen, sie vergleichen, und uns Rechenschaft von ihrem Unterschiede geben.

Worin mag also z. B. der Unterschied zwischen einem *lyrischen* Gedichte und einem *Lehrgedichte* liegen? Das Lehrgedicht, finden wir, ist eigentlich nur zur Declamation eingerichtet, es ist in einer einförmigen Versart, mit weniger Abwechselung des Sylbenmaſses, weniger Schwung, weniger merkbarem Rhythmus geschrieben, als das lyrische mehr sangbare Gedicht. Man vergleiche z. B. die erste Hallersche Stelle mit der zweiten von Uz:

Wohlangebrachte Müh! Gelehrte Sterbliche!

Euch selbst miſskennet Ihr, sonst Alles wiſst Ihr eh.
Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein, was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerei,
Was falsches Gut, was echt, was Gott und jeder sei:
Das überlegt Ihr nicht; Ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, und sucht ein träumend Glücke.

Mit sonnenrothem Angesichte,
Flieg' ich zur Gottheit auf. Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang!
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen?

Sollte denn aber der ganze Unterschied nur hierin, nur in der äuſsern Einrichtung, liegen? — Dann müſste dieser Unterschied aufhören, sobald man beide Werke, in Ansehung dieser äuſsern Einrichtung, einander ähnlich machte. Aber wir finden, daſs ein lyrisches Stück und ein Lehrgedicht auch dann noch ihre Namen behalten, wenn in der Versart kein Unterschied mehr zu machen ist. Folgende Stellen sind beide in Hexametern geschrieben; und doch nennt ein Jeder die erste lyrisch, die andre didaktisch. Eva singt beim Kreuze des Messias:

Du, mein Herr und mein Gott! wie kann ich, du Liebe! dir danken?
Ewigkeiten, sie sind zu kurz, genug dir zu danken!
Hier will ich liegen und beten, bis du dein göttliches Haupt nun

Neigst im Tode! Nur vor dem Fürchterlichsten der Engel,
Nur vor seiner Stimme soll meine Stimme verstummen,
Wenn er kommt, und es nun von deinem Vater verkündigt,
Der dich verlassen hat. — Hör um dieser Todesangst willen,
Die für Sünder du fühlst, hör, Gottverlaſsner, mein Flehen!
Herr! für deine Versöhnte, für meine Kinder, für alle,
Die das weite, das furchtbare Grab, die Erde, (doch hats auch
Deine Gnade mit Blumen bestreut) noch künftig bewohnen,
Und, mit jedem vor deiner Versöhnung entschlafnen Jahrhundert,
An dem Tage der groſsen Entscheidung, auferstehn werden!
Meine zahllosen Kinder, für diese fleh' ich dich, Herr, an!
Weinend, mit dürftigem Leibe, mit weit mehr dürftiger Seele
Werden sie auf die Erde geboren u. s. w.

Klopstock (Ges. 10).

Willst du die Ursach erforschen, warum in der Reihe der Wesen
Gott nicht zum Seraph dich schuf? Entdeck erst, Stolzer, weswegen
Er nicht zur Milbe dich schuf! Soll deiner Thorheit zum Vortheil
Die groſse Weltkette brechen, und tausend Planeten und Sonnen,
Aus ihren Kreisen gerückt, in einen Klumpen zerfallen?
Soll bis zum Throne des Höchsten des Himmels Vorhang zerreiſsen,
Und endlich die ganze Natur, erschüttert zum Innersten, seufzen?
Dies willst du, wenn du verlangst, was mit der Weltordnung streitet.
Sei deiner Neigungen Herr, so wirst du das Unglück beherrschen;
Der Schöpfer ist Liebe und Huld, nur die sind deine Tyrannen.

KLEIST.

Wenn wir diese Stellen vergleichen, in welchen uns nun keine äuſsere Verschiedenheiten mehr aufhalten; so finden wir leicht, worin der Hauptunterschied liegt: in der erstern nehmlich wird mehr das Herz, in der andern mehr der Verstand beschäftigt; in jener schüttet der Dichter Empfindungen aus, in dieser trägt er allgemeine Wahrheiten vor, argumentirt, widerlegt. Der Unterschied beider Dichtungsarten liegt also hauptsächlich im Inhalte, in der *Materie*. Und wenn es sonst noch Unterschiede giebt, in der Sprache, der Versart, der Folge und Verbindung der Gedanken: so scheinen diese eben durch jenen Hauptunterschied schon mit angegeben zu werden.

Worin liegt, wollen wir ferner fragen, der Unterschied zwischen dem *epischen* Gedichte und dem *Drama?* Schwerlich, wie bei dem vorigen, in der Materie; denn wie hätte dann Horaz dem tragischen Dichter rathen können, seinen Stoff aus einem epischen, dem Homer, zu nehmen? Es muſs möglich seyn, daſs eben dieselbe Handlung von dem epischen Dichter *erzählt*, und von dem dramatischen wirklich *vorgestellt* werde. Hierin also selbst wird der Unterschied liegen: daſs nehmlich das einemal nur ein Zeuge spricht; das andremal die Personen selbst reden, unter denen die Handlung vorfällt. Mithin finden wir nun einen zweiten Eintheilungsgrund, der von dem vorigen ganz verschieden ist; nicht der behandelte Stoff oder die Materie macht den Unterschied, sondern die Art der Behandlung, die *Form*. Damit besteht dann noch immer, daſs nicht jede Form sich zu jeder Materie schickt, oder daſs manche Gegenstände nur die epische, manche nur die dramatische Behandlung vertragen.

Ehe wir weiter suchen, wollen wir sehen,

hen, wie weit wir mit diesen beiden Eintheilungsgründen ausreichen? ob nicht vielleicht schon alle, oder doch die meisten Dichtungsarten durch sie angegeben und unterschieden werden? — Wir fragen also zuerst: wie viel sind im Allgemeinen Unterschiede möglich, die aus der *Materie* entstehen?

Es scheint Alles erschöpft zu seyn, wenn wir sagen: Der Dichter stellt entweder eine Sache vor, wie sie ist oder geschieht, es sei nun eine wirkliche oder eine erdichtete Sache; oder er stellt allgemeine Betrachtungen an, trägt allgemeine Wahrheiten vor; oder er bricht in Empfindungen aus. Im ersten Falle ist wieder zweierlei möglich: denn entweder will er uns nur schlechtweg mit der Beschaffenheit eines Gegenstandes bekannt machen, uns nur zeigen, was Alles an einer Sache zu bemerken ist, was sich Alles nach einander begiebt; oder er will uns zeigen (was er allein bei moralischen Wesen zeigen kann), wie eins das andere hervorbringt, wie sich eins aus dem andern entwickelt. In jenem Falle beschreibt er bloſs; in diesem läſst er uns Handlung sehen. — Wenn dieses, so allgemein gesagt, zu dunkel ist, so sehe man hier Beispiele, die es erläutern können.

In folgender Stelle *beschreibt* Haller einen natürlichen Gegenstand, *wie er ist:*

Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,
Entſprieſst ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras, und senget was er netzt.
Sein lautres Wasser rinnt voll flüssiger Metallen;
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf;

Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluthen
wallen
Von innerlichem Streit vermischter Salze auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine
Fluth zusammen;
Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen
Flammen.

Kleist *beschreibt* in seinem Frühlinge Verschiedenes, was *nach einander geschieht:*

— — — Aus seinem Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen
Füſsen den Nacken,
Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und
untergräbet den Flügel,
Und eilt zum Liebling aufs Dach. Der Eifer-
süchtige zürnet,
Und dreht sich um sich und schilt. Bald rührt ihn
die schmeichelnde Schöne;
Dann tritt er näher und girrt. Viel Küsse wer-
den verschwendet.
Jetzt schwingen sie lachend die Flügel und säu-
seln über den Garten.

Ganz etwas anders findet man in folgendem kleinen Stücke: denn hier hängt Alles innig zusammen; eins wird Ursache des andern. Wir sehen freie, mit Absicht wirkende Wesen, die eins das andre bestimmen; mit einem Worte, es ist *Handlung* in dem Gedichte.

Philippus war bemüht in Thracien zu dringen,
Und in dem Hinzug noch Methone zu bezwingen;
Als Aster, den man dort den besten Schützen hieſs,
Sich diesem Könige zum Dienst entbieten lieſs.
Ihn rühmten Hof und Land; von Allen ward erzählet,
Nur dieser habe nie des Schusses Ziel verfehlet,
Weil sein geschwinder Pfeil, dem er die Kraft ertheilt,
Die Vögel in der Luft im schnellsten Flug ereilt.
Wohl! sprach Amyntas Sohn: wenn wir mit Staaren streiten,
So soll er ganz gewiſs beim Angriff uns begleiten.

Das scheint vortrefflich schön. Denn wer bewundert nicht
Den göttlichen Verstand, so oft ein König spricht?
Der Schütze, seine Kunst nicht mehr verhöhnt zu sehen,
Eilt, den Belagerten rachsüchtig beizustehen.
Er flieht in ihre Stadt, verstärkt die Gegenwehr,
Und machet Sturm und Sieg dem stolzen Heere schwer,
Das plötzlich sich gescheucht und voll Bestürzung fühlet,
Weil Asters scharfer Pfeil, der auf den König zielet,
Den ihm bestimmten Flug mit dieser Aufschrift nimmt:
Philippus rechtem Aug' ist dieser Schuſs bestimmt.
Der König, der ihn nicht so fürchterlich geglaubet,
Bereut nunmehr den Scherz, der ihm sein Auge raubet;
Und schieſst den Pfeil zurück mit dieser Gegenschrift:
Du, Aster, kömmst ans Kreuz, sobald man dich betrifft.

Kaum ward der Friede drauf der frohen Stadt versprochen,
So ward auch Asters Scherz durch seinen Tod gerochen.

HAGEDORN.

Vorausgesetzt nun, daſs sich die vier angegebenen Arten von Materie alle poetisch behandeln lassen, alle an lebhaften Vorstellungen fruchtbar werden können — und das muſs doch seyn, da wir von allen Beispiele gesehen —; so ergeben sich nun viererlei verschiedene Dichtungsarten. Zuerst die *malerische* oder *beschreibende;* zweitens, diejenige welche *Handlung* enthält, und für die wir im Allgemeinen keinen besondern Namen haben; drittens, die *didaktische* oder lehrende; viertens, die *lyrische* Gattung.

Wir haben nun noch zweitens zu fragen: Was für neue Dichtungsarten ergeben sich, wenn wir auf die Art der Behandlung, die *Form*, sehen? — Der eine Unterschied ist, in Ansehung derjenigen Gattung die Handlung enthält, schon angegeben: entweder erzählte nur ein Zeuge; oder die Personen selbst traten auf, zwischen denen die Handlung vorfiel. Um dieses ganz allgemein zu machen, werden wir sagen: das Gedicht ist entweder *fortgehende Rede* Einer Person, oder *Gespräch* zwischen mehrern Personen. Im ersten Falle hat wiederum die Person welche spricht, entweder mit dem Publicum überhaupt zu thun; oder besonders, wie in der poetischen Epistel, mit einer bestimmten andern Person, an die sie die ganze Rede richtet, auf die sie immer vorzüglich Rücksicht nimmt.

Ein andrer Unterschied ist, daß man dem Gedichte entweder die Einrichtung giebt, wie es am bequemsten mit einer andern verschwisterten Kunst, der *Musik*, kann verbunden werden; oder daſs man das nicht thut. Aus der bloſsen Erzählung kann auf diese Art Romanze, aus dem bloſsen Drama Oper werden. Freilich aber muſs man dann die besondere Materie, die man zu so einer Erzählung oder zu so einem Drama nimmt, so auswählen daſs die Verbindung mit der Musik nicht unschicklich sei.

Wir sehen schon, auch die Sache nur ganz leicht überdacht, daſs sich durch die beiden angegebenen Gründe der Eintheilung, Materie und Form, wenn wir die verschiedenen Glieder derselben mit einander verbinden, und hie und da noch etwas nähere Bestimmungen hinzuthun, alle uns bekannte Dichtungsarten werden erklären lassen: Satire, Lied, Epigramm, Cantate, Trauerspiel, Lustspiel, oder wie sie sonst Namen haben. Nur bei zwei Dichtungsarten mögten wir etwa zweifeln können, wo wir sie hinbringen sollten: bei der *Fabel*, und der *Idylle*.

Denn, wenn ohne eine allgemeine Lehre eine Fabel keine Fabel seyn kann, so scheint es ja, daſs sie zur didaktischen Gattung gehöre? Wiederum aber, wenn zu einer jeden Fabel nothwendig erfordert wird, daſs uns darin ein bestimmtes Factum vorgetragen werde; so scheint es ja, daſs sie zu einer ganz andern Gattung zu zählen sei, zu der nehmlich welche beschreibt oder erzählt? Sollten sich denn etwa mehrere Gattungen von Materie auf gewisse Weise verbinden lassen, sodaſs hie und da eine Mittelgattung entstände?

Ferner, die Idylle: wenn in *der* alle Arten von Materie können behandelt, alle

Formen können angebracht werden, wie uns das Geſsner gezeigt hat; so scheint es ja, daſs es noch einen dritten Grund der Eintheilung geben müsse, der von den bisher angeführten verschieden ist? — Wir wollen diese Fragen sogleich zu beantworten suchen, indem wir beide Dichtungsarten nach einander besonders vornehmen.

DRITTES HAUPTSTÜCK.

Von der Fabel.

Fabel heiſst zuweilen die Reihe der hauptsächlichsten Begebenheiten, die in einer Erzählung oder einem Drama zum Grunde liegen. In diesem allgemeinern Sinne nehmen wir das Wort hier nicht, sondern wir reden von der *kleinen äsopischen Fabel:* dergleichen folgende ist.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüſsten ihn mit brüderlichen Küssen,

Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieſs es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder;
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge lang danieder.
Um desto mehr lieſs sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroſs den ganzen Haufen.
Fort, schrieen Alle: fort mit dir!
Du, Narr, willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.
Sei nicht geschickt! man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann Jeder ähnlich ist.
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,

Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn
zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht! bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Gellert.

Wir finden in dieser Fabel folgende Merkmaale: eine nützliche Lebensregel; ein Bild, worin sie uns vorgehalten wird; die Form des Ganzen erzählend; Thiere als menschliche Wesen aufgeführt; und endlich nur Eine Regel und nur Ein Bild. — Welche von diesen Merkmaalen sind der Fabel wesentlich? welche sind zufällig?

Zuerst: Muſs jede Fabel nothwendig eine *Lebensregel* enthalten? Eine Lebensregel wohl eben nicht; denn Folgendes ist ja auch eine Fabel, und führt doch zunächst nur auf eine *Wahrheit*, auf eine Bemerkung.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Äsopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr, als ein Esel?

LESSING.

Vielleicht aber, daſs auch die Wahrheit zur Fabel nicht schlechterdings erforderlich ist; denn man sehe folgendes Stück:

Die Turteltaube und der Wanderer.

Wanderer.

Was machst du da, du kleine Turteltaube?

Taube.

Ich seufze. Mein getreuer Mann
Ward einem Jäger hier zum Raube,
Dem er doch nichts gethan.

Wanderer.

Ei so flieg weg! Wie wenn er wiederkäme
Mit dem Geschütz, das ihm das Leben nahm,
Und gleichfalls dir das Leben nähme?

Taube.

Thut er es nicht, so thut es doch der Gram.

GLEIM.

In diesem Stücke ist freilich das nicht was wir unter Wahrheit verstanden; aber *ist* auch das Stück eine Fabel? Es ist, finden wir, bloſs ein rührendes Geschichtchen, dessen ganzes Verdienst in einer feinen, zärtlichen Empfindung besteht, und das sich in die Sammlung worin wir es antreffen, bloſs scheint verirrt zu haben. Die Wahrheit ist also allerdings wesentlich; und um allen Miſsverstand zu vermeiden, wollen wir uns noch deutlicher ausdrücken, und zur Fabel eine *allgemeine* Wahrheit fordern. — Doch wie, wenn auch dieses noch nicht hinlänglich wäre? Wie, wenn dann auch folgendes Mährchen eine Fabel seyn müſste, was es sicher nicht ist?

Die Ziegen.

Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daſs er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in Zucht halten konnte. Deshalb sagte er zu seiner Mutter, nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter! hier sind eure Ziegen. Ich will lieber eine ganze Kompanie Reuter bewachen, als eine einzige Ziege. — Diese Fabel zeigt, daſs keine Creatur weniger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege.

HOLBERG.

Gesetzt, daſs diese Bemerkung ihre Richtigkeit hätte, und daſs sie sich aus dem Mährchen wirklich ergäbe; wäre darum das Stück eine Fabel? Wir sehen, daſs wir noch eine Bestimmung vergessen haben, und daſs wir nicht bloſs sagen müssen:

müssen: eine allgemeine, sondern auch: eine *moralische* Wahrheit. — Lebensregel braucht zwar die Bemerkung nicht zu seyn; aber doch muſs sie die moralische Seite des Menschen treffen, sie muſs für ihn lehrreich und heilsam werden können.

Zweitens: Muſs uns die Wahrheit nothwendig in einem *Bilde* gegeben werden? Nothwendig! Denn die bloſse Wahrheit, trocken hingeschrieben, wäre nur Sentenz, Maxime, Reflexion, weiter nichts. — Aber sollte auch wohl der unbestimmte Ausdruck: Bild, schon genug sagen?

Merops.

Ich muſs dich doch etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Ist das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn: weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen mögte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

[Ist von *Lessing*.]

Hier haben wir ganz gewiſs ein Bild; aber haben wir eine Fabel? In den vorigen Stücken ward uns das Erdichtete als wirklich geschehen erzählt; hier hingegen giebt man es für nichts als Erdichtung. Dieses, empfinden wir, sollte nicht seyn; die Wirklichkeit ist zur Fabel nothwendig, und wir wollen also statt Bild lieber *Factum* sagen. — Doch gesetzt nun auch, daſs wir dem Merops die Wirklichkeit gäben, und den Uhu für: Ei nicht doch! sagen lieſsen: „Ei ja doch!“ würde das Stück dann zur Fabel? Es bliebe noch immer ein bloſses Gleichniſs, in welches der Dichter durch seinen Witz und

Scharfsinn die Wahrheit erst hineintrüge, anstatt daſs sie von selbst aus dem Factum hervorfallen, sich uns gleichsam freiwillig darbieten sollte. Also auch nicht Factum wollen wir sagen, sondern: ein für wirkliche Geschichte gegebenes *Beispiel.* — Daſs es Handlung sey, ist so nothwendig nicht; denn folgende Fabel ist gewiſs eine echte und gute Fabel, ob sie gleich nur eine bloſse Folge von Begebenheiten enthält, die der Dichter unter Einen Gesichtspunct sammelt.

Der Hirsch, der sich im Wasser besieht.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Im Spiegel einer klaren Quelle.
Wie schön es steht! sprach er. Recht auf derselben Stelle
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz! so frei!
Vollkommen ist mein ganzer Leib; — allein

Die Beine sind es nicht, die sollten stärker seyn.
Indem er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Merkt auf, sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erschrickt und flieht davon. Nun aber hilft ihm nicht
Sein kronentragend Haupt, dem nahen Tod entfliehn.
Nicht sein vollkommner Leib, die Füſse retten ihn.
Sie reiſsen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch flaches Feld, und fliehen in den Wald.
Da aber halten ihn, im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reiſst sich los, er flucht darauf,
Lobt seine Beine nun; und lernet noch im Fliehn
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn.

GLEIM.

Drittens: Muſs eine jede Fabel nothwendig in *erzählender* Form seyn? Man sehe hier gleich eine in dialogischer Form.

Die Katze; die alte Maus; die junge Maus.

Katze.

Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daſs ich dich nur küsse.

Alte Maus.

Ich rathe dirs, Kind, gehe nicht!

Katze.

So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh — —

Alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Katze.

Auch dieses Zuckerbrot und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kömmst.

Junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laſs mich gehn!

Alte Maus.

Kind, sag' ich, gehe nicht!

Junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Katze.

Komm, kleines Närrchen, komm! —

Junge Maus.

Ach Mutter, hilf! Ach weh!
Sie würgt mich. Ach die Garstige!

Alte Maus.

Nun ists zu spät, nun dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läſst, hat Hülfe nicht zu hoffen.

WILLAMOV.

Viertens: Müssen die Personen, die in der Fabel auftreten, nothwendig *Thiere* seyn? Wir finden, daſs die Dichter auch andere Wesen: Bäume, Pflanzen, Steine, selbst menschliche Kunstwerke, nehmen, und sie, ihrer Absicht gemäſs, zu vernünftigen und moralischen Wesen erhöhen.

Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaums lieſs sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daſs er alle andere Bäume gegen sich verachtete. Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süſsigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen.

Lessing.

Der Demant und der Bergkrystall.

Ein heller Bergkrystall, und roher Diamant,
Die ein verfolgter Dieb verloren,
Geriethen auf ein Häufchen Sand,
Und warteten, für wen das Schicksal sie erkoren.
Der Demant war getrost. Ich denke, sprach er, hier
Gewiſs nicht allmalt zu werden;
Ich habe meinen Werth in mir:
Der erste, der mich sieht, der nimmt mich von der Erden.
Ja, sagte der Krystall, den Werth räum' ich dir ein,

Allein dabei befürcht' ich immer,
Du werdest niemand sichtbar seyn;
Denn, unter uns geredt, es fehlt dir noch der Schimmer.
Jetzt fiel der Bergkrystall schon einem ins Gesicht,
Der ihn mit Sorgfalt zu sich steckte;
Den guten Demant sah er nicht,
Den kurz darauf der Sand bedeckte.
Der Weltmann steigt empor und der Pedant bleibt sitzen.
Die Sitten können mehr, als die Gelahrtheit nützen.

LICHTWEHR.

Doch warum sollten es auch immer nur Wesen seyn, die der Dichter erst zu *vernünftigen* macht? Warum nicht auch solche, die es *schon* sind? Oder warum nicht auch dann und wann *höhere* Wesen der Phantasie?

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muſs einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straſse finden,

Und jener hofft schon freudenvoll,
Daſs ihn der Andre leiten soll.
Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daſs du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.
Entschlieſse dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuſs mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.
Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

GELLERT.

Minerva.

Laſs sie doch, Freund, laſs sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen,

> und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft groſser Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.
>
> Lessing.

Sonderbar aber scheint es doch, daſs die Fabulisten Thiere, Bäume u. s. w. genommen haben. Warum nicht gleich lieber Menschen? — Vielleicht deswegen nicht, weil bei Erzählungen aus der menschlichen Welt sich sogleich unsre Leidenschaften mit ins Spiel mischen und die Überzeugung von der Wahrheit verhindern. Und dann ist auch das ein sehr groſser Vortheil, daſs die Charaktere und Verhältnisse, auf die der Dichter seine Erzählung gründet, in der thierischen Welt schon bestimmt und Jedermann bekannt sind, ohnedaſs er sie erst lange schildern dürfte. Diese Welt giebt ihm lebhaftere, deutlicher abstechende Bilder, die weniger Verwirrung und Miſsdeutung erlauben.

Fünftens: Muſs es immer nur *Eine* Wahrheit seyn, die der Dichter lehrt, und *nur Ein* Beispiel, wodurch er sie lehrt? Wir finden Fabeln, worin zwei Beispiele aufgestellt werden, die aber beide nur auf Eine Wahrheit führen. Diese heiſsen, zum Unterschiede von den einfachen, zusammengesetzte Fabeln. Der Dichter hat uns, wie dort Nathan den David, durch den erdichteten Fall schon zur Überzeugung gebracht, ehe er den wirklichen dagegen hält, bei dem uns vielleicht Leidenschaft und Interesse nicht so leicht zur Überzeugung hätten kommen lassen. Oder er will auch die Moral nicht so ganz trocken hinschreiben, und macht also zu dem Bilde ein Gegenbild, welches die nähere Anwendung auf den Menschen enthält.

Die Krähe.

Als eine Kräh' einst ihr Gefieder
Mit Pfauenfedern ausgeschmückt,
Besah sie sich, von sich entzückt,
Und hieſs die Pfauen ihre Brüder,
Und mischte stolz in ihre Schaar sich ein,
Und glaubte schon der Juno Pfau zu seyn.
Die Pfauen sahen dies, beraubten ihr Gefieder
Des Schmucks, den sie geborgt, und mit ihm aller Pracht.
Der kaum gewordne Pfau ward eine Krähe wieder,
Und selbst von Schwalben ausgelacht.

Als einst ein Reimer seine Lieder
Mit fremder Kühnheit ausgeschmückt,
Besang er sich, von sich entzückt,
Und hieſs die Dichter seine Brüder;
Er drängte stolz in ihre Zunft sich ein,
Und dünkte sich ein Haller schon zu seyn.
Die Dichter sahen dies, beraubten seine Lieder
Des Witzes, den er stahl. Wo war nun seine Pracht?
Der neue Haller ward ein seichter Reimer wieder,
Und selbst von Dunsen ausgelacht.

J. Ad. Schlegel.

So lassen sich auch unter den Fabeln „in *Burcard Waldis* Manier" die beiden Elstern und der alte Spanier als Eine Fabel betrachten; denn die letztere ist nur die Anwendung der erstern.

Was die Wahrheit betrifft, so giebt es wohl wenig Fabeln, bei welchen man nicht, während der Erzählung, zu mehr als einer Betrachtung einen Übergang fände, und weitschweifige Erzähler pflegen dergleichen auch gern nebenher anzubringen. Aber aus der ganzen Fabel muſs sich denn doch zunächst nur Eine Wahrheit ergeben, oder die Fabel ist unausbleiblich schlecht. Man sieht dies an einigen Stücken beim Holberg. Unmöglich kann auch ein Beispiel, das zu einer ganzen Menge Wahrheiten gleich gut paſst, zu irgend einer vollkommen passen.

Wenn wir nun die wesentlichen Merkmaale, sowie wir sie hier näher bestimmt haben, von den zufälligen absondern; was bleibt uns da zur Erklärung der Fabel übrig? Nur Folgendes: Eine moralische Wahrheit, und ein als wirkliches Factum gegebenes Beispiel zu dieser Wahrheit. Die Wahrheit, sehen wir, ist der Zweck, die Seele der Fabel. Auf die Geschichte, als Geschichte, kömmts dem Dichter nicht an, sondern bloſs als auf Beispiel, als auf poetisches Mittel, die Erkenntniſs der Wahrheit anschauend zu machen. Daher bricht er denn auch die Erzählung ab, wenn sie gleich an sich selbst noch nicht geendigt ist, sobald er sich bei der abgezweckten Wahrheit befindet. — Ohne Zweifel ist also die Fabel ein *didaktisches* Gedicht: die Wahrheit ist die eigentliche Materie, die der Dichter behandelt; er *verbindet* sie nur mit einer andern Gattung von Materie, die er als Form gebraucht, in welcher er jene vorträgt. — Wenn wir Acht geben, so werden wir vielleicht der Beispiele von solchen Mischungen der verschiedenen Dichtungsarten noch mehrere finden.

Mit den hier gegebenen Begriffen beurtheile man nun folgende Stücke, ob es wahre Fabeln sind oder nicht?

Momus und Asträa.

Dort, als des Titus Königsstab
Das Glück der goldnen Zeit den Römern wiedergab,
Sprach Momus höhnisch zu Asträen:
Du trägst dein Schwert wohl nur zur Pracht?
Der Kaiser läſst dich müſsig stehen;
Er herrscht mit Gnade, nicht mit Macht.
Thor! rief die Göttinn aus, der du nicht weiter siehst!
Mein Schwert mag müssig seyn, wenn es nur schrecklich ist.

Eberlein.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten ſand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreiſsende Larve eines Schauſpielers. Welch ein Kopf! ſagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers geweſen ſeyn?

Dieſer Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unſchuldigſten unſerer Sinne.

Lessing.

Wir haben den Begriff der Fabel feſtgeſetzt, und müſſen nun noch von ihren Regeln reden. An einer jeden Fabel iſt dreierlei zu bemerken: die allgemeine moraliſche Wahrheit; die Geſchichte, in welcher ſie liegt; und das Verhältniſs der Geſchichte zur Wahrheit. Für jedes dieſer Stücke giebt es beſondere Regeln, die ſich leicht werden erkennen laſſen.

Zuerſt für die *Wahrheit:* Die Fabel iſt ſchlecht, wenn das was ſie lehrt, nicht wirk-

wirkliche Wahrheit ist. Man beurtheile hienach folgendes Stück:

Der Zuhörer und der Lautenschläger.

Zuhörer.

Du hast auch nur sehr liederlich gespielt.
Willst oder kannst du es nicht besser machen?

Lautenschläger.

Um dir nur einen Zeitvertreib zu machen,
Hab' ich schon gut genug gespielt.

WILLAMOV.

Also dürfen Künstler schlecht arbeiten, weil sie nur zu unserm Vergnügen arbeiten? Die Lehre ist offenbar falsch.

Die Fabel hat, wenn das übrige gleich ist, um desto mehr Werth, je eine wichtigere und interessantere Wahrheit sie uns vorhält. Darum ist unter den drei folgenden Fabeln die erste die unbedeutendste, die dritte die vortrefflichste.

Der junge Hase und der Esel.

Ein junges Häschen, das, incognito, ein Schwager
Von manchem alten Rammler war,
Fuhr wählig, lustig, wandelbar,
Wie Meister Proteus, aus dem Lager,
Und schnitt der Männchen vielerlei.
Ein alter Esel, der vorbei
Mit leerem Sacke zog, plump, stoisch, krumm und mager,
Und kurz, dafür bekannt, daſs er ein Esel sei;
Der sah, mit weidlich ausgehöhltem Lachen,
Dem Männchenmacher zu, und hatt' auf einmal Lust
Die schönen Künste nachzumachen.
Er bäumte seinen Schwanz, er warf sich in die Brust,
Er spitzte seine langen breiten Ohren,
Er schrie, er wälzte sich, er stieſs.
Doch Schade nur, er war zum Esel bloſs geboren;
Und was dem jungen Herrn zur Noth noch artig lieſs,
Das kleidete den Hans mit langen Ohren
So dumm, so dumm! — ich weiſs nicht, wie?

Ein Stutzer wird als Stutzer schon geboren;
Durch Kunst und Lernen wird mans nie!

Ein Ungenannter.

Der Wiedehopf und die Nachtigall.

Ein Wiedehopf pries sich
Und sein gekröntes Haupt
Der Nachtigall. — Mein Weibchen, sprach er, glaubt,
Du seist recht häßlich gegen mich.
Das könnte seyn, erwiederte
Die Nachtigall, und flog auf eine Höh',
Und sang.
Und alle Wandrer blieben stehn,
Und sagten: Wie singt sie so schön!
Ei, welch ein Klang!
Der Wiedehopf hört' es, flog hin und her;
Doch keiner sprach: Wie schön ist er!
Denn für die kleine Philomele
War alles Ohr.
Man zieht gemeiniglich doch eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

Gleim.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermiſste Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttinn: Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttinn! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttinn.

Ich ärmste! so sprach es. Ich habe itzt weder Wolle noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daſs er mich ihm opfere!

Indem drang, mit des Hirten Gebet, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein ſüſser Geruch, durch die Wolken. Und itzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

LESSING.

Welche vortreffliche Lehre, daſs die Aufopferung unsrer selbst der Gottheit das angenehmste Geschenk ist, und ein Geschenk, welches auch der Ärmste und Schwächste in seiner Gewalt hat!

Zweitens für die *Geschichte:* Sie muſs nichts enthalten, was ein feines Gefühl beleidigt. Der gröſste Fehler eines Gedichts, welches zur Verbesserung der Sitten bestimmt ist, wäre wohl Unsittlichkeit; aber auch das Ekelhafte, das Schmutzige, das zu Possierliche und Pöbelhafte muſs der Dichter zu vermeiden suchen. Wer kann es ausstehn, wenn Hagedorn eine Fabel anfängt:

> Ein Esel schleppt sich aus dem Luder —?

oder wenn Holberg den Storch mit langem Schnabel zum Hofchirurgus macht, der dem Leoparden Klystiere beibringt? oder wenn der obige Ungenannte erzählt:

> Auf einer von den Felsenspitzen
> Des Tartarus sah ich den Krittler Rappus sitzen,

In Pech und Schwefel halb verkappt!
Und vor ihm stand ein Stück von Kannibalen;
Der schlug ein Loch in seine Stirn,
Und fraſs ihm das Gehirn
So rein heraus, als aus den Schalen
Ein Domherr baſs die ersten Austern friſst.

Eine zweite Hauptregel für die Geschichte ist Wahrscheinlichkeit. Ohne diese verfehlt die Fabel ganz ihres Endzwecks; denn der Verstand nimmt schlechterdings nichts Widersprechendes und Ungegründetes an. Vor allen Dingen muſs also der Dichter nichts vortragen, was mit seinen eigenen Voraussetzungen der Charaktere, der Verhältnisse, der Zeit, des Orts, einen innern Widerspruch macht. Aber auch das was er voraussetzt, muſs nicht den einmal festgesetzten Begriffen, die wir von den Dingen haben, zuwiderlaufen. Man beurtheile hienach die obige Fabel von Holberg: die Ziegen. Oder auch die achtundzwanzigste Fabel eben dieses Schriftstellers.

Doch bloſse Möglichkeit ist zur Wahrscheinlichkeit noch nicht hinlänglich; man will auch von der Wahl der Personen, und von allem und jedem was ist und geschieht, zulänglichen Grund sehn. Und dann erst, wenn nichts ohne Ursache da ist, wenn Alles in vollkommener Harmonie steht, wenn, wie Batteux sehr wohl sagt, Zeit, Gelegenheit, Ort, Zustand und Charakter der Personen die Handlung hervorgebracht zu haben scheinen; dann erst überlassen wir uns dem Vergnügen der Täuschung, und nehmen willig den Eindruck an, den das Werk auf uns machen sollte. Feinere Fehler wider diese Regel sind in den obigen Fabeln schon da gewesen.

Wenn nun aber in den meisten Fabeln

Thiere, in einigen selbst Bäume u. s. w. reden, wenn sie oft mit menschlicher Geschicklichkeit Anschläge schmieden, wenn sie zuweilen in menschlichen Verbindungen, als Richter, Kläger, Könige erscheinen; sündigen da nicht viele und die meisten Fabeln wider die Wahrscheinlichkeit? — Wir sehen, daſs es nur gewisse Voraussetzungen seyn müssen, die dem Dichter nicht erlaubt sind, und daſs es andere geben müsse, die ihm sehr wohl erlaubt sind. Wie unterscheiden wir nun diese Voraussetzungen? — So viel sehn wir sogleich, daſs alle Freiheiten die sich der Dichter nimmt, nur die innern moralischen Eigenschaften betreffen; die äuſserlichen läſst er so wie er sie findet. Was erlauben wir ihm nun in Ansehung dieser moralischen Eigenschaften? Daſs er den Thieren die entgegengesetzten von denen gebe, die wir an ihnen kennen? Durchaus nicht! Er darf uns weder den Fuchs als dumm, noch den Esel als klug, noch den Löwen als zaghaft, noch den Hasen als tapfer zeigen. Wenn er aber Wesen einführt, die eigentlich gar keine moralische Eigenschaften haben; erlauben wir ihm da, daſs er ihnen dergleichen gebe? Sehr gern! Nur zeige er uns den Dornbusch nicht als gütig, die Eiche nicht als kriechend und schmeichelhaft; lieber jenen als hämisch, und diese als trotzig, als stolz. Warum aber das? Offenbar, weil die äuſsern sinnlichen Eigenschaften dieser Dinge gerade auf solche und keine andere moralische führen; weil zwischen beiderlei Eigenschaften eine gewisse Analogie herrscht, deren Vernachlässigung eine Art von Widerspruch seyn würde. Wenn nun aber die eingeführten

Wesen schon gewisse moralische Eigenschaften besitzen, darf der Dichter dann diese Eigenschaften in einem höhern Grade annehmen? Allerdings! Aber nur in keinem höhern, als es sich mit dem ganzen Charakter verträgt. Der Esel hat, wie alle Thiere, ein sinnliches Erkenntniſsvermögen: dieses erhöhe man, wenn man will, zur Vernunft; aber, auch mit seiner Vernunft, bleibe der Esel noch Esel.

Das eigentliche Interesse der Fabel liegt, wie wir ausgemacht haben, in der Wahrheit; und die höchste Vollkommenheit der Erdichtung wird also die seyn, die sie als Beispiel zur Wahrheit hat. Wenn nun aber in dieser Absicht zwei Erdichtungen ungefähr gleichen Werth hätten; sollte da nicht die schönere, interessantere Erfindung auch die schönere interessantere Fabel geben? — Wer daran zweifeln wollte, der vergleiche folgende Stücke, in welchen beiden einerlei Wahrheit gelehrt wird.

Das Gelübde.

Nichts pflegt der Rachbegier an Thorheit gleich zu seyn.
Ein Mann, der unverhofft sein feistes Kalb vermiſste,
Schwur, wenn er seinen Dieb nur zu entdecken wüſste,
So wollt' er einen Bock dem Pan zum Opfer weihn.

Sein Wunsch ward ihm gewährt. Es kam ein Pantherthier;
Das gafft' und bleckt' ihn an, und droht' ihn zu verschlingen.
Da seufzt' er: Ich will gern mein Opfer zehnfach bringen;
Nur treib, o starker Pan! den nahen Feind von hier!

Betrogne Sterbliche, wer kennt sein wahres Wohl,
So oft Gelübd' und Wunsch den Rath der Allmacht störet?

Wenn uns des Himmels Zorn zu unsrer Straf' erhöret,
So lernt man allererst, warum man bitten soll.

HAGEDORN.

Zevs und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zevs: man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heiſst mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiednes an mir zu bessern seyn? —

Und was meinst du denn, daſs an dir zu bessern sei? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reuter auflegt.

Gut, versetzte Zevs, gedulde dich einen Augenblick! Zevs, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häſsliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zevs; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffne Sattel! Willst du, Pferd, daſs ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zevs fort; diesesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zevs warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern!

Lessing.

Drittens für das *Verhältniſs* der Geschichte zur Wahrheit: die Wahrheit sei nicht nur überhaupt in der Geschichte enthalten, sondern auch klar und richtig darin enthalten. Diese Regel flieſst unmittelbar aus dem Wesen der Fabel; sie betrifft den Zweck zu welchem die ganze Erdichtung da ist. Welche von den ſolgenden Lichtwehrschen Fabeln ist hienach die schönste?

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hob an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König;
Dergleichen Nester giebt es wenig.
Kaum stand das Nest, so wards verheert,
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daſs unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche!
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal davon zu ziehn.

Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt.
Hier lebt er noch, und lebt vergnügt.

Der Fuchs und der Adler.

Es lebt' aus Reinekens Geschlechte
Ein jung' und eitler Abkömmling,
Der oft mit mehrerm Glück als Rechte
Der schnellen Hunde Spur entging.

Da lag er nun vor seinem Loche,
Und lachte bei sich der Gefahr,
Der er noch in vergangner Woche
Durch einen Sprung entronnen war.

Sagt, rief er, Höfe, Wiesen, Ställe,
Ihr Zeugen meiner Tapferkeit!
Wer stiehlt, wie ich? Wer sieht so helle?
Wer läuft so schnell? Wer riecht so weit?

Vertieft in solchen Wunderdingen,
Bemerkt' er eines Adlers Flug,
Wie ihn mit ausgestreckten Schwingen
Das stille Meer der Lüfte trug.

O könnt' ich fliegen, wie die Vögel!
Den Neid, erseufzt er, macht' ich stumm,
Euch aber kahl, ihr Bauerflegel;
Mit Lust gäb' ich ein Ohr darum.

Itzt legt ein Schuſs den Adler nieder.
Der Fuchs nimmt es mit Schrecken wahr;
Zu fliegen wünscht er nimmer wieder.

Je höher Stand, je mehr Gefahr.

Liegt dieser Satz wirklich in der Fabel? Oder, mögte ich fragen, liegt irgend

ein

ein Satz in ihr, wie sie da ist? Bei einer andern Bearbeitung hätte vielleicht eine nützliche Wahrheit hineingebracht werden können; diese nehmlich: daſs man beim aufmerksamen Gebrauch geringerer Vortheile sich besser befinde, als beim nachläſsigen Gebrauche der gröſsern.

Damit aber die Wahrheit aus der Geschichte deutlich hervorscheine: so muſs man besonders auf die Einheit der Fabel sehen. Und diese Einheit wird durch den Zweck der Fabel, durch die Eine Wahrheit bestimmt. Alles Fremde, nicht Hingehörige muſs vermieden werden; alle einzelnen Theile müssen zur Erreichung des Zweckes mitwirken; alle müssen so gestellt und verbunden seyn, daſs der wahre Gesichtspunct, aus welchem man die Geschichte ansehen soll, niemal verrückt werde. — Ist die Fabel zusammengesetzt, so müssen Bild und Gegenbild in der genauesten Übereinstimmung stehen. Vielleicht fehlt diese genaueste Übereinstimmung in folgender kleinen Fabel.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaſs sich, mit einem Jagdpferde in die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. — Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat: ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuſs, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte. Ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen.

Lessing.

In die Kritik des Einzelnen wollen wir uns nicht einlassen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Man lese die sämmtlichen angeführten Stücke noch einmal, und beantworte sich im Lesen folgende Fragen: Hat der Dichter nie zu weit ausgeholt? nie die Erzählung mit unnützen Umständen erweitert? hat er sie nie mit falschem Schmuck überladen? Hat er überall den kürzesten, treffendsten, eigentlichsten Ausdruck gewählt? Ist seine Sprache nirgend zu kostbar? oder zu niedrig? zu poetisch, oder zu matt? Hat er den Charakter getroffen? Ist er nirgend durch Zweideutigkeiten, oder durch unrichtige Verbindungen, oder durch verwickelte Wortfügungen dunkel geworden? — Am besten thut man, wenn man sich in der Kritik üben will, man nehme den *Lichtwehr* zur Hand.

Statt hier Beispiele von Fehlern zu häufen, die man nur allzuhäufig antrifft, wollen wir lieber noch eine kleine Auswahl von vortrefflichen Stücken aus unsern besten Fabeldichtern machen.

Der Affe.

Els mals ein Affe kam gerant,
Da er viel guoter nuisse fand;
Die het er geessen gerne.
*Im was geseit *), der kerne*
Wer sueſslich unde guot,
*Besweret **) was sien tumber muot,*
Da er die bitterkeit bevand
*Der praetschen ***), und darnach ze hand*
Begreiff der schalen hertikeit.
Von nuissen ist mir viel geseit,
Sprach er, das ist mir nit wohl kunt;
*Sie hand verhönet ****) mir den mund.*
*Hin warf er uf derselben vart *****)*
Die nuss, der kerne im nit wart.
Demselben Affen sint gelich,
*Sie sigent iung, alt, arm, ald ******) rich,*

*) gesagt. **) betrübt. ***) grüne Schalen. ****) verdorben. *****) Weg. ******) oder.

*Die dur *) kurze bitterkeit*
Verschmachent lange sueſsigkeit.

Boners Fabeln
aus den Zeiten der Minnesinger.

Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache.
Da kömmt ein Fuchs mit schnellem Schritt,
Und ruft: O krähe, Freund! nun ich dich fröhlich mache;
Ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf; man ist der Zwietracht müde.
In unserm Reich ist Ruh und Friede!
Ich selber trag' ihn dir von allen Füchsen an.
O Freund, komm bald herab, daſs ich dich herzen kann!
Wie gucket du so herum? — Greif, Halt und Bellart kommen,
Die Hunde, die du kennst: versetzt der alte Hahn;
Und als der Fuchs entläuft: Was, fragt er, ſicht dich an?

---

*) wegen, um — willen.

Nichts, Bruder! spricht der Fuchs: der Streit
ist abgethan;
Allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.

HAGEDORN.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben die ihm Thale spielten,
Die spielten fort, und hörten nicht.
Indem lieſs sich der Kukuk lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten, ihm zu
Ehren,
Das schöne Kukuk zehnmal nach. —
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall' ich recht ins Ohr.
Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied; sie gingen stolz
vorbei.

Nun sang die Meisterinn der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodei.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder:
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läſst vergnügte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall: da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.

GELLERT.

Zevs und das Schaf.

Das Schaf muſste von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zevs, und bat, sein Elend zu mindern.

Zevs schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzuwehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füſse mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reiſsenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zevs fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset.

Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stöſsig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zevs, muſst du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, fürchten sollen.

Müſst' ich das? seufzte das Schaf. O so laſs mich, gütiger Vater! wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zevs segnete das fromme Schaf, und es vergaſs von Stund an, zu klagen.

LESSING.

Die Berathschlagung der Pferde.

Ha! sprach ein junger Hengst: wir Sklaven sind es werth,
Daſs wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei seyn will? O wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei,
Und tapfer. In die Sklaverei
Bog da noch keiner seinen Nacken,
Englander nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt.
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie gras'ten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir? —
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten, wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan;
Dem Menschen! — Brüder! seht es an,
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prachtigen Geschopfen nicht zum Herrn.

Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wann er stampft?
Sieht man, daſs seine Nase dampft?
Ist er groſsmüthiger, als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn; wir fürchten seine Macht;
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine Schlacht.
Er siegt, und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeſs, die er gewann,
War unser Werk; wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreiſset, Brüder, euch der niedern Sklaverei!
Entreiſset euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht ists doch, wenn wir
Nur einig sind! Was meinet Ihr?

Er ſchwieg. Ein wüthendes Geſchrei,
Ein wilder Lärm entſtand, und jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Neſtor ſprach: Wahr iſt es, die Natur
Gab uns die prächtige Geſtalt,
Die keiner hat, als wir; auch gab ſie uns Gewalt
In unſern Huf: jedoch aus milder Hand
Bekam der Menſch Verſtand.
Wer bauete den Stall, worin wir ſicher ſind
Vor Tiger und vor Wolf, vor Regen, Froſt und Wind?
Wer macht, daſs wir auch dann dem Hunger widerſtehn,
Wenn wir der Auen Grün mit Jammer ſterben ſehn?
Wenn Eis vom Himmel fällt, und alles wüſt und todt
Auf allen Fluren iſt? Wer wendet alle Noth
Und allen Kummer dann von unſern Krippen ab?
Der Menſch, der gute Menſch, den uns der Himmel gab.

Er streuet Haber aus und ärntet siebenfach;
Er trocknet süſses Gras und bringt es unters Dach.
Zwar helfen wir dabei; doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst: er macht uns täglich satt
Mit Speisen und Getränk, und wann er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit.
Wir dienen ihm; er uns: wir leben mit einander;
Sind mit einander frei. Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander
Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,
Wie jener auf dem Thron. Und kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu ärnten war, so war er auch ein Held;
Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die Welt,
Und theileten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?

Er läg' in tiefe Nacht begraben,
Das edle Thier!

Niemal besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem der ihr Worthalter war,
Begaben flugs sich wieder nach dem Stalle.

Gleim.

VIERTES HAUPTSTÜCK.

Von der Idylle.

Die Idylle, haben wir schon gesagt, steht den oben angeführten Dichtungsarten so wenig entgegen, daſs sie vielmehr alle mit in sich begreift. Wir haben in ihr beschreibende, lyrische, erzählende, dramatische Stücke. Wenn wir sie also erklären wollen, so müssen wir einen neuen Grund der Eintheilung suchen. Und wie finden wir diesen?

Der deutsche Namen *Hirtengedicht* hilft uns sogleich auf die Spur: denn er zeigt uns, daſs es nur ein gewisser Cirkel von Menschen seyn muſs, worauf der Dichter sich einschränkt. Der gesuchte Eintheilungsgrund wird also die *besondere Welt* seyn, woraus der Dichter seine Materie hernimmt, worin allein er die Gegenstände aufsucht, die er beschreiben, die Begebenheiten und Handlungen, die er erzählen, die Empfindungen und Leidenschaften, die er ausdrücken will *).

---

*) In dem Namenverzeichnisse der verschiedenen Dichtungsarten, das überhaupt sehr mangelhaft ist, findet man keine andere, die der Idylle eigentlich entgegengesetzt wäre. Aber wenn man unsern Eintheilungsgrund auch nicht gebraucht hat, mehrere Gattungen des Gedichts überhaupt anzugeben, so hat man ihn wenigstens angewandt, von andern Gattungen mehrere Unterarten zu bilden. So hat man z. B. das Trauerspiel vom Lustspiele so unterschieden: daſs jenes seinen Stoff aus dem Leben der Könige und Helden; dieses den seinigen aus dem Privatleben nimmt. Ob man den Unterschied hiemit richtig bestimmt habe? ist eine andere Frage.

Wird uns denn aber diese besondere Welt des Idyllendichters durch den Namen Hirtengedicht schon bestimmt genug angegeben? Sind wirklich seine Personen nur Hirten? seine Scenen nur Fluren und Wiesen? — Wir finden auch Jäger, die Wälder und Gebirge bewohnen; auch Fischer, die ihren Aufenthalt an Strömen oder dem Gestade des Meers haben. Man sehe hier gleich eine vortreffliche Fischeridylle von unserm *Kleist:*

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn, im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, das ringsum den Strand
Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
O wie schön
Ist itzt die Gegend! sagt' entzückt

Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flistert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer! und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt! —
O was für Anmuth haucht anitzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur! —

Ja, sagt' Irin: sie macht uns froh
Und glücklich! Und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!

Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O bleib der Tugend immer treu!
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam.
Erheb zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl lieber Schand und Tod,
Eh du in Bosheit willigest!
Ehr', Überfluſs, und Pracht, ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil. —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah;
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach

Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft:
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft;
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daſs zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch Eine See auf mich herab. —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör,
Mit rothen Augen, sahe bald
Aus einer Höhl', im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach;

Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein,
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag, und Morgen, seyn. —
O Sohn! sei fromm und tugendhaft!
So wirst du glücklich seyn, wie ich;
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins, und sprach: Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See; sie ruderten
Gemach der Heimat wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemal kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel

Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Was ist denn aber das, worin alle diese verschiedenen Menschen, Hirten, Jäger, Fischer u. s. w. zusammenkommen? Was macht sie für den Dichter zu Einer Welt; und was hat diese Welt, das der ganzen Dichtungsart ihre eigene Farbe, ihren unterscheidenden Ton giebt? — Soviel ist ausgemacht, daſs uns der Idyllendichter nie in Städte und Palläste, sondern in einfältige Hütten, oder in die freie und offene Natur führt. Wie also, wenn wir alle die verschiedenen Personen der Idylle unter dem allgemeinen Namen *Landvolk* sammelten?

Aber *das* Landvolk das unsere Städte umgiebt, ist doch auch Landvolk; und wie verschieden gleichwohl von dem, das die Idylle schildert! Wir werden zu dem Begriffe noch Bestimmungen hinzuthun müssen; und welches sind diese Bestimmungen?

Das Erste, was uns hier einfallen kann, ist wohl dies: daſs wir uns bei dem Idyllendichter in einem weit glücklichern Klima, unter einem immer heitern, lachenden Himmel befinden; und dann: daſs die Menschen, die hier auftreten, äuſserst glückliche, gute und unschuldige Menschen sind. — In der That finden wir diese Merkmaale in den meisten Idyllen; aber finden wir sie denn in allen? und müssen wir sie nothwendig finden?

Daſs der Himmel wenigstens nicht immer lachend und heiter sei, sahen wir schon in der obigen Idylle von Kleist; und daſs überhaupt das Klima nicht nothwendig das mildeste, die Gegend nicht durchaus ein Arkadien seyn dürfe: sehen wir aus andern sehr vortrefflichen Stücken bei unserm Geſsner. In seiner Idylle Daphnis schildert er eine Wintergegend.

> Die Gegend ist öde: die Heerden ruhen eingeschlossen im wärmenden Stroh; nur selten sieht man den Fuſstritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte führt, das sein Hirt im nahen Hain gefällt hat; die Vögel haben die Gebüsche verlassen: nur die einsame Meise singet ihr Lied; nur der kleine Zaunschlüpfer hüpfet umher, und der braune Sperling kommt freundlich zu der Hütte und picket die hingestreuten Körner. —

Ja, warum sollte es nicht möglich seyn, daſs ein Dichter in die rauhesten und unfruchtbarsten Gegenden, in Lappland und Grönland hineinginge, wenn gleich hier die Idylle von ihrem Reize ein Groſses verlieren müſste? — Würden wir es denn so fremde finden, wenn das Lied eines

Lappländers von Kleist, statt unter seinen andern Liedern zu stehn, unter seinen Idyllen stände?

Was die Glückseligkeit des äuſsern Zustandes betrifft, so finden wir auch da groſse Ausnahmen bei unserm Geſsner. Es sind nicht bloſs die süſsen Qualen der Liebe, die seine Personen fühlen; er zeigt sie auch manchen Leiden der Menschheit, den Schmerzen, den Krankheiten, dem Tode unterworfen. Nur ein ganz kleines Beispiel aus der Idylle: Daphnis und Chloe.

> Ach unser Vater! Fünf Tage sinds nun, seit er uns beide auf seinem Schooſse hielt und weinte. — Wie er uns auf die Erde stellte, wie er erblaſste! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder! Mir ist übel, sehr übel; und da wankt' er zu seinem Bette; seitdem ist er krank. —

Ja sogar das Elend der Armuth hat

uns dieser Dichter in mehr als einem Stücke, obgleich nicht hülflos, geschildert. Wie z. B. im Daphnis:

> Ach! ich Armer! sagte der Mann: ich wäre nicht unglücklich, wenn es dieses Kind nicht wäre, das hier neben mir im Grase spielt. —— Ich wohnte dort auf dem Berg; diesen Frühling standen meine Bäume voll Blüthen, und die Pflanzen meines Gartens wuchsen schön empor; da kam ein Regenguſs, und ein Strom von gesammeltem Wasser nahm mir meine Hütte und meine Bäume und meinen Garten weg, und wälzte Schlamm und Felsenstücke hin, wo die Hoffnung meiner Erhaltung blühte. —

Endlich, was den Charakter betrifft: sind die Menschen des Idyllendichters lauter so fromme, unschuldige, wohlthätige Menschen? — Wenn der Tod Abels von Geſsner nichts als Hirtenepopöe ist, so können in dieser Welt auch wilde feindselige Charaktere vorkommen; und wenn sein Daphnis nichts als Hirtenroman ist, so kann es auch neidische und niederträchtige Seelen darin geben. Denn jenes ist Kain, der seinen Bruder ermordet; und dieses Lamon, der das Glück zweier Liebenden durch seine Verläumdung so gern stören mögte.

Wir erkennen also, daſs weder die Glückseligkeit des äuſsern Zustandes, noch die vollkommne Güte des sittlichen Charakters ein sichres Unterscheidungszeichen dieses Landvolks von dem unsrigen sei. Noch deutlicher würde dieses erhellen, wenn sich ein Landmann in den allervortheilhaftesten Umständen, und von einer höchstedlen, selbst erhabenen Denkungsart schildern lieſse, ohne daſs er darum ein Gegenstand für die Idylle wäre. Ein Beispiel von so einer Schilderung müſste erwünscht für uns seyn: denn wir würden da nicht leicht mehr Gefahr laufen, zufällige Unterschiede für wesentlich anzusehen; die Gegenstände wären einander schon zu nahe gebracht, schon zu übereinstimmend, als daſs nicht jede noch übrige Verschiedenheit uns auf den rechten Weg führen sollte. Glücklicher Weise finden wir so einen ländlichen Charakter bei unserm Gellert.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach *er*, und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' Er sie treulich an!
Er sieht, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dies laſs' *Er* sie fein fleiſsig treiben;

Und präg' Er ihnen ja das Christenthum wohl ein!
Ich kanns Ihm nicht so recht beschreiben;
Allein Er wird mich wohl verstehn:
Ich mögte sie gern klug und ehrlich sehn;
Dies macht bei aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön.
Erfüll' Er also meine Bitten!
Hier geb' ich Ihm zwei Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu Seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den gröſsten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für groſse Männer haben!
Wohl Mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' itzt, verdient, als Staatsmann seinen Orden;
Wohl Mancher, der, bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,

Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein gröſsrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbei. Herr! sprach der gute Bauer:
Was soll für Seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreiſsig Thaler.“ — Nein,
Nein! fiel der Alte hitzig ein:
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Groſsknecht, der mir pflügt,
Beinah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen Ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben,

Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müſst' ein Gut verpfänden;
Auch das! Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daſs sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.

Was in dieser Erzählung einem Jeden, als nicht-idyllenmäſsig, auffallen muſs, sind folgende Züge: Der Unterschied mehrerer von einander abhängiger Stände; die fürstlichen Mandate, die uns auf die Idee von Oberherrschaft und Unterthänigkeit führen; die städtische Erziehung der Kinder durch einen eigenen Lehrer; die Aufmerksamkeit auf die Kunst des Rechnens, die man bei dem natürlichsten und einfältigsten Handel durch Tausch so leicht entbehren konnte; die in mehrere Zimmer abgetheilte bequemere Wohnung u. s. w.

Alle diese Züge aber lassen sich wieder unter dem Einen Hauptzug befassen: der hier geschilderte Landmann ist Unterthan eines Staats. In dem ursprünglichen freien Stande der Natur fand sich weder eine solche Mannichfaltigkeit und Absonderung der Stände, noch eine solche Verfeinerung der Künste, noch eine solche Erhöhung der Bedürfnisse.

Dieses giebt uns auf einmal den wahren Begriff der Idylle. Es ist ein Gedicht, das uns die Charaktere, Sitten, Begegnisse, Empfindungen, Handlungen solcher gesitteten Menschen schildert, die noch *in keinen Staat* zusammengetreten sind, oder bei denen wir die Verbindung mit der größern Gesellschaft des Staats wenigstens nicht gewahr werden. Jede einzelne Familie hängt noch ganz von sich selbst ab; sie sind noch durch weiter nichts, als durch nachbarliche Freundschaft, vereinigt.

Nunmehr erhellt auch sogleich, warum wir den Zustand dieser Menschen so äuſserst glücklich, ihre Sitten so rein und untadelhaft fanden. Von den allgemeinen Leiden der Natur sind sie nicht frei; aber wohl von allen dem Elende, das erst nach Errichtung der gröſsern Gesellschaften entstanden ist: von drückenden Auflagen, sklavischen Frohndiensten, übertriebener Arbeit, Sorge und Unmuth wegen ermangelnder Befriedigung hinzugekommener Bedürfnisse. Gewisse Fehler des Charakters: Eifersucht, Untreue in der Liebe, Neid wegen gröſserer Vollkommenheit der Seele oder des Körpers, finden hier Statt; aber andre, die erst das mannichfaltigere, mehr verwickelte Interesse in groſsen Gesellschaften hervorbringt, fin-

den

den hier keine Gegenstände: Sucht nach bürgerlicher Ehre, Begierde nach groſsen Reichthümern, Verschwendung, scheinheiliger Betrug, Geist der Verfolgung, Meuterei u. s. f.

Es hat Völker gegeben, die in einem solchen ruhigen und unabhängigen Zustande gelebt haben, und es giebt ihrer auch jetzt noch. Der Dichter hat unter diesen Völkern die Wahl; er zieht aber gemeiniglich die Zeiten des ältesten Griechenlandes oder der Patriarchen vor: theils weil er hier schon Muster vorfindet, die er nachahmen kann; theils weil der Zustand, die Sitten, die Religionsbegriffe dieser alten Völker und Familien so allgemein bekannt sind. Er täuscht uns leichter und sicherer, wenn er sich an Ideen anhängt, die wir schon haben, und vermehrt unser Vergnügen, indem er uns nicht nur über die Schönheit, sondern auch über die Richtigkeit seiner Schilderung urtheilen läſst. Einen ganz besondern Vortheil gewinnt er noch dadurch, daſs er die bekannte heilige Poesie des alten Griechenlandes und der Patriarchen in die seinige mit verweben, ihre Überlieferungen von dem ehemaligen Umgange höherer Wesen mit den Menschen realisiren, ihre Gottheiten, Dämonen, Engel, redend und handelnd mit einführen kann.

Darf sich denn aber der Idyllendichter gar nicht unter solche Völker wagen, die schon wirklich in gröſsere gesellschaftliche Verbindungen eingetreten sind? Sehr gerne! Wenn er nur keine Völker wählt, die sich von der ersten ursprünglichen Einfalt schon zu weit verloren haben, wenn er nur die Städter und Höflinge von seinen Personen in der gehörigen

Entfernung hält, wenn er nur diese Personen selbst in einer solchen Einfalt und Freiheit vorstellt, daſs wir ihre Abhängigkeit vom *Staat* weder in ihren Sitten, noch in ihrer Lebensart, noch in ihren Umständen gewahr werden. Die Gränze, bis wie weit man hier gehen darf, hat Geſsner auch da noch getroffen, wo es scheint daſs er sie ganz überschritten habe: in seiner Schweizeridylle. Die freien unschuldigen genügsamen Menschen, die er hier schildert, sind gegen ein andres sklavisches Volk, das sie unterdrücken wollte, wie gegen eine Heerde Wölfe, zusammengetreten; sie haben sich unter ihren Anführern beherzt vertheidigt: und leben nun wieder in einem Zustande, der so glücklich, mit einer so klugen Auswahl der Züge vorgestellt ist, daſs wir beinahe das goldene Weltalter darin erneuert finden. Dadurch ist diese Idylle, obgleich die weitläuftige Beschreibung einer Schlacht darin vorkömmt, noch immer Idylle. Hingegen die Hirtenlieder eines Ungenannten, die nicht allein im Tone so modern sind, sondern auch eine so vertraute Bekanntschaft mit unserer feinern Welt, mit aller Üppigkeit und allen Lastern der Städte verrathen, sind nur Schilderungen und Empfindungen des Landlebens, keine wirkliche Hirtenlieder. Es mag an Einem Beispiele genug seyn.

Die Natur.

Nicht künstlich ausgelernte Mienen,
Nicht übertünchtes Wangenroth,
Nicht Gold und glänzende Rubinen
Und Haarschmuck liebt der Liebesgott.

Ein Aug', wo sich die Seele malet,
Und Wangen, blühend durch Natur,
Und Schmuck, aus dem die Unschuld strahlet,
Und freie Locken liebt er nur.

Er sitzet auf dem weichen Grase
Bei meiner Schäferinn, und flieht
Und rümpfet seine kleine Nase,
Wenn er die stolze Clara sieht.
F. A. C. W[*erthes*].

Eben so wenig sind das wahre Hirtenlieder, wenn man sich in die Gestalt eines Idyllendichters gleichsam nur verkleidet, um Gegenstände aus einer ganz andern Welt zu behandeln; sowie das Virgil in seiner ersten Ekloge gethan hat.

Wir haben bis itzt nur die erste der aufgeworfenen Fragen beantwortet: Welches ist die Welt des Idyllendichters? Wir müssen nun auch die zweite beantworten: Was hat diese Welt, das der ganzen Dichtungsart ihre eigene Farbe, ihren unterscheidenden Ton giebt?

Wenn sich ein Dichter einen einzelnen bestimmten Gegenstand zu behandeln vornimmt, so wird er sich vor allen Dingen fragen: was für eine Wirkung er damit hervorbringen will? Er wird aber keine andere damit hervorbringen wollen, als die er am leichtesten hervorbringen kann, als worauf er selbst durch die Natur des Gegenstandes geführt wird. Und wenn er nun diese gefunden hat, so wird er den Gegenstand so zurichten, wenden, abändern, er wird Bilder, Ausdrücke, kurz den ganzen Ton seiner Schreibart so wählen, wie er es zu dieser Wirkung am dienlichsten glaubt. Alles was dieselbe zu verhindern scheint, oder wenigstens nichts zu ihr beiträgt, wird er wegschneiden; Alles was er ihr gemäſs befindet, wird er aussondern, verstärken, mit neuen hinzugedichteten Zügen ergänzen. So aber, wie hier jeder einzelne Dichter mit seinem einzelnen Gegenstande, so auch im Allgemeinen der Idyllendichter mit seiner ganzen Gattung von Gegenständen.

Die Frage wird also folgende seyn: Welche Wirkung kann die Schilderung des Menschen in seinem ersten ursprünglichen Zustande vor allen andern hervorbringen? Ohne Zweifel die, daſs sie uns ein angenehmes Gefühl der *Einfalt, Freiheit, und Unschuld,* im Gegensatze der jetzigen Thorheit, Unterjochung und Verderbniſs verschaffe. Jede andere Wirkung würde sich durch Schilderung des Menschen in seinem jetzigen Zustande eben so leicht und leichter erhalten lassen; es würde kein Grund vorhanden seyn, warum der Dichter in einer fremden Welt nach etwas suchte, was er in seiner eignen weit besser gefunden hätte. — Wenn Jupiter beim Homer das Antlitz von Troja weg und auf solche Völker richtet, die von der Milch ihrer Heerden leben, so thut er es, um sich durch den Anblick dieser einfältigen, ruhigen, schuldlosen Völker wieder zu erquicken; und wenn der jetzige Mensch in jenen erstern Zustand der Menschheit mit seiner Phantasie zurückkehrt, so thut er es, um sein krankes, durch Gefühl der jetzigen Unterdrückung, Eitelkeit und Bosheit erbittertes oder niedergeschlagenes Herz wieder zu stärken und aufzumuntern.

Diese bestimmte Wirkung nun, die sich der Idyllendichter zu erreichen vorsetzen soll: was erfordert sie Alles? — Zuerst: was erfordert sie in Ansehung des physischen und sittlichen Übels, dem der Mensch, auch in dem Zustande der Natur, wie wir gesehen haben, noch unterworfen ist? — Gewiſs nicht, daſs es der Dichter durchaus verberge, und uns keine andre als reizende Bilder frommer Menschen in ihren glücklichsten Tagen zeige.

Man nähme Geſsnern seinen interessantesten Stoff, wenn man ihm seine armen, unglücklichen, fehlerhaften Menschen nähme. Eben diese geben ihm die Situationen, worin die Güte des unverdorbenen Herzens, die genügsame Einfalt, die uninteressirte Redlichkeit, die ungeschwächte Sympathie, die unbefangene Unschuld am sichtbarsten und rührendsten hervorspringen. Aber das wird der Zweck der Idylle erfordern: daſs man die Gemälde des Unglücks, der fehlerhaften, selbst boshaften Charaktere noch immer mäſsige und in mildern Lichte halte; daſs man nie die Erbitterung über die sanfte Rührung, den Abscheu über das Wohlgefallen das Übergewicht erhalten lasse. Mit einem Worte: daſs man die Unglücksfälle dieser Menschen nur brauche, um das Glückliche ihres Zustandes; ihre Fehler, um die vorzügliche Güte ihrer Charaktere besser fühlen zu lassen. — Ein Schäfer, der sich aus Verzweiflung vor der Thüre seiner Grausamen erhenkt, ist, nach dem einstimmigen Urtheile aller Kunstrichter, kein idyllenmäſsiger Gegenstand. Wenn man Schauder über die Verzweiflung eines Selbstmörders erwecken will: wie viel wahrscheinlicher kann man das durch Gemälde aus unsrer jetzigen Welt thun!

Aber nun zweitens: in Ansehung der glücklichen Tage, und des Guten in den Charakteren; wie wird sich da der Dichter verhalten müssen? Wird er sie getreu nach der Natur copiren, sie ganz so lassen können, wie er sie entweder in Nachrichten vorfindet oder durch Schlüsse herausbringt? Schon der eingeborne Dichter eines Hirtenvolks würde sich des Vortheils seiner Kunst bedienen, die Natur zu veredeln, und nur die auserlesenern schönern Züge vor die Phantasie zu bringen. Der Dichter der für cultivirtere Nationen schreibt, wird genöthigt seyn, dieses noch weiter zu treiben; er wird von dem vielen Guten das die höhere Cultur mit sich gebracht hat, oder das wenigstens der gebildete Mensch sich nicht entbrechen kann für gut zu erkennen, etwas in jene Welt mit hinübertragen, es mit jenem Guten, das der erste freie Zustand vor dem unsrigen voraus hatte, verbinden müssen: oder das Gemälde wird für den verfeinerten empfindlichern Menschen, für den er doch arbeitet, zu wenig Anziehendes haben. Unſchuld, mit zu wenig Mäſsigung und Zurückhaltung der Begierden, Redlichkeit, mit zu wenig Feinheit und Delicatesse der Empfindung, Dienstleistung, mit zu wenig Anmuth der Art wie sie erzeigt wird, Einfalt, mit zu viel Rohigkeit des Verstandes verbunden u. s. w. wären vielleicht nach der Natur wahrer, aber für den cultivirten Menschen zu wenig einnehmend und reizend. Man wird also erst dann die ganze abgezweckte Wirkung erreichen, wenn man nach einem Ideale arbeitet, oder, welches der Begriff eines Ideals ist, wenn man das was der vorgesetzten Wirkung entspricht, so von allem Fremden absondert, so erhöht und verstärkt, wie die Wirkung am vollständigsten dadurch erreicht werden kann. — Das Ideal aber ist wandelbar, nach der verschiedenen Beschaffenheit derer, auf die man die Wirkung thun will. Zu den Zeiten Theokrits war Manches dem schönen Ideale noch nicht zuwider, was es zu den Zeiten Virgils schon geworden war.

Aber kann man es nun mit dieser Veredelung und Erhöhung der Züge treiben, wie weit man will? Der Maler, der eine Minerva voll Ernstes und Tapferkeit malt, muſs sich wohl in Acht nehmen, daſs aus dem weiblichen Gesichte kein männliches werde. Eben so muſs sich der Idyllendichter hüten, daſs er nicht auſser den Gränzen seiner Welt herausgehe; daſs er Kenntnisse, Sitten, Lebensart, Künste, noch immer dem Zustande seines Volks, auch bei der gröſsten Veredelung, gemäſs erhalte. Die Gränzen aber, bis wie weit er gehen darf, lassen sich unmöglich im Allgemeinen bestimmen; der Dichter muſs, durch richtiges Gefühl, sich selbst der beste Führer und Erinnerer seyn. — Wenn unglücklicher Weise ein Volk von aller Einfalt und Unschuld sich so weit entfernt hätte, daſs es an nichts als an schimmerndem Witze, erkünstelter Lebensart, raffinirten Sitten, mehr Gefallen fände, so wäre für so ein Volk gar kein Ideal der Idylle mehr möglich. Was bei ihm etwa Idylle hieſse, würde nichts als Hofmaskerade seyn, wo Damen und Herren im ländlichen Aufputz erschienen.

Das Ideal, das sich unser Geſsner von der Idylle geschaffen, ist unverbesserlich. Besonders hat man ihm darüber verdiente Lobsprüche gemacht, daſs er die Lebensart seiner Personen so viel weniger als ihre Sitten idealisirt, daſs er sie beinahe so gelassen wie er sie in der Natur fand: nur freilich mit kluger Verbergung alles dessen, was widrige Empfindungen des Ekels erwecken könnte. Auch in der Schreibart der Idylle ist er, ohne Zweifel, unter allen Neuern das beste Muster.

Die Regeln für diese Schreibart lassen

sich aus dem bisher Gesagten von selbst erkennen. Sie muſs der abgezweckten Wirkung gemäſs, überall sanft und ruhig, selbst auch da nicht heftig und rauh seyn, wo man die Personen im Unglück, oder wo man lasterhafte Charaktere schildert. Denn, wie wir ausgemacht haben, so sollen Unglück und Laster hier nur zu Mitteln dienen, um liebenswürdige Eigenschaften und das Glückliche des Zustandes im Ganzen besser ans Licht zu treiben. Wohlgefallen und sanfte Rührung also bleiben immer die Hauptempfindung: und die Hauptempfindung giebt für das Werk den Ton an, den man zwar verschiedentlich abändern, aber nie so ganz verlassen darf, daſs man in den entgegengesetzten verfiele.

Ein zweites Haupterforderniſs dieser Schreibart ist Einfalt. Und zwar eine solche Einfalt, die sich nicht allein, wie billig jede gute Schreibart sollte, bloſs an die Hauptvorstellungen hält, und sie, ohne Begierde zu schimmern, in den eigentlichsten Ausdrücken, mit den wahrsten Wendungen und in den ungesuchtesten Bildern vorträgt; sondern die auch Alles ausschlieſst, was erst eine lange Reihe vereinigter Reflexionen und Bemühungen unter mehr verfeinerten Menschen hervorbringen konnte, in Wissenschaften, Künsten, Lebensart, Sitten, Reden, und Handlungsarten. Statt abstracter Ausdrücke, liebt die Idylle sinnliche Bilder; statt gelehrter Gleichnisse und Anspielungen, nimmt sie allen ihren Schmuck aus der Natur; statt versteckterer Verbindungen und feinerer Verhältnisse unter den Begriffen, giebt sie den Gedanken ihren leichtesten und natürlichsten Zusammenhang;

hang; statt mannichfaltiger Abwechselungen des Ausdrucks, sagt sie das Nehmliche mit den nehmlichen Worten wieder; statt des vorsätzlich Falschen, das bei uns der geübtere Witz dem Wahren alle Augenblicke zusetzt, hält sie sich bloſs an das Wahre; statt des Verabredeten, Willkürlichen, Versteckten, das in unsrer Sprache des Umgangs herrscht, ist bei ihr das Gespräch ungesucht, offen, und ohne Umstände.

Ein einfältiger Ausdruck wird naiv, wenn er gesunden richtigen Verstand, edle moralische Gesinnungen, Unschuld, feine und zarte Empfindung, mit einem Worte, wenn er vortreffliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens verräth. Also auch Naivetät wird eine vorzügliche Eigenschaft der Schreibart der Idylle seyn müssen, wie aus dem was wir von dem idealisirten Charakter der hier auftretenden Personen gesagt haben, sehr leicht erkannt wird.

Die Bestätigung unsers Begriffs von der Idylle, und Beispiele zu den Regeln, die wir für ihre Schreibart festgesetzt haben, sehe man in folgenden Stücken, die aus den besten Dichtern, welche unter uns in dieser Gattung gearbeitet haben, entlehnt sind. Beispiele des Kraftlosen, des bloſs Einfältigen, Niedrigen, Gemeinen, wovor man sich in dieser Gattung besonders zu hüten hat, finden sich in Graders Idyllen. Wegen versäumter Einfalt in Gedanken und im Ausdruck, lassen sich über die oben eingerückte Fischeridylle von Kleist einige Kritiken machen.

Mirtil.

Bei stillem Abend hatte Mirtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber itzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater, sanft schlummernd am Mondschein, hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt' er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihm hin. Lang' stand er da, sein Blick ruhete unverwandt auf dem Greise; nur blickt' er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du, so sprach er itzt: du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater, wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiſs ging dein zitternder Fuſs aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Ästen? Warum ist der Segen auf unsrer Heerde, und auf den Früchten unsers Feldes? Oft, wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du dann gen Himmel blickest und freudig mich segnest: ach was empfind' ich dann, Vater! Ach, dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingst, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher; da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau worden; seid immer gesegnet, Gefilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach, Vater, bester Freund! bald soll ich dich verlieren; trauriger Gedanke! Ach dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmaal streun.

Itzt schwieg er, und sah mit thränendem Aug auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er itzt schluchzend: es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine

Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weiſsen Bart! O daſs die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Itzt küſst' er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt' ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Gessner.

Mirtil, Thyrsis.

Mirtil hatte sich, in einer kühlen nächtlichen Stunde, auf einen weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser brannten vor ihm in hellen Flammen, indeſs daſs er einsam, ins Gras gestrecket, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen besäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah er sich itzt um, denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sei mir willkommen, sprach er: setze dich zum wärmenden Feuer! Wie kömmst du hieher, itzt da die ganze Gegend schlummert?

Thyrsis. Sei mir gegrüſst! Hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die im Dunkeln so schön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! itzt, da des Mondes düstrer Schimmer und die einsame Nacht zu ernsten Gesängen uns locket; höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat: eine Schlange mit Flügeln und Füſsen, die den Mund weit aufsperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt sie empor bequem zur Handhabe. Dies schenk' ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singest.

Mirtil. Ich will dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singen, itzt da die Nacht zu ernsten Gesängen lockt. Hier sind dürre Reiser; sieh du indeſs, daſs das wärmende Feuer nicht erlöschet.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einsamen Ufer stand, sehnlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluſs bringen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigall schwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange säumt er, doch —

horche! — ich höre ein Plätschern, wie Wellen die wider einen Nachen schlagen. — Kömmst du? Ja! — doch nein! — Wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen? O spottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du itzt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füſse? Wandelst du itzt im Hain dem Ufer zu? O daſs kein Dorn die eilenden Füſse verletze, und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttinn, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinen Weg hin! O, wenn du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! — Aber itzt, gewiſs itzt, itzt trügt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O schlaget sanft den Nachen, traget ihn sorgfältig auf eurem Rücken! Ach ihr Nymphen! wenn ihr je geliebt habt, wenn ihr je wiſst, was zärtliche Erwartung ist — ich seh ihn, sei mir gegrüſst! — Du antwortest nicht! Götter! — Itzt sank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nachen schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine schauernde Stille herrschte umher. Aber sie erwachte wieder; ein schreckliches Erwachen! Sie saſs am Ufer, bebend und sprachlos, und der Mond verbarg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen; itzt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust, und riſs die Locken vom Haupt. Ach Daphnis! Daphnis! O ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! Ach, ich Elende, ich zaudre, ich säume den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben! So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluſs.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie: ach zögert nicht meinen Tod! Ach verschlinget mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht; sie trugen sie sanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eilandes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich ans Eiland gerettet. Wie zärtlich sie ihm in die Arme sank, und ihr Entzücken: o das kann ich nicht singen! Zärtlicher, als wenn die Nachtigall ihrem Gefängniſs entflieht, ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geseufzet; sie fliegt itzt entzückt dem schauernden Gatten zu; sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber itzt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die stille Nacht durch.

Klaget itzt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne itzt vom Hain zurück und vom Ufer. — Und du, gieb mir die Lampe; denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe gesungen.

EBENDERSELBE.

Amynt.

Sie fliehet fort! Es ist um mich geschehen!
Ein weiter Raum trennt Lalagen von mir.
Dort floh sie hin! Komm Luft, mich anzuwehen!
Du kommst vielleicht von ihr.

Sie fliehet fort! Sagt Lalagen, ihr Flüsse,
Daſs ohne sie der Wiese Schmuck verblüht;
Ihr eilt ihr nach; sagt, daſs der Wald sie misse,
Und daſs ihr Schäfer stirbt!

Welch Thal blüht itzt, von ihr gesehen, besser?
Wo tanzt sie nun ein Labyrinth? Wo füllt
Ihr Lied den Hain? Welch glückliches Gewässer
Wird schöner durch ihr Bild?

Nur Einen Druck der Hand, nur halbe Blicke,
Ach! Einen Kuſs, wie sie mir vormal gab,
Vergönne mir von ihr; dann stürz', o Glücke,
Mich, wenn du willst, ins Grab!

So klagt' Amynt, die Augen voll von Thränen,
Den Gegenden die Flucht der Lalage.
Sie schienen sich mit ihm nach ihr *zu sehnen*,
Und *seufzten: Lalage!*

Kleist.

Der Mai. *)

Wettgesang. Daphnis und Rosalinde.

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger Mai!
Du Schönster im Kreise zwölf seliger Götter,
Gelagert am Himmel auf goldnen Gestirnen!
Du krönest mit Segen das Jahr.
Dir dampft von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger Mai!
Du Bester von allen wohlthätigen Göttern,
Die Auen und Berge und Wälder befruchten!
Du segnest mit Liebe die Welt.
Dir schallt von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Ich sah den jungen Mai:
Seiner Blume Silberglocken
Hingen um den Schlaf,
Als er vom Himmel fuhr,
Blühten alle Wipfel;

---

*) *Nach einer unveränderten Abschrift* [1775].

Als er den Boden trat,
Lieſs er Violen und Hyacinthen im Fuſstritt zurücke.

Rosalinde.

Ich sah den jungen Mai:
Blüthe trug der Myrtenzepter
In des Gottes Hand.
Als er vom Himmel fuhr,
Sangen ihm die Lerchen;
Als er zur Erde sank,
Seufzten vor Liebe die Nachtigallen aus allen Gebüschen.

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger Mai!
Du krönest mit Segen das Jahr.
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger Mai!
Du segnest mit Liebe die Welt.
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Seht, die Traube bricht hervor
Unter jungen Rebenblättern,

Und verkündigt Most.
Dieses machen die fröhlichen Götter,
Bacchus und der Mai.
Muntre Schäfer, laſst uns trinken:
Eine Schale dem Mai, und Eine dem Bacchus
zur Ehre!

Rosalinde.

Seht, der Wiese junges Grün,
Laue Lüfte, Wohlgerüche
Laden uns zum Tanz.
Dieses wollen die fröhlichen Götter,
Amor und der Mai.
Schäferinnen, laſst uns tanzen:
Einen Reihen dem Mai, und Einen dem Amor
zur Ehre!

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger Mai!
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger Mai!
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Selig preis' ich Rosalinden,

Die sich ihrer Mutter
Sanft vom Herzen wand,
Als der Mai regierte,
Als die Rose die Knospe durchbrach.
Ihre Kindheit hauchte Freude;
Freude düftet ihr Alter dereinst.

Rosalinde.

Selig preist sich Rosalinde,
Die sich ihrem Daphnis
In die Arme warf,
Als der Mai regierte,
Als die Rebe den Ulmbaum umschlang.
Seine Jugend liebt sie zärtlich;
Zärtlich liebt sie sein Alter dereinst.

Daphnis.

Diesen Kranz von Frühlingsblumen
Bring' ich Rosalinden dar!
Mehr als einmal überwunden,
Geb' ich ihn der Siegerinn.

Rosalinde.

Diesen Myrtenkranz der Jungfrau
Nehme Daphnis meinem Haar!
Einmal ewig überwunden,
Geb' ich ohne Reu' ihn hin.

Beide.

Ihr Kinder des Maien, lobsinget dem Mai!
Dir, Verjünger aller Wesen,
Dir danke, was lebet, allmächtiger Mai!
Dir, du Schutzgott unsrer Liebe,
Dir danke, was liebet, allgütiger Mai!
Ihr Kinder des Maien, lobsinget dem Mai!

RAMLER.

Thyrsis.

Umsonst! so klagte Thyrsis seine Qual: für mich umsonst, Ihr gütigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo Ihr eure Quellen im wölbenden Gesträuch ausgieſset, Ich schmachte, ach wie man an der Sommersonne schmachtet! Unten am kleinen Hügel, auf dem die Hütte der Chloe steht, ſaſs ich, und blies der Echo ein sanftes Liedchen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflanzt, und neben mir platscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlängelt, an dessen blumigem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört' ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre schlieſst. Sie trat heraus; ein sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand; und schamhaft, auch da wo sie keine Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen fest: denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entbloſst haben; aber es schmiegte sich um Hüften und Knie, und flatterte sanftrauschend rückwärts in die Luft. So ging sie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Äpfel fielen vom Körbchen, und hüpften den Hügel herunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätt' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückt' an meine Lippen sie, und so trug ich sie den Hügel hinauf und gab sie dem Mädchen wieder: aber meine Hand zitterte; ich wollte reden, aber ich seufzte nur. Aber Chloe blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schönen Wangen; sanftlächelnd und röther, schenkte sie die schönen Äpfel mir. Itzt standen wir, ach was ich empfand! schüchtern beide; jetzt ging sie mit sanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick sah

ihr

ihr nach! Da sie hineintrat, sah sie zögernd und freundlich noch einmal zurücke; sah ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Jetzt ging ich, Zittern war in meinen Knieen, den Hügel hinunter. — Ach! stehe du mir bei, gütiger Amor! Was ich seither empfinde, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen.

GESSNER.

Wenn wir der Beispiele nicht schon zu viel hätten, so würden auch einige Stücke aus Schmidts poetischen Gemälden und Empfindungen, und aus Blums Idyllen, hier einen Platz finden können. Sie würden wenigstens zu den guten, wenn auch nicht zu den besten, gehören.

FÜNFTES HAUPTSTÜCK.

Von dem Lehrgedicht.

Wir haben die beiden Dichtungsarten untersucht, die sich unter die Eintheilungen im zweiten Hauptstück nicht zu bequemen schienen. Wir gehen jetzt die verschiednen Glieder dieser Eintheilungen durch; und da wir an der Fabel schon eine Art *didaktischen* Gedichts haben kennen lernen, so machen wir gleich mit diesem den Anfang.

Der Stoff des didaktischen Gedichts sind, wie schon gesagt, allgemeine Wahrheiten. Man kann, nach dem Beispiel des *Salomo* oder *Theognis*, einzelne Sätze und Sprüche häufen, die weiter in keiner Verbindung stehn, als daſs sie alle zu einerlei Wissenschaft gehören; aber man läuft bei dieser Art des Vortrags Gefahr, den Geist durch das zu viele Einzelne zu ermüden. Sowie, in der epischen und dramatischen Gattung, Eine durchgeführte Handlung dem Geiste mehr und leichtere Beschäftigung und mithin mehr Vergnügen giebt, als eine unzusammenhangende Reihe einzelner Gemälde und Auftritte; ebenso giebt auch, in der didaktischen, Eine ganze Reihe von Wahrheiten mehr und leichtere Beschäftigung und mithin mehr Vergnügen, als eine willkürliche Zusammenhäufung einzelner Sätze und Maximen. Das einemal läuft man gleichsam auf einer sanft abhangenden Fläche fort, wo jeder folgende Schritt durch den vorhergehenden schon so vorbereitet ist, daſs es oft weniger Mühe kostet ihn zu thun, als ihn anzuhalten; das andremal steigt man gleichsam eine sich erhebende Fläche hinan, wo jeder Schritt von neuem die volle Anstrengung des ersten kostet, und man ohne Unterlaſs ausruhen muſs, um wieder Kraft zu gewinnen.

Die weitere Eintheilung der didaktischen Gedichte, durch nähere Bestimmung des Stoffs, macht sich sehr leicht; aber sie hat in der Theorie zu wenig Einfluſs, als daſs wir uns hier dabei aufhalten sollten. Wir wollen lieber die ganze Dichtungsart nur im Allgemeinen betrachten; doch immer mit vorzüglicher Rücksicht auf die philosophischen Lehrgedichte, die, in mehr als einer Absicht, von allen die wichtigsten sind.

Die erste Frage die wir hier zu beantworten haben, ist folgende: Wenn der Stoff des Lehrgedichts allgemeine Wahrheiten sind, und wenn die Dichtkunst die Lebhaftigkeit der Vorstellungen zu ihrem höchsten Endzwecke hat; wie kann alsdann das Lehrgedicht wahres Gedicht seyn? — Freilich, wenn die Wahrheiten darin so trocken vorgetragen, die Begriffe so logisch analysirt, die Beweise so Schritt vor Schritt geführt würden, wie in eigentlich wissenschaftlichen Werken; so wäre das der *Lebhaftigkeit* durchaus zuwider. An der Fabel haben wir schon ein Beispiel gesehen, wie man das Allgemeine in lebhafte Vorstellung verwandeln kann: durch Zurückführung nehmlich auf einen einzelnen Fall, in dem es klar und anschauend erkannt wird. Ist nun aber der Dichter bloß auf dieses Mittel eingeschränkt? oder giebt es der Mittel, die Ideen lebhaft zu machen, noch mehrere? — Wir wollen aus unserm ersten und berühmtesten didaktischen Dichter eine unstreitig poetische Stelle vornehmen, alles das wodurch sie poetisch ist aufsuchen, und dadurch den Begriff der Lebhaftigkeit, den wir im ersten Hauptstück zu eilig verlassen haben, weiter aufzuklären suchen.

Einst, da ich eine Nacht, wie Ärntetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang,
Wann öde Schatten uns das Unglück schwärzer machen,
Und Unholdinnen gleich die Sorgen mit uns wachen;
Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Trost verwarf,
Und sprach in einem Ton, den es nicht tadeln darf:
Kurzsichtiger! der Gram hat dein Gesicht vergället;

Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.
Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit!
Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern wohnen;
Der Raum und was er faſst, was Heut und Gestern hat,
Mensch, Engel, Körper, Geist, ist Alles Eine Stadt.
Du bist ein Bürger auch; sieh selber, wie geringe!
Und gleichwohl machst du dich zum Mittelpunct der Dinge?...
Willst du, daſs Gott dann selbst die ewigen Gesetze,
Die er den Welten schrieb, aus Gunst für dich verletze?
Soll, wenn's ein Dichter wünscht, der zarte Leib ein Stein;
Ein Fieber, ohne Wuth; Gift, ohne Wirkung seyn? u. s. w.

Haller.

Man empfindet sehr bald, daſs hier Alles anders ist, als es in einem eigentlich philosophischen Werke seyn würde; aber wie und wodurch ist es anders? — Gleich Anfangs, fühlt man, wird die Aufmerksamkeit in einem sehr hohen Grade erregt; nicht bloſs durch das Interesse und die Wichtigkeit der Wahrheiten an sich selbst, sondern auch vorzüglich dadurch, daſs hier ein Mann spricht, der wirklich eben itzt von ihnen erwärmt und durchdrungen ist, ein Mann in einer Situation, wo ihm diese Wahrheiten zu seiner eigenen Beruhigung nöthig und wichtig werden. Er denkt sie nun nicht mehr kalt und allgemein, wie der bloſse Philosoph sie sich denken würde; er denkt sie sich mit inniger Rührung, mit inniger Anwendung auf seinen eigenen Zustand. Er schafft sich, in dem Bedürfnisse recht lebhaft von ihnen gerührt zu werden, aus der Vernunft eine Freundinn, der er allen den Ernst und die Würde läſst, die den Wahrheiten, und den Umständen worin er dieselben denkt, gemäſs sind, der er aber ihre Kälte und Trockenheit nimmt, und ihr einen Ton voll Wärme und Beredtsamkeit giebt. Diese Wärme und Beredtsamkeit aber, woraus entsteht sie? — Zuerst bringen hier die Figuren der Frage, des Ausrufs, der ausgelassenen Verbindungswörter u. s. f. ein groſses Leben in die Rede: denn sie unterbrechen nicht nur den ermüdend einförmigen Gang, den eine Folge von lauter directen Sätzen haben würde; sondern, was das Vorzüglichste ist, sie kündigen uns auch den Gemüthszustand des Redenden, die mannichfaltigen Bewegungen an, die in dem Innern seiner Seele vorgehn, und geben uns also, auſser der Hauptidee, noch die ganze Menge der sie modificirenden und verstärkenden Nebenideen. Die Wahrheit geht dadurch aus dem Verstande ins Herz über, und wir gerathen mit dem Dichter in alle die verschiednen Bewegungen und Leidenschaften, von denen er selbst, während der Entwickelung seiner Gedanken, sich durchdrungen fühlte. Ja wir hören gleichsam die verschiedenen Abänderungen seiner Stimme, das Anhalten, Vergeschwindern, Steigen und Sinken seines Tons; sehen gleichsam das ganze mannichfaltige Gebehrdenspiel, womit er den Ausdruck der Sprache, wenn er itzt selbst recitiren sollte, begleiten würde. — Zweitens liegt schon in gewissen Ideen eine ihnen eigenthümliche Kraft auf das Gemüth zu wirken, wenn andre diese Kraft vorzüglich erst durch die Art erhalten, wie der Dichter sie vorträgt. Gesetzt auch, daſs die Zeilen:

Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern wohnen!
Der Raum und was er faſst, was Heut und Gestern hat,
Mensch, Engel, Körper, Geist, ist Alles Eine Stadt;

gesetzt auch, daſs sie das Verdienst des Vortrags nicht hätten, das der Dichter zur Verstärkung der Wirkung noch hinzugethan hat; so würden schon immer die darin enthaltenen Ideen durch sich selbst die Aufmerksamkeit der Seele fesseln, weil sie vorzüglich viel Gröſse und Inhalt haben. Millionen von Welten, der unendliche Raum, die unbegränzte Zeit, wovon hier mit Fleiſs, weil sie so unermeſslich ist, nur Heute und Gestern genannt wird, die unbeschreibliche Mannichfaltigkeit der Dinge in der Natur, und ihrer aller Harmonie und Verbindung: diese Ideen sind schon durch sich selbst, eben weil sie so groſs und so viel befaſsend sind, lebhaft. — Drittens hat der Dichter die Kunst verstanden, der eigenthümlichen Dürftigkeit seiner allgemeinen Wahrheiten aufzuhelfen: theils, indem er sie in besondern Fällen vorträgt, die der Seele so viel mehr zu denken geben als die bloſs allgemeinen Begriffe; theils, indem er seine Ideen mit andern ähnlichen oder contrastirenden in Verbindung bringt, wo wir statt Einer ihrer mehrere denken, wo eine Menge reeller oder verneinender Merkmaale, die sonst im Dunkeln würden geblieben seyn, an dem Gegenstande herausgehoben und zur Vorstellung gebracht werden. Er fragt nicht im Allgemeinen: Sollen die Dinge ihre Natur verlieren, weil gerade ein Mensch hie und da durch die Natur dieser sonst guten und für ihn selbst wohlthätigen Dinge leidet? Er nimmt besondere Fälle, welche die Abgeschmacktheit eines solchen Wunsches weit schneller und unmittelbarer begreifen lassen:

Soll, wenn's ein Dichter wünscht, der zarte Leib ein Stein,
Ein Fieber, ohne Wuth; Gift, ohne Wirkung seyn?

Er sagt nicht geradezu: Das was ist und geschieht, ist an sich selbst nicht böse, sondern es erscheint dir nur so; er trägt den Gedanken vermittelst einer Metapher vor, betrachtet den Gram als eine Krankheit der Seele, und findet unter den Krankheiten des Körpers eine ähnliche von ähnlicher Wirkung:

Kurzsichtiger! der Gram hat dein Gesicht vergället, Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.

Der unvollkommnere Zustand des Menschen in diesem Leben, worauf der vollkommnere des künftigen folgen wird, ist ihm ein Raupenstand: eins der reichsten und der glücklichsten Bilder! und die kurze Dauer dieses Lebens, in Vergleichung mit der Ewigkeit, ist ihm ein Tropfen gegen das Weltmeer: ein ausnehmender Contrast, und eben deswegen von ausnehmender Wirkung! Aber noch einen neuen Vortheil gewinnt der Dichter, indem er die Begriffe einander gegenüberstellt, und aus zwei Sätzen durch die innigste Verbindung nur einen zu machen scheint:

Mach deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit!

Er giebt dem Geiste eine neue Beschäftigung, indem er ihn zur Vergleichung veranlaſst; und zugleich trägt er nun beide Sätze weit kürzer, mit weit weniger Worten vor, als es bei jeder andern Verbindungsart möglich wäre. Man fühlt die groſse Energie, die der Rede aus diesen beiden Vortheilen zuwächst. — Endlich, die ganze Verbindungsart der Ideen: wie kurz, wie kühn, wie ohne alle ängstliche Methode ist sie! Wie sehr verräth dieser plötzliche Fortgang von Idee zu Idee, diese Verschlingung aller zwischenliegenden und verbindenden Mittelideen, die lebhafte Rührung des Dichters!

Wenn wir dieses alles zusammennehmen und das Allgemeine daraus abziehn: worauf wird es bei aller Lebhaftigkeit der Vorstellungen ankommen? Wie es scheint, auf den Reichthum derselben, der die Seele die ihn fassen will, in gröſsere Thätigkeit setzt, und ihrem Triebe nach Ideen volle Beschäftigung giebt. Denn, wie wir gesehen haben, so laufen alle jene Vortheile darauf hinaus: daſs der dürftigere allgemeine Begriff in einen vielhaltigen besondern verwandelt; daſs der, den wir nur einzeln und nur schwach gedacht haben würden, in Verbindungen gestellt werde, wo wir ihn nicht nur mit mehrern zugleich, sondern auch Mehreres an ihm selbst denken; und endlich, daſs der Fortgang der Seele von Gedanken zu Gedanken beschleuniget werde. Die gröſste Lebhaftigkeit wird also eben da seyn, wo in der kürzesten Zeit die gröſste Menge von Vorstellungen in der Seele erweckt wird. Damit aber die Seele nur überall auf die Gegenstände *achte,* die man ihr darbeut, muſs sie ihren Reichthum von Vorstellungen durch dieselben

in

in der That vermehrt finden; und ein gewisser Grad von Neuheit ist also eine nothwendige vorläufige Bedingung aller Lebhaftigkeit. Ein ganz durchdachter und erschöpfter Begriff ist wie eine Frucht deren innern Kern man verzehrt hat, und von der nun weiter nichts übrig ist als die Schale. Wer unsern Geschmack reizen und unsern Hunger stillen will, muſs uns neue Früchte, nicht diese leeren Schalen bieten, die wir mit Verachtung wegwerfen würden.

Das Wichtigste zur Bewirkung der Lebhaftigkeit bleibt immer das: daſs man den betrachteten Gegenstand in Verbindung mit den Neigungen des menschlichen Herzens bringe; daſs man ihn nicht bloſs, als von der und der absoluten Beschaffenheit, sondern vorzüglich auch, als von der und der Beziehung auf menschliches Glück oder

Elend, Vergnügen oder Miſsvergnügen, zeige. Es ist unmöglich, durch irgend ein anderes Mittel eine Vorstellung so sehr an innerm Gehalt zu erhöhn, als durch dieses. — Der Lehrdichter besonders lasse uns nicht bloſs die Wahrheit, er lasse sie uns in der Seele die sie denkt, erkennen: damit wir die Empfindungen und Bewegungen derselben, wenn wir sie wahr und gegründet finden, zu unsern eigenen machen.

Wem es miſslich scheint, eine Theorie auf die Entwickelung eines einzigen Beispiels zu gründen, der sehe hier noch eine andere sehr vorzügliche Stelle aus einem der trefflichsten Lehrdichter, und untersuche nun selbst, durch was für Mittel die Gedanken poetisch geworden sind. Er wird finden, daſs es überall auf den Reichthum der Vorstellungen, und besondern auf Sprache des Herzens, auf Ton der Empfindung ankömmt.

„Sie *) zwingt — was edler ist, als Kitzelung der Sinnen —
„Die Parce, die nicht will, den Faden auszuspinnen:
„Entdeckt mit Menschenlieb' in Mineren Heilungskraft,
„Kocht für den Sterbenden aus Kräutern Lebenssaft;
„Verjüngt den schwachen Geist, der Jahre Last zu tragen,
„Gebeut dem kalten Puls, der stockte, fortzuschlagen;
„Giebt den der Braut zurück, um den ihr Auge weint,
„Der Mutter ihren Sohn, dem Freunde seinen Freund.

---

*) Die *Vernunft* nehmlich; von der die Frage ist: ob sie für den Menschen mehr Gutes oder Böses gestiftet? Im Vorhergehenden war von dem Mißbrauche derselben zur Erfindung üppiger Wollüste die Rede.

„Wie groſs ist nicht die Kunst, die Seuchen zu verbannen,
„Und in der Lebensuhr die Federn aufzuspannen!“

Ja, edel, herrlich, groſs! und wenn es dir gefällt,
Die beste Wissenschaft in einer kranken Welt,
Der ihren Zauberkelch die neuen Lüste reichen,
Die Brut der Üppigkeit und Eltern aller Seuchen!
Schuf diese die Natur? Versteckte sie den Tod
In das was Nothdurft war, in Wasser oder Brot?
Flieſst mit des Rindes Milch Gift in die irdne Schale,
Wie er aus Trauben strömt in goldene Pokale?
Die Krankheit, weit entfernt von armer Nüchternheit,
Besuchet nur den Tisch der blassen Üppigkeit,
Auf welchen die Natur von allen ihren Schätzen
Zuletzt gezwungen wird die giftigsten zu setzen;
Gezwungen durch Vernunft! Sie, die uns warnen soll,
Erstaunlich! die Vernunft reicht uns den Giftkelch voll,

Sie gab uns Überfluſs und Krankheit zum Geschenke;
Wie billig ist es nicht, daſs sie auf Heilung denke?
Noch rühmt sie sich der Kunst? Ein böser Charlatan
Macht erst Gesunde krank, damit er heilen kann!
Viel weiser hätte sie gelehrt, den Arzt entbehren,
Den, der itzt sichrer praſst, gelehrt, nicht zu begehren;
Gelehrt, daſs Hunger nur die Speisen würzen muſs,
Der Hunger, beſsrer Koch, als Roms Apicius!
Gelehrt, Genügsamkeit sei reich bei Brot und Wasser,
Und eine ganze Welt zu arm für einen Prasser;
Der Arzt, den die Natur mit eigner Hand geweiht,
Der unbetrüglichste, sei unsre Mäſsigkeit.
So lebt das Vieh gesund. Und mögt' er sich nicht schämen,
Der königliche Mensch, Vernunft vom Vieh zu nehmen!
Zu lernen, daſs sie nur je mehr den Zweck erreicht,

Je mehr sie dem Instinct in seiner Einfalt gleicht!
Vom unbesorgten Vieh, vergnügt mit Quell und Weiden,
Zu lernen, das sei eins: beglückt seyn und bescheiden!

„Der Thor erniedrigt sie zur Dienstmagd für den Bauch;
„Allein der Weise kennt den würdigern Gebrauch.
„Er sucht der Dinge Grund, durchschauet alle Räder,
„Spürt der Bewegung nach und dringt bis an die Feder;
„Geht der Natur zur Hand, und sieht, mit ihr vertraut,
„Der groſsen Schöpfung zu, wie sie zerstört und baut.
„Sieht, wie sie schöpferisch, des Lenzes Morgenstrahlen,
„Das Rosenangesicht Aurorens auszumalen,
„In Gluth den Pinsel taucht; wie sie zum bunten Kreis
„Der Iris, Edelstein aus Thau zu schmelzen weiſs;

„Wie sie den blauen Schlei'r, worin der Erdball schwebet,
„Aus Fäden schwarzer Nacht und lichten Äthers webet.
„Steigt, voll von Lehrbegier, bald in der Erden Herz,
„Bald legt er Flügel an und schwingt sich himmelwärts;
„Geht unerschrocken nach ins Rüsthaus ihrer Waffen,
„Und sieht sie Hagel, Schnee, Sturm, Blitz und Donner schaffen;
„Durchschauet dann die Welt, wie Alles voll gedrängt,
„Geordnet, Glied an Glied, eins an dem andern hängt.
„Sieht, wie im weiten Raum, an unsichtbaren Seilen,
„In unverrücktem Schwung die Mond' um Sonnen eilen;
„Folgt dem Planeten nach, und sieht in seinem Gang
„Den Grund, warum der Tag bald kurz ist und bald lang;
„Den Grund, warum der Mond, in seinem Wechselgange,

„Bald nur die halbe färbt und bald die ganze Wange;
„Schieſst durchs Unendliche, behorchet, was nur sie,
„Vernunſt, allein vernimmt, der Sphären Harmonie;
„Sieht ihr zahlloses Heer sich nach Gesetzen drehen,
„Und in der Irrbahn selbst Kometen richtig gehen.“

Vortrefflich ist der Geist, der deine Leiter steigt,
Erhabene Natur! und uns den Schöpfer zeigt!
Der deine Spur verfolgt mit heiligem Erbeben,
Und hier mit Ehrfurcht lernt, vor diesem Schöpfer leben!
Doch wenn, was Inbrunst soll, dem eitlen Dädalus
Vermeſsne Neubegier die Schwingen künsteln muſs;
Wenn er aus Ehrſucht da, wo er Gott suchen sollte,
Den Namen des Geſchöpfs bei Sternen zeichnen wollte;

Wenn er mit kalter Brust von allen Weisen gern
Am schärfsten wünscht zu sehn, und sucht nur
einen Stern:
Wie würde Sokrates ihn beſsre Weisheit lehren,
Zur Kenntniſs seiner selbst in sich zurück zu
kehren!
O Blinder! rief er ihm, der du den Himmel
wölbst,
Und kennest jeden Stern; o! kennest du dich
selbst?
Der Wohllaut hört im Zwist des Guten und
des Bösen;
Vermag der auch, in sich den Miſsklang aufzu-
lösen?
Der der Natur Gesetz entfaltet; kann der wohl
Erfüllen was er lehrt, und leben wie er soll?
Statt Eintracht, Maaſs, und Gang, die Leiden-
schaft zu lehren,
Erforscht er Gang und Maaſs und Eintracht in
den Sphären;
Statt daſs er in sich selbst der Lüste Zwiespalt
dampft,
Entdeckt er, wie der Zwist der Elemente kämpft;
Vergiſst, aus Neubegier die Werkstatt durchzu-
schauen

Der bauenden Natur, die Kunst, an sich zu bauen;
Schwärmt überall umher, und wird — fruchtloser Fleiſs! —
Ein Unglückseliger, ein Thor, der Alles weiſs.

„Wer, gröſser wie Alcid, nicht sterbliche Geschöpfe,
„Wer die Unsterblichen, die tausend Hyderköpfe
„Der wachsenden Begier allmählich niedertrat;
„Gesetze gründete, und auf Gesetz den Staat;
„Geschickt, die Neigungen der Guten und der Bösen
„Und so in Harmonie den Miſsklang aufzulösen;
„Wer in ein einzig Joch feindsel'ge Kräfte bog,
„Und allgemeines Wohl aus Zwist der Theile zog;
„Wer Ordnung, Frieden, Recht und Unschuld festzusetzen,
„Den Richter waffnete mit Stärk' und mit Gesetzen,
„Wer Bürger aus Barbarn, aus Bürgern Brüder macht: —

„Was immer Rousseau scherzt, der Mann hat wohl gedacht!“

Ja, mächtige Vernunft! von deiner Schöpferstärke
Ist der erfundne Staat eins deiner gröſsten Werke.
Doch bleibest du hier stehn? War dies die Gränze? Nein!
Die du zu Bürgern machst, ach, lehr sie Menschen seyn;
Gehorsam, ohne Zwang gebietender Gesetze,
Erhaben ohne Stand, begütert ohne Schätze,
Friedfertig ohne Furcht, treu sonder Eigennutz,
Und sonder Arzt gesund, und ohne Schwert in Schutz,
Dienstfertig, brüderlich, als Bürger Einer Erden,
Geschöpfe Eines Gotts; lehr sie, vernünftig werden!
Dies ist dein wahres Amt; dann brauchts, zur Ruh der Welt,
Der Kette länger nicht, die itzt den Frevel hält.
Dann wirst du von der Welt auf einmal weg verbannen

Die Seufzer und den Trotz der Sklaven und
Tyrannen.
Dann wird kein Unterschied des Zwistes Samen
streun;
Mehr Tugend, mehr Verdienst, wird Rang und
Adel seyn.
Dann herrscht Gerechtigkeit, gesichert vor Betrügen;
Stets wird die Wahrheit voll, zu leicht der Goldklump wiegen.
Dann lacht Betrügerei, für die kein Anwald
spricht,
Beim ungerechten Fall verlaſsner Unschuld nicht.
Die Arglist wird nicht mehr, in feinen Spinngeweben
Der Rechte, von dem Blut gefangner Einfalt
leben.
Kein Richter wird dann seyn, der, wie sein
Geiz gewollt,
Gesetze reden lehrt, und Blut verkauft für
Gold;
Kein Sünder, welcher frech mit ihrer Geiſsel
spielet,
Wenn Reichthum Strafen trotzt, die nur der
Arme fühlet.

Dann lebt der beſsre Mensch froh, sicher, brüderlich,
Hat Frieden in sich selbst, und Frieden auſser sich:
Den Frieden, den nicht Furcht, den Bruderliebe schützet. —
Doch kann das Frieden seyn, was sich auf Miſstraun stützet?
Des Zwistes Funken glimmt in kalter Asche fort;
Ermüdung schlieſst den Krieg, und ihn erneut ein Wort.
Verschlagne Staatskunst weiſs ihr Kunstwerk anzulegen,
Denkt selbst im Frieden Krieg, und spinnt ihn aus Verträgen;
Und Brunst nach eitlem Ruhm, Geiz, Sucht zu herrschen, zollt
Mit Freuden Menschenblut für Erde, Ruh, und Gold.
Da schlägt der Wüthende mit gottentwandten Blitzen
Nach seiner Brüder Stirn aus donnernden Geschützen.
Den Stahl, den ihm Natur zur Pflugschaar zugewandt,

Verwandelt die Vernunft zum Schwert in seiner Hand.
Bald, bald erlernet da, nach Blut und Schätzen dürsten,
Wo Stolz um Kronen ficht, der Sklav von seinem Fürsten.
So viele Leben, ach! grausame Herrschbegier!
Um eine Spanne Land, gepflügt von Einem Stier?
Ach Hochmuth! um ein Wort, vielleicht zu schnell geredet,
Ach Geiz! um elend Gold die halbe Welt verödet?
Gebietende Vernunft, wenn du uns herrschen lehrst,
Fang' in dem Menschen an und herrsche da zuerst!

Dusch.

Will man völlig gewiſs seyn, ob wir in dem festgesetzten Begriff die wahre Grundquelle aller Lebhaftigkeit gefunden haben; so untersuche man, ob die sämmtlichen Unterscheidungsmerkmaale des Gedichts, die im ersten Hauptstück angegeben worden, wirklich aus dieser Quelle entspringen, und denjenigen der ihrem Ursprunge nachgeht, dahin zurückführen. Die Untersuchung hat so wenig Schwierigkeit, daſs sie jeder ohne Anweisung machen kann; nur das Einzige was vom *Sylbenmaſse* gesagt worden, mögte einiger Erklärung bedürfen.

Wir haben zuerst herausgebracht, daſs das Sylbenmaſs dem Ohre schmeichle, ohne weiter zu untersuchen, wie und wodurch dies geschehe. Was kann das aber heiſsen: dem Ohre schmeicheln? Doch wohl anders nichts, als vermittelst des Gehörs in der Seele selbst angenehme Empfindungen erwecken. Und wie vermag dieses das Sylbenmaſs? Was hat es in dieser Absicht vor der ungebundenen Rede für einen Vorzug? — In der ungebundenen Rede sind alle Arten von Füſsen so mannichfaltig durcheinander gemischt, die Verhältnisse der einzelnen Sätze die sich zu Perioden verbinden, sind so ungleich und so verwickelt, die Ruhepuncte sind so verschiedentlich gestellt: daſs die Seele, von der gar zu groſsen Mannichfaltigkeit erdrückt, keine andre als sehr dunkle Vorstellungen von den hier noch beobachteten Verhältnissen und Regeln hat, die einen递 Haupttheil des prosaischen Wohlklangs machen. Das Sylbenmaſs schränkt diese zu groſse Mannichfaltigkeit ein, und setzt nur einige bestimmtere Regeln, einige vorzüglich schöne und leichte Verhältnisse fest, die von der Seele sogleich klar erkannt werden können. Sind wieder der Regeln zu viel und die Verhältnisse zu verwickelt, so ist das Sylbenmaſs so gut als keines, oder vielmehr schlimmer als keines; denn die Seele, die nun

ein-

einmal darauf gebracht ist ein bestimmtes Maſs und Verhältniſs zu suchen, hat ohne Unterlaſs den Verdruſs, an Schwierigkeiten zu stoſsen und ihre Erwartung getäuscht zu finden. Wiederum erregt ein zu eintöniges Sylbenmaſs, das zu wenig Mannichfaltigkeit zuläſst, Langeweile und Ekel. — In der That wird also die Seele durch das Sylbenmaſs an ihren Vorstellungen bereichert, selbst indem der zu groſse lästige Reichthum, den sie nicht zu nutzen wuſste, vermindert wird: und eben dies ist der Grund, warum das Sylbenmaſs Vergnügen erweckt, zur Aufmerksamkeit reizt, und dem Gedächtniſs Erleichterung verschafft.

Die zwei übrigen angegebenen Vortheile des Sylbenmaſses sind auf unsern Begriff von der Lebhaftigkeit noch leichter zurückzubringen. Indem das Sylbenmaſs malt, klärt es mehr Bestimmungen des Gegenstandes auf, die nun zur Vorstellung kommen; und indem es zum Ausdruck der Empfindungen dient, giebt es uns, auſser der Vorstellung des Gegenstandes, noch die von dem Zustand der Seele die ihn sich vorstellt. — Wie, wenn wir hier auf dem Wege wären, die oben nur angegebene Frage: warum das Sylbenmaſs Empfindung ausdrücke, kurz und befriedigend auszumachen? Die Antwort lag uns, wie das oft der Fall ist, ohne unser Wissen ganz nahe; denn in der That geschieht dies nur durch eine Art Malerei: durch eine Nachahmung des Ganges, den die Ideen in der Seele nehmen. Sowie bei heftigen Leidenschaften, z. B. im Zorne, die Ideen einen sehr raschen ungestümen Lauf nehmen; wie bei feierlichen Empfindungen des Groſsen und Erhabnen bei jedem Gedanken verweilt wird, um ihn erst zu fassen und auszudenken; wie bei zärtlichen lieblichen Empfindungen mit einem mittlern Grade der Geschwindigkeit von Idee zu Idee sanft fortgeschritten wird: so wird auch durch die Beschaffenheit der Füſse, durch die Länge oder Kürze der Zeilen und Strophen, durch die Stellung der Einschnitte und den Bau der poetischen Perioden, ein ähnlicher Gang in die Rede gebracht; und die Seele bekömmt das nehmliche der abgezweckten Empfindung zusagende Maſs von Geschwindigkeit in die Reihe ihrer Vorstellungen, das sie durch das Ohr in den Tönen findet. Ein weiteres Nachdenken wird hier eine erstaunlich mannichfaltige Übereinstimmung entdecken lehren; obgleich freilich der Ausdruck den das bloſse Sylbenmaſs giebt, eben wie der musikalische bei Ermangelung eines Textes, noch immer ziemlich unbeſtimmt und allgemein bleibt.

Es kann nicht ganz am unrechten Ort ſcheinen, daſs wir hier auf das Sylbenmaſs zurückgekommen ſind: denn da der Grundſtoff des Lehrgedichts nicht eigentlich poetiſch, da der Boden, ſo zu reden, dürre und unfruchtbar iſt, und erſt durch Cultur und Induſtrie reizend und ergiebig gemacht wird; ſo kann dieſe Dichtungsart in der That das Sylbenmaſs, ſowie alle andere Hülfsmittel zur Bewirkung gröſserer Lebhaftigkeit, weniger als andere entbehren.

Aus dem Bishergeſagten müſſen ſich alle Regeln für die Lehrgedichte herleiten laſſen: die für die Wahl der Materie, und die für die Behandlung derſelben.

Überall nicht zu wählen ſind ſolche Wahrheiten, die ohne ihre trockne Allgemeinheit gar nicht können gefaſst, ohne die langsame philosophische Methode, die von Merkmaal zu Merkmaal, von Satz zu Satz bedächtig fortschreitet, gar nicht können erörtert und zur Überzeugung gebracht werden. Die Elemente des Euklides, die Wahrheiten der Logik, der Ontologie, der allgemeinen Naturlehre, sind von dieser Art; und *Lucrez* ist also mit Recht getadelt worden, daſs er einen zu metaphysischen Stoff genommen hat, bei dem sich sein wirklich dichterisches Genie fast nicht anders, als in Nebensachen und gelegentlichen Ausschweifungen zeigen konnte.

Vorzüglich zu wählen sind die weniger abstracten, vom Sinnlichen weniger entlegenen Wahrheiten, die sowohl in ihrem Innern an Ideen reichhaltiger sind, als auch eher das Leben und die Schönheiten annehmen, die der Dichter durch seinen Vortrag hinzuthut. Ein Gegenstand ohne alle natürliche Schönheit verschmäht die Bemühungen der Kunst; aber wenn schon Reize da sind, so kann die Kunst sie wirksamer und hervorstechender machen. Dies ist der Fall mit den Regeln verschiedner sowohl der nützlichen als der schönen Künste, die daher auch von alten und neuen Lehrdichtern fleiſsig und mit Erfolg sind bearbeitet worden. Den ersten Rang aber verdienen diejenigen Wahrheiten, die mit jenen Vortheilen noch diesen verbinden, daſs ihre Erkenntniſs und Ausübung zu unserer höchsten innern Glückseligkeit unentbehrlich ist, und daſs sich diese ihre Beziehung auf unsre Glückseligkeit unmittelbar ankündigt. Dies ist der Vorzug der moralischen Wahrheiten aus der Philosophie des Lebens, sowie auch der groſsen philosophischen Wahrheiten von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele, u. s. f. — In neuern Zeiten, wo durch die Bemühungen der Weltweisen diese wichtigen Gegenstände in ein so helles Licht gesetzt worden sind, hat man daher eben sie am öftersten bearbeitet, und hat darüber fast ganz die sogenannten Kunstgedichte vernachläſsigt, die freilich nie ein so groſses und so allgemeines Interesse erwecken. Doch hat diese Vernachläſsigung ohne Zweifel noch andre mehr subjective Ursachen; denn die Dichter leben heutigestags in zu weniger Gemeinschaft mit Arbeitern und Künstlern, als daſs die Begriffe von den Verrichtungen derselben ihnen hinlänglich geläufig und interessant werden könnten.

Auch das läſst sich hier noch bemerken: daſs es rathsamer ist, Materien von mäſsigem Umfang, einzelne Wahrheiten und Betrachtungen, als ganze Theorieen und Systeme zu wählen. Wenn auch der Dichter unter der Verschiedenheit der Materien nicht erliegt, worunter so viele der poetischen Behandlung unfähig seyn müssen; so wird er schon unter der zu groſsen Menge derselben erliegen. Er wird es unmöglich finden, sie alle unter Einen poetischen Gesichtspunct zu sammeln, sie an einem andern als dem systematischen Faden zu reihen, und ihnen sämmtlich die hinlängliche Ausbildung zu geben. Man sieht ein Beispiel an *Lichtwehrs* „Recht der Vernunft," das schwerlich einen Leser finden wird, der Geduld hätte es auszulesen. *Dusch* hat die sämmtlichen „Wissenschaften" besungen; aber er hat sie besungen, ohne sie vortragen zu wollen. Nur hie und da hat er eine wichtige Hauptwahrheit, die ganz vorzüglich zu seinem Zweck gehörte: die Wissenschaften als Wohlthäterinnen des menschlichen Geschlechts zu schildern, herausgehoben, und sie als eigentlich didaktischer Dichter behandelt.

Noch eine andere Frage ist: ob es dem Dichter vergönnt sei, statt des Wahren auch Irrthümer, z. B. statt der Leibnitzischen Begriffe von Gott und Vorsehung, die Lucrezischen, vorzutragen? — Wenn die Materien für die Ruhe und Glückseligkeit des Menschen wichtig sind, so kann über die moralische Verbindlichkeit wohl keine Frage seyn; aber sollte es auſser der moralischen nicht auch eine poetische geben? Mit andern Worten: Sollten nicht, wenn alles Übrige gleich ist, die wahrsten Vorstellungen auch die lebhaftesten seyn? — Ohne Zweifel wird es hier vorzüglich auf den eigenen Glauben des Leſers ankommen, oder wenn er ſelbſt die Materie noch nicht durchdacht hat, auf die Dispoſitionen ſeines Kopfes, ſich mehr für die eine als für die andere Meinung zu erklären. Und da iſt es nun ſchon von ſelbſt entſchieden, welche Gedanken von gröſserer poetiſchen Wirkung ſeyn werden: die, gegen welche ſein Verſtand ſich auflehnt? oder die, welchen er willig mit allen ſeinen Ideen entgegenkömmt, und ſich des Lichts, der Stärke, der Würde freut, die der Dichter ihnen zu geben wuſste? Iſt beſonders die Wahrheit aus dem Verſtande ins Herz übergegangen; wird durch den entgegenſtehenden Irrthum die Empfindung empört: ſo handelt der Dichter vollends unweiſe, wenn er ſein Genie an den Irrthum verſchwendet. — Im Allgemeinen alſo läſst ſich wenigstens das bestimmen: daſs der Dichter, schon als Dichter, die bessern, um ihrer einleuchtenden Wahrheit willen allgemeiner anerkannten, und mit mehr Ideen zusammenstimmenden, Grundsätze vorziehen muſs, und um desto mehr vorziehen muſs, je mehr sie das Herz interessiren. Doch bleibt dabei immer vorausgesetzt: wenn alles Übrige gleich ist.

Hat der Dichter seine Materie wohl gewählt, so kömmt es nun darauf an, daſs er sie auch wohl zu bearbeiten wisse. Er wird sie aber um desto besser bearbeiten, je mehr und je interessantere Gedanken, von je mehr Mannichfaltigkeit und je gröſserm innern Reichthume er daraus hervorzieht; je mehr er alles zu Hohe, Schwere, Gesuchte vermeidet; je anschaulich richtiger er alle Hauptideen untereinander, alle untergeordnete Ideen mit den Hauptideen zusammenhängt; je mehr er sie so ordnet, wie sie einander die meiste Klarheit, das meiste Gewicht und Leben ertheilen; je mehr er die wesentlichen Theile heraushebt, die unwesentlichen im Schatten hält; je vollständiger, schneller, unfehlbarer, er durch den Ausdruck auf den jedesmaligen Gedanken hinführt; je gröſsere Richtigkeit er in alle von ihm angegebene Contraste und Ähnlichkeiten bringt; je mehr er Übereinstimmung zwischen dem Gegenstande selbst und der Art und Weise erkennen läſst, wie er davon gerührt wird; je besser er nach dieser Absicht die Wörter, die Bilder, und das Mechanische wählt; in je gröſsere Harmonie er alle einzelne Töne mit dem Hauptton, oder deutlicher, alle besondere Eindrücke mit dem allgemeinen Eindruck des ganzen Werkes stimmt. — Es ist unnöthig, die hier zusammengedrängten Regeln für Gedanken, Ausdruck und Verbindung weitläuftig darzuthun, da sie sich so äuſserst leicht aus dem festgesetzten Begriff der Lebhaftigkeit entwickeln lassen. Man erinnre sich nur immer der beiden Haupterfordernisse derselben: daſs die Seele vollauf, und daſs sie mit Leichtigkeit soll beschäftiget werden.

Den besten Beweis für die Wahrheit dieser Regeln wird man in dem unangenehmen Eindrucke finden, den die entgegengesetzten Fehler machen. Man versuche, die „Gräber" von *Creuz*, oder die *Gottschedischen* und *Trillerischen* Gedichte zu lesen: und man wird jene bald wegen der Armuth an Gedanken, des Mangels an allem richtigen Zusammenhange, des unnatürlichen, räthselhaften, oft niedrigen und oft wieder schwülstigen Ausdrucks; diese wegen ihrer Kälte, Trockenheit, Plattheit und Weitschweifigkeit aus den Händen werfen. — Einzelne Beispiele zu jeder Art von Fehlern aufzusuchen, wäre zu mühsam; man sehe also in folgender Stelle, wo nicht alle, doch die meisten Fehler vereinigt:

> Likör und Knaster her! ruft Gasto bei der Nacht,
> Da er, der Tage müd', aus Ampeln Sonnen macht.
> Recht matt von lauter Lust, sucht er sein ganz Erquicken
> Bloſs in der Trägheit Arm, nur bloſs in seinem Rücken.
> Noch denkt Hetrurien an diesen milden Gast:
> Der Saal war seine Welt; das Bette sein Pallast.
> Der war der letzte Fürst vom Mediceer Hause.
> Er war; denn daſs er war, seh ich an Schlaf und Schmause. —
> So nagt kein bittrer Gram die Lebenssehnen ab.
> Gott, der ja den Geschmack an guten Speisen gab;

O, dem ist man hier gut! Nicht, daſs Vernunft und Liebe,
Durch Dankbarkeit gewarnt, zur hohen Ehrfurcht triebe:
O nein! so läſst sichs erst vollkommen ruhig seyn.
Reu heuchelt sich doch gern in jede Lästrung ein.
Wenn Freunde, witzig gnug sich nimmer lang zu kränken,
Bei unsrer Fröhlichkeit auch ihre Lust uns schenken;
Wenn nach dem reichen Mahl der Karten Zeitvertreib,
Und nach Musik und Wein ein angenehmes Weib,
Zuletzt ein ſüſser Schlaf sich nimmer lang verweilen,
Die ganze Lebenszeit stets wechselnd einzutheilen:
Da kehrt der Gram so gern, wie Wolf bei Langen ein.
Der Schlaftrunk steter Lust verdrängt die mindste Pein.
Hier wird kein männlich Ach! zum Vater edler Thränen;

So viel weiſs ein Castrat von Töchtern und von Söhnen.
Wenn das noch ferne Grab dem Eilften Ludwig droht,
Lebt jener recht vergnügt, wie Grammont, sich zu Tod,
Und kann mit gröſserm Recht, als Sichens Dido, sagen:
Nun hab' ich recht gelebt! Der Lehnsherr seiner Tagen
Kommt eh nicht, bis er kommt, und schreckt ihn nicht vorab.
Das Grab wird seine Welt; sonst war die Welt sein Grab.
Doch heiſst das auch gelebt, zum Glück die Trägheit wählen?
Und quälen die sich nicht, die sich im Bette quälen?

WITHOF.

Die oben zusammengefaſsten Regeln ergaben sich aus dem allgemeinen Begriffe eines Gedichts, und waren also Gesetze, nicht für den Lehrdichter allein, sondern über-

überhaupt für den Dichter. Man sehe hier noch einige bestimmtere Anwendungen dieser Regeln, die für den erstern besonders gelten.

Der Lehrdichter kann zu viel Dichter werden: wenn er die philosophischen Begriffe mit den Blumen seiner Kunst nicht bestreut, sondern verdeckt, sie nicht schmückt, sondern verschleiert; wenn er seine Bilder, Gleichnisse, Allegorieen zu viel und mit zu fremden, zu unwesentlichen Zügen ausmalt; wenn er in einem zu gleichförmig angespannten, zu lyrischen oder zu declamatorischen Tone aushält; wenn er zu viele oder zu weitläuftige Episoden einstreut, den Zusammenhang der Gedanken zerreiſst, und das Interesse theilt, das er auf den Wahrheiten, als seinem Hauptgegenstande, zusammenhalten sollte. Er hüte sich also vor zu langen und zu räthselhaften Allegorieen, gebrauche die Zieraten seiner Kunst mit Bescheidenheit und mit Weisheit, gebe seinem Ton mannichfaltige Abwechselung, und mache sich, eh er arbeitet, einen allgemeinen Entwurf seines Werks, der ihn überall an ein richtiges Verhältniſs zum Ganzen erinnere. Zu sagen, daſs ohne öftere und weitläuftige Ausschweifungen die Materie zu trocken seyn würde, das hieſse, den einen Fehler durch den andern rechtfertigen; denn es wäre ein Geständniſs, daſs er eine unglückliche Wahl getroffen habe.

Der Lehrdichter kann aber auch zu viel Philosoph werden: wenn er der Wissenschaft nicht bloſs, was er einzig sollte, die Materie, sondern zugleich die Behandlungsart, und die Sprache abborgt. Das heiſst: wenn er deutliche und ausführliche

Begriffe sucht, wo er sich mit klaren und unausführlichen begnügen; erklärt, wo er beschreiben sollte; wenn er sich mit abstracten Wörtern ausdrückt, wo er besser individuelle Namen, Bilder, Metaphern setzte; wenn er, statt des leichten und gefälligen Zusammenhangs, wo eins aus dem andern hervorkömmt, eins dem andern die Hand beut, seine Materien in eine ängstliche Ordnung zwingt, die immer auf logische Eintheilungen hinweist; wenn er, um seinen Beweis zu führen, auf trockne allgemeine Grundsätze zurückgeht, statt daſs er die Sache bloſs vor den allgemeinen Menschenverstand bringen, und Übereinstimmung und Widerspruch mehr unmittelbar sollte anschauen lassen. — Beweise, die ohne Subtilität und Trockenheit durchaus nicht vorzutragen sind, muſs der Dichter gänzlich verwerfen, auch wenn sie die bündigern und überzeugendern wären; er muſs zufrieden seyn, wenn er sich des allgemeinen Wahrheitsgefühls versichert hat, ohne die darin versteckt liegenden Grundsätze einzeln herauswickeln zu wollen; er muſs überhaupt weniger aus Begriffen, als durch Erfahrungen, Inductionen, Analogieen, durch auffallende Schilderungen des Guten, Schönen, Übereinstimmenden, oder des Thörichten, Hassenswürdigen, Abgeschmackten, seinen Beweis führen. Auch muſs er nie mit der kalten ruhigen Fassung des Untersuchers; er muſs mit innrer lebendiger Überzeugung, in einem nachdrücklichen, selbst leidenschaftlichen Tone reden. — *Opitz* widerlegt durch Analogie den Einwurf wider das Daseyn Gottes, der von der Unbegreiflichkeit desselben hergenommen ist:

Ich steh es gerne zu, ja! Aber auch den Thieren
Ists fremde: wie ein Mensch die Städt' und Land regieren,
Der Sonnen Zier ersehn, die Sterne messen kann,
Und segeln weit und breit durch eine nasse Bahn.
Nun dann der Mensch so hoch mit seinen Gaben schwebet
Weit über alles dies, was sonst hier unten lebet;
So muſs er denken auch, daſs, der ihn so erhöht,
Ihm weiter noch, als er den Thieren, oben steht.

Auch *Dusch* beweist durch eine sehr poetische Analogie, daſs ein System, welches auf falsche Grundsätze gebaut ist, in sich selbst zusammenfalle:

Wie steht Venedig fest, seit grauen Zeiten her,
In Wolken mit der Stirn, und mit dem Fuſs im Meer!
Kann auch ein Königsschloſs, gebaut auf falschen Wellen,

Sein tausendjährig Haupt dem Sturm entgegenstellen;
Wenn nicht die weise Kunst zuerst den Grund geschützt,
Und was das Meer nicht trägt, mit Pfeilern unterstützt?
Du aber willst noch mehr als leichten Wogen trauen,
O Thor! und ein System auf Luft und Meinung bauen?

Eben dieser Dichter beweist durch Induction, daſs die sinnlichen Eindrücke bei allen Menschen die nehmlichen sind:

Was weiſs der Tartar sieht, sieht auch der Lappe weiſs;
Das Feuer macht am Belt und macht am Indus heiſs.
Der Ort verändert nicht die Gleichheit des Gefühles,
Ich sei am Ladoga, ich sei am Strand des Niles.
Kein richtiges Organ empfindet in dem Duft
Der Rosen den Gestank aus einer Todtengruft;
Und kein gesundes Ohr, mögt' es auch zehnmal wollen,

Hört im Geräusch des Bachs den Ton des Donners rollen.

Die sogenannten apagogischen Beweise sind von einer besonders poetischen Wirkung; denn sie zeigen in der Gegenmeinung eine Abgeschmacktheit, die Niemand gerne gedacht haben will. Auch hievon sehe man ein vortreffliches Beispiel von dem nehmlichen Dichter:

Der Aberglaube zürnt im Dunkel heil'ger Wetter,
Und schleudert Fluch und Bann auf Denker mehr, als Spötter.
Doch würde, gleich entbrannt, der Eifrer, der am Rhein
Dem Clemens widersprach, am Po sein Streiter seyn.
„Nie, ruft er, darf Vernunft zu prüfen sich erkühnen.
„Der Glaub' herrscht unumschränkt; die Magd, Vernunft, muſs dienen.“
So spricht des heil'gen Stuhls furchtsamer Unterthan;

Und spricht nicht so der Türk für seinen Alkoran?
Wer ohne Prüfung glaubt, gesetzt auch wahre Lehren;
Ist der nicht blind genug, auf irrige zu schwören?

Haller in seiner „Falschheit menschlicher Tugenden“ führt lauter sehr dichterische Beweise, wovon wir hier nur einen der schönsten zum Beispiele geben:

Wann in Iberien ein ewiges Gelübd
Mit Ketten von Demant ein armes Kind umgiebt,
Wann die geweihte Braut ihr Schwanenlied gesungen,
Und die gerühmte Zell die Beute nun verschlungen;
Wie jauchzet nicht das Volk, und ruft was rufen kann:
Das Weib hört auf zu seyn, der Engel fängt schon an!
Ja stoſst, es ist es werth, in pralende Trompeten!
Verbergt der Tempel Wand mit persischen Tapeten!

Euch ist ein Glück geschehn, dergleichen nie geschah;
Die Welt verjüngt sich schon, die güldne Zeit ist nah!
Gesetzt, daſs ungefühlt in ihr die Jugend blühet,
Und nur der Andacht Brand in ihren Adern glühet;
Daſs kein verstohlner Blick in die verlaſsne Welt
Mit sehnender Begier zu spät zurücke fällt;
Daſs immer die Vernunft der Sinnen Feuer kühlet,
Und nur ihr eigner Arm die reine Brust befühlet;
Gesetzt, was niemal war, daſs Tugend wird aus Zwang:
Was jauchzt das eitle Volk? Wen rühmt sein Lobgesang?
Doch wohl, daſs List und Geiz des Schöpfers Zweck verdrungen,
Was er zum Lieben schuf, zur Witwenschaft gezwungen,
Den vielleicht edlen Stamm, den er ihr zugedacht,
Noch in der Blüth' erstickt und Helden umgebracht;

Daſs ein verführtes Kind, in dem erwählten Orden,
Sich selbst zur Überlast und Andern unnütz worden?
O Ihr, die die Natur auf beſsre Wege weis't;
Was heiſst der Himmel dann, wenn er nicht lieben heiſst?
Ist ein Gesetz gerecht, das die Natur verdammet?
Und ist der Brand nicht rein, wann sie uns selbst entflammet?
Was soll der zarte Leib, der Glieder holde Pracht?
Ist Alles nicht für uns und wir für sie gemacht?
Den Reiz, der Weise zwingt, dem nichts kann widerstreben,
Der Schönheit ewig Recht; wer hat es ihr gegeben?
Des Himmels erst Gebot hat keusche Huld geweiht,
Und seines Zornes Pfand war die Unfruchtbarkeit.
Sind dann die Tugenden den Tugenden entgegen?
Der alten Kirche Fluch wird, bei der neuen, Segen?

Alles was bisher entwickelt und vorgeschrieben worden, betraf das Lehrgedicht bloſs im Allgemeinen, und ohne Rücksicht auf die Art der Einkleidung betrachtet. Jetzt ist noch die Frage von den hier anwendbaren Formen, und von den möglichen Mischungen dieser Gattung mit andern Dichtungsarten, zu untersuchen.

Daſs der Vortrag der Wahrheiten gesprächweise geschehen könne, erhellet aus der oben angeführten Stelle von *Dusch,* und noch deutlicher aus dem dritten „Versuche“ dieses Dichters „über die Vernunft,“ der von Anfang bis zu Ende *dialogirt* ist. Es ist sichtbar, daſs diese Form, wo sie sich anwenden läſst, dem Vortrage ein groſses Leben geben müsse; denn sie bringt bei der Verschiedenheit der Köpfe, die wir hier voraussetzen müssen, die Gedanken überall in Gegensatz, und giebt der Rede beides mehr Abänderung und mehr Leidenschaftliches. — Noch ein gröſseres Interesse wird entstehen, wenn die Unterredner ihre Meinungen nicht schon festgesetzt haben, sich nicht bloſs ihre schon sonst gemachten Betrachtungen mittheilen, sondern eben itzt, während des Gesprächs, alle ihre Kräfte zur Untersuchung der Wahrheit aufbieten. Indeſs ist zur Bewirkung dieses Interesse die dialogische Form nicht durchaus unentbehrlich; es giebt philosophische *Selbstgespräche*, wo ein einziger denkender Geist, es sei der Dichter selbst, oder ein anderer von ihm fingirter Charakter, die Betrachtung vor unsern Augen anfängt und endigt. Man sehe, wenn man Beispiele wünscht, verschiedene Stücke in *Gleims* „Halladat“; oder man denke sich folgenden philosophischen Monolog vollendet:

Eine der schwermuthvollern und zu empfindlichen Seelen,
Die, des Guten das sie empfingen, schnelle Vergesser,
Und Vergröſsrer oder auch gar Erschaffer des Elends,
Dies nur denken, in dies nur mit grübelndem Ernst sich vertiefen;
Beor, hatte sich von den Menschen gesondert, und lebte
In der Einsamkeit. Wie der Freudiggeschäftige gerne
Mit dem kommenden Tag' aufwacht, so scheucht' er den Schlummer
Gern um Mitternacht. An der Hütte fernem Eingang
Nährt' er ein wenig Schimmer, wie Todtenlampen in Gräbern.
Jetzo hatt' er sein Brot gegessen, sein Wasser getrunken,
Sich zu dem Grübeln gestärkt! — So komm dahin denn wieder,
Wo du so oft schon warest, hinab, zerrüttete Seele!
Muſs nicht Elend seyn? und müssens nicht Einige tragen?

Ja, es muſs, weil es ist! Und müſstens die Himmel nicht tragen;
Läge nicht auf uns? Denn da muſs es seyn; sonst wäre nicht geworden!
Aber warum? — So oft ich frag', antwortet mir Keiner,
Weder im Himmel, und weder auf Erden; und so verschwindet
Mir der Trost, daſs es seyn muſs! Allein bei dem wankenden Troste
Darf mein belastetes Herz doch ringen nach dieser Antwort:
Warum sondert es einige Menschen sich aus? und faſst sie
Eisern an, und hebet sie hoch aus dem Strom' und trifft sie
Mit zermalmendem Arm? mich, mit zermalmendem Arme?
Ward ich nicht blind geboren? und lebt', ein Blinder, so lange?
Zwar gab Es dem Auge den Tag. u. s. w.

KLOPSTOCK.

Wenn Beor in diesem Tone fortführe und den Ausgang aus seinen Zweifeln ſände, ſo hätten wir die Idee eines ſehr dichteriſch behandelten Selbſtgeſprächs; es kömmt ein anderer Unterredner dazwiſchen, und wir erhalten die Idee eines ſehr dichteriſch behandelten Dialogs.

Betrachtet man die Stelle noch einmal, oder beſſer, lieſt man ſie im „Meſſias“ zu Ende; ſo erkennt man darin die Möglichkeit einer andern ſehr intereſſanten Einkleidungsart des Lehrgedichts, die wir zwar ſchon oben an der erſten *Halleriſchen* Stelle, welche wir zur Entwickelung des Begriffs der Lebhaftigkeit brauchten, bemerken konnten. *Haller* ſchilderte hier ſich ſelbſt, *Klopſtock* ſchildert den erdichteteten Charakter des Beor, in einer ſehr rührenden Situation; beide laſſen die allgemeinen Betrachtungen ſich eben aus dieſer Situation entſpinnen, und ertheilen den Wahrheiten ein ausnehmendes Leben, indem sie solche mit der innigsten individuellen Anwendung denken. Wie, wenn sich diese Mischung der Gattungen, des didaktischen und des beschreibenden oder handelnden Gedichts, noch weiter treiben; wenn sich durch die Reihe von Betrachtungen eine Reihe von Situationen hindurchschlingen lieſse, sodaſs noch immer das Hauptinteresse nicht sowohl auf die Geschichte als auf die Wahrheiten fiele, und das Gedicht also ein wahres didaktisches bliebe? — Die hier angegebene Idee ist wirklich schon mehrmal ausgeführt; aber vielleicht noch nie so reizend, als in „Musarion oder der Philosophie der Grazien“ von *Wieland*. Die Geschichte selbst bedeutet hier äuſserst wenig; sie ist in der That nur die Form, das Vehiculum gleichsam für die Reihe der philosophischen

Ideen,

Ideen, die das eigentlich Wesentliche des Werks sind. Einige dieser Ideen legt der Dichter in die Schilderungen der Charaktere, Sitten, und Handlungen selbst, die er in einem halb erzählenden, halb räsonnirenden Tone ausführt: andere trägt er durch den Mund seiner unterredenden Personen, hauptsächlich der Musarion, vor: und Alles zusammen macht am Ende ein völliges, ausführliches System über die Glückseligkeit, mit dichterischen Beweisen und Widerlegungen; ein System, das freilich nicht so ganz richtig gedacht, aber dagegen desto anmuthiger und hinreiſsender geschrieben ist. Wir müssen uns hier, obgleich ungern, mit der Anführung einiger Stellen begnügen.

Aus dem ersten Buche.

Der groſsen Wahrheit voll, daſs Alles eitel sei,
Womit der Mensch in seinen Frühlingsjahren,

Berauscht von süſser Raserei,
Leichtsinnig, lüstern, rasch und unerfahren,
In seinem Paradies von Rosen und Jasmin
Ein kleiner Gott sich dünkt; — setzt Phanias,
der Weise,
Wie Herkules sich auf den Scheideweg hin
(Zum Unglück nur zu spät), und sinnt der
schweren Reise
Des Lebens nach. — Was soll, was kann er
thun?
Es ist so süſs, auf Flaum und Rosenblättern
Im Arm der Wollust sich vergöttern,
Und nur vom Übermaſs der Freuden auszuruhn!
Es ist so unbequem, den Dornenpfad zu klettern!
Was thätet Ihr? — Hier ist, wie Vielen däucht,
Das Wählen schwer; dem Phanias ward leicht.
Er sieht die schöne Ungetreue,
Die Wollust — schön, er fühlts —, doch nicht
mehr schön für ihn,
Zu jüngern Günstlingen aus seinen Armen fliehn;
Die Scherz- und Liebesgötter fliehn
Der Göttinn nach, verlassen lachend ihn,
Und schicken ihm zum Zeitvertreib die Reue.
Dagegen winken ihm aus ihrem Heiligthum

Die Tugend, und ihr Sohn, der Ruhm,
Und zeigen ihm den edlen Weg der Ehren.
Der neue Herkules sieht sich noch einmal um,
Ob seine Flüchtlinge vielleicht noch wiederkehren?
Sie kehren — ach! nicht wieder um;
Er sieht's, und faßt den Schluß, der Helden Zahl zu mehren.
  Der Helden Zahl? — Hier steht er an;
Der kühne Vorsatz bleibt in neuen Zweifeln schweben.
Zwar ist es schön, auf lorbeervoller Bahn
Zum Rang der Göttlichen, die in der Nachwelt leben,
Zu einem Platz im Sternenplan
Und im Plutarch sich zu erheben;
Schön, sich der trägen Ruh entziehn,
Gefahren suchen, niemal fliehn,
Auf edle Abenteuer ziehn,
Und die gerächte Welt mit Riesenblute färben;
Schön, süß sogar (zum mindesten singet so
Ein Dichter, welcher selbst beim ersten Anlaß floh),
Süß ists und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben.

Doch, auch die Weisheit kann Unsterblichkeit erwerben.
Wie prächtig klingts, den fesselfreien Geist
Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken waschen;
Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier weist
(Nie, oder Göttern nur), entkleidet überraschen;
Der Schöpfung Grundriſs übersehn,
Der Sphären mystischen verworrnen Tanz verstehn;
Vermuthungen auf stolze Schlüsse thürmen,
Und Titans Söhnen gleich die Geisterwelt erstürmen.
Wie glorreich! Welche Lust! — Nennt immer den beglückt
Und frei und groſs, den Mann, der nie gezittert,
Den der Trompete Ruf zur wilden Schlacht entzückt,
Der lächelnd sieht was Menschen sonst erschüttert,
Und selbst den Tod, der ihn mit Lorbeern schmückt,
Wie eine Braut an seinen Busen drückt!
Noch gröſser, glücklicher ist der mit Recht zu nennen,

Den, von Minervens Schild bedeckt,
Kein nächtliches Phantom, kein Aberglaube schreckt;
Den Flammen die auf Leinwand brennen,
Und Styx und Acheron nicht blässer machen können;
Der ohne Furcht Kometen brennen sieht,
Der höh're Geister nicht mit Taschenspiel bemüht,
Und, weil kein Wahn die Augen ihm verbindet,
Stets die Natur sich gleich, stets regelmäſsig findet....
Um wie viel mehr, als Helden, Weltbezwinger,
Ist der ein Held, ein Halbgott, kaum geringer
Als Jupiter, der tugendhaft zu seyn
Sich kühn entschlieſst; dem Lust kein Gut, und Pein
Kein Übel ist; zu groſs, sich zu beklagen,
Zu weise, sich zu freu'n; der jede Leidenschaft
Gefesselt an der Tugend Wagen
Befestigt hat, und im Triumphe führt;
Den alles Gold der Inden nicht verführt;
Den nur sein eigener, kein fremder Beifall rührt:
Kurz, der in Phalaris durchglühtem Stier verdarbe,
Eh er ein Diadem in Phrynens Arm erwärbe!...

Aus dem zweiten Buche.

— — Das Schöne kann allein
Der Gegenstand von unsrer Liebe seyn.
Die groſse Kunst ist nur, vom Stoff es abzuscheiden.
Der Weise *fühlt*. Dies bleibt ihm stets gemein
Mit allen andern Erdensöhnen.
Doch diese stürzen sich, vom körperlichen Schönen
Geblendet, in den Schlamm der Sinnlichkeit hinein;
Indeſs *wir* uns daran, als einem Wiederschein,
Des Urbilds Anschaun selbst zu tragen angewöhnen.
Dies ists, was ein Adept in allem Schönen sieht,
Was in der Sonn' ihm strahlt, und in der Rose blüht.
Der Sinnen Sklave klebt, wie Vögel an der Stange,
An einem Liljenhals, an einer Rosenwange;
Der Weise sieht und liebt, im Schönen der Natur,
Vom Unvergänglichen die abgedrückte Spur.
Der Seele Fittig wächst in diesen geist'gen Strahlen,

Die, aus dem Ursprungsquell des Lichts
Ergossen, die Natur bis an den Rand des
Nichts
Mit fern nachahmenden, nicht eignen, Farben
malen.
Sie wächst, entfaltet sich, wagt immer höhern
Flug,
Und trinkt aus reinern Wollustbächen;
Ihr thut nichts Sterbliches genug,
Ja Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,
Den nur die Quelle stillt. So, meine Freunde,
wird
Was andre Sterblichen, aus Mangel
Der hohen Scheidkunst, gleich der bunten Flieg'
am Angel,
Zu süſsem Untergange kirrt;
So wird es für den echten Weisen
Ein Flügelpferd zu überird'schen Reisen.
Auch die Musik, so roh und mangelhaft
Sie unterm Monde bleibt (denn ihrer Zauber-
kraft
Sich recht vollkommen zu belehren,
Muſs man, wie Scipio, die Sphären,
Zum wenigsten im Traume, singen hören),
Auch die Musik bezähmt die wilde Leidenschaft,

Verfeinert das Gefühl, und schwellt die Seelenflügel;
Sie stillt den Kummer, heilt die Milzsucht aus dem Grund,
Und wirkt, zumal aus einem schönen Mund,
Mehr Wunderding' als Salomonis Siegel...

Aus dem dritten Buche.

— „Doch ist vielleicht nichts mächtiger, die Seelen
„Zu starken Tugenden zu bilden, unsern Muth
„Zu dieser Festigkeit zu stählen,
„Die groſsen Übeln trotzt und groſse Thaten thut;
„Als eben dieser Satz, für den Kleanth
„Zum Märtyrer sich trank. Die Herakliden,
„Die Männer, die ihr Vaterland
„Mehr als sich selbst geliebt, die Aristiden,
„Die Phocions, und die Leonidas“ —
Ruhmvolle Namen, gut! (ruft unser Mann) und waren
Sie etwa Stoiker? — „Sie waren, Phanias,
„Noch etwas mehr! Sie haben das erfahren,
„Was Zeno speculirt; sie haben es gethan!
„Warum hat Herkules Altäre?

„Der Weg, den Prodikus nicht gehn, nur malen kann,
„Den ging der Held.“ — Und wem gebührt davon die Ehre,
Als der Natur, die ihn, und wer ihm gleicht, gebar
Und auferzog, eh eine Stoa war?
Ein Held wird nicht geformt; er wird geboren. —
„So hat, weil der Natur der erste Preis gebührt,
„Ein Plato alles Recht an Phocion verloren?“
„Die Kunst vollendet das, was die Natur skizzirt;
„Die Blume, die im Feld sich unbemerkt verliert,
„Wird durch des Gärtners Fleiſs zum schönsten Kind der Floren.“ —
Gesetzt, spricht Phanias, daſs dieses richtig sei;
So ist doch, was von Zahlen und Ideen
Und Dingen, die kein Ohr gehört, kein Aug' gesehen,
Theophron schwatzt, handgreiflich Träumerei. —
„Und mit den nehmlichen Ideen
„War doch Archytas einst ein wirklich groſser Mann.
„Auch Seelen dieser Art zeugt dann und wann,

„Zwar sparsam, die Natur; man wird zum Geisterseher
„Geboren, wie zum Held, wie zum Anakreon,
„Wie Zeuxis zum Palet und Philipps Sohn zum Thron.
„Und in der That, was hebt die Seele höher,
„Was nährt die Tugend mehr? erweitert und verfeint
„Des Herzens Triebe so, als glänzende Gedanken
„Von unsers Daseyns Zweck? Der Weltbau ohne Schranken,
„Unendlich Raum und Zeit; die Sonne die uns scheint,
„Ein Funke nur von einer höhern Sonne;
„Unsterblich unser Geist, Unsterblichen befreundt,
„Und, ahmt er Göttern nach, bestimmt zu Götterwonne!" —
Bei allen Grazien! (ruft Phanias) Madam
Wird mit der Zeit wohl auch die Sphären singen hören?
Vor wenig Stunden gab Theophrons Wörterkram
Den Stoff zum Spott. — „Der Mann; nicht seine Lehren!

„Das Wahre nicht, obgleich, nach aller Schwärmer Art,
„Mit Unsinn und Chimaren wohl gepaart.
„Nur diese trifft der Spott. Doch wir versteigen
„Uns allzuhoch; ich wollte dir nur zeigen,
„Daſs dich dein Vorurtheil für dieses weise Paar
„Nicht schamroth machen soll. Nichts war
„Natürlicher in deiner schlimmen Lage.
„Der Knospe gleich am kalten Märzentage,
„Schrumpft, wenn des Glückes Sonnenschein
„Sich ihr entzieht, die Seel' in sich hinein.
„Entfiedert, nackt, von Allem ausgeleeret,
„Was sie für wesentlich zu ihrem Wohlseyn hielt;
„Was Wunder, wenn sich ihr ein Lehrbegriff empfiehlt,
„Der sie die Kunst, es zu entbehren, lehret?
„Der ihr beweist: was nicht zu ihr gehöret,
„Was sie verlieren kann, sei keinen Seufzer werth;
„Ja, ihren Unmuth zu betrügen,
„Aus der Entbehrung selbst ein künstliches Vergnügen
„Ihr statt des wahren schafft? Was ist so angenehm

„Für den gekränkten Stolz, als ein System,
„Das uns gewöhnt, für Puppenwerk zu achten,
„Was aufgehört, für uns ein Gut zu seyn?
„Was, meinst du, bildete der Mann im Faſs sich ein,
„Der, groſs genug, Monarchen zu verachten,
„Von Philipps Sohn nichts hat, als freien Sonnenschein?
„Noch mehr willkommen muſs im Falle, den wir setzen,
„Die Schwärmerei des Platonisten seyn,
„Der das Geheimniſs hat, die Freuden zu ersetzen,
„Die Zeno nur entbehren lehrt;
„Der, statt des thierischen verächtlichen Ergötzen
„Der Sinnen, uns mit Götterspeise nährt.
„Wir sehn mit ihm, aus leicht erstiegnen Höhen,
„Auf diesen Erdenball, als einen Punct, herab;
„Ein Schlag mit seinem Zauberstab
„Heiſst Welten um uns her, bei tausenden, entstehen.
„Sinds gleich nur Welten aus Ideen,
„So baut man sie so herrlich als man will;

„Und steht einmal das Rad der äuſsern Sinne still:
„Wer sagt uns, daſs wir nicht im Traume wirklich sehen?
„Ein Traum, der uns zum Gast der Götter macht,
„Hat seinen Werth…“ —

Die gröſsern Erzählungen, die man, nach Art der Fabeldichter, auf die Erkenntniſs allgemeiner Wahrheiten anlegt (wie z. B. die *Marmontelschen* sind), gehören nicht mehr zu der didaktischen, sondern zu der handelnden Gattung. Es ist vielleicht unnütz, alle Werke der Dichtkunst ganz genau classificiren zu wollen; wenn man es aber will, so ist dazu kein anderes Mittel, als daſs man Acht gebe wo das Hauptinteresse hinfällt. In jenen gröſseren Erzählungen fällt dieses Hauptinteresse nicht mehr, wie in der Fabel, auf die allgemeine Wahrheit, sondern auf die

Entwickelung des Schickſals der Perſonen, auf die Handlungen, die Begebenheiten. Sie ſind alſo wenig, oder nichts mehr didaktiſch, als es jede treue Schilderung menſchlicher Charaktere, Sitten und Handlungsarten iſt; denn jede ſolche Schilderung enthält einen Reichthum von Wahrheiten, und iſt um deſto vortreflicher, je mehrere derſelben und je leichter ſie ſich daraus abſtrahiren laſſen.

Wir haben hier nur einige Arten angegeben, wie das Lehrgedicht kann behandelt und mit andern Dichtungsarten verbunden werden. Es ſind ihrer gewiſs noch mehrere übrig; aber die Kritik muſs ſich nicht anmaſsen wollen, alle Möglichkeiten zu erſchöpfen und dem Genie die Hände zu binden.

ENGEL'S

THEORIE
DER
DICHTUNGSARTEN.

ZWEITE ABTHEILUNG:
HAUPTSTÜCK 6—9.

Engels Schriften XI. 2.

Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

SECHSTES HAUPTSTÜCK.

Von dem beschreibenden Gedicht.

Der Dichter beschreibt, wenn er uns von irgend einem Gegenstand die Theile oder Merkmaale oder Veränderungen einzeln nach einander angiebt. — Wozu braucht er das aber? Warum nennt er uns nicht schlechtweg das Ganze, wenn nur die Sprache ein Wort dafür hat?

Zuerst kann es kommen, daſs wir die Sache die das Wort andeutet, noch nie gesehn, nie erfahren haben. — Klopstock z. B. erdichtet ein Geschlecht von Menschen, die auf einer andern Erde leben und im Stande der Unschuld verharrt sind. Der Stammvater derselben erzählt ihnen von uns, die wir unsre Unschuld und mit ihr das Vorrecht der Unsterblichkeit verloren haben. *Sterben* ist für diese Glücklichen ein Wort ohne Bedeutung; und wenn also der Stammvater will, daſs sie von dem Fürchterlichen der Sache gerührt werden, und ihren Vorzug vor uns empfinden sollen, so muſs er ihnen durch Beschreibung einen Begriff davon machen:

— — Dem Sterbenden brechen die Augen, und starren,
Sehen nicht mehr. Ihm schwindet das Antlitz der Erd' und des Himmels
Tief in die Nacht. Er hört nicht mehr die Stimme des Menschen,
Noch die zärtliche Klage der Freundschaft. Er selbst kann nicht reden;
Kaum mit bebender Zunge den bangen Abschied noch stammeln;

Athmet

Athmet tiefer herauf; und kalter ängstlicher
Schweiſs läuft
Über sein Antlitz; das Herz schlägt langsam;
dann stehts; dann stirbt er!

Messias, Ges. 5.

Zweitens kann der Gegenstand den das Wort andeutet, zwar bekannt seyn; aber die Vorstellung davon ist in der Seele des Lesers nur im Ganzen klar: sie enthält zwar schon alle einzelne Merkmaale, aber sie enthält sie verworren und dunkel. Und wenn nun dem Dichter die klare Vorstellung des Ganzen zu seinem Zwecke nicht genügt; wenn es ihm auf die Beachtung gewisser besonderer Merkmaale ankömmt: was bleibt ihm übrig, als diese Merkmaale besonders anzugeben, und also eine Beschreibung zu machen? — So giebt uns Ramler in seiner Ode „der Triumph" eine kurze Beschreibung von *Frankreich:*

— Gallien, das an zwei Meeren thront,
Dessen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn;

nicht, als ob wir das nicht schon wüſsten, sondern weil der Dichter will, daſs wir unter den übrigen Merkmaalen gerade auf diese am meisten Acht haben sollen. Hörten wir bloſs den Namen Frankreich, so mögten wir vielleicht eine ganz andre Seite desselben fassen; wir mögten uns, ganz gegen den itzigen Zweck des Dichters, darunter denken [geichfalls von *Ramler*]

— — das veramte Land,
Wo der singende Winzer
Seine Traube für Fremde preſst.

Drittens hat die Sprache für so wenige näher bestimmte Unterarten von Dingen besondere Wörter. Sie besteht fast ganz aus Zeichen sehr abstracter Begriffe, wie:

Roſs, Schwert, Baum, Strom u. s. w. Wenn also auch hier wieder der allgemeine Begriff der Gattung dem Dichter nicht hinlänglich scheint; wenn er will, daſs wir uns speciellere Merkmaale mit den allgemeinen verbunden denken: was kann er thun, als diese speciellen Merkmaale besonders angeben, d. h. beschreiben? — So verbindet Kleist die Merkmaale des Stolzes, des Muths, der Geschwindigkeit und Leichtigkeit, mit dem allgemeinen Begriffe des *Rosses*, damit wir nicht etwa auf die Vorstellung eines Donquischotischen Rosinante fallen:

— Sein Roſs war stolz, wie er;
Es schien die Erde zu verachten: kaum
Berührt' es sie mit leichten Füſsen; schnob
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und foderte zum Kampf heraus, wie er.

Es giebt also, wie es scheint, einen dreifachen Gebrauch der Beschreibung.

Entweder ſoll die Idee irgend eines unbekannten Ganzen durch die bekannten einzelnen Merkmaale erſt hervorgebracht; oder in der ſchon vorhandenen Idee ſoll dieſes und jenes Merkmaal nur beſonders aufgeklärt und hervorgehoben; oder eine zu allgemeine ſoll durch nähere Beſtimmung ſpecieller gemacht werden. Dieſer letzte Fall läſst ſich auf die beiden erſten zurückbringen. Denn das was durch nähere Beſtimmung des Allgemeinen herauskömmt, iſt entweder eine unbekannte Sache: dann haben wir den erſten Fall; oder eine ſchon bekannte, wo die aufgezählten Merkmaale in der Vorſtellung nur lebhafter werden: dann haben wir den zweiten Fall.

Die Frage iſt nunmehr, welche von dieſen beiden Abſichten einer Beſchreibung die Dichtkunſt am beſten erreichen, und auf welche sie sich also allein oder doch vorzüglich einlassen solle? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zuvor einen Blick auf die Natur des Mittels werfen, durch welches die Dichtkunst einzig wirkt: — auf die Natur der *Sprache.*

Der Maler ahmt die sichtbaren Gegenstände durch Farben und Umrisse nach, und stellt sie uns unmittelbar vor die Augen. Der Schauspieler geht in seiner Action, z. B. durch alle merkliche zwischenliegende Momente vom Zustand des Wachens zum Zustand des Schlafes über, und giebt uns also, gleichfalls unmittelbar, die Vorstellung des Einschlafens. Dem Dichter stehn weder Linien, noch Farben, noch wirkliche Actionen zu Gebot; sein einziges Mittel, uns Gegenstände kennen zu lehren, sind Worte. Und auf welche Art geschicht es denn nun, daſs wir durch Worte zu Vorstellungen gelangen?

Man lese die Klopstockische Beschreibung eines Sterbenden noch einmal, und man wird bald gewahr werden, daſs es nicht, wie bei Gemälden und Actionen, durch wirkliche Nachahmung, wirkliche Darstellung geschehe. Einige einzelne Züge zwar dürften hievon auszunehmen seyn; denn z. B. die Wörter: Stammeln, Athmen, sind Zeichen die dem Bezeichneten ähnlich sind, oder kürzer, *nachahmende* Zeichen. Wir erhalten, wenn wir sie hören, nicht bloſs eine Vorstellung im Verstande, sondern gewissermaſsen die sinnliche Empfindung der Sache. — Wie weit erstreckt sich aber in der Sprache dieses Nachahmende der Zeichen? Wie viel wird man durch Worte nicht bloſs andeuten, sondern ausdrücken, malen können? —

Stammeln ist selbst eine Modification des Redens; *Athmen* geschieht durch eben das Werkzeug womit wir reden, und wird zum Reden nothwendig erfordert: kein Wunder also, daſs sich die Veränderungen des Organs selbst durch das Organ sinnlich ausdrücken lassen. — Aber nicht bloſs unsre eignen Laute und Töne: *Röcheln, Gähnen, Lispeln, Hauchen* u. s. w.; auch andre hörbare Gegenstände: *Klatschen, Rollen, Wiehern, Knarren,* können wir, bei der Biegsamkeit unsers Organs, dem Gehöre vernehmlich machen.

Wann, vom Orcan gepeitscht, des Meeres Fluth...
Sich wieder in den Himmel thürmt, und *heult,*
Und *bellt,* und *donnert* ...

Kleist.

Tief unten *brauset* der Ton mit einer *donnernden* Stimme
Furcht und Entsetzen zum staunenden Ohr.

Sowie ein wilder Orcan, in Höhlen des Harzes
verschlossen,
Die *schallenden* Felsen *murmelnd durchbrüllt.*
ZACHARIÄ.

Doch auch hiemit ist das Malerische der Sprache noch nicht erschöpft; denn nicht bloſs das Wort *Donner*, auch das Wort *Blitz* hat etwas Ausdrückendes; und doch ist Blitz kein Gegenstand des Gehörs, sondern des Auges. Inwiefern wird aber auch hier die Sache nachgeahmt? Bloſs nach der einzigen Eigenschaft der Geschwindigkeit, die eine Idee vermischten Ursprungs ist, welche wir durch hörbare sowohl als durch sichtbare Gegenstände erhalten. — Diese Gemeinschaft der Merkmaale ist in der Sprache die reichste Quelle des Malerischen, und bringt, mit Hülfe der Einbildungskraft, viele Gegenstände der andern Sinne, oft durch die feinsten und entferntesten Ähnlichkeiten, vor die Empfindung. — Daſs die Zeichen der abstracten gemeinsamen Merkmaale selbst, wie *Sanft, Rauh, Lieblich*, etwas Ausdrückendes und Malerisches haben werden, läſst sich hieraus von selbst errathen. —

Das was hier so eben von dem Malerischen einzelner *Wörter* gesagt worden ist, mit dem zusammengenommen, was noch im vorigen Hauptstück von dem Malerischen des Sylbenmaſses vorkam; bringen wir nun eine zwiefache nachahmende Harmonie heraus: die des *Klanges* oder des *Tons*, und die der *Bewegung* oder des *Tactes*. Wir nennen sie *nachahmende Harmonie*; zum Unterschiede von derjenigen, die den Wörtern und der Rede, ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung, zukömmt, und die man besser schlechthin Wohlklang nennt.

Daſs die Harmonie der Bewegung nicht zu vernachlässigen sei, weil sie zum Zweck des Dichters ein Groſses beiträgt, haben wir schon erinnert; und das Nehmliche erinnern wir nun auch von der Harmonie des Klanges. Man kann über die Mannichfaltigkeit und die Wirkung dieser Harmonie eine Menge unterhaltender und lehrreicher Beobachtungen machen; praktischen Nutzen aber wird man sich wenig davon versprechen dürfen, wenn man diese Beobachtungen in Regeln verwandelt. Das hingegen könnte sehr leicht der Erfolg seyn, daſs man Dichter von nicht genug gebildetem Geschmacke zu sehr läppischen Spielereien dadurch verführte. — Die Sprache hat für sehr viele Gegenstände keine andre als solche Zeichen, die eine nähere oder entferntere Analogie mit dem Bezeichneten haben: die nachahmenden Töne für wirklich hörbare Gegenstände waren die erste Grundlage der Sprache; und Gemeinschaft der Merkmaale war eine der vornehmsten Veranlassungen, auch Gegenstände anderer Sinne durch solche und keine andre Wörter zu bezeichnen. Es liegt also, in Ansehung des Klanges, schon viel Malerisches in der Sprache selbst; und wenn der Dichter von seinem Gegenstande nur hinlänglich erwärmt ist, ihn nur lebendig genug vor der Phantasie hat, um den eigentlichsten, sinnlichsten, kräftigsten Ausdruck zu treffen: so wird er, ohne daran zu denken, zugleich den ähnlichsten und den malerischten treffen. — Das Nehmliche ungefähr gilt von der Harmonie der Bewegung, die man immer nur sehr mißlich nach Regeln, aber desto sichrer durch wahre Begeisterung findet.

Um zu unsrer Beschreibung des Sterbenden zurückzukehren; wie viel thut hier, zur Vorstellung der Sache, das Nachahmende in den Zeichen? — Thut es Alles? Oder auch nur etwas Beträchtliches? Gewiſs nicht. — Es giebt in jeder Sprache, nur in der einen mehr, in der andern weniger, jene zwiefache nachahmende Harmonie; und doch können wir den Gegenstand des Gesprächs nicht einmal ungefähr und im Ganzen errathen, wenn wir eine uns völlig fremde Sprache hören. Die nachahmende Harmonie ist also bloſs eine geringe Beihülfe für die Einbildungskraft dessen der die Sprache bereits versteht, der schon weiſs, was für Begriffe man *willkürlicher* Weise an die Wörter und Redensarten derselben, vermittelst einer allgemeinen Verabredung, geknüpft hat. Dem Sinne des Gehörs wird dann nur das verabredete Zeichen gegeben; die Vorstellung selbst geschieht durch eine Operation der Einbildungskraft, die das Bild der Sache mit unglaublicher Geschwindigkeit wieder hervorbringt. Den Gegenstand durch das Wort erst bekannt machen: das kann man nur dann, wenn er selbst in dem Schalle des Worts enthalten ist; in allen andern Fällen wird man durch die Wörter an schon sonst bekannte Gegenstände bloſs *erinnert.* — Eben darum muſste der Stammvater jener glücklichen Menschen, um ihnen eine Idee vom Sterben zu machen, einzelne Merkmaale, die ihnen bekannt waren, nach einander angeben, aus denen sie sich dann selbst das Bild des Ganzen, so gut wie möglich, zusammensetzen mogten.

Inwiefern aber, glauben wir, daſs dieser Endzweck ihm habe gelingen können?

Es scheint, wenn wir uns in die Stelle jener Unsterblichen versetzen, daſs alle Kunst des Dichters uns doch nie zur Vorstellung der Erscheinung, sowie sie in der Natur ist, würde gebracht, daſs wir, trotz seiner Beschreibung, so gut als gar keine Idee von der Sache würden erhalten haben. — Wie aber? Sind wir nicht, in Ansehung der Idee des Wiederauferstehens, gerade in eben dem Falle, worin jene Unschuldigen in Ansehung der Idee des Sterbens waren? Und doch wird niemand behaupten, daſs folgende meisterhafte Beschreibung des nehmlichen Dichters die Phantasie leer lasse; vielmehr enthält sie das lebendigste und interessanteste Gemälde von der Welt:

> Als sie (Rahel) noch redet', erhub sich um ihren Fuſs von dem Grabe

Sanftaufwallender Duft, ein Wölkchen, wie etwa
die Roſe
Oder ein Frühlingslaub einhüllt, das Silber herabträuft,
Rahels Schimmer umzog den ſchwimmenden
Duft mit Golde,
Wie die Sonne den Saum der Abendwolke vergoldet.
Und ihr Auge begleitet des Duftes Wallen. Sie
ſieht ihn,
Anders um ſich, und wieder anders gebildet,
herumziehn,
Steigen, ſinken, zuletzt ſtets mehr ſich nahen,
und ſchimmern.
Und ſie bewundert den Tiefſinn der immerändernden Schöpfung,
Unergründlich im Groſsen und unergründlich
im Kleinen;
Ohne zu wiſsen, wie nah der ſchwebende Duft
ihr verwandt ſei,
Und wozu ihn bald des Allmächtigen Stimme,
Verſöhner!
Deine Stimme, nun bald erſchaffen werde. Sie
neigt ſich
Uber ihn, und betrachtet ihn, ſtets mit froherem Blicke.

Mit gefalteten Händen, voll süſser namloser Freuden,
Stand ihr Engel, und sah's. Jetzt scholl des Allmächtigen Stimme!
Rahel sank. Ihr daucht' es, als ob sie in Thränen zerflösse,
Sanft in Freudenthränen; hinab in schattende Thale
Quölle; sich über ein wehendes, blumenvolles Gestade
Leicht erhübe; dann neugeschaffen unter den Blumen
Dieses Gestades, und seiner Düfte Gerüchen sich fände.
Jetzt erwachte sie ganz! — —

Ges. 11.

Beide Gemälde mit einander verglichen, was sollten sich noch für Unterschiede ergeben? — Durch jenes wollte der Stammvater seine Kinder das Phänomen des Sterbens kennen lehren, sowie es in der Natur wirklich da ist: und ob das möglich sei, daran zweifeln wir; durch dieses will der Dichter uns nicht zeigen, wie das Wiederauferstehen wirklich geschehe: er ist zufrieden, daſs wir uns die Sache nur so denken wie sie aus den angegebenen Zügen herauskömmt; er hat Alles darauf eingerichtet, daſs das Gemälde schon so seine ganze Wirkung thun muſs; er überläſst es gern unsrer Phantasie, sich die Züge nach ihrer eigenen Art weiter auszumalen. In jenem ersten Gemälde, fehlt zu der Absicht an jedem Zuge etwas; in dem letztern, fehlt nichts. Der Duft, wovon hier der Dichter spricht, das Wallen, das Sinken, soll nur so ein Duft, ein Wallen, ein Sinken seyn, wie wir es schon kennen und wie wir uns selbst es näher bestimmen wollen; allein in jenem Gemälde ist das Starren des Auges, das Tiefer-heraufathmen, sind überhaupt alle angegebene Züge, eben weil ihnen die speciellen Bestimmungen fehlen, die sie beim Sterben annehmen, sehr unzulänglich, um sich das ganze Phänomen daraus zusammenzusetzen. Das Merkmaal des Tieferheraufathmens z. B. ist nur im Allgemeinen bekannt, nur insofern es auch in andern Fällen vorkömmt: nach der Erhitzung des Laufs, nach einer langen Abwesenheit des Geistes, nach dem ersten Zurückkommen von Empfindungen der Bewunderung und des Erstaunens. Aber in keinem dieser Fälle ist es das was es beim Sterben ist; und wer nun von der ganzen Erscheinung des Sterbens noch keinen Begriff hat: wie will man den das Eigenthümliche kennen lehren, das jedes einzelne Merkmaal darin annimmt?

— — Das zu denken,
Hat die Seele kein Bild, es zu sagen, nicht
Worte die Sprache.

Klopstock.

Jeder Versuch, den man deswegen anstellte, würde eben so vergeblich seyn, als der Versuch eines ältern Dichters, das Besondere in dem Glanz der Abendröthe mit etwas anderm als dem eigenthümlichen Worte auszudrücken:

Wenn man zerschmolznes Gold, recht da es blinket, sieht;
Und es das holde Roth das auf den Rosen glühn,
Mit jenem möglich wär zusammen zu vereinen:
Würd' es bei diesem Glanz wie falbe Schatten scheinen.

BROCKES.

Also kurz: Gegenstände und Erscheinungen von eigener *unbekannter Art* kann uns der Dichter unmöglich durch seine Beschreibung erst kennen lehren; und wenn er das nicht kann, so muſs er es auch nicht wollen. Er muſs Acht geben, daſs er nur lauter Gegenstände von so einer Art male, die er als bekannt voraussetzen darf. Thut er dies nicht, so schreibt er uns eine Menge Züge hin, die für die Einbildungskraft vielleicht ganz und gar kein Resultat haben, von denen wir nicht wissen wie sie zusammenkommen, was sie eigentlich sagen wollen. Er wird es unmöglich finden, alle einzelne Züge zu erschöpfen, uns aller Verbindung und Mischung zu zeigen; und die, welche er angiebt, werden bloſs abstracte Begriffe bleiben, schicklich für den Geschichtschreiber der Natur, der nur für den Verstand classificiren, aber nicht für den Dichter, der für die Einbildungskraft malen will. Will er dem Fehler abhelfen, und sie in Bildern vortragen, so macht er es in der That nur schlimmer: denn weil wir über die Puncte der Vergleichung im Dunkeln sind, weil wir das Ähnliche vom Unähnlichen, wegen ermangelnder Kenntniſs der Sache selbst, nicht abzusondern wissen; so müſsen nothwendig diese Bilder unsre Phantasie erst vollends verwirren und unterdrücken. — Die folgende Beschreibung gewisser Kräuterarten ist mit Recht getadelt worden, wenn auch nicht ganz aus dem rechten Grunde; sie hat kein Resultat für den der die Kräuter nicht kennt: und bei wie viel Lesern wird sich ihre Kenntniſs voraussetzen lassen!

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin.
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne;
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiſs, mit tiefem Grün durchzogen,

Strahlt mit dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz, daſs Kraft sich Zier vermähle!
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergoldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schlieſst ein gestreifter Stern in weiſse Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

HALLER.

Überhaupt sei es hier erinnert, daſs der Dichter sich nirgend besser als in der bekannten einheimischen Natur befindet. Er versteht seinen Vortheil sehr wenig, wenn er aus Begierde neu und original zu seyn, oder aus unzeitigem Kitzel gelehrt zu scheinen, seine Bilder, Gleichnisse, Metaphern, im unbekannten Alterthume oder in fremden Weltgegenden aufsucht. — Auch thut er immer besser, einen Gegenstand nach dem sinnlichen wirklichen Anblick in der Natur, als nach seiner verborgenern Beschaffenheit zu schildern, die man nur durch Kunst an ihm entdeckt, und die eben deswegen weniger allgemein bekannt, ja auch dem der sie weiſs, vielleicht weniger gegenwärtig ist. Folgende Gellertsche Beschreibung der Fliegen, daſs sie

— — — oft aus finstern Augen sehn,

Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,

scheint daher dichterischer, als die Hagedornische der Mücke:

Sie putzt ihr Panzerhemd, die Schuppen um den Leib,
Und ihren Federbusch; läſst beide Flügel klingen,
Zieht alle Schwerdter ein, die aus dem Rüssel dringen,
Und hält sich für kein schlechtes Weib.

Wenn der Dichter, wie wir gesehen haben, nichts der Art nach Unbekanntes schildern kann, so kann er dagegen aus lauter schon bekannten Ideen neue Gegenstände und Erscheinungen zusammensetzen. Den Beweis davon hatten wir an der Auferstehung der Rahel. — Er kann aus Materialien, die in unsrer Phantasie schon vorhanden sind, jedes ihm beliebige Gebäude aufführen, wenn nur die

Theile wirklich zusammengehn und keinen sinnlichen Widerspruch machen. Er kann uns z. B., wie in allen Mythologieen geschehen ist, eine Gestalt, oder wie in allen ländlichen Gedichten geschehen ist, eine Gegend, oder wie in allen romantischen Gedichten geschehen ist, ein Gebäude zusammensetzen, die wir uns zwar schon oft theilweise, aber noch nie in *so* einer Verbindung dachten.

> Dryaden sah ich, und mit spitzen
> Ohren bockfüſsige Faünen lauschen.
> HORAZ nach RAMLER.

> Abel schwebte daher, wie ein Frühlingsmorgen, in Purpur
> Und in Schimmer gekleidet.
> KLOPSTOCK, *Ges.* II.

Hell war der Himmel: Nebel lag, wie ein See, im Thal; und die höchsten Hügel standen, Inseln gleich, daraus empor, mit ihren rauchenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck im Sonnenglanz.

GESSNER.

Es ruht, umgränzt von Gärten und von Hainen,
Auf Pfeilern von Smaragd des Gnomenkönigs Sitz,
Statt Marmor und Porphyr erbaut aus Edelsteinen.

WIELAND.

Nur ist hiebei wieder zu erinnern, daſs die Composition nicht zu weitläuftig seyn müsse. Wenn man uns mehrere Merkmaale als zu Einer Vorstellung, mehrere Theile als zu Einem Ganzen vereinigt angiebt, so verlangen wir durchaus, daſs die Eine Vorstellung oder das Eine Ganze auch in unsrer Einbildung hervorkommen soll; aber das kann unmöglich gelingen, wenn der Theile und Merkmaale zu viel sind. *Geſsner* kann in diesem Stücke allen malerischen Dichtern zum Muster dienen. Seine kleinen ländlichen Gemälde sind alle von unvergleichlicher Leichtigkeit; wie man aus dem eben angeführten, oder aus demjenigen ersehen kann, das oben S. 143 in der Idylle Thyrsis vorkam. Einen Vortheil hat indeſs der Dichter allemal, wenn er Veränderungen schildert, die sich ebenso eine nach der andern entwickeln und darbieten, wie die Begriffe in der Sprache: denn hier erspart er der Imagination die Mühe ganz, die zerstreuten Züge erst in Ein Bild zu sammeln. Den nächstgröſsten Vortheil hat er, wenn er Gegenstände malt, wo gleich zu Anfange vor der Seele ein Ganzes dasteht, in welchem wir die einzelnen Theile nur weiter auszubilden und zu beleben brauchen. So steht in folgender Beschreibung das Bild eines Jünglings gleich Anfangs vor uns, eben wie in der obigen Kleistischen Beschreibung S. 227 das Bild eines Rosses; und wir durchlaufen dann nur die einzelnen Theile und Merkmaale.

> *Herr Heger*, malen Sie zu dieser Phyllis Füſsen
> Uns einen hübschen Knaben hin:
> Ein rund Gesicht, wie einer Schäferinn,
> Hellbraunes Haar, ein glattes Kinn,
> Ein schwarzes Aug', und einen Mund zum Küssen;
> Schlank von Gestalt, geschmeidig, zierlich,
> In allen Wendungen so reizend als natürlich,
> Wie Zephyr leicht, und schmeichelhaft und dreist
> Wie ein *Abbé*! — kurz, schön als wie gegossen,
> Und um und um von diesem Reiz umflossen,
> Von diesem Glanz, von diesem Jugendgeist,
> Den Winkelmann uns am Apollo preist.
>
> WIELAND.

Bilder von bestimmten Individuen zu erwecken, die nicht allgemein bekannt sind, muſs eben so unmöglich seyn, als Gegenstände von einer unbekannten Art zu schildern. Der Seele ermangeln hier abermal die Vorstellungen, und der Sprache die Wörter. — Gleichwohl reden die Dichter faſt beständig, wenn sie nicht von Sonne oder Mond reden, von unbekannten Individuen; gleichwohl muſs die Vorstellung davon auch bei dem Leser individuell werden, wenn sie lebhaft werden soll: und wie will nun da der Dichter sich helfen? Durch die eigne willige Phantasie seiner Leser. Die Züge, die er ihm angiebt, können freilich nur allgemein seyn; aber der Leser, der schon mit Gegenständen der nehmlichen Art bekannt ist, schiebt augenblicklich bestimmtere Züge unter, und individualisirt das Gemälde. Freilich steht dann in jedem Kopfe das Bild etwas anders da: denn Jeder hat, nach der Verschiedenheit seines Ideenvorraths, seine ihm eigene Manier; aber diese

Verschiedenheit ist dem Dichter zu seinen Absichten allemal gleichgültig. *Heger* wird anders malen; *Rode, Tischbein, Öser,* jeder Maler wird anders malen: aber wenn gleich keiner den Wielandischen Jüngling genau herausbringt, so wird doch Jeder *so einen* Jüngling herausbringen; und nur *so einen* Jüngling wollte der Dichter. —

Wir haben bisher gesehen, was der Dichter überhaupt mit der Sprache vor die Phantasie bringen, was er malen, und was er nicht malen *kann;* aber damit ist noch nicht so ganz ausgemacht, was er nun wirklich auch malen *solle?* — Der Zweck, von dem wir gleich Anfangs sprachen, und um deswillen ihm der klare Begriff des Ganzen, oder der allgemeine der Gattung keine Genüge thut, liegt entweder in der Beschreibung selbst, oder ausserhalb der Beschreibung. Entweder beschreibt er, als didaktischer Dichter, um seinen Beweis zu führen, als handelnder, um uns mit Situationen und Charakteren seiner Personen bekannt zu machen u. s. w.; oder er beschreibt als eigentlich beschreibender Dichter, um uns durch seine Gemälde selbst zu belustigen, in Erstaunen zu setzen, zu rühren.

In dem erstern Falle, sieht man wohl, hat der Dichter eine doppelte Betrachtung zu machen. Zuerst: was sein eigentlicher Hauptendzweck fordere, oder wenn nicht fordert, erlaube? Und zweitens: wie fähig die Gegenstände selbst, die sich ihm darbieten, irgend einer, wenn auch schwächern, dichterischen Wirkung sind? — Ein Stoff, der ihn zu frostigen, ganz uninteressanten, oder wohl gar zu widrigen ekelhaften Beschreibungen nöthigte, wäre ein undankbarer unwürdiger Stoff, den er wegwerfen müſste. Der *Renommist*, hat man gesagt, ist kein Gegenstand, den Zachariä hätte bearbeiten sollen. Denn alle poetische Kunst kann den unangenehmen Eindruck nicht austilgen, den so verworfne, so nichtswürdige Sitten machen.

In dem letztern Falle, wo dem Dichter bloſs an der Beschreibung selbst gelegen ist, erspart er sich zwar die Rücksicht auf einen andern und höhern Endzweck; aber desto sorgfältiger muſs er nun in der Wahl seiner Gegenstände verfahren. Er muſs sagen können, wie Ramler:

Vom ganzen Walde, wählt mein Lied
Die Ceder die gen Himmel blüht,
Die Rose, von den Blumenbeeten;

oder mit andern Worten: er muſs Gegenstände aussuchen, die sich durch Neuheit, Schönheit, Erhabenheit, Anmuth, durch irgend eine Beziehung auf die Neigungen des

des menschlichen Herzens vorzüglich auszeichnen. — Indessen wird nicht leicht ein Gegenstand seyn, der nicht seine wichtigen und interessanten Seiten hätte, die nur wollen gefaſst und ins rechte Licht gesetzt werden; und so thut hier vielleicht das Genie und die Kunst des Dichters mehr, als die eigenthümliche Beschaffenheit seiner Gegenstände.

Wie aber, wenn, bei aller Bemühung des Dichters nur das Vorzüglichste auszuwählen, und es auf die beste vorzüglichste Art zu behandeln, ein bloſs beschreibendes Werk dennoch kein interessantes Werk wäre? wenn also die ganze Gattung nicht verdiente bearbeitet zu werden? — Man hat dies wirklich behaupten wollen; und es ist also der Mühe werth, daſs wir es untersuchen.

Warum sollte also ein Werk, wie z.B.

der „Frühling“ von *Kleist,* kein interessantes Werk seyn können? — Weil die Phantasie allzuviel Arbeit hat, das zerstreute Einzelne in Ein Ganzes zu sammeln? Das müſste der Fall in einigen einzelnen Beschreibungen seyn, die dann freilich verwerflich wären; mit dem ganzen Werke ist es sicher der Fall nicht. Der Dichter denkt nicht daran, daſs wir alle von ihm gehäuſte Gemälde zusammenfassen, und die Idee des Frühlings dadurch erst herausbringen sollen; ebenso wenig, als *Zachariä* verlangt, daſs wir durch Verbindung des Verschiednen, was jeder Gesang seiner „Tageszeiten“ enthält, uns von Morgen und Abend erst einen Begriff machen sollen. Es sind bekannte collective Ganzen, wovon die Dichter uns nur diesen und jenen Theil, der ihnen der Mühe vorzüglich werth scheint, näher vors Auge rücken. — Oder sind dergleichen Werke vielleicht deswegen verwerflich, weil darin eine stillstehende todte Natur erscheint, die allerdings kein so grofses Interesse, als die Natur in Bewegung, und die beseelte, erweckt? Diese Beschuldigung ist fürs erste falsch: denn wirklich hat das Beseelte und die Natur in Bewegung an diesen Werken den gröfsten Antheil; zugeschweigen, dafs auch alle nicht in Action gesetzte Charakterschilderungen beschreibende Gedichte sind: und fürs zweite litte dann doch der Tadel die Einschränkung, dafs die beschreibende Gattung nur weniger interessant, zwar der Bearbeitung nicht unwürdig, aber auch nicht vorzüglich würdig wäre.

So eingeschränkt, ist denn aber auch der Tadel, wie einem Jeden seine eigene Empfindung sagen wird, völlig richtig;

nur scheint noch immer der Geschmack besser empfunden, als der Scharfsinn entwickelt zu haben. Denn nicht nur Beschreibungen aus der körperlichen; auch Gemälde aus der beseelten Natur, und nicht nur stillstehende, auch bewegliche Gemälde interessiren weniger, als handelnde, lyrische, ja selbst als didaktische Werke: vorausgesetzt nehmlich, daſs alles Übrige gleich ist. Wir sehen hieraus, daſs wir die Sache aus der Natur des beschreibenden Gedichts überhaupt, aus dem allgemeinen unterscheidenden Charakter desselben, werden ausmachen müssen.

Worin also besteht dieser Charakter? — Schon im zweiten Hauptstück haben wir ihn so angegeben: daſs uns der beschreibende Dichter nur zeigt, was Alles an einer Sache zu bemerken ist, was sich Alles nach einander begiebt. Wenn in dem Lehrgedicht die herrschende Ideenverbindung zwischen Grund und Folge; in dem handelnden Gedicht, zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Absicht und Mittel ist: so ist dagegen in dem beschreibenden Gedicht die herrschende Verbindung die, daſs Dinge so beisammen sind, so auf einander folgen. Dort hat die Seele, wenn anders dem Werk nicht die gehörige Einheit fehlt, überall ein Ziel worauf sie zustrebt: immer entwickelt sich, die ganze Ideenreihe hindurch, eine Erwartung aus der andern; alle Kräfte sind interessirt und in Arbeit; die sämmtlichen vorhergehenden Eindrücke concentriren sich in jedem gegenwärtigen, und vorwärts sieht man, bald heller, bald dunkler, den letzten Ausschlag der Sache: hier hingegen ist die Seele eine bloſse Zuschauerinn, die sich weit mehr leidend verhält;

jedes Bild, jeder Zug entlehnt von dem vorhergehenden nur insofern mehr Kraft, als wir überhaupt für Eindrücke einer gewissen Art schon mehr sind geöffnet worden; es ist keine Erwartung, keine Vorsehung der Zukunft, kein fortstrebendes Interesse da: und so erkaltet und ermüdet die Seele. — Mit einem Wort: der beschreibende Dichter verschafft uns nur das Vergnügen eines müssigen Spazierganges; der handelnde, das Vergnügen der Jagd. Jenes ermüdet weit eher und ist weit weniger werth, als dieses; aber darum ist doch jenes weder zu verachten, noch zu verbieten. Dichter, wie *Thomson* und *Kleist*, sollen aus der Reihe vortrefflicher Dichter nicht ausgestoſsen werden; nur müssen sie sich freilich mit einem niedrigern Range begnügen. —

Es ist Zeit, daſs wir, nach so viel theoretischen Untersuchungen, uns mehr ans Praktische halten. Die Regeln für die Beschreibung ergeben sich alle aus den obigen Betrachtungen, verbunden mit den allgemeinen Regeln die im vorigen Hauptstück entwickelt wurden. Wir dürfen sie also nur kurz und ohne Beweis hier zusammenfassen.

Eine Beschreibung wird um desto vortrefflicher seyn, je richtiger alle angegebene Züge zusammenstimmen; in je einer natürlichern, faſslichern Ordnung sie erscheinen; je neuer ein jeder ist; je mehr sie alle die gehörige poetische Fülle haben, also je mehr man Züge, die einzeln angegeben zu dürftig, zu trocken seyn würden, und in je weniger Hauptzüge sie zusammendrängt; je mehr man die fruchtbarsten, bedeutendsten ausliest, die Vieles voraussetzen und Vieles zur Folge haben; je weniger man, mit ungerechtem Miſstrauen in die Phantasie seiner Leser, ausmalt; je mehr man den Gegenstand gerade von der Seite faſst die der Endzweck erfordert, und alle müssige Nebenzüge, die das Gemälde nur überladen würden, vermeidet; je mehr man das Wesentliche, Eigenthümliche, Individuellere, Merkwürdigere trifft; je mehr man in dem ganzen Tone Deutlichkeit, Kraft, richtige Haltung, richtigen Grad der Empfindung vereinigt. — Man sehe hier Beispiele des Guten und des Schlechten durch einander gemischt, und übe nun selbst in der Beurtheilung derselben seinen Scharfsinn.

So wie ein wilder Orcan, in Höhlen des Harzes verschlossen,
Die schallenden Felsen murmelnd durchbrüllt.

ZACHARIÄ.

— Ein Rosenbusch, den tiefe Still' umfängt,
Um den ein Buchenkranz die breiten Zweige hängt,
Der hier Gerüche haucht, und von bemoosten Hügeln
Gebeugt den Teich beschaut, sein blühend Haupt zu spiegeln.

Dusch.

Sie nahmen ihren Weg durch Junons weite Klüfte
Und durch das leere Reich der ausgespannten Lüfte.

Flemming.

Chebar sah den siegenden Tod in der Sterbenden wüthen,
Und erbebte vor Wonne so laut, daſs lispelndes Säuseln
Wie aus tiefer Ferne von seinen Flügeln wehte.

Klopstock, *Ges.* 12.

Sieh! da kam Bacchus her mit seinen beiden Panthern;
Er rückte vor das Haus, stieg unverzüglich ab,

Und nahm in seine Hand den langen Traubenstab.

FLEMMING.

Also stand sie verstummt im dämmernden Saale. Denn dichte
Dunkle Hüllen bedeckten der Nacht Gefährtinn, die Flamme,
Welche nun oft schon erst mit dem Morgen erlosch. —

KLOPSTOCK, *Ges.* 12.

Wir waren, wie ein Ball, in zweier Heere Händen;
Dies warf uns jenem zu. Man drohte gar mit Bränden.
Der Pechkranz schreckte schon, an Häusern aufgehenkt,
Des blöden Bürgers Brust; und Alles war versenkt
In Kleinmuth, Gram und Furcht. Hier ging es an ein Flüchten!
Doch wie entgeht man wohl den schrecklichen Gerichten?
Wo ist die Sicherheit? Auf Dörfern? In der Stadt,

Wo dieser oder der bei Freunden Zuflucht hat?
In Gärten? Auf dem Feld? Sehr viele sah man fliegen
Zum Gottesacker hin, und auf den Gräbern liegen,
Aus Angst vor naher Gluth. Auch Männer wurden weich
Von drohender Gefahr, und Greise Kindern gleich.
Hier krieſs ein schwanger Weib in Libitinens Armen;
Dort schrie ein saugend Kind zu jedermanns Erbarmen u. s. w.

GOTTSCHED.

— — — Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesläugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roſs, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn. —

KLOPSTOCK, *Ges.* 4.

— — Ein Schloſs, erbaut aus Edelsteinen;
Gemacht, den lächerlichen Blitz
Der Erdengötter auszuscheinen,
Die stolze Armuth, die vom Witz
Des Reichthums Miene borgt. —

WIELAND.

Friederich, ein Prinz der Brennen,
Ward angefallen von Völkern Hungariens,
Von Illyriens Reitern und Daciens:
Alle, dem Zepter der Königinn zinsbar,
Die Vindobonens saatenreiche Fluren,
Und Austrasiens Auen beherrscht,
Und der Bajonen Gebirge,
Und Hesperiens goldene Gärten;
Dieser erhabenen Fürstinn,
Deren Wohlfahrt vom Himmel in
Sieben Sprachen erflehet wird;
Deren Heere, geführt vom Stab' Eugens,
Ehmal unbezwinglich, — und itzt
Verbunden waren mit Allen, die
Am Mäotischen, Kaspischen, Finnischen
Sunde wohnen, den rauhen
Samojeden, den Ostiaken,
Und dem Tartar am Sangarfluſs:

Einer Monarchinn dienstbar, Einer,
Die den weiten Umkreis
Ihrer Welten nicht kennt.
Auch trat zu ihnen der Söhne Sarmatiens
Selbsterwählter König,
Und stellte seine Sachsen, ein treues Volk,
Mitten auf den Pfad des Siegers
Unter eine Felsenburg.
Und die hohen Satrapen Germaniens
Fielen zahlreich dem Bunde bei.
Und die theuer erkauften Suenonen
Drangen aus dem beeisten Norden hervor:
Enkel der Helden, mit denen ein Jüngling
Europen und Asien schreckte.
Und Gallien, das an zwei Meeren thront,
Dessen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn,
Lieſs seinen Schwarm aus,
Gleich dem Heere schwirrender Grillen,
Die vor sich her ein blühend Land,
Und hinter sich Wüsten sehn.

Ramler.

Vergleicht man verschiedene dieser Beispiele, so wird man kleine nichtsbedeutende Züge von kleinen vielsagenden, schöne Ausführlichkeit von leerer Weitschweifigkeit unterscheiden lernen. Überhaupt lassen sich die Regeln mit keiner solchen Präcision geben, daſs man sich, ihres richtigen Verstandes wegen, nicht auf eigne Unterscheidungskraft des Lesers verlassen müſste. In satyrischen, launigten, nachahmenden Werken können sogar die Fehler in gewissem Verstande zu Schönheiten werden.

Für Werke, die aus mehrern Beschreibungen zusammengesetzt sind, kommen zu den obigen Regeln noch die zwei Erinnerungen hinzu: daſs es gut ist, die Reihe von Gemälden zuweilen durch Betrachtungen, kleine Erzählungen, Ausbrüche der Empfindung zu unterbrechen; und daſs, in Ansehung der Wirkung der Gemälde, viel auf ihre Zusammenstellung ankömmt. Zwei contrastirende thun z. B. mehr Wirkung, als zwei ähnliche Gemälde. — Auch zu diesen Erinnerungen sehe man hier einige Beispiele; das letzte aus dem eilften Gesang der Messiade, der fast ganz eine beschreibende Episode ist.

— — — Dort gleitet ein Täubchen
Mit ausgespreiteten Flügeln ins Thal, sucht nickend im Schatten,
Und schaut sich vorsichtig um, mit dürren Reisern im Munde.
Wer lehrt die Bürger der Zweige, voll Kunst sich Nester zu wölben,
Und sie für Vorwitz und Raub voll süfsen Kummers zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit Liebe?
Durch Dich ist Alles was gut ist, unendlich wunderbar Wesen!
Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel,
Der hier im Dornstrauch hüpft, als in der Feste des Himmels,

In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Cherub.
See sonder Ufer und Grund! Aus Dir quillt Alles; Du selber
Hast keinen Zufluſs in Dich. Die Feuermeere der Sterne
Sind Wiederscheine von Pünctchen des Lichts, in welchem Du leuchtest.

KLEIST.

Niemal hatte die schöne Seline den Einzug des Morgens
In dem Kerker der Stadt gesehn. — — —
In der Blüthe der Jugend ward von der gütigen Liebe
Ihr ein zärtlicher Jüngling geschenkt, mit dem sie in Bergen
In der Nacht durch gereist, und nun am dämmernden Morgen
Von dem Abhang gen Osten weit in die Ebne hinab sah.
Plötzlich schoſs Aurora vor ihr, mit purpurnem Fittig,
Durch den streifigen Himmel, und that die Thore der Sonne

Vor

Vor ihr auf; doch schien sie entzückt im Fluge zu zögern,
So viel hohe, sonst nie gesehene, Schönheit zu grüſsen.
Bald drauf kam die Sonne daher auf dem strahlenden Wagen,
Mit dem ganzen Pompe des herrlichsten Morgens begleitet.
Welches Entzücken ergriff die fühlende Seele des Mädchens,
Da auf einmal vor ihr die prächtigste Scene sich aufthat!
Neben ihr lag im süſsesten Schlaf ihr theurester Jüngling,
Dessen blühenden Reiz der Morgen noch schöner ihr zeigte.
Zärtlich weckte sie ihn mit einem feurigen Kusse,
Und brach, fröhlich bestürzt, in diese beflügelten Worte:
O mein Geliebter, erwache zum allerprächtigsten Schauspiel,
Welches itzt deine Seline zum erstenmale betrachtet!
Himmel! wie welken die Scenen dahin, die alle Theater

Uns zu geben vermögen! Und wie verschieſsen die Farben
Aller Freuden des Hofs vor diesem himmlischen Auftritt!
Und schon achtzehn Jahr ward mir dies Schauspiel gehalten,
Eh ich nur einmal es sah? Hier floſs auf die Rosen der Wangen
Eine Perle herab! —

ZACHARIÄ.

Ihr, denen unsklavische Völker das Heft und die Schätze der Erde
Vertrauten, ach! tödtet Ihr sie mit ihren eigenen Waffen?
Ihr Väter der Menschen, begehrt Ihr noch mehr glückselige Kinder;
So kauft sie doch ohne das Blut der Erstgeborenen! — Hört mich,
Ihr Fürsten, daſs Gott euch höre! Gebt seine Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Rosse zurück. Spannt eure Segel dem Ost auf,
Und ärntet den Reichthum der Inseln im Meer. Pflanzt menschliche Gärten;

Setzt kluge Wächter hinein. Belohnt mit Ansehn und Ehre
Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet.
Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Groſsen,
Ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem Volke zum Richter;
Er schlage das Laster im Pallast, und helfe der weinenden Unschuld.

Kleist.

In der Entzückung, als weit um ihn her das Todesgefilde
Rauschte von Auferstehung, da blies die hohe Posaune
Einer der Engel. Mit ihrem erschütternden Donnerhalle
Trat der Held, den Gott zur Bezwingung Canaans sandte,
Aus den Schatten des Todes herauf. So leuchten aus Nächten
Blitze, so sah auf Dothans bestrahlten Bergen Elisa
Flammende Wagen der Engel, die ihn mit Rettung umgaben.

Wie ein Erstling der Frühlingsblumen in duftigen Thälern
Aufblüht, also erwachte zum Leben der Leben, nicht wieder
Wegzuwelken, die Tochter Jephtas. Zum Silbergetöne
Ward es, wovon die Lippe der Preisenden bebet'! Ihr Engel
Tönt's mit der goldenen Harf' ihr nach, und erhub es auf Flügeln
Frohbegeisterter Harmonieen noch höher gen Himmel.

KLOPSTOCK.

Um den Zügen eines Gemäldes Kraft und Fülle zu geben, hat die Dichtkunst ihre eigenthümlichen, sehr wirksamen Mittel. Wenn sie auf der einen Seite in der Lebhaftigkeit zurückbleibt, weil sie der natürlichen Zeichen entbehren, und sich nur der bleichern Farben, der ungewissern Umrisse der Phantasie bedienen muſs; so gewinnt sie dagegen an der andern

Seite, eben durch das Willkürliche ihrer Zeichen, weil der Mensch gerade diese Zeichen, die Wörter, gewählt hat, um alle Arten von Begriffen, und alle ihre mannichfaltigen, reelle und ideelle, Verbindungen damit anzudeuten. Das Ideengebiet des Dichters, wenn ich so reden darf, erstreckt sich so weit, als überhaupt das Gebiet des Schönen: es kömmt nur darauf an, daſs er von allen den Vortheilen die er in Händen hat, den rechten Gebrauch zu machen wisse. Er kann jeden Gegenstand der sich ihm darbeut, von unzählig viel Seiten fassen; kann mit jeder Hauptvorstellung, die er erwecken will, unzählig viel andre mitverbundene Vorstellungen in die Seele bringen. Statt uns bloſs die Sache zu zeigen, kann er sie uns in der Verbindung mit ihren Ursachen oder Wirkungen denken lassen;

statt uns bloſs das *Werk* vorzuführen, kann er uns, wie Homer, den *Meister* zeigen der mit dem Werke beschäftigt ist; statt in eigentlichen Ausdrücken zu reden, kann er durch ähnliche Züge schildern, und Gleichnisse, Metaphern, Allegorieen gebrauchen. Oder er kann auch für das Enthaltende das Enthaltene, für das Abstractum das Concretum, für den Theil das Ganze, und umgekehrt, setzen; u. s. w. — Es würde hier der eigentlichste Ort seyn, von dem verschiedentlichen Gebrauche und Nutzen der Tropen zu reden, wenn nicht schon in rhetorischen Stunden der beste Unterricht darüber gegeben würde.

Nirgend aber zeigt sich der Nutzen, den der Dichter von den Vorzügen der Sprache zieht, so sehr, als bei der Beschreibung todter körperlicher Gegenstände. Hier erhebt er die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen unendlich, wenn er dem Triebe eines von Empfindung durchdrungenen Herzens folgt, und ſtatt der eigentlichen Züge ähnliche Züge aus der beſeelten Natur nimmt: wenn er den Sturmwind *raſen*, den Berg ſein *ſtolzes* Haupt in die Wolken *erheben*, den Zephyr *ſchmeicheln*, die Eiche unter den Streichen der ſie fällenden Axt *erſeufzen*, die Roſe ihren *jungfräulichen* Buſen *ſchamhaft* eröffnen läſst. Durch ſolche beſeelte, das Herz intereſſirende Züge wird oft das Gemälde, das ein Dichter von ſolchen Gegenſtänden malt, unendlich anziehender, als das ähnlichſte und ſchönſte des Malers. — In Werken wo der Gebrauch der Mythologie erlaubt iſt, kann man zuweilen dieſen Vortheil noch weiter treiben: man kann, ſtatt der körperlichen materiellen Dinge, die ihnen vorſtehenden Gottheiten der Fabel ſetzen, und bloſs mechaniſche Veränderungen in Thätigkeiten *freier* Weſen verwandeln.

Eine beſondre Aufmerkſamkeit verdienen noch die Gemälde der Seele, in denen es die Dichtkunſt allen andern Künſten, beſonders durch ihre *gröſsere* Deutlichkeit und Beſtimmtheit, ſo weit zuvorthut. Das beſte Mittel, uns eine Seele nach ihren innern Beſchaffenheiten und Veränderungen kennen zu lehren, iſt freilich dies: daſs man ſie ſelbſt, in irgend einer wichtigen Situation, mit ihren Abſichten, Entſchlüſſen, Bewegungen und Leidenſchaften, vor uns aufführe; oder anders: daſs man uns zu unmittelbaren Zeugen ihrer Handlungen und Empfindungen mache. Aber es iſt hier noch bloſs von Beſchreibung die Rede, und es fragt ſich alſo: wie es der Dichter angefangen habe, daſs er uns durch *Beſchreibung* von den Zuſtänden und Veränderungen einer Seele *lebhafte* Begriffe gebe? — Man ſehe folgendes Gemälde, das vielleicht unter den vielen vortrefflichen, die *Klopſtock*, der *Maler* der Seele, gemacht hat, das vortrefflichſte iſt:

Wie es den Tauſendmaltauſend der Todten
Gottes einſt ſeyn wird,
Hat das groſse Wehe vom Falle bis an den Gerichtstag
Ausgeklagt; ſteigt nicht mit jedem Tropfen der Zeit mehr,
Der hinſtrömt in das Meer der Vergänglichkeit, eines Gebornen
Weinen, oder eines Sterbenden Röcheln gen Himmel
Unter die Preisgeſänge der Unſterblichen vom Tode:
Wie es ihnen wird ſeyn, wenn mit den letzten der Tage

Morgendämmerung nun das lange Wehe des Weinens
Und des Röchelns auf ewig verstummt; sie werden vor Wonne
Freudig erschrecken! aus ihrem erhobnen dankenden Auge
Thränen der Seligkeit stürzen! und ihrer Jubel Triumphlied
Wird mit jener Posaune, der Todtenweckerinn, streiten,
Streiten und überwinden! wie dann es wird der Gerechten
Tausendmaltausend seyn: so war es der kleineren Schaar jetzt,
Die am Grabe des Herrn, vor Hoffen und vor Erwarten
Deſs das kommen sollte, verschmachtet war; da die Wolken
Rissen! da Gabriel dort, eine Flamme Gottes, herabfuhr!
Da er von Bethlehem, über die Schädelstätte, zum Grabe
Flog! da von Euphratas Hütte bis hin zu dem Kreuze, vom Kreuze
Bis hinunter ins Grab die Erde bebte! da Satan

Wie ein Gebirge dahin, des Leichnams Hüter, wie Hügel,
Stürzten! da weg von dem Grabe den Fels der Unsterbliche walzte!
Da mit Freuden Gottes Jehovah sich freute! da Jesus
Auferstand!

Messias, Ges. 15.

Der eigentliche Gegenstand, den hier Klopstock beschreibt, ist, wie man sogleich gewahr wird, die *Freude* der Seligen, die bei der Auferstehung Christi zugegen waren. Gleich zu Anfang erinnert er uns an eine ähnliche Freude, in die wir uns mit ungleich weniger Schwierigkeit versetzen können, weil die Ursachen derselben sich weit leichter und unmittelbarer fassen lassen. Da diese letztern unendlich groſs sind, so muſs auch jene, ihre Wirkung, es seyn; und so erlangen wir durch dieses Bild einen so würdigen Begriff von dem eigentlichen Gegenstande, als uns vielleicht die unmittelbare Schilderung desselben nie würde gegeben haben. Aber uns an diese ähnliche Freude bloſs zu erinnern, ist noch nicht hinlänglich; auch sie ist uns nicht unmittelbar genug gegenwärtig: und es kömmt also die anfängliche Schwierigkeit zurück, wie der Dichter einen Gegenstand dieser Art werde schildern können? — Er schildert ihn aber, indem er zuerst äuſserst lebhafte Begriffe von den veranlassenden Ursachen dieser ähnlichen *Freude* erweckt, die wir in der That als die hauptsächlichsten Bestandtheile derselben ansehen können. Denn was denken wir uns im Grunde unter einer solchen leidenschaftlichen Empfindung anders, als eine verworrne Menge von Vorstellungen, die sich alle an die herrschende Hauptvorstellung eines für unsre Glückseligkeit bedeutenden Gegenstandes anketten? Ist uns dieser Gegenstand nur der Art nach bekannt; haben wir nur schon sonst Gegenstände dieser Art in ihrer nachtheiligen oder vortheilhaften Beziehung auf unsre Glückseligkeit lebhaft gedacht; liegen die Gründe zum Begehren oder Verabscheuen desselben nur wirklich in der gemeinschaftlichen menschlichen Natur: so präge der Dichter nur ein lebendiges Bild des Gegenstandes in unsre Phantasie, von der rechten Seite worauf es ankömmt, gefaſst; und sei gewiſs, daſs auch die Empfindung die er erwecken will, in uns hervorkommen werde. Die hieher gehörigen Zeilen des obigen Gemäldes sind folgende:

Wie es den Tausendmaltausend — —
Und des Röchelns auf ewig verstummt. —

Den Zustand der Seele beim Nachlassen

von Schmerz, beim Aufhören von Elend kennen wir; wir dürfen uns diesen Zustand nur unendlich erhöht denken: und das werden wir leicht, sobald wir seine unendlich gröſsern Ursachen fassen. — Nach dieser Schilderung der Ursachen, zeigt uns der Dichter zweitens die äuſsern Wirkungen, welche eine solche äuſserst lebhafte Rührung der Seele hervorbringt: ihre äuſsern Zeichen im Körper. Hier kann er abermal der Phantasie die allerlebhaftesten Bilder geben, und giebt sie ihr wirklich:

— — — sie werden vor Wonne
Freudig erschrecken — —
Streiten und überwinden!

Dieses freudige Schrecken, diese herabstürzenden Freudenthränen, dieses laute Jubelgeschrei, sind Zeichen, die uns sogleich und unfehlbar auf einen solchen und solchen Zustand der Seele führen, weil wir sie schon sonst bei uns selbst und bei Andern gerade in einem solchen und nie in einem verschiedenartigen Zustand der Seele beobachtet haben. Aber nicht allein ihrer Art, auch ihrer Stärke nach, erhalten wir hier einen so richtigen als erhabnen Begriff von der Empfindung: denn wir schlieſsen auf die Gröſse der Empfindung aus der Gröſse ihrer Wirkungen zurück, wovon uns der Dichter besonders die letztere mit einer so unübertreflichen Stärke zeichnet. — In dem noch übrigen Theile des Gemäldes kömmt nun der Dichter auf seinen Hauptgegenstand selbst, wo er mit vieler Kunst alle die Umstände häuft, welche die veranlassende Ursache der Empfindung zu verherrlichen, und sie selbst zu verstärken dienen; bis er endlich unsre Erwartung, die er ſo lange unterhalten und immer angeſchwellt hat, mit dem letzten erhabenſten Zuge des Gemäldes befriedigt.

Nach dem zu urtheilen, was wir bei Entwickelung dieſes einen Beiſpiels gefunden haben, ſcheint es alſo dreierlei Mittel zu geben, wie man uns von einem beſtimmten innern Zuſtande der Seele durch Beſchreibung einen lebhaften Begriff geben kann. Zuerſt, indem man uns an einen bekannten ähnlichen Zuſtand erinnert; zweitens, indem man uns den Gegenſtand ſchildert, der den Zuſtand veranlaſst, und zwar gerade von der Seite wo er denſelben veranlaſst, gerade mit den Umſtänden welche denſelben zu erhöhen dienen; drittens, indem man uns die äuſsern Zeichen, die mit dieſem Zuſtande verbunden ſind, die äuſsern Wirkungen und Handlungen, die auf ihn als ihre

ihre Ursache zurückschlieſsen lassen, darstellt. Untersucht man die besten psychologischen Gemälde in den Dichtern, so wird man finden, daſs wirklich die hier angegebenen Methoden, wenn sie auch nicht die einzigen dichterischen wären, doch die am meisten dichterischen sind. Warum sie das aber sind, das wird sich nicht besser als durch Erörterung der Frage beantworten lassen: auf was für Art wir überhaupt zu allen Vorstellungen von unsrer eigenen oder von Anderer Seelen gelangen?

Es braucht nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, um eine gewisse merkwürdige Analogie zwischen Seele und Auge gewahr zu werden. So wie das Auge seine Sehkraft nicht unmittelbar auf sich selbst anwenden kann, sondern sich nur dadurch erkennt daſs es auſser sich blickt: eben so kann die Seele ihre vorstellende Kraft nicht unmittelbar auf sich selbst richten; sie wird ihre eigenen Beschaffenheiten nur dadurch inne, daſs sie sich äuſsere von ihr verschiedene Gegenstände vorstellt. Was Freude, Zorn, Liebe; was irgend eine andre Gemüthsbewegung sei? das wird sie nur vermittelst der veranlassenden Ursachen derselben, vermittelst der äuſsern damit verbundenen körperlichen Symptome, vermittelst der Handlungen gewahr, worin diese Gemüthsbewegungen gewöhnlich auszubrechen pflegen. — Eben so aber, wie ihre eigenen Zustände, erkennt sie auch die Zustände anderer Seelen; sie schlieſst sie aus den äuſsern Veranlassungen und Folgen derselben, deren Idee sie an einen gleichartigen Zustand ihrer selbst wieder erinnert, oder sie diesen Zustand eben jetzt mit empfinden läfst. Daher rührt es, dafs in allen Sprachen die Zeichen für psychologische Begriffe ursprünglich von körperlichen Dingen entlehnt sind: denn die Menschen hatten kein anderes Mittel, sich über ihre inneren Beschaffenheiten und Veränderungen zu verständigen, als die äufsern sinnlichen Erscheinungen. — Gesetzt, es gäbe eine Art innerer Zustände, zu der uns selbst alle natürliche Anlagen fehlten; so wäre schlechterdings kein Mittel, uns von dem Besondern und Eigenthümlichen dieses Zustandes eine Idee zu verschaffen: denn alles Erkennen und Beschauen einer fremden Seele geschieht in unsrer eigenen Seele *). Nur insofern könnten wir uns

---

*) Ich sagte oben, dafs die Klopstockische Beschreibung des Sterbenden — die freilich nur für uns Sterbliche gemacht ist, und also immer untadelhaft und vortreflich bleibt — den unsterblichen Bewohnern jener andern Erde so gut

einen Begriff davon machen, als wir uns nächst-ähnliche Zustände, durch wahrgenommene Ähnlichkeit der Veranlassungen oder der Folgen, wieder zurückriefen.

Das Äuſsre und Fremde, das mit den Vorstellungen der Seele von sich selbst und von andern ihr ähnlichen Wesen verbunden ist, läſst sich absondern; allein, sobald diese Absonderung geschieht, geht die lebendige anschauende Erkenntniſs in

---

als gar keine Vorstellung von einem Gegenstand gebe, den sie auch nicht der Art nach kennten. Ich redete damal nur von dem äuſsern sichtbaren Phänomen; aber auch von dem innern Zustand der Seele, worauf es bei der ganzen Schilderung eigentlich ankömmt, gilt das Nehmliche. Das Erblassen, das Tiefer-herauf-athmen, und alle übrige Symptome des Sterbens, können nur für diejenigen verständliche Zeichen eines bestimmten innern Zustandes seyn, die solche entweder bei sich selbst in ähnlichen Zuständen (der Ohnmacht, der Krankheit) zusammen empfunden, oder wenigstens bei Andern beobachtet haben.

eine symbolische über. Das heiſst, in eine solche, wo wir von dem Zeichen der Sache eine klärere Vorstellung haben, als von der Sache selbst. Auch kommen Leben und Anschauung nicht eher zurück, als bis man die Vorstellungen in äuſsre sinnliche Ideen wieder hineinbildet, sich die äuſsern Veranlassungen oder Folgen, womit sie gleich Anfangs vermischt waren, wieder hinausdenkt. Die Vorstellung des Zorns z. B. erhält nicht eher ihre Lebhaftigkeit wieder, als bis man in der Phantasie den Beleidiger vor sich sieht, wie er durch Schimpfworte unsre Ehre oder durch Thathandlungen unsre Rechte angreift; als bis man sich der Bewegungen erinnert, die sich dabei in unserm Blute, besonders in der Gegend der Brust äuſsern, wo nach gewissen ältern Weltweisen die zornige Seele ihren Sitz hat; als bis man sich die äuſsern Symptome vorbildet, die man in der nehmlichen Leidenschaft an Andern bemerkt hat: den starrern Blick, die abwechselnde Farbe, die gerunzelte Stirn, u. s. f. — Das innre geistige Auge entbehrt hier den Vortheil des äuſsern körperlichen Auges. Wenn dieses auf glatte, undurchsichtige Flächen fällt, die mit ihm selbst die Ähnlichkeit haben, daſs sie alle von den äuſsern Gegenständen aufgefangene Lichtstrahlen zurückbrechen: so erhält es ein reines unvermischtes Bild seiner selbst; da hingegen für das geistige Auge der Seele die Gegenstände, wenn ich so reden darf, alle rauh oder vollkommen durchsichtig sind, und es für sie in der ganzen Natur keinen Bach, keine Spiegelfläche giebt, worin sie sich rein und unvermischt von fremden Gegenständen beschauen könnte.

Alles was ihr ähnlich ist, erkennt sie, eben wie sich selbst, nur durch Vermittelung von solchen Dingen, die ihr unähnlich sind.

Was hieraus für den Dichter folgt, der vermöge seiner Kunst auf lebhafte, mithin auf anschauende Begriffe arbeiten muſs, sieht man von selbst. — Er wähle nur unter den veranlassenden Ursachen die hauptsächlichsten, stärksten; unter den äuſsern Zeichen und Folgen, die kräftigsten, präcisesten; unter den ähnlichen Zuständen, die bestimmtesten, reichhaltigsten.

Es muſs angenehm und lehrreich zugleich seyn, hier noch eine kleine Sammlung vortrefflicher psychologischer Gemälde aus dem Messias zu sehn, die das Gesagte noch mehr zu bestätigen und aufzuklären dienen werden.

— — Da erkannte der bange, verlassene Samma
Seinen Retter. Ins bleiche Gesicht voll Todesgestalten
Kam die Menschheit zurück; er schrie und weinte gen Himmel.
Itzt wollt' er reden; allein kaum konnt' er, von Freuden erschüttert,
Bebend stammeln. Doch breitet' er sich mit sehnlichen Armen
Nach dem Ewigen aus, und sah mit getrösteten Augen,
Voll von Entzückung, nach ihm von seinem Felsen herunter.
Wie die Seele des trüben Weisen, die in sich gekehret
Und an der Ewigkeit ihrer zukünftigen Dauer verzweifelnd,
Innerlich bebt; der Unsterblichen schaudert vor ihrer Zernichtung:
Aber jetzt nahet sich ihr der weisern Freundinnen eine;
Ihrer Unsterblichkeit sicher, und stolz auf Gottes Verheiſsung
Kömmt sie zu ihr mit tröstendem Blick. Die trübe Verlaſsne

Heitert sich auf, und windet mit Macht vom jammernden Kummer
Ungestüm freudig sich los. —

Ges. 2.

— Von Grimm und übermannender Wuth voll,
Lehnt' an seinen goldenen Stuhl sich Kaiphas nieder,
Und erbebt'. Ihm glühte sein Antlitz; er schaut' auf den Boden
Sprachlos und starr. —

Ges. 4.

— Sein (Philo's) Auge ward dunkel, und Nacht lag
Dicht um ihn her, und Finsternifs deckte vor ihm die Versammlung.
Jetzo mufst' er entweder ohnmächtig niedersinken;
Oder sein starrendes Blut auf einmal feuriger werden,
Und ihn wieder gewaltig beleben. Es hub sich, und wurde
Feuriger, und gofs sich vom hochaufschwellenden Herzen

In die Mienen empor; die Mienen verkündigten Philo.
Und er sprang auf, und riſs sich aus seiner Reih', und ergrimmte.
So, wenn auf unerstiegnen Gebirgen ein nahes Gewitter
Furchtbar sich lagert; so reiſst sich Eine der nächtlichsten Wolken,
Mit den meisten Donnern bewaffnet, entflammt zum Verderben,
Einsam hervor. —

Ebendas.

— Sein (Barrabas) glühendes Auge
Schweifte seitwärts herum; er hielt den schnaubenden Athem.
Nicht die Reue, die Wuth, bog ihm den sträubenden Nacken.
Also stand er gebückt, und schluckte zornigen Schaum ein.

Ges. 7.

Ach! noch rauchet sein Blut; noch rollt er das Auge; noch starrt es
Ganz nicht hin; noch zuckt sein Gebein. Nun streckt er dem Grabe

Völlig sich aus, und entschläft. Er hatt' in der Wuth der Verzweiflung
Gegen sein Herz den wankenden Dolch gerichtet, zur Erd' ihn
Niedergeschmettert, ihn wieder ergriffen, mit furchtbarer Lache
Blinken gesehn den Verderber; hatt' Ahnung gehabt von Blute,
Schwarzem eigenen Blute; mit Kälte den Dolch auf den Herzschlag
Angesetzet, ihn langsam zurückgezogen, mit hohem
Arme gezielt, und gestoſsen, daſs dumpf die eherne Brust ihm
War erschollen, unter des Fallenden Last erschollen
War die Erde. —

Ges. 16.

Diese Beispiele bloſs zur Erläuterung des Vorhergehenden. Folgende werden zeigen, daſs Beschreibungen abstracter psychologischer Gegenstände gerade auf eben die Art, wie Beschreibungen einzelner Zustände, gemacht werden.

Schwindelnd, sprachlos, und bleich, mit weitvorquillendem Auge,
Blickt das Entsetzen hinunter. —

Ges. 9.

Religion der Gottheit! du heilige Menschenfreundinn!
Tochter Gottes, der Tugend erhabenste Lehrerinn, Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter unsterblich,
Schön, wie der Seligen einer, und süſs, wie das ewige Leben,
Schöpferinn hoher Gedanken, der Frömmigkeit seligster Urquell;
Oder wie sonst ein Seraph dich noch, Unaussprechliche, nennet,
Wenn dein lichtheller Strahl in edlere Seelen sich senket!
Aber ein Schwert in des Rasenden Hand, des Bluts und des Würgens
Priesterinn, Tochter des ersten Empörers, nicht Religion mehr!
Schwarz, wie die ewige Nacht, furchtbar wie das Blut der Erwürgten,

Die du schlachtest, und über Altären auf Todten daher gehst!
Rauberinn jenes Donners, den sich des Richtenden Arm nur
Vorbehalten! dein Fuſs steht auf der Hölle, dein Haupt droht
Gegen den Himmel empor, wenn dich die Seele des Sünders
Ungestalt macht, wenn ein Menschenfeind dich zur Abscheulichen umschafft!

Ges. 4.

Zu den Schilderungen abstracter psychologischer Gegenstände gehören auch die Charaktergemälde, als worin man die unterscheidenden Eigenschaften eines moralischen Wesens angiebt. Diese allgemeinen Ideen macht der Dichter lebhafter: theils durch Schilderung unterscheidender physiognomischer Züge, denen sich oft die Seele so unverkennbar eindrückt; theils dadurch, daſs er die bleibenden bestimmenden Ursachen, oder sehr ausgezeichnete einzelne Äuſserungen und Folgen der Charaktere angiebt, durch welche er das Allgemeine durchschimmern läſst; theils auch durch Gebrauch der oberwähnten dichterischen Hülfsmittel, durch glücklich gewählte Metaphern, Gleichnisse, Allegorieen, durch die ganze Energie seines Stils. — Und nicht allein gilt dies von Charakterschilderungen einzelner moralischer Wesen; sondern auch ganzer Nationen, Geschlechter, Alter u. s. f. *).

---

*) *Theophrast* hat, als Philosoph, nicht einzelne Charaktere, sondern Classen von Charakteren gezeichnet. Es sind, um mich so auszudrücken, nicht einzelne Köpfe, die nur zum Ideal einer ganzen Gattung dienten; es sind verschiedene Blätter, deren jedes mehrere zusammen gehörige Skizzen enthält, sodaſs das eine Blatt lauter zornige, das andere lauter neidische Gesichter zeigt, u. s. w. — Wie übel haben also, auch unter uns, manche, besonders periodische, Schriftsteller ihm nachgeahmt, die statt seiner allgemeinen Begriffe: der Schmeichler, der Neidische...,

Das Schachspiel, so sagt man, sei für einen König erfunden. Wenns wahr ist, so ist mirs, als wenn ich ihn sähe. Er war minorenn an Verstand oder an Jahren, unter der Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau; hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe; er war so gefällig wie ein Weidenschößling, und spielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenschaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib.

Göthe.

Hochgebildet, ein Mann von menschenfreundlichem Ansehn,
Stand er. Wehmuth und Ernst erfüllte sein Antlitz; und Adel,
Adel eines empfindenden unbefleckten Gewissens,
Sprach sein ganzes Gesicht.

Mess. Ges. 4.

individuelle Namen setzen: Cleanth, Damon...; und die dann gleichwohl nicht nur eben so mannichfaltige, oft in ein einziges Bild kaum vereinbare, sondern auch eben so allgemeine und oft noch weit allgemeinere Züge zusammensetzen!

Hand in Hand kam Simon der Kananit, und Matthäus;
Kam Philippus, und kam der Alphäide Jakobus;
Aber Lebbäus allein. Er wollte reden; doch setzt' er
Sich in die dunkelste Ferne des Saals, und verhüllte sein Antlitz.
Und Jakobus der Zebedäide, der Sohn des Donners,
Trat herein, und erhub die Händ' und die Augen zum Himmel:
„Todt! Er ist todt! Und nichts ist alle menschliche Gröſse,
„Auch die wirkliche selbst, sie, die zu glänzen verachtet,
„Und nur handelt, ist nichts! Denn über ihn haben Verruchte,
„Haben Tyrannen gesiegt.“ So sprach der Zebedäide,
Ging dann wieder hinaus, und kühlte sich unter den Palmen.

Ges. 12.

Dieser ist Philippus. Viel menschenfreundliches Lächeln

Bil-

Bildet die Züge des stillen Gesichts; und treue Bestreben,
Alle die Gott zum Bilde sich schuf, wie Brüder zu lieben,
Ist der geliebtere Trieb in seinem göttlichen Herzen.
Auch hat sein Schöpfer in ihn der süſsen Beredtsamkeit Gaben
Reich gelegt. Wie vom Hermon der Thau, wenn der Morgen erwacht ist,
Träufelt, und wie wohlriechende Lüfte dem Ölbaum entflieſsen,
Also flieſset die liebliche Rede vom Munde Philippus.

Ges. 5.

— Erkenne hier Cheruskier und Catten,
Und lies die Majestät des Volks in seinem Schatten!
Ein himmelblaues Aug flog durstig nach dem Sieg;
Ein Körper, stark, genährt, und streitbar in dem Krieg,
Verkündigte dem Feind den Muth zu groſsen Thaten,

Und lieſs auf offner Stirn das sichre Herz errathen.
Unregelmäſsig groſs, rauh wie sein Vaterland,
Wild ohne Barbarei, und witzig mit Verstand:
So ging dies Volk die Bahn der Unschuld seiner Väter;
Ein Weichling war der Schritt zum Römer und Verräther...

Clodius.

Auch die beschreibende Gattung mischt sich mit andern Gattungen der Dichtkunst auf mancherlei Art. Wir werden vielleicht noch künftig dergleichen Mischungen kennen lernen, wo sich denn auch Gelegenheit zu der Untersuchung zeigen wird: inwiefern auch in dieser Gattung mehr als Eine Form anwendbar sei.

SIEBENTES HAUPTSTÜCK.

Von der Handlung.

Gewisse Lehrer der Dichtkunst wollen Epische Werke, wie die eines Lucanus oder Silius Italicus, zu den *didaktischen* Gedichten ziehen, weil sich diese Werke an die *Wahrheit* der Geschichte halten, und Wahrheit nun doch einmal der Stoff des Lehrgedichts ist. — Jedermann fühlt, daſs ein eigentliches Lehrgedicht sich in Ideen, Verbindung der Ideen, Interesse, Regeln, von einem solchen historischen Werk durchaus unterscheidet; daſs hingegen erdichtete epische Werke, eigentliche Epopöen, mit den historischen Alles dieses gemein haben: Beschaffenheit ihrer Theile, Art der Verbindung, Wirkung, Regeln ihrer Vollkommenheit. Ob die Facta sich in der Geschichte wirklich so, wie in dem Werke des Dichters, finden? thut nichts: denn ist das Werk gut, so hatten einmal die wahren Facta glücklicher Weise die erforderliche Schicklichkeit für den Dichter; und ist das Werk schlecht, so war es Fehler, solche Facta gewählt, oder sie nicht nach den Bedürfnissen der Kunst verändert zu haben. Es wäre Beleidigung für vortreffliche Lehrdichter, wenn man die schlechtern epischen, sobald sie nur der Wahrheit treu geblieben, von den guten aussondern, und sie mit jenen in gleichen Rang, wo nicht gar noch über sie, setzen wollte.

Um einer so unschicklichen, alle Theorie verwirrenden, Erweiterung des Begriffes vorzubeugen, haben wir dem Lehrdichter zu seiner Materie nicht so schlechthin nur Wahrheiten, sondern allgemeine Wahrheiten gegeben. Aber wir müssen hier der Sache noch ein wenig tiefer auf den Grund gehn; wir müssen beide Dichtungsarten auf einem Puncte zu fassen suchen, wo sie vielleicht am nächsten zusammenstoſsen könnten, und wo also ihre Verwechselung noch am ersten möglich wäre. — Im „Ödip" des Sophokles stellt der unglückliche König eine *Untersuchung* über die wahren Mörder des Lajus an, und diese Untersuchung ist die ganze Handlung des Stücks. Man denke sich, daſs ein Geschichtforscher die nehmliche Untersuchung anstellte, indem er alle Umstände nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit vergliche, und die Glaubwürdigkeit der Zeugen nach den bekannten allgemeinen Grundsätzen darüber beurtheilte; man nehme an, was zwar freilich sich nicht wohl absehen läſst, daſs eine solche historische Prüfung dichterischer Stoff werden könnte, und verwandle also den Geschichtforscher in einen Dichter: würde jetzt das Stück noch Handlung, oder didaktisches Werk seyn? Ohne Zweifel das letzte. Der ganze Inhalt, der ganze Geist desselben wäre Räsonnement, wäre Anwendung allgemeiner Grundsätze auf das vorliegende Factum, und eine aus diesen Grundsätzen gezogene Entscheidung der Frage. — Hingegen im *Trauerspiele* des Sophokles; wie wird denn da diese Untersuchung zur Handlung? Sichtbar nur dadurch: weil hier die Untersuchung nicht allein eine wichtige Staatsangelegenheit wird, von deren Gelingen oder Miſslingen das Schicksal eines ganzen Volks abhängt, sondern weil auch während derselben sich nur allzubald verräth, wie innig das Schicksal des Königs selbst der sie anstellt, mit ihr verflochten ist; weil in seinem Herzen, sowie sich ein Umstand nach dem andern aufklärt, die schrecklichsten Leidenschaften erwachen; weil es eben diese Leidenschaften sind, die ihn auf seinem unglücklichen Wege immer weiter treiben, und weil am Ende, mit Entscheidung der Frage, auch sein Schicksal auf die traurigste, unser ganzes Herz erschütternde, Art entschieden ist.

Dieses giebt uns nun auf einmal die wahre Gränzscheidung zwischen epischen — oder da dies Wort schon die Form mit einschlieſst, welche hier noch in keine Betrachtung kömmt, so wollen wir lieber sagen — zwischen *pragma-*

*tischen**) und didaktischen Werken; wir erkennen, worin sie ähnlich, und worin sie unähnlich sind. Ähnlich darin: daſs in beiden die Theile als Grund und Folge zusammenhangen; unähnlich darin: daſs in dem einen die Gründe bloſse Ideen des Verstandes sind, die Verbindung zwischen ihnen und den Folgen durch bloſses Räsonnement geschieht, das Resultat eine bloſse Veränderung im System der Ideen ist; in dem andern hingegen die Gründe in individuellen Neigungen des Herzens liegen, die Verbindung zwischen Beweggründen und Thätigkeiten ist, und der Erfolg in einer Veränderung des äuſsern Zustandes, der äuſsern Verhältnisse der Personen besteht. Freilich kann es auch im Lehrgedicht das Herz seyn, was ursprünglich den Verstand zur Thätigkeit reizt, wie das in dem *Hallerischen* Räsonnement S. 150 der Fall war; freilich kann auch da der Ausschlag des Räsonnements auf Handlung und Zustand der Personen den wichtigsten Einfluſs haben, wie z. B. in Musarion von *Wieland:* aber weder jene Veranlassung, noch dieser Einfluſs, gehört in die Ideenreihe des Lehrdichters; sondern es wird dann nur, wie schon S. 207 f. gesagt worden, die eine Materie mit der andern, die beschreibende oder pragmatische Gattung mit der didaktischen verbunden. Kurz: im Lehrgedicht erscheint der Mensch mehr als denkender Geist, dem es um Erkenntnisse zu thun ist; im pragmatischen, mehr als bedürftiger Mensch, der ein gewisses äuſseres Gut zu besitzen, ein gewisses äuſseres Übel von sich zu entfernen strebt, und der, zur Erreichung dieses Endzwecks, alle seine innern und äuſsern Kräfte aufbeut.

---

*) Es ist eine schon oft gemachte Bemerkung: daſs nicht selten das Schicksal ganzer Wissenschaften von Einem oder von einigen wenigen glücklichen Wörtern abhängt; und wenn es an solchen Wörtern noch irgendwo gefehlt hat, so wars in der Dichtkunst. Ein Hauptmangel dieser Art scheint mir eben der, daſs man kein Beiwort hatte, den Begriff der Handlung im Allgemeinen, ohne die Nebenbestimmung der Form, auszudrücken; denn darüber blieben die wichtigsten Eintheilungsgründe unbemerkt, und die ganze Theorie ward verstümmelt. Das Wort das ich hier wage, und das schon von der Geschichte in einem völlig ähnlichen Sinn gebraucht wird, scheint mir für die Idee die es bezeichnen soll, noch immer das bequemste: denn *handelndes* Gedicht, *handelnder* Dichter, läſst sich nicht wohl sagen; und die übrigen Wörter, die sich hier noch anbieten, wie: *praktisch*, *energisch*, haben schon jedes seine eigene festgesetzte Bedeutung.

Wie aber? Können wir denn Räsonnement zu einem wesentlichen Charakter didaktischer Werke machen? Fallen nicht dadurch alle die Kunstgedichte, die nur eine Menge Regeln hintereinander vortragen, ohnedaſs sie deren Schicklichkeit, als Mittel zu Endzwecken, zeigten; fallen nicht alle die *gnomischen* Werke, in welchen Sittensprüche und einzelne Erfahrungen über den moralischen Menschen ohne Verbindung hingeworfen werden, aus dieser Classe heraus? — Und wie, wenn sie dies wirklich müſsten? Wenn wirklich erst ein *Prior* — dessen Werth als Lehrdichter wir übrigens unausgemacht lassen — in die Sprüche eines *Salomo* Räsonnement hineinlegen müſste, um sie zu wahren Lehrgedichten zu machen? — Wenigstens läſst sich nicht absehn, warum man, bei völliger Ähnlichkeit des Grundes, von didaktischen Werken nicht eben so wie von pragmatischen urtheilen sollte.

Und wie urtheilt man denn von pragmatischen Werken? Auch in diesen läſst sich die Verbindung der Ideen, eben wie im Lehrgedicht, aufheben: aber mit dieser Verbindung findet man dann zugleich ihren wesentlichen Charakter vertilgt. Man nennt die bloſse Reihe der Begebenheiten Fabel; und *Handlung*, behauptet man, komme in die Fabel erst dann, wenn die Begebenheiten aus den moralischen Gründen wovon sie abhangen, aus Gesinnungen und Leidenschaften freier Wesen, entwickelt werden. Es kömmt nehmlich bei aller Handlung, wenn man das Wort im Sinne der Dichtkunst nimmt, nicht darauf an: ob es in der That freie Thätigkeiten sind, die der Dichter bearbeitet? sondern vielmehr auf die Art *wie* er sie bearbeitet: ob er sie in Verbindung mit ihren moralischen Gründen vorstellt? oder ob er sie als bloſse Phänomene der leblosen Natur behandelt? Denn diese letztern kann er nie aus ihren physischen Ursachen hervorspringen lassen; er kann sie bloſs als einzelne Ereignisse beschreiben. Was wir die Kräfte der Natur nennen, sind Abstractionen, von denen wir keine Anschauung haben, und die daher auch keine dichterische Bearbeitung vertragen; man müſste sie denn personificiren, sie in allegorische Wesen verwandeln: und das hieſse im Grunde nichts anders, als an die Stelle des physischen Zusammenhanges den moralischen setzen. Ins Innre der Natur, sagt der Dichter *(Haller)*:

> — — dringt kein erschaffner Geist;
> Zu glücklich, wenn sie noch die äuſsre Schale weist!

Und nun: wenn man aus der Classe echter Handlungen alle unpragmatische Werke herausstöſst, welche nur Facta, ohne Anzeige ihrer veranlassenden Gründe, enthalten; warum sollte man nicht ebenso aus der Classe echter didaktischer Werke alle die Stücke herauswerfen, in welchen einzelne Sätze, unentwickelt aus ihren Erkenntniſsgründen, zusammengehäuft werden? Regeln einer Kunst, ohne Räsonnement über ihre Verbindung mit den Zwecken, die erreicht werden sollen; was sind sie anders als bloſse Verschreibungen eines zu beobachtenden Verfahrens? Und vollends Sammlungen von Lebensregeln, moralischen Beobachtungen, Sprüchen: können sie nur zu irgend einer Gattung gezogen werden? Sind sie ein wirkliches Ganze? Wird nicht Alles was ein Ganzes ist, nur durch Verbindung der Theile dazu? Ist ein Haufen unordentlich übereinander liegender Baumaterialien eine Art von Gebäuden? — Wir sehen, daſs wir sehr Recht gethan, da wir in dem Hauptstück vom Lehrgedicht diese seynsollende Art desselben lieber gar nicht in Betrachtung nahmen.

Doch hinweg von dieser Vergleichung der pragmatischen und didaktischen Gattung, um zur Betrachtung der erstern allein zu kommen! — Wenn, wie gesagt, das Wesen einer jeden Handlung nicht in den einzelnen Thätigkeiten, außer ihrem Zusammenhange betrachtet, sondern selbst in der Art des Zusammenhanges derselben besteht; wenn ferner dieser Zusammenhang sich in dem Innern, besonders in dem Herzen der Menschen befindet, das mit solchen und solchen Neigungen ausgerüstet, von solchen und solchen Gegenständen auf die und die bestimmte Art gerührt, die und die bestimmten Absichten faßt, und bei Ausführung derselben die und die bestimmte Art des Verfahrens beobachtet: so sieht man schon, auch ohne noch ein besonderes Beispiel vor Augen zu haben, was hier Alles zu betrachten vorkommen kann. Die Erfindung der *Charaktere* nach ihren Grundzügen, besonders nach den herrschenden Neigungen des Herzens, und die Erfindung der ursprünglichen *Lagen* oder Verhältnisse, welche die Neigungen in Aufruhr bringen und die Kräfte ins Spiel setzen, wird die erste Sorge des Dichters seyn müssen; seine zweite, wie er, nach den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur überhaupt, und nach der besondern Beschaffenheit der von ihm angenommenen Charaktere, aus jenen ursprünglichen Lagen die ganze *Folge der Veränderungen* bis zu Ende entwickeln soll. Schon für die Erfindung, oder wenn ihm der Stoff in der Natur gegeben wäre, schon für die Zurichtung dieses ganzen Stoffs, für Thema und Ausführung des Thema, werden sich aus dem Gesetz der *Lebhaftigkeit* gewisse allgemeine Regeln ergeben, ohnedaſs man noch die Formen mit in Betrachtung zu ziehen hätte.

Unsrer bisherigen Methode nach, wollen wir auch hier ein einzelnes Beispiel zum Grunde legen. Es sei folgende sehr lebhaft erzählte Romanze:

Die Entführung.

„Knapp, sattle mir mein Danenroſs,
Daſs ich mir Ruh' erreite!
Es wird mir hier zu eng' im Schloſs;
Ich will und muſs ins Weite!“ —
So rief der Ritter Karl in Hast,
Voll Angst und Ahnung, sonder Rast.
Es schien ihn so zu plagen,
Als hatt' er wen erschlagen.

Er sprengte, daſs es Funken stob,
Hinunter von dem Hofe;
Und als er kaum den Blick erhob,
Sieh da! Gertrudens Zofe!
Zusammenschrak der Rittersmann;
Es packt' ihn, wie mit Krallen, an,
Und schüttelt' ihn, wie Fieber,
Hinüber und herüber.

„Gott grüſs' Euch, edler junger Herr!
Gott geb' Euch Heil und Frieden!
Mein armes Fräulein hat mich her
Zum letztenmal beschieden.
Verloren ist Euch Trudchens Hand!
Dem Junker Plump von Pommerland
Hat sie, vor Aller Ohren,
Ihr Vater zugeschworen."

„„Mord, flucht er laut, bei Schwert und Spieſs!
Wo Karl dir noch gelüstet,
So sollst du tief ins Burgverlieſs,
Wo Molch und Unke nistet.
Nicht rasten will ich Tag und Nacht,
Bis daſs ich nieder ihn gemacht,
Das Herz ihm ausgerissen
Und das dir nachgeschmissen.""

„Jetzt in der Kammer zagt die Braut,
Und zuckt vor Herzenswehen,
Und ächzet tief, und weinet laut,
Und wünschet zu vergehen.
Ach! Gott der Herr muſs ihrer Pein,
Bald muſs und wird er gnädig seyn.
Hört Ihr zur Trauer läuten,
So wiſst Ihr's auszudeuten.“

„„Geh, meld' ihm, daſs ich sterben muſs —
Rief sie mit tausend Zähren —
Geh, bring ihm, ach! den letzten Gruſs,
Den er von mir wird hören!
Geh unter Gottes Schutz, und bring
Von mir ihm diesen goldnen Ring,
Und dieses Wehrgehenke,
Wobei er mein gedenke!““ —

Zu Ohren braust' ihm, wie ein Meer,
Die Schreckenspost der Dirne;
Die Berge wankten um ihn her:
Es flirrt' ihm vor der Stirne.
Doch jach, wie Windeswirbel fährt
Und rührig Laub und Staub empört,
Ward seiner Lebensgeister
Verzweiflungsmuth nun Meister.

„Gottslohn! Gottslohn! du treue Magd,
Kann ich's dir nicht bezahlen.
Gottslohn, daſs du mirs angesagt,
Zu hunderttausend malen!
Biſs wohlgemuth und tummle dich!
Flugs tummle dich zurück, und sprich:
Wärs auch aus tausend Ketten,
So wollt' ich sie erretten.

„Biſs wohlgemuth und tummle dich!
Flugs tummle dich von hinnen!
Ha! Riesen, gegen Hieb und Stich,
Wollt' ich sie abgewinnen.
Sprich: Mitternachts bei Sternenschein
Wollt' ich vor ihrem Fenster seyn,
Mir geh' es, wie es gehe!
Wohl, oder ewig wehe!

„Risch auf und fort!“ — Wie Sporen trieb
Des Ritters Wort die Dirne.
Tief holt' er wieder Luft, und rieb
Sichs klar vor Aug' und Stirne.
Dann schwenkt' er hin und her sein Roſs,
Daſs ihm der Schweiſs vom Buge floſs,
Bis er sich Rath ersonnen
Und den Entschluſs gewonnen.

Drauf lieſs er heim sein Silberhorn
Von Dach und Zinnen schallen.
Herangesprengt, durch Korn und Dorn,
Kam stracks ein Heer Vasallen.
Draus zog er Mann bei Mann hervor,
Und raunt' ihm heimlich Ding ins Ohr; —
„Wohlauf! Wohlan! Seid fertig,
Und meines Horns gewärtig!“ —

Als nun die Nacht Gebirg und Thal
Vermummt in Rabenschatten,
Und Hochburgs Lampen überall
Schon ausgeflimmert hatten,
Und Alles tief entschlafen war;
Doch nur das Fräulein immerdar,
Voll Fieberangst, noch wachte
Und seinen Ritter dachte:

Da horch! Ein süſser Liebeston
Kam leis' emporgeflogen.
„Ho, Trudchen, ho! Da bin ich schon.
Risch auf! dich angezogen!
Ich, ich, dein Ritter, rufe dir;
Geschwind, geschwind herab zu mir!
Schon wartet dein die Leiter.
Mein Klepper bringt dich weiter.“ —

„Ach nein, du Herzens-Karl, ach nein!
Still, daſs ich nichts mehr höre!
Entrönn' ich, ach! mit dir allein,
Dann wehe meiner Ehre!
Nur noch ein letzter Liebeskuſs
Sei, Liebster, dein und mein Genuſs,
Eh' ich, im Todtenkleide,
Auf ewig von dir scheide!“ —

„Ha Kind! Auf meine Rittertreu
Kannst du die Erde bauen.
Du kannst, beim Himmel! froh und frei
Mir Ehr' und Leib vertrauen.
Risch gehts nach meiner Mutter fort;
Das Sacrament vereint uns dort.
Komm! komm! du bist geborgen;
Laſs Gott und mich nur sorgen!“ —

„Mein Vater . . . ach ein Reichsbaron! . . .
So stolz von Ehrenstamme! . . .
Laſs ab! Laſs ab! Wie beb' ich schon
Vor seines Zornes Flamme!
Nicht rasten wird er Tag und Nacht,
Bis daſs er nieder dich gemacht,
Das Herz dir ausgerissen
Und das mir vorgeschmissen.“ —

„Ha Kind! Sei nur erst sattelfest,
So ist mir nicht mehr bange.
Dann steht uns offen Ost und West. —
O zaudre nicht zu lange!
Horch, Liebchen, horch!.. Was rührte sich?
Um Gotteswillen! tummle dich!
Komm! komm! die Nacht hat Ohren;
Sonst sind wir ganz verloren.“

Das Fräulein zagte, stand.. und stand..
Es graust ihr durch die Glieder;
Da griff er nach der Schwanenhand
Und zog sie flink hernieder. —
Ach! Was ein Herzen, Mund und Brust,
Mit Rang und Drang, voll Angst und Lust,
Belauschten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne!

Er nahm sein Lieb, mit einem Schwung,
Und schwang's auf den Polacken.
Hui! saſs er selber auf, und schlung
Sein Heerhorn um den Nacken.
Der Ritter hinten, Trudchen vorn.
Den Dänen trieb des Ritters Sporn,
Die Peitsche den Polacken;
Und Hochburg blieb im Nacken. —

Ach! leise hört die Mitternacht!
Kein Wörtchen ging verloren.
Im nächsten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeisterinn,
Voll Gier nach schnödem Geldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

„Halloh! halloh! Herr Reichsbaron!
Hervor aus Bett' und Kammer!
Eu'r Fräulein Trudchen ist entflohn;
Entflohn zu Schand' und Jammer!
Schon reitet Karl von Eichenhorst
Und jagt mit ihr durch Feld und Forst.
Geschwind! Ihr dürft nicht weilen,
Wollt Ihr sie noch ereilen.“ —

Hui auf der Freiherr, hui heraus,
Bewehrte sich zum Streite,
Und donnerte durch Hof und Haus,
Und weckte seine Leute.
„Heraus, mein Sohn von Pommerland!
Sitz' auf! Nimm Lanz' und Schwert zur Hand!
Die Braut ist dir gestohlen;
Fort, fort! sie einzuholen!“ —

Rasch ritt das Paar im Zwielicht schon;
Da, horch! — ein dumpfes Rufen —
Und horch! — erscholl ein Donnerton
Von Hochburgs Pferdehufen.
Und wild kam Plump, den Zaum verhängt,
Weit weit voran dahergesprengt;
Und lieſs, zu Trudchens Grausen,
Vorbei die Lanze sausen.

„Halt an! halt an, du Ehrendieb!
Mit deiner losen Beute.
Herbei vor meinen Klingenhieb!
Dann raube wieder Bräute!
Halt an, verlaufne Buhlerinn,
Daſs neben deinen Schurken hin
Dich meine Rache strecke,
Und Schimpf und Schand' euch decke!" —

„Das leugst du, Plump von Pommerland,
Bei Gott und Ritterehre!
Herab! herab! daſs Schwert und Hand
Dich andre Sitte lehre. —
Halt, Trudchen, halt den Dänen an! —
Herunter, Junker Grobian,
Herunter von der Mähre,
Daſs ich dich Sitte lehre!"

Ach Trudchen, wie voll Angst und Noth!
Sah hoch die Säbel schwingen.
Hell funkelten im Morgenroth
Die Damascener Klingen.
Von Kling und Klang, von Ach und Krach,
Ward rund umher das Echo wach.
Von ihrer Fersen Stampfen
Begann der Grund zu dampfen.

Wie Wetter schlug des Liebsten Schwert
Den Ungeschliffnen nieder.
Gertrudens Held blieb unversehrt,
Und Plump erstand nicht wieder. —
Nun weh! o weh! Erbarm' es Gott!
Kam fürchterlich, Galopp und Trott,
Als Karl kaum ausgestritten,
Der Nachtrab angeritten. —

Trarah! Trarah! durch Flur und Wald
Lieſs Karl sein Horn nun schallen.
Sieh da! hervor vom Hinterhalt,
Hop hop! sein Heer Vasallen. —
„Nun halt, Baron, und hör' ein Wort!
Schau auf! Erblickst du Jene dort?
Die sind zum Schlagen fertig
Und meines Winks gewärtig.

„Halt an! halt an! und hör' ein Wort,
Damit dich nichts gereue!
Dein Kind gab längst mir Treu' und Wort,
Wie ich ihm Wort und Treue.
Willst du zerreiſsen Herz und Herz?
Soll dich ihr Blut, soll dich ihr Schmerz
Vor Gott und Welt verklagen?
Wohlan! so laſs uns schlagen!

„Noch halt! bei Gott beschwör' ich dich,
Bevor's dein Herz gereuet.
In Ehr' und Züchten hab' ich mich
Dem Fräulein stets geweihet.
Gieb,.. Vater,.. gieb mir Trudchens Hand
Der Himmel gab mir Gold und Land.
Mein Ritterruhm und Adel
Gottlob! trotzt jedem Tadel." —

Ach Trudchen, wie voll Angst und Noth!
Verblüht' in Todesblässe.
Von Zorn der Freiherr heiſs und roth
Glich einer Feueresse. —
Und Trudchen warf sich auf den Grund;
Sie rang die schönen Hände wund,
Und suchte baſs, mit Thränen,
Den Eifrer zu versöhnen.

„O Vater, habt Barmherzigkeit
Mit eurem armen Kinde!
Verzeih' euch, wie Ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde!
Glaubt, bester Vater! diese Flucht,
Ich hätte nimmer sie versucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte.

„Wie oft habt Ihr, auf Knie und Hand,
Gewiegt mich und getragen!
Wie oft: du Herzenskind! genannt;
Du Trost in alten Tagen!
O Vater, Vater! denkt zurück!..
Ermordet nicht mein ganzes Glück!
Ihr tödtet sonst daneben
Auch eures Kindes Leben." —

Der Freiherr warf sein Haupt herum,
Und wies den krausen Nacken.
Der Freiherr rieb, wie taub und stumm,
Die dunkelrauhen Backen. —
Vor Wehmuth brach ihm Herz und Blick;
Doch schlang er stolz den Strom zurück,
Um nicht durch Vaterthränen
Den Rittersinn zu höhnen.

Bald sanken Zorn und Ungestüm;
Das Vaterherz wuchs über.
Von hellen Zähren strömten ihm
Die stolzen Augen über. —
Er hob sein Kind vom Boden auf;
Er lieſs der Herzensfluth den Lauf,
Und wollte schier vergehen
Vor wunderſüſsen Wehen.

„Nun wohl! Verzeih mir Gott die Schuld,
So wie ich dir verzeihe!
Empfange meine Vaterhuld,
Empfange sie aufs neue!
In Gottes Namen sei es drum!“ —
Hier wandt' er sich zum Ritter um —
„Da! Nimm sie meinetwegen,
Und meinen ganzen Segen!

„Komm! Nimm sie hin, und sei mein Sohn,
Wie ich dein Vater werde!
Vergeben und vergessen schon
Ist jegliche Beschwerde.
Dein Vater, einst mein Ehrenfeind,
Der's nimmer hold mit mir gemeint,
That Vieles mir zu Hohne.
Ihn haſst' ich noch im Sohne.

„Mach's wieder gut! Mach's gut, mein Sohn,
An mir und meinem Kinde!
Aufdaſs ich meiner Güte Lohn
In deiner Güte finde.
So segne dann, der auf uns sieht,
Euch segne Gott von Glied zu Glied!
Auf! Wechselt Ring' und Hände!
Und hiemit Lied am Ende!“

Bürger.

Eine aufmerksame Lesung dieses Stücks muſs den Begriff den wir von der Handlung gegeben haben, nicht bloſs erläutert; sie muſs ihn auch bestätigt haben. In dem Klopstockischen *Gemälde* des Selbstmörders, S. 298 f., war es bloſs der einzelne Seelenzustand, die einzelne That des Unglücklichen, die uns rührte, erschütterte: unsre ganze Empfindung war ein schreckenvolles Anschauen der Gegenwart; in der Bürgerischen *Erzählung* ist es weit weniger Anschauen der Gegenwart, als

Erwartung der Zukunft, was uns beschäftigt: wir wünschen, hoffen, fürchten; wir haben von Anfang bis zu Ende eine unruhige Ahnung des Ausganges; kurz: wir werden, im genauesten Verstande des Worts, *interessirt.* Diese Art der Wirkung aber rührt sichtbar nur daher: weil wir in dem Gegenwärtigen schon den Saamen der Zukunft, die Gründe der nachfolgenden Veränderungen erblicken; Gründe, die indeſs für den letzten Erfolg, welchen wir erwarten, noch nicht entscheidend, nicht zureichend sind, und die daher noch immer die Möglichkeit eines andern Erfolges übrig lassen. — Es können sich aus dem Innern der Charaktere selbst glückliche Ideen entwickeln: andre Neigungen können darin durch gelegentlichen Reiz bis zum Überschwunge mächtig werden; oder auch in der umgebenden übrigen Natur, die eine uns verborgene Hand lenkt, können sich unvermuthete Begebenheiten, Umstände von dem wichtigsten Einflusse hervorthun: die Personen können in ihrem Laufe auf einem nie völlig bekannten Meere plötzlich an Ströme, an Untiefen gerathen, die auf einmal ihre Absichten hemmen und alle ihre Maſsregeln verwirren. Da diese Art der Wirkung, dieses Hineintreiben der Seele in eine ungewisse, nur halb erhellte Zukunft, der pragmatischen Gattung so wesentlich ist, und durch keine andre Art von Wirkung ersetzt werden kann; so muſs der Dichter, um das zu seyn wofür er sich ausgiebt, Alles anwenden, was zur Erreichung oder Verstärkung derselben beiträgt. In der Bürgerischen Erzählung fanden wir sie in einem hohen Grade erreicht; aber auf welchen Wegen? durch

was

was für Mittel? Wie hat der Dichter Charaktere und Situationen angelegt; wie sie durchgeführt, daſs wir ihm bis zu Ende, nicht nur mit so viel Bereitwilligkeit, sondern selbst mit so viel Begierde, folgen?

Unter den Personen die er uns vorführt, sind nur zwei, deren Interesse das unsrige wird, und um derentwillen wir auch auf die übrigen aufmerksam werden. Wir finden das Schicksal von beiden innigst in einander verwebt; ihre Absichten sind daher auch im Grunde die nehmlichen, und die eine Person kann ohne die andere weder glücklich noch unglücklich werden. Wäre ihr Schicksal nicht so relativ, nicht so Eins; so würden wir nur Eine Person fordern, die uns vor Allen interessirte: denn zu einem doppelten, zu einem vielfachen Interesse ist unsre Seelenkraft zu beschränkt; und ein entgegengeſetztes anzunehmen, wäre unmöglich. Nur geschwächt könnte durch das eine Interesse das andere, nur so zweideutig und veränderlich könnte es werden, daſs wir uns bald mehr nach dieser, bald mehr nach jener Seite neigten: und das wäre denn eine Anlage, die allem Endzweck der Kunst zuwiderliefe, weil sie dem ganzen Werk seine Lebhaftigkeit nähme. Doch auch dies scheint nicht hinlänglich zu seyn, daſs Glück und Unglück mehrerer Personen innigst verflochten seyn müssen; denn wären dieser mehrern zuviel, so wäre abermal, wegen der natürlichen Einschränkung unsrer Seelenkraft, kein ganz lebhaftes Interesse möglich. Die vielen einzelnen Wesen würden in Eine allgemeine Idee zusammenflieſsen, die immer undichterisch, immer ohne Wärme und Kraft ist. Wenn daher in einem Werk eine gröſsere Zahl von Menschen; wenn ein ganzes Volk erscheint, das zu Einem gemeinsamen, ungetheilten Interesse seine Kräfte vereinigt: so muſs doch Einer vor der verwirrten Menge von Menschenköpfen voranstehen, der so viel gröſser, ausgezeichneter, beleuchteter sei, daſs unsre vorzügliche Aufmerksamkeit sogleich auf ihn falle, und *sein* Bestes, *seine* Wirksamkeit uns vor allem Andern beschäftige.

Doch damit ist nur noch die Zahl der interessirenden Charaktere, nicht ihre zum Interessiren nothwendige Beschaffenheit bestimmt. Ein unumgängliches Vorauserforderniſs, wie zu jeder andern Eigenschaft, so auch zum Interesse eines Gedankens, ist seine innere Möglichkeit, seine Wahrheit; denn ohne diese kann die Seele den Gedanken durchaus nicht fassen, oder vielmehr, er hört auf ein Gedanke zu seyn:

er wird nichts. Also auch bei dem Charakter wird keine Eigenschaft eher erfordert werden, als daſs er möglich, denkbar, ohne innern Widerspruch sei.—Karl von Eichenhorst, fanden wir, war ein feurigverliebter, ein tapfrer, entschloſsner, für die Ehre seiner Geliebten und seine eigne höchstempfindlicher, ein edelherziger, rechtschaffner, zugleich aber heftiger Jüngling; das waren viele, mannichfaltige, aber nicht widersprechende, nicht unvereinbare Züge. Seine Geliebte ersetzte an Zärtlichkeit, was ihr an Feuer gebrach; mit ihrer Leidenschaft für den Ritter verband sie das wärmste Gefühl ihrer Kindespflicht; zugleich war sie für ihren Ruf, für ihre Ehre äuſserst besorgt; und bei jeder Gefahr, jeder Gelegenheit, wo zu wagen war, furchtsam. Auch hier hatten wir wieder mannichfaltige, aber mit einander verträgliche Eigenschaften; so verträglich, daſs wir zu der einen die andre schon als wahrscheinlich ahneten, und befremdet würden gewesen seyn sie anders zu finden.

Wozu aber, könnte man fragen, diese Vielheit, diese Mannichfaltigkeit in einem Charakter, da doch die innere Möglichkeit desselben seine erste, vornehmste Eigenschaft ist, und die Gefahr des Widerspruchs um so mehr abnimmt, je mehr ihn der Dichter vereinfacht? — Freilich wäre dieses Vereinfachen zu dem angegebenen Endzweck ein sehr sichres bequemes Mittel, wenn nur nicht auf der andern Seite die dichterische Schönheit verloren ginge, und zugleich ein neuer Widerspruch, nur von anderer Art, entstände. Ein Mensch der immer nur Eins ist, immer nur Eine Seite, Eine Eigenschaft zeigt; mit einem Wort: ein personificirtes Abstractum, ist eine in ihrem Innern ärmere, mithin minder lebhafte Idee; auch ersetzt die Erhöhung des Grades dieser Einen Eigenschaft den Mangel an dichterischer Lebhaftigkeit nicht: denn ein einfacher, wenn auch noch so durchdringender, Ton ist doch immer nicht eine ganze Harmonie von Tönen, und eben sein Durchdringendes, Schneidendes macht ihn dem Ohre nur um so eher widrig. Ein Mensch, der nichts als liebt oder haſst, nichts als würgt oder wohlthut, nichts als lacht oder trauert, oder der auch bei der sonstigen Mannichfaltigkeit seines Charakters, nur darin keine Mannichfaltigkeit zeigt, daſs er das was er ist, immer gleich sehr ist: so ein Mensch ist, eben um dieser Armuth seines Charakters willen, ein undichterischer, ein zu den besten, wirksamsten Situationen unbrauchbarer Mensch. Denn bei ihm geht der so interessante innere Kampf der Leidenschaften, geht der melodische Wechsel von Tönen und Empfindungen verloren; auch wird unsre Erwartung, wie ihn dieser und jener Vorfall rühren, was er für Entschlieſsungen fassen, zu welchen Mitteln er greifen werde, in weit geringerem Grade gespannt, da wir schon Alles aus seinem einseitigen, immer gleichem Charakter so ziemlich voraussehn. Was aber das Wichtigste ist; so läſst sich so ein Mensch nicht als wirklich denken, und doch soll er thätig seyn, handeln. Wir erblicken eine Figur von nur Einer, von unwandelbarer Miene und Stellung; und doch sollen wir uns bereden, daſs diese Figur ein belebtes Wesen, daſs sie mehr als todtes Werk einer Kunst sei, welche schönen, frappanten, aber für die Beachtung zu schnell vorüberfliehenden Augenblicken Dauer giebt, damit sich der Zuschauer mit dem Genuſs derselben sättigen könne. — Indeſs geht freilich diese ganze Anmerkung nur auf Werke von weiterem Umfang, von gröſserer Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, worin der Charakter gestellt wird: denn in sehr einfachen Handlungen kann oft nur ein einziger simpler Charakterzug durch seinen Adel, seine Schönheit und Gröſse gefallen. So in dem Liede „vom braven Mann,“ einem der vorzüglichsten Stücke unsers Dichters, wo die Thätigkeit nur Eine ist; denn daſs sie mehrmalen wiederholt wird, vervielfacht nicht die Glieder der Handlung: es ist der nehmliche bleibende, aber durch seinen ausnehmenden Adel äuſserst rührende Beweggrund, der die dreifache That hervorbringt. Auch bloſse Nebenpersonen, wie in unsrer Romanze die Zofe, oder Junker Plump, die nur einmal, nur auf Augenblicke erscheinen, können freilich ihre Charaktere nicht ganz entwickeln; und eigne Episoden anzulegen, um zu dieser Entwickelung Raum zu gewinnen, würde den Eindruck der Haupthandlung schwächen.

Wenn denn aber, könnte man denken, eine harmonische Mannichfaltigkeit der Züge die Charaktere dichterisch macht; so müſste derjenige Charakter der am meisten dichterische seyn, welcher so viele Eigenschaften verbände, als immer möglich: und das würde gerade der, der Alles wäre, ohne irgend etwas so recht zu seyn; der bald so dächte bald anders, bald wollte bald nicht wollte; der immer nichts durch sich selbst, Alles nur durch die Umstände wäre, von denen er sich in allerlei Gestalten bilden, in allerlei Directionen, bald hiehin bald dorthin, treiben lieſse. Man sagt hierauf ganz recht: daſs so ein Charakter eigentlich gar kein Charakter sei; aber wie, wenn also gar kein Charakter der beſsre, der für die Dichtkunst brauchbarere wäre? Wozu überhaupt ein Charakter; wozu das Consistente und Feste, wenn uns das Weiche und Schlaffe vortheilhafter, nützlicher ist? Oder sagt uns vielleicht alle unsre Erfahrung, daſs keine so weiche, unsichre, schwankende Sinnesart jemal wirklich gewesen sei? Sie sagt uns wohl eher das Gegentheil; aber damit ist der Dichter der eine solche Sinnesart schildert, noch nicht gerechtfertigt: es fragt sich zuvor, ob er Wirkung damit hervorbringen, ob er intereſsiren könne? Ein so schwacher, in Empfindungen und Entschlieſsungen so schlaffer, wandelbarer Mensch ist keiner lebendigen Eindrücke und Begierden, die er uns mittheilen könnte, keiner festen Absichten und Entwürfe, in die er uns mit hineinzöge, ſähig: es fällt also alle wärmere Theilnehmung an seinem Schicksal weg; er kann in einem Werke höchstens nur als Neben-, als Mittelsperson figuriren. Dazu kömmt noch eine andere Betrachtung; diese: daſs bei einem so unbestimmten Charakter die Zukunft nun um eben so viel zu dunkel wird, als sie bei dem allzubestimmten einförmigen zu hell ward, und wir also bei jenem noch mehr, als bei diesem, das Vergnügen der unruhigen Vorhersehung entbehren; ein Vergnügen, welches doch pragmatischen Werken ihren schönsten Reiz, ihr gröſstes und eigenthümlichstes Verdienst giebt.

Ein zweiter Blick auf die Charaktere unsrer beiden Liebenden wird uns bald, auſser ihrer innern Möglichkeit, eine noch andre, nicht minder merkwürdige, Eigenschaft an ihnen zeigen. Karl und Gertrude sind beide jung, beide von edlen und stolzen Häusern; jener ist Mann, diese Mädchen. Wir würden es sonderbar finden, wenn sie bei ihrer Jugend mehr kalt als feurig, mehr träge als rasch, mehr bedächtig als unbesonnen wären; wenn sie bei ihrer edlen Herkunft mehr eine kriechende als eine stolze Denkungsart äuſserten; oder wenn sie ihre beiderseitigen Rollen wechselten, der Mann zaghaft, das Mädchen beherzt, jener zurückhaltend, dieses ungestüm wäre. Von jedem Alter, jedem Stande, jedem Geschlecht haben wir gewisse Gattungsbegriffe festgesetzt, die wir in den einzelnen

Individuen wiederzufinden erwarten; und obgleich Ausnahmen von der Gattung möglich sind, so sind sie doch immer weniger wahrscheinlich, als die unter der Regel begriffenen Fälle. Die Ideen von diesen letztern nehmen wir leichter an; wir bilden sie, eben wegen ihrer Harmonie mit den schon vorhandenen Ideen, weit schneller, lassen uns weit eher von ihnen täuschen. Wenn daher die eigenthümliche Beschaffenheit der Fabel nicht ausdrücklich das Ungewöhnliche, das Auſserordentliche fordert; so wird der Dichter wohlthun, die Gattungsbegriffe ungekränkt zu lassen, und seine Erfindungskraft, seine Originalität, so wie *Shakspeare* und die Natur, mehr durch Abänderung der gewöhnlichen, als durch Bildung grotesker Formen zu zeigen. Das Nehmliche gilt von Nationen, Zeitaltern, Himmelsstrichen u. s. f.: denn auch von diesen haben wir Begriffe bei uns festgesetzt, die wir nicht ohne Befremden vermissen; obgleich freilich ein Mensch sein Volk, sein Jahrhundert, sein Geschlecht übertreffen, oder doch sonst mannichfaltig von der Regel abweichen kann. Selbst dieses Übertreffen und Abweichen aber hat denn doch seine Grade, die wir wenigstens fühlen, wenn wir sie auch nicht angeben können. — Am strengsten wird der Dichter, in Ansehung der äuſsern Sitten, der Künste, der Gebräuche einer Nation, insofern dieselben ausgemacht und bekannt sind, verfahren müssen; denn auch im unbekannteren Costume eine zu gelehrte Genauigkeit zu fordern, wäre pedantisch.

Charakter ist Inbegriff der Fähigkeiten, der Neigungen eines moralischen Wesens;

aber Fähigkeiten sind noch nicht wirkliche Kraftäuſserungen, Neigungen noch nicht Begierden: also ist mit dem Charakter noch nichts, als bloſs die Möglichkeit einer Handlung erfunden. Soll wirklich Handlung entstehen: so müssen die Kräfte Gelegenheiten finden, die sie ins Spiel setzen; den Neigungen müssen sich individuelle Objecte darbieten, die sie in Begierden verwandeln. Es giebt der menschlichen Neigungen mancherlei; eben so mancherlei, als Güter und Übel; aber nicht alle erwecken unsre Theilnehmung in gleichem Grade. Je geistiger die Güter oder die Übel sind; je weniger die Begierden thierischen Instinct, je mehr sie menschliches Empfindniſs voraussetzen: desto mehr lassen wir uns in dieselben ein; aus dem ganz einfachen Grunde: weil wir uns um so klarere und vollständigere Ideen von ihnen bilden. So war in unsrer Romanze die Liebe des Ritters und seines Fräuleins beschaffen: eine Liebe, von der es sich leicht verräth, daſs sie mehr als thierischer Trieb, daſs sie feineres Bedürfniſs des Herzens sei; und die uns noch überdies, nach allen Umständen, als eine erlaubte, selbst als eine lobenswürdige Leidenschaft erscheint.

Doch dies allein ist es noch nicht, was unser ganzes Interesse an dieser Liebe bewirkt. Denn, dürfte die Begierde beider Liebenden nur den gewöhnlichen gebahnten Weg gehen; wären Alle die in die Sache zu reden haben, eben so zufrieden mit ihrer Vereinigung, wie sie selbst; brauchte es zur Befriedigung ihrer Leidenschaft nur ganz einfache, leichte, von selbst sich darbietende Thätigkeiten: so würde uns dieser alltägliche Liebeshandel eben so viel Überdruſs, als jetzt Vergnügen, machen. Hingegen, daſs der Vater sich dieser Liebe schlechterdings widersetzt; daſs er der Tochter einen andern unwürdigen Liebhaber aufdringen will, den ihr Herz verabscheut; daſs dem Ritter nichts anders übrig bleibt, als eine nächtliche gefahrvolle Entführung; kurz, daſs sich bei der Befriedigung dieser Leidenschaft so groſse Hindernisse ereignen, welchen zu begegnen so schwer ist: das hält unsre Aufmerksamkeit auf diese Geschichte so gespannt; *erwärmt* uns für die Sache der beiden Liebenden so sehr; giebt der ganzen Handlung ihren dichterischen Werth, ihre Schönheit. Erst da die Liebenden einander verlieren sollen, empfinden sie es nach seiner ganzen Stärke, was sie einander werth sind; *erst* da wird ihre Leidenschaft, und unsre

Theilnehmung, mächtig; erst da kommen in der unternehmenden Seele des Ritters alle Kräfte in Aufruhr, um Anschläge zu ersinnen, in die wir uns mit ihm einlassen: von denen wir, halb voll Furcht, halb voll Hoffnung, die möglichen guten und schlechten Erfolge voraussehn.

Sind denn nun aber Schwierigkeiten; ist das was man einen *Knoten*, eine Verwicklung nennt, zu jeder dichterischen Handlung nothwendig? Kann eine Handlung ohne Verwicklung nicht ihr volles Interesse, ihr volles Leben und Feuer haben? — Die Antwort hierauf giebt die allgemeine Bemerkung: daſs Güter und Übel jeder Art um so gröſser erscheinen, je schwerer sie zu erreichen oder abzuwenden sind; daſs mithin durch Schwierigkeiten, die sich der Befriedigung entgegensetzen, jede Begierde an innrer

Stärke und Hitze wächst; daſs auch nur bei Hindernissen die volle Anstrengung der Kräfte, und jene interessante Unsicherheit der Zukunft Statt hat, die uns in pragmatischen Werken immer so viel mehr und angenehmer, als die Gegenwart, beschäftigt. Ein Knoten also, aus was für einer Art von Schwierigkeiten er übrigens auch geschürzt, und wie fest oder wie lose er auch geschürzt seyn mag, ist zu jeder Handlung, die interessiren soll, unentbehrlich. Nur fragt sich's hier noch: wie viel Arten von Schwierigkeiten es geben könne, und welche die mehr dichterische, die interessantere sei?

In unsrer Romanze, sahen wir, lag der Knoten hauptsächlich in entgegenstehenden Begierden Anderer, die zu überwinden oder doch unwirksam zu machen waren; und in einigen der untergeordneten Situationen lag er noch überdies in einem innern Widerstande, da die Personen, um die eine Neigung zu befriedigen, eine andre zuvor überwinden muſsten. — In dem „Liede vom braven Manne“ zeigen sich keine Parteien, wo die eine so, die andere anders wollte: Aller Begierde ist einhellig auf die Rettung einer unglücklichen Familie gerichtet; die Schwierigkeit liegt theils in der todten Natur, in der Wuth des Eisganges, die das Hinansteuern gefährlich macht; theils in dem Sträuben der Selbstliebe gegen eine so gewagte, miſsliche Unternehmung. Im „Ödip“ des Sophokles liegt der Knoten in der Dunkelheit eines Factums, dessen Aufklärung die ganze Begierde des geängstigten Königs reizt, ohnedaſs sogleich die Mittel dazu vorhanden oder hinreichend wären. In Geſsners „Erstem Schiffer“ liegt er in dem Mangel eines Mittels, die weite Strecke ins Meer hinaus bis an das entfernte Eiland zu kommen, wo die ganze Seele des Jünglings hinstrebt. In Diderots „Hausvater“ liegt er hauptsächlich in der Unwissenheit Aller von Sophiens wahrem Herkommen und Stande. — Wenn wir diese sämmtlichen Fälle vergleichen; so liegen die Schwierigkeiten, die Hindernisse, die sich der Erfüllung einer Begierde widersetzen, entweder in der körperlichen, oder in der geistigen Natur; und im letztern Falle entweder in der Seele dessen selbst der die Begierde nährt, oder in Anderer Seelen: wo denn abermal in beiden Fällen entweder ein schwer zu hebender Mangel der Erkenntniſs im Verstande, oder eine mächtige Leidenschaft im Herzen den Widerstand thut. Aber nicht immer ist, wie wir gesehen haben, der Knoten nur einfach geschürzt: insgemein verbinden sich der Schwierigkeiten mehrere; und je vielfacher, je gröſser dieselben sind, je zweifelhafter es wird, ob und wie die Maſsregeln dagegen gelingen werden, desto vollkommner ist die Verwicklung.

Überhaupt erkennt man leicht, daſs, bei übriger Gleichheit der Umstände, diejenige Verwicklung die vollkommnere sei, wo Leidenschaft gegen Leidenschaft kämpft: denn was die Kräfte der körperlichen Natur *betrifft, so ist unsre Kenntniſs davon* zu dunkel, unsre Vorhersehung zu eingeschränkt; wogegen wir, da wo Leidenschaften kämpfen, von beiden streitenden Theilen volle lebhafte Begriffe und mithin zur Ahnung des wahrscheinlichen Erfolges mehr Data haben. Ob die Fluth den groſsmüthigen Menschenfreund, der eine unglückliche Familie zu retten, in den nächsten besten Kahn springt, verschlingen, oder ob er glücklich durchkommen werde? das hängt von Umständen ab, die zu weit auſser unserm Gesichtskreise liegen. Aber ob Gertrude sich dem Verlangen des Ritters fügen, ob ihr fuſsfälliges Flehen den Vater rühren werde? das sind Fragen, auf welche wir in uns selbst und in unsrer Kenntniſs vom Menschen schon so ziemlich die Antworten finden. Auch können wir nur da, wo beide Principien moralisch sind, das eine verachten, indem wir das andre *bewundern*, das eine hassen, indem wir das andre lieben: und so wird in dem einen Falle unser sittliches Empfindungsvermögen weit mehr als in dem andern beschäftigt. — Unwissenheit, Irrthum, wenn sie nicht mit andern Leidenschaften vergesellschaftet sind, sind ebenfalls nur wie todte Principien, gegen welche die eine lebendige Kraft der Begierde kämpft: ein offenbar schwächeres Interesse, als da entstehen muſs, wo die mehrern mit einander verwickelten Kräfte alle lebendig sind; wo an beiden Seiten des Streits Geist und Herz in vollem Aufruhr ist, und Begierden gegen Begierden ringen. — Indeſs kann doch der Knoten, der aus Unwissenheit oder Irrthum entsteht, ungemein interessant werden: dann nehmlich, wenn nicht die handelnde Person, aber wir, von der wahren Lage der Dinge unterrichtet ist; wenn jene, in ihrer Unwissenheit, ganz gegen ihr wahres Interesse, gegen unsre eigne Begierde handelt, wie wir sie gern handeln sähen; wenn wir schon vorausempfinden, welches schreckliche Elend die Person sich auf die Zukunft bereiten werde, wenn die Umstände die ihr jetzt noch verborgen bleiben, sich einmal aufklären werden.

Da in unsrer Romanze mehrere Personen in die Handlung verflochten sind; so bringt uns das, von der Betrachtung der Lage der Hauptpersonen, auf die Charaktere zurück, die wir vorhin nur noch einzeln betrachtet haben. Wir müssen sie jetzt noch als Gesellschaft, als *Gruppe* von Charakteren, in ihrer Verbindung, in ihrer Gegeneinanderstellung, betrachten.

Ohne Zweifel könnten diese Charaktere weit gleichförmiger, einander weit ähnlicher; die Liebhaber z. B. könnten ungefähr von gleichem Schlage, und auch der Vater im Grunde wenig von ihnen verschieden seyn. Allein ganz sichtbar gewinnt bei der Einrichtung des Dichters die Handlung an Wahrheit, an Kraft der Beweggründe, und eben dadurch auch an Vermögen zu interessiren. Denn nun begreift man um so eher die Abneigung des Fräuleins gegen den einen, und ihre innige Zärtlichkeit gegen den andern Liebhaber: ihre Leidenschaft wird weniger als eigensinnig, mehr als rechtmäſsig erkannt; durch die Gerechtigkeit, die Entschiedenheit ihrer Leidenschaft wird auch die Unternehmung des Ritters, die sonst Eingriff in die heiligen Rechte des Vaters wäre, mehr lobens- als tadelnswürdig; wir treten völlig auf seine Partei, und begleiten ihn mit unsern besten eifrigsten Wünschen. Der andre Liebhaber empört uns durch eben das wodurch er Gertruden empört, durch seine Rohheit, durch den Mangel aller feinen Empfindung, womit er der väterlichen Gewalt verdanken will, was er bloſs der Liebe der Tochter sollte verdanken wollen; und nicht weniger empört uns der Vater durch seine ungerechte Rachgier, durch die Wildheit seiner Drohungen, die Gewaltsamkeit seiner Maſsregeln. Die ganze Handlung hindurch erblicken wir mehr Vollkommenheit auf der einen, als auf der andern Partei; und eben dadurch wird das Interesse, das sonst ungewiſs und schwankend würde geblieben seyn, entschieden. — Allein auch schon ohne Rücksicht auf Interesse, gewinnt das Werk durch diese Entgegensetzung der Charaktere: es wird in seinen Theilen mannichfaltiger, und jeder einzelne Charakter tritt durch die Wirkung des Contrastes mehr ins Licht; seine Merkmaale werden anschaulicher, werden weiter hervorgehoben.

Um von diesem allgemeinern Vortheile

zuerst zu reden: so scheint es, daſs der Dichter ihn desto sichrer, desto vollständiger erlangen würde, wenn er die Charaktere ganz vollkommen contrastirte; das heiſst, wenn er überall dem einen Äuſsersten das andre, z. B. der Verschwendung den Geiz; oder wenn er auch der Unvollkommenheit die wahre Vollkommenheit, z. B. einem von jenen Lastern die wahre Sparsamkeit, entgegenstellte. In der That haben Einige einen solchen Contrast nicht bloſs empfohlen, sondern fast zur Regel gemacht; und läugnen kann man es nicht, daſs nicht beiderlei Charaktere dadurch auffallender, als durch bloſse Schattirungen, werden: denn Weiſs wird durch Schwarz freilich mehr, als durch Grau, gehoben. Aber, sollte es gleichwohl nicht rathsam für den Dichter seyn, daſs er so scharfe, schneidende Contraste lieber vermiede? Ist es eben so natürlich, so gewöhnlich, mithin eben so wahrscheinlich, daſs Menschen von ganz entgegengesetzter, als von nur verschiedener, Denkungsart mit einander ins Spiel gerathen? Und wenn man nun auch der Dichtkunst ihr hergebrachtes Recht auf das Ungewöhnliche, auf das Auſserordentliche gern einräumt: gehen nicht vielleicht andere Vortheile von mehr Bedeutung dabei verloren? — Zuerst sieht man leicht, daſs dergleichen in stetem Contrast gehaltene Charaktere zu sehr an die einseitigen streifen; und daſs also Alles was gegen diese gesagt worden, auch gegen jene, und zum Theil gegen jene noch mehr, gilt. Denn wenn, schon auſser dem Contraste, das Vergnügen der Erwartung vermindert ward, wo die Charaktere zu einförmig waren: wie viel mehr noch muſs dieser

Nachtheil erfolgen, wo wir, vermöge des Contrastes, aus dem Betragen des Einen das Betragen des Andern schon sicher errathen können! Zweitens verlieren dergleichen Charaktere, die immer das Äuſserste vorstellen, an einer höchstwichtigen, zur Erweckung und Unterhaltung der Aufmerksamkeit unentbehrlichen Eigenschaft: an der Neuheit. Die äuſserste Unvollkommenheit, und die höchste Vollkommenheit, einer Eigenschaft sind immer das Bekanntere; in den Mischungen, in den so unendlich mannichfaltigen Abstufungen und Modificationen, liegt eigentlich das Verdienst der Originalität, der Erfindung. — In den beiden Meisterstücken unsers gröſsten Charakterzeichners: in „Minna von Barnhelm“ und „Nathan dem Weisen,“ ist auch in der That keiner der Charaktere in vollen Contrast gestellt. Aber einen andern feinern Kunstgriff hat der Dichter gebraucht, wodurch er sie alle hervorhebt; diesen: daſs jeder Charakter an jedem etwas Anderes ins Licht setzt, und daſs der volle Contrast zwar nie in einem der andern Charaktere allein liegt, aber dafür in die ganze übrige Gesellschaft der Charaktere verstreut ist. Auch in seinem „Freigeist“ hat er diesen nehmlichen Kunstgriff, und sehr glücklich, gebraucht.

Was den andern Vortheil betrifft, den der Dichter von der Verschiedenheit seiner Charaktere zieht, da er durch sie das Interesse entscheidet; so fragt sichs: ob dieses Interesse überall, wie hier, durch die gröſsere moralische Güte der Personen, durch die gröſsere Rechtmäſsigkeit ihrer Leidenschaften; oder wie es noch sonst, und wie am vollkommensten, am wirksamsten, könne entschieden werden?

Da, wo der Mensch für sich allein erscheint, kann er uns freilich, wie Crusoe, bloſs durch das Interesse der gemeinschaftlichen Natur rühren: durch seine Noth, seinen verlaſsnen Zustand; wir dürfen keine Vorzüge des Herzens an ihm erblicken, um Theil an seinem Leiden zu nehmen, und uns jeder sich darbietenden Erleichterung desselben zu freuen. Aber, wo der eine Mensch gegen den andern auftritt; wo das Interesse der gemeinschaftlichen Natur uns für Beide gleich, und also im Grunde für Keinen erwärmen müſste: ist es da gerade nur die gröſsere Güte der Sache, die gröſsere moralische Vollkommenheit der Charaktere, was uns mehr auf diese als auf jene Partei zieht? — In der Geschichte sind oft Gesinnungen und Unternehmungen zweier Parteien gleich tadelnswürdig, gleich ungerecht; und doch

haben

haben wir für die eine mehr gute Wünsche als für die andre; darum: weil wir bei ihr mehr Geist, mehr Plan, mehr Thätigkeit finden; weil wir finden, wie gröſsere innere Kraft bei geringern äuſsern Kräften den Vorzug hat; vielleicht auch, weil sich noch sonst eine gewisse Parteilichkeit einmischt, indem die eine mehr als die andre zu den unsrigen gehört. Wir nehmen nur allzugern die Partei eines cultivirtern gegen ein uncultivirteres, eines europäischen gegen ein auswärtiges Volk, eines Menschen von unserm gegen einen Menschen von anderm Stande. Nur muſs dieser gröſsere Geist, dieser mehr zu den Unsrigen gehörige Mensch, nicht in offenbarem Kampfe wider Unschuld und Gerechtigkeit begriffen seyn: oder er wird uns um so schrecklicher, je mehr wir von der Gröſse seines Geistes zu fürchten; um so verhaſster, je mehr wir uns unsrer Verbindung mit ihm zu schämen haben. — Eine andere Bemerkung ist: daſs sonstige Güte eines Charakters uns oft gegen die gerechtere Sache besticht, indem sie uns an dieser gerechtern Sache der Gegenpartei zweifelhaft macht. Besonders vermögen dieses Leutseligkeit, Gefälligkeit der Sitten, Dienstfertigkeit, freigebige Groſsmuth, innige Liebe und Anhänglichkeit; mit einem Wort: alle die Tugenden, die mehr von jedem einzelnen Menschen können genossen werden, und deren Gutes sich unmittelbarer ankündigt. Es ist vielleicht noch weniger der gröſsere, kühnere, unternehmendere Geist des Cäsar, als seine Humanität, seine Herablassung, seine bei so mancher Gelegenheit sich äuſsernde Herzenswärme, seine Freigebigkeit, sein Edelmuth im Verzeihen; was uns mehr für ihn als den Pompejus erwärmt, dessen Sache freilich auch nicht rein, jedoch die beſsre, die von allen den würdigsten Männern des Staats unterstützte war, dessen Charakter hingegen weit weniger Einnehmendes hatte. Aber auch hier muſs wieder der geschliffene, leutselige, dienstfertige Mann nicht als offenbarer Feind der Gerechtigkeit und Unschuld erscheinen; wir müssen glauben, daſs seine Tugenden aus dem Herzen kommen, oder wir fangen an, ihn als das gröſste aller moralischen Ungeheuer, als Heuchler, als abgefeimten Verräther, zu hassen.

Aus diesem Allen folgt: daſs, um ein höheres, wärmeres Interesse zu bewirken, sich überall, wie in unserer Romanze, gröſsere Güte der Sache mit gröſserer Güte der Charaktere verbinden müsse; und so, scheint es denn, lieſse sich weiter schlieſsen: daſs der *vollkommenste* Charakter, welcher dann die volle Gerechtigkeit der Sache schon mit einschlieſst, das entschiedenste, das feurigste Interesse bewirken werde. Nur müſste freilich, wegen der Regel vom Contraste, die höchste Unvollkommenheit nicht mit der höchsten Vollkommenheit in Gegensatz gebracht; und, wegen der Regel von der Einförmigkeit, nicht bloſs Eine Eigenschaft in ihrem höchsten Grade geschildert werden. Aber jene erhabne Harmonie aller Neigungen der Seele, jene totale Vollkommenheit, die aus dem richtigsten Verhältniſs aller ihrer Eigenschaften entspringt, und die das eigentliche Ideal ihrer Natur ist; sollte nicht die eben so den dichterischschönsten als den philosophischbesten Charakter geben?

Selbst die scharfsinnigsten Vertheidiger der vollkommnen Charaktere gestehen doch wenigstens ein: daſs der Dichter wohl thun werde, die Schilderung des sittlichen Ideals nicht zu oft zu wiederholen; daſs er uns öfter das Spiel von Eitelkeit und Verstand, die Mischung von Thorheit und Weisheit, als die einförmige, ungehinderte Wirksamkeit der Tugend, werde vorstellen müssen. Und warum das? Nicht, als wenn es nicht in der Vollkommenheit noch eine Mannichfaltigkeit geben könnte; sondern, weil uns diese Mannichfaltigkeit weniger bekannt ist; weil das Bild von Vollkommenheit, auch des Einzelnen, immer einen Hang zu einem bloſs allgemeinen generischen Begriffe hat; weil wir nicht von der höchsten Vollkommenheit jedes einzelnen Menschen, sondern nur von einer höchsten Vollkommenheit der ganzen Gattung, wissen. — Wenn also der Dichter, zur Bewirkung des höchsten Interesse, immer nur auf das höchste Ideal ginge: so würde er im Grunde nicht viel mehr, als beständig den nehmlichen Weisen, nur von verschiednen Seiten; die nehmliche Vollkommenheit, nur in mancherlei abwechselnden Situationen, zeigen.

Aber, auch dies bei Seite gesetzt; kann diese Vollkommenheit, dieses allgemeine, jedem Einzelnen in der That unerreichbare Ideal, das gleichwohl der Einzelne vor Augen haben muſs, wenn er nach seiner ihm eigenthümlichen höchsten Vollkommenheit hinstrebt: kann es die Wirkung und das Interesse haben, welches den Dichter zur Realisirung desselben bewegen könnte? oder welches ihn auch nur bewegen könnte, die ihm gegebenen wirklichen Charaktere, so viel als nur möglich, nach diesem höchsten sittlichen

Ideale hinzuhalten? Die Frage ist mit andern Worten die: Wird der Mensch uns um so mehr erwärmen, je gemäſsigter seine eigene Wärme; um so mehr unsre Seelen beunruhigen, je ruhiger seine eigene ist? Werden wir die Streiche die das Schicksal auf ihn führt, um so mehr mitempfinden, je weniger er selbst sie zu empfinden scheint? Werden wir um so mehr für ihn sorgen und zittern, je weniger er Fehltritte begeht? Werden wir um so ungeduldiger den Erfolg seiner Maſsregeln erwarten, mit je mehr Heiterkeit er selbst auf den schlimmsten gefaſst ist? Werden wir seine Güte und Vortrefflichkeit mit so wärmerer Empfindung lieben, je mehr wir kaltes Nachdenken brauchen, um sie nur überall zu erkennen? Oder, damit wir Alles zusammenfassen: Werden unsre Vorstellungen um so mehr

Lebhaftigkeit haben, je weniger ihre Objecte sie haben? — Wer sich auf das sittliche Ideal des Menschen versteht, welches hier auszuführen nicht der Ort ist; der wird einsehn, daſs in der That alle diese Fragen treffen, und die Antwort darauf wird wohl niemand erst fordern. Der Dichter gebe immer seinem Helden ein wenig mehr Reizbarkeit, Leidenschaft, Hitze, als die wahre immer gleich gestimmte Weisheit erlaubt; er schränke seine Vollkommenheit durch Fehler und Schwachheiten ein, damit sie zur Schönheit werde, und wir sie fassen, anschauen, lieben können. Jene zu geistige, zu gränzenlose Vollkommenheit ist über unsre Sinne erhaben; sie ist das Werk einer tiefen Vernunft, und nur eine tiefe Vernunft kann sie fassen.

Gegen die höchste moralische Unvollkommenheit, gegen die kälteste, ruhigste, grundloseste Bosheit, gelten noch andere Gründe, die es dem Dichter durchaus widerrathen, sie der moralischen Schönheit gegenüber zu stellen. Eine solche Bosheit ist dem Verstande so abgeschmackt, als dem Herzen abscheulich: sie ist daher auch völlig undichterisch; denn Ideen, die man weder denken kann noch denken mag, können unmöglich lebhaft werden. Und was für Wirkung wird es selbst für die Schönheit haben können, wenn der Dichter sie mit der häſslichsten, ekelhaftesten Fratze zusammenbringt, in der sich kaum noch entfernte Züge der Menschheit finden? Keine sichrer, als daſs wir, über den Ekel vor der Fratze, auch die Schönheit nicht sehen mögen. — Kurz: die höchste dichterische Wirkung wird nie durch das Höchste in den Charakteren erreicht; beides, zu viel Vollkommenheit und zu viel Unvollkommenheit, hebt die Lebhaftigkeit der Vorstellungen auf: jene weil die Kraft, sie in Einen lebhaften Gedanken zu fassen, fehlt; diese, weil noch auſserdem der Wille sie zu fassen mangelt, wenn sie auch wirklich zu fassen wäre. Der übrigen Gründe, die schon im Vorhergehenden liegen und hier leicht anwendbar sind, nicht zu gedenken. —

Wir hätten die erste Betrachtung, die Betrachtung des Thema, geendigt; denn so nannten wir die Erfindung der Hauptcharaktere und ihrer ursprünglichen Situationen. In unsrer Romanze waren die Charaktere: von der einen Seite, ein feurigverliebter, edelherziger, muthiger Jüngling, ein zärtliches, ehrliebendes, furchtsames Fräulein; von der andern Seite, ein roher, unedelmüthiger, heftiger Mitbewerber, und ein rachgieriger, eigensinniger, stolzer, aber als Vater weichherziger Alter. Die ursprüngliche Situation war: die durch die Rachgier des Vaters und sein gegebenes Ehrenwort gehinderte Glückseligkeit beider Liebenden. Eins hätten wir vielleicht noch hinzusetzen sollen, das so recht weder zu dem einen noch zu dem andern gehört, ob es gleich auf beides, und zumal auf die sich entspinnenden Absichten, auf Gang und Verlauf der Handlung, den wichtigsten Einfluſs hat: die sonstigen äuſsern Verhältnisse der Personen, die Vortheile, welche sie in Ansehung ihres Standes, ihrer Glücksgüter, ihres Einflusses auf Andere haben, die übrigen Umstände der Zeit, des Ortes. Auch noch diese muſs der Dichter zu den Charakteren und ihrer ursprünglichen Lage hinzu erfinden, oder vielmehr, er muſs das Alles zugleich erfinden. Denn Eins giebt immer das Andre; gewisse Situationen rathen gewisse Charaktere und Umstände, gewisse Charaktere wieder gewisse Umstände und Situationen an, wenn ein Werk das höchste Interesse haben soll, dessen es fähig ist. In dem Kopf des Dichters entsteht das Alles auf einmal, aber freilich nur noch dunkel, unvollkommen, mit mancherlei Lücken; Eins bildet dann nach und nach das Andre, sowie es für das Ganze am ersprieſslichsten scheint, weiter aus; es ist bloſs Behuf der Methode, wenn wir das Eine in der Arbeit des Dichters voransetzen, das Andre folgen lassen. Und nicht nur gilt dies von der ersten Grundlage des Werks, sondern vom ganzen Werke. Nur sehr selten mag die erste ursprüngliche Lage, aus welcher sich Absichten und Begebenheiten entwickeln, in der Erfindung das Erste seyn; oft mag der Dichter vom Ende, insgemein mag er von einer der anlockendsten mittlern Situationen ausgehn, zu welcher er dann von der einen Seite das Ende, von der andern den Anfang findet. Aber was könnte uns hindern, das was denn doch zuletzt, wenn auch nicht gleich, in der Ideenkette das erste Glied wird, auch in unserer Betrachtung zum ersten zu machen?

Giebt es denn aber, kann man hier fragen, in dem Laufe menschlicher Begebenheiten irgend ein solches *erstes* Glied, welches von keinem höhern und frühern abhinge? Ist nicht die ganze Verbindung physischer und moralischer Wesen, die ganze Folge ihrer mannichfaltigen Veränderungen, oder mit einem Wort die ganze Welt, eine einige unzertrennliche Kette?

Und würde also nicht der Dichter, wenn er den kleinen Theil dieser Kette, dessen Glieder er vor unser Anschauen bringt, vollkommen befestigen wollte, bis zum ersten Anfang der Dinge hinaufsteigen müssen;

> Bis dahin, wo den ersten Ring
> Zeus an sein Ruhebette
> Zu seinen Füſsen hing?
>
> Ramler.

Man sieht, daſs das Erste, wovon wir hier reden, nur ein relatives Erste seyn kann, weil sonst die Entwicklung der moralischen Gründe und die Beschreibung der concurrirenden physischen Ereignisse schlechterdings ins Unendliche führte. In unsrer Romanze fängt der Dichter mit Vorstellung der Leidenschaft des Ritters, und zugleich mit den Schwierigkeiten an, die sich seiner Begierde entgegenstellen, und die so weit gediehen sind, daſs er entweder alle Hoffnung aufgeben, oder Entwürfe machen muſs wie er sie überwinden könne. Ohne Begierde, haben wir gesehen, ist keine Handlung: ohne Schwierigkeit, hat keine Handlung dichterische Lebhaftigkeit: also, scheint es, wird überall die Vorstellung der Begierde, verbunden mit der Vorstellung der Schwierigkeiten, das Erste seyn müssen, womit der Dichter anhebt. Auch scheint es, daſs eben hiedurch der Punct bestimmt werde, wo er endigen muſs. Er muſs es nehmlich da, wo mit der Verwicklung das Interesse aufhört; er muſs also mit der Auflösung endigen, da wo entweder die Begierde, oder die Hindernisse völlig gesiegt haben, und also die Kräfte die im Spiel waren, zur Ruhe kommen. Dieselbige Regel gilt denn auch, wie es scheint, für den ganzen Verlauf zwischen Anfang und Ende. Es kann sich hier unendlich viel Fremdes finden, das die Handlung durchkreuzt; äuſsre Ursachen können sich einmischen, die den ganzen Gang der Begebenheiten abändern, und deren weitere Entwickelung abermal ins Unendliche führen würde. Der Dichter wird dieses Fremde absondern, diese sich einmischenden Ursachen da ablösen müssen, wo sie anfangen in die Handlung Einfluſs zu haben; er wird bloſs *seine* Verwicklung verfolgen, uns durch alle die Lagen, welche sich in unzertrennter Folge aus den genommenen Maſsregeln seiner Personen ergeben, hindurchführen, und alles Äuſsre nicht zunächst zur Verwicklung Gehörige aus seinem Plan herauswerfen müssen. So wenigstens hat es der Sänger unsrer Romanze gemacht; allein es fragt sich:

ob

ob jeder Dichter einen ſo glücklichen Stoff habe, daſs er ihm darin folgen könne?

Die Begierden der Perſonen ſelbſt, ihre Umſtände, ihr gegenſeitiges Verhältniſs, können etwas Unwahrſcheinliches, etwas auffallend Fremdes haben: und dieſes darf der Dichter durchaus nicht dulden;* er darf nicht eher fortbauen, als bis er das Fundament ſeines Werks geſichert hat: er muſs alſo in die vorhergehende Reihe der Begebenheiten ſo weit zurück, bis die Urſache die ihn dazu antrieb, verſchwunden iſt; das heiſst: bis die Unwahrſcheinlichkeit aufhört, und Alles unſern Begriffen und Erfahrungen von dem gewöhnlichen Laufe der phyſiſchen und moraliſchen Welt ſo gemäſs wird, daſs wir nach keinem Wie? oder Warum? mehr fragen. Der Sänger unſrer Romanze ſagt uns von der Art wie die Liebe des

Ritters und des Fräuleins entstanden, kein Wort; er läſst sie uns aus den hingestreuten Umständen errathen. Beider Wohnsitze lagen einander nahe; der Umgang zwischen beiden Geschlechtern war von jeher in unsern Gegenden weniger eingeschränkt; die Bekanntschaft war auf so mancherlei Weise möglich; und Liebe bei ihrer Jugend, ihren Vorzügen, war so natürlich. Weniger begreiflich war dagegen die Widersetzlichkeit, die feindselige Gesinnung des Vaters; denn da dieser Vater sonst so wohlmeinend, so zärtlich ist: warum sollte er die Glückseligkeit seines Kindes hindern? warum eine gerechte, lobenswürdige Leidenschaft gegen einen würdigen jungen Mann so durchaus verwerfen? Dieser Umstand fällt auf; der Dichter muſs uns wenigstens einen Wink, einen Fingerzeig geben, der uns zurecht weise.

„Dein Vater, einst mein Ehrenfeind,
Der's nimmer hold mit mir gemeint,
That Vieles mir zu Hohne.
Ihn haſst' ich noch im Sohne.“

Also: der väterlichen Liebe tritt eine andre mächtige Leidenschaft in den Weg, rachgierige Feindschaft; diese Leidenschaft hat einen so begreiflichen Ursprung aus ritterlicher Mitbewerbung um Ehre; wiederholte Kränkungen sind dabei auf so mancherlei Weise möglich; und daſs diese am Ende eingewurzelten Haſs erzeugen, daſs überhaupt die Leidenschaften gern durch die Verhältnisse gehn, und besonders der Haſs sich gern von Eltern auf Kinder fortpflanzt: das Alles ist so bekannt, ist so alltäglich, daſs man sich vollkommen dabei beruhigt, und alle Folgen die der Dichter daraus herleiten mag, willig annimmt. — In andern pragmatischen Werken kann dies umgekehrt seyn: die Begierde kann Erklärung, und das Hinderniſs keine, oder sie können sie auch beide, bald bedürfen, bald nicht bedürfen. In der Geschichte von Romeo und Julie will man beides, die Feindseligkeit die zwischen den Capellets und Montechi herrscht, und die Liebe die demungeachtet zwischen den Kindern beider Häuser hat entstehen können, erläutert wissen. Im Othello fordert besonders die Liebe der Desdemona Erklärung; denn wer wird nicht fragen: wie doch immer eine Europäerinn einen Mohren, wie eine Tochter aus einem der edelsten Häuser Venedigs, und eine gesittete, in dem Stolz ihres Hauses erzogene Tochter, einen Menschen von niedriger Geburt habe heiraten können? Der Dichter beantwortet das, indem er diese Liebe auf die bekannte gewöhnliche Erscheinung zurückführt: daſs Bewunderung groſser Tugenden, mit innigem Mitleid über ausgestandenes groſses Unglück verbunden, leicht Liebe erzeuge; und nun wird uns Alles begreiflich: wir hören mit Fragen über die Richtigkeit des Thema auf, und sind nur auf die Ausführung begierig.

Was diese *Ausführung*, was den ganzen Verlauf der Handlung betrifft; so mischt sich in unsrer Romanze die Gouvernante ein, und giebt dem Entwurf des Ritters eine ganz andre Wendung, auf die der Letzte zwar auch schon gefaſst ist. Hier war abermal keine Erklärung nöthig; denn, daſs das Fräulein eine solche Sittenmeisterinn hatte, daſs diese über das Geräusch aufwachte und den Vater zu wecken eilte: dies begreift sich so leicht, daſs wir auch den kleinen flüchtigen Zug über den Beweggrund ihrer That dem Dichter geschenkt haben würden. Auch dies kann in andern Werken verschieden seyn. Orsina macht dem Odoardo die Entdeckung von den Absichten des Prinzen auf Emilien, und dieser Vorfall wird für den weitern Verlauf der Handlung sehr wichtig. Wir fragen: wer ist diese Orsina? wie kömmt sie nach Dosalo? was hat sie für ein Interesse, gerade so wie sie handelt, zu handeln? Der Dichter muſs auf diese Fragen antworten, oder er läuft Gefahr, daſs wir ihm keinen Glauben geben. — Endlich, was den Ausgang betrifft; so ist in unsrer Romanze mit Auflösung des Knotens Alles so ganz geendigt, daſs für unsre Neugier keine Frage mehr übrig bleibt. Der Nebenbuhler ist gefallen; der Vater versöhnt; die Liebenden vereinigt: was könnten wir noch weiter zu hören wünschen? Das Schicksal der Gouvernante oder der Zofe? Aber auſser daſs wir die längst vergaſsen: wer sieht nicht, daſs jene wohl nichts zu fürchten, und diese vielmehr zu hoffen habe? Freude ist eine sehr gutartige Leidenschaft; sie wird gegen die eine versöhnlich, gegen die andre mildthätig machen. Auch dies ist in andern pragmatischen Werken sehr anders. Noch so mancher Umstand kann, nach geschehener Auflösung, zurückbleiben, über den man unterrichtet, beruhigt seyn will; man mögte, nach Miſs Sara's Tode, noch so gern wissen, was aus Marwood, aus Arabella, aus Mellefont wird. Und wenn in Otto von Wittelsbach, durch den unglücklichen Mord zu Ende des dritten Acts, die Hauptsache entschieden ist; so bleibt man noch über Otto's Schicksal in Unruhe.

In solchen Fällen nun, wo der Dichter nicht ſo kurz, wie der Sänger unſrer Romanze, ſeyn kann; wie ſoll er ſich helfen? Wenigſtens ſoll er ſo kurz ſeyn, als möglich; ſoll wenige Umſtände, und die von einer Bedeutung, einer Wichtigkeit erfinden, daſs er ſich ein weitläuftiges Detail von vielen kleinen erſparen könne. Beſonders ſoll er ſich hüten, in die Vorbereitung, in die Expoſition ſeiner Handlung, oder in die Epiſode — denn ſo nennt man die ausführlichere Entwicklung jedes in die Handlung von auſsen ſich einmiſchenden Principiums, ob man gleich das Wort auch in weiterm Sinne nimmt, und jede oft ganz willkürliche Abſchweifung des Dichters darunter verſteht — er ſoll ſich alſo hüten, in dieſe Vorbereitung, oder in dieſe Epiſode, eine eigne Verwicklung zu legen, die das

Interesse der eigentlichen Haupthandlung störe oder wohl gar überwiege. Dies ist der Fehler, den man dem Plan des Grandison vorwirft, in welchem die nur episodische Clementina bald so anziehend wird, daſs wir der ganzen Henriette Byron vergessen. Auch soll der Dichter die Handlung nicht zu weit, nach aufgelöstem Hauptknoten, fortsetzen; vielweniger durch eine eigne Verwicklung das noch zweifelhafte Schicksal seiner Personen entscheiden. Mehrere verschiedne, unmittelbar aneinander gehängte, Verwicklungen gereichen immer einem Werke zum Nachtheil; denn entweder sind beide interessant, oder nicht. Im letztern Falle fehlt, wenigstens einem Theil des Werks, die gehörige Lebhaftigkeit; im erstern Falle, macht uns das Interesse das wir an der einen Reihe von Begebenheiten nahmen, sehr ungeschickt, uns sogleich wieder mit voller Wärme in eine neue verschiedne Reihe einzulassen, weil wir von der vorigen noch zu ermüdet oder zu voll sind. Man fühlt dies, ungeachtet der meisterhaften Behandlung, in dem oben schon angeführten Stücke, das sonst in jeder Rücksicht unsrer Bühne so viel Ehre macht: im Otto von Wittelsbach. Mit Ende des dritten Aufzuges ist das Verhältniſs zwischen dem Kaiser und dem Pfalzgrafen, das uns bis dahin beunruhigt hatte, völlig entschieden; die Treulosigkeit des erstern ist bestraft; die so schändlich gekränkte Freundschaft und Ehre des letztern gerächt; die Entwürfe, die Leidenschaften, die alle unsre Aufmerksamkeit an sich gezogen hatten, haben ihr Ende erreicht. Wenn wir nun auf einmal die ganz neue Verwicklung zwischen Otto und dem Reich, die ganz neue Reihe von Absichten und Thätigkeiten, die auf ein ganz anderes Ziel gerichtet sind, mit gleichem Interesse verfolgen sollten, so müſsten die drei ersten Aufzüge nicht so vortrefflich, so hinreiſsend gewesen seyn, wie sie waren. Der Dichter hätte besser gethan, ein kürzeres schnelleres Ende durch Gründe vorzubereiten, die er unvermerkt schon der vorhergehenden Handlung eingewebt hätte.

Die hier vorgetragene Regel läſst sich auch so fassen: daſs die Handlung, oder bestimmter und deutlicher, die Verwicklung, nur Eine seyn soll. Die Handlung nehmlich dauert fort, solange sich Begebenheiten nach ihrem moralischen Zusammenhange aus einander entwickeln; und so wäre ein Stück ohne Tadel, wenn nur keine mehrere Reihen von Begebenheiten darin vorgetragen würden, die von einander unabhängig wären, und etwa nur in allgemeinen, oder in sehr zufälligen Puncten zusammenhingen. Otto von Wittelsbach wäre, von Seiten der Einheit, ohne Fehler im Plan; und doch wird man das was wir daran zu tadeln fanden, überall einen Fehler wider die Einheit nennen. In unsrer Romanze, finden wir die vollkommenste Identität und Unzertrennlichkeit aller Theile, die vollkommenste Einheit. Die nehmlichen zusammenwirkenden Personen nicht allein, sondern ihre nehmlichen harmonirenden Begierden, die uns vom Anfange aufmerksam machten, kämpfen darin bis zu Ende gegen die nehmliche Verbindung von Schwierigkeiten; und zwar nicht nach mehrern von einander unabhängigen Planen, sondern in Einer fortlaufenden Reihe zusammenhangender, aus einander sich entwickelnder Thätigkeiten. Man nehme in irgend einer dieser Hinsichten, in Personen, oder Leidenschaften, oder Schwierigkeiten, oder Thätigkeiten, etwas Unverbundenes, Einzelnes, Abgesetztes an: und die Einheit der Handlung wird, mehr oder weniger, dadurch aufgehoben. — Diese Erklärung der Einheit ist, aus Gründen die schon vorgetragen worden, zugleich ihre Empfehlung. Wo die Einheit mangelt, da wird entweder das Interesse getheilt, oder die Aufmerksamkeit wird eine Zeitlang von der Hauptreihe ab auf Nebenreihen geleitet, oder sie soll plötzlich nach Endigung der einen Reihe in eine andere hinüber, wo das Vergnügen der Erwartung einen Stillstand leidet, und Leidenschaften, Schwierigkeiten, Entwürfe dagegen von den ersten ganz verschieden sind. Alles das schwächt die Lebhaftigkeit, wo nicht der ganzen Ideenreihe, doch wenigstens eines Theils derselben, und ist mithin undichterisch. Man suche daher, so viel man nur kann, die Einheit; und muſs man ja zuweilen Ausnahmen machen, so mache man doch so wenige und so kleine als möglich. Man stelle die episodischen Entwicklungen hin, wo die Handlung noch nicht in vollem Feuer ist, oder wo sich in ihr gewisse merkliche Ruhepuncte finden; denn da sind jene nicht allein für das Hauptinteresse unschädlich, sondern können uns oft, besonders wenn sie von anderer Farbe als der Hauptstoff sind, sehr willkommen und angenehm seyn.

Um die Einheit desto sicherer zu beobachten, hüte sich der Dichter vor sehr romantischen, verwickelten, durch zu viele Zwischenbegebenheiten durchkreuzten Planen; er gebe den natürlichen, einfachen, aus wenig begreiflichen Hypothesen leicht sich entwickelnden, den Vorzug. Jene Plane werden wohl meist aus Armuth an wahrer Erfindungskraft, oft auch wohl in der Absicht entworfen, um die Personen in recht neue, frappante, oder vielmehr gewaltsame Situationen zu setzen, von denen man sich desto größere Wirkung verspricht. Allein diese Erwartung ist trüglich; denn je mehr Hülfshypothesen ein Satz, und ebenso, je mehr zusammentreffende sonderbare Zufälle eine Begebenheit erfordert: desto mehr wird die Wahrscheinlichkeit, die Bedingung aller dichterischen Lebhaftigkeit, geschwächt; desto mehr die Seele, die eine solche Menge vereinzelter Ideen fassen und gegenwärtig erhalten, so oft von dem geraden Wege in Nebenwege ausbeugen soll, verwirrt und ermüdet. — —

Wir haben, so viel sich das im Allgemeinen thun lieſs, die Linien gezogen, innerhalb welcher sich der pragmatische Dichter mit Ausführung seines Thema zu halten hat; wir haben festgesetzt, in welchen Puncten er die Reihe der Begebenheiten die er entwickelt, von ihren Gründen und Folgen ablösen, an welchen Gliedern er sie gleichsam aus der ganzen Kette der Weltbegebenheiten ausheben soll. Jetzt ist noch die Frage übrig: nach welchen Regeln er, innerhalb dieser bestimmten Gränzen, zu verfahren habe? — Es wird bei Bestimmung dieser Regeln keinen Unterschied machen: ob mehr die Personen selbst auf welche das Interesse fällt, oder mehr die Gegenpartei, oder ob beide ungefähr in gleichem Grade,

thätig

thätig sind? Nur ist es freilich ein falscher Plan, wenn der Dichter die Personen durch die er interessiren will, in träger feiger Ruhe bloſs zusehen, bloſs leiden läſst, da sie doch ihren Umständen nach beides thätig seyn können und thätig seyn sollten. —

* Nach dem Begriff den wir von der Handlung festgesetzt haben, ist das eigentlich Wesentliche jedes pragmatischen Werks: daſs uns der Dichter zeige, wie seine Personen von ihren Umständen, von ihrer ursprünglichen und jeder in der Folge sich entwickelnden besondern Lage, gerührt, und zu was für Thätigkeiten sie durch diese Rührung und durch die Beschaffenheit der Umstände veranlaſst werden. — In unsrer Romanze sind die jedesmaligen Empfindungen der Personen, der Ausdruck dieser Empfindungen, die

Entschlieſsungen die sie ergreifen, nicht nur unsern Begriffen von der menschlichen Natur überhaupt, sondern auch von der Beschaffenheit solcher Charaktere insbesondre, gemäſs: wir finden darin überall unser eigenes Herz, unsre Erfahrungen von andern Menschen, unsre Begriffe von Sitten, Zeiten, Denkarten wieder; Leidenschaften, Sitten, Charaktere sind in jeder einzelnen Äuſserung richtig getroffen, und durchgängig beibehalten. Das Fräulein läſst, nach ihrem schwachen, furchtsamen Charakter, auf die stürmischen Drohungen des Vaters allen Muth, alle Hoffnung sinken. Klagen und Thränen sind ihre Zuflucht, und eine Botschaft an den Ritter mit einem kleinen Andenken ihrer Liebe ist ihr ganzer Entschluſs; da sie sich soll entführen lassen, sieht sie nichts als Beschimpfung, als drohende Gefahr für sich selbst und ihren Geliebten; ohne zu einem festen Entschluſs zu kommen, steht sie zitternd und wehmüthig da: und was sie denn doch am Ende fortzieht, ist nicht sowohl wirklicher Vorsatz, sich der Gewalt eines tyrannischen Vaters zu entreiſsen, als der stärkere Arm ihres Ritters, als die ihr beigebrachte Phantasie, daſs sie schon behorcht und vielleicht schon verrathen worden sei. Endlich, da es zum Zweikampf zwischen Geliebtem und Nebenbuhler, da es zur letzten entscheidenden Situation zwischen jenem und ihrem Vater kömmt, sind ihre Empfindungen Angst, Schrecken, Wehmuth; ihre Waffen, fuſsfälliges Flehen, Händeringen, Thränen; ihr ganzer Versuch, nicht den gefürchteten Vater zu schrecken, sondern durch Erinnerung an ehemalige Zärtlichkeit zu erweichen, zu rühren. Wie ganz anders in jeder dieser Lagen der Ritter, und wie ganz immer derselbe! Sein Schmerz ist heftig, zornartig: seine Thätigkeit wird durch Schwierigkeiten nicht niedergeschlagen, sie wird befeuert; sein ganzes Nachgeben sind gelinde, vernünftige Vorstellungen: aber die dürfen nicht miſslingen, oder er wird aus einem ganz andern Tone reden. — Es wäre überflüssig, auch von den übrigen Charakteren zu zeigen, wie sie sich durchgängig erhalten, wie die Eindrücke die sie jedesmal von ihren Lagen annehmen, und die Äuſserungen derselben durch Reden und andre Thätigkeiten, den von ihnen festgesetzten Begriffen durchaus gemäſs sind.

Zu dieser Harmonie, dieser Erhaltung der Charaktere aber gehört nicht bloſs das, daſs jede einzelne Äuſserung irgend einem der Grundzüge des Charakters, und zwar dem welcher jetzt wirklich hervorspringen soll, sondern auch, daſs sie allen übrigen ihn constituirenden Merkmaalen, daſs sie dem ganzen Charakter durchaus gemäſs sei. So zeigen in unsrer Romanze der Ritter, das Fräulein, der Vater, nach Maſsgabe des Verhältnisses worin sie gegen einander stehen, und ihrer Umstände, freilich sehr verschiedne Seiten ihrer Charaktere, bald mehr die bald mehr jene; aber doch sehen wir immer den ganzen Charakter. Der Ritter, wenn er zärtlich erscheint, ist dringend, feurig, und doch, ohne die Achtung zu beleidigen; gerade so, wie wir uns im Ausdruck seiner Liebe den Mann denken, der, wenn er seinem Feinde entgegentritt, ihm mit diesem Feuer, aber auch mit dieser Besonnenheit, wird die Stirn zu bieten wissen. Das Fräulein ist im Ausdruck ihrer Zärtlichkeit schüchterner, schmachtender, melancholischer; und so erwarten wirs abermal von einem Mädchen, das so wenig Muth zu einem Abenteuer zeigt, so sehr vor dem bloſsen Gedanken an die Gefahren, denen sie sich aussetzen wird, zittert. Jener vereinigt in seinem Entwurf die Begierde nach dem Besitz seiner Geliebten mit der zärtlichsten Sorge für ihre Ehre: und nur so einen Entwurf, wollen wir, soll ein Mann wie der Ritter machen; nur so einen Vorschlag soll ein Frauenzimmer von Gertrudens übriger feiner Empfindung sich gefallen lassen. Der Vater ringt, da er durch den Tod des Nebenbuhlers seines Ehrenworts entbunden ist, und ihm die Tochter weinend zu Füſsen liegt, mit aller Gewalt gegen die ihn übermannende Zärtlichkeit; allein da sie nun einmal ausbricht, so überläſst er sich auch ganz und ohne Rückhalt seiner Empfindung: man erkennt in ihm den Mann, der nichts halb, der immer Alles von ganzer Seele ist, in Haſs und in Liebe. Eben der Ungestüm, der ihn, im Augenblick des Zornes, die abscheulichsten Drohungen ausstoſsen lieſs, wird ihm, im Augenblick der Rührung, die heiſsen Thränen über die Wangen jagen; halbige oder auch nur schwächere Wirkung wäre einem Charakter, wie wir den seinigen kennen lernten, nicht angemessen.

Es braucht wohl nicht erst Beweises: daſs jeder pragmatische Dichter, in diesem Stück, völlig wie der unsrige verfahren; daſs er die Charaktere nicht nur im Ganzen wahr und sich selber ähnlich erhalten, sondern auch bei den vielseitigſten jede ihrer einzelnen Äuſserungen und Thätigkeiten dem Inbegriff aller constituirenden Merkmaale gemäſs machen; ſie überall, er zeichne ſie von welcher Seite er wolle, ſo nüanciren, durch richtig angebrachte Schatten und Lichter ihnen die Ründung, die Solidität, das Körperliche geben muſs, daſs wir ſie jedesmal ganz, nur freilich aus verſchiednen Geſichtspuncten, zu ſehen glauben. — Fehler wider dieſe Regel ſind da ſehr möglich, wo man einen nicht ſelbſt beobachteten Charakter bloſs durch Räſonnement erfindet, indem man nehmlich im Allgemeinen wohl einſieht, daſs die verſchiednen ihm beigelegten Eigenſchaften mit einander verträglich ſind, aber nicht genug Einbildungskraft hat, um dieſe verſchiednen Eigenſchaften in ein einziges lebendiges Bild zu concentriren. Alsdann ſtehen die Züge, wie die Merkmaale eines deutlich gemachten Begriffs, einzeln neben einander da, ohne Continuität, ohne Verflöſsung; und doch wollen Wahrheit und Gesetz der Lebhaftigkeit, daſs diese Merkmaale überall sich mischen, daſs sie überall in eine einzige klare Vorstellung verflieſsen sollen.

Wie schwer es zuweilen seyn müsse, in jeder besondern Lage, die wahre Empfindung des Herzens, die wahre dem ganzen Charakter entsprechende Nüance im Ausdruck zu treffen: das läſst sich schon aus der Seltenheit pragmatischer Dichter schlieſsen, die einem feinen Kenner hierin völlig Genüge leisten. Nicht daſs der Kenner darum im Stande wäre, den verfehlten richtigen Ton selbst zu treffen; er fühlt nur das Falsche dessen den man ihm angiebt, ohnedaſs er den wahren, den er wünschte, anders als dunkel empfände. Aber eben das erwartet und fordert er von dem hellern Blick, dem tiefer eindringenden Genie des Dichters, daſs er ihm diese dunkle Empfindung in klare Erkenntniſs verwandle. Oft auch ist sein Gefühl, wie bei diesem und jenem Anlaſs die Personen eigentlich empfinden und reden und sich benehmen sollten, so dunkel, daſs ers kaum wagt, den Dichter einer Unrichtigkeit in der Schilderung zu bezüchtigen, ob er gleich nicht die ganze Wirkung der Wahrheit bei sich verspürt. Sobald sie aber genau getroffen ist, diese Wahrheit; so ist auch auf einmal der volle Glaube, die volle Täuschung da: der Verstand ist um eine neue Beobachtung bereichert, und die Empfindung befriedigt. Um nur Ein Beispiel zu geben; so war es in der Oper Julie und

Romeo, wo der Ausgang glücklich ist, ein nicht leichtes Problem: wie der Vater bei der Erscheinung seiner als todt beweinten Tochter eigentlich gerührt werden sollte? Die erste Empfindung zwar lieſs sich ohne Mühe bestimmen: sie war schreckhaftes Erstaunen; aber die nun sich entwickelnde zweite Empfindung? Man denke sich ganz in die Lage eines Vaters hinein, der zwar von der innigsten Liebe seines Kindes durchdrungen ist, sich zwar als dem Mörder desselben die bittersten Vorwürfe macht; der jedoch zugleich, selbst in der Bitterkeit dieser Vorwürfe, selbst in der Heftigkeit seines Schmerzens, sein Recht auf die zärtlichste Ehrerbietung dieses Kindes fühlt, und der nun auf einmal nicht anders denken kann, als daſs er geäfft, betrogen, daſs er nicht allein vergebens, sondern auch muthwillig, bis zu dieser Verzweiflung geänstigt worden; wie glaubt man, daſs dieser Vater, der kein weichherziges Kind, der ein Mann, und ein stolzer, heftiger, eigenwilliger Mann ist: daſs er empfinden, handeln, sich ausdrücken werde?

Ohne hierauf zu antworten, wollen wir lieber noch eine besondere Bemerkung hieher werfen; diese: daſs der Dichter, um der gröſsern Wahrscheinlichkeit willen, das Maſs, den Grad der Stärke, worin er die Charaktere jedesmal empfinden und diese Empfindung äuſsern läſst, nicht nach gewissen individuellen Fällen, die ihm dann und wann können vorgekommen seyn, sondern nach der Summe der meisten und gewöhnlichsten Fälle, oder deutlicher vielleicht, nicht nach Ausnahmen von der Regel, sondern nach der Regel bestimmen; sie nach den meisten

Erfahrungen von menschlicher Natur überhaupt und von gewissen Charakteren insbesondere, nach dem allgemeinen Begriff den wir uns von gewissen Zeitaltern und Nationen abgezogen haben, einrichten müsse. Die wirkliche Wahrheit kann ohne Wahrscheinlichkeit seyn; und die letztere muſs dem Dichter mehr als die erstere gelten. Es ist eine schreckliche Rachgier, die in unsrer Romanze der Vater des Fräuleins in der Drohung äuſsert, welche zwar freilich noch nicht That ist:

„Nicht rasten will ich Tag und Nacht,
Bis daſs ich nieder ihn gemacht,
Das Herz ihm ausgerissen,
Und das dir nachgeschmissen!“

Allein die Rauhigkeit der Zeiten, in welche uns der Dichter hineinführt, erlaubt diese Stärke, diese Wildheit des Ausdrucks. Man treibe diesen Ausdruck noch höher; man lasse den Vater sagen, daſs er das Fleisch des Ritters rösten, daſs er sichs wolle schmecken lassen, daſs seinem Gaumen darnach gelüste: und man hört nicht den alten deutschen Ritter mehr, sondern einen Rasenden, einen Cannibalen; sowie man in jener Drohung schon nicht den cultivirtern Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, sondern den nur noch halbcultivirten der mittlern Jahrhunderte hört. Gleichwohl kann man es nicht durchaus unglaublich oder unmöglich nennen, daſs ein Mensch, in der Wuth der Leidenschaft, sich bis zu einer solchen Übertreibung vergesse; allein der Dichter, wie gesagt, soll nicht das Individuelle, nicht das bloſs Mögliche, sondern das Allgemeinere, das Wahrscheinliche schildern. Beispiele von Fehlern wider diese Regel sind in unsern neuern dramatischen Werken so häufig, daſs sie sich jedem Leser derselben in Menge darbieten müssen. Man glaubt, nicht anders ein kräftiger, ausdruckvoller Maler zu seyn, als durch das dickste Auftragen der Farben, und die gewaltsamsten Verzerrungen der Figuren. —

Wenn wir die Folgen der innern Eindrücke, welche die Personen unsrer Romanze von ihrer Lage erhalten, die äuſsern Thätigkeiten, zu welchen sie durch diese Lage veranlaſst werden, noch einmal ansehn: so erkennen wir bald einen merkwürdigen Unterschied unter ihnen. Einige derselben sind bloſse Befriedigungen der Leidenschaft, welche weiter nichts in dem Zustand der Personen ändern, ihn weder glücklicher noch unglücklicher machen. So die Klagen und Thränen der in ihre Kammer verschloſsnen Braut, die zu nichts dienen als daſs sie ihr zu volles gepreſstes Herz erleichtern. Andere Thätigkeiten haben auf das Schicksal der Personen, auf ihr Glück oder Unglück, einen bedeutenden Einfluſs; und diese letztern sind wieder von zwiefacher Art. Denn manche haben diesen Einfluſs, ohnedaſs ihn die Personen vorhersahen, und also auch, ohnedaſs sie ihn wollten: die gute Wirkung ergiebt sich ohne ihre Absicht von selbst; die böse, wird erst hinterher empfunden, wenn es oft zu spät ist ihr zu begegnen. So mogte der Ritter, da er zum Zweikampf mit seinem Nebenbuhler so hitzig vom Pferde sprang, in diesem Augenblick vielleicht nur von Rache glühen; er mogte wenig daran denken, daſs ohne den Tod dieses Nebenbuhlers der alte, durch Eid und Ehrenwort gebundene, Vater sich schwerlich würde gewinnen lassen. Nur allzuhäufig ist dies der Fall, daſs plötzliche Leidenschaften einen Menschen zu Schritten hinreiſsen, die ihn bald weit von seinen Wünschen entfernen, bald aber auch unvermuthet denselben näher bringen. Waller in *Gotters* Mariane hätte die Invective, die ihm gegen den Präsidenten entfährt, und die auf einmal Alles verderbt, wohl sehr gern zurück; aber unglücklicher Weise war sie gesprochen. — Andre Thätigkeiten sind dagegen freiwillig, absichtlich: der Mensch hat ihre gute Wirkung vorhergesehen, hat sie gewollt; oder wenn sie fehlschlagen, und vielleicht mehr schädlich als nützlich werden: so rührt das nur von Umständen die ihm verborgen blieben, von unvorhergesehenen Zufällen, vielleicht auch von der Schwäche der Mittel her, die er in seiner miſslichen nachtheiligen Lage noch einzig in der Gewalt hatte. Von dieser Art sind der Entwurf des Ritters seine Geliebte zu entführen, das Aufgebot seiner Vasallen, das Nachsetzen des Vaters, und das fuſsfällige Flehen der Tochter.

Die Vorschriften, die für alle diese Äuſserungen der innern Gemüthsbewegungen und Leidenschaften der Personen gemeinschaftlich gelten, haben wir angegeben; aber sollte nicht noch Manches über die letztere Art derselben zu sagen seyn? über die Entwürfe, die Entschlieſsungen, die freiwilligen, *absichtlichen* Thätigkeiten der Personen?

Der Entwurf des Ritters, mit so viel Schwierigkeiten er auch verbunden seyn mag, ist doch immer in der Ausführung möglich; und gelingt er, so kann er ihn in der That zu dem abgezweckten Ziele hinführen. Wenn der Ritter das Fräulein glücklich der Gewalt des Vaters entrissen, und sich durch das Sacrament der Kirche mit ihr vereiniget hat; so hat er nicht allein schon dadurch seinen Hauptzweck, die Vereinigung mit seiner Geliebten, erreicht, sondern nach aller Wahrscheinlichkeit wird sich auch der Vater am Ende bewegen lassen, eine Ehe zu billigen die nun einmal nicht mehr getrennt werden kann. Indeſs giebt es freilich der Schwierigkeiten und Hindernisse von allen Seiten. Der Ritter hat die Wachsamkeit des Hauses, die Verfolgung des Vaters, die Rache des Nebenbuhlers; er hat selbst die Schüchternheit und Schamhaftigkeit des Fräuleins zu fürchten: doch bleibt es bei allen diesen Schwierigkeiten noch möglich, sich glücklich durch sie hindurchzuschleichen, oder auch durch offenbaren

Angriff sie niederzuschlagen. Ein zärtliches Herz wird den Bitten des Geliebten nicht lange Widerstand thun; in der Stunde der Mitternacht wird der Vater mit seinen Hausgenossen schon ruhen; oder wenn er erwacht, werden die Liebenden, ehe sich jener rüsten kann, schon einen beträchtlichen Vorsprung gewinnen: und holt er sie unglücklicher Weise ein, so werden die Vasallen des Ritters, eben so gut wie die des Vaters, ihre Schwerter haben. — Ob eine ähnliche Beschaffenheit der absichtlichen Thätigkeiten, der vorbedachten Entwürfe der Personen, für jeden pragmatischen Dichter Regel sei? wird wohl Niemand erst fragen. Sie müssen zweckmäſsig seyn, diese Entwürfe: so daſs, wenigstens nach den Umständen welche die handelnde Person übersieht, die Erreichung der Absicht durch sie möglich ist; sonst wären sie thöricht oder gar wahnsinnig. Sie müssen mit Schwierigkeiten und mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden seyn; sonst hätte Erwartung, und folglich auch Interesse, ein Ende. Sie müssen noch die Möglichkeit, diesen Schwierigkeiten auszuweichen, erkennen lassen; sonst wären sie bloſse Eingebungen einer Verzweiflung, die sich selbst schon so gut als verloren gäbe, und für die auch wir nichts mehr hoffen könnten.

Eins aber findet sich denn doch in dem Entwurf des Ritters, das wir vielleicht mit Recht könnten geändert wünschen. Denn scheint es nicht, daſs er Entwürfe mache, die für die Wirkung welche wir sie hervorbringen sehn, viel zu groſs sind? oder die vielmehr ganz und gar keine Wirkung haben? Er beruft ein kleines Heer von Vasallen, unterrichtet sie sorgfältig was sie zu thun haben, legt sie in Hinterhalt, und läſst sie wirklich hervorbrechen: allein das Gefecht das wir erwarten, bleibt aus; der Vater wird durch sein eigenes Herz entwaffnet, und die Hauptschwierigkeit die seine Einwilligung hätte hindern können, hat der Ritter durch einen Zweikampf schon selbst gehoben. Es läſst sich erwiedern: daſs die Klugheit auch auf mögliche Fälle Bedacht nimmt; und möglich war es doch immer, daſs der Ritter Gewalt mit Gewalt hätte vertreiben müssen. Lieſs es sich denn vorhersehen, daſs der Nebenbuhler, von seiner Hitze verleitet, so weit voransprengen und im Zweikampf umkommen würde? Die genügendere Antwort jedoch, die den Dichter erst völlig rechtfertigt, ist die: daſs der Anblick der überlegenen Menge in der That bei dem Vater seine gute Wirkung thut; eine Wirkung, die zwar der Dichter nicht angiebt, die wir aber bei Betrachtung des Gemäldes empfinden. Der Vater stutzt bei den Worten:

„Schau auf! Erblickst du Jene dort?
„Die sind zum Schlagen fertig
Und meines Winks gewärtig."

Und schwerlich mögte, ohne den plötzlichen Eindruck dieses Anblicks, sich die Hitze des Alten so früh verkühlt; schwerlich mögte er den Ritter angehört, und seiner Tochter zu allen den rührenden Reden Zeit gelassen haben, die auf einmal seine ganze Gesinnung ändern. Weit gefehlt also, daß unser Dichter durch einen begangenen Fehler Andern zur Warnung dienen sollte; so ist er auch hier vielmehr durch die Richtigkeit seiner Anlage Muster. Er macht von seinen vorbereiteten Mitteln Gebrauch; nur täuscht er, in der Beschaffenheit dieses Gebrauchs, auf eine sehr angenehme Art, unsre Erwartung.

Daſs es somit freilich Fehler gewesen wäre, wenn er Entwürfe hätte machen, Anstalten vorkehren lassen, die wir nachher als völlig verloren befunden hätten: das ergiebt sich sogleich aus dem unangenehmen Eindruck, den immer die getäuschte Erwartung wichtiger Vorfälle macht, und aus dem nachtheiligen Einfluſs, den unser Unmuth, getäuscht zu seyn, auf unsre nachherige Theilnehmung haben müſste. *Diderot* tadelt, in dieser Hinsicht, und mit Recht, die Rede der Euphrosine beim *Moliere*. „Diese Euphrosine, sagt er, macht sich anheischig, den Geizigen von dem Vorsatz, Mariane zu heirathen; vermittelst einer Gräfinn aus Niederbretagne abzubringen, von der sie sich Wunderdinge verspricht, und der Zuschauer mit ihr. Gleichwohl endet sich das Stück, ohnedaſs sich Euphrosine wieder sehen lieſse, und ohnedaſs die Gräfinn, die man alle Augenblick erwartet, zum Vorschein käme." — Die nehmliche Ursache, welche Anstalten ohne Wirkung verwerflich macht, macht auch groſse vielversprechende Anstalten von kleiner unbedeutender Wirkung verwerflich, und in ernsthaften Werken um so verwerflicher, weil eine solche Disproportion zwischen Anstalten und Erfolgen gern lächerlich wird. Groſse Anstalten können scheitern, können fehlschlagen; aber wenigstens muſs man von ihnen Gebrauch machen sehn, und vor allem muſs man die Zwecke ihrer würdig finden: sonst werden die hendelnden Personen, vielleicht ganz wider die Absicht des Dichters, in unsern Augen klein und verächtlich.

Wo die Reihe der moralischen Thätigkeiten mit Veränderungen der todten körperlichen Natur durchflochten ist, welche jene oft mannichfaltig modificiren, ableiten, hindern, befördern können; da gilt für diese Veränderungen die nehmliche Regel, welche für jene Thätigkeiten galt, und aus dem nehmlichen Grunde. Der Dichter muſs überall, wie zu Wirkungen Ursachen, so auch zu Ursachen Wirkungen, und zu kleinen unbedeutenden Wirkungen keine groſse wichtige Ursachen erdichten; er muſs keinen Orcan erregen, um ein Blatt verwehen zu lassen, das der leichteste Zephyr heben könnte. — Überhaupt gelten die Regeln, welche für die Veränderungen der moralischen Natur gegeben worden, mit gehöriger Beſtimmung, auch für die der körperlichen Natur. Denn auch die körperliche Natur hat ihre bekannten Geſetze und ihre Grade der Kräfte, die Jeder der uns durch wahrſcheinliche Fictionen täuſchen will, genau beobachten muſs.

Ein beſonderes Verdienſt an der ganzen Dichtung unſrer Romanze iſt noch dies: daſs der Entwurf des Ritters, bei aller ſeiner Zweckmäſsigkeit und Nothwendigkeit — denn es blieb ihm kein anderer zu machen übrig — noch um eine ſo gute Strecke vom Ziel entfernt iſt. Dadurch wird eine Reihe von Situationen möglich, in welchen ſich die Leidenſchaften der Perſonen, unter ſehr verſchiednen Verhältniſsen und Umſtänden, mannichfaltig entwickeln. Einige dieſer Umſtände ſind für die Leidenſchaften vortheilhaft: sie geben ihnen freien Spielraum, und führen sie an das Ziel das sie wünschen. So die Lage des Ritters, da er die Hand des Fräuleins ergreift, und sie zu süſsen Liebkosungen in seine Arme zieht; so auch die Lage des Vaters, da nach Verschwindung aller Hindernisse, die Zärtlichkeit seines Herzens, wie ein lange zurückgehaltener Strom, desto mächtiger ausbricht. Andre Umstände stehn im Widerspruche mit der Leidenschaft; die Leidenschaft, wenn nicht schon Alles verloren ist, sucht sie zu ändern, zu überwältigen: und wir erwarten den Ausschlag ihrer Bemühung. So die übrigen Situationen zwischen Fräulein und Ritter, zwischen Ritter und Nebenbuhler, zwischen den beiden Liebenden und dem Vater. Dieses interessantere Verhältniſs zwischen den äuſsern Umständen und der innern

Leidenschaft, da beide mit einander im Widerspruch stehn, die letztere gegen die erstern ringt, und unsre ganze Erwartung gespannt wird, ist das was man im genauern Verstande des Worts *Situation* nennt. Und in diesem Verstande könnte man also sagen: daſs eine Situation, im Kleinen und unvollständig, dasselbige sei, was, im Groſsen und vollständig, das ganze Werk ist; eine untergeordnete Verwicklung, ein in den Hauptknoten mitverschlungener besonderer Knoten. Mit der Auflösung dieses Knotens, falls die Scene nicht bloſs episodisch ist, geht dann entweder schon ein Theil des Hauptknotens auseinander, oder er wird auch noch enger und fester zugezogen. Aus dieser Ähnlichkeit folgt: daſs eben so viel Arten von Situationen, als Arten von Verwicklungen möglich sind, und daſs die interessantesten unter diesen auch die interessantesten unter jenen seyn müssen. Je sittlichere, je mächtigere Begierden, mit je sittlichern, je mächtigern, und je näher, je inniger sie in Kampf verwickelt werden; desto vortrefflicher ist die Situation. Mithin ist die vortrefflichste die, wo die äuſsern Umstände in dem eignen Innern des Menschen einen Aufruhr erregen, und seine mächtigsten, sittlichsten Leidenschaften gegen einander empört werden. In so einer Situation zeigt sich uns zuerst das Fräulein, dann der Vater. Jene verbände sogern die Befriedigung ihrer edlen Leidenschaft für den Ritter mit Befriedigung ihrer Ehrliebe und Kindespflicht; die Umstände aber fordern an einer von beiden Seiten ein Opfer: und nun erfolgt der innre schmerzliche Kampf, der sich mit dem Siege der Hauptleidenschaft endigt. Dieser, der Vater, mögte der Stimme der Natur, und mögte doch auch den Eingebungen der Rachgier, folgen; die Umstände machen die Vereinigung beider Wünsche unmöglich: und nun reiſsen ihn die widersprechenden Leidenschaften mit Ungestüm von einer Seite zur andern, bis denn am Ende doch der edlere Trieb über den unedlern den Sieg davon trägt.

Auſser diesem Interesse und dieser Mannichfaltigkeit, von der wirs wohl nicht erst beweisen dürfen daſs sie ein dichterisches Verdienst sei, findet sich in der Folge der Situationen noch die wesentliche Schönheit: daſs das Interesse derselben nicht ab-, sondern zunimmt; daſs unsre Erwartung bis zu Ende immer geschwellt wird. Nicht allein kommen wir der vollständigen Auflösung des Knotens immer näher und näher, sondern es wird auch die Hauptschwierigkeit, auf die im Grunde Alles beruht, und die gerade die rührendsten Leidenschaften ins Spiel bringt, sehr weislich bis ans Ende verspart. — Daſs eine andere Anordnung dem Werk nachtheilig seyn würde, muſs Jeden seine Empfindung und ein kleines Nachdenken über die Natur unsrer Seele lehren. Schwächere Eindrücke, die auf stärkere folgen, finden uns gleichgültiger, unempfindlicher; wir sind nun schon einmal erhitzt, und finden also kalt, was uns in vorhergehenden Augenblicken, da wir selbst noch kälter waren, vielleicht erwärmt haben würde.

Der Begriff der Auflösung, oder wie man sie auch sonst nennt, der *Katastrophe,* ist schon im Vorigen da gewesen: sie ist das völlige Ende der Verwicklung, die

wie-

wieder in Ruhe gesetzte Begierde, der entschiedne Sieg entweder der Schwierigkeiten oder der gegen sie anstrebenden Leidenschaften; nicht ein bloſser Stillstand, ein falscher Friede, bei dem wir noch künftige neue Unruhen fürchten. Daſs eine solche Auflösung sich in jedem pragmatischen Werke finden müsse, bedarf keines Beweises. Sie ist die Seele des ganzen Werks; denn sie ist das Ziel der Erwartung, der Punct, auf welchen vom Anfange an Alles zustrebt. Und wenn der Dichter, der vorigen Regel gemäſs, seinen Plan wohl geordnet; wenn er überdies die Auflösung zwar hinlänglich vorbereitet, aber nicht schon völlig verrathen, sie zwar vollständig, aber auch kurz und auf einmal gemacht hat: so ist sie ebenso die schönste, wie die letzte Situation; der interessanteste, lebhafteste

Theil des Werks, der am wenigsten fehlen darf. Daſs Kürze nöthig sei, damit der Dichter nicht sinke; Vollständigkeit, damit wir gänzlich befriedigt werden; daſs bis ans Ende ein andrer Erfolg, in unsrer Erkenntniſs, möglich bleiben müsse, damit nicht alle Erwartung wegfalle; und doch der Ausgang hinlänglich vorbereitet, Alles gehörig motivirt seyn müsse, damit die Wahrscheinlichkeit nicht beleidigt werde: sind lauter Vorschriften, die sich aus dem Vorhergehenden schon von selbst ergeben. — Der unangenehmste, schülerhafteste Fehler in der Auflösung ist der: wenn der Dichter das Schicksal der Personen durch einen bloſsen Zufall entscheidet, durch eine plötzlich von auſsen sich einmischende Ursache, einen Menschen den er auf einmal wie aus den Wolken fallen läſst, um der Verwirrung ein Ende zu machen. Dadurch wird unsre ganze Erwartung gehemmt, die auf das Spiel gerade dieser Ursachen gerichtet, gerade darauf begierig war, was in solchen Lagen solche Leidenschaften aus dem Menschen machen würden. Das Interesse wird in seinem vollen Feuer gelöscht, der Strom in seinem stärksten Laufe abgeleitet, die ganze Folge der Ideen zerrissen.

Die Auflösung in unsrer Romanze ist abermal in jeder der angegebenen Hinsichten untadelhaft, und besonders ist die Vorbereitung dazu vortrefflich. Der Vater wird zuerst durch den Zweikampf zwischen Ritter und Nebenbuhler seines Ehrenworts entbunden; nicht allein der Anblick des Getödteten, sondern auch die überraschende Erscheinung der auf einmal hervorbrechenden Vasallen des Ritters, thut seinem Ungestüm plötzlich Einhalt; Ritter und Tochter gewinnen Zeit: jener, seine Ansprüche, seine Vorzüge, seine rechtschaffnen edeln Absichten; diese, ihre Wohlfahrt, ihre ehedem erhaltnen Beweise der väterlichen Huld, ihre und seine eigenen Hoffnungen dem Vater ans Herz zu legen. Gleichwohl sind wir des Erfolgs, bei aller Kraft dieser vereinigten Bewegungsgründe, nicht völlig sicher: erst muſs sich uns noch der Charakter des Vaters in dieser prüfendsten wichtigsten Situation völlig entwickeln; wir sehen noch immer seine wiedererwachende Zärtlichkeit mit Haſs und Rachgier ringen: allein am Ende trägt doch die erstere den Sieg davon, und der Charakter zeigt sich zu unserm Vergnügen als der wahrscheinlichste väterliche Charakter. Dadurch ist denn auf einmal Alles entschieden; das ganze Schicksal der Liebenden ist bestimmt: und der Dichter kann in dem Augenblick schlieſsen, da er das Interesse aufs höchste getrieben, uns am innigsten, am tiefsten gerührt hat. —

Sowie die Auflösung in pragmatischen Werken selbst das letzte ist; so mag auch die Betrachtung derselben das letzte in unsrer Entwicklung seyn. Vielleicht, daſs wir manchen wichtigen Punct übergingen: entweder weil uns das einzelne Beispiel welches wir vor uns hatten, keine Veranlassung zur Erörterung desselben gab, oder weil wir diese Veranlassung darin übersahen; allein wenn uns auch diese Unvollständigkeit zu Schulden käme, so haben wir noch künftig Hoffnung ihr abzuhelfen, da wir doch einmal, um der Formen und um eines noch andern Eintheilungsgrundes willen, zu dem pragmatischen Gedicht wieder zurückmüssen. Dort werden wir denn auch alle die Zweifel, die uns vermuthlich schon gegen so manche hier vorgetragene Regel aufgestoſsen sind, am besten beantworten können. Wir haben z. B. die ganz vollkommnen, die ganz unvollkommnen Wesen verworfen: aber in unsern neuern Epopöen giebt es doch Engel und Teufel? Wir haben verlangt, daſs Alles dem gewöhnlichen Lauf der Natur gemäſs erfolge: aber in jenen Epopöen wirkt ja nicht allein die Gottheit oft unmittelbar, sondern in romantischen Werken spotten ja die Feen, die Gnomen, die Zauberer, die Riesen, oft aller unsrer Begriffe von der Natur, aller unsrer Erfahrungen von ihren unwandelbaren Gesetzen. — Sollen wir alle diese Werke als schlecht verwerfen? auch die Idrisse, die Amadisse, die Oberons, von denen wir es lieber gleich gestehen wollen, daſs sie zu dem Schönsten und Anziehendsten unsrer Literatur gehören? Oder sollen wir, zur Rettung unsrer Theorie, die Ausflucht nehmen, daſs in diesen Werken das Wunderbare selbst Natur sei? Sollen wir sagen, daſs Schönheiten von ganz anderer Art uns diese Fehler vergüten, und daſs es keine Fehler mehr sind, sobald sie zu jenen Schönheiten die nothwendigen Bedingungen werden? Sollen wir jene Werke aus der Classe der pragmatischen lieber in eine andre Classe hinübersetzen? — Was für einen von diesen Auswegen wir nach angestellter Untersuchung auch wählen mögen: so sehen wir wohl, daſs der eigentliche Ort zu dieser Untersuchung das Hauptstück von der ernsthaften und komischen Epopöe sei; und bis dahin also mag sie verschoben bleiben, da wir hier fürs erste noch ganz andre Betrachtungen zu verfolgen haben. — —

Schon in dem Hauptstück von der Fabel, und in dem vom Lehrgedicht, haben wir *Mischungen* dieser Dichtungsart mit der didaktischen kennen lernen. Auch hat sich in dem letztern dieser Hauptstücke gezeigt, daſs bald auf die Wahrheiten, bald auf die Geschichte das gröſsere Interesse fällt, und also die aus der Mischung entstehenden Werke bald mehr didaktische, bald mehr pragmatische sind. Es giebt der Arten dieser Mischung noch mehrere, die wir schwerlich alle mögten aufzählen können. In einer von Geſsner übersetzten Erzählung, oder vielmehr Unterredung, *Diderots* *) werden mehrere kleine Facta, zum Theil nur unausgeführte Situationen, nacheinander hingeworfen, die unter sich selbst keine Folge machen, auch zu keiner Reihe von Wahrheiten bestimmt hinführen, aber Gesichtspuncte zu einer gewissen noch erst anzustellenden moralischen Untersuchung enthalten. In gewissen Theaterstücken, die man *Pièces à tiroir* nennt, und die freilich für die Bühne ein zu schwaches Interesse haben, als daſs man ihrer viele wünschen sollte, werden mehrere einzelne, wenig oder gar nicht verbundene, Handlungen zusammengestellt, deren gemeinsamer Endzweck ist, uns von einem gewissen Charakter ein lebendiges anschauliches Bild zu geben. Die eine der zusammengestellten Situationen hebt dann mehr den einen, die andre mehr den andern Zug desselben hervor. Auch werden zuweilen in gröſsere Werke einzelne Scenen von dieser Beschaffenheit eingestreut, um uns einen Charakter auf einmal vollständiger erkennen zu lassen, als es vielleicht durch die Haupthandlung selbst gleich im Anfange möglich wäre. Ein Beispiel davon giebt die erste Scene im zweiten Aufzuge des *Diderotschen* Hausvaters. — Auf ähnliche Art, wie mehrere kleine Handlungen, können auch mehrere kleine Räsonnements über ganz verschiedne Gegenstände aneinander gereiht werden, um die Beschaffenheit eines Charakters nicht bloſs nach den Eigenthümlichkeiten des Kopfes, sondern auch nach der Empfindungsart des Herzens, dadurch in ein helleres Licht zu setzen. Es sind davon gewiſs noch weit bessere Beispiele möglich, als der Verfasser einer kleinen Erzählung: *Tobias Witt* *), zu geben versucht hat.

---

*) Man s. unsers Verfassers Urtheil darüber: Bd 4. S. 195 folgg.

*) Bd 1, S. 87 folgg.

ACHTES HAUPTSTÜCK.

Von dem lyrischen Gedicht.

Lyrisch heiſst oft so viel als musikalisch, und bezieht sich dann auf die äuſsre Form eines Werks, auf die zum Gesang schickliche Einrichtung desselben. Lyrisches Schauspiel ist ein zum Singen eingerichtetes theatralisches Stück, und gehört zu der pragmatischen Gattung. Was wir hier unter lyrischem Gedicht verstehn, ist eine eigene Dichtungsart, die sich von den bisher betrachteten nicht bloſs durch äuſsre Form, sondern durch Inhalt und Materie unterscheidet.

Man hat der lyrischen Dichtungsarten mehrere: Ode, Lied, Elegie. Den Odendichter hält man für den vornehmsten, für den am meisten lyrischen Dichter; eben in der *Ode* also wird das Wesen dieser Dichtungsart am sichtbarsten hervorstechen müssen: und so wollen wir die Theorie derselben aus folgender *Ramlerischen* Ode zu entwickeln suchen.

Auf ein Geschütz.

O du, dem glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus offnem Ätnaschlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerschmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle stammt!

Wer zur Verheerung blühender Geschlechter
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter
Frohlockend umgebracht.

Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz
nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus;
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus,

Verdammt zum Spott bei bodenlosen Fässern;
Und Minos Antlitz, und das Feld
Elysiens; den groſsen Ahnherrn eines gröſsern
Urenkels, und sein Zelt

Voll tapfrer Brennen sah ich: ihre Lieder,
Ihr Fest bei jedem Freudenmahl
Ist Er, der wider sechs Monarchen ficht, und wider
Satrapen ohne Zahl.

Schon säng' ich seine jüngste That: wie
brausend
Ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehntausend
Zertretnen Schädeln ging.

Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
Schon sah' ich Cäsarn lauschend nahn,
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beiden
Gefeirten Julian.

Allein Mercur stand neben mir, und wandte
Durch seinen wunderbaren Stab
Den Ball, der mich ins Reich der Nacht zu
schleudern braunte,
Von meinen Schläfen ab.

Denn ich soll noch die Laute stärker schlagen,
Wann Er durch Weihrauchwolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
Des Überwinders keucht;

Wann Er, auf einem Throne von Trophäen,
Rund um sich her der Künste Kranz,
Und wir, im Musentempel, Seine Siege sehen,
Versteckt in Spiel und Tanz;

Wann Er, ein Gott Osir! durch unsre Floren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indeſs der Überfluſs auf jede Seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

Wir sehen sehr bald, daſs dieses Stück einen ganz andern Charakter hat, als alle die wir bisher haben kennen lernen. Der beschreibende, der pragmatische, der didaktische Dichter, jeder hatte seinen eigenen *Vorsatz*, aus dem wir die ganze Composition seines Werkes begreifen konnten. Der beschreibende ging einen gewissen Gegenstand nach seinen Theilen oder Merkmaalen durch; der pragmatische gab seinen Personen Absichten, deren Erreichung sie in Thätigkeit setzte; und war das Werk erzählend, so äuſserte er noch ganz deutlich den eigenen Vorsatz, uns die ganze Entstehung einer Begebenheit aus ihren moralischen und den concurrirenden äuſsern Ursachen begreiflich zu machen. Der didaktische setzte sich zum Zweck, eine gewisse Erkenntniſs zum Anschauen zu bringen, eine ihm wichtige Wahrheit zu lehren, zu beweisen, wider Einwürfe zu retten. Durch diese Absichten war der Ideengang aller dieser Dichter, so viel Raum ihnen auch noch übrig bleiben mogte, doch immer zwischen gewisse Gränzen eingeschränkt; sie durften ihr Ziel nie gänzlich aus den Augen verlieren, und auf gut Glück umherschwärmen: oder der Charakter ihrer Dichtungsart ging verloren. *Welcher Zweck* ist nun noch für den lyrischen Dichter übrig? Welchen finden wir in dem obigen Beispiel erreicht? — Der Dichter war so eben einer groſsen Gefahr entgangen; er hat sich insoweit von seinem Schrecken erholt, daſs er über die Ursache derselben nachdenken kann: sein Schrecken wird im ersten heftigsten Augenblick zur Wuth gegen das unschuldige Werkzeug: im zweiten, zur Wuth gegen den Werkmeister der es hervorbrachte: und nun, nach Befriedigung dieses dringendsten Triebes in seinem von Leidenschaft angeschwellten Herzen, erwägt er erst die

ganze

ganze Gröſse der Gefahr, der er entging. Da seine Phantasie von den Werken und Ideen der alten Dichter so ganz erfüllt ist, so erwachen in ihr die Bilder der Unterwelt, der im Tartarus bestraften Verbrecher, der in Elysium belohnten Tugendhaften. Und da die herrschende Idee seiner Seele, die ihn nie verläſst, sein König ist, so denkt er unter den Letztern keinen eher, als Friedrich Wilhelm den groſsen Ahnherrn des Königs; und kaum daſs er ihn im Geiste zu erblicken glaubt, so singt er ihm schon die letzte bewundernswürdige That seines Urenkels. Voll von dem Lobe seines Monarchen, und von der Begierde ihn noch künftig zu loben, hält er seine Rettung für ein Wunder: Mercur hat ihn erhalten, daſs er nach glorreich geendigtem Krieg die Wohlthaten singe, die der Monarch im Frieden über sein Volk verbreiten wird. — In dieser ganzen Reihe von Gedanken will der Dichter, wie es scheint, bloſs seinem Herzen Luft machen; er will uns nicht den Vorfall erzählen, nicht etwa das Geschütz beschreiben, nicht über die Begebenheit oder seinen Zustand philosophiren; sondern sich bloſs seiner *Empfindungen*, sowie sie sich nacheinander in seiner Seele entwickeln werden, entschütten. Das aber führt, wie man sieht, durchaus zu keinem bestimmten Ziele; der Dichter läuft aus, ohne, dem Ansehn nach, zu wissen, oder sich auch nur vorzusetzen, wo er ankommen will.

Aber irgend etwas muſs doch seyn, das auch hier den *Ideengang* leite; irgend Ein Gesetz muſs doch die Vorstellungskraft auf ihrem Gange befolgen; denn eine ganz regellos wirkende Kraft ist ein

Unding. Und was für ein Gesetz wird denn hier Statt finden? — Den didaktischen Dichter führt die Vernunft von Grund zu Folge, von Folge zu Grund; den beschreibenden, führt die Betrachtung des Gegenstandes selbst von Theil zu Theil, von Erscheinung zu Erscheinung, von Merkmaal zu Merkmaal; den pragmatischen, führen die Wünsche, die Begierden, die Leidenschaften, die er seinen Personen giebt, zu Absichten, die Absichten zu Mitteln: mithin herrscht auch hier die Vernunft; nur daſs sie, mit weniger hellem Bewuſstseyn, unter einem Gewühl verworrner Vorstellungen wirkt. Was führt nun aber den Odendichter? was überhaupt jeden lyrischen Dichter? — Ein nur flüchtiger Blick auf das gegebene Beispiel zeigt uns sogleich, daſs es die *Phantasie* ist, die ihn nach ihrem bekannten Gesetze leitet; daſs bei ihm jeder Gedanke andre verwandte Gedanken weckt, und er immer unter dem Haufen nach demjenigen greift, der vermöge seiner eigenthümlichen Gemüthslage für ihn das meiste Interesse, den meisten Reiz hat.

Nunmehr wird es uns klar, was wir eigentlich dabei dachten, als wir dem lyrischen Dichter *Empfindungen* zum Stoff seiner Werke gaben. Jeder Dichter muſs mit Empfindung, muſs aus der Fülle des Herzens reden: kein andrer Ton ist wahrhaft dichterisch; aber nicht jeder Dichter macht die *Rührung* der Seele zum Hauptwerk. Vielmehr sehen alle übrige vorzüglich auf die Ideen, welche die Rührung hervorbringen; der Ausdruck der letztern hängt sich nur an den Ausdruck der erstern: oder, wenn zuweilen die

Rührung herrscht, so führt doch der Vorsatz den der Dichter gefaſst hat, ihn bald wieder zu seinem eigentlichen Gegenstande zurück. Hingegen bei dem lyrischen Dichter ist die Rührung Alles; er will nur sein volles Herz entschütten: und so ist sein Werk, wenigstens dem Ansehen nach, weiter nichts als Ausdruck des Zustandes, worein seine Seele durch gewisse Ereignisse, gewisse Ideen versetzt ist; diese Ideen selbst aber, oder diese Ereignisse, erfahren wir nur gelegentlich: ohne weitern Vorsatz, als sein volles Herz zu entschütten, geht er fort, wie das Interesse ihn führt, greift Wahrheiten, Bilder, Geschichten, Alles was ihm vorkömmt; doch ohne irgend etwas zum Hauptzweck zu machen, ohne sich, wie es scheint, durch irgend eine bestimmte Absicht fesseln zu lassen.

Zugleich hellt sich nun die ganze Eintheilung des Gedichts nach der Materie auf; wir erlangen von dem was wir uns unter diesem Worte denken sollen, eine deutliche Vorstellung. Wenn jedes Gedicht eine lebhafte Ideenreihe in Worten ist; so ist *Materie* das herrschende Gesetz dieser Reihe *). Das *herrschende;* denn jede Reihe kann alle andere entweder als Theile in sich befassen, oder sich mit ihnen als Formen vereinigen **): und was ein alter Weiser von der ganzen Natur sagte, daſs Alles in Allem sei, das läſst sich von den Werken der Dichtkunst vollkommen richtig sagen. — Werden die Ideen verbunden, so wie sie in einander gegründet sind; so sind die Gründe entweder allgemeine Ideen des Verstandes: und das Werk ist *didaktisch;* oder es sind individuelle Neigungen des Herzens: und das Werk ist *pragmatisch.* Beide Dichtungsarten, wie sich schon im Vorigen gezeigt hat, stehen in genauer Verwandtschaft. Werden die Ideen so verbunden, wie es die Theile in einem Ganzen, die Merkmaale in einem Begriffe sind, den der Verstand abstrahirt hat, und den man jetzt als ein sinnliches aus mehrern Theilen bestehendes Ganze ansieht; oder werden sie verbunden, wie sie sich in ihrer Folge auf einander den Sinnen, dem Gedächtnisse darbieten: so ist das Werk *beschreibend.* Werden sie endlich verbunden, sowie sie, nach dem

---

*) Materie ist also wohl von *Gegenstand*, oder Classe von Gegenständen, *Welt*, wie wir es S. 95 nannten, zu unterscheiden. Ein Eintheilungsgrund, den wir erst künftig untersuchen werden.

**) Man s. die Entwicklung des Begriffs der *Formen* im folgenden Hauptstück.

Gesetz der Phantasie, auf mannichfaltige Weise einander wecken: so ist das Werk *lyrisch*. Die Eintheilung hat ihre Vollständigkeit: denn es giebt keine mehrere Gesetze, nach welchen sich die Ideenreihen in unsrer Seele bilden lieſsen; und die ganze Theorie der Dichtkunst hat also, in Ansehung dieser Eintheilung, nur die Frage zu beantworten: wie man jeder dieser Ideenreihen den höchsten möglichen Grad der Lebhaftigkeit gebe? —

Doch so befriedigend diese Eintheilung scheint; so fragt es sich noch: ob unser Begriff vom lyrischen Gedicht nicht vielleicht zu enge, oder zu weit, oder gar beides zugleich sei? Denn wie, wenn es Stücke gäbe, in denen zwar sichtbar der Phantasiegang herrschte, die man aber darum nicht lyrisch nennen könnte? Wie, wenn es andere Stücke gäbe, in denen man jenen Gang nicht ſände, und die doch, nach Aller Geständniſs, lyrisch wären?

Zu der erstern Frage berechtigen uns so manche Scenen in Schauspielen, die nicht Theile der Handlung sind, und die man Conversationsscenen nennt: denn hier scheint das Gespräch bloſs von der Phantasie geführt zu werden; man kömmt von einem aufs andre; geräth bald für sich allein, bald durch den Mitunterredner, auf ganz verschiedne, von den ersten Gegenständen oft himmelweit entfernte Dinge. Man sehe nur folgendes Bruchstück einer solchen Scene aus *Minna von Barnhelm*.

Franciska. Und der Herr Officier, den wir vertrieben, und dem wir das Compliment darüber machen lassen; er muſs auch nicht die ſeinste Lebensart haben: sonst hätte er wohl um die Ehre können bitten lassen, uns seine Aufwartung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es sind nicht alle Officiere Tellheims. Die Wahrheit zu sagen, ich lieſs ihm das Compliment auch bloſs machen, um Gelegenheit zu haben, mich nach diesem bei ihm zu erkundigen. — Franciska, mein Herz sagt es mir, daſs meine Reise glücklich seyn wird; daſs ich ihn finden werde. —

Fr. Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja seinem Herzen nicht zu viel! Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Maule. Wenn das Maul eben so geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, so wäre die Mode längst aufgekommen, die Mäuler unterm Schlosse zu tragen.

D. Fr. Ha! ha! mit deinen Mäulern unterm Schlosse! Die Mode wäre mir eben recht.

Fr. Lieber die schönsten Zähne nicht gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber springen lassen!

D. Fr. Was? bist du so zurückhaltend?

Fr. Nein, gnädiges Fräulein; sondern ich wollte es gern mehr seyn. Man spricht selten von der Tugend die man hat; aber desto öfter von der, die uns fehlt.

D. Fr. Siehst du, Franciska! da hast du eine sehr gute Anmerkung gemacht.

Fr. Gemacht? Macht man das, was einem so einfällt?

D. Fr. Und weiſst du, warum ich eigentlich diese Anmerkung so gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim.

Fr. Was hätte bei Ihnen nicht auch Beziehung auf den?

D. Fr. Freund und Feind sagen, daſs er der tapferste Mann von der Welt ist. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemal reden hören? Er hat das rechtschaffenste Herz; aber Rechtschaffenheit und Edelmuth sind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Fr. Von was für Tugenden spricht er denn?

D. Fr. Er spricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Fr. Das wollte ich nur hören.

D. Fr. Warte, Franciska; ich besinne mich. Er spricht sehr oft von Ökonomie. Im Vertrauen, Franciska; ich glaube, der Mann ist ein Verschwender.

Fr. Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch sehr oft der Treue und Beständigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeist wäre?.... *)

In dieser Stelle, sowie überhaupt in der ganzen Scene, aus der sie entlehnt ist, leitet freilich bloſs die Phantasie das Gespräch; allein auf diese Phantasiereihe

---

*) Die *Mimen* der Alten, wenn wir nach den *Syrakuserinnen* des *Theokrit* davon urtheilen dürfen, enthielten lauter Scenen, in welchen wechselweise bald die Phantasie, bald der stärkere Eindruck auf die Sinne, den Ideengang leiteten. Eigentliche Handlung giebt es wenigstens in den Syrakuserinnen gar nicht; und wenn das Stück Interesse hat, so kann es dieses bloſs als Charakterschilderung haben: es ist eine lebendige Darstellung zweier Weiberseelen. — Die *dramatischen Sprüchwörter* unsrer Nachbaren scheinen mit den Mimen der Alten im Wesentlichen viel Ähnliches zu haben.

selbst kam es dem Dichter durchaus nicht an: auch fällt nicht auf sie das Interesse des Lesers. Der Dichter wollte uns theils die *Charaktere* der hier auftretenden Personen kennen lehren; theils auch noch sonst einen Theil der Exposition seines Stoffs machen, damit wir die nachher unter den Personen vorfallende Handlung desto besser verstehen mögten. Das letztere rechnen wir dem Dichter nicht weiter an; das erstere, die Darstellung interessanter Charaktere, macht uns Vergnügen: und nur als solche Darstellung, nur als beschreibendes Stück von einer ähnlichen Art, wie wir zu Ende des vorigen Hauptstücks kennen lernten, hat die Scene Interesse und Wirkung. So wie dort mehrere einzelne Handlungen, mehrere einzelne Räsonnements zusammengestellt wurden: nicht, daſs wir an ihnen selbst unser vornehmstes Vergnügen finden, sondern daſs wir die Züge eines Charakters aus ihnen abziehen und einen anschauenden Begriff von ihm erhalten sollten; so wird auch hier eine durch bloſse Gemeinschaft der Merkmaale verbundne Reihe von Gedanken hingeworfen: nicht daſs diese Reihe selbst uns vorzüglich rühren, hinreiſsen soll, sondern daſs wir die ganze Sinnesart, Kopf und Herz der unterredenden Personen, daraus kennen lernen. Wir haben also auch hier eine mittelbare *Beschreibung*, oder da dies Wort hier wenig passend scheinen mögte, *Schilderung;* wir erkennen immer mehr, wie mannichfaltig sich die Materien mit einander mischen, und unter wie vielerlei Formen und Manieren des Vortrags der Dichter die Wahl hat.

Allein, worin liegt es denn nun, daſs

in der Ode das Interesse mehr auf die Phantasiereihe selbst, in der Scene des Lustspiels mehr auf den Charakter fiel, der sich darin entwickelte? Wenn wir die Ursache hievon entdecken, so muſs uns das zu einer nähern innigern Kenntniſs von dem Wesen der Ode und des ganzen lyrischen Gedichts führen; und entdecken werden wir sie, wenn wir die Stücke näher mit einander vergleichen.

Daſs die Scene dialogirt und die Ode fortgehende Rede war, kann hier schwerlich den ganzen Unterschied machen: denn es finden sich ja auch dialogirte Oden; obgleich freilich die dialogische Form sich mit dem Wesen dieser Dichtungsart nur selten vertragen mag, weil wir sonst der Beispiele mehr haben würden. Man sehe hier die berühmte dialogirte Ode des *Horaz* in einer deutschen Nachahmung.

Damis und Phyllis.

Damis.

Als ich mir noch die ſüſsen Küsse raubte,
Die Phyllis mir jetzt unerwartet giebt;
Da hab' ich sie mehr, als ich selber glaubte,
Mehr als mich selbst, hab' ich sie da geliebt.

Phyllis.

Als Damis Herz für mich zuerst entbrannte,
War unser Glück dem Glück der Fürsten gleich;
Als er mich noch sein braunes Mädchen nannte,
Galt ihm mein Kuſs mehr, als ein Königreich.

Damis.

Ach! Hymen hat die Flamme längst ersticket;
Nur Chloe setzt mein kaltes Herz in Brand.
Seit Chloe mir im Tanz die Hand gedrücket,
Empfind' ich, was ich sonst für dich empfand.

Phyllis.

Itzt könnt' ich mich an Thyrsis Lieb' ergötzen,
Der meinen Gram zu lindern längst begehrt.
Ja, Thyrsis will mir Damis Lieb' ersetzen;
Und ach! sein Kuſs wär' einer Sünde werth.

Damis.

Wie, wenn mich schon die neue Liebe reute?
Wie, wenn ich dir, die mich zuvor entzückt,

Mein

Mein dankbar Herz allein auf ewig weihte?
Und Chloe säh, wie mich dein Bund beglückt?

Phyllis.

Ich seh' es oft in deinem satten Blicke,
Daſs in dein Herz ein kleiner Kaltsinn schleicht;
Doch, wenn ich dich an meinen Busen drücke,
So lebt für mich kein Jüngling, der dir gleicht.

Lyrische Blumenlese, Buch 6.

Diesem Beispiele nach wäre eine dialogirte Ode nur unter der Bedingung möglich: daſs die unterredenden Personen von einer und der nehmlichen, oder doch sehr ähnlichen gegenseitigen Empfindung durchdrungen wären, und also jede ihre Empfindung ungefähr eben so gegen die andre entwickelte, wie sie es für sich allein würde gethan haben.

Doch dem sei, wie ihm wolle; so ist dieses lyrische Stück der obigen Ode insofern ähnlich: daſs Eine Empfindung, und eine solche die für das Herz äuſserst wichtig ist, das ganze Gedicht füllt; daſs diese Empfindung sich der Personen gänzlich bemeistert, alle ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, alles übrige Interesse für diesen Augenblick aus ihrer Seele verbannt hat. In der Scene des Lustspiels war dieses anders: denn obgleich Minna die zärtlichste Liebe gegen Tellheim verräth; so ist sie doch für itzt in die Empfindung dieser Liebe nicht versenkt, nicht verloren: sie hängt an dem Gedanken von ihrem Liebhaber nicht mit der Inbrunst, daſs sie das was um sie ist, nur wie im Traume sähe und hörte; vielmehr faſst sie augenblicklich, ohne Verwirrung, und ohne Verdruſs gestört zu seyn, jede andere Idee, die ihr von auſsen gegeben wird; geht in jede verschiedenartige Empfindung mit Leichtigkeit und Besonnenheit über. Eben darum aber sind hier auch alle Ideen weniger lebhaft; der Ausdruck hat weniger Innigkeit, weniger Fülle, als wo sich die Seele mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit einer einzigen Empfindung hingiebt. In dem letztern Fall werden wir mit in die Empfindung hineingezogen: die Ideenreihe selbst hat ihr volles poetisches Interesse; im erstern Falle rührt uns das Bild der Person mehr als ihr Zustand: wir sind müssig genug, es aus den einzelnen zerstreuten Zügen in Gedanken zusammenzusetzen, und wir schätzen die Ideenreihe vorzüglich nur insofern, als dieses Bild hell und lebhaft daraus hervortritt.

Das also ist ein nothwendiges Erforderniſs zum lyrischen Gedicht: daſs für den Augenblick wo der Dichter die Empfindung ausdrückt, die ganze Seele davon durchdrungen, erfüllt sei. Nur so hat die Phantasiereihe, als solche, volle Lebhaftigkeit, volles poetisches Interesse; im entgegengesetzten Fall hat sie entweder das einer andern Dichtungsart, oder sie hat keines: sie ist Geschwätz.

Allein es blieb uns oben noch eine zweite Frage zu beantworten übrig; die nehmlich: ob sich denn wirklich der Phantasiegang in jedem lyrischen Gedicht finden müsse? und ob es nicht lyrische Stücke geben könne, in denen das anders wäre? Zu diesem Zweifel ist wohl die erste und wichtigste Veranlassung: daſs man in keine Gattung so viel Fremdes, als in die lyrische, hineingezogen hat. Jede lebhafte Schilderung, jede durch einzelne charakteristische Züge der Empfindung rührende, oder durch Naivetät belustigende Erzählung, die der Dichter in einem sehr theilnehmenden Tone und bestimmtem Sylbenmaſs vorträgt; jede Reihe von launigen Reflexionen oder Maximen, die oft durch wenig mehr als durch einerlei Refrän verbunden sind; jede witzige Posse im Sylbenmaſs des Liedes, heiſst ein lyrisches Stück: und so kam denn auch folgendes, welches im Grunde nichts als eine Reihe von *Epigrammen* ist, in die Lyrische Blumenlese.

Erklärungen.

Seht, Freunde, Stazens Kleid von Gold und Silber blitzen.
Ho! ho!
Doch, Freunde, seht ihn auch dereinst im Schuldthurm sitzen,
So! so!

Narr Kleon schreibt, und wird von aller Welt erhoben.
Ho! ho!
Die Welt denkt ja wie er; drum muſs die Welt ihn loben.
So! so!

Kein junger Amadis kann Julchens Herz besiegen,
Ho! ho!
Denn keiner nahm sich noch die Müh', es zu bekriegen.
So! so!

Lisette pflegt sich oft zum Beten einzuſchlieſsen.
Ho! ho!
Doch betet insgemein Amynt zu ihren Füſsen.
So! so!

Bach 4.

Eine so weite Bedeutung aber kann man dem Worte lyrisch nicht lassen, oder man muſs auf bestimmte, deutliche Begriffe Verzicht thun. Die Bürgerische *Romanze*, die wir im vorigen Hauptstück untersuchten, war kein lyrisches; sie war ein pragmatisches Stück.

Eine zweite Veranlassung zu dem obigen Zweifel kann daher entstehen: weil die Phantasie nicht immer einen so kühnen, raschen, regellosen Gang, wie in heftigen, stürmischen, die Seele schwellenden Leidenschaften, geht; denn wo die Empfindungen sanfter, weicher, wo sie traurig und niederschlagend sind, da ist der Schritt der Phantasie oft so gehalten, so eben, als ob man wirklich von einem bestimmten Vorsatz nach einem festen Ziel hingeleitet würde. So nährt und befriedigt sich der Kummer an einem Grabmaal, durch Wiedererweckung des reizenden Bildes der Geliebten, durch Zurückerinnerung an jede frohe, zärtliche, mit ihr verlebte Stunde; das herrschende Interesse führt von den kleinen Abschweifungen sogleich wieder auf die geliebte Idee der Person und ihres Lebens zurück: das Werk geht von der Empfindung aus, und wird, wie von selbst, zur Beschreibung oder Erzählung. — *Ramler* hat gewiſs in seiner so naiven, dem *Catull* so glücklich nachgeahmten Nänie von den Verdiensten der „todten Wachtel“ keine Beschreibung machen wollen; das Stück sollte nichts als Ausdruck des Schmerzes über den Verlust des kleinen lieben Lieblings werden: allein dieser Ausdruck selbst führte die Phantasie ganz natürlich in die Beschreibung hinein.

Weint, ihr Kinder der Freude! Weint, Jocus!
Weine, Phantasus! Alle des Gesanges
Töchter, alle des jungen Frühlings Brüder,
Sirenetten und Zephyretten, weinet!
Ach! die Wachtel ist todt! Naidens Wachtel!
Die so gern in Naidens hohler Hand saſs,
Und, gestreichelt von ihrer Rechten, achtmal
Ihren Silberschlag so hellgellend anschlug,
Daſs das purpurbemalte Porzellan klang.
Wenn das Mädchen zu singen und zu spielen
Anhub, lauschte sie still, und nickte freundlich;
Wenn das Mädchen zu singen und zu spielen
Ablieſs, hüpfte die kleine Liederfreundinn

Auf die Laute des Mädchens, lockte horchend
In die Laute, daſs alle sieben Saiten,
Bauch und Boden der Laute wiedertönten.
Wenn das Mädchen versenkt im Traum und
stumm saſs,
Flog die Gauklerinn dem Pagoden Lama
Auf den Wackelkopf, wiegte mit dem Kopfe
Des Pagoden sich weidlich hin und wieder.
Ach! kein Vogel war diesem gleich! der Juno
Vogel nicht, der nur schön war; auch der Pallas
Vogel nicht, der nur klug war und nicht scherzte.
Unser Vogel war schön und klug. Naide
Scherzt' und koste gern mit unserm Vogel.
Und der Vogel verstand Naiden: gab ihr
Nickend Antwort, schlug an, sobald sie winkte,
Ging und kam auf ihr Wort, und saſs ihr rüstig
Auf der Schulter, und lieſs sich küssen, lieſs sich
Aus den Lippen der trauten Wirthinn ätzen....

Noch eine dritte Veranlassung zu unserer Frage konnten die Versuche der Dichter seyn, Oden auf Handlungen zu bauen, ihnen Handlungen unterzulegen. Sie verschweigen alsdann die Geschichte, heben nur die Ausdrücke der Empfindungen heraus, die während des Verlaufſs derselben bei den Personen veranlaſst werden, und lassen die veranlassenden Umstände selbst von dem Leser errathen. Allein, da nun doch der Leser sich selbst die Erzählung machen muſs, die der Dichter nicht macht; da die Situation, aus welcher die Empfindungen hervorspringen, seine Aufmerksamkeit doch immer am meisten an sich zieht, und da nur allzuleicht die Einsicht in den ganzen Verlauf der Handlung schwierig und dunkel wird: so ist die Idee einer solchen Verbindung der pragmatischen mit der lyrischen Dichtungsart nicht die glücklichste, und der Dichter hätte besser gethan, statt der Ode eine Erzählung, allenfalls im Sylbenmaſs des Liedes, zu machen. Vielleicht findet man diese Anmerkung auch durch ſolgenden Verſuch unſers *Ramler* eher beſtätigt, als widerlegt.

Amynt und Chloe.

Ich bins, o Chloe! Fleuch nicht mit nacketem Fuſs
Durch dieſe Dornen! fleuch nicht den frommen Amynt!
Hier iſt dein Kranz, hier iſt dein Gürtel!
Komm, bade ſicher; ich ſtöre dich nicht.

Sieh her! ich eile zurück, und hänge den Raub
An dieſen Weidenbaum auf. — Ach! ſtürze doch nicht!
Es folgt dir ja kein wilder Satyr,
Kein ungezähmter Cyklope dir nach. —

Dich, ſchlankes, flüchtiges Reh, dich hab' ich erhaſcht!
Nun widerſtrebe nicht mehr! Nimm Gürtel und Kranz,
Und weihe ſie der ſtrengen Göttinn,
An deren ödem Altare du dienſt.

Endlich kann ein lyrisches Gedicht nur *Einen* Gedanken enthalten, der nicht weiter verfolgt wird: vielleicht, weil die Empfindung so mächtig ist, daſs sie nur diesen Einen kurzen Ausbruch verstattet, oder weil sie sich gleich Anfangs um so viel abschwächt, daſs der Dichter sinken würde. Allein sie ist denn doch immer Anfang einer innerlich fortlaufenden Phantasie*reihe;* und so verschwindet auch dieser letzte Zweifel gegen die Richtigkeit der festgesetzten Erklärung. Zum Beispiele einer solchen kurzen Ode mag folgende dienen.

An Cidli.

Cidli, du weinest, und ich schlummre sicher,
Wo im Sande der Weg verzogen fortschleicht;
Auch, wenn stille Nacht ihn umschattend decket,
Schlummr' ich ihn sicher.

Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit' ich über den Strom, der sanfter aufschwillt;
Denn, der mich begleitet, der Gott gebots ihm!
Weine nicht, Cidli!

Klopstock.

Das hier gewählte Beispiel führt uns sogleich auf die erste Regel, die der lyrische Dichter in Ansehung des Gegenstandes zu beobachten hat, welcher die Empfindung veranlaſst. Der Leser muſs nothwendig diesen Gegenstand kennen, wenn er die Empfindung theilen soll; denn ohne Einsicht des Grundes, kann eben so wenig das Herz sich interessiren, als der Verstand Beifall geben. Also muſs der Dichter, wo er den Gegenstand nicht als bekannt voraussetzen darf, die Veranlassung seines Gedichts, selbst im Ausdruck seiner Empfindung, angeben; doch freilich so, daſs er es nicht zu wollen scheine. — Ein besondrer Kunstgriff, diese Exposition zu machen, ist der, daſs er die kurze Erzählung der Veranlassung in seinem eigenen Namen voranschickt, und dann das Gedicht selbst einem Andern in den Mund legt; wie das *Ramler* in Glaukus Wahrsagung thut.

Als Ludewigs Pilot mit stolzer Flotte
Westgalliens beschäumtes Thor
Verlieſs, hub Glaukus aus der tiefen Felsengrotte
Sein blaues Haupt empor:

„Unglücklicher! . . . .

nur daſs freilich der ganze Plan dieser Ode noch einen Grund mehr zu dieser Einrichtung enthält.

Die übrigen Regeln des lyrischen Gedichts lassen sich aus der Erklärung desselben leichtlich ableiten. — Die Ideen müssen immer über den Dichter, nie der

Dichter über die Ideen herrschen: sobald er zur Besonnenheit erwacht, hat sein Gesang ein Ende: eine Art Schluſs, die *Uz* gebraucht hat. Das Natternheer der Zwietracht, sagt er:

— — — zischt uns ums Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Herrmann vor,
In Herrmanns Vaterland ein schmählich Denkmaal stiften.

Doch mein Gesang wagt allzuviel.
O Muse, fleuch zu diesen Zeiten
Alkäens kriegrisch Saitenspiel,
Das die Tyrannen schalt; und scherz' auf sanftern Saiten!

Wo also die Phantasie auf Abschweifungen führt, da muſs es nie sichtbare Rücksicht auf Plan, sondern bloſs die Stärke der in der Seele herrschenden Hauptempfindung seyn, was den Dichter auf seinen ersten Weg zurückbringt. Beispiele von solchen Abschweifungen, und von der wahren lyrischen Art wieder einzulenken, giebt der Anfang der *Ramlerschen* Ode an *Rode.*

Der du dem blutenden Cäsar beim Dolche des
Freundes in Purpur
Das Antlitz hüllest, das den Mörder liebreich
straft;
Philipps Sohn zu des schnöde gefesselten Königes Leichnam
Voll Wehmuth hinführst; Ilions laut ächzenden
Priester mit Drachen umwindest, o Rode, Melpomenens Maler!
Verlaſs die keusche Groſsmuth deines Scipio,
Deines Coriolans gefahrenvollen Gehorsam;
Verlaſs der Brennusfürsten stolze Reihe jetzt,
Von dem Fahneneroberer Albert-Achill, bis zu
Wilhelms
Erhabnem Schatten, Wilhelms, der durch
Schnee, durch Eis,
Wie der Sturmwind, sein Heer auf die flüchtige
Ferse des Feindes

Und

Und seinen feigen Nacken stürzt; — und sage mir:
Welche Gottheit dir Feuer zu deinen Schöpfungen eingoſs,
Und diese kalte Sanftmuth, eiteln Aberwitz
Still zu dulden, den Neid .... —

Hat sich die Phantasie von ihrem Hauptgegenstande so weit verloren, daſs keine Rückkehr zu demselben anders als durch Besonnenheit mehr Statt finden würde; so schlieſst das Gedicht. Dergleichen Schlüsse finden sich da am häufigsten, wo die Phantasie einen sehr lebhaften Anstoſs erhalten hat: sei es durch das auſserordentliche Interesse des Gegenstandes, oder durch ihr eignes mehr orientalisches Feuer. Der Psalmist giebt Beispiele davon. Man sehe den

133*sten Psalm.*

Siehe! wie fein und lieblich ists, daſs Brüder einträchtig bei einander wohnen! Wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupt Aarons herabfleuſst in seinen ganzen Bart, der herabfleuſst in sein Kleid. Wie der Thau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zion: denn daselbst verheiſst der Herr Segen und Leben immer und ewiglich.

Luther.

Ein vortreffliches Beispiel giebt noch der 126ste Psalm, und mehr andere. — Ausschweifungen von der eigentlichen Hauptidee sind in jedem leidenschaftlichen Zustande der Seele natürlich; besonders da, wo der Gegenstand sie erhebt, sie erweitert: immer will die Phantasie ins Freie, ins Weite; und so hat, bei andern Dichtern der Vorsatz, bei dem lyrischen das Hauptinteresse, beständig daran zu arbeiten, daſs die Phantasie eingeschränkt und zurückgeholt werde. Dies ist der Ursprung der oft so groſsen, aus so vielen und mancherlei Gliedern zusammengeflochtenen, Perioden des Odendichters, des epischen, des didaktischen Dichters, des Redners. Einen der schönsten Perioden dieser Art haben wir S. 281 folg. gesehen.

So sehr es wider die Natur des lyrischen Gedichts wäre, irgend eine bestimmte Absicht zu verrathen: so kann doch der Dichter in der That eine Absicht hegen, wenn er sie nur verbirgt; und oft wird er sie eben dadurch, daſs er sie verbirgt, desto glücklicher erreichen. Eine solche hinter der Phantasiereihe versteckte Absicht nennt man den *Plan* einer Ode. In der Ode auf das Geschütz war der Plan: die Verrherrlichung des Königs, nicht bloſs als siegreichen Helden, sondern auch als groſsen Regenten im Frieden. Auf die Anlage eines solchen Plans, oder auf die Art und Weise, wie mitten in dem scheinbar freien Laufe der Phantasie eine bestimmte Absicht heimlich erreicht wird, beruht hauptsächlich das Verdienst der Neuheit und Eigenheit einer Ode. — Es wäre vielleicht ein schönes, empfindungvolles, aber doch im Ganzen immer nur gemeines Stück geworden, wenn *Horaz* den nach Griechenland reisenden *Virgil* bloſs mit seinen guten Wünschen und einem feurigen Gebet an die Götter hätte begleiten wollen. Virgil würde seinen Freund Horaz allerdings darin erkannt haben; aber wie viel mehr muſs er ihn noch in der Betrachtung erkennen, die der Dichter, sogleich nach der ersten Anrede an das Schiff, in einem so bittern aufgebrachten Tone über die Verwegenheit des ersten Erfinders der Schifffahrt, und überhaupt des ganzen menschlichen Geschlechts, anstellt. So sehr dieses Abschweifung scheint, so sehr ist es der Absicht gemäſs; so äuſserst freundschaftlich und verbindlich ist es, und so sehr beschäftigt es mit dem Herzen zugleich den Verstand, der hier so unerwartet auf einen so eignen und doch so richtigen Zusammenhang der Empfindungen geführt wird.

Die Verbindung zwischen der Anrede und der Betrachtung geschieht in der eben erwähnten Horazischen Ode durch einen *Sprung,* der nicht wenig unerwartet und rasch ist. — Sprünge entstehen in einer Ideenreihe, wenn verbindende Mittelideen überhüpft, verschlungen werden; so daſs der Leser selbst sie ergänzen muſs, um den Zusammenhang zu erkennen. Solche Sprünge kommen, wie wir schon im fünften Hauptstück gesehen haben, in jeder poetischen Schreibart vor; denn sie sind in dem Grundgesetz der Lebhaftigkeit gegründet, welches die Ideen, soviel die Deutlichkeit es erlaubt, zusammen zu drängen befiehlt. Vorzüglich aber sind dem lyrischen Dichter die Sprünge eigen; eben weil dieser, so frei und ungefesselt, bloſs den Gang der Phantasie geht, durch keine Rücksicht auf Plan sich einschränken läſst, und bei der lebhaftern Bewegung seines Gemüths jeden Augenblick tiefer in die Ideenreihe hineinblickt. Er greift dann oft gerade das Entfernteste, wenn, vermöge der Beschaffenheit seiner Gemüthslage, ihm dieses Entfernteste auch das Interessanteste wird. Doch muſs auch bei ihm die Verbindung noch immer können nachgefunden werden; die Ideen müssen nicht, wie vom Sturmwinde zusammengetrieben, sondern wie von einem gesunden, nur sehr lebhaften, Kopfe zusammengedacht erscheinen. Die Wörter: Wuth, Trunkenheit, Raserei, mit denen man den Zustand des Odendichters zu charakterisiren pflegt, sind Metaphern, aus denen man nicht Ernst machen, sondern sich immer der Uzischen Anrede an die Muse erinnern muſs:

O Muse, fleug mir vor;
Du, deren freier Flug oft irrt, nie sich verirret!

Sowie die Sprünge, so sind auch überhaupt Gedrängtheit, Innigkeit, Fülle des Tons, dem lyrischen Dichter vor allen andern eigen; aus dem sehr begreiflichen Grunde: weil er so ganz in seinen Gegenstand vertieft ist; weil er mit seiner ganzen ungetheilten, von jeder Rücksicht auf Plan und Endzweck unzerstreuten, Seelenkraft seine Ideen bearbeitet. — In welchem Grade er soll begeistert werden, wie hoch er seinen Ton spannen, oder wie tief er ihn herabstimmen soll: das läſst sich zwar nie aus der Natur des Gegenstandes allein bestimmen; aber es giebt gleichwohl Überspannungen des Tons, die auch da wo man das wärmste Herz und die feurigste Phantasie voraussetzt, noch Überspannungen bleiben. Gesunde Köpfe können von jedem gegebenen Gegenstand nur bis auf einen gewissen Grad, und von andern die mit den Neigungen des Herzens durchaus in keinem Zusammenhange stehen, ganz und gar nicht gerührt werden. Dürre, wissenschaftliche Abstractionen zu personificiren, und sich dann bis zur Begeisterung von ihnen hingerissen zeigen, ist ein Einfall, der sich durch kein auſserordentliches Feuer der Einbildungskraft, keine besondere Eigenheit des Genies entschuldigen läſst: denn wäre nicht offenbar die Begeisterung gemacht und erkünstelt, so würde eine so seltsame Eigenheit eher Mitleiden als Bewunderung verdienen.

Das Feuer des Tons wovon wir hier reden, kann, auſser den oben schon angegebenen, eine neue Veranlassung zum Schluſs der Ode werden. Der Dichter schlieſst nehmlich, wenn die Empfindung bei ihm so hoch schwillt, daſs er nichts mehr sagen kann, oder doch wenigstens nichts, was nach den groſsen Ideen auf die er gerathen ist, noch gesagt zu werden verdiente. Daher oft der Schluſs mit dem stärksten, reichsten, erhabensten Gedanken, wie in der obigen Ode auf ein Geschütz von *Ramler*. Der Dichter kehrt hier in den Zustand des stummen Anstaunens zurück, der vor der Ode vorherging, oder mit dem auch die Ode hätte anfangen können.

Der Anfang einer Ode nehmlich ist da, wo die Seele eines Gegenstandes so voll wird, daſs die Empfindung sie übermannt; oft auch, wenn der Gegenstand sie überrascht hat, schon mitten in der Verwirrung, wo der Affect noch Worte sucht. Daher der so häufig gebrauchte, aber auch durch Gebrauch schon abgenutzte Anfang: Wo bin ich? Wie ist mir? den die lyrischen Dichter auf so mancherlei Art haben zu variiren gewuſst:

Wohin wird mein Gesang verschlagen?
Uz.

Wohin, wohin reiſst ungewohnte Wuth
Mich auf der Ode kühnen Flügeln,
Fern von der leisen Fluth
Am niedern Helikon und jenen Lorbeerhügeln?
Ebenders.

imgleichen die noch so allgemeinen, nichts Bestimmtes sagenden Redensarten: Ich will singen; ich thue meinen Mund auf; ich fühle den Gott im Busen, u. s. w. Insgemein redet dann auch der Dichter in einem sehr stolzen zuversichtlichen Tone von sich selbst, und dem Werke das er hervorbringen wird.

Ich fliehe stolz der Sterblichen Revier;
Ich eil' in unbeflogne Höhen.
Wie keuchet hinter mir
Der Vogel Jupiters, beschämt mir nachzusehen!

Uz.

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf. Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen!

Ebenders.

Eine so stolze, die Erwartung so hoch

spannende, Ankündigung dürfte kein anderer Dichter wagen; dem lyrischen wird sie, wegen der Gemüthsverfassung die man bei seinem Werke voraussetzt, verziehen; ja, es wird ihm sogar verziehen, wenn er die Erwartung ganz und gar nicht befriedigt, sondern nach der Ankündigung aufhört. Dies geschieht da, wo er sich seinen Gegenstand so groſs denkt und sich selbst so trunken zeigt, daſs er, nach der Ankündigung seines Vorsatzes, wenn er ihn nun ausführen soll, in stummes Bewundern und Anstaunen zurücksinkt. So *Horaz* in der 25sten Ode des 3ten Buchs, wo eben das Nichtsingen des August, dessen Lob er so prächtig ankündigt, die feinste und ausgesuchteste Schmeichelei ist.

Wir haben vorhin von Feuer des Tons gesprochen; es versteht sich, daſs dieses

Feuer, nach Verschiedenheit des Gegenstandes und der auszudrückenden Empfindung, seine mannichfaltigen Grade hat, wo es oft kein Feuer mehr genannt werden kann. Denn einmal bezeichnet man doch mit diesem Worte nur die höhern Grade der Wärme, wo die Seele inniger, stärker erschüttert ist, und mit weitern, kühnern Schritten durch die Ideenreihe forteilt. Die Hauptpflicht des lyrischen Dichters wird seyn: daß er die ganze Natur jeder Art von Empfindung, mit allen ihren Mischungen, Übergängen in verwandte Empfindungen, Ursachen ihres Wachsthums und ihrer Abnahme, die ganze Art wie jede die Seele stimmt und modificirt, sorgfältig erforsche; denn nur so wird er überall richtig, originell, in seinen Planen bedeutend seyn; nur so die Sprache der durch sie auszudrückenden

Empfindung, nach der jedesmaligen Natur, dem jedesmaligen Grade derselben, völlig anschmiegen. Bei dem was wir hier Sprache nennen, bei der ganzen wörtlichen Bezeichnung der Ideen; kömmt es auf zweierlei an: zuerst auf die Wahl der Wörter, Bilder, Redensarten, nach der ganzen genauern Bestimmung ihrer Bedeutung, da sie bald mehr bald weniger sagen, bald höher bald niedriger, bald edler bald gemeiner sind, bald auf solche bald auf andere Nebenideen führen; auf die Art ihrer Verbindung und Zusammenstellung in einzelnen Sätzen und ganzen Perioden, da sie anders und anders verflochten, mehr oder weniger zusammengedrängt, einige mehr ins Licht gerückt, andre mehr im Schatten gehalten werden; auf den richtigen Gebrauch der Figuren, von denen S. 153 die Rede war; mit einem

Wort: auf das was man, im engern Sinne des Worts, Sprache, *Diction* nennt. Und dann zweitens kömmt es auf das *Mechanische* an, oder auf das was bei der Rede den äuſsern Sinn rührt, auf den Klang und den Rhythmus. Wie wichtig dieses Mechanische zur Verstärkung der Lebhaftigkeit der Ideen sei, ist schon oft erinnert worden; wie ausnehmend wichtig die Diction sei, muſs ein Jeder ohne Beweis empfinden, der den Eindruck eines Werks, wo alle einzelne Wörter, Redensarten, Wendungen, Bilder, Figuren, sorgfältig nach der itzigen Seelenbewegung, dem Maſse der itzt erforderlichen Kraft des Gedankens gewählt sind, mit dem Eindruck eines andern vergleicht, dessen Sprache unangemessen, ungleich, bald zu hoch bald zu niedrig, bald zu stark bald zu matt, bald zu gedrängt bald zu weitſchweifig iſt. Dergleichen Fehler der Sprache können oft, jeder an ſich, nicht von der gröſsten Wichtigkeit ſeyn; aber eine zu groſse Menge ſolcher Fehler wird jedem Dichter an ſeinem Werk Vieles, dem lyriſchen Alles verderben: weil bei dieſem das ganze Intereſſe *auf* der Empfindung, auf der Art und Weiſe beruht wie er gerührt iſt, und weil der Ausdruck, die Mittheilung dieſer Rührung, von Sprache, von Mechaniſmus der Sprache, ſo vorzüglich abhängt. Keinem Dichter raubt daher auch der beſte Überſetzer in fremde Sprachen ſo viel, als dem lyriſchen Dichter.

Über das Charakteriſtiſche der verſchiednen Füſse und Sylbenmaſse werden bei Leſung des *Horaz* Betrachtungen angeſtellt; und dort ſind ſie ohne Zweifel an ihrem rechten Ort. Nur die den verſchieschiedenen lyrischen Dichtungsarten eigenthümlichen Sylbenmaße sollten wir hier freilich noch zu bestimmen suchen; aber dazu müssen wir nothwendig von jenen Dichtungsarten erst deutliche Begriffe haben. Es scheint, daß man die ganze Eintheilung in Ode, Lied, Elegie, bloß hat auf die verschiedne Einrichtung des Mechanischen gebaut; und da diese Einrichtung in gewisser Absicht noch immer willkürlich bleibt, da auch nicht immer das Mechanische nach der größten Schicklichkeit und Übereinstimmung mit dem Inhalt gewählt wird: so kann man leicht abnehmen, wie schwankend und unbestimmt in Ansehung der innern Merkmale die Begriffe haben bleiben müssen. Dennoch findet sich in dem Mechanischen bei Ode und Elegie etwas Eignes, wodurch sich beide von dem Liede unterscheiden; und wenn wir dieses Eigne entwickeln, so werden wir dadurch vielleicht dem wahren Wesen der angegebenen drei Dichtungsarten näher kommen. Da wir einmal aus dem Innern das Mechanische nicht bestimmen können; so wollen wir umgekehrt aus dem *Mechanischen* das Innre zu finden suchen.

Neuere *Odendichter*, wie z. B. unter den Deutschen Klopstock, Denis u. a. haben das Eigne, daſs sie sich zuweilen eine Mischung mehrerer Zeilenmaſse erlauben, und sich an keine bestimmte Strophen binden. Andere, wenn sie auch in Sylbenmaſs und Strophenbau Einförmigkeit beobachten, pflegen doch, wie Horaz und Ramler, die Abschnitte mannichfaltig zu versetzen, und Zeilen und Strophen so in einander hinüber zu schlingen, daſs man ihre regelmäſsige Gleichheit oft kaum gewahr wird. Man sieht ganz deutlich, daſs bei ihnen diese Freiheit nicht Nachlässigkeit, daſs sie mit Fleiſs gesuchte und bedeutende Schönheit ist. In *Liedern* hingegen wäre eine solche Freiheit wahre Nachlässigkeit, wahrer Flecken. In diesen erwartet man weit mehr Einförmigkeit in Beobachtung der Abschnitte; man erlaubt weniger Verschlingung der Zeilen, weniger Verflechtung der Perioden; mit dem Schluſs jeder Strophe will man, daſs der Gedanke vollendet, die Periode geschlossen sei. — Ferner liebt der Odendichter die vollern, tönendern, prächtigern Sylbenmaſse, die den Mund mehr füllen, den Athem mehr anstrengen; auch die aus mancherlei Füſsen zusammengesetzten, die weniger bestimmten, die sich wie der Hexameter mannichfaltig ausbilden lassen: so, daſs er auch hier sich Freiheit zu mehr Abwechselungen des Tons läſst. Der Liederdichter liebt dagegen die leichtern, flieſsendern, kürzern, bestimmtern Sylbenmaſse, die aus lauter gleichförmigen Füſsen, Jamben, Trochäen, Daktylen bestehen. Oder wenn er einst unbestimmtere Sylbenmaſse wählt; so ist es bei ihm ein Verdienst, was bei dem Odendichter keines ist, die Füſse darin durchgängig nach Einer Regel zu mischen; so wie *Uz* in seinem so wohlklingenden Stücke „der Frühling" gethan hat, welches freilich noch eher Ode als Lied ist. — Der *Elegische* Dichter unterscheidet sich von beiden, von Oden- und Liederdichtern, dadurch: daſs er in seinen Sylbenmaſsen am einförmigsten ist, keine Strophen baut; nur mit zweierlei verschiednen Zeilen wechselt: bei den Alten mit Hexameter und Pentameter, bei den Neuern insgemein mit dem männlichen und weiblichen Alexandriner oder Trochäus. Ein deutscher Dichter charakterisirt die Elegie durch folgende Züge:

Ich sah die Elegie hellglänzend vor mir stehn.
Ihr Hals war regellos mit Locken überdecket;
Ihr Auge war verweint, doch auch verweint noch schön.
Viel träge Weichlichkeit verrieth der Bau der Glieder.
Ein schleppendes Gewand, das ohne Reichthum war,
Umfloſs die volle Brust, stieg mit ihr auf und nieder,
Und seine Länge barg der Fersen ungleich Paar.

v. Nicolay.

Sowie das Mechanische, so auch in den verschiedenen Dichtungsarten die Diction. Der Odendichter liebt meist die edelsten, prächtigsten, seltensten Wörter: er holt aus dem Sprachschatz längstvergeſsne Ausdrücke wieder hervor, die bei dem Reiz der Neuheit, da sie so lange nicht mehr erschienen, das Ehrwürdige des Alterthums haben; er wagt eigne, oft ungewohnte Zusammensetzungen von Wörtern, zufrieden, wenn nur irgend eine bekannte Analogie der Sprache sie rechtfertigt; er schmückt seinen Ausdruck mit neuen, kühnen, unerwarteten Bildern. In Liederdichtern findet man alle diese Freiheiten weit weniger: sie lieben bedeutende, aber nicht fremde Wörter; gewählte, aber nicht ungewöhnliche, auffallende Redensarten und Verbindungen; Bilder, aber nicht zu kühne, prächtige Bilder. In Elegieen vollends nähert sich die Diction schon weit mehr der Prosa: sie ist weit weniger stark, gedrängt, geschmückt; enthält sich aller raschern Wendungen, aller glänzenderen Sprach- und Sachfiguren.

Vorausgesetzt nun, das Mechanische wäre der Diction, beides wäre dem Inhalt, der Natur der ausgedrückten Empfindung überall völlig angemessen: worauf würde, schon nach dem Mechanischen, das Wesen der drei Dichtungsarten beruhen? — Da, unsrer Erklärung nach, das Wesen jedes lyrischen Gedichts überhaupt Phantasiegang einer Seele ist, die sich ganz dem Eindruck eines Gegenstandes hingiebt, so müſste das Wesen der untergeordneten Dichtungsarten in nähern Modificationen eben dieses Phantasieganges liegen; und wie würden wir nun diese Modificationen bestimmen? — Die Freiheit in der Mischung der Zeilenmaſse, die mannichfaltiger vertheilten Abschnitte, die in einander hinübergeschlungenen Strophen, die gröſsere Fülle und Pracht, zeigen deutlich: daſs der Odendichter, um mich so auszudrücken, in seinem Gange bald kräftiger, gewichtiger auftritt, bald mit mehr Hitze und Ungestüm forteilt, bald ungleichförmiger, regelloser die Geschwindigkeit seines Laufes abändert, als Lieder- und Elegieendichter. Das Gleichförmigere in Füſsen und Strophenbau, das Leichtere, Kürzere, das mehr Fortflieſsende in dem Sylbenmaſs des Liederdichters zeigt an: daſs bei ihm die Phantasie von jedem einzelnen Gedanken weniger erfüllt ist; nicht weite, kühne, aber auch nicht enge, träge Schritte thut, nicht ungestüm und reiſsend, nur munter, frisch, lebhaft durch die Ideenreihe hineilt. Das sehr Einförmige, Schleppende, Weichliche im Sylbenmaſs des Elegieendichters beweist: daſs bei ihm die Phantasie länger auf jedem Gedanken ruht, ihn gleichsam ungern verläſst, mit weit mäſsigern, engern Schritten durch die nächsten Ideenverbindungen sanft und eben fortgleitet. — Alle stärkere, alle stürmische, oder erhabne Empfindungen also, die die Seele schwellen und fortreiſsen, würden wir dem Odendichter; alle mittlere, mäſsige, die sie lebhaft, aber gemächlich bewegen, dem Liederdichter; alle zärtlichere, weichere, die sie abspannen, die ihre Bewegung hemmen, dem Elegieendichter geben.

Der hier festgesetzten Gränzscheidung der Begriffe ist wenigstens die eine Beobachtung günstig: daſs der Odendichter von jeher gern Götter, Helden, Schlachten, Triumphe, also groſse, erhabene, schreckliche Gegenstände wählte; der Liederdichter gern Liebe, Wein, Schönheit, Frühling sang, also sich in fröhlichen, in ergötzenden Gegenständen gefiel; der Elegieendichter gern klagte, weinte, oder auch wohl mit sanfter Rührung seine stille Ruhe und Zufriedenheit pries, also das Traurige, das bloſs Angenehme zu seinem Stoffe machte. Hingegen ist dieser Gränzscheidung zuwider: daſs man so oft Lieder nennt, was in der That, wie die Amazonenlieder unsers *Weiſse*, beim bloſsen Sylbenmaſs des Liedes, Odengeist, Odenton hat; daſs man von *Anakreontischen* Oden spricht, wo sich Stoff, Diction, Mechanismus, Alles vereinigt, um die Benennung des Liedes zu fordern; endlich, daſs man Stücke, die, Gegenstand und Empfindung nach, nur in Strophen gebrachte Elegieen wären, mit dem Namen von Traueroden belegt. Indeſs ist der Schade, den das Schwankende dieser Benennung thun kann, zu unwichtig, als daſs man dagegen eifern sollte; auch würde ohnehin der Grund des Unterschiedes, da er ein bloſser Grad, ein bloſses Mehr oder Weniger ist, keine so ganz feste Gränzscheidung erlauben.

Man spricht, noch in einer andern Hinsicht, von lyrischen Gattungen: man nennt *Hymnen* oder geistliche Oden Stücke, die der Verherrlichung des höchsten Wesens geweiht sind: *geistliche Lieder* und Gesänge überhaupt, alle Stücke worin sich religiöse Empfindungen ergieſsen; *heroische* Oden, *Loboden*, solche, in denen Thaten der Helden, in denen überhaupt groſse bewundernswürdige Thaten und Tugenden gepriesen werden. Denn nicht nur Krieger sind der Lobgesänge der Dichter würdig;

Auch Ihr, der Staaten friedliche Wächter, habt
Ein hohes Recht an seinen geflügelten
Gesängen; auch der tapfre Richter
Mächtiger Frevel und armer Unschuld;

Auch, deren Geist dem immer erneuerten
Geschlecht der Menschen Güter und Künste
fand;
Auch, wer allwachsam seinen Bürgern
Überfluſs, Sitte, Gesundheit mittheilt.
Ramler.

So spricht man auch von moralischen, philosophischen Oden, u. s. w. Die ganze Eintheilung aber hat in die Theorie des lyrischen Gedichts eben so wenig Einfluſs, als die Eintheilung in Kunst-, moralische, philosophische Lehrgedichte in die des didaktischen hatte; und so schweigen wir denn auch von jener, wie wir von dieser schwiegen.

Die lyrische Dichtungsart ist die glänzende Seite unsrer poetischen Literatur, wo die Wahl unter so vielen und so schätzbaren Stücken am meisten schwer fällt. Nur aus wenigen der berühmtesten frühern Dichter heben wir einige Stücke aus, die doch zum Theil, wenigstens hie und da, der Kritik noch einige Blöſsen geben mögten.

Beispiele von Oden mögen folgende seyn.

Die wahre Gröſse.

In meinen Adern tobt ein juvenalisch Feuer;
Der Unmuth reichet mir die scharfgestimmte Leier.
Maſst sich des Pöbels Wahn
Das Urtheil nicht von groſsen Seelen an?

Sei Richter, liebster Gleim! (der Pöbel soll nicht richten!)
O du, der jedes Herz mit reizenden Gedichten
Nach Amors Willen lenkt,
Der schalkhaft scherzt, und frei und edel denkt!

Ein Mann, der glücklich kühn zur höchsten Würde flieget,
Und weil er, Sklaven gleich, vor Groſsen sich geschmieget,
Nun als ein groſser Mann
Auch endlich selbst in Marmor wohnen kann:

Der heiſst beim Pöbel groſs, da ihn sein Herz verdammet;
Und wenn der Bürger Gold auf seinem Kleide flammet,
So sieht die Schmeichelei
Vor Schimmer nicht, wie klein die Seele sei.

Soll seines Namens Ruhm auf späte Nachwelt grünen?
Dem Staate dient er nur, sich Schätze zu verdienen.
Bereichert ein Verrath:
So, zweifle nicht, verräth er auch den Staat.

Der Abſicht Niedrigkeit erniedrigt groſse Thaten.
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Herkuls Werke rathen,
Der heiſst vergebens groſs;
Er reiſst sich nie vom Staub des Pöbels los.

Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen,
Irr' um den trägen Phrat, wo heiſsre Sonnen wüthen,

Und reiſs dein murrend Heer
Zum Ganges hin bis ans entfernte Meer!

Du kämpfest überall, und siegest wo du kämpfest,
Bis du der Barbarn Stolz, voll gröſsern Stolzes, dämpfest,
Und die verheerte Welt
Vor ihrem Feind gefesselt niederfällt.

Verkenne Menschlichkeit und menschliches Erbarmen!
Von deinem Haupte reiſst, auch in des Sieges Armen,
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeern ab, die Ehrsucht ihr entwand.

Mit Lorbeern wird von ihr der beſsre Held bekränzet,
Der für das Vaterland in furchtbarn Waffen glänzet,
Und über Feinde siegt,
Nicht Feinde sucht, nicht unbeleidigt kriegt;

Der Weise, der voll Muths, wann Aberglaube schrecket,

Und Wahn die halbe Welt mit schwarzen Flügeln decket,
Allein die Wahrheit ehrt,
Und ihren Dienst aus reinem Eiſer lehrt;

Der echte Menschenfreund, der bloſs aus Menschenliebe
Die Völker glücklich macht, und gern verborgen bliebe,
Der nicht um schnöden Lohn,
Nein! göttlich liebt, wie du, Timoleon!

Zu dir schrie Syrakus, als unter Schutt und Flammen,
Und Leichen, die zerfleischt, in eignem Blute schwammen,
Der wilde Dionys
Sein eisern Joch unleidlich fühlen lieſs.

Du kamst und stürztest ihn, zum Schrecken der Tyrannen;
Wie, wenn ein Wintersturm die Königinn der Tannen
Aus starken Wurzeln hebt,
Von ihrem Fall ein weit Gebirge bebt.

Durch

Durch dich ward Syrakus der Dienstbarkeit entzogen,
Und sichrer Überfluſs und heitre Freude flogen
Den freien Mauren zu.
Held aus Korinth! was aber hattest du?

Allein die edle Lust, ein Volk beglückt zu haben.
Belohnung beſsrer Art, als reicher Bürger Gaben!
Du Stifter güldner Zeit,
Der Hoheit werth, erwähltest Niedrigkeit.

Doch dein gerechtes Lob verewigt sich durch Lieder,
Nachdem die Ehre dich auf glänzendem Gefieder
Den Musen übergab;
Noch schallt ihr Lied in Lorbeern um dein Grab.

Uz.

Der Zürchersee.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den groſsen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden See's Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf;
  Komm in röthendem Strahle
    Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süſse Freude, wie du! gleich dem beseelteren
  Schnellen Jauchzen des Jünglings,
    Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuſs
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
  Schon war manches Gebirge
    Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh,
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
  Schon verrieth es beredter
    Sich der schönen Begleiterinn.

Hallers Doris, sie sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleist zärtlich wie Gleimen liebt;

Und wir Jünglinge sangen,
Und empfanden, wie Hagedorn.

Jetzt empfing uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude!
Volles Maſses auf uns herab!

Göttinn Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielinn,
Die sich über uns ganz ergoſs!

Süſs ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen,
Und die Herzen der Mädchen gieſst.

Ach! du machst das Gefühl siegend: es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender;

Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beſsre ſanftere Luſt, wenn er Gedanken winkt,
Im ſokratiſchen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz, und zu Entſchlieſsungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weiſen iſt.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das ſchlagende Herz; und die Unſterblichkeit
Iſt ein groſser Gedanke,
Iſt des Schweiſses der Edlen werth!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelinn
Sohn und Tochter noch ſeyn; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe,
dich,
Fromme Tugend, dich auch gieſsen ins sanfte
Herz:
Ist, Goldhäuſer! nicht wenig!
Ist des Schweiſses der Edlen werth!

Aber süſser ists noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund
zu seyn;
So das Leben genieſsen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem
Blick
Auf die silberne Welle,
That mein Herze den frommen Wunsch:

Wäret Ihr auch bei uns, die Ihr mich ferne
liebt,
In des Vaterlands Schooſs einsam von mir ver-
streut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft
uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium.

KLOPSTOCK.

Josephs erste Reise.

Herauf, o Sonne! Lange schon harret dir
Der Bard' entgegen, welchen der Hahnenruf
Aus seelenhebenden Gesichten
Mitten in seinem Gewölbe weckte.

Herauf, o Sonne! Röthe mein Saitenspiel
Mit einem deiner Erstlinge! Denn mein Herz
Ist voll von Joseph. Nur dein Anglanz
Mangelt. Erschein'! und Gesänge reifen.

Sie kömmt. Die Blume schleuſst ihr den Busen auf.
Der Thau der Wipfel blitzet ihr Gold zurück,
Und tausend rege Lüftesänger
Lösen in Freudengetön die Kehle.

So kömmt zu Völkern, welche das Meer von uns,
Von uns die Kette steiler Gebirge trennt,
So kömmt zu Völkern Joseph. Herzen
Schlieſsen sich auf, und gethürmte Städte,

Tief aufgereget, schmücken ihr luftig Haupt,
Und kleiden sich in *Feier*, und himmelan
Erschallt von hunderttausend Lippen:
Heil dem Gebieter der deutschen Erde!

Heil sei dem ersten Sohne Theresiens!
Dem Heldenenkel, Herzeneroberer!
Dem wunderbaren jungen Manne!
Weiser, Genügsamer, Holder, Heil *dir*!

Wem jauchzt Ihr, Völker? Städte, wen feiert Ihr?
Wem schlieſsen aller Herzen so weit sich auf?
Tönt, Saiten, tönt den Stolz des Barden!
Tönt ihn gewaltiger! *Er ist* unser!

Ihr seht ihn, Völker! Deckt ihn *ergrabner* Werth
Von einer halben *Erde*? Beschweret er
Von Silber helle Räder? Folgen
Seinem Gespanne die bunten Heerden

Geſchmückter Diener? Blitzet ein fürchterlich
Gemiſch entblöſster Wehren um Joſeph her?
Und dennoch jauchzt ihr? Echter Gröſse
Jauchzet ihr, Völker! Und Er iſt unſer!

Ihr ſeht ſein menſchenfreundliches Angeſicht,
Sein Aug voll Herz auf Grüſsende zugewandt.
Ihr hört ihn Weisheit, Güte ſprechen,
Staunet und liebet. Und Er iſt unſer!

Ihr ſeht ihn, Völker, wenn er dem Ewigen
In ſeinen Hallen gläubige Kniee beugt.
Ihr ſeht, und wünſchet allen Erden
Herrſcher, wie Joſeph. Und Er iſt unſer!

Das iſt Er! Harfe, töne des Barden Stolz,
Den Stolz der Kinder Teuts, den entzückenden,
Den wonnetrunkenen Gedanken:
Joſeph der Zweite ſo groſs, und unſer!

Und ſängen alle Barden der Kinder Teuts
In ihre beſten Harfen, es bliebe doch
Unausgeſungen der Gedanke;
Seelen empfinden allein die Süſse.

Dem Göttlichen zu dienen, sein Eigenthum
Und seiner Sorgen einziger Zweck zu seyn,
Der, voll des Vaters und der Mutter,
Eh noch die Wange sich männlich bräunte,

Noch eh der Herrscher Gold ihm vom Haupte schien,
Schon Herrscher seiner selbsten, entadelnden
Oft thronerschütternden Begierden
Niemal den himmlischen Busen aufschloſs.

Den, nur von Recht und Einsicht und Mäſsigkeit,
Der Erdegötter schönsten Gefährtinnen,
Begleitet, an die Grenzen seines
Mächtigen Erbes die Liebe seiner

Getreuen hinzog, jegliches Ungemach
Verachtend und zur kriegrischen Arbeit sich
Mit Lust erhärtend; der im Frieden,
Ähnlich dem Adler am Felsengipfel,

Mit wachem Auge ruhet, und adlerschnell
Auf Störer seiner Ruhe sich niedersenkt.
Sie bluten, liegen, und der Sieger
Schwebet zurücke zum Felsengipfel.

Dann wirbelt heller Siegesgesang ihm nach,
Gestürmt in deutsche Saiten, und Joseph horcht;
Nicht Sänger fremder Zungen, deutscher
Heldenton reizet den deutschen Herrscher!

Und kann der Ausbruch meiner Empfindungen
Und meine Saitengriffe den Göttlichen
Nur einen Augenblick der hohen
Erdebesorgenden Bürd' entlasten:

Dann soll dich, meine Scheitel, ein Eichenkranz,
Der Hauptschmuck deutscher Barden, verewigen,
Und junges Eichenlaub in jedem
Monde der Blüthen dich, Harfe, zieren.

Manch vaterländisch Bardenlied höret dann
Die lang verwöhnte Donau zur Abendluft
Aus nahen Espenhainen schallen,
Ihrem erhabenen Herrscher heilig.

Denis.

Auch von Liedern nur ein Paar Beispiele aus den ersten Dichtern, die sich unter uns in dieser Gattung berühmt gemacht haben.

An die Freude.

Freude, Göttinn edler Herzen!
Höre mich!
Laſs die Lieder, die hier schallen,
Dich vergröſsern, dir gefallen!
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester ſüſser Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt, und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth!
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut!

Du erheiterst, holde Freude,
Die Vernunſt!
Flieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter,
Und die ganze Heuchlerzunſt!

HAGEDORN.

An einen Wassertrinker.

Trink, betrübter, todtenblasser
Wassertrinker, Rebenhasser,
Trink doch Wein!
Deine Wangen wirst du färben,
Weiser werden, später sterben,
Glücklich seyn.

Habt, Ihr groſsen Götter, habet
Für den Trank, den Ihr uns gabet,
Habet Dank!
O wie dampſt er in die Nase!
O wie sprudelt er im Glase!
Welch ein Trank!

Alle Sorgen, alle Schmerzen
Tödtet er, und alle Herzen

Macht er froh.
Durstig sang, zu seinem Preise,
Dieses schon der groſse Weise,
Salomo.

O es müssen alle Weisen,
O es muſs ihn Jeder preisen,
Der ihn trinkt.
Finster, grämlich, menschenfeindlich
Läſst er Keinen. Seht, wie freundlich
Er mir winkt!

Siehe, spricht der Rebenhasser,
Wie so freundlich da mein Wasser
Mir auch winkt!
Ernster Weisheit bleibt ergeben,
Wer, ein Feind vom Saft der Reben,
Wasser trinkt.

Wasser, immer magst du winken;
Wer zu klug ist, Wein zu trinken,
Trinke dich!
Wasser, weg von meinem Tische!
Du gehörest für die Fische,
Nicht für mich.

GLEIM.

Die Liebende bei Annäherung des Frühlings.

Schon ist er bald entflohen,
Der Winter, meine Lust.
Die sanften Weste drohen
Mir schrecklichen Verlust.
Umsonst blüht mir Betrübten
Die neugeborne Welt;
Der Krieg ruft den Geliebten
Von mir ins rauhe Feld.

Da, wo ich Blüthen finde,
Blüht mir ein neuer Schmerz;
Der Hauch der Zephyrwinde
Haucht Wehmuth mir ins Herz.
Wo Blumen sich entschlieſsen
Auf der begrünten Au,
Da seh' ich Thränen flieſsen,
Gleich ihrem Morgenthau.

Es singe das Gefieder
Des Frühlings Wiederkehr;
Ich höre Trauerlieder,
Und keine Jubel mehr.

Des Leidens Melodieen
Rauscht der enteis'te Bach,
Und alle Scherze fliehen
Der Flucht des Winters nach.

O steig noch nicht hernieder,
Du Gott der Freude du!
Die Welt belebst du wieder,
Mich aber tödtest du.
O Lenz! die Seligkeiten
Der Liebe bringst du ihr;
Und alle Seligkeiten
Der Liebe raubst du mir.

Weisse.

Endlich sehe man noch eine kurze Elegie, die von wahrer Empfindung eingegeben ist.

Am Sarge seiner früh vollendeten Tochter.

Sanft entschliefst du, frei von Kampf und Schmerzen,
Sanft, von Engeln Gottes eingewiegt,
Selbst nun Engel! Theil von meinem Herzen!
Kind, das hier im Arm dem Tode liegt:

Nicht dem bleichen, schreckenden Gerippe,
Das die mordgewohnte Sichel hebt;
Nein, dem Genius, auf dessen Lippe
Lächeln, wie auf deiner Lippe, schwebt.
Schlummre friedsam! deines Vaters Thränen,
Deiner Mutter Winseln um dich her,
Deines Bruders halbverstandnes Sehnen,
Wecken dich zum Mitgefühl nicht mehr.
Ewig glücklich, daſs dich Gottes Gnade
Früh entkörpert, früh vollendet hat;
Ewig glücklich, daſs die Dornenpfade
Dieses Lebens kaum dein Fuſs betrat;
Daſs dich allem Straucheln, allem Gleiten
Der Erbarmende so ganz entnahm;
Daſs von tausend, tausend Eitelkeiten
Keine noch in deine Seele kam;
Daſs dein Blick der irdschen Zauberscenen
Auſsenseite, nicht ihr Innres, sah! — — —
Überall hier, wo wir Wonne wähnen,
Ist uns Kummer, bittrer Kummer, nah.
Wonne wähnten wirs, uns dein zu freuen,
Zarte Pflanze! dich voll Ämsigkeit
Zu verpflegen, hofften dein Gedeihen;
Gott! und wir verpflegten unser Leid! —
All die Bilder, die von dir wir sammeln,

Deines

Deines Aufblicks, deines Lächelns Lust,
Und dein erster Schritt, dein erstes Stammeln:
Alles wird itzt Dolchstich unsrer Brust.
Traumgewebe war es! Noch empfunden,
Schien es Wahrheit dem getäuschten Blick;
Aber itzt, hinweggerückt, verschwunden,
Läſst es Reu' und Sehnsucht uns zurück.
Aber nein! Auch was uns bleibt, der Schatten
Jenes süſsen Traums ist doch uns werth.
Der Gedanke, daſs wir einst dich hatten,
Wenn er nicht mehr wild die Brust durchfährt,
Wenn der Schauder nun in Schwermuth schwindet,
Und der Gram nicht mehr so wüthend nagt,
Unser Herz die Stille wieder findet,
Die der Wunde Pein ihm noch versagt:
O! dann giebt belebtern, sanftern Bildern
Diese stille, süſse Schwermuth Raum.
Sie wird uns das Leben schöner schildern,
Nicht als eitlen, wesenlosen Traum;
Nein, als den umwölkten, trüben Morgen,
Bald vom heitern Sonnenglanz ereilt,
Dessen Strahl die Nebel unsrer Sorgen,
Deiner Leiden Dämmrung, früh zertheilt.
Weinende Gefährtinn meines Lebens,

Wohl uns! Bald wird sie uns neu gewährt,
Die wir itst beweinen. Nicht vergebens
Hast du sie geboren, sie genährt;
Warst mit frommer, seltner Muttertreue
Unablässig sorgsam für ihr Wohl
Nicht vergebens! Stark durch Hoffnung freue,
Dich des Glücks, das einst uns werden soll:
Haben wir durch Kampf und Muth und Leiden
Jenen Lohn der bessern Welt ersiegt,
Wenn uns dann, am Eingang ihrer Freuden,
Dieser Engel in die Arme fliegt.

Eschenburg.

Die beiden merkwürdigsten Arten, wie sich diese Dichtungsart mit andern mischt, sind schon in diesem Hauptstück, bei Gelegenheit der *Lessingschen* Scene aus Minna von Barnhelm, und bei Entwickelung des Begriffs vom Plane der Ode, vorgekommen. Man erkennt, wenn man beide Stellen vergleicht, daſs die lyrische Reihe, so gut wie jede andre, bald die herrschende, bald die untergeordnete seyn kann. Auch das ist schon bemerkt worden: daſs viele Stücke, die in der That *beschreibend* oder erzählend sind, um ihres beseeltern empfindungvolleren Tons, um der hie und da eingemischten kleinen Ausschweifungen der Phantasie, und um des regelmäſsigen Strophenbaues willen, zu der lyrischen Gattung pflegen gezogen zu werden. Die *Hymne* ist, nach den besten Mustern, nichts als feurige Beschreibung alles des Groſsen, Guten und Schönen, das durch eine Gottheit gewirkt wird. In einer Elegie auf einen Gottesacker von *Hölty*, die wir nicht anführen, weil sich dieser junge zu früh verstorbene Dichter nachher weit vortheilhafter gezeigt hat, entstehen die verschiednen einzelnen Empfindungen, so wie sich dem Dichter ein Grabhügel nach dem andern zeigt, und ihm Stoff zu neuen Betrachtungen darbeut. Die nur mäſsig bewegte Phantaſie endigt hier bald ihre kleinen Abſprünge, und erlaubt dann den Sinnen, die Betrachtung des Gegenſtandes ſelbst weiter fortzuſetzen.

NEUNTES HAUPTSTÜCK.

Von den Formen der Gedichte.

Im zweiten Hauptstück haben wir zu dem Begriff der *Form* auch diejenige Einrichtung eines Gedichts gezogen, durch die es zur Verbindung mit einer andern der Poesie verschwisterten Kunst bequem wird. Allein die Gesetze einer solchen Verbindung lassen sich nicht aus der Dichtkunst allein erkennen; und wir werden also wohl thun, wenn wir fürs erste, mit Beiseitsetzung der *äuſsern*, nur die *innern* Formen untersuchen; das heiſst: diejenigen, die in der Theorie des Gedichtes selbst, unabhängig von jeder andern Theorie, können erörtert werden.

Nach dem gegebenen Begriff, bestände die äuſsre Form in der Verbindung, in der Unterordnung mehrerer Künste, oder in der Rücksicht auf so eine Verbindung; da denn das Werk entweder bloſs zu einer Kunst gehörig, oder zur Verbindung mit andern Künsten eingerichtet wäre. Worin wird nun aber die *innere* Form poetischer Werke bestehen? — Wir haben schon mehr als einmal von Form gesprochen, wo von Verbindung der einen Dichtungsart mit der andern die Rede war. So sagten wir von der Geschichte in Musarion, daſs sie *Wieland* nur als Form für die Reihe seiner philosophischen Ideen gebraucht habe; und von der Fabel, daſs hier die eine Gattung von Materie als Form zum Vortrag einer andern diente.

Die innere Form läge alſo gleichfalls in Verbindung, in Rückſicht auf Verbindung; zwar nicht mehr ganzer Künſte, aber doch mehrerer verſchiedner Materien: und ein Werk wäre, ſeiner innern Form nach, rein und einfach, wenn es nur Eine Materie; gemiſcht oder zuſammengeſetzt, wenn es eine Verbindung von mehrern enthielte.

Aber wie, wenn wir mit dieſer Erklärung des Begriffs der Formen nicht ausreichten? wie, wenn man auch da allgemein von Form ſpräche, wo eine ſolche Rückſicht auf Verbindung des Verſchiednen in der That gar nicht Statt findet? Dies aber ſcheint der Fall mit der *erzählenden* und der *dramatiſchen* Form. Die Materie iſt hier die nehmliche: Handlung; und geſetzt auch, daſs dieſe Materie in anderer Abſicht niemal rein wäre, ſo hängt doch, dem Ansehen nach, ihre erzählende und dramatische Form bloſs von dem Umstande ab: ob der Dichter selbst in fortgehender Rede spricht, oder ob er die Personen, zwischen denen die Handlung vorfällt, selbstredend einführt. Hier scheint durchaus keine Verbindung mehrerer Materien Statt zu finden. Wir müssen, um der Sache auf den Grund zu kommen, diese Art von Form weitläuftiger untersuchen; nach dieser Untersuchung wird es sich zeigen: ob das Wort Form vieldeutig sei, und wir mehrere Erklärungen davon geben müssen? oder ob Alles was Form heiſst, unter Einen gemeinsamen Begriff befaſst werden könne?

Doch, um dieser Untersuchung ihre völlige Allgemeinheit zu geben, dürfen wir die Wörter: dramatisch und erzählend, nicht beibehalten; denn diese beziehen sich sichtbar nur auf Werke aus der pragmatischen Gattung. Nun aber haben wir im fünften Hauptstück gesehen, daſs *die* Art Form, die hier in Betrachtung kömmt, auch auf didaktische, und im achten, daſs sie auch auf dasjenige beschreibende Gedicht anwendbar ist, welches Denkarten, Sitten, Leidenschaften schildert, oder vielmehr nicht schildert, sondern sie selbst, in ihren einzelnen Auſserungen, zur Beobachtung vorführt. Um also eine allgemeinere Benennung zu haben, wollen wir lieber sagen: *dialogische,* und *undialogische* Form.

Allein auch dies hat noch Schwierigkeiten. Denn zuerst wird nach S. 465 der Ideengang in dem dialogirten lyrischen Gedichte gar nicht wesentlich geändert; in dramatischen, didaktischen, beschreibenden Gedichten hingegen, insofern das letztere Geist und Herz menschlicher Wesen schildert, entsteht oft durch den Dialog ein ganz anderer Gang, ein ganz anderer Schwung der Ideen: sie werden mehr vereinzelt, erhalten eine ganz andre Ausführlichkeit, treten in eine ganz andre Ordnung. Zweitens giebt es in der didaktischen Gattung, wie wir an dem Monolog des Beor sahen, Selbstgespräche, die ganz den Ton der dialogirten Stücke halten; und in dramatischen Werken ist der Ideengang der Monologen, sobald sie echte Monologen sind, von dem der dialogirten Scenen gar nicht wesentlich unterschieden. Wiederum drittens giebt es dialogirte didaktische Stücke, wie das S. 163 folg. angeführte von *Dusch,* die wirklich nur aus kleinen Abhandlungen; dialogirte Scenen, die aus kleinen Erzählungen oder aus vereinzelten Stücken einer und der nehmlichen fortlaufenden Erzählung bestehen, so daſs der Mitunterredner nur dann und wann eine Frage, einen Ausruf, eine Spötterei, eine Anmerkung dazwischen wirſt. Also auch das scheint bei den Formen nur zufällig, daſs Einer oder daſs Mehrere, und eben so zufällig, daſs der Dichter selbst oder daſs fremde Personen reden. Wenn uns daher die Benennung der Formen nicht miſsleiten soll; so müssen wir eine andre suchen, welche mehr die innere, die wesentliche Verschiedenheit derselben bezeichnet.

Dazu aber müssen wir vor allen Dingen erst die Frage aufwerfen, worin diese Verschiedenheit liege? Wir werden sie erkennen, wenn wir Alles das wovon wir empfanden daſs es sich der Form nach ähnlich sei, zusammen, und dem was wir ihm unähnlich fanden, gegenüber stellen.

— Auf der einen Seite also steht *erstlich* das eigentlich dramatische Gedicht, das nicht bloſs dialogirte Erzählung ist, sei es übrigens Monolog oder Gespräch zwischen Mehrern; *zweitens* das forschende philosophische Gedicht, das nicht bloſs dialogirte Abhandlung ist, sei es übrigens Selbstgespräch oder gemeinschaftliche Untersuchung; *drittens* das beschreibende Gedicht, wo Charaktere, Sitten, Leidenschaften sich selbst zur Beobachtung darbieten, nicht die schon gemachten Beobachtungen hingegeben werden: mag auch hier nur Eine oder mögen mehrere Personen reden. Auf der andern Seite stehen *erstlich* die Erzählungen geschehener Handlungen; *zweitens* die Abhandlung, oder die Resultate schon geendigter Untersuchungen mit ihren hauptsächlichsten Gründen; *drittens* die eigentlich sogenannte Beschreibung, oder die Aufzählung der beobachteten Theile und Merkmaale einer Sache. — Es ergiebt sich sogleich, daſs in der ganzen ersten Classe die Supposition der Gegenwart, in der ganzen zweiten die der Vergangenheit oder Abwesenheit gilt. Oder deutlicher: Es ergiebt sich, daſs dort *die Sache*, an welcher sich die Veränderungen ereignen, *selbst vorgeführt*, und wir zu unmittelbaren Zeugen dieser sich eben itzt entwickelnden Veränderungen gemacht werden; dahingegen hier die Sache uns nicht selbst vorgeführt wird, ihre Veränderungen sich nicht in unsrer Gegenwart entwickeln, sondern ein fremder Zeuge, oder auch derjenige selbst der die Veränderungen litt oder hervorbrachte, uns von ihnen als schon geschehenen Dingen Bericht erstattet. Das einemal *wird, geschieht*;

das andremal *ist geworden, ist geschehen.* Dies führt uns sogleich zu einer treffendern, allgemeinern Benennung: wir können die eine Form die *darstellende*, die andre die *berichtende* nennen.

Was kann nun aber die Dichtkunst darstellen, und was berichten? — Berichten unter den Bedingungen im sechsten Hauptstück Alles, wenn sonst die Sprache nur reich genug ist; denn eben das ist der Vorzug der Sprache, daſs der Mensch sie zum allgemeinen Zeichenschatz für alle Arten von Ideen und Verbindungen der Ideen gemacht hat. Aber was kann sie darstellen? wessen Veränderungen kann sie in unsrer Gegenwart, das heiſst, für unsre unmittelbare Erkenntniſs, sich entwickeln lassen? — Da sie kein andres Medium hat, als Sprache; so kann sie eigentlich auch nur das darstellen, was in der Wirklichkeit ſelbst seine Veränderungen durch Sprache entwickelt: und dies thut allein die Seele im Zustand ihrer klaren Vorstellungen, ihres Bewuſstseyns. Sie faſst ihre Gedanken durch Worte, wird ſich der Reihe ihrer Empfindungen, wird ſich ihrer Neigungen, Wünsche, Absichten, überhaupt aller ihrer Operationen bewuſst, indem sie sie, laut oder heimlich, in Worte kleidet. Und durch eben dieses Mittel wird sie ſich auch der Empfindungen, Absichten, Operationen fremder Seelen bewuſst. Also was einzig dargestellt werden kann, sind *Seelen*wirkungen; sind Wirkungen solcher Wesen, die man durch Erdichtung zu Menschenseelen erhöht oder herabsetzt: reiner Geister, denen man körperliche Werkzeuge; sprachloser Thiere, denen man Vernunft und eben damit Sprachfähigkeit giebt. —

Daſs im Schauspiel sich die Veränderungen der Seele nicht bloſs durch Worte, sondern auch durch Gebehrden entwickeln, macht keinen Einwurf: denn hier wirkt die Dichtkunst nicht allein, sondern in genauer Vereinigung mit der Mimik; und wir behaupten von der Sprache nur das: daſs sie zur Darstellung der Seele ein Mittel; nicht, daſs sie das Einzige sei. —

Aus dem Gesagten folgt: daſs Gedichte welche äuſsre sinnliche Gegenstände malen, die darstellende Form schlechterdings nicht müssen annehmen können; und so findet sichs auch bei Betrachtung der Beispiele, in welchen ein Schein dieser Form zwar im Anfang blenden kann, aber, sobald man genauer ansieht, verschwindet. Man sehe folgendes Stück unsers *Geſsner.*

Daphnis.

Daphnis. Sieh, der Bock dort watet in den *Sumpf*, und die Schafe folgen ihm. Ungesunde Kräuter wachsen da im Schlamm, und Ungeziefer schlürfen sie mit dem Wasser. Komm! wir wollen sie zurücktreiben.

Micon. Die Unsinnigen! Hier ist Klee und Rosmarin, und Thymian und Quendel, und an jedem Stamm schleicht der Epheu. Doch gehn sie zum *Sumpf*. — Aber wir machens wohl selbst oft so: gehen beim Guten vorüber, und wählen was uns schädlich ist.

Daphnis. Sieh, wohin er watet; die Frösche springen weit vor ihm her aus dem Schilf. Heraus, ihr Einfältigen, ans grasige Bord! Wie garstig ihr die weisse Wolle befleckt!

Micon. Nun seid ihr da; hier sollt ihr weiden! — Aber sage mir, Daphnis, was ich da sehe? Marmorstücke liegen im Sumpfe, und Schilf und Unkraut schlagt sich drüber. Auch ein zerfallnes Gewölbe von Epheu, über und über umschlungen, und Dornen wachsen aus jeder Ritze.

Daphnis. Ein Grabmaal wars...

Hier ist in der That etwas von Darstellung der Seelen der Beobachter, insofern sich nehmlich die Art wie sie die Gegenstände ansehn, in ihren Reden ausdrückt; allein die äuſsern sinnlichen Erscheinungen selbst sind und müssen in berichtender Form seyn: nur daſs hier der Bericht durch mehr als durch Einen Mund geschieht. Eben eine solche *scheinbare* Form, die wir auch die *zufällige* nennen können, findet sich an dialogirten Handlungen, wo die Handlung als schon geschehen; an dialogirten Lehrgedichten, wo die Wahrheit als schon untersucht und entwickelt vorgetragen wird.

Das malende Gedicht für sinnliche Gegenstände fällt also in der Lehre von den Formen, eben weil dieses Gedicht, seiner Natur nach, nur Eine annimmt, ganz und gar auſser die Frage; und eben so, aber aus einem völlig entgegengesetzten Grunde, das lyrische Gedicht: denn dieses muſs, seiner Natur nach, immer darstellend seyn, wenn es echt ist. Eine lebhaft interessirte Seele entwickelt darin ihre Empfindungen, und entwickelt sie auf der Stelle, in dem natürlichsten Ideengange, das heiſst, in dem Gange der Phantasie. — Das didaktische, das pragmatische, und dasjenige beschreibende Gedicht welches Seelen schildert, bleiben also allein noch übrig. —

Um nach dieser vorläufigen Entwickelung auf unsre anfängliche Frage zurückzukommen; so ist es einleuchtend: daſs die darstellende Seelenschilderung, wovon wir schon im vorigen Hauptstück ein Beispiel sahen, in einer Verbindung mehrerer Materien bestehe, und sich also unter die gegebene Erklärung der Form schmiege. Die Merkmaale, die der Leser sammeln und in Ein Bild fassen soll, sind darin der lyrischen Reihe eingewebt; denn, mitten in dem freien Laufe ihrer Ideen, entwickelt die Seele ihre Fähigkeiten, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften, nach dem Grade, den mancherlei Verhältnissen, der ganzen feinen Mischung derselben. — Was für Vortheile hier die Darstellung vor der bloſsen eigentlich sogenannten Beschreibung voraushabe: läſst sich aus der Natur der Sprache errathen, und an jedem vortrefflichen Beispiel empfinden. Es ist dem Beschreiber unmöglich, wenn er die Sprache auch noch so sehr in seiner Gewalt hätte, daſs er alle die Feinheiten, die Schattirungen, die abwechselnden Töne, welche eine solche darstellende Schilderung, in dem ganzen Zusammenbaue der Ideen und in dem Ausdruck jeder einzelnen enthält, fassen und angeben sollte. Er würde als Beschreiber lauter allgemeine Begriffe häuſen müssen, bei welchen die Unendlichkeit aller der kleinen Nüancen und Nebenideen, die das Gemälde vollenden und individualisiren, verloren ginge.

Diese ganze Seelenschilderung aber wird in das pragmatische und in das didaktische Gedicht verflochten, sobald dieselben darstellend werden; nicht bloſs die ausführlichere Malerei des Charakters, sondern auch selbst der lyrische Phantasiegang. Beides ergiebt sich aus der nähern Ansicht, und schon aus dem Begriff solcher Werke.

Denn zuerst erscheint auch hier die Seele selbst, und drückt der Sprache, so zu reden, ihre ganze Bildung, nach allen den feinsten und unterscheidendsten Zügen derselben, unverkennbar ein. Jede Veranlassung einer Reflexion, die der Verstand, jeder Eindruck, den das Herz erhält; die ganze Art und Weise, wie sie in jedem Augenblick modificirt wird: das ganze Detail ihres Wirkens und Leidens, ihre geheimsten Ideenverknüpfungen, ihre zartesten Empfindungen; Alles, was die Sprache nur da faſst, wo selbst der Denker, selbst die handelnden Personen ihre Ideen und Leidenschaften durch sie entwickeln: findet sich in dem lebendigen Gemälde der Darstellung, und verschwindet in dem todten Schattenrisse der Erzählung. Man sehe nur, wenn es ja noch Beweis braucht, folgendes Fragment einer Scene aus Emilia Galotti:

Prinz. — Aber so nennen Sie mir sie doch, der er dieses so groſse Opfer bringt.

Marinelli. Es ist eine gewisse Emilia Galotti.

Prinz. Wie, Marinelli? Eine gewisse —

Marinelli. Emilia Galotti.

Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Marinelli. Zuverlässig, gnädiger Herr.

Prinz. Nein, sag' ich; das ist nicht, das kann nicht seyn. — Sie irren Sich in dem Namen. — Das Geschlecht der Galotti ist groſs. — Eine Galotti kann es seyn; aber nicht Emilia Galotti, nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie sagten ohnedas, eine gewisse Emilia Galotti — eine gewisse. Von der rechten könnte nur ein Narr so sprechen. —

Marinelli. Sie sind auſser Sich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn diese Emilia?

Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Obersten Galotti, bei Sabionetta?

Marinelli. Eben die.

Prinz. Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wohnt?

Marinelli. Eben die.

Prinz. Unfern der Kirche Allerheiligen?

Marinelli. Eben die.

Prinz. Mit einem Worte — (indem er nach dem Portraite springt, und es dem Marinelli in die Hand giebt) Da! — Diese? Diese Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die“ noch einmal, und stoſs mir den Dolch ins Herz.

Marinelli. Eben die!

Prinz. Henker! — Diese? Diese Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfinn Appiani! — Die Trauung geschieht in der Stille, auf dem Landgute des Vaters bei Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Prinz (der sich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft). So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was ist Ihnen, gnädiger Herr?

Prinz (der gegen ihn wieder aufspringt). Verräther! — Was mir ist? — Nun ja, ich liebe sie; ich bete sie an. Mögt Ihr es doch wissen! mögt Ihr es doch längst gewuſst haben, alle Ihr, denen ich der tollen Orsina schimpfliche Fesseln lieber ewig tragen sollte! — Nur daſs Sie, Marinelli, der Sie so oft mich Ihrer innigsten Freundschaft versicherten — O ein Fürst hat keinen Freund! kann keinen Freund haben!

— daſs Sie, Sie, so treulos, so hämisch mir bis auf diesen Augenblick die Gefahr verhehlen durften, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemal das vergebe — so werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiſs kaum Worte zu finden, Prinz — wenn Sie mich auch dazu kommen lieſsen — Ihnen mein Erstaunen zu bezeugen. — Sie lieben Emilia Galotti? u. s. w.

Aufzug 1, *Auftritt* 6.

Dieser ganze Zusammenhang von Empfindungen, nach Lebhaftigkeit und Dauer und Übergängen; dieser ganze Wechsel von Erstaunen, Unwillen, Stolz, Unglauben, Ungeduld, Zorn, Verzweiflung, Rachgier; dieses Sie und Er und Du und wieder Sie; diese ganze Mischung von Fragen, Ausrufungen, von Wiederholungen, Abkürzungen, Inversionen — und wer kann Alles fassen, was dieser so sprechende seelenvolle Dialog enthält? — machen zusammen die vollständigste Schilderung von dem Charakter und dem Gemüthszustande des Prinzen aus, die der Erzähler uns schlechterdings nicht geben, ja nicht einmal zu geben versuchen kann, ohne der langweiligste, unerträglichste Schwätzer zu werden.

Zweitens flicht sich, nicht allein in den ruhigern müſsigern Augenblicken, sondern selbst im vollen Feuer der Handlung, der Ideenreihe der Vernunft noch immer die lyrische Reihe ein; nur daſs die letztere hier durch den in der Seele herrschenden Vorsatz, bald mehr bald weniger, nach dem Grade seiner Stärke, eingeschränkt, und die Phantasie ohne Unterlaſs von ihrem freien Fluge wieder zurückgeholt wird. Diese Ideenreihe nehmlich ist die der Seele natürliche, worin sie immer fortläuft, sobald nicht Eindrücke der äuſsern Sinne dieſelbe unterbrechen, oder Vorſätze ſie einſchränken. Wir finden das, wenn wir auf unſer eigenes freies Denken, und auf den Gang aller geſellſchaftlichen Geſpräche Achtung geben. Ja ſogar da, wo uns unſre Abſichten durchaus einen regelmäſsigen, geſchloſsnen Gang zu nehmen zwingen, miſcht ſich noch immer die Phantaſiereihe ein, und giebt dem Wege mannichfaltige Krümmungen und Ausbeugungen. Dies iſt beſonders bei dem gemeinen Manne ſichtbar, der ſich nicht gewöhnt hat ſeine Phantaſie in Zügel zu halten, nicht geübt hat ſeine Gedanken in eine abſichtliche Ordnung zu bringen; er erzählt und räſonnirt mit einer Verwirrung, daſs er oft ſelbſt ſich in dem Chaos ſeiner Ideen verliert, und nicht mehr weiſs wo er iſt oder hin will. Man höre die Wirthinn im Zweiten

Theil Heinrichs des Vierten von *Shakspeare.*

Fallstaf. Wie viel bin ich dir denn schuldig?

Wirthinn. Wahrhaftig, wenn du ein ehrlicher Mann wärst, dich selbst und das Geld dazu. Du schwurst mir auf einen vergoldeten Becher, als du einmal in meiner Delphinstube an der runden Tafel bei einem Kohlfeuer saſsest, am Dienstage in der Pfingstwoche, als dir der Prinz ein Loch in den Kopf schlug, weil du seinen Vater mit einem Bänkelsänger von Windsor verglichen hattest: da schwurst du mir, als ich deine Wunde auswusch, du wollest mich heiraten und mich zu deiner Frau Gemahlinn machen. Kannst du das läugnen? — Kam nicht eben Frau Kathrine, die Schlächtersfrau, in die Stube, und nannte mich Gevatterinn Quikly? Sie kam herein, um einen Napf voll Essig von mir zu borgen; und da sagte sie, sie hätte eine gute Schüssel kleiner Seefische; und da sagtest du, du habest Lust, welche zu essen; und da sagt' ich dir, sie wären schädlich für eine frische Wunde. u. s. w.

Nach Eschenburgs Übers.

Im Hamlet verirrt sich einmal der vor Alter schon schwachsinnige Polonius so sehr, daſs er in die angefangene Reihe nicht wieder zurück kann.

Polon. — Derjenige, mit dem du sprichst und den du ausforschen willst, hat vielleicht einmal den jungen Menschen von dem die Rede ist, auf einem der gedachten Laster betroffen, und wird dann endlich zu dir sagen: „Lieber „Herr — oder so — oder Freund — oder mein „guter Mann —“ nachdem die Titel dort gewöhnlich sind —

Reynaldo. Sehr wohl, gnädiger Herr.

Polon. „Und dann, Herr, thut er das — thut er —“ Was wollt' ich sagen? Ich wollte doch was sagen. Wo blieb ich?

Reynaldo. Bei: und wird dann endlich sagen —

Polon. Gut! wird dann endlich sagen — Ja wahrhaftig, er wird zu dir sagen, u. s. w.

Nach ebenders.

So unmethodisch wird nun freilich der cultivirtere, der seiner Gedanken mächtige Kopf nicht umherschwärmen; aber immer noch wird sich, besonders bei lebhafterm Interesse, die Phantasie ins Spiel mischen, und ein Hauptverdienst der Darstellung wird eben darin liegen, daſs die Phantasiereihe in die Reihe des Vorsatzes überall richtig verflochten werde: doch nicht bloſs richtig, sondern auch unterhaltend; auf eine Art, die Charakter und Lage der Personen in immer gröſseres Licht setzt, und die zugleich, mit der jedesmaligen sanftesten Krümmung, so wenig als möglich vom Ziele abbeugt.

Es zeigt sich hier schon, daſs wir nicht bloſs die Beantwortung unsrer Frage: ob auch die Darstellung in der Verbindung mehrerer Materien liege? sondern zugleich die Regeln derselben werden gefunden haben. In der That läſst sich ihre ganze Theorie aus den vorbereiteten Gründen entwickeln; allein wir verſparen dieſe Entwicklung bis auf das folgende Hauptſtück, in welchem wir die Anwendung der Formen auf das pragmatiſche Gedicht unterſuchen wollen. Bloſs durch ſie wird der Unterſchied zwiſchen epiſchen und dramatiſchen Werken beſtimmt.

Hier nur noch Eine allgemeine Regel, und Eine Bemerkung! Die Regel iſt die nehmliche, die wir ſchon dem Fabeldichter, in Anſehung des Verhältniſſes der Geſchichte zur Wahrheit, gaben; nur, daſs ſie hier einen allgemeinern Ausdruck erhält. Wir forderten, daſs die Geſchichte der Wahrheit, als der eigentlichen Materie des Werks, gehörig untergeordnet ſeyn; daſs dieſe aus jener deutlich hervorſcheinen; daſs alle einzelne Theile der Geſchichte zur Erreichung des Zwecks näher oder entfernter mitwirken, alle ſo geſtellt und verbunden seyn sollten, daſs der wahre Gesichtspunct aus welchem das Ganze zu betrachten sei, niemal verrückt würde. Allgemeiner für alle Formen heiſst diese Regel: daſs die mitverbundnen Materien nie die herrschende unterdrücken, vielmehr sie unterstützen, beleben, innigst in sie verwebt und verschlungen seyn müssen. So, wenn eine didaktische Reihe mit einer beschreibenden oder pragmatischen verbunden wird, muſs Gemälde oder Geschichte die abgezweckten Wahrheiten nicht verdunkeln, sondern anschaulicher machen, den aus ihnen hervorgelockten oder in sie eingekleideten Betrachtungen mehr Kraft, mehr Leben, mehr Feuer geben. Wenn die beschreibende Reihe auf die lyrische gepfropft wird, muſs der Phantasiegang die Wendung nehmen, daſs die bedeutendsten, eigen-

eigensten, sprechendsten Züge des Charakters, mitten im freien Laufe des Gesprächs, zum gegenwärtigsten Anschauen kommen; und wenn beide, die lyrische und die beschreibende Reihe, in das didaktische oder pragmatische Gedicht verflochten werden, muſs die Entwickelung der ganzen Denk- und Empfindungsart einen tiefern Blick in die Gründe des Räsonnements oder der Handlungen öffnen. — Der Grund dieser Regel liegt ganz deutlich in dem Gesetz der Lebhaftigkeit. Alle Vereinzelung und Zerreiſsung schwächt, hingegen alle Verbindung und Harmonie erhebt sie.

Die Befolgung dieser Regel vorausgesetzt, kann nun wohl die Bemerkung keinem Zweifel mehr unterworfen seyn: daſs ein Werk um so dichterischer ist, je eine *zusammengesetztere Form* es hat. Die

Darſtellung macht pragmatiſche und didaktiſche Werke, welche dieſelbe annehmen, unendlich lebhafter als die bloſse Erzählung oder Abhandlung: die unmittelbare Seelenſchilderung iſt eine weit wärmere Poeſie, als die Beſchreibung; die in Handlung verwebte, aus ihr hervorſpringende, durch ſie erhellte und beſeelte Reihe von Wahrheiten hat, in Anſehung des dichteriſchen Werths, vor dem gewöhnlichen einfachen Lehrgedicht bei weitem den Vorzug. Und wiederum hat ein andres Lehrgedicht den Vorzug, in welchem die beſchreibende in die lyriſche Reihe, beide in die pragmatiſche, und alle am Ende in die didaktiſche verſchlungen ſind. So ein Lehrgedicht iſt „Nathan der Weiſe" von *Leſſing:* ein Werk, von dem es unbegreiflich wäre, wie man es als Schauſpiel, was es nicht ſeyn soll, und nicht vielmehr als das was es so sichtbar ist, als Lehrgedicht, hätte betrachten können, wenn man nicht einmal gewisse eingeschränkte Begriffe von den Dichtungsarten festgesetzt hätte, auf welche man Alles zurückzubringen und es danach zu richten gewohnt wäre. Die ganze Anlage und Gruppirung der Charaktere, die ganze Verwicklung, selbst die Liebesgeschichte zwischen dem Tempelherrn und Recha, die Auflösung, wo am Ende Deist, Jude, Mahomedaner, Christ, Alle als Glieder Einer Familie erscheinen: kurz, das ganze Werk in jedem seiner Theile zielt ganz sichtbar auf die groſsen Wahrheiten ab, die uns der Dichter lehren will; und überzeugt uns, daſs sein Werk zur didaktischen Gattung gehöre. Freilich aber hat es ein unendlich gröſseres Interesse, als die gewöhnlichen Werke von dieser Gattung; und dieses Interesse verdankt es *gewiſs*, neben der Würde und Wichtigkeit der Wahrheiten selbst, auch besonders dem ungemeinen *Reiz* seiner Form. Durch diese so vortreffliche Form ist Nathan von *Lessing* vielleicht eben so das rührendste und erhabenste, wie das tieſste und ideenreichste, aller Lehrgedichte; und eben durch sie ist „Musarion“ von *Wieland* vielleicht unter allen die je sind geschrieben worden, das anmuthigste, liebenswürdigste, schönste.

ENDE.

J. J. ENGELS
SCHRIFTEN.
ZWŒLFTER BAND.

H. LORENZ STARK.

BERLIN 1806.
IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

HERR

LORENZ STARK.

EIN

CHARAKTERGEMÄLDE.

1.

Herr *Lorenz Stark* galt in ganz *H……*, wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber auch sehr vortrefflichen alten Mann. Das Äußerliche seiner Kleidung und seines Betragens verkündigte auf den ersten Blick die altdeutsche Einfalt seines Charakters. Er ging in ein einfarbiges, aber sehr feines Tuch, grau oder bräunlich, gekleidet; auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, oder wenn's galt, eine wohlgepuderte Troddelperücke; mit seinem kleinen Hute kam er zweimal außer die Mode, und zweimal wieder hinein; die

Strümpfe waren mit groſser Zierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt; nnd die stark besohlten Schuhe, auf denen ein Paar sehr kleiner, aber sehr hell polirter Schnallen glänzten, waren vorne stumpf abgeschnitten. Von überflüssiger Leinewand vor dem Busen und über den Händen war er kein Freund; sein gröſster Staat war eine feine Halskrause mit Spitzen.

Die Fehler, deren dieser vortreffliche Mann nicht wenig hatte, und die denen welche mit ihm leben muſsten, oft sehr zur Last fielen, waren so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt, daſs die einen ohne die andern kaum bestehen zu können schienen. Weil er in der That klüger war, als fast Alle mit denen er zu thun hatte, so war er sehr eigenwillig und rechthaberisch; weil er fühlte, daſs man ihm selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen keinen gegründeten Vorwurf machen könnte, so war er gegen Andre ein sehr freier, oft sehr beschwerlicher Sittenrichter; und weil er, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, über keinen Fehler sich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen lassen, so war er sehr ironisch und spöttisch.

In seiner Casse stand es auſserordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthschaftet hatte, den einfältigen Grundsatz befolgt: daſs man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben als einnehmen müsse. Da sein Anfang nur klein gewesen, und er sein ganzes Glück sich selbst, seiner eigenen Betriebsamkeit und Wirthlichkeit schuldig war: so hatte er in frühern Jahren sich nur sehr karg beholfen;

aber auch nachher, da er schon längst die ersten Zwanzigtausend geschafft hatte, von denen er zu sagen pflegte, daſs sie ihm saurer als sein nachheriger ganzer Reichthum geworden, blieb noch immer der ursprüngliche Geist der Sparsamkeit in seinem Hause herrschend: und dieser war der vornehmste Grund von dem immer steigenden Wachsthum seines Vermögens.

Herrn *Stark* waren von seinen vielen Kindern nur zwei am Leben geblieben: ein Sohn, der sich nach dem Beispiel des Vaters der Handlung gewidmet hatte; und eine Tochter. Letztere war an einen der berühmtesten Ärzte des Orts, Herrn Doctor *Herbst*, verheiratet: einen Mann, der nicht weniger Geschicklichkeit besaſs, Leben hervorzubringen, als zu erhalten. Er hatte das ganze Haus voll Kinder; und eben dies machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein groſser Kinderfreund war. Weil der Schwiegersohn unfern der Kirche wohnte, die Herr *Stark* zu besuchen pflegte: so war es ausgemacht, daſs er jeden Sonntag bei dem Schwiegersohn aſs; und seine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl gern die Kirche versäumt, wenn nur seine Groſsvaterliebe den Anblick so werther Enkel und Enkelinnen hätte versäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, beim Hereintreten ins Haus, mit Jubelgeschrei entgegensprang, sich an seine Hände und Rockschöſse hängte, und ihm die kleinen Geschenke abschmeichelte, die er für sie in den Taschen hatte. Unter dem Tischgebete schweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen denn leise zuzurufen: Andacht! Andacht!; aber der gerade am wenigsten Andacht hatte, war er selbst: denn sein ganzes Herz war, wo seine Augen waren, bei seinen Enkeln.

Mit seinem Sohne war dagegen Herr *Stark* desto unzufriedener. Auf der einen Seite war er ihm zu verschwenderisch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, verritt, und verfuhr; insbesondere aber, weil er zu viel auf Caffeehäuser und in Spielgesellschaften ging. Auf der andern Seite verdroſs es Herrn *Stark*, daſs der Sohn als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgeist, und als Mensch zu wenig von der Wohlthätigkeit und Groſsmuth seines eigenen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalse und einem Verschwender: zwei Eigenschaften, die Herr *Stark* in gleichem

Grade verabscheute. Er selbst war der wahre Sparsame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hat, das mit Gelde bewirkt werden kann. Wo er keine Absicht fand, da gab er sicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Absicht des Opfers werth schien, da gab er mit dem kältesten Blute von der Welt ganze Hunderte hin. Was ihn aber am meisten auf den Sohn verdroſs, war der Umstand: daſs dieser noch in seinem dreiſsigsten Jahre unverheiratet geblieben war, und daſs es allen Anschein hatte, als ob er die Zahl der alten Hagestolzen vermehren würde. Der Vater hatte den Sohn zu keiner Heirat bereden, der Sohn keine Heirat ohne des Vaters Einwilligung schlieſsen wollen; und beide waren in Geschmack und Denkungsart allzuverschieden, als daſs ihre Wahl oder ihr Wunsch je hätte übereinstimmen können.

Herr *Stark* hatte seine ganze Handlung der Aufſicht des Sohns übergeben, und ihm zur Vergeltung für seine Mühe, einige nicht unwichtige Zweige derselben völlig abgetreten. Nur die Geldgeschäfte, deren er viele und sehr beträchtliche machte, hatte er sich selbst vorbehalten. Indeſs unterlieſs er nie, besonders weil er in die kaufmännische Klugheit seines Stellvertreters nicht das meiste Vertrauen setzte, sich um die übrige Handlung, so wie um das ganze Leben des Sohns, zu bekümmern; und da er ohne Unterlaſs etwas versäumt oder nicht ganz nach seinen Grundsätzen fand, so gab dies zwischen Vater und Sohn zu sehr unangenehmen Auftritten Anlaſs, die am Ende von beiden Seiten ein wenig bitter und beleidigend wurden.

Man sehe hier zur Probe nur einen der letzten Auftritte, der für die Ruhe und Glückseligkeit der Familie die bedeutendsten Folgen hatte.

II.

Der junge Herr *Stark* hatte sein Wort gegeben, im öffentlichen Concert zu erscheinen, und sich zu diesem Ende in ein lichtbraunes sammtnes Kleid mit goldgestickter Weste geworfen. Er hatte sich über dem Anziehen ein wenig versäumt, und fuhr jetzt mit groſser Eile in das gemeinschaftliche Arbeitzimmer, wo eben der Alte beim Geldzählen ſaſs. — *Friedrich! Friedrich!* rief er, indem er die kaum zugeworfene Thüre mit Geräusch wieder aufriſs.

Gott sei bei uns! sagte der Alte; was giebts? — und nahm die Brille herunter.

Der Sohn forderte Licht zum Siegeln, warf sich an seinen Schreibtisch, und murmelte dem Alten seitwärts die Worte zu: Ich habe zu arbeiten — Briefe zu schreiben.

So eilfertig? sagte der Alte. Ich wiederhol' es dir schon so oft: bedächtig arbeiten und anhaltend, hilft weiter, als hitzig arbeiten und ruckweis. — Doch freilich! freilich! Je eher man sich vom Arbeitstisch hilft, desto früher — —

Kömmt man zum Spieltisch, wollte er sagen; aber weil eben *Friedrich* mit Licht hereintrat, so besann er sich, und verschluckte das Wort.

An wen schreibst du denn da? fing er nach einiger Zeit wieder an.

An *Eberhard Born* in *S***.

Den Sohn?

Der Vater heiſst *August*, nicht *Eberhard.*

Gut? Meine Empfehlung an ihn! — Ich denke noch oft an die Reise von vorigem Sommer, wo ich ihn kennen lernte. Es ist doch ein vortrefflicher junger Mann.

O ja! murmelte der Sohn in sich hinein. Wer nur auch so wäre!

Ein ordentlicher, arbeitsamer, gesitteter Mann, wie geboren zum Kaufmann. Voll Muths, etwas zu unternehmen, aber nie ohne Bedacht; in seinem Äuſserlichen so anständig, so einfach: von Sammt und Stickereien kein Freund, und was ich an ihm ganz vorzüglich schätze — kein Spieler. Ich denke, er soll in seinem Leben noch sein erstes Solo verlieren. — Wenn er ja einmal spielt, so ist es nicht in der Karte, sondern mit seinen Kindern. Er hat so liebenswürdige Kinder! — Ach, und der Alte, sein Vater! Der kann so ganz aus vollem Herzen gegen ihn Vater seyn. Das ist ein glücklicher Mann! —

Ich kenne Väter, fuhr er ein wenig leiser fort, die sich an ihm versündigen, die ihn beneiden könnten.

Schreib, oder —! sagte der Sohn, indem er eine Feder nach der andern auf den Tisch stampfte und hinwarf.

Der Alte sah das eine Weile mit an. — Du bist ja ganz ärgerlich, wie es scheint?

Wer's nicht wäre! murmelte der Sohn wieder in sich.

Bin etwa ich daran Ursache? Hab' ich deinen Geschmack nicht getroffen? — Er stand auf, und ging zum Tische des Sohns. — Ich weiſs, du bist von Winken und von Anspielungen eben kein Freund, und ich kann ja auch deutlicher reden.

O, es braucht dessen nicht, sagte der Sohn, und schrieb fort.

Der Alte nahm ihm ruhig die Feder aus der Hand, sprützte sie aus, und legte sie hin. — Sieh! fing er dann an: es wird mir von Tage zu Tage immer ärgerlicher, daſs ich einen Menschen von so weitläuftigem Kopſe und von so engem Herzen zum Sohn haben muſs. Einen Menschen, der für seinen Putz, sein Vergnügen, der in L'hombre und Whist ein Ducätchen nach dem andern, oft auch wohl dutzendweise, vertändelt; der nur noch gestern wieder bis in die sinkende Nacht gespielt hat, und der, wenn er eine groſsmüthige Handlung thun sollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre; — einen Menschen, der ewig ledig bleibt, weil keine Partie ihm reich genug ist, und der doch immer übrig hat, zu fahren, zu reiten, den Cavalier zu machen, Sammt und Stickereien zu tragen. — Ich muſs wohl nicht

Unrecht

Unrecht haben, fuhr er nach einigem Stillschweigen fort; denn du kannſt mir nicht antworten.

O, ich könnte, ſagte der Sohn, indem er mit Hitze aufſtand; aber — —

So ſprich! Was verhinderte dich?

Bei Gott! ich bin es müde, ſo fortzuleben. —

Daſs ich das hoffen dürfte!

Ich bin nun, denk' ich, ein Mann, und kein Kind mehr. Warum wird mir denn noch immer begegnet, wie einem Kinde?

Sohn! Sohn! Es giebt alte Kinder.

Ich bin aufmerkſam; ich verſäume nichts, was zu thun iſt; ich ſetze nie die Achtung und die Ehrerbietung gegen Sie aus den Augen —

Nur den Gehorſam ein wenig.

Ich verwalte das Ihrige mit Redlichkeit und mit Treue: und doch — doch kann ich keine Stunde in Ruhe leben; doch wird mir durch Vorwürfe ohne Ende jeder Augenblick meines Daseins verkümmert; doch wird mir jede Zerstreuung, jedes elende Vergnügen gemiſsgönnt.

Du sprichst sehr hart, aber sehr wahr. Jedes *elende* Vergnügen!

Elend — weil es mir nichts, oder eine Wenigkeit kostet. Was hab' ich denn verloren, wenn ich verlor?

Das Kostbarste, was wir haben: die Zeit.

Und soll ich denn gar keinen Genuſs meiner Jugend haben? Soll ich immer so fortarbeiten, wie Sie; mich eben so tragen, eben so einschränken, wie Sie? eben so — —

Nun, was stockst du? Sprich aus!

Eben so — bei Thalern zusammensparen, um bei Hunderten wegzuwerfen?

Wegzuwerfen! sagte der Alte, dem nichts in der Welt so unerträglich schien, als daſs Kinder ihre Eltern über den freien Gebrauch eines selbsterworbenen Vermögens richten sollten. — Dacht' ich es doch, daſs der junge Mensch noch würde mein Vormund werden! Wegzuwerfen? Was verstehst du darunter? Was heiſst bei dir wegwerfen? Sprich! — Er ging ihm nach, und hielt ihn etwas unsanft am Arme. — Seinen Beutel für jeden ehrlichen Mann offen halten, der Beistand braucht; etwa das?

Ehrlich! sagte der Sohn mit ziemlich gesunkener Stimme. Wenn sie es alle wären!

O, ich bin noch wenig betrogen. Ich fasse meinen Mann erst ins Gesicht, ehe ich gebe. Und was nennst du denn wegwerfen? Sprich!

Sie borgen Allen — ohne das Geringste davon zu haben.

Thor! Ohne das Geringste davon zu haben? — Er zog die Hand von seinem Arme, und gab ihm einen Blick voll Verachtung. — Ich habe das davon, zu sehn, daſs es meinem Mitmenschen wohl geht. Rechnest du das für nichts? — Und wenn sie mich einst die lange Straſse hinabtragen, und ich hier Alles dahintenlasse; so hoff' ich, es soll da Mancher mit Thränen in seinen Augen sprechen: „Schade um den rechtschaffenen Mann! Ich hab' ihm mit Weib und Kindern meinen ganzen Wohlstand zu danken. Ich war in Noth und kam zu ihm; da half er mir auf, und ich konnte bei Ehren bleiben.“ — Bei dir hingegen — — Doch was stehe ich da und predige in den Wind? Dein Kopf hat einmal seine eigene Philosophie, und wollte Gott, daſs es eine gescheidtere wäre! — Nur immer wieder an deine Arbeit! Schreib! Schreib!

III.

Herr *Stark* setzte sich wieder ruhig an seinen Tisch, und achtete wenig darauf, daſs der Sohn eine geraume Zeit mit groſsen, heftigen Schritten umherging. Er hatte den Grundsatz, daſs man einem geschlagnen, weinenden Kinde Zeit lassen müsse, um auszuschnucken, und daſs es unvernünftig sei, von einer aufgeregten Leidenschaft augenblickliche Stille und Ruhe zu fordern. Der Kampf im Herzen des Sohnes würde sich auch wahrscheinlich, wie schon so oft, zum Vortheil der kindlichen Liebe und Ehrerbietung entschieden, und Alles würde seine vorige Gestalt angenommen haben: wenn nicht unglücklicher Weise ein Mensch hereingetreten wäre, der dem jungen Herrn *Stark* aus mehr als einer Ursache verhaſst war. Es war ein gewisser Herr *Specht*, einer der kleinen Anfänger, die auf die Güte des alten Herrn bei jeder Gelegenheit Anspruch machten, und die für die Wünsche des Sohns nur allzuoft darin glücklich waren. Dieser hier hatte den Vorzug vor allen Übrigen; denn er war Pathe und Gevatter zugleich: Verhältnisse, die dem Herrn Stark, nach alter Sitte, noch sehr wichtig und ehrwürdig schienen. Was aber den Sohn besonders gegen ihn aufbrachte, war der aus gewissen aufgefangenen Reden geschöpfte Verdacht, als ob Herr *Specht* eine junge liebenswürdige Witwe, Madam *Lyk*, die bei dem Sohne sehr viel und bei dem Vater sehr wenig galt, bei letzterm angeschwärzt, und ihm Veranlassung zu allen den bittern Glossen gegeben hätte, womit er dann und wann über sie herzufahren pflegte.

Ei! sagte nach seiner gewöhnlichen gleiſsnerischen Art der Herr *Specht*, indem er gerade beim Hereintreten zu seinem groſsen Verdruſs auf den Sohn stieſs, der noch immer umherging: — Ei mein werthster Herr *Stark!* Gleich hier an der Schwelle bin ich so glücklich — — ?

Seine tiefen Verbeugungen und seine süſsen Mienen hatten dem Sohne noch nie so fade und unausstehlich geschienen, als jetzt. — Was giebts? Was solls? fuhr er den ganz erstaunten und erschrocknen Besuch ein wenig unartig an.

Himmel! sagte Herr *Specht*, und griff wieder nach dem Drücker der Thüre; ich hoffe doch nicht, daſs ich ungelegen komme? daſs ich Störung verursache?

Es wäre möglich. Die Zeit ist edel, mein Herr. —

Ja wohl! ja wohl! Schon bei unser

einem; und erst vollends bei Ihnen! bei einem Manne, der solche Geschäfte macht, solch ein Werk führt! — Wahrlich, ich begreiſe oft nicht — —

Was es giebt? Was Sie wollen? hab' ich gefragt. — Borgen etwa? noch ehe die alte Schuld ganz getilgt ist? — Oder wieder Nachrichten von der Witwe, Ihrer Nachbarinn, bringen? — Da! Wenden Sie Sich an meinen Vater, und nicht an mich! —

Indem noch Herr *Specht* mit den Augen in allen Winkeln war, und nicht wuſste, ob er gehen oder bleiben, ob er schweigen oder antworten sollte, drehte der alte Herr *Stark,* dem nachgerade das Gehör ein wenig schwach ward, und der nicht wuſste, *ob* er etwas und *was* er hörte, sich auf seinem Stuhle herum, und half ihm durch ein freundliches Willkommen! von seiner Herzensangst. — Der Sohn warf sich wieder an seinen Tisch, um weiter zu schreiben.

Nun? Und was steht denn zu Diensten? sagte Herr *Stark*, nach mehrern unbedeutenden Fragen; — denn umsonst pflegt *Er* nicht zu kommen, mein lieber Pathe.

Ich — ich wollte so frei seyn, stotterte dieser, indem er schielende, miſstrauische Blicke nach dem Sohn zurückwarf — ich habe, diese Tage über, Gelegenheiten gefunden — so allerhand kleine Gelegenheiten — —

Das versteh' ich ja nicht. Was für Gelegenheiten?

Ich meine: einen vortheilhaften Handel zu schlieſsen, mir einen kleinen Gewinn zu verschaffen —

Ja so! — das ist mir lieb; das ist

schön. — Immer zugegriffen, mein lieber *Specht!* .

Aber — wie's denn bei Anfängern geht — die Beutel sind so eng und so flach. So wie man hineingreift, hat man auch auf den Boden gegriffen. — Dies war, beiläufig zu sagen, einer der eigenen Einfälle des Herrn *Stark*, die Herr *Specht* sich sorgfältig zu merken und gelegentlich bei ihm selbst, mit immer gutem Erfolg, wieder anzubringen pflegte. — Und da wollt' ich denn also — wenn's ohne Beschwerde geschehen könnte — —

Frischen Vorrath holen. Nicht wahr? — Nur heraus mit der Sprache!

Herr *Specht* lächelte, und schlug den Alten mehrmalen hinter einander, mit den äussersten Fingerspitzen, sanft und schmeichlerisch auf die Schulter. — Sie sind doch ein vortrefflicher Mann, liebster Herr Pathe —

Ja, ja! Weil ich ein ſo guter Prophet bin. — Aber was war's denn, das Er vorhin mit meinem Sohne abſprach? Hat Er Sich dem ſchon entdeckt?

Ich wollte. — Ich hatte die Abſicht; aber — der junge Herr —

Wird vermuthlich bedauert haben? wird ſich auſser Stande geſehen haben, zu dienen?

So ſchien's beinahe. —

Es kann Ernſt damit ſeyn. — Die Zeiten ſind ſich nicht immer gleich, und ich denke, es mag ihm jetzt ſelber fehlen.

Hehehe! — liebſter, beſter Herr *Stark!* Wie Sie doch manchmal zu ſpaſsen wiſsen!

Zu ſpaſsen? ſagte der Alte, und wies nach dem andern Tiſch auf die reichgeſtickte Weſte hinüber. — Sieht Er denn nicht, daſs mein Sohn ſein Gold hat verarbeiten laſsen? — Ein jeder freilich nach seinem Geschmack! Der Eine hält's mit einer vollen, der Andre mit einer flimmernden Tasche.

Dieses Wort, in keiner ganz üblen Laune und mit einem ziemlich gutmüthigen Tone gesagt — denn Herr *Stark* war wohl Spötter, aber kein hämischer; und wenn er im Verdrusse erst wieder witzig ward, so war das immer ein Zeichen seiner schon wiederkehrenden Ruhe — dieses Wort folgte auf zu bittre, zu ernstliche Vorwürfe, und ward in Gegenwart eines zu gehaſsten, zu verachteten Menschen gesprochen, als daſs es auf das Herz des Sohns nicht eine sehr unglückliche Wirkung hätte thun sollen. Er sprang mit Ungestüm auf, murmelte heftige unverständliche Worte zwischen den Zähnen, und warf die Thüre.

IV.

Mein Gott! sagte Herr *Specht,* dem vor Schrecken beide Arme am Leibe niedersanken: der junge Herr war ganz erhitzt, ganz ergrimmt. Ich will doch nicht hoffen, daſs meine Gegenwart —

Nicht doch! tröstete ihn der Alte, den seine Übereilung schon innerlich zu gereuen anfing: es ist nur seine Art so; er machts nicht anders. — Dann gab er Herrn *Specht* die benöthigte Summe, mit hinzugefügter Warnung, daſs er sein Geld nicht verstecken, sich nicht in mehr oder in gröſsere Geschäfte verwickeln sollte, als die er verstände, und übersehen könnte. — Übrigens, sagte er, wünschte ich, um Lebens- und Sterbenswillen, eine kleine Verschreibung. Er kann sie mir diesen Nachmittag bringen.

Gewiſs! gewiſs! sagte Herr *Specht:* und klopfte ihm wieder, wie zuvor, mit leichter schmeichelnder Hand, auf die Schulter. — Ich dacht' es doch gleich, liebster Herr Pathe, daſs mir von Ihnen würde geholfen werden. Auch meine Frau sagte: Geh immer! So ein Mann, sagte sie, wie der Herr *Stark* ist, lebt auf der Welt nicht weiter. — Nun, guten Morgen! guten Morgen!

Er hätte ein Vieles darum gegeben, wenn er das unglückliche Wort von der Frau hätte zurückholen können: aber es war heraus, und mit dem Forteilen wollt' es nicht glücken. Herr *Stark* winkte ihm wieder umzukehren, und drohte ihm, nicht ohne Ernst, mit dem Finger. — Weil Er doch Selbst von ihr anfängt, mein lieber *Specht,* und weil ich's bisher immer vergessen habe; — sag' Er mir einmal recht aufrichtig: wär' Er nicht ein wenig verliebt in die Frau?

Je nun, stotterte dieser — ein junger Ehemann — freilich —

Der selige *Lyk,* denk' ich, war's auch. Und nun, die Witwe — die ihm das Seinige vertändelte, verputzte, vertanzte, verschmaus'te — Er weiſs ja wohl besser, als ich's Ihm sagen kann, was dort für Umstände sind. Gar nicht mehr so glänzende, als vordem. — Nehm' Er Sich also in Acht, lieber *Specht!* Sei Er auf Seiner Hut!

Aber wie so, bester Herr Pathe? wie so? — Meine Frau — —

Ist mir gar sehr nach der Mode. Alles was nur aufkömmt, das macht sie mit. Und darum stell' ich mir vor — weil Er doch nur ein Anfänger ist, und weil ich Ihn doch sonst als guten Haushälter

kenne

kenne — ich stelle mir vor: Er hat so eine gewisse schwache Seite, und die junge Frau hat die ausgekundschaftet. — Hab' ich's getroffen?

Liebster, bester Herr Pathe — —

Man gesteht das nicht gern. Schon gut! — Aber ich bitt' Ihn, als Freund, lieber *Specht!* nehm' Er Sich in Acht! Sei Er ein Mann! — Bei einer schlechten Wirthinn, geht der beste Wirth von der Welt zu Grunde; da ist kein Haltens. Er füllt da in ein löcheriges Sieb: und wenn Er Sich auch zu Schanden füllte; Er bringt in Ewigkeit nichts hinein. — Ich weiß zwar wohl, fuhr er nach einem Weilchen mit Schmunzeln fort, wie's die Weiber zu machen pflegen —

Ja freilich, freilich, seufzte hier *Specht*, und fuhr sich mit dem Finger hinter die Ohren. Da steckt's!

Wie sie den jungen Mann in die Enge treiben; Launen haben, Zufälle haben, Beklemmungen und Ohnmachten haben — Gott weiſs, was Alles? — , und wie dann auf einmal wieder das Wetterglas steigt und heitre Sommerluft wird; wie sie da schmeicheln, liebkosen, tändeln, und dann so unversehens, als wenn ihnen nichts drum wäre, damit herausrücken: die da, die trägt dies und trägt das; die geht hier hin und dort hin; die macht dies mit und das mit: — die Närrinn! — Unser eine ist doch eben, was sie ist. —

Nun wahrhaftig! rief *Specht*, dem über die gute Laune des Alten das Herz wieder ganz leicht ward: Es ist, als ob Sie hätten dabei gestanden.

Und wenn sie dann den guten Tropf in der Schlinge haben: wie sie da küssen, liebäugeln, herzen —

Ganz, wie sie's zu machen pflegen! — indem er die gröſste Verwunderung vorgab — ganz nach der Natur! Zug vor Zug!

Ei, ich weiſs das. Ich bin ja alle die Schulen durchgegangen. — Aber zum Henker, Pathe! Der Mann muſs Mann seyn; er muſs ein Herz von Stahl und von Eisen haben. — Immer liebreich, nie verliebt: ist die Regel. — Und was verliert man denn nun, wenn man sich darnach hält? Man gewinnt! Denn wer der Frau nachgiebt, der hat nur dann und wann gute Tage; wer sein Ansehen behauptet, der hat sie immer. — Oder meint Er etwa, daſs die junge Frau des Mannes nicht eben so bedürftig ist, als der junge Mann ihrer? — Possen, Possen, mein lieber *Specht!* Eben so bedürftig; und unter uns: oft wohl mehr!

Nun wart! — sagte dieser, indem er hinter sich sah, und die strengste Miene zog, die in sein flaches Gesicht nur hineinwollte — an *das* Gespräch will ich denken. Ich will dich mir künftig anders ziehen.

Aber mit Art, versteht sich. Mit Art!

Ei freilich! die Art ist die Hauptsache. Die muſs nicht vergessen werden. — Und nun wandt' er Geschäfte vor, die ihn eiligst nach Hause riefen, und ging. Des festen Vorsatzes vermuthlich, nichts zu wagen was ihn vielleicht gereuen, und nichts anzufangen was er vielleicht nicht durchsetzen mögte.

V.

Während Herr *Stark* über seinen Streifzug gegen das schöne Geschlecht aller Sorgen vergaſs, ging der Sohn, voll der äuſsersten Erbitterung, auf seinem Zimmer umher. — So mich zu miſshandeln, rief er: seinen einzigen leiblichen Sohn; und das in Gegenwart eines so verächtlichen, eines so nichtswürdigen Menschen!

Eines so unbedeutenden, armen Wichts! hätte er ſagen können: der sich mit Bücklingen und Schmeicheleien durch's Leben windet, und der übrigens noch eine ganz gute, ehrliche Haut ist. —

Mich der Verachtung, dem Spott, dem bittersten Hohngelächter Preis zu geben; und das auf eine so hämische, so gesuchte, so recht ausgekünstelte Art!

Auf eine freilich ärgerliche, aber dem Alten nun einmal gewöhnliche, und hier von selbst sich darbietende Art, wobei doch, wie sonst immer, der Ehre und des guten Namens geschont ward. —

Mir in dem Augenblicke, wo ich mich hinsetze und für ihn arbeite, so grundlose, so aus der Luft gegriffne, so abscheuliche Vorwürfe zu machen!

Grundlos nun in der That, wenigstens was Spiel und was Nachtschwärmen betraf; aber darum nicht aus der Luft gegriffen: denn unmöglich konnte der Vater von den jetzigen geheimen Gängen des Sohns anders, als nach Ähnlichkeit der ehemaligen, urtheilen; und so waren sie, in seinen Gedanken, noch immer auf die Caffeehäuser und zum Spieltisch gerichtet. — Daſs jetzt wirklich die müſsigen Augenblicke des Sohns, und mitunter auch halbe Nächte, zu sehr lobenswürdigen; sehr edlen Handlungen verwandt wurden: das war niemanden weniger, als dem Vater, bekannt; und diese lobenswürdigen, edlen Handlungen hatten auch so ein gewisses Aber, daſs sie der Sohn für keinen Preis dem Alten hätte wollen bekannt werden lassen. —

Doch zu Bemerkungen, die den Vater hätten entschuldigen oder gar rechtfertigen können, war füritzt der Sohn nicht gestimmt: er sprach vielmehr sich selbst durch die heftigsten, überspanntesten Ausdrücke immer tiefer in den Verdruſs hinein; und endigte zuletzt mit dem Entschluſs, seine Lage auf einmal und so ganz zu verändern, daſs er schlechterdings auſser aller Verbindung mit dem Vater hinausträte, nicht bloſs das väterliche Haus, sondern auch die väterliche Stadt verlieſse, und an einem ganz fremden Orte mit dem Wenigen, was er vor sich gebracht hatte, ein eigenes Haus errichtete. Die Vernunft selbst, glaubte er, billigte nicht nur, sondern beföhle diesen Entschluſs; denn seine vollen dreiſsig Jahre hatt' er bereits verlebt, und zwar in so herznagendem Kummer, in so tödtenden Ärgernissen und Sorgen, daſs die zweiten dreiſsig zu hoffen Thorheit war: und warum er, eines wunderlichen, grillenhaften, unverbesserlichen Vaters wegen, mehr als die erste, schönste Hälfte seines Lebens aufopfern sollte, das konnt' er nicht einsehn. Sein Herz sprach dagegen zu laut, und im Gesetz fand er's nirgend geschrieben.

In der That war diese Trennung vom Vater kein neuer, sondern ein schon oft gehegter, und selbst bis zum vollständigsten Entwurf durchdachter Einfall, bei welchem, das Wie? und Wohin? und durch was für Mittel? schon längst beantwortet, und nur das Wann? noch unentschieden geblieben war. Immer war indeſs dieser Einfall mit dem Zorne, der ihn erzeugt, und mit dem Grolle, der ihn genährt hatte, wieder verschwunden. Wenn er sich jetzt in dem höchsterbitterten Gemüthe des jungen Mannes fester setzte als je, und im kurzen zum entschiednen, unwiederruflichen Vorsatze ward; so hatte das einen noch ganz andern Grund, als die Launen des Vaters: aber einen Grund, womit Herr *Stark* sich so äuſserst geheim hielt, daſs er ihn kaum sich selbst zu gestehen wagte. Von jeher war es sein Lieblingsentwurf gewesen, sich mit einer der reichsten und glänzendsten Partieen der Stadt zu verbinden: jetzt auf einmal spielte die Liebe ihm den muthwilligen, hämischen Streich, daſs sie ihn mit allen seinen Neigungen zu einer Person hinriſs, die von den Vorzügen, welche sonst Liebe entschuldigen, auch nicht einen beſaſs. Weder war sie von besonderer Schönheit des Gesichts oder des Wuchses, noch stand sie in der ersten Blüthe der Jugend, noch zeichnete sie sich durch groſse, schimmernde Geistestalente aus, die auch ohnehin an Herrn *Stark* keinen gar eifrigen Bewunderer mögten gefunden haben. Güter hatte diese Person vollends nur wenig, auſser solchen, die es eigentlich bloſs für den ersten Besitzer sind, und die auf Andre als Güter nie so recht übergehen können: ein Paar liebenswürdige Kinder. Kurz, es war eben die Madam *Lyk,* wegen deren Herr *Specht* so verhaſst war, und über die wir den

Vater so strenge haben kunstrichtern hören.

Es ist bekannt, daſs man in lebhaften Träumen zuweilen sich selbst fragt: ob man denn wache oder nur träume? und daſs die Antwort immer das Gegentheil des wirklichen Zustandes auszusagen pflegt: man wache. Herr *Stark* hatte mehrmalen, wenn er der Madam *Lyk* in sehr zärtlichen Empfindungen gegenüber saſs, sich ganz ernstlich befragt: ob er noch frei oder verliebt sei? und immer war noch die Antwort gefallen: frei. Gleichwohl war ihm bei dieser Freiheit nicht so ganz wohl zu Muthe; denn auf den zwar undenkbaren, aber doch an sich nicht unmöglichen, und nur zum Scherz so angenommenen Fall, daſs er irre, konnte er alle die bittern Höhnereien vorausdenken, womit ihn zu Hause der

Vater, und auſser dem Hause die vielen Familien verfolgen würden, die mit der beschwerlichen Waare ihrer erwachsenen Töchter auf einen so reichen Erben und zugleich so schönen, blühenden Mann, als Herr *Stark*, trotz allen vom Vater erlittenen Drangsalen, noch immer war, etwa ein Auge haben mögten. Das Beste wäre auf diesen Fall gewesen, Madam *Lyk* nicht weiter zu sehen; aber dieses ging, solange man mit ihr an Einem Orte lebte, aus hundert Gründen nicht an: und so ward denn jenes erkannte, oder vielmehr nur ganz undeutlich empfundene Beste dahin näher bestimmt, daſs man sich von diesem Orte, je eher je lieber, müſste loszureiſsen suchen. — Doch, wie gesagt, mit diesem stärkern, eigentlich entscheidenden Bewegungsgrunde kam es zu keinem rechten Bewuſstseyn; Herr *Stark* hätte Leib und Leben darauf verschworen, daſs es bloſs der wunderliche, unausstehliche Alte sei, der seinen verdienstvollen, einzigen Sohn, welcher so lange Jahre für ihn und die Familie gearbeitet hatte, in die weite Welt jagte. Wie gut sein Herz seyn müsse, erkannt' er hiebei aus dem Kummer, womit er an den üblen Ruf und an die auſserordentliche Verlegenheit dachte, in die der Alte unausbleiblich gerathen müſste; aber einmal wollt' es dieser nicht anders haben, und der Sohn konnte nicht helfen.

VI.

Der Einzige in der Familie, der von dem Herzenszustande des jungen Herrn *Stark* zwar nicht völlige Kenntniſs, aber doch ziemlich wahrscheinliche Spuren hatte, war der Schwager, Herr Doctor *Herbst*. Er hatte dem seligen *Lyk*, als Hausarzt, in seiner letzten Krankheit gedient; er wuſste, daſs wegen Handlungsverdrieſslichkeiten groſse Feindschaft zwischen ihm und Herrn *Stark* dem Sohne geherrscht hatte, und er selbst war Vermittler bei der sehr rührenden Aussöhnung gewesen, die vor dem Tode des erstern vorhergegangen war. Bei dieser Aussöhnung, hatte Herr *Stark* dem Sterbenden in die Hand versprochen, daſs er, auf den Fall seines Hintritts, die Witwe mit Rath und That unterstützen, und besonders die Handlungsangelegenheiten, von denen Herr *Lyk* gestand daſs sie in nicht geringer Unordnung wären, möglichst aufs Reine bringen wollte. Dieses edelmüthige Versprechen hatte Herr *Stark* mit dem gröſsten Eifer erfüllt: er hatte ganze Monate hindurch jeden Augenblick, den er eigenen Arbeiten hatte absparen können, den Angelegenheiten der Witwe gewidmet; und schon mehrmalen hatte der Doctor, wenn er der sehr kränklich gewordenen Frau noch spät Abends einen Besuch gab, ihn in voller, eifriger Arbeit über ihren Büchern getroffen. Er hatte bei dieser Gelegenheit bemerkt, daſs die wirklich groſsen und liebenswürdigen Tugenden, welche Madam *Lyk* in ihrer jetzigen traurigen Lage so viel Anlässe zu entwickeln fand, und welchen er selbst volle Gerechtigkeit wiederfahren lieſs, das Herz des Schwagers nicht ungerührt mögten gelassen haben. Besonders war ihm die Verwirrung und der rasche Unwille aufgefallen, womit einst Herr *Stark* eine ganz unschuldige, mehr im Scherz so hingeworfene Warnung, sich nicht zu verlieben, aufgenommen hatte; auch hatte er viel Licht aus der gleich darauf folgenden dringenden Bitte geschöpft, daſs er doch, um's Himmels willen, von dem ganzen Umgange mit Madam *Lyk*, in den er ja selbst ihn hineingezogen, der Familie, und besonders dem Vater, kein Wort verrathen mögte.

Indessen, so gewiſs, nach der Semiotik des Doctors, dieses Zusammentreffen von Diensteifer, Blödigkeit, und Geheimthun auf Liebe hindeutete; so glaubte er's mit dieser Liebe doch keineswegs so weit gediehen, daſs er sie in irgend einiger Verbindung mit dem Entschluſs hätte denken sollen, den ihm jetzt der junge Mann zu seinem gröſsten Miſsfallen kund that. Herr *Stark* verlangte auch über diesen Entschluſs das Geheimniſs; aber dieses schlug der Doctor ihm förmlich ab: er versicherte sich vielmehr sogleich des lebhaftesten Beistandes der Frau mit der Schwiegermutter, um den jungen Mann von einem so raschen und für die ganze Familie so höchst nachtheiligen Schritte zurückzuhalten. Daſs es mit diesem Schritte voller Ernst sei: daran konnt' er nach Allem was er sah und hörte, und besonders nach den Briefen, die man ihm vorgezeigt hatte, nicht zweifeln.

Alle Mühe, die man nunmehro vereinigt anwandte, um Herrn *Stark* zu besänftigen und ihn von seinem Vorsatze abzuziehen, war rein verloren. Den Gründen des Schwagers setzte er andere Gründe, den Bitten und Thränen der Mutter die feurigsten Betheurungen der Liebe und des Gehorsams, mit Ausnahme dieses einzigen Puncts, und den abwechselnden Liebkosungen und Spöttereien der Schwester Unempfindlichkeit und Unart entgegen. Man bemerkte, daſs, je mehr man ihn zu beugen und zu erweichen suchte, desto steifer und hartnäckiger er auf seiner Meinung bestand; und so ward denn, in einer geheimen Familiensitzung zwischen Mutter Schwiegersohn und Tochter beschlossen, daſs man einen ganz andern Weg einschlagen, und da mit dem Sohne nichts auszurichten sei, sein Heil mit dem Vater versuchen wolle. Man hielt sich versichert, daſs auf das erste freundliche Zureden des Vaters, der Sohn mit

Freuden einen Entschluſs würde fahren lassen, wobei er selbst am ersten und am meisten verlieren müſste; auch war man ganz darin einig, daſs der hofmeisternde Ton und die spöttelnde Laune des Alten zuweilen ins Unerträgliche fielen; daſs ein Sohn in männlichen Jahren anders, als im Knaben- und Jünglingsalter müſste behandelt werden; und daſs jeder Mensch seine ihm eigene Sinnesart habe, die man wohl in gewissen zufälligen Äuſserungen leiten, aber nie im Ganzen und im Wesentlichen umschaffen könne. Der Alte selbst, hoffte man, würde, nach seiner sonstigen Billigkeit und Vernunft, sich hievon leicht überzeugen lassen.

Doch, was die Leichtigkeit des Überzeugens betraf, so gerieth man bald wieder in Zweifel. Herr *Stark* hatte der Proben von Steifheit und Unbiegsamkeit des

Charakters zu viele gegeben; und man ward daher einig, den Angriff auf ihn ja nicht übereilt und tumultuarisch, sondern behutsam und methodisch zu machen. Die Beobachtungen, nach welchen man den Plan verabredete, waren folgende. Der Alte hegte von dem Verstande und der gesunden Beurtheilung des Doctors sehr vortheilhafte Begriffe; der Doctor demnach sollte zuerst erscheinen, ihm die Entschlieſsung des Sohns eröffnen, und ihn von der Nothwendigkeit sowohl als Billigkeit, sein Betragen zu ändern, mit Ehrerbietung, aber auch mit Nachdruck, belehren. — Das Wort der Mutter war in Familienangelegenheiten immer von gröſstem Gewicht gewesen, und schon oft, obzwar nie in einem so kitzlichen Falle, war ihren dringenden Vorstellungen, wenn auch mit einigem Kopfschütteln, nachgegeben worden; die Mutter also sollte nach dem Doctor hereintreten, und wenn die Vernunft des Alten schon wankte, den Widerstand seines Herzens durch Bitten, und allenfalls auch durch Thränen, zu brechen suchen. — Von der Tochter wuſste man, daſs sie mit ihren Schmeicheleien und Einfällen eine wunderbare Gewalt über den Vater hatte, und daſs sie, wegen groſser Übereinstimmung ihrer eigenen Gemüthsart mit der seinigen, sich in allen Krümmungen und Wendungen seiner Laune geschickt ihm nachzuschmiegen, und ihn fast immer zu ihrer Absicht herumzuholen wuſste; die Tochter also sollte zuletzt erscheinen, und dem durch Mann und Mutter schon ganz erschöpften und abgematteten Eigensinne des Alten den letzten Gnadenstreich geben.

Bei diesem ganzen schönen Entwurfe,

äuſserte bloſs die Mutter noch etwas Furcht; der Doctor hielt sich, unter göttlichem Beistande, guten Erfolgs versichert; und die Tochter vollends vermaſs sich mit groſser Freudigkeit, daſs keine — wenn nur erlaubte und ehrliche — Sache in der Welt seyn müſste, wozu sie ihren lieben, alten, seelenguten Vater nicht hinschmeicheln oder hinbitten wollte. Doch säumen, meinte sie, müsse man nicht mit dem Angriff: denn der Bruder mache schon allerlei bedenkliche Anstalten, die auf eine nahe Abreise zielten; auch sei nur eben der jährliche Abschluſs der Handlungsbücher geendigt, und dieser Zeitpunct müsse dem Sohn zur Trennung vom Vater nothwendig der schicklichste dünken. Das Scharfsinnige dieser Bemerkung, die den beiden andern entwischt war, wurde erkannt und gelobt: ihr zufolge ward nun einmüthig feſtgeſetzt, daſs man gleich den andern Morgen ſich friſch an das Werk machen wollte.

VII.

Es war ein Capital zahlbar, und Herr *Stark* saſs vor einem Tische voll Sächsischer, Brandenburgischer, Hannöverischer und Braunschweigischer Neuer Zweidrittelstücke. Er zählte, da der Doctor hereintrat, das angefangene Häufchen von ſunſzehn Stück geschwind zu Ende, und hieſs ihn dann mit ſrohem Herzen willkommen. Seine erste Frage war nach ihm selbst, und gleich die zweite war nach den Kleinen.

Die sitzen zu Hause über den Büchern, sagte der Doctor.

Bravo! bravo! die fangen früh an; die werden schon vorwärts kommen. — Und ist denn wirklich Trieb da? ist Kopf da?

So viel ich jetzt noch beurtheilen

kann: beides. Ich bin zufrieden mit meinen Kindern.

Ich auch. Ich auch. — Ha, wenn ich die guten Kleinen nicht hätte! Wär' ich nicht da ein armer Mann mit alle dem Bettel? — indem er die Hand verächtlich gegen den Tisch warf. — Für wen in der Welt hätt' ich gesammelt? gearbeitet? Denn mein Sohn da, der Freigeist — —

Eben von dem, bester Vater, mögt' ich mit Ihnen reden.

Sehr gerne. Nun?

Nur müssen Sie auch Geduld haben, mich anzuhören.

Ich habe. — Zeit und Geduld; alles beides.

Sie sind so eingenommen gegen den Sohn. Sie werfen die Schuld seiner Fehler immer auf ihn allein. — Sollt' es nicht vielleicht einen Andern geben, der mit ihm theilte?

Einen Andern? Der mögte mir schwer zu errathen werden. Der ist — ?

Ein sonst guter, billiger, vortrefflicher Mann. — Denn um nur Eins zu erwähnen, und eben das was Sie doch am meisten auf ihn verdreuſst: Ist's so ganz seine eigene Schuld, wenn er noch ledig blieb?

Nun? ist es denn meine?

Ein wenig, dächt' ich.

O ja! Oder wenn's um und um kömmt, wohl ganz. — Freilich, so ein Weib, wie man sie jetzt täglich zu seinem Ärger herumflattern sieht; — ein Weib mit Tausenden, das ihm Tausende durchgebracht hätte, das keinen Ball, keine Redoute versäumt, Triset und Liebesintriguen gespielt, weder Mann noch Kinder geachtet hätte; kurz, Herr Sohn — so ein Weib, wie sie die neueste Modeerziehung ausbrütet, und womit er am Ende wohl gar

— mir wird übel und wehe — zu Schimpf und Spott der ganzen Familie, vor's Geistliche Gericht hätte laufen müssen: so eins hätt' er wohl gerne gehabt, von Herzen gerne! Und konnt' ich das zugeben? konnt' ichs recht sprechen, daſs er mit sichtlichen Augen in sein Verderben rennte? — Wenn ich zu ihm sagte: Sieh' Sohn! da ist ein hübsches, stilles, sittsames Mädchen, braver, ehrlicher Eltern Kind; — das wird zwar nur wenig haben, wird vielleicht nichts haben; aber es ist in Gottesfurcht und in Einfalt erzogen: — nimm's! und es wird dankbar gegen dich seyn; es wird *dich* lieben, wird deine Kinder lieben, wird sie erziehen, daſs Gott und Menschen an ihnen Freude haben; wird dir mehr Tausende ersparen, als dir jenes zubringt: konnt' ich da durchdringen? — Stand er da nicht vor mir —

mit einem Gesichte, mit einer Unterlippe — so hangend! so albern!

Sie haben freilich Recht — völlig Recht —

Nun dann!

Aber wenn Sie's auch sonst in Allem, wenn Sie's in jeder erdenklichen Absicht hätten: — in einer einzigen, weiſs ich doch nicht, ob Sie's haben? — Er sagte dies mit einem sehr bescheidnen, beinahe furchtsamen Tone.

Die mögt' ich doch näher kennen. Die ist — ?

Ihre ganze Art, wie Sie Sich mit ihm nehmen. Ihr Ton, worin Sie von früh bis in die Nacht mit ihm reden.

Hm! Aber ich bin nicht unbedeutsam; ich nehme Lehre an. — Wie soll er gestimmt seyn, mein Ton?

Liebreicher, freundlicher, — väterlicher, wenn ich das sagen darf.

Und ist er denn rauh? Ist er stürmisch?

Wenn er *das* lieber wäre! — Dann und wann ein wenig Jähzorn, Unfreundlichkeit, Eigenwillen: wer verzeiht das nicht gern einem Vater, und einem so guten Vater?

Verzeiht das! — Drollicht!

Nur dann wieder Güte, Offenheit, Liebe, Vertrauen! — Aber Ihr schneidender, Ihr empfindlicher Ton — — Hier rückte der Alte am Stutz; und der Doctor fand für gut, etwas lindernde Mittel hinzuzusetzen — — Sie müssen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht, so zu reden; ich sag' es nur im Vertrauen auf Ihre Nachsicht — — Ihre ewig fortgesetzten Spöttereien und Anspielungen, die, gleich kleinen Schlägen, jeder an sich nur sanft sind, aber, zu schnell hinter einander und immer denselben Fleck treffend, zuletzt unerträglich werden; — kurz, Ihr Necken; Ihre witzigen Ausfälle — —

Genug! sagte der Alte: genug! Dagegen läſst sich nichts aufbringen. Sie haben Recht.

Und dürft' ich denn also hoffen — ?

Was? — was? — indem er ihn mit ein Paar groſsen und stieren Augen ansah, die den Doctor ganz irre machten: daſs *ich* in *meinen* Jahren mich ändern; daſs ein alter, verwachsener, knotiger Stamm sich nun noch biegen und ziehen sollte? — Das ist unmöglich, Herr Doctor, unmöglich!

Nun ward der Doctor, der es so gut gemeint hatte, auch an *seiner* Seite verdrieſslich. — Sie verfallen schon wieder in Ihren Ton. —

Schon wieder? Und das mit Ihnen, mit dem ich doch sonst eben nicht witzle? — Er sagte das Wörtchen: witzeln, mit einem ganz eigenen Nachdruck. — Nun, Sie sehn dann wohl Selbst: es ist unmöglich, unmöglich! — Gleichwohl — habe ich Mitleiden mit meinem Sohn; und ich komme da eben auf einen Gedanken — auf einen, glaub' ich, guten Gedanken — den aber nur Sie würden ausführen können.

Nur ich? —

Sie haben mir so eben Ihre groſse Gabe dazu bewiesen.

Wie versteh' ich das? Welche Gabe?

Je, die glückliche Gabe, Fehler zu sehn und zu sagen. Wie, wenn Sie nun gingen, und meinem Sohn auch die seinigen sagten? — denn daſs er ihrer hat, dafür steh' ich. Recht derbe Fehler! —

Wenn Sie zu ihm sprächen: „Sie müssen „mir das nicht ungütig nehmen; es ge„ziemt mir freilich nicht so zu reden; „ich sag' es nur im Vertrauen auf Ihre „Nachsicht“ — oder wie Sie es sonst herumbringen; wie Sie sonst Ihre Pille versilbern wollten: —„Sie werden ja das wissen, Herr Doctor —

Gut! gut! sagte dieser, und biſs voll Unmuths die Lippen.

Kurz, wenn Sie sprächen: „Die *be„wuſste* Unterredung mit unserm Alten „hab' ich gehabt. Es ist doch ein wun„derlicher, eigenwilliger, hartnäckiger, „alter Mann. Steif ist sein Rücken, und „steif ist sein Kopf. Beide würden eher „brechen, als biegen. — Wie, wenn lie„ber Sie, der jüngere Mann, die Fehler „ablegten, die den grämlichen Alten auf „Sie verdrieſsen? wenn Sie, zum Beispiel,

„ein

„ein gesetzterer Mensch, ein sparsamerer „Wirth, ein aufmerksamerer Kaufmann „würden? Ich stünde Ihnen dann mit „meiner Ehre dafür“ — und hier meine Hand, daſs Sie Ihr Wort nicht bereuen sollten! — „ich stünd' Ihnen mit meiner „Ehre dafür: der Alte sollte uns anders „werden; er sollte seinen Sohn lieber „haben, als seinen Witz; er sollte keine „gröſsere Sorge auf dem Herzen tragen, „als wie er den einzigen Erben seines „Hauses und seines Namens glücklich „machte.“ — Hier drehte sich Herr *Stark* wieder gegen den Tisch, und griff nach den Beuteln. — Denken Sie der Sache gelegentlich nach! Es ist ein Vorschlag zur Güte.

Ich sehe wohl, sagte der Doctor, der seinen Verdruſs kaum mehr bergen konnte — es ist nichts mit Ihnen zu machen.

Finden Sie das? — Das hat schon Mancher gefunden. Das ist fast immer so mit Leuten, die nach Grundsätzen handeln.

Und so muſs ich's Ihnen denn nur gerade heraussagen. Sie werden erschrecken; aber — — Ihr Sohn — —

Mein Sohn?

Er will *von* Ihnen — will fort!

Dem Alten war jetzt eben ein Zweidrittelstück in die Hände gefallen, das ihm nicht so recht echt schien. Er besah es von vorn und von hinten, warf es auf den Tisch, um den Klang zu hören, und musterte es endlich aus. — Dreizehn, vierzehn, funfzehn. — Will *von* mir? Wohin?

So gelassen dabei? — Aber Sie denken vielleicht: es sei nur Vorwand, nur Kunstgriff. — Ich schwör' es Ihnen dann auf Ehre: er will fort, will nach *Br*…, auf nimmer Wiedersehen.

Will er? — Hahahaha!

Sie lachen?

Über etwas sehr Lächerliches.

Nun beim Himmel! So finde *ichs* nicht.

Aber ich! — Lieber, lieber Herr Sohn! So etwas für Ernst zu nehmen!

Und wofür sonst?

Für nichtigen, leidigen, elenden Trotz.

Ich fürchte, Sie werden bald anders denken. — Ja, wenn es das erste mal wäre, daſs er den Einfall hätte! Aber er hatt' ihn schon öfter. — Und so leicht es mir Anfangs ward ihn zurückzuhalten, so schwer ward mir's nachher.

Natürlich! Weil Sie Sich gleich Anfangs zu viele Mühe gaben.

Er geht aber. Denken Sie an mich, lieber Vater! Er geht! — Und nun — was wird die Welt davon urtheilen? Ihr

Sohn ist für keinen üblen Mann bekannt, und Sie Selbst werden ihn *so* nicht bekannt machen wollen. — Ihre Handlung werden Sie fremden Händen vertrauen müssen. Sie sind zu alt und mit andern Geschäften zu überhäuft, um diese Hände genug zu beobachten. — Ihre Frau wird ihren einzigen Sohn — denken Sie Selbst, wie ungern! verlieren; wir Alle —

Ach Thorheit! Thorheit! sagte der Alte, und zählte fort.

Wenn Sie's so ansehen — —

Wie anders?

Ich habe dann das Meinige gethan, und muſs schweigen.

Lieber, lieber Herr Sohn! — und er drehte sich zu einem ernsthaften Gespräch herum, mit bei Seite gelegter Brille. — Ihre Gründe sind gut, sind vortrefflich; aber für wen? Für meinen Sohn, oder für mich? — Wenn *ihn* die Welt als keinen üblen Mann kennt; so hoff' ich sagen zu dürfen: *mich* kennt sie als einen guten. Auf wen wird also der meiste Vorwurf, der meiste Tadel fallen? — Wenn die Handlung zu Grunde geht; wer ist's, der den Schaden trägt? der verliert? Ich, der Greis, der sein Gutes genossen hat und nun auf die Grube geht? oder Er, der Jüngling, der erst genieſsen soll, und — so gerne genieſsen *mag*? — Mit dieser einzigen, ihm ganz zufällig entfahrenen Spötterei, war der Alte auf einmal wieder in voller Laune. — Was? was? fuhr er mit einer Art von komischem Unwillen fort: ein Mensch, der nicht das Herz hat, bei einer Frau zu schlafen; der hätte Herz, daſs er davon ginge? daſs er sich auf seine eigene Hand setzte? daſs er hier Alles im Stiche lieſse? — Ach Thorheit! Thorheit!

VIII.

Madam *Stark*, die schon einige Zeit auf ihrem Posten gestanden hatte, glaubte jetzt eine unglückliche Wendung des Gesprächs zu bemerken, und kam herein. Das Mutterherz war ihr übergetreten, und sie hielt das Tuch vor die Augen.

Bist du da, lieber Vater?

Auch die? sagte der Alte in sich, und sah nun im Geist, mit voller Überzeugung auch schon die Tochter kommen. — Ja, wie du siehst, liebe Mutter. — Er stand auf, und ging ihr freundlich entgegen.

Diese Freundlichkeit beunruhigte Madam *Stark;* sie hätte, nach dem Antrage des Doctors, ihn weit lieber mürrisch und verdrießlich gefunden. — O ich sehe schon, sagte sie, ich werde wieder einmal vergeblich bitten.

Warum? Weil ich freundlich bin, meinst du? — *Ich* fürcht' es beinahe auch, weil du weinst. — So ein vierzig Jahre mit einander leben, macht doch sehr mit einander bekannt. — Wenn du dein Recht fühlst, weiſs ich, da kömmst du so zuversichtlich, so freudig, und ich bleibe dann in meiner gleichmüthigen Ruhe; aber wenn du dein Unrecht fühlst, da beweinst du den schlechten Erfolg den du voraussiehst, und ich bin dann fein freundlich, um dich zu trösten. — Nur gleich die Probe zu machen: Was giebts?

Dein Sohn will von dir — fuhr sie mit groſser Wehmuth heraus.

Wenn er *will;* — — du weiſst, er ist kein Jüngling mehr; er ist Mann.

Freilich! Freilich! Und eben darum — —

Richtig! — Eben darum muſs er wissen, was er zu thun hat.

Aber ihn verlieren zu sollen! —

Das *ist* nicht anders. Söhne gehn in die Welt.

Wenn du nur mit ihm reden, nur ein einziges mal mit ihm freundlich seyn, ihm dein Wort geben wolltest — —

Wie? — wie? — Nun da sieh einmal, Mutter! Sieh, wie Recht du hast, daſs du weinst! — Ich mein Wort geben? ihm? Und worüber? — Der junge Mensch, seh' ich, wird mir ſein aufſätzig, ſein trotzig; es verdreuſst ihn, einen so wachsamen Beobachter, einen so beschwerlichen Erinn'rer zu haben; er mögte gar zu gern den Mund gestopft wissen, aus dem er so unangenehme Wahrheiten hört; er macht da Plänchen, mich in Furcht zu setzen, in Respect zu erhalten; er mögte mir — wie heiſst doch die Redensart? — er mögte mir Brillen verkaufen. Eben jetzt hat er da eine fertig, wovon er glaubt, daſs sie mir unvergleichlich stehen müſste; und da kömmst du nun, und bittest mit heiſsen Thränen, daſs ich die Nase hinhalten soll, um sie mir aufsetzen zu lassen. — Sage: ist das recht, Mutter? Ist das vernünftig?

Sie hören! sagte die Alte, und streckte die Hand mit dem Tuche gegen den Doctor. — So hat er es immer mit mir getrieben! *Das* gelt ich bei ihm! *Das* bin ich ihm werth! — So hab' ich mich von jeher müssen verächtlich machen und miſshandeln lassen.

Herr *Stark* bat, daſs sie schweigen mögte: denn das Jammern sei ihm in der Seele zuwider, und Unvernunft hör' er nicht gerne; aber er bat umsonst, und er hätte selbst können schweigen. Endlich besann er sich, daſs er ja auf dem einen

Ohre taub sei, und daſs er über das andre nur den Stutz ziehen dürfe: was er denn unverzüglich that, und sich gemächlich wieder an seine Arbeit setzte.

IX.

Wo sind sie denn? rief die Doctorinn, indem sie den Kopf zwischen die Thürflügel steckte. — Ei sieh! Alle hier bei dem Vater? — Guten Morgen! guten Morgen!

Schon so frühe? sagte der Alte. Vor Tische?

Ich hatte einzukaufen, muſste vorbei. Husch flog ich herein, um meinem Väterchen einen guten Morgen zu sagen. Denn ich weiſs, er sieht mich so gerne. Nicht wahr?

Als ob das noch Fragens brauchte!

Wenn ich nicht so ganz zufällig käme, so hätte mich eins von den Kleinen begleitet; das, was am artigsten oder am fleiſsigsten gewesen wäre. — Ich küſse Ihnen in Aller Namen die Hand.

Danke. Danke. — Er sah sie bedenklich, aber nicht ungütig an. — Du thust ja heut auſserordentlich freundlich?

Ich thäte nur so? Ich bin's.

Und hast hier noch niemand gesehen? — Deinen Mann nicht?

Den wohl. Am Theetisch.

Deine Mutter noch nicht? — Sie log mit einem Kopfſchütteln, um nicht mit einem ausdrücklichen Nein zu lügen. — Dann ist's aber nicht artig, ihr nicht die Hand zu küssen.

Ach verzeihn Sie! sagte die Tochter, und küſste ihr, seitwärts lachend, die Hand.

Deinen Bruder wohl noch vielweniger? —

Gesehn; aber kein Wörtchen mit ihm gesprochen. Er lief mir da mit einem Gesichte vorbei, mit einem Gesichte! — Huy, dacht' ich, was kümmern mich deine

Gesichter? Lauf immer! — Aus meinem guten Humor bringt mich kein Mensch. Denn Sie wissen wohl: ich bin ganz Ihre Tochter.

Bist du? sagte der Alte, und lachte mit innigem Wohlbehagen.

Immer munter, immer fröhlich und guter Dinge. Wer's nicht *mit* mir ist, mag seine Launen für sich behalten. Oder wenn ich mich ja mit ihm abgebe, so geschieht es nur, um ihn auszulachen. Da, *der* Herr — indem sie mit dem Finger auf den Doctor wies — hat die Erfahrung.

Närrisches Weib! sagte dieser. *Hab'* ich denn Launen?

O, du hast! hast! du bist Mann. — Aber doch wirklich, mein lieber Vater; nahe geht's mir, daſs ich den Bruder immer so unlustig sehe. Ich wollte von ganzem Herzen, er wäre glücklich. — Ich *meiner* Seits, wenn ich dazu helfen könnte — ich thäte Alles.

Doch? Thätest du Alles? — Jaja! — Er war aufgestanden, und packte die Beutel zusammen.

Wollen Sie denn fort, lieber Vater?

Ich bin fertig. —

Aber Sie könnten doch noch immer ein wenig bleiben.

Wozu? — Er gab ihr einen scharfen, bedeutenden Seitenblick, und drohte ihr mit dem Finger. — Weib! Weib! du hast mit deinem Mann gesprochen, hast mit deiner Mutter gesprochen, hast mit deinem Bruder gesprochen.

Sie meinen: heut? hier im Hause? — Nein wahrlich! Mit Mann und mit Bruder kein Wort.

Also doch mit der Mutter!

Nun? Wäre denn das nicht recht?

Gar sehr. — Aber da kömmst du nun mit eben der Bitte, wie sie; nur anders eingekleidet, versteht sich. Was *sie* tragisch gesagt hat, das willst *du* komisch sagen. — — Geh! geh! Mit denen da ward ich fertig; aber mit dir — —

Da getraun Sie Sich nicht?

Aus Ursache. — Denn sieh! wenn *du* bittest, da bitten gleich alle deine Kinderchen mit; und das mögte mir denn zu viel werden. — Geh!

O, nun — nun kommen Sie mir gewiß nicht von dannen. Oder wenn Sie gehn, lauf' ich nach. — Gutes, liebes, bestes Väterchen — —

Schmeichlerinn!

Schmeichlerinn? — Das bin ich nur dann, wenn Sie Sich nicht erbitten lassen.

Nun, was willst du? Nimm Alles! — Er hielt ihr beide Geldbeutel hin.

Nicht doch! Geben sollen Sie nichts. Keinen Heller.

Aber eine Thorheit begehn, für die ich hinterdrein, um sie *nicht* begangen zu haben, das Zwiefache, Dreifache gäbe.

Thorheit, sagen Sie? Lieber Gott! — Als ob's Thorheit wäre, einmal recht gütig, recht liebreich zu seyn! — Sie sind das gegen *mich;* sind's so sehr: seyn Sie es um meinetwillen auch gegen den Bruder! — Um meinetwillen! Denn Sie helfen mir da von der unangenehmsten Empfindung, die ich nur kenne. — Er beneidet mich — ich habe das mehrmalen bemerkt; — er hat allerhand kleinen Argwohn, daſs ich Ihrer wohlthätigen Zärtlichkeit miſsbrauche: und fast — wenn man bloſs nach dem Scheine geht — hat er Ursache dazu. Denn sagt er nicht eben so gut Vater, als ich, und genieſst doch so viel weniger Liebe?

Er von der Mutter, und *du* vom Vater. So ist's in der Ordnung.

Nein; ich bitte; bitte, so sehr ich kann: Machen Sie, daſs er bleibt! daſs er nicht fortgeht!

Kann *ich* ihn halten?

Mit einem einzigen guten Worte.

Hm! — Das, meinst du, soll der Vater dem Kinde geben!

Gut heiſst freundlich, nicht bittend. — Wahrlich, er hat Gefühl, er ist dankbar. Er wartet nur auf die erste Eröffnung des väterlichen Herzens, und Sie haben den besten Sohn von der Welt. — Wenn er nun glauben müſste, daſs ich seine Entfernung zu seinem Schaden nutzte? daſs ich Ihnen für mich und meine Kleinen abschmeichelte, worauf wir zwar Alle kein

Recht haben, was aber doch *ihm* eben so gut zukommen würde, als *mir?* — Sie wissen, daſs das nicht *ist*, und daſs ich dazu ganz unfähig bin; aber er würd' es doch glauben: er würd' es ganz sicher glauben; und meine Empfindung dabei — — Sie hatte Thränen im Auge.

Diese Beweise von Zartgefühl, Schwesterliebe, und Uneigennützigkeit, deren Wahrheit auſser Verdacht war, freuten den Alten innigst, und er sah sie mit groſser Zärtlichkeit an. Er glaubte, nicht bloſs sein Fleisch und sein Blut, sondern auch sein Herz und seine Seele in ihr zu finden.

Liebes, gutes, bestes Väterchen, fuhr sie fort, und nahm Alles zusammen, was sie im Tone Süſses und in der Miene Liebkosendes hatte — alle meine Kinderchen bitten mit. Könnten Sie's abschlagen?

Je nun, sagte der Alte, und fuhr sich mit den Fingern ein paar mal über die grauen, etwas naſs gewordenen Augenwimper — dran werd' ich schon müssen. Ich will mit ihm reden.

Gewiſs? gewiſs?

Ja doch! — So freundlich, wie noch jemal in meinem Leben.

Und bald?

So bald sich's thun läſst. In diesen Tagen.

Ein Mann, ein Wort? Schlagen wir ein?

Da! — so freundlich, wie noch jemal in meinem Leben.

Sie lächeln aber so *in* Sich. Worüber?

Ach — über mich selbst. — Laſs das gut seyn! — Er hatte schon ungefähr die Art, wie er sich nehmen müſste, im Kopfe, und lächelte fort bis zur Thüre.

Armer Mann! sagte er noch, im Vorbeigehen, zum Doctor: Sie sind gewaltig betrogen. Sie forderten von mir eine Frau, und ich habe Ihnen eine Schlange gegeben.

X.

Nun? triumphirte die Doctorinn, als der Vater hinaus war: hatt' ich nicht Recht, liebe Mutter? War's des Schreckens und des Aufhebens werth? — So ein kleiner Zwist in einer Familie gemahnt mich, wie ein Feuer in einer Brandmauer. Das brennt schon aus, ohne Lärmschlagen.

Und du glaubst dich am Ende? sagte der Doctor.

Völlig. Völlig. Der Vater hält Wort.

Er müſste erst mehr versprochen haben. — Aber gesetzt auch, daſs du zu deinem Zweck kömmst, und daſs der Bruder für diesmal bleibt — —

Für diesmal? Warum denn nicht immer?

Wird er von seinen Schwachheiten

lassen? Wird der Vater von seinem Eigensinn lassen?

Niemal! niemal! seufzte die Mutter.

Schwerlich! stimmte die Tochter mit ein.

Und also! Was sind wir weiter gekommen? — Wir wollten die inneren Ursachen der Uneinigkeit heben, wollten die Quellen des Übels verstopfen; und da uns nun das nicht gelang — da stellen wir uns hin, und pinseln und pflastern an einem Geschwürchen, das, wenn wir es heute heilen, morgen wieder aufbrechen wird. — *Das ist falsche Heilart,* fuhr er mit Kopfschütteln fort, wovon ich bei Zeiten zurücktrete, und sie dir allein überlasse.

Klug! klug und gelehrt! sagte die Frau. — Aber auch Pfuscherarbeit wird manchmal gute Arbeit. Laſs *mich* nur machen!

Wie aber, wenn du ein Meisterstück machen könntest?

Ein Meisterstück? — Nun?

Er ging mit einem Blick voll Miſsmuths umher, und rieb sich die Stirne. — Ach, es *ist* nicht zu machen. Es ist ein frommer Wunsch, weiter nichts. — Heiraten, heiraten müſste der Bruder. Ein kluges, sittsames, zärtliches Weib müſst' er nehmen.

So eins, wie *du* hast. Nicht wahr? — Sie sah ihm freundlichlächelnd unter die Augen.

Nun ja! Und wenn auch nur *so* eins — —

Boshafter! —

Er bot ihr liebreich die Hand, und zog sie in seine Arme. — So ein Weib würd' ihn zu Hause bei seinen Geschäften halten: denn zu Hause wäre ja *sie;* es würd' ihm alle die Vergnügungen, denen er jetzt nachläuft, verleiden: denn bei ihr fänd' er ja beſsre; es würd' ihn von den kleinen Thorheiten des Putzes und der Modesucht abziehn: denn man putzt sich ja nicht für die Seinigen, nur für die Welt. —

Er fand den gröſsten Beifall mit dieser Rede. Die Frau liebkoste ihm, und die Schwiegermutter ertheilte ihm Lobsprüche.

Alle Quellen des Miſsvergnügens wären dann auf einmal verstopft. Der Vater und wir alle wären zufrieden. — Ja, wenn es möglich wäre, fuhr er mit einer Art von Begeisterung fort, indem er lebhafter umherging — wenn es möglich wäre, daſs er die Witwe — die gute Witwe — —

Hier flogen beide Frauenzimmer zu ihm hinan, und brachten ihm ihre Gesichter so nahe, daſs er erschrack und zurücktrat. — Was ist denn? Was hab' ich gesagt? fing er an.

Die Witwe! riefen sie beide aus Einem Munde. — Sprachen Sie nicht von einer Witwe, Herr Sohn? — Erwähntest du nicht einer Witwe, mein Bester? — —

Der Doctor war unzufrieden, daſs er sich mit seinem Geheimniſs so bloſs gegeben, und versuchte sein Möglichstes, um es noch festzuhalten. Er war durchaus nicht zu bewegen, daſs er es im Ganzen hätte herausgeben sollen. Indessen riſs, durch das ewige Fragen, bald die Frau, und bald die Schwiegermutter, ein Stück davon ab; und so bekamen sie endlich so viel davon in die Hände, daſs er nicht absah, warum er den unbedeutenden Rest nicht noch freiwillig dazu geben sollte. Überdies hatte man ihm das heiligste Stillschweigen gelobt, und Mutter und Tochter hatten einander selbst recht inständig darum gebeten. —

Jetzt, da die Frauenzimmer ihr Geheimniſs zu besichtigen anfingen, fand sich, daſs sie sehr wenig daran erbeutet hatten. — Die Witwe hatte Kinder — war ohne Vermögen — war nicht mehr jung: — ihr vier oder fünf und zwanzigstes Jahr mogte sie immer schon zurückgelegt haben; — der Liebhaber schien noch gar nicht entschieden; — der Vater hatte Vorurtheile gegen die Frau; — ihn von Vorurtheilen zurückzubringen, war immer sehr schwer, fast unmöglich: — alle diese Umstände lieſsen von der Liebe des Sohns, wie aufrichtig und zärtlich sie übrigens seyn mogte, keine Heirat, und noch weniger von so einer Heirat eine feste Grundlage für die Ruhe und Zufriedenheit der Familie hoffen. Man war also wieder in gleicher Verlegenheit, als zuvor.

Indessen tröstete sich die Doctorinn mit dem Gemeinspruche: daſs der Mensch nicht zu weit vorausdenken, und wenn nur seine nächste Aussicht nicht trübe und gewitterhaft sei, sich beruhigen müsse. Voller Friede, meinte sie, sei wohl freilich das Beste; aber auch Waffenstillstand — und diesen wenigstens glaubte sie für die Familie bewirkt zu haben — sei schon nicht zu verachten.

XI.

Abends bei Tisch erlitt der Muth der Frau Doctorinn, durch einen einzigen Blick des Alten, einen gar unsanften Stoſs. Es war Donnerstag, wo, nach der Regel, das ganze *Herbstische* Haus, bis auf das kleinste Enkelchen herunter, bei dem Alten versammelt, und dieser dann gemeiniglich sehr vergnügt und beredt war. Eins der ersten Gespräche pflegte von denjenigen Kranken des Doctors zu seyn, die der Alte, wenn auch nur von Ansehen, kannte, und an denen er, theils dieser Bekanntschaft wegen, theils weil sie Kunden seines Schwiegersohnes waren, viel Theil nahm.

Diesmal fragte er besonders nach einem gewissen Herrn *Heil,* einem Manne von mittlern Jahren, der eine starke Familie hatte.

Ach, *der!* sagte der Doctor: der ist schon völlig auſser Gefahr.

Doch? Das ist mir eine sehr liebe Nachricht! — Der Mann hat viel Unglück gehabt, und es kann nur sehr wenig Vermögen da seyn: was wär' aus den vielen lieben Kindern geworden? — Es ist übrigens ein so rechtlicher, ein so stattlicher Mann: er hat mir Tag und Nacht in Gedanken gelegen. — Aber — wenn ich nicht irre, so sagten Sie ja nur noch vorgestern: er sei der Schlimmste von Ihren Kranken; es sei Ihnen ganz bange um ihn?

Da stand's auch mit ihm soso. Er lag da eben in einer Krisis.

Was heiſst das? — Krisis! — Das Wort, deucht mir, hab' ich schon öfter gehört.

Das Wort ist griechisch, mein lieber Vater.

Ei meinetwegen arabisch! Ich mögte den *Sinn* davon wissen. — Ihr Herrn nennt immer Alles mit fremden Namen; wozu das? — Eine deutsche Krankheit wird doch keine griechischen Zufälle haben?

Aber Zufälle, die sich zu deutsch nicht so kurz wollen sagen lassen. — Krisis nennt man bei hitzigen Fiebern die letzte, stärkste Anstrengung der Natur, der Krankheit durch irgend eine hinreichende Ausleerung gekochter Krankheitsmaterie ein Ende zu machen.

Gekochter Krankheitsmaterie! wiederholte der Alte langsam, und wiegte mit dem Kopf vor sich hin. — Das ist nun deutsch: in der That!

Deutsch, wie Griechisch. Nicht wahr?

Beinahe. —

Ich will mich näher erklären. Gekocht nennen wir eine Krankheitsmaterie, wenn sie sich von den gesunden Säften, denen sie beigemischt war, schon so abgesondert hat, daſs der Körper sich ihrer entschütten, oder wo nicht völlig entschütten, sie doch nach auſsen hin absetzen kann. — Hat die Natur zu dieser Wirkung noch Kraft, so genest der Kranke; hat sie keine, so stirbt er. — So lange nun dieses glückliche oder unglückliche Bestreben der Natur fortdauert, sagt man von einem Kranken: er sei in der Krisis.

Ja nun — nun wird's helle, Herr Sohn; nun versteh' ich. — Und so kann man denn auch in einer Krisis, wo es sich mit der Krankheit bessert, so herzlich krank seyn?

Nicht anders. — Während der ganzen

Zeit, da die Materie gekocht, und dadurch die Krisis vorbereitet wird — Sie verstehn mich nun schon — —

Vollkommen.

Während dieser ganzen Zeit ist die Krankheit im Wachsen, im Zunehmen; und kurz *vor* der Krisis, oder vor dem glücklichen Auswurf der Unreinigkeiten, pflegen heftige, drohende Bewegungen zu entstehen, die das Übel auf seinen höchsten Grad treiben, und die man füglich einen kritischen *Tumult* nennen kann.

Bewahre Gott! rief der Alte, der einst einen Tumult erlebt hatte, und vor dem Worte erschrack.

Nicht doch! — Helfe Gott! muſs man sprechen.

Was? Helfe Gott! zu einem Tumulte? — Doch freilich; wenn's mit dem Bewahren zu spät ist, da hat man schon Recht,

daſs

daſs man um's Helfen bittet. — Und die Hülfe kömmt denn wohl durch den Doctor; nicht wahr?

Der kann dabei wenig, sehr wenig. Das Meiste und das Beste muſs die Natur thun.

So! — Aber der Doctor nimmt doch sein Geld; und da, dächt' ich, wär's denn auch Pflicht, daſs er zur Hand wäre, und mit Allem, was er von Pulvern und Mixturen nur auftreiben könnte, wacker in den Tumult hineinwürfe, um desto eher Frieden zu stiften.

Die Anwesenden lachten — bis auf den Sohn, der in Gedanken vertieft saſs — und am meisten lachte der Doctor. — Sie wären mir ein trefflicher Arzt, lieber Vater! Wissen Sie, daſs Sie durch Ihre zu groſse Thätigkeit, die Krisis stören und dadurch den Kranken in's Grab bringen könnten?

Ei wie so? Das mögt' ich doch ungern. Der arme *Heil!*

Eine gestörte Krisis zieht immer entweder schleunigen Tod, oder doch gefährliche, in der Folge tödtliche Versetzungen nach sich, die wir abermals mit einem griechischen Worte Metastasen nennen.

Genug! genug! sagte der Alte; kein Griechisch weiter! — Ich merke wohl, Ihr Herrn macht's Euch bequem, deckt euren Kranken fein warm zu, und gebt mit untergeschlagenen Armen Achtung, wo die Natur hinaus will.

Viel besser ist's wirklich nicht. Ich gesteh' es Ihnen.

Je nun — Wenn's *so* am sichersten oder am heilsamsten ist, ist's am besten.

— *Er* saſs hier einen Augenblick nachdenkend, und spielte mit seinem Teller. — Lieb ist mir's denn doch, daſs ich bei *der* Gelegenheit dahinter gekommen, wie ein kritischer Tumult muſs behandelt werden. Ich hätte da einen erzeinfältigen Streich können machen.

Wie so? fragte der Doctor.

Ich hätte mich können verführen lassen, mitten in einer Krisis die Cur zu versuchen.

Sie? fragte der Doctor noch einmal.

Der Alte schwieg: aber ein bedeutender, lächelnder Blick den *er* nicht sowohl auf den Sohn, als nach der Seite hinwarf wo dieser saſs, lieſs den drei Verbündeten keinen Zweifel, daſs er mit seinen Reden auf den Zustand des Sohnes ziele: nur, wie er ihn in diesem Zustande zu behandeln denke, das blieb ein Räthsel. Nach Tische rieth man und rieth; aber mit allem Rathen ward die Neugier mehr gespannt als befriedigt. Endlich that die Doctorinn, die gewissermaſsen das Orakel der Familie war, und die seit dem Siege von diesem Morgen noch an Ansehen gewonnen hatte, den wirklich nicht üblen Vorschlag, daſs man sich füritzt den Kopf nicht weiter zerbrechen, sondern die eigne Erklärung, die der Vater durch sein Betragen geben würde, ruhig abwarten solle: ein Vorschlag, den Mutter und Mann höchlich billigten; denn daſs diese Erklärung völlig befriedigend und völlig zuverlässig seyn müſste, sprang in die Augen.

XII.

Herr *Stark*, der Sohn, war mit seinen Anstalten zur Abreise bis auf's Einpacken fertig; er war nur noch unschlüssig, *wie* er Abschied nehmen solle. Heimlich sich aus dem väterlichen Hause wegzuschleichen, in welchem er kein anderes Andenken, als an geleistete gute Dienste, zurückzulassen sich bewuſst war, fiel ihm nicht ein; auch legte ihm sein Herz die Verbindlichkeit auf, eh' er ginge, seinem Vater für die erhaltenen vielen Liebesbeweise so ehrerbietig als zärtlich zu danken. Er hatte sich eine Art von Anrede ausgedacht, die dem Alten gleich sehr die Festigkeit und Unabänderlichkeit seines Entschlusses, als die rechtschaffnen, kindlichen Gesinnungen eines Sohnes beweisen sollte, den er so hartherzig aus seinem Hause stieſse. Die Ausdrücke, womit er besonders den letzten Zweck zu erreichen hoffte, waren die gewähltesten, die er hatte finden können; und beim Zusammensetzen derselben war ihm eine Menge Thränen entflossen, die insoferne wahre Freudenthränen waren, als sie ihm für unverkennbare Beweise des vortrefflichsten Herzens galten. Indessen ward, schon bei dieser Vorbereitung, dem jungen Manne immer bänger und ängstlicher, je lebhafter in seiner Einbildung die Züge des ehrwürdigen väterlichen Gesichts hervortraten; und als er sich endlich zusammennahm, um wirklich sein Wort an den Mann zu bringen, so gerieth dies so äuſserst übel, daſs der Alte keinen geringen Schreck davon hatte.

Die ersten Worte der Anrede: „Mein

„lieber“ — kamen so ziemlich heraus, und ein Mann von etwas schärferm Gehör, als Herr *Stark,* mögte sie haben verstehen können; dann aber gerieth der Redner plötzlich in so ein Stottern, Zittern und Erblassen, daſs der Alte, der von den Ursachen dieser Erscheinung keinen Verdacht hatte, mit groſser Beängstigung auffuhr, dem Sohne kräftigst unter die Arme griff, und durch sein Rufen um Hülfe das ganze Haus auf die Beine brachte. Das eigne Zittern, das bei dieser Gelegenheit den Alten befiel, die Eile und Sorgfalt, womit er selbst einige dienliche Arzeneien, mit Allem was zum Einnehmen nöthig war, herbeischaffte, und die unablässigen liebreichen Fragen: wie dem Sohne jetzt sei? und wie der Zufall ihn angewandelt? machten es diesem, der nicht wenig dadurch gerührt ward, unmöglich, von dem eigentlichen Grunde der Sache nur Ein Wort zu erwähnen. Lieber bestätigte er den Alten in der Voraussetzung, daſs eine Lieblingsspeise, wovon des Mittags zu reichlich genossen worden, an dem ganzen, übrigens unbedeutenden, Zufalle Schuld sei, und lieſs sich eine lange, nachdrückliche Ermahnungsrede gefallen, deren Inhalt das Lob der Mäſsigkeit war.

Da er wohl sah, daſs es mit dem mündlichen Vortrage durchaus nicht gehen würde, so entschloſs er sich nun zu schreiben, und eh' er in den Wagen stiege, den Brief an Monsieur *Schlicht*, einen alten invaliden Handlungsdiener, zu geben; der, nach geschwächtem Gesicht und Gedächtniſs, in dem Hause des Herrn *Stark* eine Art von Haushofmeister vorstellte, sich zu allerhand kleinen Geschäften willigst gebrauchen lieſs, und, trotz seines wunderlichen Wesens, das Vertrauen der Eltern, aber noch mehr der Kinder, in hohem Grade besaſs. —

Ein andrer peinlicher Abschied, den Herr *Stark* unmöglich anders als persönlich nehmen konnte, weil ein schriftlicher nach dem bisherigen engen Verhältniſs, allzukalt würde geschienen haben, war der von der Witwe.

Die gute Frau befand sich eben in einer sehr beunruhigenden Lage. Ein harter, ungestümer Gläubiger, der an das *Lykische* Haus eine zwar nur unbeträchtliche Forderung hatte, bestand durchaus auf Befriedigung; aber die Casse hatte schon zu ansehnliche Zahlungen geleistet, um auch noch diese leisten zu können. Die Witwe wuſste, daſs, wenn alle auſsenstehenden sichern Schulden eingegangen und dadurch die fremden Forderungen völlig getilgt wären, ihr nur wenig zu ihrem eigenen und ihrer Kinder Fortkommen übrig bliebe; sie wuſste, daſs auch dieses Wenige unausbleiblich verloren gehen, und zu dem Elende der Armuth noch die Schande eines öffentlichen Bruchs hinzukommen würde, wenn das Beispiel von nur Einem Gläubiger alle übrigen ermunterte, ohne Zeitverlust auf sie einzubrechen. Der natürlichste Weg, aus dieser Verlegenheit herauszukommen, war der, sich an ihren so dienstfertigen und zu Diensten dieser Art durch sein Ehrenwort sogar verpflichteten Freund zu wenden; auch konnt' es kein Hinderniſs für sie seyn, daſs die Entdeckung ihrer Noth in der That nur eine versteckte Bitte um thätigen Beistand war: denn niemand wuſste so gut als Herr *Stark,* daſs bei den Vorschüssen, die er ihr etwa machen könne, nichts zu verlieren stehe. Sie setzte sich also nieder, ihn um seinen freundschaftlichen Rath zu ersuchen; allein sie brachte kein Wort aufs Papier: ein noch nie gefühlter, unüberwindlicher Widerwille zwang sie, von ihrem Schreibtische wieder aufzustehen. So ging es ein, so ging es mehrere Male.

Endlich fiel natürlicher Weise die Aufmerksamkeit der Witwe von ihrer äuſsern auf ihre innere Lage; sie befragte sich selbst wegen der Ursache eines Widerwillens, den wenigstens ihr Freund durch sein Betragen nicht verschuldet haben konnte, da er immer die Güte und die Gefälligkeit selbst gewesen. Sollte sie die Schuld etwa bloſs in ihrer Bescheidenheit, in dem Gefühle suchen, daſs es empfangene Freundschaftsdienste sehr schlecht erkennen heiſse, wenn man so leichtsinnig bereit sei immer neue zu fordern? Ihr innres beſs'res Bewuſstseyn überzeugte sie, nicht zwar von der Falschheit, aber doch von der Unzulänglichkeit dieser Erklärung. Sie ward endlich zu einem Geständniſs genöthigt, welches ihr, so einsam sie war, vor Scham das Blut in die Wangen jagte; zu dem leisen, unwillkommnen Geständniſs: daſs sie ihren Freund mit etwas zärtlichern, als bloſs freundschaftlichen Augen betrachte, und daſs sie nur darum, weil sie ihn liebe, ihm so ungern in ihrer Blöſse erscheine. Ihre nach Entschuldigung umherspähende Selbstliebe fand indeſs den Grund dieser Leidenschaft — die sie zwar auſs äuſserste bekämpfen zu müssen einsah — nicht allein verzeihlich, sondern selbst lobenswürdig: dankbare Empfindungen, und mehr noch für die ihren kleinen Waisen erwiesene Liebe und Achtung, als für alle ihr selbst erzeigte groſse, nie zu vergeltende Gefälligkeiten, hatten ein Herz verstrickt, das sich noch immer jeder guten und edlen Empfindung ohne Rückhalt hingegeben hatte.

Diese nur eben geendigte Selbstprüfung gab der Miene der Witwe, als Herr *Stark* hereintrat, eine Schamhaftigkeit und Verlegenheit, ihrem Tone eine Sanftheit und Weichheit, wodurch sie einem Manne, der ihr ohnehin schon so sehr ergeben war, äuſserst reizend erscheinen muſste. Er forschte nach der Ursache ihres kränklichen Aussehens und ihrer Blässe; sie schlug voll Verwirrung die Augen nieder: — Er bat, wenn sie irgend einen geheimen Kummer nähre, sich ihm mitzutheilen, und seine Dienste, falls er ihr nützlich seyn könne, nicht zu verschmähen; sie dankte ihm mit inniger Rührung, aber ohne den Muth zu haben, mit ihrem dringenden wichtigen Anliegen herauszugehen: — Er gestand ihr die Absicht worin er komme, und daſs er nicht lange mehr so glücklich seyn werde, ihr seine Dienste persönlich anzutragen; sie war sichtbar erschrocken, forschte nach den Ursachen eines so unerwarteten Entschlusses, bat ihn, wenn es irgend möglich sei, davon abzustehen, und klagte, da ihr Bitten vergeblich war, mit nassen Augen ihr Schicksal an, das sie, nach so mancherlei harten Prüfungen, nun auch ihres besten, ihres einzigen Freundes beraube. — Ohne Zweifel hatte das unglückliche Verhältniſs mit ihrem Gläubiger, aus welchem sie nun durch Herrn *Stark* herausgerissen zu werden nicht mehr hoffte, oder doch, bei seinen jetzt eintretenden eignen Bedürfnissen, auch nur von fern darauf anzutragen nicht die Dreistigkeit hatte, den gröſsten Antheil an ihrer Wehmuth; Herr *Stark* indessen, der von jenem Verhältniſs nicht im mindesten unterrichtet war, konnte unmöglich anders, als ihre Rührung ganz auf Rechnung ihrer innigen Dankbarkeit, ihrer zärtlichen Freundschaft setzen: und durch diesen Irrthum stieg seine eigene Rührung zu einem so hohen Grade, daſs er, nach mehrern fruchtlosen Versuchen ein Lebewohl hervorzustammeln, und nach nur Einem, aber desto heiſsern, Kusse auf ihre Hand, sich eiligst von ihr losreiſsen muſste.

Er segnete, indem er auf die Straſse hinaustrat, die schon eingebrochne Dunkelheit, die es ihm erlaubte, unbemerkt hinter seinem Tuche zu weinen. Dann erlauschte er vor dem väterlichen Hause den Augenblick, wo er ungesehen in sein Schlafzimmer entschlüpfen konnte, warf sich, nur halb entkleidet, auſs Bette, und erleichterte sein gepreſstes Herz durch Seufzer und Thränen. Er ward von mancherlei zärtlichen Wünschen, von mancherlei schmeichelhaften Hoffnungen bestürmt; aber endlich gelang es ihm, durch die Rückerinnerung an seine ausgestandenen Leiden, sie alle von sich zurückzuweisen, und dadurch eine Seelenstärke und Entschlossenheit an den Tag zu legen, wie er sie, nach der sonstigen Weichheit seines gar zu guten Charakters, in sich selbst kaum gesucht hatte. Er sprang auf, zog noch diesen Abend den Reisecoffer aus seiner Kammer, öffnete Kasten und Schränke, und belegte alle Stühle mit Wäsche und Kleidungsstücken, um sie am folgenden Morgen beim Einpacken sogleich zur Hand zu haben.

Nein! sagte er, während dieser Arbeit, zu sich selbst: wer nicht die Kraft hat, sich fest und unwandelbar zu entschlieſsen, der bleibt, was er zu bleiben werth ist: ein Sklave. — Ich habe angefangen; ich muſs hindurch. — Mag es doch mein Vater nun mit Andern versuchen! Mag er es doch erfahren, was für ein Unterschied zwischen einem Diener und einem Sohn ist! Mag er es doch erfahren, und mich zurücksehnen so viel er will! Ich werd' ihm nicht kommen. — Hab' ich denn sonst keine Pflichten zu erfüllen, als nur gegen ihn? keine gegen mich selbst? —

XIII.

Laſs Er's doch gut seyn! sagte der Alte zu Monsieur *Schlicht*, als ihm dieser in voller Bestürzung die auf dem Zimmer des Sohns gemachte Entdeckung mittheilte, und nicht fertig werden konnte, das Haus seines guten alten Wohlthäters zu bejammern, wenn es mit dem jungen Herrn seine erste und festeste Stütze verlieren sollte. Er sah es in Gedanken schon von allen Seiten baufällig werden und in Trümmer zerfallen.

Hat nichts zu sagen! meinte der Alte, der sich hinsetzte, um für seinen Sohn einen offnen Wechsel zu schreiben.

Nichts zu sagen! erwiederte *Schlicht*, und war unschlüssig, ob er über die Gleichgültigkeit des Alten mehr erstaunen oder sich ärgern sollte. — Nichts zu sagen, Herr *Stark?* So erwägen Sie doch — —

Daſs dich: rief hier der Alte: — da muſs ich nun den Wechsel, der beinahe schon fertig war, wieder zerreiſsen, und einen andern anfangen. — Kann Er denn keinen Augenblick schweigen? Ist Ihm denn das Plaudern so zur andern Natur geworden? —

Monsieur *Schlicht* hatte das Eigne, daſs er die Wörter: Plaudern und Schweigen, wenn sie mit Beziehung auf ihn selbst gesagt wurden, gar nicht hören konnte, ohne miſslaunig und stöckisch zu werden. Er hatte, in jüngern Jahren, sich lange und viel in der Welt umhergetrieben; hatte, wie er immer zu rühmen pflegte, seine Augen nie in die Tasche gesteckt: und wenn andre Leute sich Einsichten und Erfahrungen gesammelt hatten, so hatt' *er's* wohl auch. Ein solcher Mann, meinte er, müſste Freiheit zu reden haben, oder es hätte sie niemand, und alle Welt müſste schweigen.

Er kehrte kurz um und wollte fort, als Herr *Stark* ihm ernstlich befahl, zu warten, und ihn dann zu seinem Sohne zu begleiten, wenn sich etwa noch dieses oder jenes zu veranstalten fände. —

Die übrige Familie, die Monsieur *Schlicht* schon etwas früher, als den Vater, von seiner Entdeckung benachrichtiget hatte, war eben in vollem fruchtlosen Kampf mit dem Sohne, als Herr *Stark*, in Begleitung des alten Handlungsdieners, hereintrat. Seine Erscheinung auf einem so abgelegenen Zimmer, das er gewiſs seit der Blatternkrankheit der Kinder mit keinem Fuſse mehr betreten hatte, setzte

Alle in die gröſste Erwartung und den Sohn in eine sichtbare Verwirrung. So gut es indessen in der Geschwindigkeit möglich war, raffte sich dieser zusammen, um den Vorwürfen oder Vorstellungen des Vaters, und wenn er die letztern auch noch so kräftig mit dem vollen Beutel in seiner linken Hand unterstützen sollte, nachdrücklich entgegenzuarbeiten. —

Das sind viel Sachen, Monsieur *Schlicht*, sagte der Alte, indem er die Augen auf die vollen Stühle umherwarf: und ich sehe hier nichts, als den einzigen kleinen Coffer. Da gehn sie ja unmöglich alle hinein.

So bleiben sie heraus, murmelte *Schlicht*, ohne daſs es der Alte hörte; warum ist er nicht gröſser?

Wäre denn sonst keiner da? Denn in diesen hier bringt Er ja kaum das

Drittel von allen den Kleidungsstücken. Das könnt' Er, dächt' ich, mit halben Augen sehen.

Ach, ich — mit *meinen* Augen, Herr *Stark* — ich sehe nur mein Leiden an *der* Geschichte.

Warum denn aber? — Sei Er nicht wunderlich, Freund! Geb' er mir Auskunft!

Der alte Mantelsack mag noch da seyn, den Sie vor etwa dreiſsig oder vierzig Jahren auf Ihren Reisen brauchten. Er war ja schon damal in lauter Fetzen.

Der Alte konnte sich kaum enthalten zu lachen. — Ich weiſs nicht, wie Er mir manchmal vorkömmt, Monsieur *Schlicht*. Solche feine und kostbare Kleidungsstücke — denn Er sieht ja wohl, daſs das eine Garderobe ist die für keine tausend Thaler geschafft worden — die will

Er in den schmutzigen alten Mantelsack schnüren?

Ich nicht. Ich will hier weder packen noch schnüren.

Noch einmal: Sei Er nicht wunderlich, Freund: Steck' Er Geld ein, und geh' Er zu dem Manne gegen der Börse über! Der hat Coffers, den ganzen Laden voll, von allerhand Gröſse und allerhand Art: da such' Er sich einen aus! — Zu hoch und zu breit, denk' ich, wird Er ihn wohl nicht nehmen können; aber mit der Länge wird Er sich vorzusehn haben. — Am besten, Er geht vorher in den Schuppen, und nimmt an meiner Chaise das Maaſs.

An *welcher* Chaise? —

Der Alte sah ihn einen Augenblick an, und schüttelte mit dem Kopfe. — An der zerbrochenen nun doch wohl nicht?

denn von der ist ja nichts als der Kasten übrig.

Nun, ich höre ja wohl! An der neuen, die Sie zur Reise von vorigem Sommer kauſten.

Richtig! — Ich mache sie meinem Sohn zum Geschenk; denn mir steht sie da nur im Wege: mit *meinen* Reisen ist's aus. Und, Monsieur *Schlicht* — daſs Er mir das ja nicht vergiſst! — laſs Er vorher erst recht nachsehen, ob auch noch Alles in haltbarem Stande ist: Riemen und Eisenwerk, Räder und Achse. Nichts ärgerlicher, als wenn man unterwegs mit seinem Fuhrwerk in Krüppeleien geräth! — Die Chaise, ſuhr er mit unwilligem, verweisenden Tone ſort, hat mir da, den ganzen Sommer hindurch, in der Trockniſs gestanden. — Woran ich selbst nicht denke, denkt niemand.

Ich wollte, sie wär' in tausend Trümmern, brummte *Schlicht* vor sich hin, und verlieſs das Zimmer in einer noch weit üblern Stimmung, als worin er's betreten hatte. Sich Mangel an Aufmerksamkeit auf das Haus oder irgend etwas zum Hause Gehöriges, oder sonst unter seiner Aufſicht Befindliches, Schuld geben zu lassen, war ihm ganz unerträglich. Ein getreuerer Aufſeher, und ein besserer Ökonom, als Er, sollte auf Erden noch erst gefunden werden. — Übrigens lieſs er es bleiben, zur Abreise des lieben jungen Herrn auf irgend einige Art zu helfen; den Coffer für ihn mogte ein Anderer schaffen.

Der Alte sah mit einem trüben, mitleidigen Lächeln hinter ihm her. — Wie schwach einen doch manchmal das Alter macht! sagte er dann, mit einer Wendung gegen den Doctor. Der gute, ehrliche *Schlicht* ist meinem Sohne so herzlich, so herzlich ergeben, daſs er ihn, vor lauter Ergebenheit, lieber hier würde umkommen, als auswärts sein gröſstes Glück machen sehen. — Nein, Gottlob! da bin *ich* festrer Natur. — Es ist freilich wohl angenehm, die lieben Seinigen immer um sich zu haben; aber, wenn das einmal nicht seyn *kann* — —

Und warum nicht? Warum *kann* das nicht seyn? fragte die Alte, die ihre Bewegung nicht länger bergen konnte. —

Aus mehr als einer Ursache nicht, gute Mutter.

Darf ich die hören? — Nur eine einzige, bitt' ich.

Alle! — Es sind ja keine Geheimnisse.

Nun? —

Zuerst schon deswegen nicht: weil ich

München

und er, wenn wir hier länger zusammenblieben, uns einander das bischen Leben nur schwer machen würden.

Das sei Gott geklagt! Und die Schuld? —

Die ist mein. Das versteht sich. — Ferner deswegen nicht: weil ich so oft ihm vorgeworfen, daſs es ihm an Entschluſs und Unternehmungsgeist fehle, und weil es seltsam herauskommen würde, wenn ich gerade beim ersten Beweise vom Gegentheil — wie nun dieser auch immer seyn mag — ihm durch den Sinn fahren wollte. Endlich und hauptsächlich deswegen nicht: weil die Errichtung eines neuen Handlungshauses und der dazu nöthige Vorschuſs ihn zu einer Thätigkeit zwingen, ihn zu einer Sparsamkeit und Ordnung gewöhnen werden, wie ich sie ihm hier, mit allen meinem Predigen, nicht habe beibringen können. Ich hoffe, er soll mir jetzt eine ganz andere Denkungsart annehmen; soll mir jetzt ganz so werden, wie ich ihn immer wünschte.

Und deine Handlung? fuhr die Alte mit etwas gesunkenem Tone fort: deine Geschäfte? —

Die, Mutter, sind meine, nicht deine Sache. Wer sie so lange gut zu führen gewuſst hat, wirds auch jetzt wohl noch wissen. — Denke du lieber an das, was *dir* noch wird zu besorgen bleiben.

Mir? — Und das ist?

Du wirst ihn doch nicht so trocken abfertigen wollen? wirst ihm doch zu guterletzt noch einen Abschiedsschmaus geben? — Ich hoffe, Sie kommen dazu auch, lieber Doctor. Und du — indem er die Tochter ansah — und euer ganzer kleiner Anhang, versteht sich. — Er lächelte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit gegen sie hin. — Da wollen wir noch einmal recht von Herzen mit einander vergnügt seyn.

Vergnügt? Recht von Herzen? seufzte die Mutter. — Wirst du das können?

Warum nicht? Was in der Welt soll mich hindern? — Der Ort, wohin er zieht, liegt ja so nahe. Wir dürfen nur auf die Post schicken und anspannen lassen, wenn uns künftig einmal das Herz zu groſs wird; wir dürfen nur zu ihm fahren. — Ja, wenn es zur See nach America, oder gar bis nach China ginge! oder gar bis nach der Botanybay!

Behüte Gott! rief die Alte.

Amen! Amen! Und nun keine Seufzer weiter! Es ist genug. —— Du hörst, fuhr er denn fort, indem er sich mit gütigem Ernst gegen den Sohn herumwandte, daſs ich von deinen Absichten weiſs, und daſs ich sie, nach Lage der Umstände, wie diese nun einmal sind, eben nicht tadle. — Geh mit Gott, mein Sohn! Meinen Segen zu deiner Reise! — An deine Stelle hier kann der erste Buchhalter treten, Monsieur *Burg:* den kennst du selbst als einen gewandten, thätigen, rechtschaffnen Mann: und ich, so alt ich bin, habe doch auch noch Kräfte, um arbeiten, und Augen, um nachsehen zu können. Für *meine* Handlung also sorge nur nicht; aber wie es mit *deiner* gehn wird? — Aller Anfang, sagt man, ist schwer; und was du dir selbst, bei so mancherlei Nebenausgaben, erübriget haben kannst, mag dich eben nicht drücken. — Da! indem er den ziemlich schweren Beutel, den er bisher gegen die linke Hüfte gestützt hatte, auf den Tragkasten unter den Spiegel setzte — eine kleine Erkenntlichkeit für geleistete Dienste! Ich hob sie dir immer auf, um eine Zeit damit abzuwarten, wo sie dir eben gelegen käme; und diese, denk' ich, ist jetzt. — Aber, da es dir doch noch fehlen, und Dieser oder Jener, wegen unsrer unvermutheten Trennung, bedenklich werden und dir sein Zutrauen versagen mögte; so ist hier noch ein offner Wechsel, der hoffentlich allen Bedürfnissen abhelfen und alles Miſstrauen entfernen wird.

Der Alte schwieg, und schien einen Augenblick auf die schuldige Danksagung des Sohns zu warten; aber es erfolgte nichts, als eine steife, ungeschickte Verbeugung. — Ich sehe wohl, sagte er dann, daſs ich dir in einer Arbeit gekommen bin, worin man sich eben darum so ungern stören läſst, weil man sie so ungern anfängt. — Ich will dich jetzt länger nicht aufhalten. Wenn du hier fertig bist, sprechen wir einander schon weiter. —

XIV.

Die Verbündeten sahen dem Alten, als er das Zimmer verlieſs, mit sehr verschiednen Empfindungen nach. Die Mutter war voll Ärgers und Jammers, daſs er dem Sohne, den er sollte zu halten suchen, selbst das Fortgehen erleichterte; die Tochter, voll Empfindlichkeit und Beschämung, daſs sie mit dem guten Worte, welches ihr versprochen und in gewisser Absicht freilich gehalten worden, so schlau hinter das Licht geführt war; und der Doctor, voll stiller Bewunderung des scharfen, richtigen Blicks, womit der Vater den Charakter seines Sohns muſste gewürdiget haben. So wie man diesen nur ansah, entdeckte man sogleich sein ganzes Innern in seinem Äuſsern. Das

Licht der Augen, die bedeutunglos vor sich hinstarrten, schien bis auf den letzten Funken verlöscht; aus den Gesichtsmuskeln war alle Festigkeit, alle Spannung verschwunden, und die Arme hingen an beiden Seiten so schlaff und welk herunter wie die Zweige einer Zitterespe.

Erst, als Mutter und Schwester zu ihm hinantraten, um ihre Theilnahme an seiner Entlassung zu bezeugen, kam auf einmal in die todte, seelenlose Gestalt wieder Leben; er bat sie, mit abwärts gekehrtem Blick und hinter sich ausgestreckter verwandter Hand, daſs sie, wenn sie noch einige Zärtlichkeit für ihn hegten, ihn auf der Stelle verlassen mögten. Diese Bitte ward von dem Doctor, der selbst voranging, mit Wink und Blick unterstützt; er urtheilte, daſs der Schwager noch ein wenig mehr beschämt als gekränkt sei: und Scham, glaubte er, sei eine Empfindung, bei der man überhaupt keine Zeugen, und am wenigsten die mitleidigen, liebe. —

Wirklich war die Art, wie sich der Alte benommen hatte, eben weil sie so äuſserst nachgebend und sanft schien, für die Eitelkeit des Sohns sehr verwirrend. So wenig auch dieser die Absicht gehegt hatte, seinem Vater wehe zu thun — denn dazu war er, wie wir aus der besten Quelle, nehmlich von ihm selbst, wissen, viel zu gut und zu fromm —: so lag es doch leider! in der Natur der Sache, daſs der Alte für so manche Kränkungen, die er erwiesen, jetzt an seinem Theil eine empfinden muſste; und da hätt' es der Anstand nun wohl erfordert, daſs er sich diese Kränkung auch ein wenig hätte merken lassen. So ohne die mindeste Einwendung, und ohne eine Spur von Miſsmuth und Kummer, in den Abgang des Sohnes einwilligen: das hieſs von den Verdiensten desselben um die Handlung sehr herabwürdigend denken, und gegen seine Unentbehrlichkeit, die doch so vollgültig durch die Unruhe der Familie und durch das Schrecken des alten *Schlicht* bestätiget war, sehr beleidigende Zweifel äuſsern.

Noch mehr muſste es schmerzen, daſs der Alte, durch sein Betragen, eine heimlichgenährte sichre Hoffnung des Sohns, die zwar dieser sich selbst noch nicht bekannt hatte, geradehin für eitel und thöricht erklärte. Die Unentbehrlichkeit des Sohnes einmal festgesetzt, lieſs es sich nehmlich voraussehn, daſs der Vater sich alle ersinnliche Mühe geben würde, ihn zurück zu halten: und da hätte dann jener, nach seinem so vorzüglich guten Charakter, sich gewiſs am Ende bewegen lassen, über alles Vergangne einen Schleier zu werfen, und auf gute vortheilhafte Bedingungen wieder an seinen alten Platz zu treten. Jetzt, da sich einmal der Vater so ganz anders erklärt hatte, war bei seiner störrischen Sinnesart nichts gewisser, als daſs er sich in Ewigkeit nicht zum Ziele legen, sondern, wenn Noth an Mann ginge, lieber seine Geschäfte äuſserst zusammenziehen, als das geringste gute Wort gegen den Sohn verlieren würde. Und so stand denn dieser mit seiner Wahl zwischen den zwei gleich unangenehmen Entschlüssen mitten inne: entweder Reue zu zeigen, und das Joch, das er hatte abschütteln wollen, ganz geduldig wieder auf seinen Nacken zu nehmen; oder den unglücklichen Vorsatz zur Abreise ins Werk zu setzen, ohne daſs er davon die beabsichtigten Vortheile hätte. Er bereute es jetzt zu spät, daſs er sich das prophetische Herzklopfen bei dem versuchten Abschiede vom Vater nicht ein wenig mehr hatte warnen lassen.

Was ihm diese Unannehmlichkeiten noch weit peinlicher machte, war der Umstand: daſs seine Gesinnungen in Betreff der Witwe nicht mehr völlig die alten waren. Von den Schwierigkeiten, die einer Verbindung mit ihr entgegenstanden, hatten die meisten, durch das längere und öftere Betrachten, wie das so oft zu geschehen pflegt, an ihrer Wichtigkeit schon verloren; und vollends seit gestern, wo sich die Witwe so äuſserst liebenswürdig gezeigt hatte, waren sie fast gänzlich verschwunden. Über den Mangel an Vermögen konnte ein Mann, der dessen selbst genug hatte, hinwegsehn; die Kinder, da sie Ebenbilder einer so liebreizenden Mutter waren, schienen eher eine angenehme, als eine beschwerliche Zugabe; und das Gerede einer albernen Menge, das ohnehin nie lange Dauer hat, läſst kein Kluger sich irren. Es blieb also von allen Steinen des Anstoſses nur der gröſste, der zu fürchtende Widerspruch des Vaters, übrig; und diesen wegzuräumen, war wohl schwerlich ein beſsres Mittel, als daſs man die Verbindung mit Madam *Lyk* zum ersten und wesentlichsten Vergleichspuncte bei der gehofften triumphirenden Wiederkehr machte. Statt also, wie es der anfängliche Wunsch des Herrn *Stark* gewesen war, seiner Liebe aus dem Wege zu gehen, wollt' er jetzt dieser Liebe vielmehr entgegeneilen; es war nichts als eine der Selbsttäuschungen, denen der junge Mann so sehr unterworfen war, wenn er sich am vorigen Abende zu einem so herrlichen Siege seiner Vernunft über seine Schwachheit Glück wünschte: denn gar nicht die Vernunft, sondern die Schwachheit, hatte gesiegt, und in dem Entschluſs zur Trennung hatte die Hoffnung der Vereinigung versteckt gelegen. Seine vielen Thränen hatte ihm weniger der Schmerz des Abschieds, als der heimliche Gedanke entlockt, daſs sein Entwurf nicht vor aller Gefahr des Scheiterns gesichert seyn mögte; wenigstens, wie es jetzt leider! am Tage lag, wäre so ein Gedanke ganz nicht unvernünftig gewesen. — —

Der Doctor, der die Gemüthslage des Herrn *Stark,* bis auf den Punct von der Witwe, durch und durch sah, kam jetzt in der Absicht zurück, ihm mit seinem guten Rathe zu dienen. — Es wandelte ihn einige Verachtung an, als er den Schwager, in armselig zusammengekrümmter Gestalt, auf dem zugeworfnen Coffer sitzend fand, wie er mit der einen Hand auf das Knie griff, und mit der andern das schwere, sorgenvolle Haupt unterstützte. Er sah wohl, daſs so einem Manne sich *der* Rath unmöglich geben lieſse, den er sich selbst, unter ähnlichen Umständen, in die er aber nie hätte gerathen können, ganz gewiſs gegeben hätte; nehmlich: einen Entwurf, mit dem es einmal so weit gediehen, trotz aller Unannehmlichkeiten lieber durchzusetzen, als schimpflicher Weise davon zurückzutreten. Für den Schwager, glaubte er, sei nichts anders zu thun, als daſs er irgend eine erträgliche Wendung ausspüre, womit jener sich dem Vater, ohne zu groſse Beschämung, wieder anbieten könnte; und diese

Wendung schien ihm durch die groſsmüthigen Geschenke des Vaters, gleichsam absichtlich, vorbereitet. Es war natürlich, daſs das Herz des Sohnes davon gerührt werden muſste, und eben so natürlich, daſs diese Rührung das Verlangen erzeugte, einen so edeldenkenden Vater lieber nie verlassen zu dürfen. Wenn man dann dem Alten noch in dem Hauptpuncte willfahrte und sich geneigt zu einer Heirat erklärte; so lieſs sich erwarten, daſs dieser mit Freuden einschlagen, und daſs er dem Sohne wohl gar seine Handlung, mit dem einzigen Vorbehalt der Geldgeschäfte, völlig abtreten würde.

Herr *Stark* hörte diesen Entwurf, den ihm der Doctor mit aller möglichen Feinheit und Schonung vortrug, zwar nicht ohne Scham, aber doch mit Gelassenheit an; nur bei dem Worte Heirat stieſs er auf einmal einen so mächtigen, so tief aus dem Herzen geschöpften Seufzer aus, daſs der Doctor sogleich einen neuen Sorgenstein argwöhnte, der härter als alle übrigen, drücken müsse. Er lieſs jetzt, im Fortgange der Rede, ein Wörtchen von Madam *Lyk* und ihrer Liebenswürdigkeit flieſsen; — die Wirkung davon übertraf alle Erwartung: Herr *Stark* riſs sich vom Coffer auf, floh in ein Fenster und entdeckte durch laute Thränen, wie weit es mit seinem Herzen schon müsse gediehen seyn. Jetzt ward nun guter Rath etwas theurer, und der Knoten verwickelte sich allzusehr, als daſs der Doctor ihn auf der Stelle zu lösen gewuſst hätte. — Um Zeit zu gewinnen, fiel er auf das Mittel: daſs er sich, als Bruder und Arzt, für die Gesundheit des Schwagers besorgt stellte, ihn um seine Hand bat, und in seinem Pulse fieberhafte Bewegungen entdeckte. Herr *Stark,* als ob er schon sehnlich auf einen Vorwand, seine Reise aufzuschieben, gewartet hätte, ergriff dieses Wort des Doctors mit vielem Eifer; er lieſs sogleich einen kleinen freiwilligen Frost über sich hinschaudern, setzte sich, wie ermattet, nieder, und versicherte, daſs er wirklich seit einigen Tagen etwas Fieberhaftes verspüre. Der Doctor verschrieb ihm nun Arzeneien, die weder helfen noch schaden konnten; und Herr *Stark* fing an, eines Fluſsfieberchens wegen, worüber die Familie sich nicht sonderlich beunruhigen durfte, das Zimmer zu hüten.

XV.

Was giebst du mir, wenn ich dir eine Entdeckung mache? — sagte der Doctor, als er zu seiner Frau zurückkam.

Laſs hören! — Vielleicht eine Gegenentdeckung.

Der Bruder ist sterblich verliebt in die *Lyk.* —

Die *Lyk* ist sterblich verliebt in den Bruder. —

Ist's möglich? — Und nun erfolgte von beiden Seiten eine Herzenserleichterung, die mit allen Holdseligkeiten ehelicher Vertraulichkeit gewürzt war. —

Sie ist krank, sagte die Doctorinn, herzlich krank; ich habe die Freundinn von ihr, die eben da war um dich zu ihr zu bitten, über alle Umstände befragt;

sie hat gestern Abend — und merke dir's wohl: weil eben der Bruder von ihr gegangen — —

Der Bruder? Da hat er Abschied genommen!

Natürlich! — Sie hat, sagt mir die gute Freundinn, gar nicht aufhören können zu weinen; die ganze Nacht hindurch hat sie kein Auge geschlossen; alle Munterkeit, alle Eſslust ist bei ihr fort; — dazu hat sie Krämpfe — die schrecklichsten! —

Krämpfe? Hm!

Kurz: das arme Weib steckt in Liebe bis über die Ohren. — Und nun bitt' ich dich, Herzensmann: laſs Essen und Alles seyn, und mach daſs du hinkömmst, damit wir das Nähere erfahren!

Sie ist ohnehin nicht die stärkste, sagte der Doctor, der ein wenig ungläubig schien; — sie ist dem Bruder ungemein viel Verbindlichkeit schuldig; — sie hat ein dankbares Herz —

Eben deswegen! Solche Herzen sind dir die brennbarsten; die fangen Feuer, wie Zunder. — Der Bruder ist ein ganz artiger Mann. —

Das wohl.

Und ich kenne dir eine, die Anfangs auch nur dankbar war, weil ein Gewisser — ein noch artigerer Mann — ihr von einem bösen Fieber geholfen hatte, und die nachher — —

Das verdiente einen Kuſs, der gegeben ward, und der Doctor flog fort.

Er fand die Witwe freilich nicht wohl; aber so krank denn doch nicht, als die gute Freundinn, und dann weiter die Frau Doctorinn, es gemacht hatten. Sie gestand, nach einigem Kampf mit sich selbst, daſs der Hauptgrund ihres Übelbefindens in einer Unruhe des Herzens liege. Der Doctor horchte mit beiden Ohren: denn er glaubte schon den auſserordentlichen Fall vor sich zu haben, daſs ein Frauenzimmer die Schwachheiten seines eigenen Herzens verplaudre; aber als das Geheimniſs an den Tag kam, war es weiter nichts, als ihr Verhältniſs mit dem gedachten Gläubiger. Der Doctor war Hausarzt dieses Mannes, und hatte ihm und seiner Familie groſse Dienste geleistet: die Witwe gründete hierauf die Hoffnung, daſs ein von ihm eingelegtes gutes Wort ihr Nachsicht auf einige Wochen bewirken könnte; und sie beschwur ihn um dieses Wort, als um eine Freundschaft, die ihre Genesung mehr, als alle Arzeneimittel, befördern würde. Ihre Lage, sagte sie, sei die dringendste von der Welt, aber nichts weniger als verzweifelt: sie sei im Stande, wenn man ihr Zeit lasse, alle ihre Schulden bis auf den letzten Heller zu tilgen; und sie berufe sich deswegen auf das Zeugniß seines Schwagers, des Herrn *Stark* — wenn er anders noch hier sei. —

Das Eigne in der Modulation der Stimme, womit sie diese letzten Worte aussprach, zusammengenommen mit einem kleinen übelverhehlten Seufzer, und mit dem Niedersinken ihres bis dahin aufgehobenen Blicks in den Busen, schien dem Doctor eine Indication zu geben, die er sich nicht dürfe entschlüpfen lassen.

Ich bin zu Ihrem Befehl, sagte er, liebe Freundinn; aber ich bitte *Sie* zu erwägen, daß die Summe die *Sie* mir angeben, von keinem Belang, und daß der Mann mit dem wir zu thun haben, von rauher, unfreundlicher Art ist. So wenig ich zweifle, meinen Antrag bei ihm durchzusetzen; so könnte er doch leicht sich herauszunehmen, bei dieser Gelegenheit Dinge zu sagen, die mir wehe thun würden. — Warum denn auch einen rauhen, beschwerlichen Umweg zum Ziele gehen, wenn ein gerader, gebahnter Weg offen da liegt?

Welcher? seufzte die Witwe.

Sie nannten vorhin einen Freund, dem jede Gelegenheit, Ihnen gefällig zu werden, das gröſste Vergnügen erweckt. Ich bürge Ihnen für seine Gesinnungen gegen Sie.

Dieser Freund — —

Gönnen Sie ihm doch das Glück, Madam, Ihnen dienen zu können!

Das Glück? — Aber wenn's denn ein Glück ist; so *gestehn Sie: er hat es nur zu reichlich genossen.* — Ich erliege unter der Last meiner Verbindlichkeiten. Ich kann sie ewig nicht tilgen. — Und will er jetzt nicht fort, dieser Freund? Will er uns nicht verlassen? Wird er des Geldes genug nur zu eigener Einrichtung haben? — Ihre Stimme schwankte, und sie schien in außerordentlicher Bewegung.

Es mangelt ihm nicht, Madam; ganz gewiß nicht! — Geben Sie ihm die Freude mit auf den Weg, Ihre Wohlfahrt gesichert zu haben! Lassen Sie mich hin, ihm es vorzutragen! Es ist in wenig Augenblicken geschehen. — Er stand auf, und machte Miene sich zu entfernen.

Nein! Nein! — war Alles, was die Witwe hervorbringen konnte. Sie hatte die Hand des Doctors, um ihn zurückzuhalten, mit einer ihr ungewöhnlichen Hitze ergriffen. Er fühlte das Brennen und Zittern der ihrigen, und bat sie, ihrer schwachen Gesundheit zu schonen. — Ich rede dann, weil Sie's so wollen, mit Ihrem Gläubiger, und ich halte die Sache mit ihm für so gut als berichtigt. Werden Sie ruhiger, liebe Freundinn! — —

Der Doctor hatte an diesem Wenigen schon genug, um bei seiner Zuhausekunft seiner Frau zu sagen, daſs sie wohl schwerlich geirrt haben mögte. — Aber, setzte er hinzu, wie in aller Welt soll das werden? Wo soll das hinaus?

Du fragst? — Wenn sie wirklich so liebenswürdig und sanft und gut ist, wie du sie mir immer gerühmt hast — —

Das ist sie wahrlich! wahrlich!

Nun so läſst man den dritten Mann kommen, den Priester. Der weiſs Mittel für solche Übel.

Mir wär's recht; in der That! Ich nennte die gute Frau mit Vergnügen

Schwester. — Aber ich gestehe dir: daſs ich zittre, wenn ich an deinen Vater denke.

O, der wunderliche, alte — liebe, böse Mann der, der Vater! — Ich bin so erbittert auf ihn; ich mögt' ihn gleich — — ja, was mögt' ich, ich Närrinn? — — Aber je lieber ich ihn habe, desto abscheulicher war's, mich so herumzuführen, so zum Besten zu haben. — Ich vergess' ihm das nicht; nimmermehr! Ich spiel' ihm irgend einen Gegenstreich, und einen recht argen. — Wart! Eben mit der *Lyk* muſs ich ihm einen spielen. — Wie? Soll denn darum, weil er sich gegen die arme Frau eine wunderliche Grille in den Kopf gesetzt hat — —

Und eine falsche. Denn nicht *sie* hatte Hang zur Verschwendung, sondern der Mann.

Nun ja! — Und soll denn darum die arme Frau ein so schönes Glück nicht machen, das sich ihr anbeut? Soll darum der Bruder eine Leidenschaft aufgeben müssen, die den schönsten, edelsten Grund von der Welt hat? — Da sitzt er nun in seinem Käfig, der arme Narre! und hängt das Köpfchen. — — Hahahaha! Es ist doch ein närrisches Ding um's Verliebtseyn. — Aber Geduld nur! Geduld! Er soll mir heraus, und soll mir ins Ehebette zur *Lyk*, oder ich will nicht das Leben haben.

Du unternimmst da viel, sagte der Doctor. Wie willst du deinen Vater gewinnen? — Was Zureden bei ihm vermag, hast du erfahren; und daſs du mit List ihn fangen solltest? — ich fürchte, er geht dir in keine Falle.

Gesteh nur: es ist doch ein kluger,

ein auſserordentlich kluger Mann, mein Vater.

Der klügste, den ich in meinem Leben gekannt habe.

Sieh in mir seine Tochter! — — Sie setzte ihren Zeigefinger auf die Brust, und streckte ihre kleine Figur in die Höhe.

Ah! — sagte der Doctor, der sich verbeugte, und über ihr komisches Pathos von Herzen lachte: alle Verehrung, Madam! Aber darf man denn dieses oder jenes von Ihrem Plane voraus wissen?

Sobald er da seyn wird; ja! — Weiſst du indessen, was vor allen Dingen zu thun ist, und was von Niemanden so gut gethan werden kann, als von dir? — Bring dem Vater bessere Begriffe bei von dem Bruder! Erzähl' ihm sein Betragen gegen den seligen *Lyk!* Ich bin versichert, das wird ihm gefallen, recht sehr gefallen. —

Auch das erzähl' ihm, wie edelmüthig er sein Versprechen erfüllt, und wie treu er, ganze Monate lang, für die Witwe gearbeitet hat. Solche Züge, weiſs ich, freuen den alten Mann in die Seele, und ein wildfremder Mensch, von dem er so etwas hört, wird auf der Stelle sein Blutsfreund. — Gewiſs, er hätte das schon früher erfahren sollen.

Und würd' auch, so wie Ihr alle, wenn ich nicht dem Bruder hätte mein Wort geben müssen, zu schweigen. — Jetzt, sobald ich Gelegenheit dazu finde — —

Willst du thun, was dein braves Weib dir aufgiebt. Nicht wahr?

Schuldigermaſsen.

Schön! — Und *ich* will Bekanntschaft mit unsrer Witwe machen: ehester Tage! Ich hab' es mit der Freundinn von ihr schon eingeleitet. Ich bin ganz neugierig auf sie. — Da sind auch die beiden Kleinen von ihr, die hier täglich vorbei in die Schule müssen; ein paar Engel von Kindern! Morgen ruf' ich sie mir herein, und da will ich sie herzen und lieb haben, als ob's meine eigenen wären.

XVI.

Die Gelegenheit, sein gegebenes Wort zu erfüllen, fand sich für den Doctor gar bald. — Willkommen! Willkommen! sagte der Alte, als jener das nächste mal zu ihm hineintrat: wie stehts? — Und vor Allem, Herr Sohn: wie stehts mit unserm kritischen Kranken? Ich sehe ja die Mutter noch keine Anstalten machen.

Anstalten, lieber Vater? Wozu?

Zu dem Abschiedsschmause, den ich bestellt habe. Hat er denn immer noch Fieber? — Ein ihm eigenes flüchtiges Muskelnspiel um die Gegend der Lippen schien anzudeuten, daſs er die Krankheit des Sohns eben nicht für die ernsthafteste halte.

Es steht, wie es steht: sagte der Doctor, der diese Gelegenheit, für den Schwager zu reden, um so lieber ergriff, da der Alte nur eben seinen schwersten Posttag abgefertiget hatte, und jetzt, seiner Gewohnheit nach, im Sessel der Ruhe pflegte. In solchen Augenblicken, wuſste er, war das Herz des Alten für Eindrücke des Angenehmen und Guten immer am meisten offen: denn die Gegenwart, die allein ihm zuweilen zur Last fiel, hatte er dann bei Seite geschafft; und in die Vergangenheit pflegte er immer mit groſser Gemüthsruhe zurück, so wie in die Zukunft mit froher Hoffnung vorwärts, zu blicken.

Sie reden ja ganz bedenklich, erwiederte er dem Doctor. Es wird doch nichts Schleichendes werden? — Da mögt' es mit der vorhabenden Reise noch langen Anstand haben. — Er lächelte wieder.

Bis jetzt ist es Fluſsfieber, sonst nichts. — Daſs sich etwas Schlimmers dahinter versteckt halten sollte, will ich nicht hoffen. Indessen *hat* man der Fälle.

Aber es läſst sich doch vorbauen? Nicht?

Allerdings. — Auch wüſst' ich nicht leicht, für welchen Kranken, wenn es zum Ernst kommen sollte, ich treuer und herzlicher sorgen würde, als für den Bruder. Ich lieb' ihn gar sehr; denn so wenig ich seine kleinen Schwachheiten an ihm verkenne, so weiſs ich doch, daſs er zu unsern rechtschaffensten, selbst zu unsern edelsten jungen Bürgern gehört.

Das klingt gar schön; in der That! Und am schönsten wohl in dem Ohre eines Vaters.

Sie haben mich fast abgeschreckt, über den Bruder mit Ihnen zu reden. —

Wie das? — Wenn Sie mir solche Dinge von ihm zu sagen, und noch mehr, wenn Sie mir Beweise davon zu erzählen haben; so reden Sie bis in die sinkende Nacht! Ich will hören! — Leider! würden solche Dinge für mich nur zu sehr den Reiz der Neuheit haben.

Und woher wollten Sie auch, daſs sie Ihnen bekannt seyn sollten? — Ihr Sohn ist mit dem Guten, das er gethan hat, nie laut geworden.

Das klingt ja immer noch schöner. — Er beugte sich gegen den Doctor vor, und setzte mit einem kleinen ungläubigen Kopfschütteln hinzu: Sie haben mich ganz neugierig gemacht. Was für Wunderdinge werd' ich denn hören?

Der Doctor hatte keine Noth, unter den Beweisen von dem Edelmuthe seines Schwagers zu wählen; er hatte nur Einen, aber auch desto wichtigern, in seinem Gedächtniſs. — Sie erinnern Sich doch, fing er an, des unglücklichen Verhältnisses, worin Ihr Sohn mit dem seligen *Lyk* stand? Sie wissen doch, zu welchen boshaften, verläumderischen Briefen nach *A*... sich dieser leichtsinnige Mann durch kaufmännischen Eigennutz hatte verleiten lassen?

Ich weiſs das freilich, Herr Sohn. Aber ich bitte: wenn's zu Ihrem Zwecke nicht unumgänglich nöthig ist, so lassen Sie's ruhen! — Als der Mann sich hinlegte und starb, ging mir das nahe, und da gab ich ihm die Erinnerung daran in sein Grab.

Edel! — Und wahrlich! will dort *ich* sie nicht wieder hervorziehn. — Nur gestehen Sie: daſs es noch edler, als bloſses Vergessen ist, wenn man so bittre Beleidigungen, die für den Menschen nicht minder kränkend, als für den Kaufmann waren, mit den wichtigsten, langwierigsten, mühsamsten Diensten erwiedert.

Und wer that das? fragte der Alte begierig.

Ihr Sohn. — Meine wenige Hoffnung, den seligen *Lyk* zu retten, da sein Fieber so heftig und sein Körper so sehr entnervt war, ward mir noch vollends durch eine ganz sichtbare Unruhe seines Gemüths vereitelt. Ich suchte ihr auf den Grund zu kommen; und es fand sich, daſs er die schmerzlichste Sehnsucht fühlte, sein dem Bruder erwiesenes Unrecht wieder gut zu machen, und daſs er nicht ruhig glaubte sterben zu können, wenn er nicht durch die aufrichtigste und wehmüthigste Bitte um Vergebung sein Gewissen erleichtert hätte. Ich erbot mich zum Mittelsmanne, und ich ward mit Freuden dazu angenommen. Wenn der Bruder nicht gleich auf mein erstes Wort bereit war, den unglücklichen Mann zu besuchen; so lag das nicht, wie ich Anfangs glaubte, an einem Rest von Rachgier oder an einer natürlichen Herzenshärte, sondern bloſs an seinem allgemeinen Abscheu vor allen Krankenzimmern, und an der Furcht vor dem zu heftigen Eindrucke, den ein Sterbender auf ihn machen könnte. Als er sich endlich entschloſs mir zu folgen, und nun den Unglücklichen ansichtig ward, der ihm unter lautem Schluchzen die zitternden Arme entgegenstreckte; da war auf einmal jener Abscheu und jene Furcht aus seinem Herzen so rein verschwunden, daſs er mit der lebhaftesten Begierde auf den Kranken zustürzte, und ihn mit Inbrunst umarmte. Das Menschliche, Edle, Groſsmüthige

thige seines Benehmens rührte jeden Gegenwärtigen, und auch mich, der ich wahrlich! nicht der Weichmüthigste bin, bis zu Thränen. Wie viel Mühe gab er sich, den armen Leidenden zu beruhigen, und ihn von einem Bekenntniſs zurückzuhalten, das für ihn so beschämend und kränkend seyn muſste! Aus wie vollem Herzen strömte ihm das Wort der Versöhnung, als ihm seine innre Erschütterung es endlich auszusprechen erlaubte! „Fordern Sie, sagte er, fordern Sie einen Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen; und wenn er irgend in meinen Kräften steht, so betheur' ich Ihnen vor Gott: ich will ihn mit Freuden geben. Kann ich *Ihnen,* kann ich den *Ihrigen* dienen? Kann ich's in diesem Augenblicke? kann ich's in der Zukunft? Womit? Womit? — Ich erwarte nur Ihr

Wort, bester *Lyk;* und was es auch immer seyn mag — — “

Der Alte saſs in seinem Sessel, vor lauter Zuhören, so stille, daſs er kein Glied bewegte. Nur war er sich gleich Anfangs mit der Hand nach dem Stutz gefahren, um ihn von dem guten Ohre ein wenig zurückzustoſsen, und jetzt auf einmal fuhr er sich mit den Fingern an seine Augenwimper.

Der Sterbende, fuhr der Doctor fort, nutzte die Erklärung des Bruders zu einer Bitte, deren Wichtigkeit ich erst hinterher aus der ungeheuren Arbeit kennen lernte, die ihre Erfüllung kostete. Er gestand, daſs seine Handlungsgeschäfte in Verwirrung, seine Bücher in nicht geringer Unordnung wären.

Das will ich glauben, sagte der Alte.

Er bejammerte das Schicksal seiner

Frau und seiner unmündigen Kleinen, wenn ihn Gott von der Welt rufen sollte.

Und das mit Recht! Ich denke, er war nicht weit mehr vom Bruche.

Der auch wohl sicher erfolgt wäre, wenn die unermüdbare Geschäftigkeit Ihres Sohnes nicht gethan hätte.

Wie? —

Das Geständniſs des Sterbenden war kaum abgelegt, als Ihr Sohn ihm sein heiliges Wort gab: daſs er auf den Fall seines Todes nicht ruhen wolle, als bis er Alles, so gut er es immer möglich finde, in Ordnung gebracht habe.

Und er hielt's? rief hier der Alte hitzig.

Mit der pünctlichsten Treue. Ganze Monate lang brachte er, Abend vor Abend, in jenem Hause der Trauer unter den verdrieſslichsten Geschäften zu, verglich Bücher, zog Rechnungen aus, schrieb oder beantwortete Briefe; indessen Sie, mein lieber Vater, ihn auf Bällen, oder in Concertsäälen, oder an Spieltischen glaubten. —

Es wäre besser gewesen, wenn der Doctor diesen unnöthigen Zusatz unterdrückt hätte; denn ohne dem Schwager damit zu nützen, that er sich selbst damit Schaden. Er brachte sich um ein Fäſschen Weins, oder um irgend ein andres Geschenk, das er sonst für seine angenehme Erzählung gewiſs erhalten hätte.

Ich habe denn eben keinen Wahrsagergeist, sagte der Alte empfindlich. — Die Thorheiten meines Sohns, die mich verdrieſsen muſsten, durft' ich erfahren; aber sein Gutes, das mir hätte können Freude machen — —

Der Doctor entschuldigte sich, wegen seines Geheimhaltens, mit dem abgenöthigten Versprechen zu schweigen: einem Versprechen, das er vielleicht zu gewissenhaft bis auf den Vater ausgedehnt habe. Die kleine Falschheit, die in dieser Erklärung lag, da vorzüglich um des Vaters willen jenes Versprechen war gefordert worden, glaubte er sich vergeben zu können. — Bald darauf erinnerte er sich einiger Kranken, denen er noch Besuche zu geben hatte, und empfahl sich dem Alten. —

Er war schon mehrere Minuten hinaus, als Herr *Stark* noch in seinem Sessel, von dem er beide Arme bequem herabhangen lieſs, mit feuchtem Blick vor sich hinschmunzelte, und in Gedanken das unbegreifliche Bild seines geputzten und gepuderten Sohnes anstaunte, wie er vor dem Krankenbett eines Feindes edelmüthige Thränen vergoſs, und ganze Monate lang alles Vergnügen aufgab, um in das Chaos vernachläſsigter Handlungsbücher Licht und Ordnung zu bringen. — Er ward durch den Besuch von ein paar Fremden gestört, die für die abgebrannte Kirche zu *L*... und die mit abgebrannten Pfarr- und Schulgebäude milde Beiträge sammelten. Er nahm sie mit vieler Leutseligkeit auf, und statt der dreiſsig oder funfzig Reichsthaler, die er sonst vielleicht geschrieben hätte, schrieb er jetzt volle hundert. — Der erste Buchhalter, Monsieur *Burg*, trat herein, und suchte mit verlegner Miene einen Brief vorzubereiten, worin ein Verlust von mehrern Tausenden als höchstwahrscheinlich vorausgesagt ward. — So etwas fällt in einer Handlung schon vor, sagte der Alte, und gab ihm den Brief, nach nur flüchtiger Durchsicht, mit einer Freundlichkeit wieder, als ob er die angenehmste Nachricht von der Welt enthielte.

Den ganzen Abend hindurch war er über die Entdeckung, die er so unvermuthet gemacht hatte, ungewöhnlich heiter und froh; es war ihm, als ob ihm erst jetzt, in seinem hohen Alter, ein Sohn wäre geboren worden. Als er in seine Schlafkammer ging, gab er vorher der Alten, die solcher ehelichen Zärtlichkeiten schon seit lieben langen Jahren entwöhnt, und daher nicht wenig, aber auch nicht unangenehm, erstaunt war, einen recht herzlichen Kuſs. Das Einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umstand: daſs an einer Waare, die doch tiefer hinein ein so gutes und feines Gespinnst zeigte, gerade das Schauende so schlecht seyn muſste.

XVII.

Unter so angenehmen Vorstellungen der Alte eingeschlummert war, unter so unangenehmen wachte er auf. Da er sein Herz von der Erzählung des Doctors voll hatte; so versetzte ihn ein Traum in das *Lyk*ische Haus, wo er das Vergnügen genoſs, seinen Sohn, mit Schweiſs und Staub bedeckt, unter einem Haufen ganz verschiedenartiger, höchst undeutlich durcheinander geworfener Waaren zu sehn, die er mit groſsem Fleiſs auseinander suchte. Er wollte so eben zugreifen, um ihm zu helfen, als in seiner Einbildung die mit dem Namen *Lyk* verbundenen Bilder lebendig wurden, und ihn auſs bitterste den Entschluſs bereuen lieſsen, in ein Haus voll so toller Verschwendung und so argerlicher Ausschweifung getreten zu seyn. Indessen hielt er den Anblick der prächtigen Zimmer, die in seinen Gedanken sich eher für einen Fürsten als einen Kaufmann schickten, der mit gröſstem Überflusse besetzten Tafeln, der umherschwärmenden Bedienten, ja sogar der wilden, lärmenden Trinker, die Champagner wie Wasser hinuntergossen, eine Zeitlang aus; aber als endlich sein Sohn mit der Hausfrau süſse Blicke zu wechseln anfing, und beide auf einmal in bebänderten Domino's, mit Masken in den Händen und rothen Absätzen unter den Schuhen, vor ihm standen: so stürzte er, voll des äuſsersten Widerwillens, zur Thüre, und dankte dem Himmel, auf die groſse Hausflur hinauszukommen, die ihm aus frühern Jahren, von den Zeiten des alten *Lyk* her, so wohl bekannt war. Er hob hier sorgfältig beide Rockschöſse auf, und drückte sie dicht an den Leib, um unbeschmutzt durch die Packen und Ballen und Kisten und Fäſser zu kommen, zwischen denen ehemal nur ein ganz schmaler Weg hindurchging: aber plötzlich ward er zu seinem Erstaunen inne, daſs seine Vorsicht unnütz, und daſs die ganze Flur von Waaren so ausgeleert war, wie eine Schatzkammer nach einem Kriege von Gelde. Alle Wände umher hingen voll angezündeter Lampen, und nicht lange, so ertönte aus dem Hintergrunde des Saals — denn das war die Flur nun geworden — eine lustige Tanzmusik: Paar an Paar hüpften, wie unsinnig, gegen- und durcheinander: und als er sich leise niederdrückte, um wo möglich hinter ihnen weg und zum Hause hinauszuschleichen: tanzte ihm unversehens eine der muntersten und gelenkesten Frauen der Stadt, von gar nicht gutem Rufe entgegen, riſs ihn, wie sehr er sich sträubte, in die Reihe hinein, und wirbelte dann, in Verbindung mit der ganzen Gesellschaft, den guten Alten, der nie als in seiner Jugend ein Tänzchen, und auch da nur ein Ehrentänzchen, gemacht hatte, so unbarmherzig auf und nieder, daſs er bei seinem endlichen Stillstehen kaum wieder Athem gewinnen konnte. Er fand sich hier einem Spiegel gegenüber, der ihm seine ganze gegen die übrige Gesellschaft so abstechende Gestalt, zugleich mit seinen grauen Wimpern und den ehrwürdigen Runzeln seines Alters zeigte: ein Anblick, worüber er augenblicklich wach ward, und sich völlig so athemlos und so eingefeuchtet fand, als ob die geträumte heftige Leibesbewegung wirklich Statt gehabt hätte.

Gottlob! rief er, indem er die Augen weit aufthat, und sich des einsamen Schimmers seiner Nachtlampe von Herzen freute: es war nichts, als ein Traum. Hätt' ichs doch kaum geglaubt, daſs man im Traume ein so schweres und angreifendes Stück Arbeit machen könnte! — Die tollen, rasenden Menschen! — Und nun fing er an, weil die Wallung in seinem Blute noch fortwährte, und die verhaſsten Bilder noch ihre volle Lebhaftigkeit hatten, sich recht ernstlich über den Unsinn zu ärgern, womit so Mancher für die läppischen, armseligen Vergnügungen, denen er nur eben beigewohnt hatte, Vermögen und Gesundheit und ehrlichen Namen auf's Spiel setze. Er dachte sich mit dem äuſsersten Abscheu die Möglichkeit, daſs auch *sein* so sauer erworbenes Gut, eben wie das *Lykische*, in wenig

Jahren verpraſst, und der Name *Stark*, den er bisher in Ehre und Ansehen erhalten, mit Schimpf und Schande belegt werden könnte. Hier fielen ihm die ſüſsen, zärtlichen Blicke auf's Herz, die er seinen Sohn mit Madam *Lyk* hatte wechseln sehen. Es fuhr ihm kalt über den Rücken. Doch tröstete ihn wieder die Betrachtung: daſs die Liebe zum Gelde in dem Herzen seines Sohns keine schwächere Leidenschaft, als die Eitelkeit, sei, und daſs es ihm jene gewiſs nicht erlauben werde, sich mit einer Frau von so mittelmäſsigen Umständen — denn was konnte eine so weit getriebne Unordnung und Verschwendung zurückgelassen haben? — und noch obendrein mit einer Mutter von Kindern, zu belasten. So weit, sagte er, kann sein Geschmack an Galanterie ihn doch unmöglich verleiten.

Zwar, wandt' er sich wieder ein, hat er ja meine Erwartung schon in Einem Stücke getäuscht; und so könnt' er es leicht auch in diesem. — Doch ich träume noch, glaub' ich; die Fälle sind einander zu ungleich. Das Opfer, das er bei so einer Heirat brächte, wäre zu groſs; auch hat er hier volle Zeit zur Besinnung — denn in eine Liebe verstrickt zu werden, die ihn aller Besinnung beraubte, sieht ihm nicht ähnlich — ; und welche Wahl er treffen kann, wenn ihm nur die Besinnung frei bleibt, ist keine Frage. Am Krankenbett des seligen *Lyk* sah er sich überrascht; er ist nur ein eitler und schwacher, kein verderbter, kein boshafter Mensch: es war natürlich, daſs der erschütternde, ihm so neue Anblick eines Sterbenden, und die dringende Aufforderung die so sehr zu rechter Zeit an sein

Herz erging, ihn zu einem Versprechen hinrissen, das er bei kalter Überlegung wohl schwerlich gethan hätte, das aber, einmal gethan, nicht unerfüllt bleiben durfte, wenn er nicht geradezu als ein Mann von schlechter Gesinnung erscheinen wollte. — Und warum sollt' er denn nicht auch freudig gethan haben, was einmal gethan werden muſste? Warum sollt' er nicht, während er's that, in dem Bewuſstseyn seiner Rechtschaffenheit, und in der Achtung die er gegen sich selbst empfinden muſste, sich so wohl gefallen haben, daſs er immer freudiger fortfuhr? Ich danke dem Himmel, wenn er bei dieser Gelegenheit in den Geschmack des Guten gekommen. Vielleicht, daſs ihn das edlere Vergnügen wohl noch ganz von den armseligen Eitelkeiten abzieht, zu denen er bisher einen so unglücklichen Hang hatte; und dann vollends — leben Sie wohl, Madam *Lyk*, mit aller Ihrer Feinheit, und Ihrem Weltton, und mit dem ganzen Gefolge von Liebenswürdigkeiten, das hinter Ihnen drein treten mag! Für meinen Sohn sind Sie nicht. —

Wenn diese Gedankenfolge des Herrn *Stark*, so richtig und bündig sie schien, dennoch nur wenig zutraf; so lag das an den beiden so gewöhnlichen Fehlern: daſs er einen Charakter, der sich bis jetzt nur von gewissen Seiten entwickelt hatte, und von andern sich selbst noch ein halbes Räthsel war, als schon völlig bekannt und ergründet voraussetzte; und daſs er in die Vorstellung der Verhältnisse, worin er diesen Charakter handeln lieſs, einige bedeutende Irrthümer brachte, deren Entstehungsart wir vielleicht künftig erfah-

erfahren werden. Genug, daſs für den Augenblick Herr *Stark* sich beruhigt fühlte, und wieder einschlief; doch hatten wirklich die aufgestiegenen Dünste seinen Horizont ein wenig getrübt, und Sonnenaufgang war daher nicht ganz so heiter, als man bei Sonnenuntergang hätte erwarten sollen.

XVIII.

Frau Doctorinn *Herbst* hatte den Besuch, den sie der Witwe zugedacht hatte, jetzt wirklich abgelegt; und kam mit Gesinnungen von ihr zurück, die sich aus denen womit sie hinging, errathen lassen. — Die Frau war gerade nicht schön, aber reizend: es gab wohl andere Frauen, die, wenn auch nicht jetzt, wenigstens ehemal, bei der Vergleichung mit ihr gewonnen hätten, und die trotz aller Verwüstungen, welche ein zu häufiger Ehesegen anzurichten pflegt, sich noch immer zum Verwundern erhielten. Allein das Sanfte und Einnehmende in der Miene und dem Betragen der *Lyk*, ihre vortreffliche Kinderzucht, ihre Achtung gegen das Andenken eines Mannes, der durch seine sinnlose Verschwendung sie unglücklich gemacht, der sie aber gleichwohl geliebt hatte, ihre innige Dankbarkeit gegen den bewuſsten Freund, von dem sie nicht ohne Thränen im Auge reden konnte: alles das war von höherm Werthe als Schönheit; und die Doctorinn fühlte sich in solche Begeisterung dadurch gesetzt, daſs sie ihrem Manne wiederholt erklärte: sie würde ihr Haupt nicht eher sanft legen, als bis sie die Verbindung zwischen ihrem Bruder und der Witwe zu Stande gebracht hätte. — Es ist kein Weib auf Erden, sagte sie, womit der Bruder glücklicher leben könnte; sie besitzt in ihrem natürlichguten Verstande, in ihren durch Erfahrung bestätigten Grundsätzen, in ihrem zur Ruhe und zur Häuslichkeit so ganz sich hinneigenden Charakter, gerade das was dem Bruder noth thut, und was der Vater selbst an der Gattinn seines Sohnes nicht besser wünschen könnte.

Der Doctor nickte hie und da mit dem Kopfe, und murmelte Ja; ging aber nachdenkend und verdrieſslich umher. — Was ist dir? fragte die Doctorinn endlich.

Ich komme von dem Gläubiger unserer Witwe, dem *Horn*. Du weiſst, er hat für gegenwärtigen Augenblick ihr Wohl und ihr Wehe in Händen.

Nun? — O der nichtswürdige Mensch!

Kennst du ihn denn?

Aus *seinem* Gesichte nicht, aber aus deinem. — Was gilt's, er will ihr nicht länger nachsehen, will sie zu Grunde richten?

Das nun nicht; dazu ist er zu gottesfürchtig. Er will nur sein Geld.

Und aus ihr mag werden, was will! Nicht wahr?

Kümmert das einen Kaufmann?

Die Doctorinn bat in hohem Tone um Ausnahme für ihren Vater, die der Doctor mit Freuden machte; und nun fuhr sie ganz unbarmherzig über den Gläubiger her. Ohne daſs sie diesen *Horn* je gesehen hätte, ward er vor ihrer Phantasie eins der häſslichsten, zurückschreckendsten Gesichter der ganzen Stadt. — Ich mögte, sagte sie, wundershalber den Elenden doch kennen lernen, der ein so braves, liebenswürdiges Weib, eine Mutter von zwei unmündigen Waisen, so schändlich verfolgen kann. — Aber nein! nein! Mich schaudert, wenn ich mir das Ungeheuer nur denke.

Kind! Es ist ein ganz gemeines, plattes Menschengesicht, aus dem in der

Welt nichts hervorleuchtet, weder Gutes noch Böses. Ein Gesicht, wie es unter den leeren Geldseelen so viele haben, und wie man sie an Börsentagen zu Dutzenden kann herumlaufen sehen.

Aber, fuhr sie fort, dachte denn der Mensch mit keiner Silbe an die Verbindlichkeiten, die er gegen dich hat? an die Krankheiten seines Weibes und seiner Kinder, wo du Tag und Nacht, mit Gefahr deiner eignen Gesundheit — —

Ach schweig doch! Das ist ja Alles bezahlt.

Bezahlt? — Läſst sich so was bezahlen?

Und vielleicht, wenn er in seinem Buche mein Folium aufſchlägt, bin ich bei ihm noch tief, tief in der Schuld. Denn: hat er mich nicht zu Tische gebeten? Hab' ich nicht, in Gesellschaft von Rathsherrn und Matadoren, Fasanen bei ihm gegessen? Tokaier bei ihm getrunken?

Der Elende! — Ehre mir Gott meinen Vater!

Stille! Wer wird in solcher Gesellschaft ihn nennen? — Aber, mein Kind — damit wir das Wichstigste nicht vergessen — —

Ja wohl! Wie wir die arme Witwe aus seinen Klauen reiſsen —

Die nicht mehr; aber *mich.* — Meine Gutherzigkeit hat mir einen sehr üblen Streich gespielt, und ich kann darüber leicht in's Gefängniſs wandern.

Um's Himmels willen! du hast dich an dem Menschen doch nicht vergriffen?

Pfuy! Dazu acht' ich meine Hände zu hoch. — Ich habe nur aus Verdruſs, weil nichts mit ihm auszurichten war, Feder und Dinte gefordert, habe mir den Betrag der Schuld auf Mark und Schilling angeben lassen, und habe ein Wechselchen ausgestellt — auf mich selbst: von etwas über dreitausend Mark; in acht Tagen zahlbar.

Bravo! sagte die Doctorinn, und flog ihrem Mann an den Hals. — Aber ist es möglich, daſs der fühllose Mensch den Wechsel annahm? von dir!

Warum nicht? Ich habe das schöne Haus hier, und habe Dich. Ein drei-, viertausend Mark, und wenn auch noch etwas mehr, bin ich ihm werth; unbesehens!

Hast du denn aber Geld zu bezahlen?

Da steckt der Knoten. — Keine dreihundert Mark.

Mann! Mann! So lieferst du ja dem Unholde dich selbst in die Hände.

Freilich! — Denn was ich seit einiger Zeit gesammelt hatte, ist vorige Woche, wie du weiſst, zu Capital gemacht und ausgethan worden. Neue Einnahme, wenigstens beträchtliche, seh' ich fürs erste nicht ab; und geschrieben ist nun einmal der Wechsel, und will bezahlt seyn. — Indessen — weiſst du, worauf ich mein volles Vertrauen setze?

Nun? Auf einen Rest von Scham bei dem *Horn?*

Nicht doch! — Auf die kluge Tochter des klugen Herrn *Stark*, die ich glücklicher Weise zur Frau habe. — Die, mit ihrem Kopfe, hilft mir sicherlich durch. —

Eigentlich hatte der Doctor einen Anschlag auf den vollen runden Beutel gemacht, den der Vater, beim Besuche des Sohns, unter den Spiegel gestellt hatte, und der seines Wissens noch unangerührt dastand. Allein die Doctorinn, die nach abgestattetem Danke für das so gütige als gerechte Vertrauen, welches man in ihren Verstand setzte, ein wenig nachgesonnen hatte, schlug auf einmal in die Hände, und rief: Ich hab's!

Das Geld? fragte der Doctor.

Nein, aber die Art und Weise, wie wir's bekommen. Die Witwe selbst schafft es an.

Die Witwe? —

Und das von unserm Alten. Von meinem Vater.

Von deinem Vater? —

Nun ja! ja! Was giebts denn da zu verwundern? — Einmal ist's doch nothwendig, wenn wir unser Ziel erreichen wollen, daſs der Alte die Witwe kenne; und eine bessere Gelegenheit dazu, als diese, wird sich nicht finden. — Kurz, sie macht einen Besuch bei dem Vater, bittet den Vater, gefällt dem Vater, bezahlt ihre Schulden, heiratet den Bruder.

Himmel! rief der Doctor, und ich habe noch kein Kleid auf die Hochzeit. — Die kömmt mir rasch über den Hals. Ich will nur gleich in den Laden.

Haha! — Aber spotte nur! spotte! Die Sache ist so gut wie geschehen. Es ist unmöglich, wenn der Vater die Witwe sieht, daſs sie ihm nicht gefalle, und auf dieses Gefallen bauen wir dann weiter fort, bringen ihn von allen seinen Vorurtheilen zurück, lassen ihn die Heirat nicht bloſs genehmigen, sondern selbst wünschen.

Wenn er nun aber die Witwe nicht vorläſst; wie da?

Leere Grille! —

Oder wenn er wohl gar — was wir

doch wirklich zu fürchten haben — ſie ungütig aufnimmt?

Wenn Er —? Sie ſtand hier einen Augenblick ſtille, und ſah auf den Boden. — Mann! rief ſie dann aus: Du biſt mitunter doch allerliebſt. Ich mögte dich küſſen für deinen Einfall.

Für welchen?

Daſs er ſie ungütig aufnehmen könnte. — O, wenn der Himmel das wollte!

Verſteh' Euch Weiber ein Andrer!

Komm! Ich eröffne dir das Verſtändniſs. — Nicht wahr? Wenn der Vater ſie ungütig aufnimmt: ſo begeht er, ganz gegen ſeine ſonſtige Art, einen Fehler, den er durchaus, es koſte auch was es wolle, wieder wird gut machen wollen; ſo ſetzt er ſich ſelbſt aus der guten Laune heraus, in der es immer ſo ſchwer wird ihn zu faſſen und mit ihm fertig zu werden; so sind wir auf einmal, und gleichsam durch einen Sprung, an dem Ziele, zu dem wir uns sonst — wer weiſs wie langsam und durch wie viel Schwierigkeiten? — hindurchwinden müſsten.

Alles gut! sagte der Doctor. Wenn nur nicht zu besorgen wäre — —

Freilich! — Daſs er den Fehler nicht macht.

Ganz im Gegentheil! — Daſs er ihn nicht für Fehler erkennt.

Ach, wenn er ihn nur erst macht! Die Erkenntniſs wollen dann wir ihm schon verschaffen. —

Aber, mein Kind — indem er bedenklich den Kopf schüttelte, und eine sehr ernsthafte Miene annahm — dem eignen Vater eine Falle zu legen — ich weiſs nicht — —

Eine Falle! — Was nun das wieder

ist! Eine Falle! — Ich sinne in der Welt auf nichts Arges, nur auf Liebes und Gutes; und da kömmt der Mann und erhebt ein Geschrei, als ob ich über Tücke und Hinterlist brütete. — Wer hat mir denn das Basiliskenei in mein Nest geschoben, als eben Er? Wer hat den unglücklichen Einfall gehabt, als ob der Vater sich übel benehmen könnte? Er wird sich sehr gut benehmen, sehr gut. Das soll der Herr Doctor nur wissen! — Mit diesen Worten ergriff sie ihre Enveloppe, und war schon längst auf der Straſse, als der Doctor noch immer den Faden suchte, woran er seinen casuistischen Knäuel entwirren könnte.

XIX.

Die Verwunderung, womit Madam *Lyk* ihre neue Freundinn so schnell zurückkommen sah, ging in Freude über, als sie den glücklichen Ausgang der Unterhandlung mit *Horn* erfuhr; aber diese Freude wieder in Unruhe, als die Doctorinn fragte, ob sie auſser diesem *Horn*, den sie nun freilich fürs erste los sei, nicht noch andere Gläubiger habe?

Ich hoffe, sagte die Witwe, keine so dringende und so ungestüme.

Gesetzt aber, daſs ihrer mehrere aufwachten; wie da? — Wär' es nicht für Ihre Ruhe sehr wesentlich, meine Freundinn, lieber allen auf einmal den Mund zu stopfen?

Wenn mir das möglich wäre; wie

gerne! — Aber ohne Zeit, die man mir läſst, und ohne Zutrauen, das man mir schenkt — —

Kennen Sie meinen Vater? fiel die Doctorinn ein.

Der Person nach — kaum. Sehr von weitem.

Aber dem Charakter nach? der Denkungsart nach?

Da hab' ich die höchste Meinung von ihm. Ich schlieſse auf den Vater von seinen Kindern.

Die gerathen nicht immer. Glauben Sie mir: die Kinder des alten *Stark* könnten besser seyn, wenn sie dem guten Vater ähnlicher wären.

Sie sagen für meine Erkenntlichkeit allzuviel.

Für mein Herz allzuwenig. — Und nun fing sie an, ein Gemälde zu entwerfen,

fen,

ſen, das zwar wirklich dem alten Herrn ziemlich ähnlich ſah, das aber gleichwohl für ein Bildniſs, wofür es doch gelten ſollte, zu wenig Eignes und Unterſcheidendes hatte. Eine zu gerührte kindliche Dankbarkeit, und eine zu lebhafte Begeiſterung, die immer idealiſirt und verſchönert, hatten die Farben gemiſcht und den Pinſel geführt. Indeſſen war eben durch dieſen Fehler das Gemälde um ſo geſchickter, der Witwe ein unbedingtes Vertrauen einzuflöſsen, und eine lebhafte Begierde nach einer ſo vortreflichen Bekanntſchaft bei ihr zu wecken. Wäre mitten unter den ſchönen Zügen des verſtändigen, menſchenfreundlichen, groſsmüthigen Mannes, auch die ernſte Falte des Sittenrichters und das heimliche Lächeln des Spötters, die doch ſo ſehr zur Phyſiognomie des Herrn *Stark* gehörten, sichtbar *geworden*: so würde *freilich* jenes Vertrauen sehr geschwächt, und diese Begierde sehr *gedämpft* worden seyn.

Die Witwe bezeugte in den kräftigsten Ausdrücken ihre Bewunderung, ihre Verehrung, und war nicht wenig neugierig, wohin das Alles gemeint sei.

Kennen Sie — muſs ich noch weiter fragen — das *Blumische* Haus?

O sehr wohl. Ich bin Schuldnerinn auch von ihm.

Und wie nimmt es sich? Gut? —

Mehr als gut; äuſserst edel. Es hat mir die groſsmüthigste Nachsicht von vielen Monaten bewilligt.

Bloſse Pflicht, meine Freundinn! — Es hat sich, wie ich sehe, seiner *eignen* Geschichte und der groſsen Verbindlichkeiten erinnert, die es ehemal *gegen* den guten seligen *Lyk*, Ihren Schwiegervater, hatte.

Davon weiſs ich nichts, sagte die Witwe.

Mir schwebt es vor, wie im Traume. — Ich war noch ganz jung, als einst mein Vater sehr spät von der Börse kam, und den ganzen Tag von nichts als von einem gewissen *Blum* sprach — dem Groſsvater des jetzigen — der seine Zahlungen eingestellt hatte, und dessen Fall man für unvermeidlich ansah. — Mein Vater, obgleich in keiner Handlungsverbindung mit ihm, nahm den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksal, und zeigte sich höchst erbittert gegen gewisse heimliche Neider, die den ehrlichen schuldlosen Mann verfolgten, und seinen Fall zu befördern suchten. Er faſste den Entschluſs, ihn, wo möglich, zu retten; und der alte *Lyk*, immer vertrauter Freund unsers Hauses, war von gleicher Gesinnung. Mein Vater untersuchte hierauf die Bücher von *Blum*, fand seine Rettung, wenn er gehörig unterstützt würde, sehr möglich, so wie ihn selbst an seinem Falle — oder ich sollte sagen, an seiner Verlegenheit — völlig unschuldig.

Die Witwe sah bei diesem letzten Zuge nieder, und seufzte.

Und nun nahm er, in Verbindung mit *Lyk*, die ganze Schuldenlast auf sich, bezahlte die Ungeduldigen baar, setzte den Andern Termine, und machte mit einem Worte der Verlegenheit und der Verfolgung des Mannes ein Ende. — Was mir, als Kind, diesen Auftritt tief ins Gedächtniſs prägte, war mein Erstaunen, einen alten ehrwürdigen Mann mit schlohweiſsen Haaren, der meines Vaters Vater hätte seyn können, so bitterlich weinen zu sehen. Der gute Mann war ganz aufgelöst in Dankbarkeit und in Rührung. — Er betrat nachher unser Haus sehr oft, der alte, freundliche *Blum*, und befestigte sein Andenken bei mir durch eine Menge kleiner Spielsachen und Näschereien, die er mir immer zuzustecken pflegte. — — Nun, meine Freundinn? Darf ich noch erst sagen, wo ich hinaus will? — Mein Vater ist noch immer der Alte, sein Wille zu helfen der alte, sein Vermögen dazu — aber nein! das ist nicht mehr das alte; das hat sich indeſs verdoppelt, vielleicht verdreifacht: und also — was kann Sie hindern, ihm ohne Umstände den Antrag zu thun, daſs er an Ihnen, wie ehemal an *Blum* handeln, und alle Ihre Schulden übernehmen wolle? — Ihre Kinder sind seines Freundes Enkel; überlegen Sie das!

Die Witwe war über diesen Vorschlag

nicht bloſs erstaunt, sondern erschrocken. Ihre Dankbarkeit trieb sie an, den Rath einer so wohlmeinenden, so zärtlich um sie bekümmerten Freundinn nicht zu verachten: und doch zeigte ihre natürliche Blödigkeit ihr die Befolgung dieses Raths als für sie unthunlich, als beinahe unmöglich.

Kann ich — fing sie zu stottern an — kann ich den Muth haben, Frau Doctorinn — ich eine Fremde — eine ihm völlig Unbekannte — —

Sie dürfen Sich in der That nicht bedenken. Der Dienst, der Ihnen geleistet wird, ist zwar dankenswerth, aber nicht groſs. Ihre Sachen, hör' ich, sind durch meinen Bruder bereits in Ordnung; eine Durchsicht ihrer Bücher ist nicht mehr nöthig; Gefahr zu verlieren ist bei Ihnen keine: und also — — Ich lasse nicht ab, liebe Freundinn. Ich bin ein eigensinniges Weib. Sie müssen mir Ihr Wort darauf geben, daſs Sie morgen am Tage zu meinem Vater gehen.

Der Witwe stand der Schweiſs vor der Stirne. Aber die Doctorinn, obgleich nicht ohne Mitleiden mit ihr, hörte nicht auf, ihr zuzusetzen.

Freilich, sagte sie, wär' es natürlicher, Sie an meinen Bruder, als an meinen Vater zu weisen; denn jenen kennen Sie schon, und ohne Zweifel wissen Sie Selbst, wie viele Hochachtung er gegen Sie hegt, mit welcher Herzlichkeit er Ihnen ergeben ist; — —

Eine feurige Röthe, die sogleich wieder in Blässe überging, flog der Witwe über die Wangen. Die Doctorinn wollte nicht das Ansehen haben, sie zu bemerken. —

Allein der seltsame Mensch — Gott mag wissen, aus welcher Grille? — will ja von hier, will sich von seinem Vater trennen, und eine Handlung unter eigner Firma errichten. — Auſser daſs er den Einfluſs und das Gewicht nicht hat, wie mein Vater; so braucht er gegenwärtig sein bischen Armuth für sich: und so sehen Sie wohl — —

Ich sehe Alles, sagte die Witwe. Ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme, für Ihre so unverdiente, gränzenlose Güte unaussprechlich verbunden: allein, da doch gegenwärtig noch keine Noth ist; da *Horn*, wie Sie Selbst mich versichern, fürs erste schweigt, und da die übrigen Gläubiger mich nicht drängen — —

Die Doctorinn, ob sie gleich sehr ungern diesen Schritt that, sah sich genöthigt, mit der vollen Wahrheit herauszugehen, und der Witwe zu sagen, daſs, wenn sie den Gang zu ihrem Vater verweigerte, ihr guter Mann wegen eines für sie ausgestellten Wechsels ins Gedränge kommen, und nicht wissen würde, wie er den ungestümen, hartherzigen *Horn* befriedigen solle. — Dieses einzige, unerwartete Wort war entscheidend; die Witwe versprach nun heilig, obgleich mit schwerem, muthlosen Herzen, daſs sie morgen im Tage dem alten Herrn *Stark* ihre Ehrerbietung bezeugen wolle.

XX.

Es war um Theezeit; und die Doctorinn, die sich den Mund ganz trocken gesprochen, aber bei der Witwe den Thee verbeten hatte, kam auf den Einfall, ihn bei der Mutter zu trinken. Sie fand hier zugleich den Vater, der dann und wann bei der Alten ein Schälchen nahm; und zufälliger Weise auch Monsieur *Burg*, den Madam *Stark* so eben wegen eines Gerüchtes ausfragte, das ihr zu Ohren gekommen war. Es hieſs: ein ziemlich bemittelter Oheim von *Burg*, den dieser zu beerben gehofft hatte, sei noch in seinen alten Tagen schlüssig geworden, sich zu verheiraten. — Ist das wahr? fragte die Alte.

Leider wahr! sagte Monsieur *Burg*.

Aber wie in aller Welt kömmt er auf *den* Gedanken? Ich hätt' ihn für vernünftiger angesehen.

Wie? sagte der Alte, den die Lust, sie ein wenig zu necken, ankam. Ist Heiraten Unvernunft, Mutter?

Behüte! Es wäre Lästerung, das zu sagen. Ehe ist ja eine Einsetzung von Gott.

Das mein' ich! Und eben deswegen, Mutter — weil der alte Oheim, nach langer Verblendung, das endlich einsieht; so bereut er sein bisher geführtes sündliches Hagestolzenleben, und kriecht zu Kreuze.

Jaja! rief hier Monsieur *Burg*, dem der wahrscheinliche Verlust der Erbschaft schwer auf dem Herzen lag — : Kreuz soll er schon finden, denk' ich, das soll er finden!

Lieber Monsieur *Burg!* sagte die Alte,

und nahm einen andächtigen Ton an: auf Erden hat wohl jeder sein Kreuz; und was der Himmel dem Oheim auferlegt, muſs er tragen, und muſs darüber nicht murren. Das ist Pflicht eines Christen.

Die Doctorinn hatte Noth, nicht zu lachen. — Aber, sagte der Alte, du hörst ja, daſs er der Trübsal willig entgegengeht, und daſs er sich ganz demüthig in die Schule der Geduld begiebt. Was verlangst du denn mehr? —— Alberne Menschen übrigens sind diese Hagestolzen; das ist gewiſs. In der Jugend, hüten sie sich sorgfältig vor einer Thorheit; und im Alter, begehn sie dafür eine Narrheit.

Ei, ei! rief die Doctorinn aus. Lieber Vater!

Was ist? —

Sie waren ja sonst ein so groſser Freund, ein so eifriger Vertheidiger des Ehestandes.

War ich? — Nun, so will ich's auch bleiben, und will die Thorheit geschwind zurücknehmen. Doch die Narrheit, Kind, muſst du mir lassen.

Drollicht! — Aber ich bin's zufrieden. Es gilt. —

Und ist's denn wahr, fuhr die Alte zu untersuchen fort, daſs die Person, in welche sich der Oheim verliebt hat — —

Verliebt, Mutter? Hat er sich denn wirklich verliebt? — Ich dachte, er heiratete bloſs aus Zerknirschung.

Wenigstens, sagte Monsieur *Burg*, kann die Zerknirschung noch kommen. Das Weib soll häſslich seyn, wie die Nacht. — Und Kinder bringt sie ihm obendrein in das Haus. Ganzer zwei.

Wirklich? — Nun, das war's, sagte die Alte, was ich im Sinne hatte, und wornach ich vorhin Ihn fragen wollte. — Also eine Witwe nimmt er zur Frau? und eine Mutter von Kindern? Hm! —

Von zwei lebendigen Kindern.

Hmhm! —

Scheint dir das sonderbar, Mutter? Mir nicht. Mir scheint es das Vernünftigste bei der Sache. — Wenn Kinder da sind, so wird denn doch der Alte mit Ehren Vater. — Eine Witwe zu heiraten, ist immer die beste Art, zu fremden Kindern Vater zu werden.

Und was giebt's denn für eine andre? fragte die Alte ganz ehrbar. — Ach ja! — indem die Tochter, die sich nicht länger halten konnte, von Herzen zu lachen anfing, und der Vater mit einstimmte. — Das treuherzige Ach ja! war nicht gemacht, dieses Lachen zu dämpfen; und die Mutter, so sehr sie sich Anfangs dagegen sträubte, lachte am Ende mit. —

Herr *Stark*, wie man sieht, war in seiner Feiertagslaune; aber sicher hätt' er ihr nicht den Zügel schieſsen lassen, und hätte sich kein's seiner Späſschen erlaubt, wenn nicht Herr *Wraker*, der alte Oheim von *Burg*, ein bekannter Ausschweifling gewesen wäre, der die Hochachtung von keinem Menschen, und also auch nicht von dem Neffen, hatte. — Indessen, als in der Folge des Gesprächs sich der gekränkte Eigennutz des jungen Mannes immer stärker verrieth, und er sich endlich zu bittre, zu unanständige Glossen erlaubte, wies ihn Herr *Stark*, zwar liebreich, doch alles Ernstes, zurechte. — Er berührte zuerst den Hauptpunct der wahrscheinlich verlornen Erbschaft, und erklärte diesen Verlust für nichts weniger als ein Unglück: denn, meinte er, Monsieur *Burg* sei ja Manns genug, um durch eigene Kräfte sein Glück zu machen; und so ein Glück habe immer mehr Werth, als ein anderes, das durch Erben oder durch Heiraten erlangt werde. — Wenn man, sagte er, die hiesigen groſsen Häuser der Reihe nach durchgeht; so findet man, daſs sie alle entweder vom lebenden Stifter selbst, oder höchstens vom Vater her sind: die vom Groſsvater her sind schon alle wieder im Abnehmen, im Sinken. Selbst ist der Mann! sagt ein Sprichwort, das für alle Stände, und besonders auch für den unsrigen, wahr ist. — Dann kam Herr *Stark* auf die Liebesgeschichte des Herrn *Wraker*, und fand auch an ihr eine Seite, von der sie ihm gar nicht mehr so thöricht und lächerlich vorkam. — Der Bräutigam, sagte er, ist freilich ein altes morsches Geripp von Manne, das eher für den Sarg als für's Ehebett

taugt,

taugt, und die Braut eine ziemlich miſsgeschaffne, klapperdürre Schöne, deren hervorstehender Zahn und blinzelndes Auge nicht den besten Hausfrieden verspricht; aber, Monsieur *Burg!* seh' Er einmal — ich bitt' Ihn — von diesen Hauptpersonen ein wenig ab auf die Nebenpersonen, die kleinen hülflosen Kinder! Wie, wenn die Mutter bei sich selbst überlegt hätte, daſs sie nur herzlich arm, und daſs Armuth eine rauhe Witterung ist, worin ſolche zarte junge Pflänzchen leicht ersterben oder verkrüppeln? wenn sie die ihrigen an die sanftere mildere Luft der Wohlhabenheit hätte bringen wollen, um ihnen ein froheres Wachsthum, ein schnelleres Gedeihen zu sichern? Dann wäre, von *ihrer* Seite, die Heirat schon nichts so gar Thörichtes mehr, eher etwas sehr Mütterliches und

Kluges. — Und von Seiten des alten *Wraker?* Wie, wenn auch *der* sich durch Gründe hätte bestimmen lassen, die weit mehr unsre Billigung, als unsern Tadel, verdienten? wenn er, nach einem Leben voll Ausschweifungen, noch zu guter letzt etwas Verdienstliches hätte thun, und das Glück von ein paar unschuldigen Wesen hätte gründen wollen, die es vielleicht erkennen und sein Andenken in Ehren halten? — Freilich kränkt er darüber den guten Neffen, der sonst sein nächster Erbe gewesen wäre; aber — mag er gedacht haben — ein Mann wie der, der so reiche Hülfsquellen in sich selbst hat, und der zu so einem Verluste nur lacht — —

O, das thu' ich auch; das thu' ich recht von Herzen! sagte Monsieur *Burg,* indem er mit grinsender Miene, die ein verachtendes Lachen ausdrücken sollte, sein Oberschälchen umwandte, und sich empfahl. —

Die Tochter ergriff die Hand des Vaters, um sie zu küssen. — Das thu' ich im Namen der Kleinen, sagte sie: für die Sie Sich so nachdrücklich erklärt haben. — Ach, was solche arme kleine Waisen mich jammern! — So oft mir dergleichen vorkommen, mögt' ich gleich einen recht wackern jungen Mann zur Hand haben, den ich ihnen wieder zum Vater gäbe. —

Und der Witwe zum Manne; nicht wahr? Denn warum er sonst eben jung seyn sollte — —

Wie? Das sehen Sie nicht? — Damit er mir nicht zu früh wieder wegstürbe; und ich dann neue Noth mit den Kindern hätte.

Sieh, sieh! sagte der Alte. Kömmt's so herum? Fein genug!

Aber Sie wollen vielleicht, daſs Witwen nur lauter schwache, gebrechliche Männer heiraten sollen; Krückenstöſser, wie den *Wraker*, die zu nichts weiter taugen, als fremder Leute Kindern Brot zu verschaffen? — Die armen Witwen! —

Ei nicht doch! nicht doch! Wenn sie nur selbst noch nicht alt sind — — denn das gesteh ich dir: eine Heirat zwischen einem jungen Manne und einem alten Weibe ist mir zuwider. —

Das ist sie wohl jedem. — Nein; *meine* Witwen sind so im Anfang der zwanzig, sind überdies noch brav, gefällig, haushälterisch, fromm — —

Aber häſslich; nicht wahr?

Behüte Gott! Eher schön.

Nun, was fragst du denn lange? — Gieb sie, an wen du willst, an die jüngsten und die wackersten Männer! Ich bin es herzlich zufrieden. —

Brav, Väterchen! Herrlich, Väterchen! dachte die Tochter; wir wollen dir dieses Wort zu seiner Zeit wieder vorhalten. Es geht dich näher an, als du wohl denkst. — Und nun machte sie sich auf leichten Füſsen davon, um nach Art braver Eheweiber, die für den Mann ihres Herzens keine Geheimnisse haben, dem ihrigen alles Vorgefallene zu berichten.

XXI.

Ist wohl nicht möglich! — sagte Herr *Stark*, als Monsieur *Schlicht* mit der Nachricht hineintrat, daſs Madam *Lyk* ihn zu sprechen wünsche. — Er wird sich verhört haben, mein lieber *Schlicht*. Meinen Sohn wird sie sprechen wollen.

Nein, Sie! Sie! Ich hab' ausdrücklich gefragt.

Hm! Also mich? In der That? — Nun, so führ' Er sie gegenüber in das Besuchzimmer. Ich werd' erscheinen. — Was in aller Welt kann das seyn? Wie komm' ich zu einer so galanten Visite? — Es ist ja wohl kaum halb zehn — indem er nach seiner Uhr sah; — und die Frau ist schon auf? ist schon angezogen? hat schon ihre Chocolade getrunken?

Das ist ja ganz auſser der Regel! — Er trat, seiner Gewohnheit nach, vor den Spiegel, um sich den Stutz gerade zu rücken. — Wirst schon wieder schief zu stehen kommen, sagte er lächelnd; aber, mein guter Stutz — — Glück werden wir ohnehin nicht mehr machen. Wir sind zu alt, sind so sehr auſser der Mode. — —

Ich sollte erröthen, sagte die Witwe, die durch das Studium einer ganzen langen Nacht keinen bessern Eingang hatte ersinnen können; ich sollte, wegen der Störung und des Zeitverlustes, die ich verursache — —

Die Verlegenheit und die Furcht der guten Frau hatten ihre Stimme so sehr gedämpft, daſs der Alte, der nach Art der Schwerhörigen ihr scharf ins Gesicht sah, und dadurch ihre Verlegenheit noch vermehrte, nur aus der Bewegung ihrer Lippen abnahm: sie müsse reden. Auch das Zurückstoſsen des Stutzes lieſs ihn nur ein leises, undeutliches Murmeln, keine eigentlichen Töne vernehmen. — Ich muſs Sie bitten, fing er jetzt an, mir eine Schwachheit des Alters zu Gute zu halten: ich habe, wenn die Witterung kalt wird, einen Fluſs auf dem rechten Ohre, der aber Gottlob! so arg nicht ist, daſs ich, wie mein Nachbar, ein Hörnchen mit mir herumtragen dürfte. Haben Sie nur die Gefälligkeit, ein wenig lauter zu reden, und ich werde Sie hören.

Diese Aufforderung zum Lautreden vermehrte das Herzklopfen der Witwe, die schon so des Athems wenig genug, und dabei ein Anliegen hatte, das seiner Natur nach nicht wollte geschrieen werden. Es kam ihr äuſserst gelegen, daſs eben jetzt Herr *Stark* sie zum Niedersitzen auf das altmodische rohrgeflochtene Canape einlud; denn kaum erhielt sie, bei ihrer heftigen innern Bewegung, sich auf den Füſsen. Es gelang ihr jetzt, dem alten Herrn zu bedeuten: daſs ihre groſse Verpflichtung gegen seinen würdigen Sohn, der durch lange mühsame Arbeit sie aus einer höchst unangenehmen Verwirrung gezogen, ihr ein gerechtes Vertrauen auch gegen den Vater einflöſse, und daſs sie hoffe — — Hier sank ihr die Stimme wieder; und Herr *Stark* brachte nicht heraus *was* sie denn hoffe: daſs er nehmlich gleiche Groſsmuth beweisen, und wenn sie von diesem oder jenem ihrer Gläubiger gedrängt werden sollte, ihr seinen einsichtvollen Rath und selbst seine thätige Unterstützung nicht versagen werde. Er bezog die paar Wörter, die er verstand: Groſsmuth, Rath, Unterstützung, noch immer auf seinen Sohn; und deutete, weil sie jetzt auch von Dank sprach, ihre Hoffnung bloſs dahin: daſs er ihren Besuch gütig aufnehmen, und sich ihren Dank für die ihr erwieſene Hülfe werde gefallen lassen. Dem gemäſs erwiederte er, zu nicht geringem Erstaunen der Witwe: daſs sie sich in ihm ganz an den Unrechten wende, indem er Alles was sein Sohn für sie gethan, erst spät hinterher erfahren, und daſs er also ihren Dank unmöglich annehmen könne. — Unsre jungen Herren, sagte er, pflegen die Väter nicht zu ihren Vertrauten zu nehmen; sie fürchten, daſs man jede Art von Eröffnung als schuldige Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen ansehen werde; und sich einem solchen Zwange zu unterwerfen, sind sie ganz und gar nicht gemeint. —

Die Witwe rang, in einer ziemlich langen, ängstlichen Pause, mit sich selbst, wie sie das nehmen, und ob sie im Gespräche fortfahren oder es abbrechen solle. Sie konnte kaum anders, als das trockne Hinweggehen über den Hauptpunct in ihrer Anrede für ein geflissentliches Ausbeugen und Ablehnen nehmen; und was der Vater vom Sohne sagte, schien sogar das Betragen desselben zu miſsbilligen. Indessen war es möglich, daſs Herr *Stark* nur übel gehört hatte; und so raffte sie sich zusammen, um auf einem andern Wege das Gespräch wieder einzuleiten. — Die Doctorinn, sagte sie, habe ihr die Freundschaft gerühmt, die ehemal zwischen Herrn *Stark* und ihrem verstorbenen Schwiegervater, dem alten *Lyk*, geherrscht habe; und sie lebe der Hoffnung — —

Auf dieses Wort, welches Herr *Stark* vollkommen verstand, gab er die passende Antwort: daſs er den alten seligen *Lyk* von seiner Kindheit an gekannt, und schon in den ersten Schuljahren sein Freund gewesen; daſs sie nachher, ihr ganzes Leben hindurch, in sehr enger Verbindung gestanden, und daſs sie gewiſs, in vorkommendem Falle, ihre gegenseitige herzliche Freundschaft sich aufs thätigste würden bewiesen haben. — Aber, sagte er, so ein Fall kam, Gottlob! nicht vor; wir hielten beide unsre Geschäfte in guter Ordnung, und verschlemmten und verschleuderten nicht: und wo das ist, da ereignen sich die Umstände nicht leicht, in welchen der Freund dem Freunde einen ausgezeichneten Dienst leisten oder wohl gar eine Aufopferung für ihn machen könnte. —

Wenn gleich dieſe Anmerkung nichts weniger als Schmeichelei ſeyn ſollte; ſo hatte ſie doch bei weitem den Sinn nicht, den die Witwe ihr gab, und den ſie nach dem obigen Miſsverſtande — oder itzt kaum mehr Miſsverſtande — faſt gezwungen war ihr zu geben. Sie glaubte, einen bittern Vorwurf über die Unordnung zu hören, die ihr verſtorbener Mann in ſeine Geſchäfte hatte einreiſsen laſſen, glaubte ſich zum zweitenmale empfindlich zurückgewieſen, und erblaſste und erröthete, im Gefühl ihrer peinlichen Lage, eins um das andre. Herr *Stark*, der ohne Brille nicht ſcharf mehr ſah, ward von ihrem Zuſtande nichts inne.

Sie haben, fing er nach einigen Secunden wieder an, den guten alten Schwiegervater wohl nicht mehr gekannt?

Nie — sagte ihm ein stilles, schwaches Kopfſchütteln der Witwe.

Und seine Frau, die alte redliche Mutter *Lyk*, wohl eben so wenig?

Eben so wenig — sagte ihm ein abermaliges Kopfſchütteln; denn die Witwe, der das Herz immer voller und schwerer ward, war nicht im Stande zu reden. —

Hätte Herr *Stark* von der jetzigen wirklich bedrängten Lage der Witwe, und besonders von ihrer Absicht auf ihn, nur die mindeste Ahnung gehabt: so würde er, bei seiner wahrhaft groſsmüthigen Denkungsart, und seiner Achtung für Unglückliche, ihrer sorgfältig geschont, und jedes seiner Worte genau bewacht haben; aber so hielt er, in seiner Unwissenheit über beides, es gar nicht für übel gethan, wenn er ihr von seinen Gedanken über echten weiblichen Werth eine kleine Eröffnung machte. —

Sie haben, sagte er, viel verloren, Madam; Sie hatten eine sehr vortreffliche Schwiegermutter. — Freilich war sie im Grunde nur Hausfrau; aber mehr zu seyn, kam ihr auch nie in den Sinn: der Mann, glaubte sie, gehöre der Welt; die Frau, dem Mann und den Kindern. Das war so der ehemalige alte Glaube, worin man die Töchter erzog, und wobei nun freilich die Mädchen nicht so fein und niedlich wie jetzt, aber dafür desto braver und wirthschaftlicher, und einem Manne der an sein Fortkommen dachte, desto lieber und werther wurden. Der alte *Lyk* sagte mir oft, daſs er diese herrliche Frau als seinen besten Segen von Gott betrachte, und daſs er ohne sie bei weitem nicht in so guten Umständen seyn würde, als er es wäre. Er liebte und achtete sie ungemein; auch wohl mit deswegen, weil sie ihm viele Ehre machte: denn sie galt in der ganzen Stadt für die beste und erfahrenste Wirthinn, und war für unsre Weiber, in jeder häuslichen Angelegenheit, das allgemeine Orakel. — Dabei war sie nichts weniger, als peinlich, oder gar mürrisch: Sie hätten sehen sollen, Madam, mit wie einnehmender Freundlichkeit sie den Gästen entgegen kam, die der alte *Lyk* fast jedesmal von der Börse mit sich brachte; wie sie sich freuen konnte, wenn bei der Bewirthung, die immer nur bürgerlich, aber reichlich und anständig war, ihre Gerichte schmeckten, und wenn die kleine Gesellschaft während dem Essen recht gesprächig, recht laut ward. Sie fragte dann mit den Augen ihren Mann, der alle ihre Bli-

Blicke verstand; und sobald er gewinkt hatte, war sie in zwei, drei Sprüngen zum Keller hinunter, und holte selbst von dem besten alten Rheinwein herauf, der uns dann noch beredter, noch fröhlicher machte. — Sehn Sie, Madam! Mit so einer liebreichen, frohen, wirthschaftlichen, Hausfrau waren wir damaligen Männer über und über zufrieden, und nannten sie, wie sie's auch wirklich war, *unsern Schatz* und *unser Herz*; heut zu Tage, wo sich der bürgerliche Ton immer mehr in den adlichen, auch wohl hie und da in den fürstlichen hinaufzieht, wären das gemeine, abgeschmackte Ausdrücke: da nennt man, glaub' ich, die Frau *mein Kind*; aber ich weiſs doch kaum, wen ich glücklicher preisen soll, ob den ehemaligen Mann mit dem Schatze, oder den jetzigen mit dem Kinde. — Doch Sie verzeihen, Madam; ich plaudre da ein Langes, ein Breites, und weiſs selbst nicht, wozu? Denn daſs andre Zeiten andre Sitten bringen, ist ja natürlich. —

In dieser Art von Standrede auf die verstorbene Schwiegermutter fand sich wieder so manches Empfindliche, daſs die Witwe den Zweck ihres Besuchs nun völlig aufgab, und sich Herrn *Stark* auf der Stelle würde empfohlen haben, wenn nicht ein jäher Schwindel, in welchem Alles vor ihren Augen zu taumeln und zu tanzen anfing, ihr das Aufstehen verboten hätte. Gleichwohl muſste sie dieses Aufstehen versuchen, als sie sich plötzlich von zwei weiblichen Stimmen begrüſsen hörte, worunter sie die der Doctorinn sogleich unterschied. Die liebe Neugier hatte diese und die Mutter herbeigeführt: die eine, um zu erfahren wie es stände, und um nöthigenfalls die Witwe zu unterstützen; die andre, um eine Person näher kennen zu lernen, die ihrem Sohne so verpflichtet, und wie man ihr nicht verborgen hatte, zugleich ihm so werth war.

Mein Gott! was ist Ihnen? rief die Doctorinn aus, die den Zustand der Witwe auf den ersten Blick erkannte, und ihr rasch entgegensprang, um sie zu halten. — Wohl gar in Ohnmacht? fragte erschrocken Madam *Stark;* und: Nimmermehr! rief verwundert der Alte; während die Kranke aus den Armen der Doctorinn auf das Canapee glitt, und plötzlich ohne Athem und Farbe, wie eine Leiche, dalag. Die Doctorinn rief nun laut um Hirschhorngeist; die Mutter eilte in die Küche nach frischem Wasser; Herr *Stark* holte Hofmannischen Liquor;

und in kurzem war auch Monsieur *Schlicht* und das ganze Haus in Bewegung. — Endlich war Madam *Lyk* in so weit wieder hergestellt, daſs sie sich getraute, zu Fuſs und ohne Begleitung nach Hause zu kommen. Aber das gab niemand zu, und am wenigsten der alte Herr *Stark*, der sich überhaupt so gütig und herzlich benahm, daſs die Witwe an seiner Gesinnung gegen sie ganz wieder irre ward. Er lieſs einen Wagen holen, in welchen, nach seiner Anordnung, die Doctorinn zuerst hineinstieg, um, während man der Witwe von auſsen nachhülfe, ihr von innen die Hand zu reichen. Auch Monsieur *Schlicht*, der trotz seines Alters noch sehr berührig und kraftvoll war, muſste hinein, mit der Anweisung: sobald der Wagen hielte, herauszusteigen, um Madam *Lyk* den Arm zu bieten, aber ja, wenn sie wieder schwächer würde, erst Hülfe aus dem Hause zu rufen, und sich nicht zu viel auf eigene Kraft zu verlassen. —

Nun? fragte der Alte, sobald er sich mit der Mutter wieder allein sah: kannst du mir sagen, was das hieſs? was das vorstellen sollte? Ich für mein Theil verstehe kein Wort. — Die Frau kömmt am frühen Morgen gegangen, und reiſst mich aus meinen Geschäften: ich denke nicht anders, als sie will Wechsel auf England oder auf Holland kaufen; aber am Ende — was hat sie bei mir zu thun? — In der Welt Gottes nichts, als in Ohnmacht zu fallen. — Ist das etwa jetzt neuer Ton? Macht man zu London und zu Paris solche Morgenvisiten?

Wie du nun bist! sagte die Alte. Ein Frauenzimmer wandelt ja leicht etwas an.

Ein Frauenzimmer! — Warum denn aber dich und die Doctorinn nicht?

Je nun — eine ist ja nicht, wie die andre.

Mutter! — Wenn alle die Weiber, die den ganzen Tag, mit Roman und Komödie in der Hand, auf dem Sopha liegen, oder die auch den Morgen am Putz- und den Abend am Spieltisch vergeuden; wenn sie hübsch, wie du und die Doctorinn, von früh bis spät auf den Beinen wären, um sich in ihrer Wirthschaft herumzutummeln: ich wette, wir würden von keinen Krämpfen und Schwindeln und Ohnmachten, und wie das Zeug alles heiſst, weiter hören. — Zwar einmal — er drohte ihr erst mit dem Finger, und nahm dann ihre dürre, welke Hand, um sie zu liebkosen — einmal spieltest du mir auch einen Streich; da war ich in rechtschaffner Angst. — Doch das war auf dem Bette der Ehren; bei der Niederkunſt mit der Tochter; und für so eine Ohnmacht alle mögliche Hochachtung! Die hat denn doch Hand und Fuſs.

Böser Mann! sagte die Alte, mit einer Miene die halb schmunzelte und halb schmollte: laſs doch solche Dinge nun aus dem Kopf! Das sind ja alte Geschichten.

XXII.

Bald nach dem Mittagessen erschien der Doctor: theils, um sich nach der Gesundheit, theils — oder wohl eigentlich und hauptsächlich — um sich nach der Gesinnung des alten Herrn zu erkundigen. Er fragte fast in einem Athem: Wie befinden Sie Sich? und: Wie gefiel Ihnen die Witwe?

Auf das Erste, lautete die Antwort: Wohl! und auf das Zweite: Nicht übel!

Sie werden gefunden haben, daſs es eine sehr feine Frau ist. Nicht wahr?

Fein? Je nun ja! Wie Sie wollen. Figur und Gesichtchen sind ganz erträglich. — Es läſst sich schon denken, wie so eine Frau einen schwachen, thörichten Mann hat so weit bringen können, sich um ihretwillen zu Grunde zu richten. —

Der Doctor, der sich einer günstigern Antwort versehen hatte, war ein wenig betreten. Indessen hielt er es nicht für gut, in gerader Richtung über den Strom zu schwimmen. — Sie ist zugleich von sehr sanfter Art; meinen Sie nicht?

Sie scheint es. Die Weiberchen scheinen Manches, Herr Sohn.

Aber sind doch Manches auch wirklich?

Wie man das nimmt. — Was sie jedesmal sind, sind sie wirklich. Heute dies, morgen das.

Mein Gott! Sie sind doch auch sehr gegen die Weiber.

Für sie, *für* sie, Herr Sohn! — Ich schätze an dem lieben Geschlechte nicht bloſs die Tugenden, sondern auch die

Schwachheiten; aber wohl gemerkt! diese mit jenen verbunden. Die Welt- und die Modeweiber, die nur die Schwachheiten, aber nicht die Tugenden, und eben darum jene im höchsten Grade haben; die, Herr Sohn — wie Sie schon längst gemerkt haben können — sind mir zuwider.

Und zu diesen, glauben Sie, gehöre die *Lyk*?

Ob noch jetzt? kann ich nicht sagen. Ich bin Arzt in dem Hause. —

Da wissen Sie Bescheid um ihre Gesundheit.

Ja. Aber auch wahrlich um ihre Denkungsart, ihre Sitten, ihren Charakter. — Ein Arzt hat manchen geheimen, vertraulichen Augenblick mit den Weibern.

So? — Und das sagen Sie mir so frei ins Gesicht?

Warum nicht? —

Mir, dem Vater von Ihrer Frau? — Wenn ich nun der es wieder sage?

Gerne! gerne! In Gottes Namen!

Der muntre, freudige Ton des Doctors rührte den Alten, und er ergriff seine Hand. — Lieber, guter Doctor, sagte er, Sie und meine Tochter machen zusammen ein braves, ein herrliches Paar. — Gott erhalte euch so! Ich habe ja auſser euch keine Freude. — Er hatte groſse Lust auf den Sohn zu kommen, dessen noch fortdaurendes Fluſsfieber ihm sehr zu miſsfallen anfing; allein der Doctor lieſs ihn nicht los von der Witwe.

Nehmen Sie einmal an, sagte er, daſs die Frau wirklich ist, was sie scheint: sanft, liebreich, nachgebend, gefällig; — wäre da der unsinnige Aufwand im *Lykischen* Hause nicht auch ohne sie zu erklären? Lieſse sich's nicht denken, daſs eine so geartete Frau ihre eigene Neigung dem eitlen, auf lauter Pracht und Vergnügen erpichten Manne hätte aufopfern können; daſs sie sich bloſs durch ihn, ohne den mindesten innern Trieb, von einer Gesellschaft zur andern, einem Balle zum andern, hätte fortreiſsen lassen?

Die Wirthschaft aber ging nach der Heirat erst an. —

Natürlich! Denn da wird das Haus erst ein Haus. Die Frau erst macht es dazu.

Und der ganze Aufzug — der Staat — die glänzende Equipage — das Alles scheint mir mehr auf weibliche, als auf männliche Neigung zu deuten —

Kam aber doch lediglich von dem Manne.

Hm! — Zwar sind manche Männer Weiber, und ärger als Weiber. —

Das mein' ich! Und dann, liebster Vater: was hätte die Tochter eines armen Landpredigers — denn das ist die *Lyk* — was hätte ein Mädchen, das weder Vermögen noch Aussteuer in's Haus brachte, für groſse Ansprüche machen können?

Ungeheure! Das verstehn Sie nur nicht. — Die Waare der eitlen Weiber hat keinen bestimmten Preis, aber in ihren eigenen Augen einen unermeſslichen Werth. Wenn für so ein Figürchen oder ein Lärvchen — und oft für noch weniger, für ein bischen Geschwätz oder Geziere — ein Baron seine Baronie, oder ein Graf seine Grafschaft vertändelt; so haben sie dabei noch immer verloren, sich noch immer zu wohlfeil weggegeben: denn mit eben diesen — Herrlichkeiten oder Armseligkeiten — hätten sie ja ein ganzes groſses Fürstenthum unter kaiserlichen Sequester bringen können.

Wir reden hier aber von keiner Buhlerinn, sondern von einer Frau —

Alle Achtung!

Und deren Glück oder Unglück, Ehre oder Schande, hängt ja so innig mit Glück oder Unglück, Ehre oder Schande des Mannes zusammen.

Wird denn das überlegt? —

Hier wahrlich, hier ward es sehr überlegt. — Daſs sich Anfangs das junge, unerfahrne, in der Welt noch ganz neue Landmädchen in den Strom von Vergnügen kopfüber hineinstürzte, und nur an den jetzigen süſsen Genuſs, nicht an die künftigen herben Folgen dachte: das hoff' ich, wird ein Menschenkenner, wie Sie, eben so leicht verzeihn, als begreifen. —

Aber das Ding währte fort — immer fort — ohne Ende.

Bloſs durch Schuld des Mannes, mein lieber Vater. — Die Frau ward schwanger und kränklich, und ich war nun fast täglich im Hause. Wie oft bezeugte sie mir ihre Sättigung, ihren Überdruſs, ihren Ekel! Wie herzlich wünschte sie sich das geräuschlose, häusliche, thätige Leben zurück, woran sie von jeher gewöhnt war! Aber *dazu* ihren Mann zu bereden, war keine Hoffnung; denn gleich ihr erster Versuch, ihn umzustimmen, erregte seinen heftigsten Zorn. Sie liebte den Mann; sie war schwach; sie war der Armuth wegen, worin sie zu ihm gekommen war, scheu und blöde: Er dagegen — war stolz, gebieterisch, auffahrend, gegen die Liebkosungen und die Thränen der Frau wenig empfindlich. Ich sah das nur zu sehr, als er von ihrer Mutterliebe das Opfer forderte, den künftigen Säugling nicht mit eigener Brust zu ernähren.

Und auch das lieſs sie gut seyn? gab nach?

Was sollte sie machen? —

Der Alte schüttelte miſsbilligend mit dem Kopfe.

Die Wirthschaft ging indeſs ihren Gang immer fort, immer dem Abgrunde zu; und es muſste doch wahrlich groſses Vermögen da seyn, daſs der Mann seine Verschwendung ganze Jahre lang durchsetzen konnte.

Das war auch; das war! rief der Alte. Ungemeines Vermögen!

Indeſs ward die Frau durch manche Bei-

Beispiele gewarnt; sie ahnte traurige Folgen: allein da das Gesicht des Mannes heiter blieb, so verschloſs sie, mit ihrer gewohnten Furchtsamkeit, alle Besorgnisse in ihr Herz. — Endlich, als wirkliche Verlegenheiten eintraten, denen nur der äuſserst vortheilhafte Verkauf des Gartens ein Ende machte, wirkte sie, durch die nachdrücklichsten, zärtlichsten, wehmüthigsten Vorstellungen, wenigstens einige kleine Einschränkungen aus, und für die Zukunft Versprechungen, die aber nur zu bald wieder vergessen wurden. Wäre nicht noch zu rechter Zeit der Tod in's Mittel getreten; so hätte sie wahrscheinlich den vollen Bruch des Hauses, und tiefe, bittre Armuth erlebt.

Nur wahrscheinlich? Sagen Sie: gewiſs und unfehlbar! — Aber, daſs die Schuld so ganz nur des Mannes gewesen wäre, nicht ihre eigne — — ich gestehe Ihnen, Herr Sohn, das will mir gar nicht recht in den Kopf. Ich habe Nachrichten, die anders lauten, ganz anders.

Von wem? — Ich bitte Sie, lieber Vater —

Von — —

Von dem Wolf in der Fabel, hätte er sagen können; denn eben, als schon der Name ihm auf den Lippen schwebte — —

XXIII.

Trat Herr *Specht* in das Zimmer, und ward von dem Doctor ſogleich als derjenige Mann, an den er ſich halten müſste, auf's Korn genommen. Es ſei nun, daſs die ſüſse Miene und die ſchmeichleriſchen Demüthigungen des Herrn *Specht*, oder daſs gewiſse Äuſserungen des Schwagers, die ihm noch dunkel im Gedächtniſs ſchwebten, dieſen Verdacht bei ihm rege machten.

Herr *Specht* ſetzte mit wichtiger Miene einen groſsen Beutel Geld auf den Tisch: äuſserſt froh, wie es ſchien, dem liebwertheſten Herrn Pathen ſeine bisherige Schuld bei Heller und Pfennig abtragen zu können. — Er hatte bei einer kleinen Speculation mit Waaren, die gerade damal gesucht wurden, ein ansehnliches Sümmchen gewonnen; er eilte also, sich durch Abbezahlung die Geldquelle zu reinigen, die er bei längerer Vernachlässigung leicht einmal hätte verstopft finden können. —

Ei pots, potztausend! sagte der Alte, indem Herr *Specht* den Beutel ausschüttete: das ist ja gewaltig viel Geld! Das ist ja ein Reichthum, wie des Mannes im Evangelium! Wo hat Er das Alles her?

Hehehe! Liebster, bester Herr *Stark*! Wie Sie doch immer so gerne spaſsen! — Reichthum? Daran fehlt viel. Lieber Gott! — Aber man thut denn das Seinige; und wenn *ein* Körnchen zum andern kömmt, sagte einmal der Herr Pathe, und immer neue Körnchen dazu — —

Ja, sieht Er? Da wird am Ende ein Haufen. Das ist ganz richtig. — Indessen zählte Herr *Specht* munter fort, und sah sich dann und wann nach dem Sohne um, den er diesmal eben so gern, als sonst ungern, hätte kommen sehen, um sich einmal in seinem Glanze vor ihm zu zeigen. — Die Summen wurden richtig befunden, das Geld wieder eingesackt, und die eingeriſsnen Papiere zurückgegeben.

Nun! sagte der Doctor — weil ich sehe, daſs Sie mit Ihrem Geschäfte fertig sind, mein Herr *Specht* — wie geht's Ihnen? wie befinden Sie Sich?

Specht, unter tiefer Verbeugung, wobei sein Kopf eine Art von Schneckenlinie beschrieb, dankte tausendmal für gütige Nachfrage, und versicherte: er sei wohl.

Und zu Hause — die Frau Liebste? die Kinder?

Alles, alles wohl, mein verehrtester Herr Doctor.

Nun, das ist schön; das erfreut mich. — Wie sieht's denn jetzt in Ihrer Nachbarschaft aus? Was macht Madam *Lyk?*

Hehehe! Die lebt denn immer so fort, ganz im Stillen. — Wie's einer Witwe denn auch nicht anders ziemt. Ganz im Stillen.

Vormal war es dort nicht so stille. Da war gewaltiger Lärm.

Ach, das sagen nur der Herr Doctor noch einmal! Lärm bei Nacht, wie bei Tage. Keinen Augenblick hatte man Ruhe. — Das war ein Geschrei, Gefahre, Gelaufe, Getümmel; und wenn Ball oder Maskerade war, ein Gefiedel, Geflöte, Geblase, Gepauke — man hätte mögen von Sinnen kommen. Meine Frau hat dabei in dem einen Wochenbette was Rechts gelitten. Sie nahm es dem Herrn nicht so sehr übel, als der Madâm, daſs man so gar keine Rücksicht hatte, und so schnell nach ihrer Niederkunſt ein solches Spectakel anfing. — Sie konnte seitdem die Frau nicht mehr ansehn. — Es war auch wirklich recht gottlos.

Freilich! Die kurzen sechs Wochen über hätte man sich schon ein wenig still halten können. — Aber ob denn die Wirthschaft nicht bald wieder angehen wird?

Damit hat's denn wohl so seinen Haken. — Er kniff das eine Auge ein wenig, und glaubte Wunder, wie verschlagen er aussähe.

Wie so? — Der Mann ist doch lange genug unter der Erde. Die groſse Trauer ist aus.

Das wohl; aber — — Er schob den

Daumen der rechten Hand ein paar mal über den Zeigefinger, und zuckte dabei die Achseln. — Wo einmal *das* fehlt, mein lieber Herr Doctor — —

Ja, das ist wahr; da fehlt Alles. — Und aufgeräumt mag die Frau unter den Beuteln des alten Schwiegervaters ein wenig haben; das will ich glauben.

Ein wenig? Hehehehe! —

Aber wenn nur noch etwas, auch nur noch ganz wenig da ist; ein kleines, unbedeutendes Restchen: — solche Menschen, die einmal in der Jugend nicht rechnen gelernt haben, sind wie vom Bösen besessen. Sie haben nicht eher Ruhe noch Rast, als bis sie Alles, schlechterdings Alles, auch den letzten Pfennig durchgebracht haben. Erst müssen die Gerichtssiegel an Kisten und Kasten kleben; eher ist kein Aufhören bei ihnen.

Ja, das kann auch hier noch so kommen. Ich widerspreche keinen Augenblick, mein Herr Doctor. —

Der Alte, der sehr wohl merkte, wo der Doctor hin wollte, hatte sich im Rücken des Herrn *Specht* auf seinen Sorgenstuhl gesetzt, und hielt sich ganz ruhig. —

Eins wüſst' ich nur für mein Leben gerne, hob der Doctor wieder an: nicht, wer von beiden Theilen allein und ausschlieſsend; — denn daſs beide nicht viel getaugt haben, ist mir gewiſs — aber wer wohl so am meiſten und vorzüglich, an dem ewigen Schmausen und Tanzen und Tollen in dem Hause Schuld gewesen ist: ob die Frau, oder der Mann?

Die Frau! die Frau, mein lieber Herr Doctor!

Doch? — Sie sind freilich der nächste Nachbar; Sie können das wiſsen.

So wie die Frau nur den Fuſs ins Haus setzte, ging's los.

Ja, das sagt man. — Aber ich habe neulich ein paar recht wackre Männer über die Frage streiten hören, und da meinte der eine: dieser Umstand beweise wenig, beweise nichts; es sei ganz und gar nicht die Frau, sondern — was ich nun freilich für übertrieben halte — einzig und allein der Mann gewesen, der allen den Unfug getrieben.

Ach, wer das auch mag gesagt haben, mein liebwerthester Herr Doctor — mit aller Hochachtung von ihm gesprochen —

Nehm' Er Sich in Acht, sagte der Alte aus seinem Hinterhalte. Red' Er nicht allzuviel!

Wie so? wie so, mein bester Herr Pathe? Ich hatte nichts Böses im Sinne. — Die Frau ist von Ansehn recht artig, und ich mögte fast sagen, schön — was ich mich zwar zu Hause bei Leibe nicht dürfte merken lassen, hehehe! — und da, meint' ich, könnte einer der jungen Herren, die immer um sie herum waren — —

Sich in sie vergafft haben? rief der Alte mit Lachen; jaja! — Und so einer will denn nichts auf sie kommen lassen. Das ist begreiflich. — Ich selbst kenne einen sonst braven Mann, der sich gewisser vertraulicher Augenblicke mit allerlei Damen rühmt; und eben der — —

Der wird's seyn, sagte Herr *Specht*: der wird's seyn; ganz gewiſs!

Der Alte und der Doctor lachten von Herzen, und Herr *Specht* blieb ihnen sein Hehehe! auch nicht schuldig. — Er trocknete sich die thränenden Augen, und versicherte, daſs er nirgend in der Welt so froh sei, als bei dem liebwerthesten Herrn Pathen.

Aber, nahm der Doctor wieder das Wort: nun einmal im Ernst, lieber Herr *Specht*! — Daſs Sie keinen Grund zu Ihrer Behauptung haben sollten, läſst sich von einem so vernünftigen Manne wie Sie, nicht wohl denken. Vermuthlich hat einmal, in einem vertraulichen Abendstündchen, der selige *Lyk* Ihnen geklagt, daſs er mit dem Wildfang von Frau gar nicht fertig zu werden, sie gar nicht zu bändigen wisse.

Geklagt, mein Herr Doctor? Mir? In einem vertraulichen Abendstündchen?

So vor der Thüre, mein' ich. — Bei einem Pfeifchen. — Da schwatzen ja Nachbarn wohl eins zusammen.

Ach mein Gott, lieber Herr Doctor! Wo denken Sie hin? — So ein vollwichtiger Mann bei der Börse, so ein angesehener Kaufherr; der sollte sich gegen mich kleinen Anfänger so herabgelassen, so erniedriget haben? — Nein, da ist nur unser einziger Herr *Stark*, der gegen jedes Kind freundlich ist, und der auch den kleinsten Bürger etwas gelten läſst; den Ruhm hat er ganz allgemein. —

Sehr verbunden! sagte der Alte.

Die andern Herrn — es scheint ihnen schon zu viel, unser Einen nur ansehen zu sollen. Der höflichste, unterthänigste gute Morgen wird mit einem Wesen erwiedert, mit einer Miene — — Er quälte sich, eine recht stolze, recht verachtende anzunehmen; aber einmal ging in sein Gesicht, auſser der *Spechtischen* Original-Miene, keine andre hinein.

Nun, dann merke ich schon — dann haben gewiſs die Handlungsdiener, oder

Andre im Hause, die um die Sache Beſcheid wuſsten, ein wenig geplaudert.

Die Handlungsdiener? — Ja mein Gott! das sind nun vollends die rechten. Die sind, wo möglich, noch aufgeblas'ner, als ihre Herrn, oder wenigstens unerträglicher; denn mit allen ihren hohen Salairs — was sind sie? — Diener, sagt meine Frau, weiter nichts. Unser Einer, sagt sie, wenn er auch nur schmale Bissen iſst, schneidet sie doch von seinem eigenen Brote; aber ein solcher Miethling — — keinem zu nah gesprochen! setzte er furchtsam hinzu —

Alles wahr! Alles schön, mein Herr *Specht*! Aber ich habe damit immer noch keine Antwort. — Sie wissen die Gesinnung der Frau und ihren Hang zum Verschwenden nicht durch den Mann, nicht durch Vertraute des Hauses; und woher denn sonst? — muſs ich Sie fragen.

Durch Ohrenbeichte, sagte der Alte ein wenig bitter, weil er schon merkte, daſs ihn *Specht* hintergangen habe. — Die *Lyk* ist heimlich katholisch, und dieser *Specht* ist ihr Pater.

Ach um Gottes willen! rief *Specht*, indem er mit wahrhaft protestantischem Schrecken zurücktrat: wenn das der Herr Hauptpastor hörte! oder gar meine Frau! — Ich ein Pater?

Das Lachen der beiden Herrn, das zwar bei dem Alten ein wenig verstimmt klang, brachte ihn bald wieder zu sich. — Nein! sagte er: mein Herr Doctor; was ich weiſs, das weiſs ich aus sehr erlaubter und sehr zuverlässiger Quelle.

Nun? — Darf man denn nicht erfahren — —

Kaum, daſs ich Herrn *Stark* von der tollen Wirthschaft im *Lykischen* Hause die erste Nachricht brachte; so rief der Herr Pathe sogleich: das kömmt von der Frau her! Das ist die neue Modewirthschaft der Weiber! Da geht nun wieder einmal, unter Tanzen und Frohlocken, ein Haus, und ein so herrliches Haus zu Grunde. — Und als ich das bei Tische wieder erzählte, sagte meine Frau augenblicklich: Er hat Recht, der Herr Pathe! Er hat ganz Recht!

Ja so — allerliebst! — Und da schoben Sie denn nachher jede ähnliche Ausschweifung ganz getrost der Frau auf den Hals?

Lieber Gott! Wie denn anders? — Meinem Herrn Pathen muſs ich doch glauben; denn *der* hat Erfahrung — o, der kennt die Welt; der weiſs Alles.

Ist

Ist Er toll? fragte der Alte, indem er, zu groſsem Schrecken des armen *Specht*, sich voll Unmuths aus seinem Sessel aufhob.

Liebster, bester Herr Pathe — —

Wahrlich! das wird lustig, sagte der Doctor. Sie, mein lieber Vater, haben die Sache von Herrn *Specht*, und Herr *Specht* hat die Sache von Ihnen.

Der Doctor bekam einen sehr unfreundlichen, und der Pathe, der wie versteinert dastand, einen ganz vernichtenden Blick. — Er ist — murmelte der Alte zwischen den Zähnen — mit allen seinen Höflichkeiten und Reverenzen — — Hier begriff er sich noch, riſs den Geldbeutel mit Heftigkeit zu sich, und ging davon.

XXIV.

Sie sehen den Lohn der Welt! — sagte der Doctor, indem das Schweiſstüchlein des Herrn *Specht* in voller Bewegung war; — das ist nun der Dank für alle Ihre mühsamen Gänge und Ihre gegebenen Nachrichten!

Mein Herr Doctor! rief *Specht*, und drehte dabei die Augen gen Himmel: — Wenn ich nicht so unschuldig bin, wie ein neugeborenes Kind — —

O das sind Sie! Das will ich Ihnen bezeugen.

Wenn nicht der Herr Pathe Alles, Wort vor Wort, so gesagt hat, wie ich's da wieder sagte — Er legte zu einer feierlichen Betheurung die Hand auf die Brust. —

Keine Schwüre, Herr *Specht!* Ich

glaube Ihnen, eben um Ihrer Unschuld willen. — Mein Schwiegervater hat Alles gesagt, was Sie ihn sagen lieſsen; vielleicht noch mehr: aber wissen Sie auch, warum? — Weil eben damal zwei nicht unansehnliche Häuser gebrochen waren, und zwar, wie die ganze Stadt wuſste, durch Eitelkeit und Verschwendung von Weibern, die aber der *Lyk* so ähnlich sahen, als die Sünde der Tugend. Das eine war eine verlaufene Engländerinn, das andre eine Tänzerinn aus der Oper. Narren von Männern hatten solche Weiber geheiratet. — Diese Vorfälle lagen dem alten Mann auf dem Herzen; und auch die *Lyk* war eine aus der Fremde hieher Gekommene, eine ihm völlig Unbekannte. — Was er zu Ihnen sprach, war nur als Frage zu nehmen, die Sie nicht so leichtsinnig und so beharrlich zum Nachtheil einer würdigen Frau — denn das *konnte* sie wenigstens seyn, und das *ist* sie — hätten beantworten sollen.

Aber ich wuſste ja nicht, mein Herr Doctor — ich wuſste so wenig, als der Herr *Stark* — —

So wuſsten Sie doch dies, *daſs* Sie nicht wuſsten. — Und eben dies, mein Herr *Specht*, war die Wahrheit, die Sie als ehrlicher Mann hätten bekennen müssen.

Ach mein Gott, lieber Herr Doctor! Da hätt' ich ja doch widersprochen.

Nun? Und *wenn* Sie nun widersprachen?

So einem Manne? so einem Herrn? In alle Ewigkeit nicht.

Wahrheit, Herr *Specht* — merken Sie Sich das für die Zukunft! — Wahrheit nach Ihrer besten Erkenntniſs sind Sie nicht bloſs Ihrer Ehre, sondern auch Ihrer Glückseligkeit schuldig. Eben mit ihr fahren Sie sicher am besten. — Die Art, wie man die Wahrheit sagt, macht den Unterschied; sonst sagt man sie dem Könige, wie dem Bettler.

Ach mein Herr Doctor! Wenn Sie doch nur wären, wie ich!

Sie sind sehr gütig. —

Da sitzt man und sorgt und grübelt, und hat Frau und Kind auf dem Halse, und weiſs oft vor Angst nicht, wo aus wo ein; und wenn man denn da in so ein Haus kömmt, und alle die groſsen Kisten sieht, und die ungeheuren Ballen mit Waaren, und das Gerenne und Getreibe der Leute, und die Frachtwagen, die ab- und die aufgeladen werden, und das ganze volle Dutzend Pferde davor: — ach Herr Doctor! es wandelt einen eine Ehrfurcht an, ein Respect! — Wo um Gotteswillen! nähme man da den Muth her, auch nur zu muchsen?

Der Doctor faſste jetzt seinen Mann ein wenig scharf ins Gesicht, und wollte kein Wort weiter an ihn verlieren. Er versprach ihm auf sein ängstliches Bitten, bei dem alten Herrn Alles wieder in's Gleis zu bringen, schrieb ihm ein Recipe zu einem niederschlagenden Pulver, das er sich in der nächsten Apotheke sollte machen lassen, und wünschte ihm wohl zu leben.

XXV.

Obgleich wirklich Herr *Stark* mehr durch sein eigenes Vorurtheil, als durch den armen Tropf von Pathen hintergangen war: so war doch der bloſse Schein von dem letztern ihm ärgerlich; und noch ärgerlicher, daſs er bei dieser Gelegenheit die Fassung verloren, und dadurch jenen Schein bestätiget hatte. Er fühlte recht gut, daſs er die Sache nach seiner gewöhnlichen Art, mit lachendem Munde, hätte abmachen können. Indessen gereichte dieser Fehler, wenn es ja einer war, ihm zur Ehre: denn der Grund davon lag weit weniger in seiner gekränkten Eigenliebe, als in der Rechtschaffenheit seines Herzens, das ihm alle gegen die Witwe begangenen Ungerechtigkeiten auf einmal bitter vorwarf, und ihm denjenigen der dazu mitgewirkt hatte, in einem nicht mehr lächerlichen, sondern gehässigen Lichte zeigte.

Die Tochter, die theils durch Madam *Lyk*, theils durch ihren Mann, von allem Vorgefallenen genau unterrichtet war, glaubte die Herzensstimmung worin sie den Alten vermuthete, zu ihrem Zweck benutzen zu müssen. Sie machte ihm einen nur ganz kurzen, flüchtigen Besuch, bei dem sie sich nicht einmal setzte, aber gleichwohl mit sichrer Hand alle die Saiten anschlug, die sie in dem Herzen des Vaters als die empfindlichsten kannte. Den Vorwand zu diesem Besuche muſste die Bitte geben, die der Alte des Morgens beim Abfahren des Wagens an sie gethan hatte, ihm von dem Befinden der Witwe Nachricht zu bringen.

Entschuldigen Sie mich, sagte sie, lieber Vater, dafs ich Ihren Befehl erst so spät erfülle. Aber am Vormittage machten es mir Geschäfte, die ich nicht aufschieben konnte, unmöglich; auch hielt ich mich da bei der Witwe nicht lange auf: diesen Nachmittag habe ich mich etwas länger verweilt, und komme so eben — aber ich muſs sagen, mit recht schwerem recht bekümmertem Herzen — von ihr.

Wie so? fragte der Alte nicht ohne Theilnahme. Hat der Zufall sich wiedergefunden?

Das nicht. Sie leidet nicht sowohl am Körper, als am Gemüthe. — Das arme Weib fürchtet zu Grunde gerichtet zu werden, weil ein gewisser *Horn*, der ihr Gläubiger ist, entweder bezahlt seyn, oder gegen sie losbrechen will.

Horn? — Wenn sie mit dem zu thun

Leider!

Da beklag' ich das gute Weib. Nachsicht ist bei dem nicht zu hoffen. — Aber ist denn die *Lyk* noch immer in Verlegenheit, in Verwirrung? Ich glaubte, dein Bruder hätte Alles in Ordnung gebracht.

Das glaubt' ich auch; aber — er mag Termine gesetzt haben, die nun nicht ganz können gehalten werden.

Das sollte mir leid um ihn thun.

Oder *er mag* — — Ja, wenn ich Handlungskenntnisse hätte; da riethe ich weiter, mein lieber Vater.

Laſs gut seyn! Es ist da Mehreres möglich. —

So viel weiſs ich denn jetzt, warum die Witwe diesen Morgen bei Ihnen gewesen ist.

Nun? —

Eben dieser Verlegenheit wegen mit

Horn. — Den Bruder zu sich bitten zu lassen, ging seiner Unpäßlichkeit wegen nicht an; ihn zu besuchen, da er noch ledig ist, schien *gegen* den Anstand zu seyn: und *doch* war die Sache dringend, und die Witwe — ich wiederhole ihre eigenen Worte — die Witwe fühlte durch das edle Benehmen des Bruders, wovon sie nie anders als mit inniger Rührung spricht, ihr ganzes Vertrauen an den Namen *Stark* wie gefesselt. Sie wollte also diesmal bei dem Vater suchen, was die Umstände von dem Sohne zu fodern nicht zuließen: Rath, Hülfe, Vermittelung, Unterstützung.

Und hat geschwiegen? Weswegen?

Sie hat gesprochen, wie sie mir sagt.

Nein! —

Sie hat wohl sicher gesprochen; aber — —

Nein! — wiederholte der Alte mit einem Nachdruck, der seine noch fortdaurende ärgerliche Stimmung verrieth.

Ich denke, mein guter, lieber Vater hat sie nur nicht gehört, nicht verstanden.

Dann hat sie auch nicht gesprochen, sondern gemurmelt. Die verwünschte Gewohnheit des Murmelns wird von Tage zu Tage ärger. In meiner Jugend sprach man zum Maule heraus. — Am Ende, wahrhaftig! fordern die Menschen noch, man soll ihre *Gedanken* hören.

Sie ist furchtsam, das arme Weib. Verzeihen Sie ihr! Sie Selbst haben sie dann noch furchtsamer gemacht.

Ich? — Weiſst du, was du da sprichst? — Ich mache niemand furchtsam, der etwas zu bitten hat, sondern ich muntre ihn auf und höre ihn an; und wenn sich's ohne meinen eignen zu groſsen Nachtheil thun läſst, helf' ich ihm ohne Umstände und gerne. Die elende, nichtswürdige Kunst, durch Achselzucken und Sauersehen und langes Bedenken seinen Gefälligkeiten Werth zu geben, hab' ich niemal verstanden. — Das hätte die Frau Tochter wissen und der Witwe schon sagen können.

Hab' ichs denn nicht? — Werden Sie doch nicht unwillig, mein lieber Vater!

Unwillig! Nun werd' ich gar unwillig! — Wie kömmst du mir heute vor?

Ach, ich kann wohl Unrecht haben; ich glaub' es selbst. — Hätt' ich mich recht bedacht, so wär' ich lieber gar nicht gekommen. Ich bin so miſsmüthig gestimmt.

Über die Witwe? —

Ja. — Und dann — wie die kleinsten Umstände das Herz oft am meisten rühren — —

Nun? —

Ich sah, eh' ich in das Wohnzimmer der *Lyk* trat, ein paar Augenblicke durch das Spiegelglas in der Thüre. — Da saſs die gute Frau, in die eine Ecke des Sopha gedrückt, den Arm auf ein Kissen gestützt, und ein Tuch in der Hand, um sich die Thränen zu trocknen. Ihr zur Seite saſsen, jedes auf seinem Schemelchen, die zwei unschuldigen Kleinen, die sonst immer so froh um sie herumschwärmten, aber jetzt, wie es schien, an das Spiel gar nicht dachten: sie sahen so still in den Schooſs nieder, als ob sie den Herzenskummer der guten Mutter theilten; und blickten dann endlich, weil diese vielleicht eben einen tiefen Seufzer ausstieſs, von der Seite zu ihr hinauf, mit einem Ausdruck in ihren Augen! in ihren groſsen, blauen, himmelreinen Augen! mit einer Bänglichkeit, einer Zärtlichkeit, einem Ernst! — ich dachte an meine eigenen Kleinen, und dachte an Sie. Wenn Sie das gesehen hätten, mein lieber Vater! — Sie riſs das Tuch heraus, und fuhr sich damit an die Augen.

Sind's denn so artige Kinder? — fragte der Alte mit einem Tone, der auf einmal wieder ganz weich war.

Ach so wohlgezogen und artig! — Freilich hat die Frau nur diese beiden zu übersehen, und ich ihrer mehrere: aber dennoch erkenn' ich sie in der Kunst der Erziehung für meine Meisterinn; sie regiert die Kleinen mit Einem Blicke, mit Einem Winke, und das niemal im Bösen, immer in Liebe. — Doch ich stehe und plaudre, und vergesse, daſs meine Kleinen zu Nacht essen wollen. — Ich muſs fort, lieber Vater. Leben Sie wohl! Verzeihen *Sie*, wenn ich mit meiner üblen Laune Sie heute angesteckt habe! Es soll nicht wieder geschehen. — Sie küſste seine Hand, und verschwand. — —

Das Herz des Alten war ein an sich so guter und jetzt durch die gehabten kleinen Erschütterungen so trefflich aufgelockerter Boden, daſs es gar nicht anders seyn konnte, als der hineingestreute Same des Mitleids muſste reichliche Früchte tragen. — Herr *Stark* konnte zu Abend nicht essen, und die Nacht über nicht schlafen. Immer schwebte ihm die kleine Gruppe vor, die ihm die Tochter geschildert hatte, und immer war's ihm, als ob er hin müſste, um der Witwe das Tuch aus der Hand und die kleinen lieben Waisen auf seine Arme zu nehmen.

Auſser diesem Bilde, waren es noch Gedanken anderer Art, die ihn beunru-

bigten,

bigten, und von einer Seite zur andern warfen. — „Die Witwe fühlte ihr Vertrauen an den Namen *Stark* wie gefesselt.“ — Das schien ihm gleichsam ein Schuldbrief zu seyn, ein Wechsel, den der Glaube an Tugend auf seine Ehre gezogen hatte, und den er unmöglich anders als honoriren konnte. — „Sie hatte bei dem Vater suchen wollen, was die Umstände von dem Sohne zu fordern nicht zulieſsen.“ — Wie konnte er sich's nur denken, daſs der Vater in Beweisen von Edelmuth hinter einem Sohne zurückbleiben sollte, den er seiner Engherzigkeit wegen so oft getadelt hatte? — Dann noch der Name der Frau, der ihn an seinen ehemaligen vertrautesten Freund, den guten, redlichen *Lyk*, erinnerte; ihre groſse, bis zur Ohnmacht gehende Schüchternheit, fremde Hülfe zu suchen, die er als einen sichern Beweis edler Denkungsart ansah; ihre Thränen, die er zum Theil wohl selbst durch gewisse Züge in der Unterredung mit ihr mogte hervorgelockt haben; das mannichfaltige Unrecht, das er ihr, von Vorurtheil geblendet, durch Spöttereien gethan, die sie so ganz nicht verdiente, und für die nun sein eignes Herz, ob sie gleich das Ohr der Unschuldigen nie erreicht hatten, Genugthuung forderte; die Gelegenheit, die sich eben im Hause der *Lyk* gefunden, das verborgene Gute in dem Charakter seines Sohnes, das ihm so groſse Freude gemacht hatte, an's Licht zu bringen: — alle diese und ähnliche Betrachtungen hielten den Alten bis nach Mitternacht wach, und lieſsen ihn auch dann noch keinen festen Schlaf, nur einen unruhigen Schlummer finden.

XXVI.

Hier herein, Monsieur *Schlicht!* — sagte am folgenden Morgen Herr *Stark*, dessen Gesicht noch alle Falten und Runzeln vom vorigen Abende hatte. Ich hab' ein Wörtchen mit Ihm zu reden; und in diesem Zimmer — es war das Schlafzimmer, das er ihm öffnete — sind wir noch am ersten allein.

Dem alten Handlungsdiener, der nicht das beste Gewissen hatte, war bei dieser Anrede nicht wohl. Er war dem Schlafzimmer von alten Zeiten her gram: denn er hatte hier schon manchen schweren Kampf mit Herrn *Stark* zu bestehen gehabt; und eben jetzt war ihm wieder vor einem Examen bange, worin die Falschheit seines Vorgebens, daſs der junge Herr noch immer unpäſslich sei, an's Licht kommen konnte. Er warf sich in den Trotz *Kain's*, der bekanntlich nichts als verkappte jämmerliche Furcht war, und fragte auf beide Beine gesteift: Was soll ich? —

Monsieur *Schlicht*, muſs man wissen, war treu wie Gold; und wenn das Interesse seines lieben alten Wohlthäters mit irgend einem fremden in Streit gerieth, so war er im Stande, für jenes Leib und Leben zu lassen. Aber, wenn im Innern des Hauses ein solcher Streit entstand: so war er sicher von der Partei der Kinder gegen den Vater; und würd' es auch gegen die Mutter gewesen seyn, wenn nicht diese eben so treu, als er, es mit den Kindern gehalten hätte. Er hatte die letztern ungeboren gedacht, und sie oft auf seinen Armen getragen, hatte ihnen tausend kleine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen, und tausend kleine Schmeicheleien und Liebkosungen dafür wieder erhalten. Noch jetzt, da sie schon längst erwachsen waren, nannten sie ihn immer Du, und lieber alter Vater; was dem fast siebzigjährigen Junggesellen, der es, bei allem guten Willen, nie bis zum Heiraten und bis zum eignen Kinderzeugen hatte bringen können, jedesmal in der Seele wohlthat. Auch vergaſsen die Kinder nie, was er selbst immer richtig vergaſs: seinen Geburtstag; wenigstens erinnerte die Doctorinn daran ihren vergeſslichern Bruder: und das ward dann ein Tag froher Feier, wo der alte *Schlicht* bei den Geschenken, die ihm reichlich dargebracht wurden, und die für seine Bedürfnisse sorgfältig ausgewählt waren, nicht selten Freudenthränen vergoſs, und von der Doctorinn, wenn er dieser zum

Dank die Hand küssen wollte, wohl gar ein Mäulchen davontrug. Durch solche Bande, die weit zärter, aber eben darum auch fester, als die der Ehrerbietung waren, die ihn an seinen Brotherrn knüpften, hing er unauflöslich an beiden Kindern; auch hatte er eine Schrift auf das Rathhaus getragen, worin er sie zu alleinigen Erben des nicht ganz kleinen Capitals einsetzte, das er sich in seinen vieljährigen Diensten gesammelt hatte. —

Vermöge dieser Anhänglichkeit, vertuschte Monsieur *Schlicht*, ehe der Sohn mit zunehmenden Jahren dreister ward, manche geheime Ausflüge desselben, und hatte darüber, wenn es herauskam, in dem oberwähnten Schlafzimmer manchen harten Stand mit dem Vater. Jetzt war er abermal Vertrauter des Sohnes, und hatte selbst die Chaise anspannen lassen, worin vor ein paar Tagen der junge Herr zu einem Freunde auſs Land gefahren war, weil es ihm gleich Anfangs unerträglich geworden, ohne Frost und Hitze ein Fieber zu haben, und wie ein Übelthäter zwischen vier Mauren zu sitzen. Monsieur *Schlicht* lebte diese Zeit über in groſser Unruhe, daſs der Alte dahinter kommen, und es dann wegen seiner falschen Nachrichten vom Sohne sehr derbe Vorwürfe absetzen mögte.

Indeſs kam er dieses mal mit dem Schrecken davon. — Ich habe etwas vor, sagte Herr *Stark,* wozu ich einen Mann brauche, auf den ich mich verlassen kann, und der zugleich um sich weiſs, und in Handlungsgeschäften gewiegt ist.

Dieses herzerhebende Wort war Trost und Balsam für Monsieur *Schlicht.* Seine Kenntnisse und Einsichten geehrt zu wisſen, war ihm nie gleichgültig, und im gegenwärtigen Augenblick höchſt erfreulich. — Befehlen Sie, befehlen Sie, ſagte er, mein lieber Herr *Stark!* indem er ganz nahe zu ihm hintrat, um gleichſam jedes Wort ihm von den Lippen zu horchen. — Er erfuhr nunmehr, was Madam *Lyk* am geſtrigen Tage bei dem Alten gewollt habe; erfuhr ihre unangenehme Lage mit *Horn*, und vielleicht mit noch andern Gläubigern, die Herr *Stark* nur näher zu kennen wünſchte; erfuhr die groſsen Dienſte, die der junge Herr der *Lykiſchen* Handlung geleiſtet hatte, nebſt der Neigung des alten Herrn, das vom Sohne angefangene gute Werk zu vollenden, und der Verlegenheit der Witwe, durch Verwendung ſeines Credits für ſie, ein Ende zu machen.

Die Herzensfreude des guten *Schlicht*

über Alles was ihm vertraut ward, am allermeisten aber über die Ehre dieses Vertrauens selbst, war so groſs, daſs Herr *Stark* den Strom der Beredtsamkeit, womit sich der alte Mann über jeden einzelnen Punct dieser Erzählung auszubreiten im Begriff war, durch ein stets wiederholtes und immer stärkeres: Hör' Er doch! Wir werden ja vor Abend nicht fertig! kaum zu hemmen vermogte. — Aber wie plötzlich stand und gefror dieser Strom, als Herr *Stark* hinzu setzte: daſs er nicht gesonnen sei blindlings zu verfahren, sondern vor allen Dingen erst von dem Sohne wissen wolle, ob die Activa der Witwe ihre Passiva wenigstens balancirten, und in wie kurzer oder wie langer Zeit etwa Hoffnung sei, daſs sie völlig aufs Reine kommen und mit allen ihren Gläubigern auseinander seyn werde.

Da mein Sohn, sagte er, die *Lykischen* Bücher durchgearbeitet, und also von der ganzen Lage der Handlung die vollständigste Kenntniſs hat: so ist dies von ihm ohne Zweifel besser, als von der Witwe selbst oder von ihrem Buchhalter zu erfahren, der wohl ohnehin nicht der thätigste und geschickteste seyn mag. Geh' Er also gleich zu meinem Sohne hinauf, Monsieur *Schlicht*, und laſs' Er Sich über die angegebenen Puncte — er wiederholte ihm diese Puncte langsam und deutlich — eine recht bestimmte, ausführliche Nachricht — hört Er? recht bestimmt und recht ausführlich — geben. Ich muſs jetzt fort; aber in einer Stunde längstens bin ich zurück, und erwarte alsdann Seine Antwort. Nachdem die lauten wird, will ich Ihm dann schon weiter sagen, was Er zu thun hat. —

Es wäre unmöglich gewesen, daſs Herr *Stark* die plötzliche und totale Gesichtsverfinsterung des alten Handlungsdieners nicht hätte bemerken und irgend etwas Unheimliches wittern sollen, wenn nicht eben jetzt, zu groſsem Glück für Monsieur *Schlicht,* die alte Wanduhr geschlagen, und mit ihrem ersten lärmenden Streich auf die Glocke den Gedanken des alten Herrn plötzlich eine andere Richtung gegeben hätte. Es war die höchste Zeit geworden, auf die Börse zu gehn, wo Herr *Stark* gerade heute ein Geschäft von so groſser Wichtigkeit hatte, daſs er nicht schnell genug glaubte hineilen zu können. Mit einem kurz abgebrochenen: Adieu! Mach' Er Seine Sachen gut! griff er hastig nach Hut und Stock; und verlieſs den armen rath- und hülflosen Monsieur *Schlicht,* der unbeweglich wie eine

Salzsäule dastand, und das einzige Wörtchen Ja! — bis zu welchem seine ganze Beredtsamkeit jetzt versiegt war — mit immer längeren Pausen, und immer schwächerem Tone, hinter dem Alten her sprach.

XXVII.

In seiner Seelenangst, da er sich das ehrenvolle Zutrauen des alten Herrn so gern erhalten hätte, und doch auch nicht wuſste wie er es anfangen sollte, irrte Monsieur *Schlicht*, wie ein Unkluger, im ganzen Hause umher; und kam zuletzt auch vor das Zimmer des jungen Herrn, ohne selbst zu wissen was er da wollte. — Man denke sich sein Erstaunen, als er das Zimmer geöffnet, und den Gegenstand seiner Sehnsucht mit aufgestütztem Arme am Tische dasitzend fand. Er kreuzte und segnete sich, eh' er ihm näher trat, und ihn mit zitternder Stimme fragte: ob er's denn wirklich wäre?

Du glaubst doch nicht an Gespenster? sagte der junge Herr *Stark*.

Ach mein Gott! Wenn's nicht heller lichter Tag wäre; man mögt's beinahe. — Wie, um's Himmels willen! kommen Sie hier herein?

Von hinten, mein lieber *Schlicht*. Durch den Thorweg.

Ha! — Stand der offen?

Sperrweit. —

Nun, so soll doch auch den Knecht gleich auf der Stelle der Henker holen! Er hat Holz gefahren, der Schlingel! und hat mir den Thorweg offen gelassen.

Monsieur *Schlicht*, in seiner ökonomischen Wuth, wollte augenblicklich hinunter, um den Knecht rechtschaffen auszufenstern. — Aber, sagte Herr *Stark*, ist's dir denn nicht lieb, alter Vater, daſs ich mich auf diese Art habe in's Haus schleichen können?

Ach ja! ja! erwiederte Monsieur

Schlicht: gar zu lieb! und ich will ja auch dem Kerl noch ein Trinkgeld, ein gutes Trinkgeld geben; mit tausend Freuden! — Aber ausschimpfen muſs ich ihn erst, und muſs erst sehen ob Alles zu ist. Wir haben Diebsbanden hier in der Stadt. — —

Das Geheimniſs von der frühen Zurückkunft des Herrn *Stark* war kein anders, als seine zur vollen Leidenschaft gediehene Liebe zur Witwe. Diese machte ihn für jede Gesellschaft, so wie jede Gesellschaft für ihn, ungenieſsbar. Sein Freund, der die unglückliche Stimmung seines Gemüths bald genug inne ward, suchte ihn auf alle mögliche Weise zu zerstreuen und aufzuheitern: er brachte Gespräche auf die Bahn, in denen Herr *Stark* seine Handlungskenntnisse entwickeln konnte; er stellte eine eigene kleine

Jagdpartie für ihn an; er schlug geſellschaftliche, muntere Spiele vor, bei denen sonst Lachen und Scherz nie fehlen: aber Alles vergebens. Im Gespräch gab Herr *Stark*, wenn von Java die Rede war, über Jamaica Antwort; auf der Jagd lieſs er die Hasen, die man ihm fast vor die Füſse trieb, ungesehen davon laufen; und zu den Spielen war er so unlustig oder nahm sich dabei so linkisch, daſs sie fast eben so schnell wieder abgebrochen, als angefangen wurden. Endlich, wie leicht zu erachten, ward man der undankbaren Mühe, ihm Vergnügen zu machen, überdrüſsig: und Herr *Stark* hätte noch ein wenig zerstreuter seyn müssen als er es war, um nicht zu merken, daſs er seinem Freunde zur Last, und was noch mehr ihn kränkte, seinen Mitgästen lächerlich ward. Er packte also

schnell

schnell wieder zusammen, und nahm schon am dritten Tage von seinem gütigen Wirthe Abschied, der zwar Ehrenhalber seine zu frühe Rückreise tadelte, aber im Grunde des Herzens froh war ihn wieder loszuwerden. —

Herr *Stark* hatte nunmehr die völligste Überzeugung, daſs er mit seiner Leidenschaft nur vergebens kämpfe, und daſs er ohne den Besitz der Witwe unmöglich leben könne. Es waren drei Fälle, die bei der Bewerbung um sie Statt finden konnten; und für jeden war sein Entschluſs schon gefaſst. Wenn der Vater seine Einwilligung abschlug, aber die Witwe sie gab; so setzte er sich mit den Vormündern der *Lykischen* Kinder, und zog zu der Witwe in's Haus, um ihre Handlung, die er genugsam hatte kennen lernen, zu übernehmen und fortzuführen.

Wenn der Vater, wie er zwar innig wünschte, aber zu hoffen sich nicht getraute, seiner Wahl aus vollem Herzen beistimmte — denn ein nur gezwungner oder gar erbettelter Beifall genügte ihm nicht —; so schlug er die *Zylische*, ohnehin gesunkene, Handlung so vortheilhaft los als möglich, und führte die Geliebte seines Herzens in das väterliche Haus ein, wo er dann mit verdoppeltem Eifer sich seinen Geschäften widmen, nur ihnen und seiner Liebe leben, und den Vater überzeugen wollte, daſs es ihm so wenig an Talenten als an Tugenden fehle. Wenn unglücklicher Weise die Witwe selbst — sie, für die er so viel gethan hatte, und die er so innig liebte — seinen Wünschen abhold war; so blieb er keinen Augenblick länger in einer Stadt, wo er das Weib seines Herzens ohne

Hoffnung des Besitzes vor Augen haben, oder wohl gar einen Dritten — er knirschte bei dieser Vorstellung — in ihren Armen glücklich sehen müſste. Er begab sich alsdann, wie er bisher gewollt hatte, nach *Br...*, wo schon Alles zu seiner Aufnahme bereit war, und wohin er den Briefwechsel mit seinem Geschäftsträger eben in dieser Hinsicht noch fortsetzte.

So weit stand der Entschluſs des Herrn *Stark*, ohne zu wanken, fest: und schon dies beruhigte gewiſſermaſsen sein Herz; aber noch erhielt ihn die Ungewiſsheit, welche von den aufgezählten Möglichkeiten zur Wirklichkeit kommen würde, in jenem finsteren, schwermüthigen Staunen, worin ihn der alte *Schlicht* überrascht hatte. Um auch dieser Ungewiſsheit los zu werden, beschloſs er jetzt, sobald der Vater zu Tische sitze, in das Haus des

Schwagers zu eilen, der um das Geheimniſs seines Herzens nun einmal wuſste, und der ihm seines vollen, unbedingten Zutrauens werth schien. Mit ihm wollte er sich über die Art und Weise besprechen, wie er am besten die Gesinnung der Witwe, und dann auch die des Vaters, erforschen könnte.

XXVIII.

Alles gut! Alles sicher! sagte Monsieur *Schlicht*, indem er mit geriebenen Händen und frohem Angesichte wieder hereintrat. — Der Knecht hat seinen Ausputzer, und hat sein Trinkgeld weg; der verwünschte, nachlässige Kerl!

Den Ausputzer, sagte Herr *Stark*, hättest du sparen können.

Nein, nein! Das Trinkgeld eher; denn das hatte der Zufall verdient, aber den Ausputzer er selbst. — — Ach, was ich mich freue, mein lieber, lieber Herr *Stark*, daſs Sie wieder zurück sind! Ich war in gewaltiger Noth.

Um *mich*? — Mir fehlte nichts, lieber Vater.

Aber *mir* desto mehr. — Denken Sie

Sich nur um's Himmels willen! was für einen Auftrag mir da der alte Herr giebt.

Nun? —

Ich soll zu Ihnen heraufgehn — zu Ihnen, den ich nicht hier wuſste! Wie ward mir dabei? — und soll Sie recht genau und recht umständlich befragen, wie es mit der Handlung der Madam *Lyk* steht, um derentwillen ich so oft habe wachen müssen.

Was? rief Herr *Stark*, und fuhr mit groſser Bewegung vom Stuhle.

Jaja! — Ob die Activa die Passiva wenigstens balanciren, und in wie kurzer oder wie langer Zeit sie etwa realisirt haben werde?

Schlicht! — Er faſste den alten Handlungsdiener bei beiden Armen. — Mich, mich sollst du darum befragen? Mich?

Wen denn sonst? — Ihr Vater weiſs

alle Ihre Gänge zur Witwe. Sie selbst scheint ihm davon gesprochen zu haben.

Sie selbst? — Ich glaube bei Gott, Alter! es ist nicht richtig mit dir; du bist von Sinnen. — Wie kömmt mein Vater zur Witwe? —

Hören Sie, junger Herr! sagte Monsieur *Schlicht*, und schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe; das von Sinnen seyn lassen Sie weg! Das bitt' ich mir aus. Ich habe Gottlob! so alt ich bin, meine fünf Sinne so gut, wie ein Andrer.

Aber noch einmal, *Schlicht!* — Antworte, und sei dann böse so viel du willst! Wie kömmt mein Vater zur Witwe?

Hab' ich denn schon gesagt, daß *Er* zu *ihr* kam? *Sie* kam zu *ihm*.

Sie zu ihm? —

Gestern Vormittag. Hieher in's Haus. — Und kam hier schlimm genug wieder weg.

Ha! rief Herr *Stark*, und erröthete über und über.

Oder eigentlich stattlich genug. Denn die Frau Doctorinn und ich brachten sie in einer Kutsche nach Hause.

In einer Kutsche! Warum? — Er fing an, zu erblassen.

Je, sie lag ja in einer Ohnmacht, die arme Frau! daſs man geschworen hätte, sie wachte vor dem jüngsten Tage nicht wieder auf.

Groſser Gott! — Vielleicht der Vorbote von einer Krankheit, von einer tödtlichen Krankheit!

Ach, hat sich etwas! — Er warf den Kopf in den Nacken. — Sie denkt Ihnen an keine Krankheit. Sie war kaum wieder zu Hause; so war sie flink, wie ein Vogel.

Ist das wahr? Ist das sicher?

Wird denn *Schlicht* Sie belügen? — Aber sagen muſs ich Ihnen noch, mein lieber, lieber junger Herr, was ich für eine groſse, für eine ausnehmende Freude gehabt habe.

Du? —

Ihr Vater hat in Ausdrücken von Ihnen gesprochen; in Ausdrücken! — Er nahm hier einen pathetischen Ton an. — „Mein Sohn hat so rechtschaffen gehandelt — mein Sohn hat sich so brav bewiesen — mein Sohn hat die Groſsmuth gehabt.“ — — Sehn Sie, mein lieber, lieber junger Herr! *So* hatt' ich noch in meinem Leben von Ihnen nicht reden hören.

Herr *Stark* hätte sich gern ein wenig geschämt, wenn er vor Vergnügen dazu hätte kommen können. Er sah den Nebel, der über seiner Zukunft lag, sich schon ziemlich erheitern, sah den liebsten seiner Wünsche zur Hoffnung werden, und bestürmte nun den alten *Schlicht* mit einer Menge von Fragen, die aber gröſstentheils ohne Antwort blieben. — Wenn ich doch nur wüſste, sagte er endlich, was in aller Welt die Witwe hieher gebracht, was sie gewollt hat?

O, was das betrifft; damit kann ich aus dem Munde des alten Herrn Ihnen dienen. Sie ist in Verlegenheit wegen eines gewissen *Horn*, der ihr zusetzt.

Horn? rief Herr *Stark*, und trat mit Heftigkeit gegen den Boden. — Ha! der elende, nichtswürdige Geizhals! So hat er mir doch das Wort nicht gehalten, das ich so mühsam, mit so vielem Zureden, von ihm erpreſste! — Ich Thor! Warum bezahlt' ich auch den Bettel nicht gleich? — Und was beschlieſst denn mein Vater? Was will er thun?

Er reiſst die Witwe heraus; ganz gewiſs! — Ich werde schon hören, sobald er von der Börse zurückkömmt.

Bleibt er dort lange? Was meinst du?

Ich denke. Er schien ein Geschäft von Wichtigkeit vorzuhaben. Er eilte sehr.

So will ich zu meiner Mutter hinunter. Vielleicht weiſs sie mehr, lieber Alter, als du. Oder, wenn auch sie nichts weiſs — dann zum Schwager, zur Schwester, zur Witwe selbst!

Halt! halt! rief Monsieur *Schlicht*, indem er ihn noch glücklich bei dem einen Rockschoſs erwischte: so haben wir nicht gewettet, junger Herr; so kommen Sie mir nicht fort! — Erst Nachricht, ob die Activa der Witwe ihre Passiva — —

Nur decken, meinst du? — Es bleibt noch Capital-Conto. Nicht wenig.

Schön! — Und die Zeit, wann sie realisirt haben wird?

Drei, vier Monate längstens.

Vortrefflich! — Aber nun mögt' ich noch einige Umstände wissen; als erstens — —

Fort war Herr *Stark*.

Fort ist er! brummte Monsieur *Schlicht*, und sah mit Kopfschütteln hinter ihm her. — Das ist mir denn doch wahrlich zu bunt. Dahinter liegt mehr verborgen. — Junger Herr! junger Herr! Sie haben der Witwe zu tief in die Augen gesehen. Sie sind verliebt. — — Je nun — wenn er's denn einmal ist — was für ein Unglück? — Eine hübsche, wackere Frau *ist* die Witwe; das ist gewiſs: und wenn sie ihm ansteht — — Sie hat viel Lebensart, muſs ich sagen; sie dankte mir gestern gar höflich; sie nannte mich *einen* lieben Herrn *Schlicht* über den andern: — Also — wenn sie ihm ansteht — warum soll er sie nicht zur Frau nehmen? Wer wird's ihm wehren? — Immer zu, mein Herr *Stark*! Immer zum Werk geschritten! Das Junggesellenleben ist ein langweiliges Leben. — Haha! — Da kann ich alter Kindernarre noch in meinen siebziger Jahren etwas zu tragen und zu häscheln bekommen. — In Gottes Namen! — Ich wollte, sie wären schon da, die kleinen niedlichen Püppchen, und könnten schon laufen.

XXIX.

Von der Mutter war wenig oder nichts zu erfahren: und so eilte Herr *Stark* durch den Thorweg, den ihm Monsieur *Schlicht* öffnen muſste — denn wenn er von vorne ging, konnt' er dem Vater in den Wurf kommen — zur Schwester.

Diese, die von seiner Reise gewuſst hatte, schien über seine Rückkunft verwundert. Sie konnte sich's nicht versagen, den ungeduldigen Liebhaber mit seiner Leidenschaft ein wenig zu necken, sich eben so brennend-neugierig zu stellen, als er selbst brennend-verliebt war, und ihm auf seine Fragen über die Witwe lauter Gegenfragen über die Reise zurückzugeben. Doch am Ende brach ihr das mitleidige Schwesterherz; und sie machte ihn durch die Entdeckung, daſs, nach ihrem und ihres Mannes Dafürhalten, die Witwe wohl eben so verliebt sei als Er, über alle Beschreibung glücklich. Sie selbst war es in hohem Grade durch das stolze Gefühl, das immer ihrem Geschlechte so wohl thut, einen Mann in den Fesseln eines Weibes sich krümmen und winden zu sehn; doch fühlte sie zugleich, wie alle wohldenkenden Damen, einen lebhaften Trieb, den Leiden des armen Schmachtenden, so schön und so lieblich anzuschaun sie auch waren, ein baldiges Ende zu machen. Sie versprach ihm mit Hand und Mund, daſs sie nichts was in ihren Kräften stehe, unversucht lassen wolle, um das Schifflein seiner Liebe, wenn nur nicht Wind und Wetter allzusehr entgegen wären, glücklich in den Hafen zu steuren.

Bei der Zuhausekunſt des Doctors, kamen die drei Entwürfe zur Sprache, die Herr *Stark* auf die oberwähnten drei Fälle bei sich festgesetzt hatte. Der Doctor wollte durchaus, daſs er sich vor allen Dingen mit dem Vater verständigen, und seine Geschäfte wieder antreten sollte, wo denn die Einwilligung zur Heirat mit der Witwe gewiſs nicht fehlen würde. Herr *Stark* hingegen wollte vor allen Dingen der Gesinnung der Witwe versichert seyn, um zu wissen, ob er den Ort seines Aufenthalts nicht verändern müsse, und wie er sich gegen den Vater zu nehmen und zu erklären habe. In sein altes Verhältniſs, sagte er, trete er für keinen Preis wieder zurück, was auch immer sein Schicksal seyn möge; und die Billigung seiner Liebe betreffend, kenne er die unüberwindliche Beharrlichkeit des Vaters

ters in seinen einmal gefaſsten Vorurtheilen.

Der Doctor erzählte ihm jetzt, wie sehr das Vorurtheil gegen die Witwe bei dem Alten bereits erschüttert worden, und bestand noch einmal darauf, daſs sein erster Schritt die Aussöhnung mit einem Vater seyn müsse, der von nun an gewiſs auf einen ganz andern Fuſs mit ihm leben werde. Die Rückkehr des alten Verhältnisses, meinte er, sei durchaus nicht zu fürchten, sobald nur nicht der Sohn selbst daran arbeite es wieder herzustellen. Ob der Vater ihn liebe? sei nicht die Frage; nur habe dieser Liebe bisher ein nothwendiger Zusatz gemangelt, und dieser Mangel sei die Ursache alles Verdrusses und aller Erbitterung geworden. — Herr *Stark* bestand darauf, daſs der Doctor sich näher erklären sollte; und dieser versprach es, wenn er zuvor das feierliche Wort erhielte, daſs ihm seine Freimüthigkeit nicht sollte übelgedeutet werden. Dieses Wort ward gegeben. —

Nun dann! sagte der Doctor: der Liebe Ihres Vaters mangelte, was jetzt schon in hohem Grade da ist, und was Sie noch täglich zu vermehren in Ihrer Gewalt haben werden: Hochachtung für Sie.

Wahr! Mehr als zu wahr! Er hat mich von jeher verachtet.

Er hat von jeher gewünscht, Sie innigst hochachten zu *können*. — Fragen Sie jetzt Sich Selbst, in welchem Maaſse Sie ihm das möglich machten!

Hab' ich ihm Schande gemacht? rief Herr *Stark*, indem er mit groſser Bewegung aufſtand. Hab' ich Lasterthaten begangen?

Ist von Schande die Rede? Werden

Sie den schon hochachten, der sich mit keinen Lasterthaten befleckt hat? Gehört zur Hochachtung nicht mehr?

Herr *Stark* erinnerte sich der Freude des alten *Schlicht* über den Ton worin sein Vater von ihm gesprochen hatte, ward besänftigt, und setzte sich wieder. —

Ich habe Ihr Wort, daſs Sie meine Freimüthigkeit mir verzeihen wollen; und so lassen Sie mich ein für allemal, um Ihrer und Ihres Vaters Zufriedenheit willen, über diesen Punct meine geheimsten Gedanken sagen! — Ihr Vater hielt Sie für keinen bösen, aber für einen schwachen, für einen auf sich selbst beschränkten, zur Sinnlichkeit, Weichlichkeit, Eitelkeit ganz sich hinneigenden Charakter. Nach dem, was er von Ihnen sah, von Ihnen hörte — denn Ihr Gutes verbargen Sie ja vor ihm — *konnt'* er kaum anders, sondern *muſste* Sie dafür halten. Er dachte Sie im vollen Gegensatz mit sich selbst; und sich selbst konnt' er doch wahrlich! auch bei der strengsten Unparteilichkeit, mit keinen andern Augen ansehn, als womit alle Welt ihn ansieht: mit Augen der Billigung und der Achtung. Daher sein Ton gegen Sie: ein wirklich empfindlicher, ärgerlicher, kränkender Ton, der mir von jeher miſsfiel, den ich gegen *meinen* Sohn, wie ich auch immer von ihm urtheilen mögte, ewig nicht brauchen würde, auch freilich, weil mir Witz und Laune dazu versagt sind, nicht brauchen *könnte;* der aber aus dem ganzen Geiste und Herzen des Alten zu natürlich hervorging, als daſs die Abänderung desselben, solange er Sie in dem alten Lichte betrachtete, je gehofft werden durfte. — Ihm diesen Ton zu nehmen, war kein anderer Weg, als ihm sein Urtheil von Ihnen zu nehmen; und dieses — er ergriff hier die Hand des Schwagers, und drückte sie ihm mit Wärme — dieses *ist* ihm genommen.

Herr *Stark* hatte mit Ruhe gehört, und schwieg auch noch jetzt. Der Doctor bekannte ihm, daſs er die ganze Geschichte der Aussöhnung mit *Lyk*, nebst Allem was darauf gefolgt sei, dem Alten erzählt habe, und schilderte ihm die groſse Rührung desselben nicht ohne eigene Rührung. — Treten Sie ihm jetzt unter die Augen, und Sie werden einen ganz andern Blick von ihm sehen. Reden Sie jetzt mit ihm, und Sie werden einen ganz andern Ton von ihm hören. — Wahrlich, Herr Bruder! wenn Sie auch alle die kleinen — Schwachheiten will ich nur sagen — beibehielten, die er sonst an Ihnen bespöttelte: er würde sie *nicht* mehr bespötteln; er würde sie immer noch weg wünschen, aber sie dem uneigennützigen, groſsmüthigen, edelthätigen Manne, den er jetzt in Ihnen erkennt, mit Freuden zu Gute halten. Nur Annäherung, Aussöhnung, Vertrauen! — und ich schwöre Ihnen, Sie gelten ihm künftig mehr, als wir Alle; Sie führen ihm jede Gattinn, die Sie wollen, als seine Tochter zu; Sie sind Herr aller Ihrer Handlungen, solange Sie in dem Geiste, wie seit *Lyks* Tode, handeln; Sie haben an ihm keinen Tadler und Sittenrichter mehr; nur einen liebenden Freund, einen zärtlichen Vater.

So gern Herr *Stark* dieses Alles nicht bloſs als Liebhaber, sondern auch als Sohn hörte, dessen Gefühle der Natur und der Pflicht nie völlig erstorben waren, so nahm er es doch mehr für angenehme Vorspiegelung, als für wirkliche Hoffnung. Er beharrte darauf, daſs sein erster Schritt seyn müsse, von der Gesinnung der Witwe gewiſs zu werden, um bei dem Versuche der Aussöhnung mit dem Vater sogleich seine Liebe erklären zu können: weil diese Aussöhnung, wenn man hinterher seine Liebe verwürfe, von keiner Dauer, und wenn die Witwe selbst ihm ihre Hand verweigerte, von keinem Nutzen seyn würde. Er sei in dem letztern Falle nun einmal entschlossen, seinen Aufenthalt zu verändern. — Man stritt noch eine Weile hin und her; aber jeder blieb, wie gewöhnlich, bei seiner eigenen Ansicht: bis die Doctorinn, die sich ihrer Wirthschaft wegen hatte entfernen müssen, wieder hereintrat, und Mann und Bruder zu Tische abrief. Sie sagte ihnen, daſs sie den Kindern besonders habe decken lassen, und daſs sie drei allein seyn würden, um mit voller Freiheit zusammen zu rathschlagen.

Der Streit zwischen dem Doctor und Herrn *Stark* ward ihr jetzt zur Beurtheilung vorgelegt, und sie entschied, nach kurzem Besinnen, *für* beide und *wider* beide. — Ihr könnt euch nur darum nicht vereinigen, sagte sie, weil Ihr Männer, das heiſst, weil Ihr Starrköpfe seid, die, wie sie einmal ein Ding gesehen und gefaſst haben, es immer sehen und immer fassen. — Mein Gott! so werft doch Euer beider Meinungen in Eine zusammen, und Ihr seid ja fertig.

Wie zusammen? fragten hier beide. Wie geht das an?

Ja, wenn wir Weiber nicht wären! —

Ihr holden Friedensstifterinnen! sagte der Doctor, und lachte.

Das sind wir, mein Herr; das sind wir. Davon sollen Sie gleich die Probe sehen. — Du, Bruder, willst vorher der Liebe deiner Witwe gewiſs seyn, ehe du mit dem Vater sprichst. Nicht?

Allerdings.

Und du, Herr Gemahl, willst den Bruder vorher mit dem Vater einverstanden wissen, eh' er mit der Witwe Richtigkeit macht?

Nicht anders.

Nun, was zankt Ihr Euch denn? Da giebt's ja gar keine Schwierigkeiten. Das geht ja ganz vortrefflich zusammen. — Ich schaffe dem Bruder die vollkommenste Gewiſsheit von dem Ja der Witwe, ohne gleichwohl dieses Ja ausdrücklich zu fordern; und der Bruder, wenn er diese Gewiſsheit hat, gönnt dem Vater vorher das Wort, eh' er der Witwe seine Anträge macht. Dann wird er ja hören, und nachdem er hört, kann er handeln. Der Vater darf nicht klagen, daſs der Sohn ihn vernachlässiget habe, und der Sohn darf nicht fürchten, daſs er von einer oder der andern Seite in Verlegenheit komme. — Läſst sich etwas Leichters, etwas Einfacheres denken?

Aber ich sehe nicht ab, sagte der Doctor, wie du, ohne förmlichen Antrag, des Ja der Witwe gewiſs werden kannst.

Armer Mann! Das siehst du wirklich nicht ab? — Sage mir doch: wie nanntest du jüngst ein Gesicht, woran du gewiſs vorher weiſst, daſs dein Kranker dir sterben werde?

Ein hippokratisches etwa?

So ungefähr. Ja, so klangs. — Nun, die Freiheit der armen Mädchen und Witwen, wenn sie im Abfahren begriffen ist, hat eben ein solches hip — hip — wie heiſst es?

Hippokratisches Gesicht.

Richtig! — Und darauf verstehn nun wir Weiber — wir klugen, mein' ich — uns eben so gut, als Ihr Euch, Ihr gelehrten Herrn Doctoren, auf jenes. — Heute Abend, Bruder, hast du von der Witwe volle Gewiſsheit, ohne daſs ich gleichwohl das Mindeste mit ihr richtig mache.

Aber, Schwester, sagte Herr *Stark*, wenn du deine Güte gegen mich vollenden wolltest — ich wünschte von dir noch Eines.

Und was?

Daſs du, ehe ich mit dem Vater spräche, auch *seine* Gesinnung in Absicht dieser Heirat — nicht eben geradezu, nur von weitem, ganz von weitem — erforschtest. Ach, das würde mir die Unterredung mit ihm so unaussprechlich erleichtern.

Kann geschehn! sagte die Schwester.

Er soll ja sein Vorurtheil gegen die Witwe schon halb verloren haben?

Das hat er. Schon mehr als halb. — Aber, lieber Mann, wie ist's denn mit *dir?* Du wirst doch auch etwas thun.

Was in meinen Kräften steht — gerne. Ich bin des Unfriedens in der Familie schon so überdrüssig! —

Morgen, weiſst du, ist Sonntag, und der Vater iſst hier zu Mittage. — Wie, wenn du ihn da in dein Zimmer nähmst, und ihn zur väterlichen, freudigen Wiederannahme des Bruders zu stimmen suchtest? wenn du ihm den Bruder von seinem letzten Geschenke so gerührt schildertest, so dankbar, so gut —

Daſs er ihn selbst wieder zurücksehnte?

Nun ja!

Mit Vergnügen. — Aber dann wird er sogleich, wenn er den Bruder gesund glaubt, ihn rufen lassen, oder wenn er ihn noch für krank hält, zu ihm hinaufgehn und ihn umarmen.

Er umarmt nicht so leicht. —

Nein, nein! sagte Herr *Stark*. Verschone mich, Schwester! — Auch hast du mir ja versprochen — —

Wahr! Ihn der Heirat wegen erst auszuholen. Und dazu will Zeit seyn. So Schlag auf Schlag geht das nicht. — Und doch mögt' ich so ungern, daſs der Sonntag, wo wir ihn hier allein haben, und wo er gemeiniglich so vergnügt ist, für die Hauptunterredung verloren ginge. — Halt! Du warst ja auf dem Lande, Bruder? Bei einem Freunde?

Nun freilich.

Besinne dich! Du *warst* nicht, sondern du *bist* auf dem Lande. Mein Mann hat dir zu der Reise gerathen, und heute oder gestern — mag es doch heute seyn, heute nach Mittage! — bist du von hier gefahren. Indessen bleibst du bei deiner Schwester, und kannst wieder zur Stadt kommen, sobald du willst. *Schlicht* soll Bescheid darum wissen.

Ich glücklicher Mann! sagte der Doctor. Was für eine Frau ich doch habe!

Nicht wahr? —

Eine kluge, eine herrliche Frau! — Von einer Erfindungskraft! einer Geistesgewandtheit!

Bosheit! Bosheit! rief sie. Nichts weiter! — Da will er mich nun verführen, daſs ich ihm einmal sagen soll, was eine Frau doch so ungerne sagt: Mann! du hast Recht.

Die süſse Miene, womit sie jetzt aufstand, versprach einen Kuſs, und der Doctor fuhr sich schon mit der Serviette über die Lippen; aber plötzlich wandte sie sich gegen die Thüre, befahl den Pudding zu bringen, und setzte sich ganz ehrbar wieder an ihre Stelle.

XXX.

Komm' ich nicht ein wenig zu oft? sagte die Doctorinn, indem sie einen Augenblick an der Zimmerthüre der Witwe stillstand. Werden Sie Sich nicht bald meine Besuche verbitten?

O meine Freundiun! mir Ihre Besuche verbitten! Ich, die ich mich lieber niemal von Ihnen trennte! — Sie thun mir da eine Frage — —

Die übler klingt, als gemeint ist. Weiſs ich's nicht schon, daſs Sie mich recht gerne ertragen?

Ertragen! — Nun kommen Sie mir vor Mitternacht nicht von dannen.

Ich Arme! Da wär' ich ja schrecklich geſtraft. — —

Man nahm jetzt Platz, und die Doctorinn wollte so eben auf ihr Hauptthema einlenken; als ein Lehrling aus der *Lykischen* Handlung hereintrat, und den alten Mann von gestern ansagte, der Madam *Lyk* aus dem Wagen gehoben habe.

Der Doctorinn schoſs auf der Stelle das Blatt. *Schlicht?* rief sie aus. Der kömmt nicht anders, als wenn er geschickt wird. Was kann der wollen?

Er will, sagte der Lehrling, und schielte seitwärts die Doctorinn an, Madam *Lyk* unter vier Augen sprechen.

Nicht unter sechsen? Ei mein Gott! da muſs ich ja fort. Das ist übel. — Doch wenn Sie erlauben, Freundinn; so schleich' ich mich hier in dies Seitenzimmer, und wahrlich! wahrlich! ich will dort recht fromm seyn. Ich will an's Fenster und nicht an die Thüre treten.

Wie Sie mich quälen! sagte die Witwe.

Bleiben Sie doch! Was für Geheimnisse kann er denn haben?

Wer weiſs? Er mag wohl einmal auch *nicht* geschickt seyn. Er ist noch Junggeselle.

Leichtfertige Freundinn! — Sie trat jetzt mit vieler Höflichkeit in die Thüre, und nöthigte den Alten herein, der sogleich durch die Heiterkeit seines Gesichts die gute Beschaffenheit seiner Botschaft ankündigte, und die Doctorinn in ihrer Ahnung bestärkte.

Sieh da, sagte diese: lieber, guter alter Vater! Bist du's denn wirklich? — Ach mein Himmel! Und geputzt wie ein Bräutigam, oder wie ein Brautwerber. Was stellt das vor?

Der alte *Schlicht* lachte herzlich. —

Wirklich, so galant hab' ich dich in meinem Leben nicht gesehen.

Man hat gut galant seyn, liebe Frau Doctorinn, wenn man Gönner hat, die auf einen was halten. — Er sah hier, wie verstohlen, auf seine neue atlaſsne Weste, und von der Weste wieder auf seine Wohlthäterinn; mit einem Ausdruck von Dank und Liebe, der ein noch älteres Gesicht, als das seinige, hätte verjüngen können. — Die Weste war ein Angebinde der Doctorinn an seinem letzten Geburtstage gewesen, und er trug sie, um seiner Sendung Ehre zu machen, heute zum ersten male.

Die Doctorinn, von seiner Pantomime gerührt, schlug ihm sanft auf die Schulter. — Aber ist es denn wahr, lieber Alter, daſs du mit Madam *Lyk* ganz allein seyn willst? daſs ich hier fort muſs?

Wie so? Wie so?

Der Handlungsbursche, der dich hier anmeldete, sagte — —

Ach, der Handlungsbursche ist — — Bei einem Haare hätt' er ein Kraftwort herausgestoſsen; aber zum Glück besann er sich noch, übersetzte den Narren, den er im Sinne hatte, in: nicht recht klug, und versicherte, daſs die Frau Doctorinn sein ganzes Anbringen hören dürfe; sie komme selbst darin vor. —

Mit groſser Ernsthaftigkeit hielt er dann seinen Vortrag. — Sein Principal, sagte er, der Herr *Stark*, bedaure ganz ungemein, daſs er gestern, wegen zunehmender Gehörschwäche, die eigentliche Absicht des von Madame ihm gegönnten angenehmen Besuchs nicht verstanden, sondern diesen Besuch für eine bloſse überflüssige Höflichkeit genommen habe. Er sei nachher durch seine Frau Tochter, die hier anwesende Frau Doctorinn *Herbst* — die bei dieser Gelegenheit einen sehr herzlichen Blick erhielt — über jene Absicht näher belehrt worden; und da er nun ihn, den Monsieur *Schlicht*, theils als einen Handlungskundigen, theils als einen treuen und verschwiegnen Diener, aus vieljähriger Erfahrung kenne: so habe der Herr Principal eben ihm den Auftrag gegeben, der Madame die Versicherung seiner vollkommenen Bereitwilligkeit zu ihren Diensten zu überbringen, auch demnächst sich in das Comtoir des Herrn *Horn* zu verfügen, um sofort die etwanige Schuld bei diesem ungestümen, dem Herrn *Stark* von der schlechten Seite schon wohlbekannten Manne durch Wechsel oder baar, wie er selbst es wollen würde, zu tilgen. Übrigens bitte sein Herr Principal, wenn ähnliche Fälle mit noch andern Gläubigern eintreten sollten, daſs Madame sich nur gleich an Ihn wenden, und ihn überhaupt wie ihren Curator betrachten wolle, als wozu er sich mit Vergnügen erbiete. Zugleich wünsche er, mit allem Dank verschont zu bleiben, weil er durch den Herrn Sohn sehr wohl unterrichtet sei, dafs er in keinem Falle bei der Unterstützung von Madame etwas wage, und sich also bei dieser kleinen Gefälligkeit eigentlich gar kein Verdienst um sie beimessen könne. — Er, Monsieur *Schlicht*, ersuche jetzt um beliebige genaue Angabe der ganzen *Hornischen* Forderung, damit er dem noch übrigen Theile seines Auftrages genügen, und dem Herrn Principal die ganze Sache als völlig abgemacht berichten könne. — —

Kaum hatte Monsieur *Schlicht* mit vielem Wohlbehagen seinen Vortrag geendigt: so ergriff die Doctorinn die Hand der Witwe, und fragte, nicht ohne töchterlichen Stolz im Herzen: Hatt' ich nun Unrecht?

O meine Freundinn! — Eine solche Groſsmuth an einer Fremden, an einer fast gänzlich Unbekannten! — Aber ich weiſs ja, wem ich diese Hülfe zu danken habe.

Wem? Wem? — indem sie sich vor ihrer Umarmung zurückbeugte. — Meinem Vater; sonst keinem!

Er hat die edelste Tochter. —

Kennen Sie die? — Eine Schwätzerinn ist's, die nichts auf dem Herzen behalten kann; die dem Alten Alles vorplaudern muſs was sie weiſs, und die ihm denn auch gesagt hat, was sie von der unangenehmen Lage ihrer Freundinn und von der Absicht des gestrigen verunglückten Besuches wuſste. — Das ist Alles gewesen; ich versichere Sie. Kein Wort von

Fürsprache, von Aufmunterung Ihnen zu helfen; kein Gedanke daran! Das hätte die Freundinn herabgesetzt, und den Vater beleidigt. Der handelt nicht, wie es ihm Andre eingeben; der handelt nach seinem eigenen Herzen.

Ich höre Sie mit einer Bewunderung — einer Empfindung — —

Lassen wir das! — Und nun umarmte *sie* die Witwe mit wahrer, herzlicher Freundschaft. — Mein guter *Schlicht*, der nie viel Zeit hat, wartet auf Antwort; und ich denke doch, Sie werden ihn durch keine abschlägige kränken?

Die Witwe bat jetzt Monsieur *Schlicht*, seinem Herrn Principal ihre innige Verehrung, ihre tiefe Rührung über den unverdienten Beweis seiner Gewogenheit zu versichern; aber zugleich ihm zu sagen, daſs der Gehorsam gegen den einen Theil seines Befehls ihr den Gehorsam gegen den andern unmöglich mache. — Ich werde Sie Selbst, lieber Herr *Schlicht,* mit einigen Zeilen von meiner Hand beschweren, die Sie ihm zu überreichen die Güte haben werden. Den persönlichen Dank behalt' ich mir vor. — Sie erlauben doch, beste Freundinn? — mit einer Wendung gegen das Seitenzimmer.

Gehen Sie, gehen Sie nur! Sie thun etwas sehr Überflüssiges; aber ich weiſs, Sie würden es doch nicht lassen. —

Die Doctorinn nutzte die Augenblicke, da sie mit *Schlicht* allein war, um ihn von Allerlei zu unterrichten, was ihm zu wissen Noth that: von dem Wechsel, den ihr Mann an *Horn* ausgestellt hatte, um die Witwe auſser Gefahr zu setzen; von ihrem Wunsche, daſs der Vater davon nichts merke, und also nicht ihr Mann quitirt werde, sondern die Witwe; von ihrer Absicht, den Bruder noch einige Tage vorgeblich auf's Land zu schicken, bis ein gewisser Entwurf gereiſt sei, der ihn von seiner Grille, nach *Br...* zu gehen, unfehlbar zurückbringen werde; endlich von der aufhörenden Nothwendigkeit, das Wohlbefinden des Bruders und seine Abfahrt auf's Land, die aber erst diesen Nachmittag müſste geschehen seyn, vor dem Vater geheim zu halten. — Monsieur *Schlicht,* mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit, versprach, sich das Alles zu merken, und fand die Anschläge seiner lieben Frau Doctorinn ganz vortrefflich.

Madam *Lyk* trat mit einem Briefchen und einem Zettelchen in der Hand, auf welchem die *Hornische* Schuldforderung verzeichnet war, wieder herein, und gleich nach ihr erschien ein Mädchen mit einer

Flasche süſsen Weins und mit Gläsern. Die Doctorinn verbat, indem sie ihren Widerwillen gegen starke Getränke; Monsieur *Schlicht*, indem er seine Geschäfte zu Hause vorschützte, wo er noch so Manches zu thun habe, daſs die Stelle ihm unter den Füſsen brenne. Die Witwe, die sich ihm für seine Mühe so gern erkenntlich bewiesen hätte, bot alle ihre Beredtsamkeit gegen ihn auf, und schon gerieth er mit der seinigen sehr in's Stocken; aber die Doctorinn, um mit der Witwe allein zu seyn, schlug sich auf seine Seite, und half ihm durch. — Ich kenne, sagte sie, meinen lieben, guten *Schlicht:* er thut Alles was ihm obliegt, mit groſser Treue, mit groſsem Eifer; und da ihm das Haus meines Vaters zur Aufsicht übergeben ist, so hängt er daran nicht anders, als ob er, wie die Schnecke, damit verwachsen wäre. Er trägt es zwar nicht auf dem Rücken, aber er trägt es dafür auf dem Herzen. Ihm ist nicht anders wohl, als wenn er darin steckt.

Das war einmal ein Lob, ganz nach dem Sinne von Monsieur *Schlicht*, und er dankte dafür, indem er es ehrlich annahm, mit vieler Freude. Auch Madam *Lyk* sagte ihm noch beim Abschiede viel Schönes; sie erinnerte sich alles des Guten, was sie aus dem Munde des Herrn *Stark* von ihm gehört hatte, und freute sich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, der einer so hochachtungswürdigen Familie, als die *Starkische*, so vorzüglich werth sei. — Kein Madera, noch Cyper, noch Syrakuser, noch was sonst die Flasche der Witwe enthalten mogte, hätte das Herz des alten *Schlicht* mehr erquicken, oder ihm den Kopf mehr benebeln können, als diese lieblichen Worte; denn wirklich schien er, als er auf die Straſse hinaustrat, ein wenig berauscht. Er sprach in einem fort mit sich selbst, und gesticulirte dabei so lebhaft, daſs Mehrere der Vorübergehenden stillstanden, und mit Lachen ihm nachsahn. Der Inhalt seines Selbstgespräches war: daſs von allen Frauen der Stadt die Frau Doctorinn ohne Widerrede die beste, aber gleich nach ihr Madame *Lyk* die liebenswürdigste und vortrefflichste sei. — Indem er sich dachte, daſs irgend jemand so frech seyn könne ihm das zu läugnen, stieſs er mit dem Stock so heftig gegen das Pflaster, und schnitt so wilde Gesichter, daſs ein paar spielende Kinder vor Schrecken zusammenfuhren, und mit Geschrei in die Häuser liefen.

XXXI.

Es war der Doctorinn peinlich, daſs die Witwe kein Ende finden konnte, die Groſsmuth ihres Vaters und ihre eigene Freundschaft zu rühmen; aber wie viel sie auch bat und ablenkte, immer kam die Rede darauf zurück. — Ich hätte, sagte die Doctorinn endlich, so gern über meinen Bruder mit Ihnen gesprochen; aber wie ich wohl sehe — —

In dem Augenblick schloſs sich der Mund der Witwe, und desto offner stand nun ihr Ohr. —

Sie glauben wohl nicht, daſs hinter der scheinbaren Heiterkeit, womit ich zu Ihnen kam, sich ein sehr bittrer Verdruſs versteckte? Gleichwohl ist es nicht anders. Ich habe über meinen Bruder zu klagen, recht sehr zu klagen.

Unmöglich! Über so einen Bruder?

Jaja! Über so einen! — Eben daſs er so einer ist — —

Liebe Frau Doctorinn! — Sie war ganz sichtbar gekränkt.

Ich kann mir nicht helfen; ich trage mein Herz auf der Zunge. — Sehen Sie, Freundinn! Nichts in der Welt thut mir weher, als wenn man mir meine guten Gesinnungen nicht erwiedert, wenn man mich für meine Offenheit mit Verschlossenheit, für mein herzliches Zutrauen mit kaltem Miſstrauen belohnt. — Sagen Sie, was Sie wollen; so etwas ist ärgerlich, ist abscheulich.

Will ich es denn vertheidigen? Aber daſs Ihr würdiger Bruder — —

O, ich sehe schon: *Sie* werden auf ihn nichts kommen lassen; Sie sind zu sehr seine Freundinn.

Wenn ich's nicht wäre! — Sie hatte Thränen im Auge.

Indessen sind Sie doch auch Freundinn von *mir,* und Sie werden gerecht seyn. — Ich will das Ärgste setzen, was doch sicher nicht ist: daſs mein Bruder eine Sache auf dem Herzen trüge, die ihm eben nicht Ehre machte; kennt er denn nicht seine Schwester, seine liebreiche Schwester, die Alles in der Welt eher thun würde, als ihn verrathen? Kennt er nicht seinen redlichen Schwager, der von jeher so innig Theil an ihm nahm, und der ihn auch jetzt mit Rath und That so gern unterstützen würde? Muſs er auf tausend Fragen, auf tausend Bitten, daſs er sich öffnen wolle, noch immer verschlossen bleiben?

Aber darf ich denn hören — ?

Da ist sehr wenig zu hören. Leider

weiſs ich, oder errath' ich, nur das ganz Allgemeine: Er liebt!

Er — liebt? — fragte die Witwe, nicht ohne Stocken; denn in dem Augenblick sah sie ihn vor sich, den biedern, den edlen Freund, wie er beim Abschiede die Hand ihr so glühend küſste, daſs auch sie sich im Herzen sagte: Er liebt!

Alle Anzeichen sind wenigstens da: ein unablässiges Seufzen; ein stieres Hinblicken auf einerlei Fleck; eine weiche, kränkliche Sprache; ein feuchtes, schmachtendes Auge. — Aber *wen* er liebt, *wen?* — mit keinem Bitten, keinem Zureden ist das herauszubringen. — Es wird doch wohl in Ewigkeit keine Person seyn, die nicht mehr frei wäre? die ihr Herz schon verschenkt hätte?

O gewiſs nicht! gewiſs nicht! sagte die Witwe — und gerieth über dieses rasche, ihr entfahrene Wort in eine Verlegenheit — eine Verwirrung —

Also Sie wissen? indem sie ihr näher rückte.

Nichts, liebe Freundinn. Ich weiſs davon nichts; aber — — ich schlieſse aus seiner Denkungsart, seinem Charakter, daſs — wenn er so etwas merkte — —

Nun, dann rath' ich nicht länger. Denn daſs er eine Person lieben sollte, die er zu nennen mit Recht Bedenken trüge; die seiner unwürdig wäre: — nein, das will und das mag ich nicht rathen.

Ich bitte Sie. Keinen solchen Gedanken! — Sie enthielt sich kaum einer Thräne; denn so möglich es blieb, daſs nicht *sie* diese Person war, so konnte sie doch nicht umhin, sich an deren Stelle zu setzen.

Lassen Sie mich ganz *freimüthig* herausgehn! Ich wende mich nicht ohne Ursache an Sie. Ich habe meinen Bruder die ganze Zeit über, da er Ihre Bücher berichtigte, fast gar nicht gesehen; er war hier jeden Abend bei Ihnen. — Natürlich ward er mit Ihnen vertraut.

Die Witwe zitterte vor dem, was nun folgen würde. Sie erröthete und erblaſste.

Sollte da in so manchem Gespräche, in so manchem ungezwungenen, unbelauschten Gespräche — denn Sie waren ja wohl meistens mit ihm allein? — —

Das freilich; aber — —

Sollte da nicht irgend ein kleiner Zug ihn verrathen haben? Sollte nicht irgend ein Wörtchen gefallen seyn, das uns Licht geben könnte?

Ich wüſste nicht. Ich müſste zurückdenken, sagte die Witwe. Doch überhaupt — —

Was überhaupt, liebe Freundinn?

Er hatte hier Arbeit vollauf; er hatte zu rechnen. Es ward sehr wenig gesprochen.

Rechnungen freilich nehmen den Kopf ein. Aber bei alle dem — der Anfang seiner Leidenschaft fällt gerade in die Zeit, da er bei Ihnen rechnete; denn bis dahin war er noch heiter und munter. Gewiſs hat er, neben den Zahlen und Brüchen, noch an etwas Anders gedacht. — Können Sie Sich nicht erinnern, ob Sie einmal Gesellschaft hatten? ob Frauenzimmer darunter waren?

Ich hatte — niemal Gesellschaft. — Sie wuſste sich keinen Rath mehr. Sie pflückte und zupfte an ihren Kleidern.

Nun, so werd' ich wohl auch hier nichts erfahren. Ich werde so klug wieder gehn, als ich kam. — Mein Trost muſs seyn, daſs die Zeit endlich Alles an's Licht bringt, und daſs auch diese Liebe nicht ewig Geheimniſs seyn wird. — Indessen glauben Sie nur nicht, daſs mich bloſse Neugier zu Ihnen geführt hat; es war eben so sehr zärtliche Besorgniſs um einen Bruder, den ich Thörinn noch immer liebe, so wenig er es auch werth ist.

Sie sind hart. — O mein Gott!

Ich sehe ihn blässer, magerer werden; sehe ihn alle Heiterkeit, allen Frohsinn verlieren; sehe ihn hinwelken mitten in der Gesundheit: wie kann ich da ruhig bleiben?

Hinwelken! — Liebe Frau Doctorinn!

Nicht anders. Nur noch diesen Morgen sagte mein Mann: das geht nicht; das thut auf die Länge nicht gut; der Bruder muſs sich nothwendig erklären.

Die Witwe gerieth hier in eine Wehmuth, die sie kaum mehr bezwang. Auf Erklärung freilich kam's an: und daſs er diese zurückhielt; daſs er sich lieber in heimlichem Gram verzehrte, als seine Liebe bekannte: was sollte sie daraus schlieſsen? — Miſsbilligte er selbst diese Liebe? Stand ihm ihr zu geringes Vermögen; standen ihm ihre Kinder im Wege? —

Eigennuz mischt sich denn auch mit in's Spiel; ich will es nicht läugnen. — Ich hatte einst eine Schwester, die ich an den Blattern verlor; ach ein Geschöpf, liebe Freundinn! — von einer Sanftheit, einer Gefälligkeit, einer Seelengüte! — Wie gerne hätte ich so eine Schwester wieder! Wie hoffte ich immer, daſs mein Bruder sie mir zuführen sollte! Wie würd' ich *sie*, und um ihrentwillen auch meinen Bruder, geliebt haben!

Auch ich — sagte die Witwe — hatte

— Und nun zog sie ihr Tuch hervor, und weinte es so über und über voll, daſs sie es wegwerfen und sich ein frisches nehmen muſste.

Gewiſs war Madam *Lyk*, das Wenige ausgenommen, was von Verstellungskunst jedem Frauenzimmer unentbehrlich ist, nicht im mindesten Heuchlerinn; und ihre Thränen flossen also ohne Zwang, aus der Fülle des Herzens: aber gewundert würde sich, wenn sie hier hätte zugegen seyn können, die kleine *Amalie* ein wenig haben, daſs, im achten Jahre verstorben, und seit vierzehn Jahren nicht mehr erwähnt, sie noch jetzt ein so reichliches Thränenopfer erhielt.

Auch die Doctorinn zog nun ihr Tuch hervor, aber in etwas anderer Absicht; sie verbarg ein Lächeln dahinter. — Lassen Sie uns, fing sie dann an, von diesem

Gespräche abbrechen; denn wozu einander wehmüthig machen? Wir wollen denken: was hin ist, ist hin, und was im Grabe liegt, kömmt nicht wieder.

Das kömmt freilich nicht wieder, schluchzte die Witwe.

Hingegen wo noch Leben ist, da ist Hoffnung. — Mein Bruder ist wohl auch nicht so hinfällig, als meine Besorgniſs ihn macht; wenigstens, wie ich diesen Mittag sah, hat er noch gute Eſslust: und die, denk' ich, ist eben kein Zeichen zum Tode. Sie lächelte. — Übrigens wird er jetzt schwerlich nach *Br*... gehen; er wird, denk' ich, hier bleiben: und da — —

Er wird hier bleiben? fragte die Witwe, und schien durch dieses Wort ein wenig getröstet.

Ich denk' es, sagt' ich. — Und da wird denn mein Mann, der sich auf solche Krankheiten versteht, ihn unter der Aufsicht behalten, und wird ihm schon wieder zu Kräften helfen. Vernünftig wird er ja auch wohl am Ende werden, und wird sich erklären. Meinen Sie nicht? — Sie lächelte wieder.

Die Witwe gerieth über die plötzliche Veränderung des Tons und der Gebehrde der Doctorinn in nicht geringe Verwirrung. Fast muſste sie glauben, daſs nicht des Bruders, sondern ihrer selbst wegen geforscht worden sei, und daſs jener seine Liebe zu ihr der Schwester schon erklärt haben müsse. Diese Vermuthung bestätigte sich, als die Doctorinn mit voller Heiterkeit fortfuhr: Ich bekomme denn doch noch wohl eine Schwester; o! ich bekomme sie ganz gewiſs; eine eben so gute, sanfte, liebreiche Schwester, als die ich verloren habe. Mich dünkt, ich sehe die holde Seele schon vor mir. — Sie hatte die Hand der Witwe genommen, der sie bei diesen letzten Worten einen sanften Druck gab; und die Witwe, unbewuſst was sie that, und zu spät darüber erschreckend, erwiederte nicht allein diesen Druck, sondern zeigte auch in ihrem noch feuchten Gesichte ein sanftes Lächeln. Sie war böse über die Hinterlist ihrer Freundinn, und war's doch auch nicht; sie ärgerte sich über die heitre Miene derselben, und war doch auch froh darüber; sie wuſste selbst nicht recht, wie sie gesinnt war. Aber allein wäre sie gerne gewesen, um alles Gesprochne noch einmal zu überdenken, und bei sich auszumachen, wie viel oder wie wenig sie wohl von ihrem Herzen verrathen habe.

Die Doctorinn, als ob sie ihr diesen Wunsch aus den Augen gelesen hätte, stand auf, um Abschied zu nehmen. Es wird spät, sagte sie; ich muſs fort. Leben Sie wohl, meine gute, sanfte, liebe —— ach mein Gott! ich hätte bei einem Haare gesagt: Schwester! Sie sehen, wie voll ich den Kopf von der Herzensangelegenheit meines Bruders habe. — Was meinen Sie? Soll ich ihm ganz wieder gut seyn?

Ach liebe Freundinn! Sie waren ihm noch keinen Augenblick böse.

Nicht? Wirklich nicht? — und nun erfolgte eine wärmere, längere Umarmung, als noch bis jetzt unter ihnen Statt gehabt hatte.

Auf der Flur fand die weggehende Doctorinn den ältesten Sohn der *Lyk,* den sie aufhob und küſste. Der jüngere lag an einer kleinen Unpäſslichkeit nieder. Sie hatte den schnellen Einfall, die Mutter zu bitten: daſs es ihr morgen früh erlaubt seyn mögte, den Kleinen holen zu lassen, um ihn einem der gröſsten Kinderfreunde, ihrem guten alten Vater, zu zeigen, der an der schönen Gestalt und dem artigen Betragen des Kindes sich sehr ergötzen würde. — Er kann, sagte sie, mit meinen eigenen Kleinen spielen, und kann bei uns essen. — Die Mutter bewilligte das, und der Knabe hüpfte und sprang vor Freuden. — —

Zu Hause machte die Doctorinn ihren Mann, aber noch mehr ihren Bruder, durch die mitgebrachten Nachrichten sehr glücklich. Besonders rührte den Letztern die Unterstützung, die sein Vater der Witwe hatte angedeihen lassen; er empfand darüber eine Frende und eine Dankbarkeit, wie er sie über die gröſste, ihm selbst erwiesene Wohlthat nicht würde empfunden haben. Aber unzufrieden war er, daſs die Schwester mit dem Inhalte des Gesprächs, welches zwischen ihr und der Witwe vorgefallen war, so sehr zurückhielt, und daſs er mit allem Forschen nichts weiter herausbrachte, als bloſs: er werde geliebt; er werde ganz sicher geliebt; und sie, die Schwester, stehe ihm für ein freudiges Ja, sobald er es fordern würde, mit ihrem Leben. Was die Witwe Alles gesagt, und durch was für Züge sie ihr Herz verrathen habe: das verhüllte auch ihm, ob er gleich Bruder und Liebhaber war, der Schleier des weiblichen Zartgefühls; nur dem Ehemanne ward, im vertraulichen Schlafkämmerlein, dieser Schleier ein wenig gelüpftet.

XXXII.

Die Kirche war aus, und die Straſse fing an sich mit wohlgekleideten Leuten zu füllen, denen es niemand ansah, wie sehr sie ihrer Sünden wegen waren gescholten worden; als einer der kleinen *Herbste* von seinem Posten am Fenster, wo er Wache gestanden hatte, in Eil gegen die Thüre rannte, und nun auf einmal der ganze unruhige Schwarm ihm nach auf die Hausflur stürzte, um den kommenden Groſsvater und die begleitende Mutter — die aber Sonntags, ihrer Alltäglichkeit wegen, nur wenig galt — mit Freudengeschrei zu bewillkommen. Der Alte empfing die Kleinen mit den gewöhnlichen scharfen Verweisen wegen ihres ungebührlichen Lärmens, aber zugleich mit einer

Freundlichkeit, die den Eindruck jener Verweise augenblicklich wieder verwischte. Er wollte jetzt anfangen, seine Tasche für ihre Leckermäuler, und seinen Geldbeutel für ihre Sparbüchsen zu leeren, als er auf einmal im Hintergrunde einen holden Knaben einsam und dem Scheine nach traurig dastehen sah, und seine Tochter fragte, wer denn das wäre?

Ach ein lieber, süſser Junge, sagte die Doctorinn: der älteste kleine *Lyk;* ein Schul- und Spielgenoſs meines *Wilhelms.*

Lyk? rief der Alte; o laſs den Kleinen doch näher kommen!

Er kam auf den Ruf der Doctorinn, und ging nach ihrer Anweisung zum Alten, dem er mit all dem Anstande und der Ehrerbietung die Hand küſste, wozu ihn die Mutter gewöhnt hatte.

Wirklich, wirklich, ein allerliebster

Knabe! — Herr *Stark* theilte ihm jetzt, wie den Übrigen, mit; und hob ihn denn auf einen Tisch, der im Vorsaale stand, um, wie er sich ausdrückte, zu sehn, ob er ihn kenne. — Jaja! rief er, lieber süſser Kleiner! wir sind schon alte Bekannte. — Sieh her, liebe Tochter, sieh her! Wie doch das nachartet! — Diese Stirne und dieses Kinn — —

Ganz des alten *Lyk;* unverkennbar!

Spiel der Natur! rief Herr *Stark.*

Ordnung der Natur! rief die Tochter; und setzte auf eben den Tisch ein's ihrer eigenen Kinder, das wirklich in seiner Gesichtsbildung eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Groſsvater hatte. — Der Alte liebkoste jetzt beiden, und war ausnehmend vergnügt.

Aber, sagte er: wenn der alte gute *Lyk* den Mund zum Lachen verzog; da

hatt'

hatt' er so ganz etwas Eignes in seiner Oberlippe. Ob auch wohl der Kleine das hat? — Lieber Kleiner! thu mir den Gefallen und lache! Hörst du?

Der Kleine blieb ernsthaft; denn er hatte keinen Anlaſs zum Lachen, und war noch nicht fein genug, um in der Aufforderung selbst diesen Anlaſs zu finden. — Ich will dich schon dazu bringen, sagte der Alte, und zog aus seiner Börse einen neuen spiegelhellen Doppelducaten, den er ihm zu geben versprach, wenn er ihm den Gefallen thäte und lachte. — Der Knabe verläugnete hier das mercantilische Blut nicht, aus dem er entsprossen war, sondern lachte den schönen Ducaten mit sichtbarer Begierde an, ihn aus der fremden Tasche in die seinige zu spielen; und nun riſs Herr *Stark* ihn mit vieler Wärme an seine Brust, um ihn zu küssen. — Sieh! sieh! sagte er zu der Tochter.

Dem Groſsvater wie aus den Augen geschnitten!

Nicht wahr? — Da nimm hin, lieber Kleiner, und wenn du zu Hause kömmst, so gieb den schönen Ducaten der Mutter, und bitte sie, ihn in deine Sparbüchse zu stecken. —

Bei Tisch war der Alte so ganz in seiner heitersten Laune, sprach und scherzte mit den Kindern so viel, und machte zu der Nachricht, die man ihm von dem Wohlbefinden und der kleinen Erholungsreise des Sohnes gab, eine so gute Miene, daſs die nachmittägliche Unterredung zwischen ihm und dem Doctor unter keinen günstigern Vorzeichen hätte beginnen können.

Der Doctor fing damit an, daſs er dem

Alten im Scherz zu der vortrefflichen Behandlung seines kritischen Kranken Glück wünschte, dessen Übel er mit dem richtigsten Blicke gefaßt, und wie es nicht anders scheine, aus dem Grunde gehoben habe.

Doch? sagte der Alte lächelnd. Hab' ich einige Anlage zur Kunst?

Was Anlage! Sie sind Meister darin.

Also Alles glücklich vorüber?

Alles. Die ganze Krisis.

Der Trotz zum Herzen heraus?

Völlig, völlig heraus. Und das Herz im frischesten, gesundesten Zustande. Voll Liebe, Dankbarkeit, Ehrerbietung für einen Vater, der statt zu zürnen, wie er gekonnt hätte, nur edel wohlthat.

Aber, Herr Sohn, noch bin ich mit meiner Cur nicht am Ende. Sie haben durch so manche Ihrer Krankheitsgeſchichten mir verzweifelt bange vor Recidiven gemacht; und da will ich denn, Sicherheits halber, meinem Kranken noch eine kleine Nachcur verordnen, von der ich hoffe, daſs ſie ihm gute Dienſte thun ſoll.

Für jetzt wäre wohl das Beſte, daſs Sie ihn ſtärkten.

Meinen Sie? Und wodurch?

Durch volles Vergeſsen, volle zärtliche Vaterliebe.

Wenn's nur damit nicht noch zu früh iſt! — Nein, nein! Ich habe die Sache nach meinem eigenen Kopfe angefangen, und ſo will ich ſie nun auch durchführen. Ich will den Vortheil nicht ungenutzt laſſen, daſs der junge Herr durch ſeinen Trotz ſich mir in die Hände gegeben hat, und daſs er nun ſchon muſs, wie ich will.

War er denn nicht immer in Ihren Händen?

Nicht ganz. Ich muſste Rücksichten nehmen. — Gesetzt, daſs ich in unsrer ehemaligen Lage gesagt hätte: „Sohn! das und das ist mein Wille; darauf besteh' ich durchaus; so und so sollst du's machen; oder ich jage dich aus dem Hause, schicke dich an einen Ort, der dir nicht ansteht, vor dem dir graut:“ — denn unter uns! daſs ihm vor seinem *Br...* graut, weiſs ich sehr sicher; — sagen Sie mir: was würden die Mutter, die Schwester, Sie Selbst, alle Menschen, von mir gedacht haben? Ein Tyrann, ein Barbar, ein harter, unnatürlicher Vater wär' ich gewesen. — *Vor* seinem Trotze so zu handeln, war in der That ohne Härte nicht möglich; *nach* seinem Trotze kann und darf ich so handeln, und ich will den sehn, der mich tadelt.

Einer wird es doch, lieber Vater.

Wer? —

Ein Mann von dem edelsten Herzen: Sie Selbst.

Falsch! Mit mir selbst bin ich einig. — Ich werde meinem Sohne gerade heraussagen: mit unsrer Verbindung ist's aus; auf die rechne nicht länger; in *mein* Haus, in *meine* Handlung, kömmst du nicht wieder.

Lieber Vater! sagte der Doctor.

Das steht fest. Das ist nun einmal entschieden.

Der Doctor war nicht wenig erschrocken. — Sie werden mich wenigstens anhören, hoff' ich, und dann weiſs ich gewiſs: Sie werden ganz anders denken.

Sie anhören? Das will ich gerne. Hier sitz' ich! — Aber ganz anders denken? Da müſsten Sie mir doch etwas sehr Sonderbares zu sagen haben.

Nichts sehr Sonderbares, aber sehr Wahres.

Schön! Ich bin neugierig darauf.

Sie können's nicht sonderbar finden, wenn ich behaupte: daſs eine einzige That, zu welcher glückliche oder unglückliche Umstände einen Menschen hinrissen, ihn von Grundaus verändern, ihm gleichsam eine neue Seele einhauchen kann. Bewuſstseyn einer ehrlosen, schändlichen Handlung kann den Menschen auf immer verschlechtern; Bewuſstseyn einer guten und groſsen, ihn auf immer veredeln.

Wohin zielt das? fragte der Alte.

Sie erinnern Sich, was ich Ihnen von dem Benehmen Ihres Sohns am Sterbebette und nach dem Tode des seligen *Lyk* erzählte.

Das war schön! Das war edel von ihm!

Hätten Sie's jemal in ihm gesucht?

Nie.

Auch wahrlich! *Er* in Sich selbst nicht. Ein unerwarteter, ihm ganz neuer Eindruck, ein unwiderstehliches Gefühl rissen ihn hin. Aber einmal gethan, diese That; sollte sie ohne Spur, wie ein Blitz, haben verschwinden können? sollte sie kein Andenken an sich zurückgelassen, nicht durch dieses Andenken mächtig auf ihn eingewirkt haben? — Glauben Sie mir: das Bewuſstseyn von Werth, Güte, Tugend, das Ihr Sohn aus dem *Lykischen* Hause mit sich nahm, ist für ihn unendlich wohlthätig geworden; es hat ihn von seiner ehemaligen Kleinlichkeit, Eitelkeit, Selbstsucht schon um Vieles geheilt, und noch immer wirkt es zu seiner Besserung, seiner Veredelung fort. — Was Sie sonst mit so vielem Recht an ihm aussetzten, ist schon Alles ganz anders: seine ehemaligen Gesellschafter hat er verlassen; Spiel und Tanz sind ihm gleichgültig, und gegen den Putz ist er kälter geworden: schon seit Monaten kein neues Kleid mehr! seit Monaten kein Gang mehr, als in den Concertsaal, den unschuldigsten aller Vergnügungsörter! Sein jetziger herrschender Trieb ist: zu wirken, nützlich zu werden, Hochachtung und Beifall von Andern, wie von sich selbst, zu verdienen. — Ist nicht in diesem Allen die Wirkung jenes Augenblicks, wo er sich selbst in einem so neuen Lichte und die Tugend in ihrer Würde und Schönheit sah, unverkennbar?

Der Alte, der mit groſser Aufmerksamkeit zuhörte, winkte dieser Entwickelung Beifall; und doch war sie, wenn auch nicht falsch, wenigstens sehr einseitig und unvollständig. Die Hauptbildnerinn an dem Herzen des Sohns, die Liebe, war aus guten Gründen vergessen.

Selbst das, fuhr der Doctor fort, daſs er die Thorheit beging Ihnen zu trotzen, stöſst meine Meinung von ihm nicht um, sondern bestätigt sie eher. Eben weil er jetzt edler und also stolzer geworden war, konnt' er die Behandlung, die er vormal verdient hatte, nicht mehr ertragen; eben weil er Hochachtung gegen sich selbst zu fühlen anfing, wollt' er auch Hochachtung von Andern, selbst von seinem Vater, genieſsen: und so entstand denn, bei der gewohnten traurigen Entfernung von Ihnen, und bei dem unseligen Miſstrauen, womit er Sie im Irrthum über sich gleichsam vorsetzlich erhielt, jener Trotz, jener nicht zu rechtfertigende, übereilte Entschluſs, den Sie durch Ihr weises Benehmen ihn so sehr haben bereuen lassen. Aber, mein bester Vater — wollten Sie einen Fehltritt aus solchen Gründen, an einem solchen Sohne, der Ihrer täglich würdiger wird, jetzt so grausam bestrafen?

Was? rief der Alte, indem er mit lebhafter Bewegung aufstand; was reden Sie, lieber Doctor? Was fällt Ihnen ein?

Sie sagten: in Ihr Haus, in Ihre Handlung käm' er nicht wieder.

Das soll er auch nicht, muſs er auch nicht.

Sind Sie denn noch immer erbittert? —

Erbittert? Ich? — Nun, beim Himmel! Wenn alle Väter sich so erbittern wollten, das wäre den jungen Herrn, ihren Söhnen, wohl eben recht.

Wie versteh' ich denn aber — ?

Ich will aus der Verbindung mit ihm

heraus, und will mich zur Ruhe setzen. *Mein* Haus soll das *seinige*, *meine* Handlung die *seinige* werden. Verstehen Sie jetzt?

Ja, mein Gott! rief der Doctor freudig: wenn Sie Sich so erklären! — Der Text war dunkel; die Auslegung ist sonnenhelle. — Aber Ihr armer Sohn! Was wird er nicht für einen Schrecken haben!

Scherzen Sie nicht zu früh! Die Bedingungen sind zurück.

O, die wird ein Vater, ein edler, groſsmüthiger Vater machen. Ich bin sehr ruhig darüber.

Daſs sie auf sein Bestes berechnet sind, können Sie denken. — Ich hab' ihn jetzt, wie gesagt, in meiner Gewalt; und so besteh' ich durchaus darauf: er soll thätiger werden; er soll die Handlung, wenn sie die seinige wird, mit mehr Ernst und mit mehr Eifer führen, als unter mir; er soll dem abgehenden einen Buchhalter keinen Nachfolger geben, weil er dessen Arbeiten mit den seinigen zugleich verrichten kann, ohne daſs eben der Schreibtisch eine Galeere werde; er soll dem Umherschweifen in Gesellschaften und an öffentliche Örter entsagen; und sich sein Haus dadurch anziehender machen, daſs er ein Weib — aber kein Modeweib, keine Putz-, auch keine Büchernärrinn — nimmt, sondern ein braves, häusliches, herzliches Weib, das *er* lieben, das aber auch *ich* schätzen und ohne Erröthen Tochter nennen kann. — *Fügt* er sich in diese Bedingungen: — gut! so übergeb' ich ihm Alles, beziehe meine eigne Wohnung für mich, und betreibe meine übrigen Geschäfte in Ruhe. — Fügt er sich *nicht*, — nun, so kann ich weiter nicht helfen;

ich arbeite dann mit meinen Buchhaltern fort, und ihn schick' ich — wohin der junge Herr nicht mag, und wohin er mir doch zu gehen gedroht hat: nach seinem *Br…* In *mein* Haus, so lang' es das meinige bleibt, kömmt er nicht wieder.

Das also, das Ihre Nachcur, mein lieber Vater?

Das! — Wird sie ihm anständig seyn?

Er wird darin gleich sehr Ihre Liebe und Ihre Einsicht erkennen. — Bereiten Sie Sich vor, den dankbarsten, den gerührtesten Sohn zu umarmen!

Meinen Sie? — Nun, so bereiten auch Sie Sich vor, einen Mann zu erblicken, der Haus und Handlung verliert, und der dazu lächelt!

Wie freu' ich mich dieser Ihrer Laune, mein Vater! —

Aber ich mich gar nicht Ihrer Meinung von mir. — Was? Erbittert wär' ich gewesen? Erbittert gegen einen einzigen Sohn, von dem Sie mir Dinge erzählt hatten, die mir Freudenthränen in's Auge lockten? erbittert gegen ihn, über den Sie schon längst mein Wort hatten, daſs, wenn er würde, wie ich ihn wünschte, es meine erste, herzlichste Sorge seyn sollte, wie ich ihn glücklich machte? — Ein solches Wort, meinen Sie, spräche der alte *Stark* in den Wind? Ein solches Wort könnt' er brechen? — Gehen Sie! — Gehen Sie! — indem er sich selbst zum Gehen anschickte — Sie haben mein Herz verkannt, meine Ehre gekränkt; und nun komm' ich Ihnen — er schien sich einen Augenblick zu besinnen — in vollen acht Tagen nicht wieder!

Der Doctor lächelte, und ergriff die Hand des Alten, um sie zu drücken;

denn Umarmungen waren zwischen ihnen nicht Sitte. Die Herzlichkeit des Gegendrucks, den er erhielt, überzeugte ihn von der groſsen Zufriedenheit, womit sein vortheilhaftes Zeugniſs über die veränderte Denkungsart des Sohnes war angehört worden. Gleich sehr überzeugte ihn davon ein angenehmes Geschenk, das ihm noch diesen Abend gebracht ward; ein groſser Korb voll des herrlichsten alten Rheinweins, woran, wie die Träger sagten, sich der Herr Doctor erquicken sollte.

XXXIII.

XXXIII.

Je wichtiger, durch die Erklärung des Vaters, der Punct von der Heirat geworden war; desto begieriger ward der Sohn, die Meinung desselben über die Witwe zu wissen, und desto scheuer die Tochter, sie zu erforschen. Gleichwohl wagte sie am folgenden Nachmittage beim Thee einen Versuch, mit dem es aber nicht zum glücklichsten ablief.

Wissen Sie schon, fing sie an, lieber Vater, was sich gestern für eine wichtige, für eine denkwürdige Begebenheit zugetragen hat?

Nein, sagte der Alte.

Der edle Liebesritter *Wraker* hat seine reizende *Dulcinea* glücklich zum Altare geführt.

Hat er? — Der alte, armselige Stümper!

O spotten Sie seiner nur nicht! Er soll sich so glücklich, so überschwenglich glücklich fühlen — —

Je nun — er ist dem Himmelreich nahe.

Dem künftigen, meinen Sie? Ich zweifle, daſs er daran noch denkt. — Doch was geht mich der alte *Wraker* an, zusammt seiner Liebesgeschichte? Ich sehe nur, wie mich mein guter Vater gelehrt hat, auf die unschuldigen kleinen Waisen, die doch nun wieder einen Beschützer haben. — Ach das liebe kleine Waischen von gestern! Nicht wahr? wenn doch auch das wieder einen Beschützer hätte!

Die Mutter gab der Tochter einen abmahnenden Wink, und der Vater ward auf einmal sehr ernsthaft. — Dafür, sagte er, lieſsest du wohl am besten den Himmel sorgen. In solche Sachen sich einzumischen — — Aber was will ich? Ich bin wohl thöricht, sehr thöricht.

Lieber Vater! sagte die Tochter verlegen.

Ich hätte beinah' einer Frau, wie dir, eine Klugheitsregel gegeben. Als ob du deren bedürftest!

Von wem nähm' ich sie lieber an, als von Ihnen?

Nein, nein! Das hieſse ja wohl, dem Tage ein Licht anzünden. — Auch bist du für solche Thorheiten noch viel zu jung. Das Heiratstiften ist nur Sache für alte, abgelebte Matronen.

Die spitzfindige Miene, die er bei diesen Worten zog, und die unwillige, ärgerliche der Mutter, machten der Tochter so bange, daſs sie auf der Stelle verstummte. Es muſste etwas Unangenehmes zwischen den Eltern vorgefallen seyn, das sie durch ihr Gespräch wieder aufgeregt hatte; und das war ihr auſserordentlich traurig. —

Um's Himmels willen! fing sie an, sobald der Vater hinaus war: was hab' ich gemacht, liebe Mutter?

Ja, der wunderliche, grillenhafte Alte, dein Vater! Wird man je aus ihm klug? — Ich glaube, wenn ich hundert Jahre mit ihm lebte; ich lernt' ihn dennoch nicht aus. — Denke dir nur, was ich gestern, der Witwe wegen, für einen Verdruſs mit ihm hatte!

Der Witwe wegen? — Das ist das Unangenehmste, was Sie mir sagen könnten!

Er fand sie hier wartend, als er aus deinem Hause zurückkam. —

Nicht möglich!

Sie wollte ihm danken, daſs er sie aus ihrer Verlegenheit mit *Horn* gerissen: aber das verbat er, und hörte kaum danach hin; er kam sogleich auf ihren ältesten Kleinen, den er bei dir hatte kennen lernen, und sagte von dem Kinde so viel Liebes und Schönes, daſs er der guten Frau das Herz abgewann, und sie recht munter und zutraulich machte. Er zog sie dann aus einem Gespräch in das andre, und war so zufrieden mit ihr, so zufrieden —

O mein Gott, liebe Mutter! Sie machen mich unaussprechlich neugierig. Sagen Sie mir doch nur dies und jenes, was vorfiel!

Gerne. Wenn ich's nur wieder zusammenbringe! — Von der Wirthschaft ihres Vaters, glaub' ich, war gleich zuerst die Rede; jaja!

Und sie wuſste zu antworten? wuſste Bescheid?

Um Alles. Bis ins Kleinste hinein.

Ah! da begreif' ich. Das wird ihm gefallen haben.

Gar sehr. — Dann kam er auf den plötzlichen Wechsel, da sie durch ihre Heirat, von der Arbeit weg, mitten in lauter Vergnügen versetzt worden; und meinte: dieser Wechsel sei ihr doch wohl äuſserst reizend gewesen? sie hätte wohl für keinen Preis auf's Land zurückgehen mögen?

Sieh den Alten! Da legt' er ihr eine Schlinge.

Ob sie so etwas merkte, oder — Genug, sie ward ganz niedergeschlagen, und versicherte ihm, daſs sie mitten im Wohlleben nie ohne Sehnsucht an das väterliche Haus zurückgedacht habe. Der

Mensch, sagte sie, sei zur Arbeit geschaffen, und nur Arbeit erhalte ihn glücklich; das Vergnügen, wie sie aus eigner Erfahrung wisse, sei nur Würze, und wolle nur als Würze genossen werden: wer es zur Nahrung miſsbrauche, zerstöre seine Gesundheit, und nehme dem Vergnügen selbst allen Reiz. Jetzt, da sie von sich selbst abhange, sei es ihr wieder vergönnt ein thätiges Leben zu führen, und eben jetzt, sobald sie nur von drückenden Sorgen frei sei, führe sie auch wieder ein glückliches Leben.

Schön! herrlich! Das war ihm wie aus der Seele gesprochen.

Damit fiel denn das Gespräch auf ihre Handlungsgeschäfte, in die sie sich schon so hineingearbeitet hatte, so vollkommen Bescheid darum wuſste, daſs er ihr recht groſse Lobsprüche ertheilte. Aber die lehnte ſie alle ab, und gab ſie ihrem Lehrer, wie ſie ihn nannte, deinem Bruder zurück, von dem ſie nun anfing, mit ſo herzlicher Dankbarkeit, mit ſo inniger Rührung zu reden, daſs auch ich und dein Vater nicht wenig davon gerührt wurden. Sie konnte am Ende vor Wehmuth nicht weiter, und muſste ſchweigen.

Aber, liebe Mutter! in dem Allen ſeh' ich noch nicht den mindeſten Anlaſs zu einem Streite.

Der iſt auch gar nicht geweſen.

Nicht? — Aber Sie äuſserten doch — —

Höre nur erſt zu Ende! — Als die Witwe hinweg war, ging dein Vater hier noch eine Weile herum, und ſprach ſehr rühmlich von ihr; und dann auch von deinem Manne, der ſich auf die Menſchen ſehr gut verſtehe, und ihm dieſe wackere Frau zuerſt in dem rechten Lichte gezeigt habe. — Ewig Schade, setzte er hinzu, daſs sie an einen Menschen, wie diesen *Lyk*, hat gerathen müssen, der ihrer so wenig werth war, und der sie sammt ihren Kindern an den Bettelstab hätte bringen können. — Da nutzt' ich denn die Gelegenheit, und fing an: Was meinst du, Vater? das wäre so recht für unsern Sohn eine Frau gewesen. Und da sie jetzt Witwe ist; so dächt' ich immer, wir machten ihm einen Antrag darüber: denn sie ist doch noch jung, und es gäbe gewiſs eine recht gute Ehe.

Ah liebe Mutter! das, fürcht' ich, war zu rasch, war zu deutlich.

Freilich wohl! Aber, du lieber Gott! ich sah das Eisen so herrlich glühen, daſs ich's für Sünde gehalten hätte, nicht zum Hammer zu greifen und ein wenig zu schmieden.

Ja, wenn nur nicht die Funken umherflögen! Es ist so eine Sache damit. — Aber was hatt' er denn gegen die Heirat? Was bracht' er denn vor?

Das! sagte Madam *Stark*, und fuhr mit der flachen Hand über den Theetisch.

Wie? Er antwortete nicht?

Kein Sterbenswörtchen. Aber *da*für sah er mich an — du weiſst, wie er einen ansehen kann! — mit einem paar Augen! — Ich dachte Wunder, was jetzt herauskommen würde; aber nichts! nicht ein Laut! Er zog mir nur ein saures, äuſserstsaures Gesicht, und ging mit Kopfschütteln davon.

Das ist doch seltsam, sehr seltsam. Was gäb' ich darum, daſs er gesprochen hätte!

Abends bei Tisch kam denn so etwas hervor. Da war er wieder in seiner gewöhnlichen Laune, und schwatzte von der Thorheit des Heiratsſtiftens, wobei des Danks so wenig und des Undanks so viel zu gewinnen stehe, und von alten Mütterchen, denen ihr eigenes Liebesfeuer ausgegangen wäre, und die so gern ein fremdes anzündeten, um sich daran zu wärmen und an die eignen bessern Tage dabei zurückzudenken; kurz, so ärgerliches und spitzfindiges Zeug, daſs ich's machte, wie er, und ihm *auch* ein recht saures Gesicht zog, und *auch* mit Kopfschütteln davonging.

Immer gut, liebe Mutter! Immer besser, als wenn Sie gesprochen hätten! — Aber wenn ich doch nur begriffe —!

Und hiemit fingen die Damen an, sich in scharfsinnigen Muthmaſsungen über die eigentliche Ursache zu erschöpfen, warum dem Alten die vorgeschlagene Heirat mit der Witwe so miſsfalle — denn daſs sie ihm miſsfalle, setzten sie als erwiesen voraus. — Waren's etwa die beiden kleinen Kinder der Witwe? Das glaubte die Doctorinn nicht. War's noch ein Rest des alten Vorurtheils gegen sie? Das glaubte Madam *Stark* nicht. Waren's die zu geringen Vermögensumstände der Frau? Das glaubten die Damen alle beide nicht. — Kurz, der Alte war ihnen auch diesmal, wie sonst schon öfter, ein Räthsel.

Als der Doctor hinzukam, wurden diese Muthmaſsungen um noch eine vermehrt. Er sah von der Witwe und ihren Umständen ab, und glaubte, daſs dem Vater nicht sowohl die Heirat miſsfalle, als das Vorschlagen derselben, das Anmahnen und das Bereden dazu. Er will gewiſs, sagte er, daſs der Bruder völlig frei, ohne fremden Einfluſs und Antrieb handeln, und eine Wahl ganz nach seinem eigenen Herzen treffen soll. — Hätte der Doctor noch hinzugesetzt: daſs vielleicht das Kopfschütteln des Alten weniger der Witwe, als dem Sohne, gegolten, und daſs seiner geäuſserten Unzufriedenheit wohl nicht so sehr Miſsbilligung jener, als Miſstrauen gegen diesen, zum Grunde gelegen; so hätt' er vermuthlich, statt der halben, die volle Wahrheit getroffen. Der Alte konnt' es für möglich halten, daſs der Sohn sich zu dieser Heirat bereden lieſse, aber zugleich nach seinem Charakter für wahrscheinlich, daſs er in der Folge diesen Schritt bereute, und dann seine Ehe unglücklich würde. —

Auf dem Heimwege wurden Doctor und Doctorinn einig, daſs der Bruder nur das vortheilhafte Urtheil des Vaters von der Witwe, nicht den kleinen Vorfall mit der Mutter, erfahren müsse. Sein Muth, wie beide sehr richtig urtheilten, war eher zu stärken als niederzuschlagen. Übrigens, da jetzt Alles erschöpft war, was zur Vorbereitung eines guten Ausganges nur immer geschehen konnte; so hielten sie es für nothwendig, daſs der Bruder ein Ende machte, und so bald als möglich dem Vater vor Augen träte.

XXXIV.

Gleich am folgenden Tage kam Herr *Stark* angeblich wieder zur Stadt, und lieſs gegen Abend durch Monsieur *Schlicht* den Vater fragen, ob er so glücklich seyn könne ihn ohne Zeugen zu sprechen. Er ward augenblicklich angenommen, und fand das Wort des Doctors bestätigt: daſs wenn er jetzt dem Vater vor Augen träte, er einen ganz andern Blick von ihm sehen, wenn er jetzt mit ihm redete, einen ganz andern Ton von ihm hören würde. Der Empfang war bei allem Ernste so gütig, und die Frage: welche Wirkung in der nicht mehr angenehmen Jahreszeit die Landluſt auf ihn gehabt habe, ward mit so vieler Theilnahme vorgebracht, daſs die Ängstlichkeit des Sohnes sich um ein Groſses verminderte.

Um sein Herz noch mehr zu erleichtern, trat er sogleich auf den Vater zu, und fing eine Bitte um Verzeihung alles Vorgefallenen an, die aber der Vater großmüthig genug war ihn nicht vollenden zu lassen. — Hast du, fiel er ihm in die Rede, mit deinem Schwager gesprochen? Hat er dir meine Absichten mit dir entdeckt?

Ja, mein Vater.

Und deine Meinung darüber? —

Ich habe für meine Erkenntlichkeit keine Worte. — Er ergriff die Hand des Alten, und küßte sie ihm mit eben so viel Ehrerbietung, als Rührung.

Hast du auch die Bedingungen erfahren, die ich dir mache?

Ich werde sie heilig erfüllen. Nicht bloß als Ihre Befehle, auch als Wünsche meines eigenen Herzens. Thätig zu werden,

den, ist jetzt mein einziger Trieb. — Und da mich Ihre Einsicht, Ihr väterlicher Rath, wie ich hoffe, bei jedem wichtigern Schritte leiten wird; so verspreche ich mir den besten, glücklichsten Erfolg meiner Bemühungen. Es wird mein eifrigstes Bestreben, mein Stolz, meine höchste Zufriedenheit seyn, Ihnen Freude zu machen.

Die werd' ich haben, wenn es dir wohlgeht. — Aber warum erwähnst du einer der Hauptbedingungen nicht, deiner Heirat? — Hast du noch keine Wahl getroffen?

Mit der gewöhnlichen Schüchternheit, womit Fragen dieser Art pflegen beantwortet zu werden, sagte der Sohn: Ich habe.

Kenn' ich deine Geliebte?

Mit noch gröſserer Schüchternheit brachte er die Antwort hervor: Seit Kursam. — Aber äuſserst schnell flossen ihm auf einmal die Worte, als er anfing die Tugenden seiner Geliebten zu preisen, und auf die Bosheit gewisser Elenden zu schelten, deren tückischen, giftigen Pfeilen auch die reinste unbefleckteste Tugend nicht entgehe.

Diese Vorrede, sagte der Alte, könnte mir bange machen. — Ich bitte um den Namen deiner Geliebten.

Es half dem Sohne nichts, daſs er den Namen der Witwe nur mit ganz leiser, gedämpfter Stimme aussprach. Er war genöthigt, ihn desto lauter zu wiederholen.

Also die! sagte der Alte ernsthaft, indem er mehrere Schritte umherging: die Witwe! — Ist das bloſs Nachricht, die du mir giebst; oder — —

Es ist Vortrag meines innigsten, herzlichsten Wunsches, für den ich um Ihren gütigen Beifall, um Ihre väterliche Bestätigung bitte.

Unter Euch selbst, hoff' ich, ist doch schon Alles ausgemacht? Ihr seid einig? —

Wie freute sich jetzt der Sohn, dem Rathe seines Schwagers gefolgt zu seyn! und dem Vater mit voller Wahrheit betheuren zu können: auch nicht das erste Wort von Liebe sei zwischen ihm und der Witwe gewechselt worden; auch nicht einmal vorläufig, unter vorausgesetzter Zustimmung des Vaters.

Um so besser! sagte der Alte. So braucht nichts erst zurückzugehen.

Zurückzugehen, mein Vater? — Sollt' es denn das? Müsst' es denn das?

Ich sehe den Gang, den diese Liebe genommen, ganz deutlich. Du hast an der Witwe mit einer Rechtschaffenheit, einem Edelmuthe gehandelt, wovon dein

Herz dir das Zeugniſs giebt, daſs sie dir zur Ehre, zur gröſsten Ehre gereichen. So ist natürlich ihr Anblick dir werth geworden; denn er erinnert dich an die beste That deines Lebens: aber eigentliche herzliche Leidenschaft, eigentliche innige Liebe, die bis in das Alter ausdauren, und dich für Alles entschädigen könnte, was du ihrentwegen entbehren und aufopfern müſstest — nein, mein Sohn! die kann ich hier unmöglich voraussetzen; unmöglich!

Warum unmöglich, mein Vater? — Und was müſst' ich denn ihrentwegen entbehren? Was müſst' ich ihr aufopfern? — Ich sehe nichts.

Ist dir der Reichthum nichts, den so manche Andre dir zubringen würde? — Die Witwe an sich selbst ist ohne Vermögen.

Wahr! aber — —

Was von den armseligen Trümmern des ehemaligen *Lykischen* Reichthums auf ihr Theil kömmt; ist nach unsern Rechten die Hälfte. Wie viele der Fonds, die ich aus der Handlung herauszuziehen vielleicht gezwungen bin, glaubst du damit decken zu können?

Ich werde mich einschränken, mein Vater. Ich werde die Handlung so viel als nöthig, und mein Hauswesen auf's äuſserste einschränken. Ich werde im höchsten Grade sparsam und thätig werden.

Gut! Aber das Alles, wirst du am Ende fragen, und muſs jetzt *ich* fragen: für wen? — Für eine Frau, die schon jetzt nicht die jüngste mehr ist, und von deren Schönheit vielleicht nach wenig Jahren kaum noch einzelne Spuren da sind.

Iſt's denn ihre Schönheit, auf die ich ſehe? — Gott iſt mein Zeuge! noch hab' ich ſie mit keiner andern verglichen. Was mich gerührt und mich ihr auf ewig gewonnen hat, ſind die Tugenden, die ſie in ſo mancher traurigen, prüfenden Lage bewieſen, und von denen ich Monate lang ein naher, glücklicher Zeuge geweſen.

Der Alte ging von neuem umher, und ſchwieg. — Sie hat Kinder, fing er dann wieder an.

Die vermehren meine Liebe zu ihr. Es ſind ein paar Engel. —

Aber Engel, die Bedürfniſſe haben. — Laſs das Wenige, was aus der Verlaſſenſchaft des Vaters für ſie übrig bleibt, durch Zufälle ſchwinden; ſo haben dich dieſe Kinder Vater genannt, und du wirſt verpflichtet ſeyn als Vater für ſie zu ſorgen.

Das werd' ich gewiſs, und werd' es mit Freuden.

Mit Freuden? — Was du ihnen zuwendest, werden deine eigenen Kinder verlieren. An fremdes Blut wirst du thörichter Weise wegwerfen, was deinem eigenen zu Gute kommen könnte. — Ich bitte dich: wie kannst du einen solchen Gedanken nur fassen? ihm nur einen Augenblick Raum bei dir geben?

Der Sohn kannte den Vater zu gut, um nicht äuſserst betroffen zu werden. — Sie reden da nicht aus Ihrer eigenen Seele, mein Vater; unmöglich! —

Was heiſst das? Aus welcher, als aus seiner eigenen, kann man reden?

Sie schaffen Sich eine fremde, enge, äuſserst beschränkte Seele, die Sie mir als die meinige leihen. Aus ihr nehmen Sie das, womit Sie mich zu verwirren oder zu überzeugen glauben. — Ich sehe, ich habe Ihre Achtung ganz, und habe sie auf immer verloren. Ich werde meinen eigenen Weg gehen müssen. Ich will es. — Mein einziger Wunsch zu Gott ist — indem er die Hände mit Kraft in einander faltete — daſs Sie noch lange, lange leben, und noch mit eigenen Augen sehen, wie sehr Sie Sich in mir irrten, wie sehr Sie mir Unrecht thaten. — Er wandte sich von dem Vater ab gegen das Fenster mit einem ganz zerrütteten, von den widrigsten Empfindungen zerrissenen Herzen.

Mehr, als einen solchen Beweis seiner Gesinnung und der gänzlichen Umwandlung seines Charakters, konnte der Vater nicht fordern. — Nach einer tiefen, feierlichen Stille, worin er dem Sohne Zeit lieſs sich wieder zu sammeln, rief er ihn sanft bei seinem Vornamen: *Karl!*

Durch das Weiche, Zitternde dieses Tones fühlte sich der Sohn gleichsam unwillkürlich herumgerissen. Wie ward ihm, als er den guten, ehrwürdigen Alten dastehen sah, die Augen mit Thränen gefüllt, und die Vaterarme weit gegen ihn offen haltend! *Karl!* rief der Alte noch einmal: warum hast du dich mir so lange verborgen? — Und nun stürzte der Sohn, von Empfindung überwältigt, obgleich noch ungewiſs was er zu hoffen habe, auf den Vater zu, ergriff mit beiden Händen eine der seinigen, und bedeckte sie ihm mit Küssen.

Willst du, sagte der Alte, in dieser schönen, uns beiden gewiſs unvergeſslichen Stunde, mir schwören, mir heilig schwören, daſs du nie anders denken willst, als du dich jetzt erklärt hast? daſs du nie, auch nicht im Innersten deines

Herzens, der guten *Lyk* ihren Mangel an Vermögen oder ihre Kinder vorwerfen willst? daſs du Liebe und Tugend ihr für mehr als alles Vermögen anrechnen, und ihre Kinder stets so ansehen willst, als ob sie die deinigen wären? —

Der Sohn war nicht bloſs gerührt, er war erschüttert. — Ich will, ich will! stammelte er, und vermogte kein Wort weiter hervorzubringen.

Ich nehme deine Rührung für Eidschwur. — Und nun warf er die eine Hand ihm auf die Schulter, zog ihn an sich, und küſste ihn wiederholt und von Herzen. — Wegen der Art, wie ich dich setze, verlaſs dich auf mich; ich bin kein ungroſsmüthiger Vater: und so nimm mein Haus und meine Handlung hin, und obendrein — meinen zärtlichen Vatersegen zu deiner Liebe! —

Ein ſo raſcher und ſo mannichfaltiger Wechſel der Gefühle war mehr, als das Herz des Sohnes ertrug. Statt dem Vater zu danken, wankte er rückwärts, um einen Stuhl zu gewinnen, auf den er ſich halb athemlos hinwarf. Ein plötzlich hervorbrechender Strom von Thränen erleichterte ihn; während der Alte, der ſich neben ihm ſetzte und ihm ſelbst ſeine Thränen trocknen half, ihm unablässig zuredete: Laſs doch! laſs! Sei ein Mann! Trockne ab, lieber *Karl!* Wir müſſen ja wahrlich zu deiner Mutter, um ihr Theil an unſrer Freude zu geben. — Wer weiſs, wie lange und wie ungeduldig ſie unſer ſchon wartet? — Und wenn mich nicht Alles täuſcht; ſo finden wir dort noch zwei Andre, die unſer beider Erſcheinung mit Sehnſucht entgegenharren.

XXXV.

Wirklich hatten sich bei der Mutter auch der Doctor und die Doctorinn eingeſunden, um von dem Ausgange der Unterredung, von der sie wuſsten daſs sie vorfallen würde, desto eher unterrichtet zu seyn. Wie gespannt ihre Erwartung war, läſst sich aus dem groſsen Antheil, den sie bisher an dem Bruder genommen, und aus der mannichfaltigen Mühe, die sie sich seinetwegen gegeben hatten, ermessen. Sie glaubten überwiegende Gründe zu haben, den besten Ausgang zu hoffen; und doch lieſsen sie, eben wegen der Gröſse ihres Interesse, sich ein wenig in die Furcht und Ängstlichkeit der Mutter hineinziehen, die, weil *ihr* Interesse das noch gröſsere, noch lebhaftere war, nichts als traurige Ahnungen hatte. —

Desto angenehmer war für Alle die Überraschung, als jetzt der Vater in Gesellschaft des Sohnes hereintrat, und ihnen sogleich durch sein Lächeln seine Zufriedenheit, durch seine feuchten, gerötheten Augen seine Rührung verrieth. Er hielt den Sohn an der Hand, der sein Gesicht noch mit dem Tuche verdeckte, und führte ihn der Alten mit den Worten zu: Hier, liebe Mutter! hier bring' ich dir einen guten, einen würdigen Sohn, der auf dein Alter Bedacht nimmt, und dich von den Wirthschaftsorgen befreien will, die dir schon lange zu lästig fielen. Er will sie einer jungen, wackern Frau übertragen, die er dich bittet zur Tochter anzunehmen, und deinen Muttersegen über seine Liebe zu sprechen. — Errathen wirst du wohl seine Wahl nimmermehr; — und du gewiſs auch nicht, indem er ſich gegen die Tochter umwandte, und beide zwar anlächelte, aber ihnen zugleich mit dem Finger drohte.

Der Sohn konnte unter den Segensſwünſchen der Mutter, und den Antheilsbezeugungen der Schweſter und des Schwagers ſeine Augen ſo bald nicht trocknen. — Alle vereinigten ſich endlich, dem Vater zu danken und ihm zu liebkoſen, der ſie der Reihe nach küſste, aber in ſeine gewöhnliche muntre Laune für dieſen Abend nicht wieder hineinkam. Die Empfindungen, die bei der Unterredung mit dem Sohne ihn tief durchdrungen hatten, waren von zu ernſthafter Natur geweſen, als daſs er ſogleich wieder zu den muthwilligen kleinen Scherzen hätte zurückkehren können, womit er ſonſt ſeine Geſpräche zu würzen pflegte.

Er lieſs es ſich nicht nehmen, am folgenden Tage in eigner Person den Freiwerber seines Sohnes zu machen. — Ob Madam *Lyk* von diesem Besuche angenehm oder unangenehm überrascht war; ob sie eine bejahende oder verneinende Antwort gab? wird wohl niemand erst fragen. — Die Ehe ward eine der glücklichsten in der Stadt. Die Familie hing, jedes Glied mit jedem, durch die zärtlichste Liebe zusammen. Herr *Stark* erfreute sich, bis in's höchste Alter hinauf, des Wohlstandes und der vollkommenen Eintracht aller der Seinigen, und genoſs das süſse, kaum mehr gehoffte Glück, Enkel an seine Brust zu drücken, die nicht bloſs seines Bluts waren, sondern auch seinen Namen trugen.

ENDE.

NACHSCHRIFT
DES HERAUSGEBERS.

Dies meisterhafte „Charaktergemälde, „Herr Lorenz Stark," erschien 1801 zum erstenmal gedruckt; nehmlich vollständig. Proben davon standen früher in der Zeitschrift *die Horen.*

Mit dem gegenwärtigen 12ten Bande ist die *Sammlung von Engels Schriften beendigt:* als Ausgabe der sämmtlichen Werke, aus der letzten

Hand des Verfaſſers, von ihm selbst angefangen, und ganz nach seinem Plane und seiner Anordnung fortgesetzt, durch den von ihm gewählten Besorger (man s. die Nachschrift zu Bd 6). Zur Ehre Deutschlands darf man hoffen, daſs noch lange die wichtigen und reizenden Gegenstände, der treffende Blick, die glückliche Erfindung in Entwickelung und Einkleidung, der durchaus edle Geist und Sinn, der heitere feine Ton, die korrekte Sprache, die ganze seltene Vereinigung des philosophischen und des dichterischen Talents, gefühlten Genuſs und reiche Belehrung darbieten werden.

Die Titelblätter der Bände zeigen

die *Brustbilder* berühmter alter Griechen und Römer, deren Werke und Namen sich zu dem Inhalt der einzelnen Theile schicken. Dem letzten Bande hat man das *Bildniſs des Verfassers* selbst vorsetzen wollen, der in dieser schönen Reihe interessanter Werke sich als Moralist, Kritiker, Pädagog, Philosoph, Kunst- und Sprachforscher, Redner, Dramatiker, Darsteller, immer gleich liebens- und gleich achtungswürdig zeigt. Hr Hofmaler *Weitsch* hat vor einigen Jahren ein groſses Ölgemälde von Engel verfertigt, welches bei der Ausstellung die allgemeinste freudige Bewunderung erregte. Nach demselben hat dieser vortrefliche Künstler die Zeichnung zu dem kleinen Brustbilde entworfen, welches hier in sauberem Stiche geliefert ist.

INHALT
DER ZWÖLF BÄNDE
VON
ENGELS SCHRIFTEN.

Band 1 und 2:

PHILOSOPH FÜR DIE WELT.

Band 3:

FÜRSTENSPIEGEL.

Band 4:

ÄSTHETISCHE SCHRIFTEN. Reden auf die Könige — in der Kunstakademie — über Handlung Gespräch und Erzählung — Schönheit des Einfachen — musikalische Malerei — Grammatik.

Band 5 und 6:

SCHAUSPIELE. Dankbarer Sohn — Edelknabe — Titus — Vermählungstag — Eid und Pflicht — Stratonice — Diamant.

Band 7 und 8:
MIMIK, mit Kupfern.

Band 9 und 10:
PHILOSOPHIE. Logik aus Platon — Gefühlssinn — Licht — allgemeine Begriffe — Kraft — kleine Aufsätze.

Band 11:
POETIK.

Band 12:
HERR LORENZ STARK.

ENDE

DES ZWÖLFTEN UND LETZTEN BANDES.

BERLIN,
GEDRUCKT BEI LOUIS QUIEN.

Mohrenstraſse N° 50.